

Vorbemerkung des Herausgebers.

Als Laube Anfang 1839 seine Konfliktszeit mit den Behörden überstanden hatte und die Muskauer Internierung abgelaufen war, begab er sich länger als ein Jahr mit seiner jungen Frau auf Reisen, um sich als Mensch und als Schriftsteller von der ihm seit dem verhängnisvollen Juli 1834 aufgezwungenen, lähmenden Eintönigkeit der lokalen Umgebung durch eine bunte Fülle wechselnder Weltbilder zu erholen. Das eigentliche Ziel der Reise war Frankreich, und Ende Mai 1839 traf das Ehepaar in der französischen Hauptstadt ein, wo Heine den ihm brieflich Befreundeten mit Ungeduld erwartete und, ehe er selbst nach Granville ins Bad reiste, dem Fremden das Einleben in die ungewohnten Verhältnisse durch Vermittlung mancher Bekanntschaften erleichterte. Zunächst blieb Laube in Paris, um sich in der französischen Sprache zu befestigen und durch eifriges Studium der französischen Geschichte für seine literarischen Entdeckungsfahrten vorzubereiten. Den Plan der „Französischen Lustschlösser" scheint er schon fertig mit auf die Reise genommen zu haben, denn die gleich nach der Ankunft in Paris aufgenommenen Studien waren ebenso zielbewußt, wie die spätere Reiseroute. Versailles, Fontainebleau und St. Germain wurden von Paris aus besucht; der Ausflug nach Fontainebleau fand am 20. bis 22. Juni statt. Im folgenden Monat durchwanderte Laube allein die Normandie und sah hier das am Meer gelegene Lustschloß Eu. Ende Juli wurde die Pariser Wohnung auf dem Boulevard St. Denis aufgegeben, und nun ging die wieder gemeinsame Tour nach dem Süden, wobei Chambord in der Nähe von Orleans und Pau am Fuße der Pyrenäen die weiteren literarischen Stationen im Norden und Süden Frankreichs bildeten. Nach einem Sommeraufenthalt in Bayonne und Biarritz kamen die Reisenden, die Pyrenäen entlang, Anfang September nach Marseille. Von Toulon aus wurde dann ein Ausflug nach Afrika unternommen; zu Pferde, mit der Flinte auf dem Rücken, drang Laube mit seiner Begleiterin von Algier aus bis Blidah vor. So trat das algierische Maurenschloß, die „Kaschba", als Glanzpunkt „Neufrankreichs" in die Reihe der Französischen Lustschlösser. Erst Anfang Dezember traf man überreich an herrlichen Natureindrücken und neuen Lebenserfahrungen wieder in Paris ein,

wo nun unter Heines kundiger Führung dem deutschen Schriftsteller eine Fülle unvergeßlicher Anregungen dargeboten wurde. Anfang Februar 1840 kehrte dann Laube wieder in seine neue Heimat Leipzig zurück, reiste aber schon im März allein nach Muskau. In der Frühjahrseinsamkeit des dortigen Jagdschlosses, wo er nur „mit Hirschen und Säuen" und dem treuen Förster Goltsch verkehrte, verarbeitete er die mitgebrachten historischen Studien zu einem Ganzen. So entstand das dreibändige Werk „Französische Lustschlösser", das bereits im September 1840, mit Illustrationen und Karten ausgestattet und unbeanstandet von der Zensur, bei Hoff in Mannheim erschien und als das frischeste und reichhaltigste der Reisewerke Laubes allgemeine Anerkennung fand. An die Schilderung dieser Lustschlösser knüpft Laube die Charakteristik ihrer fürstlichen Gründer und Besitzer; in dramatisch bewegten Bildern läßt er die glanzvollsten Helden und wuchtigsten Ereignisse der französischen Geschichte auf diesem reizvollen Hintergrunde vorüberziehen. Das Spielerische und Unreife des Reisenovellisten war mit diesem Buche völlig abgestreift; ein fester Blick für alles Gegenständliche, plastische Schilderung, glückliche Naturanschauung, lebendige Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten und dramatische Belebung historischer Situationen, alle diese durch packenden Stil noch erhöhten Vorzüge halten das Buch allenthalben auf der Grenze zwischen Geschichte und historischer Dichtung, und aus der dargebotenen Fülle novellistischer und dramatischer Motive haben sich auch zwei zu selbständigen Gestaltungen ausgewachsen: das Drama „Monaldeschi" und der Roman „Gräfin Chateaubriand". — Laube selbst hat in der Wiener Ausgabe seiner Schriften die drei Bände der „Französischen Lustschlösser" in zwei zusammengezogen und das ganze Werk besonders mit Rücksicht auf seinen politischen Inhalt stark überarbeitet. Dieser Neudruck hat ebenfalls den redigierten endgültigen Text und seine zweibändige Form zugrunde gelegt.

Houben.

Inhalt.

I.

Fontainebleau

1.

Wollt ihr die Leiden der Menschen verstehen, sucht ihre Freuden auf, geht ihren Freuden nach: hinter den goldenen Pforten, neben den kristallenen Fenstern und Spiegeln liegen zusammengeschobene Schatten. Diese dunklen Striche, diese körperlosen Schatten sind nichts Selbständiges, ihr könnt sie nicht fassen und greifen, ihr könnt nicht nach ihnen ausgehen, sie sind nirgends allein. Aber sie schlüpfen auf euren Leib, in eure Taschen, in eure Brust da, wo ihr vorüberwandelt, ohne ihrer zu denken. Die Leiden der französischen Könige, diese Leiden um den Verlust einer Welt, ihr findet sie nicht im volksstolzen Paris, nicht in dieser fraglosen Gleichheit, die in der Straße, im Salon, im Schlosse herrscht, nicht auf dem Grèveplatze, der seit dem Blutregen oft wieder gepflastert ist, ihr findet sie in der gebrochenen Stolzeinsamkeit der französischen Lustschlösser. Da sind die alten selbigen Wälder, der alte selbige Schmuck, da sind die Springbrunnen, die Statuen, die Wappen noch alle, dort ist der Schatten echt, der auf euch schlüpft. Es ist der wahrhaftige Schmerz der Könige von Frankreich.

Es hat ein Maler einst gesagt: Wenn ich einen Menschen malen will, der auf das Schmerzhafteste schluchzt und weint, so male ich sein Gesicht, wie es in vollem Lachen sich aus=

nimmt. Zwei, drei kleiner Striche braucht's dann nur, und es stellt sich das inbrünstigste Elend dar.

Und die Schlösser suchend, finden wir denn auch das Land Frankreich, wir können ihm nicht ausweichen, und es steht uns dann eine Antwort zu auf die Frage: Ist denn ganz Frankreich in Paris? Und zwischen Freuden und Schlössern und mannigfacher Landschaft und Begebenheit entstehen uns die Hauptfiguren der Landesgeschichte heimlicher, vertrauter und inniger als zu Paris, wo sie nur im Putz erscheinen.

Brausendes Paris, wie betäubst du zuerst, wie zerstreust du dann, wie lockst du endlich, wenn man des Abends die Boulevards entlang schreitet! Tausend Gaslichter flimmern und lecken hinauf in die Kronen der Bäume; der Sterne und eines Himmels spottend, dessen niemand gedenkt; lau streicht wie Liebesatem die mäßige Sommerluft; jedes Haus, jedes Haus flimmert im Sonntagsschmucke der prächtigen Waren und Stoffe, die alle verführerisch ausgelegt sind wie die Reize der Nymphe; die Menschheit trödelt und strömt lachend und sicher, und überall hüpft diese Tänzerin unter den Sprachen, dieses eilige, pikante Französisch umher; die Verkäufer unnützen Krams und von Literatur aller Art schreien, die Grisetten, die Kinder der beweglichen Freude, necken, die Gamins treiben ihre Possen, es ist Leben und Glück und sichere Leichtigkeit, wohin man schaut. Glückliches Land, fröhliches Frankreich! denkt man. Aber man ist noch etwas wüst von dem rastlosen, von dem tosenden Treiben, man ist noch fremd und noch empfindlich, man denkt: Eine Fahrt auf das Land, in die stille Provinz soll dir wohltun, man biegt in eine der vielen Straßen ein, die vom Boulevard alle nach der Seine führen. Fontainebleau! Ja, dahin gehen abends um zehn die Postwagen, mit der aufgehenden Sonne ist man am Eingange des berühmten Waldes von Fontainebleau. Man wählt Fontainebleau. Wenn man eine Viertelstunde

abwärts nach der Seine gegangen, und in den sich kreuzenden Straßen etwas irre gegangen ist, da kommen enge Gassen, es wird düsterer, es wird stiller. Auf eine Kirche stößt man, die eng hinter Häusern versteckt ist, man wird gewahr, daß der Mond am Himmel steht und an dieser versteckten Kirche ein prächtiges Portal beleuchtet. Es ist die Kirche des heiligen Eustachius, eines Mannes, der mit dem heiligen Dionysius, Martinus, Antonius, Marcellus und Honorius wichtige Punkte von Paris benennen hilft. Das Heiligenzeichen, das St., ist überall an den Pariser Ecken noch geblieben, die St. Denis, St. Honoré, St. Martin, St. Antoine, St. Marcel sind noch in aller Welt Munde, heilig, heilig! die Leute übersetzen sich das St. hier nicht, wie es die deutschen Besucher tun, St. heißt Saint, was mehr? Wir sprechen viel weniger in Deutschland, und vielleicht deshalb sind die Worte noch nicht so abgegriffen, noch nicht so um den vollen Goldwert gebracht, und beim Worte „heiliger Christ" empfinden wir noch jenen wunderlich gemischten Schauer. Schauer! Das Wort ist unbekannt in Paris, just diese Heiligen-Straßen sind die Hauptschauplätze des Bürgerkrieges, just diese Heiligen-Namen umschließen das Paris der Emeuten, der Barrikaden; von St. Antoine bis zum St. Denis ist stets das Hauptschlachtfeld; aber die Heiligen sind durchaus gleichgültig dabei, nicht einmal der alte Nationalschlachtruf „St. Denys!" kommt als Nationalreiz irgend einem heutigen Kämpfer in den Sinn. Was St. Denis und Montjoie! Das ist alles vergessen, das steht unbekannt hinten in nächtlichem Schatten der Geschichte, man ist modern.

Dergleichen Gedankenschweife bringen in Paris immer zuwege, daß man in lebhaften Straßen gestoßen, getreten, erschreckt, von Wagen und Pferden bedroht wird, und nächtlings in der Gegend von St. Eustache verirrt man sich in dem Gassengedärm und kann in bedenkliche Hände fallen. Gerät man mit der Nachfrage an einen Mann von der echten

alten Bourgeoisie, der in weißen Hemdsärmeln und weißen Pantalons an der Türe steht, o, dann ist man wohl beraten. Paris ist gar reich, und nicht bloß die Stadt der Bewegung, und diese Leute der Bourgeoisie sind auch nicht die Epiciers, nicht die feisten Gewürzkrämer des Constitutionel, nicht die Sprecher der Nationalgarde, sie sind unberührte idyllische Figuren der großen Stadt, der Grundstock und die Garantie, daß ein Paris und ein Frankreich bestehen wird immerdar. Sie sind wie der Meeresgrund dieser Stadt: wenn es auch oben tobt, da unten ist ein gleicher, klarer Wasserstrom, und der Schaum und die Springflut Europas, die Revolutionärs von Profession, welche durch die Straßen dieser Bourgeoisie brausen, sie sind ganz andere Franzosen! Sie sind die bekannten, und das Ausland könnte glauben, die Bourgeoisie existiere gar nicht mehr, alles sei exaltiert, passioniert oder raffiniert. O nein, die Bourgeoisie existiert in der Stille der Häuser und Straßen, und nicht bloß im Quartier latin, in allen Teilen der Stadt. In der Gegend von St. Eustache weist der Bourgeois freundlich-ernsthaft den verirrten Fremden zurecht, und zeigt ihm nebenher die Stelle, wo in diesem Straßengewinde Heinrich IV. zu Schaden kam, als sein Wagen wegen Stockung der Kommunikation halten mußte, als Ravaillac den Moment benützte, auf das Rad des Wagens sprang und dem König das Messer in den Leib stieß. Der Bourgeois zeigt das gern, denn Heinrich IV. ist für den französischen Bourgeois der liebste König. Der heutige Ausdruck „Bürgerkönig" hat eine ganz andere Schattierung, und berührt näher die Spezereihändler und die Materialisten und die Redner der Nationalgarde als den alten Bourgeois. Dieser ist einfacher, ritterlicher, dem Gedächtnisse Heinrichs entsprechender, es fehlen ihm Nachteile und Vorzüge moderner Art, er verehrt das Bild eines ritterlichen Bürgerkönigs, ohne gegen einen modernen Bürgerkönig etwas einzuwenden. Er kennt auch Heinrich IV. nur, wie ihn die Sage über-

liefert hat — mein Gott, wieviel Ewigkeiten sind in Paris zwei Jahrhunderte!

Der Fremde indessen, dem der Bourgeois die Stelle der Mordtat und den Weg auf den Kai der Seine weist, vergißt über dem Andenken an jenen Mord seines Führers, er dankt ihm kaum: hinter ihm liegen die schimmernden Boulevards, hier in den dunklen Gassen stellt sich das Gedächtnis jenes großen Mordes vor ihn, und eben tritt er an die steinernen Ufer der Seine. Da flimmern wieder Lichter, aber stiller, gedämpfter, der Strom trennt, der Menschenlärm ist beschwichtigt, und wenn auch noch Lampenstrahlen neben den Sternen auf dem Wasser schaukeln, das Wasser, ein einiges Element, übt seine elementarische Macht: der bestürmte deutsche Mensch atmet auf und schreitet gedankenfreier über den Pont neuf. Warum? Er ist auf der Brücke, über dem Wasser, im vollen Mondschein, und damit seiner heimatlichen, das heißt der Welt seiner Poesie näher.

Hier auf dem Pont neuf steht die Reiterstatue Heinrichs IV. Die Brücken von Paris sind ein begründeter Stolz dieser Stadt. Als Margarete von Burgund noch in der Tour de Nesle ihre Liebesorgien feierte, als man noch ein Kreuz schlagend am Ufer der Seine entlang schlich, wenn man nächtlicherweile Licht erblickte in diesem schwarzen Gebäude, als noch jedesmal am Morgen nach solcher Nacht die Wellen der Seine den Leichnam eines schönen Edelmannes hinabspülten nach Sèvres zu, damals blühten die Fährleute noch an der Seine, und Kähne trugen von einem Ufer zum andern die Geschäftsleute. Paris hatte noch nicht seine Flaneurs, wie es jetzt seine Schlenderer nennt, die gedankenlos oder Gedanken sammelnd umherstreichen über die Boulevards, über die Kais, über die Brücken. Wie weit dahinten in der Nacht liegt diese Zeit der hauptstädtischen Unschuld! Von Passy bis Bercy, welch ein Diadem von schönen Brücken. Wäre nicht am Eintritt der Seine die Brücke von Bercy, so

bezeichneten die beiden stolzesten und uns verhaßtesten Namen den Gruß und den Abschied der Pariser Seine: die zweite Brücke nämlich, wenn man von Fontainebleau herabgeschwommen kommt, ist die Brücke von Austerlitz, und die letzte, wenn man hinabschwimmt nach St. Cloud und St. Germain, ist die Brücke von Jena. Blücher war über diesen Namen so ergrimmt, — und wer mag's ihm verübeln! — daß er dies schöne Bauwerk in die Luft zu sprengen befahl. Talleyrand, um dies zu verhindern, erklärte, daß er sich lieber selbst darauf stellen, als dies zugeben wollte. Blücher nahm diese rhetorische Form eines Mannes, der die Opfer nicht liebte, wörtlich und erwiderte: Es wird mir sehr angenehm sein. Man sagt, Alexander habe dem Diplomaten diese mißliche Probe erspart.

Auf den Boulevards, wo sie bergig werden, bei dem Tore von St. Denis und St. Martin, und auf einigen Brücken, besonders dem Pont royal und Pont des arts hat Paris einen höchst malerischen Anblick aufgetürmter Steinmassen, und gemahnt mit seinen hohen, giebellosen, schornsteinbesäeten Häusern ganz und gar an stolze Städte des Südens. Wie dunkle Feierlichkeit ruhen stets im Hintergrunde auf der Insel, dem ältesten Paris, die breiten, stumpfen Türme von Notredame. Nachts, auf dem Pont neuf, den Heinrich baute, unter der Bildsäule dieses von aller Welt genannten Henri quatre erregt es lange Gedanken, wenn man hinabblickt auf diese Insel, auf das lateinische Viertel, den geschichtlichen Anfang dieser Stadt, wo jede Spanne Raum ein geschichtliches Faktum erlebt hat. Denn dies ist der Reiz von Paris: alle Tage in neuer Beleuchtung an die Geschichte Europas erinnert zu sein.

War es nötig, denkt man neben dem erzenen Reiter, war es unerläßlich, Heinrich von Bearn, daß du deine protestantische Meinung dahingabst, um mit dem Öle des heiligen Dénis gesalbt zu werden? Denn dies ist das Moment, von

welchem aus die große Entwickelung Frankreichs so krampfhaft, so gewaltsam, so erschütternd für ganz Europa wurde. Das Temperament eines jungen Mannes, der in den Pyrenäen Raubvögel schoß, der Eindruck, den sein Lehrer des Breviers auf ihn machte, vielleicht eine einzelne Erinnerung an eine geheimnisvolle Stunde im Pyrenäentale, dies bestimmte den Gang europäischer Geschichte in unermeßliche Fernen der Zukunft hin.

Warst du ein hartnäckiger Huguenot, Heinrich, wie mancher deutsche Wanderer käme nimmer zu dir auf den Pont neuf, denn dein Mangel an Hartnäckigkeit, dein leichter Sinn hat Frankreich und Frankreichs größte Gedanken zu uns tief in die nordischen Kieferwälder, und uns so zahlreich nach Paris gebracht.

Dies ist Paris: ein halbstündiger Weg von den Boulevards bis an die erste Straße jenseits der Seine ist in einer halben Stunde nicht zu beschreiben, überall muß man stille stehen und betrachten und bedenken.

Jenseits des Pont neuf beginnt eine ganz andere Stadt: der Luxus des fashionablen Paris verschwindet, die Cafés führen kein Eis, und wer Wohnungen und Einkäufe sucht, der findet die Preise bescheidener. In einem kleinen Hofe der Rue Dauphine besteigt man die Kutsche, die allnächtlich nach Fontainebleau rollt. An den Kais nach Südosten zu geht eine Zeitlang der Weg dahin, man sieht das kleine stille Totenhaus am Ufer, die Morgue, diesen so nützlichen und so schrecklichen Gasthof der Toten, dieses Rendezvous der Leichenromantik. Dies kleine großstädtische Etablissement, diese Adresse der Toten trägt gewiß mit Schuld, daß die französische Romantik mitunter so grauenvoll geworden ist. Ein Publikum, das hier täglich in der Wirklichkeit einen schrecklichen Romanschluß aufsuchen kann, verbraucht im erfundenen Romane die stärksten Überraschungen. Anfangs ist die Morgue nur für die Opfer der Seine gewesen. Wenn

jemand vermißt wurde, sah man in der Morgue nach, ob er im Flusse verunglückt sei. Seit es aber in Paris so zahlreiche Gelegenheit gibt, zu verunglücken, hat die Seine ihre Hauptrolle eingebüßt, und bei großen Totenfesten, bei Emeuten und Revolutionen ist dies kleine Haus ein gar besuchtes Schlußtheater, man macht Queue wie vor der italienischen Oper, um von einer Todesgewißheit überrascht zu werden. Es ist ein kleines Haus des bloßen und des entsetzlichen Schreckens, und der Mann, welcher neben dem Leichenzimmer wohnt, stets neuer Kunden gewärtig, versieht sein Amt ruhig und kaltblütig wie der Paßkommissarius, liebt und haßt wie jeder andere, ißt und trinkt, kann überrascht werden durch seine Geliebte, durch sein Kind, bleibt ein Mensch. Das alles kann der Mensch!

So denkend ist man tief hineingeraten in das kleine Gekrös des lateinischen Quartiers, wo alle Straßen noch eng, als läge die Stadt im tiefsten Süden, wo, ganz ursprünglich parisisch, jeder Rinnstein noch mitten durch die Straße läuft, wo jenes ewige Kottalent Pariser Gassen in stiller Feuchte gedeiht, um deswillen die Römer den Ort Lutetiae genannt hätten. Der Erdboden von Paris ist offenbar ein leiblicher Vetter vom Hallischen: ein leichter Sprühregen genügt für Paris wie für Halle, jene echteste Maria-Farina-Mischung zu erzeugen, welche man Straßenkot nennt. Aber dieses enge Quartier der Lateiner hat etwas Zutrauliches. In vielen abgelegenen Straßen von Paris ist man jetzt des Lebens, wenigstens der Uhr und Börse nicht mehr sicher, dergleichen fällt alle Wochen vor, und der Engländer reist um deswillen nicht mehr nach den Appenninen. Die Zufriedenen nennen das ein unvermeidliches Übel der großen Stadt, oder eine Folge der neumodisch sozialen Theorien, welche die Begriffe über das Eigentum verwirrt hätten; die Unzufriedenen schieben es auf schlechte Polizei und Regierung, und beschwören, daß unter dem nächsten Regimente all solche Bedürftigkeit auf-

hören werde. Je größer die Stadt wird, desto mehr Erklärungstheorien werden nötig sein: man vergißt, daß Paris bereits so viel Menschen auf einem Haufen besitzt, wie ein deutsches Königreich dritter Klasse auf so und so viel Quadratmeilen, und hier auf dem Haufen sind's eitel rasche, heftige, heftig-begehrende Franzosen.

Das alles gilt nicht vom lateinischen Quartiere, da ist man bedürftig, aber ehrlich, es ist Atmosphäre der Wissenschaften, und wo eine solche weht, da gibt es wohl Mangel, aber selten Gewaltsamkeit. Die Wissenschaft wirkt ehrlich auch auf den Zuschauer, der nichts weiß; er sieht Schätze anderer Welt vor sich, das hebt ihn, anderer Geltung, anderen Kurses wenigstens, das entringt ihm den Maßstab des ordinären Tages und Besitzes. — Aber jenseits Latiums in Paris kommen noch weite, wüste Strecken der Stadt, das Café ist schon lange zum Estaminet gesunken, nun sinkt es zum Kabarett, zur einsamen Kneipe, die Stadt dauert so lange, daß man ihrer in dieser gleichgültigen Ausdehnung satt wird und die Barrière herbeiwünscht. Hier ist denn gewiß eine Promenade nächtlicher Frist nicht ohne Gefahr, und die freie Landstraße dürfte sicherer sein, als solch ein ödes Pariser Viertel. Hat doch hier eine Diligence etwas von einem Räuber-Rendezvous: alle Augenblicke tritt ein Blusenmann — in Paris der gefürchtetste Name — aus einem Winkel hervor, winkt und fesselt damit die Pferde, und steigt auf die Wagendecke hinauf, welche sie — pathetisch oder spöttisch? — die Imperiale nennen. Den Gedanken an Herrn von Nagler, das verblichene Bild eines blinden Passagiers, vergißt man schon im lateinischen Quartiere, denn fast jeder Gewürzladen scheint ein Bureau zu sein, das einen oder mehrere Passagiere aufbewahrt und nun eiligst aufhockt. Draußen unweit der Barrière übersteigt das die ausschweifendste deutsche Phantasie von blinden Passagieren, die Blusen fallen wie Heuschrecken schwarmweise an die Riemen des Verdecks und kriechen auf

die Imperiale. Es gibt ein Sprichwort: Paris ist der Himmel für die Frauen, das Fegfeuer für die Männer und die Hölle für die Pferde. Das Sprichwort gilt für ganz Frankreich.

Endlich erscheint die Barrière, aber deshalb noch nicht die geräuschlosere deutsche Chaussee, nach welcher sich ein deutsches Ohr und Nervensystem sehnt, denn der Pariser Eindruck ist zuerst Getöse und Getöse, und eben um dieses Getöse einmal los zu werden, geht der Deutsche in den ersten Tagen nach Fontainebleau. Aber was er vielleicht auf der Reise bis Paris nicht bemerkt hat, dessen wird er jetzt mit Schrecken inne, daß nämlich die meisten französischen Heer- und Landstraßen gepflastert sind wie die Straße der Stadt. Deutsche Chaussee kannte man lange gar nicht: wo nicht Pflaster war, da war nur unsicherer Feldweg, und der inkomfortable Franzos ist imstande, unsere sanften Chausseen gar nicht als ordentliche Straßen anzuerkennen, weil seine viereckigen Pflastersteine und der ununterbrochen harte Spektakel fehlen. Daß man schreien muß wie in Paris, um eine Unterhaltung zu führen, daß man Nerven hat, bemerkt er gar nicht, und das englische Wort Komfort, das deutsche Behaglichkeit übersetzt er mit „Divertissement“. Neurer Zeit haben sich denn in manchen Provinzen auch unsere Chausseen eingestellt, eine außerordentliche Annehmlichkeit zu dem Reichtume an Heerstraßen, den Frankreich besitzt.

Endlich weht die frische Luft des freien Feldes ins Coupé, dieser sättigende getränkte Dunstkreis von Paris — man hat bekanntlich in Paris weniger Hunger als anderswo — liegt unten im Seinetale. Was ist das? Hundegebell, hohe Mauerschatten bei der unsichern Nachtbeleuchtung? Da schläft abgesondert le Bicètre, dies Haus, oder richtiger diese kleine Stadt, wo soviel Unglückliche wohnen. Sie sind ausgestoßen aus dem Lebensmittelpunkte der Welt, aber sie haben frische Luft und einen ruhigen Schlaf vor Wagengerassel. Gott gebe ihnen ein gut Gewissen dazu, und mancher Pariser

kann sie beneiden. Wie deutsch! Gut und schlecht Gewissen stärkt und frißt nur in Deutschland, der Pariser hat keine Zeit dazu. Ganz ernstlich, der Lärm ist viel zu groß, des Geschäfts und Geredes ist zuviel, als daß jemand Zeit und Anlage hätte für dies stille Institut, das man in Deutschland Gewissen nennt. Es ist durchaus französische Art, darauf hinzuarbeiten, daß ein artiges, meist nur ein artiges Vermögen es möglich macht, sich zurückzuziehen, und von der Rente zu leben. Deshalb arbeitet, schafft und rafft der Franzose bis in die vierziger Jahre so rastlos, so blind, so geradeaus, daß man sich nur beim Rentier nach dem erkundigen könnte, was wir Gewissen nennen. Der Rentier aber tut nichts mehr, nichts Gutes, nichts Schlechtes, er hat sich selbst absolviert. Kurz, es läßt sich da nirgends ein Gewissen anbringen. — Die Überzeugung nimmt man übrigens mit aus Paris, daß vielleicht in keinem Ort der Welt so unermüdlich gearbeitet wird, als in dieser Stadt des leichten Sinnes und des Vergnügens.

2.

Ich erwachte mit der aufgehenden Sonne, die auf den grünen Wald von Fontainebleau fiel. Mit hohen Bäumen, wie eine bestellte grüne Mauer sondert er sich vom Felde und von der übrigen Landschaft. Es ist dies dieselbe Stelle, wo einst die Hofleute Franz I. dem deutschen Kaiser Karl V. entgegenzogen in phantastischen Götter- und Nymphenkleidern, was sich diesem gesetzten Manne gegenüber töricht genug ausnimmt; dieselbe Stelle, bis wohin Napoleon 1804 dem Papste entgegenfuhr. Am sogenannten Kreuze des Saint-Hérem hob er den heiligen Vater in seine Karrosse, setzte ihn zu seiner Rechten und begann nun jene langen Unterredungen, denen zunächst eine Krönung in Notredame und später eine Haft in Fontainebleau folgte. Das erstemal, 1804, war es

tiefer Herbst, Novemberwetter, aber die Zeit war grün für den heiligen Vater, ein Kaisertumskandidat, der die Kirche anrief, saß neben ihm. Das zweitemal, 1812, war es warmer Juni, aber der Papst war schon drei Jahre lang von Ort zu Ort geschleppt worden, vom Vatikan nach Florenz, von Florenz nach Turin, von Turin nach Dijon, von Dijon nach Savona, und von da kam er, ein alter, leidender Mann, in diesen Wald des Nordens, und ein Gendarmen-Oberst saß diesmal an seiner Seite.

Solchergestalt eilen geschichtliche Szenen dem Besucher Fontainebleaus entgegen, man erwehrt sich ihrer kaum, um unbefangen zu sehen, wie denn dieser Ort in seiner einfachen Wirklichkeit beschaffen sei. Die Straße ist majestätisch breit, wie alle französischen Landstraßen, die Buchen und Eichen, besonders die Buchen, sind stattlich hoch, ich war des schönsten Waldes gewärtig und voller Freude über die Morgensonne, die so günstig ihre Lichter und Strahlen warf in die licht- und dunkelgrünen Schatten. Ein Linienregiment kam dahergezogen, ohne Sang und Klang, aber in jener bequemen Manier des Militärs in Frankreich, die uns anfänglich auffällt, und nach wenig Monaten natürlich und passend erscheint für anstellige Leute. Die blitzenden Bajonette, die lichtgrauen Überröcke, die roten Hosen, der gallische Hahn auf den Tschakos, groß und gelb schimmernd, nahmen sich malerisch aus auf dem dunklen Waldesgrunde. Als dies Zwischenspiel vorüber war, trat die Waldesstille ein. Die Waldesstille? Ich wußte mir's nicht zu sagen, es war totenstill, aber nicht still wie in unseren Wäldern, wo man immer ein leises Gebären der Schöpfung zu hören glaubt, nein, hier war es totenstill. Das Terrain wurde hügelig, man sah bauschige, bewachsene Täler und ferne Hügelzüge, immer bewachsen und hie und da mit Steinblöcken bedeckt. Ich erinnerte mich, daß der Wald sieben bis acht Lieues im Umfange haben soll, und freute mich auf diese seltene Erscheinung in Frankreich,

wo man Wälder für das Gegenteil von Zivilisation hält und Waldeinsamkeit für Leere und Langeweile.

Sieben bis acht Lieues sagen die Leute in Fontainebleau; die offiziellen Beschreiber, deren Zahl gedruckt wird, sagen fünfundzwanzig Lieues, alles von Büschen dazu rechnend, was sich nah oder fern findet. Sie berufen sich aber auf die Grenzpflöcke, 1050 an der Zahl, die unter Ludwig XIV. ringsum gesetzt worden sind.

Es geht bergab, und die Häuser von Fontainebleau erscheinen, immer voraus die Zollstätten, l'Octroi, wodurch jede größere Stadt ihren Zutritt prosaisch macht. Der Ort, ziemlich ausgedehnt und von achttausend Menschen bewohnt, die breiten Platz haben, erschien leer und tot. Aber es war noch früher Morgen, das konnte sich ändern. Ich nahm ein Kabriolett, um mich wieder hinausführen zu lassen auf all die berühmten Kreuzwege — Carrefours — Jagdrendezvous und Waldplätze, denen dieser und jener König den Namen gegeben. Vom Schlosse bemerkte ich nichts. Es liegt mit dem Orte in einer breiten Waldestiefe, und wenn man nicht zufällig die Eisengitterseite des Hofes gewinnt, welcher „Hof des weißen Rosses" heißt, so wird man des Schlosses nicht gewahr. Es präsentiert sich nirgends, selbst dann nicht, wenn man es gesucht und gefunden, und wenn man nach einem Hauptanblicke ausgeht. Kokett oder schüchtern oder ungeschickt zeigt es immer nur Seiten und Stücke.

Der Reiz des Waldes ist für den Einsamen, er läßt sich nicht zeigen wie eine Merkwürdigkeit, er läßt sich nur finden, und jeder findet einen anderen. Dafür ist der Franzose und die französische Sprache nicht gemacht. Jener betrachtet alles unter vorausbestimmten Kategorien und ist darum ein Held der Bureaukratie, der Zentralisation — diese hat nur für Fertiges eine Bezeichnung, Neues, was nicht unter ihren Händen ergrauen kann, verdirbt sie, denn sie hilft nicht schaffen, sie hilft nur bezeichnen, und, im Herzen prosaisch,

hilft sie nur prosaisch bezeichnen. Allerdings bezeichnet sie aber auch aus diesem Grunde, wie ihre Tante, die lateinische Sprache, unzweideutiger, als sonst eine Sprache. Das Jus dort, die Diplomatie hier sind wohlgeborene Kinder. — Aber wie nimmt sich diese französische Art aus, wenn sie sich in die poetischen Bereiche eindrängt, wo eben der Reiz im Unberechneten ruht, wenn sie sich zu Kabriolett mit euch in den Wald begibt, und bald hier vor einem Baume still hält, bald dort vor einem Steinhaufen, stattlich rezitierend: dies ist das Bukett des Königs, jenes ist der weinende Felsen!

In der ersten Viertelstunde nämlich von Fontainebleau aus bewahrt der Wald das stattliche Ansehen, das hohe Buchen gewähren, und einer der schönsten Bäume, der sich frei aufschießend oberwärts in zwei Stämme teilt, heißt denn das Bukett des Königs. Bald dahinter bemerkt man, daß die Figuren hohen Holzes nur auf der Pariser Seite noch streckenweise vorherrschend sind, daß nach den andern Gegenden hin weit, weit überwiegend höheres oder niederes Strauchholz den Wald bildet. In den Jahren 1793 und 1794 hat Paris maßlos in Fontainebleau schlagen lassen. Dieses Faßreifenholz beugte meinen Mut gar sehr danieder, und ich bemerkte nun auch, daß wir in einem tief sandigen Boden dahin trödelten, und daß von den gerühmten Felsen nichts zu erwarten stehe als dürftiges Sandsteingebilde. Dieser weinende Fels — rocher, qui pleure — ist denn auch ein ganz unbedeutendes Lager einiger Sandsteinblöcke; an dem einen tropft von Minute zu Minute ein Tröpfchen Wasser, ein Tröpfchen in voller Wahrheit des Ausdrucks. Um mir also nicht durch diese kindische Rhetorik allen besseren Eindruck vernichten zu lassen, entledigte ich mich aller französischen Führung. In der Nähe dieses traurigen Steins ist eine Jägerwohnung, wo man sich notdürftig unterrichten kann. Sie ist einst ein kleines Kloster zufriedener Mönche gewesen, und der einsame Jäger hat hier einen frischen Trunk und

eine Messe gefunden. Jetzt findet man nur den Trunk und die dürre Nachricht, daß es mit der Jagd in diesem Walde vorüber sei. Der kleine noch übrige Rest von Wildbret ist ausgerechnet und zugezählt wie beim Winkelbäcker die Semmel. So ist es fast in ganz Frankreich, dies Vaterland ritterlicher Jagd ist dieses Schmuckes beinahe ganz entkleidet. Man hat es hier nicht begriffen, daß Besitz und Recht des Ackerbauers geschützt und gesichert sein kann auch ohne maßlose Ausrottung des freien Tiers, dessen Verfolgung so tief in die intimsten Reize der Natur führt, dessen Bekriegung so reizend übt, dessen Fleisch lieblicher und gesünder ist als irgend ein anderes.

Traurig strich ich durch das niedrige Holz, das mir nun seines dramatischen Lebens beraubt war, und suchte eine Höhe zu gewinnen. Ich gewann sie und labte mich am weiten Blicke auf die stillen Waldtäler, die sich östlich hinüberziehen nach der Champagne zu. Sie sind nicht so frisch und saftig wie im feuchteren Deutschland, die Wiesen fehlen, wo in so früher Morgenstunde der Hirsch und das Reh heraustreten und sich sonnen, aber sie übten in ihrer stillen Weite doch ihren Reiz auf den Wanderer. Wüste Steinpartien dazwischen auf den Hügeln und auf der Tiefe erwecken die nachdenkliche Melancholie, dies Sinnen über die Erdexistenz, dem man sich im Walde so dringend hingibt. Es war in früheren Jahrhunderten eine Kriegsstrafe, die den Besiegten traf, daß ihm der Wald bis auf eine schimpflich kleine Höhe niedergehauen wurde. Dies geschah nicht aus ökonomischer Holzrücksicht; die Leute kannten den poetischen Zauber des hohen Waldes. Und so lag vielleicht neben dem ökonomischen Vorwande auch in den Revolutionen ein Instinkt des Hasses gegen die Vorteile der Aristokratie, daß man von Paris auszog gegen die königlichen Forsten und das Wild und den Zauber des Waldes vernichtete. Nach der Julirevolution tat man dies nicht nur in Rambouillet, wo man statt des erwarteten

Kampfes gegen Karls X. Truppen alles Wild niederschoß, man kam auch hierher nach Fontainebleau gezogen und tat desgleichen. Es ist begreiflich, daß man einen beschränkten Hirschjäger, der so nebenher das tiefste Interesse der Nation angreift, am Ende auch auf dem Terrain verfolgt, wo er gedankenlos seine Freuden gesucht. Viel trauriger ist der Eindruck, den die erste Revolution den alten Schlössern in der Provinz für immer aufgeprägt hat. Da sind die geschichtlichen Zeugnisse zerstört, weil man die Geschichte hassen und aufheben mußte, und es hat das Ansehen, als ob man in der Provinz, fern vom Mittelpunkte und Kerne des revolutionären Gedankens, in diesen Nebensachen viel eifriger und gründlicher zu Werke gegangen sei. Paris begnügte sich doch im wesentlichen wieder mit der Bastille. Dies Denkmal schleifend hatte man der politischen Symbolik genug getan. Jede Provinz aber hielt sich für verpflichtet, etwas Bastillenartiges zu opfern. Zweierlei tritt hierbei an den Tag: es ist ein Irrtum manches deutschen Historikers und der antirevolutionären Partei, daß die Revolution nur hauptsächlich in Paris gelebt habe, in den Provinzen aber unbedeutend gewesen sei. Sie war von unermeßlicher Popularität und von innerlichster Kraft auch in den Provinzen. Daß die entschlossensten Fanatiker von da nach Paris zu pilgern pflegten, sei gar nicht in Anschlag gebracht, denn es ist dies eine gewöhnliche Erscheinung. Fern vom Schauplatze der Tat bildet sich alles ideal und phantastisch zu übernatürlicher Größe. Aber außerdem erkennt man noch heute, daß alles wirkliche Leben der Provinz leidenschaftlich an der Revolution gehangen habe.

Die zweite Erscheinung hängt damit zusammen, scheint aber von Hause aus all diesen Stämmen eigen zu sein, welche jetzt Frankreich bilden. Sie fühlen sich nämlich von aller Geschichte Frankreichs vor der Revolution wie durch ein unübersehbares Meer getrennt, oder richtiger sie fühlen es nicht

mehr, weil sie es sind. Alles was jenseits liegt, und was einmal in Erwähnung kommt, ein Sieg, ein großer Mann, ein großes Wort, das erscheint nur einzeln, wie eine Tradition, wie eine Bemerkung, aber eine organische Folge sucht und findet niemand darin. Höchstens wird es ungeprüft in den weitläufigen Begriff „la France“ geworfen. Und doch ist die Geschichte Frankreichs trotz der klaffenden Revolutionsschlucht so ganz organisch! Die Franz, die Richelieu, die Louis XIV. sind die erste lange Hälfte der Revolution, und die Revolutionssitten wachsen auf in Paris wie ein Lebensgeschäft: der Ligneur, der Frondeur ist ein früherer Sansculotte.

Ebenso ist es mit dem geschichtlichen Erbteile der einzelnen Provinzen. Es ist total vergessen und von dem weitläufigen Begriffe „la France“ verschlungen. Sprecht an Ort und Stelle von Burgund, von der Normandie, der Bretagne, von Aquitanien, was erfahrt ihr? Etwa ein spezielles Leben der Erinnerung, ein Seiteninteresse der besonderen Landesgeschichte? O bewahre. Ah, ja, sagen sie, so hieß es einmal — das ist ihnen eine Kuriosität ohne weitere Bedeutung. Sie haben keinen geschichtlichen Sinn, und unsere Romantik ist ihnen unbekannt. Dies erschwert aller Dichtung das Leben in Frankreich und erleichtert alle Politik. Sie sind nicht wie wir ein mannigfaltiges, interessantes Volk, sie sind eine gegenwärtige, stets zum augenblicklichen Handeln geneigte Nation. Sie haben kein Gepäck, und sind darum so leicht zu bewegen, so schwer zu fesseln, und haben darum eine so ganz andere historische Aufgabe als wir. —

Ich hatte noch einen höheren Berg gefunden und saß auf Steinen, unter norddeutschen Freunden, unter Kiefern, die auf dem Hügelsande überall gedeihen, wenn nichts anderes mehr gedeihen will; nächst der Birke die bescheidensten, gütigsten Bäume unsers Nordens. Die Sommersonne lag fest auf dem weiten Waldkessel von Fontainebleau, und dieser

Kesselform verdankt die Gegend ihre berühmten Weintrauben, deren Krone die „treille du Roi“ am Schlosse mit dem berühmten Gutedel — Chasselas. Wenn indessen die französischen Statistiker von den Alpengewächsen der Berge und von den tropischen Pflanzen der Niederung sprechen, die hier in geringer Entfernung voneinander wüchsen, so gehört das ins Thema der unwahren Kontraste, das sie bei aller Naturbeschreibung suchen. Denn jener deutsche, jener Goethische Natursinn ist ihnen versagt, welcher das Unscheinbare oder das Charakteristische zu genießen weiß. Sie beschreiben ihre „belle France“ fast durchgängig falsch, dichten ihr Reize auf, die sie nicht hat, und sprechen von denen nicht, die sie wirklich besitzt. Ich kam mit dem Vorurteile nach Frankreich, daß dieser Ausdruck „belle France“ eine französische Übertreibung sei — dieses Vorurteil wurde gedemütigt, ich kannte noch nicht die Hälfte dieses gewaltigen Körpers Frankreich, und mußte zugestehen, daß es ein gesegnetes, ein tief mächtiges, ein schönes Land sei. Aber es ist, wenigstens für unsere Augen, eine andere Schönheit, als sie in der französischen Beschreibung erscheint.

Ebenso hat diese ermattete Welt Fontainebleaus für uns andere Reize. Dieser wechselnde Erdboden, bald dürr, bald südlich treibend, diese Totenstille, dieser eigene Anblick der Stadt, wie er sich mit den steilen Schornsteinen von der Waldhöhe bietet, diese weite Umgarnung mit grünem Laube, so daß die Stadt wie ein Jagdhaus erscheint, diese trockenen Flächen, in welche der Wald ausgeht, dies alles gibt uns ein interessantes Bild aus dem alten Gatinais. So hieß sonst dieser Teil von Isle-de-France, als er noch von seinen Vicomtes beherrscht wurde. Vielleicht ist die Gegend nicht immer so still gewesen. Hier nämlich entdeckte ich den Grund dieser Totenstille. Es gibt keine Vögel. Man schauert im Walde vor einem solchen Gedanken, eine Welt ohne Sang, ein Wald ohne Klang, ohne Vögel. Hoffmann hätte es bis

dahin ausgeführt, daß auch kein Echo in diesem Walde möglich sei, daß die Franzosen alles Beste stets mit sich herumtrügen auf allen Gassen, alles auf der Lippe, auf der Oberfläche, und nichts im Hintergrunde, ja, daß ihnen aller poetische Resonanzboden, aller musikalische Hintergrund fehle. Die armen Franzosen! Bei allem Mangel, den wir entdecken oder andichten, beherrschen sie die Welt mit ihrer Sitte und ihrem Worte. Aber es ist wahr, nicht bloß in diesem entzauberten Walde von Fontainebleau mangeln ihnen die Vögel, ganz Frankreich ist arm daran. Man hat gesagt, die Franzosen sprächen selbst zuviel und hätten außerdem zuviel Katzen! Böse Zungen! Frankreich hat allerdings Katzen in außerordentlicher Menge und Schönheit, ich bin ihnen oft auf dem Felde begegnet, wo sie den Vögeln nachtrachteten, und ich habe nicht bemerkt, daß ihnen jemand das verübelte. Man bemerkt bald, daß der Franzose die Jagd mehr wie eine rasche Zerstörung als wie einen lieblichen, wiederkehrenden Krieg betrachtet. Deshalb ist bei aller Vernichtung des Wildes das Raubtier noch viel mehr verbreitet als bei uns, in allen Teilen von Frankreich gibt es noch Wölfe, in den Pyrenäen noch Bären. Die französische Phrase über Deutschland wäre gerade umgekehrt richtig. Wir haben, die wir nach französischem Ausdrucke im Lande der Wölfe und Bären wohnen, wir haben keine solchen Bestien, Frankreich aber hat deren noch in großer Zahl. Der gründliche deutsche Jäger, der sich noch poetisch vertieft in die Geheimnisse des Waldes und des Tierlebens, er läßt das Raubzeug nicht bestehen. Nur in der alten Pfalz zwischen Bayern und Böhmen soll es noch einige Bestien geben, und das ist ein vergessener Strich, der zwischen Altbayern und Altböhmen liegt, wir können nicht dafür, ja es weiß bei uns selten jemand davon; aber all unsere Wälder im Norden, die noch ununterbrochen dauern, auch wenn man Tage und Nächte hindurch fährt, sie sind rein von Wolf und Bär, und nur der interessante Fuchs, der

keinem Menschen was tut, findet sich noch. Doppelt auffallend ist es in Frankreich, wo es gar keine eigentlichen Wälder mehr gibt — aber in Waldstrichen von einigen Lieues Ausdehnung werden sie des Wolfes nicht Herr. Daß selten ein Schnee, ein verräterischer Spurschnee über Nacht liegen bleibt vor dem milderen Klima, das mag dazu kommen zur französischen Ungeduld im Jagen.

Man hat auch gesagt, die vorherrschende Kalk- und Kreideerde durch Frankreich und der daher rührende brustbeschwerliche Staub verjage die Vögel, er verderbe ihnen die Stimme. Ein alter deutscher Musikus, der in Paris lebt und allwöchentlich einmal den Kalvarienberg besucht, erklärt allwöchentlich die Franzosen für unmusikalisch, weil sie die Natur nicht anzusehen verstünden, und deshalb seien auch alle Vögel aus diesem vermaledeiten Lande fortgezogen, denn sie brauchten wie jeder Musiker Aufmerksamkeit, Teilnahme und nach Umständen auch Beifall, der Franzose aber verstünde sie nicht und gebe nicht acht auf sie. — Der alte Musikus kann sich indessen doch nicht von den Franzosen trennen und liebt sie im Grunde doch, und sie sind auch im Grunde nicht so unmusikalisch, wie sie von uns und durch ihre Sprech-Sprache gemacht werden. Es ist dies alles nicht die Wahrheit, aber wahr ist es, und die Vögel fehlen. Die Auflösung ist: Man ißt alle Vögel, alle, man schießt alle tot, und schont nur Krähe und Elster.

Gestehen muß ich übrigens, daß der Vogelgesang schon im südlichen Deutschland abnimmt. Dies prächtige Süddeutschland ist sonst von der Natur soviel mehr begünstigt als der deutsche Norden, hätte der Himmel ein Einsehen gehabt, dem Norden mehr und zahlreichere Vögel zu geben? Alte Leute in Bayern versichern, seit einigen Jahren hätten die Vögel zusehends abgenommen. Oder sind vielleicht die Leute nur alt geworden? In Frankreich scheint's immer so gewesen zu sein, man vermißt den Vogelgesang nicht. Oder

werden der Menschen zuviel und werden die Vögel verscheucht, wie der Dampf auf Eisenbahnen und Flüssen sie verscheucht, und wo soll das hinaus? Auf den deutschen Schulen lehrt man, die Singvögel lebten nur in der gemäßigten Zone, und wo die heiße anfinge, da würden die Vögel farbig und schön und sängen nicht mehr.

Und doch, wo die Geschichte einmal ihre Gewänder ausgebreitet und ihren Sitz gehabt hat auf längere Zeit, da entweicht niemals ganz der Werdezauber. Solche Orte behalten immer die Inschrift einer Werkstatt Gottes, und sei die Inschrift auch noch so verwischt oder verwittert, sie übt ihre Macht auf uns. Ich sah von meiner sonnigen Höhe unten in schwarzem Schatten eins jener Jagd-Rendezvous. Es kommen da Waldwege von mehreren Seiten zusammen, es bildet sich ein runder Rasenplatz, ein Steinhaufe mit zerfallendem Kreuze steht in der Mitte. Da ist der prächtige Franz, der liebenswürdige Heinrich ermüdet vom Pferde gestiegen, hat einen Trunk, einen Imbiß genommen, er winkt, und die Hörner rufen weithin durch den Forst, daß Waffenstillstand eingetreten ist für den Hirsch. Oft kommen von fern Kriegsboten oder Gesandte, denn der König ist in der Herbstzeit oft wochenlang nur im Walde zu finden, sie berichten, sie fragen, sie drohen, sie bitten, und in der Waldeslaune zwischen Becher und Jagdhorn und Hunden wird regiert, oft frischer als in den seidenen Zimmern.

Der Tag war zu hell, der Wald zu niedrig, um Sagen und Märchen zu erleben, obwohl das wärmere Europa seine Sagen meist in gutem Wetter spielen läßt. Offen gestanden, unser schlechtes Wetter, das wir immer dazu nötig erachten, macht sie dafür auch interessanter. Hier in dem mittleren Frankreich sind die Zeiten der Römer, der Gallier, der Franken viel mehr verwischt als an den Küsten des Ozeans, es lohnt nicht der Mühe zu wissen, daß hier in der Isle-de-France und besonders in der Brie und dem Gatinais an

der Seine und Marne Senonen und Belgier gewohnt. Das ist alles spurlos in Franzosen nivelliert. Am Ozean aber, wo keltische und germanische Völkerschaften gesessen und eingedrungen, da hat sich auch die Sage tiefer eingefurcht, und in der Normandie wissen sie noch wie wir vom schwarzen Jäger, der nächtlings mit lärmenden Hunden vorüberzieht, und der den Tod bringt, wenn man ihn anruft.

Wenn der weiße Mond auf den Waldgründen an Fontainebleau liegt, so sieht man wohl auf schwarzem Rosse König Franz über die Höhen reiten, neben ihm die heitere poetische Schwester Margarete von Navarra, die Novellen erzählt, den ernsthaften Bayard, den schlecht gewachsenen Narren Triboulet, und eine Schar Künstler, die von Bauten und von sinnlicher Pracht erzählen, die Schlösser erfinden und mit Italien und Griechenland prahlen. Der Zug geht lärmend und blitzend über die Hügel, man hört Gelächter und laute Rufe. Hier unten aber im dunklen Wege reitet König Heinrich auf dem seidenweißen Rosse, das ihm stets die Maler geben. Er ist allein, sein Herz ist verliebt wie immer, sein Schenkel beschleunigt fortwährend den Schritt des Tieres, seht ihr ihn leuchten zwischen dem schwarzen Gezweige? Dort am Eingange von Fontainebleau steht ein einsames Haus, darin wohnt Gabrielle d'Estrées, die ihn erwartet.

3.

Man nennt Fontainebleau gern das älteste Lustschloß in Frankreich, und hat doch so wunderliche Versuche der Namensableitung angestellt, daß am Ende ein Jagdhund Franz I. die Hauptrolle spielen muß. Es hätte also erst im 16. Jahrhunderte seinen Namen bekommen, obwohl schon von 1169 eine Charte Ludwigs VII. existiert, mit der Unterschrift: „Gegeben öffentlich in unserm Palaste bei Fontene-Bleaudi". Unsere Philologen würden höchlich und mit Recht

erstaunt sein über diese mangelhafte Ableitung vom Jagdhunde Bléau. Dieser Hund, durstig von der Jagd, habe die schöne Quelle im jetzigen englischen Garten entdeckt, und davon sei der Ort Fontaine de Bléau und so weiter genannt worden. Die Abkürzung von Fontaine de belle eau klingt schon viel besser, da schönes Wasser in Frankreich wirklich von großer Bedeutung ist, kurz, man kennt den Ursprung des Namens nicht ordentlich.

Auch der sinnigste König aus Frankreichs früherer Zeit, Ludwig IX., der Heilige, liebte vorzugsweise diese Waldtäler und nannte sie, wie später Heinrich IV., seine süße Einsamkeit. Philipp der Schöne, den wir in Deutschland den falschen Münzer nennen, dieser merkwürdige König, der die Juden verfolgte, die Tempelherren vernichtete, den Papst verhöhnte, der alle Gestaltungen von Religion frivol behandelte, war hier in Fontainebleau geboren und starb hier 1314, gläubig wie jeder andere Christ die Sakramente suchend und empfangend. Er hatte den Hirsch gejagt, und sein Pferd hatte ihn so heftig gegen einen Baum angerannt, daß er zum Tode verletzt hinstürzte.

Der elfte und zwölfte Ludwig bevorzugten die Ufer der Loire, jener oberhalb Tours gen Poitiers hin, wo er auf seinem verwünschten Schlosse Plessis-lez-Tours saß, dieser, ein einfach bürgerlicher Mann, fühlte sich nur in Blois zu Hause.

Wie für uns die französische Geschichte, so wird auch für Fontainebleau die Zeit erst interessant mit Franz I. Mit ihm beginnt das moderne Frankreich, und es war keine unpassende Modegrille, seinen Renaissance-Geschmack heutigentags noch einmal zu beleben. Franz ist der eigentliche Vater von Fontainebleau, und von ihm trägt es auch jetzt noch alles Angesicht und allen Stempel. Seit ihm hat dieses Schloß viele Hauptakte der französischen Geschichte spielen sehen, es war oft und lange ein Geburtspunkt Frankreichs,

und nicht bloß darum, daß im wörtlichen Sinne des Ausdrucks Könige und Prinzen aller Art hier geboren wurden, sondern darum, daß große Lebensakte von hier ausgegangen sind. Sogar als es nicht mehr Mätresse, als es dem stolzen Versailles gewichen war, kam der folgenreichste Akt Ludwigs XIV. hier zur Welt, die Zurücknahme des Religionsedikts von Nantes im Jahre 1685. Mit dieser Unterdrückung der Religionsfreiheit ward aller Gedankenfortschritt dergestalt zusammengeknebelt, daß alles Blut und alle Kraft des Fortschrittes sich nach dem konvulsivischen Gesamtausbruche der Revolution hindrängte.

Am gestaltvollsten ist Fontainebleau unter Franz, unter Heinrich IV. und unter Napoleon, dessen vorletzter Akt, einer der wichtigsten im Geheimnisse des Napoleonschen Charakters, in diesem Schlosse spielt. Die Hauptszene dafür war der Hof des weißen Rosses — la cour du cheval-blanc — mit seiner merkwürdigen Treppe, welche in Gestalt eines Hufeisens vom Schlosse herabführt.

Dieser Hof bietet nach der Stadt zu den Haupteingang zum Schlosse. Ein eisernes Gitter, erst von Napoleon herrührend, läßt ihn von außen sehen. Sonst haben auch hier Gebäude vorgestanden und selbst diesen teilweisen Anblick versperrt. Das Schloß spaltet sich nämlich in vier Höfe, von denen jeder eine selbständige Welt beherrscht, eine abgeschlossene Welt, die von der andern nichts weiß und nichts sehen läßt. Es können vier verschiedene Könige hier wohnen, ohne sich in den Weg zu kommen. Wären die ersten Stockwerke à jour durchbrochen, so gewönne man den interessantesten Umblick, aber auch dann keinen ganzen und der eigentümliche Reiz dieses Schlosses ginge verloren. Dieser besteht eben darin, daß man sich in einem unentwirrbaren Netze von Mauern und Höfen, von Zimmern und Sälen, von Gängen und Treppen, von Aussichten und Weltgegenden gefangen sieht, die ganze Geschichte Frankreichs von Franz bis Napoleon

wirrt sich um Fuß und Auge, man muß sich widerstandslos ergeben. Das spanische Drama mit den interessanten Winkeln und unerwarteten Türen, die Hofintrige mit kurzen Schritten und plötzlichen Rückzügen, die heimliche Liebschaft mit aller romanhaften Erleichterung des Rendezvous, mit allem möglichen Schutze gegen Überraschung, alles das stellt sich in diesem Fontainebleau dar. Dadurch ist auch möglich gemacht, was sich so selten in Frankreich findet: der behagliche Zauber des Komforts, die heimlichen, lauschigen Gemächer und Räume, die Mannigfaltigkeit des Charakters. Die Franzosen gleichen sich untereinander viel mehr als wir, und sind dadurch in Masse mächtiger, im einzelnen uninteressanter; unsere Sprache hilft jeder Eigentümlichkeit, die französische widerstrebt ihr. Die Räume in Fontainebleau scheinen von all solcher französischen Art eine Ausnahme zu machen. Man findet den Rahmen der verschiedensten Zustände, bald eine bürgerlich unter Bäumen verborgene Wohnung, fest abgeschlossen gegen Morgen, und jede andere Himmelsgegend unerreichbar, alles hinweisend auf Dichtung und flüsternde Stille; bald einen lachenden, offenen Zimmerkreis gegen Abend, bereit für gesellige Unterhaltung. Wie still und würdig sind Napoleons Zimmer, wo er die Abdankung der Weltherrschaft unter Schmerzen niedergeschrieben! Der kleine Tisch ist noch da, worauf sein Arm geruht, das Faksimile der Abdankung hängt unter Glas und Rahmen an der Wand, man erschrickt vor diesen wenigen Zeilen und glaubt's ihnen anzusehen, daß ein stolzes, verwöhntes Herz sich nur unter Krampf von der unendlichen Herrlichkeit losgesagt. Denn nicht leicht ist irgendwo die Schriftstellerei von wenigen Zeilen so mühsam dargestellt: bald ist ausgestrichen, bald ist eingeschoben, bald ist darüber, bald darunter eingeschrieben — so schwer mag es sein, vier Zeilen für die Weltgeschichte zu redigieren, wenn man darin seinen Tod gutheißen soll, und doch bei jedem neuen Buchstaben glaubt: vielleicht wär's noch nicht nötig! —

Wie behaglich zierlich, klein und fein, weiß leuchtend und bescheiden sind in einer ganz andern Ecke die Zimmer der Maintenon, man glaubt sie im schneeweißen Morgenkleide darin sitzen, auf den offenen Park hinabschauen, mit den berühmten schönen Fingern auf glattem Papier herumtippen zu sehen. Und zwischen alledem schlängeln sich die Korridore, die schmalen Treppchen, steigen die stolzen Treppen, gleiten dahin die prächtigen Galerien.

Man soll gotische, Renaissance- und moderne Bauart in Fontainebleau sehen. In Wahrheit ist die Renaissance-Bauart die durchaus vorherrschende Physiognomie, wenn auch in betreff des Stils Fontainebleau nichts rein darbietet. Ein Engländer hat es ein Rendezvous von Schlössern genannt; damit ist der Charakter nach mehrern Seiten bezeichnet, auch nach der Vermischung des Stiles hin. Chambord ist ein viel reinerer Typus und ein viel schönerer der Renaissance, die sich hier mehr unordentlich und interessant als vollkommen in den Turmschornsteinen bietet, in den zusammengesetzten Säulenkapitälern, in dem Schmucke der Franzgalerie, des Saales Heinrichs II., und in der Anordnung des „ovalen Hofes“. Versailles ist viel reiner und schöner in betreff des späteren Stils. Vom Gotischen sind in Fontainebleau nur für ein suchendes Auge Symptome in einzelnen Fenstern und Simsen. Vor Franz ist es, allem Anscheine nach, nur das gewesen, was die Franzosen ein Manoir nennen, eine Behausung, und er hat es erst zu einem Schlosse zusammengerafft. Sein F und sein Salamander auf Schornsteinen und Platten ist auch noch jetzt das Hauptwappen. Denn alles, was der Sohn, Heinrich II., mit Fleiß und Eifer nachgebaut und ausgebaut, und mit seiner und der Diana von Poitiers Chiffre geschmückt, kommt auf Rechnung des Stiles, den der Vater eingeführt und den der Sohn nur kultiviert hat.

Der Hof des weißen Rosses, von dem Pferde Marc Aurels so genannt, das Franz errichten ließ, ist zwar der

größte, aber weder durch Stil noch Gebäude ausgezeichnet. Man entdeckt, wie gesagt, in diesem Hofe keine weitere Fortsetzung oder Möglichkeit des Schlosses, und weiß nicht, warum man seitwärts im Fond des Hofes durch eine kleine Tür und einen niedrigen Gang geleitet wird. Aus diesem Gange heraustretend steht man in der Cour de la Fontaine. Dieser zweite Hof ist von geringerem Umfange, aber schöner, im Stile eines italienischen Palais. Auf der Fontaine steht eine Statue des Ulysses, und die Aussicht geht auf den großen Teich des englischen Gartens und auf den Pavillon, der inmitten desselben ist. Dieser Teichpavillon soll unter Franz ein aufgetürmtes, eigentümliches Bauwerk gewesen sein, wahrscheinlich zierlich und interessant, denn im schlanken Turmaufbau der Gebäude leisteten Franzens Meister Außerordentliches. Jetzt fehlt der Turm, und das Ding ohne Stil und Geschmack sieht einem Schwanen- oder Entenhause ähnlich. Es hat, als Peter der Große Frankreich besuchte, ein wildes Mittagessen erlebt, das der Zar mit den Seinigen, und nur mit den Seinigen, wie die Franzosen mit geselligem Schreck erzählen, dort eingenommen hat. Sie setzen hinzu, daß die Einschiffung nach beendigter Tafel sehr bedenklich und daß es nötig geworden sei, die Herren Russen in die Karossen zu tragen, nachdem man sie glücklich ans Ufer gebracht. Ein Diner Ludwigs XIV. auf diesem Wasser hat ein ganz anderes Ansehen: die besiegten Helden der Fronde, die stolzen Condé und Beaufort servierten dem Könige die Tafel, mit zierlichstem Anstande die Schüsseln auftragend, „ebensogroß," sagt der Franzose, „in dieser niedrigen Dienstleistung, wie in ihren Siegen".

Abermals entdeckt man in diesem zweiten Hofe keine mögliche Fortsetzung des Schlosses, und gelangt abermals seitwärts durch einen gewölbten Gang in den dritten, in den ovalen Hof. Es geht wie im Zauberspiele, und zusammenaddierend und fortbauend denkt man bald ein rundes Zauber-

schloß mit originalen Höfen und Flügeln nach aller Himmelsgegend zu haben. Dieser ovale Hof zeigt die meisten Lebenszeichen Heinrichs IV., obwohl er der älteste ist und einige gotische Fußtapfen bewahrt. Mit einer Säulenreihe in der Tiefe und einem eleganten Pavillon am Ausgange des Hofes beherrscht König Heinrich diesen ältesten Hof, der einst eine Art Festung „cour du donjon“ hieß. Aber so lieb man König Heinrich haben kann, und soviel wackerer er auch vielleicht war — sehr vielleicht! — als Franz, man kann sich's nicht verhehlen, daß der schlanke, kühne Geschmack des letzteren schon unter Heinrich sinkt. Es sind da in diesem Hofe einige Reste aus der Renaissancezeit, eine Treppentür, ein Portikus mit einer Loge, die an Franzens Meister Primatice, Nicolo, Roux und an Serlio erinnern, und hinter deren graziösen Linien des Geschmackes alles spätere weit zurückbleibt. Für die Paläste hat später Ludwig XIV. in Mansard ein gutes Talent gefunden, das durch breite Striche und Flächen den genialen, schlanken Schwung der Primatice zu ersetzen suchte. Aber steigt man in die sonstigen Details späterer Zeit hinab, deren sich die heutige Mode unter dem Namen Rokoko bemächtigt hat, so erschrickt man vor den kleinen Linien, dem bunten Farbenplunder, vor all dem Krimskram des Weibergeschmackes, der doch eine historische Geltung, ja eine Wiedererweckung hat erleben können. Die Zeit Franz' I., geistig nur strebsam, mit gar keinem sonstigen Talente der Schöpfung gesegnet, in vieler Form des Staats und Gedankens roh, hebt sich so stolz darüber empor. Wodurch? Durch einige italische Künstler, für deren Wahl Franz eine glückliche Hand hatte, durch klassische Muster, die sie vor Augen trugen, durch den gesunden, ritterlichen Takt des Königs, diese Muster in den scheidenden Rittergeschmack einzuweben, kurz, durch den Geschmack des geschichtlichen Mutes. Er bildet die Renaissance, und der Geschmack an Kleinigkeit, der Geschmack des Eigensinns bildet das Rokoko.

Jener Pavillon am Eingange des ovalen Hofes ist übrigens eins der zierlichsten Produkte aus Heinrichs Zeit. Der Ausdruck Triumphbogen dafür gibt noch ein deutlicheres Bild, und Heinrich ließ ihn zu einem seltenen Zweck errichten. Oben nämlich, unter einem à jour gefaßten Bogen wurde sein Dauphin öffentlich vor allem Volke getauft. So hoch und frei trat dieser Ludwig XIII. vor die Welt, der später ein so schüchterner König wurde. Er hatte das Unglück, dessen er nie Herr werden konnte, das eigentümliche Unglück, einen großen Vater, einen großen Sohn und einen großen Minister zu haben. Zwischen die Gestalten Heinrichs IV., Ludwigs XIV. und Richelieus gestellt zu sein, ist keine Ruhmeserleichterung, drückt nun ein magerer, sehniger Arm wie Richelieus noch obenein schonungslos danieder, dann verschwindet ein schlichter Jägersmann, wie Ludwig XIII. war, völlig unter den breiten Schatten.

Bis hierher hat man sich stets nach der Seite gewendet, um in den folgenden Hof zu schlüpfen, das Schloß hat uns also für den Bildeseindruck eine leidlich runde Form dargeboten. Hier aber entgleitet es uns auch dafür: man geht durch jenen Taufbogen, also nicht mehr in der Rundung, sondern wie gerade hinauswärts aus dem Schlosse nach dem letzten Hofe, nach der „cour des offices“ oder „des cuisines“, einem weiten ausdruckslosen Raume, der mit seinen Gebäuden die Form des Schlosses unfaßbar macht, weil er sich aus der Rundung regellos hinausbauscht.

Es liegt aber eine Macht des Fontainebleau darin, daß man es auch mit dem sorgfältigsten Blicke nicht umgreifen kann. Man bewältigt es nicht und bleibt ihm somit unterworfen, wie man in dem inneren Labyrinthe dem Führer auf Gnade und Ungnade hingegeben ist. Es gleicht der Geschichte dieses unberechenbaren Frankreich, jeder Professor wird daran zuschanden.

Das Innere des Schlosses wird beherrscht von den

prächtigen Galerien, deren es einst sechs gegeben hat. Drei davon, die der Hirsche, einst unter Heinrich IV. mit Geweihen garniert, die der Rehe und die des Ulyssees existieren nicht mehr. Die Franz' I., Heinrichs II. und der Diana sind noch vorhanden. Die letztere ward unter Napoleon und Ludwig XVIII. wieder hergestellt, und um alle übrige Restauration hat sich Ludwig Philipp ein unschätzbares Verdienst erworben. Aus Schutt und Staub sind die prächtigsten Arbeiten wieder auferstanden, und besonders für alle Fresken hat die enkaustische Manier Wunder getan. Fontainebleau ist seit der Julirevolution wieder geboren.

In aller großen Form übt der Renaissancegeschmack einen kühnen, prächtigen Reiz. Diese Galerien von einem so kühnen Wurfe locken unwiderstehlich ihre Länge entlang, die verschwenderischen Treppen hauchen einen Zauber, der unvergleichlich. Anders mutet uns heutigen Tages das Detail an. Der Ausführung, meist von den besten Meistern, zollen wir gern allen Preis, aber all dies mythologische und allegorische Thema wirkt leblos auf uns. Wir sehen dahinter, daß die Aufnahme klassischen Geschmacks nur äußerlich und nicht durchgebildet vor sich gehen konnte in einer Zeit, die nur mit Mut aber ohne innerliche Welt zu schaffen begann. Die Überlieferung anmutiger Formen bleibt uns wertvoll, die romantische Zutat interessant, aber es kann dieses Detail allein nirgends den lebensvollen Eindruck auf uns üben, den es im großen Wurfe des Baues selbst auf uns übt. In diesem nämlich hat es die volle Wucht einer jungen historischen Macht; dazu ist kein ausgebildetes Bewußtsein nötig, dazu genügt eine allgemeine, kühne Absicht, jener geniale Unternehmungsgeist, der mehr instinktartig als bildesfest getrieben ist. Wir finden diesen ungreifbaren Hauch geschichtlicher Genialität in der ganzen Wendung, welche Frankreich unter Franz I. nahm, er ist Atmosphäre jener Zeit, und wir vermissen die einzelnen Beweise dafür, wenn

wir an die persönlichen Eigenschaften dieses Königs, wenn wir an das Detail dieser Zeit gehen. Daher das Unglück, welches dem alltäglichen Historiker begegnet, der die Wendung, den Umschwung nicht ableugnen kann, und der in der Detailmanier sich doch genötigt sieht, diesem Könige und seiner Umgebung alles Verdienst abzusprechen. Der Mittelpunkt dieser Renaissance und der Mittelpunkt in Franz selbst war Geschmack, Geschmack als Instinkt, Geschmack im Großen. Das Beste daran läßt sich nicht nachrechnen und aufzählen, denn es war Trieb, nicht Kenntnis und Bewußtsein, und es wurde eben deshalb nach hundert Seiten hin befleckt, wo es mit den Fragen einer gefolgerten Idee zusammentraf.

Deshalb, weil aus einer ganz allgemeinen Empfängnis stammend, ist aller große Bau dieser Zeit, der Turm, das Schloß, die Treppe, die Galerie, soviel mächtiger als alles Detail. In diesem Detail gelingt manches zu guter Stunde, und der Genius des Geschmacks zwingt alles glücklich zu einem Stile — aber die selbständige Schönheit gebricht oft, und um den besten Genuß davon zu haben, muß man es nur im Ganzen überschauen.

Welche Fülle dieser vergangenen Welt der großen und kleinen Appartements, der vergoldeten Medaillons auf den Wänden, der prächtigen Kamine, welche Fülle gibt Fontainebleau! Auch jener taffetne Hofeindruck französischer Schlösser kann hier nicht aufkommen, nicht die beliebte Tradition alter Fräuleins, die alle genialen Geselligkeitsaperçus auswendig wissen von Franz I. bis Karl X., alle die scharmanten Nuancen der Bildung, welche sich nur in den petits appartements zeigen durften. Denn da, heißt es, war der Hof en famille, in den grands appartements entfaltete sich nur Etikette. All dergleichen sind Gedanken aus Versailles, nicht aus Fontainebleau. Aber man fand in Fontainebleau über der Kapelle der heiligen Dreieinigkeit — es gab drei Kapellen im Schlosse — jene Inschrift der französischen

Königszeit, die so stolz und so folgenreich herausgefordert hat: „Betet Gott an, und dann den König“.

Wenn ich aus dem langen, schönen Eindrucke, den mir das Innere dieses Schlosses gewährt, noch einige Hauptpunkte herausheben will außer den Gemächern Napoleons und der Maintenon, so ist es immer wieder die glänzende, wie ein Freudentag schimmernde Galerie der Diana, wo die meisten Bilder Heinrich IV., le roi chevalier, feiern, wo vor kurzem unsere nordische Prinzessin Helene eine Hochzeitstafel fand, an der gegen dreihundert Franzosen saßen. Es ist ferner der Raum unter dieser Galerie, den man nicht sieht, der aber düster mit seinen gewaffneten Hirschköpfen vor der Phantasie aufsteigt. Da unten in der gallerie de cerfs nämlich ließ die schwedische Christine den Monaldeschi ermorden. — Es ist endlich ein wunderlich Zeichen unserer Zeit, das nicht aus dem Gedächtnisse will. Die Wiederherstellung des Schlosses muß den König Ludwig Philipp sehr große Summen gekostet haben und kosten; da ist unter anderem ein großer Saal mit großer Mühe und schwerem Aufwande wieder instand gebracht und reich ausgeschmückt worden, sehr reich und teuer; dieser Saal heißt der Saal Ludwig Philipps und wird von schweren dorischen Säulen getragen; diese Säulen, mitten in dem massiven, stattlich und echt hergestellten Fontainebleau, diese Säulen sehen wie Marmor aus, und wenn man die Hand daran legt, so erfährt man, daß sie von Holz sind. In Frankreich! wo der Marmor jedem Bürger zu Gebote steht!

Wäre das nötig für den Saal des Bürgerkönigs?

4.

Die Königin Christine hatte im Sommer 1654 dem schwedischen Throne von freien Stücken entsagt. Sie wollte unter dem schönen Himmel der Künste und des Genusses, sie wollte in Italien leben, und reiste durch Frankreich. Man nahm sie ausgezeichnet in Frankreich auf. Dessen eingedenk, und vielleicht wieder begierig nach dem Pompe einer großen Monarchie, wollte sie drei Jahre später, anfangs Oktober 1657, den französischen Hof zum zweiten Male besuchen. Zu Staunen und Ärger erhielt sie den Befehl, nicht nach Paris zu kommen, sondern in Fontainebleau zu bleiben. Ludwig XIV. war damals noch sehr jung, und Mazarin regierte.

In dieser ärgerlichen Stimmung ereignete sich die merkwürdige Hinrichtung Monaldeschis. Der Pater Lebel in Fontainebleau, der die ganze Begebenheit vom Anfang bis zu Ende angesehen, hat sie ausführlich niedergeschrieben. Sein Bericht ist im wesentlichen folgender:

„Am 6. November 1657 des Morgens ein Viertel auf Zehn ward ich zur Königin von Schweden gerufen, die in der Conciergerie des Schlosses wohnte. Ich fand sie allein in ihrem Zimmer, und nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bezeigt, fragte ich nach ihrem Begehr. Sie sagte, um mit größerer Freiheit zu sprechen müßte ich ihr folgen, und ging mir voraus in die Hirschgalerie. Dort fragte sie, ob ich schon einmal zu ihr gesprochen. Ich erwiderte, daß ich nur die Ehre gehabt, ihr meine Reverenz zu bezeigen, und daß sie die Güte gehabt, mir dafür zu danken, sonst nicht. Darauf äußerte sie, ich trüge ein Kleid, das Vertrauen erweckte, und ich mußte versprechen, das Geheimnis unter dem Siegel der Beichte zu verwahren, das sie mir anvertrauen wolle. Ich erwiderte ihr, wie die Schrift sagt: ‚Es ist gut, das Geheimnis des Königs verborgen zu halten‘

Nach dieser meiner Antwort gab sie mir ein Paket Papier, das an drei Orten versiegelt und ohne Aufschrift war, und befahl mir, es ihr wieder einzuhändigen, in Gegenwart dessen sie es heischen würde. Dieses versprach ich. Dann befahl sie mir, Zeit, Tag, Stunde und Ort wohl zu merken, wo sie mir das Paket gegeben, und ohne weitere Unterhaltung zog ich mich zurück mit dem Paket und ließ die Königin in der Galerie.

Sonnabends, am zehnten Tage desselben Monats November, mittags um ein Uhr, ließ mich die Königin abermals rufen. Ich ging erst in mein Kabinett, um das Paket mitzunehmen, weil ich dachte, sie schickte deshalb. Darauf folgte ich dem Kammerdiener, der mich durch die Türe des Donjon in die Hirschgalerie führte, und gleich nach unserm Eintritte die Türe so sorgfältig verschloß, daß ich darüber erschrocken war. Gegen die Mitte der Galerie hin bemerkte ich die Königin, die mit einem aus ihrer Suite sprach, den man den Marquis nannte (ich weiß seitdem, daß es der Marquis von Monaldeschi war), und ich näherte mich der Fürstin, ihr meine Verbeugung machend. Sie verlangte mit lauter Stimme in Gegenwart des Marquis und dreier Männer, die da waren, das Paket, welches sie mir anvertraut. Zwei der drei Männer waren an die vier Schritt von der Königin entfernt, der dritte stand ziemlich nahe bei Ihrer Majestät. Ich trat zu ihr und überreichte ihr das Paket. Nachdem sie es entgegengenommen und eine Zeitlang betrachtet, öffnete sie es, und nahm die Briefe und Schriften, welche darin waren. Sie ließ sie den Marquis sehen und lesen, und fragte ihn mit ernster Stimme und würdiger Haltung, ob er sie kenne. Er verneinte es, wurde aber bleich. ‚Wollt Ihr diese Briefe und Schriften nicht anerkennen?‘ sagte sie darauf — es waren in der Tat nur die Abschriften, welche diese Königin selbst gemacht hatte.

Als Ihre schwedische Majestät besagten Marquis eine

Zeitlang brüten gelassen über diese Kopien, zog sie darunter die Originale hervor, hielt sie ihm unter die Augen, nannte ihn einen Verräter, und hieß ihn anerkennen seine Hand- und Unterschrift. Sie fragte ihn mehrere Male, worauf denn der Marquis sich entschuldigend antwortete, so gut es ging, und den Fehl auf andere Personen schob. Endlich warf er sich zu den Füßen dieser Königin und bat um Gnade. Zu gleicher Zeit zogen die drei Männer, die da zugegen waren, ihre Degen aus der Scheide, und sie haben sie nicht wieder hineingesteckt, als bis der Marquis gerichtet war.

Er erhob sich und zog die Königin in einen Winkel der Galerie, und dann in einen anderen, und bat immerfort, ihn zu hören und seine Entschuldigungen anzunehmen. Ihre Majestät sagte niemals nein, sondern hörte ihn mit einer großen Geduld, und ohne die geringste Beschwerlichkeit und Zorn zu zeigen. Dann wendete sie sich zu mir, als der Marquis sie aufs äußerste drängte, ihn zu hören und zu erhören, und sagte: ‚Mein Vater, seht und bezeugt, daß ich — und hier näherte sie sich dem Marquis und lehnte sich auf einen kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Griffe — nichts beeile gegen diesen Mann, und daß ich diesem Verräter und Treulosen alle Zeit gebe, und mehr als man von einer beleidigten Person verlangen kann, um sich zu rechtfertigen, wenn er kann.‘

Der Marquis, sehr bedrängt durch die Königin, gab ihr Papiere und zwei oder drei kleine, aneinander gebundene Schlüssel, die er aus seiner Tasche zog, und es fielen ihm dabei zwei oder drei Geldstücke aus dieser Tasche; und nach einer Konferenz, länger denn eine Stunde, konnte der Marquis durch seine Antworten die Königin doch nicht zufriedenstellen, die Königin näherte sich wiederum mir ein wenig und sagte mit erhobener, aber ernster und gemäßigter Stimme: ‚Mein Vater, ich ziehe mich zurück und überlasse Euch diesen Mann, bereitet ihn zum Sterben und tragt Sorge für seine Seele.‘

Als dieser Befehl ausgesprochen war, erschrak ich sehr, und der Marquis warf sich ihr zu Füßen und ich ebenfalls, um Gnade bittend für den armen Marquis. Sie sagte aber, das könne sie nicht, und dieser Verräter sei schuldiger und verbrecherischer, als die zum Rade verdammt werden. Er wisse sehr gut, daß sie ihm als einen treuen Untertan die wichtigsten und geheimsten Gedanken mitgeteilt, gar nicht in Betracht zu ziehen, was sie ihm Güter geschenkt, mehr denn einem Bruder, als solchen hätte sie ihn immer betrachtet, und sein eigenes Gewissen sollte ihm zum Henker dienen.

Nach diesen Worten zog sich die Königin zurück, und ließ mich und die drei Männer, die ihre Degen nackt hielten, in der Absicht, die Exekution zu vollstrecken. Als die Königin hinaus war, warf sich der Marquis vor mir nieder, und beschwor mich inständig, ihr nachzugehen und seinen Pardon zu erwirken. Die drei Männer aber preßten ihn zu beichten mit den Degen gegen die Nieren, ohne jedoch zuzustoßen, und ich, Tränen im Auge, ermahnte ihn, Gott um Gnade zu bitten. Der Anführer dieser drei ging noch einmal zur Königin um Begnadigung des armen Marquis, kam aber traurig wieder, weil die Herrin Eile befohlen, und sprach weinend: ‚Marquis, denkt an Gott und Eure Seele, es muß gestorben sein.‘ Bei diesen Worten warf sich der Marquis wie außer sich ein zweites Mal zu meinen Füßen, mich um Verwendung beschwörend. Dies tat ich und fand Ihre Majestät allein in ihrem Zimmer mit ganz klarem Gesicht und ohne die mindeste Bewegung. Ich näherte mich und fiel weinend und schluchzend nieder, und bat um die Schmerzen und Wunden Christi, Gnade zu üben an diesem Marquis. Sie zeigte sich betrübt, dies nicht zu können nach der Treulosigkeit und Grausamkeit, welche dieser Unglückliche gegen ihre Person geübt.

Da ich das Vergebliche dieser Bitten sah, nahm ich mir die Freiheit ihr vorzustellen, daß sie im Hause des Königs

von Frankreich sei, und daß sie wohl beachten möge, was sie exekutieren lasse und ob der König das gutheißen werde. Darauf antwortete sie mir, sie halte diese Justiz angesichts des Altars und nehme Gott zu Zeugen, wenn sie, an die Person des Marquis gehend, nicht allen Haß beiseite getan, und sich nur an das Verbrechen und den Verrat dieses Mannes halte, der nie seinesgleichen gehabt. Und wenn auch der König von Frankreich sie in seinem Hause wie eine flüchtige Gefangene beherbergte, so sei sie Herrin ihrer Willensmeinungen, Justiz zu lassen und zu üben an ihren Dienern jeden Orts und jeder Zeit, und sie sei nur Gott Rechenschaft schuldig für ihre Handlungen, und — setzte sie hinzu — das was sie täte, sei nicht ohne Beispiel.

Ich entgegnete, daß einiger Unterschied stattfände, wenn die Könige so etwas bei sich zu Hause täten, und wenn anderswo. Aber ich hatte diese Worte kaum gesprochen, so gereuten sie mich auch schon, weil ich fürchtete, der Königin zu arg zugesetzt zu haben, und im Weggehen machte ich ihr nur noch einmal Vorstellungen, ob sie nicht besser täte, den armen Marquis dem Könige zu überantworten für einen formellen Prozeß.

‚Was!‘ rief sie, ‚ich, in der absolute und souveräne Justiz über meine Untergebenen wohnen soll, ich soll mich dahin gebracht sehen, gegen einen verräterischen Diener nachzusuchen, dessen Verbrechen, geschrieben und unterschrieben von seiner eigenen Hand, in meiner Macht sind!‘

‚Das ist wahr,‘ sagte ich, ‚aber Eure Majestät ist zur Hälfte beteiligt.‘ Da unterbrach sie mich und sagte: ‚Nein, nein, mein Vater, ich werd' es den König wissen lassen, geht hin und bereitet ihn zum Tode, ich kann nicht nachlassen.‘

So schickte sie mich zurück. Aber ich erkannte am Wechsel der Stimme in den letzten Worten, daß, wenn die Königin die Aktion hätte verschieben und den Ort wechseln können, sie es unzweifelhaft getan hätte. Aber die Sache war zu

weit gediehen für einen andern Entschluß, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Marquis entweichen und das eigene Leben ausgesetzt zu sehen.

In dieser Extremität wußte ich nicht, was tun und wozu mich entschließen. Weggehen konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt, ich war durch eine Gewissenspflicht verbunden, dem Marquis beizuspringen und ihn zum Sterben zu bereiten.

Ich kehrte also in die Galerie zurück, umarmte den Unglücklichen, der in Tränen schwamm, und ermahnte ihn in den besten Ausdrücken, sich zum Tode zu entschließen und zu schicken, da in dieser Welt keine Lebenshoffnung mehr für ihn existiere.

Bei dieser Nachricht stieß er zwei oder drei laute Schreie aus, stürzte auf die Knie vor mir, der ich mich auf eine Bank der Galerie gesetzt, und begann seine Beichte. Aber schon weit darin vorgerückt, erhob er sich plötzlich zweimal und schrie. Ich ermahnte ihn, sich zu fassen, und er beendigte seine Beichte lateinisch, französisch, italienisch, wie er's eben am besten konnte, in der Bestürzung, die er litt. Als ich ihn um Aufklärung eines Zweifels fragte, trat der Almosenier der Königin in die Galerie, und ohne die Absolution bei mir abzuwarten, stürzte der Marquis auf ihn zu, von Neuem Hoffnung schöpfend. Sie sprachen leise zusammen eine ziemlich lange Zeit, hielten sich bei den Händen und hatten sich in einen Winkel zurückgezogen. Als ihre Konferenz beendigt war, ging der Almosenier hinaus und nahm mit sich den Anführer der drei Männer; es dauerte aber nicht lange, so kam dieser allein zurück und sagte: ‚Marquis, befehlt Eure Seele Gott, denn ohne weiteres Zaudern gilt's nun zu sterben. Hast du gebeichtet?‘ — Dies sprechend drängte er ihn an die Wand am Ende der Galerie, wo das Bild ist von St. Germain-en-Laye, und ich konnte mich nicht so schnell umwenden, wie er ihm einen Stoß in den Magen gab von der rechten Seite.

Der Marquis wollte ihn parieren und griff mit der rechten Hand nach dem Degen, der andere zog zurück und schnitt ihm drei Finger ab, der Degen aber blieb verbogen. Darauf rief dieser einem anderen zu, der Marquis müsse inwendig verwahrt sein, wie er denn auch in der Tat ein Panzerhemd darunter trug von neun bis zehn Pfund. Da wiederholte nun jener selbige seinen Streich und zwar ins Angesicht, dergestalt, daß der Marquis aufschrie: ‚Mein Vater! Mein Vater!‘ Ich näherte mich ihm, und die andern traten ein wenig zur Seite. Mit einem Knie auf dem Boden bat er Gott um Gnade, und sagte mir noch etwas, worauf ich ihm die Absolution erteilte unter der Buße, den Tod zu erleiden für seine Sünden, und denen zu vergeben, von denen sein Tod käme. Als er absolviert war, warf er sich auf die Fliesen nieder, und indem er fiel gab ihm einer einen Hieb über den Oberkopf, der die Knochen auseinanderriß. Da, der Länge nach ausgestreckt, machte er ein Zeichen, man möge ihm den Hals durchhauen, und jener nämliche gab ihm auch zwei oder drei Streiche auf den Hals, ohne ihm jedoch damit viel anzuhaben. Denn das Panzerhemd, das innen am Halskragen des Wamses hinaufging, parierte und hinderte die Macht des Hiebes. Ich ermahnte ihn unterdes, Gottes eingedenk zu sein und auszudauern mit Geduld, und sagte andere ähnliche Dinge. Da trat der Anführer an mich und fragte, ob er ihn nicht zu End bringen sollte. Ich fuhr ihn rauh an und sprach, daß ich ihm darüber keine Raischläge zu geben hätte, ich verlangte das Leben, nicht den Tod des Mannes. Er bat mich sodann um Verzeihung und gestand ein, daß er unrecht gehabt, mich so was zu fragen.

Unter diesem Zwiegespräch hörte der arme Marquis, eines letzten Streiches gewärtig, die Tür der Galerie aufgehen, faßte sogleich wieder Lebensmut, wendete sich um, und da er in dem Eintretenden den Almosenier erkannte, schleppte er sich so gut es ging zu ihm, sich am Getäfel der Galerie fort=

schiebend, und flehte um Gnade. Er rang die Hände und sagte ihm etwas wie beichtend. Dieser aber verwies ihn auf Gott, und nachdem er mich um Erlaubnis gebeten, gab auch er ihm die Absolution und zog sich zurück, mir auftragend, daß ich beim Marquis bleiben solle; er wolle zur Königin gehen. Zu gleicher Zeit durchbohrte derjenige dem Marquis die Kehle, welcher ihm vorher nach dem Halse gehauen, und welcher jetzt mit dem Almosenier auf seiner linken Seite gewesen, und dies geschah mit einem ziemlich langen und schmalen Degen. Von diesem Streich fiel der Marquis auf die rechte Seite und sprach nicht mehr. Aber er atmete noch über eine Viertelstunde, während welcher ich ihm immer zurief und ihn ermahnte aufs bestmöglichste. Nachdem er so sein Blut verloren, endigte dieser Marquis sein Leben um dreiviertel auf vier nachmittag. Ich sprach ihm das ‚De profundus' mit einem Gebet, und darauf legte der Anführer ihm ein Bein und einen Arm herum, knöpfte ihm Ober- und Unterhose auf, durchsuchte ihm die innere Tasche, und fand nichts weiter, als in der Seitentasche ein kleines Stundenbuch der Jungfrau und ein kleines Messer. Sie gingen dann alle drei fort und ich hinterher, um die Befehle Ihrer Majestät einzuholen. Die Königin, vergewissert über den Tod des Marquis, bezeigte ihr Leid, daß sie zu dieser Exekution genötigt gewesen, daß sie aber gerechte Justiz geübt für solch Verbrechen, und daß sie Gott bitte, ihm zu verzeihen. Sie trug mir auf, daß er weggebracht und beerdigt werde, und versprach, mehrere Messen für die Ruhe seiner Seele lesen zu lassen. Ich besorgte eine Bahre und einen Karren wegen der Dämmerung, der Schwere und des schlechten Weges, und ließ ihn durch meinen Vikar und Kapellan und drei Leute nach der Pfarrkirche von Avon geleiten, mit der Order, ihn in der Kirche nahe beim Weihkessel zu beerdigen, welches denn getan und ausgeführt wurde um dreiviertel auf sechs des Abends."

Dies die Hinrichtung eines verräterischen Geliebten, eine Lustschloßszene jener Zeit, die viel zu denken gibt. Mazarin bezeigte der schwedischen Majestät im Namen seines Königs das höchste Mißfallen darüber. Was antwortete sie?

„Herr Mazarin, diejenigen, welche Euch die Umstände Monaldeschis, meines Stallmeisters, mitgeteilt, waren sehr schlecht unterrichtet. Ich finde es sehr befremdlich, daß Ihr soviel Leute in Bewegung setzt, um Euch über die Wahrheit der Tatsache aufzuklären. Euer Verfahren sollte mich indes nicht wundernehmen, so töricht wie es ist, aber ich hätte nie geglaubt, daß Ihr oder Euer junger stolzer Herr es wagen würdet, mir darüber die geringste Erinnerung zu machen.

Erfahrt denn, so viel Ihr Euer da seid, Diener und Herren, Große und Kleine, daß es mir gefallen hat, so zu handeln, daß ich niemand, sei's wer es sei, Rechenschaft geben muß oder will von meinen Handlungen, obenein Prahlern Eurer Art. Ihr spielt eine eigene Figur für eine Person Eures Ranges, aber was Euch auch bewogen hat, mir zu schreiben, ich gebe zuwenig darauf, um mich nur einen Augenblick darum zu kümmern. Ihr sollt wissen und sagen für jedermann, der's hören will, daß Christine sich sehr wenig kümmert um Euren Hof, und noch weniger um Euch, daß ich, um mich zu rächen, keines Rekurses brauche an Eure erschreckliche Macht. Meine Ehre hat's so gewollt, mein Wille ist ein Gesetz, das Ihr zu respektieren habt; stillzuschweigen ist Eure Schuldigkeit, und manche Leute, die ich um nichts höher anschlage als Euch, täten sehr wohl, zu lernen, was sie ihresgleichen schuldig sind, ehe sie einen so unpassenden Lärm erhöben.

Wißt denn, Herr Kardinal, daß Christine überall, wo sie verweilt, Königin ist, und daß an jedem Orte, wo es ihr zu wohnen gefällt, die Leute, wie arge Schelme sie auch sein mögen, ihr mehr wert sind als Ihr und Eure Vertraute.

Der Prinz von Condé hatte wohl recht, auszurufen, da Ihr ihn unmenschlich zu Vincennes in der Gefangenschaft hieltet: ‚Dieser alte Fuchs wird nie aufhören, die guten Diener des Staats zu beleidigen, bis das Parlament diesen berühmten Schurken von Piscina abdankt oder streng bestraft.‘

Glaubt mir, Julius, betragt Euch danach, mein Wohlwollen zu verdienen, das kostet keine großen Studien, und Gott behüte Euch, jemals die geringste Indiskretion gegen meine Person zu versuchen. Wäre ich am Ende der Welt, ich würde unterrichtet von Euren Schlichen, ich habe Freunde und Höflinge zu meinem Dienst, die ebenso geschickt und wachsam sind als die Eurigen, wenn auch weniger gut bezahlt.“ —

Vierzehn Tage nach diesem Briefe erschien Ludwig XIV., begleitet von seinem Premierminister Mazarin, in Fontainebleau, um der Königin Christine einen feierlichen Besuch abzustatten.

War Mazarin furchtsam? Ohne Galle? Oder trug der junge König den Gedanken einer absoluten Königsmacht schon so ausgebildet in sich, daß er dies Privatrecht über Leben und Tod auch in dieser pensionierten Königin, auch gegen einen mächtigen Minister gutheißen und weihen wollte? Oder hat Ludwig XIV. von der Christine gelernt?

Dies sind die Geheimnisse französischer Lustschlösser.

5.

Das Schloß ist nach der Seite hin, wo es nicht gedeckt wird von der Stadt, mit Gärten begrenzt, die in Alleen und Baumpartien mehrseitig in den Forst sich schlängeln. Was könnte schöner sein! Es fehlt da eine starke, talentvolle Hand, welche diesen verstückten Teilen verschiedener Jahrhunderte eine gemeinschaftliche Weihe gäbe.

Franz hat sich eine Gartenpromenade mit einer Terrasse angelegt, Heinrich hat das niedergerissen und was anderes angefangen, Ludwig XIV. hat im ganzen umgewälzt, Napoleon, überall England hassend, nur nicht in Poesie und Garten, ist mit einer englischen Anlage zuletzt dagewesen. Das wird vielleicht bei Gebäuden interessant, wo das Menschenwerk in sich fertig wird und nicht gegen den Plan nächtlings und frühlings weiter wächst oder verdorrt, bei Gartenanlagen wird es eine Wüste. Denn der Garten ist ein Gedicht, das mit jedem Frühjahre neu gefeilt sein will, weil es in unmittelbarer Berührung mit der forttreibenden Natur. Diese wiederkehrende poetische Hand fehlt den Gärten von Fontainebleau, und sie haben darum etwas Unordentliches, vielfach Trockenes und wenig Erquickliches. Der sterile Sandboden neigt ohnedies zu solchem Eindrucke, und war schon Heinrichs Verzweiflung. „Sä't doch Gascogner," rief er im launigen Ärger den klagenden Gärtnern zu, „säet Gascogner, die kommen überall fort!"

Es fehlt aber nicht so an Gedeihen, wie man dem Boden absehen läßt, edle Bäume wachsen, der feine Baum Frankreichs, die Platane, diese überall schattende französische Linde ist in Gruppen und Alleen reichlich vorhanden. Es fehlt nur systematische Pflege und Talent. Die Franzosen sollen nach Muskau gehen und lernen: dort gibt's einen schlechteren Erdboden und gar keinen geschichtlichen Boden mit behilflichem Reize, und dort ergreift euch eine Gewalt der Naturkunst, von welcher das begabtere aber nicht benutzte Fontainebleau nichts weiß. Aber ein Geschmack für Natur ist dazu erforderlich, der allerdings nicht französisch zu sein scheint, denn der Gipfel französischer Gartenkunst unter le Notre ist ein architektonischer Reiz und vielleicht ein Reiz der Übersichten und Farben, aber keineswegs ein Reiz der Naturkunst, wie der Fürst Pückler ihn zu schaffen und zu lehren weiß. Ferner ein Fleiß und eine Sorgfalt

ist dafür erforderlich, als wenn es sich um die Anordnung von Alexandrinern handelte, ein solch kläglicher Rasen, wie er dicht am großen Teiche, also dicht am Wasser, angesichts des Schlosses, seine Verdrießlichkeit, seine staubige Unordnung streckt, ein solcher Rasen ist nicht zu dulden. Das Gedächtnis dessen, was just hier in der Nähe sich alles zugetragen, lockt auch die gedankenlosen Blicke hierher, und auch sie sehen die träge Welt des Bodens, wo sonst Samtteppiche lagen. Unter den Kiefern des englischen Gartens nämlich zeigen noch einige Steine die Spuren einer Grotte, der man ausschweifende Dinge nachsagt. Sie sei die Badegrotte Franz I. gewesen, und er habe selten allein und nicht in Gesellschaft von Männern da gebadet. Die Tradition hat ein unsicheres Ansehen, sie gibt dem Könige als stete Badegenossin jene Diana von Poitiers, welche später und ohne Wechsel die Mätresse seines Sohnes Heinrich war. Wir werden später sehen, daß ihr Verhältnis zu Franz keineswegs ein so entschiedenes, deutliches gewesen, wie solche Grottenwelt voraussetzen ließe. In der Dianengalerie stellt ein Bild dar, wie Franz sie zum erstenmal sieht: sie ist ein ganz junges Mädchen und bittet um Gnade für ihren Vater. Wo sie sonst auf Bildern, Chiffren und historischen Zeugnissen erscheint, da ist sie stets mit Heinrich II. verbunden, der sie leidenschaftlich liebte und zur Herzogin von Valentinois erhob. Sie kann deshalb immer einen Bezug haben zu diesen Grottenfreuden Königs Franz, denn solche Sage entsteht nicht ohne Veranlassung, aber sie hat schwerlich die Hauptrolle gespielt. Die Grotte selbst, von zwei in Kristall gefaßten Springbrunnen belebt und getränkt, mit Fresken geschmückt und allem Luxus damaliger Zeit ausstaffiert, scheint ein gepflegtes Spielwerk des Königs gewesen zu sein. Madame de Villedieu erzählt, es sei eine Nische darin gewesen und dieser Nische gegenüber ein Spiegel. Der König habe auch den Hofleuten beiderlei Geschlechts darin zu baden erlaubt, in der Nische

aber sei eine unscheinbare Öffnung geblieben, von wo aus man den Spiegel vortrefflich übersehen.

Napoleon, der hier zuletzt gepflanzt, hatte keine Zeit für solch leichtsinniges Spiel der Sinne, und dem verlassenen Garten, dem unbelebten Schloßhofe, der hier herüberschaut, sieht man jetzt nichts mehr an von diesem üppigen Übermute. Tiefe Grabengrenzen zwischen den verschiedenen Gärten erinnern nur etwa noch von fern daran, daß man sich hier absperren könne zu unbelauschter Ausschweifung, und wenn der Abend niedersinkt, hat man Eile, sich aus diesen Eisengittern wieder hineinzufinden in die Schloßhöfe und aus ihnen in die Stadt, denn dieser englische Garten führt nicht ins Freie, sondern ist ein streng gehaltener Vasall des Schlosses. Die flachen, offenen Gärten auf der andern Seite sind dagegen offen für Stadt und Spaziergänger, und dort ist auch die Plantanenallee, wo sich die vielfach abgebildete Szene zwischen Heinrich und Sully ereignete. Sully, tief verleumdet von den Höflingen, war nahe am Sturze, man hielt den König an einem schönen Jagdmorgen für reif, den sparsamen Minister ins Exil zu jagen. Das Jagdroß war vorgeführt, der König hatte schon einen Fuß im Bügel, da hielt er inne, trat zurück und eilte gedankenschwer in die Allee, hastig auf und ab gehend. Er winkt einem Pagen und läßt Sully rufen. An allen Ecken, von allen Fenstern sehen die Höflinge vergnügt zu, die Katastrophe ist da. Sully kommt, es beginnt eine eiskalte Unterredung. Aber sie erwärmt sich, sie wird innig, Heinrich spricht so offen, daß Sully ihm zu Füßen fallen will — „nicht doch“, ruft der König, und nimmt ihn in seine Arme, „diese Höflinge sollen dich nicht in solcher Stellung sehen und nicht glauben, ich hätte dir ihre Verleumdungen zu verzeihen.“

Liebenswürdiger Heinrich! Überall, wo man dir in Frankreich begegnet, wirst du geliebt! Allen übrigen Königen zählt man die Schwächen auf und wägt sie. Dir zählt

man sie auf, um sie lachend hinter sich zu werfen. Allen übrigen zählt man die Liebschaften vor, und heischt Rechenschaft und Ersatz, was sie an Geld, Zeit und Sitte gekostet. Dir nicht, und du hattest die meisten. Bei dir nur sagt man: Er war ein fröhlicher Franzose. Ja, er gehörte zu den glücklichen Naturen des Sonnenscheins, die sich alles nach der lichten Seite kehren, die alles von der lichten Seite anfassen, und denen das Bedenklichste gelingt oder verziehen wird, denn er war doch tapfer und tätig und meinte es doch gut, sagen die Leute, und er war doch auch mitten in der Heiterkeit ein äußerst kluger Herr. So viel vermag ein starkes, mächtiges Naturell, so viel vermag ein immer offenes, immer liebendes Herz. Er wechselte den Glauben, er verführte Weiber, er ließ hinrichten, aber wer spricht davon in Frankreich! Man spricht von Heinrichs Herzensgüte, von seinem Geist, davon, daß er immer zu verzeihen wußte, weil sein Herz immer offen gewesen. Spielend und lachend, aber unter Spiel und Gelächter furchtbar fechtend, warf er die letzten Guisen, warf er die blutigen Ligueurs darnieder, und unter lachendem Scherze parierte er die zahlreichen Mordanfälle, bis er in vorgerücktem Alter dem einen erlag, nicht eher, als nachdem er der geliebteste König Frankreichs geworden war.

Aber diese Natur des Sonnenscheins erklärt seine Existenz doch nicht völlig. Man wird dessen inne, wenn man des Abends von der Gartenseite Fontainebleaus, der Maintenon-Avenue vorüber, in die Stadt zurückkehrt, und dort im Vorübergehen noch einen Blick durch die Eisenstäbe wirft, welche den Hof des Weißen Rosses von der Stadt trennen. Da sind keine Bäume, es ist nackt und ernst bei hereinbrechendem Abende wie in der Mittagsglut. Hier ergab sich der zweite französische Herrscher, von dem Frankreich so viel spricht, hier ergab sich Napoleon in sein Schicksal. Denn von Ludwig XIV. spricht man wenig, man schreibt nur von

ihm. Und wie anders ist diese große Napoleonsnatur, als die Heinrichs, eine Natur in Wettern wie jene im Sonnenschein. Und es fehlte ihr, was jene so sicher hielt in Heiterkeit, es fehlte ihr das legitime Recht. Daß Heinrich die Krone von Erbschaft wegen gebührte, das erleichterte alles Spiel seines Herzens. Verdienen konnte er sie nebenher, Napoleon mußte sie alle Tage verdienen; alle Morgen, wenn er erwachte, mußte dies sein erster Gedanke, sein Gedanke des Tages sein. Da wird das offene Lachen des Herzens nicht begünstigt, wäre es auch in der Anlage reichlicher vorhanden, als es bei Napoleon war. Da bildet sich der Unterschied zwischen einem römischen Franzosen und zwischen einem gascognischen Franzosen wie eine eiserne Grenze hervor.

Der Abend war still, und ein schmales Mondviertel leuchtete spärlich von der Seite, als ich durch die Gitter zum letzten Male in diesen Eintrittshof blickte. Die merkwürdige Napoleonszene, wodurch Fontainebleau neuerdings und mehr als durch alles andere historisch geweiht worden ist, sie kam zum Abschiede über mich wie eine weiße Nachtwolke.

Die Szene ist so wichtig für den französischen Charakter, sie hat ein so theatralisches Ansehen, wie es uns oft erkältet, und ist doch innerlich echt, und stellt darum eine Erscheinungsgröße des Volkes dar.

Alle Schlachten, alle Siege halfen nichts im Frühjahre 1814, der Kaiser siegte einen Tag um den andern, und Blücher, geschlagen oder nicht geschlagen, ging vorwärts gen Paris. In Troyes hörte der Kaiser am 30. März, Paris sei gefallen, und am folgenden Morgen um sechs Uhr schon war er in Fontainebleau. Die großen Appartements blieben verschlossen, dafür war keine Zeit, man richtete sich militärisch ein, Napoleon ging in seine stillen Zimmer, die er stets in Fontainebleau bewohnte, und die ungesehen in einen Garten blicken. Am Abende und nächsten Morgen kamen die Heersäulen an aus der Champagne und von der

Pariser Seite und gruppierten sich um Fontainebleau. Sie waren noch furchtbar genug, und Marmont kommandierte noch mit einer beträchtlichen Macht Paris und dem Feinde gegenüber. Der erste und zweite April waren still und düster, man hörte nichts Besonderes aus Paris. Der Kaiser hatte nur militärische Gedanken. In der Nacht zum dritten kam der Herzog von Vicenza aus Paris, Napoleons Unterhändler mit den Alliierten, und eilt in die Zimmer des Kaisers. „Es ist noch Hoffnung da", sagt er, „für die Kaiserin und den König von Rom, aber Sie müssen sich rasch entscheiden, Sire, sonst dringen die Bourbons durch mit ihren Ansprüchen." — „Wie denn? — Was entscheiden?" — „Sie müssen abdanken, Sire."

Er war noch in voller Kriegsrüstung, die ihm stets so mächtig, und mitten heraus sollte er, ein Familienvater, für Frau und Kind verzichten auf die Herrschaft Frankreichs und Italiens, wenn er auch alles sonstige Land für den Augenblick vergessen hätte. Er schüttelte das Haupt und ging zur Seite. Vicenza drängte, aber der Kaiser macht eine ablehnende Bewegung mit der Hand, und wie der Tag kommt steigt er zu Pferde, um die Vorpostenlinie zu bereiten. Das hat er im Griff, das läßt ihn denken und gibt doch andere Gedanken und erfüllt ihn doch mit Sicherheit, er fühlt sich noch in Kriegesmacht, der Soldat begrüßt ihn mit dem Geschrei: „Nach Paris, nach Paris!"

Der Tag vergeht, wiederum in der Nacht kommt ein Reitender von Marmont gesendet und zerreißt die Nachtruhe, wenn es eine solche für den Kaiser gab. Die aufgerissene Depesche besagt, daß der Senat die Absetzung des Kaisers proklamiert hat. Was Senat! Dieses machtlose Instrument — — Der Krieg soll seinen Gang gehen, der Morgen des 4. April bringt den Befehl, das Hauptquartier näher an Paris zu verlegen, zwischen Ponthierry und Essonne. Mittags ist die gewöhnliche Parade im Hofe des Weißen Rosses. Danach tritt eine demokratische Wendung ein, die in der Geschichte

selten ausbleibt, wenn Not an Mann kommt, die aber bei dem sonst so eigenmächtigen Napoleon einen fast traurigen Eindruck macht, den man in Deutschland mit den Worten bezeichnet „es muß nahe vor seinem Ende sein“. Er nimmt nämlich die Oberoffiziere der Armee mit in seine Zimmer, und es wird eine Beratung eröffnet über den Stand der Dinge.

Sie verlängert sich tief in den Nachmittag hinein, und als die Türen aufgehen, und die Offiziere heraustreten, erfährt man: Der Kaiser hat abgedankt, zugunsten seines Sohnes und seiner Frau, er redigiert selbst die Urkunde.

Alles dienende Glück ist verschwunden! Wie niederschlagend erscheint's, daß solch ein Entschluß, solch schwerer Entschluß eines Napoleon nutzlos, zu spät ist! Über einem leeren Ei des Unglücks hat er gebrütet, der alte, sonst so mächtige Adler. Es ist zu spät, rief man den Überbringern dieser großen Urkunde, den Herzögen von Vicenza und von der Moskwa entgegen; das Reich der Napoleoniden soll ganz zu Ende sein.

Noch ehe der Kaiser dies erfährt, trifft ihn ein Schlag, der ihn allem Anscheine nach noch spitzer schmerzhaft berührt. Es war wieder Nacht, es gab keinen Schlaf mehr für das stolze Haupt im alten Lustschlosse, da sprengt der Oberst Gourgaud in den Hof und eilt hastig zum Kaiser. Was ist? Marmont, Herzog von Ragusa, ein geliebter napoleonischer Marschall, hat seinen Posten verlassen, ist zum Feinde nach Paris übergegangen — Fontainebleau und der Kaiser sind schutzlos. „Das ist nicht möglich!“ ruft er aus, „das ist nicht möglich!“

Als er nicht mehr an der Wahrheit zweifeln konnte, wurde sein Blick stier, er setzte sich auf einen Stuhl und saß eine lange Zeit unbeweglich und lautlos — „der Undankbare!“ rief er dann auf einmal, „er wird unglücklicher sein als ich!“

Und er ist's geworden. In der Julirevolution zu unentschlossenem Kampfe gegen die Nation genötigt, hat er auch den letzten Halt, die Heimat verloren, und irrt ruhm- und ruhelos von Land zu Land. Ein unseliger Schritt hat das Leben eines, wie man sagt, sanften und guten Mannes vernichtet. Dies sind untrügliche Zeichen einer starken Nation: sein Land, seine Fahne verlassen, wird gebrandmarkt, die Umstände seien noch so schwer zu richten, die Veranlassung sei noch so wirksam. Diese Beschränkung muß eine Nation festhalten, darin muß sie borniert sein, wenn sie politisch stark werden will. Wo hat man von einem Engländer gehört, daß er gegen England gefehlt! Sei er auch ein einsamer Mann tausend Meilen von der Heimat gewesen. So wird Rußland keine dauernde Gefahr für Europa sein, solange seine Staatsmänner aus dem Auslande genommen und nicht Russen sind. Die Politik als Geschäft ist gefährlich für den Nachbar, aber nicht innerlich mächtig; man erwirbt mit dem Verstande, aber man siegt und hält nur mit Verstand und Herzen.

Napoleon, in solchen Fragen der Menschheit rundum fest in sich abgeschlossen, empfand und übersah solch ein Ereignis tief und weit. Wie Marmonts, so war es ihm auch ein Zeichen seines eigenen Unterganges; es arbeitete in ihm stürmisch, er mußte davon sprechen, und diktierte eine Proklamation an die Armee, worin er es erzählte, und die an ihrem Schlusse deutlich sehen ließ, er werde selbst dem Geschicke weichen.

Sechs Tage kämpfen seine Bevollmächtigten in Paris gegen den Strom, der alles, was Napoleon heißt, verschlingen will. Am 11. April kommt Vicenza zurück mit der Nachricht: alles ist umsonst. Es waren herbe Tage für den Kaiser, und Fontainebleau, wo er im Alter ruhen wollte, wie er öfter andeutet, hat ihn binnen wenig Tagen rasch altern sehen. Man spricht bekanntlich von einem Vergiftungs-

versuche, zu dem er hier geschritten, und dem seine starke Natur widerstanden. Man weiß nichts Sicheres darüber, und er ist unwahrscheinlich.

Jedenfalls war er voller Lebenspläne, als ihm Vicenza die letzte Entscheidung gebracht. Die verschiedensten Pläne wurden noch diesen 11. April in seinen Zimmern aufgestellt, durchgesprochen, verworfen. Kannte er die Franzosen so, daß sie dem entschiedenen Strome sich hingäben, und daß er darum nichts mehr versuchen wollte? War sein Abscheu vor dem Bürgerkriege wirklich so echt und tief? Er war's; und außerdem war die Aussicht eines zähen Krieges mit langsamen Erfolgen nicht seine Sache. Endlich, er fühlte in sich den historischen Helden, der mit nichts Halbem und Mittelmäßigem enden durfte. Die großen römischen Phrasen waren ihm nichts Äußerliches, wenigstens nichts Äußerliches geblieben, er hatte seinen Sinn ganz und gar an große und ganze Verhältnisse gewöhnt, er setzte sich nieder an jenen kleinen Tisch und schrieb hastig jene berühmte Abdankung. Daß er ausstrich, korrigierte und einschob, zeigt nicht nur, wie er bewegt, sondern auch, wie er sich des Verhältnisses bis in alle Nuancen bewußt war. Die Proklamation lautet:

„Die alliierten Mächte haben ausgesprochen, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis sei für Wiederherstellung des Friedens in Europa. Deshalb erklärt Napoleon, getreu seinem Schwure, daß er für sich und seine Kinder verzichtet auf die Throne Frankreichs und Italiens, und daß es kein persönliches Opfer gibt, das des Lebens selber nicht, welches er nicht zu bringen bereit sei für das Wohl Frankreichs.

Napoleon."

Soviel ich mich erinnere, war unter anderem die Verstärkung „das des Lebens selber nicht" — même celui de la vie — über die Zeile eingeschoben. Der Wurf des Satzes ist im Französischen voller und schwerer, da es ver-

mittelst der Partizipialkonstruktion nur ein in sich verschlungener Satz ist. Dieses direkte Erbteil der römischen Sprache, dessen sich im gewöhnlichen Leben der gewöhnlichste Franzose bedient, ist ein großer Gewinn für den ununterbrochenen Strom der Sprache. Unsere Ausholungskonjunktionen die „Da“ und „Weil“ und „Nachdem“ und „Insofern“ zerspalten und zerhacken, belästigen mit den spät kommenden Zeitworten den Gang und zerbröckeln den übersichtlichen Eindruck. Der Liebhaber des Details kann mit Genugtuung sehen, daß Napoleon bei diesem großen Akte sich des römischen Erbteils bedient. Es ist ganz in Vergessenheit geraten, daß das Französische eigentlich nicht Napoleons Muttersprache war, wenn er es auch von Kindheit auf gelernt. Lätitia hat italienisch zu ihm gesprochen. Die Guisen hielten es noch für ein unübersteigliches Hindernis zwischen sich und der französischen Krone, daß sie nicht ursprüngliche Altfranzosen seien. Napoleon hat es überwunden, und ganz andere Gründe entrangen ihm den Sieg.

Nach Abfassung jenes Satzes vergingen noch traurige acht Tage in Fontainebleau, ehe seine Todeszukunft geordnet war. Er sah in seinem kleinen Garten den Haselbusch und die Platane Frühlingskeime und Blätter entfalten, und der schmerzliche Gedanke schnürte sein Herz zu: Du wirst die volle Frühlingspracht und den weichen Sommer in Frankreich nicht mehr erleben! Dein niedrigster Soldat hat dies vor Dir voraus, vor Dir, dem Kaiser, Du nur wirst ausgestoßen!

Es erschien der merkwürdige Beschluß, ihm die Souveränität der Insel Elba zu geben. Ein höchst wunderlicher Beschluß! Es ist so viel Ironie wie Gutmütigkeit darin, und so viel Gutmütigkeit wie Mangel an Politik, dem Kaiser der Erde, dem kein anderer Rechtstitel der Macht als der des Schwertes zugestanden wurde, diesem gefürchteten Kaiser eine kleine Souveränität zu schenken, nachdem ihm das Schwert aus der Hand gerungen war. Und die

Souveränität einer Insel, die so nahe an Frankreich liegt! Der Beschluß gleicht einer poetischen Insel, die man in kleinem Geschmacke mitten in den Ozean der Politik verlegen will; der erschöpfte Held sollte dort Dichter werden, Kohl pflanzen und spielen, man gab ihm auch eine Handvoll Soldaten dazu mit. Es ist so ein deutscher Zug darin, der aus Oesterreich kam, und eine poetische Wallung Alexanders, der einst zu Erfurt mit dem Manne in poetischer Politik geschwärmt hatte.

Ich erinnere mich, daß man diesen Beschluß in Preußen gar nicht begreifen konnte. In Preußen haßte man Napoleon wohl auch am innigsten. England, sein ewiger Feind, hatte ihn und seine Armeen nie gesehen, es hegte nur jenen politischen, jenen Begriffshaß, der nichts Unmittelbares, nichts menschlich Dramatisches hatte, und der deshalb später auch so langsam marternd zutage kam. In Spanien und in Preußen hatte Napoleon ans Herz und an die Nieren gegriffen, man kannte die Eingeweide seines Heeres, der Eroberung und Unterdrückung intim, man fühlte alles eigentümliche Leben bis in die innersten Kammern bedroht und angegriffen, man verlangte, daß die Person solches Urhebers persönlichst zerrissen, vernichtet werde. Es wäre auch wohl das Entsetzlichste geschehen, wenn Napoleon preußischen Truppen in die Hände gefallen wäre. Die Franzosen haben keine Vorstellung davon, und die Schonungslosigkeit der preußischen Heere in Frankreich ist ihnen bis jetzt im Gedächtnisse, allein hervorragend, verhaßt hervorragend aus dem Getümmel der Kriegserinnerung. Das kann nicht schaden, solch ein scharfes Verhältnis bürgt immer für Leben beider Teile. Daß sie das Wort Preuße noch jetzt in Frankreich immer mit einer gewissen Erregung vernehmen, das ist besser, als sich gleichgültig oder mitleidig aufgenommen zu sehen. Der grimme Haß, den sie in Spanien fanden, hält sie heute noch in Respekt vor einem innerlich aufgelösten Lande, das ohne

solchen Respekt ihnen leicht wie eine bequeme Beute, oder wie ein unbedeutender Spielball aussehen könnte. Die Nationen können im Großen und Besten vereinigt sein, ohne sich persönlich auszuwischen und aufzugeben. Die sorgfältig bewahrte und eifrig ausgebildete Verschiedenheit, die sich selbstständig auszuzeichnen sucht, sie ist das unberechenbare Mittel, die Welt in Mannigfaltigkeit und dadurch eben mächtig zu fördern. Blinder Haß und blinde Verschwommenheit in Hingebung sind von gleichem Übel.

Der Napoleonshaß in Preußen hatte offene Augen, ja er hat sich bei gar viel gesund-sehenden, etwas nüchternen und zähen Naturen bis heute ganz frisch und lebendig erhalten. Preußen und die angrenzenden Staaten sind noch versehen mit jenen strengen Männern, welche unerbittlich den alten Feind weit von sich halten, die den Kopf schütteln zu einer Jugend, welche sich von der poetischen Fata morgana bestechen läßt, und in bunte Herrlichkeit des Wortes einhüllt jenen verhaßten Empereur. Seien wir billig, seien wir klug! Diese grauen Leute sind uns ersprießlich, sind uns Not, sie haben recht für ihren Teil im Staate, sie wirken gut als Sauerteig. Es ist schön, sich poetisch zu berauschen, aber es ist gut, daß es auch nüchterne Leute gibt; der Rausch tut außerordentliche, aber auch törichte Dinge. Der Minister Stein war im Zivil der Anführer dieser unerweichlichen Veteranen des Hasses. Blücher war der soldatische Ausdruck dafür, der roheste, aber auch der wirksamste; seine Ungeschlachtheit, seine Unbedachtheit, sein roher aber nie sinkender Säbel, dies ganz ordinäre aber unverwüstliche Husarenelement hat den Napoleon niedergebracht, es war Napoleons Untergang 1814 und 1815. Siege helfen nur, wenn der Besiegte weicht oder fürchtet. Keins von beiden tat Blücher, und so machte er den Sieger tot. Das soll man im Auge behalten, um nicht im poetischen Schreck heutiger Geschichtsansicht rücklings hinzutaumeln, wenn einige Falten der Tradition ge-

öffnet werden, und man erfährt, wie Blücher den Napoleon ansah, und wie er ihn husarenmäßig haßte. „Wenn wir ihn kriegen“ — überliefert eine Blüchersche Sage — „so lass' ich ihn aushauen.“

Gibt's ein wohlfeiler Mittel, zwei historische Figuren mit einem Male in den Kot zu ziehen? An den einen würde man stets mit ekelvollem Widerwillen denken und das Bild des Kaisers wäre für immer besudelt, da es nicht darauf angelegt war, einen religiösen Märtyrer darzustellen, der unbeschadet seines Schimmers das Unwürdigste erfahren kann.

Habt ihr euch erholt und euch die Unmittelbarkeit eines Vaterlandskrieges vor Augen gebracht, dann werdet ihr die milde Größe eines Mannes um so höher bewundern, der, von derselben Staats- und Kriegspartei, den Kaiser und die französische Welt so hoch achtete, wie's jetzt die Geschichte tut, der den Krieg förderte und die Bedingungen des Friedens sänftigte, der die desfallsigen Vorwürfe seiner erbitterten Mitbürger gelassen trug, um die freiere Luft der Weltgeschichte frei, rein und in Ehren zu erhalten. Das war Hardenberg. Frankreich hat sich bei ihm zu bedanken. Uns waren beide Sorten von Männern, die der Stein-Blücher und der Hardenberg nötig und unschätzbar.

Und dazwischen empor, wie eine Palme zwischen alten Eichen und Linden, ist das Kaisergedicht just bei uns aufgewachsen in aller schlanken, aufeilenden Schönheit. Aller Welt unerwartet hat es, kaum zehn Jahre nach dem Kriege, Heine angestimmt, einen neuen wunderbaren Ton, und die verschiedenste Politik gibt sich einem Sangeszauber hin, welcher rein menschliche Größe singt. Die Katastrophe in Fontainebleau entlockt im fernen deutschen Norden Tränen der Teilnahme, man fragt nicht, wer den Kaiser besiegt, warum man ihn besiegt, man blickt nur mit menschlicher Rührung auf den Besiegten, auf den Kaiser, der Abschied nimmt von all seiner Herrlichkeit.

Merkwürdig, was wir romantische Spielleute Europas sind! Frankreich hat einige kalte Odenverse für Napoleon hervorgebracht, und nichts was der Heineschen Kaiserpoesie nur an die Knie reichte! Liegt darin einer der Gründe, daß sie Heine wie eine französische Notabilität anerkennen, obwohl sie nur den Prosateil seines Kaiserpreises kennen? Schwerlich. In Paris ist Napoleon viel, viel länger tot, viel, viel tiefer in vergessenem Hintergrunde als in Deutschland. Nur in den Ostprovinzen lebt er noch als mächtiges Gedächtnis, in den einst deutschen und halbdeutschen Provinzen, im Elsaß, in Lothringen, in der Franche Comté und im Dauphiné — uns gehört die Treue und der Zauber des Todes.

Am 20. April 1814 um die Mittagszeit waren alle Anstalten fertig zur Abreise des Kaisers. Die Wagen standen gepackt im Hofe des Weißen Rosses. Die Garde marschierte auf in diesem Hofe, um ihm die letzten Ehren zu erweisen, dem Sterbenden. Es war ein Uhr, da trat er aus seinen Zimmern. Der Weg bis die Treppe hinab in den Hof war gesäumt von den Getreuen, die den Abschied nicht versäumen wollten. Es sind wenig große Kriegsnamen darunter. Napoleon gab jedem die Hand und ging eilig die Treppe hinab. Einen Augenblick verschwand er zwischen den Reisewagen, stand aber plötzlich dicht vor der Garde. Er macht ein Zeichen mit der Hand, er will sprechen. Er sprach sonst selten, er hielt keine Reden, er gab nur etwa ein Motto vor Beginn einer Schlacht. Jetzt will er reden, wo er Schlachten und Regiment auf immer verlassen soll, das Herz, das sonst verschlossen, geht ihm auf — es wird totenstill über Fontainebleau, er spricht:

„Soldaten meiner alten Garde, ich sag' euch Lebewohl. Seit zwanzig Jahren hab' ich euch beständig gefunden auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes. In der letzten Zeit wie in der Zeit des Glücks habt ihr nicht aufgehört, Musterbilder zu sein von Tapferkeit und Treue. Mit Leuten eurer

Art wäre unsere Sache nicht verloren, aber der Krieg wäre endlos, es wäre der Bürgerkrieg, und Frankreich würde nur unglücklicher. Ich habe all meine Ansprüche denen des Vaterlandes geopfert; ich gehe — ihr, meine Freunde, dient Frankreich weiter! Sein Glück war stets mein einziger Gedanke, es wird stets das Ziel meiner Wünsche sein. Beklagt nicht mein Geschick — habe ich drein gewilligt, mich zu überleben, so geschah auch dies um unsers Ruhmes willen. Ich will die großen Dinge niederschreiben, die wir zusammen verrichtet — lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte euch alle an mein Herz drücken, laßt mich wenigstens eure Fahne umarmen!"

Da ergriff der General Petit den Adler und brachte ihn dem Kaiser. Napoleon empfing den General mit seinen Armen und küßte den Adler. Es trat ein Augenblick der Stille ein, man sah den Kaiser tief bewegt und hörte das leise Schluchzen der alten Soldaten. Dann raffte sich der Kaiser auf und fügte mit fester Stimme hinzu: „Lebt wohl noch einmal, meine alten Gefährten! Möge dieser letzte Kuß in eure Herzen gehen!"

Er wendete sich um, stieg rasch in den Wagen, in welchem ihn General Bertrand erwartete, und dahin, nach dem Süden, rollte der Reisezug, der Zug ins Exil, von Fontainebleau bis ans Mittelländische Meer begleitet von französischen Reitern, Soldaten des Kaisers.

6.

Als er nicht mehr handeln konnte, da wollte er schreiben; er sprach von seiner Schriftstellerei wie von einem neuen Feldzuge. Das hat er sicherlich getan, um die Historiker für sich einzunehmen! Wie? — Daß die Restauration wenig für Fontainebleau machte, hing wohl zusammen mit dem tiefen Stempel, den Napoleon beim Scheiden darauf gedrückt.

Jeder Mensch sucht instinktmäßig nur die Erinnerungen auf, die ihn fördern.

Daß der Deutsche, von Fontainebleau kommend, Bibliotheken und Geschichtswerke sucht, ist auch nicht befremdlich, denn das Werden ist für den Deutschen das Sein. Erst läßt er sich gern von der romantischen Szenerie und Tat überraschen und reizen, und hält still dazu mit kindlicher Aufmerksamkeit. Er liest den historischen Roman mit Heißhunger, sagt aber am Ende, wenn das Buch aus und er noch lange nicht gesättigt ist: Da kann doch viel bloße Erfindung und Spielerei unterlaufen sein, man muß selber zusehen.

Er geht deshalb von Fontainebleau direkt nach der rue Richelieu in Paris, allwo die große stille Bibliothek ist, allwo jedermann, er sei woher er wolle, er trage einen zerrissenen Rock oder einen goldgestickten, ohne weiteres eintreten, ohne weiteres irgend ein Buch der Welt verlangen, sich niedersetzen und lesen kann. Man gibt ihm das Buch, er liest bis der Saal geschlossen wird, er dankt niemand, er läßt es liegen, unsichtbare Geister besorgen all die Kleinigkeiten, wodurch sonst der Gelehrte belästigt und gestört wird. Dies große Haus wartet nur wie eine gastfreie Karawanserei auf Ankömmlinge, die lesen wollen und schreiben; sie hält Stühle, Tische, Tinte, Bücher dafür bereit, und sie nimmt keinen Sou, keinen Dank dafür.

Der nächste, das heißt der am schnellsten zurückgelegte Weg von Fontainebleau dahin geht auf dem Wasser. Eine halbe Stunde östlich abwärts vom Orte fließt die Seine hinab nach Paris, und Dampfboote sind bereit. Weiße Sandsteine und idealisch schöner Streusand werden da täglich hinabgefahren nach den Schiffen — dies ist der letzte Eindruck, den man von Fontainebleau mit sich nimmt. Die Fahrt geht rasch, die Ufer sind fast ununterbrochen artig, ohne mehr zu sein, Hügelzüge, belaubt oder mit Wein bepflanzt, weiße Landhäuser, moderne Schlösser, Ortschaften und Städte, dar=

unter das uralte Melun, und das oft scherzhaft genannte Corbeil. In diesem Landstriche nämlich spielten die Hauptkämpfe zwischen Ligue und Hugenotten, und die letzteren wurden verhöhnt von den Parisern, daß sie Corbeil inne hätten — Paris habt ihr nicht, aber ihr habt Corbeil!

Wenn wir zurückgehen auf die Zeit, wo die Lustschlösser, les châteaux de plaisance, in Frankreich wichtig und interessant wurden, wo der Hof, wo die Galanterie, wo der übermütige König von Frankreich entstand, wo die großen und kleinen Spielereien mächtig, die französische Welt Modewelt, die französische Sprache Modesprache wurden, kurz, wo das Frankreich aufstand, das wir unter diesem Namen verstehen, — da haben wir die Ufer der Charente zu suchen. Dieser reizende Fluß, grün wie der Chrysopas, geht durch ein grünes Wiesen- und Hügelland nach dem Ozean hin und bespült eine Stadt und ein Schloß, das dem Namen nach in Deutschland jeder ordinäre Säufer kennt, denn der Name ist Kognak. Wirklich hat der starke Branntwein, welcher so heißt, seinen Namen von diesem Orte, und wird noch heute dort fabriziert. Dort wurde am 12. September 1494 Franz I. geboren. Die Mutter ging im Park spazieren, am großen Teiche hin, und ward plötzlich von der Ankunft eines Sohnes überrascht, die Wehen überfielen sie dergestalt, daß sie kaum den Schatten einer Ulme gewinnen konnte. Unter deren grünen Zweigen sah Franz zum ersten Male die Welt, ein echtes Kind grüner Fröhlichkeit. Man hat den Baum lange gepflegt; aber er ist gestorben, die Zeit der Turniere und Schlösser war vorüber. Da hat man denn einen Nachfolger gepflanzt, um die Königsulme nicht einzubüßen, wenn es auch nicht mehr die echte ist, und die zeigt man heute noch. Kognak ist der Geschichte gefolgt und heute ein fleißiger, prosaischer Fabriksort. Er war nicht des Königs Sohn, und es stand nicht

zu vermuten, daß mit ihm ein König von Frankreich geboren worden sei. Ludwig XII. war in seinen besten Jahren, und man konnte nicht von einer wahrscheinlichen Aussicht reden für die jüngere Linie des Hauses Valois. Denn also hieß das Haus eigentlich schon seit Philipp von Valois, man nennt es aber gewöhnlich erst seit Franz mit diesem Namen, weil ihm, dem Angoulême, Ludwig XII. das Herzogtum Valois schenkte. Dieser Name Valois wurde von nun an das Stichwort bis zum Tode Heinrichs III. für allen hohen Adel, dem die Krone im Wege war, oder der sie selbst wollte, wie das Haus der Guisen, ferner das Stichwort für allen Protestantismus, den jeder Valois verfolgte.

Von Franzens Vater, dem Herzoge von Angoulême, spricht man nicht, wohl aber von seiner Mutter, einer Luise von Savoyen, einer Frau von starker Leidenschaft. Man hält sie für die Begründerin des sinnlichen Treibens um die Könige von Frankreich her, das vorher nur vereinzelt und niemals herrschsam da gewesen war, und das von ihr überging auf die Frau ihres Enkels, auf Katharina von Medicis. Bei Karl VII., den die Jungfrau von Orleans bei uns bekannt gemacht, erinnert man sich wohl der Agnes Sorel, aber als einer bescheidenen Dame, und das weichliche Hoflager hatte keine weitere Bedeutung, als daß es den Krieg gegen die Engländer verabsäumen ließ. Ludwig XI., der zynische Tyrann, der mäßige, schlaue Mensch, hatte nichts mit Weiber- und Hofregiment zu tun, er umgab sich nur mit Büchsenschützen. Karl VIII. fand nicht Zeit genug, seine leichten Neigungen systematisch zu machen, und der nächste Vorgänger, Ludwig XII., war ein schlichter Mann mit bescheidenen Bürgersitten, der später oft mit Besorgnis dem lang aufschießenden Franz und dessen leichtsinnigen Manieren zusah und ausrief: „Dieser große Junge wird alles verschleudern, was ich gesammelt.“

Man hat jene Mutter Franzens hart getadelt um ihres

Betragens willen, um des Tones willen, den sie angegeben; sie habe dem Sohne die Mätressen selbst zugeführt, und allen sinnlichen Trödel begünstigt. Es sind hierbei zwei Epochen zu unterscheiden. In der ersten lebt sie noch still der Erziehung ihrer Kinder, und niemand sagt ihr Übles nach, in der zweiten wird sie so munter und unternehmend, als begänne sie eine orientalische Jugend. Das Urteil darüber ist sehr schwer, besonders wenn man — wie zu geschehen pflegt — die ganze Folge französischer Geschichtsentwickelung dahineinzieht, wenn das Temperament einiger Weiber den weltgeschichtlichen Gang verantworten soll. Da hat Luise von Savoyen und Katharina von Medicis die Frivolität erweckt, daraus ist Sittenverderbnis und Verschwendung entstanden, daraus Absolutismus und Finanznot und endlich die Notwendigkeit der Revolution. Alles das wächst aus dem Schoße eines sinnlichen Weibes; die Gottheit, welche der größte Frevler nicht leugnen kann, die Geschichte in ihrer tausendfach bedingten, immer übermenschlichen Entwickelung, sie entspringt im Gelüst eines Weibes!

Es ist im allgemeinen das sinnliche Moment des Südens, welches den Unterschied macht zwischen alt- und neufranzösischer Geschichte. Es beginnt unter Franz und verdrängt das nüchterne Frankentum. Genuß und Kunst entwickeln sich innen und außen. Und da dieser Wechsel vom Könige ausgeht, und wirklich halb orientalische Traditionen im Geleite hat, imperatorische aus Italien, imperatorische aus dem griechischen Kaisertume, sultanische von den Arabern her und den eindringenden Türken, so wird ein monarchischer Absolutismus das politische Ziel. Franz tritt damit noch kühner auf, als Ludwig XIV. die Franzsche Erbschaft ausbildete. Man vergleiche: der König von Frankreich war im Anfange des Franzschen Regimentes noch so abhängig, daß er kein Geld erheben konnte, wenn der Kanzler nicht das dem Kanzler allein zukommende Siegel unter die Scheine drückte. Es

existiert ein Brief des Königs, wo er den abwesenden Kanzler dringend um das Petschaft bittet, weil er durchaus Geld brauche und gar keines vorhanden sei. Und der also abhängige Franz ließ die Deputierten des Parlaments stundenlang im Vorzimmer warten, fuhr sie dann an wie Domestiken und sagte: „Ehe die Sonne aufgeht, werdet ihr abgereist sein!“ Es war im Februar, der Regen goß in Strömen, alle Bäche und Flüsse waren ausgetreten, das Reisen war unter den damaligen Umständen, wo es an Straßen und Brücken gebrach, fast unmöglich, man stellt es dem Könige vor, man bittet: „Sie sind entweder morgen auf der Reise, erwidert er, oder im tiefsten Loche, ich will sehen, welch Parlament sie befreien soll.“ — —

Jenem sinnlichen Momente des Südens gegenüber entwickelte sich zu derselben Zeit das rein-geistige Moment des Nordens in der Reformation, und durch dies Zusammentreffen wird der Anfang des 16. Jahrhunderts eine so große Wetterscheide. Die sinnliche Genußwelt französischer Herrschaft drückt die strenge Geistigung scharf darnieder, ein Versuch der Einigung solcher Extreme erscheint unter Heinrich IV., geht aber just durch die genußlustige Natur des Königs verloren. Das Temperament zieht ihn zur heiteren Sinnlichkeit, entführt ihn nicht nur dem nüchternen Hugenottentume, sondern hält ihn auch ab, einen konsequenten Durchkampf solcher Extreme zu gestatten oder zu fördern.

Franz, ein Sohn seiner Mutter, ein Sinnenmensch um und um, ohne die geringste Anlage zu religiöser Vertiefung, hielt aus Instinkt fraglos am Katholizismus, und ließ auf den Plätzen von Paris die Ketzer verbrennen. Die innere Welt derselben interessierte ihn so wenig, daß er eine lange Zuschrift Kalvins gar nicht las; dergleichen war nicht für ihn da, wenn auch gegen Gewohnheit der protestantische Prediger weniger lang, wenn er auch interessant geschrieben hätte. Und instinktmäßig kannte Franz auch die politische

Gefahr, die seiner Existenz von protestantischer Seite drohte. Er schloß mit dem Papste ein Konkordat, das selbst die katholischen Seigneurs in Frankreich zu günstig für den Papst befanden. Franz stritt über einige Hauptpunkte mit dem Nunzius, und drohte ihm, wenn der Papst nicht nachgäbe, mit dem Protestantismus. Der Nunzius lächelte bloß und sprach: „Ein anderer Glaube, ein anderes Regiment."

„Jawohl, jawohl," rief Franz, „so denk' ich auch", und umarmte den Nunzius.

Man sieht denn auch die schönere Sinnenwelt in Franzens Mutter stark ausgebildet. Wie stürmisch, wie über alles liebt sie diesen Sohn, liebt sie die Tochter Margarete. Die Jugend an der Charente war von ihr gepflegt und bewacht wie ein Schatz des Himmels. Es existiert unter dem Titel Memoiren eine Art Tagebuch von ihr, das ziemlich trocken Hauptbegebenheiten ihres Lebens, stets in wenig Zeilen, aufführt. Aber diese trockene Chronik ist durchgrünt von frischester Mutterliebe. Wie freut sie des Sohnes Wildheit, denn er soll Leben entwickeln, und wie ist sie doch beängstigt, denn er hat von Jugend auf ebenso wie sein ganzes Leben hindurch all das kleine Unglück, das die Gliedmaßen in Gefahr bringt und oft auf lange niederwirft. Sie läßt ihn reiten und sieht's mit Entsetzen, daß ein wildes Pferd mit ihm durchgeht nach dem engen Buchenwalde hin, er ist erst sieben Jahr alt, dieser François, er wird verloren sein!

Noch bedenklicher ergeht es ihm, da er vierzehn Jahre alt ist. Es scheint in Frankreich unter den Buben ein Bombardierfestungsspiel damals jahrhundertelang Mode gewesen zu sein, überall findet man's erwähnt, und der Krieg bestand ja auch zumeist in Verteidigung und Eroberung fester Plätze. Die Buben, unter denen François, werfen sich mit faulen Äpfeln und ähnlichem weichen Geschoß, der Kampf belebt sich aber, die Kämpfer greifen nicht nur in der Hitze, sondern hitzig nach Steinen, und François wird von einem

solchen am Vorderkopfe dergestalt getroffen, daß er bewußtlos niederstürzt. Man denke sich die Mutter, die es aufschreibt, wenn er sich einen Dorn ins Bein gestoßen, und die es ausdrückt, daß jeder kleine Schmerz, der ihn peinige, ihr das Herz umkehre. Und diesmal war sein Leben in Gefahr.

Die Kindesliebe ist in Frankreich so stark, so jeden Augenblick zu Ergüssen der Teilnahme und Zärtlichkeit bereit, wie wir es in Deutschland gemeinhin nur bei den Israeliten sehen. Ich habe sie in allen Teilen Frankreichs so stark, so leidenschaftlich erblickt, daß es mich oft, sehr oft zum Nachdenken getrieben. Wir stellen uns leicht die abstrakt politischen Franzosen blasiert vor, und ach, diese Nation ist es so wenig, ist so frisch, so feurig, so gewaltig in den einfachen Empfindungen, daß wir uns vertrocknet daneben erscheinen. Die Franzosen sind viel südlicher, als man in Deutschland glaubt. Und in Paris ist man weniger blasiert, als auf den deutschen Schriftstuben. Ihre Förmlichkeit weiß sich alles appetitlich zu machen, sie sind so leicht interessiert, so neugierig, so teilnehmend, so gutmütig — auch gutmütig? O, in den Provinzen Frankreichs begegnen euch so zuvorkommende, so brave, so herzliche Menschen, wie ihr sie nur im herzlichsten Deutschland suchen mögt. Und was ein Volk unüberwindlich und in sich unzerstörbar macht: alle einfache Empfindung ist stark, unzweifelhaft elementarisch wie das Meer, das überall elementarisch mahnend an die Küsten schlägt. Überbildung und Verbildung ist vielleicht nirgends seltener als in Frankreich, das natürliche Gebot bleibt fraglos, auch das oberste, dem man ohne weiteres, ohne Prüderie, ja mit klassischer Einfalt nachgeht auch in den gebildetsten Kreisen. Diese Luise von Savoyen ist noch heute überall in Frankreich zu finden, die in ihr Tagebuch schreibt, daß Franz mit sechzehn Jahren, kurz ehe er zum ersten Male ins Feld zog, ein Übel gehabt, das eine Dame in England um keinen Preis aussprechen

ließe, wenn sie, gegen Erwartung, Namen und Bedeutung unglücklicherweise irgendwo erfahren.

Diese zärtliche Gruppe aus Kognak von Mutter, Sohn und Tochter dauert auch feuerfest durch das Leben aller drei. Zwischen Sohn und Mutter entstand eine harte Probe, als sie eine Geldsumme, wichtig und unerläßlich für den Krieg, unterschlagen hatte. Der Mangel dieses Geldes vernichtete einen Feldzug, und es kam schrecklich zur Frage. Luise ließ sich wahrscheinlich das Unverantwortliche zuschulden kommen, und schob die Anklage unwahr auf einen Beamten. Es gab dabei nur einen Moment, wo der Sohn als König den gewohnten Respekt gegen seine Mutter aus den Augen ließ, zu ihr stürmte und Rechenschaft verlangte. Aber er fand sogleich die Mäßigung wieder, obwohl er das Unrecht der Mutter durchschaute, und mit einer gewissen Größe sprach er: „Wir waren unwürdig des Glücks, machen wir es ein anderes Mal besser."

Während er bei Marignano focht, lag sie auf den Knien in der Kirche, und betete unablässig für ihn, „denn ich liebe ihn mehr als mich" — schreibt sie — „er ist mein Sohn, mein prächtiger Cäsar."

Und mit der Schwester Margareta, die später nach Navarra heiratete und die Großmutter Heinrichs IV. wurde, hatte er sein ganzes Leben hindurch das liebenswürdigste Verhältnis. Sie war auch äußerst förderſam für alle Kunsttat seiner Regierung, denn sie war nicht nur immer heiter, alle Hindernisse wegspottend, sondern sie hatte auch einen vortrefflichen Geschmack, und sie war mehr als er, sie war produktiv, sie hat in den Pyrenäen die übermütigsten Dinge geschrieben, die „marguérite de la Marguerite des princesses", die „Nouvelles de la Reine de Navarre", Erzählungen, des Boccaccio würdig. Franz hat zwar auch Gedichte niedergeschrieben, und sie sind gesammelt auf der Pariser Bibliothek zu finden, aber man hat nicht nötig, sich

besonders danach umzusehen. Wenn Margarete mit dem Bruder zusammenkam, da mußte er ihr alle Liebschaften und Abenteuer erzählen, die er seit der letzten Beichte erlebt und alle schlimmen und alle hübschen Umstände; sie gab ihm dafür guten Rat, und zeichnete die Sachen auf. Wenn man's geschickt herausfindet, kann man alle Avanturen Franzens in Margaretas Schriften lesen.

Man sieht, es war ein romantischer, inniger Grund in der Jugend und dem Hause dieses Königs, und wenn man später erfährt, wie er sein Königshaus, seinen Kamin, seine Tafel mit interessanten und klugen Leuten umgab, und deren Gesprächen meist aufmerksam und günstig war, so hat man schon einen Blick gewonnen in das Verhältnis eines leichtsinnigen Königs zu einer so bedeutenden Sache, wie die Renaissance ist, die Wiedergeburt von Kunst und Wissenschaft. Es ist im Verhältnisse zu seiner Mutter eine so warme Farbe, wie man sie sonst nur zwischen dem Liebhaber und der Geliebten sucht: er wachte ganze Nächte an ihrem Bette, wenn sie unpäßlich war und nicht schlafen konnte. Als er die einzige Schlacht, die er in seinem Leben gewann, als er die Schlacht bei Marignano geschlagen hatte unter dem weit entfernten Gebete seiner Mutter, und nun zurückkehrte nach Frankreich, da flog sie ihm entgegen, und wie ein jungfräuliches Glück erzählt sie's: „Bei Sisteron sah ich ihn zum ersten Male wieder, er kam an der Durance herauf geritten, und er war gesund und ganz, und ich lag glücklich in seinen Armen."

7.

Es schürzte sich dem jungen Manne alles romanhaft: dem Könige Ludwig ward kein Sohn, er rief ihn zu sich, er gab ihm Liebe, er gab ihm den Blick auf die Krone, er gab ihm seine Tochter zur Braut, zur Gattin, seine einzige geliebte

Claude, er gab ihm kriegerische Vorbilder. Gaston de Foix, einer der schönen Prinzen aus dem Gebirgslande Foix in den Pyrenäen, war damals der Stern des Krieges und das Vorbild für Franz; Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel — le bon chevalier sans paour, wie ihn die Chronik schreibt — war der Fels der Ritterschaft; im Angriffe ein Windhund, in der Verteidigung ein Eber, auf der Flucht ein Wolf, wie man von ihm sagte. Staunend und voll Eifer blickte Franz auf beide; denn seine Natur und seine Erziehung gingen mehr auf persönliches Ritterwesen, auf Teilnahme an Kunst, als auf politisch Leben. Man hat es seinem Lehrer Boisy zum Vorwurfe gemacht. Aber in andere Dämme geleitet, hätten die Fähigkeiten Franzens vielleicht gar keinen Vorzug entwickelt. Man kann nicht aus jedem Menschen jedes Beliebige machen, wenn es was Rechtes werden soll; man erzieht dann am besten, wenn man die stärkste Anlage fördert. Daß die Mannigfaltigkeit, daß aller Umkreis der menschlichen Macht erfüllt werde, dafür gibt's soviel tausend Menschen, dafür gleicht keiner dem anderen.

König Ludwig schickte Franz zuerst an der Spitze von Truppen nach der Guyenne, und zwar kommandierte ihm der junge Alba gegenüber. Es wird nichts Besonderes darüber gemeldet, er war tapfer bis zur Verwegenheit, aber sein Krieg begann ohne weiteres Glück, wie er es stets geblieben. — Als in der heißen Schlacht bei Ravenna Gaston gefallen, da mußte König Ludwig alle Hoffnung auf den jungen Thronerben setzen, der freilich erst achtzehn Jahr alt war. Aber Ludwig fühlte sich schwach und wollte nichts verzögern, er rüstete 1514 dem noch nicht Zwanzigjährigen die Hochzeit mit der lieblichen Claude. Mit Claudes Mutter war die Bretagne zum ersten Male an den König von Frankreich gekommen, Claude brachte sie denn auch ihrem Franz als Morgengabe, und mit diesem festen Lande des Meeres eine unerschütterliche Liebe, eine innige zärtliche Neigung für den

jungen Ritter. Diese sanfte Liebe hat viel in der Stille gelitten, hat manche stille Träne geweint; denn um beglückt zu werden, hätte sie eines ganz anderen Temperamentes bedurft, als Franz es besaß, der ungestüme, der abenteuerliche, der wechselvolle, der ungetreue. Er scheint von Hause aus nur eine brüderliche Zuneigung und nicht mehr für Claude gehegt zu haben. Aber es ist ihm nachzurühmen, daß er sie bis zu ihrem Tode mit der zartesten Achtung behandelt hat, ja er hielt ihre Stellung und ihre Einsicht so hoch, daß er ihrem Rate oft die wichtigsten Staatsfragen unterwarf. Das ist nicht genug, wenn man Liebe will, aber es hält das Haus in mäßigem Gleichgewichte, und es ist bezeichnend für Franz, daß er bei allem abenteuerlichen Leichtsinne den häuslichen Kreis nie schreiend verletzte, obwohl auch seine zweite Gattin nicht die Wahl seiner Neigung und Zärtlichkeit war.

Nach jener ersten Hochzeit im Mai 1514 waren nur einige Monate vergangen, da schürzte sich in dem sonst so einförmigen, bürgerlichen Hause König Ludwigs die romanhafteste Lage. Der alte Herr hatte sich bereden lassen, noch einmal zu heiraten, und zwar eine junge blühende Prinzessin aus England, die erste und letzte englische Prinzessin, die auf dem Throne Frankreichs gesessen, die schöne Marie, die Schwester Heinrichs VIII. Hiermit ward alles in die größte Unruhe gestürzt: wenn diese Ehe mit einem Leibeserben gesegnet wurde, so war die Krone Frankreichs, die er schon mit den Fingern berührte, für Franz verloren! Allerdings versicherten die Ärzte: Ludwig XII. zeugt keine Nachkommen mehr. Aber was ist ärztliche Wissenschaft, wenn ein Reich auf dem Spiele steht; wer mag sich darauf verlassen! Und eine junge lebensgierige Fürstin, wer will sie hüten! Wir wollen's, sprach Luise und Claude. Sie bringt vielleicht ihren Liebhaber schon mit aus der Heimat? So war es, und dies verwickelte den Roman. Franz erhielt den Befehl,

die neue Königin in Boulogne zu empfangen, und sie dem Könige entgegen nach Abbeville zu führen, wo in der alten Kathedrale die Hochzeit gesegnet werden soll. Schweren Herzens geht er nach Boulogne und sieht das Schiff nahen — er bietet Marien die Hand, um sie ans Ufer zu geleiten, und sieht und empfindet mit Staunen, mit Freude, mit Angst, daß sie wunderschön, daß er sie selbst besitzen möge. Ehe er sie bis Abbeville geführt, ist er selbst leidenschaftlich verliebt, und sich selbst der gefährlichste Nebenbuhler des Nachfolgerechtes. Er hat aber auch mit eifersüchtigem Auge der Zärtlichkeit schnell entdeckt, daß der Liebhaber wirklich im Gefolge ist. Er nennt sich Charles Brandon, und ist ein Sohn von Heinrichs VIII. Amme, ein Liebling dieses Königs, den dieser zum Herzog von Suffolk ernannt hat. Gefahr von allen Seiten! Franz ist nicht gewohnt, seiner Leidenschaft etwas zu versagen, weil es gefährliche Folgen haben könne, und er sieht auf der andern Seite in Brandon das entschlossenste Liebesfeuer, in den Augen Mariens das heißeste Verlangen. Der Kopf kann ihm wirbeln, aber er ist jung und frisch, und klüger als man glaubt.

Claude und Luise wachen über die Königin wie mit Schwertern, die Arme ist keinen Augenblick allein, und niemals darf sie allein schlafen: eine Ehrendame, die Baronin d'Aumont, erhält das Recht und die Verpflichtung, im Zimmer der Königin zu schlafen, wenn der König abwesend ist. Arme Marie, armer Brandon!

Man erzählt, Franz habe die Situation noch schärfer gefaßt, er habe Brandon zur Rede gestellt, und nichts geschont, nicht Bitte, nicht Versprechung, nicht Drohung — „der König ist schwach, die unpassende Aufregung macht ihn täglich schwächer, jeder Tag, jede Nacht kann ihm den Tod bringen, bis dahin, Brandon, müßt Ihr entsagen, ganz und gar, ich will Euch entschädigen, ich will — foi de gentilhomme — für Euch um die Hand der jungen Witwe werben beim

Könige von England. Aber es ist Euer völliges Verderben, wenn Ihr unbesonnen seid!"

In den Memoiren des Marschalls von Fleuranges und noch mehr in Varillas findet sich solche Nachricht über diesen Roman. Man findet den Bericht nicht genug begründet, und dies Gespräch nicht wahrscheinlich — es ist im Gegenteil so wahrscheinlich, daß man es erfinden müßte, wenn's nicht da wäre. Franz hielt auch Wort genau nach diesem Gespräche. Man sieht, er war hier klüger als leidenschaftlich, wo es sich um die höchste Macht handelte. Der Leib dieser Marie war ihm zwiefach wert, aber was er sonst nicht konnte, hier konnte er's: den Wert sinnlichen Verlangens zurückstellen.

Was schien es ihm zu helfen? Erst sagte man sich's leise, dann sagte man sich's laut im Schlosse, dann sagte man sich's in Paris: „Die schöne Königin ist schwanger, es wird eine Regentschaft geben, denn der alte König Ludwig, der Vater des Volkes, ist darüber hin, er wird's nicht lange mehr treiben." Franz mit seiner Familie war in übler Lage und Stimmung. Es war ein rauher, windiger Winter vom Jahre 1514 zum Jahre 1515. In der ersten Nacht des neuen Jahres tobte ein solcher Sturm in Paris, daß die Seine an die Fenster der Bürgersleute sprang, und man meinte, der Jüngste Tag sei da. In selbiger Nacht, da Franz noch traurig, tiefsinnig und verdrießlich im Zimmer umhergeht, kam die Nachricht: „Der König schickt, der König liegt auf dem Tode, er will Monseigneur, den Herzog von Valois, sprechen."

Franz eilt an des Königs Bett, der König denkt wirklich zu sterben, und beschwört ihn: „Mache mein Volk glücklich!" Franz tröstet, der Anfall werde vorübergehen, er weint mit den Umstehenden — aber der König verschied in der selbigen Nacht.

Am Morgen trat Franz vor die Königin Marie und fragte: „Bin ich König von Frankreich?"

„Ich kenne keinen andern,“ erwiderte sie. Man ermesse, wie rüstig er sich aufrichtete nach so schwerer Sorge, wie er die Boten sandte, wie er Anstalten traf. Des Nachts bei Fackelscheine ließ er sich in Reims salben.

Auch Brandon ließ er rufen, er war ihm Dank schuldig. — Es existiert eine Nachricht, daß Marie sich gegen Franz für schwanger erklärt, sie hat aber nichts für sich. — Franz sagte zu Brandon: „Ich kenne Eure Gefühle, veranlaßt, daß der König von England an mich schreibe, ich werde mich für Euch verwenden. Aber versprecht vorher, nichts zu unternehmen, was Verdruß geben könnte.“ — Suffolk-Brandon verspricht's bei seinem Kopfe, und geht hin, und heiratet drei Tage darauf die junge Königinwitwe, ganz wie eine Geduld, die so lange gespannt und gedehnt worden, daß sie auf einmal zerspringt. Franz erfährt's, und läßt ihn rufen: „Ihr wißt, was Ihr versprochen, und was eingesetzt?“

„Ich weiß es,“ antwortet Brandon zitternd, „aber wenn Ihr die Liebe kennt, die Folter — Ihr werdet verzeihen.“

Franz hat wahrscheinlich gelacht; wenigstens hat er erwidert: „Ich verzeihe Euch nicht, ich verdamme Euch nicht, ich will an meinen Bruder, den König von England schreiben, von ihm hängt Euer Los ab.“

Vielleicht mit dieser Familienangelegenheit begann das gute Verhältnis, das immer zwischen ihm und Heinrich VIII. bestanden hat. Franz nannte ihn — und dies war neu — Majesté, um rückwärts so genannt zu werden, und man gefiel sich gegenseitig.

Die junge Witwe und Wiedervermählte schrieb ebenfalls nach England: „Deine Einwilligung, geliebter Bruder hättest Du versagt, aber Verzeihung wirst Du bewilligen.“ Was sollte Heinrich tun? Nicht verzeihend mußte er seinem Lieblinge den Kopf abschlagen lassen. So wurde dies gewitterschwere Verhältnis eine bürgerliche Ehe ganz für ein deutsches

Taschenbuch. Kein Mensch fragt mehr, ob der Leib dieser schönen Marie fruchtbar gewesen.

Franz aber, ein leichter Sinn, herrschlustiger als verliebt, lachte hinter dem schönen Weibe her, die nach England ging, schwur, es sei abscheulich, diese Schönheit zu verlieren — aber enfin, es gäbe andere Schönheiten, und er sei König von Frankreich.

Ein altes Wort aber in Frankreich sagt: „Wenn Gott zwei Söhne hätte, und um die Erbteilung verlegen wäre, so gäbe er dem einen den Himmel, dem anderen Frankreich.“

Es versteht sich von selbst, daß damals noch nicht nach der Charte regiert wurde.

8.

Wer denkt jetzt noch daran, wie langsam der große Körper zusammengestückt worden ist, welcher Frankreich heißt. Man gedenkt dessen so selten, daß es fast niemand mehr weiß; es liegt ein französischer Nationalstolz darin, Frankreich wie etwas von undenklichen Zeiten her Bestehendes anzusehen. Sie haben auch ihre Geschichte so eingerichtet, daß alles vom Sturze der Römer an im Interesse der Franzosen, als Geschichte der Franzosen geschehen ist. Die Merovinger und Karolinger sind ihnen ohne weiteres die alten französischen Könige, an den Fingern zählen sie in ununterbrochener Reihe vom fabelhaften Pharamund bis zum deutlichen Ludwig Philipp. Jene sind die beiden ersten Königsstämme — Race nennen sie's — und mit Hugo Capet, bei welchem wir französische Geschichte anheben, beginnen sie schon ihre dritte Race. Franken heißt ihnen Franzosen, de Thou schon schreibt „Francs ou François“. Unsere historische Gewohnheit läßt das ohne weiteres vorüber, wenn von den Chlovis und solchen austrasischen und neustrischen Leuten die Rede ist, aber bei Karl dem Großen macht es uns einen unangenehm

überraschenden Eindruck. Dieser Karl wird uns ohne ein Wort unter den Händen weg eskamotiert, als ob sich das von selbst verstünde, daß Charlemagne für alle Welt nur französisch Charlemagne heiße und ein unzweifelhaft bloß französischer Held sei. Daß für uns erst ein Frankreich nach dem Vertrage von Verdun und der Franzose mit dem Frankreich eigenen Geschlechte der Kapetinger beginnt, ich glaube, das ist ihnen ganz unbekannt. Wenigstens die Art, wie noch heutigentages ein unterrichteter Mann ersten Ranges, ein Mann wie Guizot, von geschichtlichen Ursprüngen Deutschlands redet, diese Art schließt eine völlige Unkenntnis deutschen Gedankens ein über deutsche Ursprünge, und ist in dieser Unkenntnis geradezu unverschämt. Wir haben wirklich eine volle, in sich gegliederte und eine reiche Staatswelt viele Jahrhunderte früher, ehe an ein Frankreich zu denken war, ehe dieser Landstrich mehr war, denn ein unzusammenhängend Chaos von Verschiedenheiten, wir haben eine alte germanische Welt. Davon haben doch auch die Franzosen gehört, man hat ihnen, lästig genug, zuweilen dargetan, daß der Gedanke dieser und jener Institution germanisch sei, ihnen durch Franken, durch Normänner, durch Burgunder zugekommen. Wie entledigt sich Guizot solchen Zudranges? Er nimmt jeden Gedanken, jeden Zug einzeln und sagt: Dieser existiert ebenfalls bei diesem indianischen Stamme, jener existiert bei jenem Volke in der Südsee, und so weiter. Sollte es nicht möglich sein, in dieser geistlos historischen Manier alles Ersinnliche zusammenzustellen aus Ost und West, am Ende auch eine Art Menschen aus allerlei Tierbestandteilen?

Wir bezahlen unsere historische Entwickelung vom alten Germanien herab teuer genug durch Langsamkeit, und die Franzosen haben in wirklich französischer Geschichte hinreichend getan und gewonnen, um uns einen historischen Adel zu gönnen, der ihnen nicht gehört. Denn in diesem Punkte halten wir alle auf Ahnen und sind ahnenstolz; dies ist auch

ein Moment des Adels, ein Seelenreiz der Vergangenheit, welcher nicht nur voll Reiz, sondern auch voll Macht ist. Und wo er aufhält in der Bildung, da vertieft er auch. Ein Volk, das sich seine Geschichte entwenden läßt, ist des Todes würdig, und des Todes.

Ein Louis unter den Kapetingern war einst so arm, daß er nur die Domäne Laon besaß. Es waren fleißig erwerbende Regenten gefolgt, und doch kam erst kurz vor Franz Burgund an Frankreich, noch mit Franz erst die Bretagne, und noch dicht vor Franz bestritten sogar die Lothringschen Herzöge das Recht der Krone auf die Provence. Was bleibt, wenn man diese großen Provinzen abzieht? Und hinzugetan, was fehlte noch alles an Frankreich, als Franz zur Regierung kam? Das feiste Flandern gehörte ihm nicht, nicht Artois, nicht Lothringen, nicht die Franche Comté, nicht Roussillon, nicht die Cerdagne, noch weniger der Elsaß. Aber das französische Reich hatte von vornherein den großen Vorteil, von der festen Mitte aus weiter greifen zu können. Der flache Mittelteil des Landes, die Ebenen von Berri und Orleans, die Ebenen der Champagne, von Isle de France, dies Königreich von Paris war immer ein fester Grundstock, das Land von Nevers, von Bourbon, die Marche, das Pferdeland Limousin, die bergige Auvergne und das Lyoner Land hielten immer zusammen für ein enges aber festes Frankreich, das nach allen Seiten greifen konnte.

Franz fand auch noch keine Marine, keine Nationalinfanterie, keinen Handel, keine Künste. Soviel war noch zu tun in Frankreich! Ludwig XII. schob immer die Schuld auf den Adel, wenn er der Lücken gedachte, und sagte dann: „Dieser Adel ist wie Actäon, die Pferde und Hunde fressen ihn auf.“ Ein großer Fürst kann aber mehr tun, als epigrammatisch ein Übel bezeichnen. Daß Franz zum Beispiele den Havre anlegte, war viel mehr wert als eine geistreiche Bemerkung. Er war überhaupt mehr talent- als geistvoll,

es existieren nicht schöne Worte von ihm, aber der Drang zu Anlagen war so groß, daß alle Absicht, die er hegte, auch die unklare, unausgebildete, in eine Tatsächlichkeit überging, in eine Anstalt. Diese überwuchsen ihn selbst und seine Einsicht, ohne ihm deshalb fremd zu sein. Man urteilt deshalb sehr leicht, die Welt um ihn sei größer gewesen als er. Aber wenn man näher zusieht, so fehlen doch die Namen, denn ein paar Künstlernamen tun es nicht, mit deren Zank und Künstlerneid er ohnedies alltäglich zu sorgen und zu schlichten hatte. Franz war die Hauptperson, nicht bloß weil er König war, sondern weil er Franz und König war. Er war voller Leben. Dies ist das Wort für ihn, wenn man sieht und einräumt, daß es ihm an wirklichem Genie, an bewußter Überlegenheit und an Glück gebrach. Er war voll königlichen Unternehmens. — Da er hierzu Takt und Geschmack besaß, so war dies seiner Zeit von außerordentlichem Werte.

Voltaire nennt die Zeit Franzens eine Zeit der Verschwendung und des Unglücks. Dies ist beides richtig, sagt aber nicht das Richtige. Franz verbrauchte viel, und wohl auch manchmal unnützerweise; aber der Ökonom kann keinem Talente die Rechnung schreiben, denn alles Talent existiert außerhalb der vier Spezies. Ferner, Franz öffnete Quellen der Einnahme, die vorher unbekannt waren, und die nicht alle den Bürger und Bauer mehr bedrückten. Endlich, Franz hinterließ nicht nur keine Schulden, sondern wohl versehene Kasten. Sieht dies nicht fast aus wie Genialität? Sparen kann die Mittelmäßigkeit; frei und fröhlich ausgeben, und doch sammeln kann nur, wer erfindet.

Napoleon nennt ihn einen Turnier- und Salonhelden, einen der großen Pygmäen. Er war beides neben einem so innerlich dichten Charakter wie Napoleon, der soviel Keime reif in sich trug, und sich soviel Glück, will sagen soviel Macht zu bahnen wußte. Diese letzte Kraft, der echte

Stempel des Helden, mangelte Franz, deshalb muß er einem Napoleon und neben einem Napoleon klein, spielerisch erscheinen. Die Geschichte braucht aber andere Maßstäbe als Napoleon, denn sie hat mehr Interesse zu nehmen als er.

Franz machte einen Napoleon möglich durch die Weiterbildung eines Despotismus, den Ludwig XI. geistreich angelegt, und den Franz schwunghaft, fortreißend, tatsächlich, ohne doktrinäre Erläuterung in Gestalt setzte. Er machte einen Napoleon möglich, durch alle sinnliche Richtung, die er den Franzosen gab, durch das Institut eines Hofes, der ganz Frankreich auf einen Fleck zusammendrängte, erst in Glanz und Geist, dann zu Grund und Stoff einer Opposition, die einen richtigen und stolzen Mittelpunkt des Angriffes darin fand, im Spiegel des Hofes sich einträchtig zusammenhielt, und so vermittelst des Hofes die ungeheuersten Ereignisse und Gedanken herbeiführte. Denn nichts entsteht im Leeren: Wind und Welle sind nur, wo sie Widerstand finden.

Vor Franz gab's keinen Hof in Frankreich, und ein Hof entstand dadurch, daß die Weiber ihre öffentliche Rolle begannen. Daher heißt es noch heute richtig einer Frau den Hof machen, wenn man sie mächtig macht. Franz pflegte zu sagen: „Ein Hof ohne Damen ist ein Jahr ohne Frühling, ein Frühling ohne Rosen.“ Man nannte auch bald nicht bloß das mehr den Hof, wo der König war, sondern wo die Damen waren.

Wie überall waren die ersten Fürsten in Frankreich Anführer des Heeres. Ihr Hof waren tapfere Kriegsgenossen, die in Gesellschaft den wilden Stier jagten, aßen und richteten. Aber alles in der Welt sucht sich eine Form, um für erst zu dauern, dann zu erstarren, dann zerstört zu werden. Denn das zur Form Gesammelte zerstört sich besser. So trat mit Clovis der erste Wechsel ein in diesen Verhältnissen. Bei ihm spricht man zuerst von Rechten der „Krone“. Mit Charlemagne steigert sich das, er nimmt Kaisertraditionen

auf; bis zu ihm kannte man nur ein „Haus des Königs“, unter ihm wird's „le sacré palais“ — sacrum palatium. Als die große Persönlichkeit ausging, spaltete sich das aufgenommene Vorrecht in aristokratische Vorrechte, und die Majordome, Haushofmeister, wie wir sie übersetzen, Maitres du palais, wie sie Frankreich nennt, werden die Hauptträger derselben.

Hugues Capet, welcher die sogenannte dritte Königsrace beginnt, war ein solcher Maitre du palais. Der Hof war unter ihm wieder ganz klein, er hatte fünf Hausoffiziere um sich, das war alles. Henault hat aus Du Tillet folgende wichtige Notiz von den Jahren 1103, 1104 und 1105 notiert:

„Der König Philipp (I), um seine Verordnungen (chartes) und Briefe zu autorisieren, ließ sie unterschreiben von seinen Großoffizieren, vom échanson chambrier, grand maitre, und dem connétable de France.“

Der König und der Connetable wußten noch meist nichts weiter zu schreiben als ein Kreuz oder ein Monogramm zu malen, und der Grand-Chancelier schrieb dazu, was dies zu bedeuten habe.

Gegen Ende der Regierung Ludwigs IX., des Heiligen, wurden diese Rechte der Aristokratie schon wieder beschränkt, und der König begann wieder Art und Macht Karls des Großen.

Ludwig XI. gab seinen officiers de la maison den Titel officiers de France, und begann damit die große Wendung, das Königshaus mit Frankreich zu identifizieren, und einen Hof vorzubereiten, der früher nur als Privatgesellschaft vorhanden sein konnte, und in allen Dingen ein ganz ander Ansehen hatte. Weihnacht und Ostern nämlich kamen die großen „seigneurs territoriaux“ in des Königs Haus, das nur aus dessen Familie und den wenigen „grands officiers“ bestand. Ihre Weiber brachten sie niemals mit. Und übrigens waren die seigneurs sehr sorglos, es war das

Haus des Königs, das erste Amthaus des Landes, weiter nichts, und das Land waren sie. — Von Garden war lange nur unbedeutend die Rede; erst seit Karl VII. gab's hundert Schotten, „cent gentilhommes au bec de corbin ou de faucon“, wie man sie unter Ludwig XI. nannte.

Kurz, vor Franz gab's keinen Hof. Er schuf ihn mit allem Luxus, mit allem klugen Despotismus gegen Garantien, mit allem Reize, so daß alles Leben und alle Welt des Landes nur um den König her zu finden ist. Seine Mutter führte diesen großen Reigen an, sie suchte die schönen Mädchen aus, die Schwester Margareta gab eine andere Würze, das Spiel der Phantasie und des witzigen Geistes, und Franz breitete über alles den Glanz der Formen im Raum und Feste, und brachte die Bewegung mit dem Begehren und Wechseln. So entstand mit den Weibern die Intrige und der Luxus, und die Galanterie. Was ist Galanterie? Montesquieu sagt: „Sie ist die Lüge der Liebe.“ Ist sie nicht auch der Witz der Liebe? Der König war von alle dem der Mittelpunkt, das Herz der Galanterie, einer französischen Welt, die von ihm herstammt. Dem Könige gefallen wurde höher gestellt als jede Pflicht. So entstand die tragikomische Erscheinung in Frankreich, daß das Wort Ungnade — disgrace — der Gipfel des Unglücks wurde, daß ein Exil vom Hofe soviel wurde wie Tod. Natürlich entstanden damit die Zeichen des Vorzugs, die Unterscheidungen und alle die kleinen Zeichen und Vorschriften, welche man Etikette nennt. Der König allein hat beim Zubettgehen einen goldenen Leuchter mit zwei Armen, dies ist eins der ältesten Kennzeichen.

Der wichtige Schritt der Galanterie bestand darin, daß Franz seine Mätresse ohne Blödigkeit zur ersten Person des Hofes machte. Jedes Weib brauchte nur einem Hofmanne zu gefallen, um dessen Weib und damit courfähig zu werden. Just unter Franz begann zwar überhaupt der Gedanke einer

Ahnenprobe, einer geschriebenen Genealogie; aber man verlangte nur männliche Probe, die Weiber galten also entweder alle für adelig oder für gleichgültig. Was nebenbei, wenn von Racegedeihen die Rede sein soll, nicht nur bequem, sondern auch fördersam ist und was die englische Lordschaft immer frisch erhält. Auch begnügte man sich bei jener Ahnenprobe mit einem Geschlechtsnachweis von 115 Jahren. — Welche Verführung lag damit vor den Frauen! Die Staatswelt öffnete sich ihrem Reizvermögen, wie jetzt der geistigen Fähigkeit jedes Mannes die Staatswelt in Frankreich offen liegt. Die Weiber wollten also gefallen, wenn nicht anders um jeden Preis. Dies heißt: man wurde galant. Und es ist zu ermessen, welch eine Gefahr mit dieser neuen Welt nach Frankreich kam.

Die Ehrendamen am Hofe waren in zwei Partien geteilt, die große und die kleine Truppe (bande). Jene war den Neigungen der Hofleute übergeben, diese war dem Könige und dessen Söhnen vorbehalten. Später, zur Zeit der Guisenmacht, war der Großkardinal von Lothringen eine wichtige Hoffnung für die kleine Bande. Man avancierte natürlich, wenn sich Vorzüge darstellten, von der großen zur kleinen Bande, und in dieser bis zur Mätresse des Königs. Diana von Poitiers hat dieses Avancement vollständig gemacht. Kein heiteres Weib in Frankreich hatte mehr etwas anderes zu wünschen, als den König zu reizen. Brantome sagt, König Franz hätte alle diejenigen für Gecken und Narren erklärt, die keine Geliebte besäßen.

Endlich wurde auch die Geistlichkeit durch das Konkordat an den Hof gezogen, und so sind nun alle Elemente beisammen, deren Gärung das moderne Frankreich bildete.

Diese Glasperlenbude französischer Eitelkeit und Hofschranzerei erscheint leicht unwürdig unter der Feder. Wozu die kindische Torheit und Ausschweifung verfolgen bis in die geheimen Kämmerchen? — Um diese Glasperlenbude gruppiert

sich aber ganz Frankreich, und auch das Wichtigste und Wert=vollste kommt dabei zum Vorschein. Es scheint gleichgültig, daß unter Franz die Marquis aufkamen, und just an diese Adelsklasse hing sich später alle Ausschweifung der Zeit, die ausschweifende Frechheit des schlechten Adels und der aus=schweifende Haß des demokratischen Pöbels. Die Marquis kamen mit Katharina von Medicis aus Italien, und Franz, immer bedacht auf Lockung durch neuen Reiz, adoptierte so=gleich den Titel. Vor ihm gab's in Frankreich nur zwei Marquis. Franz hat durch den Schwung einer gewissen Ritterlichkeit und durch die geschmackvollen Ketten der Unter=scheidung, welche er den Seigneurs wie Ehren um den Hals warf, woran er sie aber in Wahrheit hielt und fesselte, er hat durch Mittel des Geschmacks den Adel leichter unterjocht als sonst ein König. Unter Ludwig XI., der das Werk nach=drücklich begann, entzogen sich die Seigneurs noch mürrisch dem Joche, und man nannte sie „boudeurs". Davon ist unter Franz nichts mehr zu spüren. Unter seinen Nachfolgern wurde das Hof= und Titelwesen, und der stolze Majestäts=anspruch weiter ausgebildet, aber die Franzsche Persönlichkeit fehlte, ein Weib hatte die moderne Krone unter den Valois aufrechtzuhalten, zwar ein außerordentliches Weib, aber ein Weib, Katharina von Medicis. Der Adel bemächtigte sich als Herr der streitenden Zeitinteressen, und unter solcher Fahne kühlte er als Ligueur noch einmal allen alten Stolz gegen die Krone, besonders durch Repräsentanten wie die Anjou=Lotharingier waren, die ehernen Guisen. Aber auch da, unter den drohendsten Szenen, erkennt man, daß der Adel das Opium der Eitelkeit, das ihm Franz bereitet, schon tief im Geblüte trug. Man trotzte immer nur innerhalb der Formen, selbst der spielerischen Formen, die Franz ein=geführt hatte. Und der letzte Versuch der Adeligen als Fron=deurs, aufgeschreckt durch Richelieus knöcherne Hand, dieser Versuch unter Mazarin und dem jungen Louis XIV. er=

scheint im Gefolge der Hofsitten bereits wie ein bloßes Paradespiel der Opposition.

So tief wurzelte sich die scheinbare Äußerlichkeit, welche unter Franz aufkam. Sonst war Seigneur eben Seigneur gewesen, das war hinreichend; Herr war Herr, so oder so benannt. Franz führte eine Stufenfolge ein, obenan den Duc, dann den Marquis, dann den Comte, dann den Prince, dann den Baron, dann den schlichten Seigneur — der Adel ließ sich das gefallen und war damit schon unterjocht. Unter dem Sohne — Heinrich II. — ging es reißend in der Konsequenz vorwärts, aber in der Konsequenz nach oben, die direkte Anrede wurde untersagt, und die dritte Person anbefohlen. Ein alter Edelmann, Pasquier, sagt verdrießlich sonettenhaft darüber:

„On ne parle à la cour que de sa majesté,
Elle va, elle vient, elle est, elle a été.
N'est-ce faire la couronne en quenouille?“

Die Damen durften dem Könige nichts mehr reichen, nichts von seiner Hand empfangen, ohne diese Hand zu küssen. Sie gaben bei großer Tafel dem Könige die nasse Serviette, sie mußten im Zimmer der Königin auf der Erde sitzen. „Dîner avec le roi“ ward die höchste Ehre, die Ludwig XIV. später noch ferner von sich stellte, sie verwandelnd in das bekannte „Monter dans les carosses“.

Unter Franz war das alles noch neu, konnte nicht peinlich genommen werden und hatte vielleicht durch einen lebhaften, kriegerischen König eine interessante Färbung. Man vergaß aber sehr bald, daß es interessant erhalten sein müsse, und legte so den Keim zu unabsehbaren Folgen, zur Abnützung aller Form. Der Stoff des Ehrgeizes ward Futter der Eitelkeit, die Noblesse par brevet entstand, die Abenteurer aus Italien bildeten den Orden der Marquis, und dieser Titel war ein Jahrhundert später bereits so gesunken, daß die Frau von Sévigné ihn schon 1675 profané nennt,

usurpé, gâté, daß Ludwig XIV. ihn verachtete und wahrscheinlich selbst Molière veranlaßte, ihn im l'impromptu de Versailles auf das Niedrigste zu verspotten.

Die Adelsbriefe waren ein Kroneinkommen geworden, ein Trafik, und unter dem letzten Valois, Heinrich III., ging der Absatz schon so schlecht, daß tausend Stück vorrätig lagen ohne Käufer. Denn was gemein wird, ist keine Auszeichnung mehr und hat keinen Wert. La Roque in seinem „traité de la noblesse“ erzählt die Geschichte von einem Ochsenhändler, die allein hinreicht, um das Ansehen des französischen Adels zu beleuchten: er soll durchaus einen Adelsbrief kaufen und will nicht, und er wird am Ende ausgepfändet, um den Brief bezahlt zu haben und von Adel zu sein. Als dies Unwesen 1789 so fürchterlich zur Sprache kam, hat man ausgerechnet, daß 15000 adelige Familien in Frankreich seien, und 13000 also und ähnlicherweise geadelt. Unter den übrigen 2000 seien 1400 alte verdiente Familien gewesen, verdient im Kriegsdienst, in der Magistratur, in sonstig persönlicher Auszeichnung, also wirklicher Adel, und 600 alter Erbadel. Man setzt aber hinzu, daß von diesen, die wirklich dem Lande einverleibt, nur sehr wenige emigriert und daß die Emigrierten meist Hof- und erkaufter Adel gewesen seien.

Der Prinz von Artois, nachmals Karl X., fragte in Koblenz jeden neu ankommenden Emigranten: „Nicht wahr, Ihr seid Edelmann?“ — „Ja, Sire.“ — „Ich wußt' es.“ Sagte der Ankömmling: „Nein, ich bin nicht Edelmann“, so erwiderte der Prinz: „Ihr seid aber wert, es zu sein.“

Dies ist eine ganz richtige Logik, die von Franz I. stammt, sie hatte nur den Fehler, daß sie schneeweiße Haare trug. Ein Mann wie Franz I. kann nicht dreihundert Jahre unverändert leben. Franz paßte, aber er war kein unabhängig großer Mann.

9.

Was die Leute gelernt haben, wird ihnen weniger beneidet, als was sie gefunden. Ist das nicht ganz billig und gerecht? Man lernt nur das Mittelmäßige, und jedermann kann lernen. Alle Größe liegt außer oder über dem Gelernten, alle Größe ist Talent oder Tugend. Man übt sie, aber man lernt sie nicht. Große Menschen der Geschichte und alle Künstler sind deshalb der übelsten Nachrede ausgestellt, alle Tat des Geschmacks wird am mißwilligsten angesehen von der Nachwelt. Da muß alles gut und glücklich gewesen sein, sonst hängt man sich ans kleinste Häkchen, um gegen Leichtsinn, Glanzsucht, Verschwendung zu deklamieren. Man verzeiht nur das Nützlichste, das Schöne ist unnütz.

Das ist auch in der Ordnung. Das allgemeine, gefolgerte Urteil kann nur auf Dinge gehen, die zu berechnen sind, der Geschmack ist nicht zu berechnen, er hat kein Erbrecht, als seinen Vorzug, er muß seinen Platz erobern, die Leute der Ordnung müssen stets seine Feinde sein.

Franz hat viel mehr Feinde bei den Historikern, weil er Geschmack hatte und geschmackvoll tätig war. Bilder und Schlösser neuen Stiles verzeiht man nach einigen Jahrhunderten, weil sie zu tief verwachsen sind mit dem Sinne der Zeit, die auf ihre Entstehung gefolgt ist. Man reißt zuviel auseinander, wenn man sie wegwünschen will. Die Titian und Primatice verzeiht man Franz. Die Bilder bestehen auch noch, die Schlösser können noch Wohnungen abgeben — man geht vorüber. Aber wo derselbe Geschmack an vergänglicherem Stoffe sich gezeigt, da kühlt man sein Mütchen. Eine neue Kleidertracht verzeiht man nicht. Man rügt es, daß Franz den Schnitt des Wamses verändert, daß er die zierliche, saubere Mode der Hemdaufschlitze in den Ärmeln aufgebracht, das Barett mehr nach der Seite gesetzt und ähnliche Dinge veranlaßt habe. Wäre es aber nicht

angenehm, wenn Heinrich IV., ein so galanter Mann, sich mit derselben Eleganz zu kleiden gewußt hätte wie sein Vorfahr, wenn er am Bildnisse des ersten Valois, an dieser freien, üppigen Erscheinung des Menschenkörpers ausgefunden hätte, daß ihm selbst die kropfartige Halskrause sehr übel stehe? Es stört wirklich die Illusion, diesen liebenswürdigen Heinrich auf allen Bildern und in allen Büsten garstig zu finden, nicht bloß weil er wirklich nicht hübsch war, sondern namentlich, weil er sich oben herum geschmacklos trug. Und er war doch sonst in so viel Zügen ein vervollkommneter Franz: der Reiz des Wesens an Franz war bei ihm zur unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit des Herzens gesteigert, der faunische Zug der Sinnlichkeit zum leicht-sinnlichen Zuge gemildert, der despotische Tic zur raschen Handlung gesänftigt, wo durchgreifende Tat unerläßlich.

Die Devisen und Sinnbilder dieser und der folgenden Zeit stammen nicht von Franz, wie man es ihm als Spielerei nachgesagt. Sie bestanden schon vor ihm und waren aus Italien eingebracht. Sie sind übrigens, eben als etwas Sinniges, ganz artig, und hatten der Welt nur durch den Verfall und Mißbrauch des Adels Anstoß gegeben. Warum sollte nicht jedermann, der Sinn und Geist dazu hat, seinen Charakter selbst bezeichnen dürfen durch ein Zeichen, durch ein Wort!

Ludwig XII. hatte zuerst eine Devise angenommen, und war doch ein so einfacher Mann, ein Stachelschwein mit den Worten „Cominus et eminus“ — „von nah und fern“. Dies gründet sich auf die artige Jägerfabel jener Zeit, daß ein Stachelschwein auch schießbare Stacheln habe, und daß es in die Ferne wie mit Pfeilen schieße, wenn es angegriffen sei. — Franz führte bekanntlich einen Salamander im Feuer, den man verschwenderisch auf allen Gebäuden seiner Zeit angebracht sieht, mit den Worten „Nutrisco et extinguo“ — „ich ernähre und vertilge“. Es ist schwer, einen netten Sinn

hineinzubringen, das Gewand ist zu weit. Es war dies eine Art ritterlicher Mystik, man konnte alles mögliche aus ein paar Worten machen, und der Führer solcher Devise wußte oft selbst nichts Rechtes. Jede Zeit, jeder Stand braucht etwas Mystik, wie jede Lebensluft etwas Stickstoffgas. Die philologischen Hofzeichendeuter haben sich in Kombinationen erschöpft über jene Devise, die Boisy seinem Schüler gegeben hat.

Der Drang nach Sinnen- und Kunstwelt hat denn auch die breite Hauptlinie seines Lebens gezogen. Dies war die Linie nach Italien. Mailand und Neapel will er besitzen, dieses Verlangen hat ihn zerstört und belebt, hat den ewigen Krieg mit Karl V. erweckt und erhalten, und den Franzschen Roman geschürzt. Nicht die politische Idee der Hohenstauffen zog ihn nach Italien, wenn es auch politisch sein mochte, den mächtigen Karl von dort zu vertreiben. Franz war der Künstler, Karl der Politiker dieser Zeit, und in aller besonnenen, organischen Bildung und Klugheit war ihm dieser Kaiser weit überlegen. Wie leichtsinnig es klinge: Franz trug vielleicht den Krieg nach Italien, um Italien zu sehen, und das bunte Kriegsspiel in diesem schönen Lande zu entfalten. Der abenteuerliche Gedanke überrascht auch das Schicksal, Franz wird das erste und einzigemal vom Kriegsglück begünstigt, und so gründet ein dreister Wurf das Ansehen seines Lebens, dieser Neigungsfeldzug gibt dem jungen Könige die Stellung in Frankreich, in Europa, in der Geschichte.

Man kannte damals nur einen Weg über die Alpen, den über den Mont Cénis und Mont Genèvre. Der war verteidigt, und um den Schweizern überraschend und wirksam zu nahen, bedurfte man eines andern. Die Stütze der Armee, Ritter Bayard, war aus dem Dauphiné, das sich an den piemontesischen und savoyischen Alpen hinzieht. Wenn man heute von Grénoble aufwärts das wunderschöne Tal

von Grésivaudan hinansteigt, so sieht man die Ruinen des Bayardschlosses, ernst beschattet von Tannenbäumen. Bayard, der den Bär, den Wolf und die Gemse fleißig gejagt hatte daheim, kannte die Berge, und konnte sagen, ob ein neuer, unerwarteter Weg auszufinden sei. Aber Bayard zuckte die Achseln. Da stellte sich ein piemontesischer Jäger ein und erbot sich, das Heer über die Gebirge zu führen. Der junge König griff schnell nach diesem romantischen Anhalte, und wie Hannibal, wie später Napoleon, kletterte er mit Mann und Roß und Train über die Felsen, und erscheint unvorhergesehen den Schweizern gegenüber in der lombardischen Ebene. Die Schlacht bei Marignano entbrennt, eine Schlacht gegen die für unbesiegbar geltenden Schweizer, ein Hochgenuß für den kriegs- und ruhmlustigen Franz, der wie ein Lanzenknecht im dichtesten Gedränge ficht, die Streiche ringsum auf sich lockend durch die schimmernden Goldlilien auf dem azurblauen Panzer, durch die funkelnde Zier — rose d'escarboucles — auf seinem Helme. Denn Pracht, Glanz und Schönheit war ihm wichtiger als Sicherheit.

Die Schweizer standen wie Mauern, die Nacht fiel auf die Felder, der Mond ging auf. Solange er spärlich leuchtete, solange man die weißen Schlüssel der päpstlichen Schweizer auf dem Magen und der Achsel erkennen konnte, so lange schlug man zu. Aber es wird völlig finster. Beide Teile müssen rasten, wirr durcheinander gemischt im hitzigen Kampfe. Franz hält mitten im Gefilde, mitten unter den Schweizern, man schließt einen Kreis um ihn, man zündet eine Fackel an. Wer gut im Dunkeln sieht, soll auf einige Schritte weit sich umtun, wie man gelegen sei. Wunderlich genug! lautet die Nachricht, fünfzig Schritt von uns steht die Hauptmacht der Schweizer, löscht die Fackel aus, sie erkennen den König! Dieser streckt sich in voller Rüstung auf eine Kanone, man erwartet ungeduldig die Morgendämmerung. Sie kommt, alles rasselt auf, und noch vier Stunden lang

wird gefochten, da weichen langsam die Schweizerglieder rückwärts, aber langsam, fest, in Ordnung wie Mauern. Franz empfindet wohl, daß es nicht gut sei, die Verzweiflung also Weichender zu wecken, er findet den guten Ausdruck, „wir suchen den Sieg, nicht das Blutbad“, er läßt nicht verfolgen. Dies ist sein Geschick: da wo er am glücklichsten ist, ist er nicht entschieden glücklich. Und er empfand dies richtig, wie jeder gesunde Mensch nicht nur die Grenze seiner Kraft, sondern seiner Wirkung voraus kennt: hitzige Venezianer, die auf dem Schlachtfelde ankamen und den weichenden Feind verfolgten, erfuhren zum Schaden ihres Leibes, daß er recht gehabt.

Ebenso mußte Franz seiner Natur gemäß diesen Sieg künstlerisch krönen, eine schöne Ritterform, die schon aus dem Gebrauche wich, mußte sich darstellen, die Blume der französischen Krieger, Bayard, wird gerufen, er soll den König zum Ritter schlagen. Champier erzählt die Szene. Herrisch und befehlshaberisch betrug sich Franz, der geweiht sein wollte, untertänig Bayard, le bon chevalier, dem er doch die Kraft der Weihe zugestanden. Der Geist solcher Szene war von der Welt und von ihm gewichen, der Formenschimmer allein lockte ihn und übte seine Macht auf die Umgebung.

Dies unterscheidet Franz vom Kaiser Max, der noch vier Jahre neben ihm auf dem Throne saß, und mit dem er als ritterlicher König auf den ersten Anblick soviel Ähnlichkeit hatte. Max war naiv im Rittertume, er glaubte es dogmatisch, und wollte es dogmatisch halten. Franz war schon moderner Despot, ihn reizte nur die Form, die er, ein Herr und Künstler, beliebig handhaben wollte. Darum übte er noch Macht mit einer Form, in welcher Max nur Unmacht entwickelte.

II.

Chambord.

10.

Bis zur Reformation führten alle Wege nach Rom. Seit fünfzig Jahren führen alle nach Paris. Wenn man in die Provinz reist, so geschieht's wegen der Saison, nicht wegen der Provinz.

Und wie rund rollt sich's von der Seine nach der Loire das Land hinab, das nach der Mitte Frankreichs fällt in das Loirebecken. Sie sind hoch gepriesen in Frankreich, die Ufer der Loire, und einer der liebenswürdigsten Schriftsteller dieses Landes, Alexander Dumas, stellt sie am höchsten, sogar über die Ufer des Rhone. Nach deutschem Geschmacke verdienen sie dies keineswegs. Aber der Geschmack beider Nationen wird in aller Frage über Naturschönheit selten zusammengehen. Der Franzose ist viel unabhängiger von der Natur als wir es sind, unabhängiger von ihren Einflüssen im Üblen und im Besten. Er erträgt gesund und fröhlich mit geringen Schutzmitteln schlechtes Wetter und Reizlosigkeit der Gegend, und die mittelmäßige wie die wundervollste Gegend hat für ihn nicht eine einzige Stimme aus dem romantischen Chore der Gottheit, welcher für den germanischen Sprößling darin gebunden liegt. Aller Natur gegenüber ist der Franzose römisch-gallischer Taktiker, und er findet sich da zum Zeichen der Erziehung mit einem konventionellen Ausdrucke ab, wo jeder Deutsche Dichter wird, und zu gebären und zu schaffen beginnt. Des Franzosen einzig mögliche Poesie ist die Tat, nicht die Betrachtung. Darum ist er politisch mächtig, und der Natur gegenüber platt. Das ver-

bindet sich genau mit seiner Dichtkunst. Wenn eine Schönheit darin ist, so ist sie ein Ausdruck gefaßter, praktischer Welt. Darüber hinaus ins Unentwickelte reicht sie niemals; eine übermenschliche Prophezeiung wird sie nimmer.

Wir Deutsche leiden unter den Vorzügen des Gegenteils. Denn zur Familie dieser Vorzüge gehört auch alle unklare, Faselei, alle untätige Hingebung an Unbestimmtes, all unser Dahlen mit der Natur, so weit diese in Wahrheit nur etwas Lebloses, nur ein Linienhaftes ist. Statt den Inhalt zu geben, sind wir begnügt, ihn zu ahnen. Aber wunderbar! In welcher unberechenbar logischen Folge entwickeln sich die Wechsel in den Völkern! Seit uns das alte Vaterland mit Recht vorwirft, wir hätten uns in manchem äußeren Verlangnisse von der alten vaterländischen Art abgewendet, seit der Zeit erweist sich's, wie lange und tief diese wirkliche Wechselung in unserer Geistes- und Herzenswelt schon vorbereitet war. An die dreißig Jahre baut sich just neben einer Naturphilosophie eine Lehre auf, die Hegelsche, worin die Natur, die alte Volkssouveränität in Deutschland, zurückgewiesen wird in das bloß tote Dasein, worin das rein menschliche Weben himmelhoch über alles bloße Naturweben erhoben wird. An die zwanzig Jahre springt eine Dichtungsweise, die Heinesche, über Baum, Strom und Berge, diesen toten Stoffen nur ein Leben verleihend, das ihnen augenblicks der menschliche Geist schenkt, und somit ein überraschendes. Es stammt also dies Leben nicht mehr von den Umrissen, sondern von der Bewegung dessen, was Mensch ist.

Im entgegengesetzten aber entgegenkommenden Sinne die Franzosen! Sie versuchen es, der Natur eine eigene Sprache abzugewinnen, nicht mehr begnügt mit der konventionell französischen, welche sie sonst redete. Und einzelnen, wie Georges Sand, gelingt's.

Diese Wendung, sich zu ergänzen, ist bei uns allgemeiner und stärker als in Frankreich. Wir haben nichts zu ändern

als die Neigung, der Franzose aber muß dafür eine überall eingeschmiedete Form zerbrechen. Alle französische Existenz ist in strenge Form gebracht bis ins unscheinbarste Detail herab. Deshalb ist die Nation so fest, so bequem, wenn man sie kennt, so langweilig, wenn man aus den Ländern der Persönlichkeiten kommt. Deshalb nennt sie sich mit Recht die gebildete Nation Europas, deshalb wird ihr jeder wirkliche Wechsel so schwer und krampfhaft.

Im allgemeinen nennt auch jetzt noch der Franzose das eine schöne Gegend, wo schöner Weizen wächst, wo Gemüse und Wein gedeiht. Er sagt noch jetzt von einer malerischen Gegend „elle est pittoresque mais aride“ — ebenso wie der schlechte Geschmack bei uns sagt von einem schönen Gedichte: Ja, es mag schön sein, aber man lernt nichts daraus. Jenes „mais“ zeigt, was der Franzose eigentlich nur bemerkt und was er eigentlich nur will.

Und die Loire schmeichelt größtenteils diesem Maßstabe. Am wenigsten noch in ihrem Striche von Orleans abwärts nach Blois. Da tritt auch keine besondere Fruchtbarkeit den Ufern nahe. Im Sommer bietet sie einen dürftigen Anblick: sie hat ein flaches, breites Sandbett, und ist so arm an Wasser, daß viel mehr Sandfläche als Wasserfläche entgegengähnt, und daß an vielen Stellen ein Heer Infanterie, überall ein Heer von Reitern sie passieren kann. Betroffen fragt man bei Orleans, wo ist die stolze Loire? Wo sind die Mandelbäume der Frau von Chezy in der Euryanthe? Wo ist dies Paradies Adolars? Ach, das stolze Orleans zeigt sich gar einfach! Hätte es nicht eine hübsche quer durchschneidende Straße von oben nach unten, nach der Loirebrücke, hätte es nicht einen wundervollen Dom, es wäre ganz eine kleine, reizlose Stadt. Der Turm, wo die Jungfrau gehaust und kommandiert, nimmt sich unbedeutend aus, das Haus der Agnes Sorel, wie das Haus Franz I. sind unscheinbar, schwarz, in Nebenstraßen versteckt, im Handwerkstreiben verborgen;

die Statue Johannas ist weniger als mittelmäßig. Das Mädchen von Orleans hat in Frankreich wenig Glück gehabt, ihre Erscheinung war für ein prosaisches Land zu poetisch, um bei der Kunst eine würdige Verherrlichung zu finden. Voltaire hat sie beschrieben, und die Stadt ihres Feuertodes, Rouen, hat sich auch einer mittelmäßigen Bildsäule zu schämen.

Aber sprachen wir nicht von einer poetischen Wendung in Frankreich? Wahrlich, des Königs Tochter, eine Orleans, hat eine Statue hinterlassen, die den ganzen Zauber dieser romantischen Erscheinung ausdrückt, und die unserer Schillerschen Tragödie vollwürdig ist. Wie unser Dichter, und noch früher, grausam früh hat dies edle Talent hinweg gemußt von unserer Erde.

Man hat es jetzt erkannt, daß der Dom das einzige Denkmal ist, daß die alte Stadt Aurelians den altfranzösischen Punkt Orleans am würdigsten darstellt. Man reißt Häuser und ganze Straßen nieder, um einen würdigen, großen Zugang zu öffnen für die Kathedrale, welche bis jetzt mit ihrer steinernen Pracht abseits lag, halb verborgen. Welch einen Kontrast mit Departements und Religionslosigkeit bilden die Kirchen in Frankreich! Wenn man ohne Schema reist, romantisch von Stadt zu Stadt jenseits des Rheins von Köln bis Narbonne, von Antwerpen bis Nizza, so glaubt man, die Kirchenbauten seien unzählbar. Das südwestliche Deutschland hat seinen schönen Teil an dieser tatschweren Welt der Geschichte, wovon das westliche Europa der interessante Teppich. Wie arm, wie neu, wie wappenlos erscheint daneben unsere bescheidene, magere Heimat, der Nordost von Deutschland, auf den wir doch so stolz sind, und wo unserm Glauben nach der feinste Geist Europas in der Stille schafft! Ach, dieser Trost eines Glaubens ist uns so notwendig.

Die gesegnete Erde Europas liegt nach dem Sonnenuntergange hin. Wir haben nur den Verstand, die Genügsamkeit, die Kartoffel und den Willen. O, das ist viel. Aber

die Rebe, die Lebenslust, den Reichtum, die Geschichte haben die Völker des Westens. Wie oft in der Normandie müßt ihr still halten vor einem unscheinbaren Städtchen, denn es hat einen Dom, der unsern Hauptstädten ein architektonisches Juwel wäre. Kaum aus Paris heraus, kaum eingetreten in die alte Provinz Orléanois, und Chartres mit seiner Domespracht nötigt euch, stille zu stehen, und Orleans und Tours und Nantes und Poitiers, und jede neue Stadt desgleichen, und wohin ihr euch wendet, die grauen, festen Zungen alter, so alter Geschichte hemmen euren Fuß und erfüllen euch mit Ehrfurcht vor einer Nation, die so reich zusammengewebt ist, die sich so leichtsinnig ohne Ahnenstolz gibt, die ihr im innersten Herzen doch abgeschmackt behandelt, weil ihr sie nicht kennt und versteht, und die unermeßlich, unermeßlich mächtig ist.

Der Dom zu Orleans, ein gotischer Bau, hat einen eigentümlichen Reiz, er hat zum schlanken gotischen Wuchse etwas südlich Sattes durch seine Türme. Sie schießen nicht jungschmächtig, nicht gereckt auf nach gotischer Art, sie erheben sich mehr rund und gefüllt, mehr stattlich als zierlich, wie südliche Weiber sich ausnehmen neben nordischen. Die goldene Sonne des Juli, des Zentrums von Frankreich, lag auf diesen weißgrauen Steinen.

Ich stieg hinauf, um das Land zu übersehen, einen Hauptsitz der alten Gallier, das Land der Carnuten. Ein wenig nach Osten, die Loire aufwärts, saßen die Sennonen, so berühmt im Cäsar. Cäsars Kommentarien muß man neben dem Guide bei sich führen, sie sind eine gar gute Reisebeschreibung durch Frankreich. Verwünscht seien die Departements, die starke politische Macht neuer Zeit, sie haben den großen Reiz altfranzösischer Provinzen vernichtet, haben den Arm stark, aber das Herz arm gemacht. Der alte Franzose weiß noch den Namen jedes kleinen Ländchens, und Frankreich war an solcher charakteristischen Sonderung sehr reich.

Der junge Franzose fragt nicht mehr danach, und hat er auf Drängen des Fremden mühsam ausgefunden, daß hier oder da Turonen, Bretonen, Gascogner, Auvergnaten gewesen seien, so schneidet er ungeduldig die Betrachtung ab, und sagt: enfin, wir sind Franzosen!

Liegt denn aber jener historische Zauber der Provinzen bloß darin, daß sie alt, daß sie durch Zeit und Erinnerungen geweiht sind? Nein, sie waren eine von innen heraus gegliederte unterschiedene Existenz. Jetzt sind sie mit Übergehung alles innerlichen Unterschiedes von außen nivelliert. War es nicht möglich, auch das Unterschiedene in gesamte Macht zu einigen? Und sollen wir dies bei deutsch-politischer Spekulation nicht im Auge behalten? Wir müssen's wohl, wenn nur das Kleinste gelingen soll.

Nach Süden hinab, jenseits der Loire, schräg gegenüber von Orleans, liegt solch ein abgesondert Ländchen, die Sologne, das sich in Armut noch viel Eigentümlichkeiten bewahrt, wie es am strengsten der Bretone tut, ein wenig der Normanne, der Baske, der Provençale und in den innersten Bergen des Landes der Auvergnat und der Limousinier. Der Solognat, ein sandiges, oder von Schilfteichen bedecktes Land bewohnend, steckt bei der Trauung nicht nur sich den Ring selbst an den Finger, sondern auch der Braut zum Zeichen der Herrschaft. Er hält wie sie bei der Trauung eine brennende Wachskerze in der Hand, um zu wissen, wer am ersten sterben wird. Derjenige nämlich, dessen Licht am schnellsten brennt.

Noch auf dem Sandboden, wenn auch am Ende der Sologne, links also, wenn man die Loire hinabfährt, steht das Schloß Chambord. Vom Flusse selbst sieht man es nicht, weil das südliche Ufer sich etwas erhebt und dies königliche Jagdschloß deckt, dies Schloß, einzig in der Welt. Die bloße Neugier fuhr vorüber, und gewahrte nicht die prächtige Einsamkeit des Königs Franz am Walde Chambords. Denn auch die Heerstraße nach Blois und Tours und Nantes

hinab geht am nördlichen Ufer des Flusses. Auf dem Schlosse zu Blois, da, wo die Zauberin Katharina von Medicis die Sterne beobachtet, gibt es einen einzigen Punkt, von wo man die weißen Schimmer von Chambord entdeckt.

Vom Dome in Orleans sieht man weiter, aber Chambord verbirgt sich. Man sieht da nördlich das Land sanft aufsteigend gen Paris und Isle de France hin, baumreich und voll, noch ganz von jener Mittelfärbung, welche das grüne Erdlicht des Nordens trägt, und welche schon einen Schimmer gewinnt von dem tieferen Tone des Südens, von Braun und Rot. Jenseits, südlich der Loire, streckt sich das Land platteben nach dem Berry hin, nach Bourges, welches der Mittelpunkt von Frankreich, und weiter. Aber vor den einfachen, fruchtbaren Feldern des Berry wirkt die stille Wasserwelt der Loire noch weithin. Sümpfe, Teiche, karger Boden sind da jetzt noch nicht bezwungen. Hier, und noch tiefer ins Innere hinein, nach der Provinz Marche hin, hat sich denn auch die rohe Welt des gallischen Edelmannes am längsten erhalten. Nicht des luxuriosen Seigneurs, sondern des rohen Feudalherrns, die Welt der Mauprat, die uns Georges Sand schildert. Da sind Heiden und Wälder, wohinein die Revolution am schwersten und spätesten drang. Ganz anders war von jeher das Volk, das die Loire entlang wohnt. Es war stets das juste milieu von Frankreich, das juste milieu mit liebenswürdigem Maße, und nicht ohne Schwäche. Hierher flüchteten die Könige, wenn sie von allen Seiten bedroht waren, wenn das südliche Land, wild in Äußerungen, sie bedrängte, wenn der Norden, der geistige Sitz aller Revolution Frankreichs, mit schonungsloser Folgerung ihnen ans Leben ging. Hier fanden sie, wenn nicht Schutz, doch Ruhe. Man ist hier mild und sanft und billig. Maßvolle Autoren, wie Alfred de Vigny, nennen es darum gern das wahre Frankreich, das Land von Blois — le pays blaisois — und die Touraine. Die französische Anmut ist hier zu Hause, man

spricht ein reines, einfaches Französisch, nicht so schnell und pikant wie in Paris, aber klar und voll. Die französische Macht aber wohnt hier nicht. Besonders am südlichen Ufer der Loire, wo die Touraine tief hinab geht nach dem Süden mit ihrem weichen, milden Erdreiche, da wird auch das Volk allzu weich, wird energielos, und der sprudelnde Franzose verliert sich. Blois selbst hält sich am günstigsten in der Mitte wie der König, den es geboren und gehegt und gepflegt, Ludwig XII. Ebenso das daranstoßende Vendome, und Anjou, das an dieses grenzt. Diese familiärsten Namen der Prinzen Frankreichs, treue Familiensitze des Königshauses, die sich nördlich von der Loire hinabziehen von Orleans bis an die Bretagne, verkündigen alle das innerliche, treue Frankreich. Die Bretagne, ein spät erworbenes Land, aus ganz andern Elementen zusammengesetzt, am zähesten alter, eigener Sitte getreu, begrenzt scharf dies fränkische Königsland.

Die Geschichte verlegt auch den religiösen Hauptsitz des alten Gallien in diese Gegenden. Zwischen Orleans und Chartres hat sich tiefe Waldung hingebreitet, und darin haben die Druiden Gott angebetet.

Wie diese Länder an die Krone gekommen sind, das ist ein uninteressantes Wesen, weil es sich überall in ähnlichen Sprossen wiederholt. Wenn man den Hergang kennt von einer dieser Provinzen, so genügt bei den übrigen ein Wort. Unter den Nachfolgern des Clovis gab's ein Königreich Orleans, das später an Austrasien kam, dann zum Herzogtume Frankreich gehörte und von Hugo Capet der Krone einverleibt wurde. Diese verschenkte es dann als Lehen nach ihrem Belieben, und so gab es Ludwig XIV. seinem Bruder, von dem die jetzige Familie Orleans leiblich und solchergestalt namentlich abstammt. Die Revolution, die all solchen Besitz aufhob, verleibte dann auch Orleans 1793 dem Staate. Der Konvent vereinfachte alles Erbrecht.

Blois hatte schon vom neunten Jahrhunderte an eigene

Grafen. Sie schlugen sich schon frühe brav für die Könige und hießen eine Zeitlang Herzöge der Franzosen und Grafen von Paris. Der Sohn Helenens trägt also keinen unerhörten Namen. Die Römer nannten den Ort castrum blesense, und daher stammt das Beiwort, das jetzt noch die Leute von Blois bezeichnet, Blaisois. Sonst muß man mit den lateinischen Ableitungen vorsichtig sein, wenn die Verwandtschaft nicht so unzweifelhaft ist wie hier, wie bei Orleans, wie bei Vendome — ventorum domus — dessen hohes Schloß ein wirkliches Eckhaus der Winde ist. Man überstudiert leicht den keltischen Ursprung, der unserer Vermutung nicht so nahe liegt. Paris zum Beispiel leiten wir seines ausgezeichneten Kotes halber als Lutetia gern vom römischen lutum, Kote, her, und doch ist auch dies wahrscheinlich keltischer Abstammung, und unsere philologischen Scherze über diese alte Noblesse des Pariser Unrats sind Fehlgeburten.

II.

König Franz machte noch große Umwege, und zwar unnütze, ehe er wieder hierher an die Loire kam und Chambord bauen ließ. Er ging erst noch einmal nach Italien in kriegerischer Rüstung, ging zur See nach Spanien, weil er besiegt war, und kam spät über die Bidassoa wieder nach Frankreich, an die Loire. So war es 1526 geworden, ehe er den Bau von Chambord begann. Camborium, nach alter Sprache, war ein altes, altes Jagdschloß der Grafen von Blois gewesen; es wird schon am Ende des 11. Jahrhunderts erwähnt. Franz kannte es von seiner Jugend her, da er mit seiner Mutter eine Zeitlang in Romorantin, dem Hauptstädtchen der Sologne, gelebt hatte. Der Landstrich gehörte schon seinem Hause, und die ersten Jagdfreuden hatte er im Walde von Chambord erlebt. In der einsamen Gefangenschaft malte er sich das Ideal aus, hier ein prächtiges Schloß

zu haben am Saume des Waldes. Der Hirsch fehlte ihm in Spanien; von dem platten Dache in Chambord, dachte er sich, wirst du ihn heraustreten sehen auf die Wiesen, wenn du dein Schloß hoch bauest und frei. Er gewann den Plan so lieb, daß er ihn gleich ins Werk setzte, da er wieder in Freiheit, wieder König in Frankreich war.

Es war ein böses Zeichen, daß Bayard sterben mußte vor diesem zweiten Zuge nach Italien, le bon chevalier sans paour. Und er war erst achtundvierzig Jahre, und in voller Kraft und Rüstung, und in vollem Kriegesgeiste, als er den 30. April 1524 in einem Gefechte fiel. Er und Carman, sein Roß, fehlten bei Pavia! Le Carman war ein Wunder wie Bayard. Vor Ravenna ward es einst dergestalt von Piken und Degen durchbohrt, daß Bayard absteigen muß. Armer Carman! Führt ihn zurück, daß er ungestört sterben kann. Am andern Morgen weckt ihn ein Gewieher — das ist Carmans Stimme! Oho, wenn du singst, so wirst du leben! Komm, Carman! Und es kam, das Roß, und er ließ es heilen, und von Stund' an wurde er noch einmal so tapfer als er gewesen. Seit dem Tage von Ravenna nämlich hatte Carman gegen alle nackten Säbel und Piken eine solche Wut, — bei geringeren Naturen hätte die Erinnerung Furcht hervorgebracht — daß er mit offenem Rachen darauf losstürzte, welches ein großes Vergnügen war für den „bon chevalier!“

Man kann dies in den Memoiren nachlesen, die so einfach geschrieben sind, wie dieser Mann beschaffen war. Ach, er fehlte bei Pavia!

Und der Connetable, ein Bourbon, fehlte nicht nur, er focht gegen Frankreich, ihm ein ewiger Schmerz, den Franzosen ein Greuel. König Franz hatte harte und tyrannische Züge, aber gegen den Connetable hatte er sich gut benommen, es war eine unselige Verwickelung der Ansprüche, welche diesen Mann zur Flucht und zu den Feinden Frankreichs trieb. Es

existiert eine Beschreibung, wie er, durch die Bergschluchten des Dauphiné mit Pompérant irrend, um Savoyen zu erreichen, auf ein einsames Schloß kommt, und verkleidet um ein Nachtlager bittet, der Connetable von Frankreich! Noch hat der König nichts gegen ihn befohlen oder unternommen, jeder gute Franzose weiß nur: Der Connetable aus dem Hause Bourbon ist untreu an Frankreich und dem Könige! Hier tief in den Bergen, an der Grenze, wird er hier nicht eine Nacht Ruhe finden? Man kennt ihn nicht, man setzt sich zur Abendtafel, man gerät in der Unterhaltung auf seinen Abfall — und hier ist zu sehen, welch ein Sinn Frankreich so stark gemacht: es ist kein Schloßherr da, nur eine Herrin, und sie erklärt kühl und unumwunden, daß sie den Connetable von Bourbon tot oder lebendig ausliefern werde an den König von Frankreich, wenn er, wissentlich für sie, ihr Gebiet beträte. — Nie war ihm sein unglücklicher Entschluß so zum Herzen gestiegen, und in derselben finsteren Nacht noch, unter Lebensgefahr entweicht er aus dem Schlosse und flieht in die Berge, die er nicht kennt, die Abgründe weniger fürchtend als seinen Schmerz und eine patriotische Französin. Und darin ist Frankreich stets dasselbe geblieben, einem Connetable von Bourbon, einem Marmont, einem Bourmont gegenüber.

Wie ein gemeiner Reiter gekleidet führte er den Feind, Italiener und Spanier und Deutsche, bei Pavia gegen den König und das Heer von Frankreich. In Trauer wollte er siegen, den Tod und seinen Feind, den Admiral Bonnivet, suchend auf allen Seiten des Schlachtfeldes. Er fand den Sieg, er fand Bonnivet, und er behielt den alten Schmerz. Bonnivet, nach dessen Blut er dürstete, war schon getötet. So war die Rache gebrochen, und die betäubende Hitze erkaltete zu den traurigen Worten: „Unglücklicher Bonnivet, du bist schuld an der Niederlage Frankreichs und an der meinigen!“

Es war ein fürchterlicher Tag, der Tag bei Pavia, der 24. Februar 1525, und doch ist es den Berichten schwer abzusehen, welcher Streich, welcher Fehl eigentlich die französische Niederlage verursacht. Ranke schildert sie neuerlichst in seiner „deutschen Geschichte" und bei ihm ist das einzig sichtbare Motiv eine plötzlich allgemeine Feigheit der französischen „hommes d'armes". Davon habe ich in französischen Quellen nichts gefunden; verschweigen sie's aus Nationaleitelkeit? Vielleicht. Aber die durch Ranke so talentvoll geltend gemachten Hilfsmittel für Geschichtsschreibung: die Gesandtschaftsberichte, die Spiegelung der Vorfälle und Personen, die Spiegelung nämlich an benachbarten, fremden oder gar feindlichen Höfen und Zuschauern, diese Hilfsmittel sind interessant und haben ihren Wert, wenn sie fortwährend in zweiter Linie der Geltung bleiben. Sie geradezu für entscheidende Hauptquelle anzunehmen, heißt ja doch die Nachricht aus zweiter und dritter Hand vorziehen, heißt den Nachbar befragen, auch wo man den Täter selbst befragen kann. Wer wird denn einmal die Geschichte der französischen Revolution oder Napoleons vorzugsweise aus den Archiven von Wien schreiben wollen! Wer möchte unsere Geschichte aus Paris beziehen! Volle Nationalitäten haben wie starke Personen ihr gerechtestes Richtmaß zunächst in sich selbst. — Den französischen Berichten nach kam und entwickelte sich der Tag von Pavia unberechenbar, wie eben Kriegsglück kommt und sich entwickelt: die Franzosen geraten besonders dadurch in Verwirrung, daß ihre Hauptleute ringsum fallen. Die Basken schießen nur auf Offiziere, und nur auf Kopf und Herz; mit ihren Izards in den Pyrenäen nehmen sie es nicht so genau. So fällt die Blüte Frankreichs; Tremouille, ein bester Ritter, erhält mit einem Schlage eine Kugel ins Herz und eine in den Kopf. Aller Adel fällt um den König. Es war die Pflicht des Großstallmeisters, die Streiche auf den König zu parieren — eine entsetzliche Arbeit bei Pavia,

wo die Streiche wie Platzregen herabstürzten, wo Franz in einer schimmernden Rüstung von Silberdraht und im leuchtenden Federbusche alle Schläge auf sich lockte wie ein goldener Blitzableiter. St. Severin, der Großstallmeister, tat redlich sein Mögliches, bis er fiel. Als man ihm zu Hilfe eilte, schrie er noch: „Ich brauche nichts zum Sterben, schützt den König.“ Das Gewühl war so dicht, daß niemand mehr schießen konnte. Franz, noch hoch zu Rosse, konnte nicht vorwärts wegen eines Walles von Leichen. Seine besten Freunde bildeten, zusammengeballt mit Feinden, diese Mauer, und das brechende Auge manches Geliebten schürte seine Wut. Wer andrang, empfing einen Todesstreich von ihm. Da ward sein Pferd getroffen, es stürzt, es wälzt sich auf ihn — Spanier und Deutsche stürzen über ihn und streiten sich um diesen Gefangenen. Franz aber rafft sich unter dem Schlachtpferde hervor, und obwohl tief blutend aus der Stirn und aus den Beinen, nimmt er den Kampf zu Fuße auf und streckt noch zwei zu Boden — tausend Stimmen schreien: „Ergib dich, oder du stirbst!“ Er hört nicht, er will nicht hören. Da erscheint Pompérant, er erkennt ihn trotz Blut und Schmutz, wie der Franzose sagt, an dieser königlichen Courage, er drängt sich durch, er wirft die Soldaten auseinander, er ruft: „Es ist König Franz“, er stürzt ihm zu Füßen, er beschwört ihn, sich zu ergeben. Der König sammelt Atem — Wem? — „Dem Connetable von Bourbon.“ — „Lieber sterben,“ schreit Franz, zitternd vor Wut, „als diesem Verräter mich ergeben! Ruft den Vizekönig!“

Dieser kommt, empfängt kniend des Königs Schwert, küßt ihm die Hand und überreicht ihm einen andern Degen.

Franz läßt sich in die Kirche führen, um zu beten. Eine Inschrift aus den Psalmen ist das erste, was er sieht: „Es ist mir gut, daß du mich gedemütigt, damit ich erlerne deine Gebote“ — er liest es ruhig und beugt sein Haupt.

„Nicht nach Pavia führt mich, das ich so lange belagert“,

spricht er danach, als er sich aufgerichet. Man führte ihn unter ein Zelt. Ermattet setzt er sich, und schrieb an seine Mutter die altfranzösischen Worte: „Tout est perdu, fors l'honneur!“

Und nun lachte er, als alles gelaufen kam, ihn zu sehen. Ein Soldat zeigt ihm eine goldene Kugel und sagt: „Die war expreß für dich, wenn ich dir begegnete, und ich hatte noch sechs silberne für sechs französische Anführer.“ — „Wie viel hast du noch?“ — „Bloß noch die goldene.“

Der Connetable will ihn sprechen. Er komme. Er empfängt ihn kalt, aber förmlich, wie einen Prinzen von Geblüt. Es kommt ein französischer Edelmann nach dem andern, sie waren in Sicherheit gewesen, hatten sich aber zur Gefangenschaft gestellt, um mit dem Könige zu sein, da sie dessen Unglück vernommen. Beim Auskleiden fehlen die Diener. Es meldet sich ein Freiwilliger. — „Wer seid Ihr? Wie's scheint Franzose?“ — „Ja, Sire.“ Es war ein französischer Edelmann, Montpezat. Er blieb denn auch bei ihm und stieg vom Kammerdiener bis zum Marechal de France.

All solche Wallung ritterlicher Teilnahme, wie anmutig nimmt sie sich aus mitten in der Tatsächlichkeit! Die Franzosen kommen nur leicht in die Gefahr, dies in der Folge, im Erzählen, im Behandeln zu übertreiben. Eine Memoirenschrift wie Bayards ist in den nächsten Jahrhunderten nach Franz selten geworden. So erzählen sie folgendes: Zur Zeit Heinrichs IV. war eines Abends Schauspiel in Madrid. Es waren viel vornehme Herren und Damen zum Zuschauen im Theater, und man gab ein Stück, worin die Schlacht bei Pavia vorkam. Der König Franz fiel zu Boden, ein Spanier setzte ihm den Fuß auf die Gurgel und nötigte ihn, um sein Leben zu bitten. — Die Szene war allerdings unangenehm für einen französischen Gesandten, der ebenfalls unter den Zuschauern saß. Er hieß Emeri Jaubert de Barrault,

und er hatte nichts Eiligeres zu tun, als auf die Szene zu springen, und dem Soldatenschauspieler seinen Degen durch den Leib zu rennen. — Und die Spanier? Von ihnen sagt diese, wohl französisch erfundene, Geschichte nichts, sie setzt nur triumphierend noch hinzu, das Stück sei nicht wieder gegeben worden.

Während König Franz ungeduldig in Italien gefangen saß und Antwort auf seine Auslösungsvorschläge erwartete, kam die Nachricht von der Niederlage bei Pavia nach Frankreich. Sie erzeugte natürlich die größte Verwirrung. Luise, des Königs Mutter, leidenschaftlich wie sie war, schien unterzugehen in Schmerz und Schluchzen und Verzweiflung, alle Umgebung hatte den Kopf verloren und stürmte auf sie ein, dem Duc de Vendome, einem Bourbon, augenblicks die Regentschaft zu übergeben. Aber sie zeigte schnell, daß sie nicht bloß für das Frivole leidenschaftliche Kraft besitze. Bei der Zumutung, die Zügel des Reichs in andere Hände zu geben, richtete sie sich in die Höhe, trocknete die Augen, ließ alle Prinzen und Gouverneurs zusammenrufen, ordnete, beriet, befahl, war des Königs Mutter, die zu zeigen wußte: Wenn mein Sohn, der König auch gefangen ist, so ist er doch nicht gestorben.

Franz, dem die Unterhandlungen zu langsam schlichen, ließ sich von seinem harschen Temperamente zu einem unglücklichen Schritte fortreißen. Diese ritterliche Tradition, die eben unterging, hatte er mit Kaiser Max völlig gemein, daß er die Persönlichkeit für allmächtig hielt. Dies ward zum Unheil, da er just den Fürsten vor sich hatte, in welchem die neue politische Mischung, die mannigfaltige Rücksicht so reif ausgebildet war. Franz beging denn unter solchen Umständen eine politische Torheit, sich nach Spanien bringen zu lassen. Er rechnete auf ritterliche Wallung des Gegners, weil er sich selbst einer solchen fähig wußte. Das war liebenswürdig an ihm, er wußte aber nicht, daß diese Art

und solche Erwartung auch von Oberflächlichkeit zeugten, und daß ein Kaiser moderner Politik nicht nach solchen Wallungen zu berechnen sei. Sie gehörten, diese Wallungen, in eine Zeit, wo die Verhältnisse noch ein unmittelbares Ergebnis fester Sitte, festen Glaubens waren. Sitte und Glaube waren aber just in mächtiger Wandelung begriffen, einer Wandelung, die Karl V. mit klugem Maße zu benutzen wußte. Franz, überall mehr temperamentsmäßig als logisch verfahrend, riß in seinem Lande ebenfalls die Vorteile solcher Wandelung an sich, indem er die unumschränkte Monarchie zu seinem Vorteile ausbildete, und stellte sich doch nicht vor, daß sein politischer Feind die Verhältnisse einer neuen Bedingungswelt gegen ihn geltend machen könnte. Überall monarchisch-politisch verfahrend, wo es seinen Vorteil betraf, erwartete er von einem klugen Feinde nichts als alte Ritterlichkeit! Darin war er beschränkt. Er kannte die tieferen Fäden seiner Zeit, und er kannte seinen Gegner nicht. Dieser Gegner war in wahrhaft persönlicher Frage ebenso ritterlich als er, wie sich später zeigen wird, aber er kannte schärfer den Unterschied zwischen der fürstlichen Person und dem Fürsten. Karl war Franz überlegen in aller Politik. Daß Franz durch ein offenes, fortreißendes Temperament, daß er durch Talent und Sinn für Talent in anderem Bereiche schöpferischer einwirken konnte als Karl, das kam hier nicht in Frage. Hier handelte es sich um Sein oder Nichtsein, nicht aber um Geschmack.

Freilich hoffte Franz auch von der Meerfahrt mehr Gelegenheit, befreit zu werden, als er mitten im feindlichen Italien hatte. Er hoffte auf seine Galeeren im Mittelmeere. Sind nun die Berichte über diese Überfahrt unzulänglich und verworren, oder war des Königs eigene Aussicht unklar und verworren, kurz, es ist nicht klug zu werden aus dem, was sich auf dem Meere ereignete. König Franz saß auf dem Deck und sah mit Schmerz die Schiffe hingleiten an den

Küsten der Provence, an den blauen Bergen seines Königreiches. Man steuerte nahe an den Hierischen Inseln vorüber, von Toulon, von Marseille konnte man mit guten Gläsern den gefangenen König sitzen sehen. Gibt's keine Franzosen mehr? Wo bleibt Andreas Doria mit den Galeeren? Und siehe da, am Golfe von Lyon erscheint Andreas Doria, und er macht die ernstlichsten Anstalten. Der Vizekönig von Neapel, Lannoi, der den König führte, läßt ihm zurufen, es sei der Tod des Königs, wenn er angreife. Franz war doch nicht der Mann, den solche Drohung eingeschüchtert hätte, und Doria kannte ihn und ließ sich auch durch diese Drohung nicht stören im Andrange. Da — wer begreift's? — tritt Franz selber an den Bord seines Schiffes und befiehlt ihm, sich zurückzuziehen.

Von da an schwammen die Galeeren friedlich und ungestört bis an die spanische Küste. Hier bot sich eine neue Gelegenheit zur Befreiung. Man war schon einige Tage am Lande, da rotteten sich die Soldaten zusammen vor dem Hause, worin Lannoi mit dem Könige wohnte, und brachen in offene Revolte aus, weil ihnen der Vizekönig den Sold schuldig geblieben war. Das Rufen, das Schreien wird immer drohender, das Feuern beginnt, Franz, an eine Marmorsäule gelehnt, steht mitten im Kugelregen, Lannoi weiß kein Mittel der Beruhigung. Da geht Franz ans Fenster, zeigt sich den Truppen und wirft ihnen Geld hinab. Sie rufen ihm Vivas zu, und da er sonst nichts will, so zerstreuen sie sich.

Wenn ich Karl sehe, dachte er immer noch, so gleicht sich das alles in einem Gespräche aus. Aber Karl machte gar keine Anstalt, ihn zu sehen. Gleich daran tat sich kund, wie falsch Franz spekuliert. Er ward ohne weitere Formalität nach Sciativa in Valencia gebracht, wohin sonst die Könige von Arragon ihre Staatsgefangenen eingesetzt. Lannoi erwirkte mit Mühe, daß der Gefangene näher an Valencia wohnen dürfe, um ihm doch eine kleine Jagd möglich zu

machen. Aber während Lannoi nach Madrid geht, dem Könige berichtet, und huldvoll aufgenommen wird, läßt dieser König Franz in die Nähe von Madrid bringen. Denn die Nähe des Meeres bei Valencia schien ihm nicht ratsam für solchen Gefangenen.

Was tun? Diese Frage bewegte alle Großen Spaniens. Es war eben eine Frage, wo alte Sitte und neues Verhältnis sich um den Rang stritten. Saß ein alter spanischer Grand auf dem Throne, so hatte Franz richtig spekuliert, dann wurde er in alter freimütiger Form behandelt und entlassen. Karl hatte seine große Not in Spanien: die Rittertradition war hier noch allmächtig. Als jener Connetable, der sein Vaterland in feindlicher Absicht verlassen hatte, nach Spanien kam, erbat Karl von Marquis de Villane den Palast zur Wohnung für diesen Gast. „Ich habe meinem Könige", erwiderte dieser, „nichts zu versagen, aber wenn dieser Bourbon abgereist ist, werde ich selbst dies mein Haus, worin er gewohnt, in Brand stecken."

So drängten denn auch jetzt die Großen den spanischen König, nur großmütig ritterlich mit Franz zu verfahren: der Bischof von Osma sagte, man müsse einen billigen, also soliden Frieden schließen, und vertrauensvoll auf die Erkenntlichkeit des Gefangenen ihm ohne weiteres die Freiheit geben.

So dachte Karl nicht, und Alba allein hielt zu ihm und nannte dergleichen Romanstreiche. Aber diese Partei der Aufklärung war klein. Karl hielt die Sache hin, und sah seinen Gefangenen nicht.

Was litt dieser! Sein froher Mut, seine Lebensader ging versiegen, zerstreut, schweigsam schwankte er im Zimmer umher, nachdenklich, und Nachdenken war für seine Person ein Beginn von Krankheit. Eine Natur des Talentes findet die Gedanken auf den Fußsteigen des Tuns und Beginnens, eine solche Natur kann sich nicht schicken, auf die Suche aus-

zugehen von Gedanken, von bloßen Gedanken. Eine Künstlernatur findet die Form und mit ihr den Sinn, den Leib und mit ihm die Seele, nicht umgekehrt.

Und die einzige Gesellschaft, die er manchmal sah, das einzig Leibliche was ihm kam, da ihm die Jagd abgeschnitten oder verleidet war, spanische Granden, was ärgerten sie ihn! Ja, die ritterliche Sitte war ihm und ihnen gemeinsam, aber das modern-monarchische Gelüst, das ihm der neue Lebensreiz, das beleidigten sie täglich und stündlich; denn sie verwarfen es im Feudalstolze. Alles Neue ist allein und geplagt.

Sie verlangten, daß er sich verneigte und beugte, wenn er zu ihnen eintrat. Er tat es nicht, er erkennt solche Pairschaft nicht mehr an. Aber sie sind eben so stolz auf den bloßen Schein, sie lassen die Tür niedriger machen, daß er sich bücken muß beim Eintritte. Und er? Er tritt rücklings ein.

Eines Tages spielt ein spanischer Grand mit ihm und verliert viel. Der König ist müde, der Grand will Revanche, der König will nicht — da wirft der Grand das Geld auf die Tafel und schreit voller Wut: „Du hast ganz recht, du brauchst das gewonnene Geld, um dich auszulösen!"

Darauf zieht Franz den Degen und ersticht den Edelmann. Es entsteht ein erschrecklich Geschrei am Hofe, man bestürmt den Kaiser — was soll ich tun? sagt der Kaiser, dem der übermütige Große ganz gelegen erstochen war von einem Könige, „ich beklage den Mann, aber ich tadle ihn".

Es ist sehr schade, daß Bayle diese Geschichte als unauthentisch verwirft, historisch ist sie.

12.

Es war eine traurige Zeit für die Freude in Frankreich. In der Bretagne, die ohnedies kein heiteres Land ist, lag auf einem Schlosse Tag und Nacht Kummer und Leid. Das

Schloß hieß Chateaubriant und liegt in der hohen Bretagne, wenig Meilen oberhalb Nantes.

Wir denken so gern, alles was Franzose heißt, sei frivol, sei leichtsinnig. Unter den Meernebeln auf der Westküste Frankreichs, in der Normandie und Bretagne, in zwei großen, mächtigen Provinzen findet sich so viel Ernst und Melancholie, daß wir gleich mit einem Ausdrucke bei der Hand sein würden, den wir nur gar zu oft anbringen, mit dem Ausdrucke nämlich: Ach wie deutsch sieht es hier aus! Was uns ruhig, häuslich, langsam erscheint in der Fremde, das nennen wir deutsch. In der Normandie läßt sich das noch eher hören, der alte Normannenstamm, obwohl er uns ein guter Feind und Räuber war, wie anderen Völkern, er stammte doch aus dem nördlichen Europa, das wir uns als ein gotisch-germanisches gern zum Ahnentume zulegen. Aber auch in der Bretagne machen wir solche Verwandtschaftsansprüche, hier kann die Vetterschaft doch nur die allerweitläufigste sein. Es haben mehrere Einwanderungen von Großbritannien stattgefunden, aber das waren just nicht unsere Vettern, welche England verließen, das waren eben Briten, die von unsern Vettern verdrängt wurden. Und dennoch, unsere vaterländische Empfindung täuscht uns schwerlich, aber die Verwandtschaft ist viel größer als man denkt: wir gehören zu den zähen Völkern des nordischen, des nordwestlichen Europa; das Alter, die Zähigkeit, die Grundsitte, ist uns gemeinschaftlich gewesen von Brest bis an die Eider, von der alten Pfalz bis an die schottischen Berge. Und auch die Kelten waren wesentlich von dieser Gemeinschaftlichkeit; denn das Klima ist die Polizei der Sitten und Gebräuche, und wo man sich gleichmäßig schützen, und wo man gleichmäßig das bißchen Freude suchen muß, da wird auch der Begriff von Gott, der Charakter und aller Grundstoff gleichmäßig. Die Kälte steigt in der Bretagne fast nie über sechs Grad in kältester Zeit, wie denn Frankreichs Lage gegen Westen und gegen das Meer hin trotz gleichen Breitengrades mit

uns um das Doppelte und Dreifache das Klima mildert — aber die feuchten Nebel machen den Bretonen dennoch zum Nordländer.

Man zweifelt nicht, daß in der Bretagne der Hauptsitz des alten Keltenreiches, Armorica, gewesen, das auch im Keltischen die Meernähe bezeichnen soll, daß die Rhedonen Rennes, die Veneten Vannes und die Namneten Nantes zu Hauptstädten hatten. Cäsar unterwarf sie nur mit Mühe und Grausamkeit, und nach der Römerherrschaft nahmen sie wieder jene Art der Munizipalrepubliken auf, die ein gemeinschaftlicher Fürst nicht hindert, sondern verbindet, und die so keltisch wie germanisch sind. Sogar Chateaubriant der heutige, welcher von jenem Schlosse stammt, hat in seinem Royalismus eine ganz familienrichtige Ähnlichkeit damit. „Treue und Mannigfaltigkeit“ ist die Devise dieser keltisch-germanischen Welt, und „Wechsel und Einheit“ ist die Devise der neufranzösischen. Eins ist indessen gewiß, und zwar zu unserem Heil: wir lieben auch das geschichtlich Vererbte, wir sind treu dem Stamme und der Sitte, aber dergestalt blind historisch, blind nachtretend wie der Kelte sind wir Germanen nicht. Wir prüfen doch auch das Erbe, der Kelte prüft es nicht.

Erkennt man doch am Erdboden, daß man ein ungewöhnliches Land Frankreichs vor sich hat, wenn man die Loire hinab an die alte Grenze der Bretagne kommt, die seit Ludwig XII. und Franz I. aufhörte, eine Grenze abgesonderter Länder zu sein. Der Granit erscheint plötzlich, den man so lange vermißt hat. Von Paris bis in das mittlere Loireland beklagt man sich unaufhörlich, daß Frankreich kein frisches Wasser habe, und das vorherrschende Kalk- und Schiefergestein erbaut dem Reisenden die Vorstellung, daß der Charakter des Volkes aus solchen Erdgründen locker und beweglich und hitzig geworden sei. Von Orleans über Blois hinaus bis Amboise ist das Loireland ohne besonderen Reiz

gewesen, nur südlich hinein nach der Touraine hat man eine milde Schönheit ahnen dürfen. Von Amboise über Tours bis zum malerisch gelegenen Saumur hat sich das gefällige, lieblich gefärbte Turonenland dargestellt, wohin Balzac so gern Romane verlegt. Bei Angers, der Hauptstadt von Anjou, die seitab vom Flusse in platter Fläche liegt, hat sich der Reiz wieder verloren, man hat geglaubt, die charakteristische Welt der Loire sei zu Ende, bis die Grenze der Bretagne plötzlich eine Strecke lang schärfere Umrisse, grünere Färbung bringt, Granit und frisches Wasser.

Die Hügelzüge sind nur eine Grenze, das bretonische Land fällt eben hinab in Äckern und Wiesen, Teichen und Heiden nach Brest und St. Malo. Auch die Hohe-Bretagne nach der Loire hin ist kein Bergland, und der Hügelzug, welcher von Brest östlich nach dem alten Frankreich hinein läuft, ist ebenfalls unbedeutend.

Also bescheiden und einfach ist dies nordische Land beschaffen, Acker und Wasser bietend, vom Meere und ewigen Regen bedroht, aber festgehalten von zähen Menschen.

Wirklich; wenn man in ein Bauerhaus tritt, so glaubt man in Deutschland zu sein. Der Hauswirt fragt nichts, er bietet euch den Trank, der stets gerüstet steht, den Trank der Gastfreundschaft — pichet — und nachdem ihr diesen gekostet, gehört ihr ganz seinem Schutze. Des Abends kommen die Nachbarsleute wie bei uns zum Rocken, die prächtigsten Gespenstergeschichten, unbekannt im ganzen übrigen, so lichten Frankreich, werden erzählt, und das liebliche Grausen unserer Romantik stellt sich ein. Hochzeit und Begräbnis sind noch die Hauptfeste des Lebens. Der Knabe der ein Mädchen liebt, geht des Nachts an ihr Haus und singt folgende Chanson:

Es leuchtet gar kein Mondenschein,
Steh auf, steh auf, mein Kind!
Die braune Nacht, die hüllt uns ein,
Komm tanzen, komm geschwind!

Wenn das Mädchen darauf antwortet:

Es ist zu klarer Mondenschein,
Zieh nur deine Straße,
Uns beide hüllt die Nacht nicht ein,
Ich tanz mit meiner Base —

dann mag der Bursche traurig heimgehen, er hat nichts zu erwarten. Wenn sie aber das Fenster öffnet und herabsingt:

Warum in der Schlafenszeit
Kommst du Schlimmer fragen!
In der Nacht, da bin ich taub,
Mußt am Tage fragen —

da hat es gute Wege, vierzehn Tage hintereinander muß er noch wiederkommen, dasselbe singen und hören, und dann kann er sicher die Hochzeit vorschlagen.

Der Bretone liebt die Industrie nicht, das Detail des Kaufens und Verkaufens, das tägliche Sinnen auf Vorteil ist ihm zuwider, er ist auch dafür zu plump ehrlich. Bretonisch Wort wiegt Gold, sagt das Sprichwort. Er baut am liebsten das Land, wie es der Ur-Ur-Großvater gebaut hat, eine neue noch so gute Erfindung am Pfluge ist ihm ein Greuel. Aber ebenso germanisch lockt ihn die weite Reise übers Meer, der weit entlegene Fischfang, und ebenso germanisch liebt er den Trunk. Das ist so gar nicht französisch. Man trinkt in Frankreich den Wein beiläufig — wo man Leute sich hinsetzen sieht, bloß um Wein zu trinken, oder gar verschiedene Sorten probieren, da sind es nicht ursprüngliche Franzosen, sind Lothringer, Elsasser oder Bretonen. Der Franzose ist mäßig und braucht wenig. Daß man jetzt in mancher Pariser Gesellschaft das Weintrinken zu einer besonderen Angelegenheit macht, das ist unfranzösisch, und ein Hinneigen zu uns, wovor wir selbst warnen müssen.

Auch das bretonische Weib hat die deutsche Stellung. Sie ist geachtet, aber streng Hausfrau. Der Mann ist Herr und erste Person — jener förmliche Kultus, eine wirkliche

Religion in Frankreich, jenes Zauberwort „ah, c'est une dame“, das augenblicks alles umgestaltet, es ist durchaus nicht bretonisch. Sogar in der bretonischen Kirche sind die Männer allein in der Nähe des Altars, alles Weib hat seinen Platz hinten im Schiff der Kirche. Ein Fehl der Keuschheit ist unerbittlich geächtet. Die Veranlassung dazu scheint so groß im Hause des Pächters oder Bauern: Alles, Herr und Frau, Bursch und Mädchen, schläft in einem Zimmer, eine Wand von Serge trennt nur eins vom andern. Aber man hat selten einen Fall zu beklagen. In der Gegend von Chateaubriant gelten die Sitten für so einfach, daß das Gedächtnis eines Fehltrittes in der Familie bis auf Ur-Ur-Enkel fortlebt. Wie anders ist dies, als wir uns Frankreich vorstellen, denn ähnlich ist's in den meisten Provinzen und selbst zu Paris beim eigentlichen Bourgeois. Ja, in der Gegend von Chateaubriant erschrickt selbst der Deutsche im Gegenteile, wenn er über ein Mädchen die Achseln zucken, die Nasen rümpfen sieht. Was ist's? O 's ist ein braves Mädchen, aber jammerschade, ihre Großmutter war es nicht! Niemand hat die Großmutter gekannt, aber die Schmach ist erblich durch Tradition.

Und dort auf dem Schlosse Chateaubriant saß um die Zeit, da König Franz in Spanien gefangen lag, ein wunderschönes, blasses Weib auf ihrem einsamen Zimmer und weinte. Alles Land war in dicken Nebel gehüllt, und im Schlosse war es totenstill. Das Zimmer dieser Gräfin war klein und hatte nur hoch oben ein kleines Fensterchen, um den trüben Tag düster hereinzulassen. Ihre Hände lagen auf ihrem Schoße, und sie dachte nach Spanien, an König Franz.

Es war Mittagszeit und die Glocke des Schlosses läutete zur Tafel. Damals, und solange es Könige von Frankreich gab, speiste man zur wirklichen Mittagszeit. Die bessere Sitte, welche einen so langen Tag für Arbeit und Geschäft bietet, erst um fünf oder sechs Uhr die große Mahlzeit des

Tages zu halten, ist durch die Revolution aufgebracht. — Beim Ton der Glocke stand die Gräfin auf und eilte hastig nach der verschlossenen Tür mit gespannter Aufmerksamkeit horchend. Es nahten Tritte, man schloß auf, ein zartes Mädchen eilte in die Arme der Mutter. Zwei Diener hatten sie hergeführt. Sie hatten gleichzeitig Lichter mitgebracht und Speisen. Es ward ein Tisch gedeckt, Mutter und Tochter aßen zusammen.

Nach Verlauf einer kleinen Stunde läutete die Glocke wieder, jetzt zum Schreck, wie vorher zur Freude. Die Tafel, die Tochter und auch die Lichter verschwanden, die Gräfin saß wieder im Dunkeln und hatte vierundzwanzig Stunden zu harren auf diese einzige Freude des Tages. Sie konnte wieder nach Spanien an König Franz denken.

Es war die Gräfin Chateaubriant selbst, und auch ihr Unglück begann wie das des Königs mit dem Tage von Pavia. Sie war des Königs Geliebte, und sie liebte den König. Aus dem feurigen Geschlechte der Foix, die in den südlichen Pyrenäen ihre Heimat haben, hatte sie der Leidenschaft sich hingegeben, den Gatten in der Bretagne verlassend für die Freuden der Königsliebe.

Nur der König und Bonnivet liebten sie am Hofe. Sonst beneidete sie jedermann, und sie war auch eine herrische Dame. Ja, man sagte ihr nach, daß sie neben Franz selber nicht immer spröde gewesen sei gegen Bonnivet, den schönsten Mann des damaligen Frankreich. Der König habe eines Tages beide dergestalt überrascht, daß Bonnivet kein Ausgang geblieben sei. Ratlos blickte er um sich. Die Kamine waren früher oft wie kleine Hallen groß, so daß man sich förmlich hineinsetzte. In der Sommerzeit, die eben blühte, füllte man sie mit Blättern, und Bonnivet kroch unter die Blätter. Franz mochte wohl etwas wittern, da er eintrat, wollte aber auch nicht zuviel erfahren, denn sie waren beide seine Lieblinge. Sollte er es indes dem leichtsinnigen Admiral ganz schenken,

der alle Weiber beunruhigte? Nein — er hatte oder zeigte ein Bedürfnis, und ging es zu befriedigen nicht weiter als in den Kamin.

Sonst hatte der geistreiche Admiral seinen Sinn auf die Herzogin von Alençon gestellt, eine Schwester des Königs. Dagegen hatte Franz nichts einzuwenden, er sah ihn lieber bei seiner Schwester als bei seiner Geliebten. Obenein erhörte sie ihn nicht, den sonst so Glücklichen. Als einst der Hof bei ihm war auf Schloß Bonnivet, stieg der verwegene Günstling nachts durch eine dem Besuche unbekannte Falltür in ihr Zimmer. Sie verteidigte sich aber so gut, und eine Ehrendame kam so passend oder unpassend zu Hilfe, daß er entweichen mußte. Der König, schwor sie, soll diese Frechheit strafen. Nicht doch riet die Ehrendame, die sich auf so etwas verstehen mußte. Die Herzogin hatte ihn übrigens schon gestraft, er war dergestalt zerkratzt im Gesichte, daß er sich vor aller Welt verbergen und am nächsten Morgen untertänigst anzeigen mußte, er sei schwer krank. „Wie?“ rief der König. — „Ja, Sire, und zwar so krank, daß er kein Licht vertragen und niemand reden hören kann.“

Der König und der Hof lachten, und reisten weiter. Bonnivet und der Stallmeister Graffy waren die gefährlichsten Männer am Hofe. Dieser wurde oft des Nachts mit verbundenen Augen zu einer Dame geführt, und eben so von ihr, und die Dame sprach kein Wort, so daß er sie nicht sehen und hören konnte, weil er — heißt es dabei — sie alle Tage nur zuviel hörte und sah. Die böse Chronik sagt nämlich, es sei niemand anders als Luise, des Königs Mutter gewesen, und sie habe dies nicht um irgend einer Blödigkeit, sondern ihres Geizes willen getan. Unter solcher Form nämlich hätten die Liebhaber nichts von ihr heischen können als Liebe.

Mitten unter solcher Welt mochte die Chateaubriant wohl leichter die strenge Sitte der Bretagne vergessen. Aber

die Bretagne blieb bei ihrer Sitte, und vergaß der bretonischen Gattin nicht. Als der unglückliche Tag bei Pavia ihr den Admiral getötet, den König genommen, da war sie schutzlos am Hofe, und man fragte sie, was sie noch wolle.

Sie wußte sich keinen andern Rat, als auf ihr Schloß in der Bretagne, zu ihrem strengen bretonischen Edelmanne heimzukehren. Schweren Herzens, aber starken Herzens tat sie's, denn sie war eine Foix. Sie hatte eine Täuschungsgeschichte zu erzählen, wie ihr der König den Ring ihres Gatten geschickt, und sie dadurch zu einem falschen Rendezvous verlockt, wie sie geweint, sich gesträubt habe — aber der bretonische Edelmann verließ das Zimmer, da sie eintrat, er nimmt sie auf, aber er sieht sie nicht. Er sperrt sie ein, aber er macht ihr keinen Vorwurf.

Eines Mittags horchte sie umsonst; man kam nicht, ihre Tochter war erkrankt, war gestorben. Das einzig übrige Band war für den Edelmann zerrissen. Es vergehen sechs lange Monate, da nahen sich viele Schritte, Chateaubriant tritt ein, sie sieht ihn zum ersten Male wieder, aber neben ihm sechs verlarvte Männer und zwei Wundärzte. Sie öffnen ihr auf Armen und Füßen die Adern, und sie muß verbluten.

Varillas erzählt diesen romantischen Ausgang, er will aber mit sonstiger Nachricht sich nicht vereinigen. Die Gräfin Chateaubriant erlebte nicht nur die Zurückkunft des Königs, sondern wir sehen sie noch 1533 unter den Damen, die mit dem Hofe nach Marseille gekommen sind. Dort hatte Franz zum Ärger Karls eine intime Zusammenkunft mit dem Papste, und es ereignete sich folgendes komische Mißverständnis in betreff jener Damen. Ich glaube, es betraf eine Dispensation von strengen Fasten. Brantome sagt, sie wollten eine Erlaubnis haben, die man sich wohl manchmal nimmt, aber um die man nicht bittet. Der heilige Vater aber glaubte, es sei von der Erlaubnis desjenigen sinn=

lichen Genusses die Rede, den sich eine Frau wohl erlaube, von dem sie aber niemals spreche, und er fand solch Gesuch unanständig und sagte nein. „Heiliger Vater," riefen die Damen ungeduldig, „wir sind schwach, wir brauchen solche Stärkung." — „Nein, nein!" — „Aber Heiliger Vater, wenigstens dreimal in der Woche." — „Dreimal! il peccato di lussuria!"

Der gefangene Franz dachte wohl oft mit schmerzlicher Sehnsucht an das geliebte und schöne Weib, an die lebhafte Chateaubriant, und er malte sich in Kastilien, wie sie in der Bretagne, die Reize des Wiedersehens. Aber die Flügel wurden ihm zu fest niedergedrückt, als daß er nicht auf eine Zeitlang zusammengebrochen wäre. Er gehörte zu jenen Naturen der Freude, die aus jeder Stunde einen Reiz der Hoffnung oder des augenblicklichen Gelingens ziehen müssen, um zu existieren. Sie ertragen das Mißgeschick nur, weil sie's leugnen, und damit ertragen sie oft großes. Das Ausruhen auf Schmerz und Klage, das Vertiefen darein ist ihnen Tod, jede Hemmung in den raschen Pulsschlägen des Lebenslaufes ist ihnen Lebensgefahr, jeder Seitenweg ein Rückweg. Erst wenn alle Versuche mißlingen, sich selbst das eigene Unglück zu beschönigen, erst dann brechen sie zusammen. Und auch dann selten lange, wenn die physische Kraft nicht versiegt. Das Leben in ihnen ist wie ein unmittelbares Atom des Gelingens, das aus dem Schoße der Gottheit in einen Menschen gestiegen ist. Sie springen immer wieder auf; Selbstmörder sind unter solcher Menschenklasse unmöglich, denn die Hoffnung ist das Blut derselben, die Selbstzufriedenheit ist eine Bahn, wohin alles Leben bei ihnen von selbst kehrt ohne strenges Examen, ohne Veranlassung. Schwersorgende Naturen sind ihnen Last und Hemmnis, denn das kühnste Beginnen fällt in der Weltgeschichte diesen Naturen der Freude zu. Besonnene aber mutige Naturen sind ihnen

eine förderliche Begleitung, denn diese hemmen den Aufwand für das Unnütze.

Sie sind rasch zum Strafen, aber noch sicherer als darauf kann man auf ihre Verzeihung rechnen. Denn jede Strafe stört ihnen die Vorstellung der Lebensharmonie, in der sie allein weben und sind.

Man sieht, daß Franz nicht vollständig zu diesen Naturen gehörte, denn er war oft hart ohne Umkehr, gedankenlos grausam gegen die Protestanten. Aber Hauptbestandteile jener Naturen besaß er: wie übermütig und tyrannisch er sein mochte, es ist kein Zug bekannt, der auf ein Leben der Rache in ihm schließen ließe. Die Rache ist in solchen Naturen ganz unmöglich, und wir werden bald sehen, wie sie doch unter den späteren Valois, unter den Guisen, in der französischen Herrscherwelt noch bis auf Ludwig XIV. zu Hause war. Und Franz, der so jach, so stolz, so faunisch, wieviel Anlage hätte er zur Rachsucht gehabt, wenn nicht jene Freudenatur sein Grundelement gewesen wäre!

Jetzt, da solange gar nichts mehr gelingen wollte, jetzt brach er zusammen. Denn für seine stolze, ritterliche Art war einem Kaiser Karl gegenüber am Ende nicht die kleinste Hoffnung mehr übrig. Franz mußte am Ende doch erkennen, daß er hier an eine Welt klopfte, die seine Sprache gar nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Um also an ein Gelingen zu kommen, und damit wieder in die Fugen einer Harmonie, mußte seine ritterliche Sinnesart fremde Stoffe annehmen. Das galt aber eine starke Revolution in ihm, denn auf die ritterliche Art war bis dahin alles in ihm gestellt. Übrigens hat solche Freudenatur das Charakteristische, daß ihr kein Grundsatz ewig ist, weil er eine ewige Schranke des Menschen sein könnte. Solche Natur ist unfähig zum Märtyrertume.

Franz hat denn auch wirklich in dieser Zeit die Krisis zu bestehen, daß er sich an die versteckte, unwahre Politik

gewöhnen muß, die verspricht, ohne halten zu wollen. Das Ritterwort muß Abschied nehmen. Wenn Franz Spanien verläßt, ist diese große Wandelung mit ihm vorgegangen. Und wie wichtig ward sie für französische Welt! Ritterliche Form und Erscheinung blieb ihr von Franz wie von einem Vorbilde, und die kleine, unberechenbare Welt der Diplomatie bildete sich aus zur Virtuosität.

Franz wurde so krank, daß seine treue Schwester Margarete aus der Gascogne herbeieilen mußte, um ihn zu pflegen. Die Ärzte sprachen zu Kaiser Karl: „Er stirbt, wenn du ihn nicht siehst!“ Was mochte Karl Ärgeres fürchten, als den Tod seines Gefangenen? Dann gingen alle nur möglichen Vorteile verloren und unabsehbare Nachteile entstanden. Aber die alte Grandentradition sprach: „Wenn du ihn siehst, ist er begnadigt und frei, denn der Anblick des Königs begnadigt.“

Das klang schmeichlerisch, aber Karl wußte, wo die goldenen Ketten der spanischen Majestät drückten und hemmten. In ihm lebte der neue König, den auch solcher Sirenengesang der Tradition nicht binden durfte. „Ich werde ihn sehen,“ sprach er, „und er wird gefangen bleiben.“ Und somit stieg er zu Pferde und ritt hinaus.

„Wie!“ rief König Franz, als Karl ins Zimmer trat, „Eure kaiserliche Majestät kommt noch, um Ihren Gefangenen sterben zu sehen?“

„Ihr seid nicht mein Gefangener,“ sprach der Kaiser, und umarmte ihn, „Ihr seid mein Freund und Bruder!“ Und in diesem Stile sprach er weiter, der ihm bereits so geläufig war, daß er gar keine direkte Deutung voraussetzte.

Als Franz von diesem Freudenschimmer gesundete, wurde Karl wieder zäh. Die Wallung ritterlicher Überlegenheit ergriff jenen im Aufatmen der Gesundheit, und er rief seiner Schwester zu, die eben nach Frankreich zurückkehren wollte: „Geh, Margarete, reise schnell, sage den Franzosen, daß ich

zugunsten des Dauphin, meines Sohnes, resigniert habe, daß der König Franz nicht mehr existiert, daß er als tot zu betrachten ist.“

Ach, diese Wallungen der alten Zeit wurden schon theatralisch an ihm, Margareta glaubte nicht an diese Phrase, und tat keinen Schritt dafür, und er glaubte nicht daran, denn er mahnte niemand an die Ausführung. Mein Gott, König Franz war damals einunddreißig Jahre alt.

Und wie benahmen sich die Franzosen selbst? O, sie waren Hand in Hand mit dem Wandelungsprozesse, der in dem Könige vorging, das Gedächtnis ihres Königs Johann war völlig erloschen. „Versprich, was du mußt,“ sagten sie, „und halte, was du kannst!“

Auf Italien sollte er verzichten — ei herzlich gern, es mußte jedenfalls erst erobert werden; die Souveränität über Flandern und Artois sollte er aufgeben — das tat sehr weh, just die nördlichen Schutzprovinzen, wohlgenährte, wohlnährende Provinzen sollte er aus den Händen gleiten sehen; Burgund sollte er abtreten — nimmermehr! Dies üppige Hügelland der Saone, dies mühsam errungene Weinland Burgund — nimmermehr! Noch mehr, seine Freunde sollte er preisgeben, und eine neue Frau war ihm obenein in den Kauf bestimmt, Eleonore, Witwe von Portugal, Schwester des Kaisers, denn die sanfte Reine Claude war schon ein Jahr vor dem Zuge gegen Pavia gestorben.

Die Zugabe der Frau war unangenehm, das hochblonde Haar, die breiten, langen Verhältnisse ihres Leibes waren nicht sein Geschmack, er wollte sich nicht umsonst aufs Wiedersehen der Chateaubriant gefreut haben. Indessen das betraf nur Hauswesen, das konnte geordnet werden. Aber wenn er die übrigen Bedingungen erfüllte, so hieß dies Frankreich und sich vernichten.

Für politische Lagen sind Versprechungen Wetter, wer kann fürs Wetter stehen! Man kann einen Frühling mit

Sicherheit versprechen, aber nicht, daß der Frühling kein regnerischer, unangenehmer sei. Was Millionen betrifft, darf nicht vom Gewissen eines einzelnen leiden. Darum wird politischen Männern immer Unrecht geschehen, wenn man sie nach dem Maßstabe der bürgerlichen Welt beurteilt, nach dem Maßstabe einer Welt, worin jeder für den inneren Bestand eine Garantie sein muß. Nach außen sind Grundsätze nötig — glücklicherweise ist das errungen — aber die bloße Redlichkeit ist da ein Unglück.

Franz jedoch gab sein Wort, sich zu stellen, wenn er die Bedingungen nicht erfüllte. Dies ändert und verschlimmert den Standpunkt bei den ritterlichen Ansprüchen, die er sonst selber an jedermann machte. Dadurch wurde die Sache aus einer politischen eine persönliche. Ein so schreiender Bruch vernichtet auch das innere bürgerliche Verhältnis. Um politisch zu handeln, mußte er für den Augenblick bei seiner Heimkehr sich fügen in die Opfer. Das Ungebührliche war dann wiederzugewinnen, wurde dann ein neues, ein rein politisches Verhältnis.

Freilich, der kluge Kaiser verrechnete sich im Charakter des Königs, er kannte die Wandelung noch nicht, die er selbst hervorgebracht in Franzens Sinnesart. Kannte er sie, so war es klüger, ihn ehrlich durch Großmut zu verpflichten. Denn die Formen wechselt man leichter als das Herz, und ehrlich ist auch stets das Klügste. Was zu schwer ist, um ertragen zu werden, das muß man nie jemand aufladen, es fällt, eine schlecht aufgetürmte Last, auch auf uns.

In Karls Seele mochten sich solche Gedanken kreuzen, denn er war dergestalt zerstreut, daß er nach abgeschlossenem Vertrage den König noch einen Monat im Gefängnisse hielt. Dann endlich kam er, um ein Ende zu machen, hob ihn in die Karosse, führte ihn zu Fest und Ritterspiel und an den Traualtar, als ob alles sehr schön und in Ordnung sei.

Ach, die Hochzeit war für König Franz vielleicht das

Herbste des Befreiungsopfers. Es ging dies an seine Person, es erschien ihm das anders als den Historikern. Die Romantiker erzählen noch obenein folgendes: Es lebte zu jener Zeit ein spanisch Mädchen, Chimene d'Infantado. Sie war äußerst naiv und lieb, und voll Zärtlichkeit für König Franz. Und sie sagte es ihm offen, sie gab ihm Rendezvous, sie schenkte ihm ein reiches Herz, aber sie gestattete ihm nichts, was die Jungfräulichkeit überschritten hätte. Sie opferte ihm den Ruf, aber nicht die Tugend. Franz, kein deutscher Romantiker, war in Verzweiflung über diese Sprödigkeit. Er nannte es lieblose Großmut, daß sie ihm dringend empfahl, die Königin von Portugal zu heiraten, er fiel in Krankheit und böseste Laune.

„Weißt du nicht“ — sprach sie, ihn seit langer Zeit wieder erblickend — „weißt du nicht, daß ich auch sterben muß, wenn du stirbst? — Heirate Eleonoren.“ — „Wohl, ich werde, denn deine Liebe ist unerquicklich.“

Als er mit Eleonoren in die Kirche tritt, suchen seine Augen hinter jedem Pfeiler Chimenen, sie ist nicht zu sehen. Zerstreut wird er zum zweiten Male vermählt. Als er aus der Kirche schreitet, drückt man ihm unter dem Portale ein Billett in die Hand — „Du hast getan, was du mußtest, ich habe geraten, was ich mußte, lebe wohl für diese Welt!“

Sie ist ins Kloster gegangen, Franz stürzt hinein, rüttelt am Gitter — ganz wie Balduin in Kotzebues Kreuzfahrern — verlangt sie zu sehen. Das charaktervolle Mädchen erscheint nicht.

Dieser Erzählung steht nur im Wege, daß dem Könige Ludwig XII. eine eben solche Neigung begegnet war. Eine Genueserin Thomassine Spinola war dessen Chimene. Sie starb vor Schmerz, als sie hörte, Ludwig sei tot. Das arme Mädchen! Die Nachricht war obenein falsch gewesen, Ludwig lebte weiter.

Aber nicht alles, was im Wege steht, ist unübersteig=

liches Hindernis. Die Könige von Frankreich schimmerten sehr, und Gott sei Dank, jede Zeit und jedes Land hat seine Thomassinen und Chimenen, damit die Liebe ein Element Himmels und der Erden bleibe.

13.

War es nicht eine schöne Zeit, da man nur auf Reisen ging, um das Heilige Grab zu suchen? Ist der Moslem nicht glücklich, der durch die Wüsten nach Mekka zieht? Solche Reisen haben ein Ziel über die Erde hinaus. Wir rennen von einem Weltteile in den anderen, die Meilenzahl wird täglich größer, die Zahl der Reisenden ebenfalls, der Ehrgeizige oder Eitle braucht immer größeren Aufwand, um sich auszuzeichnen, der Stille findet immer schwerer Einsamkeit, und jedermann findet heutigestags nur Kenntnis und Lebenserfahrung, Dinge, die doch von selber kommen. Den Himmel findet niemand mehr. Wie schön war jenes alte Wort: Wer da glaubt, der wird selig!

Wie profan klingt das heutige Dogma: Wer da reist, der wird gesund. Man begegnet in Frankreich gar viel Leuten — nicht Franzosen, denn der Franzose ist kerngesund — die das gesunde Klima suchen, wie einst das Heilige Grab gesucht wurde. Nizza hat nicht mehr allein sein Privilegium, Montpellier zum Beispiele, das golden-heiße trat als Nebenbuhler auf; denn es konnte am siegreichsten auf den einzigen Vorwurf antworten, der dem französischen Klima gemacht wird. Dies ist der Vorwurf des Regens. Frankreich hat einen milden Himmel aber viel Regen, deshalb ist die Bluse in diesem Lande so alt, daß man sie gallisch nennt. Wer über Land fährt, trägt die Bluse, und das ist eine Gefahr für den Deutschen, der die Standesunterschiede so gewohnt ist, und die Unterscheidungen im Äußern. Zuerst glaubt er nur von Ouvriers umgeben zu sein, und wundert sich über

die gleichmäßige Höflichkeit, welche der Kondukteur dem feinen Mantel und der groben Bluse angedeihen läßt. Dann, mit der Bluse vertraut, späht er sehr, ob eine feine Kleidung darunter sei, erst zuletzt wird er jener französischen Gleichheit inne, die nicht bloß durch den Regen veranlaßt, sondern durch die Revolution durchgesetzt ist. Diese Gleichheit ist viel mehr Fleisch und Blut geworden, als deutschen Demokraten vorstellbar, ja vielleicht erwünscht ist. Der Regen und die Bluse haben sicherlich zu diesem schnellen Erfolge beigetragen. Nur der Süden ist seit einigen Jahren auffallend zurückgeblieben im Regenwetter, besonders das untere Languedoc. Im Sommer 1839 hatte man in Montpellier seit drei Jahren keinen Regen von 24 Stunden mehr gesehen.

Aber wem nicht so viel Wärme nötig ist, wer nur ein wohltuendes Klima sucht, der reise nach jenem Winkel, wo der Ozean im Biskayischen Golfe gleichzeitig Frankreich und Spanien bespült. Bayonne liegt noch unter dieser Küstenhöhe, aber eine Stunde davon am hohen Strande liegt ein wunderlicher zerstreuter Ort namens Biarritz. Da ist der Ozean in unaufhörlich prächtiger Brandung, seinen frischen, und doch warmen Wind der Ewigkeit mit sich führend, da ist die Sonne warm und die Nacht milde, und das bloße Auge sieht immerfort drei Elemente: das Weltmeer, Frankreich und Spanien. Jede deutsche Zeitung ist da unbekannt, und der rheumatische und verdrießliche Deutsche gesundet dort leicht unter den Basken. Die Hecken sind schon Buchsbaum und Myrtengesträuch, der schwarze Feigenbaum ist schon zu Hause, und das Volk ist fröhlich Tag und Nacht. Wie ist man überrascht, wenn man den ersten Morgen aus dem Zimmer auf den Balkon tritt: nach Mittag zu in braunblauer Unordnung drängen sich von Ost nach West die letzten Pyrenäen bis ins Meer, das ist die Rune, das ist der Couronné, das ist der Berg von Fontarabia, und jene lange blaue Küste, die viele, viele Meilen weit über San Sebastian hinaus in

den Ozean steigt, sie ist Spanien, Spanien selber. Da, ganz nahe, wo einzelne Felsen ins Meer treten, da, wo ihr eine blinkende Öffnung im Küstenblau seht, da mündet die Bidassoa ins Meer, da ist die Grenze zwischen Frankreich und Spanien. Der weiße Häuserschimmer daneben ist Fontarabia.

Gleitet der Blick langsam über das Meer nach Norden herauf, so trifft er auf die gepeitschten Buchten der französischen Küste, und schlank wie Menschenstolz stellt sich der Leuchtturm dar, der Phare de Biarritz, den man weit hinauf sieht am spanischen Strande, ein nächtliches Zeichen dem Spaniol, daß der Francese lebt. Hinter dem Phare fällt der blaue Adour, der von Bayonne kommt, in den Ozean.

Es ist vielleicht einer der schönsten Wege in der Welt, der in dieser Gegend nach Spanien führt, die Straße nach Spanien, wie sie bald hinter den Thoren von Bayonne heißt. Die wenigen Verbindungen durch Pyrenäenpässe, welche noch existieren, mögen noch grotesker sein, aber sie entbehren der charakteristischen Schönheit dieses Weges. Auch die Straße im Süden von Perpignan nach Figueras besitzt sie nicht: das Meer selbst nämlich und die Pyrenäen drängen sich hier aneinander; bergauf bergab rollt der Weg, bald nahe am Meere, bald nahe an den Bergen, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Hochgebirge und das Weltmeer sich unmittelbar berühren. Und man sieht es vollbracht, wenn man auf der Höhe vor St. Jean de Luz ankommt; diese liebliche Stadt hat sich als Zuschauerin hingestellt solches seltenen Kusses. Mit der Flut dringt das Meer durch den Hafen in das Bett eines kleinen Flusses und bewegt sich bis an den Fuß eines Pyrenäenbergs. Darum ist St. Jean de Luz ein so eigentümlicher Ort, rückwärts zugestellt durch hohe Berge, wo alles zu endigen scheint, vorwärts geöffnet auf den Ozean, wo kein Ende abzusehen. Und innen gekreuzt und bunt gefärbt von den ebenso verschiedenen Elementen: der spanische

Schleier ziert die schönen Weiber, die Straßen selbst haben schon spanische Namen, die Mäntel, die Kapuzen sind spanisch, die baskische Mundart verläßt spottend Frankreich und legt sich in den spanischen Akzent, und dennoch ist es eine französische Stadt, und ganz französisch. Hier hielt Franz das keuchende Pferd an, hier war er in Frankreich.

Frankreich wuchert im Norden und Osten so weit über die Grenzen mit Sprache und Sitte, überall, wo es germanischen Stoff trifft, schmeichelt es sich ein. Und wie sonderbar! Wo es romanisch gemischtem Elemente begegnet, da ist es machtlos. Savoyen und Piemont nehmen nichts Französisches auf, Spanien zeigt sich in der Abwehr sogar überlegen und erobernd: die spanische Art reicht einige Lieues über die französische Grenze herein, und wenn man die Bidassoa passiert hat, so ist Frankreich nicht mehr auf der Erde. Im ersten Hause schon versteht man nicht mehr Französisch, schon am linken Ufer des Flusses ist die Sprache der Welt unbekannt. Ich hatte mich in Yrun, der ersten Stadt, eine halbe Stunde von Frankreich, glücklich zu preisen, daß der Gastwirt, er allein im ganzen Hause, die nötige Vermittelung über Essen und Trinken und Schlafen französisch zu machen wußte. Ein furchtbarer Krieg hat es der Welt zeigen müssen, daß der moderne Schematismus nicht überall heilsam und möglich, daß historische Kenntnis die ewige Brücke zu aller Politik sei. Welch ein gewaltiger Menschenorganismus ist dieser baskische, der im Dienste des unbedeutenden Don Carlos einen so unersprießlichen Weg nehmen mußte! Welche Kräfte schlummern in aller spanischen Provinzialwelt, welche historische Weisheit, welche Macht in diesen Gebräuchen, die Fleisch und Blut geworden sind! Was ist in diesen spanischen Landen für geschichtliches Metall verschiedener Zonen und Zeiten ineinander gehämmert, iberisches, römisches, gotisches, arabisches! Glaubt man, es sei von ungefähr, und es bedeute nichts, daß ein Land so unerschütterlich

eigen bleibe, selbst nachdem es Jahrhunderte lang schlecht regiert worden?

Alles, nicht bloß die Sprache ist anders, wenn man vom letzten Berge herunterkommt in die Bidassoaschlucht. Dieser Berg ist wohl eine Stunde lang, und auf einer prächtigen Heerstraße gleitet man hinab, das Meer und das baskische Bergland vor sich. Heerstraße und all solche Zivilisationsvorteile hören mit dem Augenblicke auf, sobald man die hölzerne Brücke passiert hat. Dergleichen ist niemals viel in Spanien gewesen, und der Krieg, den ich noch vorfand, hat alle geringen Spuren zerstört. Der dunkle Grenzfluß hat von der Brücke bis ins Meer nur etwa noch eine Stunde Weges, und ebenso weit ist es etwa von Yrun bis Fontarabia, das mit seinen zerschossenen Mauern an der Mündung des Flusses liegt. Dieser Winkel, dicht hinter der Brücke schon von karlistischen Bergen begrenzt, war seit langer Zeit unberührt vom Kriege, aber es gab keinen andern Weg nach Fontarabia als für Maultiere oder mit der Flut des Wassers. Und es liegen nicht Berge zwischen diesen kleinen Städten, nein, leichtwelliger dreifache Frucht tragender Boden. Aber die schmalen Spuren einer lehmigen Fahrstraße waren mit Mühe aufzufinden, man ist in Spanien, wo jeder kleine Distrikt seine spanischen Bohnenerbsen, seine Zwiebeln hinreichend erzeugt, wo jede Gemeinschaft persönlich allein bleibt und keine Verbindung mit dem nächsten Nachbar sucht; der schreiendste Gegensatz zu allem, was Frankreich heißt. Zieht eine Straße, heißt es in Frankreich, und ihr habt die Hälfte der Kultur. Eine Diligence bringt die andere Hälfte. Es gibt auch vielleicht kein Land der Welt, wo man alle Tage, regelmäßig, wohlfeil, nach allen Seiten eine Diligence wie in Frankreich fände, und wo nur dicht neben dieser Vollkommenheit jeder Ort, der abseits von der grande route liegt, so schwer erreichbar wäre. Ist dies ein Geschenk Spaniens? Jeder Ort in Frankreich, abseits

vom Diligencenkurs ist spanisch, wie ein deutscher Ausdruck sagt.

Es war in der Mitte des März 1526, wo der Frühling an der Bidassoa schon jubelt, als Franz, frei und glücklich in diesem Grenztale Spaniens ankam und den Berg nach St. Jean de Luz drüben mit ungeduldigen Augen verschlang. Am andern Ufer warteten seine Söhne, die er als Geiseln für seine Befreiung lassen mußte. Er winkte hastig, die Kähne stießen von beiden Ufern, er umarmte seine Kinder, aber er hatte keine Zeit, keine Stimmung, von dem Schicksale ergriffen zu sein, daß er die Kinder nur wiedersehen könne, um sie sogleich wieder zu verlieren, er sah nur auf französischem Boden das türkische Pferd, das seiner harrend ungeduldig Erdschollen in die Luft schleuderte. „Gott schütze euch Kinder", rief er hastig, sprang ans Ufer, sprang aufs Pferd, und ohne sich einmal umzublicken, jagte er in einem Galopp die langen Berge hinauf und hinab bis nach St. Jean de Luz. Er war wieder in Frankreich, sein Wille, seine Laune war von diesem Augenblicke an wieder allmächtig, er war wieder König von Frankreich.

Luise natürlich, die zärtliche Mutter, eilte ihm entgegen, und all ihre schönen Mädchen führte sie mit sich. O, sie kannte ihres Sohnes Geschmack, und die junge Anne de Pisseleu, später Mlle. de Heilly genannt, war nicht vergessen in dem Gefolge. Wohl aber fehlte die Chateaubriant — die schöne Anna sollte den Sinn Franzens ablenken von jener herrischen Chateaubriant. Wie gut kannte sie des Sohnes Geschmack, wie kam ihr das romantische Glück zu Hilfe! Franz blieb erstaunt vor dem jungen Mädchen stehen; sie hatte eine frappante Ähnlichkeit mit Chimenen!

Dies entschied über die zweite Lebenshälfte des Königs, es entspann sich eine lebhafte und, wie es scheint, innige und gegenseitige Zuneigung, die — mit Ausnahme der abenteuerlichen Seitenwege des Königs — sein ganzes noch übriges

Leben ausfüllte. Marot, der immer schmeichelnde Hofpoet, der Gegensatz von dem alles tadelnden Rabelais, sagt von ihr:

Dix et huit ans je Vous donne,
Belle et bonne,
Mais à Votre sens rassis
Trente-cinq ou trente-six
J'en ordonne.

Denn das glücklich begabte Mädchen teilte auch allen guten Geschmack mit dem Könige und ward die Stütze der Künste und Wissenschaften, die Stütze der schönen Renaissance. Davon erhielt sie den Beinamen „la savante des Belles“. Sie war auch allein gut gegen die Protestanten, sie ward, ein seltener Fall! geliebtes, förmliches Mitglied der Familie. Die Mutter des Königs liebte sie, die Schwester Margarete liebte sie, und aller Zwiespalt hörte auf, der unter der Chateaubriant geherrscht. Zehn Jahre später gab sie Franz einem Herrn von Brosse zur Frau, und machte ihn zum Herzoge von Etampes — unter diesem Namen ist sie in der Geschichte bekannt.

War sie indessen auch ein glücklicheres Naturell als die Chateaubriant, ein edlerer Charakter war sie nicht, und Franz verließ in dieser vielleicht eine stolzere und mächtigere Liebe. Ob aus eigener kleiner Eifersucht und aus gewöhnlichem Mätressenneide, ob gehetzt von der Königin-Mutter, ich weiß es nicht, kurz sie hatte die Torheit, Franz dahin zu bringen, daß er zur Chateaubriant schickt und ihr befehlen läßt, all seine Briefe und Geschenke auszuliefern, all die Devisen und Ringe des verflogenen Rausches.

„Ich bin jetzt krank — erwidert die Chateaubriant — ich werde sie suchen, in drei Tagen sollt Ihr sie haben.“ Unter der Zeit läßt sie alle Ringe und Spangen und sonstigen Metallschmuck zusammenschmelzen in Klumpen, und als der Bote nach drei Tagen wiederkehrt, gibt sie ihm die Metallklumpen und sagt:

„Tragt dies zum Könige, das Gewicht ist voll und ganz. Die Devisen, und was ihr sonst verlangt, sind in mein Herz gegraben, dort muß er sie suchen.“

Der König bestürzt und geschmeichelt ruft aus: „Diese Frau hat mehr Mut und Größe, als ich dem Geschlechte zugetraut! Bringt ihr das Gold zurück, ich hätte ihr das Doppelte gegeben für die einfachen Devisen.“

14.

Chambord ist sehr leicht zu beschreiben, und dann haben die guten Leser eine allgemeine, unklare Vorstellung von einem weißen Schlosse, auf dessen flachen Dächern man spazieren geht zwischen zierlichen Kuppeln und Türmen, zwischen Schornsteinen und Giebeln, von denen jedes einzelne Stück ein Kunstwerk ist. Und die phantastischen Leser bauen sich in arabisch-toskanisch-christlichem Geschmacke ein Waldschloß der Armide, ein Zauberschloß Ariostos.

Wäre dann die Aufgabe gelöst? Ist sie zu lösen? Ein architektonisches Gedicht in beschreibende Worte gesetzt, Shakespeare im Munde Franz Horns, können sie das Rechte wirken? — Eine vollständige Beschreibung ist ein Fehler, wenn von künstlerischem Eindrucke die Rede sein soll. Chambord aber kann just zur Vollständigkeit verführen; es steht auf einem Wiesenplane, die Wasser davor sind abgeleitet, man kann es ringsum betrachten, man kann es umgreifen, alle Teile daran sind sauber, deutlich, vollendet, man kann sie alle einzeln fassen die Arkaden, die Pilaster, die achthundert Kapitäler, die Karyatiden, die Treppen à jour — und wenn ihr alles habt, und den grünen Waldesgrund dazu, und die einsame Zauberstille einer sonst magern Gegend, die Zauberruhe einer unökonomischen und unbetretenen Welt, Chambord habt ihr noch nicht. Die schönen Verhältnisse aller einzelnen Teile geben den wohligen Eindruck einer klassischen Zeit, und

doch mahnen die kühnen Spitzen, die phantastischen Vorsprünge, der abenteuerliche Tumult des Daches ans Morgenland, an die arabische Welt. Nein, nicht klassisch, nicht orientalisch, der ganze riesige Leib schließt sich an die Schloßburgform des Mittelalters mit Flankentürmen an der Seite und dem Donjon in der Mitte. Was endlich?

Geschichtlicher Hauch bezaubert euch. Wie sich der Grieche, wie sich der Orientale, wie sich der Ritter seine Schönheitsvorstellung geformt hat in Stein und Wohnung und Pracht, eine in Stein gefaßte Seele weit entlegener Zeiten und Länder wirkt mit einem Male auf euch, von einem dichten Mittelpunkte — ihr vergeßt, daß ihr in Frankreich, ihr denkt nicht, wo ihr seid. Und wären dies nicht Zeichen eines Zauberorts? Wahrlich, Schloß Chambord ist einzig in der Welt.

Krank und traurig waren die letzten Lebensjahre des Königs Franz. Ein schleichend Gift nagte an seinem Leibe, und die raschen Schwingungen und Entschlüsse seines unternehmenden Wesens konnten sich trotz aller Anstrengung des moralischen Willens nicht mehr erheben. Da floh er vor sich selber nach Chambord hin, betrat nicht Orleans, nicht Blois, sondern eine Fähre zwischen beiden Städten, und eilte auch mitten in der Nacht über die Loire. Das Roß ward gespornt, um rasch über die kleine Höhe von St. Dié zu kommen, welche den Anblick des Schlosses deckt. Der volle Mond schimmerte über der Sologne, von fernher leuchtete matt im lichten Steinschimmer sein geliebtes Schloß, sein schönstes Werk. Langsam ritt er darauf zu, und vor der großen Loire-Fronte hielt er still auf dem Wiesenplane, der stillen Wunderwelt sich hingebend, um derentwillen er von Paris gekommen, über welcher er des Leibes Schwäche vergaß. Hier webte alles im Ungemeinen, und der täglichen trivialen Sorge ward er entrückt. Die schwere Brust ward wieder leicht geschwellt von dem Gedanken: Du hast doch

auch gesorgt für Höheres, für Unberechenbares, der Schlamm der Liebschaften, welcher dich befleckt, hat doch nur deine Füße berührt; mag er den Leib und dies Leben vernichten, Edleres wird von dir zeugen auch im fernen Jahrhunderte dem fernher kommenden Wanderer, gegrüßt seist du im Mondenlichte, mein Chambord! Da wo noch einzelne Lichter schimmerten, da saßen über dem ewigen Gedanken der Welt seine gelehrten Freunde, seine Künstler aus Italien, seine gefeierten Flüchtlinge aus Byzanz, die vor den türkischen Barbaren geflohen. Hoch oben aus der Kuppel des Donjon in der Mitte des Schlosses, wie ein Wappenstern leuchtete ein feiner Lichtschein: da messen sie mir die Gestirne des Himmels, die fleißigen Leute!

Im Mondenscheine entfaltet Chambord seinen vollen Zaubercharakter. Von der breiten Fronte treten bescheiden die Flanken mit ihren Ecktürmen in geringeres Licht, und das mittlere Schloß, das Schloß des Donjon, die majestätische Krone, auf welche alles sich zusammenhäuft, tritt wie ein blendendes und doch hundertfach beschattetes Märchen hervor. Links und rechts, wo es sich an die Flanken schließt, runden sich zwei weiße Turmhäuser, just wie an den beiden äußersten Spitzen der Flanke. Aber die Türme sind hier vornehmer durch die schlankeren Giebel, durch den höheren Aufschwung. Dieser höhere Aufschwung ist nur scheinbar, er wird nur hervorgebracht durch die zahlreich zusammentretenden Massen. Um die beiden Turmzimmer herum gruppieren sich jene feinen hohen Giebel, die wie in Alabaster gearbeitet aussehen, und zwischen ihnen und der Zinne des Turms schießen die weißen Schornsteine auf, schmal und schlank auf der Eckseite, breiter und mit Stuckatur geschmückt auf der Flächenseite, von weitem an Minaretts erinnernd. So werden die Zinnen der Türme teils verdeckt, teils gehoben, und sind wie eine Überraschung über den koketten Schmuck hinaus gereckt.

Diese Giebel und Schornstein=Minaretts verlängern sich

nun wie Geisterreigen von einem Turme des Donjons zum andern, als wollten sie über die Mitte des Hauses, über den Glanzpunkt täuschen. Denn in der Mitte selbst steigt aus dem Zinnengewimmel der höchste Turm auf, eine Treppe von unten bis oben, und welch eine Treppe, wahrscheinlich die kunstreichste der Welt.

So weiß man nicht zu zählen, daß man von einem Ende der Front bis zur andern fünf Türme vor sich hat, das prosaische Zählen gelingt nur bei den Flankentürmen, im Mittelhause türmt sich alles dergestalt, daß man nur von einem Reize zum andern irrt, und diesen weißgezackten Wald wie ein Wunder auf sich wirken läßt. Wie müßten auch die tausend Ecken und Spitzen das Auge verletzen, wäre es nicht ein Wunder der Kunst! Das Auge ist glücklich, und schlüpft von den Zinnen zum Monde, vom Monde auf den Wald und vom Walde wieder auf das Schloß, die Phantasie von einem Traume zum andern führend.

Der Cosson, ein Flüßchen durch den Wald hergeleitet, umgab sonst das Schloß mit Wasserspiegeln. Stanislaus Lescinski, dem es der Schwiegersohn Ludwig XV. zur Wohnung gegeben, beseitigte dies Element, wodurch Chambord noch leichter und durchsichtiger gemacht war. Jetzt ist man durch keine Brücke mehr getrennt vom Eingange in die Hauptfronte. Tretet ein. Der große Gartensaal empfängt euch, der in einer Wucht die drei Etagen hindurch bis ans Dachparterre stieg, und den man in seiner ganzen Macht übersah auf jener großen Treppe, die in der Mitte des Schlosses, à jour gefaßt, aufstieg. Ludwig XIV. hat ihn verdorben. Er hat Decken dazwischen gelegt und Zimmer gewonnen. Sein Geschmack war prächtig, aber bei weitem nicht so poetisch frei und groß wie der Königs Franz.

Die Treppe selbst kann kein Geschmack verderben und kein Vandalismus der Politik. Sie ist von Stein, von festem Stein, und geht in doppelter Windung bis zur Kuppel über

dem Dache. Und auch dort hört sie noch nicht auf, und verläßt nur die doppelte Windung. Die Zerstörung wäre eine Monatsarbeit für einen ganzen Klub. Aber man sieht's in Frankreich oft mit schreckhaftem Erstaunen, wie ausdauernd arbeitsam der politische Haß ist auch gegen tote Symbole. Man kriecht auf Türme, man hängt sich über Abgründe, um einen Punkt auszulöschen, um eine kleine Lilie abzukratzen. Solcher Eifer mag nötig sein, um etwas durchzusetzen, oder er mag doch ein nötiges Symptom sein. In Deutschland wenigstens, wo der Respekt für alles Geschichtliche so groß ist, hat man keine Umwandlung zu segnen, keinen Vandalismus zu beklagen gehabt. Unser Sinn ist so gebildet — in guter Bedeutung des Wortes — und darum vielleicht so matt, daß wir unsers Erbfeindes Wappen ins Museum tragen würden, mit Handschuhen und unter Tränen.

Es ist nicht mehr möglich, daß die großen und schönen Grundsätze der neuen französischen Welt wieder verloren gingen. Das Land durchreisend erkennt man, sie sind Seele und Blut geworden wie der Protestantismus in Deutschland. Man kann also jetzt ungescheut den Skandal mit Worten und für alle Zukunft brandmarken, den Skandal, der die große Bewegung begleitet hat. Es ist fast kein historisches Denkmal in Frankreich, das nicht der rohe Fanatismus angetastet hätte. Unzählbar Wichtiges und Schönes ist für immer zerstört.

Und doch, gegen wen richtet man die Anklage? Gegen die menschliche Art und gegen die notwendigen Krankheitssymptome in der Geschichte. Wo hätte man eine lebensgefährliche Entzündung mit Zuckerwasser gewendet! Ist die Zukunft etwas Gutmütiges? Nimmermehr! Sie ist ein täglicher Feind, und um Großes zu gewinnen, muß Größeres in die Schanze geschlagen werden. Wer entsetzt sich nicht vor den fanatischen Horden aller tumultuarischen Bewegung, und wenn man die verschiedenen Zwecke aufzählt, wenn man die

mordenden Liguisten der Bartholomäusnacht neben den Sanskulotten nennt, so verstummt wohl auch für einen Augenblick der revolutionäre Jargon, der das Morden so liebenswürdig zeigt wie den Sieg, und dem der rohe Säufer als Mann des Volkes schätzbarer ist als der gebildete Mensch. Wer begreift nicht, daß es ein Irrtum des Herzens sei, die Außerordentlichkeit, die Revolution zum Gesetze zu machen. Aber bei alle dem tut man doch besser, auch in Frankreich noch schweigend an den Schädelstätten vorüberzugehen, und keinen Fluch auszusprechen über die Zeichen der Zerstörungsbarbarei, an welche der Fuß stößt. Man blickt zum Himmel, man zuckt die Achseln — das Vollendete hat recht, es steht uns nicht zu, auszurechnen, wieviel Opfer höchsten Falles nötig gewesen wären, die großen Ereignisse machen sich nicht nach dem Rechnenbuche.

Übrigens kennt man in der Ferne den schmerzlichen Eindruck nicht, den solche scheinbar unnütze Zerstörung hervorbringt. Man kann mit der Beschreibung zum Genusse dessen reizen, was da ist, aber tiefes Leid erweckt man nicht für das, was zerstört worden. Das Verschwinden entspricht zu sehr dem Gange der Zeit, der Dinge, der Geschichte. Man muß neben die Leichen selbst treten und die Verstümmelungen ansehen. O was haben euch die friedlichen Gedanken unbefangener Künstler getan, die Kapitäler, die Säulen, die Karyatiden? Begreiflich ist der Haß gegen die Sinnbilder, mit denen namentlich Chambord besäet war. Die höchste Zinne in der Mitte ist eine kolossale Lilie von Stein. Ohne Lebensgefahr zerstört man so etwas nicht, aber dies hat die erhitzten Leute nicht abgeschreckt, man hat an der Lilie gehämmert mit Macht und Nachdruck und ihr wirklich Stücke ausgebrochen. Laßt's euch nicht leid sein, daß dies Symbol nicht ganz verschwunden ist, die zerrissenen Blätter sind deutliches Zeichen genug, daß das Geschlecht und System der goldenen Lilie voll und ganz in Frankreich nicht mehr möglich

ist. Alle Wände in Chambord, besonders die breiten Seiten der Schornsteine sind mit dem Salamander Franzens und dem gekrönten F. bedeckt, und der Nachfolger Heinrich, der am Schlosse weiter gebaut, hat seine Chiffer überall angebracht, sein H, wodurch die Mätresse Diana überall als Herrin figuriert, selbst in der Kapelle. Dies alles auszulöschen war offenbar zu langweilig. Hat nicht vielleicht auch der rätselvolle Gedanke jener großen Treppe sie stutzig gemacht, und ihren einzigen Gedanken zersplittert? Wenn sie scharenweise auf und nieder stürmten, und sich doch nicht erblickten, hat es ihnen nicht ein Staunen, einen Schauer erweckt?

Man bemerkt es unten kaum, daß sie zweifach aufsteigt, diese wunderliche Erfindung beginnt ganz unscheinbar. Man gehe links, man gehe rechts, man betritt eine offene Steintreppe, die in sanfter Windung bis auf das Dach und den Turm hinaufführt. Ist's ein Gaukelspiel? Neben euch drüben steigt man auch hinauf, ihr hört's, aber ihr seht nichts. Die Treppe ist offen durchbrochen, ihr anderer Arm nicht minder, und nicht hier, nicht dort sieht man den Auf- oder Absteigenden. Ist das Ganze nur eine Kuriosität? So kann es nach der Beschreibung erscheinen, in der Tat aber ist es ein so großartiger, so geschmackvoller Mittelpunkt des Schlosses, daß man sich gezwungen sieht, ein interessantes Kunstwerk anzustaunen. Und weil es interessant und geheimnisvoll, hat es seine Rolle in der Historie gespielt. Hier war's, wo der unglückliche Cinq-Mars herabeilte von Ludwig XIII., der oben im Turmzimmer wohnte. Der Günstling war glücklich, den Herrn immer weiter getrieben zu haben gegen Richelieu, den verhaßten. Was ist? Auf der zweiten Treppe steigt jemand hinauf? Zum Könige, der niemand sieht? Wer kann dies sein? Cinq-Mars steigt wieder aufwärts, der unsichtbare Begleiter steigt Schritt für Schritt wie er. Er steigt abwärts. Jener auch. Es ist kein Mittel, dahinter zu kommen. Und es war denn auch niemand anders, als Pater Joseph,

Richelieus Arm, der zum Könige ging, und von diesem schwachen Menschen die Pläne des Günstlings gegen den Kardinal noch in dampfender Brutwärme erfuhr. Die Treppe kostete Cinq-Mars den Kopf.

An beiden Seiten des Donjon-Gebäudes, wo sich die Flanken anschließen, sind ebenfalls zwei prächtige, à jour gefaßte Treppentürme. Sie würden an jedem anderen Orte bewundert, hier verschwinden sie als einfache Treppen neben dem schönen Rätsel des Mittelpunktes. Und doch beginnt eine neue phantastische Welt des Reizes, da wo diese große Treppe auf das Dach heraussteigt und sich wie eine Krönung des Ganzen pyramidalisch in übereinander gebauten Kolonnaden zum Belvedere und zur letzten Zinne bis zur kolossalen Lilie erhebt, noch hundert Fuß aufsteigend vom platten Dache. Dieses Dach selbst ist wie ein Wald von Statuen durch all die Schornstein- und Giebeltürme, die sich hier in feinster Grazie zusammenfinden. Was bei uns gern verborgen wird als eine mißliche Notwendigkeit des bewohnbaren Baues, der Schornstein erhebt sich überall als Zierde. Die dreihundertfünfundsechzig Zimmer, eine damals beliebte Zahl, oder nach andern die vierhundertvierzig, welche das Schloß enthielt, besaßen all' ihre Kamine, und sie erregen noch heute den Neid der Baumeister. Sie sind alle schön, sie rauchen nicht, und sie bedürfen nicht der hundertfachen, unschönen Ausgänge. Wohlgebildet senden sie alle ihre Wolken in die Obelisken des Daches.

Von diesem Himmelszimmer Chambords, diesem eigentümlichen Dache, sieht man tief in den Wald des alten Jagdschlosses, der sieben Lieues im Umfange hatte und mit Mauern umgeben war. Eigentlich ist auch des Gebäudes Anblick von der Waldseite am eigensten, weil hier die Treppentürme sich darstellen. Aber auch dies hat Ludwig XIV. vernichtet durch niedrige Seitenflügel, die er daran geklebt. Mansard selbst, der hier zuerst seine Dächer versucht, obwohl ein großes

Talent, verstand es entweder nicht, dem originalen Geschmacke der Renaissance zu folgen, oder der Eigensinn des Herrn zwang ihn zur Geschmackswidrigkeit. Das Schloß, im wesentlichen bis 1540 vollendet unter Franz, der zwölf Jahre täglich eintausendachthundert Arbeiter daran bauen ließ, verlor seine Seele mit dem Tode des Königs. Sein Sohn Heinrich, der mit mäßiger Kraft überall in des Vaters Fußstapfen trat, hat die Fortsetzung noch am eifrigsten betrieben und unter anderm die schöne Kapelle vollendet. Denn Katharina, seine Gemahlin, damals noch jung und dem Reiten und Jagen zugetan, hatte treibenden Geschmack für solche Schöpfung, und übersah es, daß ihr Gatte alles nur für Diana tat. Oben im Belvedere saß auch sie gern des Nachts, um ungestörter als anderswo die Sterne zu befragen. Ihre jüngeren Söhne Franz II., Karl IX. und Heinrich III. taten nichts für Chambord, Karl, den die Hetzjagd lockte, nahm einen kurzen Anlauf, der bald endigte. Heinrich IV. konnte nicht gut auf längere Zeit von Paris und zog deshalb Fontainebleau vor und St. Germain. Ludwig XIII., für dessen Melancholie und einsame Jagd Chambord vorzüglich gepaßt hätte, kam einige Male, unternahm auch Verschönerungen, aber sein matter Charakter ließ solchen Anfang bald wieder sinken. Ludwig XIV. gab einige Feste und verdarb manches durch moderne Willkürlichkeit. Sein Schöpfergeist konnte sich auch nicht begnügen mit Reparatur und versammelte sich auf Versailles.

Unter Ludwig XV. lebte der gute König Stanislaus hier zum Segen der Solognaten, und nach ihm erhielt's der Marschall von Sachsen zur Apanage. Mit ihm kam ein nicht uninteressantes Leben hierher, wenn auch kein bedeutendes. Er ließ auf den Flächen nach der Loire zu seine Ulanenregimenter manövrieren, und jagte die ukrainischen Remontepferde in den Wald, damit sie ihrer heimatlichen Gewohnheit pflegen könnten. Wenn man ihrer bedurfte, dann stieg ein

Reiter auf das Dach, blies eine Fanfare nach dem Walde hinüber, und die Rosse verließen ihre Weide und kamen wiehernd angesprengt zu den Mauern Chambords. Auch hatte der Marschall lange Zeit den bekannten Favart und seine Truppe bei sich und ließ Molièresche Stücke aufführen, die hier und in Versailles vor Ludwig XIV. zuerst gegeben wurden. Übrigens hallte das Schloß wider vom lustigen Leben des alten Kriegers und sah denn auch bald dessen Leiche. Das Schloß ward dann von neuem verschenkt, und die Revolution fand darin die Polignacs. Sie emigrierten, es stand leer, ward verwüstet und, soweit es anging, zerstört.

Napoleon nahm großes Interesse daran und wollte es hergestellt sehen. Unter dieser Bedingung gab er's Berthier. Aber diese Bedingung ward nicht erfüllt, im Gegenteil verkaufte sehr bürgerlich die Frau Berthier vom schönen Walde, was sich nur niederschlagen ließ. Die Restauration veranstaltete die famose Subskription, um es mit Hilfe des solchergestalt zusammengebrachten Geldes dem Herzoge von Bordeaux zu schenken. Diesem gehört es denn auch noch, denn erst vor kurzem hat er den von der Juliregierung begonnenen Prozeß dagegen in letzter Instanz gewonnen.

Es mag recht poetisch sein, daß ein vertriebener Enkel Königs Franz im Auslande Herr von Chambord sei, von einem verlassenen, wüsten Steinhause des alten Königtums. Aber besser wär's, es wäre anders, damit dies wunderbare Monument der Renaissance wieder geschmückt würde in seiner alten Pracht. Und das jetzige Haupt der Orleans und des Staates versteht dies und würde Chambord bald wieder zu Chambord machen. Wo nähme ein vertriebener Prätendent die ungeheuren Mittel her, welche nötig sind für die Wiederherstellung eines Schlosses, das ausgehöhlt bis auf die kahlsten Wände offen daliegt für Wind und Wetter. Ein paar Maurer, die sich in dem weiten Hause verlieren, klappern jetzt den guten Willen einer Restauration und machen die Öde und

Armut erst recht bemerklich. Traurig und doch reich scheidet man von diesem verzauberten Schlosse. Die weißen Steine von den Hügeln des Cher, aus denen es erbaut ist, die schwarzblauen Striche, welche der Regen von den blauen Schieferdächern an die Hohlkehle gemalt hat, sie liegen so satt und traurig in der Mittagsonne, immer wieder hält man auf dem sandigen Parkwege das Pferd an, um diesen Anblick noch einmal aufzunehmen. Rasch entzieht er sich wie ein Gedicht, das weiter gedichtet sein will im Herzen.

Wie von aller wunderartigen Schöpfung weiß man auch von Chambord den Schöpfer nicht. Die gewöhnlichen Historiker nennen Primatice, und das ist so fraglos übergegangen in aller Mund, als verstünde es sich von selbst. Primatice ist nicht der Schöpfer von Chambord. Die Zeitgenossen wissen nichts davon, der Stil Primatices ist nirgends so phantastisch-erfinderisch, er ist direktere Nachahmung der Antike, er ist Renaissance in der ersten Bedeutung des Wortes, nicht in der mannigfaltigeren und interessanteren, wie wir sie uns gebildet.

In dem allem könnte man indessen doch irre geleitet sein. Die schlagendste Verneinung liegt darin, daß Primatice zum ersten Male 1531 nach Frankreich kam, sechs Jahre nach Beginn des Schloßbaues. Hätte er sechs Jahre früher einen Plan an König Franz geschickt, und wäre erst nach so langem Zwischenraume selbst gekommen aus dem nahen Italien, um nach der Ausführung zu sehen? Zu solcher Annahme berechtigt uns nichts.

Vergnaud, bekannt mit dieser Unwahrscheinlichkeit, hat an Meister Roux gedacht, wie man in Frankreich den Italiener Rosso nennt, welcher unter Franz alle großen Bauten in Frankreich leitete und beaufsichtigte. Aber niemand spricht davon, und bei Roux's Charakter wäre sein Name sicherlich bekannt wie der Name Chambord. Roux war über die Maßen ehrgeizig und ruhmsüchtig, er machte von sich reden,

so viel er nur konnte, er war in diesem Betrachte ein ewiger Friedenstörer durch neidische Kabale, er war eine Qual für Franz, er manövrierte Primatice nach dessen erster Ankunft sogleich wieder nach Italien zurück, er tötete sich am Ende selbst, wie man sagt aus verzweifelndem Neide über die Macht Primatices.

Auch Vignolle hat man genannt, um einen berühmten Namen für den Schöpfer Chambords aufzufinden. Aber Vignolle kam erst 1540 nach Frankreich, wo es im ganzen schon vollendet, wo der Donjon selbst in all seinem Reichtume schon fertig war. Wird es nicht so sein, wie man neuester Zeit vermutet, daß ein bescheidenes Provinztalent dies Zauberschloß erdacht? Die stille Märchenwelt der Einsamkeit schwebt ja auch darüber. Man findet jetzt in alten Quellen, daß man schon frühe von einem Baumeister aus Blois wie vom Erfinder Chambords gesprochen. Noch zu Berniers Zeit existierte in Blois ein Schloßmodell in Holz, das im wesentlichen dem Schlosse Chambord entsprochen, noch heute sieht man einige Hotels zu Blois in der Foulerie, die ganz im Chambordschen Stile sind.

Die Einwanderung des damals modern-italienischen Geschmacks, der sich aus dem erwachenden Sinn für die Antike gebildet, kann auch nicht streng auf die Zeit der Roux und Primatice eingeschränkt werden. Dergleichen entsteht nicht wie eine plötzliche Entdeckung. Besonders an der Loire, von den geschmackvollen Prinzen Orleans ausgehend, war dieser neue Bausinn schon früher geweckt worden. Valentine von Mailand, die als junge Gattin in dies Haus von Orleans gekommen, hatte schon Risse und Pläne und Bilder mitgebracht, welche die Phantasie junger Architekten lange beschäftigt und befruchtet hatten. Ludwig XII. und die Seigneurs an der Loire hatten im 15. Jahrhunderte reichlich und geschmackvoll Schlösser und Hotels erbaut. Konnte das alles nicht ganz organisch in einem Talente den Plan Chambords gereift

haben? Besonders in Blois, wo unter Ludwig das Königshaus lebte, das mit den größten Mitteln zu Unternehmungen leicht die Geburt eines großen Bauplans befördern konnte. Und ist es nicht auch ein Triumph der Wissenschaft, just das Meisterstück einer neu erwachten Kunst in einheimischer, selbständiger Verarbeitung hervorgebracht zu sehen, nicht zusammenhangslos eingebracht von außen?

Es ist bekannt, daß die jungen Franzosen lebhaft und anstellig sich den italienischen Meistern anschlossen. Simon und Claude von Paris, Lorenz le Picard, Franz von Orleans und andere werden als solche genannt, die unter Roux's Leitung schon mit großer Selbständigkeit in Fontainebleau arbeiteten! Es ist bekannt, mit welchem Erfolge die Baukunst in Frankreich selbständig weiterging neben und unter den italienischen Anregungen der florentinischen Weiber, der Katharina und Marie von Medicis, von denen jene den Louvre, diese das Luxemburg baute. Unter Ludwig XIV. gab Mansard schon den allgemeinen Ton an in Europa. An Energie also und Geschick fehlte es hierin dem französischen Naturell keineswegs, und es ist zu verwundern, daß die sonst so national-ehrgeizigen Franzosen nicht schon lange jenen blesischen Meister, den großen Unbekannten, in ein helleres Licht gestellt, und den Triumph der Renaissance, Schloß Chambord, für sich allein in Anspruch genommen haben. Der sanfte, liebliche Charakter des blesischen und turainischen Volkes, die saubere, sorgfältige Handhabung der Sprache, welche hier zu Hause, deutet gar wohl auf ein künstlerisches Element. Bis jetzt hat erst ein Herr de la Saussaye in einer kleinen Broschüre jenen Ruhm für Blois in Anspruch genommen, und zwar in einer bescheidenen, liebenswürdigen und gründlichen Weise.

15.

Das Thema der Künste ist so günstig für Franz! Auch seine erbittertsten Gegner, diejenigen dogmatischen wie Röderer selbst, welche ihm dreihundert Jahre rückwärts zum Vorwurfe machen, daß er nicht nach der Charte von 1830 regiert habe, auch diese Gegner zeigen sich hierbei gütig. Freilich nur in so weit, als man eine Nebensache des Luxus wie die Kunst beiläufig loben kann. Aber auch das Thema der Wissenschaften steht günstig für König Franz. Es ist ein merkwürdig Zeugnis dafür vorhanden: Theodor Beza, dem Franz als Verfolger des Protestantismus tief verhaßt war, gesteht zu, daß man diesem Könige nach seinem Tode allgemein den Beinamen des Großen gegeben habe, und zwar darum, weil er die Wissenschaften ungemein befördert habe, nicht um anderer Dinge willen.

Diesen Beinamen verdient er ebensowenig, als er die rohen Handgriffe heutiger Puritaner verdient. Man mache sich nur eine deutliche Vorstellung, wie Frankreich damaliger Zeit noch ungebildet war! Die Anstalten, welche Franz traf, werden es zeigen, und doch ist niemand so töricht, in diesem Punkte heutige Maßstäbe anzulegen. Nur in der schwierigsten Lebenswissenschaft, in der Politik heischt man das Ungebührliche!

„Das ist Griechisch, man kann es nicht lesen“ war noch Sprichwort in jener Zeit. Julius Camillus konnte daneben noch mit der Scharlaterie Glauben finden, daß er in dreißig Stunden Griechisch und Lateinisch sprechen und als Zugabe auch noch detto Verse machen lehre. Franz versuchte es auch zwei Stunden. — Als Franz Dauphin war, druckte man zum ersten Male ein griechisches Buch in Paris. Als er die erwähnte Zusammenkunft mit dem Papste Clemens VII. in Marseille hatte, der ihm seine Nichte Katharina von Medicis mit dem Dauphin einsegnen sollte, war sämtliche französische Herrlichkeit in peinlichster Sorge wegen einiger

Worte Latein. König und Papst wohnten einander gegenüber, man hatte eine Brücke zwischen den Fenstern erbaut, die erste Begrüßung sollte stattfinden, und es kam zur Sprache, daß der heilige Vater lateinisch angeredet sein müsse. Wer kann ein paar Worte Lateinisch? Kein Mensch! Die Verlegenheit ist groß — der Bischof von Paris, der sich im Gefühl lateinischer Schwäche ebenfalls sträubt, muß am Ende doch die schwierige Rolle übernehmen.

Franz selbst, der im Collége de Navarre unterrichtet worden, wußte selbst sehr wenig Latein, hielt aber sehr auf Sprachkenntnis, und sprach sehr gut Französisch. Trotz diesem Sprachtriebe hatte er den sehr richtigen Takt, den Takt, der immer einer mächtigen Nationalbildung vorausgeht, die Landessprache rein und allmächtig zu wollen. Er verbot mit aller Strenge den lateinisch-französischen Jargon in den Gerichtshöfen, und man kann von ihm den reinen Sprachsinn datieren, der sich in Frankreich bis zum bewußten Stolze des gemeinen Mannes ausgebildet und der Nation eine europäische Überlegenheit gegeben hat, ein Sprachsinn, der uns gar sehr zu wünschen wäre.

Zum Sinn für Wissenschaften hat man den König glücklich gestachelt, man hat vorausgesagt, daß er wäre, was er — von da an werden mußte, um nicht hinter den schmeichelhaften Titeln eines Förderers der Wissenschaft zurückzubleiben. Dem vierzehnjährigen Knaben widmete man eine hebräische Grammatik, Castiglione ließ sich von dem Buben Ratschläge geben für sein „goldenes Buch“ — sollte man dies alles getan haben, ohne eines offenen, viel versprechenden Sinnes in dieser jungen Natur inne zu sein?

Man hat ihm denn auch später vorgeworfen, daß er zuviel mit Gelehrten verkehre, mit unpraktischen Leuten, daß er ihnen die wichtigsten Staatsaufträge, besonders Gesandtschaften anvertraue, denen sie nicht gewachsen seien. Es fehlten auch nicht seltsame Szenen in diesem Bereiche, da er

den Rittersinn oft mit dem wissenschaftlichen verwechselte. So schickte er einst einen Gelehrten als Ambassadeur nach England, und es handelte sich just um sehr kühne Aufträge — „Sire," wandte dieser schüchtern ein, „man wird mir den Kopf abschlagen" — „Foi de gentilhomme!" fuhr der König auf, „das soll dreißigtausend englische kosten." — „Das ist recht schön," erwiderte der gelehrte Ambassadeur, „und das glaub' ich wohl, aber das kann erst später geschehen, nachdem — — und von all den englischen Köpfen paßt keiner so gut auf meine Schultern als der, den ich da noch habe."

Die Großen, die Beamten des Reichs erschwerten ihm alle Einführung wissenschaftlicher Institute. Guillaume Budé, der wissenschaftliche Arm des Königs, hatte sich alle Tage bitterlich zu beschweren. So begann er auf dem Terrain der alten Tour de Nesle das Collége royal, das jetzige Collége Mazarin, aber es war wegen immerwährend erhobener Schwierigkeiten und mangelnden Geldes nicht von der Stelle zu bringen. Was Wunder, wenn er da oft mit despotischen Griffen dazwischen fuhr. Die despotischen Maßregeln sind auch für den Historiker nur dann unerträglich, wenn sie von kleinen Menschen und für kleine Zwecke geübt werden, wie dies unter den kleinen Valois und unter Ludwig XV. namentlich geschah. Sonst siegt ja doch alles Neue nur despotisch, erscheine es in der starken Natur eines Einzelnen, oder im Gesamtdrange einer Zeit, einer Reform, einer Revolution. Was sind Reformen und Revolutionen anders als Despotismen? Das Recht ist ein Behelf, denn es ist ein Gedanke der Erhaltung, es ist ein Behelf gegen alle Überhebung und für alle Mittelmäßigkeit; denn Mittelmaß ist die notwendige Ordnung des Allgemeinen. In ihr liegt kein Wechsel, kein Fortschritt, sondern nur Sicherheit des Bekannten. Wir sind nur von vornherein zur Feindschaft gegen allen Eigenwillen, das ist Despotismus, genötigt, weil es die Aufgabe unserer Zeit ist, die großen Resultate eines revolutionären

Despotismus in das Mittelmaß der Ordnung zu bringen, und weil neben einem Gedankenreichtume solches revolutionären Despotismus noch kein persönlicher aufgetreten ist, der sich an Genialität der Erfindung mit jenem hätte messen können. Ja, wir sehen seit langer Zeit den Despotismus immer nur in der unerfinderischen Form des Rückstauens.

Ein solcher war er nicht in König Franz, nicht in Heinrich IV., nicht in Ludwig XIV., nicht in Friedrich II., welcher die französischen Könige in der Mark Brandenburg fortsetzte.

Man sagt, König Franz hätte die Künste und Wissenschaften nur aus Ehrsucht befördert, namentlich um dem Deutschen Reiche zu zeigen, was es an ihm verloren, wie töricht es gehandelt, seine Kandidatur um die Kaiserkrone zurückzuweisen, und seinen Rival, den spanischen Karl zu krönen. Das sollte uns nicht kümmern, auch wenn es wahr, auch wenn es nicht bloß ein Stachel mehr für Franz gewesen wäre. Der Sinn für Wissenschaft war ihm aber wirkliches Bedürfnis. Wir sehen die Gelehrten überall um ihn, er nimmt sie mit auf seine Schlösser, sie saßen täglich an seiner Tafel, er führt sie mit zu den Jagden, um ihrer lehrreichen Unterhaltung überall teilhaft zu sein. Zu Walde reitend ließ er sich besonders gern von Naturgeschichte erzählen, und er vertrug von klugen Leuten alle scharfe Erwiderung. In solcher derben Entgegnung zeichnete sich namentlich Du Chatel aus. Der König hatte in betreff seiner Ahnen die schwächste Empfindlichkeit, die Hand in Hand ging mit Vorbereitung einer heiligen Monarchie, wie sie von Ludwig XIV. deutlich ausgebildet wurde. In diesem Sinne war er borniert eingenommen gegen Dante, und weil dieser in seinem Gedichte den Königsahn Hugo Capet zum Schlächter gemacht, schimpfte ihn Franz einen lächerlichen Autor, und wollte einen Augenblick lang Dantes Buch in ganz Frankreich verbieten. Die geistreichen Leute seiner Umgebung brachten

ihn davon zurück. Als er eines Tages Du Chatel fragte, wer seine Ahnen gewesen, erwiderte dieser: „Sire, Noah hatte drei Söhne, ich weiß nicht genau, von welchen der Drei mein Vater abstammte.“ Und Franz verstand den Hieb auf den Capetingischen Stolz und lachte.

So mag die Bewerbung um Erasmus auch von der Eitelkeit unterstützt worden sein, den berühmtesten Gelehrten Europas in Paris zu haben. Aber hat nicht just diese französische Eitelkeit Frankreich so groß gemacht? Wie um eine Braut wirbt Franz jahrelang um diesen klugen Mann, und Budé, der unermüdliche Brautwerber, bietet dem epikureischen Erasmus immer lockendere Bedingungen. Burgund ist französisch, sagt er ihm, wohl wissend, was für eine Macht die Weinhügel der Saône für den berühmten Mann hatten, für diesen prächtigen Egoisten, der die Welt so klug übersah, der die Schwächen und die notwendigen Reformen so gut kannte, der aber keines Wagnisses für den Gedanken fähig war, der keiner Überzeugung sich hingab, als der, sich selbst gesund und wohl zu erhalten. Burgund lag ihm sehr am Herzen, denn der burgundische Wein war ihm als höchst heilsam für seinen Magen angepriesen. Er wies auch, wie ein guter Diplomat, keine Aufforderung, kein Anerbieten zurück, aber er ließ sich dem Kaiser doch nicht entwenden. Zu großem Leidwesen Königs Franz! All die echten Griechen Tiphernas, Hermonymos, Andronikos, Laskaris entschädigten ihn nicht für Erasmus. Er beförderte sie nach Kräften, er ließ durch Laskaris und Budé die Bibliothek in Fontainebleau errichten, er glaubte an die Kraft der Bücher, er gab Geld für Paul Paradis, den getauften Israeliten, ließ Guidacerio aus Kalabrien kommen, Vatable aus der Picardie, Mercier aus Languedoc, um das Hebräische betrieben zu sehen, von dem er nichts verstand, und von dessen Bibeldrucke er als guter Katholik keinen Vorteil einsah. Aber das alles interessierte ihn nicht so wie Erasmus. Er hatte eine Ahnung, daß von

diesem Manne eine brauchbare Weltquintessenz alles Bücherstudiums zu erfahren sei. Er ließ ein anatomisch Theater errichten, ließ Vidus Vidius besolden, obwohl er an die Medizin der Christenheit nicht glaubte. Alles das tat er gern für den fern liegenden wissenschaftlichen Gedanken. Für seine Person behielt er den hergebrachten Glauben, nur Juden und Araber seien gute Mediziner. Als er 1538 schwer krank wurde, bat er Karl V. um einen Juden. Der Jude kam — „bist du auch ein echter Jude?“ fragt der König, und der Arzt, von der besonderen Vorliebe des allerchristlichsten Königs nichts wissend, rühmt sich zuversichtlich, vor kurzem getauft zu sein. „Fort mit dir! Ich will keinen getauften, ich will einen echten Juden.“ Er schickte bis Konstantinopel nach solcher Originalausgabe, sie kam und heilte ihn wirklich. Es hat gar viel für sich, sich mit der Leibessorge nach alten Naturvölkern umzutun, die Jahrtausende lang dem Erdprozesse zugesehen. Mit einfacher Eselsmilch heilte ihn der byzantinische Jude — die lag so nahe in Frankreich, wo der Esel so allgemeines Haustier ist, verbreiteter fast als das Pferd, wo man darum auf den Landstraßen keinem Fußgänger begegnet, weil überall wohlfeile Diligenzen sind, und auch der arme Mann seinen Esel besitzt.

Nur ein Gelehrter fand keine Gunst bei König Franz, und zwar der wichtigste. Witterte Franz das demokratische Reformelement in Petrus Ramus? Er haßte ihn wenigstens nicht ohne Methode: Ramus lästerte und verwarf den Aristoteles. Das hielt Franz für Barbarei, und das wird man nicht bloß einem Manne nicht verargen, welcher praktischer Welt und nicht religiöser Welt zugeneigt ist. Von diesem üblem Verhältnisse an hat denn Ramus auch nur Unglück in Frankreich gehabt: erst unter Heinrich II. gelang es der Empfehlung des Kardinals von Lothringen, ihn in einen Posten zu bringen, den er wieder verlor, als man seiner Reformideen inne wurde. Diese Reformideen waren so

selbständig und eigen, daß sie etwas Besseres als ein Exil verdient hätten. Unter Karl IX., das heißt unter Katharina, die vollkommen vorurteilsfrei, fand er denn auch eine Zuflucht in der Bibliothek zu Fontainebleau. Zu seinem Unglück! Aufs Neue verjagt, namentlich wegen der Aussprache des Buchstaben q, — wie frivol erzählt wird — machte er eine Universitätsreise durch Deutschland, wagte sich wieder nach Frankreich, und wurde in der Bartholomäusnacht massakriert. Ach, dies ist das Schicksal manches Gelehrten, dem unter Franz die Wissenschaften aufgetan wurden! Die kleinen Valois haben in ihrer Unmacht gar viele Saat des Familienhauptes zertreten. Sogar die Nachkommen jenes Budé mußten in späterer Zeit das Land fliehen, wo ihr Vorfahr die Wissenschaften eingeführt, und mußten in Deutschland und in der Schweiz eine Zuflucht suchen.

Wie glücklich sind die Künste, aus denen man kein Dogma ziehen und verketzern kann! Sogar der schlechte Geschmack hat kein Exil zu fürchten. Niemand hat in den Massakren die Baumeister gesucht, welche die Louvregalerie so geschmacklos unter Dach gesteckt und adeligen Pferdställen ähnlich gemacht haben, niemand hat die Baumeister des Luxembourg gestraft, daß sie den reinen Geschmack des Louvrevierecks in so kurzer Zeit verdorben und zum eingekniffenen italienischen Geschmacke herabgebracht haben. Die Kunst findet nicht leicht Brot und Amt, aber auch nicht leicht ein Schafott. Sie sollen nicht klagen die Künstler, wenn sie hungern, dieser Hunger sei ihnen ein tröstlich Zeichen, daß sie außerhalb der polizeilichen Grenze leben. Er ist aber auch ein Zeichen, daß die Kunst der laufenden Dogmatik nicht unterzuordnen sei.

Franz hatte den Louvre begonnen, und seiner Mutter gebührt vielleicht die Wahl des Ortes. Er war ein alter Turm, in den man Gefangene steckte, und den alte Karten schon zu Philipp Augusts Zeit hinmalen. Die früheren Könige wohnten meist im jetzigen Justizpalaste; unter Franz

war der Hof lange Zeit in diesem Palais des Tournelles, nahe bei der Kathedrale. Luise fand den Grabengeruch der alten Festung unerträglich und ließ sich 1519 ein Haus des Nicolas de Neuville in den Ziegeleien — tuileries — einwechseln, um am Flusse zu sein. Katharina, die prächtige Schwiegertochter, ließ die Pavillons errichten, welche jetzt noch die Tuilerien heißen, und die ebenso dem Louvrekarree, das Heinrich II. ihr Gemahl ausbaute, den Rücken kehren, wie dieser mit Diana seiner Gattin Katharina den Rücken kehrte.

Franz selbst ließ außer dem Louvreanfange nicht eben in Paris viel bauen. Seine Welt waren die Lustschlösser, und außer Chambord baute und verschönerte er Fontainebleau, St. Germain-en-Laye — Folembray — Villers-Cotterets und das Château de Madrid im Boulogner Holze bei Paris, das ihn an die spanische Zeit erinnern mußte. Das kleine Villers-Cotterets, nicht zu verwechseln mit Cauterets dem Pyrenäenbade, ist berühmt durch die Ordonnanz, welche die Prozesse reformierte und abkürzte. Obgleich Despot drang er doch streng auf Justiz, wo es ihn persönlich nicht betraf, und auf Ordnung drang er überall. Er führte die öffentlichen Gerichtstage in den Provinzen ein, die Taufregister, die Einteilung des Reiches in Generalités, er zwang das Kirchenrecht in engere Grenzen, einer gallikanischen Kirche zu arbeitend, wie freundschaftlich er auch mit den Päpsten sich verhielt, wie gefällig er Leo den Mediceer zum Geschmacksvorbilde nahm und dessen Künstler mit offenen Armen empfing. Leonardo da Vinci kam ihm von da, Andrea de Sarto, Cellini, Titian — Leonardo da Vinci starb zu Fontainebleau in des Königs Armen. Nur Cellini machte kein Glück. Er muß doch besonders grob gewesen sein, da sich Franz sonst nicht eben heikel und empfindlich zeigt gegen despotische Künstlernaturen, die ihres Absolutismus bedürfen zu eigentümlicher Schöpfung. Das meisterhafte Porträt, das Titian vom Könige selbst gemacht, ist überall in Frankreich Typus

der Franzbilder. Titian hat ganz allein diesen König der Nachwelt präsentiert — alle andern Franzbilder sind verschwunden vor seinem Ausspruche: So und nicht anders erscheint König Franz, so und nicht anders ist er. Denn der Historiker studiert den Charakter zur Hälfte aus diesem Porträt. Rubens selbst, der Maler Heinrichs IV., hat nicht solche Macht geübt.

Die Wahrheit zu sagen, es tritt ein tyrannischer, sinnlicher Mensch aus diesem scharf ausgebildeten Antlitze entgegen, aus diesem runden, kurz verschorenen Kopfe, aus diesen feist blickenden, braunen Augen, die man größer wünschen müßte für großen Adel, aus dieser schön geformten aber großen Nase, um derentwillen ihn der Pariser „le roi grand nez“ nannte. Der Mund ist schmal und fein, deutet, da er kostend aussieht, auf erprobten Geschmack, und hat in den künstlich lächelnden Winkeln denselben Herrscherübermut, der sich in den gefalteten Augenwinkeln hervortut, indem er sich zurückzieht. Das untere Gesicht, der Sinnlichkeitsverräter, birgt sich im schwarzen Barte, aber der fleischige Hals und starke Nacken hätten allein für Lavater genügt, diesem Manne Hartnäckigkeit und fleischlichen Sinn zuzuschreiben.

Franz war von breiter Brust und hoch gewachsen. Herr v. Raumer wirft ihm unter anderm vor, daß er zu dünne Beine gehabt. Es ist nichts dagegen zu sagen, Herr v. Raumer hat dafür einen geübten Blick. Seiner Zeit hat Franz nicht darunter zu leiden gehabt, er galt für einen schön gewachsenen Mann, und sein Freund Heinrich VIII. von England beneidete ihm diesen schlanken Wuchs gar sehr. Seit sie sich im goldenen Lager gesehen hatten — ein Lustlager, das Franz im Anfange seiner Regierung siebzehn Tage lang mit Festen erfüllte zu Ehren des englischen Besuches — seit sie sich dort in jugendlichem Übermute aus den Betten getragen, miteinander gerungen hatten, war der englische Blaubart von Tag zu Tage dicker geworden. Er konnte am Ende keine

Treppe mehr ersteigen, und seine Last auch keinen Trägern anvertrauen, die Türen waren ihm zu enge; und es blieb ihm nichts übrig, als sich von einem Orte zum andern ziehen zu lassen. Was Wunder, daß er seinen Bruder von Frankreich beneidete! Ach, auch dieser fand die goldene Laune jenes Lustlagers nicht mehr! Was hatten sie gelacht, als Heinrich den abgeschlossenen Vertrag vorlesen wollte, und in Ablesung der alten Titel Englands auch an die Stelle kam — et je, Henri, roi d'Angleterre et — „hier steht eigentlich," unterbrach er sich englischen Humors, „‚et de France‘, da Ihr aber selber dabei seid, so will ich's lieber auslassen, um nicht offenbar zu lügen."

Die Gesundheit Königs Franz ging nach der Rückkehr aus Spanien ebenfalls abwärts, schneller als des Königs Aussehen dem italienischen Maler verraten mochte. Auf dem zweiten Bilde Titians, wo Franz seinem Besucher, dem Kaiser Karl, die Königsgruft von St. Denis zeigt, hat ihn aber auch Titian schon durchsichtiger, ausgehöhlter dargestellt.

Die Maler, welche Franz berief, haben zunächst wenig Folge in Frankreich erweckt, viel weniger als die Baumeister. Wir sehen erst unter Ludwig XIV. eine französische Malerschule an italischen Mustern sich aufbauen, die Schule Lebruns. Und Primatice ist auch noch deshalb dauernd in Frankreich geblieben, weil er ungeheure Transporte von Kunstwerken einführte und für immer aufstellte. Die Kunstmonumente, worauf der Franzose so stolz, beginnen von ihm. Außer dem Laokoon, außer der Mediceischen Venus, außer der Kleopatra, außer den vielen Büsten brachte Primatice hundertfünfundzwanzig Statuen aus Italien mit, was alles in Bronze nach Fontainebleau gestellt wurde. Franz bezahlte freudig schweres Geld dafür, und Frankreich hatte von nun an reine Vorbilder für Geschmack.

Vergißt man es wirklich, oder will man's vergessen, daß Franz außer der absoluten Monarchie auch deren orga-

nischen Untergang begründete? Er gab dem noch rohen Frankreich Wissenschaft und Kunst, das Gift aller unpassenden Regierung. Wer etwas einführt, was er selbst nicht berechnen kann, was in den Folgen unberechenbar ist, stellt sich der nicht schon dadurch über die banale Beurteilung hinaus? Die Mittelmäßigkeit ist eben dadurch Mittelmäßigkeit, daß sie nur das Nächste, das Zweifellose besorgt und bedenkt. Sie will nur das, was sie bereits kennt; darum sind der Status quo und die Reaktion ihre Welt.

Wolle genügt für unser Klima, sagt der konsequente Puritaner, warum in Lyon Seidenmanufakturen anlegen, wie König Franz getan? Warum gar tagelang in den Hof von Fontainebleau sich hinstellen, um Primatice zuzuschauen, wie er das berühmte Pferd Marc Aurels von Vignole nachbilden und gießen und aufstellen läßt?

Alle Kunst des Wortes, alle literarische Kunst mußte noch zurückbleiben, da die Sprache noch nicht formiert war. Auch bleibt Franz ein despotischer Regent nach all der üblen Seite hin, welche der Despotismus immer mit sich führt. Die literarische Welt kann sich nicht unbestimmt geben wie alles andere Kunstwerk, sie entwickelt sich in Gedanken, von denen jeder einzeln betrachtet, in Konsequenzen verfolgt und dem Despotismus bedenklich sein kann. Franz war nicht groß genug, um diesem Elemente gegenüber nicht oft klein zu sein. Es ist auch das ewige Los der Schriftsteller, daß sie, welche ihre Erfindung nackt darbieten, am ersten der Verfolgung ausgesetzt und zur Verschleierung genötigt sind. Sie greifen der geschichtlichen Entwicklung vor, weil sie deren vorausgeborene Söhne sind. Man wundert sich, man klagt, daß sie zu aller Zeit Opposition machen, aber man bedenkt nicht, daß sie die Opposition selber sind, indem sie das Kommende, das andere repräsentieren. Sie sind nichts Besonderes, sie sind also nichts, wenn sie mit ihrem Worte in dem allgemein Bekannten und Anerkannten verbleiben. Je

mehr sie Künstler sind, desto weniger grell und herausfordernd erfüllen sie ihren Beruf; denn die Kunst hüllt das Ewige in die vorhandene Gestalt.

Ebenso bedenkt man nicht, daß die bestehende Welt sich gegen Anmaßung der Zukunft wehren muß, sei diese Anmaßung auch noch so genial, und werde sie auch sicherlich einst die bestehende Welt. So wie sie aus einem Einzelnen hervorspringt, ist sie niemals das, was wirklich entstehen soll, eben weil sie nur aus einem Einzelnen kommt. Die bestehende Welt muß ebenfalls an sich glauben, und sie tut das von selbst, es ist ihr Gesetz der Schwere — sie muß gegen das Geniale einwirken, damit es organisch dem Vorhandenen einverleibt werde. Es ist gleichgültig, daß solche Entgegnung immer dahin gerichtet ist, das Neue zu zerstören. Solche Absicht einer Regierung ist immer unmächtig gegen den ewigen Gang der Weltregierung. Aber es ist nicht gleichgültig, welcher Unterdrückungsmittel sich eine Regierung bedient. Die außerordentlichen stehen ihr nicht zu, denn sie soll eben mit ihrer Ordnung, als Ordnung das unregelmäßig Eindringende bekämpfen. Nur so bleibt sie ihrem Wesen treu und kann eines ruhigen Prozesses gewiß sein, eines Prozesses, der sie selbst erhält und fortbewegt; im entgegengesetzten Falle aber eines Prozesses, der sie vernichtet und mit ihr den wohltuenden, organischen Gang einer Ordnungswelt. Deshalb sind die Staatsstreiche, gehen sie von reaktionärer oder von revolutionärer Welt aus, immer von so langen Nachwehen verfolgt.

Wie möchte man diese Gedankenwelt heutiger Zeit von König Franz fordern! Er sah auch keine Literaten in Frankreich, die seine freche Welt des Temperamentes und Talentes zu einer gedachten Vermittelung aufgefordert hätten. Die Literaten wachsen nicht in der Wildnis, sie wachsen auf kultiviertem Boden, und Franz begann erst die Kultur Frankreichs. In einem Historiker, in Comines zeigte sich das

literarische Wort maßvoll, und Comines war ein geachteter Mann. Das poetische Talent der Zeit war Marot, aber Marot war ein schwacher Mensch, und er erhob sich in moralischer Stellung nur etwa eine Stufe über Triboulet den Hofnarren. Es war viel Wichtiges und Neues in ihm, aber er brachte es nur klein zum Vorschein, und beschützte das, was er gebracht, noch kläglicher. Sein Herkommen, seine Stellung brachte es so mit sich, da kein starker Wille und Charakter dem Poeten zu Hilfe kam. Marot war Kammerdiener am Hofe, erst bei Margareta, dann bei Franz selber. Wenn er ketzerische Dinge gereimt hatte, so drohte ihm Franz mit dem Finger, und um nicht eingesperrt zu werden, reimte er Bagatellen und Schmeicheleien. Es ist darin noch viel schlechter Geschmack, und erst im kleinen zeigt sich Artiges. Später hat sich Marot öfter hinausgewagt in hugenottische Ergüsse, und wenn er auch die Verfolgung immer dadurch los zu werden suchte, daß er keine Meinung hielt, seine Gesänge dieser Gattung sind von Wichtigkeit geworden. Wir hören die Marotschen Psalmen in den Schlachten, welche der Hugenot dem Ligueur lieferte, wir hören sie in den Tälern des Dauphiné, der Cevennen, hinter den Mauern von La Rochelle. Ohne Franzens Zutun oder Verschulden war solch eine Welt aus seiner Garderobe hervorgegangen.

Es heißt, die Zeit Königs Franz beginne auch in der Literatur einen besseren Geschmack, man habe die fad gewordenen Spielereien der jeux floraux verlassen, man habe es sogar mit einer ernstlichen Metrik versucht, mit alkäischen und sapphischen Versen, was man bekanntlich später ganz aufgeben mußte oder zu früh aufgab, wie Meyerbeer, ein hierfür kompetenter Mann, behauptet und zu erweisen gedenkt. Aber in Wahrheit ist von alle dem aus jener Zeit noch wenig zu erwähnen. Ein Theater gab's noch nicht, und man kann dessen Ursprung erst unter den folgenden Valois suchen

bei den Festen Katharinas von Medicis, für welche der Festspielgeschmack Italiens eingeführt wurde, die mythologische Herrlichkeit, welche der Hof selbst spielte und tanzte. Die zweite Mediceerin, Maria, setzte als Regentin nach Heinrichs IV. Tode, dieses Festdrama mit erhöhtem Luxus fort.

Rabelais, der in der zweiten Regierungshälfte Königs Franz auftauchte, und diese wie Heinrichs II. Regierung in allen Teilen angriff und verhöhnte, dieser Geistliche von Meudon ist zwar ein direktes Widerspiel von Marot durch Opposition und Schärfe; aber deshalb doch noch nicht die Ergänzung des Hofpoeten. Was dieser an Liebe zuviel, und deshalb an Schwäche zuviel hat, das hat Rabelais an Liebe zuwenig, wenn nicht bloß von literarischer Tat, sondern von Schilderung der Zeit die Rede sein soll. Keine Zeit, am mindesten die einer solchen Renaissance, gibt bloß zur Satire Stoff, und wenn man sich bloß satirisch dazu verhält, so erheuchelt man einen Reichtum, der bloß ein Reichtum des speziellen Talentes ist, womit man die Armut verbirgt, die Armut, Neues zu begreifen, anzuerkennen und darzustellen.

Rabelais erscheint natürlich ganz anders, wenn man ihn nur von der literarischen Seite betrachtet, wenn man hinter seinem Spotte das Talent sucht, nicht den historischen Hintergrund, nicht die notwendige Wahrheit. Sein phantastischer Übermut, sein Wer da? ist das Zeichen einer Schildwacht, die ein Jahrhundert vorausgeschoben ist. Sein Wer da? wird in diesem Jahrhunderte nur von den unzähligen Pamphlets der Liguen- und Frondezeit fortgetragen bis zu Molière und derjenigen französischen Schriftwelt, die für alle große und kleine Erscheinung das willkürliche Wort sich bewahrt, die geistreich, witzig, ungezogen, frei sein will, mag Himmel oder Hölle neben ihr stehen.

So ist der Posten in Meudon ein merkwürdiger Ruf in die Zukunft neben einer Renaissance, die überall in neue

Formen eingrenzen will. Rabelais ist ein vorzeitig ausgebildetes Oppositionstalent des Bürgertums: derbes Talent und noch haltlose Spekulation ballen sich in noch unbesiegtem Mißverhältnisse zu auswüchsiger, oft fratzenhafter Gestalt.

Just in Meudon ward nach Primatices Plan ein Schloß für den Kardinal von Lothringen gebaut. Wenn man in Paris nach Natur schmachtet, nach Aussicht, nach Gegend, ein schmachtendes Verlangen, das oft wie ein heißer Wind über den Deutschen kommt, so fährt man die Seine entlang nach Westen hinaus, nach St. Cloud, hinter welchem sich links und rechts die Seinehügel erheben, rechts gen St. Germain hinüber, links, und zwar ganz nahe nach Meudon, wo sie durch eine Schlucht gespalten sind. In diese Schlucht sieht das Schloß von der einen Seite auf dunkle Waldhügel, welche den Blick begrenzen. Nach der andern Seite sieht es von seinen Terrassen Paris, weiß und blau mit den Kuppeln der Invaliden, des Pantheons, des Val de Grace, mit den schwarzen, abgestumpften Türmen von Notre-Dame.

Dieser Blick abwärts auf die Plaine und auf Paris macht die Lustschlösserreihe an den Seinebergen hin so lieblich, macht Meudon, St. Cloud und St. Germain so schön. Besonders Meudon ist von den Deutschen geliebt. Und das ist alles so nahe, und viertelstündlich streiten sich die Wagen um euch. Selbst St. Germain hat den Vorzug verloren, den es für Ludwig XIV. hatte, doch einige Stunden entfernt zu sein von der ungezogenen Hauptstadt, eine Eisenbahn führt jetzt in einer halben Stunde dahin, wie eine andere in einer Viertelstunde nach St. Cloud führt. Nur Meudon links im Schluchtwinkel bleibt unberührt von dieser Zudringlichkeit moderner Erfindung.

In Deutschland nennt man plattiert, was der Franzose plaqué heißt, und man hört in Deutschland so viel von dem plattierten Wesen Frankreichs, daß man anfangs glaubt, all dies schwere Silbergerät der Restaurants sei plaqué. Man

findet bis zum kleinen Speisewirte herab den schweren Löffel, die schwere Gabel von Silber. Plaqué, plaqué, ruft der deutsche Autor, der mit dem edlen Metall nicht allzu bekannt ist. In diese westliche Flur von Paris hinauskommend, hat man wirklich auch zuerst den Gedanken: ist diese Gegend nicht auch plaqué? Carus hat einmal versichert, Paris habe auch eine sehr schöne Gegend; aber Carus ist ein Goethianer. Der Goethianer macht sich aus dem Kleinen Schönes!

Jenes Silbergeschirr ist echt, denn Frankreich ist ein sehr wohlhabendes Land und diese Gegend ist nicht minder echt. Vollends Meudon; dies Palais paßt ganz für einen Dichter wie Goethe. Aber für Rabelais paßte der Ort nicht besonders, die Rabelaissche Laune entbehrt dieses dunklen Hintergrundes, auf welchem unser Gelächter entspringt, das Gelächter echter Laune. Wir lachen nicht über diesen Vater der französischen Satire, oder wir lachen nur unserer literargeschichtlichen Kenntnis zu Gefallen.

16.

Das Unglück trat dem Könige Franz lästig in die Wege, da er aus Spanien kam. Bei Cognac traf er seinen ersten Wald, die lang versagte Lust den Hirsch zu verfolgen, sollte ausgekostet werden — der König stürzt mit dem Rosse, verletzt sich gefährlich, ist verhindert sich seiner endlichen Heimkehr ganz und breit und mit Glanz zu erfreuen. Doppelt ärgerlich wurden ihm nun die Bedingungen des Vertrages, und als erst seine neue Gattin die Söhne ihm wieder zurückgebracht, da übertäubt er alles bessere Ehrgefühl des gegebenen Wortes, da wird er immer heftiger, je ruhiger Karl auf dem Vertrage besteht, da beleidigt er am Ende dergestalt, daß Karl sich persönlich verteidigen muß.

Wäre dies nicht eine feine Diplomatie, das politische Übel auf einen persönlichen Streit abzuleiten? Ein Zwei-

kampf hat seine Chancen, Franz ist ein geübter Ritter, und Karl? Karl hat die persönliche Herausforderung angenommen, was will der König mehr! Man unterhandelt bloß noch über die Form.

„Kommt ans Ufer der Bidassoa,“ sagt der Kaiser, „der Ort ist Euch bekannt, Ihr wurdet da frei, Ihr gabt mir da Eure Kinder, kommt dahin, wenn Ihr Eure Ehre lieb habt, jeder bringe nur einen Edelmann mit sich. Wenn Ihr in vierzig Tagen nicht da seid, so fällt auf Euch die Schande.“

Man sagt, Karl habe schon seine Sekundanten erwählt gehabt in Baltazar Castiglione, dem tapfersten Spanier jener Zeit. Und Franz? Es klingt unerklärlich! Über allen Zweifel hinaus war er ein tapfrer Mann. Wüßte man nichts als folgenden Vorfall, man fände sein Betragen an dieser Stelle unerklärlich: Ein deutscher Graf, sagte man, habe ein Attentat auf ihn vor, Franz erfährt's, als sie zusammen auf die Jagd reiten. Augenblicks sondert er sich mit ihm ab und vertieft sich mit ihm allein in den Wald. Plötzlich hält er sein Roß an, sieht dem Grafen fest ins Auge, zieht sein Schwert und sagt: „Betrachte diese Klinge! Ist sie gut? Und diesen Arm! Ist er stark? Wer beide und mein Herz kennt, wird der noch daran denken, mich anzufallen? Und doch, hat er's einmal gedacht, so ist er ein Wicht, wenn er sich hierdurch abhalten läßt.“

Was ist dies, wenn nicht Courage? Und doch war jene Herausforderung zwischen Franz und dem Kaiser meist öffentlich durch Herolde betrieben worden vor den Ohren Europas, und doch —

Ich habe mit Aufmerksamkeit die Darstellung beider Kartellträger gelesen, wie sie aus den Manuskripten Bethunes überliefert worden, ich habe gesehen, daß gegen die spanische Darstellung nichts der Rede Wertes von französischer Seite eingewendet wird, ich bekenne, daß mir dieses Ereignis ein Rätsel bleibt.

Nachdem der letzte Kartellträger Karls mit immer erneuter Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, um bis Paris vorzudringen, nachdem man ihn ganz so herumgezerrt, wie jemand zu zerren pflegt, der sich nicht schlagen will, nachdem dieser Kartellträger endlich durch Montmorency, den Grand-Maitre, die Zusicherung einer Audienz erhalten, da kommt endlich der Tag, wo Franz ihn hören muß.

König Franz, von einer großen Versammlung seines Adels umgeben, sitzt finsteren Gesichtes da, als der Spanier eintritt. — „Bringst du, Herold," ruft er ihm ungeduldig entgegen, „bringst du Sicherung des Ortes?" — assurance du champ —

„Sire —"

„Was du sonst hast, hernach, bringst du Sicherung des Ortes?"

„Sire, die geheiligtste Majestät des Kaisers —"

„Nichts da, weiter will ich nichts wissen!"

„Sire, ich habe Order, das Kartell zu lesen —"

„Was?" — und hier sprang der König von seinem Sitze auf. — „Dein Herr will neue Gebräuche einführen? Was für ein neuer Zug von Verstellung ist das wieder?"

„Sire, mein Herr tut stets, was ein rechtschaffener und ehrenhafter Prinz tun soll."

„Ah, ah, das glaub' ich —"

„Sire!" — erhebt sich Montmorency —

„Nichts da, den Ort weiter nichts, sag' Herold, oder geh, woher du gekommen."

„Sire, wenn Ihr nicht wollt, kann ich meinen Auftrag nicht ausrichten — wollt Ihr mir nicht die Erlaubnis zum Reden geben, so bescheinigt mir diese Verweigerung schriftlich, und gebt mir freies Rückgeleit!"

„Ja wohl, man geb's ihm", sprach der König, stand auf und ging von dannen, ganz als ob er nur um jeden Preis von der Sache nichts wissen wolle. Deutlich spricht

der Herold noch einmal anderen Tages mit Montmorency, damit nicht etwa aus mangelnder Form bei einer Audienz die Botschaft dem Könige entgehe, und Montmorency, der Grand-Maitre, geht von ihm mit den Worten: Der König soll alles genau wissen.

Des andern Morgens wird dem Spanier bedeutet, der König könne ihn nicht mehr sehen, er könne abreisen. Der Spanier stand in der großen Galerie des Louvre, und an die hundert Leute waren in der Nähe, als er mit lauter Stimme sprach: „Euer König also entweicht dem Duell, und alle Welt soll es wissen."

Es vergingen Jahre, ohne daß die gegenseitig üble Stimmung gewichen wäre. Eleonore, des Kaisers Schwester, hatte unter solchem Verhältnisse kein Rosenlager als Königin von Frankreich. Aber die Politik kann nicht stille stehen, denn jeder neue Tag ist ein Wechsel, und sie ist die Kunst und Wissenschaft des Tages und des Wechsels. Es hatten sich wieder so viele Fragen bis zum Jahre 1538 aufgehäuft, daß eine Unterredung der beiden Fürsten nötig war. Nizza, das europäische Krankenzimmer, dessen dreifache Wände die Alpen, dessen Fenster das Mittelmeer, wurde zum Rendez-vous bestimmt, es sollte den alten Schaden, wenn nicht heilen, doch lindern. Aber sie besprachen sich dort, ohne sich zu sehen, es war zuviel böses Blut zwischen ihnen aufgehäuft. Der Kaiser lag in einer Galeere vor Anker, und der Papst Paul III. ging als politischer Beichtvater herüber und hinüber zwischen ihnen.

Da alles zu Ende, da beide abgereist waren, kam dem Kaiser, Gott weiß welche Regung in den Sinn, Regung des Herzens oder des Kopfes? wer mag es bestimmen? Denn er kannte den sanguinischen Franz, und wußte, wie er durch persönliche Hingebung fortzureißen war. Er schrieb ihm, sie

müßten sich doch sehen von Angesicht zu Angesicht, er wolle in Aigues Mortes ans Land steigen. Franz kam sogleich, sie verkehrten freundschaftlich miteinander, wie es scheint über Wichtiges. Wenn er nicht in direktem Kriege war mit Frankreich, so wollte der Kaiser gern die Passage frei haben durch Frankreich nach seinen neuen Niederlanden. Dahin war oft eine schnelle Reise nötig, der Weg über Italien war gar zu weit, und dahin oder direkt zur See nach den Niederlanden war man mit der Galeere den zufälligen Winden, den Seeromantikern Frankreichs und Englands ausgesetzt. Hätte man schon Dampfschiffe gekannt, die Geschichte hätte vielleicht nichts zu erzählen von den freundschaftlichen Besuchen Kaiser Karls in Frankreich.

Als Franz von Aigues Mortes nach dem Norden zurückkehrte und in sein Schloß zu Compiègne einritt, schlug die Krankheit über ihm zusammen, deren nagendes Gift er schon mit sich herumgetragen. Man schiebt sie als Ansteckung auf eine einzelne Begebenheit, auf eine einzelne Person, die schöne Eisenhändlerin — la belle ferronière. Vielleicht mit Unrecht in solcher Ausdehnung. Franz war, dem Journal seiner Mutter nach, sehr empfindlich, und dieses Gift der Umarmungen war damals, wie man sagt, nach dem eröffneten Verkehre mit Amerika, in großer Menge verbreitet. Sagen doch alte Schriftsteller, die Entstehung des weiblichen Hofes und die Galanterien desselben sei darum ein Glück gewesen, weil man nun die Avanturen nicht mehr draußen gesucht, draußen unter der Masse, wo so viele Krankheiten im Schwange gewesen. Übrigens hat Europa das Gift dieser Krankheiten wahrscheinlich schon seit den Kreuzzügen gekannt, und es war vielleicht ein historisch gebildetes Verlangen, daß König Franz durchaus einen echt orientalischen Arzt haben wollte. Mochte er doch auch übrigens, wie jeder Mensch, der lebhaft wünscht oder krank ist, geheimnisvollen Kräften gern einmal entgegengehen, und jenen deutschen Zauberer gewähren lassen, der

ihm aus Spanien seine Söhne durch die Luft zuführen wollte.

Vorsichtig war er nie gewesen. Wenn er auf der Jagd umherstrich und müde oder durstig war, da kehrte er überall ein, und ließ sich überall nieder, und führte sein leichtsinniges Sprichwort im Munde: Der ärmste Edelmann kann den größten Fürsten gut bewirten, wenn er ihm eine schöne Frau, ein gutes Pferd und einen guten Windhund präsentiert. In Paris selbst, durch die Straßen reitend, hatte er an der Ladentüre die belle ferronière gesehen. Sie war ein junges ernsthaftes Weib, sogar ihre Gesichtszüge zeigen etwas Zurückhaltendes. Die langen Wimpern, der nach innen zurückgehende Blick, der ruhige kleine Mund, die mehr hochrunden als weichrunden Formen, das ganze Gesamtbild lehnt ab, statt anzulocken. Es existiert ein Bild der Ferronière von Leonardo da Vinci, das Verhältnis ist also wahrscheinlich kein so flüchtiges und romantisches gewesen, wie der Bericht Louis Guyons es darstellt. Wenn man des Königs Maler zu einem Ölgemälde sitzt, so ist man nicht mehr in flüchtigem, romantischem Verhältnisse.

Sei's wie es wolle, diese Liebschaft zeigt die Frechheit des Königs Franz mit allen schrecklichen Folgen für die Opfer der Frivolität und für den König selbst. Die Ferronière war so tugendhaft wie schön, und brachte den König in Verzweiflung durch ihre Kälte. Leute, die viel sinnlich verkehrt, sind bekanntlich am Verlangsamsten nach strengen, spröden Formen des Leibes, die weiche Rundung ist für sie erschlafft. Als sich hier nun auch so viel moralische Sprödigkeit zeigte, da traten die Höflinge zum Könige, und sprachen: Ein König braucht nicht zu gefallen, um ein Weib zu besiegen. Desgleichen sprachen sie zur Ferronière. Diese entsetzte sich darüber dergestalt, daß sie zitterte bis an die Stirn hinauf, daß ihr zierliches Stirnkettchen von den Schlafadern bebte. Sie eilte zu ihrem Manne, sie bat ihn um Schutz.

Es gibt keinen andern, als aus dem Reiche zu fliehen. Dazu gürten sie sich, aber es wird ihnen unmöglich gemacht. „Wohlan denn,“ sprach ihr Gatte, „so bleibt uns nichts, als die Frechheit zu rächen!“ Und er ging hin zu einem verpesteten Weibe der Halle, und von ihr kehrte er zu seiner Frau.

Der König kam und holte sich den Keim des Todes. Als er in Compiégne zusammenbrach, schauerte ihm eine schreckliche Ahnung davon durch Mark und Bein. Obwohl er noch neun Jahre lebte, so war er doch zum Tode vergiftet. Die Ferroniére starb bald, nur ihr Mann genas.

Andere Berichte machen den Mann der Ferronière zum Advokaten und glauben, die Liebschaft mit ihr sei dieselbe, welche Margarete unter dem Titel der „Advokatin“ erzählt. Dies ist dem Namen und der Tradition nach nicht wahrscheinlich, aber man muß beide nebeneinander stellen, um sich nicht entrüstet von einer Tyrannei abzuwenden, die mit orientalischer Brutalität in die Familie einbricht. Die Advokatingeschichte ist so komödienhaft launig wie jene tragisch. Margareta und der Prior hatten die allerliebste Advokatin bei einer Hochzeit gesehen und dem Könige die Adresse gegeben und geebnet. Er passierte durch das Kloster, wie es hieß, um in der Kirche zu beten, die bei so früher Tageszeit von außen noch verschlossen war. Von da gab's einen verborgenen Ausgang in des Advokaten Haus. Rechts an der Treppe führte eine Tür in die Garderobe. Darin war die Advokatin am frühen Morgen beschäftigt. Der König steigt die Treppe hinauf und begegnet zufällig noch vor der Garderobentür dem Advokaten — dieser ist außer sich vor Erstaunen, denkt aber eher an alle seine Talente und Qualitäten, als an seine Frau, und fragt nur, was der König befehle, ob ein Gutachten, ein Urteil — „ein Gutachten“, erwidert der König, „über das Duell; aber in einer Stunde muß es fertig sein, ich komme vorüber, es mir abzuholen, Adieu! An die

Arbeit! — Keine Begleitung! Keinen Schritt! In Euer Zimmer! An die Arbeit, fort!"

Der Advokat stürzt in sein Zimmer, und als er die Tür zuschlägt, öffnet der König die der Garderobe. Nach einer Stunde tritt er lächelnd zum Advokaten ein und fragt nach dessen Gutachten.

Und doch sind einzelne Sittenzüge jener Zeit übrig, die eine furchtbare Strenge verraten, wo es sich um einen unnatürlichen Sinnlichkeitsverkehr handelte: eine Ehefrau verklagte ihren Mann wegen unzüchtiger Dinge des Ehebettes, es war da kein weiterer Zeuge möglich, aber dem Manne ward ohne weiteres der Kopf abgeschlagen. — Ebenso ward ein Soldat zum Tode verurteilt, der seiner schönen Frau die Nase abgebissen und dazu die witzige Bemerkung gemacht hatte: „Wenn auch nicht mich, ihre Schönheit wird sie doch bedauern."

Noch siechte König Franz, als der Kaiser unter großen Versprechungen um die Erlaubnis bat, seine Reise nach Flandern durch Frankreich machen zu dürfen. Franz richtete sich auf, rüttelte den kranken Leib zusammen, wies in adeliger Manier die Versprechungen zurück, und versicherte, daß ihm ein solcher Gast sehr willkommen sein werde. Er schickt ihm seine zwei Söhne mit dem Connetable bis Bayonne entgegen, er selbst macht sich mühsam auf bis Chatelleraud. Der Rival soll nicht ahnen, daß er den Tod im Herzen trägt. Er führt ihn unter Festen über Amboise, Blois, Orleans, Fontainebleau nach Paris, und läßt ihm allen möglichen Pomp angedeihen. Der Kaiser übte alle Rechte des Landesherrn auf dieser Reise, und befreite damit in jedem Orte, den er passierte, die Gefangenen, eine schöne, alte Sitte!

Karl war indes nicht ohne Unruhe, denn er war wirklich in einem großen Wagnisse begriffen. Welch einen Rückfall aus den ritterlichen Gewohnheiten hatte er nicht erlebt an diesem Könige Franz bei Gelegenheit der Freilassung, bei

Gelegenheit des Duells! War denn dieser Franz so einfach zu berechnen, wie es früher geschienen hatte? Gab es nicht doch unerwartete Winkelzüge in diesem chevaleresken Charakter? Wenn er den Kaiser festhielt!

In Amboise auf dem Schlosse, was hoch und abgesondert hinabblickt auf die Loire, brannte plötzlich eine seidene Tapete an, alles wird voll Rauch, alles rennt durcheinander, beginnt ein Attentat?

Der Kanzler Payet, der den Kaiser bekomplimentiert, bleibt mit der langen Robe an einem Scheite Holz hangen, reißt und reißt, reißt dergestalt, daß er's dem Kaiser an den Kopf schleudert. Alles springt hinzu — beginnt ein Attentat? Es ist geschichtliche Erscheinung, daß der mörderische Anfall in Frankreich meist wie der Blitz aus blauem Himmel schlägt, daß er den Bedrohten mitten in der sicheren, geselligen Form überrascht, damit die Aisance des Verkehrs, da sie doch gestört werden muß, wenigstens nur einen Augenblick, nur im letzten Augenblicke gestört werde.

Im Hofe zu Fontainebleau springt des Königs Sohn, der Herzog von Orleans, ein mutwilliger Bube, dem Pferde des Kaisers plötzlich auf die Croupe, umfaßt den Kaiser und schreit: „Eure kaiserliche Majestät ist mein Gefangener!" Der Kaiser zittert und lacht.

König Franz zeigt ihm seine Geliebte d'Etampes mit den Worten: „Betrachtet, mein Bruder, diese schöne Dame! Sie meint, ich solle Euch nicht von Paris lassen, bis Ihr den Frieden von Madrid widerrufen habt!"

Karl gibt fassungslos die schlechteste Erwiderung mit den Worten: „Wenn der Rat gut ist, muß man ihn befolgen." — Die Erwiderung war schlecht, denn sie hätte jede feindliche Handlung erleichtert. Karl fand dies selbst und suchte sie gut zu machen. Tags darauf, da er sich zu Tisch setzen und nach dem damaligen Brauch die Hände waschen will, zieht er einen kostbaren Diamant vom Finger,

und läßt ihn zu den Füßen der Herzogin d'Etampes fallen. Sie stand neben ihm, um die Serviette zu präsentieren, hebt den Ring auf und präsentiert ihn dem Kaiser. Dieser aber sagt: „O, Madame, der Kaiser hebt nichts auf.“

Von Stunde an sprach sie nicht mehr von feindlichen Dingen, und Karl hatte den Takt, gegen den König keiner politischen Dankbarkeit mehr zu erwähnen, die solcher Empfang hervorgerufen habe. Nach achttägigem Aufenthalte verließ er Paris, und hat denn auch in der Tat dieser ritterlichen Aufnahme keine erkenntliche Folge gegeben.

17.

„Geduld, da das Glück fehlt“, soll noch ein Ausruf Königs Franz gewesen sein am Abende von Pavia. Ach, in seiner letzten Lebensstunde konnte er ihn oft wiederholen! Aber seinem Naturell war die Geduld nicht gewährt. Wir meinen überhaupt, sie sei den Franzosen versagt, und wir sind wie über vieles Französische darin im Irrtume: der Franzose hat sehr viele Eigenschaften einer beschränkten, aber fleißigen Künstlernatur, einer Künstlernatur die klein in der Empfängnis, aber groß in der unermüdlichen und exakten Ausführung. Er hat seine kleine Sprache dadurch zur Weltsprache gemacht, er hat deren beschränkten Umfang zur deutlichsten festesten Form ausgebildet, er hat jeden Fall ihres kleinen Umkreises vorhergesehen und festgestellt, er hat nicht das kleinste Möbel ohne Namen gelassen. Seht, wie nachlässig wir darin sind im Vertrauen auf unsern inneren Reichtum! Welches Heer kleiner Bezeichnungen Frankreichs uns unentbehrlich geworden ist, weil wir zu träge und unkünstlerisch sind, sie selbst zu erfinden und zu bilden. Betrachtet Kleidung, Möbel, gesellige Form! Betrachtet die Maler, in denen uns jetzt ein so großer Reichtum aufgeht! Wie grau, wie gedrückt, wie unbeholfen sehen unsere Bilder

in aller Technik aus neben der freien, festen Geschicklichkeit französischer. Unser Stolz auf den reicheren Grund von Phantasie und Geist, den wir voraus haben, er ist gerecht, er ist Erbteil unserer Art, unserer Gattung als Nation. Aber es ist moderne Aufgabe jeder Nation, sich zu ergänzen in den Punkten, wo ihre natürliche Anlage schwach wird. Und was man nicht bis zur Form bewältigt hat, das besitzt man auch noch nicht.

Franz gehörte nur in einzelnen Künsten zu dieser geduldigen Art Frankreichs. Wenn er bauen, malen, bilden ließ, da besaß er diesen ausharrenden Sinn. Nicht in der Lebenskunst, und auch darin besitzt ihn der sonst so ungestüme Franzose. Die Diplomatie, welche er ausgebildet, weicht nicht bloß aus, sie bereitet vor auf lange hin, sie wartet, sie trägt Steinchen für Steinchen, um einst ein groß Gebäude zu sehen. Wir tun dies mit Gedanken, und lassen den Herrgott sorgen, der uns Geschichte heißt. Der Franzose tut dies mit Maximen, mit Maßregeln, und er sorgt ununterbrochen selbst durch neues Zutun für das Gedeihen seiner Absicht. Frankreich ist voll silberner Maximen; die feinsten Verschränkungen des geselligen Lebens und des Menschenlebens überhaupt sind geistreich in überraschende Phrasen eingearbeitet, und so ist das Leben überall ausgebildet zu einer feinen Kunst.

Die französische Mutter sagt zu ihrem Sohne: Beginne niemals blöde, aus Furcht, lästig zu sein. Jeder Unbekannte ist zuerst lästig. Niemand hat Zeit für einen Fremden, denn das Leben ist eingeteilt, und der Fremde ist neu. Aber sage kurz das Wesentliche, wisse zu enden. Appelliere nicht von vornherein an das Herz, wie in Deutschland, wo auch die Koketterie mit dem Herzen kokettiert, statt mit dem Geiste. Das Herz ist persönlicher als der Geist, es ist zudringlich, sich an jenes zu drängen. Der Geist ist frei und offen für alle Welt. — Du weißt nicht, ob du einer neuen Bekanntschaft etwas geben kannst, poche also nicht auf Kenntnis und

Vorzüge. Eins kann man mit Geschicklichkeit immer geben, wenigstens leichter: Dies ist ein angenehmer Eindruck. — Wenn du einen Dienst erweisest, so entschuldige dich dafür, sonst wird er eine Last. Erweise ihn jedermann, zu jeder Zeit; an den Pforten deiner Gefälligkeit darf kein Portier sitzen, der sie kontrolliert, diese Pforten müssen immer offen, müssen mit Blumen bestreut sein. Je besser du weißt, daß diejenigen Leute, die du verpflichtest, eben darum deine natürlichen Feinde sind, desto unscheinbarer wirst du sie verpflichten. — Wenn du einen entschiedenen Gegner vor dir hast, disputiere niemals, die dritte Entgegnung ist eine Impertinenz. Wie könnten sonst die feindlichsten Parteien gesellig-friedlich nebeneinander leben! Einen entschiedenen Widerspruch bekehrt man nicht durch Disputieren, sondern man bestärkt, man erbittert ihn. — Deine Überlegenheit verbirg. Ist sie zur Entscheidung der Sache nötig, so gib sie als Sache, und bitte für deine Person um Verzeihung. — Kannst du eine Bekanntschaft oder Freundschaft nicht verteidigen, so höre dem Angriffe aufmerksam, aber schweigend zu. Verleugne niemals den Bekannten oder Freund. Es ist gemein, und der Angreifende selbst vergißt dir niemals diesen Fehl gegen seinen Feind. — Sei doppelt artig gegen den Geringeren, der Gleichgestellte erwartet nur das Gebührliche.

Nicht bloß Larochefoucauld ist Muster dafür, auch die scheinbar leere Person hat in ihrer geselligen Kultur einen ganz feinen Lebenskatechismus.

Was stürmte aber auch alles auf König Franz, um ihn aus solchem französischen Gleichgewichte der Lebensregel zu werfen, wie sie von seiner Zeit an mehr und mehr sich ausbildete. Er war wie ein gehetzter Hirsch, Hindernis auf Hindernis, Verlust auf Verlust, Schlag auf Schlag fielen auf die erschöpfte Kraft; kam das feindliche Heer noch einen Schritt näher, so mußte er zusammenbrechen. Es war im Lager von Valence am Rhoneufer, wo er die Nachricht erhielt,

daß sein geliebter Sohn, der Dauphin, gestorben sei. Er schreit auf, er schluchzt, er reißt das Fenster auf, er streckt die Hände zum Himmel, Gott möge ihm helfen. Sein Sohn Heinrich, den er am wenigsten liebte, ward nun Erbe des Reiches. Warum nicht der, wenn denn gestorben sein muß! Der dritte Sohn, Franz, ist so ganz des Vaters Ebenbild, ist so frisch und des Vaters Augapfel. Auch dieser dritte Sohn stirbt, angesteckt von der Pest, weil er darauf bestanden hatte, frevlen Mutes, im Zimmer eines an der Pest Gestorbenen zu schlafen, oder vernichtet durch Ansteckung anderen Giftes. „François, François, warum hast du mir das getan!“ rief der unglückliche Vater und sank in apathische Ohnmacht.

Das fröhliche Haus wurde verödet. Auch die Mutter Luise, die lebensstarke, war tot. Ihr Leben lang hatte sie den Tod gefürchtet und die Prediger gehaßt — offenbar wissen sie nichts, pflegte sie zu sagen, weil sie stets wiederholen, was jedermann weiß. Als sie aber einst des Nachts von ihrem Bette aus einen Kometen sah, da war sie überzeugt, dies sei ihr Tod, und nun sah sie ihm fest ins Auge und bereitete sich standhaft darauf vor. Ach, wie fehlte ihr starker, schmeichlerischer Zuspruch dem gebeugten Sohne! Im Hause war eitel Zank und Verdrießlichkeit. Die Mätresse Heinrichs, Diana von Poitiers, war in stetem Hader mit der Etampes, das bildete Parteien, das gab Intrige, das machte den kranken König immer unmutiger und tyrannischer. Dies später immer wiederkehrende Schicksal in Frankreich, daß der Dauphin oder ein Kronprätendent in die Macht hineinstrebte, schien zu beginnen, der Connetable Montmorency und anderer Adel hielten zur Diana, und Franz riß eines Tages die Türen auf und machte ein gewaltsames Ende. Er entsetzte den Connetable und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Wie krank er war, vom schwachen Wesen eines dritten Heinrich, oder eines dreizehnten Ludwig hatte er nichts.

Noch mehr: auch die Etampes wendete sich von dem

untergehenden Sterne ab. Sie sah, wie der Tod immer enger ihren Herrn umkreiste, sie sah, wie ihre Feinde den Fuß aushoben nach der höchsten Thronesstufe, sie blickte nach Sicherung und Hilfe umher. Seit sie eines Tages den Dauphin mit der Bemerkung rot gemacht, daß er an dem Tage geboren worden, da Diana sich verheiratet, seit dieser empfindlichsten Beleidigung durfte sie keiner Gnade vor seinen Augen gewärtig sein. Und sie wendete sich an Kaiser Karl! Und das verunglückte. So hatte sie den Geist ihres Herrn verunglimpft und nichts gewonnen. Als er starb, floh sie auf ihre Güter, und dort hat sie noch an die dreißig Jahre gelebt, und ist unter dem Trubel der kleinen Valois verschollen. Kinder hat sie nicht geboren. Man erzählt, daß ihr kläglicher Mann nach des Königs Tode als Ankläger gegen ihr Verhältnis zu Franz aufgetreten sei! Königs Franz Galanterien außerhalb der halbehelichen Verbindung mit der Chateaubriant und Etampes haben sich in ihrer Gefährlichkeit dargestellt. Die Nachwelt ist in diesem Punkte viel strenger gegen ihn gewesen als gegen Heinrich IV., neben dessen vierzehn Mätressen er dilettantenartig erscheint. Vielleicht mit Recht strenger, da er am dreistesten dies Treiben begonnen, da er nicht so nachdrücklich durch große politische Tat sein Privatleben bedeckt hat. Das Bild einer wägenden Geschichte ist ein geistvolles Bild; sie zählt nicht. Aber man hat ihm wohl auch Falsches aufgebürdet. Daß Diana ihm vor seinem Sohne gehört, diese widerwärtige Erscheinung ist in zweifelhaftes Dunkel gehüllt. Man weiß, daß sie als junges, bildschönes Mädchen zu seinen Füßen gelegen, Pardon erbittend für ihren mit dem Tode bedrohten Vater. Man setzt hinzu, daß er diesen Pardon nicht ohne Entschädigung gewährt habe, was viel widerwärtiger sich ausnimmt als der Bericht irgend einer gewaltsamen Verführung. Denn es hieße das schönste und edelste Vorrecht der Krone besudeln, nicht nur mit einer Handlung besudeln, die man nur gegenseitiger Leidenschaft

vergibt, sondern mit dem schachernden Trafik einer Handlung. Aber wieviel haben die Protestanten ihrer ewigen Feindin, jener Diana nachgesagt! Gleichgültig konnte es ihnen sein, ob es auch auf Franz mitfalle, der ihnen ebenfalls verhaßt. Vielleicht ist dadurch alles Leben Dianas so zum Greuel verkehrt, denn eine Frau, die ein langes Leben hindurch einen jüngeren Mann dauernd zu fesseln weiß, die in der französischen Geschichte solche Bedeutung gewinnt, die einen König zur Seite hat, welchen man nicht töricht, nicht schwach, nicht unbedeutend nennen kann, die neben einer Katharina von Medicis sich mächtig erhält, eine solche Frau kann nicht gemein sein. Auch existiert nur jene Andeutung über ein flüchtiges Verhältnis zu Franz, über eine wirkliche Mätressenschaft ist nirgends ein Wort zu finden, das scheint eine grundlose Tradition zu sein, die sich durch Parteisage eingeschlichen hat. Die Katholiken taten desgleichen, sie murmelten, daß Franz mit Anna Boleyn verkehrt, welche im Gefolge Mariens von England gewesen war. Anna war den Katholiken verhaßt, weil sie ihnen abtrünnig wurde. Als ob Blaubart-Heinrich in diesem Punkte unkundig und nachsichtig gewesen wäre. Es ist nur wahr, daß sich Franz beim Papste lebhaft verwendete für seinen Bruder von England und dessen gewünschte Ehescheidung — denn er liebte Heinrich — und daß er unter anderen Gründen drollig genug dem Papste gesagt habe, diese Anna Boleyn sei sehr schön.

Heinrichs Tod zu Anfange des Jahres 1547 traf König Franz wie der letzte entscheidende Schlag. Nun war auch der dahin, von dem man ihm oft gesagt, er habe so viel Ähnlichkeit mit ihm in Wuchs und Temperament! Im Monat Februar desselben Jahres setzte sich sein herumirrend Übel zu einem Fieber fest, peinliche Unruhe peitschte ihn von einem Orte zum andern. Von einem Lustschlosse eilte er auf das andere, keines gefiel ihm. Er wollte die unzureichende Natur zwingen, die Jagd, die alte schöne Waldeswelt wird diesen

schlechten Zustand vertreiben — auch die Jagd gefiel ihm nicht mehr. Die alte Freude soll erzwungen werden, er jagte alle Tage, er hatte alle Abende das Fieber heftiger, er mußte sich endlich aufmachen zurück nach St. Germain, wo er im letzten Jahre sich gewöhnlich aufhielt. Aber er kam nicht mehr bis dahin — hier endlich doch, sprach er zu sich in Rambouillet, soll die Jagd schön sein, und fiel aufs Bett, und fand nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Das Geschwür am Halse machte ihm die peinlichsten Schmerzen, er fühlte sich zum Tode, nahm die Sakramente mit der größten Andacht, empfahl wie jeder sterbende König Frankreichs dem Dauphin die Franzosen und die Verminderung der Steuern, warnte ihn noch vor Montmorency und noch mehr vor den Guisen, versuchte noch einmal mit alter Kraft des nicht zu vernichtenden Ungestüms aufzuatmen, und atmete nicht wieder. Es war im Walde von Rambouillet grün und vom Vogelsange lebendig geworden, es war der 31. März 1547, als der König der Renaissance starb, dieser leichtsinnige und doch so wichtige König. Er war erst zweiundfünfzig Jahre alt.

Als Kaiser Karl die Nachricht erhält, ruft er aus, zu unserm Erstaunen: „Welch einen Fürsten, welch einen großen Fürsten verliert da Frankreich! Wer weiß, wann die Natur wieder seinesgleiches schaffen wird!"

III.

Eu.

18.

Nach der Normandie! An dem Worte haftet noch aller poetische Reiz, sei's von den Trouvèren, den poetischen Minnesängern Frankreichs, die mit England die großen Liedesstoffe austauschten, sei's von den Meerromantikern, von jenen Korsaren europäischer Weltgeschichte, sei's von der nordischen, uns verwandten Abstammung, die uns an dunkle Jugendfreuden einer Heimat erinnert. Aber auch der Franzose teilt diesen Eindruck, auch ihm ist die Normandie ein poetischer Name, und der ganz französische Normann sagt mit besonderem Nachdrucke: moi, je suis Normand! Meyerbeer, unser glücklicher Landsmann, hat diesen historischen Zauber für immer gefesselt in seinem Robert der Teufel. Darin zeigt sich auch jene romantische Fernsicht, unter welcher der Normann so farbig vor unsere Phantasie tritt, das halbafrikanische Palmenland Sizilien, das verwegene Ritterleben des Normannentums. Die ganze Küste Europas zitterte vor dem Namen und dem Anblicke einiger hundert Männer, denn diese Männer waren von Eisen, jeder einzelne war eine Armee, er trotzte den Elementen, und nichts schien ihm zu weit und zu schwer. Hundert Byzantiner ergriffen die Flucht, wenn ein einziger Normann auf sie losschritt. Mit Schrecken sah man ihre Kähne ankommen, denn so viele Männer darin waren, so viele Könige schwammen daher. Was vermag alles ein Mann, vertrauend auf seine Kraft, sicher überall seines Mutes, was vermag ein Normann!

Die Seine ist in Deutschland weniger angesehen, als

sie's verdient. Schon bei Paris ist sie ein tüchtiger, arbeitsamer und nützlicher Fluß. Von da in die Normandie tretend, sie spaltend und verbindend in die obere und niedere Normandie, wird sie voller und voller, ist mit anmutigen, oft interessanten Ufern gesegnet, und führt das Meer und die überseeische Welt ins Herz des Landes, macht Paris zu jener Weltstadt, die dem Meere keineswegs so fern liegt, wie's auf der Landkarte erscheint. Die frischen Austern, die lebendigen Hummern und anderes wunderlich kriechendes und zappelndes Getier des Meeres auf den Märkten und Hallen von Paris erinnern täglich daran, daß die Seine wirklich die Pulsader von Paris ist.

Paris ist auch eben deshalb nicht so zufällig Hauptstadt geworden, wie man öfters glaubt. Schon Cäsar hielt diese Insel der jetzigen Cité für den Hauptpunkt von Gallien, er betrachtete die Stadt, welche auf dieser Insel begann, als Hauptplatz des weiten Landes, und auch der alte keltische Name, der von luton hezi — Wasserwohnung — in Lucotetia, Lutetia überging, war vom Flusse hergenommen. Parisii soll Grenzbewohner bedeuten, da die Belgen bis an die Seine reichten, und so soll Lutetia Parisiorum, die Wasserstadt der Parisier, der alte Name entstanden sein. Auch die folgenden Kaisercäsaren nahmen es meist zu ihrem Sitze, Julian der Abtrünnige wohnte hier, als er hörte, daß er Kaiser geworden sei, im Fauburg St. Germain, wo jetzt die Rue de la Harpe, im Palaste der Thermen. Man kann noch jetzt einige Spuren davon sehen.

Bald darauf befestigte sich der kürzere Name Paris; die Franken, die vom Rheine her kamen und in germanischer Wanderlust das Land bedeckten, fanden ihn schon. Sie hielten zuerst, vom Anscheine leicht getäuscht, die Loire inmitten des Landes für den Hauptstrom, und wählten Tours in der Mitte dieses Stromlaufes zur Hauptstadt. Aber sie kamen von diesem Irrtume zurück und kehrten nach Paris. An der

Loire wohnen die ruhigen Völkerschaften, an der Seine die unruhigen, die kriegerischen, und hier trafen die verschiedensten Völker, damals noch Grenzvölker, aneinander.

Hierher richteten auch die Normannen ihr Augenmerk, da sie plündernd die Seine herauffuhren, und von fern das weiße Gestein des Montmartre leuchten sahen. Dieser Berg, an einem nördlichen Ende von Paris und jetzt zur Stadt gehörig, trug lange Zeit ein Kloster, abgesondert von der Stadt, und hat von religiöser Bedeutung seinen Namen. Man verlegt einen alten Tempel des Mars dahin, oder datiert ihn von mons martyrum zu Ehren des heiligen Dionys. Nicht die Ketten, womit man die Seine sperrte, nicht die tapferste Wachsamkeit hielten die Normänner ab, in die Inselstadt zu dringen und sie zu verwüsten. Erst Odo, — Eudes — ein tapferer Graf von Paris und Herzog von Frankreich, schlug sie nachdrücklich zurück, und bald darauf, im Jahre 912, setzten sie sich unter dem mächtigen Rollo für immer fest an den Mündungen der Seine, und breiteten ihr Reich an beiden Ufern des Flusses aufwärts bis unweit Dreux, Mantes und Beauvais bis an die Grenzen von Isle de France, wenige Meilen von Paris. Diese eisernen Herzöge, wie Rollo und Wilhelm Langschwert, gestatteten dem Könige von Frankreich den leeren Titel eines Lehnherrn der Normandie, aber sie gebärdeten sich durchaus wie Souveräne, und die Könige von Frankreich sind nirgends so geringschätzig behandelt worden, als auf den Schlössern der Normandie, wenn sie höflich einsprachen, um einen Vertrag oder ein Bündnis zu schließen. Der Saal zu Eu hat Karl den Einfältigen wie ein Spottbild der Macht gesehen unter den erzumgürteten Baronen der Normandie.

Dies bergwaldige Küstenland der oberen Normandie, das über Dieppe bis Eu hinabreicht vom nördlichen Seineufer; und jenes saftige Wiesenland, ein Weideanger für die mächtigen Pferde und Stiere, die niedere Normandie, das

von der Seine und dem Meere bis an die Bretagne und Maine reicht, diese feste Meeresprovinz hieß in der Vorzeit die Ligue der elf Städte, denn es wohnten elf Völkerschaften da. Dann ward es römisch, dann ward es Neustrien, dann kamen die Normänner und prägten darauf ihren ehernen Stempel, den es bis jetzt nicht verloren hat.

Von dem Schoße einer normännischen Gerberstochter in Falaise ging eine geschichtliche Wendung aus, deren Folgen noch heute in Europa wirken. Falaise liegt im südlichen Teile, in der niederen Normandie, deren betriebsame Hauptstadt Caen noch heute von Engländern bedeckt ist. Unweit Falaise nach Osten zu zieht ein Flüßchen, namens Dive, durch Wiesen hin; dies bildete die Grenze zwischen Basse- und Hautenormandie. Alles was östlich von ihm lag, gehörte, außer dem nördlichen Seineufer, zur Hautenormandie. In Falaise hatte der Gerber Foubert eine schöne Tochter, namens Harlette. Herzog Robert, der eines Sonntags durch Falaise ritt, sah sie, und ward von Stunde an sterblich verliebt. Harlette selbst hatte in der Nacht einen wunderbaren Traum: es stieg ein Baum aus ihrem Leibe bis zum Himmel auf, so groß, daß er die ganze Normandie beschattete, und das Meer und das große englische Land.

„Aumbrout tote Normandie
E mer e la grant terre engleise.“

Sie gebar einen Sohn, der hieß erst Wilhelm der Bastard, dann Wilhelm der Eroberer, denn er eroberte wirklich das ganze Engelland. Als Wilhelm diese große Unternehmung begann, waren alle Zeichen ungünstig. Er lag zu Fécamp, einer alten Seestadt zwischen Havre und Dieppe, und fürchterliche Stürme widersetzten sich seiner Einschiffung. Er unternahm sie trotz der Stürme, er unternahm das Weitere, obwohl er beim ersten Tritte auf englisches Land strauchelte und zu Boden fiel, er schlug mit seinen Normannen die furchtbare Schlacht von Hastings, und England erhielt seine

Tory-Lords, die sich heute noch ihres normännischen Blutes rühmen.

Aber was ist der stärkste Mann, wenn das Band seiner Glieder sich löst! Ein Spiel der Diskretion und der zufälligen Winde. Denn alle Macht ist eine Person, eine atmende Person. Entweicht der Atem, so kann ein Schreck übrig bleiben, ein Eindruck, der wie Macht aussieht vor schwachen Menschen, aber die wirkliche Macht ist entwichen. Wilhelm von Engelland und von der Normandie herrschte bis zum letzten Atemzuge, die mächtigsten Barone der Welt standen um sein Sterbelager, und als der Atem nicht mehr auf und nieder steigen konnte, als er stockte, aufhörte, war Wilhelm von England ein verlassener Haufen von Atomen. Die Barone stoben auseinander, entsetzt vor dem Gedanken, daß solch ein Mann fehle, die Diener fielen über den Leichnam her und plünderten ihn, denn je näher die Sonne, desto matter ist ihr Strahl, sie plünderten den Palast und entflohen. Nackt lag der tote König allein im wüsten Hause, er lag auf der Diele.

Ein einziger Rittersmann, namens Harluin, erbarmte sich dessen, trat in das schauerliche Haus, lud den Königsleib auf einen Wagen und machte sich um Gottes willen auf mit ihm gen Caen. Als er dort ankam und ein Geleit zusammengebracht hatte nach der Kirche des heiligen Stephan, brach eine Feuersbrunst über Caen herein, alles Geleite stob auseinander, nur Harluin und einige Mönche gingen mit bis ans Grab. Als man die Leichenrede sprechen wollte, kam ein Mann, namens Ascellin, unterbrach sie und sprach: „Diese Erde, wo ihr ein Grab gegraben, ist mein, und ich gestatte sie euch nicht“ — o du toter König von Engelland! Du warst so gewaltig vom Leibe! Als man ihn auf die Bahre legen wollte, um ihn hinabzulassen, war die Bahre zu kurz, und man mußte den Leib zusammenbiegen. Da borst er entzwei und verpestete die Atmosphäre, eiligst

sprachen die Priester das kürzeste Totengebet und flohen entsetzt von dannen.

Ist es nicht vielmehr ein Spiel der Poesie, als ein Werk der Wissenschaft, wenn wir den Völkern nachrechnen und aufweisen, aus welchen Stücken sie entstanden sind? Einige Knochen, einige Muskeln, und dies und jenes Verwandte, wem wären sie nicht nachzuweisen, und doch ist jeder einzelne Mensch, jede Völkerschaft, jedes Volk etwas Unerhörtes! Die Bestandteile sind nicht die Hauptsache, die Verbindung, das Resultat, die Seele ist's, und sie ist nie zu berechnen. In der Bretagne ist man an germanische Sitte gemahnt, in der Normandie noch mehr, ja man kennt hier allen Ursprung und Übergang. Und der Bretone ist Franzose, und der Normand ist Franzose und lächelte zu den Ableitungen. Wieviele Schichten sind nicht auf die alten Gallier gehäuft worden, und leset heute, wie Cato sie charakterisierte, ihr werdet die heutigen Franzosen erkennen. „Das gallische Volk“, sagt er, „betreibt zwei Dinge zum Eifrigsten, die Kriegskunst und den klaren Ausdruck der Rede.“ Da ist ein Erbteil deutlich geblieben, und in der Normandie ist gründlich Germanisches total verschwunden: der Normand ist schlau und verschlagen, allem Franzosen zum Trotze. Rusé comme un Normand, heißt es in Frankreich.

Der Grundsatz des Vollblutes ist ein ganz richtiger, aber es gedeiht kein Vollblut auf die Länge ohne Anfrischung durch fremdes. Jeder Stoff, der sich allein überlassen bleibt, nützt sich ab. Die neue Geschichte seit Untergang des Mittelalters hat eben diese Anfrischungen für neue Rasse als Aufgabe übernommen und in Frankreich und England ausgeführt. Deshalb ist es nur ein poetisches Spiel, die Stammbäume nachzuzählen, denn die Gesamtheit des neuen Waldes hat alles Einzelne verändert. Deshalb sind diese Staaten politische Mächte geworden, deshalb werden wir niemals zu

politischer Macht kommen, solange wir nicht unsere sorgfältig gepflegten Stammbäume der Sachsen, Bayern, Schwaben und wie sie weiter heißen, drein geben, solange wir nicht das Wort Deutsch verwandeln in ein neues. Denn es ist ein poetisches Wort und kein politisches, und weil es sich stets in die Politik mischt, verdirbt es sie stets. Deutschland hat als solches die moderne Wendung der europäischen Geschichte nur geistig in sich aufgenommen, politisch aber zurückgewiesen, es hat denn auch als Deutsches Reich gekrankt und seinen Untergang gefunden. — Nicht als Gallier, sondern als moderne Mischung, als Franzose ist der Bewohner Frankreichs mächtig geworden, nicht als Britannier, nicht als Schotte oder Ire, sondern als Engländer ist der Sohn Albions gefürchtet. Britannien und Albion sind poetische Namen, die er für den Reiz und die Macht der Erinnerung pflegt, wie wir uns Deutschland pflegen mögen, aber England ist ihm politischer Name voll Macht wie la France für alle Teile des alten Gallien. Uns steht dieser Prozeß noch bevor, und mit ihm der neue Name. Unser Mangel an Formsinn täuscht uns stets darüber und spottet gern: Was ist ein Name, was hilft ein Name! Er ist und hilft viel. Wer ist reicher an Inhalt, denn wir? Und wer erscheint ärmer, weil die Form gebricht!

Ehe es vollbracht war, erschien es wie töricht, ja wie unmöglich, den germanischen Normand und den romanischen Provenzal in eine politische Macht zu einen. Man lacht jetzt über dies Vorurteil in Marseille wie im Havre. Aber in Deutschland findet man es heute noch töricht, ja unmöglich, daß Schwabe, Bayer und Preuße zusammen gehen könnten selbst in freierer, nicht so prosaisch nivellierter Form, wie es in Frankreich geschehen.

Und wieviel Charakteristisches ist doch auch hier in starken Provinzländern verblieben. Der stattliche, tapfere, verschlagene Normand ist streitsüchtig in Privatangelegenheiten,

prozeßsüchtig bis zum Sprichworte. Keine Gerichtshöfe sind so überhäuft wie die normannischen. Dagegen ist die Normandie ruhig und besonnen in politischer Frage, wenn sie auch eine ganz entschlossene Partei nimmt. Man ist nicht neugierig, und die Neugier ist ein tief revolutionäres Element in Frankreich. Aber man ist zäh im Widerstande, und die Normandie heißt deshalb gern das Vaterland des gesunden Menschenverstandes, des bon sens, vielleicht noch ein direktes Erbteil vom englischen Stamme. Man schweigt indessen nicht wie der Engländer, man schwatzt nicht wie im Midi, man hüpft nicht frivol in und über alles wie in Paris, man ist logisch, man ist bündig.

Erst Philipp August brachte 1204 die Normandie wirklich an die Krone, aber zweihundert Jahre später war sie noch einmal vierzig Jahre von den Engländern bedeckt. Wie viele alte Keime konnten da wieder aufgefrischt werden? Seit 1450 ist dieses schöne Land dauernd französisch.

Auch in Frankreich sind die Flüsse Mode geworden. Die Seine und Saone haben den Anfang gemacht, jene nach Lyon, diese nach dem Havre. Die Ausstattung der Dampfböte auf der Seine ist auch die beste in Frankreich. All dergleichen, wo Bequemlichkeit ins Spiel kommt, ist bei den Franzosen weit hinter England und auch hinter Deutschland zurück. Sie sind wohl praktisch, aber nur für das Ziel selbst und für das Aussehen, den Weg zum Ziele vergessen sie. Sie wohnen unter mannigfaltigem kleinen Schimmer, an sogenannter Etalage fehlt es so wenig, daß man gar oft ein Sklave der Etalage und von eitel Gefahr umgeben ist für jede unbedachte Armbewegung. Aber an allem Komfort gebricht's in ihren Zimmern wie in ihren Wagen. Sie sind eine Mitte zwischen Nord- und Südeuropa, das hat ihnen die Erfindung für Schutz und Erleichterung schwer gemacht.

Der Italiener klagt, daß er in diesem kälteren Lande viel weniger gegen die Hitze geschützt sei als in Italien, und der Nordländer klagt, daß er in Frankreich mehr friere als im Norden. Denn der Franzose hat nur heißes Blut und Kamine, und die kosmopolitischen Öfen in Paris rauchen viel mehr als sie wärmen. Übelstände dieses Bereichs werden sich in Frankreich niemals verlieren, denn der Sinn dafür gebricht dem Volke, und an derselben leeren Stelle fährt auch dasjenige hin und wieder, was wir als Oberflächlichkeit an ihnen bezeichnen. Einsamkeit und Versenkung liegt nie in ihren Wünschen, nie in ihren Bedürfnissen. Sie arbeiten, sie denken, sie produzieren unter allerlei Störnis. Störnis ist ihnen keine Störung, denn sie gehen niemals über die einmal gewonnene Form in Denk- und Sprechweise zurück oder hinaus. Diese Schranke hält sie also immer aufrecht, und ohne Umstände lassen sie einen Faden fallen und nehmen einen Faden wieder auf. Deshalb sind sie uns überlegen in aller raschen Formation für das Theater, für gesellige Darstellung, für den Staat; deshalb bleiben sie stets hinter uns zurück in aller tieferen Spekulation, und deshalb bleibt das, was sie Poesie nennen, für uns ein prosaischer Aufputz. Denn uns ist die Poesie Schöpfung, ihnen ist sie Formung. Ganz in dieser durchgehenden Verschiedenheit werden wir ihrer klassischen Tragödie immer unrecht tun müssen, wenn wir auch recht haben im Bedürfnisse eines tieferen Reizes. Und sie werden recht haben, wenn sie sich auf einen kleinen Formzauber berufen, der uns entgehe. Schon seit längerer Zeit ist ihnen übrigens eine Ahnung dieses Verhältnisses aufgegangen, und sie sprechen vag von einer poetischen Überlegenheit, von einer gründlicheren Bildung in Deutschland, wenn sie auch keinen deutlicheren Begriff davon haben, als von den poetischen Bauten der Babylonier.

Ganz ändern wird sich dies nie. Wir haben verschiedene Missionen zu erfüllen im Gange Europas, und wir können

und sollen niemals ineinander aufgehen. Aber es ändert sich doch vielfach, besonders seit die Erlernung deutscher Sprache in Schulen eingeführt worden ist. Jenes witzige Wort ist schon nicht mehr wahr: Der Franzose kennt die deutsche Literatur so gut, wie der Deutsche die polnische. Und eines gilt durch ganz Frankreich, Paris ausgenommen: Der Franzose liebt uns, wie er den Engländer haßt. In Paris verhindert dies der Brotneid, denn der Deutsche hat sich da in Kunst und Gewerbe dem Franzosen vielfach vorgedrängt, und man will achtzigtausend Deutsche in Paris zählen, von denen beinahe achtzigtausend Geld suchen und nur einer oder der andere Geld bringt.

Im häuslichen Leben, im Reiseleben werden sie am spätesten oder niemals unsere Poesie des Komforts annehmen. Denn ihre Denkweise wird uns niemals dergestalt ähnlich werden, daß sie ihnen eine weichere und behaglichere Tagesexistenz wünschenswert oder nötig machte. Sie sind weniger weichlich und bleiben Leute des Marktes. Sie ertragen viel leichter schlechtes Wetter, und haben ein viel milderes Klima. Die mäßige Winterkälte dauert nur vier Wochen im nördlichen Teile, und gegen den Regen sind sie viel abgehärteter als wir. Wie man denn überhaupt, vielleicht infolge des stets luftigen Lebens, durch alle Provinzen strotzende Gesundheit und wohlgebildete Menschen findet. Der deutsche Reisende harrt umsonst auf bequeme Diligencen. Seine Klage über schlechten und engen Sitz ist dem Franzosen total unverständlich. Daß zwanzig Personen oben und unten in einer Diligence Raum finden, die bei uns nur zehn Personen faßte, mon Dieu, das findet er ganz in der Ordnung. Nicht bloß weil er Demokrat, sondern weil er Franzose ist, zeigt er sich keinen Augenblick beengt von dem Zudrange grober Blusen, dicker Weiberröcke, er braucht nur vier Hände breit Platz und ein leidlich Französisch zur Konversation. In den Dampfböten, selbst in den schlechtesten auf der Loire findet er Feenpaläste.

Ich habe sie scharenweise in Valence zuströmen sehen, bloß um den Sirius, ein neues Rhoneboot zu betrachten und anzustaunen, und dieser Sirius war schmal und unbequem gegen das einfachste Rheinboot. Vielleicht nur einigen Putz in Schnörkeln und Spiegeln hatte er in der Kajüte voraus, denn alles Glas ist in Frankreich unvergleichlich schöner und wohlfeiler als bei uns. Aller Komfort des Deckes — aisance ist der französische Begriff — war in der Kindheit. Der Franzose reiset nicht, um zu sehen, alle Diligencen sind immer wohlfeil und voll, aber der Reisende, der bloß das Land sehen will, ist darin eine große Seltenheit. Solches Reisen ist germanischer Charakterzug.

Der Rhone und die Seine sehen am ersten noch Franzosen, die aus solcher leeren Absicht kommen. Die Seine macht es den Pariser Hunderttausenden so leicht und ist der Weg nach England. Das Verdeck der Seineböte ist immer von Engländern bedeckt.

Zögernd entfernt sich die Seine von Paris, sie wendet sich in Schlangenwindungen immer wieder dahin zurück, und man schifft sich deshalb erst in St. Germain ein.

In Mantes beginnen schon die gotischen Kirchen, dieser Adel der Normandie, und allmählich erscheinen die kleinen Hügelzüge, deren nacktes Gestein die Franzosen mit Staunen erfüllt über Aridität. Es geht bei Andely vorüber, dem Geburtsorte der Corneille, die Gegend füllt sich bei Elboeuf und häuft sich von einem Ufer zum andern, bis am Abende Rouen erscheint, getürmt auf den Lehnen und Bergen des rechten Ufers, weit hinübersehend von seinem Katharinenberge in die abgeflachte südliche Normandie. Pierre Corneille steht auf der Brücke, steht in der salle des pas perdus des Justizpalastes, Boieldieu sitzt auf der Promenade, die an dem schönen Flußkai hinführt. Vertieft man sich hier in die alte Stadt, unter die hohen Häuser von Fachwerk erbaut, so kann man sich allerdings in eine Stadt Süddeutschlands versetzt

glauben, und alle die Ähnlichkeit im Rechtssinne und Rechtsgange und Sitte kommt ins Gedächtnis, welche Venedey für seine „Reise und Rasttag in der Normandie" sorgsam zusammengetragen hat. In einer engen Straße Rouens war's, wo ich einen öffentlichen Ausrufer das Todesurteil von Barbès ablesen hörte. Alte normannische Weiber umringten ihn, und horchten andächtig, und eine von ihnen wickelte einen Sou aus ihrer Tasche, um sich diese Lektüre zu kaufen, wie man sich bei uns eine Geschichte der Heymonskinder kauft, oder „Ganz neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr". Wie nimmt sich die Politik aus in einer dunklen Provinzstraße, wo alles still und erstaunt aussieht, wie in Deutschland! Eine politische Tat in Paris, wie leicht, wie nebenher, wie vorübergleitend entsteht sie — wie ungeheuer, wie dauernd in der Provinz. Das vergossene Blut übersieht man in den Pariser Journalen, da ist's eine Neuigkeit des Tages unter hundert anderen; so, für einen Sou verkauft an die stille Familie, zur Lektüre für ein Menschenleben, wie wird es da rot und bedenklich. Die konsequentesten Menschen des Staates kamen auch in Frankreich meist aus der Provinz, der Pariser arbeitet nicht mehr für die Dauer, denn er glaubt nicht mehr an sie. Heinrich IV., Richelieu, Corneille, die Girondisten, Robespierre, Napoleon waren aus der Provinz. Die rasche Genialität, die Desmoulins, Danton, Mirabeau waren aus Paris. Zu Rouen im Hotel de Ville sieht man eine Büste Mirabeaus, schlecht, treu, von Blattern zerrissen, mit eingesetzten funkelnden kleinen Augen, mit dem breit gequetschten Antlitze des gewaltigen Menschen. Vor ihr wird man erschreckend einer Brutalität des Mannes inne, die so groß ist, daß man das Genie übersehen und den Mann hassen und verabscheuen kann, wie ein Feind der Revolution haßt und verabscheut. Man wendet sich kopfschüttelnd ab, fühlend, daß man vor solchem Bilde den großen Taten des Mannes unrecht gibt; fühlend, daß alles Gewaltige dicht neben dem

Rohen wohnt, daß alle Kraft Zwillinge im Schoße trägt, das Verbrechen und die heroische Tat.

Die Kirchenwunder Rouens dagegen wiegen in Himmelsträume. Gelingt es auch nimmer, den Himmel herabzuziehen, Himmlisches gleitet in die Hand dessen und aus der Hand dessen, der die Vorstellung eines Himmels in seinem Herzen pflegt. Die Kathedrale und St. Ouen ziehen lange mit uns auf der Seine weiter, und flüstern mit der ewigen Meeresflut, die seit Jahrtausenden heraufsteigt bis Rouen.

Die Seine wird voller, die Berge treten weiter und weicher zurück, Zeugnisse alter Baronensitze werden häufiger, der wüste Schloßplatz Robert des Teufels erscheint, der Platz wenigstens, wo einst ein Schloß gewesen sein könnte, und so wie man Jancarvilles ansichtig wird, des alten normannischen Kanzlerschlosses, da reißt das Land bei Villeboeuf sich weit auseinander, das Meer hereinlassend frank und frei, den Horizont öffnend in die weite Wasserwüste. Man sieht ein Ende Frankreichs; rechts den spitzen Turm von Harfleur, hinter welchem sich der Havre verbirgt, links den von Honfleur mit den übereinander aufsteigenden Häusern der Fischer- und Schifferstadt. Das Schiff beginnt zu wogen, die Menschen sinken, und meist traurigen Sinnes kommen sie am dicken Turme Königs Franz vorüber, des Vaters vom Havre, das er Françoisville benannt hatte, traurigen Sinnes betrachten sie zuerst die reizlose Stadt der Kanäle, die Schiffe auf Schlamm, von der Ebbe gepeinigt, der Flut harrend, traurigen Sinnes die einförmigen Warenspeicher, die langsam niederfallenden Kanalbrücken.

19.

Wenn man die alte Festungsbrücke des Havre überschreitet, so hat man den Havre hinter sich, ist aber noch in der Stadt. Ingouville heißt dieser damit verwachsene Ort,

und er steigt in Landhäusern die hohe Berglehne hinauf, welche das Seinetal vor den Nordwinden schützt. Ingouville heißt der Luxus, will sagen die Poesie des Havrer Kaufherrn. Hier liegt ihm die Villa, hier gedeihen ihm die Kinder, hier kehrt er des Abends ein und sieht die Sonne untergehen im Meere. Er sieht Havre und die breite Seinemündung unter sich, der Besitz liegt ihm ruhig zu Füßen, und seine Hoffnung erscheint am Horizonte, das erwartete Schiff, das von Amerika kommt. Wieviel Harrende steigen auf die Côte von Ingouville hinauf, um weiter sehen zu können, als unten von der Jetée, von der Hafenspitze, die vom Meere gepeitscht wird.

Hier oben suchte ich mit einem Landsmanne, ach es war ein Flüchtling, einen jener normännischen Baumgärten, wo man sich in die Heimat versetzt glauben kann, wo das Haus germanischen Stiles mitten unter Obstbäumen liegt, wo die Normannin saure Milch zu schätzen und zu bieten weiß, wie mitten in Sachsen. Wie gern täuscht sich ein Flüchtling in die Heimat zurück, wie sucht er die Höhen und Aussichten, auch wenn sie abwärts sehen von der Heimat, nach Westen hin, ins unabsehbare Weltmeer. Wunderlich, daß unter diesen armen Leuten kein Poet sich hervortut! Ihr Atem selbst ist die Sehnsucht, der Schmerz ist ihr ewiger Gastfreund, die Geliebte, das Glück, jene Heimat, die das alles ist, sie liegt nicht weit, und ist nicht zu erreichen, und der Regenbogen der Entfernung verschönert sie unaufhörlich!

Die Felsenküsten der Nordsee hatte ich umsonst gesucht bis jetzt, die holländische Küste vom Haag bis Ostende herauf zeigt nur Dünen, von der Normandie hatte man mir die schroffen Meerfelsen mit Sicherheit versprochen. Bei Havre zeigen sich steinige Hügel, aber das Gestein ist von jenem weißlichen Sande, dem man nicht die Felsenfestigkeit zutraut, es ist Gestein, das nicht den Eindruck zerschmetternd harter, schauerlicher, ewiger Felsen macht. Die Brandung

und der Widerstand sehen nicht aus wie Pairs, wie gleichgewaltige Kräfte, man denkt an eine Schonung, an eine Friedensmilde von seiten des Meeres. Und wenn der elementarische Eindruck durch Nuancen abgeschwächt wird zu einer scheinbaren Übereinkunft, so verliert er seine poetische Macht.

Man wies mich weiter hinein in die obere Normandie, an das Gestade von Etretat, von Fécamp, von St. Valery. — Wir halten gern die Franzosen für abgefeimt der deutschen Ehrlichkeit gegenüber, für unzuverlässig, für unsolid; Treu und Glauben erwarten wir gar nicht, wir halten dies für ein deutsches Vorrecht. Dieses Grundwasser, unerläßlich für das Bestehen irgend einer Gesellschaft, es bewässert die französische Welt wie die unsrige, es trägt nur andere Farbe. Paris, wo das Leben ein ununterbrochener Krieg, hat manchen verleitet, überall in Frankreich Raffiniertheit, Lug und Trug zu sehen. Selbst Paris ist tief unten ernährt von jenem Grundwasser der Ehrlichkeit, man findet im Innersten die bravste Welt, und muß sie nicht verantwortlich machen für das fliegende Kriegsheer der Straßen und Spelunken. Der französische Grundschlag ist viel gutmütiger, als die scharfe Lebenssitte, die frivole Redegewohnheit ihn erscheinen läßt. Nirgends sieht man raschere Gaben für Bedürftigkeit, offenere Herzen für Mitleid als in den Provinzen Frankreichs. Besonders im Süden wird viel gebettelt, aber auch unaufhörlich gespendet, und besonders von der Mittelklasse gespendet. Nicht wahr? Bin ich in der Gascogne wie im Dauphiné gefragt worden, die Deutschen sind bons enfants wie wir? Was liegt nicht alles in der Frage! Wieviel Beschämendes für unseren Stolz der Ehrlichkeits-, der Gutmütigkeitsprärogative!

Die Eckensteher besonders in den französischen Städten, commissionaires genannt, sind nach deutschem Ausdrucke ein kreuzbraver Schlag. Von vornherein würde man es diesem

lustigen Gewerbe am wenigsten zutrauen, aber sie sind in Paris so ehrlich wie im Havre, wie in Bordeaux, wie in Grenoble. Ich griff den ersten besten im Havre auf, um mir ein Kabriolett zur Reise ins Land aufzusuchen. Wir fanden erst eines, weit abgelegen vom Havre, in Ingouville. Aber der Besitzer des Gaules hatte keinen Kutscher. Er kannte den Eckensteher gar nicht, er sah nur einen Augenblick von seiner Arbeit auf nach ihm hin, um ihn zu fragen, ob er das Land kenne, und vertraute ihm ohne ein weiteres Wort die Equipage. Sie rollte fort, er wußte von mir nichts, von dem verwegen ausschauenden Blusenkutscher nichts, aber er arbeitete ohne Arg weiter.

Der Weg ging über Berg und Tal, durch Buchenwälder oder unter Obstbäumen dahin. Der Apfel, aus welchem sie den Zider pressen, ist der Liebling des Normannen. Aber ein verführerisches Getränk ist der normännische Zider nicht, sauer, wenn er rein, weichlich, wenn er mit Birnenmost vermischt ist. In Paris trinkt man ihn am besten, wie alles in Paris erst verfeinert wird. Das Land ist seit dem Sturze der Seigneurs in viele kleine Besitztümer verteilt, und erinnert dadurch oft an Altenburg. Dieser Revolutionsgang ist überall in Frankreich da am konsequentesten durchgeführt, wo starke Völkerschaften die fruchtbarsten Grenzprovinzen bewohnen. Im schönen Dauphiné ist's desgleichen. Die Provinzen der Mitte und der Fläche haben noch reichlicher ihre großen Herrschaften. Jene Verteilung des Eigentums hat den imponierenden Mittelstand begabt, der die Diligencen dergestalt bevölkert, daß es uns Deutsche erstaunen macht, der die demokratische Gedankenwelt dergestalt stützt, daß eine Änderung von dieser Seite ab wie unmöglich aussieht. Heinrich IV. siegte mit der kriegerischen Gentilhommerie, wie Napoleon mit dem kriegerischen Volke. Von jenem ist den Bourbons ein Seigneursinn geblieben, der sie in Frankreich vernichtet hat. Die Poesie, welche unseren Gewohnheiten

nach damit verbunden, kann sich auf diesem Wege für lange Zukunft hin nicht mehr aufbauen. Frankreich ist in diesem Punkte so gründlich prosaisch, wie jede von Grund aus neubegonnene und ins Breitere angelegte Welt. Die Höhenpunkte, welche den Reiz der Poesie bilden, sind anderswo zu suchen. Kein Mensch kann noch sagen, wo? Das tut die Geschichte selbst, indem sie abstrakte Ideen auf unerwartete Weise verkörpert.

Übrigens ist es ein deutsches Vorurteil, daß die großen Besitztümer im demokratischen Frankreich fehlten. Das Land ist sehr groß und reich, sie sind viel zahlreicher und größer als bei uns, und man wird in Paris und in der Provinz in diesem Betrachte gar oft an Österreich erinnert, das im ganz entgegengesetzten Regierungsprinzipe die großen Besitztümer erhalten hat. Oder meint man, daß im blitzenden Paris nur die Fremden große Hotels, Karossen und Dienerschaft hielten, und die tausend Magazine des teuren Luxus möglich machten? Sie sind nur eine Beisteuer, und die großen Städte der Provinz, die alten Hauptstädte kleiner Königreiche, die Bordeaux, Marseille, Lyon, sie kennen nicht einmal diese Beisteuer, und sind nicht weniger versehen mit Luxusläden und massenhaften Kaufhallen.

Ein reinliches Städtchen der Normandie nach dem anderen blieb am Wege, das hügelige Land fiel zum letzten Male rasch hinunter nach dem Meere, und in steiniger Bucht lag Etretat vor uns, wo die Seemaler zahlreich einsprechen, die Schüler Gudins und Poittevins, wo die rotbemützten, starkgliedrigen Meerfischer der Normandie wohnen, die ruhigen Feinde des Hummer und des Turbot. Die Sonne neigte sich eben auf den Meeresspiegel, und sie kehrten heim von der Jagd, den Weibern Scherze zurufend, die ihrer am Gestade warteten. Es begann das tägliche Abendgeschäft: die Fische wurden in Körbe gepackt, auf Wagen geladen und mit Kurierpferden nach Paris geschickt, den nächsten Abend schon speist man sie beim Pariser Restaurant.

Ja, das Gestein an der Brandung ist hier kühner und höher, es bildet manche seltsame Form, aber es ist von demselben groben Sandkorne, und der romantische Felseneindruck, der Eindruck ewiger Macht wohnt nicht darin. Ich bin später hinabgegangen am Ufer des Ozeans bis in den spanischen Winkel, das Felsenufer unserer Romane ist nicht zu finden. Oft versumpft die Küste ganz, und auch bei La Rochelle ist sie flach. Bei Biarritz vermißt man es nicht, weil die dunkle Färbung des Südens den Gedanken ablenkt vom Material. Erst unten im mittelländischen Meere entdeckt man hier und da das lang gesuchte Felsengestade. Die Hesperiden, Majorka, Minorka und wie sie weiter heißen, wehren sich blauen Granites gegen das Meer, und nach der italienischen Seite hin strecken die Seealpen granitene Mauern, echte ewige Mauern, der Brandung entgegen.

Aber man reitet übrigens gar anmutig dahin auf der meist hohen Küste dieser oberen Normandie, durch Buchenwälder, über Wiesen, an baumreichen Ortschaften vorbei. Man hatte mich auf einen dieser normannischen Hengste gesetzt, die so glänzend von Haut, so stark von Gliedern und Knochen sind, alte Schlachtrosse und stattliche Massen auf den französischen Bildern. Die alte reine Rasse wird immer seltener, wenn auch ein ähnlicher Schlag alle Diligencen des nördlichen Frankreich versieht. Auf einem gleichen Gaule trabte der normannische Wegweiser hinter mir. Wir wollten Fécamp noch erreichen vor Ankunft des Postwagens; aber das war nicht leicht. Der Normand muß eine wunderbare Milz besitzen, um dem energischen Trabe seines Gaules sich hinzugeben. Der schlesische Ausdruck sagt: es fielen mir all' meine Sünden ein auf diesem Ritterrosse. Und die Julinacht fiel schwarz herunter auf Meer und Küste; Gewitter donnerten von allen Seiten, die Blitze erleuchteten anfangs noch das Meer, das unter den Abhängen lärmte, dann wurden sie dick und blau und blendeten nur, dann prasselten Platzregen

herab, der Gaul glitschte vom schmalen Wege, der Leuchtturm von Fécamp erschien noch immer nicht, die Verständlichung mit dem alten Knappen und seinem Meerpatois war so schwer, und doch mußte die schmale Wegschlucht gefunden werden, welche von der hohen Côte hinabführt in den Hafenwinkel von Fécamp!

Es gibt in Frankreich kein schrecklicher Wort, als das Wort des Kondukteurs „der Wagen ist voll!" Denn man beladet ihn bis an die Wolken, aber man kennt den lieblichen Ausdruck Deutschlands, den Ausdruck „Beichaise" nirgends, der Harrende muß harren, ob der nächste Kondukteur dasselbe Donnerwort herabruft. Schrecklich ist indessen jenes Wort nur für den Fremden, der Franzose sagt „diable" und bescheidet sich, er schlägt die Zeit auffallend niedrig an. Die Gasthofpreise sind überall gleich in Frankreich, sie sind beinahe fest, werden in zwei Worten vorausbedungen, und schwanken nur um einige Sous auf und nieder. Frankreich ist das Land der Gleichheit. Darin sieht also der Franzose keinen Unterschied, ob er hier oder dort bleibe, und den Zeitverlust achtet er nicht in der Provinz. Selbst in Paris, wo die Zeit so teuer, zeigt man sich nie beeilt, zeigt immer Muße, jene gleichgültige, für den Deutschen langweilige Konversation zu machen. Und diese Franzosen, denen die Zeit so wenig, sie hoffen jemals den zeitkargen präzisen Engländer im Geschäft einzuholen? Diesen ewig gehaßten stummen Rival? Ebensowenig wird aber auch diesen zeitlosen Franzosen der Sinn für gewisse Größe und Schönheit entweichen, für Dinge, die außer den Fragen der Nützlichkeit und der Stunde ruhen; sie werden ihrem Naturell nach immer über den Grundsätzen stehen, die sie aussprechen, sie werden immer genialer sein und liebenswürdiger als ihre Journale.

Nach Dieppe hinab breitet sich das Land mehr in Getreidefelder und rafft sich erst wieder zu malerischer Begrenzung in dem Tale von Dieppe selbst. Diese normännischen

Seestädte stehen alle am Ausgange einer Talschlucht, in welcher zumeist ein Flüßchen daher geeilt kommt nach der See. Von Arques kommt es hier herunter, dem Orte, wo Heinrich IV., eine Stunde von Dieppe, seine erste Schlacht gewann. Dieppe ist gar hübsch, besonders solange man Boulogne, die Königin dieser Nordseebäder, noch nicht gesehen hat, die einzige Stadt, welche die Engländer immer noch besitzen in Frankreich. Dieppe hat eine so saubere Einheit an der Meerfläche hin, vor der es in aller Breite, ganz übersehbar zurücktritt, es hat diese saubere Einheit in den gleichmäßig hübschen, bürgerlich hübschen Häusern, deren Gleichmäßigkeit von einem englischen Bombardement stammt. Ferner drängen sich die benachbarten Küsten nirgends vor, der Meerblick ist frei und unbeschränkt, und rückwärts von den Schluchthöhen sieht man tief in das baumgrüne Tal des Flüßchens hinein. Links am Ausgange des Tales und Dieppes sieht schwarz und barock verdrießlich ein altes Schloß aufs Meer, und rechts auf dem höheren Vorgebirge liegt ebenso verdrießlich eine Kanone, offenbar mehr zur Ruhebank denn zum Schießen bestimmt. Dieppe hat überall so etwas vom haut goût angegangenen Wildfleisches, das für den Gourmand von Städten anlockend ist. Einst eine stolzeste Seestadt, deren Flagge vor Gama noch die Fahrt um Afrika suchte, deren Schiffer Quebeck bauten, ist es durch den Havre jetzt erdrückt und durch das epidemische Übel der französischen Westküste auf das Krankenbette gestreckt. Das Meer nämlich liebt Frankreich nicht und versandet ihm die Küsten, die Häfen, die Flüsse. Dieppe ist davon schwer heimgesucht, und der breite Seineausfluß zwischen Harfleur und Honfleur leidet eben davon empfindlich.

Dann ist die Herzogin von Berry vertrieben, die für Dieppes Saison mit großer Vorliebe sorgte — all' das hängt eine romantisch traurige Stimmung über Dieppe, und man ist ganz passend gestimmt, einen der Coucous zu besteigen,

und über die getreidebedeckten Plateaus nach dem Städtchen Eu zu fahren, bei welchem das uralte Normannenschloß Eu gelegen ist. Hier ist die Normandie im Norden zu Ende, jenseits des Flüßchens Bresle, das Eu bewässert, streckt sich die ebenere Picardie hinab über Abbeville und Boulogne, über Amiens und Peronne und St. Quentin hinüber gen Laon und Rethel. Noch hinter ihr liegen nördlich die kleinen Grenzprovinzen, der Kriegsmantel zwischen Frankreich und dem Niederlande, der so spät völlig an Frankreich kam, Artois mit Robespierres Vaterstadt Arras, und Hainault, das französische Flandern mit Cambray und Lille, Weizenfelder so weit das Auge reicht, und so weit es nicht von Festungen unterbrochen wird.

Umsonst sucht man in der Nähe des Städtchens ein Felsen- oder Bergschloß Eu. Bescheiden im Bresletale, in einem weichen Wiesengrunde liegt Château d'Eu, durch einen Park wunderschöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von roten Steinen im italienischen Geschmacke erbaut, nicht hoch, sondern weich und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer stolzen Villa als einem alten Normannenschlosse. Von den Zimmern des ersten Stockes und freier noch von der Terrasse des Daches sieht man hinter dem Baumparke das Wiesental der Bresle eine halbe Stunde lang sich hinabschlängeln ans Meer bis zu dem uralten Hafenorte Tréport. Dort endigt das Land, und zwischen zwei weichen Vorgebirgen dehnt sich eingerahmt über Tréport das Meer.

Das alte zerstörte Schloß Eu, von den alten Chroniken Ou genannt und abseits gelegen, ist überbaut. Rollo selbst hatte es gegründet, es war in der wilden Kriegszeit oft zerstört und wieder aufgebaut worden, es war an die Lusignan, an den schönen Fabliaunamen gelangt, der die Zeiten der lateinischen Kaiserkrone zurückruft, es war in den Besitz der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen, und unter einem

St. Pol ging es als altes Normannenschloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungslosen elften Louis ward St. Pol der Treulosigkeit verdächtig, und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen am 18. Juli 1475. Die Grafen von Clèves und Nevers bauten es unter König Franz in neuem, friedlicherem Stile auf. Eine Catherine de Clèves war's, die der sterbende Gemahl ans Bett rief, und zu der er folgende Worte sprach: „Du bist jung und schön, du sollst wieder heiraten. Ich lasse dir die Wahl unter allen Partien des Reiches, nur einen einzigen Mann nehme ich aus, es ist der einzige, den ich von Herzen hasse, ihn als Herrn auf meinen Gütern zu sehen, würde mich im Grabe schmerzen, dieser einzige ist der Herzog von Guise."

Und Katharina von Clèves war's, die den eigensinnigen Frauencharakteren des Theaters so schreiend recht gab: von allen Partien des Reiches erwählte sie den Herzog von Guise. Ach, seufzten die Damen jener Zeit, er ist unwiderstehlich! Und sie heiratete ihn, obwohl Guise eine andere liebte, die Margarete von Valois, die Schwester Karls IX. Der König haßte diese Neigung, weil er die Guisen haßte, er gebot seiner Schwester, den Bearner Heinrich zu heiraten. Sie sträubte sich. Da gebot er Latour Gondy, folgenden Tages auf der Jagd den Guise zu ermorden. Guise erfuhr's am Abende und erzählte es seiner Mutter. „Was ist zu tun?" — „Du mußt noch diese Nacht dich verheiraten," erwiderte sie, „ich werde dir sogleich eine Frau suchen." — Und sie ging zu Katharinen, und Katharina sagte nicht Nein, und in derselben Nacht, innerhalb vier Stunden, war sie Witwe, Braut, Frau und hoffnungsvolle Mutter.

So kam Schloß Eu an die Guisen, an das große Geschlecht, welches die kleinen Valois in Schatten und Not stellte, welches mit Katharina von Medicis sich in die Geschichte Frankreichs teilt seit dem Tode des Königs Franz.

Nach deren Sturze kam es an den Herzog von Maine

und dann an das Haus Orleans, dessen heutiges Haupt es vollkommen hergestellt und zu einem reizenden Wohnhause gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit, aber dieser Stempel ruht auf Frankreichs großer Personengeschichte. Schloß Eu ist die Porträtgalerie aller merkwürdigen Menschen, die Frankreich beherrscht, geziert oder befleckt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab, Katharina von Medicis, in voller, starker Lebensgröße stellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guisen, dies Titanengeschlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schlosses, genannt der Guisensaal.

Unter den hundertjährigen Bäumen des Parkes, von dessen Abhange der Blick so sanft hinabgleitet nach Tréport und dem Meere, unter diesen Platanen und bemoosten Buchen haben sie mit den Ligueurs gesessen und ihre hochverräterischen Pläne geschmiedet.

20.

Der Sohn Königs Franz, Heinrich II. war nicht groß genug, die neuangelegte Staatswelt selbständig weiter zu bauen, und nicht klein genug, sie liegen zu lassen. Er trat in die Gleise des Vaters, ohne vom Zauber einer neuen Macht und Persönlichkeit unterstützt zu sein; so erbte er alle schwere Konsequenz und gewann selten einen Vorteil neuer Herrscherfindung. Der notwendige Krieg gegen die spanische Macht, der seine ganze Regierung erfüllte, und der ganz wie das Geschick seines Vaters glücklich begann, schlug wie Sündflut über ihm und Frankreich zusammen. Die wilden Niederlagen von St. Quentin und Gravelingen rissen den Schimmer eines neuen Genius vom Haupte der Valois, die Mächtigen der Nation sahen und zeigten, daß sie nicht überflüssig, daß sie nötig seien, daß ein despotisches Königshaus nicht ausreiche zum Schutze Frankreichs. So kam die Vorstellung

und Idee der Macht wieder an die Gentilhommes, und die Parteien, welche immer bestehen, fanden ihre Häupter. Der Gedanke eines absoluten Königtums ging damit nicht unter, aber er ward aus den Händen der Valois gerissen, die Prätendenten der Krone, die Guisen, trugen ihn ebenso verwegen im Sinne, und um an die Reihe zu kommen, setzten sie alle die Hebel in Bewegung, durch welche die französische Revolution bis ins Detail vorgebildet worden ist. Diese Revolution, von den mächtigen Herrschern Henri IV., Richelieu, Louis XIV. niedergehalten und dadurch ausgebildet, ist keineswegs ein Meteor, urplötzlich vom Himmel gestürzt, sondern sie ist ein ganz organisches Ergebnis der modernen Geschichte Frankreichs. Die Liguenzeit unter den kleinen Valois ist ihr vollständiges Vorspiel, ihr so treues Spiegelbild, daß man sie 1789 mit Veränderung der Stichworte kopiert zu sehen glaubt; ja nicht nur der Geist und Scherz, nicht nur das Hilfsmittel und Werkzeug wiederholt sich wörtlich, sondern der ganze Franzos ist ganz derselbe als Ligueur wie als Jakobiner. So wird das absolute Königtum Frankreichs eine unverkennbare Tragödie der letzten Jahrhunderte: die Bewegung und Verwirrung tritt mit den Söhnen Heinrichs II. ein, unter Heinrich IV. sammelt sich das Kunstwerk zum ersten Male in eine vorübergehende, wohltuende Ordnung, unter Richelieu wird die Verwickelung von Neuem aufgenommen, unter Ludwig XIV. ist die volle Höhe des Stückes gewonnen, und nur jene wunderbar tragischen Schauer gehen durch die Lüfte, daß dieser blendende Sonnentag die fürchterlichsten Wetter zusammensauge, der Abend Ludwigs ist schon von allgemeinem Wetterleuchten erfüllt, die Wetter bleiben stehen unter dem Nachfolger, die menschliche Schwäche, besonders nötig erachtet für den vierten Akt, wird aller Zuschauerwelt unverkennbar, und ein gutmütiger Mann, ein unbefleckter, Ludwig XVI., übernimmt die todesreife Rolle für den Akt der Katastrophe, als ob die griechische Vorstellung

ganz erfüllt werden sollte, daß das Opfer zu seinem Falle gereinigt und geschmückt sein müsse.

Heinrichs II. Regierung ist ganz unscheinbar die erste Expositionsszene davon. Die ersten Linien ziehen, die Personen und Verhältnisse gruppieren sich. Der Krieg gegen Spanien war unerläßlich, es umklafterte Frankreich wie ein Riese. Denn Spanien selbst war nur der Kopf dieser spanischen Macht: es beherrschte das Mittelmeer, es herrschte in Neapel und in Mailand, es besaß die Pässe des Veltlin, es hatte Piemont und Savoyen unter seinem Willen, es war einflußreich in der Provence, die so lange dem Guisenhause gehorcht, dem intimen Freunde Spaniens, es besaß die Franche Comtè noch ganz zu eigen, und reichte so unmittelbar den Guisen in Lothringen die Hand, es saß auf dem deutschen Kaiserthrone, es schloß den ehernen Kreis mit den flandrischen Provinzen und schickte von dort, um auch das Meer auszufüllen, seine Galeeren von Vliessingen nach der baskischen Küste hin und her. Als Philipp II., der schrecklichste Nivelleur, noch obenein Maria, die Königin von England, heiratete, da sah Frankreich wie erwürgt aus. Wie jauchzten die Seigneurs, denen Gefahr Vergnügen, Krieg Leben war, welche Raum brauchten, die Kriegsschar um sich zu sammeln, Ruhm und Ansehen und Parteisinn zu erwerben. Guise flog von einem Ende des Reiches zum andern, und überall fehlte der Sieg, wo er nicht war, und überall kam der Sieg, wo seine rote Hutfeder wehte. Calais erschien seit Jahrhunderten wie unnehmbar englisch Eigentum, Guise stürzte darauf und nahm es in acht Tagen. Von dem Augenblicke war er der Gott Frankreichs, und leise schon erhoben sich die Gesänge, die unter den folgenden Valois so furchtbar anschwollen: Saul hat tausend erschlagen, David aber zehntausend. Und an den Hohenpriestern Samuel gegen die Saul-Valois fehlte es bald nicht mehr, die Lotharingier hießen lauter und lauter die Pfeiler der Kirche.

Um den großen Wurf Guises mit Calais zu würdigen, muß man die tiefe Abneigung des Franzosen gegen den Engländer verstehen. Sie ist nicht bloß eine politische, sie ist eine persönliche. War ihnen der Spaniol nicht damals viel furchtbarer? Jene rötlich schimmernden Konturen des Engländers, jener hochblonde Schein des Haares, des Sommersprossenteints, der Nasenspitze, der lichten Augenwimper und Brauen, jene Ungeschicktheit der Bewegungen, jene langen Bewegungen mit Arm und Bein, jenes erfrorene Schweigen des Antlitzes, jene Geduld und kaltblütige Ruhe, das alles ist ein so persönlicher Gegensatz des Franzosen, daß es ihm ohne irgend einen Gedanken an Politik das Herz in Grimm bewegt. Ein Franzose kann die Vorteile der Allianz mit England über alles hoch schätzen, und sein tiefer Widerwille gegen den Engländer bleibt derselbe. Ich erinnere mich, daß ein solcher zu meinem Erschrecken nach ruhigstem Politisieren in die Worte ausbrach: „Diese Leute haben mir mein Lebtage nichts getan, aber wenn sie alle der Teufel holt, so soll's mich herzlich freuen."

Sind wir in Ausgleichung der Antipathien nicht weiter, wie mußte Guise mit dem Sturme von Calais auf ein Frankreich wirken, welches sich allseitig zurechtlegte für entschiedenen Haß und entschiedene Vorliebe!

Heinrich II. mochte sich in seiner nicht genialen Fähigkeit wenden, wohin er wollte, mit Maßregeln, sein Schicksal war's, die vorbereitete Kampfeswelt zu befördern. Der Rat gegen die Guisen, den König Franz ihm auf dem Sterbebette erteilt, konnte ihm nichts helfen, wie sehr er dessen fortwährend eingedenk war, wie finster er dreinsah, wenn Guise vollen Glanzes immer nur mit drei- bis vierhundert Edelleuten ins Palais des Tournelles oder ins Louvre eintritt. Gewaltigen Menschen und großen Ideen läßt sich nicht ausweichen; hat man nicht Genie, sie zu überbieten, so wird man ihnen untertan über kurz oder lang, trotz aller Klug-

heit. So nahm sich Heinrich, der sonst mit dem Papste bündig genug verfuhr, der Kirche königlich an und gab despotisch und rund zum ersten Male Edikte gegen den Protestantismus. Er blieb nicht mehr stehen bei vereinzelten Scheiterhausen wie bisher, nicht mehr bei Edikten des Parlamentes, er befahl selbst, er kam also den Guisen in einem katholischen Nachdrucke zuvor. Was half's? Es riß die Parteien nur um so schneller zu fester Gestalt auseinander, das Chaos der Feindschaft klärte sich, und die Schlacht konnte nun offen vor sich gehen. Die Bourbons, und unter ihnen Louis Condé, ein protestantischer Guise, traten zurück als entschieden protestantische Partei. Das Hugenottentum hatte nun einen Mittelpunkt und sammelte sich darum von allen Seiten des Königreiches. Die Preislieder auf Guise hörten nicht auf, und es entstanden neue auf den kleinen, aber breitschulterigen, wild-tapfern und lebendigen Condé. Die Hugenotten sangen von ihm:

Ce petit homme tant joli
Toujours cause et toujours rit,
Et toujours baise sa mignonne,
Dieu garde de mal le petit homme!

Mitten zwischen solchem Gegensatze rüttelte sich das alte Haus der Montmorency in Parteilosigkeit fest, eine Stellung einnehmend, die dem Königtume gebührt hätte. Erst später entschied sich der Connetable für die katholische Seite, und ein unerbittlich ernster Mann, ließ er hängen und spießen und sprach gelassen sein Paternoster dazu. Hütet euch vor Montmorencys Paternostern! wurde ein Sprichwort.

Eines nur konnte Heinrich, er konnte den Ausbruch niederhalten, solange er lebte, und die gen Paris vordringenden Spanier halfen ihm noch alle Landeskraft vereinigen. Er hatte noch die Macht, den cambresischen Frieden zu schließen, der Frankreich tief niederdrückte, ihn zu schließen, ohne daß eine Partei ihn offen deshalb zu beschimpfen wagte. Aber

er konnte nicht hindern, daß Guise, schon genannt der große Kapitän, ihm ins Angesicht die Bemerkung warf: „Besäße ich nur noch das kleinste Rest des Königreiches, ich unterschriebe solchen Frieden nicht!“

Am Hofe selbst war ein tief gespaltenes Leben, das er mit Anstrengung zusammenhalten mußte. Katharina von Medicis, die Königin, hatte sechsundzwanzig Jahre neben ihm gelebt und ihm zehn Kinder geboren, darunter fünf Söhne. Vier Söhne wuchsen gesund auf, und die Dauer des Königshauses schien über allen Zweifel erhaben. Niemand ahnte, daß binnen dreißig Jahren drei regiert haben, alle vier gestorben sein würden, daß binnen dreißig Jahren das Haus Königs Franz keinen männlichen Erben mehr haben könnte! Wie fruchtbar diese Ehe zwischen Heinrich und Katharina, so innerlich vergiftet war sie doch gewesen durch Heinrichs Leidenschaft für Diana. Er erhob sie zur Herzogin von Valentinois, er verweigerte ihr keine Einmischung, kein Parteimachen, er gab ihr Recht in den Hofstreitigkeiten, in den Zänkereien des Hauses, sie war die Königin durch Liebe. In der Touraine ist ein interessantes Monument dieser Neigung übrig, und zwar teilweise noch eben so übrig, wie es Heinrich und Diana nach der letzten Nacht verlassen haben. Dies ist Schloß Chenonceau, einige Stunden südlich vom Amboise im lieblichen Tale des Cher, über den Cher selbst gespannt wie eine Brücke, ein Brückenschloß oder eine Schloßbrücke. Die Liebhaber jenes Renaissancegeschmackes können hier alle Haus- und Zimmereinrichtung der Renaissance im Detail betrachten, sie ist unberührt, der jetzige Besitzer hat sich in den Uferflügel des Schlosses zurückgezogen, und jedem Fremden steht diese Favoritwohnung zur Ansicht offen. Chenonceau liegt nur einige Meilen westlich entfernt von Chambord, südlich von der Loire, aber die einförmige Sologne ist hier ersetzt durch den reichsten Typus der Touraine. Von Amboise an der Loire aufwärts steigt der Weg in die Waldberge des

Amboiser Königsforstes, und rollt dann sanft hinab in das breite, üppige Becken des Cherlandes, das Herz der Touraine. Wiesen wie von grünem Samt, von Eseln und Pferden beweidet, Äcker schwarz und klar, ein Ideal des Ökonomen, Ortschaften weiß und rein, Weinberge voll und gesegnet, Bäume schlank und reich, Menschen sanft und fröhlich, umgeben den Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussinsche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Fassade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stromes wie in einem Schiffe, und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Fassadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bette in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz und erwartet allabendlich, die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehen. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen gibt. Solcher Reiz war Katharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, das unter diesen Augenwimpern hervorlauscht. Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahre ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also neunzehn Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter

scheint dagegen einzelnen Teilen von dem Bilde zu entsprechen, das bei uns über Katharina gang und gäbe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Katharina wälzt. Katharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nuancierter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellencharakter, ein Charakter des Überganges, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz anderer als unsere Geschichtschreibung vom Ungeheuer Katharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. Solange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der bloß zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfang legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und von da an leitet sie achtundzwanzig Jahre die innersten Fäden französischer Welt. Nur möge man nie vergessen, daß ihre Söhne launische, reizbare Menschen waren, Karl IX. besonders von jäher Heftigkeit. Wo also Gewaltsames und Wildes erscheint im Laufe dieser Dinge, da darf man immer voraussetzen, es geschah gegen Katharinens Willen, der nirgends gewaltsame Maßregeln wählen mochte. Sie wird deshalb nicht von schweren Vorwürfen freizusprechen sein, auch die wildeste Parteigeschichte ist nie ganz ohne den Takt der Wahrheit, und sie hat gewiß nicht in allem übertrieben, was sie Katharinen zur Last legt. Katharina ist allerdings, wie jede unter Gegensätzen vermittelnde Person, der Geschichte in Haß bezeichnet worden vom Katholiken wie vom Protestanten; aber ihre Aufgabe war so schwer, ihre Neigungen waren so stark, daß ihr auch vieles Üble nicht aus bloßem Hasse nachgesagt werden konnte. So wenig sie indessen fleckenlos, so wenig war sie ein Teufel, sie war ein höchst merkwürdiges, höchst begabtes Weib; ein Weib im Kleinen und im Großen, geschickt und klug und doch innerlichst machtlos.

Es geschah an einem warmen Sommertage, am 10. Juli 1559, daß ein wunderlich Schicksal auf einmal den langen Streit entschied zwischen ihr und Diana. Die Place royale war mit Schranken und Teppichen geschmückt, der König hielt ein großes Turnier, und schon war ein Tag im Waffenspiele bunt und schimmernd und gefährlich verbracht worden. Da rief der König einen Herrn Montgommery auf, eine Lanze mit ihm zu brechen. Es war derselbe, den man in Paris haßte, der im Auftrage des Königs das Parlament gedemütigt hatte. Er schien eine Ahnung des Verderbens zu haben, das in seiner Hand ruhte, er zögerte — aber Heinrich befahl ungestüm, Montgommery ritt ein, und sie trafen im starken Pferdeslaufe so heftig aneinander, daß die Lanzen bis ans Heft zersplitterten. Ein Splitter flog dem Könige ins Auge, das Blut stürzte wie ein Strom hervor, die Verwundung war tief in den Kopf gedrungen, der Tod endigte bald den entsetzlichen Schmerz.

Dahin sind auf lange Zeit Friede und Lust, dahin die heitere Seite Marots, die Jagdgesänge, die er jedem einzeln gemacht hatte, wenn der Trupp zu Walde zog! „Ainsi qu'on ouyt le cerf bruire“ hatte Heinrich gesungen, „Du fond de ma pensée“ Diana am anderen Waldwege. Vorüber die Zeit, wo man so reichlich altfranzösische Heldenmärchen druckte, die Geschichte vom König Karl und dessen Paladinen. Marots Psalmen stiegen jetzt auch am Tage aus den Wäldern auf, ernst und traurig wie Geißelgesang. Die Protestanten erhoben sich zum ersten Male als Parteimacht, die Parteihäupter erschienen im Felde, der Bürgerkrieg klopfte ans Tor des jungen Königs, der neben der jungen schönen Königin saß. Sie waren beide so jung, kaum über sechzehn Jahre, Franz und die Nichte der Guisen, Maria Stuart! Und ihre Lust dauerte so kurze Zeit, durch das erste Blut war ein

Fluch auf sie gespritzt worden, der sich schrecklich erfüllte. Zu Amboise an der Loire saßen sie, auf dem hohen Schlosse, von wo man hinabsieht bis zu den Türmen von Tours, und dahin richteten die Hugenotten ihren ersten Streich, sie wollten die jungen Königsleute gefangen nehmen. Aber die neuen Herren des Reiches, die Guisen, wußten davon, sie überfielen die Hugenotten auf dem Wege und massakrierten sie. Nur einige wurden für Amboise aufgespart zum Todesschauspiele für den Hof. Der König, Maria Stuart, der große Kapitän und der Kanzler Olivier saßen vorn in erster Reihe, und sahen die Köpfe fallen. Da tauchten diejenigen Hugenotten, an welche nun die Reihe kam, ihre Hände in das vergossene Blut, hielten sie jener ersten Zuschauerreihe vor Augen, sahen gen Himmel, und beschworen den Fluch Gottes herab. Franz starb im zweiten Jahre seiner Regierung plötzlich an einem Kopfgeschwür, das Schicksal seiner Witwe kennen wir alle, der große Guise fiel unter Meuchelmord! Olivier starb an Gewissensbissen, denn er war im Herzen Hugenot gewesen.

Katharina, unter Franz durch die Guisen zurückgedrängt, führte jetzt ihren zehnjährigen Karl — 1560 — eigenhändig zum Throne, hörte die Schmeicheleien aller Partei, die man ihr, der Regentin, brachte, höflich an, erwiderte sie, und sann doch auf nichts, als diese Herren des Thrones gleichmäßig vom Throne abzudrängen. Das konnte nur gelingen, wenn Friede erhalten und der große Religionszwiespalt in einer Vereinigung geschlichtet würde. Daher ihre immer neuen Vermittelungsvorschläge, ihre Versammlungen aller Partei, ihre stets zuvorkommenden Friedensschlüsse. Denn wenn der Krieg rasselte, da galten die Männer von Eisen, und die weibliche Regentin war unmächtig, und wenn eine Partei ganz vernichtet wurde, so nahm die siegende den Thron ein. Nur ein Königsheld konnte anders verfahren, die Mutter eines zehnjährigen Königs mußte durch politische Klugheit

von einem Tage zum anderen eine leidliche Existenz erkämpfen. Zu dieser riesenschweren Vermittelungsrolle hatte sie den berühmten Kanzler l'Hospital zur Seite, und hie und da noch einen anderen Parlamentsrat, einen Pasquier, einen Harlay, einen Dumoulin, einen Alciat, einen Dutillet. Denn tüchtige Menschen der Vermittelung sind selten, sie sind den Streichen aller Parteien ausgesetzt, das Hilfsmittel der Parteien, die Leidenschaft fehlt ihnen, ihre Waffe ist die Bildung, und diese gilt nur, wo sie zugelassen wird, während der Haß sich überall seinen Eingang erzwingt. Glücklicherweise gab's in Frankreich Familien, wo eine bestimmte Konduite wie ein Teil des Wappens durch Jahrhunderte festgehalten wurde, auch die der Vermittelung zwischen Parteien. Dies war das Wappen der Montmorency und der Nevers, und der alte Montmorency ward also Katharinens Exekutor, wenn kein Friedensvorschlag gedeihen wollte.

Sie brachte noch im Jahre 1560 eine große Versammlung in Fontainebleau zustande, wodurch wirklich die Verfolgungen eingestellt, ein Konzil in Aussicht gestellt wurde. Und noch denselben Winter berief sie die Generalstaaten nach Orleans, verbot selbst den katholischen Rednern die ausschließlichen Bezeichnungen in betreff der Ketzer, verbot ausdrücklich die Namen Hugenot und Papist, und setzte eine völlige Amnestie durch in Sachen der Religion. Ja, sie rief die Flüchtlinge zurück, setzte sie in die verlorenen Güter ein, erlaubte ihnen sogar den Verkauf der Güter, wenn sie den Aufenthalt im Auslande vorzogen.

Katharina ging so weit, einen Brief an den Papst zu schreiben, worin folgendes:

„Die Zahl derer, die sich abgesondert, ist sehr groß. Nicht durch Gesetze, nicht durch Waffen sind sie zurückzubringen. Edelleute, Gerichtspersonen ziehen durch ihr Beispiel die Menge zum neuen Glauben. Glücklicherweise hat sich doch nichts Monströses erhoben, keine Wiedertaufe,

keine Antitrinitarier, alle erkennen die zwölf apostolischen Symbola an. — Man sollte ihnen willfahren, dies wäre das beste Mittel, die Kirche zu befestigen. Um dahin zu kommen, wäre es nicht gut, die Konferenzen zu vervielfältigen, Vorträge zu heischen für Friede und Versöhnung? Man muß gar sehr vermeiden, daß man nicht durch eine unglückselige Hartnäckigkeit auch noch die der katholischen Kirche in Parteien spaltet.

Ich würde Euch, sehr heiliger Vater, vorschlagen, den Bilderdienst zu unterdrücken, die Taufe künftig nicht weiter als auf das Wasser und den Segen auszudehnen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, die Psalmen in der Landessprache zu singen, das Fest des heiligen Sakramentes aufzuheben, denn dies Fest ist alle Tage und zu jeder Zeit."

Will man noch mehr? Ist dies Katharina von Medicis, die also an den Papst schreibt? Sie ist's. Der Papst war tief betrübt. Sie ging so weit, das große Kolloquium im Kloster von Poissy zu veranstalten. Sie gab freie Bahn, zu zeigen, wer der Stärkste sei. Wenn Theodor Beza falsche Prinzipien lehrt, sagte sie, so gibt's ja genug beredsame Prälaten, um ihn niederzubeweisen, und Monseigneur der Kardinal von Lothringen hat ja versprochen, alles niederzuschmettern mit seinem mächtigen Worte!

Am 9. September 1561 führte sie den jungen König und alle von königlichem Blut in den weiten Saal des Refektoriums von Poissy, den sie reich hatte schmückeu lassen, setzte sich mit dem Könige und dessen Hause auf eine Balustrade, und gab das Signal, dies Geistesturnier über die Weltfrage zu beginnen. Ja, man hatte Kalvin selbst aufgefordert, zu erscheinen und die Verteidigung seiner Lehre zu führen in seinem Vaterlande. Er hatte es abgelehnt, war in Genf geblieben, und hatte den jungen und schönen Prediger Theodor Beza geschickt. Die Anmut und der Zauber dieses

Kalvinisten, seine Leutseligkeit und Versöhnlichkeit erschienen in so grellem Kontraste mit dem hugenottisch-puritanischen Wesen, das man zu sehen gewohnt war, ja machten einen so starken Eindruck in Poissy, daß der Kardinal von Lothringen ausrief: „Wollte Gott, dieser Mensch wäre stumm, und wir wären taub gewesen!“

Der kleine König mußte die Versammlung eröffnen und einladen. Dann sprach l'Hospital, verlangte ein Konzil, eine milde Reform. Der Kardinal von Tournon, der heißeste Katholik dieser Versammlung, erhob sich gleich nach ihm und verlangte, daß solch ein Vortrag, der die katholische Welt so offen verletzte, schriftlich mitgeteilt werde. Katharina, der wirkliche Präsident dieser Versammlung, verweigerte dies ohne weiteres und rief: „Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!“

Es folgt ein dramatischer Streich, der uns nicht wohltut: die hugenottischen Priester fallen einen Schlags auf die Knie, Beza richtete die Augen gen Himmel, sprach ein Gebet, und sämtliche Hugenotten sprachen ein solches mit lauter Stimme. Das erschien so gemacht, war so undelikat! Die Altgläubigen hatten nicht mit der Messe begonnen, da es sich hier um Vernunftgründe handelte und eben um Vermeidung und Ausgleichung dessen, was in den Formen die Parteien trennte. Freilich! Solche Mißgriffe gehören zum Glauben an sich selbst, und deshalb zum Gelingen in der Geschichte! Die Versöhnlichkeit ist machtlos *vor* dem Kampfe, sie ist Schwäche, bevor die Gegensätze sich bis ins Innerste beleidigt haben. Ebenso lag ein tiefes Zeichen darin, daß die schwarzgekleideten, bleichen, kalten Hugenotten dergestalt konstrastierten mit der rot und violetten Farbenpracht der Prälaten, mit aller heißen Gebärde des Katholizismus.

Beza entwickelte die Glaubensartikel, alles war totenstill. Bezas Schönheit und Suade war eine Brücke zum Ohr der Katholischen, denn ihr Glaube, schwachen Lebens dem trockenen Verstande gegenüber, war in seinem Wohlsein, wo Eindrücke

der Schönheit und der Kunst erschienen. Diese innerliche Welt der Kunstmacht hat auch allein das westliche Europa dem Katholizismus erhalten. Wie hätte späterer Zeit in Frankreich der Katholizismus immer wieder entstehen und bestehen können, in einem Lande, das übrigens den konsequentesten Rationalismus der Gesellschaft bis zur nacktesten Spitze trieb! Wie anders, als durch eine Formenwelt der Kunst, welche in den wärmeren Völkern zur anderen Natur geworden ist.

Als Beza indessen an die Frage vom Abendmahle kam, und ausrief, daß Gott in Brot und Wein nur geistig, nicht körperlich gegenwärtig, daß er von Brot und Wein als Stoffen entfernt sei wie die Erde vom Himmel, da brach auf der Bischofsbank die Ungeduld aus in Murren, in Lärm. Sie schlugen mit den Händen auf, und der Bischof von Tournon schrie: „Blasphemie! Es ist des allerchristlichsten Königs unwürdig, so etwas anzuhören, hebt die Versammlung auf! Geschähe es nicht aus Respekt vor dem Könige, wir blieben nimmer, wir entfernten uns auf der Stelle!“

Katharina beschwichtigte den grollenden Sturm, und endigte von neuem damit: „Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!“

Beza berief sich auf die Schrift wie Luther. Tournon ertrug dies nicht, sprang wieder auf, und rief ihm die wichtigen Worte entgegen, worin alle katholische Logik gegen den Protestantismus enthalten ist: „Wie? Kann die Schrift sich selbst erklären? Braucht sie nicht einen lebendigen Richter, der entscheidet? Dafür ist die Kirche da, daß nicht jeder die Schrift auslege nach seinem Gutdünken!

Auch der König,“ setzte er hinzu, und wendete sich gegen Katharina, „auch er ist nur ein Glied der Kirche, er ist nicht deren Haupt, diesem Haupte ist er unterworfen, dies Haupt ist in Rom. Die Meinung der Kirchenväter, sie ist der Führer zur Erklärung der Schrift. Darum soll man sich in

gar keinen Disput einlassen mit Ketzern, denn sie glauben nicht an eine leibliche Gegenwart Christi, und somit gibt's kein Mittel, sich zu verständigen und zu nähern." — Alle Prälaten erhoben sich hierauf mit einem Male und applaudierten enthusiastisch, und alle schrien einstimmig, daß das Refektorium von Poissy erzitterte: „Wir wollen leben und sterben im katholischen Glauben, und bitten den König, im Glauben seiner Väter zu verharren!"

Beza steht auf und sagt: „Ich will auf der Stelle antworten, wenn Ihr's erlaubt." — „Nein, nein! Nichts da!" schrien die Bischöfe, und der Lärm wurde so groß, daß ihn Katharina nicht mehr bewältigen konnte, und genötigt war, die Sitzung aufzuheben.

Aber sie gab nichts auf. Sie veranstaltete noch eine Versammlung, und der Kardinal von Lothringen und Beza kämpften so gewaltig und so schön miteinander, daß sie sich gegenseitig für Geist und Talent bekomplimentierten, wie zwei schöne Pferde, sagt Brantome, die einander zuwiehern. Aber der Lärm und Skandal des Klerus folgte demungeachtet, und die Folge waren Pamphlete, mit denen damals die französische Presse ihre Geschichte beginnt und ein Jahrhundert lang auf das Lebhafteste führt.

Katharina und l'Hospital setzten nun eine geheime Gesellschaft nieder auf dem Schlosse von St. Germain. Sie bestand aus zehn Personen beiderlei Glaubens. So hoffte man, endlich doch eine Übereinkunft zu finden. Beza gab darin sehr viel nach in betreff der leiblichen Gegenwart, aber die Prälaten verwarfen auch dies, und Katharina rief ihnen entrüstet zu: „Ihr wollt also durch kindische Hartnäckigkeit das Reich in Unruhe stürzen!"

Von jetzt an gab's keine Konferenzen mehr. Katharina erließ aber selbständig im Januar 1562 ein Edikt, wonach die Protestanten außerhalb der Städte ihren Glauben feiern dürften. Als ob die Parteien jemals ein juste milieu er=

tragen möchten! Den Hugenotten war's zuwenig, den Katholiken zuviel, und beide verwünschten Katharina. Sogar das Parlament von Paris widersetzte sich diesem Toleranzedikte, man schliff die Waffen, man bildete die Ligue.

Ligue wurde europäische Politik, während Katharina die moderne Politik der Könige aufrechtzuerhalten suchte, die Politik des Besitzes, die Politik der Macht ohne Rücksicht auf Gesinnung. Durch alle Stürme hindurch ward dies auch von den Nachfolgern durchgesetzt und im großen ausgebildet zur Idee des europäischen Gleichgewichtes. Nicht mehr die innere Schwere, sondern das äußere Verhältnis wurde Maßstab. Katharina erhielt den Thron für die Familie und den Königsgedanken dadurch, daß sie just vermittelst der Gesinnung die Vasallen untereinander spaltete und gegeneinander trieb. So schwächte sie diese nächste Gefahr und erhob die Idee, daß der Thron außerhalb der Meinungsfragen stehe. Richelieu vollendete dies mit Energie zum steinernen Bau, was sie nur mit Weibesklugheit hatte zeichnen können. Die Revolution erst stürzte diese Politik, und die religiöse Ligue siegte in der Revolution, nachdem im Verlauf der Jahrhunderte die Religionsfrage über den Himmel verwandelt worden war in eine Religionsfrage über die Erde, und man Gesinnung heischte für den Staat, wie einst für die Kirche.

Katharina, die Gesinnung durch den Kalkul verdrängend, ward somit Repräsentant einer neuen Welt, und es ist also ein ganz richtiger Instinkt gewesen, alle ersinnlichen Vorwürfe auf ihr Haupt zu häufen. Man sucht ja so selten den Gang der Welt, den unendlich mannigfaltigen, man suchte den Schlag des Herzens, der so leicht zu erkennen! Man will die Geschichtschreibung zugerichtet sehen für das kleine, alltägliche Bedürfnis, für das Verhältnis des einzelnen zum einzelnen. Hatte sie ein gutes Herz, diese Katharina? War sie dankbar, war sie offen? Schwerlich. Hinab denn mit ihr in den Abgrund der Verdammnis!

21.

Um das Maß der Sünde voll zu machen, wird Katharina geschildert als ein überaus schönes Weib, begabt mit den gefährlichsten Vorzügen des Leibes und des Geistes. Die alten Chroniker können nicht Wunders genug machen von ihrem Liebreiz im Entgegenkommen, von dem reichen Wuchse, von dem anmutsvollen Antlitze, dem vollen weißen Halse. Sie habe oft Spitzen um die Schultern getragen, und niemand habe dann vermocht, wo anders hinzusehen als auf diese prächtige Büste, auf dies weißglänzende Fleisch, auf diese pralle Haut. Ach, flüstert ein alter Edelmann, ich hab's von einer ihrer Damen gehört, sie ist überall voll und reich wie ein Götterbild, sie hat Atalantens Bein, und seht nur, seht wie sie chaussiert geht! Dieses zierlichen Beines halber trägt sie die Kleider kurz, ihre Hand, diese weiße Hand ist die schönste Europas! Katharina gehörte zu jenen klassischen Schönheiten Italiens, denen die Schönheit fest erhalten wird durch eine fehlerlose, feste Gesundheit, wie viel sie weinen, sich kränken, Stimmungen wechseln, reisen und wachen mußte, sie blieb eine schöne Frau bis ins hohe Alter, noch im Lehnstuhle auf dem Schlosse Blois, wo sie 71 Jahre alt den Tod erwartete, bewunderte man ihre schönen Hände.

Man schildert sie rachsüchtig. Das verträgt sich wohl mit der italienischen Natur, mit den entschiedenen Stimmungen der Zeit. Man sehe nur irgend einer der damaligen Gestalten sorgfältig unter die Augenlider, sei er Hugenott, sei er Ligueur, sie zucken alle nicht vor der entschiedensten, vor der tödlichen Maßregel gegen den Widersacher, sie fragen nur, ob es zu bewerkstelligen sei. Noch heute ist die französische Neigung so zum Äußersten entschlossen, wie wir es gerne nur südlichen Völkern zutrauen und nicht einem Volke, das am Rheine mit uns grenzt. Die Hauptperson vielleicht allein, Franz Guise, der große Kapitän, trug jenes edle Blut in

sich, das kein Verbrechen mag zur Genugtuung, und Heinrich von Bearn war ihm — vielleicht — der Ähnlichste. Aber man glaube auch nicht, daß Katharina um kleiner Eitelkeit willen rachsüchtig gewesen sei. Henri Estienne hatte ein schneidendes Pamphlet gegen sie geschrieben, sie ließ sich's vorlesen, und lachte aus vollem Halse. „Hätten sie mich gefragt,“ rief sie lachend, „ich hätte ihnen noch viel bessere Dinge mitgeteilt!“ Überhaupt ist unser milder Sinn in Deutschland auf einer schweren Probe, wenn er die Geschichte eines heißeren Landes vor sich sieht. Wie rücksichtsvoll ist selbst unsere Historie neben der englischen! Vor jeder durchgreifenden Tat erschrickt unser billiger Sinn, der das Mißliche menschlichen Urteils so tief erwägt, und der die Tat nur erlaubt zum Ausgleichen, nicht aber zum Endigen. Die französische Geschichte ist bis auf den heutigen Tag voll der gewaltsamsten, der durchgreifendsten Dinge. Nicht nur unter Richelieu, ein Jahrhundert nach Katharinen, begegnen wir den entsetzlichsten Todesstreichen, sie zucken bis dicht vor unseren Füßen von Zeit zu Zeit wieder auf und erinnern uns, daß der Franzos ein hitziges, brutales Element in sich hat, und daß ihm ein Niederhalten in Form und Grundsatz unerläßlich.

Der Wendepunkt in Katharinens Charakter, wenn einer existiert, tritt kurz vor der Bartholomäusnacht ein in jenen Planen, die man bei einer Zusammenkunft mit den Spaniern in Bayonne schmiedet. Da war Alba zugegen, da hatte Katharina die Unmöglichkeit einer Ausgleichung unter den Parteien eingesehen, da verhielt sie sich gewiß wenigstens passiv bei Anhörung der Mordpläne. Indessen fehlt über diesen Punkt aller spezielle Nachweis, und was übrigens von seiten Katharinens als Lebenszeichen aus jener Zeit vorhanden ist, das zeigt sie ganz abgewendet von Staatsgedanken, ganz hingegeben und beschäftigt in Zärtlichkeit für ihre Tochter, die Königin von Spanien, die sie hier seit langer Zeit zum ersten Male wiedersah. In einem Briefe an Montmorency

spricht sie von nichts als von Mutterglück und mütterlichem Interesse. Wohl aber zeigen die Nachrichten, daß der kleine Karl, ein jach-leidenschaftliches Temperament, sich fanatisch betragen und die Hauptperson gespielt habe für mörderische Pläne.

Aber der Mittelmäßigkeit ladet man auch nicht gern die schweren Verbrechen auf, es rundete sich dem Historiker besser und schlagender zur Redefigur, all jene Greuel Frankreichs auf ein merkwürdig Weib zu lasten, das schwer zu zeichnen ist mit seinen reichen, bedenklichen Eigenschaften. Wie rasch, mit einem schwarzen Striche entledigte man sich des Weibes und aller Rätsel um sie her! Der abscheuliche Gedanke von Saint Barthélemy zum Beispiele ist gewiß ein spanischer, denn nur politische Kälte konnte ihn erfinden, politische Absicht, dem Nebenbuhlerland gleichzeitig eine tiefe Wunde zu schlagen, nur solche Absicht konnte ihn raten. Wer zu Frankreich gehörte, der mußte vor der Unklugheit erschrecken, wenn er nicht vor dem Verbrechen erschrak. Ein noch kindischer roher König allein konnte solch ein Mittel pflegen und anwenden. Katharina glaubte nichts, und war deshalb abergläubisch, es sieht ihrem unmoralischen Sinne ganz ähnlich, daß sie die Dinge einmal unberührt gehen lassen, sie sich entwickeln lassen wollte wie die Orakel. Alle Klugheit hatte bisher nicht geholfen, vielleicht haben die Kinder Glück, die Unbesonnenen!

So sind auch die Beschreibungen töricht, wonach sie ihre eigenen Söhne zur ohnmächtigen Wollust erzogen und verleitet habe. Sinnliche Freuden waren ihr kein Unglück, und sie dachte darauf auch für ihre Söhne, aber sie war eine zärtliche Mutter, sie war nicht unnatürlich ehrgeizig, es lag ihr alles daran, in so schwerer Zeit einen ihrer Söhne zum starken Könige zu erziehen. Der Sohn ihrer Vorliebe, später Heinrich III. begann auch als Herzog von Anjou seine Laufbahn voller Nachdruck, er ward ein Hauptheld des

mörderischen Tages bei Jarnac. War es ihre Schuld, daß er später so kläglich wurde? Wenigstens gewiß nicht in dem Sinne und Maße, wie die historische Phrase sagt. Diese Phrase erzählt, daß Katharina zu Chenonceau ihre Ehrendamen die Tafel ihrer Söhne habe bedienen lassen, und zwar hätten diese filles d'honneur keinen weiteren Schleier gehabt als Blumenkronen. Das wäre viel zu unkünstlerisch für Verführung, viel zu geschmacklos für ein künstlerisch erfahrenes Weib, und es ist ein Unsinn, wenn man bedenkt, daß diese Damen aus der Blüte des stolzen Adels genommen waren und sich nimmermehr bequemt hätten zu solchem Odaliskendienste für kleine Prinzen. Solch ein Beispiel zeigt, was derlei, stets wieder nachgesagte Klatscherei für einen Grund und Boden hat. Katharina, welche von Franz die künstlerische Mission übernahm, hat gewiß mannigfach gefehlt in Pflege der Sinnenwelt, die für Frankreich noch neu war, aber so geschmacklos und so grob hat sie nicht gefehlt. Die Sinnenwelt, die Welt der Kunst hing innig zusammen mit der neuen Religionsfrage; war doch König Franz erst entschieden feindlich gegen den Protestantismus verfahren, als er dessen Bilderwut sah, die Zerstörung versinnlichender Kunstwerke. Katharine war selbst einen Schritt weiter gegangen, und hatte vom Papste ein Ende des Bilderdienstes geheischt. Wäre sie, eine gescheite Frau, so inkonsequent gewesen, das sinnliche Element selbst ohne Schimmer und Reiz nackt und wüst auszustellen, in einer Zeit auszustellen, wo sie eines soliden Ansehens so sehr bedurfte, wo sie in Wahrheit den Hugenotten geneigter war als den Papisten?

Katharinas Feindin Diana stachelte die katholischen Häupter zur ersten Ligue, sie vereinigt Guise mit dem zögernden Montmorency und dem Marschall St. André zum ersten Triumvirat. Franz Guise kam mit seinen Reitern aus

Lothringen, um nach Paris zu ziehen. In dem kleinen Städtchen der Champagne Vassy entspann sich ein Streit, der in das bekannte Blutbad gegen die dasigen Hugenotten ausartete. So war das Signal gegeben, wie es scheint gegen Guises Absicht, der sich noch auf dem Sterbebette verwahrt gegen dies Gemetzel. Es ist schon angedeutet, daß dergleichen Maßregeln, die aus dem ritterlichen Kriege wichen, seinem Sinne fern lagen. Für den Erfolg war dies jener Zeit gleichgültig, die Hugenotten nahmen Vassy als blutige Kriegserklärung, die Katholiken als Beginn des Triumphes. Ganz Paris stürzte ihm entgegen, empfing ihn wie einen Imperator, küßte seinen Steigbügel, sein Pferd sogar, und bereitete ihm einen Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis.

Wie war er stattlich, wie war er gewaltig, dieser Mann hoch zu Rosse, ein Enkel der alten Anjous, welche die Krone Neapels und Siziliens und die Krone der Provence getragen! Sein Vater Claude hatte sechs Söhne hinterlassen, sechs Guisen, alle hochgewachsen, alle gesund, alle bis zur Verwegenheit tapfer, alle klug, ein Wald von Männern, deren Gipfel Franz, der Älteste, 1519 geboren. Ihm auf dem Fuße folgte Charles, der Kardinal, in seiner Art von gleicher Größe, ein Verstand ersten Wuchses, eine Würde, Pracht und Freigebigkeit, daß sie Sprichwort der Zeit wurden. Der blinde Bettler in Rom hatte gesagt, als er die Handvoll Gold von ihm empfing: „Du bist entweder Christus, oder der Kardinal von Lotharingien!“ Er trug regelmäßig einen großen Schubsack an seiner Hüfte, den der Kammerdiener alle Morgen mit drei- bis vierhundert Talern füllen mußte, und der allen Bettlern offen stand. Wie war die Zeit erfüllt von dem Namen Guise! Nach Schottland hatten sie eine Schwester als Königin geschickt, und deren Tochter war Marie Stuart, leider so frühzeitig verwitwet als Königin von Frankreich. Leider; denn hier bei der ersten Guisenreihe geht das Machtverlangen noch nicht an die Krone selbst, jener Griff nach

der Krone war dem zweiten Geschlechte vorbehalten, jenem Balafré, dem Genarbten, dem Sohne Franzens, der, wenn's möglich war, noch leidenschaftlicher angebetet wurde von Frankreich als der Vater. Auch Franz trägt zuweilen diesen Beinamen von einer Wunde im Gesicht. Vor Boulogne war ihm ein Lanzenstich ins Antlitz gedrungen, die Lanze war abgebrochen, und der Chirurgus mußte ihm das Eisen mit einer Schmiedezange herausreißen. Er stemmte dabei, um stark genug ziehen zu können, seinen Fuß an den Kopf des niedergestreckten Herzogs, der damals neunzehn Jahre alt war und lautlos diese rohe Operation ertrug. Die zeugende Narbe erweckte den Beinamen Balafré, aber Heinrich, sein Sohn, trug eine noch größere im Gesicht und erhielt vorzugsweise jenes Beiwort.

Franz war einen Kopf größer als alles Volk, er hatte ein längliches Gesicht von dunkler Hautfarbe, das von großen, weitgeschlitzten Augen belebt wurde. Wie König Franz die Haare kurz geschoren und den Bart lang trug, wegen der Kopfwunde seiner Jugend, so trug auch Guise sein braunes Haar kurz geschoren, und selbst den Bart kurz. Er war in allen Lagen gleichmütig, sanft gegen den Feind, nachsichtig für den Freund, unermüdlich und bis ins kleinste Detail sorgfältig im Kriege. Er schlief dann nur angekleidet wenige Stunden des Morgens und revidierte allnächtlich selbst die Posten. Die Ordnung seines Kriegswesens war so genau, daß ihn alle Provinzen mit Freude kommen sahen. Er war kurz und sententiös im Ausdrucke und sprach wenig, er war noch in den meisten Dingen ein Ritter, und darin ganz unterschieden von Heinrich, seinem Sohne, der ihn an Wichtigkeit für Frankreich noch überholte.

Als der kleine Condé den Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis erfuhr, rief er aus: „Cäsar ist diesseits des Rubicon, wir müssen handeln!“ Im Sinne jener Zeit, wo die königliche Person unwandelbarer Mittelpunkt, trafen beide

Parteien in einem Ziele zusammen: sie wollten sich des Königs bemächtigen, um für alle Maßregeln den Schein der Majestät zu haben. Katharina war mit Karl in Fontainebleau. Guise war am schnellsten, zu großer Betrübnis Katharinens, die sich lieber Condé anvertraut hätte. Aber es half kein Sträuben, kein Weinen, das Königtum war nach drei Tagen im Louvre, von der gut katholischen Stadt Paris mußte der Krieg ausgehen. Der zögerte denn auch nicht: in Condé, Coligny und Andelot stellte sich ein protestantisches Triumvirat entgegen, man begegnete sich in den Ebenen von Dreux, an der Normandiegrenze, und eine achtstündige Schlacht Mann gegen Mann entzündete sich. Montmorency wird gefangen, St. André getötet, die Katholiken wenden sich zur Flucht. Aber Guise war noch da. Ruhig hat er mitten im Kampfe gehalten, jetzt schreit er: „Zu mir!“ stürzt in die Hugenotten, und schlägt sie. Condé selbst wird gefangen. Guise bietet ihm den Arm, führt ihn in sein Zelt, speist mit ihm, teilt mit ihm sein Bett. Fest schlafen die beiden Feinde nebeneinander.

Coligny, der General guter Rückzüge, rettet das Hugenottenheer, und der Krieg ist keineswegs beendigt. Guise eilt, Orleans zu belagern. Am Abende vor dem Sturme hörte er, daß seine Frau im Lager angekommen sei, und er eilt aus der Tranchée, um ihr entgegenzugehen. Poltrot de Méré, dem Guise in der Verschwörung von Amboise das Leben gerettet, lauert ihm auf hinter einer Hecke, erkennt ihn an der großen Guisenfeder und feuert sein Pistol auf ihn. Guise schwankt, muß vom Pferd. — „Wie lange“, spricht er, „ist mir dies zugedacht! Ich bin schuld, aber ich konnte mich niemals gegen Mörder vorsehen!“ Man trägt ihn in sein Zelt, man untersucht die Wunde — es muß gestorben sein, die Kugel ist vergiftet! Poltrot gesteht es ohne weiteres und rühmt sich der Tat gegen den Feind seines Glaubens. — „Deine Religion“, sagt Guise sterbend, „trieb dich, mich

zu töten, die meinige treibt mich, dir zu verzeihen.“ An seinem Lager stand die verzweifelnde Gattin und Katharina, die eilig von Paris gekommen war; am 24. Februar 1563 verschied der große Kapitän.

Wer hat diesen Mord angestiftet? Coligny! Coligny! schrie alles, Coligny und Beza sagte Poltrot aus, und Coligny beging die Unvorsichtigkeit, seinen Verteidigungsbrief mit den Worten zu schließen: „Ich erachte den Tod Guises für das größte Heil, das dem Reiche, der Kirche Gottes und namentlich mir und meinem Hause widerfahren konnte.“

Die Rache der Guisen vergaß dies nicht. Den Kardinal an der Spitze erschien die Guisenfamilie im Louvre, all diese langen Gestalten waren in dunkler Trauer, und schrien vor Karl um Rache gegen Coligny.

Umsonst bietet Katharina alle Mittel auf zur Versöhnung der Parteien, umsonst versucht sie eine persönliche Aussöhnung zwischen Coligny und dem jungen Guise. Es war zu Moulins, der Hauptstadt des Landes Bourbon, das auf dem Wege von Lyon nach Paris liegt, es waren drei Jahre nach jener Mordtat verflossen, König Karl saß auf einem Throne, die Guisen treten wiederum ein, Coligny erscheint von einer anderen Seite, und schwört in die Hand des Königs, daß er keinen Teil an jenem Morde gehabt; die Guisen erklären, daß sie an die Unschuld des Admirals glauben. „Wohl denn,“ spricht Katharina, „Heinrich, Herzog von Guise, umarmt zur Bekräftigung dieses Wortes den Admiral!“ Heinrich, schon ein Mann wie der tote Franz, schon ein Krieger, der bei Jarnac in den dichtesten Reihen des Feindes den Guisenmörder gesucht hatte, den alle Katholiken mit Jauchzen begrüßt als den neuen Guise, Heinrich wendet sich gegen den Admiral, der auf ihn zuschreitet, aber die harte Guisennatur fesselt ihm den Fuß. Man sieht, wie ein Schauer des Abscheus ihn schüttelt vor der Nähe des Feindes.

Entsetzlich ward diese Bewegung klar in der Bartholo-

mäusnacht. Sechs Jahre waren vergangen seit dem Tage von Moulins, neun Jahre nach dem Tode des Vaters. Er war unterdessen der Abgott Frankreichs geworden, dieser Heinrich Guise, schön wie sein Vater, beredt wie ein Apostel, liebenswürdig, unwiderstehlich. „Frankreich", sagt der ältere Balzac, „war verrückt von diesem Manne, denn verliebt sagt viel zuwenig, die Hugenotten waren für die Ligue, wenn sie diesen Guise ansahen." Und er hörte die Glocke von der Kirche St. Germain l'Auxerrois, die neben dem Louvre steht, er hörte die Glocke der alten Childerichkirche in jener furchtbaren Nacht nur mit dem Gedanken an Coligny, und er nimmt Mantel, Hut und Degen nur, um nach der kleinen Straße de Bethisy zu gehen. Dort ist des Admirals Hotel, dort tritt er in den Hof, und ruft hinauf: „Besme, ist's geschehen?" — „Ja, Monseigneur! er ist tot." — „Wohl, zeig ihn!" Der Körper des Admirals stürzte aus dem Fenster auf das Pflaster des Hofes heraus. Guise tritt zu ihm, wischt das Blut sorgfältig vom Angesichte des noch rauchenden Leichnams und läßt eine Fackel darauf leuchten. Erst als er ihn genau erkannt für Coligny, gibt er ihm einen Fußtritt und befiehlt, ihm den Kopf abzuschneiden, und selbigen Kopf der Katharina vorzuhalten. Dann schlägt er den Mantel wieder um und schreitet befriedigt in die Nacht hinaus, in die Mordgassen von Paris.

Denselben Fußtritt, Guise, wird dein Leichnam erfahren von einem kleineren Menschen denn du!

22.

Von Zeit zu Zeit ist es den Verschränkungen der Bildung heilsam, die wilde, ganze Seite der Männer zu sehen, die mit Blut gedüngt haben für eine Zeit der Feder. — „Die Menschheit bezahlt es zu teuer, daß ein Mensch über die menschliche Kraft hinausreiche", sagt Montesquieu einmal,

aber es ist dies nicht einer seiner großen Gedanken, er kommt aus den Falten seiner Gerichtsrobe. Der Wert besteht nicht in der großen Zahl, er besteht auch im Gewicht, und unser heutiger Weg durch die Majoritäten, ein nötiger aber prosaischer Weg, wird nur ein Durchgang sein zu neuen Maßstäben.

Bei dem Tode Karls und später bei dem Heinrich Guises erscheinen nicht bloß politische Symptome, sondern völlig gereifte Zustände, die niemand erwarten sollte. Die französische Revolution tritt wie zur Probe zweihundert Jahre früher auf, beim Tode Guises kann man Frankreich von 1589 neben Frankreich von 1789 stellen, sie gleichen sich bis ins kleinste Detail, sie gleichen sich wie ein Tropfen Wasser dem andern. Sie sind deshalb nicht dieselben, zweihundert dazwischen liegende Jahre sind nicht überflüssig gewesen. Es war eben die Wirkung gewaltiger Menschenbilder, die der Volksanlage so früh eine Gestalt gab. An den Guisen wuchs die Nationalform blitzschnell in die Höhe, obwohl nicht die Guisen, nicht die Condés, nicht die Béarns just diese Form zu befördern wünschten. Der starke Mensch weckt Stärke, und der Historiker muß ihn segnend hinnehmen, auch wenn seine politische Absicht gar nicht übereinstimmt mit der des Helden.

Das Municipalleben Frankreichs, das sich jetzt so furchtbar entwickelte, es dankte seinen Ursprung einem Tyrann. Ludwig XI. hatte die Kommunen begründet, die freie Wahl unter den Bürgern, er hatte ihnen Waffen und eigene Polizei gegeben. Jeder Despot gründet für seinen Despotismus eine neue Macht und in ihr den Tod despotischer Übertreibung, in ihr den Samen eines neuen Fortschrittes. Sobald des Despoten persönliche Überlegenheit ermattet, sobald er demzufolge ins Unrecht kommt, weil sein Recht nur die Überlegenheit ist, dann bildet sich ein höherer Standpunkt, wenigstens ein neuer Standpunkt des politischen Rechtes innerhalb der despotischen Macht. Das Persönliche wird abgestreift wie die Bohnenhülse, und die frische Frucht nährt und kräftigt

den Feind des Despoten. Ludwig XI. schuf die Kommunen gegen die Feudalmacht, und die Kommunen beherrschten zweihundert Jahre später das Königtum. Franz schuf Kunst und Wissenschaft gegen die Roheit des Seigneurs, Kunst und Wissenschaft waren zwei Jahrhunderte später von größerer Würde und Macht als die Inhaber der Krone; Heinrich IV., der erste Bourbon, hob die Parlamente, die Parlamente dekretierten den Untergang der letzten Bourbons, Richelieu schuf die Zentralisation im Königtume, und diese Zentralisation machte einen so schnellen Sturz der Royauté möglich.

Das livre des bannières auf der Pariser Polizeipräfektur, wo alles innere Gewebe der Gewerksrechte, der Konfrerien rechtlich ausgesponnen liegt, ist eine der deutlichsten Geschichtsquellen. Die Ligue hielt streng auf all diese Rechte breitester Selbsterwählung unter den Bürgern, sie ging von Paul zu Peter, ihre Despotie war eine demokratische, ihr Kind mußte eine demokratische Macht werden. Der stolze Guise hatte nichts weniger im Sinne, als demokratisches Königtum, dies babylonische Geschwätz und Rechthaben war ihm in der Seele zuwider, er wollte nur auf dieser Leiter hinauf, und dann die Leiter in Gott weiß welchen Abgrund werfen. Aber solche Leitern politischer Hilfsmittel, die man aus gebrechlichem Holze zu zimmern glaubt, sind stets wie durch Wunder, durch Zeit und Wetter steinerne Treppen geworden, wenn man oben am Ziele ist, und sich umkehrt. Da stehen die Helfershelfer, die man einzeln hinter sich glaubt, die man leicht abzuschütteln denkt, sie stehen in breiter Schar lächelnd oder grinsend beim Usurpator, kaum durch eine schmale Stufe getrennt, sie zerren am Mantel. Kein Mensch, sei er noch so groß, kann einsam bleiben in der Macht. Ein jäher Tod sparte dem stolzen Herzoge Heinrich die Erfahrung, ein jäher Tod wäre ihm sicher gewesen, hätte er selbst die Krone Capets auf sein Haupt gesetzt.

Karl IX., dieser jähzornige Jüngling, der sich hinter

dem flüchtigen Hirsche ebenso wütend erzürnen konnte, wie allem Widerspruche gegenüber, er hatte die Bartholomäusnacht frank und frei auf sich genommen, er hatte den Bräutigam dieser Bluthochzeit, seinen Schwager Heinrich von Bearn barsch angefahren: „Die Messe, den Tod, oder die Bastille", er hatte mit solchem Schreckenssysteme alles zerstreut, den Widerstand, wie den Frieden.

In der Normandie sammelte sich bald der neue Widerstand. Sully, freilich eine unsichere Quelle, erzählt, daß Karl Tag und Nacht verfolgt worden sei von den schrecklichsten Gesichten der Saint Barthélemy, und daß er von Grausen durchschüttelt seinen Arzt um Hilfe gefleht. Dies aber ist sicher: er siechte von Stund' an dahin, und schleppte sich mit Schmerzen zwei Jahre lang; auf St. Germain konnte er nicht ersterben, weil der Feind aus der Normandie hereindrang in Isle de France. Unter entsetzlicher Todesqual mußte sich der vierundzwanzigjährige König nach dem Louvre bringen lassen, und dort starb er 1574.

Sein Bruder Heinrich, des Namens der Dritte, wird aus Polen gerufen, wo er als erwählter König sich gelangweilt und geärgert hatte, und unter ihm erreicht dieser ruckweise Bürgerkrieg nach allen Seiten hin seine Höhe und seine Endschaft, die Ligue wird erst Ligue in konsequentester Bedeutung, der Haß, der Krieg wird ingrimmig, die Revolte wird Rebellion, die Rebellion wird einige Monate lang wirkliche Revolution, die Heinrich IV. bezwingen muß, wie Napoleon die spätere bezwang. Bis dahin, selbst in den grimmen Schlachten von Jarnac und Montcontour war der französische Scherz und manche ritterliche Art niemals ganz ausgegangen. Nach Jarnac, wo Condé gefallen, sangen die Hugenotten zwar:

Le prince de Condé
Il a été tué,
Mais Monsieur l'amiral

Est encore à cheval
Avec la Rochefoucauld
Pour achever tous ces papaux, papaux, papaux!

aber es war trotz dem haßlustigen papaux, papaux noch Heiterkeit in solchen Gesängen. Am Abende vor der Hugenottenniederlage bei Montcontour ließen die Seigneurs der Ligue denen des Hugenottentums sagen: Nehmt euch in acht, wir sind Feinde, aber wir hassen euch nicht, macht den Admiral aufmerksam, daß wir in diesem Augenblicke sehr stark sind, er soll einen Monat temporisieren, dann zerstreuen wir uns sicherlich.

All' dergleichen hörte jetzt auf, rücksichtslose Feindschaft trat an die Stelle. Heinrich III. mußte 1576 das günstigste Edikt geben, das die Hugenotten noch erlangt hatten. Nur Paris und zwei Lieues im Umkreise waren ausgeschlossen für ihren Kultus, die verheirateten Priester sollten ungestört, deren Kinder sollten legitim sein. Eine brüllende Entrüstung der Katholiken folgte diesem Edikte, ganz Paris schrie auf, und die Ligue entschloß sich von diesem Augenblicke zur ärgsten Schlacht.

Der Liguenplan war ursprünglich ein Guisengedanke und gehörte dem Kardinal Charles, der auch 1574 gestorben war. Auf dem Konzile zu Trident hatte er ihn gefaßt, zugleich als Mittel, den Lothringschen Stamm an die Stelle der Valois zu setzen. Franz Guise hatte diese weite Absicht nicht völlig geteilt, teils weil er loyaler gesinnt war und nur Königsmacht, gleichviel unter welchem Titel, haben wollte, teils weil er das Vorurteil der Franzosen gegen die Ausländer noch für ein zu tief gewurzeltes Hindernis ansah. Der Lorrain war damals noch ein étranger, und ein étranger war noch ein barbarus, des französischen Thrones unwürdig. Diese Bedeutung des étranger, lebhaft in jeder starken Nation, ist heute noch in der französischen Provinz nicht ganz verschwunden, obwohl die Revolution von 1789 ihr den Lebenskeim ausgebrochen hat.

Der Liguenplan datierte also von 1562. Franz fällt, es fehlt die handelnde Hauptperson, Heinrich zählte damals erst dreizehn Jahre. Aber mit achtzehn nimmt er alles Vermächtnis auf, er läßt die erste Schwurformel aufsetzen und im Sommer 1568 vom Adel der Champagne und Brie unterzeichnen. Der Champénois war immer an der Spitze des Katholizismus. Von da an bestand diese Verschwörung im geheim und äußerte sich lauter und leiser je nach dem Zeitbedürfnisse. Jetzt war das Zeitbedürfnis schreiend. Heinrich Guise, der Balafré, erhob sich und sandte seinen Partisan, einen Sieur der Picardie, namens de Humières, in die Provinzen. Die Ligue hatte wie der spätere Jakobinerklub ihre Filiale durch ganz Frankreich. Humières beruft eine Versammlung nach Péronne und konstituiert die Ligue von neuem. Zweihundert Edelleute unterschreiben auf der Stelle; in Maimbourg sind sie alle namentlich aufgeführt. Merkwürdigerweise war der Norden das Hauptlager des Katholizismus und der Ligue. Fast konnte man sagen, daß die Loire die Grenze gebildet habe zwischen den Religionen, nur das Lyonnais, Haut-Poitou, Marseille und Toulouse sind ganz auszunehmen; sowie im Norden auch manche Provinz, zum Beispiele die Normandie, mit Hugenotten versehen war. Aber selbst die nördlichen Loireufer, das Land von Orleans und Blois galt nicht für eifrig katholisch. Der Südwest, das Land von La Rochelle, von Saintonge, die Guienne, die Gascogne, das Languedoc waren rein hugenottisch, und der feste Bergstock in der südlichen Mitte Frankreichs, der über die schöne Auvergne nach Lyon hinüberfällt, und südlich über die Cevennen nach Montpellier hinabreicht, er war meist hugenottisch, das alte Alby, die Heimat der Albigenser, liegt da, die starken Bergleute der Cevennen waren hier das stets bereite Aufgebot.

König Heinrich hört diese Vorbereitungen der Ligue, aber ein leichtsinniger Mann macht er kein Arg daraus trotz

Katharinas Warnung. Folgendes öffnet ihm die Augen über alle Zukunft. Von Rom zurückkommend, stirbt in Lyon ein Agent der Guisen, ein gasconischer Advokat namens David, und man findet in seinem Felleisen eine merkwürdige Schrift, einen Stammbaum der Guisen. „Die Nachkommen Hugo Capets“ — heißt es darin — „haben bis jetzt illegitim geherrscht, die Lothringer sind die richtige Nachkommenschaft Karls des Großen. Guise soll und wird der Ketzerei und den Valois ein Ende machen, wird den König geschoren in ein Kloster schicken, und mit dem Segen des Papstes, alle gallikanische Kirche vernichtend, die Krone Frankreichs empfangen.“

Die Gerüchte über den Usurpationsübermut waren also so wohl begründet? Die alten Majordome, die Karl Martell und Pipin erhoben sich vor den nachdenkenden Blicken Heinrichs. Er verbot die Ligue. Sie wird nur eifriger. Er erklärt sich selbst zum Chef, und sorgt, daß der Papst die Sanktion verweigert — das hält alles nur hin. Guise arbeitet Tag und Nacht, Jahr um Jahr, verbündet sich immer enger mit den Bürgerkommunen von Paris, verbündet sich mit Juan d'Austria, einem Bastard Karls V., dem er für den Thron Frankreichs den Thron der Niederlande verspricht, verbündet sich nach Juans Tode mit Philipp II. selbst, der keinen Anstoß nimmt an diesem bei Juan entdeckten Vertrage, denn Juan ist tot, und Guise, ein Schwert gegen die Ruhe in Frankreich, lebt. Was hat der Balafré für Sorge! Es ist tunlich, durch rasche Streiche gegen die unterhöhlten Valois sich auf den Thron zu schwingen. Aber von frecher Usurpation erwartet er keine Dauer. Soll er nicht den halb legitimen Weg verfolgen? Aber der ist so weit! Noch lebt der jüngste Sohn Katharinens, der Duc d'Alençon, Monsieur, er ist Soldat, hat Mut, ist legitimer Erbe, aber er ist den Katholiken zuwider, er ist zu beseitigen. Soll er von König Heinrich erzwingen, daß er ihn, den Guise, zum Dauphin

erklärt? Denn hinter Monsieur erscheint der Bearner, der Hugenottenführer im Hintergrunde als nächster Erbe, der Schwager des Königs zwar, der Enkel Margaretens von Valois zwar, aber eine Unmöglichkeit für das katholische Frankreich. Soll er warten, soll er durchhauen? Seine Schwester Katharina, die männliche Montpensier, schreit ihm täglich in die Ohren: „Schäme dich, Heinrich, man wird dich für feig halten, du weißt nicht zu endigen!“

Da kommt die Nachricht: Monsieur, der letzte Sohn Katharinens, ist plötzlich in Chateau Thierry gestorben, vergiftet, wie es in den Memoiren des Nevers heißt, durch ein Bukett, das ihm seine Mätresse gegeben. Jetzt ist der Thron offen. König Heinrich pilgert umsonst mit seiner jungen Frau barfuß nach Chartres, um einen Erben zu erflehen von Notredame de Chartres, man weiß von Heinrichs Arzte, daß alle Pilgerschaften der Welt nichts helfen können. Jetzt steht der Bearner Hugenott als Thronerbe im Vordergrunde, jetzt erhebt sich die Ligue ungestüm. Die Parteien sondern sich sauberer, die Ligueurs, les zélés, scheiden sich streng von den politiques, die zwar auch Katholiken sind, sich aber allenfalls auch den Bearner gefallen lassen. Diese Politischen, die Vermittelungsaufgabe Katharinens übernehmend, haben ihren Mittelpunkt im Parlamente. Die Ligue hat ihren Mittelpunkt in der Bürgerschaft und dem Volke, und ist hundertfach mächtiger. Sie errichtet das Komitee der Sechzehn nach den sechzehn Quartieren von Paris, und diese gefürchteten Seize schicken einen Boten um den anderen nach Lothringen, der Balafré solle kommen und ins Louvre ziehen. Aber der Balafré zögert, ihm ist die Frucht noch nicht reif, er vertröstet und vertröstet, und schickt endlich, da er nicht mehr ausweichen kann, seinen Bruder Mayenne. Wohl instruiert begibt sich dieser zuerst respektvoll ins Louvre, und erst abends zehn Uhr empfängt er im Guisenhotel, Hotel St. Dénis, die Verschwornen, um den Barrikadenplan zu entwerfen. Die

Barrikaden sind ein alter Pariser Gedanke, sie waren nur damals aus Mangel der Omnibuswagen nicht so leicht bewerkstelligt, und man bediente sich zu ihrer Einleitung schwerer Ketten. Aber der Verräter ist unter den Ligueurs! Nikolas Poulin, der uns alle Details dieser Verschwörung geschrieben hinterlassen hat, wird in selbiger Nacht von Reue gepeinigt, und geht hin zum Kanzler de Chive und erzählt ihm alles. Dieser eilt zu Epernon, dem Favoriten Heinrichs, dieser zu Heinrich — „ach was,“ sagt der Valois, „es wird übertrieben sein, und wir haben heut abend großen Ball!“

Durch die ganze französische Geschichte zeigt sich die französische Welt in ähnlicher Weise: wie ernsthaft eine Politik vorbereitet ist, Leben und Gewohnheit behält daneben alles Recht, man unternimmt die Ausführung nicht bei schlechtem Wetter, man schiebt ein Vergnügen nicht beiseite, weil das Leben dabei gefährdet sein könnte, man greift sich auf Leben und Tod an, und unterbricht sich durch ein gemeinschaftliches Gelächter, wenn eben etwas Komisches sich ereignet. Der Franzose ist vor allen Dingen natürlich und höflich, wieviel Mühe er sich auch gebe, dogmatisch zu sein. Und Heinrich Valois bot nun gar ein wunderlich Gemisch in seinem Wesen: frühzeitig ein talentvoller, rascher Krieger, der die alten Hugenottengenerale aufs Haupt geschlagen, erschien er doch als König meistens ohne Nachdruck. Ein zuckendes unstetes Wesen trieb ihn in den Zimmern hin und her, Knabenscherze mit seinen Mignons, wie die Favoriten, die Epernon, die Joyeuse usw. genannt wurden, unterbrach er durch bigotte Bußübungen; in gelbe Seide prachtvoll gekleidet, vergißt er doch nicht den Rosenkranz von Totenköpfen an die Hüfte zu hängen, ja er tanzt mit der Bußkappe auf dem Kopfe, die Pönitenzgeißel an der Seite. Es sind viel wichtige Eigenschaften in diesem Heinrich vereinigt, er ist in jeder Stunde und Lage fähig, Schweres vorzunehmen, er kann beredt sein, wenn es not tut, kann sich sammeln in der schrecklichsten Auf-

regung, kann geistreich und überlegen, in vornehmer Königs=art das Gespräch werfen. Und doch erscheint er im Zu=sammenhange als einer der kläglichsten Regenten Frankreichs, denn seinen Eigenschaften fehlt der Zusammenhang, fehlt die organische Charakterfolge, sie fallen wie eine zerrissene Perlen=schnur auseinander zu Halbheit, zu Unschlüssigkeit. Er er=scheint wie eine Substanz, deren Persönlichkeit von einem Gifte durchdrungen ist, er scheint selbst die Empfindung zu haben, daß sein Ich jeden Augenblick in Atome auseinander=fallen könne. Daher jene ruckweise Melancholie, die ihn bisweilen wie ein drückender Wind hierhin und dorthin stößt, und ihn sich flüchten läßt in Kloster= und Todesgedanken, welche seinem ursprünglich vergnügungstollen Blute zuwider sind. So wollte er einst das Boulogner Holz in sechs Alleen spalten lassen, die in einem Mittelpunkte zusammenliefen. Dieser Mittelpunkt sei geziert mit einem prächtigen Mausoleum, worin sein Herz und die Herzen seiner Nachfolger. Jedem Ritter des heiligen Geistes werde in den Alleen ein Grab und eine Bildsäule von Marmor errichtet, getrennt vom nächsten durch düstere Eibenbäume — „in hundert Jahren", sagte er, „wird dies eine entzückende Promenade sein durch wenigstens vierhundert Gräber!"

Am Morgen nach dem Verschwörungsplane im Hotel St. Dénis erscheint Mayenne harmlos im Louvre. — „Wie, Cousin," ruft ihm der König heiter entgegen, „verlaßt Ihr die Ligue?" Mayenne stutzt, und fragt und leugnet, da er den Plan verraten sieht. Rückkehrend zu den Ligueurs entwirft er ihnen neue Pläne, nimmt Abschied und eilt zum Balafré. Poulain verrät jeden neuen Plan, man sieht sich wie in einem Zauberwalde, da sich dies von Woche zu Woche wieder=holt. Die Ligueurs sind außer sich und schreien nach dem Balafré, und doch tut auch der König nichts gegen sie, und diese gewaltsame Politik, die um Leben und Königtum streicht, erscheint wie ein Kartenspiel, nur in Frankreich möglich.

Epernon verlangt Angriff und Greveplatz, „das eilt nicht," sagt der König, und geht nach St. Germain, um Ball zu spielen.

Ein Weib, die Montpensier, erträgt das nicht länger. Sie veranstaltet es, den König aufzuheben, wenn er aus der Messe von Vincennes durch die Barriere zurückkehre. Das mißlingt, man ist nun tatsächlich kompromittiert, der Balafré ist nun unerläßlich. Er kommt — es war im schönen Monat Mai 1588 — sein Brissac, sein St. Paul, seine bärtigen Reiter sind neben und hinter ihm, Hosianna dem Makkabäer! schreit ganz Paris, und jauchzend wie den Hohenpriester empfängt es ihn an der Porte St. Dénis. Nun zittere Louvre, zittere Valois!

Was geschieht? Nicht mit Sturm erscheint der Balafré im Louvre, sondern allein, höflich, ein aufwartender, aber stolzer Vasall. „Laßt ihn fesseln, Sire, laßt ihn fesseln, Sire, so kommt die Gelegenheit nicht wieder," rufen die Vertrauten. „Ja, aber wartet mein Zeichen ab."

Und sie sprechen miteinander, der Valois und der Guise, unmerklich sieht sich der Balafré um, ob drohende Zeichen erscheinen. Alle Königlichen hängen mit den Blicken am Auge des Königs. Es war ein innerlich belebtes Bild. Das Costume der Zeit war lebhaft und farbig: man trug das Wams von broschierter Seide, geknöpft vom Gürtel bis zum Halse, bauschige Ärmel, gepolstert und mit Fischbein gesteift, eine große Fraise um den Hals, ein kurzes Mäntelchen mit Goldtressen bordiert, einen hohen, spitzigen Filzhut mit breiten Rändern und breiter Feder, spitze Büffelschuhe, amaranthne oder grünseidene Strümpfe, die Hosen von der Farbe des Wamses. Lichte Farben waren Mode. Man trug seidene gestickte Handschuhe, Kette und Medaillon um den Hals, einen breiten Gürtel, der auf der einen Seite eine Tasche oder Börse hielt, auf der andern den langen Degen mit blankem eisernen Griffe. Büffelstiefel waren Negligee, ein langer,

spitzer Bart war allgemein. Die Damen tragen sehr weite Kleider, besonders über die Hüften weit, damit die Taille unter dem langen Schnürleibe desto enger erscheine. Die Mode stammt noch von Franz, geht aber mehr und mehr der Übertreibung zu. Die Haare sind frei, die Stirn ist glatt à la Stuart, hinten flattern Bänder vom Chignon auf den steifen, aufrechtstehenden Kragen. Die Ärmel sind Gigots wie im neunzehnten Jahrhunderte. An der Seite trägt man die große Tasche — gibecière —, worin manche einen kleinen Jagdhund, ein Eichhörnchen oder einen Papagei mit sich herumführt. Um den Hals trägt man Ketten, um die Schultern seidene Mantillen, wenn man über die Straße geht, so deckt eine halbe Maske, bald schwarz, bald blau, bald rosa das Gesicht.

So schimmerte in Farben der große Empfangsaal des Louvre, als der Balafré vor Heinrich stand, und Heinrich das Gespräch zu spinnen suchte, um den letzten Entschluß noch eine Weile hinzuhalten. Man hört fern hinter den Türen die Eisentritte der Garden, die sich aufstellen zur Gefangennehmung des stärksten Mannes in Frankreich. Ihn gefangen nehmen hieß den Schleier abreißen von einem Kampfe um Leben und Krone. Da grüßt der Balafré zum Abschiede — „bleibt doch noch, Cousin," ruft Heinrich, — der Balafré lehnt ab, und wendet sich, die Royalisten fragen dringend in Blick und Gebärde, Heinrich gibt kein Zeichen! Der Balafré schreitet durch die Garden, schwingt sich im Hofe aufs Roß, und hui! wie flog er in die Stadt hinein! Mit ihm das Zeichen zur Barrikadenrebellion. Die Chatelets, die Bastille fallen in die Hande der Ligue, der Valois ist bald auf den Louvre beschränkt, aber umsonst beschwört die Montpensier ihren Bruder, den Louvre zu nehmen. Er will durch Unterhandlung auf scheinbar legalem Wege zum Ziele kommen, er ist nicht so politisch klug wie Katharina. Mitten in den barrikadierten Straßen erscheint sie, die Dame in

schwarzer Seide, sie schilt nicht, sie bittet nicht, sie fragt nur, sie verspricht, sie nötigt nur den Balafré, mit dem sie in steter Verbindung geblieben, ihr sein Ohr zu leihen, die Zeit zu verlieren, sie zwingt ihn durch ihre Gegenwart, auch in der offenen Rebellion die Maske der halben Maßregel zu tragen, und dadurch die Rebellion zu lähmen. Nun benutzt der Valois die halbe Maßregel, steigt zu Pferde, und jagt verhängten Zügels an der Seine hin nach St. Cloud hinaus. Denn der Louvre, am Wasser gelegen außerhalb der alten Stadt und durchs Wasser getrennt von dem großen Faubourg St. Germain, gab eine freie Passage nach dem Westen hinaus. Zwar hat er den Louvre nie wieder betreten können nach dieser Flucht, aber er rettete sich die Krone vor den Guisen, er rettete sein Haupt vor der Schere jener Montpensier, die sie immer bei sich trug, um dem Valois die Mönchstonsur zu scheren.

Der Balafré ward starr in Wut und getäuschter Erwartung, als er diese Flucht hörte — so hatte er sich doch verrechnet! So ließ sich das Ärgste doch nimmermehr in hergebrachter Form verrichten! Das Neue will neue Mittel. Der Balafré war wie vom Donner gerührt, seiner so starken und doch so feinen Hand war der Erfolg entglitten. Er unterschied sich dadurch von seinem Vater Franz, daß ein feines, elastisches Gewebe von Diplomatie, von moderner Klugheit in ihm organisiert war neben dem ungeheuren Mute der Guisenart. Er war ebenso furchtbar tapfer und unternehmend wie sein Vater, aber er konnte mit langsamer, eiserner Geduld vorarbeiten und harren. Dies, was eine Bereicherung erscheint, verdarb ihn, denn er hatte zu kämpfen gegen einen Gegner, der sich ebenfalls durch bloße Form zu verteidigen wußte, den ein zerbröckelt Naturell und täglicher Rat einer Mutter dazu trieb. Das Verwandte ärgert sich, das Verschiedene aber unterjocht sich gegenseitig. Was blieb dem Balafré nun übrig, als unter der Form eines bescheidenen

Vasallen mit kleinem Gefolge einzureiten in den Louvre, und dem Präsidenten des Parlaments ankündigen, daß er dem Könige Paris erhalten und die Barrikaden einreißen werde? Da stand er am Louvre-Balkone, der regelmäßig schöne Mann mit der königlichen Gebärde, mit dem aller Welt furchtbaren, alle Welt einnehmenden Blicke, und sah düster hinab auf die Masse, die ihm entgegenjauchzte. Er war immer erst halber König, der Valois hatte in Chartres den legitimen Königssitz aufgeschlagen, und die furchtsamen Parlamentsräte zogen ihm nach und dem mächtigen Schatten der Legitimität, der Louvre war ein erobertes Haus, aber kein Königshaus. Er hatte gegen sich selbst gefehlt, und dies verdüstert am meisten. Was ich nicht in einer Viertelstunde beschließe, war sein Spruch, das bring ich ein ganzes Leben lang nicht zustande. Und er hatte es beschlossen, König von Frankreich zu werden, und den letzten, den nahen Griff hatte er durch die Klugheit versäumt. *Οὐδὲν μικρόν* — nichts Kleines — führte er als Devise, und doch hatte er klein gehandelt, weil halb. Ruhm interessierte ihn nur als zur Macht führend, er war nicht mehr sorglos und frank wie der alte französische Ritter; als augenblicklicher Herr im Louvre zu schlafen war für ihn ohne Wert.

Was geschieht nun? fragen verdrießlich die finstern Ligueurs, die hinter ihm im Louvre standen. Sie trugen große Mäntel von Serge, grün oder braun, ihr Hut war spitz, an den gelbledernen kurzen Stiefeln, am Rosenkranze um den Hals, am doppelten Kreuze ╪ erkannte man sie überall. Ein Vers jener Zeit sagt:

Mais, dites moi, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est, qu'en la ligue on crucifie
Jesus Christ encore une fois —

Nach Chartres müssen wir reiten! war des Balafré Antwort. Katharina war kühn und weislich in Paris geblieben, sie ver-

trat das Königtum, sie übernahm in letzter Instanz die verwirrten Zügel der Hauptstadtregierung. Sie vermittelt sogar einen formellen Frieden, wonach Heinrich von Guise lieutenant-général wird, und alles wie beendigt aussieht. So ist der Sturm wieder beschwichtigt, und sie zieht mit Guise gen Chartres. Der König hat sich dort gelangweilt, hat einen Besuch in Rouen gemacht, sich an Fischerspielen wie ein Kind ergötzt, und ist eben wieder zurückgekehrt nach Chartres, nachdem er die Generalstaaten ausgeschrieben. Das Bedürfnis großer Landesformen war allzu deutlich nach solcher Unform. Blois an der Loire hatte er dafür erwählt, weil dort ein unbefangenes, mäßiges Volk wohnte, das nicht angesteckt war vom Liguengeiste. Er war noch nicht lange zurück nach Chartres, da erscheint in reisiger Pracht der Ligueurzug von Paris, Katharina und der Balafré an der Spitze. Hinter der alten Königin tritt der Usurpator ins Zimmer, seine Haltung ist voll Höflichkeit, und doch fühlt alles: es ist der Balafré, der dem König die Hand küßt. Der König umarmt ihn lachend, und nimmt ihn neben sich zur Tafel. „Auf wen trinken wir?“ — „Majestät haben zu befehlen.“ — „Nun denn, auf unsere guten Freunde, die Hugenotten!“ — „Eh bien.“ — „Dann auf unsere Barrikadeurs!“

25.

Terrassenförmig hebt sich Blois nördlich von der Loire in die Höhe. Es ist eine Mittelstadt, die für den Deutschen etwas Romantisches hegt durch die steinernen Terrassen von der Kathedrale herab, durch die grünen Bäume des Bistums, durch den weiten Blick links und rechts die Loire entlang, durch die verschränkten heimlichen Steintreppen, welche hinabführen in die untere Stadt, durch die Brunnen, welche in den Winkeln der Abhänge brüseln, und wo die blesischen Mädchen, offene, aufgegangene Gesichter und Formen, heim-

lich sich unterhalten. Ihr Kopfputz, dieser Stolz französischer Provinz, ist so rund abgegrenzt, so stuartmäßig, und gibt ihnen ein gar naives Ansehen. Das Schloß selbst liegt ebenfalls am oberen Hange des Berges und stellt jetzt noch schwarze und weiße Zeiten dar, wenn man durch einen Torbogen in das Quadrat des Schloßhofes eintritt: rechts ein tief dunkles Haus mit Chambordscher Turmtreppe, mit Fenstern ungleicher Höhe; geradeein ein lichtes Schloßgebäude italienisch-französischen Geschmacks aus Ludwigs XIII. Zeit; links daran sich drängend, den Winkel bildend nach der Loire hinab, der schwarze Turm, wo Katharina die astrologische Zauberei getrieben, und wo man von einem einzigen Punkte aus Chambord entdecken kann drüben im Walde der Sologne. Von diesem Turme aus links nach dem Eintretenden hin ist der Loireabhang durch niedriges Gemäuer halb verdeckt, und das Viereck des Schloßhofes wird durch ein dunkles Torhaus voll gemacht, durch welches man eingetreten. Gras wächst auf dem Hofe, Steine liegen umher, das Schloß ist unbewohnt, es ist Kaserne, der pfeifende Soldat putzt sein Bandelier, oder schläft in der Kühle dieser dicken Mauern. Rechts vom Eingange, in dem unregelmäßigen Hause der Turmtreppe wohnte der Valois, war der Saal der Generalstaaten. Auf der anderen Seite des Gebäudes, nach Norden hin, sieht man auf einen hügeligen, zum Teil grünen Platz, den hie und da ein schlanker Baum interessant macht, und den hoch im Hintergrunde eine kleine Kirche begrenzt. Dies war die tägliche Aussicht des Königs, wenn er im Groll nachsann über den verhaßten Nachbar. Denn der Umfang des Schlosses ist klein, und im Mittelflügel, dicht neben ihm, dem Nominalkönige, wohnte der Balafré, der sich die Würde eines Maire du Palais ertrotzt hatte, der wirklicher Majordomus war, so mächtig wie Karls des Großen Vater, Pipin. Die Herrscher wohnten eng und unbequem zu Blois im Herbste 1588. Zwei solche Mächte so nahe nebeneinander konnten nicht lange

bestehen. Die lothringischen Pagen und Kriegsleute machten einen frechen Lärm auf dem kleinen Hofe, und im Saale des Torschließers wurden die Leute des Königs täglich verhöhnt und beleidigt, zuweilen mit dem blanken Degen selbst.

Der Valois sann wohl auf ein unerwartet Ende solchen Zustandes. Es war vor kurzem ein Brief des Papstes in Frankreich angekommen, worin der Balafré über alles gepriesen und der großmütige Makkabäer genannt worden war. Dieser Brief zirkulierte gedruckt und traf den König ins Herz. Man hatte den wechselvollen Heinrich noch niemals in solcher Wut gesehen wie damals; plötzlich wird sein Gesicht freundlich, er unterzeichnet die neuen Würden Guises, und ist von diesem Augenblicke an die Leutseligkeit selbst gegen ihn.

Die Wahl zu den Generalstaaten war vor sich gegangen, der König hatte an die Gouverneurs der Provinzen geschrieben, diese hatten ihre Briefe an die Baillis, Seneschals und Prevots geschickt, damit von ihnen Adel, Geistlichkeit und dritter Stand aufgefordert würde, die Wähler zu senden. Frankreich hat diese Formen seit vielen Jahrhunderten, und weil es in neuerer Zeit alle politische Form versucht und verbildet oder ausgebildet hat, so kann man wohl in Frankreich die ermattete Spekulation hier und da nach einem despotischen Genius streifen lassen, wie man in poetischer Stimmung die persönliche Gottheit gern herabbeschwört, wenn die Gesamtheit des Menschenvolks das Wort des Geheimnisses nicht auffinden kann. Aber wozu in Frankreich das Gelüste treibt, das ist vom Übel für diejenigen Länder, wo noch wenig oder gar keine Formen versucht worden sind.

Der König Heinrich ging auch gedankenlos über die Formensorge hinweg, weil ihm die einzelne Tat als Rettung vorschwebte, und dies war sein letztes, völliges Verderben. Er sorgte nicht für irgend eine Leitung der Wahlen, er benutzte es nicht, daß ein großer Teil des Adels und des

Provinzbürgers dem legitimen Königtume noch immer zugetan war. Die Ligue aber war unermüdlich, und so wurden diese États de Blois ein neuer Triumph der Guisen, eine neue Demütigung des Hauses Valois. Wenn der Balafré vor dem Könige erschien, was in dieser Lokalität oft rasch wie ein Blitz geschah, so galt es immer, unter der vornehmhöflichen Form des Herrnvasallen eine harte Forderung durchzusetzen mit kalter, schneidender Beredsamkeit, oder eine Erniedrigung zu heischen vom Königtume der Valois. Der Balafré ist König im Schlosse von Blois, er empfängt, nach seinem Flügel drückt sich alles, die Wohnung des Königs bleibt leer. Auch die Männer von Geist ladet er ein, befördert er, der Maire du Palais, — wo bleibt Montaigne, ruft er, der lebhafte und geistreiche Guienner?

So näherte sich der heilige Weihnachtsabend, es war ein Freitag, und alles trug sich zu wie vor Cäsars Tode, und wenn ein großer Mensch scheiden soll. Alles warnte den Balafré, die Mutter weinte, der Bruder, wiederum ein mächtiger Kardinal von Lothringen, beschwor, die Marquise de Noiemoutiers, die Geliebte Guises, welche trotz der schlechten Jahreszeit und Wege über Hals und Kopf von Paris gekommen war, warf sich ihm zu Füßen, umschlang seine Knie — „keine Schwäche!“ rief er ärgerlich, „und wenn der Tod zum Fenster hereinstiege, ich suchte die Türe nicht!“ Und das alte Wort starker Menschen, die zum Tode reif sind, sprach er aus: „Sie wagen's nicht!“

So zwang er die Guisenfamilie, sich mit ihm zum Nachtessen niederzusetzen, und tändelte mit der Noirmoutiers, und bat sie, das alte Zauberwort ihrer Nächte auszusprechen, wenn sie von ihm ginge, und — wer kommt? — Ein Bote des Königs, der den Herzog einladet, den andern Morgen um sechs Uhr einem Konseil des Königs beizuwohnen. Um sechs Uhr? Wo es noch Nacht ist in jetziger Jahreszeit? Seine Majestät will über Land fahren, die Wagen stehen schon bereit.

Der Balafré ist nicht zu warnen. Vielleicht vermag die Liebe mehr — speranza! sagt die Marquise im Weggehen, und als alles im Schlosse schläft, sieht ihn sein Diener über den Korridor schreiten nach dem Zimmer jener Dame. Um drei Uhr des Morgens kehrt er zurück, fünf Billetts liegen auf seinem Nachttische, alle fünf warnen. „Das endigte nie," ruft er, „wenn man sich darum kümmern wollte", und legte sich schlafen.

Eine Stunde später, schon um vier Uhr, weckt drüben auf der andern Seite des Schlosses Du Halde den König Heinrich. Leise wie ein schleichend Gewissen geht der in den Zimmern und Korridors umher, postiert die Kriegsknechte und die Seigneurs, und schilt, wenn eine Hellebarde Geräusch macht. Katharina liegt auf dem Totenbette unter seinen Zimmern, sie würde zerstören, was er vorhat, gewahrte sie etwas davon. Er hält eine kurze entschlossene Rede an die Bewaffneten im Vorzimmer, und eine zweite an die Seigneurs im Kabinett. Dann wird alles still, nur der König geht leise mitunter an alle Posten, ob alles in Ordnung, geht hin und her, sich fragend: „Werden sie auch kommen?" Dann zieht er sich in das hinterste Kabinett zurück und schreibt Briefe.

Diese Räume sind jetzt wüst und leer, auch Soldaten wohnen nicht darin. Von der Treppe kommt man in den Saal, wo jenes Morgenkonseil sich versammeln sollte. Man kann von da unmittelbar in die Kabinette des Königs durch eine Tür an der Seite. Hat man diese geöffnet, so ist man in einem Durchgange von wenig Schritten, der in ein Zimmer führt. An diesem Durchgange saß ein Kammerherr, um niemand passieren zu lassen, als den Balafré. Im Zimmer saßen des Königs fünfundvierzig Gentilhommes, bewaffnet mit Schwert und Dolch, im weiterhin daranstoßenden alten Kabinett saß der König und schrieb. Der Tag graute, es war acht Uhr, Guise hatte es verschlafen, er wußte nicht, daß er so lebhaft erwartet wurde. Rasch wirft er sich in ein grauseidenes

Wams und eilt hinüber. Es sind wenig Räte im Saale; er friert, er läßt Feuer im Kamin machen. Es wird ihm übel, und er läßt den Kammerdiener des Königs um etwas zu essen bitten aus der königlichen Küche, getrocknete Trauben oder Früchte, oder so etwas Stärkendes — man bringt ihm Pflaumen — da geht die Türe zum alten Kabinett auf: „Monsieur, der König will Euch sprechen!“ Der Balafré wirft einen Teil der Pflaumen auf den Teppich, den anderen in sein Büchschen — drageoir — sagt „Adieu, Messieurs!“ und geht. Als er aus dem Durchgange in das Zimmer tritt und die vielen Männer sieht, grüßt er, und schreitet auf das alte Kabinett zu. Die Männer erheben sich wie aus Respekt und folgen ihm. Als er noch zwei Schritte vom alten Kabinett entfernt ist, greift er mit der rechten Hand an seinen Bart, und wendet sich halb, um nach denen zu sehen, die ihm folgen. Da fällt ihm einer in den Arm, und stößt ihm den Dolch in den Leib, ein anderer fällt ihm um die Füße, ein neuer Dolchstoß dringt ihm in die Brust, ein Degenstoß in die Seite, „he, meine Freunde! he, meine Freunde!“ schreit der Balafré, da dringt ihm ein Stoß des Herrn von Périac in den untersten Rückenwirbel, und der Balafré stöhnt auf „Barmherzigkeit“. Aber nicht umsonst hatte ihnen der König gesagt: Nehmt euch zusammen, er ist stark und mächtig. Trotzdem, daß ihm Arm und Degen unter dem Mantel zusammengepreßt war, trotzdem, daß ein starker Mann ihm die Füße fesselte, trotz so vieler Wunden schleppte er wie ein getroffener Löwe noch das ganze Zimmer entlang die ganze Meute nach sich bis an das Bett des Königs.

Der Saal war nur durch eine mit Samt verkleidete Türe getrennt von dieser Szene, der Kardinal von Lothringen hörte etwas wie einen Ruf seines Bruders, hörte einen dumpfen Fall — springt auf, schreit: „Man tötet meinen Bruder!“ und stürzt nach der Tür — „halt!“ tritt ihm der Marschall d'Aumont entgegen, „der König hat's mit Euch zu

tun“, und verhaftet ihn und den Erzbischof von Lyon. Der Kardinal bricht in die entsetzlichsten Flüche aus gegen die Valois, wird aber von den eintretenden Garden umringt und abgeführt.

Stehend war der Balafré zum Tode gekommen, als sein Leib am Bette des Königs niederstürzte, war er tot.

Sobald es still wurde, öffnete König Heinrich die Türe von der andern Seite, — er hatte während der Zeit Briefe geschrieben über den Mord, der erst vorging — die Edelleute treten auseinander, er sieht ihn liegen und kommt heran. — „Mein Gott, wie ist er groß!“ Dann visitiert man die Kleider des Toten, und findet unter anderem einen kleinen Zettel, worauf der Balafré selbst geschrieben hat: „Um den Krieg in Frankreich zu erhalten, braucht's alle Monate 700 000 Livres“. „Er rührt sich!“ — „Nein, Sire“ — „Doch!“ — „Nein, die Augen sind ihm schon verkehrt.“ — Doch! und man prallt zurück. Wirklich, wie der Hirsch, der zum letzten Male die Läufe streckt, rührt sich der Balafré, und Töne wollen aus dem Schlunde — „es ist nichts, Sire, er ist schon kalt.“

Man warf einen grauen Mantel über ihn und legte ein Kreuz von Stroh darauf. Dann brachte man ihn hinab in einen Saal desselben Schloßteiles, verbrannte seinen Körper, und streute seine Asche in die Loire.

Der Kardinal erlebte noch diesen schrecklichen heiligen Abend des Hauses Guise und ward am Morgen des Christtages von Hellebarden niedergestoßen.

Nun meinte Heinrich die Krone sicher, er meinte, mit den Guisen alles getötet zu haben. So trat er in das Sterbezimmer seiner Mutter und rief: „Madame, jetzt bin ich allein König!

„O, mein Sohn,“ sprach sie mit schwacher Stimme, „was denkst du getan zu haben! Gott gebe, daß es dir wohl bekomme!“ Sie sagte sich feierlich los von aller Kenntnis und Teilnahme an dieser Tat, und sie kannte ihr Frankreich. Der erste Bote, welcher am Morgen des heiligen Abends in

einem Atem gelaufen war von Blois gen Paris, und der nach vierundzwanzig Stunden am Christtagmorgen dort ankam, und kaum Kraft hatte, die lastende Mordnachricht mitzuteilen, entzündete Paris zur entschlossensten Revolution, die Frankreich bis dahin gesehen: Heinrich Valois ward für abgesetzt erklärt und von allen Kanzeln verflucht. Gesegnet sei der, schrie und schrieb man durch alle Provinzen, der diesen König Herodes, diesen Mörder der Makkabäer zu Tode schlägt.

Katharina erfuhr nichts mehr davon. Sie fragte nicht mehr danach, und niemand fragte nach ihr: die glänzende Königin der Freude lag verlassen im Schlosse von Blois und erwartete schweigend den Tod. In den ersten Tagen des neuen Jahres fand er sie. Der wildeste Pfaff in Paris, Lincester, verkündigte ihren Tod von der Kanzel, und setzte hinzu: „Man weiß nicht, soll man sie segnen oder verfluchen; aber sie war zuletzt für die Ligue und nicht für den Tod der Makkabäer, ihr könnt aus Mitleid ein pater und ave für sie sprechen, sie werden ihr helfen, was sie können, macht's wie ihr wollt!"

Des Balafré Gattin ließ später in Genua zwei Marmorstatuen ausarbeiten zum Mausoleum in Schloß Eu. Als sie fertig waren, zeigte sich's, daß eine dunkle Ader des Marmors just auf der Stirn wie eine balafre zum Vorschein gekommen war. Darüber soll der Skulpteur, Meister Gillot, sich zum Tode entsetzt haben.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Vierunddreißigster Band.

Französische Lustschlösser. II.



Leipzig.

Max Hesses Verlag

1909.

Französische Lustschlösser.

Von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1909.

Inhalt.

IV.

Pau.

24.

Es scheint, als habe sich um diese Zeit der Norden Frankreichs erschöpft in Konsequenz, als brauche er einen neuen Lebensstoff, um die glückliche Mischung des französischen Charakters wiederzufinden, oder eine neue und reichere zu finden. Denn eine organische Nation erneut und erfrischt sich wie der Fruchtbaum durch Pfropfreiser. Wie war Paris, wie waren die Hauptstädte der Provinzen in Wut und Haß! Alles ging schwarz. Alles hatte nur einen Gedanken, niemand lachte! Wer ein heiteres Gesicht zeigte, der wurde gemißhandelt. War dies Frankreich, Frankreich das heitere?

Die Ergänzung kam aus dem südwestlichen Frankreich, das jahrhundertelang Eigentum der Engländer gewesen war, aus dem alten Königreiche Aquitanien, dem Tummelplatze des schwarzen Prinzen. Hier hatte sich eine ganz andere Welt erhalten, als die düstere Welt der Ligue, hier existierte noch der leichtsinnigste Franzose, der Limousinier, hier lachte noch die Gascogne, hier schien die Sonne auf einen fröhlichen Menschenschlag, die Pics der Pyrenäen schimmerten Freude auf das jauchzende Pau, wo Jeanne d'Albret einen Sohn geboren hatte, einen zappelnden, frischen Buben, Heinrich von Béarn genannt, der diese Welt Frankreichs zur Herrschaft bringen sollte.

Noch heute zeigt man auf dem Schlosse in Pau die Wiege Heinrichs; ein Royalist hat sie mit Lebensgefahr ver=

steckt vor der inquisitorischen Revolution, noch heute empfindet man an den Fenstern dieses Schlosses, daß eine so schöne Welt heitere Menschen bilden müsse. Die Pyrenäentäler bauen sich wie Terrassen auf vor dem Blicke, erst dunkelgrün, dann braun, dann violett, und der Schnee des Pic du Midi leuchtet wie Silberlächeln von der fernsten violetten Spitze. Die Sonne und die Landschaft, welche in die Fenster des Schlosses von Pau sehen, gehören zum Schönsten, was Europa besitzt.

Von hier mußte Frische in die versumpften Gewässer des Liguen-Frankreich kommen. In solchen Mordtaten konnte die Geschichte nicht weiter gehen, die Mordtaten von Amboise, von Vassy, die Bartholomäusnacht, die Morde der Guisen, der Mord des Königs selbst, sie mußten eine Wendung finden. Die schonungslose Munizipalmacht ferner in den Städten, sie war noch schreiend unverbunden mit der übrigen Staatswelt, die südliche, mehr römische Bürgerwelt Frankreichs wollte auch erst ihr bescheiden Teil beigesteuert haben.

Und dies geschah: die kleine Gentilhommerie Aquitaniens, wohl zu unterscheiden von der schweren Seigneurmacht, setzte sich zu Pferde gen Paris, die Heiterkeit mit ihr, das Chevalereske, der Indifferentismus und andere Flocke des Südens. Das Ganze war nur eine Flocke des Südens, denn wegen der Berge und wegen der Neigung nach Abend rechnet man diesen südwestlichen Teil Frankreichs nicht mehr zum eigentlichen Midi. In früherer Zeit sprach man von einem mittleren Frankreich, und dieser südwestliche Teil gehörte dazu bis zur Linie von La Rochelle nach Lyon. Eine Linie von St. Malo in der Bretagne gen Basel hin gezogen schnitt den Norden ab. Was unterhalb La Rochelle und Lyon lag, auch die ganze Auvergne, war mittägliches Frankreich. — Diese Einteilung hat sich ganz verloren. Entweder man nennt alles südliches Frankreich, was jenseits der Loire liegt, oder man zieht die Grenzscheide von Bordeaux nach

Lyon. Diese letzte Bestimmung hat wirklich einen auffallenden Unterschied des Klimas für sich: jenseits der Gironde im Westen, und jenseits der Beaujoloisberge im Osten wird die Wärme reiner und mächtiger. Es geht so weit, daß nicht ein einziger der berühmten Bordeauxweine auf dem nördlichen Ufer der Gironde und Dordogne wächst. Heutigentags aber ist der Ausdruck Süden in Frankreich gar nicht mehr gesucht, das Dauphiné will seiner Alpen wegen, die Guienne und Gascogne wollen ihrer Pyrenäen halber nicht mehr dazu gehören, und so bleibt also nur das Languedoc und die Provence dafür übrig, denen es an Hitze nicht fehlt und die allerdings der Schattierungen im Klima entbehren, welche den südöstlichen und südwestlichen Provinzen eigen sind.

Diese südwestlichen Provinzen, über Bordeaux nach den Pyrenäen hinauf, über Agen, Montauban, Alby nach den Cevennen hin, dieser westliche Teil des alten Aquitanien, in Deutschland wenig bekannt, war der Hauptsitz der Reform. Leichtwiegende, talentvolle, fröhliche Völker sind's, mit Ausnahme der Cevennen selbst, und es erklärt sich, daß der Reformgedanke solchergestalt wohl eine Zeitlang eifrig der Enthaltsamkeit und Schmucklosigkeit hingegeben und lebhaft verteidigt sein, daß er aber nicht tief und mannigfaltig durchgebildet werden konnte in Frankreich, daß er bei dauerndem Widerstande gänzlich wieder verschwinden konnte. Wie arm, wie einseitig bleibt dieser Gedanke der katholischen Welt gegenüber in Frankreich, wie wenig erfindet er, um mit dem Verluste einer geschlossenen Welt auszusöhnen! Welch dürre Prediger sind diese Mornay! Keine Spur der Flöte Luthers, der Kernhaftigkeit lutherischer Welt ist da zu finden. Mußte da nicht die begabte, lebenslustige Gentilhommerie in Indifferentismus ausgehen, wie es in ihrem Führer Heinrich von Béarn geschah? Man opfert nur für eine unwiderstehliche Notwendigkeit, die gleich einer zweiten Natur im Innersten eingegliedert ist, man opfert nicht für einen einzigen

Gedanken, der sich mit Mühe aufrecht erhält gegen Gewohnheit und ursprünglichen Lebenssinn. Der ursprüngliche Lebenssinn dieses Aquitaniens war und ist ein Auf- und Niederschaukeln im Glück. Die schönste Traube Frankreichs reift hier, das wohligste Klima verführt hier. Ja, wenn die Reform ihren Sitz gehabt hätte in der nebligen Bretagne, wo die zähe Menschheit brütet, statt hier in der sonnigen Guienne und Gascogne! Der standhafteste Führer kam ihr auch von da, jener unzerbrechliche Rohan, der noch unter Richelieu alle hugenottischen Heere Aquitaniens kommandierte, Rohan-Soubise war ein Bretone, aber die Heere bestanden aus flüchtigen Aquitaniern.

Man gelangt durch das Poitou in diese Gegenden. Wo die Touraine und das Land von Saumur südlich von der Loire endigen, da schließt sich nach dem Meere zu diese große Provinz an, ein Schlachtfeld des nördlichen Katholizismus, der hier dem südlichen Hugenottentume begegnete. Von Tours führt die große Straße hinein gen Poitiers hin. Weiter abwärts die Loire, Nantes gegenüber, hat man neuester Zeit Bahn gebrochen durch die Vendée, die bis auf die neueste Zeit unwegsam dagelegen hatte, unberührt wie die Bretagne. Das südliche Poitou hat wohl einst auch zu Aquitanien gehört, und dort findet man auch den Übergang zum aquitanischen rascheren Charakter. Nord-Poitou ist vielmehr der Bretagne verwandt, starr in alter Sitte, eigensinnig, borniert. Poitou war auch geteilt zwischen Katholik und Hugenott. Der moderne Vendéer ist der Erbe dieses Charakters von Nord-Poitou, und jener rasche Übergang zur aquitanischen Art hat sich selbst in diesem Vendéekriege wunderbar gezeigt, so wie verschieden gefärbte Wasser seit Jahrtausenden unvermischt nebeneinander fließen. Wo das große Plateau der Vendée nach Luçon abfällt, da war, noch in der Vendée, der Royalismus wie abgeschnitten, und die Teilnahme an der Revolution begann.

Über eine Menge Brücken scheidet man von Nantes, um am südlichen Ufer der Loire die Vendée zu betreten. So klar, so licht bleibt das stattliche Nantes im Gedächtnisse mit seinen wohlgebauten Straßen, seinem stumpftürmigen alten Dome und seiner stumpfmaurigen Burg. Wie in Brest gewahrt man hier wenig von der eigentlichen Bretagne; die auf dem Lande, in den Heideflächen an den Wiesenrändern, in einzelnen Häusern lebt und in kleinen Weilern und Städten. Die beiden großen Städte sind der Provinzfarbe entrückt, Brest durch die Marine, Nantes durch den Loirehandel, der in das nahe Meer hinaustreibt. Rennes, die eigentliche Hauptstadt, ist noch am deutlichsten bretonisch. Einmal in der großen Stadt mag man nur in den kleinen Kabaretts hie und da einer echten Bretonenfamilie begegnen, die ein außerordentliches Geschäft in die große Stadt geführt hat. Dort hab' ich diese langen Männergestalten eintreten sehen, in dunklen weiten Stoff gekleidet mit Weib und Kind; — nur wenn sie trauern, tragen sie himmelblau — ihre Haare sind lang, ihre Züge sind streng. Die heimatliche herbe Suppe war hier nicht zu haben, der Kaffeeluxus ist ihnen fremd, und es ward saurer Landwein zum ersten Frühstück genommen, der selbst dem kleinen Kinde eine Festerscheinung sein und wohlschmecken mußte, wie antibretonisch unzufrieden es auch darüber aufschrie, und nach dem Haferbrei der Heimat verlangte.

Der alten Einteilung nach streckt sich auch jenseits der Brücken von Nantes die Bretagne noch einige Meilen südlich ins Poitou hinein, in die Vendée. Der Übergang in diese Provinz ist nur dadurch merklich, daß die zahlreichen Ortschaften aufhören, welche die Nähe des großen Flusses erzeugt hat. Der Vendéer selbst hat große Ähnlichkeit mit dem Bretonen, er ist ebenso groß, ebenso schwarzhaarig, ebenso stark. Je mehr man indessen ins Poitou hineinkommt, desto unmöglicher erscheint ein blonder Mensch. Alles Haar wird

tiefschwarz, der Teint bleibt weiß. Auch die Weiber Poitous sind von großen Formen, und ihre Schönheit ist junonisch, gilt aber trotzdem für mächtig. Hüte dich vor den Frauen, und laß dich hüten von den Männern Poitous, sagt das Landessprichwort.

Mir hat bei einer bloßen Durchreise die Vendée den Eindruck gemacht, den ihre Geschichte lehrt, den Eindruck eines einsamen stillen Landes, einer unnahbaren Nation, wie man sie sich vorstellt im Westen Nordamerikas. Dort verliert sie sich in den Wald, hier in das Meer, und dies Meer mit sumpfigen, sandigen Gestaden läßt den Feind ebensowenig von der andern Seite zu wie dort der Urwald. Das Boccage, das Vendée-Plateau, und eigentlich das, was wir unter dem Kriegsbegriffe Vendée verstehen, das Land, das man vom Norden her zuerst betritt, hat noch ganz das Ansehen, als sei der alte Wald mit dem Bedacht niedergeschlagen, mit welchem man eine große Festung in hundert kleine verwandelt. Man hat nicht wie im übrigen Frankreich den Wald rasiert bis auf den Keim, man hat ihn höflich behandelt wie etwas, das bestehen soll, man hat den hohen Wuchs verbraucht, aber unten alle jungen Stämme bestehen lassen in Enge und Dichtigkeit; man hat kleine Felder dazwischen angelegt, aber stets wie Nebensache, das schützende junge Holz der Eiche darf sich überall dicht daran drängen; man hat ein einzig Geleise hie und da durchgeführt, aber voller Achtung für den Baum, also schief und krumm; man hat Gräben gezogen, um den Sumpf zu bezwingen, aber nirgends mit der Schnur, nirgends auf Kosten der Waldesfestung. So ist dieses gefährliche Kriegsterrain entstanden, wo keine Kavallerie agieren, keine Kolonne geschlossen vorrücken und nur der Tirailleur mit Lebensgefahr vordringen kann. Die Schwierigkeit fällt nicht großartig in die Augen, sie besteht aus unscheinbarem, aber sicherem Detail. Dringt der Feind dennoch vor bis auf die platten Heideplätze, welche

wie braune Wüsten, mit Ginster bedeckt mitten im Boccage liegen, so kann er dort die Feldschlacht finden mit allen Nachteilen des Hinterhaltkrieges. Die Heiden sind wasserlos, sind rings eingeschlossen vom Eichenbusch, und die Kugel dringt von allen Seiten aus der Baumfinsternis in die lichte, ungeschützte Heide. Die Ortschaften gleichen ebenso wilden Festungen. Sie bestehen aus dickgemauerten, niedrigen Häusern, die nach außen unbewohnt, zugangs- und fensterlos aussehen. Man weiß nicht, wie und wo man diese beinahe platt bedachten Klumpen angreifen soll, um in das dunkle Innere zu dringen.

Diese massive, breite Häuserform geht von hier tief hinab ins aquitanische Land, man sieht unten die Ebene von La Rochelle damit bedeckt, man sieht sie durch das Saintonge hinab nach der Gironde. — Die neue Heerstraße über das Boccage-Plateau der Vendée ist sehr tot, das Land ernährt nicht viel Menschen, der Krieg hat die wenigen gelichtet, und Verkehr und Handel ist nicht Sache des Vendéers. Finster neugierig sieht auch das schwarzhaarige Weib, das etwa am Wege sitzt, den neumodischen Postwagen an, und eine Viehherde, die zufällig, eine Belebung der Öde, die Straße daherkommt, ist gar nicht darauf eingerichtet, auszuweichen. Der berittene Führer derselben, mit breitkrempigem Hute, erwartet ruhig, daß sich der Postwagen mehr Mühe geben werde als das Vieh.

Oft sieht man von dieser niedrigbewaldeten Hochebene links, östlich weit hinab in die tiefer liegenden Baumtäler der Vendée. Da scheint es belebter zu sein, da sind die Edelsitze und die kleinen Städte, da zieht sich der zweite Vendéeteil, die Plaine um das Boccage herum bis zum Flüßchen Vendée, das ins Meer eilt, um an der Meerseite auch noch den dritten Teil des Landes, den sumpfigen, le marais, zu berühren, welcher hier von der Meerseite das Boccage einschließt. Das Boccage allein ruht auf Granit und war der Kern des Landes und des Krieges. Hier sind die berühmten Verstecke, — les refuges — wo mehrere

Ortschaften zugleich durch dichte Bäume sich vor den Republikanern verborgen hielten, wo sie Kinder gebaren, häuslich lebten wie die Tiere des Waldes. Hier sind die hohen Pflanzengeniste, unter denen die Vendéefamilie ihre Wohnung aufschlug unter einer umgestülpten Karre. Das Genist wuchs darüber zusammen, und der Republikaner fand es nicht, auch wenn er zufällig bis auf wenige Schritte nahe kam.

Nach dem Süden des Boccage zu liegt der Ort, welchen man zum Hauptorte des Landes gemacht hat. Wie soll man ihn nennen? Sein Name ist eben der Wandeltaffet des politischen Hasses in Frankreich, sonst hieß er La Roche-sur-Yon, dann nannte ihn der Kaiser Napoleon-Vendée, dann strich man des Kaisers Namen aus und nannte ihn Bourbon-Vendée, und jetzt ist auch dieser Vorname wieder unbeliebt. Man muß sich um Politik bekümmern, wenn man aus dieser Stadt gebürtig ist, nur um seine Vaterstadt richtig zu nennen und nicht deshalb in Ungelegenheit zu kommen. Auch die alte Hauptstadt des Landes Fontenay, östlich nach der Plaine zu gelegen, ist in solchem Schicksale. Als die Grafen noch galten, hieß sie Fontenay le Comte, als das Volk galt, hieß sie Fontenay le Peuple, jetzt heißt sie simpel und unparteiisch Fontenay und hat somit eine Sorge weniger.

In langgestreckter Linie fällt das Land hinter Roche-sur-Yon in die Plaine hinab nach dem Kirchturme in Luçon, der in eitel Lilien zierlich gezackt ist, und eben, eben weiter bis an die Grenze des Saintonge, an die grüne Charente, vorüber an La Rochelle und Rochefort, durch das Ländchen, welches Aunis genannt und streng hugenottisch war. Unter Ludwig XIII. wendet man sich noch einmal gen Luçon zurück, um mit Verwunderung den gewaltigsten Menschen jener Zeit dort aufzusuchen, von wo er als armer Priester kleine Möbelgerätschaften in Paris kaufen läßt für ein ärmliches Haus. Richelieu selbst, aus diesem Teile Frankreichs gebürtig, war Bischof von Luçon und begann von hier, von

Luçon, seine Laufbahn. Er war nahe an der Heimat, als er die Belagerung von La Rochelle kommandierte.

Das Sumpfland der Vendée, das jene Amphibienmenschen in Kähnen und Hütten birgt, die nichts von Frankreich kennen als die wilde Ente, und doch auch Franzosen heißen, der Marais ist nach La Rochelle zu in feuchtes Land getrocknet; über Kanal auf Kanal, über Brücke um Brücke naht man sich der Hugenottenfestung. Sie erscheint prosaisch und bescheiden, die Meerdämme sind nützlicher als stattlich, der Meerblick ist durch Inseln zerteilt.

Dem kleinen Ländchen Aunis am Meere hin folgend durch weich-ebenes Meerland kommt man nach Rochefort, einem Kriegshafen, und findet eine moderne Stadt mit breiten Straßen, viel zu breit für die Sonne des Aunis, welche in diesem Meersandboden brütet und eine feiste Hitze entwickelt. Der Kriegshafen ist nicht im Meere selbst, Rochefort liegt noch eine Meile vom Ozean entfernt, er ist in der Charente, einem Flusse dritter Klasse, dessen Vortrefflichkeit nirgends gerühmt, dessen Schönheit nirgends gepriesen ist. Und doch ist die Charente der schönste Fluß Frankreichs. Liebliche Charente! Deine Ufer nach Saintes und Cognac hinauf sind das erfüllteste Kunstwerk der Natur, das Frankreich besitzt. Alles ist einig darin, ist harmonisch, ist umschlossen, Wiesenteppiche in schönsten Linien und Schwingungen begleiten dich, treten weit zurück nach den frischen Waldungen des Rehes, oder flüchten nahe ans Ufer vor dem nahe herbeilaufenden Bergwalde. Nicht Burg an Burg drängt sich, aber die große, stattliche Masse der Tailleferburg spricht mit breiter poetischer Stimme zu dir herab. Dort sind deine Wasser, obwohl immer noch von der Meerflut gehoben, grün wie Edelstein, befreit von der Geschäftsflut bei Rochefort. Mitten ins Ländchen Saintonge trägst du den Wanderer hinauf zur Römerbrücke von Saintes und weiter hinauf ins Angoulemerland zum Parke von Cognac, wo König Franz zur Welt kam, hinauf bis Angouleme selbst.

Bei der schönen Rhonefahrt selbst kann man den Franzosen sagen: Ihr habt keinen Rhein. Aber auf der Charente muß man eingestehen: diese liebliche volle Schönheit habt ihr voraus. Die Mosel kann einiges Ähnliche bieten, aber nicht in so weicher, ungestörter Schönheitseintracht, nicht in dieser satten und doch noch grünen Farbe des nördlichen Aquitanien. Gegrüßt seist du Charente, wo ein Idyll des Jagd- und Hirtenlebens heute noch am schönsten spielen könnte.

Südlich vom Poitou, vom alten Lande der Pikten, drängt sich das Angoulemerland — Angoumois — das alte Land der Agesinaten nach der Gironde und Dordogne hinab. Das schmale Aunis trennt es vom Meere, das von Norden nach Süden laufende ebenfalls schmale Saintonge trennt es von der Gironde, wird aber zum Angoumois gerechnet. Wird in Südpoitou der Volkscharakter schon beweglicher, der aquitanischen Art näher, im Angouleme erscheint bereits aller lebhafte Charakter des Südwest, in dem nach Osten daranstoßenden Perigord und Limousin desgleichen, und es bildet sich schon eine kompakte Land- und Volksmasse, die in allerlei Schattierung abweicht von den anderen Völkern Frankreichs. Das Herz des Historikers blutet beim Anblick der prosaischen Departementseinteilung, denn kein Land ist reicher an Nuancen als Frankreich, und ohne eine alte Provinzencharte ist die Geschichte Frankreichs gar nicht zu verstehen. Das eigentliche Terrain der Enthusiasten ist hier, das Terrain jener leichten wirbelnden Leidenschaft, welche alles Interesse beflügelt, es ist hier zu finden im leicht wallenden Blute der Nordaquitanier, die an den Bergabhängen der Auvergne wohnen. In der Guienne und Gascogne selbst, weiter im Süden, wird der Enthusiasmus schon ökonomischer und scherzhafter.

Von den Larochefoucaulds, deren Sitz im Angouleme, betrachte man nicht den geistreichen Verfasser der Maximen als ein Bild dieser Völkerschaften. In ihm ist der Enthusias-

mus abgekühlt durch Hofleben, abgekühlt zur Einsicht: alles sei nichtig außer der kühlen Klugheit. Viel eher ist Vergniaud, der fortreißende Girondist, ein Limousinier, Vertreter dieser Menschengattung, die einst Cypern und das Morgenland beherrscht und sich mit heißem Leben erfüllt hat. Der Boden ist, wie größtenteils in Frankreich, auf- und abwellend in Hügelzügen, ein übendes Terrain für die leichten Pferde von Limousin. Frankreich hat hier etwas weiter nach Osten, nach der Auvergne hin, den selbständigen Mittelstock seiner Berge, unabhängig von Alpen und Pyrenäen, unabhängig in Entstehung und Form und Charakter. Der Bergstock in der Auvergne ist rein vulkanisch. Hier sammelte sich die hitzige Opposition gegen Cäsar, von hier war Vercingetorix, der Aufruhrführer gegen Rom. Die Auvergnaten sind ihrer Vorzeit entartet, sie sind keine Krieger mehr, sie desertieren am häufigsten.

Wer hat nicht über Auvergnaten gelacht? Pontoise, unweit Paris, hat in Frankreich die Würde, welche bei uns Scheppenstädt hat, Schilde, Krähwinkel und Polkwitz. Die Auvergne aber gilt für ein ganzes Land französischer Schwabenstreiche. „Es kommen Auvergnaten“ ist in Pariser Theatern das Signal zu allgemeiner Heiterkeit. Die guten Leute von Clermont und Flour stecken in der tiefsten Mitte des Landes, sie sind arm, denn die große Provinz hat nur ein ergiebiges Tal, das Tal von Limagne zwischen den Bergzügen von Nord nach Süd, sie haben nicht Mittel, noch Gelegenheit, sich nach den raschen Wendungen der Welt umzutun, und es ist ihnen nur nachteilig, daß ihre Gelehrten den Auvergnat direkt von den Trojanern ableiten, daß sie behaupten, es habe in der Auvergne keinen Patoisübergang vom Lateinischen ins Französische gegeben. Wirklich scheint in dieser Behauptung ein Korn zu ruhen, das heute noch die Pariser stutzig macht. Das Departement Cantal, das an Limousin stößt, ist auf der Rednerbühne in Paris berühmt um des feinen Parfait defini willen, das seinen Deputierten da ge-

läufig ist, wo der Nordfranzose plumper nach dem ordinären Imparfait greift. Es erinnert dies an das römische Perfektum.

Die vulkanischen Spitzen — Pics in den Pyrenäen, Puys in der Auvergne genannt, — geben dieser Provinz einen ganz eignen Landschaftscharakter. Sie sind nicht alle mit Asche und Schlacke bedeckt, nicht alle zerklüftet und in sterilen Orgelsäulen aufgestößt, wie man es beim Städtchen Murat sieht, der Puy-de-Dome zum Beispiel, unweit Clermont, ist mit Weiden und Herden bedeckt bis auf den Gipfel. Wer sich in Frankreich tief zurückziehen will, der gehe in die Berge der Auvergne, da ist er sicherer vor Paris als in mancher deutschen Stadt. Die Heimat des scharfsinnigen Pascal gibt Raum zum Denken.

Hier war der Hugenottismus weniger eingedrungen als nach Aunis, Angouleme, Perigord, Limousin, die uns vom Meere nach Osten den Weg gebildet hatten in die Auvergne. Um ins Herz der Reform, in die Guienne und Gascogne zu kommen, müssen wir der Charente wieder hinabfolgen bis Saintes. Von da führt eine Straße quer durchs Saintonge an die Gironde hinab ins alte Schloß von Blaye. Der Weg geht trotz der Meeresnähe in sanften Hügelbogen, die Landschaft ist in der Gegend von Saintes noch anmutig, wenn im Sommer die weiten Felder in Ähren blühen. Später wird sie eintönig, und man begreift den französischen Ausdruck Saintonge, der ungefähr dasselbe bedeutet wie bei uns der Ausdruck Lausitz.

Die Gironde bei Blaye ist so breit, daß keine Büchsenkugel von einem Ufer zum andern reicht, gelb ist das tiefe Wasser vom heraufwallenden Meere, wie ein Meeresarm bläht sich der Strom. Von dem weitläufigen, sonnenheißen Festungsschlosse sieht man hinauf, wo Dordogne und Garonne zur Gironde sich vereinigen, sieht man am südlichen Ufer die weltberühmten Weinhügel von Medoc. Was sind wir glücklich in dem Glauben, der feine Bordeauxwein sei auch

bei uns für einen leidlichen Preis zu haben, der stolze Chateau-Lafitte fließe so reichlich, wie die Etikette unserer Weinhändler zeigt! Er ist in Wahrheit ein Wunder Gottes, denn er ist an Ort und Stelle teurer als in Berlin. Die feine Rebe ist auch hier selten wie das Genie, und die Medochügel reichen so wenig hin für den Durst der Welt, wie die Kreidefelder der Champagne.

Die Herzogin von Berry fand auf Schloß Blaye jene Mutterfreude, die alle Bourbonsche Legitimität in tiefe Trauer setzte. Es ist ein kleines Haus von Ziegeln, wo den Grafen Rossi sein Schicksal fand; unter dem alten Schlosse von Blaye denke man sich nicht ein stolzes Feudalgebäude, sondern ein breites, plattes Fort, das aus mehreren Gebäuden besteht, alle dem Kanonenkriege ähnlicher als einer Ritterwehr. Mitten im Flusse liegt ein Hilfsfort, um die breite Wasserfläche zu beherrschen.

Nach der Dordogne hinauf ereignet sich auf diesen Wassern zuweilen ein erschreckendes Schauspiel. Es ist, als ob der Meergott eine breite Handvoll Verwünschungen gegen das Land schleudere. Man hat dies Phänomen auf den großen Strömen Amerikas, auf dem Ganges und auf dem Nil beobachtet. In Frankreich donnert es die Seine aufwärts bis gegen Rouen hin, und in der Dordogne bis über Libourne hinaus. Das Wassergeflügel flieht dann erschreckt, und alle Fahrzeuge drehen schnell ihre Spitze nach der Flut, um nicht umgeworfen zu werden. Die glatte Wasserfläche nämlich bäumt sich plötzlich auf zur Höhe einer Tonne, und stürzt sich brüllend den Fluß aufwärts, durch jeden Widerstand immer tobender gemacht. Es tritt nur ein zur Zeit tiefer Ebbe, und man glaubt, die Flut habe sich dann zu lange draußen verweilt im hohen Meere, im Schoße der Familie, und stürze nun im Galopp herbei, ihr verabsäumtes Geschäft nachzuholen. Barre nennt man dies Phänomen in der Seine, Mascaret in der Dordogne.

Die Garonne aufwärts steigt man ins Herz der alten

Guienne. Verläßt man die Garonne da, wo der Tarnfluß in sie mündet unweit Montauban, und folgt man der Linie dieses Flusses über Alby in die Cevennen bis tief ins Languedoc hinein, so durchläuft man die Hauptkette des Hugenottenlandes. Steigt man an der Tarnmündung vorüber ununterbrochen die Garonne aufwärts, so stößt man auf den ewigen Eckstein der Reform in dieser Gegend, auf das unwandelbar katholische Toulouse. Nicht mehr als altes Königreich Toulouse, wie es einst einen großen Teil Aquitaniens beherrscht hatte, aber doch als mächtiges Stadtgebiet unterbrach es diesen südwestlichen Kreis der Hugenotterie, der vom Rhone bis in die spanischen Pyrenäen reichte, und mit der schönen Gascogne Frankreich an dieser Grenze schloß. Ebenso wie Avignon und Marseille der durchgehenden Verbindung mit dem protestantischen Dauphiné im Wege lagen.

Dies Land Guienne mit aller Landschaft, die im Norden und Süden daran stößt, war dreihundert Jahre englischer Besitz. Man kann die Fußstapfen des schwarzen Prinzen bis in die dunkelsten Pyrenäenschluchten hinein verfolgen. Die blutige Schlacht bei Castillon, am rechten Ufer der Dordogne, machte erst 1453 dieser Herrschaft ein Ende. Wehe Frankreich, wenn der Brite heute noch, heute der Weltkaufmann, Bordeaux besäße, wie er es damals, bloß Ritter, Ackerbauer und Viehzüchter, besaß! Wie vornehm, handelsstolz bietet sich selbst jetzt Bordeaux dem Reisenden dar, der die Garonne heraufkommt. Hinter dem Walde von Masten schwingt sich die edle Brücke von Stein, die breiten Kais vom aquitanischen Tore hinab sind gesäumt mit hohen, reinlichen Gebäuden, mit weiten Waffenplätzen, worauf jede französische Stadt hält, mit schönen Bäumen, aus denen sich ein unabsehbarer Promenadenhain bildet. Und daran stoßen breite, lichtvolle Straßen und Plätze, welche der Stadt ein helles wohliges Ansehen verleihen. Gibt's viel Schöneres in Paris? fragt der gewandte Bordelais, der äußerst stolz auf

Bordeaux, und zeigt nach dem Komödienplatze, nach den Kaffeehäusern und verweilt selbstgefällig auf dem Titel: „Café Montesquieu“. Einige Lieues nur oberhalb der Stadt liegt das Landhaus la Brede, wo der weise Politiker gelebt und geschrieben. Es ist ein sechseckig Schloß mit Graben und Zugbrücke und kleinen Fenstern nach altem Schnitt, eine alte Eichenallee führt dahin, fette Wiesen umringen es, und im Innern steht und liegt noch alles, wie Montesquieu die Zimmer verlassen hat, einfach und leer, wie es dem mäßigen Sinne des Mannes zupaßte. Sein Fenster geht nach Mittag hinaus auf eine endlose Wiese.

Man darf sich übrigens nicht allzuweit nach dem Meere hin verlieren im Guienne und in der Gascogne. Die Nähe des Ozeans ist die ganze Länge entlang unerfreulich: Sandbänke oder sumpfiger Boden verderben Land und Meer bis nahe an den biskayischen Winkel hinauf, bis an die Girondemündung hinab zum Leuchtturme von Cordouan. Ein einziger kleiner Meerhafen la Teste de Buch zeigt sich brauchbar inmitten dieser Untiefen, der große Girondestrom ist alles Heil des Landes. Südlich aufwärts nach der Gascogne ziehen sich diesseits der Meersümpfe und Sandbänke die Heiden, landes, und immer östlich, immer östlich vom Meere ab sieht man sich gedrängt, um fruchtbares Land zu finden. Ganz anders ist das Garonnetal selbst, und namentlich das rechte Ufer. Da liegt jenseits der Brücke von Bordeaux das Meer der weißen Bastiden, wie man die Landhäuser nennt, da sind die Weinberge der weißen Bordeauxweine, da sind die lieblichen Ufer der Garonne, von denen die alte Dichtung erzählt, und wohin Wieland so gern seine Märchenhelden führte.

Um nach Bayonne zu kommen, trennt man sich auch langsam vom Flusse und macht über Bajas, Mont-de-Marsan und Dax einen großen Bogen, statt der geraden Straße durch die Landes. Der Heidenteil, welchen man solchergestalt berührt, besteht aus Sand und Kiefern. Braucht wirklich die

Reform so dürftigen Landes, wie hier, wie bei Wittenberg und Treuenbrietzen? Braucht nicht der Bewohner solchen Landes mehr als jeder andere die Wunder der Kirche, die Versinnlichung des Himmels? Aber die Heide der Guienne und Gascogne, die Sonnenöde des Languedoc sind in Frankreich nur ein Teil des Reformterrains, der Kontrast hat sich hier dicht zusammengefunden und macht alle Charakterableitung aus dem Erdboden zunichte. Just die Gebirge waren daneben hugenottisch, just die schönsten malerischsten Provinzen Frankreichs gehörten der Reform, die Pyrenäen-Gascogne und das Alpen-Dauphiné.

Wo die Gascogne beginnt in der Nähe von Dax, da ist das traurige Element der Heiden schon zu Ende. Dax heißt das Paradies der Landes, seine Pfirsiche, sogar seine Trauben sind berühmt im Lande Chalosse und Labour, die sich nördlich und westlich vor Béarn, vor den Mittelpunkt der Gascogne, legen. Die Heiden sind übrigens anders, und das Leben in ihnen ist anders, als wir uns vorstellen, die wir an Walter Scotts wüste Bergplateaus mit Ginster bedeckt denken, an die trügerischen Sümpfe, an die Bewohner, die auf Stelzen einhergehen und dabei von der Spindel spinnen. Die Sümpfe nämlich sind besonders an der Meerseite, wo wenig Verkehr und Menschenwohnung, der Sand, der tiefe Sand ist Hauptfeind des Gedeihens, und die Stelzen sind vorzüglich gegen ihn erfunden. Sumpf und Sand, zwei solche Gegensätze, finden sich außerdem oft nebeneinander, und dies erzeugt den wunderlichen Charakter der Landes: jetzt bedarf die Straße der Knüppelbrücken, um ganze Gegenden nachgiebigen Erdbodens zu passieren, dann folgt eine Stunde lang der feinste Puderstaub, dann erscheint plötzlich ein nur halb sumpfiger Bach, der links und rechts um sich die üppigste Vegetation breitet und prächtige Bäume erzieht. Allerdings ist, wie in unserer Lausitz, die Kiefer der Baum dieses Landstriches, aber die Kiefer ist in diesem Klima ein

ganz anderes Produkt als bei uns. Sand und Sumpf verdoppeln die Wärme dieser Gegenden noch, und dieser Baum ist dadurch so zart, fein und edel geworden in Rinde und Nadel, daß er für die feinste Möbelarbeit geschickt scheint. Er erreicht nicht die Größe und Stärke des Bauklotzes und Dachsparrens wie bei uns, er bleibt zierlicher, geht mehr in die Breite und wird auch ganz anders benützt. Er wird gemolken wie die Kuh. Nach der Sonnenseite wird ein schmaler Strich Rinde abgelöst, damit der Saft herausschwitze, aus welchem man das feinste Terpentinöl bereitet, ein ergiebiges Produkt dieser Gegenden.

Tagelang fährt man in diesen Heiden, und der beste Geographieglaube fühlt sich erschüttert, daß man hier in unmittelbarer Nähe eines Hochgebirges sein solle. Dennoch behält die Landkarte recht. Einige Lieues vor Bayonne erscheinen blaue Berge von ungewöhnlicher Form, sie erscheinen ziemlich nahe. Sie erscheinen nicht gesammelt, sondern zerstreut, man kann sie nicht für einen Gebirgsanblick zusammenfassen, es sind erst die basses Pyrénées, man hat das Ländchen Labour und Niedernavarra vor sich, von der Meerseite die Bidassoastraße nach Spanien, von der Bergseite durch Navarra den Weg zum Passe Roncevaux. Man ist unter den Basken, unter dem fröhlichen, kecken Volke, das die runde, bauschige Mütze von frischer Farbe trägt und die lustige Schärpe um die Hüften. Diesseits und jenseits der Pyrenäen wohnt dieser Menschenschlag, dem man ein so hohes Alter und die Kymren zu Ahnherren gibt, und von dem man sagt, daß er mit keinem Erobervolke sich vermischt habe. Breitschulterig, etwas eckig in Gesichts- und Leibknochen, hat der französische Baske schon in der Jugend jene breiten Striche des Alters über die Wangen, über die Arm- und Handflächen, welche der vollen und weichen Schönheit fremd sind, unter welchen aber ein breitgegliedertes Muskelwesen, ein elastisches Nervenleben, eine zähe Gesundheit ruhen.

Heinrich IV., obwohl kein reiner Baske, trug alle Kennzeichen dieses Menschenschlages. Die große Pyrenäengrenze zwischen Spanier und Franzosen hat am Ende doch vermittelst der Jahrhunderte die baskische Art diesseits und jenseits der Berge in zwei Gattungen geschieden. Der französische Baske hat die aquitanische Heiterkeit Frankreichs mutig in sein Blut verarbeitet. Aber da der Grund baskischer Welt strenge Absicht, so ist die Heiterkeit des französischen Basken eine ganz andere als die Heiterkeit des Limousiniers und des Angoulemers. Was bei diesem sanguinische Beweglichkeit und rasche Hingebung, das ist beim Basken nur Munterkeit. Er bleibt praktischer, deutlicher Absicht sich bewußt, seine gute Laune ist nur eine Begleitung, die Absicht selbst verliert sich nicht in Wallungen, die Bonhomie des Béarner Heinrich ist nur eine Form dieses Béarners, aus welcher man nicht Folgerungen ziehen darf, was er daneben und dahinter tun wolle oder tun werde.

Die baskischen Organe sind auch darum sehr geläufig für alle Form, zum Beispiel für die Sprache. Der echte Baske nahe an den Pyrenäen handhabt dreierlei Sprachen: er kennt das uralte Baskische, das gar keine Verwandtschaft zeigt mit Spanischem oder Französischem, er spricht das baskische Patois, hier französisch, drüben spanisch, er versteht Französisch und spricht es allenfalls auch.

Bascon nennt die französische Sprache den Basken, Gascon ist die nächste Spielart davon, und der Gasconier bildet den baskischen Übergang zu Frankreich. Wer erinnert sich nicht der Zeit, wo alle Anekdoten launiger Art, alle Prahlereien und Übertreibungen nach der Gascogne verlegt wurden! Eine Gasconade bezeichnete das alles. Diese Bezeichnung kam in Frankreich auf, nachdem Heinrich IV. die Gascogne zum ersten Male eng mit Frankreich vereinigt hatte und die gasconische Welt auch in Paris heimisch wurde. Jetzt ist der Ausdruck vergessen, die Provinzbeiwörter sind

verschwunden. Jene wunderliche Mischung im Gasconier entstand durch eine lebhafte Phantasie, die ihm eigen, und durch ein praktisch Bedürfnis des Besitzes, das daneben hantierte und die Phantasie prosaisch durchkreuzte, so daß die Phantasie nicht harmlos poetisch sich geben, sondern burlesk gewendet erscheinen konnte.

Wir begegnen der gasconischen Phantasie Heinrichs in der politischen Spekulation, in dem Plane einer europäischen Republik dieses Königs.

In den niederen Pyrenäen zwischen Bearn und Spanien herumirrend nach den Isards, wie die Gemse in den Pyrenäen heißt, nach dem Bären, der hier noch gedeiht, befreit man sich in den Bergschluchten nirgends für einen Massenanblick des Gebirges, man erschöpft sich umsonst nach beherrschenden Aussichtspunkten und wird auf solche Nachfrage immer wieder hinausgewiesen zur großen Heerstraße, welche unten am Fuße der Berge nach Pau und Tarbes führt. Von da soll man eintreten in die Hochpyrenäen, in die drei berühmten Täler des Lévaudan, des Argilès und Gavarny, um angesichts der eigentlichen Riesen zu sein, auf deren Gipfel Frankreich und Spanien sich scheiden, angesichts der Vignemale, des Marboret, der Rolandsbresche, der Maladetta und des Mont perdu, des Kaisers dieser Häupter.

Durch glattes fruchtbares Land führt die Straße nach Pau, man gewahrt nur wenig Andeutungen eines Hochgebirges, das rechts im Süden liegen soll. Ja man verzweifelt daran, wenn man in die untere Stadt von Pau einfährt, und steigt mißmutig die Lehne hinauf nach dem oberen Stadtteile. Dort ist ein viereckiger Platz, mit Bäumen bepflanzt, nach Südwesten offen. Eine niedrige Steinlehne schützt ihn vor dem Abgrunde, der dahinter kommt. Hier sind die Pyrenäen; der Schleier ist hinweggezogen, in prächtigen Farben steigt das Wundergemälde auf vom bunten Gavetal zu den tiefgrünen Bergen erster Linie und über

diese hinweg zu den violetten Granitpics, die pyramidenförmig in die Wolken schießen. Eine glänzende Sonne blitzt auf diesen tiefen Farben, und zeigt den Schmelz, der vom edelsten Seidensamt ausgeht. Üppige Laubbäume biegen sich über den Vorgrund des Gavetales, die pinienartige Kiefer, das Zypressengesträuch auf einzelnen Vorsprüngen zackt sich fein in der durchsichtigen Luft, links und rechts schließt sich der Halbkreis, unverflüchtigt steigt der Blick auf den Wellenlinien der Berge bis zur silbernen Schneespitze des Pic du Midi.

Einige Schritte rechts, an eben diesem Abhange steht das Bearner Schloß mit der Wiege Heinrichs. Es ist in den Händen der Tischler, Maurer und Zimmerleute, die seinem verwüsteten Zustande abhelfen; aber auch wenn es wieder wohnlich sein wird, wie zur Zeit der Jeanne d'Albret, die Gott täglich bat um einen Sohn, man wird immer nur zu den Fenstern eilen, um dem Pyrenäenblicke sich hinzugeben. Das Schloß ist geringen Umfangs und unregelmäßig zusammengepackt, ganz und gar auf jenen Aussichtsabhang hingedrängt. Rückwärts nach Pau und westwärts wird es ebenfalls durch einen Abhang geschieden, wendet aber diesem und der Stadt keine Fassade zu, sondern erscheint von dieser Seite wie ein blindes unregelmäßiges Gemäuer. Ostwärts nach der Terrasse zu hat der Abhang wahrscheinlich vor Errichtung des Schlosses unzertrennt zusammengehangen, in alter Schloßkriegsweise ist er aber durchgestochen und zu einem tiefen Schluchtgraben ausgeweitet worden, so daß eine Brücke über diese Schlucht der einzige Zugang gewesen, und der Schloßberg der Bearner Herren ganz isoliert worden ist. Spätere Zeit, wo die kriegerische Bedeutung solcher Schlösser verschwunden ist, und besonders jetzt hat man auch die unzugänglichen Seiten mit Aufgangswegen versehen, und über die westliche Landstraße sogar eine Brücke geschlagen, die heutigentags in den Park von Pau und tiefer hinein in die Jagdholzungen der Bearner Fürsten führt. Der Eingang

über die Brücke des Schluchtgrabens ist auch jetzt noch der Haupteingang. Er führt durch ein Torhaus in den Hof des Schlosses. Dieser Hof, ringsum zugestellt und schmal, empfängt ganz wie ein alter Burghof und zeigt nirgends ein einladendes Hauptportal. Man wird links eingeführt und stößt auf kleinem Flur beinahe wörtlich an eine Statue Heinrichs, die eher wie ein Schloßwächter als wie Frankreichs Henriquatre angebracht erscheint. Kurz, die Erwartung großer Verhältnisse muß man hinter sich lassen, um den Raum eines ritterlich-fürstlichen Stillebens, eines heimlichen steinernen Herrenhauses im Bearner Schlosse zu genießen. Der erste Bourbon, der Ritterführer Heinrich, zeigt in seinem Wesen gar oft Merkmale dieser anspruchslosen und doch weit aussehenden Ritterwohnung dieses gemütlichen Steinhauses mit vielen Ecken und Winkeln.

Die Natur gibt nur das Linienhafte, es sind die furchtsamen, es sind die tatlosen Menschen, welche sich damit begnügen. Es sind die machtlosen Lyriker, die von nichts zu sprechen wissen als von den Schönheiten der Natur, es sind die Deutschen, welche der Natur die besten aber auch die zahlreichsten Worte geben. Der Franzose ist der Natur gegenüber arm wie eine Kirchenmaus, er hat nichts als ein paar überlieferte Redensarten. Ihm ist die Natur verschlossen, uns ist sie übermäßig aufgetan, dergestalt, daß wir den bloßen Hintergrund der Dinge zum ein und alles machen. Alles da draußen ist nur eine Anregung für das, was vom Menschen ausgehen, was menschlich entstehen soll, es soll sich in mich verlieren, nicht umgekehrt. Und er verlor sich in die Reize der Natur — heißt es im deutschen Romane, als ob dem Helden wer weiß welch eine Fähigkeit zuerteilt wäre. Die Fähigkeit des Weibes, die Fähigkeit der Hingebung, des Nichtstuns. Reisen und Reisen und immerfort Natur anschauen und nichts weiter tun, das macht den Menschen zu-

nichte. Der lebhafte Sinn für Natur hat auf die Geschichte unseres Vaterlandes einen ach, wie großen Einfluß geübt, hat die vage Kombinationswelt des Traumes geübt, hat etwas geübt, was Fertigkeit aber nicht Kunst werden kann, hat die Tat vereinzelt, die Macht hintangesetzt, hat unsere Geschichte zur Literaturgeschichte gemacht, und zwar zu einer Literaturgeschichte so unbestimmter Form, wie die Natur unbestimmte Form zeigt.

Das Gegenteil davon hat in Frankreich die Gesellschaft über alles gestellt, die persönliche Welt des einzelnen völlig verwischt, den Hauch der Ewigkeit, die Poesie zerstört, die literarische Form eintönig, die politische Kraft groß gemacht. Wir gehen zu weit auseinander, der Franzose schnürt sich zu fest zusammen. Raffen wir uns!

Ein jeweiliges Aufsuchen der Natur, ein jeweiliges Hingeben an dieselbe heißt sich sammeln in einer neuen Gottheit, denn das Handeln allein beschränkt, und die Natur, eben weil sie tot, erweitert uns, sie ist der stets offene Raum für die Gottheit in uns, sie ist da, damit wir in ihrem Angesichte uns dehnen und neu befruchten. Darum ist Krieg und Jagd, wo das Handeln Arm in Arm geht mit der Naturanschauung, eine so überaus weckende Lebensart. Darum wird der bloße Städter so klein in Blick und Hoffnung.

Es kommt nicht so viel darauf an, wie man gerne sagt, daß der tägliche Anblick der Natur ein erhabener, ein besonders schöner sei. Im Gegenteile, die abgestumpften Linien einer alltäglichen Gegend wirken oft erweiternder auf den Geist, welcher aus der Mitte geistiger Tätigkeit kommt, als die scharfe Form der Landschaft. Denn eine solche ist eben auch einem Geistesprodukte ähnlicher, ist also in geringerem Grade Ergänzung für den Menschen. Erfahrung lehrt ja auch, daß die Völkerschaften pittoresker Gegend selten die schöpferischsten sind.

Aber — „von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern" —

von Zeit zu Zeit ist es uns ein Wunder, ein Wunder für die Schöpfung in uns selbst, das Großartige der Erdumrisse zu sehen. Wer dies Wunder braucht, der fahre von Pau ins Pyrenäengebirge hinein. Man geht am Gave de Pau hinauf. Gave heißt in den Pyrenäen jeder Fluß, das Beiwort erst unterscheidet ihn von anderen. Lange zögert der Weg sich an die steilen Bergwände zu wagen, er läuft ihnen wie schüchtern entlang bis Lestelle. Man weiß auch wirklich nicht zu erraten, wie da hineinzukommen sei, denn der jähe Charakter unterscheidet durchaus das Pyrenäengebirge von den Alpen. Diese verlaufen sich so rund und mählich, die Mattenhänge sind weich, die Berge breiten sich, man glaubt immer an eine Möglichkeit des Zugangs, man empfindet den Eindruck weiter Majestät, die auch dem kleinen Menschen zugänglich. Die Pyrenäen dagegen wirken auf uns wie titanische Verwegenheit, jach wie der Pfeil steigen sie auf, scharf wie das Schwert schneiden sie ab. Selten zeigt sich jene Türmung der Alpen, wo langsam Alpe auf Alpe steigt zum breiten Gipfel. Der Pyrenäenberg beginnt unten im tiefsten Tale und fliegt in einem Wurfe auf bis zur schmalen Spitze, die oft der Nadelspitze gleicht. Daher auch der passende Name Pic. Wo Wände vorkommen, wie in der Schlucht gen Cauterets, da erinnern sie mehr an Tirol als an die Schweiz, und Welschtirol, wo die Farbe schon warm, nähert sich am ersten der Pyrenäenart, aber auch dies gleicht ihr nicht. Tirol ist baumreicher, und seine Bäume, seine Sträucher sind nördlicher, seine Felsmassen sind oft kolossaler und plumper, seine Gletscher sind als Gletscher stattlicher und wichtiger. Das Pyrenäengebirge ist daneben fein, die Buchsbaum- und Myrtenhecke zackt sich unten so zierlich, die sparsame Tanne oben erscheint so trocken, die Farbe ist so tief und satt, Schnee und Eis ist enger zusammengedrängt, es ist ein Gebirg der Türme, ein Gebirg für den Vogel.

Bei Lestelle kann man den Granitwänden nicht mehr

vorüber, man wagt sich hinein in die blaugrünen Geheimnisse, man hält sich an den Gave. Diese Bäche allein haben den Wegen im Hochpyrenäengebirge eine Möglichkeit gebrochen, immer an ihnen klemmt sich die Straße hin durch die Schlucht. Es gibt nur drei solcher Straßen, und alle drei haben nur einen Anfangs- und Ausgangspunkt bei dem Städtchen Lourdes. Dort treffen, einige Lieues hinter Lestelles, die Wege von Pau, von Tarbes und von Bagnères zusammen, von Nordwest, von Nord und von Ost. Der südliche Weg gen Spanien hat hier inmitten des Gebirgsstockes von Lourdes aus nur einen einzigen fahrbaren Zugang. Und er führt nur in die Bäder. Die Hauptberge, die sich östlich vom Mont perdu über die Rolandsbresche und Vignemale nach Westen herüberziehen, setzen ihm ein unübersteigliches Hindernis entgegen. Über Cauterets, St. Sauveur und Gavarny hinaus steigt nur der neugierige Reisende und der Schmuggler, denen es darum zu tun ist, in die Täler von Arragon hinabzublicken. Man traue den Landkarten nicht, die mit leichtem Federzuge ihre Straßen nach Spanien hinüberziehen, sie sind falsch. Nur über die Bidassoabrücke nach Pampeluna hinab, weiter östlich über Bagnères de Luchon, am Maladettagebirge vorüber, über Venasque nach Saragossa hinab, und unweit des Mittelmeeres von Perpignan nach Figueras führen die drei fahrbaren Straßen nach Spanien. Selbst die mittlere, an der Maladetta vorüber, würde ich bezweifeln, wenn mir der Zweifel da erlaubt wäre, wo ich nicht selbst bis an die spanische Grenze gekommen bin. Ich weiß nur, daß das Gebirge dort noch sehr hoch und schwer wegsam ist, und weiß, daß der Franzose sehr unzuverlässig ist im Bericht über Weg und Steg.

Von Lestelle nach Lourdes beginnt schon die Erscheinung, welche dem Nordländer so imponiert: jede Tür-, jede Fensterpfoste des ordinären Hauses ist von Marmor. Die Marmortische und Kamine, die durch ganz Frankreich in jedem leid-

lich möblierten Hause zu finden sind, verlieren hier plötzlich ihren Reichtumszauber für den Reisenden.

Auf einem raschen Pferde kann man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang diese gebahnten Haupttäler der Hochpyrenäen durcheilen. Der gewöhnliche Tourist, welcher alle Aussichtspunkte besucht, kann eine Woche in diesem kleinen Kreise zubringen. Man geht zuerst direkt nach Süden bis Cauterets. Es ist eigentümlich, daß die Haupttäler nicht die Hauptkette entlang laufen, sondern winkelscharf in sie hinein, von Norden nach Süden. Der Anfang dieses Talweges und das ganze Tal hieß sonst das Tal von Lavedan; wo sich der Weg ein wenig südöstlich beugt, nimmt das Tal jetzt den Namen vom Städtchen Argeles, und windet sich bis gen Luz hinauf. Man kann also den Weg bis Luz als ein Haupttal bezeichnen. Ungefähr auf der Mitte dieses üppigen Talweges beugt man halb rechts ab, just als wollte man mit der Stirn gegen die Granitwände stoßen. Dies ist der Weg nach Cauterets, das hinter der zugemauerten Welt liegt. Man verläßt hier die Straße nach Luz, nach dem Mittelpunkte der Täler, weil nach Cauterets nur dieser einzige Einschnitt leitet, es führt kein anderer Weg nach Küßnacht; seitwärts sind senkrechte Schluchten, hinten stellen sich die hohen Berge vor, der Monné und die Vignemale, welche ganz auf französischem Boden der höchste Pyrenäenberg ist. Man kann also von Cauterets nur über die Gebirge weiter, oder man muß dieselbe Straße zurück. Die Straße selbst ist in Frankreich wie ein Wunderwerk berühmt, wirklich hängt sie am Eingange der Cauteretsschlucht über dem Flecken Pierrefitte wie ein Seiltänzerweg gemauert in der Luft, und ich konnte nicht sogleich daran glauben, daß dies eine Heerstraße sei. Aber die großen Alpenstraßen nach Italien sind doch viel mächtigere Werke.

Ich machte sie mit meinem Gefährten zu Fuß, es war nachmittags, die Sonne ging aber zeitig unter hinter diesen

türmehohen Wänden, und trotz der unverkennbaren Chaussee, trotz einzelner Reiter und Reiterinnen, die einen nahen Badeort verrieten, sahen wir einander oft fragend an, ob wir uns wohl verirrt haben könnten. Denn bei jeder Wendung der Felsen sah man keine Möglichkeit eines weiteren Zugangs, die Wände traten aneinander wie zu enger Umarmung, der Bach selbst schien um sein Weiterkommen verlegen, zwei Stunden waren vergangen, und die Felsenöde zeigte nicht den geringsten Anschein, daß hier noch ein Menschental sich finden könne, die Dämmerung wurde dichter. Ich wußte aber doch, daß Herr Thiers alle Jahre nach Cauterets ginge, Cauterets mußte existieren und Gelegenheit bieten für ein Nachtlager. Da erweiterte sich plötzlich die Schlucht, grüner Rasen zeigte sich statt des nackten Gesteins, verstreute Häuser, wie Schreibershau im Riesengebirge, erschienen hie und da, nicht ein Marmorstädtchen, wie ich erwartet, ein auseinandergesäetes Dorf schien sich zu bieten. Aber die einzelnen Häuser am Wege waren ungastlich verschlossen, wir schritten immer hastiger und hastiger, um der Nacht vorauszueilen, kein Wirtshaus zeigte sich. Gräfenberg, wie es sonst war, stieg zum Schrecken vor mir auf, und ein mitleidiger Heuboden ward meine letzte Nachthoffnung. Unterdessen hatte sich der Weg immer leise links gewendet, das Tal war weiter geworden, und auf einmal sahen wir auf der Höhe neben uns leuchtende weiße Gebäude, und unser Fuß stieß an das Städtchen, welches wie Karlsbad oder Baden-Baden sich versteckt hatte, und jetzt seine Harfen und Dudelsäcke hören ließ, wie jeder wohlorganisierte Badeort.

Cauterets, St. Sauveur bei Luz, Barèges und die beiden Bagnères sind die Hauptbadeorte dieses Hochgebirges. All die Wasser sind warm und schmecken schlecht vom Schwefel. Alle die Badeanstalten sind von Marmor. Die von Cauterets liegt noch ein Viertelstündchen hinter dem Städtchen aufwärts, wo man links nach der Vignemale steigt, rechts

nach dem Lac de Gaube und der spanischen Grenze hinaufreitet auf den kleinen, äußerst geschmeidigen Pferden Navarras, die offenbar aus der maurischen Zeit und von der arabischen Rasse stammen. Der Franzose hat wenig Sinn für das Tierleben, ist darum ein schlechter Reiter, und hat seine Pferderassen von Navarra, von Limousin und der Normandie ungeschickt vernachlässigt. Die navarresischen Pferde sind heute noch in ihrer Entartung unverwüstlich. Der nordische Pferdesinn hat neuerdings, besonders durch den Herzog von Orleans, auch in Frankreich einigen Antrieb gegeben, die Gestüte — bei Pau ist ein solches — werden aufmerksam behandelt, Pferderennen sind eingeführt, aber es kommt nicht über einen unbedeutenden Dilettantismus hinaus, die Fremden sind dabei Sieger, und Frankreich ist in diesem Punkte hinter der Zeit zurückgeblieben. Wie tot erscheint Berlin gegen Paris, und doch sieht man in Berlin viel mehr schöne Pferde als in Paris.

Der Weg zum Lac de Gaube führt oben im Gebirge am Pont d'Espagne vorüber, eine berühmte Schmugglerpassage, so daß die Hütte am See auch als Zigarrenladen aufgesucht ist. Der so hoch liegende See, von starren Felsen eingeschlossen, ist lichtgrün, tief und von heftigen Windstößen bewegt. Ein Stein am Ufer erzählt den Untergang eines englischen Liebespaares in diesen einsamen Wassern. Semilasso berichtet, so viel ich mich erinnere, ausführlich diesen Vorfall, der jetzt manchen poetischen Pilger hier heraufführt in diese totenstille Gebirgsöde. Sogar den Tannen ist es hier schon zu rauh, ihre Zweige hängen morsch am Stamme wie die Arme eines Menschen, der verzweifelt. Dennoch fehlt es noch nicht an Lebenszeichen des Gebirges, rechts abwärts von der Vignemale, die schneeweiß diesen Bergkreis beherrscht, sieht man an den steilen Wandhängen gelbe Punkte. Das sind Kühe, die Wolkengräser suchen. Dies Tier ist zu gedankenlos, um Schwindel zu haben.

Der Führer stellte uns hier die Wahl, über die Vignemale und die daran stoßenden Bergrücken nach Gavarny, dem großartigsten Pyrenäenschlusse Frankreichs hinüberzusteigen, oder rückwärts über Pierrefitte die Talstraße dahin zu wählen und den eigensinnigsten Berg, die Rolandsbresche zu ersteigen. Er liegt über dem Zirkus von Gavarny, an den Schultern des Mont perdu, ist halb spanisch, voll böser Launen und schwer zu erklimmen. In der guten Zeit des Vormittelalters, wo man noch keinen Weg brauchte, ist Roland mit seinem Schlachtrosse da hinaufgeritten, und hat mit seinem guten Schwerte Durandarte eine Bresche in den Fels gehauen, damit der Fels endlich ein Ende nehme und einen Durchgang nach Spanien gestatte. Ich weiß Poesie und Prosa zu unterscheiden, und mißtraue all den Wegen, die ein Mythus berühmt gemacht. Wären sie menschlich, so hätten sie keinen Mythus gebraucht. Zudem bin ich kein solcher Naturforscher, daß es irgend jemand was nützen könnte, wenn ich einen selten betretenen Weg beschriebe. Der eitle Schein interessiert mich hierbei nicht, der sonst als ein poetischer Reiz auch für Rechtfertigung des törichten Unternehmens genügt. Wozu also ein Leben aussetzen, das vorderhand immer noch die einzige Möglichkeit ist, zu handeln und zu genießen? Kein Memoire erzählt, daß Heinrich IV. auf die Rolandsbresche geklettert sei, nicht einmal in Verfolgung der Isards, es war da keine Spur zu suchen für seinen Charakter, und Napoleon hat versichert, es sei stets eine Torheit, sich ohne Zweck und Not in eine Gefahr zu begeben.

So deutliche Gründe wirkten nichts auf meinen Gefährten. Eben weil so selten jemand bewogen sei, auf die Bresche zu klettern, sollten wir es tun. Das Geschlecht dieser Logik ist leicht zu erkennen. So ging es denn den braunen Schluchtweg nach Pierrefitte zurück und dann rechts im Tal von Argeles weiter nach dem offenen Talkreise von Luz. In diesem weitesten, gerundetsten Becken der Hoch=

pyrenäen liegt auf einem einzelnen Hügel ein verzaubert Schloß des schwarzen Prinzen, unten nicht weit davon das Städtchen Luz und über ihm hinaus, an der Lehne des hohen Pic de Bergons eine verfallene Abtei der Tempelherren. Die Geschichte hat hieher ihren Weg gefunden, wie vermittelst der Gaves die Täler hierher ihren Weg finden. Dieser Talwege sind drei: der erste von Nordwest herkommend, von Lourdes, Argeles, Pierrefitte war der unserige, und er allein läßt den Berggefangenen zu Wagen hinaus in die Welt. Luz liegt im nordöstlichen Winkel des Talbeckens, und dort hinaus führt der zweite Weg nach Barèges, aber nur bis Barèges. Die Gebirge des Pic du Midi und des Tourmalet stellen sich dort vor, und lassen nur zu Fuß oder zu Pferde hinübergelangen ins Campanertal und nach Bagnères de Bigorre, das an der Abdachung des Gebirges liegt. Eine Viertelstunde südlich von Luz ist St. Sauveur, und da führt der dritte Weg in die Schlucht von Gedre und Gavarny, direkt nach Spanien. Man reitet an schwindelnden Abhängen bis Gavarny, und ist dann am Ende Frankreichs und alles Weges. Ein himmelhoher Halbkreis senkrechten Granits stellt sich vor zur Scheide der beiden Länder, der Cirque von Gavarny, spanische Wasser herabstürzend von der Wolkenhöhe wie Spott und Hohn gegen den dreisten Franzosen.

Das Becken von Luz, zugestellt von hohen Bergen, hat vielleicht nur eine Lieue im Umfange, aber es ist angefüllt mit allem Pyrenäenreize; die dunklen Farben glühn von den Kuppeln der Berge bis zur Buchsbaumhecke und dem Thymian- und wilden Safrangesträuch, die breitschattigen Maronen und Nußbäume und Ulmen gedeihen in Pracht, obwohl das Becken von Luz fast so hoch wie der Brocken gelegen ist. Die Sommer sind entzückend und die Winter zweifellose Winter, wie der Deutsche sie liebt.

Das Städtchen Luz ist an den Rigi der Pyrenäen gelehnt, an den Pic de Bergons, den man bis zur Spitze zu

Pferde ersteigen kann. Hier genießt man die volle Übersicht der Hauptspitzen, nach Süden der Pics in Spanien bis zum Mont perdu, dem höchsten Haupte des ganzen Gebirges; nach Südwesten der Vignemale; nach Norden, gegen die französische Fläche hin des Pic du Midi. Es ist wie ein Lanzenwald, hier in blauroten Stahlspitzen flimmernd, wo der Granit nackt zutage liegt, dort, besonders gen Spanien hin, in Silberspitzen ewigen Schnees. Immer wieder folgt der Blick jener langen Schlucht, die sich nach Gavarny hinaufzieht, sich zum Zirkus aufbaut und wie von Himmelsfestungen gekrönt ist durch die Tours de Marboret, die Rolandsbresche, die falsche Bresche und hinter und über allem erst durch die Culotte du Mont perdu, endlich durch die letzte und höchste Kuppe des Mont perdu selbst. Hier wird die Welt so hoch, daß sie selbst den Charakter der Pics verliert, den Charakter der spitzen Regelmäßigkeit. Breite Schneeflächen, einzelne Gletscher bedecken und verwirren diese Regelmäßigkeit, die Breschen, nach oben offene Tore, je zu zwei Pfeilern, zacken sich eigentümlich aus gegen die durchsichtige Luft, die Culotte ballt sich rund auf, wie eine Alp von Stein, und die Spitze des Mont perdu, östlich von ihr und den Breschen, schließt weniger spitz als jeder Pik zweiter Gattung.

Wie weich und mild erscheint daneben rückwärts das Becken von Luz mit seinem schmalen Durchblicke aufs Tal von Argeles! Ein Schneeschauer zog wie ein Schleier über die Piks daher; es war im Anfange des September, am Himmel schwamm der Sonne Gold, durch die Luft wehte der durchsichtige silberne Schleier, und unten lag in magischer Beleuchtung das Becken von Luz, sein dunkles Grün und Braun hinausschlängelnd in die Talöffnung von Argeles.

Als wir vom Pik de Bergons wieder hinabkamen nach Luz, nahmen wir dann frische Pferde und ritten nach dem Talwege, welcher ans hiesige Ende der Welt, welcher nach Gavarny führt. Hinter Gavarny kommt der große Zirkus

der Marboretfelsen. Sie vermauern hier Frankreich, und über ihnen thront die Rolandsbresche, die Culotte des Mont perdu und der Mont perdu selbst. Einen Promenadeweg entfernt von Luz liegt der kleine Badeort St. Sauveur, und hier beginnt der Tal- oder Schluchtweg nach Gavarny.

An welchen Abgründen, über Marmorbrücken, an wie viel Wasserfällen reitet man da hinauf, drei Stunden lang, immer häuptlings bedroht von steilen Bergen! Darunter heißt noch heute einer der Visigoth, wohl zum Gedächtnis der Westgoten, die einst das Land bedeckt haben. Da sind Echos, Wasserfälle und wie viele andere Nürnberger Ware der Naturreize, die mit ihrem Detailanspruche den Eindruck zersplittern. Zum Beispiele ein großes und kleines Chaos, woran der Franzose seine seltensten Worte verschwendet. Es ist dies ein durcheinandergebrochenes Felsgestein von geringer Bedeutung im Vergleiche der Massen, die vom Zirkus herabstarren. Der Tag verschwand uns wieder zu früh in dieser Enge, den kleinen Pferden mußte die Sorge allein bleiben vor dem Abgrunde, an welchem der drei, vier Schritte breite Weg meistens hinführt, denn der Führer war zurückgeblieben. Der französische Führer unterscheidet sich vom Schweizer durch gedankenlose Sorglosigkeit; „n'ayez pas peur“ ist der einzige Rat, den er im Munde führt. Moralische Spannung ist ihm auf der Straße wie im Kriege das Hilfsmittel gegen alles. Wie genau er sei in Hervorbringung und Schöpfung von Möbeln und kleinen Formen, draußen in freier Luft ergibt er sich aller gallischen Oberflächlichkeit, und das Erbteil Roms, das Erbteil genau begrenzter Fassung vergißt er völlig außerhalb der Gesellschaft und des städtischen Lebens.

Der Gave de Pau kommt hier vom Zirkus herunter, über die letzte durchlöcherte Brücke führt der Weg ins Wirtshaus von Gavarny. Hier war der Führer vorausgelaufen, und weit jenseits drüben pfiff er sein baskisch Lied; die Pferde hatten in den Brückenlöchern gestrauchelt, aber kein

Bein gebrochen, und mit „n'ayez pas peur“ empfing er uns am Eingange der großen Wirtsstube, wo der spanische Feuerherd, das spanische Patois, und der braune Pyrenäenmantel mit großer Kapuze uns begrüßten.

Glücklicherweise erkrankte mein Gefährte in dieser Nacht, und entging dadurch der Wahrscheinlichkeit, anderen Tages den Hals zu brechen. Ich zog allein aus, ein Schlachtopfer der Eitelkeit, die Bresche zu besteigen. Jean-Marie, der Führer, hatte erklärt, daß trotz Steigeisen und Stöcken ein Führer nicht genüge, und hatte einen der Kapuzenmäntel, einen alten Isardjäger geworben. Es war ein spanischer Baske, der nichts von französischer Sprache wissen wollte. Er trug Sandalen und Kamaschen von behaartem Kalbsleder, die kurze Hose und Jacke von brauner Lammwolle, und die gestrickte, ebenfalls braune, phrygische Mütze des Hochbasken, die sich fest an die Ohren legt und ganz verschieden ist von der platten bauschigen Baskenmütze. Eine lange Flinte für gelegentliche Gemsenjagd hing ihm auf der Schulter, und das alte ernsthafte Gesicht, wetterwüst — basané ist des Franzosen Ausdruck — fühlte nach dem Wetter. Er schüttelte leise das Haupt, und wir stiegen aufwärts am Gave, bei einer Glocke vorüber, die am Ende des Dorfes in freier Luft angebracht war. Dies geschieht überall, wo es am Turme fehlt, und das Gebäude der Templer, die selbst bis Gavarny gedrungen, existiert nicht mehr für Religionsanstalten dieser Art. — Nach einer Stunde waren wir im Angesichte des Zirkus, jener halbkreisförmigen Granitmauer, die sich wohl eine halbe Lieue scheitelglatt umherzieht. Ein schmaler Wasserfall, viel, viel höher als der Staubbach in Lauterbrunn, fällt da herunter. Der Raum ist zu groß, man hört kein Geräusch von ihm. Napoleon hat einmal mit dem Präfekten der Hochpyrenäen hier gestanden vor dieser unbezwinglichen Grenze Spaniens — „zwei Millionen sind hinreichend,“ hat er ärgerlich geäußert, „um dies Hindernis

einer Heerstraße zu sprengen.“ Soll dies nicht einen Gott verdrießen?

Besorgt blickte ich links und rechts, wie uns ohne diese Millionen ein Zugang auf diese Höhen möglich sei. Nach der rechten Seite hin wiesen die Führer, ja das mag wohl die rechte Seite sein, aber sie ist ebenso perpendikulär wie alles andere. Ohne Brücke passierten wir den Gave, der von da oben herabkommt aus dem See des Mont perdu und nicht weit von uns durch eine von Schnee gewölbte Brücke nach Frankreich herabrauscht. Jene Brücke von Schnee und Eis gebildet, das sich einst in grauer Vorzeit verspätet und, von Jahr zu Jahr neu versehen, dauernd erhalten hat, schien entweder den Führern zu weit entlegen, oder wie Zuckergestalt bloß des Schauspiels halber vorhanden, kurz wir sprangen von Stein zu Stein im Gave und halfen uns auf diese Weise hinüber. Es lag in diesem Zirkusgrunde sonst kein Schnee, und wir kamen über Steinblöcke und Geröll unaufgehalten an die Mauer. Hier erwartet jeder billig denkende Tourist doch einen Schimmer von Fußsteig, findet aber nur das, was die Gemse eine bequeme Promenade nennen mag. Man benützt die schmalen Felsabfälle, und bringt sich dadurch weiter, daß man nicht geradeauf verlangt, sondern sich immer nach der Seite wendet. Hinabzusehen ist nicht nötig, da es auch dem bündigsten Kopfe Unordnung erwecken kann, und da man ja zunächst nur hinauf will. Eulenspiegels Wort und eine Doppelflinte, womit ich beladen, machten mir große Pein. Ich gestehe, daß ich gern an den weitesten Rückweg durch Spanien gedacht hätte, wäre nicht da drüben jenseits der Bresche Cabrera und das Erschießungssystem gewesen. Man denkt, über Abgründen hängend, äußerst klar und kurz, alle Schriftstellermanier verschwindet, und ich fand das Mißverhältnis schreiend, für ein paar Zeilen Reisebeschreibung so lange Gefahr zu laufen. Gar zu gern hätte ich meine Flinte Jean-Marie aufgepackt, nicht bloß weil

sie schwer und er aller Bürde ledig war, sondern weil sie jeden Augenblick anstieß und mich nach dem Abgrunde stoßen wollte. Übrigens war es auch mit allem anständigen Gange menschlicher Art längst vorbei, das Tier hat ganz recht, auf allen vieren zu gehen, und als der Schweiß rieselnd von mir lief, und das stete Gleichgewichthalten mich erschöpfte, folgte ich dem tierischen Erhaltungstriebe und kroch auf allen vieren. Es gab nicht Raum, eine Flinte abzuschultern, ich trug mein Kreuz als Strafe für die Jagdpassion, ich philosophierte über des Basken haarige Sohlen, womit er so viel sicherer vor mir aufklammerte, ich verwünschte die Bildung, Pariser Absatzstiefeln und Hosenstrippen — und ich erreichte den Gipfel der Wände.

Ach, es war nur die erste Station! Aber es ging nun eine Zeitlang sanfter, die Abgründe verschwanden hinter uns, eine kümmerliche Matte, durch Steine und die hohe Lage verdorben, zog sich vor uns hinauf, Jean-Marie, der Nachtrab, kam zu uns, und keuchte „n'ayez pas peur!“ Links und rechts sah man die Felstürme des Marboret noch weit oben, die Bresche aber nicht, und Wolken kamen mit Regen dahergebrüselt. Weiter aufwärts erschienen braune Hammel, das Tier, das den Montagnard nährt und kleidet. Zwei spanische Hirten, in der malerischen aragonischen Tracht lagen unter einem Felsen, der sie gegen den Regen schützte, wenn auch nicht von der Seite, doch von oben.

Wir verließen unsere Richtung, um bei ihnen einzutreten, und um einen Trunk Milch in ihrem Kessel heiß zu machen. Es ist noch französisches Erdreich, aber hier oben macht man kein Eigentumsrecht geltend, der Berghirt auf der Bresche ist über dem Gesetze. Bis der Schnee die letzten Halme bedeckt, bleibt er hier oben, und holt sich nur zuweilen unten in Jorla ein paar große Brote. Ist er ganz ausgehungert, schlachtet er einen Hammel, und wenn die Lüge auch auf dieser Höheneinsamkeit entstehen kann, so sagt er

seinem Herrn, der Hammel sei in eine Schlucht gestürzt. Wie glücklich der Autor, der für solches Hirtenpublikum schreiben darf, alles darf er sagen, hier ist Zeit und Raum zum Lesen. Es waren schlanke Bursche mittlerer Größe, sanft und stumpf, die einsame Zeit dient ihnen nicht zum Denken, sondern zur Gedankenlosigkeit. Einsamkeit ohne Gegensatz ist Öde.

Weiter hinauf wurde der flache Berg noch steiniger, und Schneestriche begannen. Wir verloren einige Zeit, der Baske und ich, einen Gemsentrupp zu beschleichen, der hinter einem Schneefelde zu spüren war. Eine Schneewolke vernichtete allen weiteren Jagdplan, und wir stiegen wieder den Schneehang hinauf. Die für mich bestimmten Steigeisen waren zu weit, und so mußte ein Kamm von Geröll zum Wege erwählt werden, ein Weg, der beinahe so viel zurückbringt als vorwärts, und der doch wie alles ein Ende nahm. Wir standen oben, die Breschepfeiler wie Türme in geringer Entfernung vor uns, aber aus Aragon herüber tobte ein abscheulicher Schneesturm zwischen ihnen hindurch, und ein Gletscher lag noch zwischen uns und dem erstrebten Punkte. Nicht ein Gletscher wie in der Schweiz mit Zacken und Zinnen, sondern ein rund abgehobelter Kegel, der ohne den geringsten Höcker hinabeilte in eine von Nebel bedeckte Tiefe. Ein Schneehauch lag darüber, um ihn noch glatter zu machen. Was tun? Ich mußte zu den schlotternden Steigeisen flüchten, und mich den Göttern anvertrauen. Oder sollte ich umkehren? Die Bresche lag ja nur hundert Schritte vor mir, ich war ja doch bei ihr gewesen, und wenn ich prahlen wollte, wer verriete es denn? Jean-Marie war dieser Logik nicht abgeneigt, aber der Baske schüttelte den Kopf. Er eröffnete den Zug, er verstand und sprach plötzlich Französisch, und versprach mir im Notfalle die Hand, wenn ich fiele. Seit dem Winter mußte jemand oben gewesen sein, es waren noch ausgewaschene Spuren von Beilstufen vorhanden, für

uns von großem Werte, da Jean-Marie das Beil vergessen hatte. Man passiert den Gletscher mehr quer als aufwärts, die Beine kommen deshalb leichter einander in den Weg, und das Gleichgewicht ist schwerer zu halten. Der Schwindel war äußerlich nicht unterstützt, da man nur etwa hundert Schritte die Flucht des Eisberges nach unten erblickte, und dann nur dicken Nebel sah. Die Phantasie hatte nur zehn Minuten lang zu schweigen — mich peinigte es bloß, daß man dies alles noch einmal zurück und abwärts machen müsse, besonders die Turmwände unten! Die Steigeisen kamen denn einander auch richtig in den Weg, weil sie sich verschoben, ich strauchelte und fiel in der Mitte des Gletschers auf ein Knie. Da war ich denn in absoluter Lebensgefahr. Der Baske reichte mir die Hand, ich riß den schlotternden Stachelschuh ab und ließ ihn in die Tiefe rollen; ich selbst kam heil hinüber und trat in den tiefen Schnee, der die Breschentürme umgibt. Jean-Marie, der Nachtrab, schrie um Hilfe. Er war noch mitten auf dem Eisberge, er hatte feste Steigeisen, was hat er? n'ayez pas peur! Der Wicht hat Furcht, murmelte der Baske und zog mich in den Sturm hinein, der durch die Bresche raste.

Die letzten Wendungen im Schnee, wo man noch einmal abwärts und aufwärts steigt, unsicher wie in Wolken, verrücken einem entweder die Himmelsrichtung, oder die Bresche steht schief zwischen den Grenzen, der Baske drehte meine Schultern herum, denn ich sah nach Frankreich, wo ich nach Aragon zu sehen glaubte, und ich bin sonst himmelsgegendfest. Ist's ein alter Zauberspuk der Mythenbresche? Gott segne das Roß Rolands, es hat sich besser benommen als ich und Jean-Marie, der mich in dem Windlärmen ohne Aufhören anschrie, wie ich hieße und ob ich nicht meinen Namen einkrallen wollte in den Fels neben, ich weiß nicht welchem Bourbon und sonst wem, der da angeschrieben sei. Die Luft riß sich aber eben einen Augenblick auseinander über

die Felsen und Klüfte nach Saragossa hinab, und der Baske sprach mir Wichtigeres über die braunen und blauen Abdachungen, die nach dem Ebro hinabstürzen, er liebte das Land jenseits der Bresche, jenseits der sie überragenden Marboretfesten, denen die Bresche zugehört. Der Blick nach Spanien ist reicher als der nach Frankreich. Denn hier schrumpft das Tal von Gavarny zusammen und man sieht nur das wüste Meer der Piks, während der Blick gen Aragon hinab deutlicher ins Land gleitet.

Aber ich blieb nach all der Mühe nur etwa zehn Minuten in jener Pforte stehen, der Sturm war gar unbändig. Lohnt das der Mühe? sagt man in der Lausitz, und zurück muß er doch, wie sehr ihm davor graust.

Es ging denn auch zurück, aber fragt mich nur nicht wie? Unter strömendem Regen, den ich verwünschte und nach ein paar Stunden segnete. Als wir nämlich endlich doch wieder unten im Talboden des Zirkus ankamen, da war die Felsenmauer hinter uns in ihrer ganzen Breite ein Wasserfall, ein Wasserfall wohl eine halbe Wegstunde breit und wohl tausend Fuß hoch. Ein prachtvoller Anblick!

Es ist das Los aller Berge wie aller Größen: man ersehnt sie, man begrüßt sie mit Jauchzen, und gar bald drücken und beengen sie uns, wir wollen ihrer ledig sein um jeden Preis. Der unternehmungslustige Mensch bleibt nicht in Bergen wohnen. Selbst aus der schönen Talrunde von Luz, wohin wir zurückgekehrt, strebte ich hastig nach Barèges hinauf, durch die Schlucht nach Norden, um hinüber zu kommen nach Bagnères de Bigorre, wo das Land wieder offen ist, um dieser Riesenumarmung zu entgehen, welche die Sonne so spät erscheinen, so früh verschwinden macht. Das Schönste ist uns im Wege, wenn es den Blick, wenn es die Welt beengt, unsere Seele verlangt noch mehr als die

Macht des Reizes, als die Macht der Kunst und Grenze, sie verlangt die Weite, die ewige Weite, was unvollständig Freiheit genannt ist, und was die erfüllteste Geschichtsepoche weiter treibt zur Auflösung, zu neuer, weiterer Gestaltung.

Hinter Barèges ist zwar auch nach Norden der Weg zugestellt durch den Pic du Midi und den Tourmalet, aber man kann hinüber und es ist der kürzeste Weg. Bis Barèges selbst führt jetzt die Schlucht hinauf eine schöne Straße, unter Ludwig XIV. erst veranlaßt durch die Maintenon. Sie kam mit einem kranken Prinzen hierher zu den Wassern von Barèges, die noch schwer zugänglich in Bergsümpfen lagen. Es gab nur wenig Hütten und es war sehr traurig. Heute besteht der Ort aus einer langen Straße, und ist noch der rauheste und traurigste der Pyrenäenbäder. Krieger, von alten Wunden gepeinigt, Schnurrbärte aus Ägypten und Rußland suchen hier Linderung, wo der ganze Norden zwar vermauert ist durch Felsen an die 9000 Fuß hoch, wo man aber im Orte selbst an die 4000 Fuß hoch wohnt.

Von hier besteigt man den Pic du Midi, auf den neuerdings ein guter Weg gebahnt worden, und von dem man den weitesten Blick ins Franzosenland genießt. Denn dieser berühmte Pik steht neben dem niedrigeren Tourmalet an der nördlichen Grenze des Hochgebirges, dem abfallenden Lande zu. Er trägt den Beinamen de Bigorre, weil der Name Pic du Midi öfter vorkommt, besonders in den Basses-Pyrenées, in der Gegend der Bäder Eaux chaudes und Eaux bonnes. Lange Zeit war er allen Reisenden der Hauptpunkt, und seine Lage, seine Höhe von 9000 Fuß verdienten die besondere Aufmerksamkeit. Rücksichtlich der sogenannt lohnenden Aussicht steht er noch heute obenan. Aber neuerdings drängt man sich nach dem Besonderen, nach dem Höchsten, nach der Bresche, nach dem Mont perdu, nach der Maladetta, nach jener krönenden Granitfeste, die südlich von der Maladetta bis nördlich über den Perdu, die Breschen und

die Vignemale hinausgeht. Diese höchste Feste läuft einige Meilen ununterbrochen, und ist die wahrhaftige Krone dieses fünfzig deutsche Meilen langen Gebirges, das vom Kap Higuer am Biskayischen Golfe bis in das Mittelländische Meer geht am Kap Cervera unweit Port Vendres. Die Maladetta und der Mont perdu sind natürlich am wenigsten bestiegen, aber sie sind gemessen, und der Perdu, für uns Pyrenäenkönig, hat um 300 Fuß seine Krone an jene verwünschte Dame Maladetta abtreten müssen. Sie ist 10 722 Fuß hoch, und in ihrer Nähe sind auch die meisten Gletscher, serneilles hier genannt. Sie sind, wie alles ewige Eis hier, unbedeutender als in der Schweiz, da unter so heißer Sonne erst mit 8000 Fuß die Schneelinie beginnt. Nach dem Mont perdu, 10 402 Fuß hoch, folgt die Vignemale mit vier anderen Piks, die dem Perdu nur um hundert Fuß nachstehen. Daran schließt sich eine Reihe von 9000 Fuß hohen, worunter die Bresche und zuletzt der Pic du Midi.

Es ist nicht eine äußerliche, eine Pariser Mode, die jetzt über den Pic du Midi hinausdrängt. Der Franzose selbst nimmt wenig teil daran, das romantische, das abenteuerliche Reisen ist nicht seine Sache, es sind meist Fremde, die in der Unwegsamkeit herumkriechen. Der Franzose heischt grandes routes. Neuerdings, mit England und Deutschland viel beschäftigt, ist er wohl ein wenig davon abgegangen, aber das Naturell wird, seinem eigenen Ausdrucke nach, im Galopp zurückkehren.

Wir waren zu Rosse das Bastantal hinauf auf der Höhe des Tourmalet angekommen und sahen zum letzten Male hinter uns nach der Kronenfeste des Gebirgs, die abschießt im Gavarny-Zirkus wie unnahbar.

Diesseits des Tourmalet, den Pic du Midi zur Linken, steigt man in die Schluchten, wo der Adour entspringt und bald eine Kaskade bildet, steigt man in das berühmte Kampanertal, das nach Bagnères de Bigorre führt, ans Ende der Pyrenäen.

Über den Namen „Pyrenäen“ haben die Franzosen die wunderlichste Ableitung. Sie gehen im Sinne der Vulkanisten auf das griechische Wort Feuer — pyr — zurück, zitieren den Plato, daß dies kein eigentlich griechisches, sondern ein phrygisches Wort sei, machen die Brigiens-Gaulois zu den Vorfahren der Phrygier, und erklammern solchergestalt eine gallische Bezeichnung für Feuerberge. Sind alsdann die warmen Quellen der Pyrenäen nicht Zeugnis genug für Feuer, so weisen sie auf die vulkanischen Berge der Auvergne, des Vivarais und der Cevennen als auf Lehensberge der Pyrenäen. Halten wir uns an die einfachere Lösung, daß ein alt keltisch Wort „pyrn“ Gebirg bedeuten soll, wie kurz und bündig unser sorgfältiger Reisemarschall Europas, unser Landsmann Neigebaur anführt.

Überaus schön zwischen weiten Felsen steigt der Tourmalet hinab zum Adour und tiefer, wo karges Grün mehr und mehr übergeht in dunkle, feiste Grünung nach dem Campanertale. Aber die Jean Paulsche Vorstellung vom Campanertale lasse man völlig hinter sich! Wohl mag man auch in einem gesegneten Tale der Unsterblichkeit nachsinnen, die Schönheit und der Segen erwecken den Gedanken ebenso wie die wilde, erschreckende Natur und die seltsame Erscheinung. Schönheit und Segen müssen es hier tun, um dem deutschen Dichter nachzukommen, der immer das rauhe Fichtelgebirg vor Augen und Sinn hatte. Rechts erheben sich niedrige Felsberge, großenteils noch mit Gesträuch und Baum bedeckt, links bauen sich die Vorberge des Pic du Midi auf mit Schlucht und Terrasse. Sie sind weich überzogen von grüner Matte, von braungrüner Hecke, vom gewölbten Maronen- und Nußbaume, oben darüber schließt der Buchenwald die fernere Aussicht. In den Büschen darin klopft es und knallt es; man weiß, daß dies für Schönheit der Welt geschieht, daß es den weichen Marmorbrüchen des Campanertales gilt. Zwischen den beiden Bergketten schlüpft eben und glatt, an

beiden Seiten des Adour, das Tal hinab nach Bagnères, durchduftet von Wiesen, heiter gesammelt im Hauptorte Campan.

Ja, es ist auch eine Höhle, die berühmte Campanerhöhle in der rechten Bergreihe. Ein Höhlenleben fragt so natürlich nach dem Himmel, denn es hat keine Sonne. Aber ach diese Campanerhöhle ist gar klein, niedrig und unbedeutend, es kommt einem darin nicht leicht ein anderer Gedanke auf als der, sich nicht zu stoßen, sich nicht zu besudeln.

Jean Pauls Anknüpfung ans Campanertal gehört also wie jede seiner Anknüpfungen in die Statistik seiner Phantasie. Man hat ihr im Zimmer oder in sonstiger Einsamkeit nachzugehen, nicht auf Reisen.

Auch die Lebenszeichen von Heinrichs IV. Jugend sind nicht mehr zu finden. Als junger König von Navarra lenkte er seine Jagdstreifereien so gern hierher nach dem Campanertale. Da stand ein Schloß, da wohnte eine Schöne. Ihr sprach er so gern von der Unsterblichkeit seiner Liebe. Und seine Liebe war unsterblich, wenn auch veränderlich, und die Sage von seiner Liebe im Campanertale wird dauern, obwohl das Schloß d'Asté zerstört ist. Wollüstiges Bagnères! in deine Marmorbecken stieg der Bearner so gern, um Staub und Schweiß der Jagd abzubaden und sich mit dem Lebenshauche deines Wassers zu durchdringen. Es ist der größte und prächtigste Badeort Frankreichs, das französische Bath, von unseren Bädern Wiesbaden am ähnlichsten. Die römischen Konsuln, die römischen Cäsaren, Augustus selber haben in Bagnères gebadet. Zweiunddreißig Quellen sprudeln hier am Abhange des Gebirgs, als wollten die Pyrenäen da, wo sie die Ebene berühren, alle Herzadern öffnen. Alle sind in Marmor gefaßt, und über mehreren wölben sich Marmorpaläste; Hotels und Butiken schimmern; die Stadt von 8000 Einwohnern birgt fast in jedem Hause ein navarrisches Pferdchen zur Reitlust der Gäste. Nach Südwest hinauf steigen Hügel; Baumgruppen mannigfach, Alleen, englische

Gärten, schlängeln und vertiefen sich in den ewigen Berghinterhalt, der hinabsieht auf die Ebene von Tarbes.

Von Bagnères aus unternimmt der Tourist die Partien ins Hochgebirg. Berittene Führer, wenn es nur den Tälern gilt, stehen überall zu Dienst. Die Maintenon selbst hat kühn den Anstoß gegeben: sie wagte sich mit dem kranken Prinzen von Maine geradeaus über den Tourmalet, weil die Straße von Luz hinauf nach Barèges noch nicht fertig war.

25.

Geht man noch einige Meilen südlicher bis ins kleinere Bagnères de Luchon, auch ein Badeort zwischen Alleen und Fruchtfeldern zu Füßen der Maladetta, so hat man im wesentlichen die Grenze erreicht jener Bearner Hugenottenwelt. Der tiefere Süden des Pyrenäengebirgs hat im zunächst anstoßenden Lande Foix nur noch eine Anknüpfung daran, und verliert sich im südlichen Teile, im Lande Roussillon völlig in unwandelbar katholisches, spanisch katholisches Land. Dieser Pyrenäenteil, obwohl diesseits der Hochkette, mit seiner Hauptstadt Perpignan, war Katalonien eng einverleibt, wurde erst unter Richelieu französisch, hat noch heute auf dem Grunde seines Patois das Katalonische, das sich griechischer Abkunft rühmt. Hier sind die Übergänge Hannibals, Pompejus' und Cäsars, für welche einst Marmorsäulen errichtet waren, hier ist jener abgesonderte Zweig des Pyrenäengebirgs, der Canigou, der allein, gebirgseinsam nach dem Languedoc zu gelegen ist, und den man bei klarem Wetter auf den Höhen Toulouses und Montpelliers sieht. Daher jene befremdliche Rede, daß man vom Platze Peyrou in Montpellier die Pyrenäen sehen könne.

Das Ländchen Foix selbst, das Vaterland der kriegerischen Foix, des Marschalls Clauzel, und des zweifelscharfen Bayle,

scharf im Zweifel und unfruchtbar wie die zackigen Felsen des Ländchens, kam mit Heinrich IV. an Frankreich. Es birgt in einer Schlucht, die nach Spanien ausläuft, eine politische Merkwürdigkeit, die vielleicht in der Hugenottenepoche ihren Teil Anregung beigesteuert zum Gedanken jener Kommunenrepublik, woran Richelieu den Krieg auf Leben und Tod knüpfte. Es birgt noch heute eine Republik, eine freie Republik, unabhängig von Spanien, so gut wie unabhängig von Frankreich. Es handelt sich hier nicht um einen bildlichen Ausdruck, sondern um die wirkliche Republik von Andorre. Glückliche Einsamkeit, Armut und Kleinheit eines Tales, nach denen in Madrid und Paris noch niemand gelüstet hat! Heinrich IV. bestätigte ihnen den freien Zustand, Napoleon sogar tat's, da Andorre selbst den leisen Zusammenhang mit Frankreich zurückverlangte, den niemand aufgehoben hatte als die französische Republik von 1793. Und so zahlen sie, die 6000 friedlichen Republikaner von Andorre, nach wie vor ihre 962 Francs Feudalgebühren an Frankreich, um die Aus- und Einfuhrrechte zu genießen nach wie vor. Ihre politische Einrichtung stammt von Karl dem Großen, und der Archäologe kann hier am Leben studieren.

Das Tal von Andorre besteht aus zwei schmalen Schluchten, die am Orte Andorre zusammenstoßen und gen Urgel hinab nach Spanien ausgehen. Das Ganze hat die Gestalt eines Y. Ihr geistliches Haupt ist auch der Bischof von Urgel, der sich aber um nichts als um ihr Seelenheil zu kümmern hat. Sie ernennen selbst ihren großen Rat, der aus 24 Mitgliedern auf Lebenszeit besteht. Dieser wählt zwei Syndikus, denen obliegt, die Geschäfte der Regierung zu führen und die Versammlungen zu berufen. Der geringe Unterricht, den der Hirte suchen kann, wird in der öffentlichen Schule jedes Kirchspiels umsonst erteilt vom Vikar der Kirche. Künste und Luxus sind unbekannt, ja gefürchtet, die Sitten sind dieselben wie zu Karls des Großen Zeit. Das

Familienhaupt, erblich von Erstgebornem zu Erstgebornem, ist allgebietender Patriarch. Er wählt die Frau des nächsten Erstgebornen, und sieht dabei nicht auf mehr oder weniger Mitgift, aber streng auf andorrische Würdigkeit der Familie. Der Familienname der Frau kommt mit zum Namen des Gatten; solcher Doppelname ist nötig für irgend ein Amt. Sind nur Töchter in einem Hause, so ist die älteste Erbin und wählt den jüngeren Sohn einer Familie, und so hat sich in dieser Familienaristokratie das Ländchen ungestört erhalten, ein unbedeutend Hirtenländchen. Wer nichts besitzt, genießt kein Recht, wird aber liebevoll behandelt und liebt wieder. Der Erstgeborne, obwohl Haupt des Stammes werdend, erbt nur ein Dritteil vom ganzen Besitze. Die anderen zwei Dritteile werden gleichmäßig unter die übrigen Geschwister verteilt. Jeder Familienvater muß eine Kugelflinte mit Schußbedarf im Hause haben gegen einen möglichen Feind von außen, denn im Ländchen selbst stiehlt und raubt niemand. Die Strafen sind gelind, einer Todesstrafe weiß man sich nicht zu erinnern. Wolle für Kleidung, Eisen für Gerät und Waffen und alle Nahrung haben sie hinreichend, Eisen verkaufen sie sogar nach Spanien. Dies sind die „Täler und Souverainitäten von Andorre“, wie sie sich nennen.

Sie sind streng katholisch und gaben keinen Einschlag in die neue Welt von Völkerschaften, welche mit Heinrich IV. auftrat. Dieser nachgehend muß man aus der Ebene von Tarbes, aus dem Lande Bigorre, östlich ins Languedoc reisen durchs Land von Armagnac, von Cominges, durch das untere Foix. Da begegnet man an den Ufern der Arriège, die auf den Höhen vor Andorre entspringt und nordwärts nach der Garonne eilt, und man begegnet an den Ufern der Garonne selbst den Grenzen von Languedoc.

Der Übergang in diese mächtige, damals so hugenottische Provinz ist ohne besonderes Interesse von dieser Seite. Das Land wellt sich in mittelmäßiger Fruchtbarkeit abwärts, es

wächst ein leichter weißer Wein, und man findet, gerade auf Toulouse zugehend, einen hohen Hügelgürtel wenige Stunden hinter Tarbes, von wo die Pyrenäen in größter Länge sich vor dem Blicke ausstrecken, rechts über Pau hinaus, links bis zum Canigou und Mont Louis. Tarbes selbst, ein platter, prosaischer Ort, hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, das Gebirg nicht zu sehen, und nicht sehen zu lassen. Alle Häuser kehren sich davon ab, und nur die Misthaufen kehren sich ihm zu. Nutzbäume sind noch zwischen sie und die Berge gepflanzt, man will durchaus nichts von Naturschönheit. Tarbes hat sein Recht dazu, wie Hans Kohlhaas sein Recht hatte, hingerichtet zu werden.

Was hilft uns die Republik Andorre? Glücklich wird derjenige gepriesen, der wenig Bedürfnisse hat. Ist aber das Glück nicht von so verschiedener Stärke wie der Sonnenschein der verschiedenen Jahreszeit? Am reichsten ist gewiß, wer die meisten Bedürfnisse hat; er sei nur nicht selbst ein mittelmäßiger Mensch, die Bedürfnisse seien nur nicht eitel Trivialitäten, er sei nur imstande, zu schaffen. Der bescheidene Wunsch ist liebenswürdig für die Nähe; für die weite Welt, für den weiten Gedanken der Welt ist er die Armut, ist er die Unmacht selbst; alle großen Menschen gehen davon aus, daß sie über das hinaus trachten, was ihnen beschieden ist, daß sie sich nicht bescheiden lassen, daß sie nicht bescheiden sind. Wir wollen es Heinrich IV. nicht verargen, daß er mit der aquitanischen Welt, mit dieser neuen Zutat zu Frankreichs Geschichte, ganz andere Dinge anfing, als wofür sie ihm beschieden zu sein schien. Ach, dieser Henriquatre ist so gar anders, als man ihn für die geschichtliche Königsgalerie gezeichnet hat! Wie er so kursiert, auch für die Mehrzahl der Franzosen, ist er wohl großenteils ein geistreiches Fabrikat Voltaires und der Voltairischen Zeit. Man

brauchte einen freimütigen, einen wackern, einen volksfreundlichen, witzigen, einen braven König, man brauchte ihn als Gegenkönig. Wofür hat man Geist, als um das zu machen für den Augenblick, was die Natur im Augenblicke verabsäumt hat? Die Geschichte, die sich nicht einfinden will, erfindet man; wenn man gut erfindet, so wird ein Teil davon doch wirklich. Die französische Diplomatie ist viel reicher und interessanter als unser schwer tretender Geist glaubt, sie erfindet unaufhörlich für die kleinen Schritte; die hundert Komödien und Vaudevilles, die Frankreich allmonatlich zusammenstellt, und die alle soviel Geschick zeigen, sie gehören ebenfalls in diesen ausgebildeten Kreis französischer Diplomatie. Glaubt ihr, solche Diplomatie fehle in der geschichtlichen Überlieferung? O nein! Was Voltaire jung, ohne klare Absicht als Henriade schrieb, das wußte er, das wußte sein Kreis später als einen Fingerzeig des Geschickes auszubeuten. Und wie vortrefflich war die Wahl mit Henriquatre! Hatte er nicht wirklich all die aquitanischen Eigenschaften, die in einiger Ferne betrachtet wirklich nahean reichen an den Kern eines modernen Helden? War er nicht tapfer, nicht spekulativ, nicht liebenswürdig? Hatte er nicht alle Merkmale eines bon enfant?

Jeanne d'Albret, seine Mutter, die Erbin Navarras, war eine Frau entschiedenen Willens, sie hatte ganz das Naturell jener Pyrenäenweiber, die das bunte baskische Tuch um den Kopf tragen und sich damit den Kopf aufsetzen: das oder den will ich, und wir wollen doch sehen, wer's hindert! Die praktische, tapfere Handlung vererbte sie dem ersehnten Sohne. Antoine von Bourbon, den sie heiratete, und der das französische Kronrecht auf ihren Schoß brachte, war von leichterem Gebäude der Absicht und des Charakters. Er gab zum gasconischen Blute des Sohnes, zum gleichgültigen Sinne über Himmelsfragen jenen leichten Farbenton, der in Frankreich so gefällt. In dieser Mischung konnte Heinrich, der

Sohn einer eisern protestantischen Mutter, der glaubensindifferente und doch starke König werden, der er wurde.

Seine verliebte aquitanische Jugend ward früh ans Schlachtenrasseln gewöhnt: kaum den Flaum ums Kinn mußte er seine Hochzeit mit Margarete von Valois, der Tochter Katharinens, so blutig befleckt sehen von der Barthélemy, mußte er die Mahnung erkennen, daß nur ein gutes Schwert nützen könne bei so guter Feindschaft, mußte er an Colignys Stelle die Hugenottenheere führen nach dem Poitou hinab. Diese mäßig begabten aquitanischen Lande konnten nicht alles Erforderliche beschaffen, sein Wams war geflickt, sein Hut war abgeschabt, und die große weiße Feder darauf, in ganz Frankreich bekannt, mußte oft des Abends gewaschen werden, damit dies neue Königszeichen mindestens immer leuchte. Sollte er in steter Drangsal und Plage die Jugend unerquickt vergehen lassen? Warum nicht dem empfänglichen Herzen folgen, das so viel Abwechselung fand beim steten Umherziehen! Was puritanisches Predigen gegen ein leichtsinnig Wechseln der Liebschaft! Könnt Ihr's besser verlangen, als daß jetzt ein König von Navarra, der Erbe von Frankreich, Euer Parteiheer führt? Sind diese aquitanischen Gentilhommes um mich nicht auch lustige Leute, wenn Ihr Schwarzröcke den Rücken kehrt? Der Guise ist ermordet, der Valois abgesetzt, was will dieser Valois anfangen in seiner einsamen Mordhöhle zu Blois! Er kann nicht weiter ohne mich!

Und in Wahrheit, Heinrich III., von der ungeheuren Ligue geächtet, entschloß sich zur Allianz mit dem Bearner. Er war von Blois nach Tours hinabgegangen an der Loire; wie zur Frankenzeit sollte diese freundliche Hauptstadt der Touraine die Hauptstadt von Frankreich vorstellen in Ermangelung des revoltierten Paris. Noch einige Meilen weiter hinab, einer der schönsten Loirepunkte, baut sich weißsteinig Saumur auf bis zu einer starken Burg. Dahin zog der Bearner, diese Stadt sollte ihm Unterpfand der Allianz werden mit dem Valois.

Nördlich von der Loire in Vendome lag Mayenne mit dem Liguenheere und bedrohte die Brücke von Tours. Er war der Bruder Guises, er war ebenso nur einen Tagemarsch entfernt, wie der Bearner, konnte Valois mit seiner kleinen Macht noch zaudern, sich diesem in die Arme zu werfen? Das Volk von Paris hatte Mayenne zum lieutenant général de l'état royal et de la couronne de France ernannt, nicht mehr zum Stellvertreter einer Person, des Königs, sondern einer Sache; die Befehle fingen nicht mehr an „Heinrich von Gottes Gnaden", sondern: „Die Leute, welche das Parlament halten". — Heinrich III. rief den Bearner; auf Plessis-les-Tours, dem alten Neste Ludwigs XI., eine halbe Stunde südlich hinter Tours, wollten sie sich sehen. Die Hugenotten warnen ihren Heinrich vor Hinterhalt, aber er spornt sein Pferd und sprengt über den Cher zum Schlosse hinauf. Der König ist im Garten. Es war soviel Volks zugegen, daß sie sich eine Viertelstunde die Arme entgegenstreckten zur Umarmung, ohne sich erreichen zu können.

Man war noch voll Mißtrauen, man war noch von Waffen begleitet. Am andern Morgen früh, um sechs Uhr schon, läuft der Bearner, von einem Pagen begleitet, zum Zimmer des Königs in Tours. Der König liegt noch im Bett! Einerlei! Es ist nicht des Bearners Natur, solch ein halbes Verhältnis bestehen zu lassen, er ist ein freimütiger rascher Mann, er weckt den König, er erobert ihn. So schürzt sich der Untergang der Ligue. Wie lange auch noch, dauernd konnte sie dieser vereinigten Macht nicht widerstehen. Bald fühlte sie an der Brücke von Tours die neuen, schweren Schwerter; Mayenne griff in der Nacht die Brücke an und drang vor, da erschienen im Dunkel die weißen Schärpen der Hugenotten, da regnete es aquitanische Streiche, Mayenne mußte weichen, die Ligue wird geschlagen, der Valois selbst hängt einmal zum Freudenzeichen die weiße Schärpe um, die Heinriche rücken vor Paris, wehe dir, verwegenes Paris!

Der König hat nichts Geringeres vor, als deine Größe und deinen Glanz für immer zu vernichten, du sollst aufhören Hauptstadt zu sein. „Schön und stattlich bist du wohl," rief er vom Berge in St. Cloud, wo sein Hauptquartier, und wo er die Sonne über Paris herübersteigen sah, „prächtig und groß, aber du mußt danieder, eine Provinzstadt mußt du werden, wie ungern ich den Louvre lasse."

Der Bearner mit seiner hugenottischen Gentilhommerie wohnte in Meudon. Betrachtet man vom deutschen Standpunkte diese Allianz und gemeinschaftliche Kriegführung, so weiß man sich nicht darein zu finden. Man hört, wie die Hugenotten unzufrieden sind, daß ihr Chef mit dem katholischen Valois verbunden ist, man sieht in St. Cloud unter den Royalisten den tiefen Ärger, daß die Feinde der Kirche, die Hugenotten, Paris und die katholische Ligue bedrohen, man murrt hier, man murrt da, die Häupter haben immerwährende Not, und am Ende geht es doch weiter in dem angeregten Gange. Es ist eine Lösung des Rätsels da: der Franzose lebt nicht für den Himmel, er lebt für die Erde, er kann sich eine Zeitlang erhitzen für die Religion, das wird aber bald auf die äußeren Kennzeichen und Stichworte hinausgehen und damit überschlagen in die weltliche Welt. Denn eine phantasievolle innere Welt kommt nicht in Rede. Die Religionskriege sind schon lange politische Kriege, ehe man sich dessen zu versehen glaubt. Der Gallier ist politisch, nicht gedankentief und religios. All seine Vorzüge sind gesellschaftliche, all seine Mängel rühren daher, daß er nichts als die Gesellschaft im Auge hat. Was ist denn wichtiger als die Gesellschaft, als die Frage, wie wir Millionen leidenschaftlicher Geschöpfe wohl nebeneinander bestehen? Was? Diese Frage ist dem Franzosen absolut töricht. Was wäre wichtiger! Diesen Boden verlassend, sagt er, gibt's ja keinen Boden mehr, da kann niemand mehr allgemeine Regeln aufstellen, da gehört die Spekulation jedem einzelnen, jedem

einzelnen die Vorstellungswelt, die er sich bilden mag und kann. Der entschiedenste protestantische Standpunkt war von jeher in der französischen Nation, und zwar ein Protestantismus ohne symbolische Bücher, ohne Konfession, ohne Superintendenten. Alle Religionsthemata neuer Art, die in Frankreich aufgetaucht sind vom Vernunftkultus bis zum Simonismus und Fourierismus, hatten auch immer eine neue Gesellschaftswelt zum Ein- und Ausgange. Das Jenseits kam nur beiläufig in Rede.

Es müßte wunderlich zugehen, wenn die Franzosen je anders würden. Eben nur bei ihnen konnte Heinrich von Bearn, der völligste Indifferentist in Sachen des Glaubens, ein mächtiger König werden mitten in einem sogenannten Religionskriege.

Paris, damals so katholisch erregt, wußte doch diese Erregung vortrefflich zu konstituieren in neue politische Form. Die Religion war der Anstoß, und auf gesellschaftliche Formen ging alles hinaus. Die Hallen organisierten sich, die Volksversammlungen, jetzt wie 1789, in Kirchen und Klöstern, nur daß sie jetzt Confréries hießen, Cordon de Jesus und ähnlich. Neben dem Stadthause stand wie später der Wohlfahrtsausschuß der Rat der Seize mit dem Advokaten Sénault an der Spitze. „Messieurs," pflegte er zu sagen, wenn etwas Mildes durchgehen wollte, „ich widersetze mich für 40 000 Franzosen hinter mir." Just wie später Danton. Noch weiter unten waren Volksausschüsse organisiert, von Leclerc geleitet, echtester Ausdruck der Gemeinen.

Der Formationssinn, hatte er nicht alle religiose Frage im Handumkehren zur Gesellschaftsfrage gemacht? Nicht auf Glaubensartikel, auf Regierungsartikel ging alles hinaus. Die Spitze jener Versammlungen, das Parlament, war zunächst unmächtig. Jene Versammlungen der Seize, des Stadthauses, der Kommune erklären sich für permanent, die Sorbonne dekretiert die Absetzung des Valois, das Parlament,

welches zögert, wird gezwungen zur Einregistrierung dieses Aktes. Leclerc dringt bewaffnet hinein und reinigt die Versammlung von den zähen Mitgliedern. Nach der Bastille mit ihnen, nach Montfaucon! schreien seine Horden. Und nach derselben politischen Richtung, und in demselben Munizipalitätsgange erhoben sich alle großen Städte nach dem Beispiele von Paris. Die Ligue ward eine neue politische Welt.

Verteidigung auf Leben und Tod! hieß es in Paris, als die beiden Könige bis St. Cloud und Meudon gekommen waren. Das Parlament und die hohe Bürgerschaft schließen sich jetzt an den Conseil de l'Union, die Mittelklasse schart sich ums Bureau municipal im Stadthause, das Volk um den Rat der Seize, der noch am meisten religiose Färbung behält. Es bildet sich eine Gesellschaft junger Leute in Paris, den Valois zu ermorden.

Aber dies Äußerste, die Ermordung, blieb einer Welt vorbehalten, wo neben der politischen Hitze auch ein religioser Fanatismus zu finden war. Merkwürdig genug fällt das Geschick und die Guisen-Montpensier auch just auf den Orden, dessen Name so bedeutsam geworden ist, dessen Klostermauern auch 200 Jahre später das Äußerste hörten, auf den Orden der Jakobiner. Jacques Clément, ein kleiner häßlicher Mensch, stieren Blicks, schwerfälligen Ganges, war ein Jakobiner. Die plumpe Maschine, ihres schweren Trittes wegen Capitaine genannt von den Novizen, wurde erhitzt mit Gesichten und schwarzer Heiligkeit. Er taumelte hinaus ins Lager von St. Cloud ins Haus des Königs. König Heinrich III. saß auf dem Nachtstuhle, als er hört, daß man einen Mönch nicht ins Zimmer lassen will, der einen Brief abzugeben habe. Er war bigott, er wünschte täglich, den Klerus zu versöhnen für die Allianz mit den Hugenotten, er rief laut: Laßt doch den armen Mönch herein! Clement tritt ein, der König nimmt sich nicht die Zeit, seine Kleider fest zu machen, er greift nach dem Briefe, und während er liest, zieht der

Mönch das lange Messer aus dem Ärmel und stößt es ihm in den Unterleib. Auf das Geschrei des Königs stürzt man herbei und stößt den Mönch nieder.

Der König hielt die Wunde nicht für gefährlich und schrieb abends im Bett noch einige Briefe, die erzählen, daß der niederträchtige Streich verunglückt sei. Am nächsten Morgen war Heinrich III. tot.

26.

Heinrich IV. besaß jenes unberechenbare Etwas, das wir den Franzosen gar übelnehmen, in hohem Grade. Wie soll man's nennen? Unbeständigkeit, Falschheit, tyrannische Tücke, sind unsere gröbsten Ausdrücke dafür. Diese Ausdrücke sind aber zu grob und darum falsch; dicht nebeneinander wohnen im Menschencharakter die Nuancen und gehen doch weltweit auseinander in ihrer Äußerung. Um den Vorwurf unbestimmter und dadurch feiner auszudrücken, hat man's den französischen Tic genannt. Es ist leicht nachzuweisen, daß er den meisten Franzosen, die sich ausgezeichnet haben, beiwohnte. König Franz hatte ihn, Heinrich IV. noch stärker, selbst Ludwig XIII. zeigte ihn in jener passiven Art, mit welcher er unvorhergesehen einen oder den andern seiner Lieblinge verließ, um sie dem Staate zu opfern. Richelieu besaß ihn in hohem Grade, und Ludwig XIV. dämpfte ihn nur, weil er sich ihm zu kleinlich äußerte neben der monarchischen Bildung, neben dem monarchischen Uhrwerke, das er zusammengestellt hatte, und das unvorhergesehene Wendungen nicht vertrug. Zwei Bourbons besaßen diesen Tic nicht, und beide haben die Krone verloren, Ludwig XVI. und Karl X. Sie waren das, was wir in Deutschland so hoch stellen: gutmütige, gleichmäßige Männer, an denen nie eine unerwartete Wendung störte. Der Tic selbst aber ist

keineswegs an sich etwas Schlimmes, er ist eine Druckfeder des Charakters, die unberührt bleibt von alle dem, was sich regelmäßig in und neben dem Menschen entwickelt, unberührt von Gewohnheit, ja unberührt von Freundschaft und Liebe. Ist's ein unparteiischer Dämon in frischen Menschen, ein Dämon, der zu ewiger Ehelosigkeit bestimmt ist? Er kann sich nie verbinden, mit der Verbindung hört er auf zu existieren. Er ist das Eigenste, das Persönlichste jedes Menschen. Die Mehrzahl besitzt es entweder in zu schwachem Maße, um damit zu wirken, oder sie läßt es untergehen in Stumpfheit einerseits, in gleichmachender Bildung andererseits. In Deutschland bekennen wir uns durchaus zu der letzteren Weise, wir trachten der Bildung so weit nach, daß sie das Verschiedene nicht nur niederhalte, sondern völlig aufhebe. Wir gehen auf Frieden aus, während der Franzose nur auf Waffenstillstand ausgeht. Denn — das Naturell beiseite — wir glauben an die Unfehlbarkeit der ausgebildeten Idee, der Franzose glaubt nur an die Macht der Idee. Wir wissen uns keinen größeren Menschen als denjenigen, der sich in vorgezeichneter Linie mächtig entwickelt, zuversichtlich für sich und für uns; der keine Falte birgt, in dem kein Rückhalt wohnt, dem wir uns rücksichtslos hingeben können, ohne daß für unsere Vorstellung von ihm jemals ein plötzlicher Wechsel zu erwarten stünde.

Hat denn aber der Franzose in seiner ganz anderen Weise so ohne weiteres unrecht, wie wir der Gutmütigkeit zu Dienst so gern behaupten? Pflegt er nicht eben darin ununterbrochen die mögliche Geburt des Genies? Der Tic kann nichtswürdiger Eigensinn, er kann aber auch unberechenbar Neues sein, er kann aus unerschöpfter Persönlichkeit Wichtiges entwickeln, was in der großen Menschensumme noch nicht dagewesen, noch nicht eingerechnet ist. Wer nur das Bekannte entwickelt, nur das Vorausgesehene — sagt der Franzose — der ist zunächst uninteressant. Wende ich mich vom Un=

interessanten bloß aus Modegrille? Andere Völker sagen's, ich mag es nicht glauben, denn ich muß zunächst an mich selbst glauben, um etwas zu sein. Das Uninteressante kann arbeiten, aber es schafft nicht. Ist es nicht also an Personen, die eine ausgezeichnete Stellung einnehmen, das Unbedeutende selbst? Wer mich beherrschen will, muß mich überraschen können, ich muß das Geheimnis der Schöpfung in ihm fürchten oder hoffen. Dies war die Macht unserer absoluten Könige. Geht ihnen die interessante Persönlichkeit aus, so wende ich mich doch lieber an das Mittelmaß selbst, wie es unsere Gesamtkultur in ein System bilden kann, als daß ich mich an das mangelhafte Mittelmaß einer unproduktiven Person hielte.

So erklärt der Franzose seinen Übergang zum Repräsentativsysteme. Allerdings ganz anders, als bei uns das Leben angesehen wird. Aber es ist gar merkwürdig, wie sich der Franzose dem sogenannten Tic unterwirft, widerwillig, knirschend unterwirft er sich ihm, aber er unterwirft sich. Heinrich IV., der uns immer als geliebtester König dargestellt wird, war der Mehrzahl Frankreichs bitter verhaßt, aber er war eben französisch stark durch geniale Wendungen seines Wesens. Er entsetzte durch eine scheinbar ihm ganz unregelmäßige Härte, zum Beispiele durch das kalte Todesurteil gegen Biron, der ihm die Krone erobert; er entzückte durch eine Wallung, durch einen Zuspruch, deren sich niemand versehen hatte; er hielt in Atem, er war ein echter französischer König.

Aber nach dem Tode des Valois war sein Weg noch weit bis zum Throne, man vergißt das gern beim Namen Henriquatre: Fünf Jahre brauchte er, um von Meudon, zwei Stündchen von Paris, bis in den Louvre zu kommen; katholisch mußte er wirklich werden, ehe nur an eine Möglichkeit des Königtumes in Paris zu denken war, seine Hoffnung auf Frankreichs Krone war lange, lange nicht mehr wert, als sein zerrissener Reiterrock. Sein Haar wurde grau,

Falten gruben sich in sein Gesicht, als keine Schlacht, nicht bei Arques, nicht bei Ivry, helfen wollte, als man da drin in dem unermeßlichen Häusermeere unbeugsam gegen ihn predigte, und Gegenkönig auf Gegenkönig gegen ihn wählte. Wohl gelang es ihm eines Morgens, mit seinen Reitern bis in den Faubourg St. Germain hineinzusprengen, nur einige Straßen und die Seine lagen noch zwischen ihm und dem Louvre. Aber es war umsonst, es mußte noch viel Not ausgestanden, und zuerst mußte er katholisch sein. Im Grunde kam's ihm darauf nicht an, wenn nur nicht darüber seine Kerntruppe, die aquitanische Gentilhommerie, die feste hugenottische Reiterei verloren geht. Wie lästig sind nicht schon lange die Moralisten, denen er nicht ernsthaft genug und denen er vor allem zu verliebt ist! Viel kluge Briefe wird's kosten an die protestantischen Alliierten, besonders an Elisabeth von England! Gleichviel! Kluge Briefe sind leicht, aber es ist unerträglich, so fort zu kampieren um Paris her, da drin im Palais de Justize immer brau'n zu lassen mit dem Spanier, der die Krone will, und der die längste Geduld, die längste Klugheit, den längsten Dublonenbeutel hat. Wer am längsten aushält, dem ist die Welt! Paris ist eine Messe wert! rief er entschlossen aus, und ritt gen St. Denis. Da liegen die Könige von Frankreich begraben, da kann zur Abwechselung auch einer geboren und getauft werden.

Sein Enkel, Ludwig XVIII., ebenfalls nicht ohne milden Tic, rief bei verwandter Gelegenheit: Paris ist eine Charte wert!

Den Abend vor seinem Übertritte in St. Denis schrieb er an die Mousseaux, seine damalige Geliebte: „Morgen mach' ich den gefährlichen Sprung; aber ich werde auch Dich morgen sehen — die Wirtschaft ist unausstehlich!“ — Es war ihm durchaus nichts weiter als ein politischer Akt, und die Wirtschaft mit Abschwören und Beichten war unausstehlich, weil die Erreichung des Zieles hierdurch noch gar nicht ver-

bürgt wurde. Aber durch dies garstige Wasser ging der Weg, wenn eine weitere Eroberung überhaupt möglich sein sollte, die Krone lag auf katholischem Ufer, drüben mußte er sein, um nur mit einiger Aussicht auf Erfolg weiter zu handeln. Hat er an seine Mutter gar nicht gedacht? An die starr hugenottische Jeanne? Was tut man mit den Toten, wenn sie begraben sind! Das Leben verlangt alle Tage Neues. Hat er nicht vorausgesehen, daß die Katholiken diesen leichtsinnigen Übertritt schlimmer aufnehmen könnten als ein streng religioses Hugenottentum? O, er kannte die Parteien, und er kannte die Franzosen. Eine Handlung, die ihn unter Deutschen vernichtet hätte, konnte ihm wohl eine augenblickliche Entrüstung der Franzosen zuziehen, aber sobald er dieser Entrüstung mutig und kräftig zu begegnen wußte, dann konnte er in Frankreich großer Erfolge gewiß sein, dann erschien die freche Wandlung wie die Überlegenheit des königlichen Tics, dann machte sie selbst ruhige Leute an der Würdigkeit des Glaubens irre. Wie? dieser erfahrene Bearner, der Sohn Jeanne d'Albrets, er legt keine Wichtigkeit auf den Glauben, der unserm ganzen Leben zu schaffen macht! Muß er nicht auch sterben? Hat er keine Furcht? Ei, sind wir kläglich neben ihm! Ei, ist er ein überlegener Mensch, ist er ein Herr, den niemand übersieht! Wer kann einem solchen wehren, König zu sein!

Ungefähr in dieser Folge ging der religiose Enthusiasmus in Frankreich auseinander; ein bedeutender Charakter der Nation wie Heinrich ist nie allein. Dieser leichtsinnige Übertritt war ein Symptom, daß das religiose Moment bereits erschöpft sei. O, man stellte das in Paris noch gewaltig in Abrede, man predigte noch, man fluchte noch, aber das war bereits Terminologie, und der spanische Gesandte mußte immer mehr Gold ausstreuen, um den Zorn im Gange zu erhalten. Man hatte sich wirklich zu Generalstaaten vereinigt, um nach dem Tode des Herodes einen neuen, einen gläubigen

König zu wählen. Er sollte gute Eigenschaften haben, aber nicht stark sein, wie das immer Wunsch der Wähler ist, denn niemand wählt einen Herrscher, der Herrscher entsteht und überrascht, die Wahl sorgt fürs Mittelmäßige. Da gab's denn aus dem Hause Bourbon einen alten Kardinal, von dem niemand was fürchtete. Er war alt und war schwach, er konnte nichts stören, er konnte es nicht lange treiben, und brachte doch unter legaler Form über die unsichere Zeit hinaus. Man liebte wohl die spanischen Dublonen, aber nicht die spanischen Prätensionen, und diese wurden mit solcher Wahl auch im wesentlichen beseitigt. Denn König Philipp wollte sonst nichts Geringeres, als eine Infantin auf den Thron des heiligen Ludwig setzen. Dieser Zug ist für Weltgeschichte interessant, und Professor Leo, der Philipps Politik zu einer legitimen Religiosität erhoben hat auf Kosten großer Ereignisse und Menschen, hat diesen Zug übersehen. Wir kennen das salische Gesetz gegen die weibliche Nachfolge, und König Philipp kannte es noch besser als wir, und der streng gesetzliche Mann ließ es damaliger Zeit so frivol wegspotten wie irgend ein revolutionärer Sophist, um seiner Infantin die Krone Frankreichs zu verschaffen. Mit dem Kardinal von Bourbon entwich man dieser Zudringlichkeit, denn die alten Ligueurs blieben doch am Ende Franzosen. Man erwählte ihn unter dem Namen Karls X. Dieser Name hat so unglücklich vorgespukt; es existiert noch in seltenen Exemplaren eine Münze mit Bildnis und Chiffre dieses Königsnamens, den man später ausgestrichen hat, als sei er nicht dagewesen. Und man soll nicht an Schicksalsnamen glauben!

Der alte Kardinal war übrigens in des Bearners Macht, und konnte und wollte persönlich nichts zutun. Die Angelegenheit war ihm so peinlich, daß er, in diesem Punkte wahrscheinlich mit Vergnügen, bald darauf starb. Den Generalstaaten zu großem Ärger. Nun drängte Spanien

aufs Neue, und doch sahen die klügeren Ligueurs oder Parlamentarier voraus, daß über kurz oder lang eine Transaktion eintreten, und derjenige gelten würde, welcher nicht kompromittiert sei. Der legitime Nachfolger war ja seit dem Tage von St. Denis Katholik! Glauben nur erst die Parteien nicht mehr an die Zweifellosigkeit ihres Rechtes und Erfolges, dann werden sie alle bestechlich, sei's mit Furcht, sei's mit Gründen, sei's mit Geld. Zwischen Glaube und Besitz schwankt alle Maßregel der Welt hin und her. Ja, wenn die Guisen, denen man die Infantin zur Königin geben wollte, vom Wuchse der Balafrés gewesen! Aber der hohe Schuß der Rasse war dahin.

Der Termin von fünf Jahren, dessen eine große französische Revolution zu bedürfen scheint für innerliche Erfüllung, war verlaufen. Brissac, der die Pariser Besatzung kommandierte, nahm Geld, und am 22. März öffnete er dem Bearner die Porte neuve und die Porte St. Denis. Heinrich IV. ward nun Heinrich IV., und zog ein — prächtig, am hellen Tage, unter Akklamation, wie es heißt? nein; bei Nacht und Nebel, geharnischt bis an die Zähne ritt er durchs verratene Tor und in den Louvre, geharnischt ritt er am Morgen nach Notredame zum Tedeum. Paris war totenstill. Der spanischen Partei ließ er Zeit, durch andere Tore hinauszugehen.

Amnestie oder Rache? fragte man sich, welches von beiden wird eintreten? Keines von beiden; man blieb gespannt, man ahnte nur den Tic des neuen Herrschers. Es fehlte nicht an versöhnlichen Äußerungen, Heinrich trat nirgends systematisch auf, ein System nutzt sich ab, lernt sich aus, eine Person ist unerschöpflich. Er griff alles persönlich an, er schob leise das Bündel seiner Feinde auseinander; wo neuer Widerstand sich zeigte, da wurde rasch aber still zerbrochen, wo der persönliche Feind zu reden begann, da redete man nicht bloß zurück, da umarmte man ihn; wo die feind-

liche Macht zu groß war, da bestach man, da bezahlte, da erkaufte man Freundschaft und Frieden. Die Rechnungen sind noch übrig, was die Guisen, was Marseille, was Rouen, was die Ruhe der Liguen-Großen gekostet, man kann die Millionen heute noch nachsehen. Und bei alledem begann gleich in den ersten Tagen der erste Mordanfall auf Heinrich. Er kam heimgeritten, stieg im Louvreportale vom Pferde, und wollte eben einen Edelmann umarmen, der ihn erwartete, da stieß ihm ein Jesuitenschüler Jean Châtel den Dolch ins Gesicht. Die Oberlippe war durchgeschlitzt, ein Zahn ausgestoßen. Auch von der geringen Schönheit des Antlitzes mußte der geplagte Heinrich zahlen für die Herrschaft. „'s ist nichts," schrieb er noch denselben Abend an seinen Jagdfreund, „'s ist nichts, ich gehe deshalb nicht früher schlafen."

Aber dies gab doch Gelegenheit, eine verschobene Reaktion gegen die Pfaffen teilweise ins Werk zu setzen: ein Jesuit ward gehenkt, Châtel ward gevierteilt, die Jesuiten wurden verjagt. Saß er auch in Paris nur wie auf einer Schanze, war er auch verführerisch freundlich gegen den einzelnen, Korporationen sah er doch nicht das Geringste nach, die Königsmacht ließ er doch überall durchblitzen, das Parlament, so lange verwöhnt, demonstrierte breit und viel — nichts da mit dieser langweiligen Hemmung! rief er aus, und fuhr despotisch dazwischen. Diese Besitzergreifung der Krone ist in ihrem Gemisch von Milde und Strenge ein Meisterstück der Klugheit, dem es nicht an genialen Momenten fehlte. Alles ging aus von einer einzigen Persönlichkeit, alles kam dahin zurück. Oh verschmitzter Bearner! — béarnais rusé — knirschten die Gegner, just wie sie heutigentags gegen Orleans knirschten.

Heinrich und Heinrichs Welt, näher der ritterlichen Sitte, hatten nur den Vorteil, mit der leiblichen Person dreister vortreten, die Blicke dreister darauf lenken zu dürfen. Ludwig Philipps Aufgabe, in die Epoche der Systeme gehörig, mußte

in solchem Betrachte modifiziert werden, und daran hat er's nicht fehlen lassen. Es ist erstaunlich bei näherem Zusehen, wieviel Klugheit in den Herrschern Frankreichs entwickelt worden ist, und wieviel kluge Herrscher dies glückliche Land gefunden hat.

27.

Glaube oder Besitz! Die Angeln des Interesses. Mit dem Glauben konnte sich Heinrich, der gleichgültige Apostat, unmöglich befassen. Seine Welt gruppierte sich also um den Besitz, und zwar nach innen und nach außen. Für das europäische Verhältnis Frankreichs wurde dieser König höchst wichtig: an die Stelle der Meinungsfragen setzte er positive Interessen. Spanien und England hörten auf, ein katholisch, ein protestantisch Verhältnis zu haben gegen Frankreich, es wurden Nachbarstaaten, deren Grenze da oder da, deren staatlicher Lebenspunkt dort oder dort zu berühren, zu gewinnen sei. So fest ruht dieser strenge patriotisch gewinnsüchtige Boden unter jedem französischen Baume, wie üppig, wie irdisch frei dieser Baum erscheinen möge! Die sublimste Völkerliebe jetziger Parteien in Frankreich steigt zur ordinären Praxis herab, sobald das Thema einer Eroberung in Rede kommt. Alle Parteien rauschen da wie Ströme zusammen. Und leider ist just die „Rheingrenze" ein Oberonsches Zauberwort. Die Welt Heinrichs IV. springt da überall hervor, französische Gemeinschaftlichkeit schnellt alles gemeinschaftlich in die Höhe, rechte und linke Seite, Zentrum und Republikaner. Zu diesem egoistischen Familienhalte, dessen in Wahrheit jede Familie bedarf, hat Heinrich IV. wesentlich beigetragen. Oder soll es den Familiengliedern auch nicht gestattet sein, parteiische Vorliebe füreinander zu haben, wenn die Außenwelt gegenüber steht? Soll auch in der Familie nur der absolute Maßstab gelten? Und kennt denn irgend ein Theoretiker die

Gesetze der Liebe? Sie tritt ja dem Anscheine nach immer willkürlich auf. Und wenn wir das Asyl der Familie dem Menschen entziehen, so wird mehr Gutes und Böses in ihm starr werden, es wird selbst mehr berechenbarer Schaden für die Gesellschaft, ja für die Tugend entspringen, als wenn das Eheweib, wenn die Mutter dem Gatten, dem Sohne in jedem Falle recht gibt. Unfragliche Partei für uns ist ja auch nur die Mutter und das Weib; sie allein vertreten die für uns engste, die völligste Gemeinschaftswelt, wo die Trennung zwischen Körperlichkeit und Geistigkeit verschwindet. Der Vater und die Kinder stehen schon ferner, auf sie wirkt schon, auch in bezug auf uns, ein getrennt geistiges Prinzip. Ist aber irgend ein Land in Europa, wo man Auflösung des Familienasyls heischen, und vielleicht hie und da mit einigem Erfolge heischen könnte, so ist es Deutschland. In Frankreich ist dergleichen platterdings unmöglich. In diesem Gange weiterschreitend können wir einer großen Idee Grenzvorteile, vielleicht sogar Grenzen und Provinzen opfern — nimmermehr der Franzose, auch ideentrunken behält er einen politischen Magen nüchtern, frei und tätig. Uns werden alle Ideen — auch die kaum aufgefundenen philosophischen — Glaubensartikel: Kant, Fichte, Hegel sind kaum verstanden, so zieht auch schon die Religion hinter ihnen her. Dem Franzosen ist die Idee eine Witterung, die begünstigt oder hemmt — sehen wir einzelne Außerordentliches tun für eine Idee, so stammen sie entweder aus einer germanisch affizierten Provinz, oder sind Ausnahmen, an denen es keiner Regel fehlt, oder wir täuschen uns. Der Franzose nämlich handelt viel leichter, opfert viel schneller denn wir. Es springt ihm leicht etwas Außerordentliches hervor für eine Idee, in Paris namentlich ist das Leben offenbar viel wohlfeiler als in Deutschland, man sieht in den Tod gehen, man sieht sterben, als ob man das mehrmals im Leben tun könnte. Bei alledem opfert der Franzose einer Idee lange nicht so

unbedingt als der Deutsche, der ohne Aufregung zu opfern imstande ist, ja ohne Menschlichkeit. Denn der Deutsche kann sich aller, aber aller Existenz entäußern für ein Gedachtes, und er findet darin seinen Gottesstempel. Der Franzose findet ihn, aber ohne ihn zu suchen, in der raschen Teilnahme, in der raschen Handlung.

Wie Heinrich IV. ist durchaus eine sehr verbreitete Franzosenart: der Wallung, der politischen Spekulation fähig, aber in aller bedachten Ausführung vollkommen nüchtern, und das Nächste, das Erreichbare mit Lächeln ergreifend statt des vorgesteckten Ideals. Bei all dieser Hantierung des Geistigen unwandelbar liebenswürdig. Die Briefe Heinrichs IV. an auswärtige Mächte, die er fast regelmäßig ihrem Schicksale überläßt, wenn er für sich günstig Frieden abschließen kann, diese Briefe sind detaillierte Porträts solcher Franzosenart. Wie weiß er die Elisabeth zu behandeln! Allerdings ist sie nicht töricht genug, seinen sophistischen Wendungen, die unter Bonhomie versteckt sind, zu glauben, allerdings nimmt sie die Schmeicheleien nicht für bare Münze, und wirft sie ihm oft keifend wieder vor die Füße, aber sie kann doch dieser so persönlichen, so naiven Diplomatie gegenüber zu keinem dauernden Zorne kommen, sie vergibt ihm doch den Abfall zum Baalstume, den sie sonst nie vergab, sie vergibt ihm eine Treulosigkeit nach der anderen.

Worin liegt das Geheimnis dieser Macht, welche er auch gegen die ihm feindlichen Franzosen ausübte? Eben darin, daß er immer Familie spielte; wer erörtert in der Familie Streitigkeiten dogmatisch! Man umarmt sich, man ist vor allen Dingen liebebedürftiger Mensch, man ißt und trinkt und lacht miteinander, und gelegentlich kommt man auf das Geschäft, das entzweit hat. Hütet euch, Seigneurs, hütet euch vor diesem liebenswürdigen Heinrich! Wollt ihr euch, geht es dann beiläufig ans Geschäft, nicht mit eben solcher Leutseligkeit hingeben, so sollt ihr mit Schrecken inne

werden, daß eine eiserne Politik unter dem bunten, weichen Putze des Umgangs ruht. Auch Biron lockte er nach Fontainebleau zu Schmaus und Spiel, und ließ ihn fassen und ließ ihn köpfen, ohne daß er sich um eine Entschuldigung bemüht hätte für solche Gastlichkeit. Wie redselig vorher, ein schweigender König wird er alsdann, wenn es sich ums Resultat handelt.

Welch eine Last von Aufgaben stürzte aber auch auf ihn, da er endlich den Thron gewonnen hatte! Alles wollte belohnt sein, die Feinde, welche man nicht besiegen konnte, und die Freunde, welche zum Throne geholfen hatten. Man kann sagen: ganz Frankreich zerrte an seiner Hüfte, und um in solcher Lage zu einiger Macht und Ruhe zu kommen, mußte wohl seine Politik schlimmer werden, als sie sonst zu werden brauchte. Wie herb zudringlich rissen an ihm die Hugenotten, ehe er ihnen die große, systematisch geordnete Konzession des Ediktes von Nantes — 1598 — ausgearbeitet hatte. Und auch damit waren sie nicht zufrieden, wieviel Sicherheitsplätze er ihnen auch eingeräumt. Wie alle Partei! Sie ist nie zufrieden mit Macht, sie will allein Macht. Und war's nicht ihr Bearner, ihr Knabe aus Pau, der auf dem Throne saß! Müßten sie nicht neben ihm sitzen?

Wie stolz gebieterisch waren die katholischen Edelleute, Biron an der Spitze, die aus des Valois Lager zu ihm übergetreten, oder die für ihn die Ligue verlassen hatten! Sie hatten den Ausschlag gegeben, ja Biron war der Hauptfeldherr, die strategische Seele seines Heeres gewesen; denn Heinrich war von ungestümer Tapferkeit, aber ein überlegenes Feldherrntalent war ihm nicht eigen. Sie verlangten Lohn auf Lohn, und wem er neunzig gegeben statt hundert, der ging mit diesen neunzig Tausend Francs unzufrieden zu Philipp von Spanien, bei dem sich alle Gegner Heinrichs scharten.

Die Regierung war in der Tat so schwer, sie nahm so unablässig Sorge und Kraft in Anspruch, daß er trotz

Scherz und Lachen reißend schnell alterte und jener verrunzelte Kopf wurde mit weißgrauem Haar und Barte, wie ihn alle Bilder, selbst die Rubensschen darstellen. Was Wunder, daß er Parlament und Bürgerschaft barsch anfuhr, wenn sie auch noch querulieren wollten. Was Robe und Stadthaus! Ein König der Gentilhommerie, durch diese auf den Thron gebracht, an diese verschuldet bis an die Halskrause, hatte er für Parlaments- und Magistratserinnerungen nicht Zeit noch Geduld. Wenn er das störrige Paris befestigte, und Prevost und Echevin kamen ihm mit Vorstellungen darob in den Weg, so lächelte er nicht einmal wie bei der Seigneurfrage, mit rauhen Worten schickte er sie fort: „Sagt eurem Rate, er habe sich hierum nichts zu kümmern, car tel est mon plaisir“.

Dies Mottowort der Revolution ist ein Wort Heinrichs, des sogenannten Bürgerkönigs. Unter bourgeois versteht man noch heute den niedrigen Bürgersmann; den bourgeois und paysans, kurz der armen Klasse war er, ein menschenfreundlicher Mann, geneigt, ihnen wollte er den Staat bequemer machen, das heißt in allem, was materielle Existenz betrifft. Das bekannte Wort, „jeder Bauer soll sein Huhn im Topfe haben“, bezeichnet auch schon deutlich genug, daß es sich hier nirgends um politische Begünstigung handelte. Mitnichten. Dergleichen hat man hineingetragen, dergleichen hat man mit dem Ausdrucke Bürgerkönig heutiger Tage verwechselt. Es war Bonhomie bei Heinrich, sonst nichts. Man lese seine furchtbaren Jagdgesetze, und bezweifle noch, daß er ein Edelmannkönig war: nur der Gentilhomme hat das Recht, das Gewehr zu führen, wenn aber ein „marchand, laboureur, paysan et autre telle sorte de gens roturiers“ sich unterfangen sollte, ein Gewehr abzuschießen, so wird diese Sorte ohne weiteres — gehenkt.

Heute durch die großen Städte Frankreichs reisend, kann man so leicht irre geführt werden über das Verhältnis dieser Städte zu Heinrich. Immer ist es auf den Stadthäusern

sein in Stein gehauenes Bildnis, das entgegentritt, dies merkwürdig magere Bild, das den ohnehin eckigen Gasconier in enger eckiger Rüstung darstellt, den zuspitzenden Lorbeerzweig ums Haupt. Diese Rüstung, dieser Lorbeerzweig deuten allein aufs Rüstige: er hat die Städte zu strengem Gesetz bezwungen und geordnet; er haßte sie als die Sitze der Ligue, und als er endlich einige Ruhe erreicht hatte, und sich für Handel und Wohlfahrt umsehen konnte, da ließ er nicht nur Maulbeerbäume im Lyonnais und Dauphiné hinab nach der Provence pflanzen, damit Lyon einheimische Seide zu verarbeiten habe, er nahm unter diese breite Sorge alles Detail der Ortsverwaltung auf bis auf Kutscher und Straßenbuden, kurz er legte diesem Lyon, diesem Marseille, diesem Rouen mit größter Sorgfalt festes Gebiß ein. Haß gegen den hochbürgerlichen Stadtliguisten und strenger Sinn für Ordnung ließ ihn jeden Bankeruttierer mit dem Tode bestrafen. Die Ordnung, die strenge Ordnung ist von ihm unwandelbar im Gedächtnisse geblieben — auf der Oberfläche so wandelbar, so leutselig wechselnd, so heiter und witzig, dem Augenblicke, dem Zufalle soviel einräumend, und auf allem Grunde doch so streng regelmäßig, mußte dies nicht ein französisches Königsmuster werden? Ein leichtsinniger Glaube, aber ein starksehniger Wille, eine freie Persönlichkeit, aber ein unerbittlich fesselndes Gesetz, dies war die Macht des berühmten Heinrich.

So möge man auch in Sully, seinem großen Finanzminister, vor allen Dingen nur jene strenge Ordnung suchen, welche nach einer Revolutionszeit so tiefe Spuren eingrub, ein scharfes, nettes Wesen der Steuereinteilung und Eintreibung, wie es neu, überraschend und zwingend war. Mit Finanzprojekten späterer Zeit verglichen ist alle Sullysche Idee arm, und erweckt nirgends neue selbständige Quellen, sie ist ohne alle Genialität, aber Arbeit, Geldumlauf bleiben bei nüchternem Werte. Ein eiserner Charakter und Arm, der Arm Sullys gibt einem geordneten Wesen Nachdruck.

Es fehlte nie an Geld, was wollte Heinrich mehr! Er hätte den finstern Minister beibehalten, auch wenn ihm dessen starrer Lebensgedanke nicht immer eine willkommene Leitstange gewesen wäre für Haus und Hof, an der er sich immer augenblicks orientieren konnte, wenn er leichtblütig seinen Neigungen nachgejagt war, und Richtung wie Maßstab verloren hatte. Sully war jenes Faktotum, das genialen Naturen von so großem Werte, ja unerläßlich.

Den Geldbeutel für Heinrich voll halten war nicht so leicht, wie wir bei einem Bürgerkönige glauben. Die Millionen für die großen Ligueurs und für die Kriegsgenossen beiseite, Heinrich lebte nicht eben sparsam: er baute Stadthäuser, er baute am Louvre, an den Tuilerien, es fehlte im Louvre und in Fontainebleau nicht an großen Festen, und es ging dabei nicht eben bürgerlich her, das Huhn im Topfe tat keinen Einspruch. So erzählte man lange von jenem prachtvollen Karussell im Louvrehofe 1606, einem Ballett à cheval, wo die vier Elemente dargestellt wurden mit allem Luxus damaliger Zeit. Heinrich hatte für Klugheit und für Prachtliebe nicht umsonst vier Jahre am Hofe seiner Schwiegermutter Katharina gelebt.

28.

Man hat in Frankreich ganz genau Buch geführt über Heinrichs Liebschaften, und der alte Röderer zum Beispiele knüpft daran die entsetzlichsten Folgerungen. Aber dergleichen hat in Frankreich am wenigsten geschadet: Verliebtheit, Ausschweifung in der Liebe ist national-französisch. Sie begreifen den deutschen Trunk nicht, und der Deutsche begreift die französische Verliebtheit nicht. Die Mätressenwirtschaft trug allerdings das ihrige bei zur allgemeinen Summe des Vorwurfs, besonders weil sie auch zu frecher Geldverschwendung

überging, aber soviel, als wir glauben, machte der Franzose nicht daraus. Für heutige Zeit muß ich übrigens hinzusetzen, daß ungeweihtes Zusammenleben der Geschlechter zwar noch sehr verbreitet, in Paris namentlich gang und gäbe ist, daß aber die gesetzliche Ehe in der geselligen Achtung alle moralischen Vorteile einnimmt, die sie nur im keuscheren Deutschland ansprechen kann. Der Franzose ist im Punkte der Liebesneigung nachsichtiger als wir, er hat aber eine unerschütterliche Achtung vor dem Gesetzlichen, und die legitime Ehefrau, stehe sie auch in allen Fähigkeiten der freien Dame nach, hat überall den Vortritt. Wie denn überhaupt die inneren Sittenverhältnisse fest und sicher, ja fester und sicherer sind als der kühnste Sanguiniker sie nach solcher Umwälzung erwarten möchte, bei weitem fester und sicherer, als man in Deutschland glaubt. Mitten in Paris ist die größte Mehrzahl, ist aller Grundstock so ehrlich und zuverlässig wie im kleinsten Städtchen unseres Vaterlandes. Ja, die dem Anscheine nach bedenklichsten Individuen, zum Beispiele die Eckensteher, — commissionnaires geheißen — sind eine wahre Elite von braven Leuten in abgeschabter Manchesterjacke.

Aber man mag Nationalneigung und Nachsicht den Liebschaften Heinrichs noch so weit vorausschicken, vierzehn legale Mätressen für ein Leben von mäßiger Dauer erschreckt doch auch den billigen Sinn. Unter den sieben, die just auf seine erste Lebenshälfte, auf den König von Navarra kommen, sind folgende von besonderem Interesse: zuerst die Fosseuse, ein lieblich Mädchen von vierzehn Jahren. Anfangs — sagt Margareta, seine Frau in ihren Memoiren — respektierte er soviel Jugend, aber nur anfangs. Als die Fosseuse Mutter ward, schickte er Margareten, seine Frau — dergleichen ist in Frankreich nicht so selten — zur Entbindungshilfe, und verließ bald darauf die Kleine für Diana, genannt la belle Corisande, die Witwe des Grafen Guiche. Sie herrschte an die sieben Jahre in seiner Gunst; sie die Gräfin

Guiche war's, gegen deren schöne Arme die Hugenotten mit Recht eiferten, denn um dieser schönen Arme willen verließ er spornstreichs, als die Schlacht von Coutras kaum gewonnen war, das Schlachtfeld, und gab die Siegesfolge auf, um zu küssen. Nach sieben Jahren wurde sie fett — die allgemeine Gefahr der Französinnen — rot und garstig, und er verließ sie für die Marquise de Guercheville. Hier fand er einmal keine Erhörung, und die Historiker der Franzosen sind darüber sehr erstaunt. Es war ums Jahr 1590, da er vor Paris lag. Eines Morgens ritt er in die Abtei von Montmartre, und erblickte da die sechzehnjährige Marie de Beauvilliers, die dahingekommen war, um den Schleier zu nehmen. „Nicht doch," rief er, seine spröde Marquise vergessend, „nicht doch, das ist eben ein Gesicht, um unverschleiert zu sein." Sprach's und nahm sie mit sich nach Senlis. Leider für sie sah er bald darauf die Gabrielle d'Estrées, und ließ die halbe Nonne wieder nach dem Montmartre bringen. Arme Maria! Wie schnell war sie zur vollständigsten Lebensromantik gekommen! Religionserfüllt, im Glaubensschmelze erster Jugend hatte sie das Kloster betreten, da kommen die Reiter, da wird sie in des Königs Armen sinnlich erweckt, die bunte Welt geht in aller Farbenpracht vor ihr auf — um wie ein Traumbild zu verschwinden. Mit aller Aufregung ist sie wieder allein in der kalten Zelle, die Religion, vor kurzem noch das Glück eines aufgehenden Lebens, muß sich jetzt hergeben zum leidlichen Troste. Heinrich machte sie später für ihre „vertu" zur Äbtissin des Montmartre.

Am liebsten verweilt man immer beim Herzblatt solcher Liebschaften, denn ein solches gibt es immer, wieviel der Blätter seien. Könnte man über den Ersatz dieses Herzblatts einig werden, wenn Zeit oder Krankheit oder Tod einen Ersatz nötig machen, so vereinigte sich in diesem Punkte der Moslem, der Katholik und der Simonist. Denn der monogamische Punkt ist als tiefster, ursprünglicher überall vor=

handen, er ist der Maiwuchs des Baumes, der aus innerstem Kerne in die höchstmögliche Höhe des Stammes steigt. Aber der Ersatz beim Verluste und der häufige Verlust machen irr über die Frage.

Heinrich hatte seine Gabrielle, Louis XIV. hatte seine La Vallière, die den Maiwuchs der Neigung, das überwiegend monogamische Gesetz menschlicher Neigung darstellten. Gabrielle starb, die La Vallière verlor ihre Schönheit, starb also auch für einen jungen König. Oder richtiger ausgedrückt, denn sie war niemals schön: sie verlor diejenige Erscheinung, woran ihre Macht über den König gefesselt war, sie verlor sich. Nicht Heinrich, nicht Louis, beide so wechselreich, wechselten ihrer stärksten Neigung gegenüber von selbst, ohne äußerliche Veranlassung. Bei Heinrich könnte die Frage entstehen, ob nicht die Gräfin Guiche, eine so lang dauernde Liebschaft der Jugend, und ob nicht die spätere Marquise von Verneuil, die unmittelbar auf Gabrielle folgte, und für welche Heinrich leidenschaftlich entzündet erscheint, ob diese beiden nicht teil hätten am Maiwuchse der Neigung, und ob der allerchristlichste König nicht auch innerlichst wie ein gewöhnlicher Türke sich darstelle. Die Zeitgenossen warfen es ihm vor: Um Paris zu erobern hast du mit dem Großtürken unterhandelt, Hugenott warst du niemals recht, Katholik bist du nicht, Weiber brauchst du wie der Türke, Köpfe lässest du abschlagen auch den treusten Waffenfreunden, wie der Sultan dem unbequem werdenden Pascha — was bist du?

Allein nicht die Gräfin Guiche, nicht die Verneuil täuschen uns über den leichtblütigen Gasconier. Jene war sechsundzwanzig Jahre alt, da er, ein gar junger König, sie sah: es ist zwar bekannt, daß die Knabenneigung sich meist zuerst an älteren Frauen entzündet, in Frankreich wenigstens ist es so bekannt, daß es mancher Autor wie etwas Vorausgesetztes hinwirft; aber dies ist das Moment der streng sinnlichen Neigung, die sich an ausgebildeter, an reifer Fleischesform

zuerst erweckt. Eine Französin von sechsundzwanzig Jahren kann einen jungen Mann in Flamme setzen und sieben Jahre fesseln, aber die innerste Seele seiner Liebe, den monogamischen Herzenskern erschließt sie nicht. Und die Verneuil kam zu spät, sie erbte vielleicht von dem Reichtume, den Gabrielle in Heinrich entwickelt hatte, und auch dies schwerlich in großem Maße, wie heftig der König sich anließ, wie bereitwillig er auch ihr gleich der Gabrielle die Ehe versprach. Sie besaß zuviel Verwandtes von ihm selbst, von einem herrschlustigen, politischen Manne, und das Verwandte wirkt wohl am rascheften, aber nicht am tiefsten aufeinander, das Verschiedene begegnet sich zu Ungewöhnlichem. — Man lese die häufigen Billetts, die Heinrich geschrieben hat! Er war darin ganz ein Vorzeichen jetziger französischer Art, die über alle Vorstellung ergiebig ist im Schreiben von Noten, von Billetts. Schreiben Sie mir un petit mot, und das geschriebene petit mot ist in Paris die immerwährende Begleitung des Bon jour. Aber unter der Schar Heinrichscher billets doux, wie fein unterscheiden sich die an Gabrielle! Ja, alle sind hastig, voller Leben, alle werfen Küsse und Zärtlichkeit, das ganze jedesmalige Lebensinteresse dieses rasch produzierenden, offen hinwerfenden Königs, dieser ganze raschblütige Gasconier ist in allen. Aber die Billetts an Gabrielle allein tragen Kennzeichen edelster Rührung. Er hatte sie zuerst auf dem Schlosse von Coeuvres bei ihrem Vater gesehen, und das Verhältnis schien sich nicht besonders glücklich zu schürzen: sie liebte einen Grafen von Bellegarde. Doch wandte sie sich rasch genug zum Könige, wie wahr, und wie herzlich notwendig? ist unbekannt. Dafür ist überhaupt schwer etwas aufzufinden, inwieweit Heinrichs persönliche Liebenswürdigkeit seiner ungestümen Eroberung und seinem Königsschimmer zu Hilfe gekommen sei. Die Zeichen sind nicht besonders günstig, die weiblichen Zeugnisse, die noch vorhanden, sind entschieden ungünstig, er war in diesem

Punkte kein Louis-Quatorze, er hatte körperlich abstoßende Eigenschaften und üble Gewohnheiten der südlichen Heimat. Seine zweite Frau, Marie von Medicis, konnte ihn, dem ordinären Ausdrucke nach, nicht riechen seines Fußschweißes halber; die alte hugenottische Rohan sagte von ihm, als man die Verneuil der Untreue beschuldigte: „Wie kann die Liebe sich einnisten zwischen einer Nase und einem Kinn, die eins ins andere fahren!“

Gabrielles Vater wollte kein formloses Mätressentum, sie wurde also einem pikardischen Edelmanne zur Frau gegeben, und bald darauf zur geschiedenen Frau desselben gemacht, weil dieser Pikarde, dem die erste Frau vierzehn Kinder geboren, kein rechter Mann sei. Heinrich ernannte sie zur Herzogin von Beaufort und wollte sie selbst heiraten, hier nicht wie bei der Verneuil, um sie zu besitzen, sondern um der innigsten Liebe auf alle Art zu genügen. Sie erfüllte ihn ganz bis zu ihrem Tode. Es war im Jahre 1598, da schieden sie in Zärtlichkeit voneinander in Fontainebleau, nur auf einige Tage, der König wollte ihr bald nach Paris folgen. Kaum in Paris angekommen erkrankte sie plötzlich nach dem Essen, wie es heißt von Gift. — Boten fliegen nach Fontainebleau, Heinrich springt aufs Pferd und jagt gen Paris. Aber auf halbem Wege, in Melun schon begegnet ihm die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode. Er ist außer sich, er will wenigstens die Leiche sehen; aber die Begleiter nehmen ihn unter die Arme und führen ihn nach Fontainebleau zurück. Wie ein Sonnentag war diese Liebeswelt auf einmal verschwunden, als er aufwachte, lag sie wie eine tief abliegende Welt vor ihm. Das Tote ist tot, das Lebende behält sein Bedürfnis. Als er zum ersten Male wieder nach Paris kam, flog wohl noch ein Trauerwölkchen über ihn hin, aber kein Eindruck haftete lange in ihm, er war eine politische Natur, Politik kennt nicht Treue noch Rache. Da begegnete ihm die schöne Mademoiselle d'Antragues, und das Feuer

loderte wieder auf, so lebhaft, daß er diesmal schriftlich dem ebenfalls politischen Vater des klugen Mädchens ein Eheversprechen gab. Sully hatte bekanntlich den Mut, das Exemplar, das ihm der König zeigte, zu zerreißen, und Heinrich gewann die Fassung, dem kühnen Minister dies nachzusehen, und seine politische Torheit zu erkennen. Das gab widerwärtige Dinge, dies Feilschen um Vertrag und Mädchen, das gibt widerwärtigen Eindruck, als man ihn ans Ziel gekommen, das Mädchen zur Marquise de Verneuil erhoben, und das ganze Verhältnis zu einem herben Ausgange eilen sieht. Sie sei untreu geworden, sie habe sich in politische Intrige mit dem Spanier eingelassen — ja, sagen die Gegner, er brach mit ihr, weil er sich legitim verheiraten wollte, er warf ihren Vater in die Bastille, damit die Geschichte mit dem Heiratsversprechen begraben werde!

Im Jahre 1601 ereignete sich dieser Bruch, er wollte Kinder haben, seine Valois Margareta, die Bartholomäusbraut, eine sehr merkwürdige Figur, gebar keine, und der Papst willigte in die Scheidung, indem er ihm kontraktlich seine Verwandte, Maria von Medicis, als neue Gattin zuteilte. Alles dies war indessen an die Zustimmung Margaretens geknüpft. Sie gab ihre Zustimmung; politische Macht interessierte sie nicht; sie war von ungewöhnlich sinnlicher Beschaffenheit, diese Tochter Katharinens, und wohnte abgesondert im Faubourg St. Germain, da wo die bekannte Duellwiese, pré aux cleres, noch in der Vorstadt grünte. Dort führte sie ein eigen wollüstig, faules Leben, lachte über die Hatz politischer Leute drüben im Louvre, die sich das wohlschmeckende Leben so sauer machten, trat ans Fenster, wenn sie vom Lager aufstand, sah den übermütigen Studenten zu, die sich auf der Wiese umhertummelten, wählte sich einen aus und ließ ihn rufen. Wie man tagelang allein leben könne, war ihr unbegreiflich. Wäre nicht viel italienischer Stoff in diesem Weibe, man könnte einen französischen Gebrauch von ihr her-

leiten, der heute noch manchen Deutschen in Verlegenheit setzt: in Frankreich wundert man sich, wenn ein Mann und eine Frau, die zusammen wohnen, nicht mit einem Bette begnügt sind. Dafür sind ja die Betten zwei- und dreimal so groß als die deutschen! — Es scheint jener Margareta nicht an Geist, nicht an epikureischer Philosophie gefehlt zu haben, einer Mätressenheirat des Königs wäre sie nimmer in Scheidung gewichen, einer neuen Königin aus ihrem mütterlichen Hause wich sie bereitwillig. Wie sie alt wird, und immer älter, und nach so manchem abscheidenden Regimente immer noch am Fenster ihrer Wiese zu treffen ist, macht sie einen wunderlichen, zuletzt einen garstigen Eindruck, man freut sich, daß dies einseitige Erbteil Katharinens mit seiner Faulheit endlich aus der Welt scheidet.

Mit der neuen Heirat kam dem Könige schwerer Ärger. Aber der Franzose schlägt die Übelstände nicht hoch an, die von einer Dame kommen; Dame bedeutet doch beinahe soviel wie bei uns das Wort Engel im bürgerlichen Gebrauche. Es ist offenbar, die galanten Könige haben das meiste beigetragen zur Errichtung eines Kultus, der dem Sinne des Volkes angemessen ist, und der die Revolution in aller Stärke überdauert hat. Ist ihr feiner Zivilisationssinn, ihre tiefe Furcht vor Roheit dabei tätig gewesen? Haben sie da heiligen, haben sie da strenge Linien ziehen wollen, wo ihnen Leidenschaft am ersten gefährlich, wo sie ihnen zur Verletzung guter Sitte verführerisch sein könnte? Kurz, diese bei uns oft verspottete Galanterie, oder richtiger diese Höflichkeit gegen alle Damen ist im heutigen Frankreich dergestalt ausgebildet und durchgebildet, daß man es für einen Hauptbestandteil der Zivilisation anerkennen muß. Es ist unter feiner Form schon lange das, was in Deutschland vor kurzem als Emanzipation der Frauen gewünscht und gepredigt wurde. Auch ist es nichts Unbedachtes, jedermann ist sich des Sinnes bewußt, jedermann weiß, daß das schwache aber fein und schön be-

gabte Geschlecht Schutz und Vorzug von dem Manne ansprechen kann, auch wenn es diesen ein Opfer koste. Ich habe dieser Opfer unzählige, auf der Reise täglich bringen sehen, und dies hat mir den in Deutschland verlachten Begriff französischer Galanterie oft ehrwürdig gemacht; ich habe erkannt, daß das Gegenteil davon, oft nur eine Unterlassung, wirklich Roheit genannt werden darf; ich habe erst mit Unwillen, dann oft mit Scham bemerkt, daß die Franzosen allen Fehl gegen solchen Kultus leichthin mit den Worten entschuldigten: oh, das ist ein Fremder — étranger, das römische „barbarus“. Wie stolz entschuldigen sie damit den Fehl! Auch glaube man nicht, daß Rang oder Schönheit der Dame die Höflichkeitsform bestimme, keineswegs, ein echter Franzose überläßt dem unscheinbarsten Frauenzimmer sogleich seinen Platz, wenn er der bessere ist. Unter anderem erinnere ich mich einer schlimmen Wetternacht im Dauphiné, wir fuhren von Gap nach Grenoble einen rauhen Weg über hohe Berge. Bei sinkendem Abende war ein Mädchen zu uns gekommen, alle ersinnlichen Plätze waren besetzt, das Mädchen hatte aber Eile, man suchte sie um jeden Preis unterzubringen. Denn jene deutsche Pedanterie ist unbekannt, wonach die Fahrt von einer Stadt zur andern wie ein Staatsgeschäft behandelt wird, mindestens eine Stunde vorher angemeldet und was sonst noch sein muß. — Es war für das ärmlich gekleidete, nicht hübsche Mädchen nur ein schmales Brett außen am Wagen über der Deichsel anzuweisen, dort saß sie allem Wetter preisgegeben, aber sie saß und kam fort. Dies sahen die Franzosen nicht eine Viertelstunde mit an; wie froh jeder war, bei so üblem Wetter im Trocknen und Warmen zu sitzen, sie stritten sich um den Deichselplatz, damit das Mädchen einen geschützten inneren Platz bekäme. Der Herr, welcher obsiegte und das Opfer die ganze Nacht hindurch brachte, hatte zwei Tage in Marseille auf einen guten Platz der Diligence gewartet.

Doch glaube man bei alledem nicht, daß die Bestialität nicht zuweilen durchbreche just im Punkte gegen Frauen: eben weil es ihre schwächste Stelle, haben die Franzosen hier die stärksten Formen errichtet. Glaube man aber auch nicht, daß bei französischer Emanzipation der Frauen, bei diesem Kultus der Damen der Gegensatz zum Vorschein komme, welchem man in Deutschland leicht verfällt; die Dame existiert deshalb nicht im Glasschränkchen, um bloß geehrt und bewundert zu sein. Nein, ihre Erhebung besteht in ihrer Teilnahme, in der tätigsten Teilnahme an allem, was getan wird. Es gibt keine angestrengtere, keine arbeitsamere Existenz als die einer Frau aus dem Mittelstande in Paris, nicht bloß als dame du comptoir kontrolliert, schreibt, rechnet sie im Café, im Speisehause, im Laden bis in die tief sinkende Nacht, auch in anderem Kreise ist sie fortwährend in verantwortlicher Tätigkeit, nirgends fast ist sie abgefunden mit Stickerei, Nähzeug oder Strickstrumpf, diese bei uns „weiblichen Arbeiten" verschwinden ganz vor wichtigerer Arbeit, oder vor dem Nichtstun der Hände, wenn man der Unterhaltung wegen zusammenkommt.

Marie Medicis und Heinrich hatten einander nie gesehen, in Lyon wollten sie einander begegnen. Sie erschien in Lyon, aber der König kam nicht und kam nicht, plötzlich umfaßte sie jemand von hinten und herzte und küßte sie. Heinrich hatte hinter der Gardine gesteckt, — er hatte solche Manieren, die teils nach der Provinz schmeckten, teils durch natürlichen Sinn bestechend wirkten. Und sie küßten sich lange Zeit, sagt der Chronist.

Aber am andern Morgen hatte sich das geändert. Heinrich hatte wohl zunächst gegen das Äußere seiner neuen Frau nichts einzuwenden, wenn es auch ganz anders als das seiner Französinnen war. Das Neue konnte ja reizen. Sie war, vielleicht noch etwas mehr als Katharina, ebenfalls von jener Völligkeit des italienischen Körpers, stark in Wuchs

und Gesicht, rund und fest, hatte große Augen, und gefiel dem französischen Bürger nicht. Am andern Morgen gefiel sie auch Heinrich nicht mehr, er hatte so viel Erfahrung, daß er nicht leicht über einen Mangel zu täuschen war. Es entstand eine dergestalt zänkische Ehe, daß es oft bis zum Raufen kam, das einspännige französische Bett, das die Reichssitte auch den Königen zuteilte, ward nur zu oft ein Kampfplatz; ja Sully mußte oft gerufen werden, um Frieden oder doch Waffenstillstand zu stiften. Die beiderseitige Untreue war oft nur der wörtliche Vorwand des Streites. Unter den Männern, die ihr Heinrich vorwarf, findet sich neben Ursin und Bellegarde auch bereits jener Concini, der nach des Königs Tode eine so große Rolle als Maréchal d'Ancre spielte. Einst auf der Reise störte sie Heinrich so sehr aus aller Mäßigung, daß er sie durchaus fortjagen wollte. — „Sire", sagte Sully, „sind zu Rande gekommen mit soviel Feinden, werden Sie nicht ein störrisches Weib zwingen?"

Aber das königliche Paar aß nicht mehr zusammen, oder ließ sich, wenn es geschehen mußte, aus eigener Küche, von eigenen Dienern servieren, um vor Vergiftung sicher zu sein. Dennoch war der Gasconier sinnlich so erregbar, daß er sich ihr wieder einmal näherte, wenn eine Pause des Hasses eintrat und wenn er augenblicklich gelockt wurde; während des Sommers lag sie auf Strohmatratzen an der Erde, in leichten Kleidern, die schönen Arme bloß, und den prächtigen Hals, la gorge, womit der Franzose den Hals bezeichnet bis in die Brust hinein. Sie gebar denn 1601 auch wirklich einen Sohn — wer hätte geglaubt, daß aus so lebhafter und starker Sinneswelt eines gasconischen Vaters und einer florentinischen Mutter der kränkliche, melancholische Ludwig XIII. hervorgehen würde!

Heinrichs Mätressenwirtschaft nimmt unter solchen Umständen noch kein Ende, und es folgen der Verneuil noch fünf, darunter eine Condé und eine Montmorency. Je älter

er wurde, desto übler stand ihm dies Treiben, desto lauter mußte er oft Sitte und Form verletzen, um seine Zwecke zu erreichen. Seine Gegner zeigen geradezu auf seine Zudringlichkeit gegen Charlotte de Montmorency hin, wenn sie aufzählen, was den Fanatismus geschürt, und Ravaillacs Dolch geschärft habe.

Dies sind indes alles nur Beiläufigkeiten, wodurch die große Summe vermehrt wurde, die Summe des Widerwillens. Um der Mätressen willen erstach ihn kein Franzose. Aber Heinrich verschwand keineswegs hinter Liebeslüsten, er war überall wie ein rasch treffender Blitz zu spüren, wo ein altes Interesse seine alte Macht wieder sammeln wollte, er war ein überaus behender, ein überaus kluger, zu aller Handlung scharf und schnell wählender König. Er erbte und eroberte ein revoltiertes Reich, und war gesund und tüchtig genug, es nicht in alter verbrauchter Form restaurieren zu wollen, da konnte er nichts für sich haben als seinen unablässig regsamen Geist, den Handwerker und Kaufmann, dem er Ruhe für Absatz und Handel brachte, den kleinen Gentilhomme, der mit der Krone in keinen Machtansprüchen zusammenstieß, und mit dem Könige chevalereske Sitte und Art gemeinschaftlich hatte. Alle Glaubensgemeinschaft im großen, alle Korporationsmacht, Kirche, Herrentum, Parlamentstum mußte sich mehr und mehr gegen ihn gestalten, je deutlicher man sah, daß er alle Mittel in jedesmalig neuer Erfindung aufsuchte, daß er nirgends Konsequenzen aufkommen ließ, um welche sich gelegentlich eine abdringende Opposition scharen könnte, daß er ein Herrscher war allein und eigen. Birons Schicksal zeigte dies aller Partei zum Schrecken.

29.

Charles de Gontaut=Biron war aus dem niederen Aquitanien, aus dem Perigord. Die Birons gehörten nicht

zu jenem Fürstenadel der Condé, Bouillon und so weiter, welcher die Krone ebenbürtig so oft beunruhigte. Aber sie repräsentierten doch die mächtigste Adelsbedeutung im Perigord, und dieser Biron vertrat eine tapfere Gentilhommerie Aquitaniens, welche dem Bearner ohne Rücksicht auf Kirchenglauben bis zum Throne geholfen hatte. Heinrich war gegen seinen besten Feldherrn erkenntlich gewesen, er hatte ihm viel gegeben; aber Biron wollte noch viel mehr. Nun zeigte sich übrigens der kriegerische Bearner als König von Frankreich keineswegs so kriegerisch, wie er als junger König von Navarra gewesen war. Natürlich, er hatte das Kampieren und Kriegen ausgekostet die große Hälfte seines Lebens lang, er war am Ziele, des Landes Interesse war jetzt das seine, und das Land bedurfte des Friedens, der König bedurfte des Friedens, um dem erniedrigten Königtume wieder Macht zu sammeln. Auch hatte Heinrich eine Welt von anderen Fähigkeiten in Bereitschaft, worin er unbestritten Herr und Meister war und mit keinem Edelmanne zu teilen brauchte. Heinrichs genialste Partie ist offenbar seine diplomatische, eine Diplomatie, die in vielem Betrachte neu und schöpferisch war. Nicht bloß nach innen, wo sie eine ganz eigentümliche Restauration zuwege brachte, eine Restauration, worauf alles Bourbonentum in Frankreich gegründet ward. Auch nach außen. All die banal gewordenen Freundschaften und Feindschaften ließ er fallen, um sie anders zu begründen. Sie lebten ein kümmerlich Leben von Tradition und Herkommen und Glaubensgemeinschaft, oder Glaubenstrennung, diese Freundschaften und Feindschaften. Heinrich schritt über dies Scheinleben hinweg, er begründete alle Anknüpfungen neu unter Darlegung neuer Gesichtspunkte, er sprach nichts von Dogmen, er sprach von weltlichem Nutzen und Schaden, er schrieb überall selbst hin, er faßte jeden, dem er schrieb, ganz persönlich, kurz, er begründete jene moderne Kunst der Diplomatie, die unter bloßen Formen persönlichen Umgangs

jedes Verhältnis neu anfassen, neu ausbilden kann, die sich der Prinzipien bloß bedient, wie man sich des Tischgerätes bedient. Das mag von Silber oder Gold und Damast, oder von Blech und grober Leinwand sein, man sättigt sich vermittelst desselben, und alsdann wird es ein gleichgültiger Gegenstand, bis man wieder Hunger fühlt. Man lese Bethunes Sammlung, und man wird mit Erstaunen einsehen, wie so wohl überlegt diese so harmlos hinflutenden Briefe sind, wie sie individuell jedem ans Leben gehen, wie doch nichts von einer übereilten Herzlichkeit zu sehen ist, die man Heinrich nachsagt, wie im Gegenteile unter aller Korrespondenz dieses Königs ein schwerer Ernst von Machtbestrebung liegt. — Franz hatte kein Glück, die kleinen Valois hatten nicht Sinn und Macht dafür gehabt, Frankreich solcherweise als eine gesetzgeberische politische Hauptmacht in Europa aufzurichten, wie es Heinrich IV. tat. Und zwar im wesentlichen ohne Schwertstreich tat er's; bald nach seiner Thronbesteigung in Paris war er zu einem Kriege gegen Spanien genötigt, welches all seine Gegner aufnahm und pflegte, der Krieg ward aber lau und uninteressant geführt, und Heinrich entschlüpfte seinen Alliierten und schloß rasch ohne sie den Frieden zu Vervins. Besser hinterdrein sich entschuldigt — war seine Politik — als vorher verloren, und hinterdrein bedauert. In dieser diplomatischen Macht entrang er eigentlich zuerst dem Deutschen Reiche jenen Schatten von idealer Grundmacht Europas, den es als heilig Römisches Reich auch in Schwäche und Zerfahrenheit hinter sich hergezogen hatte. Die Spekulation einer europäischen Republik, die einem Praktiker wie ihm nur ein halber Ernst sein konnte, ein spielerischer Ernst, aus dem sich viel entwickeln könne, sie setzte Frankreich als schöpferische, ideale Macht zum ersten Male an die symbolische Stelle des christlichen Kaisertums, des Kaisertums vom Okzidente. Heinrich hat Frankreich europäisch groß gemacht — dies hat der stolze Franzose

wohl herausgefühlt, und hat seinen Henriquatre hoch gestellt; absonderlich mußte dies ein geschichtliches Thema werden unter Ludwig XV., der Frankreich klein machte.

Aber dies Wachstum Heinrichs und Frankreichs, was half's zunächst seinen alten Feldherren und Kriegsgenossen? Dabei war nichts zu erwerben, nicht an Beute, nicht an Macht. So wendete sich denn der Hauptmann dieser Klasse an Spanien, um einen Einbruch zu erregen, und dem zähen Könige dadurch Zugeständnisse abzuzwingen. Der Herzog von Bouillon, der im Norden die feiste Herrschaft um Sedan besaß, und damaliger Zeit mächtigster Vertreter der Hugenotten war, sollte ebenfalls ausbrechen, wenn Biron mit den alten Royalisten, auf spanischen Rückhalt gestützt, sich erhöbe, und so sollte der undankbare Bearner zur Räson gebracht werden.

Das ging unter dem dritten Heinrich, nicht unter dem vierten. Er schrieb eigenhändig an Biron, und lud ihn ein nach Fontainebleau; kein Buchstabe verriet, daß er die Verschwörung kenne. Biron, um ihn sicher zu machen, ging trotz aller Warnung nach Fontainebleau, wird freundlich empfangen, speist und spielt mit dem Könige. Es vergeht ein Tag, dann tritt ihn der König an, er solle ihm offen gestehen, was er vorhabe, verraten sei es doch. Biron leugnet. Der König tritt ihn noch einmal an, er solle ehrlich gestehen, er läßt ihn antreten durch seine Getreuen — Biron leugnet frech und hartnäckig. „Nun denn," ruft Heinrich, „nach der Bastille mit ihm, und Prozeß um Hals und Kragen!" — Biron hat so etwas gemerkt, und seine Abreise gerüstet, die Pferde sind gesattelt — aber die Verhaftung kommt zuvor. Und nun eignet sich, was kein Mensch erwartet hatte: kein Bitten, kein Flehen hilft, der König ist starres Eis gegen den alten Freund, unterzeichnet das Todesurteil, will nichts von Gnade hören.

Paris begriff nicht, daß solche Härte möglich sei, man sah sich an, man schüttelte die Köpfe. Damit kein Attentat

versucht würde, ließ der König den Marschall auf der Seine herabführen von der Bastille zum Justizpalaste; die Ufer waren mit Truppen besetzt. Als man dem alten Krieger das Todesurteil vorlas, rief er aus: „Ist es denn möglich, daß dieser Mann nicht mehr an die Dienste denkt, die ich ihm erwiesen! Mein Vater ist für ihn gestorben, mein Leib trägt fünfunddreißig Wunden für ihn, und zum Danke läßt er mir den Kopf abschlagen! Wahre er sich, daß Gottes Blitz nicht auf ihn falle!"

Als der Henker kam, schrie Biron: „Zurück, rühre mich nicht an vor der Zeit! Kein Mensch soll mich binden!"

Er war ein stolzer, hochfahrender Mann dieser Biron, begierig und jähzornig. Alle Welt fürchtete diesen Jähzorn; wenn er ihm kam, so schonte er nicht König noch Weib. Er war zwar nur mittleren Wuchses, aber so stark, daß er mit den Händen eine Arkebuse entzweibrach. „Zurück, Henker!" fuhr er fort, „oder ich erwürge dich!" — Der Henker zitterte vor Furcht, der Delinquent zitterte nicht. „O, meine Freunde," rief er den Soldaten zu, „wie wohl täte mir eine Salve von euch! Welch ein Jammer ist das, so miserabel sterben zu müssen."

Er verband sich selbst die Augen, und wollte aufrecht sterben. Der Henker rief, er müsse knien, so treffe der Streich nicht ordentlich — „Nein! Kannst du's nicht mit einem Streiche, so tu's mit dreißig, ich werde nicht mehr zucken als eine Eule." — Nun wollte ihm der Henker das Haar abschneiden. — „Hinweg, Canaille, du sollst mich nicht anrühren, solang' ich lebe! Macht mich nicht wild, oder ich erwürge die Hälfte Menschheit, die hier ist, bis mich die andere tötet."

Der Henker wußte nicht, was tun. Biron erwartete auf dem Schafott noch die Gnade Heinrichs, er konnte sich's nicht anders denken, wie gutmütig war dieser Heinrich stets gewesen! Dreimal band der alte Krieger das Tuch ab, um nach dem Boten auszusehen, der von Fontainebleau kommen

sollte. Das Pferd kann ihm gestürzt sein, er kann sich verspätet haben!

Da bat ihn der Henker, doch ein Gebet zu sprechen, und dabei überraschte er ihn, und schlug ihm rasch das Haupt herunter.

Das Volk liebte diesen Streich nicht, wie es den Bearner nicht liebte. Paris war gar traurig! Die Pest war da, wilde Hunde tobten durch die engen Gassen der Cité — das sind die Strafen, hieß es, für ein Regiment, das keine Religion hat! Das sich in Ehebruch und sinnlichen Lüsten wälzt! Das Journal de Henri IV. erzählt schauerliche Dinge: man klagte ihn der Magie an und schwarzer Kunst und beschuldigte ihn auch unnatürlicher Gelüste. Wie gewiß dies eine Lüge, der natürliche, rationale Heinrich fand diese Anklagen doch so bedenklich, daß er strenge Untersuchung und Aufklärung über diesen Punkt befahl.

Gegen den waffnenden Bouillon ließ er ebenfalls ein schonungsloses Urteil fällen, und drückte ihn nieder, wenn er ihn auch nicht persönlich erreichen konnte. Wo ihm Strenge nötig schien, kannte er kein Erbarmen. Wohl aber sah er ein, wie große Massen er sich dadurch entfremdet hatte, es regnete Pamphlete gegen ihn und Sully, umsonst baute er Brücken und Springbrunnen, umsonst rief er seine frühen Feinde, Jesuiten und Jakobiner zurück, um den einen großen Riß des Hasses zu stopfen. Er blieb fortwährend auf dem Spiele stehen, ein tägliches Ziel der Mordversuche mit Gift und Dolch; denn was er nach außen gewann durch Aufgeben alles Dogmas, durch bloße Balancierung der Kräfte, das gewann er nach innen nur auf Kosten seiner persönlichen Sicherheit. Einen Feind brauchte man noch, und da er dem alten Ligueur-Paris die feindlichen Parteien entzog, so ward er selbst der Mittelpunkt alles Angriffs. Er mußte, so weit war es gediehen, auf Zerstreuung des Volkssinnes denken, auf Krieg, den er bisher absichtlich vermieden hatte.

An epigrammatischen Versen ist die französische Geschichte ungemein reich, jeder bedeutende Vorfall oder Mensch ist mit einem leicht rollenden, charakteristischen Verse der Nachwelt überliefert. Heinrichs Freunde sangen über den undankbaren König folgendes:

Ce prince est d'étrange nature,
Je ne sais, qui diable l'a fait;
Car il recompense en peinture
Ceux qui le servent en effet.

30.

Worin bestand nun jene Spekulation einer christlichen Republik, die dem Namen Heinrichs IV. bei der Geschichtschreibung so fördersam geworden ist?

Europa sollte in fünfzehn Staaten geteilt werden, die soviel als möglich von gleicher Macht sein, deren Grenzen gegenseitig garantiert und verteidigt sein sollten. Diese Staaten wären:

1. Das Pontifikat.
2. Das Deutsche Reich.
3. Frankreich.
4. Spanien.
5. Großbritannien.
6. Ungarn.
7. Böhmen.
8. Polen.
9. Dänemark.
10. Schweden.
11. Savoyen oder das Königreich der Lombardei.
12. Die Herrschaft Venedig.
13. Die italienische Republik (die kleinen Staaten Mittelitaliens).

14. Die belgischen oder Niederlande.

15. Die Schweiz.

Darunter wären fünf erbliche: Frankreich, Spanien, Britannien, Schweden und Lombardei.

Sechs Wahlreiche: Pontifikat, Deutschland, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark.

Vier Republiken: Die Niederlande, die Schweiz — demokratische —, Venedig und Italien — aristokratische.

Der Papst sollte außer dem Kirchenstaate Neapel haben, und die Huldigungen — les hommages — der italienischen Republik und Siziliens. Sizilien sollte übrigens an Venedig kommen. Jene Huldigung sollte nur im Fußkusse und von zwanzig zu zwanzig Jahren im Geschenk eines goldenen Kruzifixes bestehen.

Zur Schweiz sollte die Franche Comté, Elsaß, Tirol, Trient gehören. Ihre Huldigung kam ans Deutsche Reich. Ebenso die der Niederlande. Für Ungarn war Siebenbürgen bestimmt, die Moldau und die Walachei. Der deutsche Kaiser sollte an keinen Verwandten Lehen austeilen; nie sollten zwei Kaiser hintereinander aus demselben Hause sein.

Gegen alle Differenzen sollte eine Ordnung und Form und ein allgemeiner Rat von sechzig Personen errichtet werden, vier von jeder Macht. Dessen Sitz sollte in einer Stadt des Deutschen Reiches sein, etwa in Metz, Nancy oder Köln. Dieser Rat wäre Senat der christlichen Republik. Außerdem sollten drei andere Räte, mit jenem in Verbindung, entstehen, deren Sitze an verschiedenen Orten. Dann sei eine Order und Regel aufzustellen zwischen Herren und Untertanen, um Tyrannei und Rebellion vorzusehen. Dann ein Schatz und eine Truppenmacht gegen die Grenzen der Ungläubigen, gegen Türken, Moskowiter und Tartaren. Drei Hauptleute seien zu wählen, zwei zu Lande, einer zur See, die gleichzeitig das türkische Reich angreifen sollten.

Die Erfindung des Projektes stammt offenbar nicht von

Heinrich: die Grundlage war Christentum und politische Garantie gegen übergreifende Macht, ein geistreicher Mönch mochte darauf verfallen sein, und es heißt denn auch, der Plan sei vom Papste ausgegangen. Heinrichs Spekulation bestand darin, daß er sich an die Spitze stellen und unter dem Schirme desselben zusehen wollte, was sich Vorteilhaftes daraus gestalten ließe. Das ist ja immer der Zauber politischer Macht, daß sie eine große Idee zur Standarte nimmt. Die Idee will endigen, die Politik, die stets neue Form für den Wechsel, will das nicht. Sie verbündet sich mit der Idee, wie das kleine, behende Geschöpf auf den Rücken des Vogels schlüpft, um über Meere zu kommen und dann den Vogel wieder zu verlassen.

Heinrich ließ den Plan in seinem Ministerrate vorlesen, und hörte aufmerksam zu, welche Gründe dafür und dawider entwickelt würden. Sully sprach dafür, Villeroy, ein gesund politischer Kopf, zeigte alle Lücken und Schwächen des Projektes, und seine Politik war so nüchtern, daß er es verwarf und keine Unterscheidung fand zwischen Plan und Vorwand. Heinrich sagte zu alledem nichts, aber wie ideal der praktische Gasconier diese europäische Spekulation ansah, zeigte sich sehr schnell. Das Ganze war für ihn gegen Österreich gerichtet, und die kleinen Staaten fielen ihm bei. Er rüstet, und es soll natürlich gegen den Rhein gehen. Dabei handelt es sich ihm um die stille Frage, ob er sich nicht zum deutschen Kaiser machen solle. Ein prächtiger Anfang für das neue Gleichgewicht!

Um diese Zeit floh Condé aus Frankreich, man weiß nicht, ob bloß wegen des unzüchtigen Attentats von seiten Heinrichs auf die Prinzessin. Er warf sich Spanien in die Arme, und der spanische Gesandte nahm dies zum Vorworte für eine ernste Nachfrage: wozu Frankreich so große Rüstungen mache? Es entsteht eine hitzige Debatte, und Heinrich sagt endlich: „Wenn Euer König mich nötigt zu Pferde zu steigen, so werd' ich in Mailand die Messe hören, in Rom frühstücken und in Neapel Mittag essen!“

„Sire, solchen Schritt haltend kämen Sie zur Vesper nach Sizilien!“

Gleichgültig, wie man sich anließ, die Notwendigkeit auswärtiger Unternehmungen war dem Könige zu deutlich. Auch die Gelegenheit stellte sich ein: Cleve war gestorben, Österreich hatte die Agnaten übergangen und es einem Habsburger gegeben. Die Agnaten baten Heinrich um Hilfe. Marschieren wir, und sehen wir zu, was sich entwickelt. Für allen Unglücksfall ließ er die Königin Maria krönen, und betrieb dies mit einer Hast, als ob der Unglücksfall zweifellos vor den Toren liege. Es war im Frühjahre 1610, er war fortwährend in Bewegung in und um Paris für die Feierlichkeiten, für den Abgang des Kriegsmaterials nach der deutschen Seite.

So kam der 14. Mai heran, er hatte zu Mittag gespeist, und wollte noch einmal in die Stadt hinausfahren. Zwischen drei und vier Uhr trat er aus dem Louvre und stieg mit sechs Edelleuten in den breiten Wagen. Betrachtet ihn, den langbeinigen raschen Herrn, es ist zum letzten Male, daß der Pariser diesen wunderlichen Vogelkopf mit der Bourbonschen Adlernase vorüberfahren sieht. Ravaillac sieht ihn einsteigen, und folgt rasch, da der Wagen in den engen Straßen nicht eilig vorwärts kommt. In der Rue de la Ferronerie erreicht er ihn, da der Wagen halten muß wegen mehrerer Karren, die nur langsam aus dem Wege zu bringen sind. Der König wendet sich eben zu Epernon, da reicht Ravaillac über das Rad herein und stößt ihm das Messer zweimal in den Leib. Niemand sah es im Augenblicke, hätte Ravaillac das Messer weggeworfen, man hätte nicht gewußt, wer zu greifen sei. Der erste Stoß war zwischen der fünften und sechsten Rippe eingedrungen und hatte die große Ader zerschlitzt, so daß der König sogleich die Sprache verlor. Der zweite Stoß war überflüssig gewesen, hatte nur die Haut geritzt. Da die Edelleute den König hintenüber fallen, da sie das Blut aus dem Munde stürzen sehen, so springen sie

auf, sehen Ravaillac mit dem blutigen Messer, springen herab und hauen mit den Degen in ihn. „Der König ist tot!“ rufen die, welche im Wagen geblieben. „Nein!“ — „Schafft Wein herbei!“ Man läuft danach, die Straße wird tumultuarisch erfüllt.

Die Edelleute sehen aber, daß Heinrich regungslos auf der Seite liegt, sie sehen, er ist dahin, abgeschieden ohne Laut, in einer einzigen Zuckung, und sie treffen nun andere Maßregeln: der Wagen wird aufgeschlagen, man wirft den Mantel über den König, sagt zu den Umstehenden, er sei nur verwundet, und fährt nach dem Louvre zurück.

Glücklicher Heinrich! Muskulös und gesund wie ein Baske hatte er zu aller Strapaze und Freude den Körper immer treu erfunden. Wollte Essen und Vergnügen einmal nicht scharf genug schmecken, so blieb er einen Tag lang mit einer Purganz zu Hause, das war alles. Und da es zum Sterben geht, genügt ein Stoß, er trifft die rechte Stelle, und ohne ein Wort, im Handumwenden vollbringt Heinrich die schwere Scheidung. Sein Körper, sparsam mit Fleisch bedeckt, aber fest in Sehnen, fest in Organen, konnte in hohes Alter hinauf dauern ohne ein Attentat von außen.

Ein aquitanischer Edelmann Jacques Pluvier de Saint-Michel, der beim Könige war, hat eine ausführliche Beschreibung hinterlassen: danach ist Ravaillac aufs Rad getreten, und hat sich verteidigt, als man ihn greifen wollte.

Wer hat den Mörder angestiftet? Die Verneuil, die Königin Marie, die Jesuiten und die Spanier wurden genannt — niemand starb er gelegener als Spanien. Die Untersuchung, selbst wieder beschuldigt, hat nichts des Nachsagens Wertes ergeben, Ravaillac allein blieb übrig, um von Pferden zerrissen zu werden.

V.

St. Germain.

31.

Was über Politik Geistreiches gesagt wird, ist niemals ohne Verwegenheit. Denn der Geist allein ist rücksichtslos, und die Politik ist eine Kunst der Rück- und Aussichten. Man ist aber auch nirgends verwegener in politischer Sentenz als in Frankreich; jeder Einfall, jede Antithese verlangt ein Recht der Würdigkeit. Folgt man im Auslande nur einigen Journalen Frankreichs, und gerät man bei Wahl derselben nicht auf die gründlicher redigierten, so wird man durch jene sentenziöse Verwegenheit, durch diese geistreiche Atomistik leicht über Frankreich irre geleitet: nach so viel Kämpfen und Systemen glaubt man das Land immer noch auf den augenblicklichen Einfall gestellt.

Dem ist aber nicht so. All diese bald so, bald so geschnörkelten Melodien kommen alle von einem festen Kontrapunkte des Landes und gehen zu ihm. Eine vernünftige Freiheit kann wie Brot und Wein in Frankreich nicht mehr entbehrt werden; sogar ein starker Genius, der wie Napoleon allen Schwächen der Nationalität schmeichelte, könnte unter despotischen Formen jetzt nur äußerst kurze Zeit bestehen und dauern. Seit 1815 hat die Politik der Prosa, die Politik der Rechtsverhältnisse so tief sich eingepflanzt, daß oft in Blatt und Blüte der prosaische Ursprung nicht mehr zu erkennen, und daß jedenfalls der geistreiche Einfall nicht imstande ist, daran etwas zu ändern, auch nur auf kurze Zeit zu ändern. Man kann sprachlich nachsehen, daß das Wort „bon sens“ seit einiger Zeit unverhältnismäßig öfter angewendet wird, als sonst.

Dennoch, trotz des bon sens, reizt den Franzosen nach wie vor für alle Diskussion das Geistreich-Paradoxe, in aller Prosa wird er nie Philister, und wenn man ihm auseinandersetzt, daß die Zeit der Regentschaften nach Heinrichs IV. Tode bis Louis XIV., daß dies halbe Jahrhundert eben durch schwache und vielfach wechselnde Regentschaften Frankreich am meisten gefördert habe, so geht er zustimmend darauf ein, wenn die Begründung interessant genug ihm entgegentritt; ja, sagt er, die schwachen Regentschaften sind äußerst förderlich!

Nach unserem heutigen Entwicklungsschema der Welt gibt es auch dafür artige Gründe. Ein starker Herrscher wie Heinrich hat seine persönliche Welt ausschließlich zur Geltung gebracht, hat alles ihm nicht Verwandte niedergehalten. Dies erhebt sich bei seinem Tode; die Mannigfaltigkeit entwickelt ihre Gewalt, durch Fülle ersetzend, was ihr abgeht an Macht der Einheit; tausend kleine Bestandteile einer Nation, unberührte Landstriche, vergessene Interessen bringen sich zur Geltung; in Verworrenheit und Drang der Regentschaften wächst der Reichtum. Innen unruhig und unsicher, nach außen unmächtig sind die Regentschaften in Frankreich doch wirklich äußerst befruchtende Übergangszeiten.

Maria von Medicis übernahm nach Heinrichs Tode die Regierung: sie war nicht unbedeutend, aber sie war nichts Großes, sie hatte neben dem freien, dreisten Manneswurfe Heinrichs nur die kleinen Konvenienzschritte des Weibes, denn das nicht ungewöhnliche Weib ist darum in politischer Handlung kleiner als der Mann, weil ihre Welt von Konvenienz ausgeht und auf Konvenienz hinauskommt. Das Gefühl der schöpferischen Kraft fehlt dem weichen Arme, fehlt der Seele, die zuerst und zuletzt gefallen will; vor allem Unerhörten hat sie Furcht, das Neue, an welches sie sich wagt, darf nicht groß, das Große, dem sie vertraut, darf nicht neu sein, denn sobald sie aus der Privatneigung heraustritt, findet sie als Weib ihre Existenz nur in dem, was vorgezeichnet, was be-

kannt ist. Ganz anders ist sie in der Welt des Ideals, in der Neigung zum Manne — dort wünscht sie ungemessen, weil sie beim Gedanken der Ausführung an den Mann denkt und nicht an sich, hier, in der Neigung, ist sie des Größten fähig, weil sie alle innere Welt kühn entwickeln, alle Betätigung dem Manne der Neigung anheimgeben kann. Darum ist die weibliche Anregung oft so gewaltig, wenn auch das anregende Weib, allein gelassen, ins Nichts zusammenfällt. Und Maria war nicht mehr frisch und energisch in ihren Neigungen, und hatte zuwenig Geist, um wirksam zu werden. Geistlos verließ sie des ungeliebten Königs Bahnen, und schloß sich, südlich und katholisch, an den Erbfeind Frankreichs, an Spanien. Ganz als Weib verhoffte sie in diesen ihr bekannten Formen der katholischen Monarchie die beste Sicherheit. Ihre Gewohnheitsneigung ruhte unglücklicherweise auf einem Ausländer, auf dem Italiener Concini, der zum Marschall d'Ancre erhoben wurde. Er war ein ganz tüchtiger Mensch, der auch den überlieferten Kampf der Krone gegen die Großen nachdrücklich aufnahm, aber als verhaßter étranger bei den übrigen Franzosen keine Stütze fand. Dieser Mann ist vorherrschend geschmäht von französischen Historikern, aber jetzt rechtfertigt ihn mehr und mehr eine neue Einsicht in die Quellen.

So ließ sich die erste Regentschaft an, — der alte Epernon, dieser unermüdliche Mignon Heinrichs III., der in aller politischen Krisis dem Anscheine nach ein ganzes Jahrhundert lang immer behende zum Vorschein kommt, er hatte der Maria die Zügel zurecht gelegt, und wohl oder übel ging diese Regentschaft sieben Jahre. Vom Tode Heinrichs, bis Ludwig XIV. fünfzig Jahre später die Zügel selbst ergriff, kann man nach Ministerien zählen, als ob es sich schon um eine konstitutionelle Geschichte handle: auf d'Ancre folgt ein junger Jagdedelmann, dann tritt der melancholische dreizehnte Ludwig in den Schatten Richelieus, dann folgt die

Regentschaft der Anne d'Autriche mit Mazarin. Alles konnte ein halb Jahrhundert lang in Frankreich sein Heil versuchen, denn selbst Richelieu, obwohl mächtiger als mancher starke König, war doch nicht König, mußte dem stillen Herrn in St. Germain gefallen, mußte viel mehr Hilfsmittel der Macht entwickeln als ein frageloser Herr, mußte zu dem Ende allem auftauchenden Geiste willfähriger und förderlicher sein, damit dieser ihm zu Hilfe und zugute komme.

Mit Marias Regentschaft verlegt sich der Schauplatz des Pariser Regierungslebens nach dem Marais, die Place royale sah die Karussells und Festspiele und Maskeraden italienischen Geschmacks. Dieser Platz, der jetzt weit hinten liegt in Paris, nach dem Bastillenplatze zu, wo aller Lärm aufhört, wo die Dichter wohnen, wo Victor Hugo sinnt, er trägt noch heute einen ganz eigentümlichen Stempel. Rundum ist er von Giebelhäusern gebildet, die aus florentinischem Geschmacke entstanden sind und jetzt an die Plätze in Holland, in Rotterdam oder Amsterdam erinnern; Baumalleen beschatten die Mitte, und unter Bäumen steht im Mittelpunkte ein weißer Reiter, Ludwig XIII., ein schönes Marmorwerk.

Der Marais war lange Zeit vornehmes Viertel, noch unter dem jungen Louis XIV. wohnten hier die spöttischen Frondeurs und ärgerten von hier den jungen König. Der Faubourg Saint Germain ward auch nicht sogleich nächster Wechsel der Großen: die Parlamentarier und die Literaten, an den Marais grenzend und die St. Honoré hinauf bildeten den Übergang, als der Adel seine Hotels in Versailles und im Faubourg St. Germain errichtete. Diese letztere Vorstadt jenseits des Wassers wurde erst alleiniges Hauptviertel des Adels, als nach Louis XIV. die späteren Bourbons wieder öfter im Louvre und den Tuilerien wohnten. Da war man im Faubourg St. Germain vom Hofe und dessen Festen nur durch die Seine getrennt. Dieser Stadtteil der großen Hotels, wo man in Straßen wie St. Dominique Torhof auf Torhof

und dahinter Hotel auf Hotel findet, vornehm verdeckt und verschwiegen nach der Straße hin, dies quartier de la noblesse ist seit dem Sturze der älteren Bourbons nicht nur darum verödet, weil der Karlismus dem neuen Regimente abgewendet ist und meist in der Provinz bleibt, sondern weil die Wohnung der Vornehmen und Mächtigen jetziger Zeit wieder eine andere Stadtrichtung aufgesucht hat. Ich spreche nicht vom Bankier in der Rue Lafitte, Chaussee d'Antin und so weiter, denn dieser ist noch nicht so unmittelbar mächtig, wie die Zeitungssteigerung darstellt; der vornehme Staatsmann, auch ohne Geld, hat durch geistig-geschichtliche Macht, durch unmittelbar persönliche Macht immer noch größeren Einfluß auf die Königsregierung als der bloße Bankier. Und jener Vornehme, die englische Welt an der Spitze, dehnt jetzt seine Residenz in der Vorstadt St. Honoré, in der Vorstadt du Roule und nach dem Montmartre hinaus. Man ist in aller Weise vorsichtiger geworden, und sucht den gesunden höheren Teil von Paris.

Dem Marais wurden nur wenige Jahre gegönnt zu Spiel und Lustbarkeit auf der Place royale; die Großen ertrugen es nicht, daß sie unter einer bloßen Regentschaft, obenein durch einen fremden Abenteurer ausgeschlossen sein sollten vom Mitregieren. Condé, die jüngere Bourbonlinie, an der Spitze regten sie Pläne und Verbindungen auf, die an Verwegenheit der Ligue nachstrebten. Diesmal war aber das Hugenottentum eingeschlossen in die Verbindung der Großen: die Rohan, die Lesdiguières, die Bouillon stimmten bei, daß Condé der neue Guise, daß er König werden solle statt des unmündigen Bubens einer verhaßten italienischen Mutter. — Immer also, wenn der Herrscher fehlt, erheben sich die Herrschaften in Frankreich. Die Namen nur waren jetzt arg verändert: ein Guise geleitete als ergebener Ehrenritter, der die Legitimität aufrichtig schützt, den merkwürdigen Hochzeitszug durch ganz Frankreich bis an die Bidassoabrücke.

Die Königin Maria hatte nämlich eine Doppelheirat mit Spanien geschürzt, eine Infantin für den jungen König, einen Infanten für ihre Tochter sandte man ihr von Madrid bis an die Grenze. Sie führte durch die aufrührerischen Großen wie mitten im Kriege ihre Kinder eben dahin. Man schoß, man blockierte, man eroberte auf dieser Reise durch die Guyenne, als ob der Liguenaufruhr nicht aufgehört hätte; 1615 war der Adel mit dem Vertrage von St. Ménehould in Waffen zusammengetreten, und es war Wunders genug, daß der Hochzeitszug ziemlich unbeschädigt wieder zurück gelangte bis Tours. Aber hier schienen alle Wege verlegt, man wagte sich nicht bis Paris, und Marie entschloß sich zu dem Vertrage von Loudun, wonach die Großen Zutritt erhielten in den Regierungsrat.

Nun strömt alles nach Paris, die Großen haben gesiegt, und Condé herrscht im Konseil. Aber hier faßt sich Marie, vom Marschall d'Ancre gehalten, ein Herz, sie wagt das Verwegenste und läßt Condé mitten im Louvre verhaften 1616. Er wird hinaus aufs Schloß von Vincennes gebracht, man erwartet in Rüstung, was darauf geschehen werde, und ob der Marschall recht habe mit der Versicherung, die Zeit der Guisen sei vorüber. Er hatte recht: Paris war flau, umsonst fuhr Condés alte Mutter durch die Straßen, um das Volk zu erregen zur Befreiung ihres Sohnes, sie brachte nur eine Plünderung des Ancreschen Hotels zuwege. Die alten einigen Interessen des Volks waren geknickt, die neue Politik war den Massen noch nicht reif zu Haß oder Vorliebe. Selbst die Personen waren nicht mehr von altem Korn, vielleicht waren sie auch nur schwächer, weil nicht mehr wie einst der feste Meinungshalt im Rücken zu spüren war: Condé brach im Gefängnisse zusammen, beichtete, beugte sich, verriet seine Genossen.

Unterdes rüstet der Marschall in der Normandie ein Heer für die königliche Einheit gegen den vereinigten, auf-

rührerischen Adel, und es wird ein Konseil zusammengesetzt, ganz in diesem Sinne, worin Richelieu als Minister des Auswärtigen erscheint. Man erläßt Manifeste, man proskribiert.

Aber ein junger Mann von sechzehn Jahren war außer acht gelassen, der im Louvrehofe Falken steigen läßt mit seinen Spielkameraden, und mit einer kleinen Kanone schießt zu seinem Vergnügen. Er war noch so unmündig, daß man nicht nach ihm fragte, es war Ludwig XIII., ein schwächlicher Knabe. Albert de Luynes, ein junger Edelmann, der das Falkenieren und alle Jagdgriffe trefflich verstand, war sein Liebling, und mit Hilfe dessen wurde unter Jagdspielerei aller politische Plan, alle kriegerische Rüstung in einem Nu vernichtet. Der Adel wirkte auf seinen Genossen Luynes, Luynes schilderte dem jungen Könige diesen fremden Abenteurer, diesen Marschall als den räuberischen Feind seiner Krone, der kleine König gerät in Zorn und schießt zum Zeichen davon seine Kanone ab, er sagt, man solle Sorge tragen für sein Königreich, und Luynes trägt Sorge. Der Marschall war nach Paris zurückgekommen, man erwartet ihn im Louvre. Damals war die Eintrittspassage vom Wasser her lang und eng, dort errichtete Vitry, welchen Luynes im Namen des Königs dazu gewonnen hatte, seine Angriffsmaßregeln. Man wartete mehrere Tage vergeblich auf den Marschall; einen Tag hatte er eine Purgation genommen nach damaliger Diätsmode, den andern Tag hatte er Händel mit seiner Frau gehabt, endlich Montag den 24. April kommt er zu Fuße mit seinem Gefolge die Seine entlang, man erkennt ihn an den wehenden Federn und der blitzenden Agraffe, die sie zusammenhält. Wer kommt? — Maréchal d'Ancre! — Passiert! — Vitry ist auf seinem Posten, und als der Marschall weit genug heran ist, tritt er ihm mit seinen Trabanten entgegen, und sagt: „Ich verhafte Sie im Namen des Königs!“ — „Mich?“ ruft der Marschall, und tritt einen Schritt rückwärts, wie um Widerstand zu leisten. Da schießen

die Trabanten drei Pistolenschüsse. Alle drei treffen: der eine in den Kopf, der zweite ins Herz, der dritte in den Leib. Der Marschall stürzte augenblicks tot danieder, und ein noch abgebrannter Hellebardenschuß war übrig. Einer vom Gefolge war niedergerannt, ohne verwundet zu sein, das übrige Gefolge entwich. Man schleppte den toten Marschall in den Portiersaal, man riß ihm den Diamant von der Agraffe und sonstige Kostbarkeiten vom Leibe, über den ganzen Louvre, der sich schließt, verbreitet sich das Geschrei „Vive le roi!“ Ludwig zeigt sich mit Albert de Luynes am Fenster, neuer Jubel bricht aus, er verbeugt sich, und man ruft hinab: „Der König dankt euch!“

Als ihm Vitry die Nachricht gebracht, hatte er just wie Heinrich III. ausgerufen: „Jetzt bin ich König!“

Marie aber, die in ihren Louvreappartements es erfuhr, schrie auf: „Poveretta di mi! Habe sieben Jahre regiert und jetzt werde ich nichts haben als Kreuze und Kronen des Himmels“ —

Und so geschah's. Ihre Türen wurden besetzt, es durfte niemand zu ihr, gewaltsam war ihre Regentschaft beendigt. Luynes quälte sie so lange, bis sie das tat, was er beabsichtigt hatte, bis sie bat, Paris verlassen zu dürfen. Er hatte sie um keinen Preis zum Könige gelassen, eine vertraute Unterredung mit dem jungen Sohne konnte alles vernichten. Doch verlangte sie entschieden eine Abschiedsaudienz, sie wurde gewährt und dem jungen Könige einstudiert.

An einem prächtigen Maitage warteten die Maulesel und Equipagen im Louvrehofe, um diejenige ins Exil zu führen, welche bisher Frankreich beherrscht. Sie empfing, rot, mit verweinten Augen, die Abschiedsvisiten — die Türen flogen auf, der junge König in weißer Seide und scharlachroten Stiefeln trat ein, geführt von Albert de Luynes. Marie erhob sich, die Tränen stürzten ihr über die Wange, und Taschentuch und Fächer konnten sie nicht verbergen.

Sie ermannte sich und führte den gefühllos drein blickenden Sohn in eine Fensterbrüstung. Er begann die einstudierte Lektion: daß er ihr Adieu sagen und künftig allein regieren wolle. Damit wollte er sich umwenden, Marie aber machte eine tiefe Verbeugung, um durch solche Umgangsform seinen schnellen Abgang aufzuhalten, dann sprach sie:

„Monsieur, ich bedauere, das Reich nicht zu Ihrer Zufriedenheit regiert zu haben, ich habe wenigstens mein Mögliches getan, und bitte, mich immer für Ihre ergebenste Mutter und Regentin zu halten —“

Ludwig schwieg — sie fuhr fort und erbat sich zur Begleitung ins Exil einen ihrer Italiener, ihren Intendanten Barbini.

Barbini? Das war in seiner Lektion nicht vorgesehen, er schwieg.

„Monsieur, gewähren Sie mir diese Bitte, vielleicht meine letzte an Sie!“

Er schwieg — „wohl denn!“ sprach sie, machte noch eine Verbeugung und küßte ihn, den Unbeweglichen, auf beide Wangen. Er schien dessen gar nicht gewahr zu werden, wartete es nicht völlig ab, wendete sich und ging. Erstarrt richtete sie noch dieselbe Bitte an Luynes, aber der König rief im andern Zimmer „Albert! Albert!“ — und auch dieser ließ sie stehen.

Sie fiel fast ohnmächtig auf den Sessel und weinte bitterlich. Dann erhob sie sich rasch und eilte in ihre Sänfte. Am Pont neuf, dem Werke Heinrichs IV., warf sie einen Blick auf den Marmorblock, den ihre Familie gesendet, und woraus man das Denkmal ihres Gatten meißelte — ach, auch er hatte sie, auch ihn hatte sie nicht geliebt, und doch war neben ihm bessere Zeit gewesen. — Auch dieses steinerne Bild wurde in der Revolution zerbrochen, und ein neues in Bronze hat die kurze Wiederkehr der Bourbonenenkel errichtet, eilig errichtet, sonst wäre auch der Gatte Mariens vielleicht noch ohne Denkmal in Paris.

Mittlerweile sah ihr der gleichgültige Sohn vom Louvrebalkone nach, ob ihr Zug auch in richtiger Fortbewegung bliebe. Aber auch dies dauerte ihm zu lange: „Auf,“ rief er, „nach Vincennes, die Falken herbei, wir wollen jagen!“ Und so rollte er zur Jagdlust, während die Mutter in tiefem Schmerze zur Barrière de l'Enfer hinausgetragen wurde. Es war in Ludwig XIII. keine natürliche sinnliche Empfindung stark ausgeprägt, er hat kein Weib stark geliebt, keinen Mann dauernd geliebt, niemand fest gehaßt, und dieser Mangel festen Menschengrundes erzeugte in ihm das matte Wesen, das auf den ersten Anblick wie Charakterschwäche erscheint, und das im Grunde doch sinnliche Schwäche war. Denn Ludwig XIII. war keineswegs so unbedeutend, wie der oberflächliche Anblick ihn zeigt.

Den Marschall d'Ancre hatte man wie einen Verbrecher hinter dem Altar in St. Germain Auxerrois begraben. Man schlug vor, den Fremden an den Galgen zu hängen, und gab von da an Gesetze, daß kein étranger in Frankreich was besitzen könne. Parlament und Volk zeigte sich bei all dieser Gelegenheit in tiefer Erniedrigung, denn keine höhere Leidenschaft rechtfertigte die Formwidrigkeit, milderte die Grausamkeit und Gemeinheit, die man ausübte. Frankreich, vielleicht jedes Land hat sich dann immer am widerwärtigsten geäußert, wenn eine Idee am allgemeinsten und heißesten ergriffen wurde, oder und noch ärger, wenn gar keine Idee des Glaubens und der Regierungsweise herrschsam existierte. Man übertreibt im sklavischen Dienste einer Idee, aber man erkennt die Grenze, über welche man hinausgetrieben, man erzwingt sich einen Maßstab. Im anderen Falle, in der Gedankenlosigkeit, aber wird man völlig maß- und grenzenlos, verfällt der Bestialität.

In dem Ancreschen Prozesse bewies sich Volk und Adel roh, der Tiersparti kläglich, dessen Vertretung, das Parlament, niedrig. Man hatte ihn ermordet, und das Parlament befliß

sich, den Mord zu rechtfertigen. Auf welchen Grund hin? Er habe Truppen geworben und selbst gezahlt. Dies Opfer, das er als erster Minister gebracht und das man in jedem andern Falle hoch gepriesen hätte, ward ihm zum Verbrechen gestempelt, niemand dürfe Truppen werben — im Dienste des Königs; zur Beschützung des Königs hatte er's getan! Nun denn, drückte man als Grund für alles darauf: der König hat unumschränktes Recht über Leben und Tod, wenn es die Sicherheit des Staates heischt.

Dies sprach neben einem unmündigen Könige dasselbe Parlament, welches vorher und nachher die organische Ausbildung einer beschränkten Monarchie in Anspruch nahm. Dergleichen leichtblütige Inkonsequenz hat so viel heftige Zuckung in die Entwicklung Frankreichs gebracht.

Das Volk stürzte nach der Kirche, grub den Leichnam aus, schleifte ihn durch Paris, riß ihm Nase, Bart, Haare, Schamteile aus, hing ihn an einen Galgen auf dem Pont neuf, verbrannte ihn halb, warf in die Seine, was nicht brennen wollte, und tat alles das aus bloß kannibalischem Triebe. Man hatte nichts gegen ihn gehabt, da er regierte, er hatte dem Volke nichts getan — der Adel, dem er im Wege, gab das Stichwort „étranger, der Schätze aus dem Lande schleppt", und das genügte.

Um den Skandal zu vollenden, machte man seiner Frau, der unter dem Namen Galigai bekannten Dienerin Marias, den Prozeß als einer Zauberin und Hexe, alles dies im Jahre 1617! Unter den jämmerlichsten Formen und Vorwänden wurde sie, eine schwangere Frau, verurteilt und enthauptet!

32.

So endigte das erste Ministerium. Die Ritterpartei schien vollkommen gesiegt zu haben, ihr leichtsinnigster Aus-

druck, der Jagdjunker de Luynes, übernahm die Zügel. Er war vom kleinen Adel; Bassompierre, der joviale Lothringer und Verehrer du feu roi, pflegte spöttisch zu sagen: Ein Hase spaziert gemächlich an einem Nachmittage über die Güter seines Vaters. Dies schien unwichtig und gleichgültig, war's aber vielleicht nicht: Luynes verließ wenigstens sehr bald die Fahne der absoluten Aristokratie. Lag dieser Gang so tief notwendig in den Verhältnissen? Führten die Regierungsgeschäfte, überall durch den Adel behindert, von selbst darauf? Denn bekanntlich bringt oft das einfache Geschäftshindernis die neue Meinung, ebenso wie der unparteiische Stockmeister nach den ersten Schlägen, die er austeilt, in Hitze und in immer steigende Wut gerät. Das Geschäft hat seinen eignen Wind, wie das Gewitter. Der junge Ludwig zum Beispiele trieb damaliger Zeit seinen Jagdpremier gewiß nicht gegen den Adel: er erwuchs im reinsten Gentilhommestile, der erst später, durch Richelieus Erfolge verwöhnt, zum absoluten Stile neigte.

Kurz de Luynes gab auch Condé nicht frei, und de Luynes war nicht ohne Takt für das, was nötig war. So empfand er offenbar neben Richelieu etwas von dessen mächtiger Zukunft. Er hätte sich ihn gern zur Seite erhalten, und ließ, da es für den Augenblick nicht wohl anging, ihn nicht aus den Augen. Richelieu hatte sich bei dieser Gelegenheit sehr edel benommen — die dauernde und großartige Macht erwächst nicht auf gemeinem Boden; die kriecherische Klugheit mag lange Zeit glücken, aber wird das Große nie gewinnen. Das Große ist nur für die Größe. Richelieu war d'Ancres Minister gewesen, und erschien nach dessen Tode ebenfalls in jenem Billardzimmer, wo Ludwig, auf dem Billard sitzend, die neuen Ämter verteilte. Luynes soufflierte ihm, es ging äußerst frivol her über den Gemordeten, wo noch ein Fußtritt anzubringen war, dahin trat man — Richelieu tat es nicht. Er lobte den Toten nicht,

aber er tadelte ihn auch nicht, er ließ ihn wie einen Schatten unbesprochen ruhen zwischen sich und dem neuen Regimente.

Die Sieger berechnen ja auch für ihre eigene Zukunft, wie sich ein Freund beim Sturze des Freundes benommen.

Luynes gab ihn der exilierten Regentin mit, um ihn gelegentlich zur Hand zu haben; denn die politischen Verhältnisse sahen nach großer Tätigkeit aus. Im südlichen Frankreich quer hindurch von den Pyrenäen bis an die Alpen, und inmitten beider Gebirge, besonders in den Cevennenbergen haftend, bildete sich ein Oppositionsstock, der für jeden Adelsaufruhr immer bereit war, und Gefahren in sich barg, die weit über den Adelsaufruhr hinausgingen. Das Hugenottentum nämlich wurde von Tage zu Tage politisch gefährlicher; das kirchliche Moment ganz beiseite, Europa war, mit Ausnahme Spaniens, ringsum in protestierender Welt furchtbar gewachsen, und alle Protestation war überall mehr oder minder gegen die monarchische Regierung gerichtet. Dieser südliche Hugenottenstrich reichte von La Rochelle am Meere von Berg zu Berg, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt die Hand hinüber nach Genf; von Genf bis nach dem Haag konnte man zulande von einer protestantischen Gemeinde zur andern reisen; die Niederlande waren bereits eine furchtbare Republik geworden, hatten sich im Blute Barneveldts alles zersplitternden Demokratentums entledigt, reichten in einer Nacht hinüber nach England, wo die Opposition gegen katholische Monarchie sich knurrend wie ein Löwe erhob; in Deutschland brach der furchtbare Religionskrieg aus, Mansfeld ritt bis über Metz herein, das Nanteser Edikt hatte das Hugenottentum im Süden zu einer geschlossenen legalen Macht erhoben, der Adel war eben jetzt in seinen Hauptvertretern protestantisch. Bouillon im Norden, die Tremouilles im Saintonge, die de la Force im Guienne, die bretonischen Rohan im oberen Languedoc, die Chatillon im niederen bis an den Rhone, Lesdiguières drüben im Dauphiné.

Dies alles sah damals innerlich ebenso entschieden nach allgemein werdender Republik aus, wie im Jahre 1790, wie im Jahre 1830. Ein Mann, der damals in diesen Gegenden still lebte, sah dies vielleicht ganz genau. Dies war Richelieu, und er richtete später einen Angriff auf Leben und Tod gegen den hugenottischen Süden. Die offen republikanischen Pläne jener Zeit, welche Hand in Hand gingen mit dem Protestantismus, liegen jetzt deutlich zutage, und wenn man dies protestantische Bild der Republik im Sinne behält, und die klassischen Literaturideale des nun entstehenden akademischen Frankreichs, die Römerbilder Corneilles dazu rechnet, so erhält man bereits ein deutliches Profil eines französischen Republikaners von Anno 1790. Der Religionspunkt mag verloren scheinen in Frankreichs organischer Entwicklung, er schoß an den politischen, und erschien als politischer Glaube, der so viel Fanatismus in sich beherbergte, wie nur irgend ein Religionsglaube. — Die Pläne einer Föderativrepublik waren damals bereits so weit gediehen, daß man alle Grenzen und Herrschaften bestimmt hatte: Bouillon erhielt den Kreis der Normandie bis an die Touraine, Soubise die Bretagne und Poitou, Tremouille erhielt Angoumois und Saintonge, die de la Force erhielten Nieder-Guienne und Béarn, Rohan erhielt die obere Guienne und das obere Languedoc, Chatillon erhielt den Strich quer durch bis an den Rhone, nämlich Nieder-Languedoc, die Cevennen, Gévaudan und Vivarais; Lesdiguières endlich erhielt die drei prachtvollen Provinzen Provence, Dauphiné und Bourgogne.

De Luynes war nicht verblendet über die Gefahr, wenn er auch nicht ein so klares Bewußtsein darüber hatte wie sein Nachfolger Richelieu, wenn es ihm auch nicht wie diesem darum zu tun war, alles in diesem südlichen Lande, alles bis auf den letzten Stein zu zerschmettern. Er fing es geschickt an, die Föderativherren zu spalten, und wirklich gewann er den wichtigsten, er gewann Lesdiguières mit dem

Marschallsstabe, mit dem Connetableschwerte, mit Geld und Gütern.

Aber der nachdrückliche Krieg wurde durch Marias Umtriebe noch verzögert. Sie saß so gut wie gefangen auf dem uns wohlbekannten schwarzen Schlosse von Blois; nach der nördlichen, nach der bergigen Seite gingen ihre Zimmer, dieselben, welche Heinrich III. bewohnt hatte. Echt diplomatisch schrieb sie nur die respektvollsten Briefe an ihren Sohn nach Paris oder St. Germain, aber sie schrieb an alle Welt, und setzte alles in Bewegung. Richelieu, zuerst neben ihr, konnte oder wollte das nicht verhindern, und wurde nach Luçon auf sein Bistum relegiert, da man in Paris diese Umtriebe genau kannte. Er hatte nicht viel dagegen, eine Zeitlang unbeschäftigt zu sein, er studierte, er schrieb gegen die Ketzer, vielleicht um eine Seite der Welt ganz zu haben. Wie wenig er später in auswärtiger Politik darauf Rücksicht nimmt, persönlich ist er ein strenger, ein gläubiger Katholik geblieben bis zum letzten Lebenshauche. Seine damaligen Broschüren schickte er dem Könige, ohne sonst was zu verlangen. Er wollte nur zeigen, daß er in beflissener Tätigkeit bleibe. Ich schreibe dies, sagt er dem Könige, für die königliche Einheit.

Unterdes war der Adel de Luynes' Abfall inne geworden, Condé wurde nicht frei, die Großen standen wieder auf, den kleinen eisgrauen Epernon an der Spitze. Marie wandte sich sogleich an ihn, und er war damit sehr zufrieden, solch eine Person, solch Interesse, solche Fahne mehr war dem Aufstande sehr erwünscht. Aber Maria mußte frei, mußte in seinen Händen sein. Angoulême, seine Provinz, war nahe bei Blois, von Angoulême konnte mit der Regentin operiert werden. Aber wie die schwere, starke Frau aus dem blesischen Schlosse bringen?

Ein Graf Brennes unternimmt's mit zwei Männern. Dergleichen Treiben, das nach allen Richtungen kreuzt, das Intrige und Abenteuer bringt, das als Opposition in neuer,

unerwarteter Richtung kreuzt, das ist französisch Leben auch heute noch. Während wir, dem Zeitinteresse einseitig nachhängend, für keine Nebensache Sinn haben, wenigstens nicht für eine Nebenhandlung, ist der Franzose für alle letztere bereit, solche Handlung reizt ihn wie eine neue Wendung des Räsonnements, und das übrige Franzosentum sorgt dafür, jeden solchen Nebenakt in logischen Rapport mit dem großen Zeitinteresse zu bringen.

Um Mitternacht den 22. Februar 1619 erschienen diese drei Männer am linken Loireufer mit einer Karosse von vier Maultieren gezogen. Die Nacht war finster, der Wind war laut, die Loire schleifste Eisschollen. Sie gingen über die Brücke, die Stadt hinauf, an die hintere, die nördliche Seite des Schlosses, und gaben das Zeichen. Dort war über der ein Stock hohen Plattform ein unvergittert Fenster. Sie hatten zwei Leitern; auf der einen stiegen sie bis auf die Plattform, die andere legten sie nun an, und sie reichte bis an das Fenster, wo Maria erschien. Aber Maria war furchtsam. — „Sind Sie's, Brennes?“ — „Ja, kommen Sie rasch, Majestät!“ — „Mein Gott, ich wag' es nicht.“ — Endlich wagt sie's, die Leiter knackt unter ihr, halbtot vor Angst kommt sie auf der Plattform an. Um keinen Preis will sie sich einer neuen Leiter anvertrauen — „sie wackelt, sie knackt, sie wird brechen“. „Aber Majestät, wir können doch nicht hier oben bleiben, halbfrei, halbgefangen.“ — „Um keinen Preis.“ — Die beiden Männer wickeln sie dann in einen Mantel und bringen sie so hinunter. Nun geht's ohne Licht hinab bis an die Loire. Auf der Brücke am Arme Brennes' begegnen ihr ein paar Soldaten — sie treten schäkernd heran und sagen: „Oh, das ist zuviel, ein Liebchen für drei“.

Die Kerle halten mich wohl für eine Grisette — still, still! — Sie kommen hinüber, aber der Wagen fehlt. Marie ist in Verzweiflung — man sucht in der stockfinsteren Nacht,

man wagt nicht zu rufen — endlich findet man ihn doch, er ist nur auf die Seite gefahren, um niemand aufzufallen, fort geht's nach Angoulême.

Louis spielte eben zu St. Germain in einem Zauberspiele nach Tasso den Gottfried von Bouillon, als die Nachricht ankam — nun beginnt eine Korrespondenz, die ein wahres Muster ist für Diplomatie: beide Teile sind süß und zärtlich, die Rebellin und der rebellische Sohn, sie will nicht die geringste Macht, nur die Liebe des Sohnes, er schreibt nie anders an sie, denn als an eine Königin, die vom Adel entführt und gefangen ist. Dabei erläßt sie ein Manifest, das alle Unzufriedenen um sie sammeln muß. Dabei hat de Luynes den furchtbaren Hugenottensüden auf der Schulter, es ist kein Ende abzusehen, da nicht abzusehen ist, wo man anfangen soll. Rufen wir Richelieu, springt er auf, um dies heillose Zwischenspiel auszugleichen. Dieser war von Luçon in die alte Papstresidenz nach Avignon gegangen, dort war er auf der Mitte Wegs zwischen Rom und St. Germain und korrespondierte hierhin und dahin, erwartend, ob sich nach weltlicher oder geistlicher Seite hin der verheißungsreichste Weg öffnen würde. Er war damals vierunddreißig Jahre alt, und das Geklatsch fehlt denn natürlich nicht, er sei auch als Liebhaber der Maria nicht fremd gewesen. Sichere Zeugnisse fehlen, und die Verhältnisse entwickeln sich zwischen den Personen deutlich genug auch ohne Kenntnis solchen Details. Er ging eilig nach Angoulême, und entwirft einen Vertrag, der in richtiger Diplomatie Schritt für Schritt gehend zunächst nur Billiges, Privatbesitz und persönliche Freiheit für des Königs Mutter heischte. Die Folge war eine Zusammenkunft zwischen Sohn und Mutter: in einem Dorfe unweit Tours begegneten und umarmten sie sich. „Mein Herr Sohn, was seid Ihr gewachsen", ruft sie aus. „Ich hoffe, Madame," entgegnete lachend der Sohn, „zu Euren Diensten." Man führte sich nach Tours, man feierte

sich, man trennte sich diplomatischen Ganges, halb verrichteter Sache.

Marie ging auf ihre Domänen und nahm Angers, die Hauptstadt des flachen Anjou, nicht weit vom Brückenkopfe Cé an der Loire zu ihrem Sitze. Hier konnte sie der Opposition im Süden wie im Norden die Hand reichen. Sie ruhte denn auch nicht, und der Adel stand wieder auf. De Luynes fühlte, daß dies kräftig zu Ende gebracht sein müsse, um die gefährlichere Opposition des Südens vollständig angreifen zu können. Der junge König rückte selbst ins Feld. Er hatte militärischen Sinn, besonders für den Artilleriedienst, und war von kaltblütigem Mute. Der Feldzug richtet sich nach der Normandie, ist siegreich und dehnt sich bald nach Anjou hinab, in Marias nächsten Bereich, ja der König nimmt selbst den Brückenkopf von Cé, und es tut not, daß Richelieu an der Brücke erscheint, um für seine Klientin neu zu unterhandeln. Man wollte das um jeden Preis abmachen, denn es war Wichtigeres zu tun, und Richelieu erlangte in einem geheimen Artikel, daß Maria wohnen könne, wo es ihr beliebe, auch am Hofe zu St. Germain.

In selbigem Jahre — 1620 — konstituiert sich der Süden ganz formell in einer großen Versammlung zu La Rochelle, Rohan-Soubise tritt an die Spitze; de Luynes betreibt dagegen das Unternehmen ganz wie einen Religionskrieg, der Klerus steuert eine Million dazu, und mit ungewöhnlichem Nachdrucke rückt das königliche Heer durch Poitou hinauf ins Hugenottenland. Wie hartnäckig sich Rohan wehrt, Ludwig nimmt eine Stadt nach der andern, der Aufruhr wird erdrückt.

In diesem Kriege wird de Luynes plötzlich krank und stirbt. Dieser Junkerminister vom Pont St. Esprit am Rhone schloß monarchisch, zentralisierend, wie d'Ancre begonnen, und wie der Königminister Richelieu fortsetzte und vollendete.

Es ist ein ganz eigentümlich Land in Frankreich, dies narbonnische Gallien der Römer von der Garonne bis an den Rhone, von den Cevennen herab bis ans Mittelmeer, gegen welches de Luynes diesen Krieg begann, und das Richelieu bald schonungslos zusammenwirft. Toulouse ausgenommen am westlichen Eingange des Languedoc war diese große Provinz vorherrschend hugenottisch, und die kleinen Länder im Norden, welche von West nach Ost bis zum Rhone daran stoßen, das Quercy mit dem festen Montauban, das Albigenser Ländchen, die Rouerge mit Rhodez, das Gevaudan mit Mende, das Viverais, das bis an den Rhone reicht bei Viviers und beim Pont St. Esprit, sie waren gleichen Sinnes und bildeten dem Süden einen festen Hinterhalt. Zwischen ihnen und dem eigentlich südlichen Languedoc ziehen die Cevennen hin, welche den Kriegskern dieses Glaubens bargen, die armen, wetterdürren Landleute, diese braunen, unermüdlichen Camisards. Nördlich geht das Gebirg in Hochebenen von großer, wüster Ausdehnung — die von Larsac enthält dreißig Lieues im Quadrate, da hinüber in die Schluchten des Gevaudan gab es noch keine Heerstraßen, da waren viel steinerne Schlösser zu brechen, ehe eine Pariser Regierung in Wahrheit befehlen konnte.

Noch heute treten einem die Gebirgsbewohner der Cevennen überraschend entgegen, und mir haben sie alsbald den Gedanken erregt, daß sie vom römisch gefärbten Südfranzosen wesentlich verschieden seien, daß sie vielleicht von einem westgotischen Überreste stammen möchten. Mehrere Jahrhunderte wohnten bekanntlich hier die Westgoten, als Rom zur Grube neigte, und dehnten ein großes Reich über die Pyrenäen hinüber nach Aragon und Katalonien, ein Zusammenhang, der in Sprache und Sitte bis in die neuesten Jahrhunderte sichtbar geblieben ist. Vor dem eindringenden Araber sind sie gewiß zahlreich im Gebirge zurückgeblieben, ein Reitervolk dringt nicht so nachdrücklich in die Berge.

Die großen nervigen Leute, das blonde Haar, das sonderbar abfällt vom tief gebräunten Antlitze, gemahnen so lebhaft ans Gotische, wenn man sie herabkommen sieht nach Toulouse, nach Montpellier, nach Nismes unter die kleineren, dunkelhaarigen Languedociens. Die Hartnäckigkeit gemahnt ebenfalls daran, womit sie von den Albigenserkriegen an ein religioses Moment verfochten, und teilweise, trotz des mächtigsten Despotismus, bis jetzt bewahrt haben. Denn auch nach Richelieu und Louis XIV. findet man hier, und findet man heute noch den Protestantismus.

Toulouse, das sich immer feindlich dagegen verhielt, Toulouse, das einst von achtzig Kirchen seinen katholischen Stolz hinüberläutete gen Montauban und Alby, es entsprach nicht der Vorstellung, die ich mir davon gemacht. So schwarz und ehrwürdig hatte ich mir die Stadt vorgestellt, die älter als Rom sein will, die sich Rome de la Garonne nannte, die mit ihren Troubadours, ihren Minnespielen, ihren Prälaten so geprahlt! Derartig erscheint sie nicht. Ohne besondere Würde, ohne besonderen Reiz liegt sie in einem seichten Becken, das ringsum mäßige Höhen beherrschen — sie waren das Schlachtfeld zwischen Soult und Wellington — die Festungswerke, wodurch der Eintritt düsterer gewesen sein mag, sind geschleift, man rollt durch eine ganz heitere Vorstadt, durch eine rötliche Bogenpforte auf die Garonnebrücke und in die Stadt. Alle Gebäude sind von roten Ziegelsteinen und sie geben ganz Toulouse die Färbung — die grauen Quadersteine der alten Welt sind nicht da, man ist enttäuscht und hat doch keinen besonders vernünftigen Grund für dieses Enttäuschtsein. Aber auch die Hauptgebäude, die Kirchen, das Kapitol heben den Eindruck nicht. Dies maurische Etwas in der katholischen Kirche, dies Stumpfe und Breite des Raums im Gegensatze zu dem Langen und Schlanken des Gotischen hatte ich in den spanischen Grenzstädten schon oft und noch ausdrucksvoller gesehen als hier

in Toulouse, das ganz merkwürdige Kapitol, das Stadthaus von Toulouse ist vielleicht nicht hoch genug für die Ansprüche, welche seine vielen Teile und seine Fassade machen, die Straßen sind krumm, die Plätze sind neu und noch nicht fertig, kurz das Ganze macht den Effekt einer bemerkenswerten Provinzstadt, aber nicht eines uralten Toulouse. Eigentümlich bleibt dem Reisenden die dunkelrote Färbung im Sinne.

Hier bei Toulouse beginnt der berühmte Kanal du Midi von Riquet, der das atlantische und Mittelmeer verbindet. Leider ist die Garonne nicht immer tief genug, um dies großartige Unternehmen auch in großer Art ergiebig zu machen, und man sinnt bereits auf neue Hilfsmittel. In den Herbstmonaten bleibt er leer, um gesäubert zu werden, und so fuhren wir stundenlang an diesem gemauerten Bette hin, statt auf seinem Postschiffe hinabzugleiten nach dem Meere. Die Wasserverbindungen kosten Frankreich ein furchtbares Geld, denn auch die Küste des Lyoner Golf ist von der Natur durchaus nicht begünstigt, Sümpfe und Teicheinbrüche des Meeres haben nur wenig brauchbare Häfen bis Marseille und Toulon hinüber gestattet. Schon die Römer haben dagegen gearbeitet.

Toulouse hat Gemüse- und Getreideland, weder schöner Wein noch schöne Früchte sind da zu suchen; immer tiefer hinab nach dem Süden trachtet man danach, und findet doch wenig davon im eigentlichen Languedoc. Wie heiß diese Provinz sei, sie hat sich vielleicht nicht genügend bemüht um edle Traube und edlen Fruchtkern, es sind nur einige Weine auszuzeichnen, wie der von Frontignan unterhalb Montpellier, die Mehrzahl ist heiß, aber roh. Die Masse indessen ist für den Norddeutschen erschreckend. Wer die Weinöde Rheinbayerns kennt von Neustadt bis Dürkheim, der erstaunt freilich weniger, denn auch da sieht der Blick wie über Getreidefelder stundenlang nur über Weinfelder, über die

Wachenheimer, Forster, Deidesheimer Kellerfelder. Stundenlang; dann sieht man aber doch, daß es eine Ausnahme des Bodens war, das untergeordnete Feld tritt wieder in seine Rechte. Wie oft dagegen in Frankreich sieht man Tage, tagelang nichts als Weinstock, nichts als Weinstock, Provinzenweise keinen Fuß breit Getreideackers — was essen die Leute, wenn man den Wein nicht kauft? fragt erstaunt der Deutsche, dem auch die Maisfelder noch eine unbekannte Erscheinung sind, der nicht begreift, wie ein Boden zu edel sein könne für die Kartoffel.

Die Maislinie durchschneidet Frankreich von der Girondemündung nach Nancy hinüber, während der Wein bis zu einer nördlichen Linie gedeiht von der Loiremündung über Mezières an den Rhein. In den Talfeldern nach Narbonne hinab hat mich die Gemeinheit des Weins am meisten überrascht.

Der Weg von Toulouse hatte uns wieder gegen die Pyrenäen hingeführt; als ich des Nachts erwachte, hielten wir — ja, ich bin eine Viertelstunde herumgetappt, eh' ich wußte, ob das Natur oder Kunst, Gegend oder Stadt sei, was uns umgab. Der erste Eindruck war der: Du bist in einer großen Höhle. Pferde, Maultiere, Esel, Wagen, alles das stand und lag in Massen herum; ich ging vorwärts, ich ging rückwärts, so weit das Laternenlicht um unsern Wagen reichte, der hohe, steinern eingefaßte Raum war endlos — es war einer jener kolossalen Pferdeställe dieser Gegenden, wo das große Gestein wohlfeil. Diese Ställe erinnern an die Beschreibung großer Karawansereien im Oriente, die zahlreichsten Karawanen haben darin Platz, und hier geben sich darin die großen Diligencewagen und alle Kärrnerei des Landes ihr Rendezvous. Es war in Carcassonne, einer uralten Tektosagenstadt, durch deren breitschattige Promenaden, an brüselnden Springbrunnen, am stolzen Aquädukte vorüber wir im Mondscheine hinabrollten in die Weinfelder von Narbonne. Ein vereinzelter Steingebirgsarm, „das schwarze

Gebirg", rotblau in der heißen Sonne, lief um die Mittagszeit zu unserer Linken hin, vor uns war der Horizont trotz aller Mittagsklarheit neblig — dort dampfte das Mittelmeer. „Wem beliebt?" rief der Kondukteur; der Wagen hielt, und zehn bis zwölf Passagiere gingen links und rechts ins Weinfeld und schnitten sich die Hüte und Schürzen voll blauer Trauben — die Gottesgabe ist dort so reichlich und wohlfeil, daß nicht der Besitzer noch sonst jemand ein solches Attentat beachtet, noch weniger ein Ärgernis daran nimmt.

Hier in der Abdachung Languedocs von Narbonne bis Nismes ist man im heißen, trockenen Languedoc, in einem ganz eigenen Teile des südlichsten Frankreich. Jenseits des Rhone, wo die Provence beginnt, ist ein ganz anderer Süden, ein baumreicherer, ein frischerer Süden. Die alte Einteilung Frankreichs in die Langue d'Oc, die an der Gironde begann, und die Langue d'Oil im Norden, sie ist allerdings völlig vergessen, aber die Sprache vom Oc existiert noch, und man tadelt hier im Süden mit Recht, daß die verwandten Akzente von der Guienne bis an die Spitzen der Provence verschiedene Patois genannt sein sollen. Sie sind nicht platt-französisch, sie sind viel älter, als das Französische und vollkommen unabhängig davon, eine wohlklingende romanische Sprache, durch alte Dichter geweiht, und zu lebhaftem Interesse dieser Provinzen von neuen Dichtern immer aufgefrischt und lebendig erhalten. Wie stolz sangen die Leute ihre modernen Chansons, die mir durchaus spanisch waren. Hier ist eine Probe aus dem Patois von Quercy, aus der Gegend von Montauban, sie lautet französisch:

Voilà déjà tant d'années, que je Vous sers, et je ne Vous ai jamais désobei en rien de ce que Vous m'avez commandé; et, cependant, Vous ne m'avez jamais donné un chevreau, pour me réjouir avec mes amis —

Sie lautet in der Landessprache:

Aqui tan d'annados, que io bons serbi, me soui tou-

jours counfourmat a bostris ordres, et jamaï nou m'abes dounat un guiti crabic per lou manteja ambe mouis amitchs —

Man denke übrigens nicht an sogenannte Naturdichter Frankreichs, wie den Bäckermeister Réboul in Nismes, den die Pariser Kritik so gefeiert. Dies ist das Talent eines Handwerkers hochfranzösisch und hochbeinig abgefaßt, das in aller Terminologie hochfranzösischer Kultur rhetorisch herumgreift, und solchergestalt nichts vom Reize französischer Klassik hat, und nichts vom Reize einer eigentümlichen Provinzpoesie. Solche Bäckermeister wollte Richelieu haben, dahin ging sein großer Gedanke einer französischen Akademie, über den wir oft unkundig gespottet. Er wußte, daß diese Landessprachen Landesmächte bildeten, in den südlichen Kriegen dahier, bei seinem langen Aufenthalte in Narbonne erkannte er dies tief und genau, er wußte, daß in Frankreich nicht bloß so und so viel Patois, sondern verschiedene Sprachen geredet würden. Die Akademie war eines seiner größten Zentralisationsmittel. Was wir dem Genius unseres Luther und unserer Dichter überließen, das erzwang man in Frankreich durch Verwaltungsmittel, und kam solcherweise überall darauf hinaus, für etwas poetische Verarmung politische Macht einzutauschen. Wie schwer, wie notwendig für Frankreichs Einheit dies gewesen, kann man noch heute aus französischer Statistik ersehen, gar oft, besonders über den Süden heißt es: In dieser Gegend spricht man jetzt fast überall französisch, wenigstens versteht man es.

Diese alten Römerstädte, wie Narbonne, Beziers, bieten jetzt wenig Interesse, sie liegen noch wie damals an die zwölftausend Schritte vom Meere, wie der Römer beschreibt, man sieht das Meer nicht, und geht man hinaus bis an den Strand, so sieht man's auch noch nicht. Es ist durch Untiefen, Landspitzen, Teiche, Dünen dergestalt versplittert, daß es nicht mehr wie Meer erscheint. Der berühmte narbonnensische Handel der Römerzeit hat sich ganz nach Marseille geworfen,

und nur das Städtchen Cette unterhalb Montpellier, das sich auf eine äußerste Landzunge hinausgewagt hat, rafft seit einiger Zeit auch für diese Küste etwas von der verlorenen Handelsbedeutung zusammen.

Staubig und unordentlich erscheint Narbonne und Beziers dem Reisenden, steinig und verbrannt der Küstenweg nach Montpellier, und wie bildet sich das alles großartig zusammen auf der Place du Peyrou in Montpellier. Als ob man vorher nur Farbenskizzen des Languedoc gesehen, und jetzt erst das Gemälde erblicke. Dieser Zauberplatz des Südens, der allein so viel Fremde lockt, von dem man eine römische campagna zu sehen glaubt, er liegt breit und weit auf dem höchsten Punkte der Stadt. Ein moderner Aquädukt, schön und großartig wie ein antiker, führt ihm von der Cevennenabdachung her das teure Wasser zu, schattige Bäume, Tempel und Bogen lassen aus lieblicher Kühle hinaussehen in das sonnenglühende Land ringsum bis an das Meer. Dieser prächtige Platz und die Tourmagne auf der Parkhöhe von Nismes geben dem Fremden das Andenken an das kahle, steinige, tief gefärbte, tief südliche Nieder-Languedoc. Montpellier rühmt sich, von seinem Platze Peyrou die Alpen, die Cevennen, die Pyrenäen und das Meer in einem Umblicke zu sehen. — Unter den Pyrenäen ist denn der Vorposten derselben, der Canigou zu verstehen.

Es führt jetzt eine Eisenbahn nach Cette hinaus, und es ist gar interessant, mit dieser dämonischen Kraft geradeaus ins Meer hineingeschleudert zu werden. Denn der Weg führt zum Teil schmale Landzungen entlang, an dreimastigen Schiffen vorüber, wie unmittelbar ins Meer hinein.

Plinius sagte, im narbonnensischen Gallien sei es ebenso wie in Italien, und als Augustus, aus dem Cantabrerkriege kehrend, zum ersten Male nach Nemausus — Nismes — kam, meinte er nach Rom zu kommen; da war die Lage auf sieben Hügeln, da war die gleiche Entfernung vom Meere,

nur der Tiber fehlte zu noch größerem Leidwesen der Nismer. Der Wassermangel ist die von Jahrhunderten her wunde Stelle der Stadt. Da nun Nismes von August begünstigt, und August in Nismes vergöttert war, so wählte Agrippa, ein Schwiegersohn des Kaisers, eben Nismes zum Endpunkte eines kolossalen Römerbaues, einer Wasserleitung, die sieben Lieues durchlief. Der Pont du Gard ist heutigentages das letzte Zeugnis davon, für mich die interessanteste Antike, welche Frankreich besitzt. Nismes hat bekanntlich trotz aller Zerstörung, die es erlebt, noch viele Altertümer, darunter einen zerbrochenen Dianentempel, ein Amphitheater — les arènes nennen sie es stets —, das nur vom Veronesischen übertroffen sein soll, von diesem jedoch weit übertroffen wird an Größe und Schönheit, und die berühmte Maison carrée, das Tempelvorbild der Madeleine in Paris, ein rechtwinkeliges Parallelogramm, ringsum außen bis zum niedrigen, schiefen Giebeldache von Säulen getragen, die in korinthischer Form und alle wie Kunstwerke gearbeitet sind. Es ist jener schweigsam reiche Stil feinen Geschmacks, der nicht prahlt und der uns bei näherem Zusehen eine reiche Empfindung bringt. Athen und Rom haben wohl noch freiere, genialere Formen hinterlassen, aber die Form der Maison carrée ist doch von edler Schönheit. So ganz ein Gegenstück zu dem Volksschlage, den man bei kurzem Aufenthalte in Nismes kennen lernt. Er ist so grob und widerwärtig, wie man ihn durch ganz Frankreich nicht wieder findet; er zeigt lauter Têtes carrées, wie die Franzosen sagen, mit roher, aber energischer Physiognomie. Hier haben die spanischen Karlisten noch einen wirklichen Halt, und nicht bloß in dieser rohen Klasse: was ich vom gebildeteren Stande im Nieder-Languedoc und in der südlichen Provence kennen gelernt, das hielt zum Karlismus; hier muß der junge Heinrich V. landen, hier muß er aber auch bleiben. Wunderlich, wie die Sympathien eines Landstrichs sich entwickeln! Just die Bourbons, der dreizehnte

und vierzehnte Ludwig, haben das Seelenleben des Languedoc gewaltsam, schonungslos zerbrochen, und die Familie der Bourbons findet im neunzehnten Jahrhunderte hier ihre letzten und einzigen Anhänger. Napoleon war hier ohne weiteres verhaßt, man hört jetzt noch die rohesten Ausdrücke gegen ihn, und wer erinnert sich nicht der rohen Wutausdrücke im Beginn der Restauration! Diese sogenannten weißen Jakobiner hatten zu Nismes ihren Hauptsitz, ihre Hauptquelle.

Der Kutscher, welcher mich aus den staubigen, für das südliche Klima zu breiten Straßen hinausfuhr nach dem einige Stunden entfernten Pont du Gard, war vom stärksten Nismer Gepräge. Es ist gar überraschend, von dieser Menschenklasse den Kaiser geschmäht zu hören, ja grimmig gehaßt zu sehen, in Frankreich, und nicht um republikanischer Vorliebe halber!

Da ist hinter den kleinen, weidengrauen Ölbäumen, die immer traurig und staubig aussehen, ein Wirtshaus mit einigen Häusern, das von jenes ersten Kaisers Schwiegersohne, von Agrippa lebt. Hier verläßt man nämlich die Heerstraße nach der Provence, und erwählt diejenige, welche links nach dem Pont St. Esprit, nach de Luynes' Heimat und nach dem Viverais, nach Lyon hinaufführt. Ein halbes Stündchen hinter der Biegung erscheint im einsamen Tale der Pont du Gard. Dreimal wölben sich die Bogen übereinander und lassen durch sich hinaufsehen in ein totenstilles, wüstes Tal des Gardon. Die heiße Nachmittagssonne lag auf der lautlosen Gegend, das kleine Flüßchen suchte umsonst nach Schatten, und hinab nach Süden öffnete sich weit der Blick in ein baumloses, aber höchst malerisches Bild von Languedoc. Ein Städtchen Castiglione bildet da auf einer Höhe den Hintergrund und zeichnet sich ab, wie jeder Ort dieses Landes, in der klaren Luft gleich einem steinernen Schlosse mit seinen Steinhäusern und seinem breiten Turme.

Dieser sogenannte Pont ist der Hauptrest jener Wasser=

leitung, welche die barbarischen Kriege vernichtet haben. Sogar an diesem Reste ließ Rohan, der Hugenottenführer, noch abschlagen zu bequemerem Übergange seiner Kanonen. Die Stände von Languedoc haben dies geschickt wieder herstellen lassen, und die Brücke, welche man im vorigen Jahrhunderte an die untere Bogenreihe angefügt, um die Heerstraße an dieser prachtvollen Ruine hinzuleiten, ist so passend und unscheinbar angesetzt, daß sie in keiner Weise stört. Von unten, wo sich die Gardschlucht nach Süden öffnet, und wo der Anblick des Monumentes am schönsten, wird man gar nicht inne, daß eine wirkliche Brücke die Steinmassen entlang führt. Sie ist unten auf der ersten Bogenreihe, die unmittelbar über dem Flusse nur fünf Bogen zählt. Darüber erheben sich, um die breiter werdende Schlucht auszufüllen, elf Bogen, und auf diesen laufen fünfunddreißig von einer Schluchthöhe zur andern. Diese waren die eigentliche Wasserleitung; einundfünfzig Bogen also zeichnen sich ab in der klaren Luft, und lassen hinten auf geschlossene Bergtrümmer sehen. Noch oben auf der dritten Etage ist das Werk so breit, daß der Fußgänger darüber schreitet, und der Camisard rasch den Gard passierte, um den französischen Soldaten zu entgehen. Gardon ist in den Cevennen die Benennung für jeden Fluß, wie Gave in den Pyrenäen.

Oben auf dem Pont du Gard sitzend, in der auch vogellosen Einsamkeit und Stille, hinaussehend aus der Schlucht in diesen dunkel gefärbten, sterilen Strich von Languedoc kann man römischer Größe und Ruhe, römischen Kriegen nachsinnen, von denen in aller Zone noch die Heerstraße und das Steinwerk Zeugnis hinterlassen hat nach beinahe zweitausend Jahren, die Via Domitia durchs Languedoc und drüben im heißen Afrika noch mancher Weg, den jetzt der Franzose nicht zu betreten, viel weniger zu besetzen wagt.

Nach der Grenze des Languedoc, nach dem Rhone hin führt die Straße über ein steiniges Hochland, stundenlang

wartet man, bis auf einmal das Plateau nach Südosten abschießt, und die baumreiche Provence sichtbar wird, wie Kanaan den Israeliten, als sie Moses auf den Berg geführt. Zunächst unten glänzt der Rhone dahin; da harrt das zierlich ummauerte Avignon mit der päpstlichen Residenz auf seinem Berge. Links davon tritt ein großer Alpenberg mitten ins Land und zeigt dem heißen dunkeln Lande schimmernden Schnee; rechts davon blitzt ein viel geschlängelter Wasserspiegel durch die Baumebene, das ist die Durance, und tiefer hinab schließen blaue Meergebirge die Aussicht. Das päpstliche Comtat Venaissin mit der Residenz Avignon, die vorzugsweise provincia genannte Landschaft liegt zu Füßen, und sondert sich scharf vom dürreren Languedoc.

33.

Im Perigord, dem nördlichsten Teile der Guienne, lebte ein wenig begüterter Edelmann, François du Plessis, Seigneur de Richelieu; dem wurde am 5. September 1585 ein dritter Sohn geboren. Er nannte ihn Hermann, oder wie der Franzose sagt und schreibt, Armand, und bestimmte ihn zum Kriegsdienste. Denn so war die Ordnung der Zeit: der älteste erhielt das Erbe, der zweite ward der Kirche gewidmet und machte die Karriere der Pfründen, dem dritten und den folgenden fiel die kriegerische Glücksritterschaft anheim. Armand Richelieu ließ sich ganz heiter dazu an, als plötzlich sein Bruder den geistlichen Stand als Stand eines Amtes aufgibt und von der Karriere zur wirklichen Frömmigkeit abgeht: er tritt in eine Kartause — chartreuse.

Nun mußte Armand die Anwartschaft des Hauses auf ein Bistum verfolgen. Er geht rasch ans Studium, ist mit zwanzig Jahren Doktor, läuft nach Rom, erhält Altersdispens vom Papste, und wird, erst zweiundzwanzig Jahre alt, dort

1607 zum Bischofe geweiht. Er war von vornherein sehr katholisch; ein Instinkt für große Macht war in ihm, er hätte sich mit Leib und Seele der Kirche angeschlossen, wenn sich ihm nicht eine mächtige Laufbahn im Staate eröffnet hätte. Es gibt Menschen, und es sind meist die gewaltigsten, auch Napoleon ist von dieser Zahl, welche lieber eine Menge Rücksichten und Wünsche, die ihnen selbst teuer sind, niedertreten, als eine zersplitterte, schwächliche Herrschaft vor sich sehen. Das geschichtliche Moment wohnt in ihnen: ein faßbar Ganzes zu errichten, was auch faßbar und deutlich dastehe, um bekämpft zu werden.

Dieser Zug hilft in Richelieu erklären, daß er unerschütterlich der römischen Kirche zugetan blieb, obwohl er im politischen Bündnisse, in der politischen Absicht keinen Unterschied machte zwischen Katholik und Ketzer. Er unterstützte die deutschen Protestanten, während er die einheimischen vernichtete; er begriff vielleicht vollkommen den aufgeklärten Standpunkt eines Protestanten, aber er hielt für das menschliche Unvermögen einer anderen Welt gegenüber den Katholizismus für besser. Was! mich zersplittern um Dinge, die wir doch nicht ergründen, und eine Ordnung einreißen, die einmal da ist und die uns in anderen Bereichen Gewaltiges beginnen läßt, da sie in festen Linien eine lockere Menschheit nach einer Seite zusammenhält! So werden wir sehen, daß er als gläubiger Katholik stirbt, dieser scharfe Geist, der sich niemals einer Illusion hingegeben, daß er von der kirchlichen Formel, von dem zeremoniellen Losungsworte absolute Hilfe erwartete angesichts des Todes.

Das Bistum von Luçon, das er so frühe antrat, war klein und ärmlich. Es sind Briefe übrig, die er damals nach Paris an eine Frau von Bourges geschrieben. Sie betreffen die Sorge für seine kleine unbehagliche Wirtschaft, und sind nicht ohne Laune. Da ist keine Promenade in Luçon, um sich zu ergehen, da rauchen die Kamine, da sind

die Meubles so kläglich, da hat er kein Geld, und alles ist so unbequem für einen schwächlichen, empfindlichen Körper, der gepflegt sein will von der Umgebung. Er bittet dringend um einen Marderbesatz für seinen Muff, damit er nicht gar soviel frieren müsse.

Um diese Zeit hatte Marie den vierzehnjährigen Louis majorenn sprechen lassen, um am königlichen Ausspruche eine kräftige Unterstützung ihrer Macht zu haben. Zu dem Ende wurden die Generalstaaten nach Paris berufen, und Richelieu wurde zu seiner großen Freude dafür gewählt. Er wollte so gern ins größere Leben. In Paris setzte er sich sogleich in den nachgiebigsten Verkehr mit der Regentin und mit dem Marschall d'Ancre. Obwohl damals noch unreif, obwohl noch schwülstig und mit predigender Emphase sprechend, trat er doch wie vom Instinkte getrieben mit seinem Lebensgedanken auf, mit dem Königsprinzipe, das ihn zum Richelieu machte: das Königtum sei unverletzlich, und erlaube keinen Angriff, auch wenn der Fürst nicht mit der Kirche stimme.

Dies sprach er mit einer sanften, angenehmen Stimme aus, der junge Bischof, und setzte es gegen den alten Klerus durch, zu großem Wohlgefallen der Regierung. Die Glaubensmacht blieb aus dem Spiele, aber das Königtum sollte eine souveräne moralische Macht besitzen, und diese vereint mit der kirchlichen Macht sollte die stets trennungslustigen Massen des Volkes mit doppeltem Zwange zusammenhalten.

Und warum sollten Geistliche, sprach er für sich weiter, nicht auch in des Königs Rate sitzen? Regierte doch in diesem Frankreich einst der Druide! So kam er in d'Ancres Ministerium, so hielt er sich vorsichtig und vermittelnd nach dessen Sturze. Jetzt nach de Luynes' Tode trat Maria, für die er gearbeitet, wieder in das Konseil, und sie zieht ihn langsam nach, wie stark Ludwigs Vorgefühl und Widerwille gegen ihn sei. Denn Ludwig war herrschsüchtig und fühlte die Überlegenheit Richelieus, wie geflissentlich sie dieser zu

Anfange verbarg. Ludwig entzog sich ihr später nicht mehr, weil aller Gang vom großen Geiste eingeleitet und ohne ihn nicht fortzuführen war, weil Ludwig ferner soviel Einsicht hatte, nicht das Schwache zu wollen, und doch auch zu schwach blieb, oder zu einsichtig blieb, um die tief empfundene Überlegenheit mit bloßem Machtworte wegzustoßen, weil Richelieu endlich auch in höchster Macht immer aufmerksam dem Charakter des königlichen Herrn nachging, und diesen immer nur durch Gründe, durch geistige Macht zu Maßregeln vermochte, niemals durch rohe Forderung. Wie unumschränkt er später erscheint, Ludwig hat immer den nominell endlichen Teil daran, die rationelle Bestätigung.

Bei alle dem war es natürlich, daß Ludwig mit Widerstreben einen solchen geistigen Herrn neben sich treten sah, denn jeder zum Handeln berufene Mensch haßt die Überlegenheit neben sich, auch wenn sie ihm helfen will; sein erster Gedanke ist nicht sein Reich, was dadurch gewinnen, sondern seine Person, die dadurch verlieren muß.

Richelieu war unterdes durch Marias Verwendung Kardinal geworden. Erst trat er nur als Zuhörer in das Konseil, mehr wurde ihm zunächst nicht gestattet; aber man mußte diesen aufmerksamen Zuhörer fragen, und wenn er sprach, so mußte man ihm folgen, und so schob er allmählich alles beiseite, bis er Premierminister war. Diese seine freie Wirksamkeit beginnt mit dem Jahre 1624. Er war damals achtunddreißig Jahre alt, war noch mehr denn früher von schwacher, kränklicher Leibesbeschaffenheit, aber zäh. Er hatte in der Jugend viel gelebt, und immer viel gearbeitet; davon sah er bleich aus und mager. Die schwarzen glatten Haare traten weit zurück von der Stirn und hoben deren Weiße und sinnende Größe hervor. Scharfe, schwarze Brauen zogen sich hin über große Augen, aus denen der Blick bohrend hervordrang. Eine Adlernase adelte das Antlitz, der Mund war fein geschlossen, über der Oberlippe spreizte sich spitzig

ein Schnurrbart, unter der Unterlippe jener sogenannte Henriquatre, der ihm, wie man damals sagte, das Oval des Gesichtes noch schmälerte. Kam zu diesem Haupte die rote Mütze, der Kardinalpurpur von der Schulter bis auf den Boden, und das Ordensband, so mag man sich denken, wie grauenhaft interessant dieser gefürchtete Kardinal daherschritt, langsam, ernst, ein wenig schwankenden Ganges.

Er war um diese Zeit völlig durchgebildet und sprach und schrieb jetzt klar, ohne Salbung, ohne Reiz, die Sache mußte durch sich selbst siegen. Er war mild, wo nichts weiteres ins Spiel kam, und die strengen Lippen versagten dann keineswegs ein einnehmendes Lächeln, er war rasch entschlossen, todesentschlossen, wo es galt.

Zunächst galt es, den Platz aufzuräumen, wo die Herrschaft sich entwickeln sollte: da traten die Prinzen von Geblüt störend und vorlaut umher, da erschienen die hochmütigen Großen des Landes und klirrten mit Sporen und Schwert, da erschienen die Parlamentarier mit rauschender Robe, und waren so langweilig und hemmend mit diesem und jenem Prinzipe, welches diese und jene rasche Handlung unmöglich machte, da trat der bäurische Hugenott hinzu und berief sich auf das Nanteser Edikt und auf christliche Grundsätze demokratischer Art, die jeden einzelnen begünstigten, mit denen eine Zentralmacht unmöglich war — da saß am Ende auch noch im sammetnen Königinnenkleide die alte Regentin selbst, die all ihre Sympathie und Antipathie berücksichtigt sehen wollte in aller Politik.

Dieser Raum mußte leer und frei werden, und Ludwig war darin mit ihm, denn diese Hindernisse waren auch alle Hindernisse des Königs. Maria war zunächst auch mit ihm, denn er ließ anfangs alles durch sie tun, er war die Feder, welche verborgen blieb, und Maria selbst kam erst an die Reihe, als sie geholfen hatte, so weit sie helfen konnte.

Dieser Charakterzug, Raum für unbeschränkte, un-

behinderte Handlung zu erstreben, schuf die erste Hälfte von Richelieus Tätigkeit und entwickelte als rasierende Macht schon die große Hälfte all seiner Bestimmung: wo die Hindernisse verschwanden, war von selbst eine neue Welt geworden.

An die Prinzen von Geblüt griff er zuerst. Da waren die Bastarde König Heinrichs, eine verwegene, widerspenstige Rasse — diese Vendomes mußten danieder. Da war Gaston, Monsieur, Bruder des Königs und dessen großer Anhang. Denn der Adel, welcher stets einen König in petto haben mußte, weil aller Thronwechsel Leben und Bewegung für den Adel brachte, er hoffte auf des kränklichen Ludwigs Hintritt, ja er war nicht abgeneigt, diesen Hintritt zu beschleunigen. Es setzte sich da unter Maria und dem Kardinal eine Gewalt fest, die in ihrer Hartnäckigkeit dem Adel widerwärtig wurde. Die Vendomes ließen sich zu einer Verschwörung her, den Kardinal auf Fleury, seinem Landsitze, einzufangen und gut oder übel, lebendig oder tot, beiseite zu bringen. Monsieur und sein Anhang bildeten den moralischen Hintergrund für solches Attentat, der junge Chalais aus der Suite Monsieurs hob bereits trotzig den Kopf gegen die Kardinalisten, der alte eiserne Ornano, der die Haustruppen Monsieurs kommandierte, war bereit, mit unerbittlichem Schwerte seinem Herrn Bahn zu brechen.

Richelieu wußte das alles, ließ die Verschwörung aufdecken, ließ den alten Ornano in Fesseln legen, ließ die Vendomes fangen, ließ dem jungen Chalais den Kopf abschlagen.

Rasch wie der Blitz schlug dieser Anfang des neuen Regimentes ein, der König half in der Weise, die er immer beibehalten hat: er verhielt sich wie ein unparteiischer Cousin oder Freund, oder Zuschauer, er speiste mit dem oder jenem vertraulich noch zur Nacht, auch wenn er ihn schon der Politik zum Schlachtopfer unterschrieben hatte. Nach der Mahlzeit zog er sich zurück, und es erschien der Henker, gleich als ob die politische Welt ein unbestechliches, von der könig-

lichen Person ganz abseits liegendes Fatum sei. Er hat im Laufe der Zeit all seine Lieblinge dem Kardinal kaltblütig ausgeliefert, zum Teil ans Messer geliefert.

Um den Adel niederzubringen, um durchgehends königliches Recht und Ansehen aufzubringen, mußte das Duell vernichtet werden. Wie lächerlich fand man diese Absicht zu damaliger Zeit, wo man sich am Pont neuf, an der Place royale in vollem Sonnenscheine schlug, wo das Duellrecht die Existenz jedes edlen Mannes war! Man schlug sich gewöhnlich zu sechs, da jeder zwei ebenfalls kämpfende Sekundanten mit sich führte, es klirrte also überall von kleinen Schlachten. Richelieu hielt unerbittlich an seinem Verbote, er ließ die adeligsten Häupter auf dem Greveplatze herunterschlagen. Man war erstarrt über solch Regiment, denn der französische Adel hat bis in späte Zeit herein alles Königsregiment nur für eine Konvenienz angesehen, die selten Ernst machen wolle und dürfe.

Ja Richelieu schrieb allen Ständen, auch dem Adel, das Kostüm vor, um den Luxus zu beschränken, den er überall in strenge Grenzen zwang. Er ließ alle Schlösser schleifen, diese Festungen des Adels, die nicht an der Grenze lagen und deshalb zur Abwehr des Auslandes erforderlich seien. Seinen Hugenottenzorn benutzte er am Rhone herauf, um die katholische wie die hugenottische Burg zu brechen. Wo will das hinaus? schrie jeder Edelmann, und verband sich eilig mit dem Cevennenstocke der Opposition, den de Luynes noch immer nicht ganz entwurzelt hatte.

Richelieu wußte, daß alle ihm feindliche Strahlen dort zusammenschössen, aller Privilegien-, aller republikanische Gedanke. Dahin richtete er alle Kräfte des Angriffs, und er wechselte für diesen einen Zweck und für kurze Zeit sogar jene auswärtige Politik, die er da aufgenommen, wo sie Heinrich IV. verlassen hatte, die Territorialpolitik ohne Rücksicht auf Glaubensbekenntnis. Dies eine Mal verbündete er

sich mit dem sonst immer bekämpften Spanien, vor dem Eskurial ließ er die Glaubensfahne entfalten, der es Folge und Beistand schuldig sei, die republikanische Verschwörung ließ er auseinandersetzen, welche von La Rochelle bis nach Genf hinüber, bis ins Herz des Deutschen Reiches, bis nach dem äußersten Holland hinauf und in das puritanische England hinüberreiche, welche alles altmonarchische Element am Leben bedrohe, welche eine gemeinschaftliche Gefahr katholischer Christenheit sei.

Wie zeigt er sich auch in diesem Kriege! Persönlich ist er überall, der kranke Körper kommt nicht zum Worte, persönlich leitet er die Belagerung von La Rochelle, er ist in Wahrheit auch die kommandierende Seele des Heeres. All die kleinen Billetts sind noch übrig, die er damals im Feldlager geschrieben, und in denen all seine Sorge auf eine Ladung Mehl oder Fourage, auf einen Reiterhaufen, auf eine Hafenkette, auf eine Schaluppenbemannung gerichtet ist. Und er kommt ans Ziel mit einem Talente, das alles umgreift, mit einem Geiste und Charakter, die alles fest wie scharf ergreifen und halten. — La Rochelle fällt, das ganze Land über die Cevennen hinüber bis über den Rhone ins Dauphiné hinein wird unterworfen, jedes Schloß, jeder Turm, jedes Haus des Widerstandes wird zertrümmert, ein siegreicher Feldherr kommt er nach Paris zurück und denkt auf innerlichen Wegen der Unterjochung weiter nachzugehen.

Damals faßt er und beginnt er die Idee einer Akademie. Sehen wir dabei über seine Autorschwäche und Eitelkeit hinweg, die ihn schlechte Verse und Dramen anfertigen, mittelmäßige Poeten begünstigen ließ. Der poetische Geschmack war vielleicht der Punkt, wo er am leichtesten sterblich war, wenn es auch später bei Corneille nicht ein literarisch, sondern ein politisch Moment, die römisch-republikanische Phrase war, die ihm den größten Genius in Poesie so ungebührlich verleidete. Die Gründung der Akademie war für das noch so uneinige Frankreich ein Werk großer Politik.

Daß er, ein überbeschäftigter Mann, den Poeten Pläne aufgab, dramatische Szenen skizzierte und solch Stück alsdann für das seinige aufführen ließ, ist das so arg? Immerhin! Ärger ist's, daß die Stücke in Plan und Ausführung nichts taugten; aber verlangt Richelieu seine Geltung als Dichter?

Mit seinen Nichten bildete er während aller politischen Schlacht ein behagliches geistvolles Haus, und man hat wohl nicht Rücksicht darauf zu nehmen, daß von einer derselben, von der Marquise de Comballet hie und da wie von seiner Mätresse gesprochen wird. In Wahrheit liebte er diese, ein zartes, liebliches Geschöpf, aufs zärtlichste, aber nichts deutet dabei auf den gewöhnlichen Liebhaber hin. Er hatte den stolzesten Ehrgeiz für sie und wollte sie bis in die königliche Rasse verheiraten. Als sein Haus ein Sterbehaus wird, da zeigt es in den wehklagenden Dienern, in der ohnmächtig hinsinkenden Nichte, daß es darin gütig und freundlich hergegangen, und daß der blutrote Kardinal daheim auch ein sanfter Mann gewesen sei.

Den unerbittlichen Politiker repräsentiert eigentlich neben ihm ein Freund, der wie das kalte, mitleidslose Prinzip aussieht neben dem weicheren Kardinal. Dies ist die sogenannte „graue Eminenz“, der Pater Joseph, ein Franziskaner. Die großen Menschen sind immer menschlicher als ihre Werkzeuge; das Einseitige wirkt schärfer, aber kommt selten zur Wirkung. Richelieu mußte erst Menschen gewinnen, ehe er das Prinzip schonungslos gegen Menschen richten konnte. Die graue Eminenz, die nur zu richten hatte, konnte energischer sein. Sie war übrigens — nach dem, was ich darüber gefunden — keineswegs eine so gemeine Kuttennatur, wie Alfred de Vigny sie darstellt. Die Kalvinisten natürlich haben diesen ihren Todfeind nicht übel gefärbt; dies platte Obergesicht mit kurzer Stirn, dicken Brauen, kleinen Augen, gedrückter Nase — wer mochte es nicht hassen! Das Tüchtigere an diesem Menschen lag in der Energie von Absicht und Idee, und

dergleichen sah man nicht heraus, wenn man ihn täglich hineinschleichen sah ins Haus des Kardinals. Er hatte immer Zutritt, immer, der Kardinal mochte mit seiner Nichte scherzen, oder mit Hunden und Katzen tändeln, die auf seiner Chaiselongue umherlagen, oder er mochte in voller Entrüstung eben vom Hofe gekommen sein, und diese Entrüstung eben auslassen, wie er sie auszulassen pflegte, an Meubles und Tapeten, die er zerbrach oder mit dem Federmesser zerschnitt. O, er war ein heftiger, giftiger Franzose, der Kardinal — die edelmütige Fassung eines deutschen Großcharakters möge man nicht bei ihm suchen. Im Unheil verzagte er auch wohl, brach kleinmütig und kleinlaut zusammen, ja wimmerte und stöhnte — verächtlich sah alsdann der Pater Joseph auf ihn nieder! Er kam alle Tage in derselben Kutte, denselben Strick um den Leib, dieselbe Stimmung und Absicht im Gemüte, denselben Ausdruck um den feinen Mund — dieser Mund war das einzig Adelige, was er besaß neben dem langen Barte. Die Männer der Kutte lebten reiner den Ideen, und sie konnten dies, sie kannten weniger Interessen und Rücksichten. Richelieu mochte nicht alle katholischen Pläne des Paters teilen — ein starker König kann selten genug dem Idealen nachgehen, ein Minister, selbst ein Kardinalminister kann es noch seltener, fast nirgends, wenigstens nicht in gerader Linie. Es ist gewiß ein Irrtum der Geschichtschreiber, wenn sie großen Wendungsepochen ein volles Bewußtsein dieser Wendung zutrauen, ja zuschreiben. Das Prinzip findet seine Wege, aber es weiß sie nicht voraus. Als ob sich die Geschichte bildete, wie der Systematiker sie konstruiert, eine Algebra menschlicher Kombinationen! Als ob die bescheidenen Systematiker, die sich nur an Kennzeichen äußerlicher Natur halten, als ob Physiker noch jemals das Wetter vorausgewußt hätten und nicht stets überrascht worden wären! Und die Wege und Fußsteige einer noch tausendfach feineren, einer noch tausendfach reicheren Welt, die Wege der

Gedankenmöglichkeit im Menschentume, sie sollen mathematisch vorausberechnet sein und die Probe halten! Gott, oder der Weltgeist, wäre pensioniert, wenn ein großer Mensch aufstünde, ja selbst wenn die kleinen Kinder des großen Menschen mit dessen Tagebüchern weiter rechneten! Der große politische Mensch bringt die Aufgabe, welche eben der Zeit obliegt, in die Form seiner Anlage, seines Charakters; je stärker die Persönlichkeit solchen Mannes, je stärker der Widerstand, den er findet, desto stärker wird das persönliche Insiegel dieses Mannes darauf geprägt. Je größer die Bildung dieses Mannes neben oder anstatt der persönlichen Kraft, desto mehr gibt er alles Neue einem Prinzipiendrange und trotzdem um so mehr der Unberechenbarkeit hin. Denn die Linie der Maxime verwischt sich viel schneller von den Geburten als das Merkmal der Persönlichkeit. Die vollkommensten Geburten in der Welt sind nicht jene allgemein-linienhaften des Stein- und Pflanzenreiches, sondern die persönlich-unterschiedenen, die vom Tiere aufsteigen bis zum eigensten Menschen.

In alle dem liegt die ewige Obmacht der stets neuen Person, des stets unerwarteten Vorfalls, die Obmacht über den menschlichen Kalkul, die Obmacht der Poesie über die Prosa, denn poesis ist, was gemacht wird ohne den Kalkul der Zeit. Diese poetische Herzkammer kann und darf der bloß systematische Philosoph nicht anerkennen, er verlangt von Richelieu die bewußte Schöpfung einer Zentralmacht, die bewußte Vorarbeit der Revolution, und diese Form der Weltansicht ist dem Menschen ebenfalls von unschätzbarem Werte, sie gibt uns die Zuversicht einer göttlichen Nachschöpfung, die Zuversicht einer Einsicht und Macht, ohne welche wir klägliche, in den Tag hineinlebende Geschöpfe wären. Aber täuschen wir uns darüber nicht: diese systematische Linienzeichnung der Geschichte ist nur günstig für Perioden und Epochen im großen. Allem persönlichen Entwicklungsgange, allem einzelnen folgend wird sie übersichtig, manieriert,

selbst töricht und unwahr; bei aller feinen Wendung einer Entwicklungsgeschichte mangelt ihr der Auffassungssinn, sie darf nur skizzieren, nicht schildern.

Was kann sie alles dem Richelieu auf den Kopf zusagen, und von alledem hat Richelieu, soviel vorhandene Zeugnisse besagen, nichts gewußt. Eins nur ist klar in ihm: er will eine unbehinderte Staatsmacht zuwege bringen, also ein Werkzeug. Wozu sich dies brauchen, wozu es sich in Bewegung setzen soll, davon ist kein Zeugnis seinerseits geboten. Man müßte ihm denn das allgemein französische Moment anrechnen, daß Frankreich vergrößert und dadurch von Tag zu Tag mächtiger gemacht werde. Spekulationen lagen ihm deshalb nicht so fern, Pater Joseph erinnerte alle Tage an irgendeine, aber — „das nächste, das nächste zuerst!“ mit diesem Geheimnisworte aller Macht wies er ihn zurück. Das nächste war, sich selbst zu behaupten, und die Feinde in Frankreich niederzuwerfen; kann man zweien Herren zugleich dienen, Joseph? Der täglichen dringenden nächsten Notwendigkeit und der Mönchsspekulation? Pater Joseph wollte die Griechen befreit sehen, er war der erste, der 1628 diesen Gedanken durch Europa rief, zweihundert Jahre früher, ehe er allgemein lebendig und ausgeführt wurde.

Diese „graue Eminenz“ hieß von Hause aus François Leclerc du Tremblay. Er hatte studiert, hatte unter Heinrich IV. gefochten, und war dann lebenssatt Franziskaner geworden.

34.

Es war ums Jahr 1628, er war also erst vier Jahre durch Maria Regent von Frankreich, da zeigte sich diese Freundschaft zwischen ihm und ihr erschöpft; sie hatten sich ihre gegenseitigen Dienste geleistet, jetzt ergänzte die Königin den Minister nicht mehr, sie hinderte ihn, und somit mißfiel

er auch der Königin. Sie wendete sich von ihm. Richelieu wies dem Pater Joseph diese Lage, und sie konnten sich beide nicht verhehlen, daß es sich nun binnen kurzem um Sein und Nichtsein handeln werde.

Es ist dies der gewöhnliche, ja der natürliche Gang der Dinge: wer in der Politik den anderen hebt, wird der nächste Fußschemel für diesen. Der Erdkloß, welcher den Keim zum Halme bringt, wird von der Ähre verzehrt. Die Herrschaft von Mantua war ledig, und die Frage, wer sie einnehmen sollte, gab den Ausbruch des Zwiespalts. Maria konnte nicht von der alten Medicispolitik, von der anti-französischen Politik lassen, sie wollte den Spanier in Mantua sehen. Richelieu wollte dies um keinen Preis. Er setzte seinen kriegerischen Arm daran, er stellte den stets kriegsbeflissenen König an die Spitze, er ging selbst den Rhone hinab nach den Alpen zu, Susa ward forciert, der Krieg glückte wie jeder Krieg, den er unternahm. Seitwärts wurde bei der Rückkehr noch ein Feldzug gegen Rohan gemacht, der wieder gewaffnet hatte; er wurde niedergeworfen, das Languedoc wurde rasch noch einmal gezüchtigt.

Siege taten not, denn Maria spann das Übelste gegen ihn; die Parlamentarier, höchst unzufrieden über das despotische Regiment, aber für den Augenblick unzufrieden und kriechend, harrten begierig, wann er ihnen überliefert werden möchte zur Formulierung eines Richterspruches. Gaston und Maria waren populär, wie das immer populär wird, was der Macht nahe steht, aber von dieser unterjocht ist. Die Volksgunst geht immer wie das Wild gegen den Wind des Jägers; und gehen muß sie, denn von Hoffnung auf Neues lebt des Menschen Herz. Als er 1629 aus jenem italienischen Kriege zurückkehrte, und in seiner Sänfte nach Fontainebleau hineingetragen wurde, empfängt ihn Maria mit schneidender Kälte; sie antwortet ihm kaum. Richelieu wird rot vor Zorn, hält aber unverrückt aus in Höflichkeit. „Wie befinden Sie sich?“

fragt ihn einer. Stolz sieht er sich um, und erwidert: „Besser als viele Leute wünschen, die hier sind."

Der König kommt an, und ist freundlich, die Taten gelingen ja so wohl unter dem Kardinal, und Ludwig gebietet Waffenstillstand zwischen der Mutter und dem Minister. Richelieu schrieb die demütigsten Briefe an Maria, beugte das Knie, küßte die Hand — die Tochter florentinischer Kaufleute lächelte wohl, aber sie vergab nicht, denn Richelieu wich nicht in der italienischen Politik. Er ging das Jahr darauf wiederum mit dem Könige in den Krieg an die italienische Grenze und brachte die Frage durch glückliche Unterhandlung zum Schluß. Diese Unterhandlungen wurden zwischen den fechtenden Herren geführt, und hier war's, wo er die Bekanntschaft eines jungen Diplomaten machte, der kühl durchs Feuer der Truppen gesprengt kam und sich äußerst geschickt in der Ausgleichung erwies. Richelieu war erstaunt und erfreut über den jungen Mazarin und dachte sogleich darauf, ihn an sich zu ziehen.

Als er im Herbste 1630 mit dem Könige zurückkehrte, erkrankt dieser in Lyon zum Tode. An diesem schwachen Lebensfaden hängt das Richtschwert des Kardinals. Die Ehe, welche damals Maria für den jungen Louis geschlossen hatte mit der spanischen Infantin, mit Anna von Österreich, die später so hervortreten muß, diese kalte Ehe mit dem kalten Könige war bisher unfruchtbar geblieben. Wenn der König starb, so kam die Krone an Gaston, an den Todfeind des Kardinals.

Aber ein großer Mensch hat eben das Glück, was der Größe nötig ist. Der König genas. Hier am Krankenbette jedoch ward die Koalition gegen Richelieu reif. Gesund war Ludwig eigensinnig und hartnäckig, krank zeigte er sich hingebend. Er hat seiner Mutter den Kardinal versprochen, hieß es, sobald er nach Paris kommt.

Richelieu hatte nur halbe Zeichen davon, er wußte nichts Rechtes. In einem Zelte an der Loire fand er Maria zum

ersten Male wieder, sie waren beide voll Süßigkeit, er kniete oft, und sie nannte ihn mio caro, amigo del cuore mio! Man ging côte à côte, wie Bassompierre sagt, gen Paris. In dem letzten Nachtquartiere, in Auxerre, erfährt Richelieu die vollständige Intrige; die ganze königliche Familie war darin tätig und einig, auch die junge Königin Anna. Richelieu verriet mit keiner Miene, was er wußte, was in ihm vorging.

Wäre bloß durch italienische Weiber die Intrige ins französische Gesellschaftsleben gekommen? Gewiß nicht. Sie hat nur durch italienischen Beitrag hie und da einen herben Ausgang gefunden, der gar nicht national=französisch ist. Der Franzose, den geselligen Verkehr wie ein immerwährendes Kunstwerk vor Augen und im Sinne tragend, findet einen Hauptreiz des Lebens in der Intrige, für alle Zwecke des Lebens, für ernste und heitere, für den Staat, für seinen Idealgedanken selbst, für Unterhaltung aller Art spinnt er die Intrige an, und immer mit Geschicklichkeit. Die einzelne Individualität ist ihm auch hierbei nicht so interessant, als ein neu gewendetes Verhältnis von Individuen zueinander. Wie es ihn weniger interessiert, daß sich ein Individuum eigentümlich in sich vertiefe, eigentümlich von innen heraus ausbilde, so interessiert es ihn außerordentlich eine ganze Partie von Individuen miteinander in Konflikt zu bringen; die dramatische Welt ist seine Lust. Bis jetzt haben wir den Kopf dazu geschüttelt, daß zwei, drei Franzosen zusammen=treten für Erfindung eines Dramas! Nicht bloß die Äußer=lichkeit solcher Erfindung schien uns widerwärtig, wir be=zweifelten auch, daß da nur was Gescheites zum Vorschein gebracht werden könne. Und wie irren wir uns darin, weil eben in uns kein Sinn und Geschick für Intrige. Das so=genannte „Machen“ eines Stückes verstehen die Franzosen meisterhaft, und ihre „faiseurs“ versorgen denn auch seit Jahrhunderten Europa mit aller Komödie. Wie klein ist die Zahl selbständig erfundener Komödien in Deutschland

und England! Wie bitter klagt die schlechte und die gute Kritik darüber, daß es sich immer nur um französische Übersetzung handle. Mit der Geselligkeitsform ist unseren feineren Zirkeln wohl auch etwas Intrigengeschmack aus Frankreich zugekommen, aber er wächst nicht besonders auf unserem Felde. Schien doch dies der alte Bassompierre damals wie ein lehrreiches Vorbild darzutun. Von der deutschen Seite her, Kriegs- und Freudengenosse Heinrichs, tappte er mit großer Zuversicht in die französische Intrigenwelt hinein, und war gar stolz, es dem feinsten Franzosen gleich tun zu können. Aber mitten im Stolze erfuhr er's, daß er es ungeschickt angefangen, daß er die Bastille eingetauscht habe vom Kardinal, und eine Bastille, die sich bei Lebzeiten des Kardinals dem vorlauten Fremdlinge nicht wieder öffnete, und die nur zuviel Muße gab für Memoirenabfassung.

La journée des dupes ist eines der Hauptintrigenstücke aus französischer Geschichte.

Jeder im königlichen Hause hatte eine besondere Rolle, auf Richelieus Sturz hinzuwirken beim Könige. Ganz Paris war voll davon: der Kardinal ist reif. Die Italienerin trieb es am plumpsten und ärgsten gegen ihn, sie beschimpfte ihn in Gegenwart des Königs. Richelieu verhielt sich fortwährend demütig und ergeben; der König zögerte. Des andern Morgens ward ihm gemeldet, seine Mutter sei krank, sie empfange niemand, sie mediziniere, der König möge sie in ihrem Schlafzimmer besuchen.

Richelieu wußte: Da geht's um die Entscheidung, da mußt du persönlich hin, es koste, was es wolle, denn persönlich ist deine dämonische Macht wirksam auf den König trotz Mutter und Krankenbett. Er eilt hinüber; alle Türen sind verschlossen. Aber er kennt die kleinen Wege, geht um die Galerie, tritt in die kleine Kapelle. Die Kammerfrau vertritt ihm entschieden den Weg, einer Handvoll Dublonen widersteht keine Kammerfrau, Richelieu tritt auf einmal ins

Kabinett — „Per Dio! Vous ici, Cardinale!“ schreit die Florentinerin im Bette auf, hochrot vor Zorn.

„Ich bin überzeugt, daß Eure Majestäten von mir sprachen —“

„Keineswegs.“

„Zuverlässig!“

„Nun ja denn, wir sprachen von Ihnen, von dem schlechtesten, undankbarsten Menschen“ — und nun folgte halb französisch, halb italienisch eine Flut von Vorwurf und Beleidigung. Richelieu kniete und weinte! — „Miserabile! Miserabile! teme ma vendetta!“

Er sieht, eine Beschwichtigung ist nicht möglich, er kann nur durch andere Wendung siegen; er erhebt sich, und sagt feierlich zum Könige: „Ich darf nicht mehr in Ihren Diensten bleiben, Sire, da ich das Unglück habe, Ihrer Mutter zu mißfallen.“ — Ludwig will etwas sagen, seine Mutter aber wirft ihm einen zornigen Blick zu: „Bedenken Sie, mein Sohn, ob Sie einen Diener Ihrer Mutter vorziehen —“

Richelieu trat ab, ließ seine Wagen rüsten, ließ seine Meubles auf Maultieren nach Pontoise abgehen. Es war kalt, der 11. November 1630, aber der Pont neuf schwirrte von Spottliedern auf den Kardinal; an der Samaritanerin, einer beliebten Rendezvousfigur auf der Brücke, äffte einer den Kardinal nach in tausend Grimassen, zu großem Jubel des Volkes. Die Parlamentarier beratschlagten über die kriminelle Form gegen ihn.

König Ludwig fuhr zur Stadt hinaus, nicht wie gewöhnlich nach St. Germain, sondern auf die einsame Jagd, auf die echte Pürschjagd, nach dem einsamen Forsthause in Versailles. Noch war kein Befehl von ihm ausgegangen, aber keiner der alten Besucher wollte heute das Haus des Kardinals betreten — auch Bassompierre fand zu seinem Unglücke fünf Tage lang den Weg nicht zum Hotel Richelieus. Nur der Kardinal La Valette, Chateauneuf und Le Jeay

traten ein zu dem niedergeschlagenen Kardinal. Sie rüttelten an ihm, der wie vernichtet dasaß, sie rieten ihm dringend, nach Versailles zu fahren.

Unterdes drängte sich alles zur Königinmutter, man erdrückte sich fast um die Schwelle, als ob die Florentinerin wieder jung geworden sei. Hütet Euch! Sie hat ein träges Naturell, und während Ihr hier den Sieg feiert, kommen zwei feine Franzosen in Versailles an. La Valette eilt in das alte Schlößchen, das später das Prachtschloß der Welt werden sollte. Der König sieht niemand, aber der junge St. Simon läßt La Valette ein, und geht den König fragen. „Der Kardinal Richelieu soll kommen“, ist die Antwort. — La Valette eilt hinweg, ihn zu holen, er harrt in einem kleinen Hause des Örtchens, er kommt, er wirft sich dem Könige zu Füßen. — „Ich hätte Euch abgedankt,“ spricht der König, „hättet Ihr nicht so ehrerbietige Gefühle gegen meine Mutter gezeigt — fahrt fort mir zu dienen!“

Richelieu, dem dieser Sieg zu leicht und unsicher, fordert wie gewöhnlich seinen Abschied, er will nicht gegen den Willen der Königinmutter bleiben, er weiß wohl, daß Ludwig am ersten hält, was sich ihm entziehen will.

„Das ist ihre Umgebung, mein Cousin,“ erwidert hierauf beflissener König Ludwig, „ich bürge Euch, sie sollen sich nicht rühren.“

Dies alles ereignete sich bei Einbruch der Nacht, und hiermit war die Partei der Maria verloren. Maria selbst war verloren, die der Kardinal bald nach Compiegne brachte, von da zur Flucht in spanische Arme veranlaßte, und so für immer aus dem Reiche entfernte. Mangel leidend ist sie in diesem Exil gestorben, noch jahrelang umsonst vom Auslande her gegen den verhaßten Kardinal aufregend.

Jenen merkwürdigen Intrigentag, den elften November, nennt man la journée des dupes, weil außer dem Könige und dem Kardinal alles dupiert worden, und alles Spiel

und aller Ausgang des Tages lange vorher zwischen diesen beiden abgemacht gewesen sei. Als ob Richelieu mit Ludwig so etwas hätte wagen dürfen, als ob eine abgeredete Komödie in solcher Form verliefe! Richelieu hatte wieder gesiegt, und man stellte sich lieber, als ob die Intrige nicht verloren worden, als ob gar nicht gekämpft worden sei.

Mit all seinem Nachdrucke erzwang er alle nur möglichen Erfolge dieser gewonnenen Schlacht. Auch Gaston wurde wie Maria landflüchtig und zum Rebellen gemacht, und wehe dem Franzosen, der eine Mitleidenschaft für sie zeigt! Nicht nur der Marschall Marillac, ein Freund Marias, wurde hingerichtet, nein, ein Montmorency selbst, ein echter Träger dieses hohen Namens, der überall in Frankreich alsobald nach der Krone genannt wurde, den man Cousin nannte mit der Jungfrau Maria selber, ein Montmorency ward im Kapitole zu Toulose geköpft, weil er sich für Gaston erklärt! Kardinal! Kardinal! Dir prophezeit jedermann ein Ende mit Schrecken! Alle öffentliche Meinung, das Parlament selbst, das seit Heinrich IV. so schüchterne, ist für die Vertriebenen. Das Parlament muß folgen, ja er nimmt ihm das alte Einregistrierungsrecht, ein Recht, wodurch es immer eine Kontrolle, eine letzte Bestätigungsinstanz besaß. Ludwig XIII. war mit solchen Maßregeln völlig einverstanden, er war in diesem Punkte äußerst deutlich, dieser melancholische Mann, war ein Bourbon, der im unbeschränktesten Herrschgedanken aufgewachsen, der als einfacher Jäger und Soldat jeder Parlamentsremonstration geradezu unzugänglich war, ja er riß sie entzwei und schlug an seinen Degen.

Richelieu gab indessen doch gar viel auf öffentliche Stimme, auf schriftstellerische Verteidigung; man sagt ihm deshalb nach, die ersten Mitglieder der Akademie, die er erwählt, seien die ärgsten Pamphletschreiber von Paris gewesen,

die er dadurch für sich erzogen hätte. Soviel ist gewiß und in den Quellen aus jener Zeit deutlich zu ersehen, daß er selbst und der König selbst schriftstellerisch äußerst tätig gewesen ist. Früher existierten bloß die „Chroniques de St. Dénis“, jetzt gab es den Mercure und die Gazette de France, und für die letztere schrieben die beiden Herrscher sehr oft Artikel. Ludwig XIII., ein stiller, sehr ordentlicher Mann, führte nicht bloß für sich ein Journal, wie es eifrige Jägersleute heute noch tun, er schrieb auch alles weitläufig und sauber und genau, er lieferte die exaktesten Beschreibungen von Schlacht oder Belagerung, und referierte dergleichen stets für die Gazette. Es ist bekannt, daß er ein talentvoller Artillerieoberst war, und daß er einen Schlachtverlauf sehr richtig darzustellen wußte. In den Manuscrits de Béthune kann man die Schriftstellerei dieser großen Herren finden. Théophrast Rénaudot, Redakteur der Gazette, hieß damals l'inventeur.

Als nun Richelieu solchergestalt im Königshause, gegen die Großen, gegen die Hugenotten aufgeräumt, solchergestalt negativ zentralisiert hatte, ging er auch an positive Maßregeln: in die sonst unabhängige Provinz sandte er den Intendanten des Königs, die Gesetze sammelte er in den Code Michaud, die Polizei ordnete er im Detail, für Handel und Schiffahrt trug er eifrige Sorge. Auf eine Zentralisation der Natur sogar war er bedacht, und gründete den großartigen Pflanzengarten in Paris. Nun nahm er auch die Politik nach außen wieder kräftig auf. Nicht umsonst hatte er seinen Pater Joseph nach Regensburg geschickt an den Reichstag, um alle die kleinen Fürsten gegen Österreich zu verbünden, er ging jetzt offen in Krieg mit der spanischen Macht.

Aber dieser Krieg, den er nicht persönlich leitete, schien ihm alle bisherigen Erfolge zu vernichten: die vertriebenen Widersacher des Kardinals belebten den Spanier, der damals schon ermattete in seiner sonstigen Kriegsmacht der regimentos,

er drang überall vor, die Existenz Frankreichs schien bedroht, und nun brach Paris, das so lange bloß pasquilliert hatte, tobend aus. Rottenweise schrie man nach dem Kopfe des Kardinals! Der Purpur allein hat ihn damals geschützt, war er bloß Minister Richelieu, so erreichte ihn wahrscheinlich das französische Ministerschicksal, und es endigte blutig eine Laufbahn, die noch einen Augenblick vorher überall geglückt zu sein schien. Der nationale Wechsel Frankreichs, der das Geschick dieses Landes in allem Detail nicht auf acht Tage voraus mit Gewißheit bezeichnen läßt, dieser Wirbelwind politischer Poesie hatte auch ihn plötzlich ergriffen, ihn, der so lange wie gefeit dagegen erschienen war.

Tief verschlossen saß er in seinem Hotel, zerbrochen, mutlos — ganz der Franzose des Südens, der dem entschiedenen Unglück sich kleinlaut unterwirft, wie hoch er auch kurz vorher das Haupt getragen. Pater Joseph und Mazarin fanden ihn in Tränen, erregten ihn jedoch durch Erzählung zu jenen kleinen Zeichen der Wut, daß er mit dem Federmesser die Tapeten zerschnitt und zornzitternd umherschwankte.

„Pfui," schrie Joseph, „da verkriecht Ihr Euch, wenn es tobt, Ihr seid nichts als ein nasses Huhn, wollt herrschen und könnt der Gefahr nicht ins Auge sehen! Soll man kommen und uns hängen? Auf, zeigt Euch ein wenig, reitet auf dem Maultiere durch Paris, oder fahrt in der Karosse, oder laßt Euch in der Sänfte tragen, jedenfalls zeigt Euch!"

Mazarin, sanfter und höflicher, riet dasselbe: „Mut, monsignore, il petto protegga l'uomo!"

Und Richelieu folgte, denn er war keineswegs persönlich furchtsam, er hatte nur einen nervengereizten Leib, der bei plötzlicher Erschütterung auf Augenblicke den Dienst versagte. Die Kühnheit wurde belohnt, wie immer in Paris, er wurde mit Bravos und Vivats empfangen für solchen Mut, und der Widerstand gegen den Spanier erhielt jetzt einen gesammelten Aufschwung. Aber ein schweres Opfer entriß

ihm doch diese Zeit: Pater Joseph ward vom Schlage gerührt, er lag in den letzten Zügen, als der Kardinal außer sich, über seine Kräfte schnell herzueilte, und schon von weitem rief: „Courage, Joseph, Breisach ist unser!“ Die kleinen Augen des Mönchs leuchteten noch einmal auf und verloschen dann auf immer. „Oh, ich verliere meinen Trost,“ stöhnte der Kardinal, „meine einzige Zuflucht, meinen Vertrauten, meinen Freund!“

Als dies Opfer verschlungen war, schienen die Schicksalsmächte wieder gesühnt: der Krieg schritt glücklich vorwärts, und die junge Königin gebar unerwartet 1638 einen Dauphin! Gaston war jetzt hoffnungslos, und daß Richelieu selbst nach der Krone gestrebt habe, ist Fabel. Er war jetzt auf der Höhe seiner Wünsche, ihm fehlte nichts als der graue Mönch und ein festerer Leib.

Daß bei der Geburt des Dauphin — Ludwigs XIV. — unendliches Geklatsch sich erhob, war natürlich: da war das Kind im bloßen Traume empfangen wie der Heiland, da war der Kardinal selbst der Vater und was dergleichen mehr. Von Ludwig XIII. erwartete man allerdings keine Nachkommenschaft, denn er lebte fast immer draußen in St. Germain allein, und Anna wohnte langweilig einsam in Paris, im Val de Grace, in jenem Turmgebäude, das von fern dem Pantheon ähnlich sieht, und das so tief draußen im abgelegenen Paris steht. Er hatte nirgends eine Fähigkeit zu Liebesleidenschaft verraten, er war kalt und matt in aller Neigung, blöde sogar allen Weibern gegenüber. So schien es einmal, als ob er eine Hautefort liebe, aber er wagte keine Annäherung. Gegen das Fräulein von Lafayette hegte er offenbar eine zarte Neigung, der klösterliche Trauersinn dieses Mädchens war von starker Fessel für ihn, und als sie sich wirklich ins Kloster zurückzog, war er stundenlang im Kloster, setzte sich ans Sprachgitter und unterhielt sich mit ihr. Da aber Richelieu sprach: „Das ist unschicklich für den König“, entschlug er sich auch dessen.

Eine Pariser Sage meint, er sei einst von einem Platzregen in der Nähe des Palastes überrascht worden, den Anna bewohnte, habe nur auf kurze Zeit darin Schutz suchen wollen gegen das Wetter, und sei länger geblieben, weil der Regen länger gedauert. Diesem Wetterzufalle habe Ludwig XIV. seine Existenz zu verdanken. — Paris ist immer glücklich, wenn es etwas auf den Zufall schieben kann, eine Weltregierung ist ihm ebenso lästig wie eine Regierung im Louvre.

35.

Balzac, neben Richelieu lebend, preist dessen Despotismus. Es ist zu begreifen, daß man einem Despoten zustimmt, weil er eine poetische Genialität im Staate repräsentiert. Aber auch dieser soll lieber verstorben sein: ein tüchtiger Mensch trägt wohl Überlegenheit neben sich, ja der gutmütige bewundert sie sogar gern; aber kein tüchtiger Mensch duldet es guten Mutes, daß ein einzelner den Sinn und die Bildung aller mißachten, und ohne sie oder gar gegen sie verfahren mag. In herkömmlichen Formen beleidigt dies nicht, und alle herkömmliche Form ist schon ein Gegensatz des Despotismus. Bei alledem indessen ist es zu begreifen, daß der lebhafte Mensch auch einen Despoten preist; wie man aber gleich Balzac den Despotismus preisen kann, den Despotismus als System der Willkür — doch nein, Balzac spricht von einem bestimmten Despotismus, vom Despotismus Richelieus. Dieser geistvolle Autor war also schwach, oder war hingebend genug, dies rasierende Zentralstreben des Kardinals zu bewundern. Hinten in der Geschichte, wo man These und Antithese geschichtlichen Ganges sich aufbauen sieht, da verweilt man allerdings wohlgefälliger beim schöpferischen Despoten, als beim mittelmäßigen Regenten des Herkommens, jetzt sieht man in Frankreich Richelieus Maßregeln mit Vergnügen zu.

Man erkennt, daß er die Herrschaftsidee der Valois und Bourbone energisch einem Ziele zugeführt, daß er der Vollendung selbiger Idee unter Ludwig XIV. am nachdrücklichsten vorgearbeitet. Je vollständiger sich etwas ausbildet, desto reifer ist es zu neuer Wendung. Man erkennt in Frankreich, daß sich ohne despotische Talente wie Richelieu und Ludwig XIV. Frankreichs Staatsleben erst später oder unvollständiger zu dem Gegensatze einer alles ergreifenden Revolution entwickelt, daß man sich in stumpferen Winkeln herumgeschleppt und nicht das Resultat solchen Prozesses also gewonnen hätte, wie man es schon gewonnen zu haben, oder bald zu gewinnen glaubt. Merkwürdig genug findet Richelieu just bei den Männern der Revolution die meiste Nachsicht, ja Anerkennung. Das Niedermähen der Aristokratie, das Nivellieren und Zentralisieren überhaupt, das Gleichmachen vor dem Gesetz, das heißt hier vor dem Gesetz des Kardinalwillens, das alles rechnen sie ihm zugute. Alsdann war er ja nicht König, er hatte sich seine Macht erworben. Wirklich scheint kein Liebesglaube für das Königtum bei ihm vorhanden zu sein — instinktartige Vorliebe großer Parteien entdeckt oft verborgene Merkmale — gegen das Ausland war er doch in diesem Punkte unerhört gleichgültig, und war der direkte Gegensatz Ludwigs XIV., welcher so dogmatisch-königlich! Richelieu ging nicht nur allem Dogma vorüber, sondern er ging über allen Anstand des Königtums hinaus, er ließ sich mit den schottischen Covenants in intime Unterhandlungen ein, behandelte die englische Puritanermacht als konzentrierte Macht ebenso wie irgend eine königliche. Die Königspartei der Stuarts hatte ihn bei seinem weiteren Kriege mit Spanien im Stich gelassen, hatte die Königinmutter aufgenommen, die puritanische Macht war ihm verheißungsvoller. Wir werden Ludwig XIV., den dogmatischen Monarchen im baren Gegensatze sehen von alledem.

Richelieu erregte auch Katalonien, von Spanien abzu-

fallen, es war ihm vollkommen Ernst, diese Provinz mit Frankreich zu vereinigen, er empfing die katalonischen Deputierten in Paris, er setzte eine Verfassung mit ihnen fest, es war ein durchgebildeter, abgeschlossener Plan. Ein Zipfel davon wurde auch realisiert, die kleine Grenzprovinz Roussillon mit Perpignan und dem Hafen Port Vendres wurde für immer den Spaniern entrissen.

Sonst erfüllt schmerzhafte Krankheit und die Verschwörung des Cinqmars des Kardinals letzte Jahre. Schmerzvolle Jahre! Der Urin war ihm unterdrückt, er litt grimmige Schmerzen, es war kaum zu verwundern, daß er nach außen immer härter wurde. Aus einer Adelsfamilie der Touraine hatte er einen Junker Cinqmars dem Könige zum neuen Mignon besorgt, zum Mignon und Spion. Vor einem harmlos erscheinenden Buben, wie dieser noch war, hatten die Feinde kein Arg, und sprachen rücksichtslos. Der König selbst mußte sie warnen, denn er durchschaute dergleichen ganz wohl, ließ es aber hingehen, weil Richelieus Verhältnis zu ihm einmal rationell begründet und ihm, dem Könige, notwendig war. Dieser König ist in ganz anderer Weise schwach, als er gemeinhin dargestellt wird. Er ist wohl apathisch, wie man ihn schildert, aber weniger aus Schwäche des Entschlusses, als weil er für die Schwäche der Zukunft ohne den Kardinal nicht genügenden Ersatz weiß; mehr aus Besorgnis und Mangel an Zuversicht läßt er den Kardinal nicht fallen. Oft mögen die Intrigen gegen ihn unter des Königs Augen hergehen, er sieht nur mit halbem Blicke darauf, ohne für oder gegen etwas zu beschließen, gleichsam als lauschte er nur, ob sich unter den Widersachern wohl ein Ersatz herausbilden könne für den Kardinal. Dann erscheint denn dieser plötzlich, oder — was noch häufiger — eine Schrift von ihm voll Grundsätze und Linien hoher Politik, es erkennt Ludwig, daß bei dem Alten immer noch die bei weitem mächtigere Welt und Einsicht, und er opfert

ihm kalt alle Opposition. Ludwig ist in diesem Zusehen und Abwarten, in diesem rationellen Entscheide, den er sich immer vorbehält, eine ganz interessante Novellenfigur, wenn auch kein interessanter Herrscher. Wenn Cinqmars auf Stühlen oder Teppichen oder hinter Gardinen im Schlosse zu St. Germain zusammengekauert lag, und die Opposition in Vorwürfen gegen den Kardinal sicher sich erging, weil sie glaubte, der Page schliefe, da sprach der König oft: „Hütet Euch, der Schlingel schläft nicht, er horcht, um morgen im Hotel de Ruel zu erzählen, was er heute gehört.“ Dabei behielt er ihn aber gern, hatte ihn lieb; er hatte nichts dagegen, daß sich der Kardinal vorsähe.

Cinqmars war Großstallmeister geworden unter dem Titel Monsieur Le Grand. Der Page wurde übermütig, der Kardinal spottete über die Frühreife, der Page wurde rachsüchtig. Man wohnte auf St. Germain, auf jenem entferntesten Lustschlosse des hügeligen linken Seineufers, das von seiner Höhe am weitesten hinabsieht auf die Ebene von St. Dénis und vom Montmartre. Es ist ein kleines Schloß im Verhältnisse zu Fontainebleau und Chambord, und ohne architektonischen Charakter. Jetzt ist es ein militärisches Strafhaus, und ist in tiefere Ungnade gefallen, als irgend ein Lustschloß. Das ist auffallend, da es nächst Marly, seinem Nachbar, die schönste Lage hat hoch auf geräumigem Berge, unter welchem die Seine strömt, und dessen Rückseite vom alten Königsforste bedeckt ist. Damals, zu Ludwigs XIII. Zeit, war die lange, lange Terrasse noch nicht angelegt, die oben am Bergabhange sich hinzieht und den Anblick der reichen Pariser Gegend meilenweit bietet. Sie ist von Ludwig XIV. geebnet und gelichtet worden. Unter Ludwig XIII. war es traurig und monoton auf St. Germain; der König suchte keine andere Ergötzlichkeit als die der Jagd. Er stand zeitig auf, musterte die Musketiere und ritt alsdann in den Wald. Überall mußte Cinqmars ihn begleiten. War das

Wetter schlecht, so ließ man auf der Höhe am Schlosse Falken steigen — „wo ist Cinqmars?“ rief der König, wenn jener einen Augenblick fehlte. Solcher Dienst wurde dem jungen Manne beschwerlich, beim Kardinal gab's auch nur Verweise; Monsieur Le Grand war oft so verdrießlich, daß er zum Könige sagte: „Ich gebe alle Gunst Eurer Majestät hin für einen ganz freien Abend im Marais, in meiner schönen Gesellschaft dort!“ — Abends wenn der König zu Bette war, jagte er dann verhängten Zügels nach Paris, nach dem Marais, und trat um Mitternacht in den Salon der Marion de Lorme, wo man trank, liebelte, geistreich war und gegen den Kardinal witzelte. Dann ging's verhängten Zügels zurück, um beim Lever des Königs zu sein. Da hatte denn der Überwachte schlechten Humor, auch gegen den König, schlief auf dem Pferde, schlief auf den Stühlen. Ludwig beschwert sich in Billetts bei dem Kardinal selbst über Cinqmars' Faulheit.

In ihm fand die Opposition einen besseren de Luynes. Besonders de Thou, Sohn des Geschichtschreibers, leitete ihn mit bestem Erfolge zu einer entschlossenen Verschwörung gegen Richelieu. Man setzte sich mit Gaston, mit Spanien in Verbindung, man hoffte endlich, den alten Fuchs zu erschlagen.

Richelieu wußte darum, aber er hatte keinen Beweis in Händen. Er lag krank in Narbonne, und die Feinde hatten freies Feld. Sie lagen vor Perpignan, die Verbindung mit Spanien war offen, der gesammelte, furchtbarste Ausbruch war jeden Augenblick möglich. Dort im Lager galt es für ausgemacht, daß der Kardinal verloren sei, kein Mensch sprach für ihn, aber jedermann bestürmte den König, ihm ein Ende zu machen.

Unterdessen litt der Kardinal in einem Privathause zu Narbonne, nicht im Bischofshause, wie gesagt worden ist; er litt quälenden Schmerz, er war allein, und sah aus allen Zeichen, daß er vom Äußersten bedroht sei. Dort setzte er das berühmte Testament auf, das Voltaire für unecht aus-

gegeben, das aber jetzt für eine echte Quelle gehalten wird. Darin vermacht er unter anderem dem Könige das Palais Cardinal, das seit seinem Tode den Namen Palais royal trägt, und ein Mittelpunkt des bewegten Paris, ein klein Paris im großen geworden ist. In selbigem Palais brach denn auch, ein Teil der Kardinalserbschaft, die Revolution von 1789 aus, und die Julirevolution fand darin ihren Herrn. Mazarin, des Kardinals treuer Freund, hatte sich eingefunden zur Abfassung dieses Testamentes. Richelieu war todesschwach, und die verzweifelnden Ärzte rieten zu einer Reisetour in der Sänfte, deren Schaukeln ihm so oft gut getan. So machte er sich denn auf und ließ sich auf Nebenwegen durch das Languedoc tragen, das er so tief gebeugt, vorüber an den Hugenottenschlössern, die von ihm in Trümmern lagen. Jetzt nahm er selbst die Nebenwege, um seinen Mördern zu entgehen. Mit Mördern war er rückwärts bedroht, und nach vorwärts gaben ihm die Ärzte nur noch zwei Tage Lebenszeit. Nach Tarascon am Rhone wollte er, das ihm gerühmt war wegen gesunder Lage. Plötzlich hielt die Sänfte — sind die Verfolger da? Der alte Herr, schmerzensreich an die seidenen Kissen gelegt, fährt auf: „Was ist?“ Ein keuchender Kurier überreicht einen Brief; mit zitternder Hand werden die Siegel aufgerissen, ein flüchtiges Feuer leuchtet durch das ersterbende Auge — „Chavigny! Chavigny! Auf der Stelle zum Könige! Kopiert diese Depesche und überreicht sie ihm!“

Sie enthält den Vertrag mit Spanien, den die Verschworenen abgeschlossen, ein Dokument ist gewonnen, jetzt wahrt eure Köpfe, solange nicht der letzte Odem aus diesem mageren Leibe gefahren ist!

Man lag immer noch vor Perpignan. Cinqmars trieb seine übermütigen Launen mit dem Könige, und dieser war eben schlecht auf ihn zu sprechen. Da kommt Chavigny. Ludwig beschließt noch nichts. Es wird aufgebrochen gen

Narbonne; Chavignys Ankunft hat die Zuversicht erschüttert, man warnt Cinqmars. Aber der Leichtsinn wird umsonst gewarnt, er geht mit nach Narbonne. Dort weicht Ludwig dem Drängen der Kardinalisten, den 12. Juni 1642 werden die Verschworenen verhaftet. Cinqmars, noch kurz vor dem Schlage unterrichtet, flüchtet zu einer Frau und verbirgt sich im Bett vierundzwanzig Stunden lang. Aber man findet ihn doch.

Jene Depesche war indessen nicht hinreichend für einen Kapitalprozeß, de Thou war ein kluger Rechtsgelehrter, für den man bestimmtere Zeugnisse brauchte. Gaston allein konnte sie geben, und von Richelieu bedroht und in die Enge getrieben, der diesen schwachen Helden zu behandeln wußte, gab er sie. Nun waren de Thou und Cinqmars verloren.

König Ludwig war auch krank; er ließ sich ebenfalls in der Sänfte, ebenfalls nach Tarascon tragen, und dort sein Bett aufrichten neben dem des Kardinals. Da lagen sie, beide dem Tode nah, und beichteten einander, und vereinigten sich gegen das strotzende Leben der Jugend. Die heiße Sommersonne schien über die Provence herüber, der Rhone rauschte. — „Mein Cousin," sprach der König, „Ihr seid hier sehr nahe am Rhone, es macht traurig, so das eintönige Rauschen des Wassers zu hören."

Er ließ, als er von Tarascon schied, dem Kardinal die Todesvollmacht gegen die Verschworenen. Er hatte seinen Mignon aufgegeben, wie er immer tat, ein nichts heischendes und deshalb auch nichts bewahrendes, ungetreues Herz. Richelieu ließ sie nach Lyon bringen, er führte sie nicht selbst beide den Rhone hinauf, wie die Sage und das Bild von de la Roche schildert. Cinqmars ward in einer Karosse mit sechs Pferden hinaufgefahren. Nur de Thou ward von der Barke des Kardinals aufwärts gezogen gegen den jähen Strom, an Avignon vorüber, durch den Pont-St.-Esprit, die malerischen Ufer hinauf, deren Ruinen zumeist Richelieus Werk, bis Valence. Von hier bis Vienne,

das nach Nismes am dauerndsten und zahlreichsten von Rom gestempelt ist, hat der Rhone seine schönsten Ufer und Weine, hier gleicht er am meisten unserm Rheinstrome, nur hat er die heiße Farbe voraus, und steht dem Rheine nach durch die dürr bepflanzte Côte rotie, deren edles Gewächs nicht auf dem Steinhügel seine Reize entwickelt.

Als Richelieu in Valence ankam, lag er ohnmächtig auf dem seidenen Bett unter einem Palankin. Dreimal waren ihm auf der Fahrt die Sinne vor Schmerz vergangen; er wollte lieber in seiner Sänfte weiter, in diesem ihm vertrauten Zimmer, worin Bett und Tisch und Armstuhl Raum hatten. So kam de Thou zu Lande nach Vienne, und so vor dem Avignoner Tore an der Pyramide des Pontius Pilatus vorüber, der vom Gerichte über Christus hierhergekommen war. Der edle junge Mann fand im Anblick dieser Pyramide einen schönen Gedankengang über Verdammnis und Todesurteil dieser Welt. Denn er wußte sehr gut, daß die nächste Station nach Vienne, daß Lyon seine letzte Station sein werde.

So war es auch. Diese Freunde starben schön und groß auf der Place des Terreaux in Lyon, wo Heinrich IV. jetzt vom Stadthause herabsieht; Cinqmars rasch, fröhlich, der französische Edelmann, de Thou milde und ruhig, ein Kind reifer und schöner Bildung. Ludwig XIII. hatte, fern vom Schauplatze, um die Stunde der Hinrichtung seine Uhr hervorgezogen und zu seiner Umgebung gesagt: „Jetzt hat Monsieur Le Grand eine böse Viertelstunde."

Diese letzte Unerbittlichkeit selbst schon halb toter Herrscher erregte eine furchtbare Erbitterung, die Freunde Cinqmars' schworen, sie wollten dem Mordkardinale mit dem Degen ein Ende machen, er mußte, damit ein natürlicher Tod für seinen Schmerz möglich werde, das Palais de Ruel eng mit Wachen umringen, ja im Sterben selbst erzwang er vom Könige, daß er seine Gardeoffiziere verabschiede, denn sie trachteten offen dem Minister, einem sterbenden Minister! nach dem Leben. —

Um diese Zeit war auch Maria zu Köln im Elende gestorben, sie hatte den Untergang des grimmig gehaßten Kardinals nicht erlebt. Jetzt kam sein Ende; die Nichten Comballet und d'Aiguillon weinten an seinem Lager, er hatte noch gesorgt, daß seine Neffen den Namen Richelieu fortrügen, und kämpfte jetzt Tag und Nacht einen schweren Todeskampf, alle kirchlichen Formen dabei in Anspruch nehmend. Endlich riß dieser zähe Faden doch entzwei.

In seinem Hirne fand man ein Wunder: die Organe doppelten Verständnisses. Wie atmete man in Paris auf, daß man dieser doppelten und dreifachen Macht entledigt war, und das Volk sang seine lustigen Sterbecouplets, wie immer wenn was Großes stirbt; hohe Bäume haben die meisten Äste, um Lappen und Zeichen daran aufzuhängen. Das ausdrucksvollste Couplet aus großer Anzahl ist folgendes:

Ci gît, que personne ne pleure,
Ici répose le Cardinal —
S'il est bien, Dieu le garde mal,
S'il est au diable, à la bonne heure!

Die Parlamentarier, die erst mit seinem Tode wieder zu Ansehen und Macht kamen, drückten sich rücksichtsvoller aus, und ließen ihn sagen:

J'ai vécu sans pareil, et je suis sans égal,
L'on admire partout mes vertus et mes vices;
Mes desseins, comparés avec mes services
Font douter, si je suis souverain ou vassal.

Er hatte dem Könige geschriebene Vorschriften hinterlassen, und dieser dachte nichts anderes, als wie er sie am genauesten befolgen könne. Dergestalt herrschte über ihn die Idee des Kardinalsgeistes." So war zunächst noch Desnoyers, aus Richelieus Konseil, die Hauptperson beim Könige, der Schatten des Sarges herrschte noch einige Wochen, bis denn

das Leben sich geltend machte, bis Ludwig deutlich genug sah und fühlte: es sind nur die Prätensionen des Kardinals übrig, nicht aber die scharf gestalteten Pläne und Mittel, bis eine lebendige Fortsetzung Richelieus, Mazarin, siegreich hervortrat. Ludwig XIII. würde nie allein geherrscht haben; hätte er keinen Richelieu gefunden, er hätte sich einen andern Premier aufgesucht; er hatte just soviel Einsicht, um für sich eine Ehe nötig zu wissen im großen Regimente. Und jetzt, nach so langer Zeit, war er ganz verwöhnt, wie es in Ehen ohne Neigung zu kommen pflegt: man hat die Frau beklagt, daß sie an solchen Mann gefesselt, ihm unterworfen sei, den sie nicht liebe, und wenn dieser Mann stirbt, so zeigt sich, daß dies Verhältnis ihr ganzer Lebenshalt geworden, sie wankt, sie schwankt, sie sinkt ihm nach, als ob die stärkste Notwendigkeit des Herzens sie zöge. Das Menschenwesen ist viel mannigfacher, als der Romanschreiber darstellt, der eben solcher Terminologie von Herz zu Herz nachläuft, wie der philosophische Schüler den Formeln des Systemes. Ludwigs Lebenskraft war dahin mit Richelieu. Es erinnert dies Verhältnis an das Bild alter Zentauren, wo zwei Wesen zusammengewachsen scheinen, und wo eines dem anderen folgen muß, auch in den Tod. Der König eilte ihm nach, dem Kardinale. Man drang ihm noch Konzessionen ab: alle Feinde und Gefangene Richelieus durften wieder erscheinen, die Vendome, Elboeuf, Beaufort bis auf den dicken Bassompierre, der mit seinen Memoiren und seiner guten Laune aus der Bastille schlüpfte.

Noch setzte der sterbende König eine Regentschaftsakte auf, und zwar ganz in seinem Geiste zweiten Ranges, der sein Bestes getan hat, wenn er sorgfältig auf allen Anspruch Rücksicht nimmt, alles nebeneinander stellt und den Kern nicht findet. Da sollte neben seiner Witwe, der Anne d'Autriche, jener Herzog von Orleans und der Prinz Condé herrschen, und Mazarin und ein Konseil und alles mögliche.

Damit Übermacht vermieden werde, hinterließ er eine organisierte Unmacht und Verwirrung, und ging ein zu seinen Vätern wenige Monate nach Richelieu, am 14. Mai 1643.

36.

Für den oberflächlichen Geschichtsanblick hat Frankreich nach diesen Todesfällen das Ansehen, als ob die Wirkung Richelieus mit dessen Tode zu Ende sei, als ob die alten Elemente und Gegensätze der Liguenzeit nur niedergehalten worden, und jetzt nach wie vor ihre Häupter erhöben. Denn die Tumulte und Konzessionen, die Kämpfe und Parteien und Rechtsgründe der Fronde, welche jetzt aufsteht, sie tragen auf den ersten Anblick ganz das verjüngte Gesicht der Ligue. Aber es ist ein verjüngtes und darum anderes Gesicht; dieser Gegensatz der unbeschränkten Monarchie erscheint immer mit neuer Zutat bis zu seinem Siege, aber er ist nur innerlichst derselbe, in aller Nuance, in aller Begründung ist er verändert, verändert durch die Hilfsmittel seines Feindes, des monarchischen Systems selber. Den alten Gegensatz hat Richelieu besiegt, aber besiegt, wie aller geschichtliche Sieg sich bildet, indem er ihm neuen Lebensstoff durch die eigenen Siegesmittel bietet, und indem er solcherweise immer neue Kräfte für die große Entwicklungsidee eines Landes in Bewegung setzt. Dieser Hauptidee Frankreichs, der Idee politischer Herrschaft, war Richelieu selbst als Person, als unberufener Sohn eines ärmlichen Gutsbesitzers ein neuer Fortschritt geworden. Nicht durch Privilegien unterstützt, sondern durch rein persönliche Fähigkeit war er Herrscher von Frankreich geworden, nicht Guise, oder Bourbon, oder Condé, oder Montmorency kam nach solchem Vorgange mehr in Frage, die Bahn war jedem Namen eröffnet. Die Waffe des Geistes ferner hatte der Kardinal überall zu Hilfe ge-

rufen, er hatte geschrieben, er hatte den König zum Schreiben veranlaßt, er hatte die Schriftstellerei durch die Akademie zu gesetzgebender Macht erhoben — er hatte alles Kriterium im Lande verändert. Jetzt mögt ihr immer die alten Fahnen erheben, Noblesse und Parlament und Stadthaus, euer Kampf ist ganz verändert, und ihr selbst seid verändert, eure alten Standarten müssen jetzt mit neuen Gründen angekündigt werden. Wo ist der stolze Kriegsadel, den Heinrich belebt und unter Zügel gehalten? Er ist überlebt, die Kriege Richelieus haben ihn nirgends zu Hilfe gerufen. Die alten Adelsbanner, sind sie jetzt noch Berufung genug? Zeigt der Edelmann noch statt alles weiteren Grundes auf sein Wappen? Nein, auf Rechtsaussprüche beruft er sich, auf das Parlament, das sie beweisen soll. Und das Parlament, durch Richelieu tief niedergehalten, hat dennoch durch ihn neues Leben gewonnen, das allmählich seinen Ausdruck sucht. Indem er die alte Herrenwelt in Verwirrung geworfen, hat er Fragen nach neuer Rechtsbegründung erweckt, die früher unerhört waren, die jetzt eine Rechtsbehörde zu unendlicher Wichtigkeit erhoben, und sie zu Rechtsspekulation förmlich nötigten. Diese Behörde nun mußte sich nach dem literarisch erweckten Geiste umtun, sie mußte ihrerseits eine Schriftstellerwelt adeln, denn in dieser Welt tat sich der erfinderische Gedanke hervor. So griff eins ins andere, so stützte eins das andere, um einen neuen Gegensatz der politischen Herrschaft zu bilden. Das war alles jung und unreif, und die Macht gegenüber war gespalten, forderte zu Angriffen heraus, der Tumult konnte nicht ausbleiben, aber es konnte nur Tumult werden, nicht mehr kompakte Gegenmacht der Ligue, nicht mehr schwere Macht des zweifellos geltenden Kriegsadels.

Die gens de lettres waren noch auf andere Weise befördert worden seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts: die höhere Gesellschaft, durch Heinrich und Richelieu von der politischen Bühne gedrängt, hatte sich durch Wort und Rede,

durch geistreiche, mocqueuse Geselligkeit zu entschädigen gesucht. Wer darin das meiste vermochte, begann zu gelten, so drang ein neues Wappen, ein neues Kriterium ein. Geistreiche Roturiers wurden zum Adel gezogen, belebten dessen Welt, und man gewöhnte sich daran, diese neue Macht anzuerkennen, denn sie war allein wirksam, wo mit der Tat nichts auszurichten war. Dies mußte zuerst beim politisch tätigsten und geselligsten Volke entstehen, und mußte sich, wie jetzt, am reifsten bei ihm ausbilden. Die Gleichheit darin geht heutigentages in Frankreich über all unsere Vorstellung; die ärmlichste Kleidung, der gleichgültigste Name erscheint im Salon und gewinnt auf der Stelle die größte Achtung und Hingebung durch das geistreiche Wort, oft durch die einzelne Bemerkung, welche von Überlegenheit zeugt. Man spricht immer von einer Souveränität des Volkes, und dieser mißliche Ausdruck erweckt soviel Streit; von einer Souveränität des Geistes sollte man sprechen, und kein Franzose würde die Rechtmäßigkeit derselben bezweifeln, sie hat sich aufgebaut seit Richelieu zu einer kolossalen, alles in sich begreifenden Macht. Vergessen möge man übrigens nicht, daß die Herrschaft Richelieus in die Zeit fiel, in welcher die Folgen der Reformation sich durch ganz Europa ins Werk setzten, in welcher die Kriterien des souveränen Geistes auch da überall eindrangen, wo man die alte Form bewahrte, vergessen möge man nicht, daß Richelieu wohl alle kirchliche und staatliche Äußerung der neuen Welt unterdrücken, nicht aber das Lebensprinzip völlig abhalten konnte. Ja er konnte dies so wenig, daß er es, wie wir gesehen, durch seine auswärtige Politik, durch seine Manifeste und Zeitungsartikel und durch Beförderung der Schriftstellerei aufs Nachdrücklichste selbst förderte.

Das Hotel de Rambouillet in Paris war damals Mittelpunkt dieser neuen Welt geworden, die Börse der neuen Münze, die Privatakademie neben der offiziellen. Da fanden

sich die Chapelain, Voiture, die Scuderys, Scarron, La Rochefoucauld, die Marquise de Sablé zusammen, Corneille kam dahin, und Balzac, obwohl Verehrer Richelieus, fehlte nicht, denn mit Geist konnte alles sich behaupten, er war die neue allgemeine Waffe; Adel des Degens, Adel der Robe war nicht mehr hinreichend, Adel des Geistes hatte allein Erfolg, denn jedermann brauchte gescheite Menschen, alles wurde ja Polemik und Pamphlet.

Wie frei und schrankenlos und innerlichst willkürlich der also freigemachte Geist in Frankreich war, wie er so gar keine menschliche Illusion mehr brauchen konnte, wie er das Prinzip des Egoismus mit Naivität vortrug, davon sind die „Maximes“ La Rochefoucaulds ein getreuer Abdruck. Voltaire sagt, daß sich immer die eine Wahrheit unter hundert Gesichtspunkten darin darstelle, die Wahrheit nämlich: Eigenliebe ist der Beweggrund für alle Welt. Er setzt aber hinzu, daß kein Buch — und es ist nur eine schlanke Sammlung von Bemerkungen — mehr beigetragen habe als dies, den französischen Geschmack zu formieren, dem französischen Geiste die Präzision und Rundung anzugewöhnen, wodurch er besticht und wodurch er sich heute noch scharf vom deutschen Geiste unterscheidet. Äußerlich und innerlich ist die Fronde ein französischer Typus für Zeiten nämlich, wo neue Wünsche noch nicht völlig reif sind: Heroismus, Übermut, rasch eintretende Verzagtheit, augenblickliches enormes Opfer, lachende Umkehr, als sei alles nur Scherz gewesen, Unterbrechung, um sich auch parteilos, rein menschlich gehen zu lassen, gedankenloses Vergessen, und solcher Eigenschaften mehrere bilden das Frankreich solcher Zeit. Unseren Großvätern war auch kein anderes Frankreich bekannt, und sie glaubten deshalb so langsam an den dogmatischen Ernst der Revolution von 89. Im Jahre 89 war die Opposition, war der Jahrhundert alte Gegensatz erfüllt, und hatte sich zu einer dogmatischen Überzeugung verdichtet. Man wird jetzt, wo alles Wesent-

liche gewonnen, wo der französische Geschichtsgeist in neue Bahnen der Aufsuchung sich verteilt, man wird jetzt wieder mehr Ähnlichkeit mit der Fronde finden, so wie 89 die Ähnlichkeit mit der Ligue schlagend war. Natürlich in ausgebildeterem, höherem Boden, denn das Naturell behält wohl seine Grundzüge, aber die Handlung selbst ist bereichert durch die Vergangenheit. Man wird jetzt wieder von den geistreichen Führern sagen, wie Retz von Rochefoucauld sagte: „Er glaubt nicht genug an die Tugend, das heißt an die Vertu der Franzosen.“ Diese Vertu ist ihnen eine zweifellos große politische Würdigkeit, und sie war 1789 das Losungswort. — So ist La Rochefoucauld ein Gedankenbild der Fronde, und für das jetzige Frankreich immer wieder ein Liebling, dem man in den meisten Punkten recht gibt. Folgende Maximen charakterisieren ihn und das Frankreich beider Zeiten:

Die Eigenliebe ist viel geschickter als der geschickteste Mensch auf Erden.

Die Dauer unserer Leidenschaften hängt nicht mehr von uns ab als die Dauer unseres Lebens.

Die Eigenliebe leidet viel ungeduldiger die Verurteilung unseres Geschmacks als die Verurteilung unserer Meinungen.

Dafür haben wir alle Kraft genug: die Leiden eines andern zu tragen.

Die Philosophie triumphiert sehr hoch über die Übel der Vergangenheit und Zukunft; die Übel der Gegenwart triumphieren über sie.

Das Üble, das wir anrichten, macht uns nicht so verhaßt als die Eigenschaft, wodurch wir uns auszeichnen.

Die Güte, woraus man den Fürsten eine Tugend macht, entsteht bald aus Eitelkeit, bald aus Trägheit, oft aus Furcht, und fast immer aus all den dreien zugleich.

Unsere Kaprice ist noch viel bizarrer als die des Glücks.

Man ist nie so glücklich, oder unglücklich, als man sich einbildet.

Um sich in der Welt zu etablieren, tut man nur alles Mögliche, um etabliert zu scheinen.

Die Liebe ist schwer zu definieren: in der Seele ist sie eine Leidenschaft zu herrschen, in den Geistern ist sie eine Sympathie, und im Körper ist sie nur eine heimliche und zarte Begier, das was man liebt zu besitzen und zwar nach viel Mysterien. — Gibt's eine reine Liebe, so wohnt sie ganz tief im Herzen, und wir selbst wissen nichts von ihr.

Es gibt keine Verstellung, die auf lange Zeit Liebe verbergen könne, da wo sie ist, oder Liebe heucheln, wo sie nicht ist.

Wie es nie in unserer Macht steht, zu lieben oder nicht mehr zu lieben, so kann sich auch Geliebter oder Geliebte niemals mit Recht über Unbeständigkeit beschweren.

Nach den meisten Effekten zu urteilen, die sie hervorbringt, gleicht die Liebe mehr dem Hasse als der Freundschaft.

Es ist viel schwerer, seiner Geliebten treu zu sein, wenn man glücklich ist, als wenn man von ihr malträtiert wird.

Man entsagt viel eher seinem Vorteile, als seinem Geschmacke.

Die Schwäche ist der Tugend feindlicher als der Fehler.

Es mag Frauen geben, die nie galant gewesen sind, aber es gibt keine galante Frau, die es nur einmal gewesen.

Mit der wahren Liebe ist's wie mit Geistererscheinungen: jedermann spricht davon, und gar wenige haben eine gesehen.

Rechtsliebe ist meistens Furcht, Unrecht zu leiden.

Freundschaft im gewöhnlichen Leben ist ein Austausch guter Dienste, ein Verkehr, wo die Eigenliebe sich immer vorsetzt, etwas zu gewinnen.

Fürsten um Vorzüge loben, die sie nicht besitzen, heißt ihnen ungestraft Injurien sagen.

In der Eifersucht ist mehr Eigenliebe als Liebe.

Jedermann beklagt sich über sein Gedächtnis und niemand über seine Urteilskraft.

Jedermann rühmt sein Herz, und niemand wagt seinen Geist zu rühmen.

Man gibt nichts so freigebig als seinen guten Rat.

Wenn wir unseren Leidenschaften widerstehen, so geschieht's mehr, weil sie schwach, als weil wir stark sind.

Wenn man sich nicht selbst schmeichelte, so hätte man selten ein Vergnügen.

Man spricht wenig, wenn die Eitelkeit nicht zum Sprechen treibt.

Man ist nie so lächerlich durch die Eigenschaften, welche man besitzt, als durch die, welche man zu besitzen affektiert.

Man spricht lieber schlecht von sich, als gar nicht.

Eine Lobpreisung ablehnen heißt gewöhnlich, sie zweimal hören wollen.

Die Könige machen Menschen wie Münze, man muß sie nach ihrem Kurse, nicht nach ihrem Werte hinnehmen.

Geiz ist der Ökonomie viel feindlicher als Freigebigkeit.

Frauen sind oft ihres Rufes und ihrer Ruhe wegen anständig.

Es ist eine große Torheit, allein weise sein zu wollen.

Den Preis der Dinge kennen ist die Hauptgeschicklichkeit.

Paris hatte bei dem Frondeaufruhre schon dreimalhundertfünfzigtausend Einwohner, war also schon eine furchtbare Macht, und sein mürrisches Dreinsehen, als man das Testament Ludwigs veränderte, war von übler Vorbedeutung. Anna übernahm die Herrschaft und Mazarin die Regierung; da war also wieder eine Maria und d'Ancre, eine Maria und Richelieu, und in verhaßter Wiederholung auch wieder ein bepurpurter Kardinal. Dieser Kardinal Mazarin faßte allerdings seinem Charakter und wohl auch den Umständen gemäß die Aufgabe weicher, nachgiebiger als Richelieu getan.

Aber was hilft das, wenn ein beweglich Volk fühlt, daß eine Zeit zum Tummeln gekommen sei, was hilft's, wenn eine Phase sich durchsetzen will! Diese Sanftmut machte nur dreister, und man sieht auf Mazarin allen Zorn entladen, der gegen Richelieu sich nicht entladen gekonnt. Das gesellschaftliche Leben muß immer wie ein Geschirr irgendwo drücken, und da wird, wie in jeder Familie ein Sündenbock nötig ist, auch im Staate ein Mittelpunkt ausgesucht, auf den sich aller Vorwurf häuft. Dahin entlastet sich der Mensch, und er fühlt sich immer erleichtert, wenn er nur den Vorwurf gegen ein lebendiges Wesen angebracht hat.

Während Mazarin den Krieg gegen Spanien fortführen ließ, der unter d'Enghien — dem späteren Condé — und Turenne bereits vom Glückssterne des Knaben Ludwig beschienen war, während man glücklich und belohnenseifrig die Medaillen und das Ludwigszeitalter von Bronze aufbrachte, während Mazarin mit großer Gewandtheit auf dem Münsterschen Kongresse für Frankreich sorgte, da knatterte das unruhige Feuer in Paris hin und her und suchte sich einen Ausgang. Der Schreckenskardinal war hin, man fühlte nicht mehr den starren ehernen Zügel, man schweifte mehrere Jahre umher, man ward dreister und verwegener, die Geschichte anderer Länder gab die kühnste Anregung, in Neapel revoltierte Masaniello, in England siegte die Volksopposition, und Karl Stuart war an der Stufe des Schafotts! Sollte das Parlament so völlig zurückbleiben hinter dem englischen? Es setzte all seine alten Ansprüche in Bewegung, und um anzufangen wollte es keinen allmächtigen Minister mehr. „Fort mit ihm!“ schrie das Volk, „die Auflagen steigen täglich, er mischt sich in alles, in unsere Stadtkirche St. Eustache sogar setzt er uns Priester von seiner Fabrikation, der Koadjutor Retz selbst sagt, das ginge nicht, fort mit Mazarini!“ Alles vereinigte sich gegen den Fremdling, der ja eben auch wieder ein étranger, aus dem habgierigen Italien war.

Richelieu war doch wenigstens Franzose, wenn auch ein schlimmer Franzose, einer von den scharfeckigen, mit glattem schwarzem Haare und spitzigem Auge!

Retz, später Kardinal, spielte eine große Einleitungsrolle zum Frondeaufruhr, und ist dann durch seine Memoiren geschichtliche Hauptquelle dieser Epoche geworden. Neuerdings hat man das Manuskript dieser Memoiren aufgefunden, das mehr als der Druck enthält, neuerdings hat man aber auch diesen Prologus der Fronde ungünstiger beurteilt und ihm Schwäche, wie kleine Absicht nachgesagt. Jedenfalls war er ein feiner Kopf, und da er im Verlauf der Revolte beiseite geschoben wird, so kommt nicht gar viel darauf an, ob er etwas mehr oder weniger Mut und Plan gehabt. Er trat nicht sowohl als Geistlicher, sondern als Aristokrat zum unruhigen Volke, und die Aristokratie übernahm denn auch nach ihm gemeinschaftlich mit dem Parlamente die Führung dieses Aufruhrs.

Die Regentin Anna wohnte mit dem jungen Könige im Palais royal. Ludwig XIV., am 5. September 1638 in Saint Germain geboren und schon im Mai 1643, also noch nicht volle fünf Jahre alt, als König vorgestellt, war beim Ausbruche des Tumultes, im Sommer 1648, ein Knabe von zehn Jahren. Nach den ersten Bewegungen in Paris, die man für einen gewöhnlichen Auflauf hielt, versuchte Anna einen raschen Streich und ließ die dreistesten Parlamentsräte Blanc-Mesnil, Charton und Broussel verhaften. Dies ward das Signal zur stürmischen Revolte. Die mit Truppen ausgesendeten Marschälle werden zurückgeworfen, Retz erscheint in Pontificalibus auf dem Pont neuf und segnet das Volk, die Glocken läuten, alle Straßen wimmeln, er übernimmt es, zur Regentin zu gehen und die Freilassung der Parlamentarier zu verlangen.

Anna empfängt ihn spottend und weist ihn ab. Da holt das Volk die alten Ketten hervor, spannt sie über die

Straßen — es war der 26. August — und in der Nacht werden Barrikaden errichtet, zwölfhundert an der Zahl. — Das Parlament liebte die Drohung gegen das Königtum, aber die Revolte selbst war ihm unbequem, denn alsdann schuf die Masse das Gesetz, und alles Eigentum, das vorzugsweise in den Händen der parlamentarischen Bourgeoisie, wurde bedroht. Mathieu Molé also, Präsident des Parlamentes, obwohl als solcher an der Spitze der Widerstandspartei, suchte doch zu vermitteln und führte die parlamentarische Kommission ins Palais royal. Bitter weist sie die Regentin ab, und um alle Nachteile der Vermittlungsrolle an ihnen darzustellen, empfängt sie beim Heraustreten aus dem Palais auch die Volksmasse mit Verwünschung und Zorn, man zieht den Präsidenten an seinem schönen langen Barte in die dichtesten Haufen, und die Kommission ist genötigt, wieder ins Palais zurück zu flüchten. Dort spielt der junge König im Hofe Ball. In dem hinteren Hofe des Palais, wo 1830 Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, wohnte, abgesondert vom großen Kauf- und Caféhallenhofe, findet man jetzt in großen Gemälden alle damaligen Szenen der Fronde dargestellt. — Bei der eiligen Rückkehr der Kommission erkennen Anna und Mazarin, daß Großes auf dem Spiele steht, Mazarin hatte sich, mit grauem Rock und hohen Stiefeln verkleidet, in die Straßen gewagt auf Kundschaft, und hatte den Zustand bedenklich gefunden. Die Regentin willigt jetzt in die Freilassung der gefangenen Parlamentsräte. Und das genügte nicht mehr, Mazarin mußte große Zugeständnisse machen, mußte zwölf Millionen Steuern streichen; das Parlament als vermittelnde und entscheidende Behörde wuchs dabei von Tag zu Tage.

Hiervon hatte die Aristokratie noch wenig Gewinn, sie fachte also die Flamme von neuem, und zwar zu einer Flamme, die weit über den ersten Straßenaufruhr hinausschlug. Umsonst waren die Opfer Mazarins gewesen; der

Herzog von Beaufort, ein Sohn der Vendomebastarde, den Mazarin gefangen hielt, sprang mit Lebensgefahr herunter von den Türmen des Gefängnisschlosses von Vincennes, und stellte sich an die Spitze des Pariser Volkes. Nach aller Rassentheorie müßten diese Königsbastarde die begabtesten Erzeugnisse sein; und an Herz und Leib wenigstens sind sie dies in Frankreich auch gewesen vom Dunois herab bis auf die natürlichen Söhne Ludwigs XIV. Dieser Beaufort war einer der vermessensten und kühnsten, er gab also das Signal für den Adel, und dieser schloß sich nun in Masse an den Aufruhr. „Fort denn von Paris!" riet Mazarin der Regentin; es war Flucht, es konnte die Lage Heinrichs III. wieder erzeugen, und war doch ein geistvoller Rat. Wenn Paris nicht von einem starken Dogma revolutionär bewegt, sondern nur revoltenhaft aufgeregt ist, so wird es am leichtesten von außenher bezwungen. Wenn ein Heer die Landstraßen und die Seine sperrt, so bezwingt dies sicherer, als Festungswerke die sanguinische Stadt bezwingen. Die Flucht der Regentin hatte allerdings ein peinlich Ansehen. In der Nacht des 6. Januar geschah sie bei Glatteis nach St. Germain. Dort war niemand erwartet, war nichts vorbereitet, es fehlte an Betten, an Holz, der kleine König fror bitterlich. Man mußte erst im nahen Forste einige Bäume umhauen lassen, damit Kaminfeuer gemacht werden könne gegen die harte Kälte, man mußte sich zum Schlafe mit einer Strohmatratze begnügen.

Diese Flucht, diese Nacht hat Ludwig den Parisern nie vergeben, sie hatte sich unvergeßlich in sein Herz geprägt; sie ist seinem despotischen Sinne ein steter Vorhalt gewesen, wie man von der Macht nicht eine Linie opfern dürfe, um nicht dem Äußersten ausgesetzt zu sein.

Daß ihnen der junge König entführt sei, vermerkten die Pariser sehr übel; auch Handwerk und Kaufwerk sah sich damals in Arbeit und Absatz noch sehr an den Hof ge=

wiesen, der soviel herbeizog und soviel Bedürfnis erzeugte durch Cour und Feste. Sie sangen nach dem 6. Januar in Paris:

Ces voleurs de Louis, ces infames harpies,
Le grand maître et le Cardinal,
Après s'être saisis de toutes les copies,
Ont enlevé l'original.

Zur Königin außen hielt Condé, der mit der flandrischen Armee anrückte, nach Paris aber strömte aller Adel mit reisigem und kriegerischem Gezeuge, es kamen die Conti, die Longueville, die Brissac, die Marsillac, die Bouillon, und was war denn eine Armee ohne den Adel! Der Adel war ja der privilegierte und der eingeübte Soldatenstand. Jeder Edelmann erhob von seinen Ländereien seine Truppen, das war in geordneter Zeit seine Steuer an die Krone, sonstige zahlte er allerdings nicht, aber er zahlte Leib und Leute. Was blieb an Kriegsmacht des Landes übrig, wenn aller Adel nach Paris ging? Werden die adeligen Fahnen unter Condé treu bleiben gegen ihre Genossen? Darin lag es eben: der Adel war schon nicht mehr das einige Herren-institut, er war schon durch neuen Sinn, durch neues Bedürfnis zersplittert. Drohend genug sah es allerdings aus, als das Parlament gewagt hatte, Mazarin zu ächten, als jene Prinzen im Parlament erschienen und sich für dasselbe erklärten zum Kriege gegen Mazarin. Die Bourgeoisie des Stadthauses, die keine Revolutionslust hatte, weil sie kein Prinzip vor sich sah wie in der Liguenzeit, sie ward mit fortgerissen; auf den Befehl der Regentin, das Parlament solle Paris verlassen, ward verweigernd geantwortet; die Souveränität des Volkes, von den Kalvinisten herstammend, ward jetzt vom Parlamente in Anspruch genommen, und alles übrige bedeckte sich mit dem Schlachtrufe „Nieder mit Mazarin“, um nicht offene Rebellion gegen die Krone einzugestehen. Es regnete Pamphlete und Karikaturen gegen ihn,

der Charivari ist ein uralter Franzose, und Mazarin seinerseits errichtete in St. Germain eine Druckerei, von wo er täglich antworten und angreifen ließ. Dermaßen war die neue Waffe des Geistes schon anerkannt. Des Nachts ließ er durch einen Reiter sein Journal „le Désinteressé“ in Paris auswerfen.

Paris machte zwar ungeheure Anstalten, um ein Heer auf die Beine zu bringen, aber der Adelssoldat blieb die Hauptsache, das Stadtmilitär war nicht exerziert und konnte gegen Condés geübte Truppen nicht aufkommen. Retz zum Beispiele errichtete ein Regiment und nannte es theologisch „die Korinthier“. Als es vor die Tore rückte, jagten es Condés Truppen heim, und es eilte mit blutigen Köpfen wieder durch die Tore. „Das ist der erste Brief an die Korinther!“ rief man draußen unter großem Gelächter. Dieser Frondekrieg zeigt die französische Welt in all ihrer leichten Produktion, da kein kernhafter Mittelpunkt die Gedanken sammelte; unter Witz und Lachen wurden Opfer und Anstrengungen gebracht. Denn der Parlamentsgedanke war in seiner großen Konsequenz damaliger Zeit noch durchaus abstrakt, und die Energie, welche er jeweilig zeigte, war offenbar noch nicht innerlich erzeugt, sondern ein Ergebnis des englischen Beispiels. Dieser Parlamentsgedanke lebte auch nur in wenigen, die Pariser Opposition bestand ja aus gemischten Parteien, zwischen denen bald das Mißtrauen umherschlich. Dem Adel wurde vorgeworfen: „Du hast so oft angefangen, alsdann plötzlich Frieden gemacht, und wir haben die Kosten gezahlt!“ Der Adel antwortete damit, daß er seine Frauen wie Geiseln darbot: die Herzogin von Longueville, obwohl hochschwanger, bezog ein Zimmer des Stadthauses, worin bisher nur Ratten gehaust, sie gebar dort einen Sohn und bat die Bürgerschaft zu Paten. Charles-Paris wurde der Prinz getauft; die Parlamentarier nannten sie die Mutter der Gracchen, Corneilles Römerbegriffe wurden überall lebendig.

Aber der Mangel an Lebensmitteln ward immer schmerzlicher, der Bürger wollte nicht länger hungern, er wußte ja kaum wofür, und Anna und Mazarin draußen wünschten auch sehnlichst ein Ende, das unerhörte Beispiel in England entsetzte sie, in demselben Monate Januar fiel Stuarts Kopf in London — man war von beiden Seiten zum Vertrage geneigt. Nach einigem Zaudern kam den 11. März der Waffenstillstand von Ruel zustande, der allerdings gar keine Frage entschied. Paris unterwarf sich in allgemeinen Ausdrücken dem Könige, und dessen Armee ließ Lebensmittel in die verhungerte Stadt passieren. Aber der Frondeuradel protestierte gegen die trève von Ruel, zog ab nach den Provinzen und trug die Fronde in alle Himmelsgegenden des Reichs. Die Parlamente der Provinzhauptstädte nahmen begierig die Opposition auf, welche das Pariser Parlament begonnen. Außer der Normandie und Guienne tat dies besonders die Südostseite der Monarchie, das Burgunderland mit seinem anspruchsvollen Parlamente von Dijon, das provenzalische Land mit seinen Traditionen von König René, dem die modernen Könige so gar nicht mehr ähnlich sahen. In kurzem sehen wir auch das Hoflager von St. Germain aufbrechen in Waffen den Lauf der Seine hinauf gegen die burgundischen Frondeurs, gegen die Frondeurs des Südostens.

Dieser Südostteil Frankreichs, den ich den schönsten nennen möchte, wäre ich nicht in Pau gewesen, dies Burgund, Dauphiné und Provence ist wiederum so reich und schön! Man geht sie nicht zu Ende, wenn man auch ein Jahr lang geht, die Macht und Pracht dieses Frankreich; hier ankommend gesteht man überwunden zu: sie ist eine belle France und die gesegnetste Macht Europas. Diese drei kleinen Königreiche Burgund, Dauphiné, Provence repräsentieren dreierlei Klima und Produkt: Burgund, das bis an den Rhone hinabsteigt, ist durchzogen von den Goldhügeln,

an denen Beaune und in deren Nähe Macon liegt, heilige Städte für jeden Weinkenner. Petrarca sagte in Avignon, und er war doch sonst ein so steifernster Mann, er sagte von der päpstlichen Klerisei: Solange der Wein bei Beaune wächst, ist sie nicht zurückzubringen nach Italien, denn sie glaubt nicht daran, daß es irgendwo auf der Erde nur eine ähnliche Rebe gibt wie die von Beaune. Es hat ein mildes, warmes Klima, das Burgunderland, an den Rebenhügeln, die das Land vorzugsweise bilden, lagert sich die südliche Sonne, um die Traube zu brüten, und von den nahen Alpen kommt doch Frische und Kühlung genug.

Das Dauphiné, durch den von Ost nach West gehenden Rhone vom Burgunderlande geschieden, ist eine ganz andere Welt, ist das schönste Gebirgsland, das man erdenken mag; der üppigste Baumwuchs steigt in den Tälern hinauf, und immer höher hinauf bis zu den höchsten Alpen. Die Becken der Isère, des Drac, das Becken von Grénoble und das Tal von Gresivaudan strotzen von frischer Erdeskraft, von unabsehbarer Pracht der edelsten Bäume, und doch darf man nur eine mäßige Höhe ersteigen, um den Montblanc selbst in schlohweißer Schneepracht scheinbar ganz in der Nähe zu sehen, ein Greis, der auf die grüne Jugend des Dauphiné Sommer und Winter gleichmäßig herabschaut.

Das Dauphiné und die Provence sind vom übrigen Frankreich klar abgeschnitten durch den Rhone. Die Provence, das dritte dieser Länder, stellt den Süden selber dar, wo die burgundische Traube zu heiß wird, wo der grüne Baum des Dauphiné vertrocknet, wo andere Reize und Vorteile geboten werden, der Ölbaum und das Meer. Wie im Äußeren, so sind diese Länder auch in den Bewohnern ganz verschieden, und in Deutschland würde man es unumgänglich nötig finden, daß jedes derselben ein besonderes Königreich bildete. Lyon, an der Kniebeugung des Rhone gelegen, wo mit der burgundischen Saone die Bourgogne aufhört, das würde, mit

seinen Beaujolaisbergen zur Republik gemacht, ein Genf der Seide und des Beaujolaisweines. So wäre Mannigfaltigkeit gewonnen, und der Macht wäre ausgewichen. Wie annehmbar dies dem von früh auf selbständigen Burgunder, dem Lyoner und Marseiller einst geschienen hat, jetzt ist es ihm doch noch angenehmer, daß von Ludwig XI. an die Könige von Frankreich und Richelieu und jener König der französischen Könige Louis le Grand anderer Meinung gewesen sind, daß diese kleinen Königreiche jetzt zur großen la France gehören und die unabsehbaren Vorteile einer großen Nationalmacht mitgenießen. Unser Schwaben, Bayern, Hessen und wie sie weiter heißen, sie glauben, sie wünschen dies heute noch nicht, sie wissen nicht auszuzählen, wie groß ihre Verschiedenheit sei von den übrigen Provinzen Deutschlands. Wahrlich, die Verschiedenheit in Deutschland von Memel bis Kostnitz, sie zeigt nur harmlose Familiennuancen im Vergleich mit den Völkerschaften Frankreichs. Der Marseiller stammt von phocensischen Griechen, der Burgunder von germanischer Rasse, jahrhundertelang haben sie einer des anderen Sprache nicht verstanden, heute noch hat jede Landschaft zonenweit verschiedene Sitte, getrenntes Bedürfnis, und fragt sie jetzt, ob ihnen dies ein Grund scheine, getrennt zu existieren!

Ich habe die Wanderung in diesen Landschaften von Avignon angetreten. Auf einem Felsberge dieser Stadt liegt die päpstliche Burg, von einem mürrischen, wüsten Ansehen, jetzt großenteils zum Militärgefängnisse benützt. Sonst wurde für Rom da gesammelt, jetzt steht eine kleine Blechbüchse an der Treppe, die bittet um ein Scherflein für den Gefangenen. Wer je gefangen war, kann dieser Bitte nicht widerstehen, er weiß, wie wohlfeil hinter Eisengittern eine sonst teure Freude zu erkaufen ist — obenein sehen die armen Teufel aus den Fenstern herab, die einst päpstlich waren, und bitten mit den Augen. Neben dieser Burg ist die Steinhöhe offen, und ich fand allabendlich Invaliden aus der Kaiserzeit dort

sitzen und hinabschauen in die einst päpstliche Grafschaft Venaissin, wo der Rhone und die Durance blitzen, und die Baumwelt aus dem Dauphiné noch herabreicht bis an den Horizont im Süden. Die alten Soldaten sahen dort gern die Sonne untergehen und zankten sich über Geographie und über päpstliche Geschichte, die ihnen so fabelhaft fern lag, wie uns die Geschichte des Dalai Lama. Ich fragte sie nach der Stadt Orange, wo noch große Römerreste, und woher das Haus Nassau durch eine burgundische Heirat seinen Beinamen Oranien hat, den Ludwig XIV. im Utrechter Frieden gern für Geldern fortbestehen ließ, da das Fürstentum am Rhone, Orange, selbst dafür abgetreten wurde; ich fragte sie nach der Quelle von Vaucluse, und immer wiesen sie mit ihren Stöcken nach dem Berge Ventoux, der riesenhaft allein in der Ebene liegt und mit seinem Gipfel hinabschimmert bis aufs Meer, den Schiffern im Lyoner Golfe ein Wegzeichen, und immer zankten sie sich darüber, wie weit links ich vom Ventoux zu gehen hätte nach Orange, wie weit rechts nach der Vaucluse. Diese bekannte Quelle des Petrarca liegt in den ersten Bergschluchten, die nach dem Dauphiné hinaufsteigen, etwa fünf Stunden von Avignon; sie ist der Ursprung des Flüßchens Sorgues, und der Fels ihrer Grotte schließt das enge Tal der Sorgues. Dort sitzen täglich Reisende und schauen in den smaragdgrünen Wasserspiegel der Grotte, der um seiner prächtigen Farbe und Klarheit und Tiefe berühmt ist und den die Sonne niemals finden kann. Jedermann wirft einen Stein hinab und sieht ihn lange, lange sinken; ich meinte, dieses allmählich entstehende Haus von Steinen, da dies Spiel schon seit Jahrhunderten spielt, müsse der Quelle nachteilig werden. Der Wirt aber, welcher in der kleinen Ortschaft von diesem Quell und von Petrarcas Liebe lebt, schüttelte lächelnd sein Haupt und versicherte, solcher Quell der Liebespoesie sei grundlos. Hören denn die Forellen der Sorgues auf? setzte er hinzu, und doch werden

alle Tage so viel bei mir gegessen! Das ist der Dichtersegen, welchen oben von der Burg der schöne Dichter über die Vaucluseschlucht gesprochen. — Auf dieser kleinen Burg hat Laura eine Zeitlang gewohnt, und Petrarca ist oft hier gewesen. Sie liegt in dürren Trümmern jetzt, kein Baum schützt gegen die Sonne, und die schattige Quellschlucht, in welche sie fast überhängend hinabsieht, lockt noch heute wie Poesie. All diese Verhältnisse denke man sich übrigens nicht grandios und besonders pittoresk, es ist eine sehr einfache kleine Landschaft des Südens, bloß durch den schönen blaugrünen Quell und den historischen Reiz geschmückt. Die Franzosen nennen es „la fontaine de Vaucluse“ und ihre Bilder zeigen einen springenden Quell; vielleicht ist dies ein Bild des Frühlings, wo alle Wasser in Bewegung sind, ich habe den Quell totenstill und unbewegt gefunden.

Man hört jetzt nicht mehr zwei- bis dreihundert Glocken auf dem Papstfelsen — roc des Doms — Avignons, wovon Rabelais die Stadt la ville sonnante hieß, man begegnet nicht mehr den Mönchsscharen, die bevölkerte heilige Stadt ist jetzt still und unscheinbar provinzial mit dreißigtausend Einwohnern, die sonst allein fünfunddreißig Klöster besaß, und wo mehrere tausend Menschen Tag für Tag bloß das Metier des Betens trieben.

Welchen Weg schlägt man ein, um am ergiebigsten in die Provence zu kommen? Avignon bietet zwei Wege: die Stromfahrt auf dem Rhone hinab an Tarascon und Beaucaire, dem Meßorte, vorüber nach Arles, durch eine der Rhonemündungen hinaus ins Meer, an der Küste entlang nach Marseille. Dabei gewinnt man Arles, verliert aber Marseille, denn Marseille ist wie eine interessante Schöne, die nicht in jeder Lage schön ist und nicht in jeder Lage überrascht sein will. Von Aix, das sie haßt, muß ihr der Besuch kommen, dorthin, nach dieser Seite ist sie aufmerksam und präsentiert sich der aristokratischen Nachbarin zum Hohne in allem Reiz

und Zauber, der ihr zu Gebote steht. Dieser Anblick ist so schön, daß er Joseph Vernets Talent zuerst und für immer entzündete: von beiden Seiten zeigen sich Strandgebirge, schließen Marseille ein, streuen violette Felseninseln nahezu ins Meer, und schließen in Rahmen die Stadt und den fernhin schimmernden Meeresspiegel. Bis zur Stadt hinab aber ist eine Talbucht und Berglehne unzählbar von Bastiden besäet und von jenen zarten Kieferbüschen des Südens beschattet, die wie Sonnenschirme aussehen und überaus malerisch sich darstellen. Über das alles breitet die Sonne des Südens oder in der Morgen- und Abendstunde das Meer den Duft und Nebelhauch, der da lockt und verschönert.

Um dies beste Teil Marseilles nicht zu verlieren, gehe man zu Wasser bis Arles, und von da zu Lande über Aix nach Marseille, so gewinnt man Arles, klassisch durch seine römischen Reste, durch Arena und Venus und durch das beste, weil lebendige Erbteil des Venusdienstes, durch seine schönen Weiber. Unter den lebhaften, zu Jähzorn geneigten Provenzalinnen stehen die Weiber von Arles obenan. Sie zeigen unter kurzen Röckchen das zierlichste Bein graziös beschuht, haben die schönsten Augen, den lieblichst gerundeten Kopf und tragen das Haar so genial, daß man eine lebendige Überlieferung des Venusdienstes darin allein erkennen mag. In grauer Vorzeit bildete Arles den Mittelpunkt eines provenzalischen Königreiches, des Königreiches von Arles; Aix aber — Aquae sextiae — war im goldenen Zeitalter der Provence die Hauptstadt derselben, ein Hof der Troubadours, der Künste und Reize bis zum König René aus dem Anjouhause. Dies Aix, jetzt noch der Hauptsitz provenzalischen Adels, feinerer Sitte und Bildung neben dem fünfmal stärkeren kaufmännischen, demokratischen Marseille, erinnert durch seine Lage und sein Äußeres keineswegs an Reiz und Schönheit, die mit seiner Geschichte verknüpft sind. Baumalleen, die es umgeben, sind noch das Schönste daran, es

liegt noch einige Lieues nördlich von der schönen Meerabdachung, und auch die meist modernen, breiteren Straßen deuten nicht einmal auf interessantes Alter. Da steht eine Statue Königs René, ich möchte sagen im Leeren, weil mitten im Modernen, womit der Troubadourkönig keine Verbindung gehabt. Ein Fürst des Gesanges in der Bildsäule gefeiert ist in Frankreich, im Lande des Tuns, ohnedies eine befremdliche Erscheinung, vielleicht hätte man ihm ein lieblich einsames Plätzchen, oder eine überschauende Höhe suchen sollen.

Auch in solcher Feier eines seltenen Mannes trennt sich Marseille von Aix; Massilia hat immer einen Instinkt der Abneigung gehegt gegen große Männer: es hat Hannibal gehaßt, es hat Cäsar gehaßt, und diesen Mißgriff teuer bezahlt, es hat Napoleon gehaßt, und wenn wir an der Durance die nördliche Provence aufwärts steigen über Sisteron bis an die Grenze des Dauphiné, das den Napoleon am treusten liebte, so finden wir im engen Tale der Durance eine Grabstätte der Marseiller für diesen Kaiserhaß. Als Napoleon nämlich von Elba zurückkam, machten sich die Marseiller auf, ihm den Paß aus der Provence ins Dauphiné, ihm die Duranceschlucht zu verleiden, erlitten aber bei der sogenannten Sauce oberhalb Sisteron von den Bergbewohnern des Dauphiné eine zerschmetternde Niederlage.

Der Charakter des Provenzalen gilt übrigens in Frankreich für brüsk, lebhaft, ja heftig, für beredsam und dichterisch; für gutmütiger in der hohen Provence, für gröber, eigennütziger am Rhone, wo er an das grobe Südlanguedoc grenzt. Politische Talente hat die Provence in den letzten fünfzig Jahren viel hervorgebracht: Barbaroux der feurige Girondist, Sieyes der Konstitutionserfinder, Barras, Mignet, Thiers, sie sind Provenzalen. Wer erinnert sich nicht der tobenden Marseiller, welche in den ersten Jahren der Revolution in Paris Hauptkern aller Straßenschlacht waren! Sie waren aus der südlichsten Provence. Thiers und Mignet, so maß-

volle Talente, sind aus dem Oppositionsteile des Marseiller Bezirks, sie sind aus Aix.

Marseille selbst, das sich von der eingeschlossenen Abdachung sanft hinabzieht nach dem hufeisenförmigen Hafen, entspricht mit seinen großen, breiten Straßen der unteren Stadt, mit seinem wimmelnden, auch orientalisch belebten Hafen, mit seinen Boulevards an der Berglehne, mit seinem ungeheuren Lazarett auf der einen Seite, den endlosen Bastiden im Rücken, und seiner Notre-Dame de la Garde, der höchsten Höhe auf der andern Seite über den Boulevards, es entspricht mit Leben und Treiben durchaus der Vorstellung von einer großartigen Handelsstadt und von einer wunderschön gelegenen Seestadt. Der von Bergen eingeschlossene Halbkreis, in dem es liegt, geht nicht nach Süden hinab, sondern ist durch den südlich herum tretenden Felsberg der Notre-Dame nach dem weiten Meere hin geschlossen, er hat seine Öffnung nach Westen. Die Bai, durch Felseninseln gesperrt, tritt also von Westen her in den allerdings engen Hafen, der aber solchergestalt dem offenen Meeresdrange ganz entzogen ist. Um das volle Meer zu sehen, muß man über die Boulevards hinaus auf den Notre-Dame-Fels steigen. Dort steht ein Kirchlein und stationiert ein Wachtposten — einst hieß es: Wenn ein gemalter Soldat an der Wand von Notre Dame de la Garde steht, so ist das hinreichend, Notre Dame wacht, man sieht so weit, der Feind hat so weit durch die Inseln herein, daß man keiner weiteren Wache bedarf.

Allabendlich steigt man als Fremder da hinauf: die Sonne geht den Hafentürmen gegenüber unter, sinkt hinter den Inseln Pomègue und Ratoneau ins Meer, und ihre letzten Strahlen zittern durch den Hafen über den rauchenden Orientalen, der unbeweglich sitzet, über die breite Cannébière, den Straßenstolz Marseilles, über die Dächer hinauf an der Berglehne und verliert sich im Gewimmel von Bastiden und Kieferngruppen.

Oder ein Gang am Hafenkai entlang mahnt den nördlichen Fremdling, daß er hier an einer Brückenspitze Europas sei: statt unserer Lohnkutschertafeln: „Gelegenheit nach Berlin, nach Prag, nach Frankfurt“ sieht er Schiffstafeln: „Gelegenheit nach Stora, nach Bona, nach Tunis, nach Alexandrien, nach Smyrna“.

Ich habe, von Afrika kommend, im großen Lazarett von Marseille eine achttägige Quarantäne verlebt und das Glück gehabt, an einer offenen Galerie meine Wohnung zu erhalten, die hinaussah auf Meer und Inseln und rückwärts auf die letzte Westkrümmung der Bai, auf Chateau d'If und den fruchtbarsten Teil der Küste. Es war anfangs Oktober und der wohltätigste, ungetrübte Sonnenschein; — wenn ich des Morgens heraustrat, lagen die Inseln wie dunkelglühende Schätze im Meere, wenn ich des Abends dies schöne Schreibzimmer, diese Galerie verließ, die an die dreihundert Schritte lang gleichzeitig Promenade war, da winkten wieder aus funkelndem Meere die rotblauen Inseln — ich habe da stets an die Hesperiden gedacht, wo unter bloßer Greifenhut die herrlichsten Schätze und Geheimnisse ruhen, ich habe den Reiz des Klimas und der Formen provenzalischer Lande genossen still und ruhig. Die Levante-Baumwollenballen unten im Hofe, deren Berührung vierzig Tage Strafe kostete, waren mir eine heilsame Grenze, die Unterschiede des Landesreizes zu respektieren. Allerdings, wenn man nicht ruhig und genau zusieht, und sich nicht Stoff und Form genau ins Auge faßt, so weiß man dem Vorwurfe nichts zu entgegnen, der in dem grauen, graslosen Boden, der an den grauen Ölbäumen nichts Schönes findet. Das Sonnenreife befriedigt unser Auge, ein näheres Zusehen zeigt alles einzelne so überaus edel, die Kiefer ist fein wie edelstes Holz, der andere Baum ist eine Pistazie oder ein Mandelbaum oder ein Feigenbaum, der Fuß zertritt Thymian und Lavendel, deren Duft sich alsbald verbreitet wie ein Weihrauch für die edle Schöpfung.

Meerfelsen ziehen sich an der Ostküste hinüber nach dem bergigen Strande von Toulon, dem die ins Meer heraus gruppierten Berge den schönsten und größten Hafen Frankreichs bilden. Hier kann man alle Wasserkrieganstalten im großen betrachten, und landwärts hinter der Stadt auf die befestigten Höhen steigend, wo Napoleon sich zuerst auszeichnete, sieht man über ein viel weiteres und durch Kriegsschiffe stolzeres Hafenbecken als bei Marseille. Die südliche Kraft der Provenceerde, zum Teil vulkanisch, wächst nach dieser Südostküste hin von Lieue zu Lieue. Das Städtchen Hyères ist nur vier Lieues von Toulon entfernt, und die Niederung, die sich vor ihm hinabzieht ans Meer, den Hyèrischen Inseln zu und eine Lieue breit vom Städtchen bis an den Strand, sie ist wie herübergetragen aus dem Königreiche Palermo, zu dem sie einst politisch gehörte, sie ist mit Zitronen- und Orangenbäumen bedeckt, ja einzelne Palmen steigen dazwischen auf, Boten des Orients. Chronisten, wie es scheint sehr vollen Mundes, erzählen, daß man unter dem Hohenstaufen Friedrich II., der Sizilien so überaus liebte, hier bei Hyères das Zuckerrohr und den Pfefferbaum gebaut habe. Das alles betrifft aber die Niederung vom Städtchen Hyères hinab, nicht wie es gewöhnlich heißt, die Hyèrischen Inseln, welche dieser Niederung gegenüber liegen. Es sind ihrer vier, darunter eine Titan genannt, ein Fels mit einer guten Wasserquelle. Die größte, Porquerolles, ist bewaldet, und Louis XIV. ließ eine große Fasanerie dort errichten, aber weder sie noch Port-Croz, die fruchtbar und mit Lavendel bedeckt, noch Bagneau, die unbewohnt wie Titan ist, haben jene berühmten Vorzüge der Niederung von Hyères. Pinkerton aus England will Homers Insel der Kalypso hier gefunden haben.

Weiter nach Osten über Fréjus hinaus beim alten Antipolis, heute Antibes, liegen die beiden Lérininseln, von denen Ste. Marguérite viel Geheimnisse und Sagen aus Ludwigs XIV. Zeit auf sich nehmen mußte. In der Tat hatte sie ein

Staatsgefängnis, und die eiserne Maske ward hier gesehen, hinter welcher bekanntlich bald der Minister Fouquet, bald ein naher Verwandter des Königs gesucht wird, bald ein italienischer Gesandter. Die Sache gilt jetzt nur insoweit für aufgeklärt, daß sie ins beliebige Dunkel des unsicheren Sagentumes verwiesen wird, was allerdings für eine so klare Zeit sich wunderlich genug ausnimmt.

37.

Die Könige Frankreichs haben sich wenig in diesem Südostteile Frankreichs aufgehalten, nicht in der Provence, nicht im Dauphiné, nicht in Burgund ist eines ihrer Lustschlösser. Ich reiste von Aix gegen Norden, um einen baren Gegensatz königlicher Lustschlösser aufzusuchen, ein Trauerschloß altfranzösischer Zeit, das wunderlich genug jetzt wieder bevölkert worden, die große Kartause nämlich — la grande Chartreuse — oberhalb Grénoble unweit der savoyischen Grenze Frankreichs. Sie ist die Urkartause, das Vorbild und die Herrin aller übrigen, schon im elften Jahrhunderte vom heiligen Bruno selbst gestiftet.

Alles klösterliche Leben, die Kehrseite von Versailles, kommt in ganz eigentümliche Frage, als Ludwig XIV. seine Reform des Kirchenregiments beginnt, und sich zuerst der Grundsätze des Port royal, eines damals modernen Klosterlebens unweit Paris bedient gegen den Papismus, alsdann aber die Welt des Port royal mit der Verwerfung alles Jansenismus ebenfalls verwirft. Das strengste Religionstreiben der großen Kartause, gedankenlos und untätig, steht im hohen Gebirge so unfruchtbar und schattenhaft daneben, eine modernde Tanne neben dem strotzenden Ludwigsbaume.

Niedrige Bergkämme kriechen bald oberhalb Aix in der Provence umher, und der Übergang in anderes Erd- und

Luftleben stellt sich dar nach vierundzwanzigstündiger Reise. Der graue, heiße Boden geht über in Wiesenstriche, der Ölbaum wird selten, der Maulbeerbaum löst ihn ab, ein niedriger, frischer Baum, nur durch seine Nützlichkeit entstellt wie eine Stadt von Fabriken. Von den Blättern des Maulbeerbaumes lebt der Seidenwurm, sie werden also abgestreift, und der gutmütige Baum präsentiert sich denn oft nur als Besen, wenn alles ringsum voll und buschig steht. — Die Alpen drängen sich steiler herab, und bei Sisteron bildet sich schon ein schmaler Ausgangspaß aus der Provence ins Dauphiné hinauf. Es ist jener Alpenstrich, von einem alten Könige Cottius cottische Alpen genannt, der sich westlich gen Avignon hin mit dem Berge Ventoux abschließt. Der Paß von Sisteron war eine der letzten Mutsproben für Napoleon. Der Kaiser kam von Cannes über Digne durch die östliche Provence herauf, sein Häuflein war noch klein, und er hatte große Eile, die Durancebrücke bei Sisteron zu erreichen, welche angesichts eines wohlversehenen Forts herüberführt auf die westliche Seite des Flusses, an welcher der einzige Weg hinaufleitet gen Gap und Grénoble. Er hatte Eile, damit ihm die feindlichen Marseiller nicht zuvorkämen. Übrigens wußte er auch nicht, ob der Kommandant des Sisteronforts ihm geneigt oder abgeneigt handeln werde. In dieser Ungewißheit kam er an die Brücke von Sisteron, die Kanonenmündungen starrten vom Fort herab, er sah hinauf, ob sie blitzen und ihn zerschmettern würden, hielt aber nicht inne, sondern ritt mit seinen Truppen über die Brücke, des Ärgsten gewärtig. Sie blitzten nicht, und er schlief die Nacht leichteren Herzens in Sisteron. Jetzt lag die Provinzenreihe vor ihm, auf welche er am sichersten zählen konnte, die Provinzenreihe des Ostens: das Dauphiné, die Franche Comté, das Elsaß und Lothringen. In Grénoble wußte er den General Labouchère, er setzte also seinen Marsch zuversichtlich fort über Gab hinauf gen Grénoble. Es ist bekannt, daß La-

bouchère zu ihm überging, und daß er dies später den Bourbonen mit dem Leben bezahlen mußte. Ich folgte dieser Bergstraße und sah mich schon im tiefen Kessel von Gap in Bergen gefangen, als ob ich in die Schweiz selbst geraten sei. Hier herrschten einst die Lesdiguières, die im entscheidenden Augenblicke unter de Luynes das Hugenottentum verließen; ein steinernes Grabmal in Gap zeigt den großen Batailleur, wie ihn die Chronik nennt, den Connetable Lesdiguières in voller Rüstung. — Von hier ging man sonst östlich die alte spanische Straße über den Col du Genèvre nach Italien. Der Pelvoux, gegen dreizehntausend Fuß hoch, ist die höchste französische Alp, im Dauphiné an der savoyischen Seite gelegen, rechts von ihm kommt das Wasserbecken der Durance herab, links hinunter das Becken der Isère, des Hauptstromes dieser Provinz. Man begegnet hier schon wieder Maibäumen, die an die deutsche Heimat erinnern, und einem sonderbaren Gebirgsfeste, die Rückkehr der Sonne, das jährlich gefeiert wird. Es gibt nämlich einige Täler, wo sich die Sonne hundert Tage nicht hinfindet, der erste Strahl, welcher wieder hereinblitzt, wird mit Musik gefeiert, und jedermann bietet der Sonne einen Eierkuchen dar. Sobald sie ihn beschienen, trägt man ihn nach Hause und verzehrt ihn. Es gibt hier wie in den Pyrenäen ein Republiktal, das Tal von Queyras, aber nicht von so ausgebildeter Form wie in Andorre. Die Menschen sind bereits viel derber als in der Provence, denn selbst von den Gavots, wie sich die Nordprovenzalen des Gebirgs nennen, sagt man, sie hätten nichts Grobes als die Kleidung, so fein und geschickt sei die Menschenart. Darin aber kommt Gavot und Dauphinois überein, daß Lesen, Schreiben und Rechnen bei ihnen viel verbreiteter ist als in vielen Teilen Frankreichs. Die Wintereinsamkeit der Berge treibt die Leute zur Schrift. Ein großer Teil dieser Leute steigt übrigens bei herannahendem Winter hinab in die Provence, um dort zu arbeiten. Höher

aus dem Gebirg kommen auch wie aus Savoyen die Buben ins mildere Land hinab, französische Savoyardenjungen, und sammeln mit einem Murmeltiere oder sonst einer Rarität der Berge einen kleinen Gewinst. Der Dauphinois gilt für brav, tüchtig und kriegerisch; hier findet man noch in jeder Hütte, was unsere Dichter fälschlich von ganz Frankreich aussagen, das Bild des Kaisers, und den Ruhmeskultus, von dem es umgeben wird.

Über hohe Berge, durch tiefe Täler, an steilen Abgründen hin führt die Straße nach Grénoble, wo mehrere Täler zusammentreffen und eine Schluchtenebene bilden, die vom Drac und der Isère bewässert baumreich und fruchtbar ist. Ostwärts aus dem malerischen Tale von Gresivaudan, der Heimat Bayards, kommt die Isère herabgebraust, und über die Wände dieses Tales links hinauf führt auch der nächste Weg nach der Kartauseneinsamkeit des Gebirges. Der bequemere Weg aber führt nördlich aus dem zugestellten Tale von Grénoble durch liebliche Städtchen an Berghängen. Von da sieht man links seitwärts hinab in die Isèrenau, eine prächtige Niederung, die westlich nach dem Rhone hinunterstrebt. Grénoble liegt bereits versteckt hinter Bergwänden, die zusammentreten, und von der freundlichen Stadt Voiron wendet man sich nun erst streng rechts nach Osten, der Bergstock zwischen hier und Grénoble, auf welchem die Kartause liegt, ist umgangen, und man kommt der sogenannten „Öde“ — désert — von flacherer Seite bei. Dennoch wird es eine einsame Gebirgsstraße bis St. Laurent, die weiter verfolgt nach dem nahen les échelles und an die savoyische Grenze führt. In St. Laurent nahmen wir Bergpferde und ritten in die Bergöde hinauf. Es ist eine gebirgige Waldschlucht, durch welche ein Bach herabstürzt; ein steinerner Torbogen am Eingange der Schlucht bezeichnet den Eintritt in dies Kartäusergebiet, ein Reitweg führt am Bache aufwärts, und für uns wurde der Eindruck zunächst darauf beschränkt, daß

wir zum ersten Male in Frankreich einen grotesken, echten Wald, einen Wald der Heimat um uns sahen, eine Seltenheit in dem gelichteten, überall angebauten Lande. Man reitet einige Stunden darin, ehe man den Bach überschreitet und nun überaus steil einen Berg hinaufklimmt. Dann kommt eine zweite Torpforte, deren Torhaus zerfallen ist. Eine Viertelstunde höher, und es treten ziemlich weit gegenüber einige grüne Matten aus der Waldesdichte, man sieht Häuser darauf und Vieh. Dort haben die Kartäuser ihre Meierei, ihre Küchengärten. Noch eine Viertelstunde höher und man hält an der Mauer, welche die Kartause wie eine Festung umschließt, die Klostergebäude, grau und verwittert, sehen mit hohen Spitzdächern, mit Türmchen und zahlreichen Dachgiebeln darüber herab. Der Grandsom, die hohe Bergspitze, ragt hinten darüber hinaus, die Wolken ziehen als noch selbständige Wolken zwischen den Dächern hindurch, es ist totenstill, und man hält das Ganze für eine wüste, unbewohnte Mauerwelt.

Es war Sonntag vormittags, die Sonne trat zuweilen hervor, und ein rasches Glöcklein begann plötzlich zu läuten, langsame schwere Glocken folgten ihm. „Die Messe beginnt", sagte unser Führer. Abgesondert vom Mauernringe steht ein einzelnes, breites Haus, für Fremde bestimmt, welche nicht eintreten dürfen, Ketzer und Frauen. Wir waren beides, ich aber als bloßer Ketzer ging zuversichtlich hinein, der Pförtner öffnete, und wies mich ohne Konfessionsfrage nach dem Kirchenchore hinauf. Dort fand ich einige Bauern aus der Umgegend, unten im Schiff der Kirche saßen die Kartäuser in weißen, schwarzen und braunen Kutten und sangen die Messe. Dieser Chor von bloß Männerstimmen wirkte wie mahnender Donner in dem leeren Raume, die verborgenste Fähigkeit zur Andacht mußte aufgescheucht werden.

„Bist du in Frankreich?" fragte ich mich erst später. Ja, aber im Frankreich der alten Könige, der Könige, die in St. Dénis schlummern.

Nach der Messe zerstreuten sich die Kartäuser, und unten im Kreuzgange strichen einige an mir vorüber. Sie standen mir im Gedächtnisse wie die Trappisten, und ich glaubte, jeder Anrede würde nur die Erwiderung folgen: „Memento mori!“ Jedenfalls wollte ich keinem die einsame Gedankenreihe stören, für welche soviel Anstalt gemacht, ein Orden gestiftet, auf dem Gebirge eine Stadt erbaut, die Sinnenwelt verwiesen war. Ich ging also in den Vorhof zurück, der hinter dem Pförtnerbogen belegen, und von wo ich geradeein in den Kreuzgang des Hauptgebäudes geschritten war. Ich wußte in Wahrheit nicht, an wen ich mich wenden sollte, ein Bauer hatte mir beiläufig die Pforte geöffnet, ein offizieller Pförtner war nicht zu sehen, und einer vorüberstreichenden Kutte traute ich keine Rede zu. Am Ende redete mich eine braune Kutte in klarem Französisch zuerst an; ein junger Kopf saß auf dem groben Gewande, und der noch ungestüme Haarwuchs mochte alle Woche gebändigt werden müssen zum kahlen Haupte. Ich wünschte das Kloster zu sehen und einige Nahrung für mich und meinen Reisegenossen. Er war bereitwillig, fragte, warum jener nicht eingetreten, und ließ mich sogleich im Stiche, als ich ihm den Grund gesagt. Er würde mir einen andern schicken, sagte er im Forteilen. Nach einiger Zeit erschien ein eisgrauer Bruder, dessen glatter Kopf sich ergeben und nicht Messer noch Schere mehr brauchte; ein dünner grauer Bart hing ihm ums Kinn, eine weiße Kutte um die mageren Glieder. Er fragte mich, ob ich Franzose sei — dies ist eine Schmeichelei, die in Frankreich nicht leicht begegnet, weil sie den fremden Akzent beim ersten Worte hören, und nicht gern so unhöflich sind, zu fragen, ob man aus dem Elsaß sei. Dort spricht man nämlich ein Französisch, das alles Ausland an unfranzösischem Akzente übertrifft. — „Nein, ehrwürdiger Vater, ich bin aus Deutschland.“ — „Aus Deutschland?“ Das schien ihn zu interessieren — „Aus Nord- oder Süddeutschland?“ — „Aus

Norddeutschland." — „Vielleicht aus Preußen?" — „Ja, aus Berlin." — „Dann sind Sie wohl nicht katholisch?" — Diese statistisch weise Frage ist auch ungewöhnlich in Frankreich, und mir fiel ein, ob die Kartause am Ende doch auch auf eine Zeitung abonniert und ich nun in Gefahr sei, wegen des erzbischöflichen Streites mit Köln und Posen an der Kartausentür abgewiesen zu werden. Indessen verleugnete ich doch meinen Unglauben nicht und gestand, daß ich ein Ketzer sei. Darauf schien er seine Maßregeln für mich zu ändern, ging unentschlossen hierhin, dahin und führte mich am Ende doch überall herum, sprach unbefangen und freimütig — und zwar deutsch. Er war aus der Pfalz, war schon an die dreißig Jahre Kartäuser, und versicherte, es sei ihm, als ob er gestern eingetreten, so schnell sei in der regelmäßigen Zeiteinteilung die Zeit vergangen. Jede Stunde nämlich hat ihre vorgeschriebene Beschäftigung: wenn sie nicht beten oder zum Gebet sich sammeln, beschäftigen sie sich mit einer Hand- oder sonstigen Arbeit auf ihrer Zelle oder in ihrem Gärtchen. Jeder hat, was man in Frankreich ein appartement nennt, eine abgesonderte, aus mehreren Gemächern bestehende Wohnung: durch ein kleines Entree kommt man ins Zimmer, das links und rechts hinter sich zwei kleinere Gemächer hat, eines zum Schlafen, eines zum Studieren. Diese Zellen, weil jede neben sich ein abgesondert Gärtchen hat, sind alle wie kleine Anbauhäuschen an das Hauptgebäude angelehnt, vernichten dadurch alle Architektur, geben aber dem Ganzen etwas Charakteristisches, da sie sich auch vom Hauptgebäude bergaufwärts vereinzeln und dadurch an die Einsiedlerkabanen erinnern. Alle am Hauptgebäude stoßen innen an den großen Kreuzgang, so daß man zu bestimmter Stunde die ganze Länge dieses bergab sinkenden Gewölbganges entlang Mönche heraustreten sieht wie Automaten, welche ein Zauberer regiert. Der Kreuzgang ist dadurch, durch seine Länge und durch seine bergab sinkende

Lage interessant, aber er ist sonst nicht besonders hoch und schön, und das Kloster mit Bibliothek und Versammlungssälen inmitten, mit der Kirche und den Speisesälen am Eingange, zeigt in seiner inneren Baulichkeit auch nichts Besonderes. Es ist nur die Lebensweise darin besonders. „Zwei Irrtümern," sagte mein Führer, „welche hierüber verbreitet sind, muß ich immer widersprechen," und dabei zeigte er mir einen kleinen Kirchhof inmitten der Gebäude — „der eine ist, daß wir uns selbst und täglich das Grab grüben, und daß wir niemals miteinander sprächen. Beides ist unwahr. Wenn wir einander auch nicht zu unserer Unterhaltung auf den Zellen besuchen, wenn auch zu jedem etwa vorkommenden Besuche eine besondere Erlaubnis nötig ist, wenn auch innerhalb des Klosters selten einer zum andern spricht, so haben wir doch gemeinschaftliche Spazierstunden, wo jeder spricht, der sprechen will."

Einmal in der Woche nämlich, am Sonntage außer der Fastenzeit und an Festtagen dürfen sie außerhalb der Ringmauer zwei bis drei Stunden in Berg und Wald gemeinschaftlich promenieren und miteinander sprechen. Übrigens ist ihre Entstehung und ihre Lebensweise folgende:

Der Stifter des Kartäuserordens, der heilige Bruno, stammt aus Deutschland, wo er 1035 zu Köln geboren wurde. Er kam mit sechs Genossen nach Grénoble und bat den Bischof um das Einsiedlerrecht in der Gebirgsöde. Noch eine halbe Lieue höher als das jetzige Kloster, am Felsen des Grandsom siedelten sie sich an und bauten sich zerstreut liegende Kabanen. Um sie vor dem harten Winter zu schützen, errichtete ihnen der Bischof die Kartause, von welcher allmählich zweihundertsechzig Filial-Kartausen ausgingen, sechsundsechzig allein in Frankreich. Ihr Leben ist gleichzeitig einsiedlerisch und gemeinschaftlich — solitaires et cénobites — sie essen und beten zusammen und sind alle übrige Zeit allein, beschäftigen sich irdisch zu bestimmter Stunde,

denken frommen Gedanken nach zu bestimmter Stunde, examinieren sich des Abends zu bestimmter Stunde, wie sie den Tag zugebracht. Des Morgens ist große Messe, nachmittags ist Vesper, des Nachts weckt sie die Glocke zu den Matinen in der Kirche, die vier Stunden dauern. Wer noch nicht genug geschlafen, kann nach den Matinen noch einige Stunden ruhen. Sie essen gemeinschaftlich, und während der Mahlzeit wird aus einem frommen Buche vorgelesen. Fleisch ist nie erlaubt, selbst nicht dem Kranken; zur Advents- und Fastenzeit und Freitags verschwinden auch Eier und Milch, und es gibt nur Wasser und Brot. Sie schlafen auf Stroh und bedecken sich mit wollenen Decken; sie tragen wollenes Unterkleid und wollene Kutte, an der die Kapuze zum Auf- und Niederziehen angebracht ist. Die Erfahrung zeigt, daß sie bei dieser Lebensweise gesund sind und alt werden. Zu Novizen nehmen sie gewöhnlich nur junge Leute. Ihr liebster Spruch ist: Der Heilige Geist hat versprochen zu dem zu reden, dessen Herz sich in der Einsamkeit gefällt. Ihr liebster Ausruf das Wort des heiligen Bernhard:

O beata solitudo!
O sola beatitudo!

O glückselige Einsamkeit!
O einzige Glückseligkeit!

Sie verkaufen auf Begehr ein geschichtliches Buch über die Große Kartause, das authentisch über ihre Verhältnisse ist, da es von ihrer Mitte selbst ausgeht. Der Buchhändlerpreis steht darauf gedruckt, wie das in Frankreich Sitte ist, und wenn mein Exemplar in böswillige Hände käme, so wäre den Kartäusern die übelste Nachrede gewiß: die Zahl der Francs nämlich ist ganz fein herausgeätzt. Ich weiß nicht, was das für ein übler Zufall sein mag, mein ehrwürdiger Vater, der mir's für einen ganz mäßigen Preis überließ, war ein sanfter, frommer Mann; ich hatte mich

verrechnet und ihm für Buch und Mahlzeit einige Sous zu=wenig gegeben, er erinnerte nichts, und mir fiel es erst ein, als ich schon weit auf dem Rückwege war. Zu großer Bekümmernis ward ich dessen inne: ich ungläubiger Ketzer, dem man gefällig gewesen, verkürze die armen Leute, bestärke am Ende ihren Glauben an die Unredlichkeit der Welt — aber die Nacht hätte mich im Gebirge übereilt, wenn ich den Fehl gutmachen wollte, und der weltliche Sinn mußte es zum übrigen nehmen, wie schwerfällig er sich hierbei anstellte. Die Wahrheit zu gestehen, es kränkt mich heute noch, und erzeugt mir Vorwürfe.

Der erste braune Bruder, dem ich begegnet war, ein Novize wie ich nun erfuhr, brachte doch am Ende selbst die magere und, was überflüssig, auch unschmackhaft bereitete Kost ins Fremdenhaus herüber, und machte uns Feuer im Kamine. Denn obwohl in der Ebene warmes fröhliches Wetter war, so näherte sich doch der Kartause schon die Winterzeit. Sie liegt so hoch wie die Brockenspitze, und der Grandsom erhebt sich noch einmal so hoch über sie. Als wir den abschüssigen, viel beschwerlicheren Rückweg antraten, sahen wir noch einen weißkuttigen Kartäuser, der eine der höchsten einsamen Zellen bewohnte, vor seinem Häuschen auf und ab gehen, die Neugier schien ihm keinen Blick auf uns abzugewinnen, noch auch die Sonne, welche durch Wolken auf seine Kapuze hervortrat — unter ihm lag die graue Kartause, über ihm der graue Grandsom=Fels, dazwischen zogen Wolkenschleier im Sonnenlichte; welch eine Welt mochte in dieses Mannes Seele ausgebildet liegen? Ich glaube an die glückliche Ruhe dieser Leute, aber ich fürchte, ihre Welt ist eine kleine und kümmerliche. Aus einer festgehaltenen Regung besteht sie, den Gedanken verliert sie in der einförmigen Bahn, wie ein Glied unfähig wird, wenn man es stets nur nach einer Richtung bewegt — die wahre Welt, das ist die Entwicklung der Welt, wird ihnen unbekannt. „Kartäuser,

ich beneide dich nicht, ich richte dich nicht, ich wünsche dir den Frieden, der dir genügt, und der uns Weltkindern ein Tod ist.“

Wenn sie über sich sprechen und schreiben, die Kartäuser, so fehlen sie darin, daß sie ihre Einsamkeit und ihre Opfer wie ein Verdienst ansehen neben der unenthaltsamen übrigen Menschheit. Damit töten sie noch die höchste Idee, welche in ihrem Institute lebt, und welche in der höchstmöglichen Gottseligkeit des einzelnen ruht, des einzelnen für sich. Ihr Prinzip ist ein ganz egoistisches, für das Glück, das sie genießen, müßten sie die Welt, von der sie sich ausschließen, um Verzeihung bitten; durch die Bescheidenheit und Lieblichkeit ihres Glücks müßten sie dem, der ihrer zufällig ansichtig wird, teilgeben an ihrer höchsten Idee. Sie gewähren nichts als einen vereinzelten Eindruck; darin müßten sie alles gewähren. Was ist denn Tugendgewinn, wenn er allein bleibt? Er ist Ruhegewinn für den einzelnen, weiter nichts, der Begriff Tugend geht damit zugrunde, denn er strömt nirgendhin aus, er wirkt nirgend hin, er entsteht und vergeht wie ein folgenloses Atom. Es ist zu begreifen, daß von einzelnen absolute Einsamkeit gesucht und ihnen ein Glück ist, aber es ist nicht zu begreifen, wie man ein Verdienst darin finden kann. Eins wäre übrig: diese Leute denken und schauen so ungestört, sie werden das Denk- und Schauvermögen des Menschen zu sublimster Höhe ausbilden, und uns durch ein Wort, durch ein Zeichen, wenn auch nur durch den ganzen Weg dafür ein Wunder der Menschheit hinterlassen als ewige Eroberung. Nein, die Erfahrung lehrt das Gegenteil, sie lehrt, daß der menschliche Geist in der bloßen Abstraktion wüst wird, geschwächt, daß er in leerer, öder Zeit und Weile in schwankende Schattenhaftigkeit vergeht, daß Geist und Welt nur in ihrem Zusammen etwas sind, daß der rein abgezogene Geist auf Erden eine Ohnmacht ist. Was müßten diese zweihundertsechzig Kartausen Europas für Denker erzeugt haben! Und die Geschichte weiß von keinem einzigen! Aller Weltgeist

Europas ist außer ihnen entstanden, die Kartausen in Frankreich sind wüste Inseln, die gar keinen Zusammenhang haben mit Frankreich. Selten schreibt und denkt ein französischer Autor so mittelmäßig, wie diese Blüte der jetzigen Kartause, welcher die Ausarbeitung des obenerwähnten Buches übertragen worden ist. Zur Verherrlichung des einsiedlerischen Lebens führt er unter anderem die Worte an, welche ein Bischof von Genf zur Frau von Chantal gesprochen: „Es ist nicht möglich, in dieser Welt glücklich zu sein, wenn man nicht aus all seinen Kräften beiträgt zum Glück seiner Mitmenschen.“

Merkwürdig, daß diese ungesellige Klösterlichkeit just beim geselligsten Volke ihren Anfang nehmen konnte. Seit der Franzose den kargen Rest religioser Illusion, dessen er fähig, hinter sich geworfen, ist er über ein Institut wie die Kartause gar nicht mehr zu sprechen; die Nicolais und platt philosophische Adepten bei uns sind dann nur unschuldige Stümper gegen die französische Auffassung alles Klosterversuchs. Unten am Heerstraßenplateau in St. Laurent liegen die leidliche Jahreszeit hindurch Maler, die im Gebirge Studien suchen, wie man denn an allen Seeküsten und interessanten Berg- und Landstrichen Frankreichs diese Künstler scharenweis findet. Deren Betrachtung über die Kartause war die erste, welche ich jetzt, von da herabkommend, mit Aufmerksamkeit anhörte. Künstler hätten doch am ersten einen Zugang, eine Schonung für einsame Welt. An die Kartause selbst haben die Maler sogar eine direkte Anknüpfung; die Kartause lockt mit besonderer Teilnahme den Hauptmaler aus der Frondenepoche, Le Sueur, er hat das Leben des heiligen Bruno gemalt, als er einen Edelmann im Duell erstochen hatte und auf lange Zeit in der Pariser Kartause Schutz vor dem Königsbann suchte und fand. Dieser Bilderzyklus, dessen Original im Louvre, ist ein Stolz der Kartause, wenn auch der Anteil an dieser sinnlichsten Kunst in ihrer

inneren Welt eigentlich eine Inkonsequenz ist. Die Farben- und Fleischeswelt des Gemäldes gehört folgerecht durchaus in den Bereich der Fasten, denen der Kartäuser sonst unterworfen ist, ja mehr noch als der grobe Sinnengenuß durch die Zunge.

Aber die französischen Maler haben kein Erbarmen mit der Kartausenwelt; ein gebildeter Franzose reiste mit uns hinab nach Voiron: dieselbe Ansicht, derselbe Ausdruck! Das ist stehende Form der Sprache geworden, wie bei uns der Haß gegen Jesuiten. Faulenzer, Heuchler, Dummköpfe, Narren, sind die unwandelbaren Bezeichnungen. Es ist bekannt, daß die teilweise Wiederherstellung solcher Anstalten durch die 1815 zurückkehrenden Bourbons diesen augenblicks den innigsten Widerwillen der Nation zuzog. Die französische Kirchenwelt hatte sich vollkommen in der Ligue erschöpft, die Fronde hatte schon nicht den geringsten religiosen Beisatz, die Zeit Ludwigs XIV. war trotz der Bossuet und Père la Chaise der kirchlichen Innerlichkeit schon völlig entfremdet, diese strenge Innerlichkeit vertrat Port Royal und der Jansenismus, und Ludwig XIV. entschied sich richtigen Instinktes gegen ihn, und für die moderne, für die politische Kirchlichkeit der Jesuiten, in denen die Befreiung von Illusion den Untergang aller Illusion vorbereitet.

Hatte die grande Chartreuse in den Hugenottenkriegen oft Überfall, Plünderung, ja Zerstörung zu leiden gehabt, denn sie lag wie eine Insel im hugenottischen Lande, welches sich von den Alpen hinabzog über den Rhone nach den Cevennen und Pyrenäen hin — die Revolution 89 machte natürlich all solchen Instituten radikal ein Ende. Da kam diejenige Definition von Tugend auf, wonach man nur in gesellschaftlicher Wirkung auf Mitmenschen tugendhaft sein könne, der direkte Widerspruch aller Kartause.

Jetzt gibt es in Europa nur noch zwölf Kartausen und eine weibliche — sieben in Italien, zwei in der Schweiz,

drei in Frankreich, wenn eine kleine Kartäuseranstalt bei Montpellier, und die weibliche Kartause bei Voiron nicht gezählt wird, die dort im Schlosse Beauregard seit 1821 errichtet ist.

Nach der kleinen Chartreuse bei Montpellier ziehen sich die alten und kranken Kartäuser, welche das rauhe Klima der großen Kartause nicht ertragen. Diese hat jetzt, Väter und Brüder und Novizen zusammengerechnet, ungefähr ein Personal von sechzig Kutten.

38.

Die Regentschaft Ludwigs XIV. richtete zwar nach dem Waffenstillstande von Ruel Aufmerksamkeit und Kriegsplan zunächst auf jenen Südost von Frankreich, aber vor den wirklichen Angriff dieser Provinzen-Fronde rollten sich noch unerwartet die buntesten Ereignisse.

Umsonst erwartete man von Tag zu Tage die Ankunft des jungen Königs in Paris. Er war zehn und ein halbes Jahr alt und hatte ein untersetztes, sehr ernsthaftes Ansehen. Vom Bearner Bourbon hatte er die gebogene Nase geerbt, aber keineswegs die übrige Häßlichkeit. Seine Erziehung bis dahin war nur auf Gentilhommeform und Sitte gerichtet, er hatte tanzen, reiten und fechten gelernt; alle intellektuelle Erziehung war noch völlig vernachlässigt, der junge König konnte noch nicht einmal lesen. — Seine Mutter, die Regentin Anna, obwohl bereits fünfundvierzig Jahre alt und überaus gottesfürchtig nach spanischer Art, hatte doch noch heftige Leidenschaften. Wie immer wird denn Mazarin, die Hauptperson, auch als Liebhaber der Regentin aufgeführt. Dergleichen ist Bedürfnis des Geschwätzes. Er war damals fünfzig Jahre und von Geistesarbeit schon sehr geschwächt, bleich und mager; die großen Augen blitzten unter grauenden

Brauen hervor, eine römische Nase, ein kurzer Bart über der Oberlippe, ein Henriquatre schärfte das blasse Antlitz, und er erscheint auch im Äußeren wie ein sanfteres Nachbild Richelieus. Vielleicht war nicht soviel schonungsloser Handlungskern in ihm wie in jenem Vorfahr, nicht soviel unbedingter Drang nach Macht, wenn auch ebensoviel Verstand und eine noch feiner geschmeidige Klugheit. Vielleicht bedingten die ganz geänderten Verhältnisse, daß Mazarin mit ähnlicher Anlage doch eine ganz andere Figur wird als Richelieu. Er hatte nicht eine so einfache Autorität hinter sich wie Ludwig XIII. war, zu deren Eigentümlichkeit sich der Kardinal doch immer in gleichmäßigem Gesetze verhielt; hinter ihm stand ein Weib und ein Knabe, und als der Knabe mannbar wurde, zeigte er sich viel eigensinniger, von viel stärkerem Naturell als sein Vater. Vor allem war die Opposition des Königtums im groben bereits gespalten, sie weiter zu splittern bedurfte es jetzt feinerer Maßregeln, der Nachwehen gar nicht zu gedenken, die einem despotischen Regimente immer folgen. Tausend Kräfte, die mit Gewalt von despotischer Hand allmählich gefesselt worden sind, schnellen nun auf, mit einem Male, um so heftiger, je weiter sie aus ihrem natürlichen Willen gebogen sind. Die Erbschaft eines Reiches, das kurze Zeit despotisch regiert worden, sonst aber ausgebildet genug ist zu bedingter Regierung, solche Erbschaft ist geradezu bedenklicher als die eines durch Aufruhr zerrütteten Landes. Hier findet man Übermut neben Erschöpfung, dort aber verhaltene Kraft.

Mazarin hatte seine blühenden Nichten bei sich, die schönen Mancini aus Siena und Florenz — pour distraire ses jours d'ennui, et pour servir de parterre à Son Eminence, wie Balzac sagt. Man sprach damals am Hofe von St. Germain wiederum eine Zeitlang wenig französisch: die Herrin war aus Spanien, der Herr aus Italien, man zog also diese romanischen Sprachen vor zum Ärger Frankreichs. —

Wie steht's mit dem Einzuge in Paris? wurde alle Tage gefragt. Nicht die Regentin, nicht der Kardinal, nicht der junge König bezeigten Lust dazu — man entschloß sich plötzlich, und ging statt östlich nach der Hauptstadt direkt nördlich bis an die Spitze von Isle de France, nach dem Lustschlosse Compiègne. Dies Jagdschloß der ältesten Könige hat die Größe und den Glanz, die es jetzt noch zeigt, erst unter Ludwig XV. erhalten. Es ist in der Geschichte Frankreichs nie so hervorgetreten wie Fontainebleau oder St. Germain oder Versailles.

Paris war höchst unzufrieden über diese Unhöflichkeit des Hofes. Aber der Hof in Compiègne war auch sehr unzufrieden, denn der Kriegshauptmann gegen die Fronde verlangte seinen Siegesteil. Hatte etwa Condé aus Liebe für Mazarin gegen Paris gefochten? Er wollte nun voll gemessenen Teil an der Herrschaft. Das wollte Mazarin nicht, und der hitzige französische Prinz wirft in zorniger Wallung die ganze mühsam gewonnene Lage wieder ins Chaos. Er läßt anspannen und fährt schnurstracks mitten nach Paris hinein, am lichten Tage, nach Paris, das er noch eben bekämpft und besiegt hat. Welcher Jubel empfängt dort den berühmten Kriegshauptmann! Die Fronde, welche ausgelöscht schien, wird mit einem Male fürchterlicher denn je, der Feldherr des Hofes, an welchem die Soldateska hängt, ist zum Feinde übergegangen. Mazarin ist in großen Nöten, er läßt ihm sagen: „Wollt Ihr den Oberbefehl in Flandern gegen den einbrechenden Spanier? — Nein!"

Aber obwohl sich der Aufruhr nun überall neu entzündet, obwohl spanische Heere über die Grenze fluten, obwohl die Regierung ihr Kriegshaupt verloren — Condé hatte sich doch geirrt und seine soldatische Macht überschätzt. Wenn alle Kräfte in Bewegung kommen, da ist ein einzelnes Talent nicht mehr unentbehrlich. Mazarin findet einen glücklichen Entschluß, er bricht mit dem Könige nach Paris auf, jetzt,

wo sich dort die Feindschaft wieder ausbilden wollte. Den 16. August 1649 kommen sie an, Mazarin reitet neben dem Kutschenschlage des Königs — der unerwartete Schritt überrascht und befriedigt die Pariser ungemein, alles zeigt Freude, das ist Mazarin, dort, zu Pferde! flüstert man sich zu, aber niemand tut ihm was zuleide.

Noch kühner verfolgt Mazarin den kühnen Streich: er läßt Condé und dessen Genossen verhaften, Condé selbst! Man erstarrte; ist Richelieu wieder auferstanden? Und nun in demselben Feuer führte er den Hof mit dem Heere nach den Provinzen, nach dem Südosten hinauf gegen Burgund, nach Westen gegen die Guienne, und er siegte überall!

Unterdes erholte sich freilich Paris von seiner Überraschung, man frondierte wieder hie und da, leise und laut: beim gelähmten aber unerschöpflich geistreichen Scarron, der die fünfzehnjährige Mademoiselle Aubigné zur Frau genommen, im Marais traf man sich wieder des Abends, und die tollsten Pamphlete wurden wieder zusammengesetzt. Der Strang stand darauf, aber was fragten Franzosen, Scarron, Marigny danach, wenn sie frondieren konnten! So fand Mazarin, als er siegreich aus den Provinzen in den Louvre zurückkehrte, Paris schon wieder in einer aufgereizten Stimmung. Außerdem hatte sich Prinz Gaston mit dem Parlamente vereinigt, nachdrücklich auf Freilassung der Prinzen zu bestehen. Mazarin, dem energisches Verfahren jetzt so gut gelungen war, handelte ohne Zögern in diesem Zuge fort, und ließ alsbald die Prinzen zur Nachtzeit auf der Seine einschiffen, sie hinabführen nach dem Franzturme im Havre.

Als Paris dessen inne wurde, krachte es überall auf, als ob ein Feuerstrahl in die zerstreuten Pulverstriche gefahren wäre, man griff zu den Waffen, man besetzte die Tore, man verlangte Mazarins Kopf, man war das unberechenbare, kapriziöse Paris. Dahin waren alle Vorteile, die der Kardinal erfochten! Alles verließ ihn, nur die

Regentin Anna nicht. Aber sie konnte ihn nicht schützen. Am 6. Februar 1651 des Abends um acht Uhr, also bei Nacht und Nebel, verkleidete er sich als Kavalier mit breitkrempigem Hute, setzte sich zu Pferde und ritt unerkannt aus dem Tore von Paris. Endlich war er flüchtig. Aber er floh wie der Fuchs, den unerwarteten Weg und eine unerwartete Zukunft ins Auge fassend. Gen Havre floh er, die Freilassung der Prinzen trug er in der Tasche, er selbst wollte sie freilassen, so handelte er noch als Herr, nicht als Flüchtling, und verpflichtete sich den Feind.

Anna mußte indessen in Paris der Opposition weichen, das Parlament hatte gesiegt, sein Präsident, Molé, trat als Großsiegelbewahrer ins Kabinett, Mazarin ward für einen Landesverräter erklärt und verbannt, der junge Ludwig mußte das unterschreiben, und um für neue Bahn ganz freie Hand zu haben, kamen Molé und Gaston überein, den unmündigen Prinzen volljährig zu erklären. Für das dreizehnte Jahr gestattete dies der Landesbrauch.

Mazarin zog an der nördlichen Grenze hin und ließ sich in Bouillon nieder. Tag und Nacht korrespondierte er mit Paris und verkehrte, unterhandelte mit dem Auslande, als sei er noch Minister. Paris urteilte ganz richtig: er hatte sich große Geldsummen vorbereitet. Damit warb er sich eine kleine Armee, und an deren Spitze kündigte er in unterwürfigster wie geschicktester Form dem Hofe und dem Stadthause seine Rückkehr an. Er wußte sehr wohl, daß die Prinzen nicht geruht: Condé war wieder frank Frondeur geworden und hatte sich an die Spitze der aufrührerischen Guienne gestellt. Sie wußten ja selbst nicht, wo es hinaus sollte, diese Großen, sie hatten nur das beunruhigende Gefühl, daß bei aller Wendung ihre Herrschaft keine hinreichende Gestalt fand. In immer neuer Tat betäubten sie sich und suchten neue Wechselfälle. Der Adel war durchaus ohne größeren und klaren Plan; wie hätte er siegen mögen!

Als Mazarin sich so gerüstet ankündigte, schickte ihm Anna flugs zwei Marschälle für seine Armee; es war ja Aufruhr im Lande, den der patriotische Kardinal mit seinem Gut und Blute zu unterwerfen kam. Heiter zog er also wieder ins Frankreich hinein, nach der Guienne zu. König und Regentin mußten zur Armee, und an der Loire begegneten sie ihm, das Zersprengte war wieder vereinigt.

Als sich Paris in solcher Form betrogen sah, stieg seine Wut gegen Mazarin aufs äußerste. Es setzte einen Preis auf den Kopf des Kardinals, wie auf den Kopf eines Wolfes. Der Adel blühte in Abwesenheit des Hofes zu so chevaleresker Romantik auf, daß Mademoiselle Montpensier, Gastons Tochter, sich an die Spitze der Milizen stellte, gen Orleans zog und es eroberte. Darauf schrieb sie an die Regentin, daß sie für den jungen König die passendste Partie sei, und daß sie ihn heiraten wolle.

Dies Hin- und Herzerren, dies Auf- und Ableben des Kampfes in der Fronde wird nach und nach für den Zuschauer unerträglich, weil keine herrschende Kraft dramatisch hervortritt, weil endlose Lustspielwendungen sich ohne Zusammenhang da herumtummeln, wo der ernsthafteste Inhalt erwartet wird. Der Edelmann zeigt noch die Tapferkeit des Ritters, noch den unabhängigen, hartnäckigen Sinn, aber er zeigt ihn nur stoßweise, er produziert nichts, es ist keine einige Welt mehr in ihm. Der tiefer revolutionäre Teil der Fronde, der zukunftsschwangere, das Parlament, das berechtigte Bürgertum — es war nicht organisch legal erwachsen, wie man gerne sagt, es entstand wie der Stein, der ansetzt und wächst durch Zeit und Zufall. Die alten Coutumes unter den früheren Königsrassen waren als bürgerlich-parlamentarische unwichtig, ihr eigentliches Leben war jenes Herrenrecht der freien und mächtigen Großen, bloße Zugabe waren einzelne Gnadenrechte späterer Zeiten, da die Städte groß und für den Herrscher wichtig wurden. Seit den Valois spielte dies

alles als unwesentlich alt Register; was etwa organisch darin fortgebildet war, gehörte ins bloße Munizipalwesen, aller politische Teil konnte nur unter den Händen kräftiger Spekulation durch Anknüpfung, durch kombinierende Folgerung neu erzeugt, konnte nur durch heldenmäßig entschlossenen Sinn errungen werden. Waren die Blanc Mesnil, die Molé, und namentlich der am lautesten ausgerufene Broussel solche Helden? Keineswegs; weder an Geist, noch an Mut, noch an Charakterkraft. Das Energische war in früherer Zeit nur vom Adel und dem gemeinen Volke, dem Volke der Hallen zu gewärtigen. Jener war durch Unabhängigkeit und Wehrhaftigkeit an großen Sinn gewöhnt; das Volk der Halle hatte nichts zu verlieren, blieb dem freien Triebe des ledigen, ungebundenen Wesens nahe; Roheit wirkt oft wie großer Sinn. Der Mittelstand, durch Bildung und Beispiel noch nicht über den Sinn des Mittelmaßes hinausgehoben, konnte und wollte nicht dauernd beisteuern für eine Revolution, deren Absicht und Ziel noch unentwickelt und nicht vorzuzeichnen war. So hätte die Fronde, wenn sie auch sonst stärker gewesen wäre, an der Flauheit des Stadthauses scheitern müssen. England, das in gleicher Zeit zu neuen Formen durchdrang, hatte den zähen Nationalcharakter für sich, der selbst fürs Mißliche bis zum Äußersten aushält, wenn er auch ungeschickter ist für einen genialen Wurf als der französische, England hatte endlich das Religionsmotiv in aller Stärke zur Hilfe aufgespart, das Frankreich frühzeitig in der Ligue erschöpft hatte.

Dies Parlament der Molé und Broussel wurde eine organische Welt für die Folge, für die späteren Generalstaaten und Assemblees, denn jetzt fiel seine Bewegung und Prätension in eine geistig erwachende, in eine literarisch fortkombinierende Zeit. Die spekulierende Wissenschaft, welche Louis le Grand zwar zunächst für den Despotismus benützte, trug doch mitten durch den Despotismus die einmal lebhaft empfangene Frucht unter dem Herzen hindurch und gebar sie als ein reifes

Kind im achtzehnten Jahrhunderte. Das Parlament der Fronde war also vielmehr Ahnherr als Abkömmling, und als der die Fronde lähmende Sinn der Bürgerschaft dem Alltäglichen enthoben war durch allgemeiner gewordene Bildung, als der Bürger auch für politische Idee Opfer zu bringen bereit war, wie einst für die religiose, da konnte die Fronde in durchdringende Revolution ausgehen. Für diesen Weg lagen noch anderthalb Jahrhunderte vor den Franzosen.

Condé, der in der Guienne nicht so festen Hintergrund fühlte als in dem großen Kriegswalle Paris, ritt Tag und Nacht durch Frankreich, ritt ein Pferd nach dem andern nieder, um wieder nach Paris zu kommen, und von der großen Frondefestung aus den Krieg fortzusetzen. Das royalistische Heer folgte ihm, und es kam unter den Mauern von Paris zur Schlacht, auf der nördlichen, auf der Montmartreseite, welche stets Pariser Schlachtfeld. Turenne, ein neues Feldherrntalent, führte die Royalisten. Der junge König erschien zum ersten Male angesichts des Schlachtfeldes, und sah kaltblütig in Feuer und Sturm; das kalte Blut der Rasse war auch ihm eigen. Condé, der noch für ihn einst der große Condé werden sollte, war überall, bald an der Porte neuve, bald an der von St. Dénis, aber er konnte eine halbe Niederlage nicht aufhalten, seine Scharen wurden an die Mauer von Paris gedrängt, und Paris hatte die Tore geschlossen! Wie? Der König war mit dem Stadthause, das ihm geneigt blieb, in Unterhandlung getreten, und das Stadthaus hatte die Tore geschlossen gegen den Rückzug Condés. Die Montpensier, mit dem Strohkreuze, dem Symbol der Fronde, bezeichnet, erschien auf dem Hotel de Ville und beschwor, die Tore zu öffnen. Das Geschütz krachte immer näher, in den Vorstädten schlug man sich mörderisch — sie rannte auf die Bastille und ließ die Kanonen auf die Royalisten abbrennen. Es war ein heißer Julitag: der wilde Beaufort staubig, blutig, mit nacktem

Säbel kam auf den Grèveplatz gesprengt, wollte das Öffnen der Tore erzwingen. „Condé und unsere Leute gehen zugrunde!" schrie er — aber er kam nicht weiter als bis auf die Treppe des Stadthauses, er muß sich setzen, so ist selbst dieser starke Körper vom Kampf und Hitze erschöpft. „Schafft mir Wein! Wein! ich verschmachte" — das Volk bringt ihm Wein, er trinkt in langen Zügen. „Die Herren oben wollen mich entschuldigen, ich finde sogleich die Kraft wieder —"

Die Tore wurden geöffnet, und die Entscheidung war wieder hinausgeschoben. Jetzt entschloß sich Anna, Mazarin noch einmal zu entlassen — es geschah, und das Parlament, dem nun jener große Vorwand genommen war, verlor hiemit seine Haltung. Die Friedlicheren darin wollten zum Ende. Anna berief das Parlament nach Pontoise. Nach Pontoise? Wie lächerlich. Aber die Ruhebedürftigen, Molé an der Spitze, kamen doch, und so war das Parlament gespalten, die Wirkung seiner Beschlüsse war dahin, die Transaktionen beginnen, und zwar ohne deutliche Bedingung, wieviel man auch von Amnestie sprach, des Königs Einzug wird beschlossen, die Fronde ist zu Ende.

Am 21. Oktober 1652 gegen Abend kam der ernsthafte, stattliche Königsjüngling, von Fackelträgern begleitet, nach dem Louvre geritten. Er ritt ein feuriges, graues Roß, er saß sehr gut zu Pferde, und die Pariser hatten ihre Freude an seiner schönen Erscheinung. In der großen Mehrzahl und in aller unbefangenen Teilnahme war der Sinn für Königshaus und Königsmacht noch immer lebhafter als jeder andere.

Es war nun erreicht, Mazarin war fort, aber auf wie lange? Und was stand übrigens zu erwarten, da die Gegensätze innerlich nirgends geknickt waren? Die Gegensätze waren zu keiner Reife ausgebildet, man konnte sie noch biegen, wie man die Rute biegt. Condé und die Hauptfrondeurs eilten

von dannen, sie trauten dem Landfrieden nicht. Einige ganz stille Tage zogen über Paris; dann beginnt Anna nach Mazarins Vermächtnis zu handeln: Retz, der bei der Transaktion gar freundlich behandelt worden, verschwindet hinter den Gräben von Vincennes, und Mazarin kommt einfach wieder im Louvre an, als ob sich das von selbst verstünde, er machte die Probe, ob das Wild des Aufruhrs wirklich tot sei. Es war tot. Umsonst wird Condé von Spanien aufgenommen und der Unterstützung versichert, die Zeit ist ausgelebt, Paris ist müde, und der junge König erbt die ganze Erschlaffung und Niedergeschlagenheit, die einer wüsten Revolte folgt. Darauf erbaut er seinen Despotismus. Ludwig XIV. hat keinem Frondeur vergeben, er hat diese Jugendeindrücke sein ganzes Leben hindurch nicht vergessen, und doch erscheint er jetzt und noch einige Jahre gedankenlos.

Um die getrübte Königsmacht rein herzustellen, wird 1654 in Rheims Krönung und Salbung veranstaltet. Wie schön nahm er sich aus im weißen Krönungskleide der schöne, junge Fürst, der sich so wohl zu tragen wußte, wie gefiel er den Franzosen, welche in diesem Punkte so empfänglich sind! Die alte Seigneurie der Vasallenherzöge ward beliebig vertreten durch gewählte Edelleute: ein Vendome stellte den Herzog von Aquitanien vor, ein Elboeuf den der Normandie, ein Beurnonville den Grafen von Toulouse — die Welt der Repräsentation kündigt sich an, wo alles im Könige beruht. Er bezeichnet, was der Stoff gilt, und das wird der allgemeine Wert desselben; er erfindet frei schöpferisch die Symbole für eine alte Macht, die jetzt einen Augenblick dargestellt werden soll, nicht zum Zeichen alter, sondern zum Zeichen neuer Macht.

Frühzeitig beginnen übrigens die Verliebtheiten des Königs, und dem Anscheine nach beschäftigten sie ihn allein, solange Mazarin lebt. Das gesunde Naturell in ihm macht alles Geleit der Lebensalter in guter Ordnung durch: der

Knabe übt den Körper, der Jüngling geht der Liebschaft nach, der junge Mann liebt, und ist unter alledem ein Mann und Herr geworden, der herrschen will und kann. Man sagt, ein Bürgermädchen sei seine erste Passion gewesen, blond, schlank und drall, halb spanisch, halb italisch gekleidet, wie damals in Paris Mode war. Durch den Tuileriengarten promenierend hatte er sie gesehen. Er war schüchtern; Anna hatte ihn streng erzogen; aber das stark wollende Naturell siegte bald: er schickte ihr Guise nach, der neben ihm promenierte, und ließ ihr sagen, sie möchte in eine Seitenallee kommen. Schnippisch wie eine kluge Französin erwiderte sie: „Sagt dem Könige, daß ich die Welt fürchte, wie er seine Mutter fürchtet; wenn er mich sprechen will, soll er in die große Allee kommen.“ — Er schickte ihr nach, um ihre Wohnung zu wissen — Rue Froidmanteau, hieß es, und nun ritt er oft durch die Rue Froidmanteau, und wagte selbst nächtliche Zusammenkünfte, um das zierliche Mädchen zu sehen.

Zu zweit kam eine Ehrendame der Regentin an die Reihe, eine Mademoiselle de la Mothe. Sie tanzte so schön, und Ludwig liebte den Tanz so sehr, er figurierte so gern in den Balletts! Gemessene, graziöse Bewegung des Körpers wirkte früh wohltätig auf ihn, all seine Anlage ging auf eine wohl gemessene Welt der Erscheinung.

Anna kam hinter diese Neigung, und das Ehrenfräulein wurde alsbald entfernt. Neben diesem edleren Knospentriebe entschädigte er sich aber bereits sinnlich mit dem, was er in der Nähe hatte. Da war eine Kammerfrau seiner Mutter, eine Madame Beauvais, sie war einäugig und garstig, aber sie war nahe. Merkwürdig! Die erste Hauptliebe dieses Königs bildete sich fast unabhängig von äußerer Schönheit, wenn auch nicht unabhängig von anmutiger Erscheinung des ganzen Wesens, wofür Ludwig immer empfänglicher war als für blendende Schönheit. Die La Vallière war bekanntlich nie schön, weder von Antlitz noch von Körper, sie hatte

Pockennarben und hinkte sogar ein wenig. Die Franzosen sagen ihr, für Ludwig erstaunend, sogar ein fades Gesicht nach, aber die erste Liebe sucht ja nach dem Verschwimmenden, die spätere erst nach dem Pikanten. Ludwigs letzte Neigung für die strengen, starken Züge, für das feiste, bleiche Gesicht der Maintenon zeigt indessen noch einmal wie die Neigung zur La Vallière und zur eigensinnigen Montespan, daß sein Herz sich überall jenes Unterscheidende, jenes Individuelle aufsuchte, was sein Geist so geflissentlich vernichtete. Vor der La Vallièreschen Zeit entbrannte er in allerlebhaftester Neigung für eine der Mancini, und zwar wiederum für die am wenigsten hübsche von Mazarins Nichten, für eine kleine, dicke Person, die aber allerdings vom eigentümlichsten Wesen war. Sie hatte sehr viel Geist und plauderte verführerisch — causer! causer! wie der Franzose diesen Hauptreiz seines Lebens nennt. Der junge König duzte sich mit ihr, das Verhältnis hatte aber noch ein unbefangenes Ansehen, und Mazarin machte zunächst nichts daraus. Er regierte allein, Ludwig verhielt sich noch völlig gedankenlos, und der Kardinal regierte ganz nach jenem Richelieusysteme außen hin, nach jenem freien Systeme, das dem Bedürfnisse und nicht einem Prinzipe nachfragt. Es gibt keinen großen Politiker ohne Prinzip, aber der große Politiker ist dem Prinzipe nicht unterworfen, er hat noch mehr, er hat noch sich, während die politisierende Menge pedantisch nur vom Prinzipe lebt, weil sie keine andere Kraft als die Kraft des Prinzips in sich fühlt. Der Stuart-Legitimität brachte Mazarin so wenig Opfer wie Richelieu, obwohl er die traurige Lage dieser Familie erschütternd in seiner Nähe sah. Die Witwe des hingerichteten Königs, Henriette von England, Heinrichs IV. Tochter, wohnte während des Frondetumultes im Louvre, und sie soll in der allgemeinen Zerstörung oft am nötigsten Lebensbedürfnisse, ja an Holz und Brot Mangel gehabt haben. Sie war die schwarze Cassandra des Hauses, tief entsetzt

von dem, was sie in England gesehen, rief sie der Regentin unaufhörlich zu: „Gebt nach, gebt nach, ebenso begann's in London, es endet fürchterlich!“ — Auch der Prätendent Stuart harrte auf Mazarins Hilfe. Aber dieser zog keine Konsequenzen, er konnte keinen Krieg brauchen, er hatte noch mit Spanien zu tun, er brauchte Allianzen — war's Cromwell oder Stuart! Das kümmerte ihn so wenig wie Richelieu. Sie waren nicht selbst Könige, sie waren Regenten durch Talent, sie sorgten für Interessen, denn das lag nahe, nicht für Grundsätze. Darin ging Ludwig XIV. großartig konsequent über sie hinaus, als er die Zügel ergriff, denn sein Stolz ergriff auch allen Umkreis, selbst die geringste poetische Nebenader des absoluten Monarchismus, er verfolgte die gewaltige Absicht, sich persönlich als ein Prinzip hinzustellen.

Das Verhältnis zwischen Ludwig und der Marie Mancini wurde peinlich, als Mazarin weit entfernt war und für den Friedensabschluß mit Spanien arbeitete. Es war im Jahre 1659, da er vier Monate in St. Jean de Luz dicht an der spanischen Grenze wohnte, um den Pyrenäenfrieden abzuschließen. Er entfaltete dabei all seine Feinheit, und hatte all seine Geduld nötig den schwerfälligen, ernsthaften Spaniern gegenüber. Mazarin unterschied sich darin von Richelieu, daß die scheinbaren Gegensätze des menschlichen Wesens, der Ernst und die Heiterkeit, die strenge Absicht und die fröhliche Form deutlicher in ihm ausgebildet und interessant durcheinander gemischt waren. Richelieu war streng ernsthaft in seiner späteren Zeit, und er hätte auch keine Grausamkeit mehr gescheut, wenn sie ihm zu irgend was förderlich gewesen wäre; sein Wesen war in den Staatsmann eingesteinert. Nicht so Mazarin, der in sich den raschblütigen italienischen Menschen immer bewahrte, der nach dem Staatsernste in Lazzis ausbricht über die steifen Spanier.

Bei alledem war er doch in Politik streng und von weiter Absicht; es ist eine Verleumdung, ihm nachzusagen,

daß er das Verhältnis des Königs zu seiner Nichte begünstigt habe. Im Gegenteile, er nannte es einen Skandal, er nannte es Tollheit, an eine solche Heirat zu denken, wie der König tat, eine politische Heirat mit Spanien lag ihm über allen Vergleich näher am Herzen als eine Königsheirat für seine Familie. Eben da er in St. Jean de Luz war, machte ihm Ludwig mit dieser Angelegenheit die peinlichste Sorge. Marie war schlau, sie versagte ihm alles, sie stachelte ihn in die heftigste Leidenschaftlichkeit, sie wollte Königin werden. In diesem Sinne war sie kaum betrübt, daß sie ihr Onkel von Paris wegnimmt, und erst nach La Rochelle, dann nach Bordeaux verweist. Sie kennt die Glut des Liebhabers. Dieser, sonst träge für Feder und Arbeit, schreibt ihr alle Tage. Umsonst beschwört ihn Brief auf Brief Mazarins, von dieser Torheit abzulassen, er setzt sich zu Pferde und reitet nach La Rochelle und Bordeaux. Mazarin hat die größte Mühe, einen Exzeß zu vermeiden; er appelliert an den jungen Königsstolz und veranlaßt ihn, einen Königszug durch die südöstlichen und südlichen Städte zu machen, damit der Frondeeindruck verwischt werde. Diese Aufforderung trifft einen starken Lebenspunkt Ludwigs. Wir sehen ihn vor Marseille, was ein Frondesitz gewesen, eine Rüstung anlegen, womit er kriegerische Strenge bezeichnen will. Er zieht nicht durchs offene Tor, sondern läßt eine Bresche schießen zu seinem Einzuge, die symbolische Äußerung seiner Herrschaft kündigt sich deutlich an; als man ihm die ringsum gesäeten Bastiden zeigt, sagt er kurz: „Ich will hier auch meine Bastide haben“; zwei Türme läßt er erbauen, damit der dreisten Massilia ein Zaum angelegt werde. Die monarchische Knospe zeigt sich zum ersten Male in Drang und Ausdehnung. In Toulouse trifft er Mazarin und läßt sich, wenn auch noch verliebt, zur Heirat der spanischen Infantin leiten nach St. Jean de Luz. Als er von Marie Mancini Abschied nahm, die nun einen Colonna heiraten ging, weinte er.

Marie sagte darauf: „Sie lieben mich, Sie weinen und Sie sind König!“ Worte, die sich ihm tief eingruben.

Mazarins Werk war mit Frieden und Heirat an den Pyrenäen erfüllt, der junge König hatte eine heftige Krisis überstanden, die Selbständigkeit wachte in ihm auf, als die Lebenskraft des Ministers in dessen neunundfünfzigsten Jahre versiegen ging. Mazarin zog sich nach Vincennes zurück, um gesündere Luft zu finden oder zu sterben. Er starb unter viel Schmerzen, aber äußerst mutig, und ebenfalls als echt gläubig katholischer Christ am 9. März 1661.

Das bekannte Bild von Delaroche, wo Mazarin leidend im Bette liegt, die Hofgesellschaft in seinem Zimmer Karten spielt, und einige Damen, dem kranken Manne die Karten zeigend, ihn über ein Spiel befragen, gehört nicht ans Totenbett von Vincennes. Hier gab es keine Frivolität mehr.

Als die Glocken von Vincennes herüber Mazarins Tod läuteten und auf dies Signal sämtliche Kirchen von Paris einstimmten, rief König Ludwig das Konseil zusammen und erklärte, daß er keinen Premierminister mehr wolle, er selbst sei es künftig.

VI.

Versailles.

39.

Es ist im deutschen Popularurteile durchaus vorherrschend geworden, von Louis XIV. mit Geringschätzung zu sprechen. Man findet es nicht unbegreiflich, daß er in Frankreich Louis le Grand genannt werden konnte, weil man den Franzosen im Punkte der Nationaleitelkeit das Unbegreifliche zutraut.

Aber auch in Frankreich ist es jetzt selten, daß Ludwigs XIV. Größe psychologisch aufgesucht und dargestellt werde, der Geschmack ist nicht auf diese königliche Menschenart gerichtet, denn diese Menschenart bildet sich in einer Zeit nicht aus, die mehr auf Gründe gibt als auf Taten, mehr auf Entwicklung als auf Erscheinung, mehr auf Zweckmäßigkeit als auf Schönheit, mehr auf Recht als auf Größe. Der Geschmack ist ferner durch eine halbe Ähnlichkeit verleidet, die sich Louis Philipp mit Louis Quatorze nachsagen läßt. Jede halbe Ähnlichkeit ist wenigstens eine halbe Lüge. Für den Besitz der Krone ist es dem Könige Louis Philipp ein Glück, daß jene Ähnlichkeit mehr als eine halbe Lüge ist, denn als eine Wiederholung Ludwigs XIV. würde er unfehlbar den Thron verlieren. Daß er wie dieser gern baut und regiert, ist ein sehr äußerliches Begegnen. Louis Philipp ist mächtig durch ein Ensemble von Klugheitsgaben, Ludwig XIV. wurde groß durch eine massive Kraft des Charakters. Dies liegt zwischen ihm und einer Gunst der Gegenwart. Er schuf aus der beiden Kardinäle Erbschaft durch willensstarkes Naturell eine unerwartet einige, das ist poetische Welt. Sie konnte nicht lange bestehen, da sie nicht Ergebnis organischer Keime war, sondern Ergebnis persönlicher Machtwirkung. Deshalb bleibt sie dem jetzigen Beschauer nur groß, wenn sie dieser wie Freskomalerei von einem wohl gewählten fernen Standpunkte ansieht, oder wenn er sich die enorme Tatenmasse aufzählt, statt nach mannigfaltigen Prinzipien umzuschauen. Das Mächtigste in der politischen Welt ist selten mannigfaltig; denn der Erfolg in Taten braucht scharfen, nicht breiten Drang. Ist nicht selbst Napoleons Gedankenkreis mit wenig Worten zu umschreiben? Aber keine Kombination schreibt die geheimnisvolle Macht eines Naturells aus. So wird das karg im Umfange auftretende Gedicht mächtiger als der reichlich räsonierende Foliant. Ludwig XIV. wird nicht erfunden, wenn man ausgeht nach der Schärfe

oder Größe seines Geistes, oder nach dem Reichtume seiner Talente. Er war ein geistvoller Mann, aber er war nicht voll von Geist, es gab tausend Leute seiner Zeit, die viel geistreicher waren als er. Er hatte nicht viel Talente, aber er hatte Talent. Besonders das Talent der Wahl, das so unbedeutend benannt ist, das bei aller Kunst so ordinär Geschmack heißt, und das für einen Herrscher das Gedeihen aller Herrschaft in sich begreift.

Mit alle dem findet man ihn nicht aus, mit alle dem entsteht kein Louis Quatorze. Das von Goethe eingeführte Wort hilft vielleicht am besten das Rätsel lösen: er war eine Natur.

Dreiundzwanzig Jahre zählte er, da er seine eigene Regierung begann. Er war nicht eben groß aber wohl gewachsen; jedenfalls wäre er gern größer gewesen, und trug deshalb die bekannten roten Absätze. Noch waren die Perücken, diese artige Beihilfe majestätischen Aussehens, nicht eingeführt, sein braunes Haar wallte ihm lang auf die Schultern um ein edles, ernstes Antlitz. Er sprach langsam und akzentuiert. Obwohl lebhaft zeigte er sich doch geflissentlich langsam und besonnen, hatte viel Fassung, sagte selten Hartes und nie etwas Rohes. In dieser gebildeten Bedingtheit ruhten ihm doch volle Entschlüsse, und rasch und ganz stiegen sie ihm auf, wenn die Gelegenheit erschien. Er war nicht ohne Scharfsinn, hielt sich aber für unendlich hoch und klug, und nahm keine Ratschläge an. Gesellschaftliche Formen, natürliche Gefühle respektierte er streng, auch wo sie ihm eine Last waren. Die Regentin Anna, seine Mutter, in der letzten Zeit annulliert, behandelte er mit formeller Hochachtung, obwohl er sie nicht weiter liebte und von irgend einem Einmischen in die Herrschaft nicht das Geringste duldete. Sie hatte sich wieder in ihr altes Pariser Exil, ins Val de Grace, zurückgezogen und pflegte Rosen und Tulpen. Sie und die neue Infantin Marie Therese, die ungeliebte Frau des Königs, trösteten sich gegenseitig.

Bevor wir in das Innere seines Kabinetts eintreten, den hundert Ordonnanzen nachgehen, wodurch alle großen Administrativeinrichtungen des modernen Frankreich entstanden sind, vergegenwärtigen wir uns den ganzen Umkreis der Welt, in welcher, mit welcher, trotz welcher er despotisch regierte, welche er niederhielt bis an seinen späten Tod, welche teilweise von ihm selbst geleitet wurde, und welche doch so breit und reich seine Ludwigswelt überwucherte, daß nach Verlauf von hundert Jahren das grandiose Regiment von Versailles selbst in der Geschichte für ein törichtes Mogultum ausgegeben werden konnte. Es war dies ein Sieg des Gegensatzes, und das tote Beruhen darauf im Schildern ein Irrtum der Geschichtschreibung. Neuere Zeit hat denn auch das Herculanum und Pompeji der Ludwigszeit wieder ausgegraben, es hat wenigstens den Anschein gehabt, als grübe man. Man hatte nur die Augen zu öffnen: die königliche Landstraße, auf der man hinrollte, die größten Manufakturen Frankreichs, die Kanäle, die Häfen, die genaue Landeskenntnis in den Bureaus, dies ganze Netz der Bureaukratie, der regelmäßige Griff und Takt durch Militär und alle Verwaltung, die ganze imponierende Einheit Frankreichs, verherrlicht durch Paläste und Monumente, wo ist dies alles her? Alles aus der Ludwigszeit. Die ganze Wohnung des Staates Frankreich ist aus ihr verblieben, wie sehr man geändert, genial geändert hat. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hat im Instituieren nicht weniger Genie gezeigt, als der Schluß des 18. und der Anfang des 19. im Reformieren.

Folgenderweise gruppierten sich die Bestandteile damaliger Zeit, denen allen ein und derselbe Ausgang vorbehalten blieb, der Ausdruck durch die Schrift. Der literarische Ausdruck wurde für alle der Seelenausdruck; denn mit der Tat der Faktionen war es zu Ende; was durchaus handeln wollte, mußte auswandern und sich dem nördlichen Auslande anschließen. Dies Ausland repräsentierte den Gegensatz Ludwigs,

wie es später den Gegensatz der Revolution bildete. Es gab Emigrantenscharen am Schlusse des 17. wie am Schlusse des 18. Jahrhunderts, jene gegen, diese für ein absolutes Königtum.

Der Adel, der erst noch so frondiert hatte, das Parlament desgleichen, sie wurden am völligsten unterworfen. Der Parlamentarier mit allem Machtanspruche brüsk zurückgeschleudert durch den despotischen König, zog sich in seine Studierstube, arbeitete nun tief innerlich den Rechtsprinzipien nach, als ob er ein Deutscher geworden sei, oder schloß sich an Letellier, Ludwigs ergebenen, wohl geschulten Minister, welcher nach Mazarin das Detail weiterführen durfte, welcher seinen ältesten Sohn Louvois, bald das moderne Muster eines Kriegsministers, herbeiführte, welcher die Gesetzbücher sammelte und ordnete. So bildete sich die parlamentarische Welt entweder ebenfalls zu verwaltender Präzision weiter, oder sie bereitete jenen innerlichen Reformsinn vor, welcher am Ende der Ludwigszeit in Montesquieu geistreich und maßvoll erschien, und später die mächtige Rechtsspekulation der Generalstaaten, Assembleen und Konstitutionserfindungen leitete.

Der Adel, einer poetischen Welt durch Gewohnheit zugetan, ließ sich von dem Glanze einer neuen Welt am leichtesten blenden, er vertauschte das Kriegskleid mit dem seidenen Hofkleide, die freie Pairswürde mit der Hofcharge, die freie Kriegsführung mit der einregimentierten, die Lust des unabhängigen Ruhmes mit dem Reize der vom Könige gespendeten Auszeichnung. Er verließ sein freies Herrenschloß, um den geselligen Hofzauber von Versailles zu genießen, er ruinierte sein Vermögen, um in all der Festespracht sich noch auszuzeichnen, er bedurfte deshalb bald ökonomisch jener Gnade, mit welcher er eben noch poetisch gespielt, er verfiel der Krone, die er erst noch so übermütig bekämpft hatte. Und der Zukunftsweg, der literarische, ward ihm zunächst kein besonderer Trost, als daß er ihm mehr und mehr das leichte Unabhängigkeitsspiel in den Memoiren

lockend machte: die bürgerliche, oder was in Frankreich ziemlich dasselbe, die kleinadelige Welt lieferte alle Schöpferrolle in der Literatur, lieferte die Korneille, Molière, Racine, Boileau im Bereiche der schönen Kunst, die Pascal, Arnauld, Nicole in der theologisch-moralischen Kontroverse, die Fléchier, Bossuet, Massillon, Bourdalone in der geistlich oratorischen Kunst, die Descartes, Gassendi, Mallebranche in der philosophischen, die Jurien, Bayle in der theologisch-politischen und der philosophisch-politischen Wissenschaft. Umsonst sucht man da Namen der alten Noblesse. Die Memoiren Saint-Simons, Dangeaus, des Marquis de Sourches, der Créqui, eine Ährenlese nachdem die Erntezeit vorüber, gaben doch nur Stoff für Konversation des Adels, aber nicht für eine Zukunft desselben. Ebenso die spät gedruckten Briefe der Sevigné, der bekehrten Frondeuse, die so amüsant ihrer Tochter all die kleinen Hofgeschichten schreibt, die im Ausdruck, in Mutterliebe, in Auffassung so lieblich geistreich, so gesittet, und die doch mit all diesen Vorzügen die neue literarische Kunst so wenig erkennt und Racine gering schätzt.

Die Territorialmacht des Adels war auch darin zurückgegangen, daß infolge billiger Gedanken der Bauer schon im wesentlichen freigegeben wurde. Im Norden, wo die alten Coutumes, die hundertfachen galten, hatte sich doch mit Ausnahme des Jagdverhältnisses ein billiges Verhältnis errichtet. Im Süden, wo römisches Recht von früh auf vorherrschte, war von früh auf die Adelsmacht beschränkter gewesen. Der Adel zahlte auch jetzt allerdings noch keine Steuern, aber die Kriegsverpflichtung blieb ihm auch unter Louvois' Militäreinrichtung — als dieses Steuern mit dem Leibe zu Ende ging, und der Adel demungeachtet nicht besteuert sein wollte, da mußte er dergestalt in Unrecht und Haß kommen, wie sich das in Frankreich gezeigt hat.

Der Hugenott, welcher in der Fronde passiv geblieben, teils weil er von Richelieu zu tief niedergebeugt, teils weil

er ohne Interesse für einen von allem Glaubensprinzip entkleideten Kampf war, nahm seine Stellung während der Ludwigszeit im Auslande, namentlich in Holland. Erst finden sich nur die Häupter da, wie Jurien, der eine bewegende Hand Wilhelms von Oranien wurde, dann nach der Revokation des Nanteser Edikts zogen sie sich scharenweise in die nördlichen Länder, in die Oppositionsländer Ludwigs, deren Mittelpunkt Holland. Diese entschiedene, republikanisch-konstitutionelle Opposition hat seinem absoluten Sinne die bittersten Stunden gemacht, der holländische Merkur, dies Journal seiner Feinde, hat ihm oft in der Pracht von Versailles das stolze Herz zu schmerzlichstem Zorne entzündet.

Verborgener lag die Opposition gegen ihn in der philosophischen und theologischen Welt des sich aufklärenden katholischen Frankreich. Einerseits von Descartes und Gassendi ging sie unscheinbar in auflösende Tendenzen über, andererseits schien sie im Port royal zusammenziehend, moralisch streng dem königlichen Absolutismus genehm, und er bediente sich ihrer auch gegen Rom. Aber mit dem Jansenismus vereinigt wurde sie der Ludwigswelt widerwärtig, und der Absolutismus verfemte den Jansenismus. Er schloß sich dabei an das aufgeklärte Jesuitentum, ohne zu gewahren, oder ohne hindern zu können, daß dessen der Zeit nachgehende Theorie in ihrer Konsequenz mit dem liberalsten Staatswesen zusammentraf.

So sehen wir alles Gedankenprinzip dem Ludwigsabsolutismus abgewendet, und können ermessen, welch eine starke Hand nötig war, damit die neue Königsmacht dennoch hoch erhalten und gegen das feindliche ganze Europa mächtig erhalten wurde.

Die Philosophie des Descartes, den eine bretonische Mutter in Tours geboren, war bei weitem nicht so eingedrungen in Frankreich, wie man dies von dem damals bedeutendsten philosophischen Systeme erwarten sollte, und

wie dies nach dem germanischen Auslande hin später auch eintrat. Was so subtil in philosophisch-mathematische Anfänge zurückgeht, das ist dem Franzosen unleidlich, das widerstrebt seinem bon sens noch heute. Voltaire erzählt, daß der bretonische Parlamentsrat des Cartes, ein Bruder des Philosophen, geäußert habe, es sei unschicklich für das Glied einer Parlamentsfamilie, solch unnützen Kram zu schreiben. Voltaire übrigens, dem Popularphilosophieren, dem überraschenden Antithesentume hingegeben, und ein subtil-philosophisches System im Grunde ebenso hassend wie eine spirituelle Religion, spricht mit einer Geringschätzung von Cartesius, welche der Geringschätzung des Herrn Bruders Parlamentsrat nicht weit nachsteht. Gassendi, der sensualistische Philosoph, ist ihm um der epikureischen Richtung willen viel bedeutender und lieber. Von ihm stammen die Bachaumont, die Chapelle, Chaulieu, Bernier, La Fare, und es gleitet durch solche Hände der Gassendische Sensualismus in die geschickteren Hände der Enzyklopädisten, die so verwegen auf die Ludwigszeit zurückblitzten. Einzelner Cartesische Gedanke ist wohl auch in den feineren Katholizismus gefallen, der Ludwigs gallikanischer Trennung von Rom zu Hilfe kam, dafür ist aber der Jansenismus, der sich in den Port royal einnistete, unvergleichlich wirksamer geworden. Es war dieser aus den Niederlanden stammende Jansenismus etwas dem Franzosentume durchaus nicht Angemessenes, aber die Mischungen, durch welche eine Geschichtsphase geschieden wird, bilden sich oft aus widerstrebenden Elementen, bewirken den Scheidungsprozeß und entweichen, als ob sie niemals wirksam gewesen wären. Der Jansenismus war ein puritanischer Versuch, eine spiritualistische halbe Reform, ein katholisches Quäkertum. Hugenottischer, parlamentarischer Frondestoff kräuselte sich zusammen, den Reformideen des Jansenismus entgegen. Der ganz zeitgemäße Prosatrieb, das Allgemeine, das Unbedingte zu zersplittern, weil es kein Glaubensleben mehr in sich trug,

dies war der Grund und Boden einer halbwüchsigen Reform, die ein juste milieu einschlagen wollte zwischen Kalvin und dem Papste. Mischungen der Autorität hervorzubringen war beliebt seit dem erwachten Parlamentarismus; das Individuum frei zu machen, war beliebt seit der Reformation. Die Politik war jetzt durch einen starken Absolutismus gesperrt, vielleicht ist etwas zu tun im verdeckteren Religionsterrain! Der erweckte Geist will sich befriedigen, und so wird er unter Ludwig auf theologisch-philosophischem Boden ganz unfranzösisch tätig. Als es sich dann ums Resultat fragte, konnte als entsinnlichte Welt der Jansenismus so wenig wie das Hugenottentum in Frankreich heimisch bleiben. Der Franzose ist Fleisch und Blut, der sich sein sensualistisches Prinzip auf die Länge nimmer nehmen läßt. Der Jansenist verwarf den freien Willen und stellte die Gnade, die Gnade Gottes persönlich für jede Person, obenan. Was wäre das für Franzosen, für eine politische Nation, welche im freien Willen nach aller Bedeutung lebt und webt! Wo bleibt die Handlung und deren Wert? Die Gnadentheorie erlebten sie zu ihrem Kopfschütteln eben in der Politik. — Der Jansenist erklärte allen modernen Fortschritt für Sünde, Handel auf Gewinn, Leihen auf Zins, aller Luxus, aller Glanz, aller Kunstreiz war ihm ein Greuel — wie konnte dies dauern bei einer Nation, deren Seele in stets moderner Bewegung, deren Blut in heiterem, gefälligen Scheine und Schimmer springt! Die düstern Leute des Port royal, die Pascal und Arnauld und ähnliche, die sich mehr oder minder mit dem Jansenismus beteiligten, sie konnten eine Zeitlang mit ihren strengen Formen imponieren, namentlich einem überluxuriosen Gouvernement gegenüber, das schrecklich viel Steuern kostete, aber wie lange? Das überluxuriose Gouvernement selbst war viel nationaler. Wie heftig wir von Zeit zu Zeit die puritanischen Herzenspunkte in Frankreich auftreten sehen, selbst in der so sehr modifizierten Weise Rousseaus und

Rousseauscher Folge in der Revolution, in den Robespierre, St. Just, sie greifen als ungewöhnliche Dogmenwelt immer am harschesten ein, eilen aber am schnellsten vorüber, es folgt ein menschlich Barrasdirektorium, und die Talleyrandsche Macht überlebt eine so furchtbare Welt der Begriffstugend. Thiers, die moderne Fortsetzung Talleyrands, wird aus denselben Gründen viel länger mächtig und viel mächtiger bleiben als Guizot von der puritanischen rechten und Barrot von der abstrakten linken Seite.

Man hielt sich also nach einiger Zeit viel lieber an die geistreichen Jesuiten, die dem Fortschritte neben der alten Kirche so geschickt zu huldigen, Kirche und Sinnenwelt, Religion und Luxus so fein, ja poetisch zu verbinden wußten, und unter denen es Marianas gab, in denen der lockendste Demokratismus dem politischen Ideale schmeichelte. Dieser Orden hat doch wie eine unmittelbare historische Stimme in Europa die feinen Übergänge zuwege gebracht: bei uns die Reformation aufgehalten, und den Katholizismus innerlichst durch Geist moderner Konzession gleichzeitig aufgelöst; in Frankreich den Jansenismus getötet und gleichzeitig den weltlichen Absolutismus vergiftet. Letzteres war ja in Frankreich für alle selbständigen Geister das Erwünschte. Der Mensch sehnt sich immer nach den Gegensätzen, und Ludwigs Despotismus, der den Franz- und Richelieu-Gedanken zur höchsten Höhe steigerte, arbeitete im Innern der Geister nach lauter demokratischen Idealen hin. Alles bildet sich in der Welt, um bei seiner Ausbildnng dem folgenden Wechsel vorgearbeitet zu haben. Und tat's nicht Ludwig, indem er alle Rivalen der Kronmacht erdrückte und alles gleichmäßig niederbeugte vor dem Throne? So ward das Niedergebeugte eine nivellierte große Macht, die Krone ward vollkommen einsam, nur auf das Genie des Inhabers angewiesen, rettungslos verloren, wenn diesem Inhaber das persönliche Genie fehlte.

Die jesuitische Schule damaliger Zeit gruppierte sich

besonders um fünf Namen: um Sanchez, Molina, Suarez, Escobar und Lemoine. Nur letzterer war Franzose, die andern schrieben in Spanien und Belgien, aber ihre Schriften erlebten außerordentlich viel Auflagen, wurden getreulich übersetzt und gingen vollkommen in französische Adern über. Er ist Molinist! zum Beispiele war ein Stichwort zu Ludwigs Zeit. Molina trachtete, Vorsehung und freien Willen in Harmonie zu bringen, Sanchez schreibt geistvoll politisch über die Rechtsverhältnisse und durchdringt die Ehe nach allen Seiten; Suarez spekuliert über die Gesetze im Staate; Escobar sucht das Christentum mit der Sinnenwelt auszusöhnen. Bei ihm hört es auf, ein abstrakter Spiritualismus zu sein, der nur auf eine künftige Welt verweist, die Leidenschaften erhalten eine gesetzmäßige Stelle, er sucht Prinzipien des Wohllebens im großen, von ihm datiert ein großer Teil späterer Nationalökonomie, er geht in die modernsten Fragen ein, er rechtfertigt die der alten Moral bedenklichen Fortschritte des Handelsverkehrs, er weiß dem Duell eine leidliche Seite abzugewinnen, und endigt politisch in Gleichheit der Rechte. Wie unermeßlich wichtig wurde dergleichen für Frankreich! Nach aller Reformationsseite wurde die theologisch-staatliche Spekulation unterdrückt, und von katholischer Seite drang sie also in geistreicher Wendung herein. Lemoine ist der poetische Literat dieser Schule, beliebt in Frankreich als Père Lemoine. „Er hatte eine verführerische Einbildungskraft, dieser Jesuit!“ ruft Voltaire aus. Ja, er bekämpft sogar streng den Spiritualismus im Christentume: „Ihr habt keine Augen“, ruft er den Puritanern zu, „für die Schönheit der Natur und Kunst! Wenn der Festtag kommt, geht ihr zu den Toten, eine Höhle ist euch lieber als ein Palast, Ruhm, Ehre und Unehre sind euch nichts, ihr seid steinerne Statuen, ein schönes Weib ist euch ein Gespenst, ihr seid Pharisäer! Wer hat denn die Tugend gesehen, wer hat denn gesagt, daß sie nur rauh und garstig aussehe?“

Wie nahm sich daneben für den sinnenheitern Franzosen der Jansenismus aus? Corneille Otto, bekannt unter dem Namen Jansenius, hatte von alledem das Gegenteil gelehrt. Aber er hatte sich von der Kirche gesondert, das lockte doch den verwegenen Oppositionsgeist des Franzosen. Des Franzosen Sinn für Auszeichnung fand wohl auch den Seelenreiz der Abstinenz, und Pascal, der sinnende, stürzte sich mit aller Kraft hinein, Boileau, kalt von Hause aus, trat hinzu, Racine, im Port royal erzogen, trat an seiner Lebensneige, als ihn Verzweiflung über einen ungnädigen Blick des Königs ergriff, wieder zurück zu dieser strengen Richtung; aber all diese Talente konnten der Richtung keinen auch nur scheinbaren Sieg erringen. Der Kampf hat an die zweitausend Bände hervorgebracht, die dem Wißbegierigen auf der königlichen Bibliothek zu Gebote stehen. Das Geistreichste von puritanischer Seite sind Pascals „Lettres provinciales“, worin er mit seinem nervigen Worte die Jesuitentheorie bitterlich hernimmt, ihnen das Akkomodieren vorwirft, den Mangel an Fasten, den Mangel an Geißeln, den Überschwang, welcher dem Herzen gestattet werde.

40.

Solchem Hintergrunde seiner Herrschaft wuchs Ludwig sorglos und zuversichtlich entgegen. Sorglos, denn er war kein Gelehrter, er war kein Philosoph, aber er ward bald aufmerksam, er ließ sich vortragen, er wußte zu hören, er hatte den scharfen Sinn des Talentes, das Freund und Feind auf viele Jahre voraus wittert. Zuversichtlich, denn er glaubte im vollen Umfange an sich und seine Bestimmung. Wagte er es nicht von vornherein, sich des wirklich genialen Ministers, den er vorfand, zu entledigen? Was mußte Fouquet, der erfinderische Kopf, einem jungen Könige sein,

der erfinderisch regieren wollte! Man sagt, die meisten großen Pläne der Ludwigszeit, alle Pläne Colberts seien von Fouquet gewesen. Abzurechnen ist nun wohl, daß Fouquet ein Liebling der gemäßigten Adels-Frondeurs war, und durch das Unrecht, das er erlitt, noch mehr wurde, daß also viel zu seinen Gunsten aufgeputzt sein mag. Frau v. Sevigné geht nie mit der Feder an seinem Namen vorüber, ohne ein freundlich Beiwort, wenigstens „le pauvre“ auszugeben. Ich weiß nicht, ob es eine der vielen Klatschereien des Memoirentums ist, daß Fouquet ein freveles Auge auf die La Vallière geworfen und ihr große Geldsummen angeboten habe. Das sieht wohl dem verwegenen Gelüste, dem alten Baronenstolze ähnlich, der zu eigenem Genüge König spielen will, weil er will, nicht weil ihm die La Vallière gefällt. Fouquet war über die Maßen luxuriös; sein Schloß Vaux bei Mélun hatte achtzehn Millionen gekostet, es war viel prächtiger gehalten als Fontainebleau und St. Germain, der junge Le Notre hatte sich an den Gärten versucht, der junge Lebrun hatte gemalt, königliches Mäcenatentum war darin zu Hause: Lafontaine und Boileau hatten dort ein Asyl, und im Sommer 1661 gab Fouquet dort dem Könige ein Fest, das alles bisher Gesehene übertraf. Der junge König war ernsthaft, blieb oft vor dem überall angebrachten Wappen Fouquets stehen, einem Eichhörnchen mit der Devise: „quo non ascendam — wohin könnte ich mich nicht aufschwingen?“ aß guten Appetites und ließ sich freundlichen Angesichts in eine Fichtenallee vor ein Theater führen. Man gab ein Molièresches Stück, der König war entzückt darüber, sagte dem Verfasser Artigkeiten und zeigte ihm einen Jagdultra zu neuer Lustspielkopie. Er betrachtete noch das Feuerwerk, und als er in der Nacht hinüberfuhr nach Fontainebleau, lud er noch am Wagen Fouquet zur Hofreise nach der Bretagne ein. Und bei alledem hatte der noch ganz junge König Fouquets, seines genialen Ministers Untergang unwiderruflich

beschlossen. Hätte ihm Colbert an jenem Abende in Vaux wirklich eine Eifersucht erweckende Notiz mitgeteilt, wie es heißt, so verlöre allerdings die furchtbare Härte gegen den Minister an ihrer Höhe eines Herrschprinzips. Und Colbert ward allerdings Fouquets Nachfolger, und hatte die Gewandtheit, alle die großen Pläne dem Könige vorzulegen, als ob sie von ihm, dem Könige selbst, ausgingen.

Fouquet wurde einige Tage nach dem Feste von Vaux in Nantes verhaftet, nach Angers, nach Vincennes, nach der Bastille gebracht. Eine Parlamentskammer von Colberts Freunden zusammengesetzt instruierte drei Jahre an dem Prozesse, und alsdann ward Fouquet zum Exil verurteilt. Ludwig war sehr grimmig über diese geringe Strafe und steigerte sie auf ewiges, schweres Gefängnis. Es ist bekannt, daß Jacob le Bibliophile die eiserne Maske für Fouquet hält, ohne mit dieser Ansicht Proselyten zu machen.

So widerwärtige Einblicke in einen despotischen Beginn sollen nicht vergessen sein, wenn man übrigens die Größe freier Schöpfung anerkennen will. Die freyle Behandlung alles persönlichen Rechtsschutzes hat der französische Despotismus immer mit sich geführt, wie die Eumenide selbst. Umsonst bat die La Vallière, umsonst bat Lafontaine in Versen. Ludwig war unerbittlich. Der Anblick von Vaux hatte ihn erregt; auch dazu, daß er ein eigen, großartig Lustschloß haben wollte. St. Germain war ihm verleidet durch die schmähliche Erinnerung, Paris haßte er, und Fontainebleau war nicht sein Werk, er wollte ein eigen Werk bewohnen. Seine Liebschaft mit der La Vallière war noch frisch und geheim, auf seines Vaters kleinem Jagdschlosse von Versailles hatte er oft das Rendezvous mit ihr, dort auf den Waldhügeln sollte die Geliebte ihres Herrn Zauberwerk aufsteigen sehen.

Westlich von Paris, wo man jetzt bei Sèvres und Saint Cloud über die Seine geht und den Flußhügel aufwärts steigt bis in Waldhöhen und Waldgründe, zwei gute Stunden

von Paris, hatte es schon zu Hugo Capets Zeit einige Wohnungen gegeben, und von einer Kapelle des heiligen Julian hatte eine Abendglocke durch den tiefen Wald geklungen. Ein Donjon war da, und der Name des Ritters hieß: Hugo de Versaliis. Die Geistlichkeit hatte später hier eine Abtei gefunden, aber unter Carl IX. schloß sich der Seigneur von Versailles, Martial de Léoménie, an die Hugenotten und an den Bearner. Heinrich jagte damals mit seinem Freunde Léoménie oft den Hirsch in diesen Wäldern, und man hielt die Jagd für einen Vorwand, um im alten Donjon über die Zukunft der Hugenotten zu beratschlagen. Die Bourbons hatten also, merkwürdig genug, frühzeitig einen Bezug zu Versailles. Der durchtriebene Gondi, Marschall Retz, war lüstern nach diesen Wäldern, und in der Bartholomäusnacht läßt er sich zum Preise der Lebensrettung Versailles von Léoménie verschreiben. Dieser wird trotzdem ins Gefängnis geschleppt und erstochen. Vier Tage feiert allda Marschall Retz als Seigneur von Versailles das Fest des heiligen Julian.

Ludwig XIII., von St. Germain aus jagend, vertiefte sich melancholischen Sinnes mit Vorliebe in die Wälder nach dieser Seite, und oft überraschte ihn der Abend auf der Höhe von Satory, dicht bei dem heutigen Versailles, wo jetzt die Pferderennen gefeiert werden. Der traurige König saß dort gern — ringsum waren Wälder, bei Sèvres gab's noch keine Brücke, welche zudringliche Weltmenschen mit politischer Klage herbeigeführt hätte, nur zuweilen ward auf Waldwegen ein Trupp normannischer Ochsen gen Paris vorbeigetrieben. Von diesem königlichen Lieblingshügel sah eine Windmühle auf die Seigneurie von Versailles hinab, die im Tale lag, wie jetzt Versailles. Dort übernachtete der König oft, um des andern Morgens sogleich weiter zu jagen, dort ließ er einen Jagdpavillon bauen und begnügte sich mit ihm drei Jahre lang. Im Jahre 1627 kaufte er das Grundstück

und baute im bescheidenen festen Geschmacke seinerzeit ein Jagdschloß; Richelieu ließ Gräben darum ziehen, um seinen Herrn zu schützen, der alte Donjon ward ebenfalls gekauft und rasiert. Dies ist das Schloß, wo la journée des dupes endigte, und das jetzt noch, wenn auch von Flügeln eingefaßt, die Schloßfassade nach der Stadtseite bildet. Wie Mansard auch bat, Ludwig XIV. ließ dies Haus kleineren, anderen Geschmacks nicht vertilgen, vielleicht aus Teilnahme an geschichtlicher Entstehung. Er füllte die Gräben aus, so daß der jetzige breite Zugang hügelauf von der Stadt aus entstand, und legte sein Hauptschloß auf der Rückseite an, gen Sonnenuntergang, zusammenhängend mit dem alten Jagdschlosse, und doch von dem großen Gartenplateau aus eine eigene, mit langliniger, großartiger Fassade imponierende Schloßwelt. Diese prächtige Linie ist innen der eine, prachtvolle Thronsaal. Für sich selbst aber wählte er zum Schlafzimmer den mittelsten Raum des alten Jagdschlosses, die Mitte der Stadtfassade, so daß die Sonne früh zuerst in sein Zimmer kam und ihn am spätesten verließ, wenn er abends auf der Rückseite König war in seinem blitzenden Thronsaale.

Der ungeheuere Bau hat natürlich lange gedauert, und wir müssen noch darauf zurückkommen. Er begann ihn bald zu Anfange seiner Regierung, und die zärtlichste Neigung seines Lebens, die für die La Vallière war dabei tätig. Den Berichten nach wäre diese Neigung Ludwigs zur La Vallière aus geschmeichelter Eitelkeit entsprungen. Einige sagen, er habe das Geschwätz von vier Hofdamen behorcht, von denen die eine, die La Vallière, mit Entzücken von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gesprochen. Andere gestehen ebenfalls, daß er sie vorher weder ausgezeichnet noch bemerkt, bis ihm der Herzog von Roquelaure von ihr erzählt habe. „Ich wollte, er wäre kein großer Monarch“, war ihre Äußerung gewesen. Sie hatte rotblondes Haar, offenbar eine Schönheit, wenn die Konvenienz unseres Geschmacks nicht

dagegen übereingekommen wäre, und braune lebhafte Augen. Ihr großer Mund zeigte breite, weiße Zähne, ihr Körper war reizlos. Vorherrschend durch Frankreich ist noch heute bei den Frauen eine volle gewölbte Büste und ein unangenehm, weil rund geformter Rücken. Hals und Oberbrust, was der Franzose am Weibe la gorge nennt, ist meist von großer Schönheit. Auch dies besaß die La Vallière nicht. Alles war erstaunt über diese Neigung des Königs, alles setzte sich dagegen. Grund genug für Ludwig, entschlossen darauf zu bestehen. „Ich habe nur ein Bett mit Ihnen," sagte er zur unbedeutenden Königin, „was können Sie mehr von mir verlangen?" Die La Vallière — schüchtern oder kokett? — floh vor den Anfeindungen ins Kloster Chaillot. Sowie dies Ludwig hört, sprengt er im Galopp allein nach dem Kloster, holt sie, führt sie zu seiner Mutter, und befiehlt, Sorge für sie tragen, sie sei ihm teurer als sein Leben. Ungestüm äußert sich jetzt die aufgereizte Liebe: als Anna Vorstellungen macht, sagt er, gegen sonstige Gewohnheit, im Beisein der Hofleute: „Man hat gut Tugend predigen, wenn man auf dem Rückzuge ist!"

Er macht die Geliebte zur Herzogin von Beaufort, und ist außer sich vor Freude, als sie schwanger. Er hilft selbst bei der Entbindung, und die Kreißende, welche sich an ihn hängt, reißt ihm einen englischen Spitzenkragen von zehntausend Talern entzwei. Sie ist tot! ruft man unbedachtsam. Ludwig bricht in heftiges Schluchzen und in die Worte aus: „Gebt sie mir wieder und nehmt alles, was ich habe!" — Aber sie genas von einer Tochter, die er Mademoiselle de Blois nennt. Mit zärtlicher und stärkster Vorliebe liebte er seine natürlichen Kinder. Es beginnen nun die großen Feste zu Ehren der Geliebten, die Aufführungen von Ariosts Zaubergeschichten in Versailles, Les plaisirs de l'île enchantée, worin er den Roger spielt, und womit das neue System spielerischer Reize anhebt, das so ernsthaft aufgenommen und ausgebildet wird.

Es ist schwer, eine Anfangslinie zu ziehen und zu sagen: Von hier aus setzt sich der große politische Plan Ludwigs ins Werk. Zweierlei charakterisiert nach außen die ersten Jahre seiner Regierung: das ist ungemessener Stolz auf das französische Königtum, und die dogmatische Idee vom Königtume überhaupt, welche ihn für die Stuarts in Bewegung setzte. Eine Neigung des Charakters, die sich allmählich zum Glauben aushärtete, dies war aller Ursprung seiner Politik. Man hat nach sonstigem Plane nicht zu suchen, denn jene Charakterneigung führte ihn zu hundertfacher Konsequenz, welche Angriff oder Verteidigung, Tätigkeit überhaupt in Anspruch nahmen. So folgte Entwicklung nach aller Seite, infolge deren er über Verwandtes und Feindliches der Gedankenwelt aufgeklärt wurde, es folgte gegen seinen Stolz und seine Anmaßung der Widerstand von ganz Europa, der sein Leben erfüllte und ihn zur Entfaltung aller Kräfte zwang.

Nirgends also abstrakt aus einem Prinzip entwickelt sich diese Existenz, wenn man nicht die Charakterneigung zu Stolz und Herrschsucht ein solches nennen und den dogmatischen Monarchismus an die Spitze stellen will. Seine erste Absicht war, Frankreich und Europa zu zeigen, es sei ein wirklicher König auf den Thron des heiligen Ludwig gestiegen. Da hatte in London der spanische Gesandte dem seinigen auf brutale Weise den Vortritt streitig gemacht, wie nimmt er es auf? Er läßt dem Könige von Spanien den Krieg erklären, wenn dieser nicht feierlich anerkennen wolle, daß Frankreich der Vortritt gebühre vor Spanien. Ein spanischer Abgesandter, ein stolzer Kastilier leistet diese Erklärung vor dem ganzen Hofe des jungen Königs, vor ganz Europa. — Da ist in Rom dem französischen Gesandten ungebührlich begegnet worden. Ludwig besetzt das Comtat von Avignon und erzwingt, daß der Papst politische Verluste in Italien hinnimmt, und einen Legaten ins Louvre sendet, um öffentlich Abbitte zu leisten. Einen Legaten, der einst nur kam, um zu drohen, zu schelten, zu strafen!

Die Frage der Stuarts nahm er, ganz im Gegensatze zu den Kardinalministern, wie eine Glaubensfrage des Monarchismus an sein Herz, räumte später, da er Versailles bewohnte, dem vertriebenen Königshause seinen Palast zu St. Germain ein, sorgte für königlichen Haushalt, und ob ihn diese Frage Millionen auf Millionen kostete, ihm Verlust auf Verlust brachte, er blieb ihr treu, er brachte ihr stumm die größten Opfer, es war eine seiner schmerzlichsten Niederlagen, als er von Krieg und Kriegskosten erschöpft im Friedensschlusse sie übergehen muß. Das Geleit dieser Frage klärte ihn über alle dogmatische Feindschaft auf, welcher er nachzugehen hatte. Das Dissentertum in Religion sah er aus diesem Gesichtspunkte, und so wuchs ihm der Gedanke reif und reifer, das Nanteser Edikt zu widerrufen, keinerlei Sekte in Frankreich zu dulden. Das Dissentertum war ihm Anfang von Republik; Holland, bereits Republik und die rechte Hand der englischen Opposition, ward der Mittelpunkt seines Hasses, seines steten Krieges. Nicht bloß das gewöhnliche Thema Frankreichs, Eroberungen zu machen, trieb seine Heere immer gegen Schelde, Maas und Rhein, wenn auch dies Thema natürlich in einem anmaßenden Könige Frankreichs seine stehende Rolle spielen mußte. Nach jener Richtung zog er denn auch zuerst sein Schwert und machte im Jugendglücke die ersten Eroberungen in Flandern vom matt und matter werdenden Löwen Kastiliens. So rückte er dem scheinbar kleinen Feinde, dem verhaßten Holland näher, aber erst 1669 begannen die breiten Kriege, die nach Friedensschlüssen seine Regierung in Epochen teilen. Bis dahin genoß er noch jugendlich seine Königsfreuden in Versailles, und seine Minister Colbert und Louvois errichteten die großartigen Anstalten seiner Zeit, deren Hilfsquellen unerläßlich waren für immerwährenden Krieg mit ganz Europa.

Was sind nicht diese Minister geschmäht worden! Wie oft entdeckte einer ganz unzweifelhaft, daß es eine ganz mittel-

mäßige Gesellschaft gewesen sei, dieser Finanzmann Colbert, der Adam Smiths Grundsätze nicht gekannt, dieser Louvois, der den Kamaschendienst und die Pedanterie beim Militär eingeführt, dieser Ludwig selbst, der ein unerfahrener Dupe, unerfahrener Minister gewesen sei. Die großen Dinge eines großen Jahrhunderts müßten denn also gewachsen sein wild und ohne Pflege wie die Bäume des Waldes, und nebenher fünfmal schneller, als die Bäume des Waldes zu wachsen pflegen. Allerdings war Ludwig nicht in Wissenschaft und Kenntnis aufgewachsen, allerdings waren die zehn Jahre von 1660 bis 1670, diese Hauptschöpfungsjahre seiner Regierung, auch die glänzendsten Jahre seiner persönlichen Lust und Laune. Aber Ludwig hatte zwei ungemeine Vorzüge: seine Beschäftigung, war es auch eine zum Vergnügen, sie war niemals eine leere, es war stets eine geistige Welt darin; die Plattheit, die Trivialität, die Gedankenlosigkeit konnte niemals neben ihm bestehen. Sein Ohr ferner war immer offen. Vermied er auch als stolzer Herrscher den Anschein, als ginge er aufs Lernen aus, in der Tat war es doch nicht anders; ließ er auch den einmal gefaßten Plan nicht mehr ändern, wieviel Triftiges dagegen gesagt werden mochte, er hatte doch überall hingehört, ehe er den Plan faßte, und folgte nur dann einem ganz königlichen Grundsatze, dem Grundsatze nämlich: Lieber das Brauchbare ganz vollenden, als den Anfang immer wieder aufgeben, weil der beste Weg noch nicht gefunden sei.

Ludwig fragte nicht nach Ahnen des Namens oder Titels für seine Minister. Colbert, im Bureau aufgewachsen, war aller Welt unbekannt, ehe er ihr durch die großen Institute bekannt wurde, durch die königlichen Landstraßen, durch die ungeheure Kanalidee, worunter der Kanal von Languedoc, durch die kolossalen Fabriken und Manufakturen, die Porzellankunst in Sèvres, die malerische Webekunst der Gobelins. Allen Erfindungen wurde durch Privilegium und Protektion

zu Hilfe gekommen, des Königs Kasse stand gleichsam an Märkten und Landstraßen, und harrte derer, denen nur irgend eine Erfindung zu Gebote stand, um sie zu belohnen. Das unendliche Feld seinen Metiers vom Passamentier bis zum Steinmetz, das man jetzt in Paris noch so geschickt versehen sieht, das einem ohnedies geschickten Volke die tausendfachen Kleinigkeiten, alle sauber, alle geschmackvoll gegeben hat, es stammt in seiner Zierlichkeit und Ausbreitung aus der Ludwigszeit. Der Luxus von Versailles wirkte schöpferisch bis in die kleinste Hütte. Als Ludwig im Alter auf die häufigen Feste verzichtete und sich die kleine Gesellschaft in Marly anlegte, da sann er auf neue Mittel, alle industrielle Erfindung aufzumuntern durch Kauf und Ausstellung: er wiederholte einen Mazarinschen Scherz im größeren Maßstabe, ließ prachtvolle Buden aufschlagen, ließ sie anfüllen mit aller nur erdenklichen Luxuserfindung des Landes, setzte Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses in jede Bude, und veranstaltete nun die Schenklotterie, die ihn vielleicht eine halbe Million kostete, die aber unberechenbar Aufmunterung und Absatz erregte.

Der Sinn für Ordnung und Regel ist von allem großen Erfolge unzertrennbar; denn der Erfolg wächst danach, je enger die Regel den Umfang einkreist, je schneller nach einwärts die Übersicht, nach auswärts die Wirkung möglich. Die Ordnung und Regel in den Stoffen ist die Philosophie für die Stoffe, und eine sich selbst fortzeugende Philosophie, deren Notwendigkeit Ludwig wie Napoleon empfand. Letellier besorgte mit Hilfe der Parlamentarier die große Sammlung und Ausgleichung der Gesetzbücher, was unter den Kardinälen ganz brach gelegen hatte. Zum ersten Male ward eine genaue Statistik Frankreichs angefertigt, um mit Kenntnis die Provinzen in ihrer abgesonderten Selbständigkeit zu sprengen. Die oft angeklagte Zentralisation ist unerläßlich für alle Macht, und der richtige Einwand beginnt erst da, wo man

alles kennt und in Händen hat. Es fehlt keine Kommune, keine Bailliage, die nicht bis ins Detail verzeichnet worden wäre. Wie im französischen Ausdrucke die Präzision unter Ludwig begründet, so wurde im Geschäft jene Genauigkeit begründet, welche dem leichtfüßigen Franzosen von so großem Werte und Gedeihen ward. Die Colbertsche Sammlung zeigt über diese statistische Arbeit sechzig Bände; nie ist wieder etwas so Vollständiges gesammelt worden.

Colbert, oft so bitter verklagt, war ein Hauptschöpfer französischen Handels und Verkehrs; bis auf die Weinbereitung erstreckte sich seine Detailsorge, von seiner Zeit stammt unter anderem der Champagnerwein in so verführerischer Form, daß er über das Ausland mächtig geworden ist, wie die Sprache Frankreichs.

Was unter Ludwig für die Kriegführung geschah, ist unermeßlich. Die Uniform, das Bajonett wurden jetzt erst allgemein eingeführt, Regimentierung, regelmäßige Verwaltung alles Materials, Transports, aller Lebensmittel wurde exakt wie in der Zivilverwaltung, Louvois war für alle das hart und schonungslos, aber von durchgreifendster Wirkung. Vauban bildete Befestigungs- und Belagerungskunst in solchem Maße aus, daß der König, die Uhr in der Hand, einer Belagerung zusehen und bestimmen konnte: Um diese und diese Stunde muß das letzte Werk fallen und der Platz unser sein.

Ludwig schuf zuerst die großen Armeen, die Armeen der Hunderttausende, und Verwaltung wie Gesetz waren dafür so genau und passend, daß diese vorher unerhörten und unlenksamen Massen dem Könige und Lande nicht einmal bedenklich worden sind durch Undiszipliniertheit. Er begann auch zuerst die großen Kriegsübungen im Frieden, die sogenannten Manöver, die bis dahin unbekannt waren. Im Jahre 1698 geschah dies zum ersten Male bei Compiègne, und zwar mit siebzigtausend Mann.

Wie er gesegnet war mit talentvollen Feldherrn, zeigt

die Folge. Der große Condé kehrte bald in seinen Dienst zurück, um lieber gegen das Ausland mit Turenne zu rivalisieren, als mit dem Auslande gegen ihn. Er ist, ein streng persönliches Talent, für die Kriegskunst nicht so wichtig geworden als Turenne, der mehr auf allgemeine Regeln und Grundsätze ausging. Condés Macht beruhte im raschen Ergreifen der jedesmaligen Lage, der augenblicklichen Gelegenheit, in der ungestümen und doch kaltblütigen Durchführung, er war ein handelndes Talent, Turenne ein folgerndes. Auffallend ist's, daß Erfahrung und reifendes Alter auf beide in entgegengesetzter Art und doch in günstiger Art auf beide wirkte: Condé ward ruhiger und besonnener, Turenne ward kühner und unternehmender gegen das Ende seiner Laufbahn. Dieser fiel auf dem Schlachtfelde, und der persönlich verwegenste Krieger seinerzeit, Condé, starb friedlich auf Chantilly, seinem Stammschlosse.

Die Anstrengungen, welche Ludwig für die Marine machte, überstiegen die verwegenste Vorstellung eines Franzosen. Es hatte aber auch kein Franzose ein so tiefes Bedürfnis, den puritanischen Engländer, den kalvinistischen Holländer in seinem besten Lebensteile zu vernichten. Das Bassin von Rochefort in der Charente ward gegraben, Toulon wurde zum großen Kriegshafen eingerichtet, in alle die Häfen von Brest, Cherbourg wurden Millionen verwendet, es ward eine Flotte aufgebracht, die über zweihundert Kriegsschiffe ging. Und das alles umsonst, denn die französische Regierung bezahlt von jeher ihre Marine wie eine Schuld an Europa, sie hat nie Segen und Erfolg davon geerntet und wird dessen schwerlich ernten; am Strande hört die Welt des Franzosen auf. So wie sein Gedanke nicht über das feste Land des Anhaltes hinaus kann, so Hand und Fuß nicht über die Meeresküste — Ruyter spottete ungestraft und wirksam des Königs von Babylon.

Wie groß aber auch in den späteren Kriegen die Geldnot

sich anließ, wie verzagt der Minister die Summen für den großen Kanal, für den Bau des Invalidenhotel, der Louvrefassade, des Stiftes von St. Cyr zu verkleinern suchte, Ludwig machte ruhig wieder die großen Zahlen daraus, welche erheischt wurden. Er war nie königlicher als im Unglück. Daß er sich ein Budget vorlegen ließ, gehörte zu dem neuen Ordnungsplane. Dergleichen war bisher dem Könige von Frankreich unbekannt gewesen: nach dem Bedürfnisse des Königs hatte sich die ruckweise Sorge des Ministers gerichtet. Es war dies Budget Ludwigs auch nur eins in Bausch und Bogen, wo in summarischer Zahl Einnahme und Ausgabe notiert war. Ludwig schrieb entweder sein „bon“ hinter die Rubrik, oder änderte die Summe.

Ebenso ordnungsmäßig, wie Finanz, Handel, Justiz, Verwaltung, Krieg und Hof eingerichtet wurden, ebenso ordnungsmäßig suchte er auch die Welt der Kunst und Wissenschaft seiner Macht einzuverleiben. Den tiefen Einfluß derselben empfand er ganz und gar. Er war darin so aufmerksam und empfindlich, daß ein Vers oft wie eine Staatsaktion behandelt wurde. Man zitiert noch vier Verszeilen aus Racines Berenice, durch welche er bewogen wurde, von Stund' an nicht mehr im öffentlichen Ballett mitzutanzen, was er, ein graziöser Tänzer im ernsthaften Tanze, bis daher so gern getan. Molière war absolut sein Komödienminister, durch den er bald den Marquis, bald sonst eine Gattung oder Sitte, die ihm zuwider, verspotten ließ. Als er den alten Gerichtsgang einreißen wollte, half ihm Racine durch seine „Plaideurs“, welche den Rechtsschlendrian, die Advokatenschikane verhaßt und lächerlich machten. Le ridicule tue war schon eine französische Wahrheit. Ludwig ging so weit, auch im Auslande allen großen Schriftstellern Geschenke und Pensionen anzubieten, „wenn er auch nicht das Vergnügen habe, ihr Souverän zu sein, so gewinne doch er und die französische Nation von allem Fortschritte der Wissenschaft,

und sei den Förderern desselben verpflichtet.“ Und kein Schriftsteller hat diesen Übergriff übel genommen!

Für alle Fächer wurden neue Branchen der Akademie errichtet, eine Académie des médailles et inscriptions, in welcher sehr richtig das Lateinische durch das Französisch verdrängt ward, eine Académie des sciences, eine de peinture, eine de musique. Letztere beinahe eines einzigen Mannes wegen, Lullis; die Musik war in Frankreich noch so neu, daß Lullis Komposition für unbeschreiblich schwer gehalten wurde. Wenn des Königs vierundzwanzig Violinen feierten, so schwieg alles Instrumentalensemble in Frankreich. Ja, Voltaire findet es noch witzig, daß man sagt: Es wird nach dem offenen Notenbuche getanzt. Ganz anders war es mit bildender Kunst: Bernini aus Italien berufen zum Bau der Louvrefassade, und wie ein reisender Fürst behandelt vom Könige, war umsonst dagewesen, man fand Perraults, des Franzosen Entwurf großartiger und schöner. Für Malerei war Poussin da, Lebrun, Le Sueur.

In den Wissenschaften gesteht der Franzose zu, daß England besonders in den philosophischen und naturwissenschaftlichen dem grand siècle voraus gewesen, und daß dies für Colbert Veranlassung geworden sei, eine Académie des sciences zu errichten und auch fremde Gelehrte dafür zu berufen. Aber mit voller Wucht stützt er sich auf die schöne Literatur des grand siècle, als die gesetzgeberische Europas. Was bis zur Ludwigszeit empfehlenswert gewesen an den Amiot, Marot, Montagne, Regnier, darauf legt er keinen Nachdruck, das habe sich nur durch eine gewisse Naivität ausgezeichnet. Voltaire, hierin Autorität, nennt als Hauptvertreter jener klassisch gewordenen Zeit folgende:

Mit Balzac beginnt eine harmonische, wenn auch noch etwas schwülstige Prosa. Die erste geniale Prosa schreibt Pascal, aus dessen Lettres provinciales — 1654 — noch hundert Jahre später zu Voltaires Zeit jedes Wort und jede

Wendung für gut und fein gegolten. Auf der Kanzel tritt zuerst Bourdaloue hervor mit geschmackvoller, wenn auch ganz schmuckloser, mit nachdrucksvoller Rede. Massillon bringt seine Schilderung auf die Kanzel. Bossuet, der gefeierte Kleriker jener Zeit, dessen Marmorstatue heute noch gegenüber der von Fénélon den Saal der Akademie schmückt, wirft sich in großem Stile auf den Leichensermon. Wie jetzt eine Charakteristik, wurde damals ein Leichensermon gesucht und beachtet. Von da ging er majestätischen Schrittes auf Geschichtschreibung über in seiner Universalgeschichte für den Dauphin. — Wiederum in ganz neuer Gattung folgte der Télémaque von Fénélon, einem Freunde und Schüler jenes Bischofs von Meaux. Der Hof sah im Télémaque eine Satire, und Fénélon ward in Versailles gehaßt, aber die Nation, die bei Erscheinung Télémaques der Kriege und des Despotismus bereits müde war, verschlang das Buch, vergötterte den erfinderischen Geistlichen. — Ebenso unerwartet waren Les Caractères von La Bruyère, rasche, malerische, mit wenig Strichen treffende Schilderungen, Leser und Feinde weckend durch den Angriff und noch mehr Nachahmer, weil jeder glaubt, so kurz schildern zu können. — Bayle beginnt eben auch den ersten Diktionär, der räsoniert, zwar in Holland, wohin er geflüchtet, aber echt französisch, so daß das Parlament von Toulouse über sein Testament dekretieren konnte: ein solcher Mann könne nicht wie ein Fremder betrachtet werden.

Vor und neben der Prosa waren die Verse Malherbes' auf Corneille übergegangen. Dessen Cid und Cinna hatten Richelieu mißfallen, der die Literaten aber nicht die geschmackvolle Literatur begünstigte. Auch jetzt hatte der schwere Normann kein Glück; Condé weinte im Cinna, das mußte ihn entschädigen, denn er selbst war in seiner rauhen Form dem zierlichen Geschmacke, dem politisch gebrochenen Sinne der Ludwigszeit nicht angenehm. König Ludwig liebte

Corneille nicht, wenn er ihm auch nicht so zuwider war wie jener naive Lafontaine mit republikanischen Fabeln. Molière und Racine mußten den König bitten um ein Geldgeschenk für den notleidenden Corneille, den Vater des französischen Drama. Racine und Molière waren die ersten Sterne jener Zeit, und sind es heute noch in Frankreich. Racine begann achtzehnjährig mit einer Ode, die Ludwig beschenkte. Dies Geschenk veranlaßte den Jüngling, sich ganz der Poesie hinzugeben; die antike Größe, das Römerwort Corneilles ließ er fallen, selbst im Britannikus, in der Phädra, aber er erhob die zarten Regungen des Herzens, die weichen Leidenschaften zu schönem Ausdrucke, zum schönsten, wie noch das heutige Frankreich sagt. Er ist noch angebetet, und wenn von Enthusiasmus für Klassik die Rede geht, so denkt alle Welt nur an Racine, den göttlich zärtlichen, dem Frau von Sevigné wie dem Kaffee keine Zukunft zutraute. — Molière fand einige Komödien nach spanischen Mustern von Corneille bearbeitet vor und einige Intrigenstücke von Quinault, unter diesen die „kokette Mutter", sonst war er der ganz eigene, unerwartete Schöpfer des französischen Lustspiels. Im Dienste Ludwigs, eines despotischen Herren, war er dergestalt ergraut, daß sein berühmter Tartuffe mit einem unmotivierten Staatsstreiche, mit einer lettre de cachet gewaltsam zu Ende gebracht wird, ohne daß er oder Boileau, der Ästhetik folgernde Kritiker, ein Arg dabei gefunden hätten. In der Polemik gegen den Adel waren sie beide dem unter sich nivellierenden Könige gleichmäßig beflissen.

41.

Wenn sich der Deutsche in Paris historisch orientieren will, so fährt er nach Versailles, um der letzten Königsgeschichte Frankreichs still und einsam und Aug' in Auge

gegenüber zu sein. Vor der großen Westfronte des Palastes, an den großen Wasserschalen, oder an der großen Marmortreppe der Schweizer kann man nicht sitzen, durch die Le Notreschen Alleen kann man nicht wandeln, ohne die vollkommenste Täuschung, das wiedererweckte Ensemble der Ludwigszeit in sich zu erleben. Die Blumen blühten in den Parterres, die Laubwaldgegend von Versailles war in voller Pracht und Frische, die Vögel sangen, die Sonne senkte sich hinter die drei Bergrücken, welche man von der großen Fronte aus tief hinten den Horizont begrenzen sieht. Jetzt wird er heraustreten, der König, welcher aus einigen Formen der menschlichen Gesellschaft eine so ernsthafte Komödie macht, welcher so viel damit erreicht, und wohl gar an die absolute Wahrheit dieses Spieles glaubt. Er schreitet sogar majestätisch daher; wenn er nicht so stattlich aussähe und wirklich Ludwig XIV., König von Frankreich wäre, so fände man diesen Gang geziert und lächerlich.

Im Sommer 1839 war's, da ich ihn also vorüberschreiten sah, just hundertsiebzig Jahre nach dem Frieden von Nimwegen, wo er auf dem Wendepunkte seiner Jugend und seines Glückes stand. Was sind hundertsiebzig Jahre für einen großen König! Und doch darf man nur den ersten, den besten Franzosen anreden, um zu sehen, daß tiefe, breite Meere zwischen Versailles und dem jetzigen Frankreich liegen. Die Formen in Sprache und Verkehr sind meist noch da, die Gedanken sind zurückgewichen weit, weit, wie in ein Saturnisches Zeitalter. Dort liegt auch die Bezeichnung „Louis le Grand".

Dies Schloß von Versailles samt aller Umgebung hält dem Lustschloßidealismus getreulich Wort: die große Mittelfront, breit, wie breit! und prächtig, den König allein darstellend, denn er bewohnte sie allein, die zurückweichenden Seitenfronten, in derselben Richtung herblickend, aber wie respektvoll eine Schloßbreite zurückgeneigt, die Springbrunnen,

die Statuen, die Treppen, welche vom breiten Hügelplateau hinabführen, die Wasserspiegel unten, die gesitteten Wälder ringsum, die Totenstille, der rote letzte Sonnenstrahl auf der unzählbaren Fensterflucht des weißen Palastes — alles das ist Versailles, wie es sich der Idee des Geschichtslesers dargestellt hat. So treu, daß niemand hinzureisen braucht. — In einem Punkte führen die Beschreibungen irre: sie sprechen immer von der Sandwüste, der man ein Paradies habe abringen wollen, sie wiederholen den Ausdruck der Jahre 1660 bis 70, wo man es le favori sans mérite nannte. Von Paris bis über die Berglehne von Sèvres hinaus gibt einen die Banlieue von Paris nicht frei mit Ortschaft, Landhaus und Allee. Hinter jener Berglehne ist ein einziger kurzer Übergang, welcher auf der Seite eine Strecke unbedeutenden Feldes zeigt, sogleich folgen breite, breite Rasenalleen links und rechts, aus dem Grunde links taucht die Verlängerung des Waldes von Meudon herauf, man ist in einer waldigen Parkwelt, die ganz verschieden von der Pariser und Seinegegend. Von mehreren Seiten laufen solche Baumreihen abwärts in das flache Tal vor dem Schlosse; die eigentliche Stadt läßt den Zugang unberührt, sie hat sich bescheiden links und rechts halb im Verborgenen errichtet. Oben über der breiten Avenue sieht des Königs Schlafzimmer herab auf die von Paris herbeilaufenden Alleen; die dreifarbige Fahne flattert jetzt über dem Kopfkissen, auf welchem einst der Sultan einfarbiger, weißer Fahne geruht. Man erzählt, einst beim Aufstehen habe er jene Alleen großer Bäume erblickt; ausgewachsen, in voller Pracht begrüßten sie ihn, seine Garden hatten sie in der Nacht gepflanzt, er war nun seinem Wunsche gemäß noch dichter geschieden von der ihm verhaßten Pariser Welt. — Der Kampf mit der Natur, welchen man diesem Lustschlosse nachsagt, ist wohl vorzüglich durch die kolossale Bestrebung in Rede gekommen, Wassermassen heraufzuzwingen in diese vom Seinetal abgesperrten

Waldberge. Sonst sind solche Vorwürfe gegen Versailles leer und nichtig im Vergleiche mit Boden und Lage anderer Lustschlösser: Fontainebleau hat ein fast noch schlechteres Erdreich und Chambord kein besseres. Unweit der Hauptstadt und doch ganz getrennt von dieser sollte die neue Residenz sein, es gab keine passendere Wahl, da St. Germain einmal verlassen sein sollte.

In jenen zehn Jahren, den schönsten von Ludwigs Königstume, 1660—1670 baute Mansard Tag für Tag, ja noch weitere zehn Jahre, ehe es für fertig erklärt wurde zur Residenz des Königs. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Baukosten nicht so enorm gewesen sind, als man lange Zeit geglaubt hat.

Innerhalb jener zehn Jahre war die glücklichste Jugendzeit des Königs, die Zeit jener lieblichen Liebe zur La Vallière, die Zeit des Molièreschen Lustspiels, die Hauptepoche der Colbertschen Anlagen vorübergegangen, es begann eine andere Epoche, leidenschaftlichere Bewegung trat ein. Anna war 1666 im Val de Grace, vierundsechzig Jahre alt, gestorben, bei Hofe war eine brillante Schönheit, die Frau von Montespan aufgetreten, in einem Ballett hatte der König mit Staunen diese Schönheit und stolze Grazie sich entwickeln sehen, in der Unterhaltung nahm er mit Entzücken diesen raschen, gewandten Geist wahr, welcher ihrer ganzen Familie nachgerühmt und Mortemartscher Geist genannt wurde. Athenais de Montespan war eine geborne Mortemart, und eine geborne Mätresse.

Vor diesem Glanze galt die La Vallière für fade; sie wehrte sich eine Zeitlang mit Tränen und mit Hoffnungen auf Ludwigs Herz. Aber ihr Jugendreiz war durch drei Entbindungen dahin, und der König wollte Leben, nicht Traurigkeit — wieviel Leben, besonders Frauenleben hat er verbraucht! — „Sie wissen, Madame, daß ich nicht geniert sein will“, waren seine Worte, und die Herzogin von Beaufort

faßte den seltenen Entschluß, von der Seite des Königs ins Kloster zu gehen. Sie hatte sich ja auch immer geschämt, Herzogin zu sein, sagt Frau von Sevigné. Die Partien, welche man ihr anbot, lehnte sie ab, ging zu den Karmelitern, nahm den Schleier, legte das Gelübde ab und schied für immer von der Sinnenwelt. Sonderbar genug wohnte der Hof dieser Zeremonie bei, die Königin selbst, die ebensoviel Anspruch darauf hatte, gab ihr den Schleier, Bossuet predigte. Unter dem Namen soeur Louise de la Miséricorde lebte sie noch sechsunddreißig Jahre in strengster Disziplin, und nahm als einzig Andenken vom Könige den Namen Louise mit ins Grab und wie sie glaubte mit vor Gott.

Der König mit der Blüte des Hofes war ins Feld gerückt, der erste europäische Krieg entwickelte sich, Louvois hatte über Colbert den Friedliebenden die Oberhand gewonnen, 1669 war gegen das verhaßte, republikanische, protestantische, preßfreie Holland ein fröhlicher Krieg eröffnet worden, der es vernichten sollte. Die Kunst war nicht groß, wenn Holland allein blieb. Da wo die holländische Lüge anfängt, um uns den schönsten Fluß zu verleiden, wo sie dem Rheine den Namen stehlen und die Geographie täuschen, da entwickelt sich das in Versailles gefeierte Bild: Der König und Frankreich gehen über den Rhein, die Reiter schwammen, der König geht über die erste Pontonbrücke, die man erfunden. Aber ganz Europa erhob sich zeitiger als unserer Zeit gegen Napoleon. Umsonst entwickelte Turenne die neue strategische Kunst des Manövrierens, rascher Märsche, rascher kombinierter Angriffe, umsonst entwickelte Condé alle Macht seiner glänzenden Tapferkeit, das deutsche Blut gegenüber in Oranien und den Feldherren des Reichs, die Feinheit Montecuculis wogen die neuen Erfindungen auf: der übermütige König kam in große Not des Friedens, es bedurfte aller überlegenen Diplomatengeschicklichkeit der Seinen, um den Frieden von Nimwegen 1678 dahin zu bringen, daß er dem Status vor dem

Kriege nicht allzuviel kleine Fetzen abriß. Die französischen Autoren stellen übrigens diesen Krieg und Frieden noch auf die höchste Höhe seines Glücks. Paris ließ ihm auf dem Stadthause den Namen „le grand“ zusprechen und denselben auf Medaillen schlagen.

Dieser Krieg hatte zwei Unglückskeime für Louis in tiefe Furche gelegt: es war ein unnützer Frevel Louvois', die Pfalz verwüsten zu lassen, ein Frevel, von dem tiefer Franzosenhaß in Deutschland datierte. Ferner hatte sich Ludwig mit Übermut und Eroberungsplänen zu frech gezeigt, und war doch gescheitert. Man wußte nun zweifellos, welcher Absichten man sich von ihm zu versehen habe, und daß er doch niederzuhalten sei. Aber für den hochmütigen König ward dies keine Lehre: von hier an kann man bemerken, daß er in der Teilnahme der Nation tiefer und tiefer abstieg, mit dem Titel le grand war der Enthusiasmus erschöpft, der Krieg hatte große Anstrengungen erfordert, und statt der Ruhe zu neuer Sammlung bereitete er neue Kriege. — Ludwig hatte selbst den Oberbefehl geführt, nicht weil er sich kriegerisches Talent in solchem Maße zutraute, sondern um die Eifersucht der Feldherrn zu erdrücken. Er befehligte deshalb nicht, er mischte sich nicht herrisch in die Kriegführung — nicht aus Furcht unterließ er dies, nein, gelegentlich war er mitten und ruhig im Feuer, er unterließ es, weil solche doch auch dem Mißlingen direkt ausgesetzte Aktion seinem Königsbegriffe nicht ganz entsprach, jenem olympischen Königtume, das über dem Getriebe der Ereignisse stehen soll, über dem möglichen Wechsel der Erfolge.

Seine Winterquartiere hielt er stets in Versailles, und wie groß die Kriegsnot sein mochte, man feierte nicht minder Feste, die Damen studierten den Mercure galant, der alle Details des Hofs und Lagers erzählte, und allen Liebschaften zur Nachricht diente, ob eine Kugel oder Untreue getroffen habe. In den Cevennen las man einen anderen Merkur,

den holländischen, welcher das assyrische Baalsleben furchtbar geißelte.

Gewöhnlich schiebt man die unerklärlich scheinende Ruhelosigkeit Frankreichs, unerklärlich nach so erschöpfendem Kriege und so wenig gewährendem Frieden, gern auf Louvois, der als Kriegsminister Krieg gewünscht, um mächtig zu sein. Louvois war frech, aber des Königs verwegener Trieb, an sich zu reißen, den Herrn der Welt zu spielen, war es nicht minder. Er war in diesen achtziger Jahren noch bei jener Manneskraft, die aus Furcht vor Alter zuweilen etwas Gereiztes zeigt; die hochfahrende Geliebte war nicht geeignet, zu beschwichtigen, zufällige Ereignisse, wie eine fabelhafte Gesandtschaft aus Siam überspannten den fix gewordenen Stolz, das prächtige Versailles, das er jetzt samt dem Hofe bezogen hatte, schien immer größeren Stil zu heischen nach innen und außen. Ach, im Liebeswunsche, der Geliebten zu gefallen, hatte er es begonnen dies Haus der Lust, zwanzig Jahre waren darüber hingegangen, die Karmeliterschwester Louise betrat es nicht, da es fertig war, und jetzt stachelte es vielleicht durch sich selbst, wie ein dämonisches Werk, seinen Schöpfer ins Verderben. Er ruht nicht mit Übergriff und Beleidigung, bis ganz Europa wieder gegen ihn zu Felde lag.

Und doch, wie klein sind all diese Erklärungen neuen Krieges, wenn man die dogmatische Welt des Königs, dessen innere Bestimmung sich vergegenwärtigt. Ebenso klein wie die Ratschläge, welche man für Napoleon bereit hält vor dem Zuge nach Rußland. Einer wie der andere war in seiner Notwendigkeit. Ludwig hatte gegen die protestantische, konstitutionelle Welt, welche Oranien repräsentierte, alles daran zu setzen, und es ward ihm schreiend klar, daß dieser sein Instinkt der richtige und nötige gewesen, als derselbe Oranien 1688 plötzlich auf dem englischen Throne selber, und Jakob Stuart, ein vertriebener König Hilfe suchend in Frankreich erschien. Es war der Kampf für ein katholisches absolutes

Königtum, der die Meere und die Länder mit Kriegern bedeckte; die neuen Marschälle, die Luxemburg, Catinat, Villars fochten für den heiligsten Glauben ihres Königs gegen den Herzog von Marlborough und den Prinz Eugen von Savoyen. Dadurch erhielt der Krieg von seiten Ludwigs das roh Barbarische in einzelnen Zügen, was so grell absticht von der weichen Kultur des Versailler Hofes. Die nochmalige und noch abscheulichere Verwüstung der Pfalz, welche Louvois allein zur Last gelegt wird, ist ein Schandflecken in dieser sonst so großartigen Regierung, und sie hat einen Franzosenhaß in Deutschland hervorgebracht, den nur Napoleon steigern, und die Julirevolution nicht vertilgen konnte. Ludwig hat sicher um diesen Mordbrennerplan gewußt, und hat ihn in seiner damals so leidenschaftlichen Stimmung gut geheißen.

Auch den König Jakob entließ er damals zur Expedition gegen Irland, zur Schlacht an der Boyne, der Grabesschlacht für die Stuartkrone, er entließ ihn mit einem Witzworte, das viel gröber und schneidender ist als sonst in des Königs Wesen lag — „Ich wünsche, daß wir uns nicht wieder sehen.“ Man ist immer am witzigsten, wenn man von Leidenschaft gepeitscht wird.

Dieser König, dem man so viel Glück nachsagt wie dem Augustus, nötigt den aufmerksamen Zuschauer, sich den Begriff des Glückes nicht in gewöhnlicher Weise zu bilden. Ja, er hat in seiner kühnen Auffassung des französischen Königtums, er hat in der Gleichzeitigkeit großer Talente, in einer Geselligkeits- und Kunstkultur, die sich seinerzeit feststellten, er hat in interessanten Weibern, die er für sich gewann, er hat in alledem einen großen Wurf des Geschickes für sich gehabt. Dieser große Wurf ist aber auch immer alles beneidete Glück seltener Menschen. Bei näherem Zusehen entdeckt man Mißlingen auf Mißlingen; Wetter und Winde, die launenvollen, sie gehen auch den glücklichsten Menschen nicht vorüber; alles Glück der großen Glücklichen ist eine

architektonische Schönheit, die man von einem bestimmten Gesichtspunkte betrachten, der man nicht zu nahe treten muß. Zu nahe besehen zeigen sie das gewöhnliche Baumaterial und alle Spuren von Regen und Wetter.

Als Ludwig in diesem zweiten europäischen Kriege dem herben Frieden von Ryswik entgegenging, da hatte er schon daheim den Frieden des Genusses verloren, das Glück des Stolzes; — die Blasiertheit überschlich ihn, bei welcher der Stolz nur noch eine gewaltsame Hilfe des Charakters, bei welcher das Glück nur noch ein stachelnder Reiz ist. Gesellt sich die Blasiertheit zu einem langen Leben, so bedarf sie des Trostes, und der Trost wird der Herr.

Also ergeht es dem Könige Ludwig, aber wir müssen einräumen, daß sich sein starkes Naturell stark und überlegen genug benommen hat bis zum letzten Hauche, ein echtes Naturell, welches die neu persönliche Macht bleibt neben aller Macht der Geschichte und des geschichtlichen Grundsatzes.

Die stolze Montespan erlebte es, daß ihr Reiz nicht mehr mächtig genug war, den erregten König zu fesseln. Dieser flatterte herum unter den Hofdamen und verweilte zuerst bei einer Mademoiselle du Lude. Frau von Montespan warf sich so heftig auf das Mädchen, man sagt sogar, sie habe sie eigenhändig gemißhandelt, daß sie vom Hofe flüchtete — was half es der Favorite? Eine Soubise trat an die Stelle, und noch gefährlicher eine marmorartige Schönheit, ein Fräulein Fontanges, die noch heute durch einen improvisierten Haarputz bei unseren Damen fortlebt. Es war ein unbedeutend schönes Kind, das die Goldstücke durch alle Fenster schleuderte, das monatlich hunderttausend Taler verbrauchte, das sich wunderte, als man dies Verschwendung hieß. Ein Geburtssturm brach die Rose, brach das Glück des Gefallens, und ein rascher Tod endigte Erinnerung oder Gram.

Bontemps, des Königs Kammerdiener, besorgte wohl seinem Sultan vorübergehend sinnlichen Ersatz, Gewohnheit

und energischer Reiz zogen den König wohl auch wieder zur Montespan, aber all diese jache Hast war nur Symptom, daß die alte Welt des Reizes für ihn erschöpft war. Mit genialem Blicke erkannte dies ein Weib, das längst über die Jugendschönheit hinaus war, mit den talentvollsten Mitteln wußte sie das zu benutzen — die Witwe eines Frondeurs, eines dem Könige überaus verhaßten Frondeurs, die Witwe des alten Scarron brachte es dahin, daß der stolze König Ludwig sie heiratete. Kann man ein größer Zeugnis seltenen Talentes, ungewöhnlicher Klugheit ablegen? In Wahrheit, diese Frau von Maintenon — ein Name, den ihr Ludwig mit einem Landgute gab — war ein Spiegel seltener Lebenskunst. Im wechselvollsten Mißgeschick war die kleine d'Aubigné aufgewachsen, das Meer, Amerika, der Kerker eines bankerotten Vaters, der Tod desselben, Armut und Elend waren der wechselnde Hintergrund ihrer Jugend gewesen. Noch mehr: man hatte sie genötigt, den Kalvinismus abzuschwören, in dem sie erzogen war, an dem sie mit zäher Hartnäckigkeit hing, man hatte sie an den alten Scarron verheiratet, der ihr bei seinem Tode nichts weiter hinterließ als die Erlaubnis, sich wieder zu verheiraten. Doch; er hinterließ ihr viel mehr: sein Haus war ein Sammelpunkt der geistreichen Pariser gewesen, alter Frondenreste, neuer Munterkeit. Die berüchtigt-berühmte Ninon de l'Enclos, welche hundert Liebschaften, aber auch den Geist von hundert Liebschaften hatte, welche noch mit achtzig Jahren einem jungen Manne eine Neigung bis zum Totschießen einflößen konnte, sie war von dieser Gesellschaft. Statt zu fragen, ob die junge Scarron in solcher Gesellschaft unschuldig geblieben sei, sollte der Historiker fragen, wieviel sie von solchem Umgange gelernt habe, denn er war der geistreichste und erfahrenste von Paris. Es hing doch auch eine Abteilung damit zusammen, die von sanften Sitten war, das waren diejenigen, welche den langen Roman kultivierten, die Calprénède, die Scudérys. Das

Fräulein von Scudéry war hoch angesehen beim Könige, und wenn ihre uralte Karosse die Rampe von Versailles hinaufklapperte, und alles rief „das Fräulein von Scudéry kommt“, so ging Ludwig lächelnd entgegen.

Die junge Witwe wußte so vielfältige Anknüpfungen zu benutzen, und obwohl es ihr lange nicht gelang, eine Unterstützung vom Könige zu erreichen, obwohl ihre stets wiederkehrenden Petitionen durch Ludwigs Ausruf: „Schon wieder Witwe Scarron!“ allgemein bekannt waren, obwohl ihr Schicksal durch ein Sprichwort des Hofes „Ungelegen wie Witwe Scarron“ bezeichnet wurde, sie hatte doch nicht umsonst geschrieben. Sie schrieb sehr gut, und König Ludwig, der sich hierauf verstand, hatte dies wohl bemerkt. Frau von Montespan selbst zog ihre Siegerin herbei. Der Herzog von Maine, ein Sohn, den sie dem Könige geboren, war lahm und krank, brauchte Wartung und Pflege. Frau von Montespan berief die Witwe Scarron dazu. Diese zeigte sich bereit, wenn eine Aufforderung vom Könige erfolgte. Als dies geschah, kam sie, führte den kranken Prinzen über den Tourmalet nach Barèges, wohnte alsdann in Versailles, zum Hause der Montespan gehörig, führte sich musterhaft, ärgerte zuerst den König, der sie gelegentlich antraf und dem sie einen ungünstigen Eindruck machte, durch herbe Grundsätze, mit denen sie die Dinge besprach, interessierte ihn durch Konsequenz, Bescheidenheit, Geist, kurz, interessierte ihn mehr und mehr. Seine Welt war eigentlich verlebt, was konnte ihm lockender sein, als eine ihm fremde, selbständige Sinneswelt, die so ruhig und geistreich auf sich beharrte? Hier bot sich dem verarmten Lebemanne ja eine unerwartete Ergänzung.

Die Künste der Maintenon beruhten auf einer ganz soliden inneren Welt, es waren nicht bloße Buhlkünste, wie man sie oft darstellt. Künste der Koketterie waren allerdings unerläßlich, um solch einen Liebhaber dauernd zu fesseln, und darüber geben ihre bekannten Worte hinreichende Aus-

kunst: „Ich entlasse ihn immer in Betrübnis, aber nie in Verzweiflung.“

Umsonst wehrte sich Frau von Montespan stürmisch gegen die langsam und sicher vorrückende Nebenbuhlerin, je gereizter sie wurde, desto tiefer sank ihre Macht über den König. Sie wich noch nicht, als Frau von Maintenon schon entschieden gesiegt hatte, und verließ erst Versailles, als ihr Abgang kaum noch bemerkt wurde.

Dieser auf eine innere Formenwelt gegründete Sieg der letzten Herrin mußte große Folgen für den Staat haben. Die La Vallière hatte ein frisches Liebesherz gefesselt, die Maintenon fand ein in Liebe verwelktes, sie erweckte darin, was noch zu erwecken war, die religiose Regung, den Reiz der Furcht. Deshalb glaube man nicht, daß nun Ludwig wirklich ein Frömmler geworden, und daß die Macht der Maintenon nur in der Beichtvatermacht beruht habe. Die Religionsmaßregeln, die jetzt eintraten, waren doch innerlichst politischer Natur, die Macht der Maintenon war doch die einer persönlich mächtigen Frau, einer Frau, die alles Weltreizes, des feinsten Gespräches, des besten Geschmackes kundig war. Daß alle weltliche Lust immer auf strengem Hintergrunde erschien, darin beruhte der neue Reiz. Der König fragte noch immer, und sie sagte es ihm lächelnd, was Ninon, die geistreiche Lästerzunge, über diesen oder jenen Vorfall, oder über die Frau von Maintenon gesagt habe.

In solchem Gange kam dem Alter des Königs eine vorherrschende Aufmerksamkeit auf Kirche und kirchliche Dinge. Erst trat diese Aufmerksamkeit noch ganz in politischer Absicht auf: er bediente sich der Gemeinschaft, die zwischen Port royal und den Parlamentariern stattfand, und konstituierte durch die Deklaration von 1682 eine neue gallikanische Kirche, die ihr Verhältnis zu Rom in freiere Grenzen zog. Aber sein Beichtvater Père la Chaise, ein Jesuit, verbündet mit der Maintenon, trieb ihn auf strengere kirchliche Bahn, erst

gegen die Hugenottenreste, dann gegen den Jansenismus selbst, gegen Port royal als einen Sitz desselben. Das alles vereinigte sich gar wohl mit Ludwigs Einheitsgedanken, aber es vereinigte sich sehr übel mit einer überaus bedrängten Kriegeszeit, die bald den silbernen Thron von Versailles und sonstige massive Herrlichkeit in die Münze verschlingen, die bald ähnliche Opfer von den Großen des Reichs, Aufruf des Banns und Arrièrebanns erheischen sollte. Dennoch erfolgte nahe an der Kriegesnot 1685 die Zurücknahme des Nanteser Edikts, Krieg gegen die hartgläubigen Camisards der Cevennen, Dragonade auf Dragonade. Bossuet war vorausgegangen mit einem edleren Proselytismus, der ordinäre, ja der ordinärste folgte ihm auf dem Fuße, drängte sich in die Auswanderung, welche Frankreich um eine halbe Million der fleißigsten und geschicktesten Einwohner beraubte. Colbert, wenn er es erlebt, hätte blutige Tränen geweint, seine besten Fabrikanten mit feinem Handwerkszeuge und Kunstgriffe nach Deutschland, nach Holland auswandern zu sehen. Da brach denn der Krieg wie eine Wetterwolke überall los, wie später in Koblenz so rüsteten sich jetzt im Haag fünftausend französische Edelleute gegen das Vaterland. Und der König war krank, litt an einer gefährlichen Fistel, litt große Schmerzen, mußte operiert werden. Aber wenn er nur stehen und sich bewegen konnte, erschien er gefaßt vor der Welt, gab Audienz, niemand in Europa sollte ahnen, wie schlimm es um ihn stünde. Daß die spanische Puppe, die Königin, gestorben, und eine geliebte Frau an seinem Krankenbette war, mochte er jetzt zu seinem Glücke rechnen. Als er genas, betrat er zum ersten Male wieder Paris, zum ersten Male seit dem Haustüren- und Nachttopfkriege, wie Voltaire die Fronde nennt. Es war im Jahre 1687, als er durch das Portal von Notre-Dame schritt, um Gott für seine Genesung zu danken, dem Gott, von dem der französische Priester erst nach dieses Königs Tode sagen mochte: „Gott allein ist groß."

Noch wollte der genesene König allein groß sein. Seine Stadt Paris bewirtete ihn auf dem Stadthause, und setzte ihm dreihundert Schüsseln vor; er stellte mit Anstrengung aller Mittel hundertachtzigtausend Mann ins Feld; aber das alte Glück war nicht mehr bei den Fahnen, einzelne Siege wie Luxemburgs bei Fleurus helfen nicht, die Mittel gehen aus, zum ersten Male erhebt sich lautes Oppositionsgeschrei im gedrückten Lande, die Maintenon, von trauernden und pensionsbedürftigen Witwen belagert, drängt ihn zum Frieden, er entschließt sich mit Schmerz zu dem, was ihm sonst Erniedrigung schien, zu den ersten Schritten um Frieden. Er tut sie geheim, und sie gelingen nicht.

Damals arbeitete der alte Herr vierzehn Stunden des Tages und ließ sich überall herab: Bürgerliche wie Catinat werden Ritter des heiligen Geistordens, ein Orden für alle Welt, der Orden des heiligen Ludwig wird errichtet, Adelsbriefe werden verkauft, wohlfeil, das Stück nur zweitausend écus, Anleihen werden gemacht, der stolze König entschließt sich, dem Rothschild jener Zeit, dem Samuel Bernard schmeichelhafte Behandlung zu adressieren, damit er dem kontrahierenden Minister gefällig sei, er zeigt ihm selbst seine Anlagen in Trianon. Und die Anleihen waren so ungeschickt! Sie enthielten kein Mittel der Abzahlung in sich, solcherweise waren für die Interessen immer neue Anleihen nötig, und so erbaute sich die französische Schuldenlast, der Steigbügel der Revolution.

Und alles das reichte nicht aus! Man eilte zu der großen Neuerung, alle Klassen zu besteuern: den Prinzen von Geblüt, den Edelmann, den Priester wie den Bürger. In solchen Schritten, die man sonst revolutionäre nennt, wenn sie nicht von einem einzigen ausgehen, war er außerordentlich; ein Wink, und seine Söhne von der La Vallière und Montespan waren so weit legitimiert, daß sie Vortritt, ja regelmäßige Erbfolge haben sollten unmittelbar hinter

seiner echten Sohneslinie. Der Despotismus ist so gut eine Revolution, wie die Revolution ein Despotismus. Es ist gleich töricht, das eine oder das andere vererben zu wollen, ebenso töricht, als wenn man an die Söhne eines genialen Mannes die Ansprüche der Genialität macht. Der Mensch kann nur die Regel folgern, er kann nur auf der Regel bestehen; die Regel im Staate verlangt Gesetz und Garantie; die Genialität, der despotische Genius im Staate ist ein Schwung über beide, wie das Gewitter ein Schwung über die Stimmungen der Jahreszeit. Gewitter und schöpferischer Despotismus geben Folgen, aber nicht regelmäßige, nicht solche, die ins Erbrecht zu bringen sind — so empfindet man eine dämonisch tragische Wirkung, wenn man den Gipfel absoluter Monarchie in Frankreich der weitesten Revolution stracks entgegenarbeiten sieht. Sogar in Dingen, wofür nicht einmal Beruf der Stimmung in ihm war, wie in kirchlichen. Eine unfranzösische Ableitung des protestierenden Menschengeistes, geradezu ein französisches Fontanell, das Hugenottentum, verstopfte er mit Schweiß und Blut, um allen Protestantismus auf den Staat selbst zu drängen!

Ludwigs Wesen, wie das aller französischen Könige seit Franz, war eigentlich ohne religioses Moment; er besaß nicht einmal, was er selbst heischte: Scheu vor hergebrachter Autorität. Wie er noch als Jüngling im Jagdkostüm, die Hetzpeitsche in der Hand, von Vincennes ins Palais de Justice geritten war, um dem Parlamente zu erklären, daß es nichts, und daß er alles sei, so war er sein Leben hindurch gewesen, so blieb er trotz Frömmigkeit bis an seinen Tod, nichts respektierend als die eigene, moderne Form des Sultanentums. Einheit der Kirche daneben und dafür war ihm kein religioses, sondern ein politisches Dogma. Sein Verhältnis zum Innerlichsten der Kirchlichkeit war offenbar ein gedankenloses. Wie er streng und gedankenlos von der spanischen Mutter darin erzogen war, so hatte er sich gehen

lassen; ein theoretischer Skeptiker oder Kritiker war er nie, er war ein künstlerischer Mensch, dem die Dinge als Ganzheiten kommen; selbst die absolute Macht ward keineswegs von ihm raffiniert, sie sprang, ihm eigen und notwendig, aus seiner persönlichen Völligkeit hervor. Das Verhältnis zu Gott trug er unbesehen durch sein Leben, unbesehen, wenn ihn auch die Erscheinung desselben an anderen, in seinem Staate, an sich selbst interessierte. Seine Welt war diese, die Welt angesichts der Sonne und des Mondes; Tartuffe war ihm sonst ein Lieblingsstück gewesen; an den Jansenisten haßte er just die religiose Demütigung der Kreatur vor Gott, den religios abhängigen Gnadengedanken; zu den Formen der Frömmigkeit leitete ihn auch jetzt nur die jesuitische Form, ein ganz moderner Vertrag mit Gott, welcher Würdigkeit und Reiz der Welt vollkommen bestehen ließ.

Es ist also ein Irrtum, sich den alten König in seiner letzten Periode als einen büßenden Sünder oder als alltäglichen Frömmling zu denken. Er war ein blasierter Mann, schwer zu amüsieren, weil nicht mehr „amusable“, wie die Maintenon selbst sagt, dem die Religionsform soviel Interesse geben mußte, als sie einem dem Tode zuschreitenden Manne meistens gibt. War's doch auch nicht allein politische Bedrängnis, die ihn an den Wechsel des Irdischen erinnerte: furchtbare Schläge trafen in den letzten Lebensjahren sein Vaterhaupt: wie Priams Burg ward sein Königshaus verödet durch unerklärlichen Tod; Sohn, Enkel, Tochter, was ihm teuer war durch Liebe und Hoffnung fuhr in die Grube. Ja, wir werden sehen, je näher er an Jenseits, an Tod und Gott gedrängt wird, desto mehr läutert sich dieser fromme Stil dieser achtziger und neunziger Jahre zu dem einfachen, unbekümmerten Sinneswesen seines Naturells.

Auch jetzt, wo die Frömmigkeit so in Schwung kommt, suche man ihn nicht hinter Betpulten: mehr ennuyiert vom Versailler Hoftrubel, als trostbedürftig, wandelt er des Abends

durch den Park hinüber nach Trianon, wo er sich ein reizendes, kleines Marmorschloß erbauen läßt, unter den Blumen von Trianon sucht er Erholung vom Regieren. Dann wählt er eine malerische Schlucht in den Seinebergen und erbaut sich Marly und nimmt nur kleine, bequeme Gesellschaft mit dahin, aber nicht eben fromme. Es war nicht mehr die Zeit der großen Jagden, die mit Hörnerklang, Hundegebell und Pferdegewieher ringsum den Forst erfüllten, wodurch der einsame Jagdreiz ebenfalls in ein berechnetes Schauspiel verwandelt war, wo der Hirsch am bestimmten Platze angesichts des Königs zusammenbrechen mußte; es war nicht mehr die Zeit der ile enchantée, aber der Wald- und Hügelkranz von der Seine bis an die Eure war doch noch ein Kranz belebter Schlösser, war noch das Luxus- und Freudenzentrum Europas. Auf all diesen Straßen fünf Meilen in der Runde hinab bis Sceaux, wo Colbert sein prächtig Schloß errichtet hatte, bis Chantilly, wo die Erben Condés wie im Paradiese lebten, bis Rambouillet, wo der Herzog von Maine residierte, kreuzten sich Karossen, Portechaisen, Reiter, Spaziergänger in Samt und Seide, alles hatte seinen Herzpunkt noch in Versailles. In Meudon regierte der Dauphin, in St. Cloud der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, in Petit Bourg wohnte der genialste Schmeichler des Königs, der eheliche Sohn der Montespan, Herzog von Antin, der lange Alleen und kleine Wälder mit einem Streiche, in einer Minute verschwinden ließ, wenn der König die Aussicht zu enge fand. In Chateau d'Anet, wo einst Diana von Poitiers geschlafen, hauste der wüste Vendome, das unbeliebte Kriegstalent mit seinem Sekretär Alberoni, demselben, der nachmals Spanien regierte; der ganze Waldkranz war besäet mit Schloß und Glanz, Ludwig liebte auch dies zu zentralisieren. Die einzige Störung darin, das Tal von Chevreuse mit der jansenistischen Abtei Port royal-des-Champs, war jetzt auch verödet und trat mit seinen aszetischen Bewohnern dem

Glanzesleben nicht mehr in den Weg; im Jahre 1709 wurden die letzten Nonnen daraus vertrieben, im Januar 1710 das ganze Kloster rasiert. Man entdeckt jetzt kaum noch die Spur in dem kleinen, engen Tale.

42.

„Das Naturell kommt im Galopp zurück!“ hat der Franzose das römische Sprichwort ausgedrückt. Der alte König hatte endlich im Herbste 1697 zu Ryswik, einem Schlosse unweit dem Haag einen Frieden abgeschlossen, der gegen all seine Königsnatur zu gehen schien: die frechen Reunionskammern, die juristisch für Franzoseneigentum erklärten, was Frankreich am Rheine und im Elsaß erobern wollte, diese frechen Institute wurden geopfert, Lothringen wurde herausgegeben, ja! König Wilhelm von England wird anerkannt von Ludwig XIV.! König Stuart in Saint Germain, eine Stunde von Versailles, scheint auf den Privatstand eines Königes zurückgeführt. Ludwig zeigte das in Frankreich nicht, was er nach Ryswik hin unterschrieben.

Mochte er zeigen, was er wollte, war dieser Friede nicht Zeugnis genug des Absterbens? Rauschend fielen die Blätter von dieser starken Eiche. Frau von Maintenon soll ihn einst um jene Zeit vor einem Spiegel überrascht haben, in welchem er, eine Träne im Auge, den Verfall seines Antlitzes, Runzel und Falte betrachtet habe. Eine Natur der schönen Erscheinung wie er konnte nicht ohne Tränen von der Jugend und Leibesschöne scheiden.

Europa konnte sich beruhigen über die Prätensionen Frankreichs: der alte König regierte im Kabinett der Maintenon, die nüchterne Dame saß in einem Lehnstuhle und las oder arbeitete, wenn er mit den Ministern regierte. Sie zeigte keinen Anteil, um den größten zu haben: ihr Rat, der

immer eingeholt wurde vom Könige, war immer bescheiden, ging stets auf das Mäßige, Versöhnliche. Europa konnte sich also beruhigen? Das Naturell kommt wieder im Galopp! Mag Alter, Umgebung und Mißgeschick den stolzen König dämpfen, er bleibt der stolze König bis zum letzten Hauche, die kleine Besorgnis immer wieder aus sich hinauswerfend trotz Alter, Maintenon und Mißgeschick. In Spanien hat er seine Diplomatie, dies unbestritten mächtigste Feld seines Reiches, dafür sorgen lassen, daß der sterbende König Karl den Enkel Ludwigs zum Erben der spanischen Krone einsetzt. Es trifft ein. Nur vierzehn Tage trägt Ludwig die Sorge vor dem Ungeheuren mit sich herum, vor den unübersehbaren Stürmen, die er über seine letzten Tage heraufbeschwören will. Aber dies ist die Sage von den Titanen: nach dem Thron der Götter greifen sie, wenn er erreichbar scheint; die starke Königsnatur Ludwigs konnte einer Krone nicht vorübergehen, wenn er den Todesabgrund neben ihr offen sah. Eines Morgens gleich nach seinem Lever läßt er seinen Enkel Philipp rufen, läßt die Flügeltüren öffnen, spricht zum spanischen Gesandten: „Ihr könnt ihn begrüßen als Euren König!"

So war der Würfel geworfen für den Lebensrest eines schon hochbejahrten Königs, der manchem ein in Sinnenlust und Tand geschwächter, beendigter König scheint. Er wußte gar wohl, daß die beiden Kriegstalente, deren Auftreten ihm schon so zugesetzt, daß Marlborough und Prinz Eugen jetzt in voller Kraft und ihm bald gegenüber sein würden. Aber er fühlte sich in seiner Notwendigkeit als König von Frankreich, und so begann er verwegenen Krieges das 18. Jahrhundert, wie Franz gegen die spanische Macht das 16., Heinrich IV. für seinen Europaplan ebenfalls gegen die spanische Macht das 17. begonnen, er begann es als Herr von Spanien gegen Europa.

Merkwürdig sind die Verhaltungsregeln, die er selbst seinem Neffen aufgesetzt, und die er ihm wie einen Katechismus

alle Morgen vorlesen ließ. Sie fallen wie ein Abendsonnenblick auf des Königs eigenes Tun und Leben, wie eine Selbstkritik, die mit sich zufrieden ist, und sich doch nicht schont. Der Herzog von Noailles, der sie von des Königs eigener Hand besaß, hat sie auf der königlichen Bibliothek niedergelegt. Es finden sich darin folgende Sätze:

„Fehle nie in deinen Pflichten, besonders gegen Gott; solch Beispiel eines Königs ist von großer Wirksamkeit. — Habe nie ein Attachement für jemand. — Liebe dein Weib, lebe gut mit ihr. — Zieh nicht diejenigen vor, welche dir schmeicheln, sondern die, welche für dein Wohl dein Mißfallen wagen. — Mache dein Land glücklich, dazu gehe nur gezwungen an einen Krieg; ist er unerläßlich, so stelle dich an die Spitze der Truppen. — Verlaß nie deine Geschäfte Vergnügens halber. — Mache dir eine Tageseinteilung. — Jagd und Landhaus sind unschuldige Vergnügungen. — Verschwende für den Bau letzterer nicht zuviel Geld. — Höre genau, höre viel, ehe du entscheidest, aber entscheide selbst. — Laß dich nicht beherrschen, habe keine Favoriten, keinen Premierminister. — Bedeutende Leute mußt du alle genau kennen lernen. — Behandle jedermann höflich, sage niemand Betrübendes, aber unterscheide dabei doch Ausgezeichnetes und Verdienst. — Behandle deine Domestiken gut, aber sei nicht familiär mit ihnen; beim geringsten Fehl entferne sie. — Bereise dein Reich. — Spotte nicht über wunderliche Manieren einer fremden Nationalität, jedes Land hat seine Manieren, man gewöhnt sich selbst daran. — Sei freigebig und nimm nur Kleinigkeiten an, überbiete sie; aber nicht auf der Stelle."

Manches ist nur interessant, weil es von ihm kommt und seine Ansicht zeigt über die eigene Vergangenheit. Manches scheint trivial, und doch ist solche Trivialität, wenn sie durchdachtes Produkt der Erfahrung, soviel wert als ein neuer Gedanke. Nur die gedankenlos überlieferte Phrase ist

bloße Trivialität. Es gibt in Klugheit nicht viel Neues, denn die Welt hat schon Jahrtausende beobachtet.

Ludwig XIV. hatte kein schriftstellerisches Talent, dazu war sein kompakter Geist nicht weit genug aufgeblättert. Das wenige Autographische von ihm ist schwer anzusprechen als echt oder unecht, weil sein Hauptsekretär Rose ihm die Handschrift vollkommen ähnlich nachahmte und solcherweise, wenn auch unter den Augen des Königs, als König schrieb.

Es ist bekannt, daß die erste Hälfte jenes spanischen Sukzessionskrieges, der von 1701 bis 1713 dauerte, äußerst unglücklich verlief. Frankreich erlitt 1704 die große Niederlage bei Höchstedt — in derselben Gegend von Ulm, wo ein Jahrhundert später Napoleon eine ganze Armee Österreichs gefangen nahm — bei Ramillies, bei Oudenarde und Malplaquet, ein furchtbarer Winter brach von 1708 zu 1709 über Frankreich ein, Krankheit und Hungersnot brachten das Land an den Rand der Verzweiflung, Lille war gefallen, der Feind stand nur einige Tagreisen von Versailles, der alte König ward gedrängt und beschworen, über die Loire zurück nach Chambord zu gehen! Versailles, seinen Lebens- und Königspunkt sollte er verlassen? Nimmermehr. Jener Prinz Eugen, dem er einst ein Regiment versagt, sollte in Versailles schlafen? Nimmermehr soll das geschehen, solang ein Blutstropfen im alten König lebt. Der greise Fürst wich nicht vom Platze, er ließ sich, was er nie getan, herab, einen Brief an die Nation zu schreiben, worin er sich zu rechtfertigen suchte, aber er wollte lieber untergehen, als dem Feinde weichen. Villars und Vendome stellten zwar das Waffenglück einigermaßen her, die geschickte Diplomatie wußte zwar den Frieden vorzubereiten, den Sturz der Whigs und Marlboroughs in England eiligst dafür zu benützen, aber das Unglück sollte noch auf andere Weise über dem greisen Haupte zusammenbrechen. Der Tod fiel unter die blühende Nachkommenschaft des Königs, sie sank in wenig Monaten

wie ein Ährenfeld unter der Sense des Schnitters. Der Dauphin, Fénélons Schüler, starb, dessen Sohn, der Herzog von Burgund, starb, dessen Gattin, der Liebling Ludwigs, war sechs Tage vorher gestorben. Der alte König liebte diese savoyische Prinzessin so zärtlich, ihre Heiterkeit war ihm so ermunternd, ihr hatte er Freude und Leitung der Hoflustbarkeit überlassen, damit man sich seiner Welt freuen könne, auch wenn er die Feste nicht mehr leitete! Auf den Knien lag er an ihrem Bette, als der Tod sie ergriff. Es ist mir nicht erlaubt zu weinen, hat Napoleon gesagt für solche Königslage — der greise Ludwig stand starr wie ein Standbild unter so viel Särgen, die nach St. Dénis gebracht wurden. Auch der älteste Sohn des Herzogs von Burgund starb, dessen Bruder, nachmals Louis XV., fiel in Lebensgefahr. Wo wird das enden? fragte ein König, dem bis auf ein kleines Kind drei Generationen zerstört wurden im Laufe weniger Monde. Der Friede von Utrecht brachte zwar endlich Friede nach außen, aber der König war doch für die drei letzten Lebensjahre, die er noch hatte, zu tiefer Traurigkeit gebrochen, der Finger Gottes hatte ihn schwer berührt, und jetzt ließ er dem gierigen Jesuitenbeichtvater Le Tellier, welcher dem gestorbenen Père la Chaise gefolgt war, freieren Lauf als bisher, wo der kirchliche Trieb zwar hervorgetreten aber immer noch politisch geleitet war. Jene Todesfälle schrieb alle Welt Vergiftungen zu, ja man zeigte mit Fingern auf den Herzog von Orleans, der jetzt als nachfolgender Regent dem Throne zunächst stand. Vergiftungen! wie man bei der Cholera Vergiftung schrie; man sucht eine plötzliche Kalamität immer zuerst bei Menschen und menschlicher Absicht. Der König wies das schweigend zurück.

Die völlerische Lebensweise jener Zeit hilft vielleicht die damals so häufige Apoplexie und rasche Krankheit erklären. Man war ganz das Gegenteil vom jetzigen Franzosen; man aß sehr oft, man aß sehr viel. Schokolade, Früchte, spanischer

Wein waren das Frühstück. Zeitig folgte ein starkes Diner. Schon um vier Uhr ward wieder eine kleine Mahlzeit genommen, um acht Uhr wurde üppig soupiert, und gab's ein Fest oder sonst eine festliche Veranlassung, woran es selten fehlte, so kam noch eine Nachtmahlzeit, la media noche genannt.

Dem mächtigen Leibe des Königs war dies keine Gefahr, er verlangte reichliche Nahrung, und um so reichlichere, je höher das Alter hinaufstieg. Sonst teilte Ludwig in all seiner letzten Lebenszeit die Lebensweise seiner Umgebung nicht mehr: Regierungsarbeit nahm ihn dringend in Anspruch, Regelmäßigkeit war ihm Bedürfnis. Man sah ihn, als das Reiten ihm zu beschwerlich wurde, auf einem kleinen Wagen in der Versailler Umgebung herumfahren. Indessen lenkte er noch die Rosse selbst; noch am 9. August 1715, drei Wochen vor seinem Tode, hetzte er solcherweise den letzten Hirsch. Wo er übrigens auch in dieser letzten Zeit öffentlich erschienen war bei einem Feste oder einer Revue, da zeigte er sich noch immer frei und aufrecht. Sobald der junge Stuart zum Tanze antrat, erhob sich jedesmal der alte König, und stand unbedeckt, trotz schmerzhaften Podagras, bis der junge Fürst wieder abtrat. Honneur au pair et au malheur! war sein Ausdruck.

An einem Sonntage, den 11. August, ging er das letztemal nach Trianon zu den Blumen. Noch bis zum 25. arbeitete er mit den Ministern, an diesem Tage, wiederum eines Sonntags, gegen Abend brach der mächtige Leib zusammen. Alles lief herbei, das große Ereignis, das man hoffte, das man fürchtete, es trat auf die Schwelle. Die Diener allein, denen er stets ein guter Herr gewesen, weinten zu seinen Füßen, sonst floß nicht am Hofe, vielleicht nicht im ganzen Königreiche eine Träne um den Hintritt dieses mächtigen Menschen. Allem Anscheine nach war selbst die Maintenon froh, ihrer immer schwierigeren Unterhaltungspflicht ledig, von dem großen Egoisten getrennt zu werden.

Sie hatte ihn vermocht, statt Orleans' seinen Erstgeborenen von der Montespan, ihren Pflegling den Herzog von Maine zum Regenten im Testamente einzusetzen, und so war sie einer ununterbrochenen Stellung gewärtig. Sie war ein kühles Weib ohne Hingebung; nur allzugern ging sie vom Krankenlager hinab an das Parkgitter, wo ihr Waiseninstitut, ihr Privatkönigreich St. Cyr begann, und blieb allein in St.-Cyr, während Ludwig mit dem Tode rang. Acht Tage lang kämpfte der schwer zu brechende Körper nach dem Tode, und noch am letzten Tage mußte der König nach seiner Frau Boten senden.

Ludwig litt männlich und standhaft. „Glaubtet ihr denn, ich sei unsterblich?" sprach er zu den schluchzenden Dienern. Als es zum Ende ging, ließ er sich noch zwei kleine Kisten ans Bett bringen und verbrannte die darin befindlichen Papiere, dann ließ er seinen kleinen Nachfolger herbeiführen, einen Knaben, der noch nicht sechs Jahre alt war, und ermannte sich für ihn zu einigen guten Lehren, die der junge Fürst seiner späteren Regierung einprägen möge.

In der großen Galerie und den daranstoßenden Zimmern harrte der Hof und die königliche Familie seit acht Tagen der Todesnachricht — da endlich, am ersten September des Morgens ein Viertel nach acht Uhr, öffnete der erste Edelmann des Königs das Fenster, rief hinab: „Der König ist tot," brach seinen Stock entzwei, nahm einen andern, hielt ihn hoch und rief weiter: „Es lebe der König!" Der Weiser auf der Schloßuhr ward gehemmt, damit er dem Zeremoniell gemäß, zum nächsten Königstode unverrückt diese Todesstunde zeige.

Der große Egoist war nicht mehr, und man sollte bald inne werden, welch ungeheure Lücke dadurch entstanden sei. Dies Frankreich seines Stempels war zu Ende mit ihm — wo hat es einen großen Herrscher gegeben, dem nicht Egoismus vorgeworfen wurde! Wo gibt es konzentrierte Macht und gesammelte Wirkung ohne egoistisches Abschließen!

Die Geschichte Frankreichs hört mit diesem Tode auf, Geschichte der Könige, Geschichte der Lustschlösser zu sein. Was Könige und Lustschlösser vorbereitet, erfüllt sich jetzt in andern Kreisen: Frankreichs Geschichte wird von jetzt an achtzig Jahre lang eine literarische Geschichte und alsdann eine Geschichte der Revolutionen. Der nächste Held war schon zu Ludwigs Lebzeiten in Ninons Salon geführt worden als ein zehnjähriger Knabe. Der Abbé Chateauneuf, der letzte Liebhaber Ninons, die einundachtzig Jahre alt war, hatte ihr eines Tages den kleinen Voltaire zugeführt und mit den Worten empfohlen: „Er macht schon leidliche Verse und wird der gefährlichste Feind der Religion werden.“ Darauf vermachte ihm Ninon 2000 Fr. zum Ankaufe einer Bibliothek. Er sollte den Übergang in ein neues Zeitalter, den Fontenelle damals begann, fortsetzen.

Mit Ludwigs letztem Atemzuge ward auch Versailles auf der Stelle eine verlassene Herrlichkeit. Das Parlament, das in der Opposition gegen die Jesuiten schon in den letzten Jahren Ludwigs wieder einigen Mut gefaßt, ermannte sich nach dem Tode des Herrschers, erklärte das Testament für ungültig, Orleans übernahm die Regentschaft und verlegte die Regierung und Residenz nach Paris ins Palais royal.

Wie stille ward's im Schlosse, das die absolute Monarchie in sich darstellte! Ein großer Autor des neuen Übergangs wandelte öfters darin umher und betrachtete die Formen einer Herrscherwelt, die er zu brechen sich rüstete. „Du hast alles eingerichtet — sprach er da zum Schatten Ludwigs — daß es auf deiner Person beruhte; hattest du vergessen, daß du sterben mußtest? Um eine Macht zu übertragen, muß man sie zu verteilen wissen. — Du warst voller Kontraste, weil du entblößt von allem wirklichen Prinzipe warst. Du hattest nichts als den Lebenshauch einer stolzen Seele. — Ich kenne nur drei mögliche Staatsformen: entweder der Fürst ist Despot und das Volk ist Sklav, oder der Fürst und das Volk

teilen die Macht, oder es gibt keinen Fürsten und das Volk regiert sich selbst. Welche von diesen drei Formen war die deine? Keine. Du bildetest dir ein, Frankreich sei für deine Monarchie gemacht, du irrtest dich, deine Monarchie war für Frankreich gemacht, ein Kleid, das sich abnützt, die Realität bleibt, Frankreich bleibt und wechselt."

„Die Regentschaft, die jetzt in Paris schwelgt, ist dein Erbteil. In Versailles herrschte die Verstellung, in Paris herrscht jetzt die Ausschweifung: Du glaubtest, die Sitten gefesselt zu haben, sie sind jetzt ausschweifender als je. Du hast England zu besiegen geglaubt, kämst du nach einigen Jahren noch einmal aus der Gruft von St. Dénis hierher, du fändest in Frankreich nichts als Englands Welt."

„Unerschöpflicher Gegenstand der Bewunderung und des Streites" — schließt Montesquieu — „mein Geist verweilt so gerne bei dir!"

Ludwig XV. kam zwar nach Versailles zurück, aber nur so um es zu entweihen, wie er die Monarchie Ludwigs entweihte. Die königliche Lust, die Lust am Großen sank herab zum Vergnügen an ordinärer und versteckter Schwelgerei; die großen prächtigen Räume wurden zu Schlupfwinkeln der Lüste verzettelt und verbaut, eine raffinierte Einsiedelei, le parc aux cerfs, zwischen Versailles und St. Germain von der Pompadour angelegt, war die genialste Äußerung dieses entarteten Absolutismus. Da wurden Mädchen eingefangen, wie das Wild des Waldes. Die Pompadour selbst war allerdings voller Talente, aber die verbindende Seele dieser Talente war klein, wie das Rokoko, das namentlich von ihr stammt, und das ein kleiner Geschmack ihr jetzt noch einmal nachtut. Sie starb und der Erbe Ludwigs stieg bis zu dem Freudenmädchen hinab, das man Dubarry nannte, um sie doch zu nennen. Ehe sie dem königlichen Versailles präsidierte, hatte sie trügerischem Spiele am Spieltische präsidiert, ein verloren Kind von großer Schönheit. Das Geschick zeichnete

mit Fäulnis den Ausgang dieser Zeit: in einer Mainacht 1774 sah man einen gespenstischen Train auf den weißen Turm von St. Dénis zu galoppieren, geharnischte Reiter mit Fackeln geleiteten einen Jagdwagen, auf dem Jagdwagen stand ein Sarg, in dem Sarge lag der König von Frankreich, man peitschte unaufhörlich die Rosse, denn die Leiche verpestete die Luft.

Reißend schnell und entsetzlich ging das französische Königtum zu Grabe. Ein sanftgesinnter, aber unbedeutender Fürst, Ludwig XVI., übernahm es und zahlte mit seinem Blute die Schuld der Geschichte. Versailles sah kleine idyllische Freuden, ehe die blutige Zeit ausbrach, es sah Schweizerhäuschen und Schäferspiele, es hörte den Erben Ludwigs hämmern und feilen in seinem Lieblingsgeschäfte, der Schlosserarbeit, bis in einer Nacht der Tumult über die Marmortreppen herauf brach, bis die Wache schrie: „Weckt die Königin, damit sie sich rette!“ bis die schöne, unglückliche Frau im Nachtkleide durchs œil de bœuf, durch des großen Ludwigs Zimmer stürzte, den Verfolgern zu entrinnen. Ein entschlossener Offizier vertrat ihnen die Türe des œil de bœuf. Mit dem folgenden Tage, wo die Plätze und Zugänge des Schlosses, einst so majestätisch still, vom Pariser Volke wimmelten, wo König und Königin auf den Balkon genötigt, zur Abreise nach Paris genötigt wurden, mit dem Tage schließt die Geschichte des königlichen Lustschlosses Versailles und die Geschichte der Lilienkönige, die seit Ludwig XI. und Franz I. einen so merkwürdigen Weg zum absoluten Königtume zurückgelegt hatten. Man sah von des großen Ludwigs Schlafzimmer die Wagen der königlichen Familie in jener Allee hinauffahren, die einst über Nacht entstanden war, man sah sie verschwinden und niemand hat sie wiederkehren sehen.

Versailles ward ein so verwaistes Haus, daß es verfiel, daß man es zum Kaufe ausbieten wollte. Ludwigs Palast unter dem Spieße!

Ludwig Philipp hat es aus dem Verfalle erhoben, und aus dem Schlosse der Könige ein Ruhmesschloß der Nation gemacht, an dessen Fassade jetzt zu lesen ist: „A toutes les gloires de la France.“

Wir lachen oft über die Nationalprahlerei der Franzosen, selbst wenn wir wissen, daß ihnen der Nationalitätskultus Kultus einer einzigen Religion ist, die ihnen wahrhaft eigen. Aber es muß ein von allem Schwunge verlassener Deutscher sein, der jetzt in Versailles lachen kann über diese Verherrlichung alles Französisch-Nationalen, über ein wirkliches Nationalmuseum, wo der Franzose die Werke und Helden seines Landes von Chlodwig bis Casimir Périer in allen Lagen, in allen Opfern, in allen Siegen sieht. Kaum ist Mazagran in Afrika heldenmütig verteidigt worden, so eilen Bild und Rahmen auf der Ferse nach, und wenn jene Soldaten aus Afrika heimkehren, so eilen sie nach Versailles, um im Anschauen ihrer bildlichen Verherrlichung das höchste Glück ihres Lebens, den berauschenden Ruhmeszauber einzusaugen. Wer mag es sagen, wieviel große Regung, großer Vorsatz jetzt täglich wieder aus Versailles kommt! Wie wenige begreifen es in unserer zerstückten deutschen Welt, welch eine poetische Macht dem Franzosen gewährt ist in dieser sogenannt prosaischen Zentralisation alles französischen Landes, aller französischen Geschichte. Hätten wir doch erst ein Waldschloß, wo der Schwabe wie der Preuße die Verherrlichung seiner Vorzeit in Bild und Marmor fände!

Die unabsehbaren steinernen Korridore sind von Statuen und Büsten erfüllt, in dem Labyrinthe von Gemächern hat jede Epoche ihren eigenen Raum, der sie darstellt, den Schlachten aller Zeit ist eine besondere Galerie — Galerie des batailles — eingerichtet mit Meisterstücken Horace Vernets, des echt französischen Bildergenius geschmückt, und alles ist wie von Ruhmeshand zusammengehalten durch die wiederhergestellte Welt Ludwigs XIV. Die Lebrun, die Philippe

de Champagne geleiten durch die prachtvollen Gemächer und Säle, welche sich so weit hinziehen, ehe sie des Königs Gemächer, die Galerie des glaces, das Oeil de bœuf und Ludwigs Kabinette erreichen. Die Galerie der Spiegel, jener Thronsaal Ludwigs, blendet jetzt wieder und verblendet, wie es nur jemals die absolute Macht jenes Königs getan. Der Blick verirrt sich in den Spiegelwänden; rechts durch die Fenster tritt der Park bis zum fernen See und Waldberge herein, links durch die Spiegel geht er in gleicher Unabsehbarkeit fort, oben, hoch oben ist Himmelsgewölbe, wo Götter thronen, man faßt sich selber langsam, da man diese weite Prachtwelt nicht zu fassen und zu umspannen weiß. — Auch das technische Mittel solcher Blendung, der Spiegel datiert von Ludwig XIV. die Größe und Verbreitung, welche er in Frankreich gefunden hat. Nicht die gewöhnliche Chambre garnie in Paris entbehrt der eingemauerten Spiegel über den Kaminen, Spiegel von einem Stücke, wie sie bei uns nur Schloß und Palast erschwingen. Der Boutikier sitzt hinter Türen von Glas, deren fensterhohe, eine Scheibe bei uns die Rarität einer fürstlichen Wohnung.

Der silberne Thron steht nicht mehr, der Hof betritt nicht mehr allein diese Zimmer, ganz Frankreich betritt sie. Das Hauptlustschloß ist ein Lustschloß der Nation geworden. Ludwig XIV. hat nivelliert für die Gleichheit des Bürgerkönigtum.

VII.

Die Kaschba.

Sie nennen jetzt das Land von Algier Neu-Frankreich. Man spricht von Algier, wie man von Marseille spricht oder von Bordeaux, nur der mittelländische See liegt dazwischen,

der See Frankreichs, wie Napoleon wollte. Es lohnt gar sehr der Mühe, ihn zu durchsegeln, wenn man einmal der Kenntnis Frankreichs nachgeht: man findet nicht nur Afrika, man findet so naive Offenbarungen der französischen Welt, so naive, wie sie im europäischen Frankreich selten sind. Ist nicht aller Gegensatz das wirksamste Mittel, Eigenschaften zu wecken, wenigstens zu zeigen? Die französische Humanität in Frankreich, wie überfirnißt, wie unecht will sie uns oft erscheinen, uns, denen die schmeichlerische Form so mühsam anzueignen ist. In Afrika ist jene Humanität unverkennbar echt, liebenswürdig, ist das französische Christentum selber, ja sie ist es hauptsächlich, welche Frankreichs Schwäche gegen wilde Völkerschaften in sich verpuppt. Die Übertreibung allgemeiner Grundsätze, jene abstrakte Tugend Frankreichs, jene Propagandaeigenschaft, wodurch Frankreich die bewegende Feder Europas geworden, sie erscheint angesichts der afrikanischen Völker in liebenswürdig abstrakter Höhe, und doch von all der Schwäche, von all dem nur vorübergehenden Erfolge begleitet, die jedem bloß abstrahierten, nach außen unorganischen Grundsatze eigen ist. Frankreich ist aus Abstraktion zu human gegen die Beduinen, nützt dadurch den Beduinen nicht das Geringste, verdirbt die Franzosen zu Tausenden, verwüstet Geld und Zeit, hemmt die Verbreitung europäischer Kultur, hemmt die Verbreitung der Humanität selber durch Humanität.

Die Menschen sind vielleicht einander gleich, wenn bei allen die Fähigkeit in gleich kräftiger Weise geweckt und gepflegt wird. Vielleicht! Dann wäre dieser Gleichheitsgrundsatz groß wie eine neue Schöpfung. Oder: die Menschen haben als solche die Möglichkeit einer gleich großen Vervollkommnung vor sich: — dies ist die richtigere Fassung, und auch sie ist aller Erfahrung gemäß nicht strenge wahr, denn es gibt spezifische Grade in der Menschengattung. Der rohe, gedankenlose Beduine kann doch unmöglich als Teil menschlicher Gattung soviel wert sein, wie der ihm gegenüber-

stehende gebildete Franzose? Hierin liegt's. Der Franzose zwingt sich zu solcher Ansicht, und vernichtet so in abstrakter Unwahrheit alles Verdienst, allen geschichtlichen Wert. Hierin liegt aller Ultraismus der Revolution, welche durch Frankreich repräsentiert wird, daß der verdienstliche, durch geschichtliche Schöpfung würdige Mensch vollkommen gleich erachtet wird dem ganz geschichtslosen also tierischen Menschen. Wo bedeutende Leute der Konsequenz solches Grundsatzes nachgedacht haben, da ist ihnen stets vor einem Zustande der Fortdauer nach dem Tode angst und bange geworden. Goethe erklärt, daß er den Himmel der Pietisten durchaus nicht brauchen könne. Scheint uns also ein unterschiedslos gleicher Zustand nicht einmal nach dieser Erde möglich, — und er ist eine anfängliche, oberflächliche Abstraktion, da er die persönlich verschiedene Bestrebung auslöscht — wie soll er möglich, wie soll er vernünftig sein in unserer irdischen Existenz!

In solcher Gedankenreihe erscheint der Franzose in Afrika wie vor dem Jüngsten Gerichte.

Geht man von Paris direkt nach dem Süden hinab, so wird man in Lyon zum ersten Male der heißeren Sonne, der mittäglichen Anzeichen gewahr. Zwischen den Burgunder Weinhügeln die Saone herab fährt man schon durch brütende Sonnenwärme. Sie steigert sich, wo der Fluß zwischen die Berge tritt, welche mit Vorstädten Lyons bedeckt sind. Die nahen Alpen indessen, die Wassermassen der Saone und des Rhone, welche die Stadt umfluten und durchfluten, verleihen dem Lufttone eine Kräftigkeit, die unseren dickheißen Sommertagen fehlt und die im mittäglichen Europa der reinen dunstlosen Luft halber selten ganz ausgeht. Man steigt in Lyon gern sogleich nach dem steilen Stadtteile hinauf, welcher la Fourvière genannt ist, um dem engen Gassengewinde des eigentlichen Lyon zu entkommen, und die mächtige Stadt zu

übersehen mit den zahlreichen Brücken zweier Hauptflüsse, mit den Kais derselben, mit den Bergen, auf denen die fabrikreichen, revolutionären Vorstädte ruhen. Die Saone kommt um die Berge herum mitten durch die Stadt, dem Rhone ausweichend, der im Süden die Stadt begrenzt, solange es gehen will. An der äußersten Westspitze von Lyon wird sie von jenem stürmischen Hauptstrome, dem Rhone, verschlungen, der hier seinen westlichen Lauf plötzlich nach Süden beugt und reißend hinabeilt nach dem Mittelländischen Meere.

Es kann keine lockendere Straße nach Afrika geben, als diesen schönen alpengrünen Strom, der von Genf herabkommt durch die Juraschlucht. Man sieht von der Fourvière seine Heimat, die Alpen, hoch herunterschauen, man sieht, wie er die gelbe Saone mit sich fortreißt, wie sich neben ihm abwärts das südliche Land in Wiesen und Weinhügeln breitet, man widersteht nicht, mit ihm hinabzueilen den Lauf zweier Tage Vienne, Tournon, Valence, Pont St. Esprit, Orange, Avignon, Arles vorüber in den gefürchteten Golf von Lyon hinein nach Marseille. Von Marseille eilen täglich die Wagen nach Toulon, und mindestens einmal in der Woche geht ein Dampfboot des Staates von Toulon nach Algier. In drei Tagen und drei Nächten heißt es, steigen Sie ans Gestade eines anderen Weltteils. Wir widerstanden dieser Lockung nicht, eben weil wir an diesem afrikanischen Gestade neue Aufschlüsse über französische Welt erwarten durften. Ist auch das alte Deyschloß, die Kaschba — cassaubah französisch-arabisch genannt — kein Lustschloß mehr, seit der Harem und die türkische Herrlichkeit daraus verschwunden, war sie auch nie ein Lustschloß französischer Könige, so ist sie doch jetzt ein Lustschloß französischer Soldaten, deren provenzalische Lieder und europäische Janitscharenmusik dort jubeln, seit Neu-Frankreich jenseits des Mittelländischen Sees errichtet worden ist.

Le Tartare, ein gerühmtes Dampfboot der Krone, heizte draußen im Hafen. Wir ließen uns hinrudern, fanden noch

die Galeerensklaven von Toulon mit Einladung von Kriegsmaterial beschäftigt, fanden eine Abteilung Infanterie an Bord, und das Schiff befehligt von Offizieren der Kriegsmarine, auch zur See höfliche, galante Franzosen, denen es nicht verziehen würde, wenn sie nicht jeder mitreisenden Dame ihr Kompliment, ihre Unterhaltung und alle ersinnliche Gefälligkeit anböten. Ich erinnere mich, daß bei unserer Rückkehr der Kapitän sich angelegentlich gegen eine Passagierdame entschuldigte, ihr wegen des Schiffsdienstes nicht in der ersten Stunde sein Kompliment gemacht zu haben. Unter dieser französischen Form bleibt aber auch der ganze Landfranzose mit im Marineoffizier, und wieviel er Ungestüm und Tapferkeit nötigenfalls zeigen wird, ein durchgewirkter, durchgeteerter Marineoffizier wie der englische wird er nimmer. Und wie sehr er es werde, die französischen Küsten liefern nimmer den gewetterten Matrosenschlag Englands. Was ich auf jener Hin- und Herreise von Einrichtung, Ordnung, Kenntnis und Sinn französischer Marine gesehen habe, zeigte überall die respektabelste Absicht, nirgends das Gelingen einer durchgearbeiteten Welt. Völker, die eine gediegene Freiheit errungen, waren immer mit dem Meere vertraut, waren seefest; die Wasserwüste mit ihren Schrecken und ihrer Langeweile reift den Menschen zur echten Unabhängigkeit. Stünde vielleicht dem Franzosen noch der Sieg über die Seekrankheit zu erringen, damit die Scharte eine wahre Wahrheit werde?

Die Kajüte für Passagiere ist klein und unzureichend, der Schlafstellen — couchettes — sind wenige, und auch uns traf das Schicksal, weil die Zahl der couchettes durch die Zahl der Passagiere erster Taxe überstiegen war, ebenso zu kampieren, wie die zweiter Taxe, die für ein nicht geringes Fahrgeld nichts zum Aufenthalte und Lager haben als das offene Verdeck. Es gibt keine Zuflucht im Schiffsraume, wo die Offiziere des Schiffs, die Ladung und die Kohlen allen Raum nehmen. Unglücklicherweise wurde denn der

Blaue Golf auch bald schwarz und unruhig, und der Regen stürzte herab auf uns schutzlose, Übelstände genug zum herkömmlichen Übelstande einer Seefahrt. Französische Galanterie verleugnete sich aber nicht bei dieser harten Probe: meiner Begleiterin ward eine Couchette abgetreten. Ich selbst fand unter einer kleinen Treppe leidlichen Schutz gegen das Himmelswasser und den Ungestüm des Windes, der alte Mantel tat das übrige, und so ließ ich harmlos die Elemente wirtschaften, arbeiteten doch die Räder neben mir ununterbrochen, um uns nach den balearischen Inseln hin, den Hesperiden zuzuschieben. Dort, aus dem unruhigen Golfe heraus, sollte es besser werden, südlich von ihnen, versicherten die Seeleute, beginne ein anderer Windstrich, ein ander Klima, und von Afrika scheine jetzt im September ungetrübt die Sonne herüber bis gegen die Balearen.

Der folgende Tag war grau und rauh, der Tartar rückte langsam, die verwünschten Eimer, deren der Passagier bedarf, empfingen überall noch die traurigen Opfer, die traurige Nacht kam wieder, die Meeresöde einer langsamen, weiten Fahrt zog schon zuversichtlich um die Masten, als wollte sie sich auf lange einen Sitz erwählen, die französischen drei Tage und drei Nächte stellten sich in Reihe und Glied zu der französischen Ungenauigkeit und sanguinischen Überhoffnung, die uns so oft getäuscht hatte. Da erschien des nächsten Vormittags ein Vogel auf dem Maste, ein fröhlich Zeichen, daß die Hesperiden nicht mehr weit sein könnten. Ein Leutnant in echt französisch-prosaischer Weise führte für solchen Fall die Jagdflinte auf dem Schiffe mit sich herum, und tötete das Tier, das uns so poetisch erschienen war.

Übrigens ereignete sich's wirklich, als ob wir auf einer Wetterscheide der Zonen angekommen seien, die Sonne brach hindurch, die Insel Mahon mit violetter Felsenbrandung zeigte sich uns zur Rechten, dahinter dämmerten noch andere Balearen, wir aber, der afrikanischen Sonne vertrauend,

suchten keinen Kohlenzuschuß und strichen mehr und mehr südwärts haltend vorüber.

Himmel und Meer hielten Wort, der nächste Tag empfing uns klar und schön, wir gingen rasch, acht Knoten die Stunde — drei Knoten sind eine Marinelieue — und gegen Mittag verkündete man Land, Afrika!

Es waren im blauen Dämmer die Spitzen des kleinen Atlas, der sich hinter Algier und der Metidscha hinzieht. Gegen Sonnenuntergang kamen wir der Bai von Algier nahe, ohne jedoch von der einstigen Korsarenstadt mehr als einige Landhäuser sehen zu können, denn der Hafen birgt sich wie jeder leidliche Hafen durch eine Wendung vor dem offenen Meere. Wunderlich! ich konnte mich der Vorstellung nicht entschlagen, Algier sei noch Korsarennest, wir seien Christensklaven, denen der Anblick ihres Grabes bevorstehe. — Ein Kanonenschuß verkündete den Sonnenuntergang und Schluß des Hafens — wir müssen diese Nacht noch auf dem Schiffe bleiben! Als ob noch phlegmatische Türken in der Kaschba herrschten, als ob nicht neugierige Franzosen längst auf das wöchentliche Dampfboot Frankreichs harrten, auf Briefe und Zeitungen aus Paris!

Spiegelheller Mondschein fiel vom schönen Himmel auf Meer und Land herab, als wir im Hafen von Algier Anker warfen. Algier türmt sich steil an einem Berge auf; schneeweiß und geisterhaft. Unten am Meere breit anfangend läuft es schmaler und schmaler zu einem Dreieck auf die Bergspitze hinauf, und diese Spitze des Dreiecks hoch oben ist die Kaschba. Nur dort oben ragen einige Palmbäume über die weiße Häusermasse, sonst ist alles glatt und kahl und schneidet sich scharf am Himmel ab. Dies macht übrigens auch am Tage keineswegs den dürftigen, traurigen Eindruck, wie wenn bei uns eine baumlose Bergstadt sich darstellt. Im Gegenteile, die satte Sonnenfarbe auf Berg und Meer stempelt diese ununterbrochene Linienwelt zu einem mächtigen, uns an das Klassische erinnernden Reize.

Wir hatten Zeit, diesen mondhellen Anblick zu genießen, der Bescheid des Gouverneurs über Landen? oder nicht Landen? verzögerte sich, unser Auge versank in den schwarzen Schattenstrich, den die Küste warf, und aus welchem das einzige Lebenszeichen Algiers sich entwickelte: Boote von dunkelfarbigen Menschen gerudert, die auf unser Schiff zuhielten — sie werden Kette und Peitsche bringen für uns arme Gekaperte! Nein, die Neger und Boote führten Franzosen, welche die Neugier herbeitrieb, und die, unser Schiff umkreisend, nach bekannten Namen heraufriefen zu uns.

Endlich kam die Landungserlaubnis. Ein deutscher Kaufmann, der in Algier lebte und selbst Schwarze besaß, nahm sich unserer an bei dieser hastigen, uns unverständlichen Ausschiffung, die zumeist von Schwarzen bewerkstelligt wurde. Wir hörten zum ersten Male diese krächzende, gurgelnde, zischende Sprache der Kehllaute, die jach herausgestoßen wie eine Sprache der Schlangen erschreckt. Wenn der Birkhahn bei uns balzt, so spricht er ungefähr so, wie diese gefärbten Leute sprechen. Ist dies das gepriesene Arabisch? Die Peinlichkeit der Franzosen, alle die hauchenden h und ch aus ihrer Sprache zu drängen, dies semitische Zischgestöhn völlig abzutun, ich begriff sie plötzlich an der Hafentreppe, wo das arabische Gezisch der Ausschiffung unheimlich lärmte, wo ein alter, türkisch angetaner Aufseher saß und mit wenig Worten, aber mit einem langen Kantschu die ungestümen nackten Leiber regierte.

Es fiel mir ein, wie oft man in Deutschland lacht über des Franzosen Unfähigkeit, unser „Hauch" und „fürchterlich" auszusprechen, und wie man niemals bedenkt, daß ihn unsere Sprache so mißklingend abschrecken kann, wie mich das semitische Gezisch in Afrika.

Jener Kantschu schien nötig, denn diese Lastträger fielen wie Raben über das Gepäck her, griffen wahllos zu, rannten wie Räuber damit von dannen — erst hatte ich noch diese

uns fabelhaften Kerle wie Wesen angesehen, die meeresfern von deutscher Berührung lägen, und jetzt schon mußte ich unmittelbar in ihr Fleisch greifen, damit mir Koffer und Reisesack nicht gestohlen würde. Dies war ein Irrtum, die Kerle gelten für ganz ehrlich, und äußern sich nur nach anderer Disziplin als der uniformierte Packträger in Leipzig. Ebenso auffallend ist es, wie sie die Lasten tragen: immer zu zweien, die Last an eine Stange bindend, sie auf der nackten Schulter tragend, auf welche höchstens ein kleines Kissen gelegt wird, laufen sie im Trabe damit fort. Vielleicht weil in schaukelnder Bewegung die Schwere balancierend sich verteilt.

Der untere Teil von Algier, das Hafenviertel, ist meist von Franzosen bewohnt. Deshalb sind denn hier die Straßen breiter, wenigstens fahrbar gemacht, die Landesbauart ist meist geändert und in neuen Bauten, besonders am Regentschaftsplatze — place du gouvernement — ganz vertauscht mit französischer Bauweise. Dieser Teil begreift im wesentlichen drei Straßen, die von drei verschiedenen Seiten auf dem Regentschaftsplatze zusammentreffen. Die erste dieser Straßen ist die, welche vom Hafen aufwärts nach dem Platze führt, der Platz ist groß und nach der Meerseite offen, so daß man vom Café de la bourse, das an der nordöstlichen Spitze erbaut ist, die prächtigste Aussicht hat. Jene Hafenstraße — rue de marine — heraufkommend, sieht man vor sich jenseits des Platzes die maurisch gebliebene Stadt aufsteigen zur Kaschba, links steht jenes Börsencafé, rechts an dem Platze prangt das größte Kaffeehaus, le café de la régence, und wiederum rechts um dessen Ecke biegend führt die zweite Hauptstraße westlich hinaus nach dem Tore Bab el Oued, Tor des Niedergangs. Dahinaus geht der Weg nach der alten Römerstraße, nach den Gärten des Dey, und weiter am Gestade hinab gen Sidi Ferruch hin, wo Bourmont 1830 mit dem französischen Eroberungsheere landete. — Überschreitet man in schräger Richtung links den Platz, so trifft

man in die dritte Hauptstraße, welche nach dem Tor des Aufgangs — Babazoun — führt. Von hier aus geht man entweder unten am Gestade über Kara Mustafa nach der weither leuchtenden Maison carrée, welche am nordöstlichen Eingange der Ebene Metidscha steht, oder man kehrt der Meerseite den Rücken und steigt neben dem maurischen Algier die Berge aufwärts. Dieser Bergstock im südlichen Rücken der Stadt, die Kaschba selbst noch überragend, ist mehrere Stunden lang und breit, ist in viele Täler und Schluchten gespalten, heißt das Massiv und trennt Algier von der Metidscha, die sich neben und hinter ihm halbkreisförmig, vom Meere anfangend, herumzieht, bis sie westlich wieder ans Meer kommt.

In der Marinestraße stiegen wir an jenem Abende der Ankunft eine steile Treppe aufwärts, welche die Einfahrt des Hotels vorstellte, und gelangten dadurch in das Innerste eines maurischen Hauses, welches durch einige Zusätze in ein halb europäisches Gasthaus verwandelt worden war. Wir gelangten nämlich in den Hof, welcher Mittelpunkt jedes arabischen Hauses, und meist mit einem Springbrunnen geziert ist. Hier, im Hotel du Nord, war dieser Hof Anrichteraum für Speisen, Eßzimmer für Wirt und Bedienung, allenfalls auch Speisezimmer für Fremde. Ich wußte nicht sogleich, daß es ein Hof sei, bis ich die Sterne oben hereinflimmern sah. Die Bedienung des Hauses war das wunderlichste Gemisch: ein tunesischer Jude mit rotem Fez, welcher dem Fürsten Pückler eine Zeitlang als Dolmetscher gedient, spielte den Hauptgarçon, ein schwarzbrauner Knabe reinigte Kleider und Stiefel, ein Stubenmädchen — sonst ein seltener Begriff in Frankreich, wo Männer, wie in Italien, alle Zimmerbedienung verrichten — führte uns über verwegene Treppchen nach einer Dachstube, die allein leer stand, und dieses Mädchen versuchte sich plötzlich, ein sehr schlechtes Französisch aufgebend, in einer Mundart, die uns einen

Augenblick stutzen machte. Ich hielt sie diesen Augenblick lang für einen arabischen Dialekt, weil sie etwas handfester als das Gezische am Hafen, und mir übrigens ebenso unbekannt war. Das Mädchen hatte uns Deutsch reden hören, und redete höflich in Elsasser Deutsch zu uns, das allerdings mit dem Hochdeutschen nur sehr entfernte Ähnlichkeit hat, und unerwartet in Afrika auftretend, zuerst ganz unverständlich ist. Geschickter Elsaß! der du Deutsch und Französisch so eigentümlich redest, daß der Deutsche den Franzosen und der Franzose den Deutschen zum Dolmetscher für seine eigene Sprache braucht.

Unsere Dachstube steckte nicht im Dache, sondern stand auf dem Dache, also, daß das Dach unser Parterre und unsere Promenade war. Im Mondscheine über Meer und Stadt hinsehend, suchte ich mich über Lage und Himmelsgegend zu orientieren, fand aber am nächsten Morgen, daß mir die Sonne ganz falsch aufging, und daß ich mich getäuscht, wenn nicht dieser unerwartete Sonnenstand auch eine besondere afrikanische Sitte sein sollte. Die Täuschung entsteht daher, daß man sich der Landkarte nach Algier mit dem Antlitze gegen Norden gerichtet denkt. Durch die Hafenwendung ist aber die Lage verrückt und mehr nach Morgen gekehrt.

Das Bett hatte ein von eisernen Stangen gehaltenes Viereck von Gazeflor über sich, das die Muskitos, hier eine überaus malitiöse Mücke, abhalten soll. Mitten in der Nacht wurde ich durch ein Rufen geweckt — es waren die Muezzins, die von den Moscheetürmen das Nachtgebet zu Allah in die Luft hinausrufen, ein wunderbar ergreifender, schöner Kultus. Wer da Schmerz hat, oder sonst einsam wacht, den mahnt die nächtliche Stimme an Allah, den Allsorgenden. Wer da schlummert, und nicht mehr erweckt wird von dem gewohnten Rufe, zu dem tritt Allah im Traume, dem zeigt er das Paradies.

Es wurde mir jetzt erst der Gedanke lebendig, daß ich

unter Menschen sei, die Gott auf eine ganz andere Weise suchen, als bei uns der Superintendent lehrt und der Priester. Mein Gott, dachte ich, wenn Hengstenberg hier an deiner Stelle wäre, was würde er sagen! Müßte er nicht im Bettneglige stracks auf das Dach hinausstürzen und diesen Muezzins das heidnische Geschrei verbieten? Säh' er's nicht im Geiste vor sich, wie über kurz oder lang all diese Millionen Moslems vom Teufel geholt werden? Wie brächte er diese schreckliche Lage auf eine leidlich vernünftige Art mit sich in Ordnung? Wie könnte er einschlafen? Und mich glücklich preisend, daß ich nicht Hengstenberg sei mit jener unlösbaren Sorge, schlief ich ein und verschlief die erste Nacht, den ersten Morgen in Afrika.

Beim ersten Ausgange fiel uns nichts so sehr auf, als der farbige Mensch und das verhüllte Weib. Die halbnackten Gestalten von allerlei Farbe, von Gelbbraun, Rotbraun bis ins Violette und schmutzig Schwarze machen den peinlichen Eindruck durch Benehmen und Lebensart, als sähe man nur eigentümliche Tiergattungen neben sich — die Größe der Gleichheitstheorie, die Größe derselben im guten und schlechten Sinne springt nirgends greller in die Augen. Und das sind auch Menschen! ist der erste Ausruf, und nach wenig Tagen streicht man gedankenlos an ihnen vorüber wie bei uns am gleichgültigen Haustiere, und begreift es, daß die Menschen jenseits des Ozeans und in den Ländern des Mittags unsere theoretische Forderung nicht begreifen. — Die Weiber, mit weißer Leinwand über und über verhangen, und nur aus zwei Augenlöchern sehend, sind ebenfalls von der untersten Klasse, erscheinen aber selbst als solche schon wie eine Aristokratie neben den farbigen Lastträgern. Ihre Kleidung ist schon Zeichen eines Prinzips; bei diesen Lastträgern aber ist noch alles tierische Unmittelbarkeit. Das Weib des Mauren erscheint gar nicht auf der Straße, oder nur in

Begleitung und ebenfalls verhüllt, aber auf stattlichere Weise verhüllt. Ganz aufs reine zu kommen über das Verhältnis des Weibes ist sehr schwer, weil die Franzosen nirgends scharf unterrichtet sind, weil Tradition und einzelner Landesgebrauch am Korangesetze vielfach geändert haben, weil also auch außer der Sunna, dem mündlich überlieferten Supplemente des Korans, noch mannigfache Schattierung des religiosen Grundgesetzes unter den islamitischen Völkern eingetreten ist. Die Franzosen in Algier zum Beispiele behaupten, der Islam gestehe dem Weibe keine Seele zu. Die bekannten Houris im Paradiese seien demnach nicht eine verschönerte Fortdauer irdischer Weiber, sondern eine selbständig-jenseitige Gattung. Ich habe zu diesem Zwecke alle hierauf bezüglichen Stellen des Korans nachgelesen, und finde, daß jene französische Ansicht durchaus unvereinbar ist mit allem Worte und Geiste des Korans, von welchem sich doch keine Sekte so direkt entfernt hat. Durchschnittlich gelten dem Propheten allerdings immer nur zwei Weiber soviel als ein Mann, aber das Weib ist ihm doch ein menschlich Wesen mit aller Konsequenz, die er übrigens einem solchen zutraut. „Sie sind die Decke Eures Leibes und Ihr seid die Decke des ihrigen“, sagt er in der zweiten Sure, welche „die Kuh“ genannt ist. In der 24. Sure, genannt „das Licht“, ist den bösen Weibern angesagt, sie würden in jener Welt zur Strafe böse Männer kriegen. Sure 43, „der Goldprunk“ versetzt sie einfachen Wortes ins Paradies, dort würden die alten jung, die häßlichen schön, und die Houris können nach diesen und anderen Stellen ebensogut selige Weiber aus dieser Welt, wie eigene Wesen sein, begabt mit der vortrefflichen Eigenschaft, daß sie immer genießen, immer Jungfrauen bleiben können, und keinerlei Folgen der Liebe ausgesetzt sind.

Für alles Bürgerliche empfiehlt der Koran überall Milde und Güte. Selbst das ehebrecherische Weib kann erst durch vier Zeugen für überwiesen erachtet werden, und dann steht

dem Manne zu, sie dem Tode zu überantworten. Die Forderung von vier Zeugen ist doch für einen so geheimnisvollen Punkt alle mögliche Nachsicht des Orients. Den sinnlichen Verkehr, welchen der Prophet übrigens so begünstigt, sucht er dadurch der tierischen Gedankenlosigkeit zu entreißen, daß er gebietet, ihn stets durch ein gutes Werk zu heiligen. Darunter versteht der Moslem zumeist ein Almosen, das er verrichten müsse, ehe er in den Harem schreite.

Die Weiber können sogar vor Gericht Zeugen sein, unter der schon bemerkten Form, daß ihrer zwei soviel Gewicht haben als ein Mann. Die Sitten der Weiber sind besonders durch die Türken strenger geworden, und der türkische Islam hat bekanntlich neben dem rein arabischen die meiste Verbreitung gefunden in der letzten Lebenszeit des Islam. Der Prophet gestattet dem Weibe noch mancherlei Umgang mit männlichen Verwandten — ein solcher hat bei den Türken ganz aufgehört, und ist auch in Algier gegen die Sitte.

Die Sklavinnen sind von all den Rechten ausgeschlossen, und dem Manne preisgegeben. Der Prophet empfiehlt da nur Billigkeit, und verbietet nur ausdrücklich die Notzucht.

Um in Algier den Unterschied genau bestimmen zu können zwischen legaler sittlicher Ehefrau, zwischen legal geduldetem Freudenmädchen, zwischen vogelfreier Weibsperson und rechtloser Sklavin bedarf es der allergenauesten Landeskenntnis, und man erfährt von den Franzosen nichts Probehaltiges. Es bedarf auch einer ganz genauen Kenntnis der total verschiedenen Völkerschaften, aus denen die Einwohnerzahl des afrikanischen Küstenlandes besteht. Der vornehmste Bewohner ist der äußerst kleine Überrest türkischen Stammes, kenntlich am schönen Barte, am Stolze alten Erobererblutes. Frankreich beging damit den ersten Fehler, daß es die große Mehrzahl türkischen Stammes nach der Einnahme von Algier auswandern ließ. Was von ihm übrig geblieben, ist so gering an Zahl, daß man nur von drei Hauptstämmen der

Bewohnerschaft sprechen kann, von Mauren, den Bewohnern der Städte, von Beduinen, die draußen hausen, und von Juden. Neger und farbiges Volk, das aus dem Innern Afrikas herzugekommen ist, gilt für ausdrucksloses Gesindel. Der Maure ist Kaufmann und Handwerker, von weicheren, fleischigen Formen, weiß und nicht selten schön. Er kleidet sich mit Turban und Oberkleid ungefähr so, wie wir den Orientalen zu sehen gewohnt sind, und sein Anblick erinnert allein an den arabischen Glanz der Sagen von Granada und vom Khalifate. Aber es ist nur eine Äußerlichkeit, es ist kein Kern eines tüchtigen Stammes mehr in ihm. Es sind eben tausend Jahre verflossen seit der arabischen Blüte, und von jener straffen Welt ist nichts mehr übrig als Boden und Sonne und eine vereinzelte, äußerliche Menschengestalt. Der Maure, bloß verschlagen, gilt auch nicht für ein Widerstandsmittel gegen die Eroberung; wie er dem Türken schnell unterlag, so unterliegt er machtlos dem Franzosen. Der Beduine, der lärmend kriegerische aber auch hohl kriegerische, verachtet ihn deshalb ebenso, wie er ihn deshalb verachtet, daß er Hosen trägt, ein dem Beduin widerwärtiges Kleidungsstück. Unter den Beduinen, die sich in den Bernus von weißer Schafwolle hüllen gegen Sonne und Nacht unterscheidet sich der Kabyle vom Hadjuten. Der Hadjute ist der eigentliche Räuber, lebt fast nur vom Raube und macht da keinen Unterschied des Glaubens. Sein braun glänzendes, eingedrücktes Antlitz mit stoppligem Barte macht ihn dem Kalmücken ähnlicher als dem Araber. Sie müssen unten im Hofe bleiben, wenn sie zu Algier in ein Kaufhaus treten, von der Galerie herab zeigt man ihnen die Ware, denn sie stehlen wie die Raben. Der Franzose nennt sie „lâches“, eine Bezeichnung, die verächtlich nicht nur Feigheit und Schlechtigkeit, sondern noch einen gemeinen Grad von Feigheit und Schlechtigkeit ausdrückt. Denn auffallend genug sind diese räuberischen, ungestüm angreifenden Kriegshorden europäischer

Tapferkeit gegenüber vollkommen unmächtig, ja sie erscheinen im ungestümsten Angriffe selbst leer und unkräftig neben dem europäischen Krieger. Der klare, seiner selbst bewußte Mut der Franzosen erscheint da wie eine moralische Kampfesüberlegenheit gegen wüsten Rauschlärm und hohl aufgeblasenen Mut. Ein lehrreich Beispiel für jene Deklamation, die über dem verteilten Inhalte einer Kulturwelt gerne vergißt oder vergessen macht, daß darin ein großer Reichtum des inneren Menschen ruhe, die eine moralische Macht und festen Halt ableugnet, weil es an äußeren Zeichen einer religiosen Sammlung gebricht. Solche Zeichen sind in Frankreich immer selten gewesen, und deshalb ist die französische Bildungswelt doch immer innerlichst zu bewußtem Unternehmen gesammelt und tüchtig, und wer von blasierter Aufgelöstheit dieser Nation den Zeitungen nachdeklamiert, oder dem Jargon der Folgerung nachspricht, der ist in großem Irrtume. Just den Beduinen gegenüber kann er einsehen, welch eine furchtbar überlegene Macht in der scheinbar zerstreuten moralischen Welt Frankreichs, in der mißachteten Ehrenwelt eines modern tätigen Volkes ruht. Der Beduin mit einem geschlossenen aber vom Geiste des Fortschrittes verlassenen Religionszentrum ist der haltlos Unmächtige, der Franzose ohne allgemein geglaubtes Resultat einer noch wild treibenden Gedankenwelt ist der Überlegene. Er ist im fortzeugenden lebendigen Leben, wenn auch dies noch keinen Titel gefunden hat, jener aber wie aller Orientale ist im Tode des bloßen Titels. Wie nahmen vor kurzer Zeit sechshundert Kinder Frankreichs, die kein Priester absolvieren könnte, kühlen Mutes, klingenden Spieles Gigelli gegen tausendfache Scharen, die einstimmig zu Allah rufen; wie standen jetzt wiederum bei Mazagran hundertzwanzig Franzosen fest und siegreich gegen tausendfache Araber! Nun, diese Araber sind Söhne des Landes, diese Luft, diese Sonne sind ihnen vertraut, sie sind an alle, an die äußersten Entbehrungen des Krieges gewöhnt, und

jene sind Kinder des raffinierten Luxus! Wie groß muß doch die Macht einer europäischen Kultur sein, die täglich von der nachgesprochenen Redensart geschmäht wird! — Bis jetzt haben diese Beduinen nur einen wüsten Mut gezeigt, ich möchte sagen: einen unartikulierten. Sie kommen in Masse, wo jeder einzelne seinen Erfolg von der Menge hofft, sie zerstieben, sie verunglücken, sobald es sich darum handelt, den Massetroß auf persönliches Heraustreten zu artikulieren, die krause Menge wahrhaft lebendig zu machen durch Einzelntat. Sie hatten damals noch nicht ein Blockhaus genommen, denn dazu war ein Absteigen vom Pferde, eine selbständige Einzelnhandlung des einzelnen nötig. Auch vor dem Blockhause kommen sie in lärmender Reitermasse an, und zeigen nirgends diejenige Mutesbildung, welche sich individuell absondern kann; sie sind in Wahrheit Barbaren.

Der Kabyle unterscheidet sich vorteilhaft vom Hadjuten. Er ist der Bergbewohner und deshalb meist zu Fuße. Dies hilft schon bewußteren Charakter bilden; denn das gleichmäßige Pferd nivelliert nicht nur in Oberflächlichkeit, sondern unterstützt alles Ausdruckslose dadurch, daß es die halbe Rolle des Kriegers übernimmt, daß es für allen Notfall die Hilfe der Flucht bietet. Haben denn auch Reitervölker jemals anderen als vorübergehenden Bestand in der Weltgeschichte erlebt? Der Kabyle an den Abhängen des kleinen Atlas wohnend, ist offenbar ganz anderen Ursprungs, als irgend ein arabischer Stamm; er ist meistens blond und groß, und man hat deshalb daran gedacht, ob er ein Rest jenes Vandalenreiches sei, das Geiserich einst auf den Strandländern Afrikas gründete. Die Stämme ferner, welche um Konstantine her wohnen, unterscheiden sich durch billiges Benehmen wesentlich von der rohen Beduinenschar, die das alte Deylik Algier durchstreift, die Dörfer, Dueras, aufschlägt, wie der Köhler seine Hütte, die um die wenigen Grade einiger Koranlehren zivilisierter lebt als der Wilde des amerikanischen Urwaldes.

Man hat vermutet, daß die meisten dieser nordafrikanischen Stämme von Tunis bis Fez Nachkommen der Kananiter seien, die Moses vertrieb. Phönizische Völkerschaften seien sie nach der phönizischen Kolonie Carthago gekommen und von dort weiter ausgebreitet worden. Dann verfolgte sie also das altmosaische Eroberungswort, das Eroberungswort aller Zeiten „fallet ein mit Feuer und Schwert", macht euch geltend, soviel ihr könnt, eure Berechtigung geht so weit, soweit ihr Geltung zuwege bringt. In dieser Geltung liegt eure Überlegenheit, in der Überlegenheit euer geschichtliches Recht.

Vom Regentschaftsplatze bis vor das Tor Babazoun kann man des Morgens zur Marktzeit Völkerstudien machen, alle Spielarten erscheinen hier, alle ärmlich. Vielleicht verschmäht aller glänzendere Teil des Landes jede Berührung mit dem verhaßten Fremdling? Gewiß; aber von der Alhambra bis zum wollüstigen Geheimzimmer des Arabers schrumpft all diese arabische Außenwelt und Wirklichkeit zu winzigem Verhältnisse zusammen gegen die Bilder unserer unklar aufgeregten Phantasie. Schloß und Haus ist klein, die Frucht ist roh, der Mensch ist arm. Das bißchen Gekörn und Frucht, das sie zu Markte bringen, diese vertrockneten Gestalten, das gibt ein ärmlich Marktbild, und was sie gar auf einem Nationalmarkte auslegen, wie ich ihn in der Metidscha gesehen, das ist das Allerdürftigste von Produkt und Austausch, was geboten werden kann. Diese Sonne so heiß und zeugend, so wohl gedämpft von Winterregen, diese Erde, meist ein Boden klar und fein und mächtig wie Gartenland, sie bringen die edelsten Gattungen hervor: die Banane, die Dattel, die Jujube — ich kenne kein richtig deutsches Wort für diese Frucht, welche auch im südlichen Frankreich gedeiht, unsere Diktionäres nennen sie Brustbeere, sie gleicht aber nicht mehr einer Beere als die Dattel und hat die meiste Ähnlichkeit mit einer großen Olive — die weiße Melone, die Orange, die berberische Feige, der Pfirsich, der

Granatapfel, die nußgroße Weinbeere, alles das gedeiht von selbst, bleibt aber auch ganz seiner wuchernden Entstehung überlassen, wild und ungezogen; denn die Menschen sind roh, träge, unerfindsam.

Der Fremdartigkeit, nicht des Reichtums wegen, ist es interessant, vor dem Börsencafé angesichts des Meeres diesem Markte zuzusehen, und zuweilen über ihn aufzublicken nach den kahlen Kalkhäusern, die sich wie Treppenstufen auftürmen nach der Kaschba. Noch fremdartiger und interessanter ist der Morgen vor dem Tore Babazoun: da kommen denn offizielle Kamele an, nicht bloß dilettantische unserer Bärentreiber, garstig, überaus garstig, und kauern sich nieder unter den Palmen, deren hier einige stehen. Wahrscheinlich hat auch dies heiße Land soviel verborgene Vorzüge, wie dies Tier, dies Schiff der Wüste, Vater der Pilger genannt. Der Maure fürchtet den Hund, und das Kamel ist ihm halb heilig, er wäscht sich mit dem Schaume des häßlichen Kamelmaules. Wirklich entwickelt aber auch dies Tier bewundernswerte Eigenschaften: Ortskenntnis, Wasserwitterung, Geduld, Mut, Unermüdlichkeit bis es zusammenstürzt. Es läßt sich von Musik beleben und beschleunigt danach seinen Schritt, es wacht des Nachts in der Wüste, es erträgt Hunger, Durst und Hitze und steuert dabei noch seine Milch, man sagt, es hebe sich Speise und Trank auf, und noch im Tode ist jeder Teil an ihm von Nutzen, das Fleisch, die Haut, das Haar, der Magen. Der Bau dieses praktischen Wunders ist solch ein Meisterstück nach dem Nützlichen hin wie der des Pferdes nach dem Schönen: sein Kopf hebt sich hoch aus dem Wüstenstaube, seine halb vermauerten Augen sind ebenfalls geschützt, sein breiter leichter Fuß überwältigt Sand und Stein.

Leider erhält man alle Notizen über Land, Leute, Sitte und Tiere selten oder gar nicht von den Eingebornen, teils weil diese nicht mitteilsam oder durch die Sprache für uns abgeschlossen sind, teils weil die Berührung mit ihnen im

Durchschnitte eine nur äußerliche ist. Von europäischer Mundart ist ihnen das Spanische bei weitem näher und vertrauter als das Französische. Man findet auch bis auf Tabak und Zigarre, die hier nicht Regal sind wie in Frankreich — Algier hat eine ganz getrennte Verwaltung — mancherlei spanischen Rest, wie man in Spanien, nächst der Türkei dem orientalischsten Lande Europas, zahlreiche Reste des Maurentums findet. Je weiter westlich auf der afrikanischen Küste, desto spanischer wird sie natürlich: Oran ist darin auffallend von Algier verschieden.

Die Vermittlung zwischen alledem bildet der Jude, unglücklich hier wie allerwege. Der Prophet schon, Mahomet, dem Christentume viel geneigter und näher, hat sie gehaßt, und dieser Haß, dem sie überall begegnet sind, ist ihnen treu geblieben wie ihr Glaube, eins gewiß zur Unterstützung des andern: sie wurden von den Türken und Arabern behandelt wie bei uns im Mittelalter; es war ihnen Farbe und Schnitt des Kleides vorgeschrieben, sie durften kein Pferd reiten, ja nicht auf einem Esel durften sie zur Stadt kommen. Wenn der Christ die Bastonade bekam, wurde der Jude verbrannt oder gehenkt. Wie überall rächten sie sich durch den Erfolg überlegener Klugheit; in neuerer Zeit war Ben Durand ihr Triumph und ihr Stolz. Dieser afrikanische Talleyrand, der dem Abdel Kader und dem Gouverneur von Algier gleichzeitig zu dienen wußte, der Wasser und Feuer vereinigte, war bei meiner Ankunft eben ums Leben gekommen, da er von Abdel Kader nach Algier zurückkehren gewollt. Es erregte dieser Todesfall unter den algierischen Juden große Trauer und Bestürzung, einige schrieben ihn einem beigebrachten Gifte zu, andere einer akuten Landeskrankheit. Man glaubte am Ende den letzteren; aber das milderte die Trauer nicht: der Stolz Israels war dahin! Ein aus Europa eingewanderter Jude beschrieb mir diesen Ben Durand als eins der gelungensten Menschenbilder: groß, schön, wohlig und üppig und sauber habe er alles an sich gelockt, wenn er abends

auf der Place du gouvernement — vorherrschend in Algier „Regentschaftsplatz“ geheißen — erschienen sei, und die süßeste Rede sei ihm wie Honigseim von den Lippen geflossen, allen Nationen verführerisch, allen eine Erquickung durch Sinn und Geist.

Wo französische Fahne weht, da strömt der Jude hinzu, und in diesen unbefragt gleichen Rechten, welche nicht nur das Gesetz, sondern die Sitte Frankreichs gewährt, geht er mit jüdischer Absonderung in Frankreich am ersten unter. Ich habe mit Erstaunen in Paris gesehen, daß unter den zahlreich dort lebenden Deutschen drei Vierteile Juden sind, und daß von ihren Nationalfehlern nur die leichteren bei ihnen geblieben waren in dieser völligen Emanzipation. Einige israelitische Kaufleute aus Deutschland, die in Algier tüchtig und glücklich gearbeitet, nahmen uns mit deutscher Gastlichkeit auf; es verschlingen sich auf diesem afrikanischen Gestade die Nationalitäten dergestalt, daß man sich am Ende gewöhnt, immer nur vom Menschen zum Menschen zu fragen, und daß man oft nach längerer Bekanntschaft erst erfährt, der Bekannte habe diese oder jene wildfremde Sprache als Muttersprache geredet.

Auf fünf- bis sechstausend wurde bei Eroberung Algiers die Anzahl der Juden geschätzt. Ungefähre Schätzung ist bis jetzt alle Angabe der Einwohnerzahl gewesen, weil eine genaue Zählung von größter Schwierigkeit ist. Die Franzosen behaupten: es gibt viele maurische Weiber im innersten Häuserknäul Algiers, die jetzt noch nicht wissen, daß Algier von uns erobert und besetzt ist. Mag dies eine Übertreibung sein, ein genaues Eindringen in die Häuser, ein Zählen ist schwer und unsicher: die jetzt noch ganz maurische Oberstadt ist wie ein Teig zusammengeknetet, von Dach zu Dach entweicht eine Hausbewohnerschaft, wenn der Fremdling eindringt, und kehrt zurück oder wendet sich an einen neuen Ort, wenn er sich auch jener Zuflucht naht.

Ein italienischer Jude war auch uns der Cicerone für die Innerlichkeiten Algiers. Ich machte seine Bekanntschaft schon am ersten Abende im Mondscheine auf der place de la régence, ehe ich noch in die Oberstadt hinauf gekommen war, und er erbot sich sogleich zum ersten Pröbchen seiner Gassen-, Sitten- und Maurenkenntnis. Er bot sich nämlich zum Führer an in das Eingeweide der Oberstadt und zwar in eine Spelunke freier maurischer Mädchen. Ich bin aus dem Unterschiede nicht klug geworden, den man in Algier behauptete zwischen gemeinen Freudenmädchen und zwischen Mädchen, denen die Landessitte einen freien Verkehr gestatte. Von letzterer Art sollten die sein, die er uns zeigen wolle. Ein Franzose, aus dem Dauphiné, namens Lamonta, mit dem ich schon einige Zeit zusammen reiste, und der mir alle französische Humanität angedeihen ließ, ging lebhaft ein auf den Vorschlag, auch weil wir das innere Algier solcherweise unter romantischster Beleuchtung zum ersten Male betreten könnten. Romantisch genug war's. Durch finstere Bogengänge tritt man ein, und man bemerkt es kaum, daß die Bogengänge aufhören, denn die steil aufsteigenden Straßen sind so eng, daß oft nicht drei Personen nebeneinander gehen können, und die Häuser drängen sich oberwärts noch enger zusammen, so daß nicht Sonnen- noch Mondesstrahl sich hineinfindet. Das ist dem Klima angemessen; der Maure rühmt sich der Straßen, in welche nicht Sonne noch Regen dringe, und sieht höhnisch dem Franzosen zu, welcher unten leichtsinnig lichtet, europäische Häuser baut, breite Landstraßen anlegt statt der früheren Hohlwege. Nachts sind jene Straßen der Oberstadt allerdings halsbrecherisch; aber wer baut Straßen für neugierige Fremdlinge! Von Zeit zu Zeit kommt eine Stufe, oder ein Mensch liegt im Wege, der sein Bett hier aufgeschlagen hat; denn der wollene Lappen um seinen Leib ist ihm hinreichender Laken, der Erdboden hinreichendes Lager. Der Cicerone riet uns, nicht zu sprechen, und so krochen wir

denn wie in endloser Höhle dahin, alles Rückweges unkundig und unmächtig, wenn uns der Führer verließ. Totschlag und Raub kam jedem von uns zu Sinne; man war jedoch in Algier selbst vor nichts Derartigem gewarnt worden, ja ich erinnerte mich des Ausdrucks, den ich in Paris gehört: „Im engsten Gedärm von Algier sind Sie des Nachts sicherer als auf dem freien Kai Voltaire in Paris.“ Die wahrscheinliche und epochenweis gewisse Gefahr beginnt vor den Toren Algiers.

Vor einem dieser sogenannten Häuser, die nach außen alle blind und stumpf aussehen, und nur ein paar Löcher, groß genug für Eulen zeigen, blieb der Führer stehen und klopfte. Man antwortet, man fragt, eine Türe springt uns unvermutet zur Seite auf, eine alte Maurin leuchtet uns eine enge Treppe hinauf. Man weist uns in ein kleines, hell erleuchtetes Zimmerchen, das meines Erinnerns auch nicht ein Guckloch für den Tagesschein besaß. Es stand ein Himmelbett darin, vor welchem auf Kissen ein paar maurische halbnackte Mädchen kauerten. Mit einem neugierigen Kichern empfingen sie uns, zeigten sich aber in keiner Weise auffordernd oder gar zudringlich. Die eine war sehr jung und ziemlich hübsch, ihre Haut war fein und klar gelbweiß, ihre Beine bis an das Knie, ihre Arme bis an die Schulter waren nackt, und der Oberkörper bis unter die Taille war nur mit einem durchbrochenen Spitzenhemde bedeckt. Geldmünzen trug sie als Halsband. Die kleinen, feingeformten Hände und Füße, letztere mit Pantöffelchen spielend, waren äußerst sauber und an den Nägeln gefärbt, wie man dies hier überall findet. Unser Cicerone wurde von ihnen als Bediente in Anspruch genommen, mußte Zigarren besorgen, und die wunderliche Schlauchwasserpfeife in Stand und Gang setzen. Dies Instrument von Pferdehaaren machte angezündet die Runde: die Garstige reichte es nach einigen Zügen der Hübschen, die Hübsche reichte es uns, bis es wieder zu den

Mädchen zurückgekommen war. Wir zogen die Zigarren vor, die hier von Spanien her so wohlfeil und gut, wie sie in Frankreich teuer und schlecht sind, und das hübsche Mädchen folgte unserem Beispiele. Sie rauchte tapfer wie ein deutscher Student. Nach einem Blicke auf die ärmliche Hauseinrichtung und nach einigen Opferfrancs, die auf irdenen Teller niedergelegt wurden, überließen wir sie dieser Beschäftigung und tappten wieder hinab durch das Straßengewinde, öfters strauchelnd über die Straßenschläfer. Abwärts ist der Weg leichter, denn links oder rechts, gerade oder krumm führt er immer nach dem Platze oder den beiden Straßen links und rechts, die nach dem Tore des Ostens und dem des Westens gehen.

Allen Luxus, alle wollüstige Üppigkeit dieser Völker muß man sich in kleinem Stile, in engem Raume denken. Daran erinnerte uns anderen Tages das jetzige Bischofshaus, das vorher Palast des algierischen Hauptministers gewesen und als ein Juwel maurischer Häuser gepriesen ist. Es liegt ziemlich nahe hinter dem Regentschaftsplatze aufwärts. Unsere Absicht war, die ganze Bergstadt hinaufzusteigen bis zur Kaschba, ein französischer Wachtposten machte uns aber aufmerksam, daß hinter einem kleinen Torwege etwas Besonderes sein müsse. Nach Fassaden nämlich und irgend einer äußeren Ankündigung darf man sich nirgends umsehen, alles Außen ist völlig unscheinbar, und hinter den kläglichsten Zugängen entwickelt sich oft eine nach dortigen Begriffen weitläufige und reiche Wohnung. Der Wache halber glaubten wir, der Gouverneur Marschall Valée wohne da, denn es war uns bekannt, daß er ebenfalls eine kurze Strecke hinter dem Platze Anbeginns der oberen Stadt hause. Sein versteckter Palast ist aber etwas weiter rechts, und der hier wohnende neue Bischof in partibus infidelium war unserer Neugierde und Nachfrage gnädig, er ließ uns alles öffnen. Folgendes haben alle maurischen Häuser gemeinschaftlich: sie sind im Quadrat gebaut, und die Mitte dieses Quadrats ist nach dem Himmel

offener Hof, so daß man zur Regen- oder heißen Sonnenzeit sich durch oben ausgespannte Tücher schützen und doch im Freien sein kann. Gewöhnlich ist ein Springbrunnen in der Mitte des Hofes, an allen vier Seiten laufen Arkaden und Galerien umher, von denen der Eingang und die wenigen Fenster in die Zimmer gehen. Sehr schmale, steile Treppchen machen die Verbindung bis zum platten Dache, von welchem man in den Hof herab sehen kann. Dadurch, daß der Kern des Raumes dem Hofe zugeteilt ist, werden die Zimmer ringsum klein und haben niemals Tiefe, auch wenn sie lang sind. Die Galerien um den Hof herum waren hier im Bischofshause mit gewundenen Marmorsäulen gestützt, die sich stockweis übereinander sehr gut ausnehmen, wenn das maurische Gebäude wie dieses mehrere Stockwerke hat. Es erinnert dann der Anblick an den byzantinischen Stil. Natürlich ist aber dergleichen selten, und war immer nur den Reichsten erschwingbar, da der Marmor nicht Landesprodukt ist, sondern aus Italien geraubt oder gekauft wurde. Die Mauern selbst, oder wenigstens deren Sockel sind von bunten Fliesen, der Boden ist Mosaik und dieser wie die schweren Goldholzplafonds sind in Zeichnung und Geschmack bei uns unter dem Namen „arabisch“ hinlänglich bekannt. In Steinbordüren, die wie Spitzen durchgearbeitet sind, waren überaus saubere Sachen dieses Miniaturstiles hier zu sehen, und ein bescheiden angelegtes Christentum mit buntfenstriger Kapelle, nahm sich in diesem klein-sinnlichen Islamsgeschmacke gar wunderlich aus, wenn man nicht durch die maurisch-spanischen Kirchen im Baskenlande und dem Pyrenäen-Frankreich auf diese Mischung vorbereitet war. Wir gingen hinweg mit dem Eindrucke einer durch kleinliche Ausführlichkeit erreichten Harmonie. Der gedrückte, aber farbig kräftige Typus alles Gebäudes in diesem Lande entspricht allerdings von einer Seite dem Naturschauspiele dieses Landes, wie ja alle Kunst die zunächst von Gott gegebenen Linien nachahmt, oder

wenigstens zum Ausgangspunkte nimmt. Die Vegetation breitet sich nicht in mächtigen Bäumen, sondern kriecht in mächtig blühenden Ranken am Boden hin. Ebenso platten sich Häuser und Städte, ja Polster und Teppich am Boden hin ziehen den Menschen in zusammengekauerte Stellung. Wie vereinzelt Palme und Aloë auf dünnem Stiele aufschießt, so ragen fast lächerlich dünn die Minaretts hoch über die Moscheen hervor. Diese Moscheen selbst sind reizlose, protestantische Räume, ohne Gewölb, ohne Geschmack, am Boden mit Binsen bestreut. Nahe bei uns in der Marinestraße war die größte, und ich trat zuerst öfter hinein, bis mir das Ausziehen der Schuhe lästig und der leere Anblick gleichgültig wurde.

Vom Bischofshause stiegen wir nun zum erstenmal bei Tage aufwärts und empfanden aufs neue, daß man vom Kamele bis zum Menschen nicht leicht irgendwo soviel Häßliches und Widriges sehen muß. Der Anblick in diesen Gassentunnels ist oft ekelhaft. Ich denke da besonders an die Mohrinnen, die nicht nur ohne Schleier oder Lappen, sondern selbst mit ganz entblößten Brüsten einhergehen. Sie tragen ein offenes Männerhemd, das durch ein Tuch um die Hüfte gefaßt wird. Dies Tuch hat seinen Zipfel hinten, gleicht also einer hinten angetanen Schürze. Hosen tragen sie selten. Wenn sie im besten Staate ausgehen, so nehmen sie ein Tuch, meist ein bunt gestreiftes, wie ein Bettuch um, auch über den Kopf und das Kopftuch hinweg, jedoch so, daß Gesicht, Hals und Brust ganz frei bleiben. Dazu sind sie meist häßlich und schmutzig, und beleidigen das Auge noch mehr als die Männer mit dem umgeschlagenen Lappen, der in Fetzen von ihnen hängt.

Je weiter man hinaufkommt gegen die Kaschba, desto mehr sieht man Juden, und sie besonders treiben die rotbraune Färbung des Haares, welche auf altitalischen Bildern so häufig vorkommt, und unsern Farbengeschmack anfangs so befremdlich anmutet.

Ein europäisch festliches Gepränge beim Erscheinen in der Stadt war auf diesem engen, abschüssigen Terrain dem Dey unmöglich; er ist denn auch meist auf einem Esel zum Hafen hinabgeritten, und der letzte Dey, ein einfacher Mann, ist viele Jahre lang gar nicht in der Stadt gesehen worden. Man hatte ihn aus stillem Hause, von anspruchsloser Beschäftigung, ganz gegen seinen Wunsch, zum Dey erwählt, nachdem im Laufe weniger Tage mehrere Vorgänger aufgetreten und rasch gewaltsamen Todes abgetreten waren. Schon dieses Beispiels halber fühlte er keinen Beruf zu dieser Herrenwürde, behauptete sich aber alsdann durch strenge Abgeschlossenheit. In dem französischen Streite, den er bekanntlich durch einen Fächerschlag nach dem Konsul erregt, war er unerklärlich verblendet und eigensinnig — entêté sagt der Franzose; Algier galt ihm für unnehmbar, weil Karl V. daran gescheitert war, und selbst England 1816 unter Exmouth nichts Entscheidendes dagegen ausgerichtet hatte. So sah er zuversichtlich auf die Landung Bourmonts bei Sidi Ferruch, und als seine Truppen am 19. Juni die Schlacht von Staoueli auf dem westlichen Küstenplateau lieferten, nahm er seine Weiber mit zum Zuschauen, sich des besten Erfolges versehend. Als dieser Erfolg verunglückte, baute er auf das Fort von Algier, welches Sultan Calassi, Château de l'Empereur, jetzt Fort de l'Empereur heißt, und welches links über der Stadt nahe am Gipfel des Massiv liegt, an den Höhenspitzen, welche der Araber Boud-Jareah nennt. 1541 soll Kaiser Karls Zelt dort gestanden, und vielleicht mag der Name davon entsprungen sein. Es verteidigt die Stadt mehr indirekt dadurch, daß ihr Besitz dem Feinde ohne Besitz des Forts unhaltbar ist. Sonst scheint es mir gegen einen Angriff vom Massiv mit schwerem Geschütze nicht von vollkommenster Lage, weil noch Punkte des Boud-Jareah höher und zum Angriffe des Forts geeignet sind, dieselben Höhen, welche Bourmont zum Bombardement des Forts benützte.

Vielleicht weil Frankreich nur einen Angriff der Araber zu fürchten hat, ist bis jetzt keine höhere Befestigung angelegt, sondern das Fort nur so in Stand gesetzt worden, daß alle arabische Attacke daran scheitern muß. Bourmont nahm es damals, und damit mußte Algier fallen, und der Dey in seiner jetzt von Feuerschlünden beherrschten Kaschba mußte sich ergeben.

Diese Kaschba macht wenig Eindruck, wenn man bereits Algiersche Häuser gesehen hat, es sind dieselben Verhältnisse, nur daß der Häuser und Höfe mehrere sind, und daß dieser unordentliche Gebäudehaufen gegen einen Anfall befestigt ist.

Gebildete Militärmusik empfing uns statt des einstigen Beckengeklirrs, jener Fächerpavillon erschien uns um nichts besser als das Sommerhäuschen manches schlesischen Pächters, das Gewirr von Gängen, Winkeln, Löchern, plumpen Gemächern, Treppen und Treppchen gäbe einen gefälligen Schauplatz für unerhörte Novellenbegegnung, für Experimente verschiedenartigster Ehegattung; als Palast entspricht dies maurische Schloß nicht den bescheidensten Ansprüchen, die wir an ein Schloß machen oder an einen Palast. Nur die Moschee, von marmornen Säulenbüscheln getragen, fände einige Gnade vor unserer Erwartung, und der prachtvolle Blick über Stadt und Meer und rückwärts in die heiß gefärbte Bergbauschung übertrifft alles, was man sich darunter vorstellt. Hier ist die Oasis des kalkweißen Algier, hier ist Weinlaub und Blume, hier ist der Orangen-, der Granatbaum, der Jujubier mit seinem Schatten, hier steht wie ein Gedicht des Orients scheinbar schwankend die Palme, der Baum der Sonne, dessen Blätter die Tage, dessen Rindenränder die Jahre zählen, die Hoffnung in der Wüste, einen Fächer Schatten, einen Labetrunk Saft verheißend. Hier an den brüselnden Springbrunnen allein begreift man, daß es der Mühe lohnte, seinen Kopf zu wagen und Dey zu sein, und den Galeeren als trotziger Herr nachzusehen, die ganz Europa trotzend hinüberfuhren gen Norden.

Die Kaschba ist jetzt Kaserne, höfliche Offiziere führen den Fremden umher, wo einst nur Kopfabschneider wohnten. Am oberen Tore der Kaschba kommen die beiden Heerwege zusammen, welche der Franzose links und rechts um Algier hinauf gebrochen hat, den rechten am Fort de vingt quatre heures vorüber, welches den westlichen Gestadeeingang der Stadt deckt, an den Resten einer Römerstraße und den Gärten des Deys vorüber, die nicht viel mehr als eine Orangenpflanzung gewesen zu sein scheinen, und jetzt ein Lazarett sind. Aus dem Kaschbatore konnte der Dey da hinabsteigen mit seinen Weibern, ohne die Stadt zu betreten. Sie sind jetzt wüst, aber diese westliche Seite des Massivhanges ist besonders reich an malerischen Schluchten und umhergestreuten malerischen Landhäusern, soweit ein weißer Fleck, eigentlich immer ein Flecken, malerisch genannt werden kann.

Ihrem Grundsatze getreu „ziehe Straßen, wo du kultivieren willst“ haben die Franzosen über das Massiv hinüber bis hinaus in die Ebene eine Heerstraße angelegt, ein sehr verdienstliches Werk, das durch das verworrene Massivterrain erschwert war. Dieser Heerstraße vertrauend, worauf doch hie und da ein Franzose oder ein militärischer Transport zu betreffen war, worauf von Stunde zu Stunde ein Kriegslager stationiert ist, und dem damaligen Ruhezustande vertrauend, wagte sich im Sommer und Herbste 1839 der Fremde allenfalls allein hinaus auf die Heerstraße. Vollkommen ratsam war dies nie; unbewehrt über die Stadt hinaus sich zu verlieren war auch damals mißlich, aber eine Kugelflinte, die man fertig zeigte, schien genügend, um alle Annäherung vorüberziehender Araber von sich zu halten. In diesem Punkte hatte denn auch der Franzose seine vertraulichen Formen des Verkehrs aufgegeben, und statt der sonstigen Zutraulichkeit und Begrüßung gegen arabische Wanderer, hatte

auch er, durch Schaden gewarnt, den Gruß des Flinteanlegens einführen gelernt. Es ist ein edler und schwächlicher Zug unserer Zivilisation, daß wir vom Feinde dieselbe Gutmütigkeit verlangen, die uns eben anwandelt, daß wir selbst einem unterdrückten Feinde nicht einen einfachen, unbestechlichen Haß zutrauen. Nicht einmal dem fremdest gearteten Feinde. Darin hat die französische Regierung in Algier und der einzelne Franzose dort das Verderblichste Jahr um Jahr herbeigeführt: der ganzen Eroberung ist kein Nachdruck geworden, der einzelne hat auf Weg und Steg seinen Kopf ans arabische Messer geliefert. Erntet man Rosen von Disteln? Der Araber kennt die Voraussetzungen solcher Zivilisation nicht, er hält das für Schwäche, was ihn nicht zu bedrohen wagt. Ihm das Land nehmen, sich als entschiedenster Feind betragen, und daneben gelegentlich auf der Landstraße freundschaftlich begrüßt werden, dies reimt sich ihm nicht anders zusammen, als daß eine geheime Schwäche verdeckt werden solle, und daß der bisherige Erfolg der Unterjochung ein zufälliger sei. Die Araber erwarteten neue Türken in denjenigen, welche ihre alten gefürchteten Herren besiegt hatten. Als die ihnen unbegreifliche Höflichkeit zum Vorschein kam, und mancherlei kleine Niederlage der Franzosen herbeiführte, da erwachte das entschiedene Mißtrauen in die Macht der Franzosen, und der Araber verbesserte den Glauben, welcher ihm durch die Eroberung Algiers gekommen war, er sagte nicht mehr „Gott will es“, sondern er sagte: „Gott will es also nicht!“ Das Land hatte achtzehntausend Türken gehorcht, und nun war eine dreimal so starke französische Macht nicht mehr imstande, einem Spaziergänger Sicherheit zu garantieren, der sich nur eine halbe Stunde über Algier hinauswagte. Nur dem alten Kaisermarschall, dem Rovigo, der ihre kleinste Übeltat mit dem Tode bestrafte, hatten sie den Beinamen eines echten Gouverneurs gestattet, und der Marschall Clauzel, der sie in größerer

Kriegskombination bedenklich einengte, hatte Respekt bei ihnen gefunden. Jetzt, neun Jahre nach der Eroberung, ritten wir mit Flinten bewaffnet aus der Porte Babazoun, um das Landhaus eines Franzosen zu besuchen, das nur eine Stunde oberhalb Algiers auf dem Massiv liegt.

Dergleichen Landhäuser und Besitzungen sind dem Araber nirgends genommen, sondern sie sind ihm abgekauft worden, und er hat ringsum sehr gern verkauft, weil er außer dem Kaufpreise doch früh oder spät sein Landhaus wieder zu bekommen hofft, und weil er jedenfalls nicht in der Nähe seiner Feinde leben mag, sondern sich zurückzieht nach Blidah oder selbst bis Medeah, Milianah und Mascara jenseits des kleinen Atlas.

Araber begegnen einem selten auf der breiten französischen Heerstraße: sie finden dergleichen Anlage ebenso töricht wie die Anlage der großen, lichten Häuser auf der Place de la regence, und im Betracht ihrer Sonne mögen sie nicht ganz unrecht haben. Sie betreten aber auch aus Haß dies Werk der Feinde ungern, und ziehen in den engen Hohlwegen umher, wo das Gestrüpp des wilden Feigenbaumes, die Aloë, der Kaktus und das undurchdringliche andere Gerank sie der Sonne und dem Blicke verbirgt, also daß sie oft plötzlich wie aus der Erde gewachsen unweit des Europäers auftauchen.

Die Heerstraße am Kaschbatore, am Fort de l'Empereur vorüber langsam aufsteigend zur Höhe des Massiv, gewährt eine der schönsten Aussichten von der Weit auf den Hafen von Algier, auf das blaue Meer, auf den östlichen Küstenweg nach der Maison carrée hinüber, auf die Berge, welche jenseits dieses Hauses sich hinumziehen und zum kleinen Atlas sich aufbauen, auf den Anfang der Ebene Metidscha, die sich hinschlängelt zwischen Abhängen des Massiv diesseits und den Abhängen des kleinen Atlas jenseits. Man sieht hier hoch oben über Algier nur den Anfang der Ebene, da das bergige Massiv noch weit hinausreicht gen Süden, und die daran

hinziehende Talebene verbirgt. Aber die jenseitige Grenze der Ebene, den kleinen Atlas sieht man, einen blauen Gürtel herumreichen weithin nach Süden.

Wir lenkten rechts von der Heerstraße nach unserer Campagne, und fanden dies Landhaus ebenso gebaut wie jedes arabische Haus. Aber es mutete uns wohnlicher an, weil es mit europäischen Möbeln versehen war. Der Hof inmitten war durch die Ranken und Blätter eines kolossalen Weinstockes und durch darein verschlungene Zitronenbäume gegen die zudringlichste Mittagssonne gedeckt, und Trauben hingen reif bis zum Munde herab von einer Größe, wie die Bibel die Traube Kanaans beschreibt, welche Josua und Kaleb gemeinschaftlich auf einer Stange tragen mußten. Alle morgenländische Übertreibung beiseite, es waren Trauben darunter so groß wie ein umfangreicher Damenhut, und die einzelne Beere war so groß wie unsere Herzkirsche. Es speiste sich gar anmutig unter diesem grünen Dache, aber die Türen müssen zugehalten und des Nachts verrammelt werden gegen Beduinen und wilde Tiere. Ist dies geschehen, so gleicht jedes solche Haus, das unten herum nicht ein einziges Fenster hat, ganz und gar einer Festung, für Hunderte von Beduinen unnehmbar. Wilde Tiere anbetreffend ist der westlichste Koloniepunkt Oran, die Grenze von Marokko, das Hauptrevier. Dort findet man den numidischen Löwen, der selten oder gar nicht vorkommt in dem Küstenzipfel Algier, dessen Spitze Algier und dessen rundumgeschwungene Hintergrenze der kleine Atlas ist, rings um die Metidscha her. Zuweilen wechseln indes bedenkliche Bestien durch die Atlasberge herüber in die Metidscha und bis aufs Massiv. So trieb sich just eine Hyäne mit zwei Jungen in der Nähe dieses Landhauses umher, und die provenzalische Haushälterin, die sich stündlich nach Marseille und nach der amusanten Konversation zurückwünschte, schilderte ihr nächtliches Geheul mit allem Aufwande erschreckender Worte. Es war voller

Mondschein in den Nächten, und ich bat den Besitzer, ein Aas zu beschaffen und vor dem Hause unter den Wind zu werfen, wir könnten die Bestien ohne die mindeste Gefahr von der Terrasse totschießen. Es wurde Anstalt gemacht; aber der Franzose hat für ernsthafte Jagd wenig Sinn; Vögel schießen, faire une broche ist sein ein und alles dabei, und so brachte ich diese wohlfeile Hyänenjagd nicht zustande. Wir gingen den in Frankreich und im südlichen Europa allbeliebten Wachteln nach in der Umgegend — zum Unglück unserer Beinkleider, und ich habe dabei deutlich erkannt, was es sagen will, wenn man vom militärisch schwierigen Terrain dieses Landes ohne Baum und Graben spricht, abgesehen selbst von Schlucht und Abhang dieses Massivs. Die wilde Vegetation nämlich bedeckt den Boden dergestalt mit stachlichem, armsstarkem Gepflanz und Gestrüpp, daß man außerhalb eines Fußsteiges wie unter Lanzen und Spießen zerrissen wird und nicht von der Stelle kann.

Schon in Alt-Frankreich hatte man uns mit Stolz gesagt, daß in der Provinz Titery oder Algier bereits eine Diligence errichtet sei. Sie gehe quer über das Massiv, quer durch die Metidscha bis an den kleinen Atlas, bis an den südlichsten Punkt dieser französischen Provinz bis nach Blidah, der heiligen Stadt. Man war damals sehr versichert, daß sich in gutmütig leichtsinnigem Verkehr mit den Arabern die Kolonie verschmelzen und zu einem lieblichen Amalgama ausbilden werde. Man ließ geschehen, und der äußerliche Zustand war etwa folgender:

Von den drei Provinzen, aus welchen die Regentschaft besteht — Oran oder Tlemcen, Titery, Constantine — ist der nördliche Teil von Titery, das eigentliche Land Algier das Herzblatt, und der größte zusammenhängende Landstrich, über den die Franzosen gebieten. Größere Strecken und

Ausdehnungen, wie zum Beispiele im Osten von Bone nach Constantine hin dürfen darüber nicht irremachen. Zufälliger- und glücklicherweise sind die östlichen Völkerschaften zwischen dem Meere und Constantine von geneigterer Art als die Völkerschaften im Titery, besonders im Titery jenseits des kleinen Atlaszuges, und sie stören den Pariser Glauben selten, daß dort soviel Land, ein Land mehrerer Tagereisen bis Constantine den Franzosen gehorche. Im Grunde aber besitzt Frankreich außer dem Herzblatte Titerys, außer dem eigentlichen Algiergebiete, Massiv und Metidscha, nur Küstenpunkte, und muß alle Verbindung zu Schiffe unterhalten. Wie sanguinisch kommt man an, und will am Meere östlich bis Bone hinüber, westlich bis Oran reiten! Ist auch das Innere unruhig, die Küsten werden doch praktikabel sein! Nichts da! Kaum bis an die Maison carrée, die man eine Meile weit von Algier liegen sieht an der östlichen Metidschaöffnung gegen das Meer, kaum bis dahin konnte man im Frühherbste 1839 mit einiger Sicherheit reiten, hinter dieser Maison schließen Berge und ganz unsichere Völkerschaften alle Landkartenverbindung. Und in jener Zeit hatten Ruhe und Vertrauen den höchsten Gipfel erreicht. Der Herzog von Orleans wagte damals zum ersten Male, einen Landweg einzuschlagen von Constantine nach Algier, den Weg über die eisernen Tore: es war dazu die Begleitung einer Armee, es war aller Vorteil der Überraschung nötig, es wurde dadurch aller Zorn und aller Einbruch der Araber wieder aufgeweckt, Krieg aufgescheucht bis an die Tore von Algier, und die ganze Besitzung war auf einmal wieder in Frage gestellt. Abdel Kader nennt sich ganz in diesem Zusammenhange „König des Landes“, und sagt in herablassender Rede zum Franzosen: „Du bist König des Meeres!“

Daß eine Diligence bis Blidah gehen könne, mit Relaispferden eine Tagereise direkt in den Süden hinein, das war also wirklich ein Symptom von ungewöhnlicher Macht. Dieses

kompakte Stück Vorland also, das Massiv, gen Algier zugespitzt und vorne vom Meere bespült, die Metidscha, welche sich dahinter ringsum anlegt wie ein Gürtel, dieser abgerundete, von den Atlasbergen begrenzte Landesteil also war die zusammenhängende Kernprovinz für ein Neu-Frankreich. Die Landhäuser und Landstriche auf dem Massiv, die Ländereien in der Metidscha wurden gekauft von Marseille über Lyon hinaus bis Lille, man erwartete, daß eine Pachtung an der Chiffa bald als gültige Hypothek figurieren könne auf einem Stadthause des nördlichen europäischen Frankreich. Etwas märchenhaft und schimärisch schien es freilich dabei herzugehen: zu unserer Partie nach Blidah gesellte sich ein Advokat aus Lyon, der eine ganz eigene Entdeckungsreise vorhatte. Seit Jahren war er Herr eines Landbesitzes in der Metidschah, wußte aber wegen der mangelhaften Landkarten — die, nebenher gesagt, selbst über diesen bekanntesten Landesteil mangelhaft oder falsch sind — nicht genau, wo er läge, ja bei näherer Nachfrage in Algier hatte man ihm berichtet, dieser Landbesitz existiere gar nicht. So idealisch hatte sich das Börsenspiel mit Scheinkapital auch der Metidscha bemächtigt. Jetzt wollte der Mann genau zusehen, ob er wirklich bloß ein Ideal gekauft und besessen habe.

Über das Massiv hinüber rollte die Diligence gar munter und geriet selten in völlige Öde und Einsamkeit. Dieser Bergstock ist den Heerweg entlang stationenweise mit Häuserchen bepflanzt, und der elsassische und schwäbische Einwanderer, der einzige Kolonist, hat sich bereits zu kleinen Ortschaften versammelt, hat zu ackern angefangen, wie man in Deutschland ackert, fährt mit vierrädrigem Wagen Mist, wie man den Mist in Deutschland fährt. — Eine weiße Spahikaserne rechts vom Wege gibt dem baumlosen Sonnenlande eine andere Abwechselung, türkisch rote Reiter auf den Berberpferden des Landes, Spahis, die schönste Kavallerie der Welt, welche man jetzt ihrer Kostspieligkeit halber ein=

gehen läßt, erscheinen und verschwinden zwischen Berg und Tal, eine neue Ortschaft mit weitläufigem Kriegslager ladet zum Ausruhen, sie ist Duera genannt und besteht aus einer leidlich aussehenden Häuserreihe. Im Wirtshause fehlt das Billard nicht und das Dominospiel, und im Wirtszimmer ist man völlig versetzt nach einer Provinz des europäischen Frankreich.

Hinter Duera wird die Straße öder, und auch die Hütten arabischer Tribus, großen Biberhäusern oder Hundehütten von Erde ähnlich, werden seltener, bis man den südlichen Abhang des Massiv erreicht, und links und rechts unter sich die Metidscha sieht, lachend und weit, wie das verheißene Land Palästina, das Moses vom Berge überblickte. Die durchschnittliche Breite der Ebene beträgt etwa zwei deutsche Meilen, und der Atlas, welcher sie hinten schließt, erscheint ungefähr von der Höhe des Riesengebirges im Hirschberger Tale. Vielleicht nicht ganz so hoch. Unsicher lichtblau schwimmt weit dahinter für den scharfen Blick das eigentliche, das große Atlasgebirge. — Diese Namen gebraucht wenigstens der Franzose, wenn es auch wahrscheinlicher ist, daß man in solcher Entfernung trotz durchsichtigster Luft den eigentlichen Atlas nicht sehen könne. Links hinab, nach der Maison carrée hinaus, sieht man nicht so weit in die Ebene zurück, weil das Massiv breiter vortritt, als rechts, wo die Metidscha sich farbig weitet bis zu dem Häuserpunkte unweit des Meeres, welcher Koleah heißt, bis zu einem spitzen Hügel, welcher das Grabmal einer christlichen Königin sein soll vielleicht noch von den Zeiten des heiligen Augustinus, bis an die meerabfallenden Atlashöhen, wo die Chiffa herabfließt, ein Zeuge häufiger Schlachten. Denn hinter jenen Höhen kommen die Sitze Abdel Kaders, Medeah, Milianah und weiter hin Mascara. Aus den Schluchten der Chiffa steigt allnächtlich der Feind eines europäischen Metidschareiches.

Gerade gegenüber von uns im Dunkel des Atlas leuchteten die Minaretts von Blidah, und inmitten des geraden Weges

dahin liegt mitten in der Ebene Buffarik, das Zentrum der Metidscha. Dahinab fuhren wir rasch, um von dort mit frischen Pferden abends noch das äußere Lager von Blidah zu erreichen.

Die Ebene, welche teilweise für sumpfig gilt, ist in dieser Gegend mit niedrigem Strauchwerk bewachsen. Aber weder der Sumpf, welcher einer Grabenleitung schnell weichen würde, noch die Baumlosigkeit, noch der Boden ist dem ergiebigsten Anbau im Wege. Die Baumlosigkeit ist bei diesem Erdboden und Klima kein wesentlicher Mangel: die geringe Feuerung, deren man zum Kochen und Waschen bedarf, ist durch Gesträuch, durch Mist, durch brennbare Erde, durch die Nähe des Atlas, der nicht ohne Bäume, zu beschaffen. Der Baum selbst könnte in wenig Jahren zahlreich vorhanden sein. Wasser liegt überall nur wenige Fuß tief unter der Oberfläche, der Boden ist vom ergiebigsten, edelsten Korn, der edelsten Pflanze genügend und förderlich, so daß man das feinste Getreide, ja das Zuckerrohr, den Kaffeestrauch ohne Mühe zuwege bringen kann. Das Klima ist in seiner austrocknenden Hitze durch taureiche Nacht, durch die Nähe von Berg und Meer, durch wassergießende, gewitterreiche Winter hinreichend unterstützt, der Frühling im Januar, Februar und März soll von entzückender Fruchtbarkeit und üppigem Wuchse sein. In der ausgetrocknetsten Zeit des Jahres fanden wir das Land zwar dürr und heiß, aber keineswegs so erstickt, vernichtet und untätig in seiner reinen Wärme, wie die dunstige Hitze eines brennenden Sommers bei uns zuwege bringt. Eine Krankheitsepoche wäre allerdings durchzumachen, wenn die Metidscha zum ersten Male umgepflügt und umgegraben würde und ihren verhaltenen Uratem ausdampfte; aber ohne diese Bedingung ist kein roher Landstrich nutzbar zu machen. Es war damals noch gar wenig geschehen: der Araber zeugt um seinen Tribus her nur das Unentbehrlichste von Gerste und Mais für sein Pferd und sich, und nur die

deutschen Kolonisten handhabten Pflug und Spaten. Von Frankreich aus war fast nur aus der Ferne der Schacher-mißbrauch mit dem Boden getrieben worden, der den Besitzer daheim in Frankreich sitzen und der heimischen Konversation genießen läßt. Die abgetretene Redensart, der Franzose tauge nicht zum Kolonisieren, ist vollkommen richtig, man erzählt aus Kanada her einen Charakterzug französischer Kolonisation, der dies Verhältnis ganz erschöpfend schildert: Dreißig Franzosen hatten einen großen Landstrich zur Teilung und zum Anbau vor sich, wie fangen sie dies an? Sie bauen ihre Häuser alle in eine Straße nebeneinander, und jeder nimmt sich einen unabreichbar langen, sehr schmalen Strich Landes zur Kultivierung. So wird vielleicht keiner die entfernte Partie seines Bodens erreichen und pflegen können? Nein; aber sie können mit Leichtigkeit einander besuchen, miteinander konversieren. Die einsame, aus dem Anfänglichen streng entwickelnde Tätigkeit, die germanische Tätigkeit ist dem französischen Naturell versagt. Dies Naturell wird erst von Wert, wenn die Vorarbeiten einer Kultur überwunden sind. — Die Regierung hatte diesen Übelstand eingesehen, und man erwartete damals ein Gesetz, wornach niemand Land ankaufen dürfe in der Metidscha, der es nicht anbauen lasse. Die militärische Verwaltung war aber für die Kolonisten noch in allem Detail viel zu vornehm: die Deutschen in Buffarik erzählten uns trübselig, daß ihnen der Araber des Nachts das Vieh stehle, und der Gouverneur auf die Klage erwidere, er könne nicht jeder Kuh halber einen Krieg anfangen. Er muß aber, wenn das Land sicher werden soll, um jeder Kuh halber zum Krieg bereit sein, die Kuh ist hier ein Prinzip wie die Preßfreiheit in Paris. Im Fort bei Blidah saß der bekannte Offizier Duvivier, der im unablässigen Studium des Landes halber Araber geworden ist, ein ganz seltener Franzose. Dieser behandelt solch Thema ganz anders und vollkommen wirksam:

Haben die Araber Vieh gestohlen, so reklamiert er nicht mit einer Silbe bei den Tribus, sondern wartet bis zum nächsten Markttage der Araber. Da nimmt er ihnen doppelt soviel Vieh, als sie gestohlen, und gibt es ihnen erst heraus, wenn sie selbst das gestohlene unter sich auftreiben und ausliefern.

Der Ort Buffarik ist nach einem so weitläufigen Plane angelegt, daß die Häuser und kleinen Straßenanfänge noch außerordentlich weit auseinander liegen, und der Bewohner also nächtlichem Diebstahle besonders ausgesetzt ist. Abseits liegt das große Lager, welches vom General d'Erlon den Namen Camp d'Erlon führt. Dies Buffarik, die natürliche Hauptstadt der Metidscha, kann von großer Wichtigkeit werden, wenn die Regierung auf eine gründliche Sicherstellung der Metidscha denkt. Das hat sie, halben Verhältnissen töricht vertrauend, noch in keiner Weise getan. Hätte sie nur statt aller Schlachten und Scharmützel durch die Armee rings um die Atlasgrenze der Metidscha einen breiten und tiefen Graben auswerfen lassen, es hätte dies ordinärste Hilfsmittel die hoffnungsreiche Ebene sicherer gestellt, als alle Kombination, Unterhandlung und Campagne, die seit zehn Jahren versucht worden ist*). Der Julithron hatte offenbar noch immer nicht Zeit und Interesse gewonnen, irgend einen durchgehenden Plan für Algier aufzunehmen. Ludwig Philipp, täglich zum Kampf für seine bloße Existenz genötigt, zeigt auch nirgends jenen spekulativen Sinn großer Regenten, der für das zunächst Unberechenbare unternimmt und sorgt. Auch in Frankreich werfen ihm diejenigen selbst kleine Gesichtspunkte vor, Sorge von einem Tage zum andern, welche übrigens sein Regiment wünschenswert, welche ihn äußerst klug und geschickt finden. So ist die Kolonie fortwährend ein Flickwerk geblieben, man hat die Summe für einen großen, kombinierten

*) Soeben, im Juni 1840, da ich die Korrektur dieses in Afrika Aufgezeichneten lese, kommt man auch in Paris auf diese einfachste Maßregel.

Feldzug gescheut, hat solchergestalt die Jahre hindurch für halbe Feldzüge mehr ausgegeben, als der ganze gekostet haben würde, ist natürlich militärisch und dem Feinde gegenüber moralisch zurückgekommen. Denn der Araber wächst, sobald er den Franzosen nicht wachsen sieht. Den Häuptling Abdel Kader hat sich Frankreich selbst geschaffen zum Feindesmittelpunkte, und um Algier brauchbar zu machen, muß man immer wieder auf den Kriegsplan Clauzels zurückkommen, den man als zu weitgreifend vor mehreren Jahren nicht unterstützte, sondern törichterweise mit dem Unterhandlungskriege Bugeauds vertauschte, mit dem Vertrage an der Tafna. Clauzels Plan geht von der Idee aus, daß man die Berge des kleinen Atlas, die natürliche Grenze der Hauptprovinz Algier, beherrschen muß, und daß die Ebene nie sicher werden kann, sobald man nichts als die Ebene selbst beherrscht. Um diese Berge, den steten Hinterhalt des Feindes, wirksam befestigen zu können, muß die dahinter liegende Linie Abdel Kaders, die Grundlinie des Häuptlings, gebrochen werden. Sie zieht sich rechts, westlich hinter den Bergen von Medeah und Milianah über Mascara nach der Provinz Oran bis Tlemcen an die marokkische Grenze hin. Ein großer Feldzug, kombiniert von Oran über Tlemcen nach Mascara, mit einem Zuge von der Ebene aus über Medeah und Milianah nach Mascara, drängte den Häuptling haltlos in die südlicheren Landstriche, gegen die Wüste selbst zurück. Würde er auch nicht vernichtet, so würde er doch zerbrochen, das moralische Waffenübergewicht wäre hergestellt, ein unabsehbarer Gewinn gegen solchen Feind, und die Frage: wie weiter? was soll uns so große, kostspielige Linie? fände den Umständen gemäß eine Lösung. Sie ist in voraus schwer zu beantworten, aber dies ist in voraus unzweifelhaft, daß ohne solchen Schlag die Kolonie unmöglich und nur auf blockierte Hafenplätze beschränkt ist. Letzteres wäre nicht viel besser, als Algier aufgeben, und dies würde dem Könige der

Franzosen jetzt unfehlbar in Paris die Krone kosten. Des Ruhmes wegen, zehnjährigen Besitzes wegen, und vorzüglich Englands wegen vergäbe das der Franzose nimmermehr. Sich auf Algier selbst zu beschränken, und Araber Araber sein zu lassen, klingt ganz artig. Besäße man noch die gegenüberliegende Insel Mahon, die man jetzt pachtet, so scheint alle militärische Forderung befriedigt; der Besitz von Gibraltar selbst scheint aufgewogen, da man den Ein- und Ausgang des Mittelmeeres ebenfalls beherrschen könnte. Und doch ist dies eine furchtsame, nicht einmal ökonomische Krämerpolitik, eine Politik, welche der Nachkommen Ludwigs XIV. völlig unwürdig wäre. Algier, ewig blockiert von der Landseite, bliebe eine immerwährende Hungersnot für Frankreich, jeder Bissen Brot müßte übers Meer gebracht werden, alles müßte auswandern oder sterben, was nicht als Soldat von Frankreich ernährt würde — und dicht an den Toren läge umsonst gesegnetes Land, und der moralische Stolz Frankreichs wäre erniedrigt, die kläglichste Unmacht eingestanden, die schönste Gelegenheit zu Kriegsübung und interessanter Ausbreitung wäre aufgegeben, angesichts vom stolzen Rivalen England aufgegeben. Wie töricht nach aller Seite! Der Franzose würde dies nicht wollen, auch wenn er jetzt erst Algier eroberte, und noch durch keinen weiteren Versuch der Ehre halber getrieben wäre — wie müßte er erröten neben dem Römer, seinem sonstigen Vorbilde, der bis an die Wüste hin durch Kastellinien die wilden Numidier und Mauretanen still und streng beherrschte, der um des Mittelmeers willen seine Existenz an die Eroberung Karthagos gesetzt hatte. Dies eine ist unerläßlich geworden: der Algierzipfel bis an den Atlas muß dauerndes Besitztum werden, und zu dem Ende muß darüber hinaus der Krieg geführt werden. Ob außer dem sogenannten Eroberungsrechte ein Recht dazu vorhanden wäre, ob von einem Zivilisationsrechte außerhalb der Städte die Rede sein könnte, da der Beduin, welcher jederlei

Gemeinschaft verwirft, großenteils ausgetrieben werden müßte, und also keine Zivilisation erhielte, das ist eine andere Frage. Sie ist so groß wie die Frage um Geschichtsentwicklung überhaupt und keineswegs mit einigen Phrasen abstrakter Humanität erledigt. Die Franzosen, bis 1840 in unentschiedener Scheu davor, jetzt die Scheu aufgebend, mögen sie verantworten, und es wird ihnen schwer werden, solange sie von keiner eigentlichen Missionsidee getrieben sind und über die Besitznahme stottern und mäkeln. Für uns ist es vor allem eine Frage der Politik: wir sehen den Franzosen ganz gern seine Macht nach Afrika wenden. Die abstrakte Teilnahme für den rohen Beduin — politisch untätige Staaten erletzen sich gern an einer krankhaften Vorliebe für das Rohe und Ungeschichtliche, weil dies den untätigen Sinn mit vagen Möglichkeiten beschäftigt — mag auf sich beruhen, oder mag, noch besser, jene große Geschichtsfrage in schärfere Diskussion bringen, als dies bis jetzt zwischen gedankenloser, brutaler Macht und weichlichem Theoretisieren geschehen ist.

Als herbe Kriegsfrage liegt sie jetzt zu Taten vor. Als wir in Buffarik waren, lächelte der zuversichtliche französische Offizier zu meiner Behauptung, daß sie über kurz oder lang gelöst werden müsse. „Ich gebe Ihnen“, prahlte er, „zwei Reiter mit als Bedeckung bis Blidah hinüber, und Sie werden mir bei Ihrer Rückkunft einräumen, daß sie auch dieser zwei Reiter nicht bedurft hätten; die Plaine ist unser, und man beobachtet hier nach dem äußersten Punkte hin nur solche Vorsicht gegen einzelne Beduinen.“ Vier Wochen später konnte man diese zwei Meilen Wegs nur mit einer zur Schlacht formierten Armee machen, und die geistreiche Prophezeihung Abdel Kaders, er werde nächsten Freitag sein Maultier hinter dem Tore von Babeloued tränken und es werde tot niederfallen, will sagen: er werde keines rückwärts brauchen — setzte die Plaine von Koleah bis zur Maison carrée, setzte Algier selbst in Schrecken. So leichtsinnig war

das unmilitärische Vertrauen einer militärisch so tapferen Besatzung und eines militärisch so erfahrenen Staates wie Frankreich gewesen. Die unbeherrschten Atlasberge rollten allnächtlich viele tausend Allahschreier herab.

Ein gräßliches Mittel ist nun für den als unvermeidlich anerkannten Feldzug vorgeschlagen worden: man will mit Feuer und Schwert vorrücken, Herde und Feld vernichten bis hinter jene Städtelinie, so daß ein wüstes Land ferneres Festsetzen derjenigen Araber unmöglich mache, die nicht Freundschaftsgarantien gewähren. Vielleicht aber ist dies gräßliche Mittel sparsamer für Menschenleben als irgendein anderes zivilisierten Krieges. Einmal das Recht der Eroberung zugegeben, der Eroberung im Interesse einer überlegenen Kultur, handelt es sich am Ende nur um das, was wirkt, und was nicht unmittelbar auf summarische Vernichtung von Menschenleben gerichtet ist. Denn der Araber würde deshalb nicht verhungern, er würde sich, ein behender, wie das Tier bedürfnisarmer Mensch, anderswo unterbringen. Aber der Franzose wird dies Mittel nicht anwenden, wenigstens nicht konsequent anwenden, es widerstrebt seinem Zivilisationsnaturell. Seit ich weiß, daß Wein und Weißbrot jedem Franzosen tägliches Nahrungsmittel, seitdem weiß ich auch, daß er 1813 bei uns ein menschlicher, ja sanfter Feind gewesen ist. Daß er im Feindeslande wenigstens soviel verlangt, als er täglich zu Hause hat, ist doch wahrlich nichts Unbilliges. Ebenso habe ich ihn in Afrika immer human gesehen gegen den Eingeborenen, und habe den gemeinen Soldaten unter so strenger Disziplin gefunden, wie ich sie im Lande des Liberalismus nicht erwartet hatte.

Der Weg selbst von Buffarik nach Blidah ist viel weniger Straße als von Algier nach Buffarik, sondern gleicht in seinen tiefen Gleisen den alten Fuhrwegen vor Nagler, auf denen unsere Väter krochen. Die weißen Minaretts in der Bergschlucht kamen nur äußerst langsam näher, hie und

da ein Blockhaus. Solch ein Kriegstaubenhaus, wenn die Treppe aufgezogen ist, war Symptom, daß wir noch in französischem Afrika. Die Reiter, zwei chasseurs d'Afrique, also von der besten Kavallerie der Franzosen, welche an die Stelle der roten Spahis kommen, blieben eine Viertelstunde hinter uns zurück; ich weiß nicht, ob ihnen das gegen den Staub die bequemste oder die wirksamste Art des Eskortierens schien. Wir hielten unsere Kugelflinten, die Begleiter jeder Landpartie, in Bereitschaft und horchten nicht ohne Sorge den Schilderungen, welche der Kutscher passend zum besten gab, Schilderungen beduinischer Angriffe, die er auf dieser Straße erlebt hatte. Er war bei Luxemburg her und sprach deutsch mit mir, zu meinem Troste versichernd, daß die Angreifer stets nur kleine Haufen und immer zurückzuschlagen seien mit Feuergewehr. Außerdem erfuhr ich von ihm, daß wir zwar nach Blidah führen, aber nicht nach Blidah hinein dürften. Diese Stadt gehöre noch den Heiden, die Franzosen hätten nur ein Fort über ihr besetzt, und zwei große Lager eine Viertelstunde seitwärts von Blidah, in einem dieser Lager — camp supérieur de Blidah — oder wenigstens im Anbau desselben würden wir schlafen. In der Tat gewannen wir nur im Vorüberfahren, nachdem wir das Camp inférieur passiert, einen Anblick der Orangegärten, welche Blidah nach der Ebene zu umsäumen. Rechts abbiegend vom Eingange in die heilige Stadt steuerten wir auf den Erdwall des Lagers zu, gelangten in dessen Barackenvorstadt, und hielten vor einem hölzernen Häuschen, das hier den Gasthof vorstellt. Das eigentliche Kriegslager lag hinter einem neuen Erdwalle, der Kanonenschlünde zeigte, noch tausend Schritt weiter, und liegt höher als unser Marketenderanhang. Um eingelassen zu werden, bedarf's eines Erlaubnisscheines von der Kriegsbehörde in Algier. Wir hatten ihn; der Sergeant begrüßte uns deshalb höflich, nachdem er ihn gelesen, und ließ uns eintreten. Der Arme!

War der kommandierende Offizier übler Laune, oder mißfielen ihm unsere Physiognomien, kurz er ließ uns wieder hinausweisen und dem Sergeant drei Tage Arrest ankündigen, weil er uns ohne vorhergehende Meldung eingelassen habe. Umsonst berief sich dieser auf die vorgewiesene höhere Erlaubnis — „Wer ist Ihre Behörde?“ hieß es, und da er diese übergangen, blieb es beim Urteilsspruche, und auch wir blieben exiliert. Da sah ich am äußersten Vorposten Frankreichs in Afrika, welch ein Zauberwort das Wort „Journal“ für den fernsten Franzosen, selbst für den Militär. Lamonta versicherte der Mittelsperson, einem Unterleutnant, daß er sich jedenfalls in vierzehn Tagen das Vergnügen geben werde, dem Herrn Kommandanten die Darstellung solcher unfranzösischen Höflichkeit im Courrier français zuzusenden. Kaum war dies hinterbracht, so ließ der Kommandant sagen, er habe soeben erst erfahren, daß eine Dame von unserer Gesellschaft sei, er sei untröstlich über seine Unhöflichkeit. Kurz, er machte nun selbst den Cicerone, der uns wenige Minuten vorher samt unserer Dame zornig angeblickt und fortgejagt hatte.

Der Erdwall ist gar gering und die Verschanzung nur eben hinreichend gegen die hiesigen Völker. Ich habe mit Erstaunen gesehen, als vier Wochen später eben hier Schlacht um Schlacht geschlagen wurde, daß dies mäßige Lager immer seine Rolle spielte als zweifellose Festung. Es liegt dicht unter den ersten Atlashängen, rechts hinüberblickend nach den Schluchten, aus welchen die Chiffa tritt und nach jenem Grabhügel der christlichen Königin, links in einer üppig-fruchtbaren Vertiefung hinführend zu den Orangegärten und Minaretts von Blidah. Dies ist nur eine Viertelstunde entfernt, niemand aber durfte diesen Zwischenraum betreten ohne das Geleit einer militärischen Bedeckung. Ein Chasseuroffizier, der sich uns mit französischer Zuvorkommenheit und geselliger Kunst anschloß, mit jener Formenanmut und Sicherheit, die

der Liebenswürdigkeit selbst sprechend ähnlich sieht, versprach uns, anderen Tags mit seinen Reitern eine Rekognoszierung zu veranstalten und uns mitzunehmen, uns am Berge hinum zur Blidahburg Duviviers zu führen, ja in raschem Trabe durch einen Teil von Blidah selbst. Leider wurde das vereitelt, weil Lamonta zum abgehenden Dampfboote zurück mußte. Er wollte nach Oran, und wir wollten ihn nicht verlassen. Was uns aber jetzt Opfer schien, ward anderen Tages reichlich belohnt. — Wir genossen auf dem Erdwalle den schönsten Abend dieses Landes: die Sonne ging seitwärts von den Chiffabergen des Atlas unter und beleuchtete mit den tiefsten Farben, welche ich je gesehen, jenen Grabhügel der Königin, die Ebene, das ferne Koleah. Der höhere Atlas, nur eine Kanonenschußweite von uns, trat braunblau in rotumsäumte Schatten, Duviviers Fort schimmerte aus dem Bergwinkel über Blidah wie ein südliches Ritterschloß, das höchste Minarett von Blidah ragte nicht hinauf, und in dieser totenstillen Abendfeier einer fremden Natur zeichneten sich die französischen Schildwachen des Walles scharf und malerisch in die durchsichtige rote Luft hinein. Als es dunkel ward, schmetterte die Trompete, wirbelte die Trommel Europas das Signal der Nacht, das Signal der doppelt nötigen Wacht, das Signal europäischer Welt am Fuße des Atlas.

— Des anderen Morgens, als wir nach Buffarik zurückfuhren, empfahl uns der erste Blockhausposten doppelte Vorsicht, das Gesträuch, die Vertiefungen der Ebene seien in der Nacht lebendig geworden, man habe bei grauendem Morgen die gespenstischen weißen Bernus an vielen Orten auftauchen sehen, es seien Hinterhalte — „embuscades“ — vorhanden. Unter gespannter Aufmerksamkeit und Besorgnis fuhren wir durch die taublitzende Ebene im tiefen Erdgleise dahin, wo es anging, beeilte sich der Luxemburger, und mit dieser Jagd bekannt, wies er uns einige Male mit dem Peitschenstiele die weißen Striche, welche durch das Gesträuch hinzogen.

Der nächste Posten klärte uns so weit auf, daß dies zahlreiche Erscheinen der Beduinen heute nichts Befremdliches sei, sie zögen zum großen Markte in Buffarik, der heute stattfinde, und es seien befreundete Tribus. Freundschaft und Markttag machten aber, setzte er hinzu, gerüstete Vorsicht nicht überflüssig, denn diese Art Menschen habe keine Rechtsgrundsätze. — Je näher wir Buffarik kamen, desto näher kamen uns die Reiterzüge, wir erreichten aber ungefährdet den fremdartigen Markttrubel, und mischten uns, die Flinten im Arm, darein, da wir französische Offiziere darin umherwandeln sahen. Dicht vor dem Orte auf freiem Plan sind die dürftigen Verkaufsgegenstände meist auf platter Erde ausgelegt, einige beduinische Zelte sind für den Scheik, für die Häuptlinge und die Garküchen errichtet, Kamele und Esel lagen umher, und die schwarzbraunen Menschen trieben sich zischend und gurgelnd durcheinander, Schafe schlachtend, berberische Pferde tummelnd oder müßig. Diese Pferde, von arabischem Blute stammend, sind etwas größer als die rein arabische Rasse, und von weniger schöner, weil abfallender Croupe. Aber sie sind von großer Festigkeit und Dauer, und ertragen gesund die schlechteste Pflege, die ärgste Mißhandlung. Der Beduine hat zum Sporn einen langen eisernen Spieß am Steigbügel, der lange, tiefe Wunden in die Flanken reißt, so daß man selten ein Pferd sieht, das nicht heftig blutete. Zu unserer Freude führten die Beduinen ihr Kriegsspiel auf, das sie, wahrscheinlich noch von der spanischen Vorzeit her, fantasia nennen. Es sind mir noch einige Worte vorgekommen, die ich schon in Spanien gehört hatte, zum Beispiele das Vorwärtswort „arrez“, womit auch der spanische Maultiertreiber sein Tier antreibt. Diese fantasia besteht darin, daß zwei Beduinen im Karriere nebeneinander hinreiten und im vollen Rosseslaufe ihre Karabiner um den Kopf schwingen, anlegen und abschießen. Schössen sie gut oder nur leidlich, so wäre dies allerdings eine bemerkens-

werte Kriegsgeschicklichkeit; aber man kann sich ohne großes Risiko diesen Schüssen aussetzen, es ist ein Auf- und Niederwanken, ein so unsicheres Abschießen, daß es mir wie ein unnützer, wirkungsloser Lärm erschien, völlig entsprechend dieser hohlen Kriegsweise der Beduinen. Wir empfanden uns durchaus wie mitten unter Wilden, deren Kulturversuche nicht über den Kindesanfang hinaus seien. Der Kaid, welcher mit den Häuptlingen dieser fantasia präsidierte, trug auf dem Kopfe einen ungeschickten Federtopf, der ihm sehr unbequem wackelte und bei jeder Bewegung des Pferdes die Hand zum Halten in Anspruch nahm. Er hatte ein dunkel gebräuntes Negergesicht und sein Kostüm war grell geschmückt wie bei den Wilden. Sein Nachbar dagegen sah im einfachen Bernus viel edler aus und interessierte mich. Der Markt nämlich war ungewöhnlich bewegt durch die Ankunft eines Häuptlings, der direkt aus der Gefangenschaft Abd el Kaders entwichen sei — dieser Häuptling hieß Ben Zegri, und war ein Nachkomme jener Zegris aus Spanien, von deren Kampfe mit den Abencerragen die spanisch-maurische Romanze singt. Er hielt auf rein arabischem Rosse neben dem Kaid, und sein kleines Antlitz zeichnete sich durch einen feinen Zug von Überlegenheit und durch edlere Gesichtsbildung vor den übrigen aus. Die wunderliche Gewohnheit, ein Auge stets zuzudrücken, gab ihm etwas Spöttisches über den ganzen Troß. Als das Kriegsspiel zu Ende war, stiegen der Kaid, Zegri und andere Häuptlinge ab und setzten sich unter das offene Zelt auf Kissen, man zieht ihnen die roten Stiefel aus und gibt ihnen Sandalen; es wurde Hof gehalten: besonders junge Leute kamen, umarmten den Kaid und die Häuptlinge, und taten dies unter vielfacher Nuancierung des Zeremoniells. Einem ward die Hand, dem andern die Schulter, dem dritten der Turban geküßt, der eine ward um die Schultern, der andere nur um den Arm umarmt, oder die Aufwartenden küßten ihre eigene Hand,

welche den Vornehmeren berührt hatte, ein gewöhnlicher Gruß in Afrika neben dem gegenseitigen Kuß auf die Achsel. — Die Zivilbehörde, der Kadi mit seinen Gehilfen, saß in einem zweiten Zelte. Höchst wunderlich nahm sich ein französischer Offizier aus, der sich in blauem Dolman neben den Kaid und Zegri setzte und eine pantomimische Unterhaltung anknüpfte. Daneben wurde nach dortiger Schlachtweise, die für Mensch und Vieh dieselbe zu sein scheint, den Schafen der Kopf abgeschnitten, und die Haut wurde abgezogen, ehe das Tier ausgeweidet war.

Außer dem des Zegri hab' ich unter all der Beduinenmasse nicht ein Antlitz gesehen, das an den arabischen Schnitt erinnert hätte, überall starke afrikanische Backenknochen, gedrückte Nasen, dünner Stoppelbart. Von der alten Herrscherrasse scheint außer den kriegerisch verweichlichten Mauren wenig mehr übrig zu sein.

Diesseits Buffarik, als wir dem bedenklichen Landfrieden jenes Marktes entschlüpft waren, zogen auf hundert Schritt zwei fremdartige Tiere über den Weg. Sie hatten etwas von riesengroßen Ratten und sonst entfernte Ähnlichkeit mit dem Fuchse, nur waren sie größer und länger und bei weitem garstiger als unser fein gebildeter Reineke. Der Luxemburger löste die Frage: es waren zwei Schakals. Ich sprang eilig vom Wagen und schlug auf den einen an, der stehen blieb und mich ansah. Die Flinte versagte, der Schakal ging ab, und umsonst kroch ich ihm eine Viertelstunde in dem Beinkleid gefährlichem Strauchwerke nach. Der Schakal sucht vorzugsweise Aas und wird von den Kolonisten hier nicht gefürchtet.

Meine Waffe gegen die Beduinen war also Illusion gewesen wie die Sicherheit der Franzosen — prächtige Ebene, in der Milch und Honig fließen könnte, wie ungern schieden wir von dir, als wir die Höhen von Duera wieder erreicht. Gleich einem breiten Segensflusse lag sie hinter uns, das

schönste Terrain für einen Park, das ich jemals gesehen, von Oleander bedeckt, im Frühlinge ein Blumenbeet von einem Ende bis zum andern. Im Kaffeehause Dueras fand ich einen deutschen Flüchtling, den die Burschenschaft nach Buffarik geführt und zum Kolonisten gemacht hatte. Wie schön er es fand, doch rief er wehmütig: „O niederschlesische Lausitz, mein Vaterland!"

Ist einem schon in Paris das Verbrechen deutscher Burschenschaft unverständlich, wie rätselhaft erscheint es neben einer Beduinenschaft, wo ohne Ideenkram ohne weiteres Köpfe abgeschnitten werden!

Bei der Kaschba ankommend fuhren wir diesmal links hinunter nach der Porte Babeloued zu, den Gärten des Deys, der alten Römerstraße vorüber. Wo sähe Rom mächtiger aus, als wo man unter heißer Sonne in fremdem Weltteile seiner festen, ruhigen Besitzesspur begegnet! Tief hinein gegen den großen Atlas, gegen die Wüste hin begegnen die römischen Steine, die langsam und schwer aufgerichteten Zeugnisse sicherer Herrschaft. Daneben ist freilich das moderne Römertum, die Franzosenwelt, eine oberflächliche, in sich selbst erschöpfte Bewegung; jener Aplomb von Objektivität wird vermißt, womit der Römer ohne sentimentalen Heimatswunsch die wildfremde Bedingung sich aneignete. Wird Afrika nur in hundertmal kleinerem Umfange das blühende Reich werden, das mit einigen Inseln dem Triumvir Lepidus als dritter Teil der Weltherrschaft zugeschätzt werden konnte? Es ist im französischen Soldaten etwas von jener römischen Objektivität des Tuns und Leidens, ich habe das Militär in diesem Punkte freier und unabhängiger von allem Heimweh gefunden, als den französischen Bürger, aber es ist nur ein Etwas, und es wird gehemmt vom Departementsgeiste der Deputierten, welche in diesem Punkte dem englischen Hause der Gemeinen nachstehen. Es ist dieser römische Weltsinn unter

Frankreich und England mit Bevorzugung Englands verteilt, und wird in seinem antiken Schritte schwerlich wiederkehren.

Am Morgen nach unserer Rückkehr — Algier war schon Heimat neben der Beduinenfremde — weckte uns Kanonendonner vom Hafen herauf, und wir sahen alle Schiffe mit Flaggen bedeckt von unten bis oben. Das Dampfboot, das den Herzog von Orleans trug, war im Gesichtskreise der Bai erschienen, Soldatenreihen stellten sich auf vom Hafen zum Regentschaftsplatze, Marschall Valée, ein stockernsthaft aussehender, ergrauter Krieger, ritt hinab, um den wahrscheinlichen Thronerben zu begrüßen. Es dauerte lange, ehe er mit ihm heraufgeritten kam; aber die Neugier der Koloniestadt war gering. Wandelte doch ein französischer Algierer, wahrscheinlich in Geschäftsgedanken, so rücksichtslos in der leeren Soldatengasse vor dem Rosse des Prinzen einher, daß dieser unter unserem Balkone zu ihm sagen mußte: „Mais restez donc, Monsieur!“ Da nun auch Valée völlig schweigsam neben dem Prinzen einherritt, und die Einwohnerschaft sich gar nicht äußerte, so hatte dieser Einzug etwas befremdlich Totes, um so befremdlicher, da man nicht leicht einen schöneren und dadurch zur Begrüßung mahnenderen Prinzen sehen kann.

Aber auf dem Regentschaftsplatze war in kleinem Maßstabe für nationale Freudenbezeigung gesorgt. Erst sahen wir ein paar Beduinen, die zu einer Bockspfeifenmusik einen mimischen Tanz traurig-sehnsüchtig, einen ersterbenden Fandango aufführten. Dann mehrere Neger, die sich nach einer Kindertrommel wie toll gebärdeten: sie hoben aus wie zu einer Cachucha und drehten sich wirbelnd, unaufhaltsam. Man wurde eher des Zusehens müde, als sie des Drehens müde wurden. Das dritte war ein Schnupftuchtanz, der uns unverständlich blieb, und alle diese Äußerungen waren im ganzen ebenso garstig, wie Mensch und Tier dieses Landes, das auf den Straßen umherläuft, garstig ist, mit Ausnahme des rein maurischen Blutes und des Pferdes.

Meine Begleiterin fand an diesem Tage noch Gelegenheit, in ein maurisches Familienleben eingeführt zu werden, das für jeden Mann verschlossen ist. Sie erzählte mir, was sie gesehen, folgendermaßen:

„Die Dame, welche mir die Gelegenheit verschaffen wollte, erwartete mich mit einem schönen Juden, der als moderner Maure gekleidet war. Das heißt er trug den roten tunesischen Fez auf dem Kopfe, den eng anliegenden Brustlatz, die weiten, kurzen Hosen, weiße Strümpfe und Schuhe. Er führte uns zuerst durch das gewöhnliche Labyrinth von Gäßchen und Durchgängen in sein eigenes schönes Maurenhaus, das er wahrscheinlich der Emanzipation durch Frankreich verdankte. Es war prachtvoll-überladen eingerichtet, vor allem das Prachtzimmer, in welchem das reiche Ehebett steht, und außer einem Diwan und einer Kommode nur das Ehebett. Die Wände waren mit Stickereien in Gold und Seide behangen, auf dem Diwan lagen Goldkissen, eine goldbroschierte Gardine fiel vor den karmesinseidenen Kissen des Bettes herab. Hier allein hab' ich die orientalische Überfüllung unserer Romane gesehen. Die schöne Frau des schönen Juden hatte ihre Augenbrauen und die inneren Augenwinkel fein schwarz gemalt. Ihre Tracht war kleidsam, ja ebenfalls schön, ein Mittelding zwischen griechischen und — ja ich weiß es nicht anders zu nennen! altdeutschem Geschmack. Ein enges seidenes Gewand liegt ohne Gürtel straff an den Formen; ein goldgesticktes Mieder mit schmalen Achselbändern faßte in kurzer Taille die Brust, weite, weiße, griechisch gefaßte Ärmel lassen den ganzen Arm bloß, eine Art Spitzenhemdchen macht halbhoch den Kleidausschnitt. Von hinten vor um die Hüfte war ein seidenes Tuch gebunden, was gar nicht unschön aussieht. Über dies alles fällt nun an Fest- und Putztagen ein buntseidener Zeugstreif in Gold und Perlen gestickt, in der Weise, wie der katholische Priester zur Messe überhängt. Die Mädchen tragen ge-

schlungene seidene Tücher auf dem Kopfe, die Frauen eine lange, schwere Drahthaube, an welcher ein weißer oder schwarzer Schleier fliegt, so daß Gesicht, Arm und Hals offen bleiben, auch auf der Straße.

Wir gingen zur Porte Babazoun, nahmen einen der dort stehenden französischen Mietwagen und fuhren unten parallel mit dem Strande auf die Maison carrée zu nach einem maurischen Landhause. Dies lag rechts an der Höhe und hatte den wundervollen Blick auf Meer und Algier. Es war verschlossen. Auf unser Pochen öffneten scheu einige Negersklavinnen und fuhren vor dem uns führenden Juden als einem Mannsbilde erschreckt zurück. Dieser machte ihnen arabisch unsere Bitte verständlich, und ging dann seitwärts in einen Gartenpavillon, wo Männer waren. Uns aber öffnete sich der Harem dieses Landhauses. Zu einem Feste waren an die sechzehn maurische Frauen versammelt. Ihre Maultiere mit feuerschlotartigen Schirmen, worin vornehme Maurinnen die Straße besuchen, standen in der Nähe. Das Haus gehörte der Frau des letzten Schatzmeisters, und sie bewohnte es mit drei verheirateten Töchtern.

Bei unserem Eintritte flohen die Weiber hinweg wie gescheuchte Kinder, nur die alte Wirtin, eine kolossale, dicke Matrone blieb, reichte uns die Hand und küßte sie sich alsdann. Wir traten aus dem Quadrathofe, der von Weinlaub und Orangezweigen beschattet war, in ein rings mit Kissen belegtes Zimmer, das sehr einfach aber mit einem prächtigen Teppich belegt war. Im Nebenzimmer stand ein großes bronzebuntes Himmelbett mit rotseidenen, goldbefranzten Gardinen, darin lagen vier muntere Jungen, die Veranlassung des Festes. Sie waren in der Moschee beschnitten worden, und verlassen nach ihrer Heilung die Frauengemächer, bis sie heiraten.

Die andern Frauen fanden sich allmählich wieder ein, sahen uns an, flüsterten miteinander und lachten. Besonders unser europäisches Sitzen erregte ihre Lustigkeit. Unter den

jüngeren waren einige hübsche. Ihre Tracht, obwohl hübsch, hängt zu sehr an ihnen herum; auch macht sie der Mangel an Bewegung schwerfällig und ungeschickt. Sie haben ein durchsichtig Tüllhemd im Schnitt unserer Männerhemden, das sie bis an die Hüfte bedeckt oder vielmehr zeigt. Auf der Brust liegen einzelne Goldstücke wie festgeklebt; an den Hüften hängen bis auf die Knie ganz weite türkische Hosen, das von hinten nach vorn gebundene Hüftentuch fehlt nicht. Ein reich gestickter Gürtel faßt das Hemd unter der Brust und hebt den Busen; die nackten Füße stecken in kleinen, kostbaren Pantoffeln; um den Kopf ist recht graziös ein seidenes Tuch geschlungen; Perlen, Halsbänder, Fuß-, Armreifen und Ringe zeigen den Geschmack roher Bildung an schimmernder Zier.

Nachdem wir einige Zeit unbequem genug auf den niedrigen Polstern gesessen, kamen zwei Negerinnen, knieten auf den Boden inmitten des Gemachs und schenkten Kaffee ein in chinesische Tassen ohne Henkel mit silbernem Untersatz. Kniend reichten sie uns denselben, es war Ambrakaffee, der wie gewürzter warmer Crême schmeckte.

Nachdem man uns im Hause umhergeführt, wo nichts Besonderes zu sehen war, schieden wir mit dem Eindrucke, den fremdartige Kinder fremder Sitte und Zunge hinterlassen. Einen Augenblick traten wir in den Pavillon der Männer, und fanden unter ihnen viele schöne Köpfe. Sie spielten mit uns unbekannten, wahrscheinlich spanischen Karten, ihre Türe war wie hier überall mit den ausgezogenen Schuhen bepflanzt.

Die Gärten um das Landhaus waren holländisch, kleine Fließchen faßten die abgezirkelten Beete, liederlich üppig wucherte Pflanze und Blume darauf, ein armseliger Anblick gegen das mächtige Panorama zu Füßen und zur Seite."

Ist es vielleicht eine Gewähr für Existenz in andern Welten diese unsere Fähigkeit, wildfremder Art und Sitte

nach wenig Tagen unbefremdet zuzusehen? Ja, wie schnell treten wir selbst hinein in einen fremden Kreis, bewegen uns, handeln in fremdem Stile, wir Deutsche besonders, deren Lebensformen soviel weniger fest und gleichmäßig ausgebildet sind als die der Franzosen. Was uns daheim durch mangelnde Form und Anmut unsers Lebens so weit zurückbleiben läßt hinter dem Leben Frankreichs, das erleichtert uns allerdings wie eine Unbefangenheit den Eintritt in eine wildfremde Weise, erleichtert die Aufnahme, ja die Aneignung einer wildfremden Welt. In Afrika ist mir diese Fähigkeit an mir selbst schauerlich, grauenhaft erschienen. Diese Fähigkeit reicht ja ebenso leicht nach unten wie nach oben: in unserer Freiheit von Form sind wir dem Unwürdigen ebenso offen wie dem Würdigen, dem Adel wie der Roheit. Daher der Eindruck, welchen wir jahrhundertelang und noch heute dem Franzosen machen, der Eindruck von Barbarei. Der kühne Weg germanischen Genies zum Großen und Gewaltigen erschreckt ihn fast ebenso, wie die germanische Ausschweifung im Gemeinen: im Französischen braucht man wenig oder gar nicht den Ausdruck „genial“ nach der Bedeutung, welche ihm bei uns innewohnt. Sinn und Form der ganzen französischen Welt umschließt ihnen solchen Begriff des Genies, und dem einzelnen kommt nur Bescheideneres zu. In solcher Folge liegt für den Franzosen die Schwierigkeit, fremder Art zu verfallen und fremder Art sich zu bemächtigen, er sinkt schwerer und seltener ins Formlose, ins Rohe, er gewinnt schwerer und seltener das Kolonisieren. Den Blick aufs Ganze gerichtet, beklagt man ihn darüber in Afrika, den Blick aufs Detail richtend preist man ihn glücklich. Hat euch die höhere Welt dieser zerklüfteten Völkerschaften, so weit man einer höheren Welt an ihnen inne werden kann, einen unerquicklichen Eindruck gemacht, den Eindruck versumpfter Gewässer, die niedere Welt Afrikas wirkt über die Maßen peinigend, und erweckt dann ein förmliches Grauen,

wenn man seine vaterländische Welt nicht durch Formen fest geschützt hinter sich weiß, geschützt vor der Möglichkeit des Verfalls in so bodenlose, tierische Unform. Der deutsche Trunk, dies Hintaumeln an die Pforte der Nichtigkeit, ist schon mitten unter uns eine traurige Mahnung, aber bevor er zum Äußersten kommt, zeigt er doch in seiner Umarmung des Tieres immer noch deutliche Spuren einer Gedanken- und Formenwelt, deren Hintergrund eine Geisteswelt nationaler Gemeinschaft. In Algier dagegen trifft man nächtlings in Kellern und Spelunken, wo der gemeine Afrikaner sich ergötzt, eine lallende, bodenlose Weise, die man am liebsten nicht mehr Menschenweise nennen möchte. Wenn diese gedankenlosen Islamiten erst, deren einziger Bildungshalt das religiöse Dogma, diesem Halt sich entschleichen, und aus der Passivität zur Weinflasche herbeikriechen, zum ordinär europäischen Versuche der Lust und Geselligkeit, dann gemahnen sie den Zuschauer absolut wie Tiere, obenein wie matte Tiere, und in diesen Kellern Algiers verliert man allen Glauben, daß in dieser verdumpften Rasse irgend eine Widerstandsfähigkeit existiere.

Man nennt diese Keller maurische Cafés. Ein paar Mauren, stier, stumpf-ernsthaft spielen auf einer Bank kauernd die Geige, das heißt sie streichen auf dem Instrumente, das sie zwischen den Knien halten, eine rohe Melodie, die eine Wendung in sich hat, und die stundenlang ununterbrochen kreischen muß. Ruckweise schreien sie dazu einen unartikulierten Gesang, und ein Freudenmädchen schlägt den Takt auf einer kleinen Trommel, ein mörderlicher Musikversuch. Eingeborne saßen umher, stierten auf den Rotwein, welcher vor ihnen stand, oder mit gläsernem, leblosem Auge auf uns, selten ermutigte sich einer zu mattem, unartikuliertem Ausrufe.

In einem maurischen Bade habe ich eine bessere Probe von ihrer Musikfähigkeit gehört: Ibrahim, der Bademeister, sang mit seinen Gehilfen arabische Verse, während er mir mit flacher Hand die Glieder knetete. In dem steinernen

Dampfgewölbe klang dies eintönige Geschrei lebhaft wider, hatte aber doch die menschliche Stimme vor jener verstimmten Fidel voraus.

Das abendliche Umherstreifen in Algier hat mir mehr als sonst etwas den Gedanken ernährt, es sei diese matte Welt haltlos vor europäischem Leben und immer wieder, wenn ich im schönen Mondschein vor dem erleuchteten Börsencafé ankam, wenn ich mich wieder umringt sah vom Detail europäischer Welt, erschien mir der hinten weiß aufsteigende Algierberg wie ein großes Grab des Orients, immer wieder flog mir der Blick hinüber über das schimmernde Meer gen Europa, als wo wirkliches Leben sei gegenüber diesem mumienhaften. Ich weiß, wie wenig ein kurzer Aufenthalt unter Islamiten, deren eigenstes Leben am undeutlichsten auf der Straße zu finden ist, ich weiß, wie unzureichend er aufklären mag. Aber was wäre alle medizinische Kunst, was wäre feinere Wissenschaft, was wäre poetische Intuition, wenn die Folgerung aus Symptomen nichts mehr zu bedeuten hätte?

Den Geist des Orients mit dem unsrigen vergleichend, sind wir vielleicht ebenso allzu human, wie die Franzosen es bis jetzt in der Behandlung waren, allzu rücksichtsvoll, allzu bedenklich, allzu hineindenkend. Noch hat keine Beobachtung dem Satze widersprochen, der Orient sei jetzt von allem schöpferischen Leben verlassen, ja selbst die dem Orient günstige Beobachtung lehrt, daß alles versuchte Schöpfungsleben ein dem europäischen nachgeahmtes sei. Übertreiben wir also nicht in Schwäche der Überbildung die Rücksicht und die Schonung. Was sich geschichtlich weiß und fühlt, das ist auf Ausbreitung angewiesen, was zu wachsen Macht hat, dem gehört auch wie dem starken Baume der Platz, den es vollwachsen kann. Darin nur sollen wir der gedankenlosen Natur voraus sein, daß wir dem Wachstume nicht blind nachgehen — sicherlich ist in den Urländern der Geschichte noch tausenderlei Marke, Witz, Wendung und Hand-

griff übrig, auf welche der anders gestellte Okzident, die jüngere Welt, noch nicht geraten ist. Aber erfahren wir davon in unserm jetzigen Verhältnisse zum Oriente, in einem jeweiligen Besuchsverhältnisse? Ist also einmal wie in der Türkei, in Ägypten, in Algier eine intimere Berührung geboten, so ergreifen wir sie doch auch mit gründlicher Entschlossenheit, verzögern wir nicht die Gunst des Momentes dadurch, daß wir allüberall, auch dem Ungemessenen gegenüber, das Maß der Konvenienz allein anlegen. Geboren wird das Kind, ohne daß bis zum ersten Schrei desselben von unserm System der Bildung ein Atom hinzukommen kann, geboren muß es sein, dasein muß es, ehe es in unsere Konvenienz gebracht werden kann. Ebenso muß ein europäischer Orient, wenn er einmal möglich, erst erbrochen, zur Welt gebracht werden, ehe unsere Kulturbedingung darüber reden mag. Können wir ihn erbrechen und zur Welt bringen, so haben wir auch damit das Recht der Überlegenheit dargetan, ein Recht, das ewig, das der Gott alles Geschehens ist. Das Recht des Stärkeren heißt nur bei Anfängen das Recht der Faust, und schließt die Obmacht der Ordnung und der Kultur in sich. Das Faustrecht ist nicht durch Konzessionen verschwunden, sondern die Konzessionen sind entstanden, weil die Faust nicht mehr das Stärkste war. Die Eroberung wird nur verhütet, das Recht der Eroberung wird nur verhütet dadurch, daß man sich stark, der Selbständigkeit würdig, dadurch, daß man sich im steten Fortschritte mächtig erhält.

Wozu also das prinzipienhafte Bemäkeln französischer Eroberung in Afrika? Wünschen wir ihr vielmehr ein Gedeihen! Frankreich wird selbst durch die ausgehöhlten, machtlosen Stämme Afrikas in seiner Eroberungsfrivolität stutzig gemacht: selbst diese ausgehöhlten, von eigenem Kulturbewußtsein verlassenen Stämme machen der Eroberung jeden Fuß breit Landes streitig. So wird französischer Kraftaufwand immerwährend in Anspruch genommen, und das Phantom

der Rheingrenze wird doch hoffentlich in etwas erschüttert. Dies Phantom steht bis jetzt unverrückt, der Franzose jeder Partei läßt sich dadurch locken und mahnen, dagegen ist all unsere Aufmerksamkeit, all unsere Energie nötig. Wie sollte der Franzose nicht darauf rechnen? War der Suntgau, Elsaß und Deutsch-Lothringen nicht eben auch durch all die vage Phrase von Nationalbedeutung und Nationalkraft, von deutscher Innerlichkeit und von deutschem Tiefblick in die Geheimnisse der Schöpfung geschützt? Galten nicht diese Länder für urdeutsch und unveränderlich und unveräußerlich? Diese Zeugnisse sind heute noch alle da, und doch sind die Länder französisch geworden. Sie haben nicht einmal französisch reden gelernt, sie bauen ihre Häuser, sie pflügen ihr Feld noch, wie sie unter der deutschen Reichsherrschaft getan, von Basel nach Paris reisend habe ich viele Stunden lang geglaubt, noch in Deutschland zu sein, aber das wirklich politische Moment ist eben noch etwas ganz anderes als das, was unsere formlose Theorie dafür ausgibt: das Herz hat es mir zusammengeschnürt, immer hören zu müssen, daß sie sich keineswegs nach politischer Gemeinschaft mit uns zurücksehnen! Soll das den Franzosen nicht verführen oder bestärken? Soll ihm sämtliches linke Rheinufer nicht sichere Beute der nächsten Gelegenheit scheinen? Nicht ein Dorf soll er haben! Das Vogesengebirg ist die sogenannte natürliche Grenze, dahin soll er zurück! Aber dergleichen gelingt nur, wenn wir ihm an formeller Kraft, an politischer Waffe gewachsen sind. Kann er unsere Gedanken nicht brauchen, schlimm genug für ihn, denn er hat keinen Überfluß daran, wir können Form von ihm brauchen, und nicht bloß Form für Kleider und Möbel. Frankreichs Geschichte sei auch für uns dagewesen mit jenem Drange nach Einheit, wie manches er niedertrete, mit dem Drange, sich zu betätigen, der uns so langsam kommt. Der bloße Drang, sich zu denken, der uns soviel schöne Provinzen und die ersten politischen An-

sprüche Europas kostet, die Ansprüche des okzidentalischen Kaisertums, er wird uns nicht verloren gehen, wenn wir ihm auch nicht mehr einseitig nachhängen, wenn wir — in moderner Nationalitätsaufgabe — uns zu ergänzen und darin zu üben trachten, worin uns die Fertigkeit gebricht. Womit fangen wir an? Mit uns selbst. Denn unsere Provence und unsere Guienne sind noch nicht für große Absicht einig, und wir sind noch nicht angetan zu Experimenten auf fremder Erde. Wir sollen auch nicht und werden auch nicht in gleichem Gange die Geschichte eines anderen Landes wiederholen, aber der verschiedenste Gang hat Analogien, hat ähnliche Gesetze und Folgen.

Tag um Tag werden wir uns noch überheben, daß Frankreich nicht kolonisieren könne, und während all unserer Überhebung wird Frankreich tun und handeln, und wird stärker und stärker werden durch fortwährende Übung im Tun und Handeln, und der Himmel mag es wissen, ob wir bei alledem einsehen, daß eben Tun und Handeln uns gebreche, und die uns nötige Ergänzung sei, daß es eben unser Nachteil sei, alle Gegensätze zu umgehen, statt sie zu besiegen, daß die Einheit deutscher Zunge nicht viel sagen wolle, wenn die politische Einheit deutschen Geistes und Armes zurückbleibe, im Theorem verbleibe, in der eingebildeten Größe verharre.

Unsere Vorzüge stehen uns im Wege, unsere sublimen Fähigkeiten der Theorie, die unschätzbar sind im Gefolge politischer Macht, weil sie ihr den menschenmöglichen Stempel des Ewigen verleihen, die aber abstrakt, lyrisch, unlebendig verbleiben, vielleicht gar hinderlich, wo ihnen das irdisch-politische Fleisch und Blut abgeht. Womit begann Englands Größe? Mit der Wolle, mit einfacher Züchtung von Wolle. Dies trieb zu Konsequenzen, zu Prinzipien selbst. Mit dem Interesse beginnt solcher Weg, und kommt vom Gutes wollenden Menschen geleitet zum Prinzip. Irdischer Stoff sind wir zunächst, vom irdischen Anhalte ausgehend gelangen wir

am sichersten zum gesunden Geistigen. Die Politik ist Kunst der Gesellschaft, die Gesellschaft ist vervielfältigte Familie, die Familie sucht zuerst irdische Existenz, und erst wenn diese begründet ist, trachtet sie nach höherer Entfaltung. Deshalb war der deutsche Zollverein ein so großer politischer Schritt, deshalb sind in Deutschland alle abstrakt begonnenen Absichten in Politik von jeher gescheitert, deshalb ist unsere politisch vereinigte Größe, das Kaisertum, zugrunde gegangen. Es erreichte nicht die praktische Um- und Weiterbildung, welche der Wechsel alles Irdischen für alles irdische Institut nötig macht, es verhielt sich in seiner abstrakten Beschaffenheit und verschwand deshalb am Ende wie ein Hauch. — Wodurch ist Frankreich groß geworden? Durch sein ununterbrochenes Trachten nach Form. Der Gedanke war oft nicht reif, den es realisierte, aber die rasch gewonnene Realität förderte dennoch, wenn auch nicht zu der abstrakten Höhe, welche wir bei aller politischen Gelegenheit allein, leider allein vor Augen haben. Der Franzose übte sich fortwährend im Handeln, so kam er bald zu der aller Politik notwendigsten Frage, zu der Frage: „Was ist mächtig?“ statt daß wir an der bloß liebenswürdigen Frage: „Was ist gut?“ erkrankt sind. So kam er zu dieser gesammelt einherschreitenden Geschichte, während unsere Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr auseinander schritt. Die deutsche Geschichte, ein verfehlter Föderalismus, wird darum nicht bloß langweilig, sondern peinigend, denn sie zeigt, daß wir, die einst mächtigere Hälfte von Karls des Großen Reich, jenem Frankreich an tieferen Kräften weit überlegen, und nur durch den Mangel politischer Handhabung nachgeblieben sind an Macht.

Haben wir denn, die wir die fleißigsten Exegeten Europas, Machiavel noch nicht verstanden? Er lehrt Despotismus, um Macht zu lehren, um Italien in eine gesammelte Macht zu vereinigen. Die Beschränktheit fragt immer nach der Gesinnung und nur nach der Gesinnung, als ob irgend eine starke

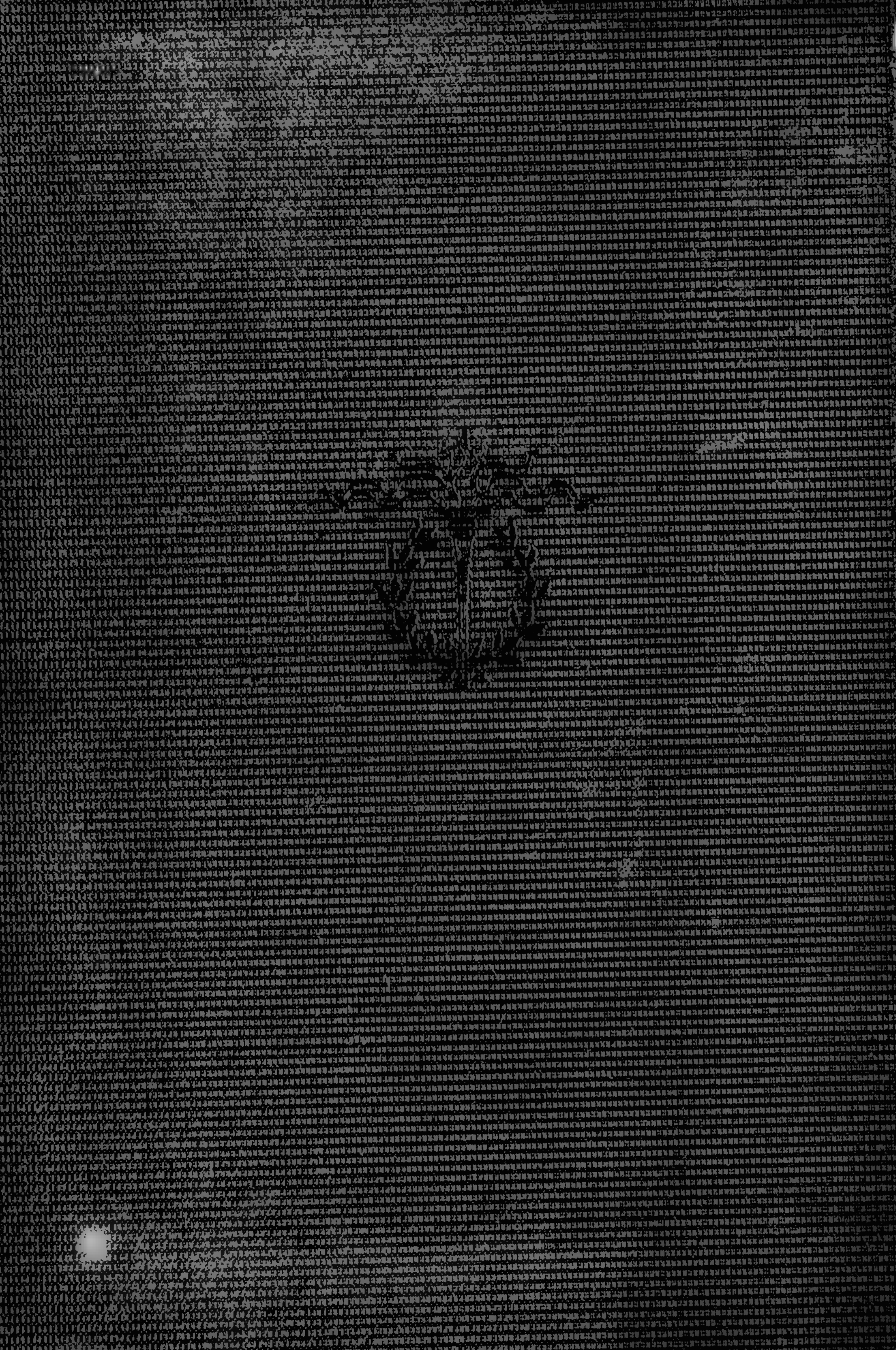
Politik ohne Gesinnungsgrund möglich sei. Gesinnung ist wie Grund und Boden des Landes: ist dieser unfruchtbare Wüste, so ist aller Anbau, aller Staat unmöglich, ebenso ist in der geistigen Staatswelt gar keine Wirkung möglich, wenn kein moralischer Boden vorhanden. Der eigentliche Anbau, die Politik, beginnt erst nach dieser Voraussetzung, erst bei der Frage: „Wie soll angebaut und gehandelt werden?" Dies ist unsere Schwäche neben dem Franzosen und Engländer: der gesinnungsvollste Franzose und Engländer beruhigt sich nicht bei dieser Voraussetzung und kultiviert daneben fortwährend die Kunst des Lebens und Handelns, die politische Kunst. Machiavel desgleichen im hohen Grade. Er war italienischer Patriot, und patriotischer als irgendeiner, der salbungsvoll italienische Gesinnung predigt, patriotischer, denn er spekulierte, er handelte geistig dafür, er bebaute wirklich den Boden. Dies ist wirkliche Tat, darum lebt er heute noch, während alle neben ihm verschwunden sind, die nur das Bekannte predigten.

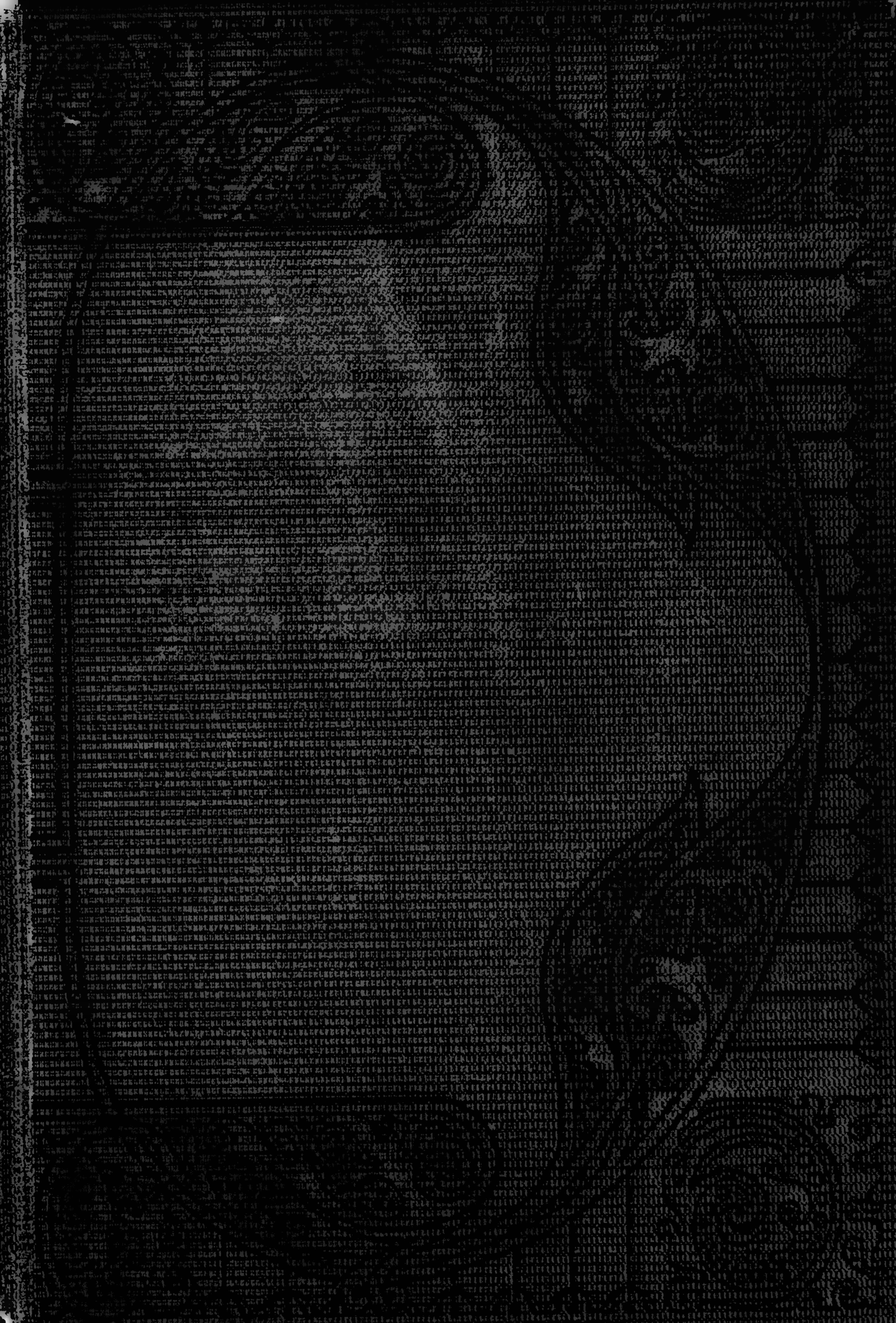
Solche Entwicklung in wirklich politischer Tat steht uns bevor, und welche Zukunft wartet unser, die wir in aller Vorarbeit so Gründliches und Mannigfaltiges geleistet, die wir ohne Politik durch eine Fülle großer Vorzüge uns immer noch als würdige Staatenexistenz erhalten haben!

Frankreichs Geschichte kann uns ein Spiegel politischen Geschickes sein — werfen wir die Phrasen hinter uns, Frankreich reibe sich auf, ruiniere sich, sie erwachsen aus unserer Scheu vor Politik, sie sind töricht. Vergleicht das heutige Frankreich in seiner Macht mit dem Frankreich, das Franz I. fand! Es hat fortwährend gehandelt, handeln wir endlich auch!

(1840.)

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

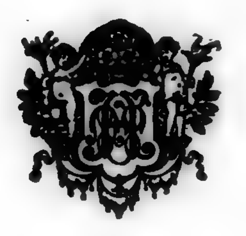
Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Fünfunddreißigster Band.

Paris 1847.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1909.

Paris 1847.

Von

Heinrich Laube.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das Büchlein „Paris 1847“ ist eine Sammlung von Journalartikeln, die Laube während seines Aufenthaltes zu Paris im Frühjahr 1847 und nach seiner Rückkehr von dort für die „Münchener Allgemeine Zeitung“ und für die „Kölnische Zeitung“ geschrieben hat und die sowohl wegen ihres reizvollen Inhaltes, als auch wegen ihrer frischen Form allgemeines Interesse erweckten. Die französische Hauptstadt war bei seinem ersten Besuche 1839 für Laube eine literarische Fundgrube ersten Ranges geworden, deren Einfluß in den Schöpfungen des Dramatikers und des Prosaisten sich allenthalben fühlbar macht. Es verlohnte sich daher wohl, den reichen Anregungen eines Pariser Aufenthaltes nochmals nachzugehen. Nach dem großen Erfolg der „Karlsschüler“ mochte Laube auch auf einige Ferienwochen denken; am meisten aber zog ihn die Sorge um seinen Freund Heine nach Paris; die Nachrichten, die der Dichter selbst in seinen Briefen über seinen körperlichen Zustand gab, und die von Besuchern in deutschen Zeitungen verbreitet wurden, lauteten so ungünstig, daß sich in nächster Zeit das Schlimmste befürchten ließ. Heine hatte außerdem in einem 1846 aufgesetzten Testament, das jedoch nicht rechtskräftig wurde, neben dem Advokaten Detmold seinen Freund Laube zum Herausgeber seiner Werke und zu seinem Biographen ernannt; um so mehr Grund für diesen, so schnell wie möglich nach Paris zu eilen, um mit Heine „Testament zu machen“. Im Januar 1847 war der Dichter Alfred Meißner ebenfalls dorthin auf einige Zeit übergesiedelt und hatte sich auf Empfehlung Laubes bei Heine einführen dürfen; als Laube dann im März nachfolgte, war der junge Dichter des „Ziska“ sein enthusiastischer Cicerone durch das Seinebabel, das auch für den Eingeweihten täglich neue Überraschungen zu bieten hatte.

Bis Ende April 1847 dauerte Laubes zweiter Aufenthalt in Paris. Er war während dieser Zeit dem fast völlig gelähmten Dichter Heine bei der Ordnung und leider auch Vernichtung seiner Papiere behilflich und widmete die übrige Zeit dem Studium des französischen Theaters und der französischen politischen Zustände. In seinen Schilderungen ragen die Charakteristiken der französischen Schauspieler und Politiker besonders hervor. Daß Laube als Beobachter der politischen Lage ein schlechter Prophet war, indem er Frankreich und seiner Hauptstadt unter der damaligen Regierung des Bürgerkönigs Ludwig Philipp und seines Minister Guizot noch eine lange Ruhe voraussagte, mußte er bald selbst zugestehen; kein Jahr später erschütterte die Februarrevolution nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa, war Guizot entlassen und Ludwig Philipp nach England entflohen. Am meisten aber interessierten in Laubes Aufsätzen die herzlich empfundenen Mitteilungen über Heine, und die zahlreichen Zuschriften, die ihrem Verfasser dafür wurden, bewiesen, wie tief der Dichter des „Buches der Lieder“ trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Paris noch im deutschen Volke wurzelte.

Laubes Büchlein erschien Anfang 1848 im Verlage von Heinrich Hoff in Mannheim als selbständige Publikation, bildete aber zugleich den zehnten Teil seiner „Novellen“, unter welchem Titel Laubes „Reisenovellen“ 1847 und 1848 eine zweite Auflage erlebten. Beide Erstausgaben dieses Bändchens sind durch sinnstörende Druckfehler entstellt; letztere sind in diesem Neudruck zum Teil ohne weiteres beseitigt, zum Teil nachträglich auf Seite 154 berichtigt.

Houben.

Paris 1847.

1.

Paris, im März 1847.

Es ist nicht mehr Mode, nach Paris zu reisen. Glücklicherweise. Wir haben endlich so viel Interesse an der Heimat gewonnen, um uns nicht mehr nach der Fremde zu sehnen, und dies Interesse findet endlich Form und Gestalt. Und wem anders als uns verdankt ihr dies? rufen die etwas verlegen gewordenen Franzosen in Frankreich und in Deutschland, wem anders als dem lebhaften Thiers, welcher vor sieben Jahren den Angriff trommeln ließ gegen den Rhein? Kosmopolitisch alten Stils habt ihr zwar euer eigenes Rheinlied verhöhnt und euer eigenes Schlachtgeschrei verspottet, und doch stammt von damals her euer nationaler Aufschwung! — Der letzte Anstoß zu einer Bewegung ist indessen doch nicht die Seele der Bewegung. Diese war von 1830 zu 1840 mannigfach vorbereitet, und wir wollen gar nicht leugnen, daß die Julirevolution unsere Gedanken der Freiheitskriege wieder belebt hat, wollen gar nicht leugnen, daß die gegenseitige Anregung unter den Kulturvölkern Europas dem französischen Volke eine für uns besonders wichtige Rolle zuerteilt hat. Der Franzose ist unser unmittelbarer Nachbar, und was er beginnt, das beginnt er mit Leidenschaft, welche fortreißt, und mit einer Fähigkeit rascher Gestaltung, welche besticht und welche uns nicht besonders eigen ist. Benützen wir uns einander ohne einander beherrschen zu wollen, und wir werden beide gewinnen. Alle Anzeichen sind dafür, daß die Zeit der Flut nun endlich auch einmal bei uns eintreten könne,

und manche Anzeichen sagten mir: Jenseits der Vogesen ist die Zeit der Ebbe gekommen, es kann lehrreich und interessant sein, Paris einmal in solchem Zustande zu betrachten.

Gerade sieben Jahre hatte ich es nicht gesehen, gerade also während der ganzen Epoche, binnen welcher sich Deutschland zu neuem Umschwunge vorbereitet hat. Als ich wegging von Paris, waren die Ministerwechsel noch an der Tagesordnung; wie nach einem neuen Theaterstück verlangte man immer wieder nach einem neuen Ministerium. Das hat sich auffallend verändert. Die Theaterstücke bleiben aus oder taugen nichts, und das Ministerium Guizot ist geblieben und taugt, wie die Majorität sagt. Ein siebenjähriger Friede in Frankreich! Was muß diese seltene Erscheinung alles zuwege gebracht haben! Oder hätten diejenigen wirklich recht, welche sagen, der Franzose sei nur schöpferisch, solange er in wechselnder Bewegung bleibe, und er verdorre in der Stetigkeit? Ich will in keiner Weise der Antwort vorgreifen, will gar nicht schematisieren, sondern ganz unbefangen erzählen und schildern, was man jetzt Anno 47 hört und sieht bei einer Reise nach Paris.

Ich selbst wählte die mittlere Eisenbahnlinie, also die Thüringer Bahn, welche durch die Saaltäler bei Weißenfels, Naumburg, Kösen, Sulza artige Landschaftsbilder bietet und eine rasche Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten, namentlich ungemein viel Brücken zeigt. Es wäre wünschenswert, daß das Direktorium dieser Bahn seinen Wagendienern begreiflich machte, sie seien vorzugsweise zum Besten der Reisenden und nicht bloß zum abstrakten Besitz eines Amtes angestellt; dies wäre ein Gewinn für die Reisenden. Nicht nur, daß unser Wagendiener wortkarg und verdrießlich als lästiger Polizeidiener sich gebärdete, der bald dies bald das und immer Unverfängliches zu verbieten hatte, nicht nur, daß er weder die Stationen ankündigte, noch die Türen öffnete — eingesperrt bleibt man trotz so viel schreiender Unglücksfälle! —

er bewerkstelligte auch das Außerordentliche: zwei Studenten von der Weiterfahrt auszuschließen ganz ohne Not, als sie in Kösen unter dem natürlichen Wirrwarr eines noch neuen Dienstes auf einer noch nicht ganz fertigen Bahn erst im letzten Moment einsteigen wollten. Niemand hatte sie unterrichtet, daß es der letzte Moment sei, und es war auch noch vollständig Zeit, die Tür stand sogar offen, aber der polizeiliche Wagendiener schlug sie ihnen vor der Nase zu. Wir reichten den armen jungen Leuten Mäntel und Pakete hinaus; zu alledem war noch Zeit genug vorhanden, aber die Tür war verschlossen. Als wir in Weimar bei den höhern Beamten Beschwerde führten, wies man uns mit dürren Worten zur Ruhe und gab dem Wagendiener recht. So tief sitzt uns die Amtswürde, welche nicht hören kann. Die eben erst Geborenen sind schon taub. In diesem Punkt möge man sich die belgischen Bahnen zum Muster nehmen; da ist nirgends eine Amtspedanterie und doch hinreichende Ordnung und bei aller Bequemlichkeit für den Eintritt und Austritt des Reisenden eine schnelle Fahrt. Im äußersten Notfall auch ohne Billett in den Wagen treten und an den Wagendiener zahlen oder bei der nächsten Station sein Billett lösen zu können, das gilt bei uns noch für eine unzulässige Ausnahme. Die Ausnahme muß aber möglich sein, allenfalls mit einer kleinen Erhöhung des Preises, wenn man fürchtet, die Ausnahme könne Regel werden.

Die sonst so eintönigen Landschaftsbilder der belgischen Bahnen haben nun auch durch die Bahn von Köln nach Lüttich eine malerische Partie gewonnen. So schön freilich wie die Main-Neckarbahn, welche neben der jetzt einsamen Bergstraße am Fuße des Odenwaldes hinstreicht, so schön ist sie nicht, wo gäbe es auch eine so schöne! Hat sich doch die badische Behörde selbst von dieser Schönheit verführen lassen, und hat eine unnötige Zweigbahn nach Mannheim errichtet, um sich mit der Hauptbahn vom Anblick der Berge nicht zu

trennen. Man nennt dies Malice; es ist gewiß Natursinn. Was wäre das für eine Regierung, welche gegen die wichtigste Stadt des Landes witzige Malice ausübte durch eine so wichtige, dauernde und teure Tatsache, wie eine Eisenbahn! Eine gute Regierung muß sich den Witz gefallen lassen, aber darf nicht selbst Witz machen; denn der Witz ist unter allen Umständen ein Feind der Regierung, auch wenn er in ihr selber sitzt.

Aufs kühnste ist man bei Anlage der Bahn durch das Wallonenland von Aachen nach Lüttich verfahren. Wie der Bildhauer Ton und Marmor behandelt, so behandelt man hier die Natur, als Stoff verarbeitet man sie und läßt sich nicht von ihr als von einer teuren Staffage Gesetze vorschreiben. Man folgt nicht den kapriziösen Windungen der Täler, man geht quer durch die Berge. Welches Heer von Tunnels, von Brücken, von Viadukten! Wie Theaterdekoration erscheint dieser Weg, kling, kling! Da ist der kleine Fluß, dessen Uferberg die Weiterfahrt zu versperren scheint: in den Berg hinein! kling, kling! Da ist der Fluß wieder, dessen weiten Umweg wir spöttisch abgekürzt, und so kling, kling! stundenlang durch das eigentümliche Ländchen, welches dem deutschen Kaiserhause einst so viel tapfere Krieger geliefert, unter ihnen meines Wissens den kleinen Wallonen Tilly selbst, und welches vor einem halben Jahrhundert durch seine Wasser und Spiele von Spaa berühmt war. Spaa ist nicht mehr Mode, aber das Land ist rüstig geblieben, und hat sich in seinem Lüttich eine blühende Hauptstadt erhalten und gesteigert. Über eine geneigte Bergebene wird der Zug der Eisenstraße an der Stadt vorübergezogen, welche unter heißer Märzsonne breit da unten liegt um die Maas. Wir Norddeutschen sind von nichts so überrascht, als von den großen Städten in diesen Übergangsländern, von Mastricht über Lüttich und Trier hinauf nach den Ardennen, Vogesen und Alpen bis Straßburg, Schlettstadt und Kolmar. Sie sind

für uns nicht richtig eingerahmt, und erst, wenn wir sie mit leiblichen Augen sehen, werden wir mit Schmerzen inne, daß hier alte Wunden des Deutschen Reichs klaffen, Wunden, die 1815 hätte heilen und schließen müssen, und die unserer Jugend nie aus den Augen schwinden dürfen. Warum gab man nicht, wenn man geben mußte, 1815 diese Wallonen an Frankreich, und nahm, was uns gebührte, Elsaß und Deutschlothringen?! Das Natürliche lag so nahe! Zum deutschen Unglück gehört es, daß sich gerade zwischen uns und die deutschen Flamländer diese französisch gearteten Wallonen gelagert haben. Wie wunderlich sie uns anmuten, mit ihrer hitzigen Sprache, die von weitem wie schlechtes Französisch klingt, wie mißtrauisch wir hinabsehen auf eine so kleine Nationalgemeinschaft, welche selbständig nichts bestimmen kann in der europäischen Welt, diese Wallonen sind doch ein ganz wichtiger Volksstamm. Dies sind sie teils durch ihre Lage zwischen Franzosen und Deutschen und halbdeutschen Vlamingen und so nahe an den Holländern, welche zu Deutschland gehören müßten, wenn unser altes Reich ein modernes Reich geworden wäre. Und dies sind sie durch ihren Charakter, welcher zäh, halsstarrig und kühn. Sie haben die belgische Revolution gemacht, und sie werden mit ihrer fanatischen Meinungs- und Willenskraft immer ein harter Prellstein bleiben in ihrem Hügellande, wenn über kurz oder lang sich was begibt auf dieser Wetterscheide der Hauptvölker, welche den Kontinent zu beherrschen haben.

Ich reise nie durch dieses Belgien ohne einen gewissen Respekt zu empfinden für diese energische Rüstigkeit, welche außerhalb der herkömmlichen, bloß militärischen Hilfsmittel einen scharf gespannten und scharf bewegten Staat zuwege gebracht. Ebenso vergess' ich nie zu bedenken, welch eine weise Fassung vorauszusetzen ist in diesem Könige, der niemals jählings hervortritt beim steten Kampfe dieser innern belgischen Gegensätze, ein konstitutioneller König, wie ihn

Montesquieu oder Sieyès oder Dahlmann und Gervinus nur definieren gekonnt, und wie er wahrlich unserer sächsischen Heimat Ehre macht.

Die Rheinische Bahn, die Belgische Ost- und Südbahn und die Französische Nordbahn reichen einander die Hände, um den Reisenden von Köln aus binnen starken 24 Stunden nach Paris zu bringen. Das Gepäck leidet nur ein wenig unter diesen verschiedenartigen Händen: in Verviers durchsuchen es die Belgier, in Valenciennes die Franzosen, in Paris die Pariser. Des Morgens reist man aus Köln, ist nachmittags zwischen vier und fünf in Brüssel, wo man Zeit hat die Mittagsmahlzeit zu verzehren, ist abends um zehn in Valenciennes, und des Morgens gegen acht in Paris.

So gleitet man schlafend über das Eisenbahnschlachtfeld von Fampoux. Aber auch ohne diese mißliche Erinnerung gefällt uns der Dienst auf dieser Nordbahn nicht besonders. Er hat etwas Steifes und Bureaukratisches, was überhaupt den Franzosen neuerer Zeit mehr und mehr zu Kopfe zu wachsen scheint. Bei Licht besehen sind sie am Ende nächst den Preußen der beamtenhafteste Staat, und die immer wiederkehrende Trockenheit und Unfruchtbarkeit ihrer Staatsverfassungen mag einen Hauptgrund haben in dieser bürgerlich-soldatischen Eigenschaft. Herr Rothschild fuhr selbst mit in jener Nacht, und ich hätte ihm mündlich versichern können, daß unsere Wagen auf Eisenbahnen neueren Datums in Deutschland besser und bequemer seien als die der Nordbahn, und daß der Reisende bei uns ungenierter sich verhalten kann, also auch in diesem Betracht besser daran ist. Wagen dritter Klasse werden zur Nachtfahrt gar nicht verwendet. Soll man sich nicht erkälten in Wägen, die allerdings offener und schlechter sind als die Wägen dritter Klasse in Norddeutschland? Oder setzt man voraus, daß die ärmern Leute des Nachts nicht zu reisen brauchen?

Paris schwamm in weißen Nebeln einer warmen März-

sonne, als ich ankam und nach den Boulevards eilte, nach diesen reizendsten Hügelstraßen der Welt. Eigentlich wollte ich nur einen Krankenbesuch machen in Paris. Heinrich Heine, schon einmal tot gesagt, gibt sich selbst verloren. „Komm heute," hatte er mir geschrieben, „denn morgen kannst Du einen stillen Mann an mir finden. Die Lähmung meines Körpers schreitet zwar nur allmählich vorwärts, und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder das Lebenshirn berührt und dem Spaß hienieden ein Ende gemacht wird, aber ich kann doch nicht für einen salto mortale stehen, und ich möchte gern mit Dir Testament machen." In dem Hotel fand ich den jungen Poeten Alfred Meißner, dessen Ziska hier großen Beifall gefunden, und der in glücklicher Jugend hier umherschwimmt in den Wassern geschichtlicher Erinnerung. George Sand möchte er so gern sehen, und sie ist nicht zu sehen: sie lebt klösterlich abgesondert und einsam in ihrem Hotel der Rue de Provence, und Heine, welchem sie stets ihre Tür öffnet, ist gelähmt! Während mich Meißner zu Heine führte, erzählte er mir von Alfred de Musset, dessen Porträt Stenio in der Lelia sei, und dessen Gedichte ihn daheim in Böhmen am genialsten angemutet von allen Gedichten junger französischer Poeten. Ich war ganz erstaunt über dies Urteil, aber ich lege dem eine Bedeutung bei, was einem noch so jungfräulichen Dichter lebhaft gefallen hat. Wir haben in Deutschland von diesem Musset nie viel Aufhebens gemacht, und uns nur einmal ärgerlich belustigt über sein phrasenhaftes Rheinlied. Jetzt soll er verloren gehen, in wüstem trunkenem Leben, für welches ihm großer Reichtum alle möglichen Mittel an die Hand gibt. Wirkliche Trunkenheit dünkt uns was Seltenes an den Franzosen, man versichert mir aber diesmal, sie sei nicht mehr so gar selten, wenn sie auch in unserm rauheren Klima nationaler, und wenn auch die sinnliche Ausschweifung mit Weibern nationaler in Frankreich sei. „Ich dichte am

besten, wenn ich die Feder kaum noch halten kann!“ bleibt hier wie dort eine traurige Herrlichkeit im Mund eines Dichters*).

2.

Paris, im März.

Heine war ausgegangen. Er kann also noch ausgehen! Am Stock und sehr langsam, besonders weil er nur mit Mühe so viel sehen kann als nötig ist; ein Auge ist ganz geschlossen, und das andere nur noch ein wenig geöffnet. Wir gingen wieder nach den Boulevards hinauf, wo die Frühlingssonne alle Müßiggänger aus den kalten Steinhäusern herausgelockt hatte. Dennoch fand ich die Menschenmasse, welche in den sieben Friedensjahren bedeutend angewachsen ist, dem Anschein nach nicht vergrößert, ich fand auch dem Anschein nach nicht gar viel gebaut, die Physiognomie wenigstens nicht verändert, obwohl sich zwischen den himmelhohen Häusern manches neue eingestellt hatte, mit der hier gebräuchlichen ebenen Fassade, mit der weißgelben Farbe des Bausteins und mit der geschmackvollen platten Stukkaturverzierung, welche dem Ganzen die Ähnlichkeit gibt mit Fronten aus gelbem Zucker, fein und sorgfältig gezackt und geschnörkelt wie gefeilte Arbeit, oder noch feiner wirkend durch glatte Flächen und riesige Fensterscheiben. In das Innere der Stadtviertel dringend, findet man wohlbestätigt, daß ungemein viel geschieht in Durchbrechung neuer Straßen, in Lüftung und praktischer Öffnung für neue Kanäle des Verkehrs. Die Läden auf den Boulevards haben sich wohl noch vermehrt, so daß man eine halbe Stunde lang kein Haus mehr findet,

---

*) Jetzt, ein halbes Jahr später, höre ich indessen, daß er doch Kraft gefunden hat, dieser verloren gegebene Musset, ein beachtenswertes Stück zu schreiben, welches am Theater Français aufgeführt werden soll.

dessen Erdgeschoß nicht in dem Glanze der verführerischen Schaufenster, Spiegel und Auslagen schimmerte.

Hatte mich der Poet neben mir angesteckt, dessen frischen Sinnen noch alles reizend vorkommt, oder hat sich die Rasse der sonst so mageren und bloß graziösen Pariser Frauen verbessert? Man sieht jetzt mehr volle Formen des Südens als sonst. Aber ist denn der Winter so gar voller Tod gewesen? Die Weiber gehen ja alle kohlschwarz, sogar die lustigen Kinder aus dem Quartier von Notre-Dame de Lorette, sogar die Loretten! Kohlschwarz ist Mode, der Tod ist Mode. Jawohl, klingt es im rheinischen Akzent neben uns aus dem Munde eines blondbärtigen Mannes schlanken Wuchses. Es ist Jakob Venedey. Ich bin immer erstaunt, daß dieser ehrliche und solide Deutsche zum Flüchtling verurteilt bleiben kann. Er ist ein so warmer deutscher Patriot, er ist nicht fanatisch, er ist jeder gründlichen Beweisführung zugänglich, warum soll er dauernd vom Vaterlande getrennt bleiben, weil er in einzelnen politischen Ansichten einmal in einen scharfen Widerspruch geriet mit den Herrschenden! Wie verschieden sind nicht heutigestages diese Ansichten! Die entscheidende Frage kann doch nur die sein: ob man gesetzliche Entwicklung oder gewaltsame Änderung will? Letztere will Venedey nicht. Was steht also im Wege? Auf legalem Wege seine Gedanken auszudrücken, ist ja gestattet, wenn auch diese Gedanken nicht immer willkommen sind. Selbst das Unwillkommene gehört ja zum nötigen Sauerteig. Der König von Preußen hat 1840 eine Amnestie gegeben, sollte es nicht mit den jetzt begonnenen Reformen innig harmonieren, diese Amnestie zu erneuern und zu erweitern, damit die ausgestoßenen Söhne in der jetzigen hoffnungsreichen und versöhnlichen Stimmung die Heimat wieder gewinnen, äußerlich und innerlich?

Des Fragens ist kein Ende: was man von der preußischen Konstitution erwarte? Den Franzosen macht dieser politische

Schritt in Berlin ganz unbeschreiblich zu schaffen, und in das Fragen und Antworten mischt sich stets der Name Friedrichs des Großen, welchen die für das Ausland sonst so absprechenden Franzosen tief respektieren. Auf dem Wege von den Boulevards nach dem Palais-Royal kommt man an einem Hause vorüber, welches Bild und Namen des großen Friedrich führt; ein Franzose, welcher sich zu uns gesellt, erzählte: das Bild solle jetzt neu gemalt und mit einer modernen Perspektive vervollständigt werden. Mit welcher Perspektive? „Ah, das wird abhängen von den nächsten Monaten in Berlin!“ Wissen Sie wohl, unterbrach ich ihn, daß es euch Franzosen gar nicht besonders erfreulich sein würde, wenn die preußischen Gestaltungen im vollen Sinne des Liberalismus gediehen, und somit die volle Teilnahme und Kraft Deutschlands gewännen? — „Und warum nicht?“ — Weil ihr eitel seid und sehr ungern das liberale Vorzugs- und Asylrecht teilen möchtet mit den germanischen Völkern, und weil ihr diesen tiefen und sicheren Weg preußischer Herrschaft innerlich ungern betreten sehen wollt, wenn ihr auch äußerlich Beifall klatscht! — „Nein,“ sagte er nach kurzer Überlegung und indem er lächelte, „diese Politik ist veraltet; ein modernes Deutschland und wir in Allianz, und der Kontinent ist unser (à nous), und die Seemacht da drüben wird in Schranken gehalten. Sehen sie da den kleinen Mann, der so rasch geht und links und rechts spricht — wir waren eben in den Garten des Palais-Royal getreten — der gehört halb euch und halb uns, und der hat soeben in der Vorrede zu seinem ‚Bauernkrieg‘ gesagt: Preußen könne Deutschland ein Haupt geben, wie es die Bauern gewollt und wie es Hutten in Sickingen erblickt, wenn es eine Konstitution nicht bloß für die Reichen gebe und alle Talente an sich ziehe, denn die Talente seien organisierend, und nur die Mittelmäßigkeiten seien gefährlich.“ Es war Alexander Weill, aus dem Elsaß gebürtig, welcher in der deutschen Journalistik

seine Schriftstellerei begann und sich seit einigen Jahren der französischen Journalistik zugewendet. Dieser Bauernkrieg ist eine Umschreibung des bekannten Zimmermannschen Werkes in kecken Zeitungsartikeln, die es mit den historischen Dingen nicht genau nehmen und nur die bürgerliche Idee jenes Krieges im Sinne der heutigen Auffassung hervorzuheben suchen. Ob es dabei ein wenig wüst hergeht, den Franzosen ist es interessant und neu, daß ihre Revolution schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in den süddeutschen Tälern gespielt habe. Ich fürchte, die deutsche Ausgabe des Buches wird einen schwereren Stand haben als die französische.

So war der späte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptperson zu sehen. „Er ist zu Hause!“ sagte der Türwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine so zusammengedrückt aussprach wie der Franzose den „Haß“ bezeichnet. Ich erschrak wie vor einem garstigen Vorzeichen und eilte die Treppe hinauf. Da saß er neben einer blühenden, in gesunder Körperfülle fröhlichen Französin, neben seiner Frau, die ihm seit einem Jahrzehnt treulich zur Seite steht. Da saß er an der Mittagstafel, die nicht mehr für ihn gedeckt war — wie verändert! Von einem feisten, aus kleinen schalkhaften Augen Funken sprühenden Lebemann hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen, jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kastanienbraune Schimmer desselben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Gesicht glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefaßt von einem grauen Bart, weil die schmerzlich erregten Nerven das Schermesser nicht mehr ertragen; jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, graugesprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmutige

Mund war schmerzlich verzogen geworden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als suche er mutwillig das schwache Fundament der wackligen Menschenkinder zu ergründen, jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwischen den Augenlidern kommen und sehen könne! Armer Heine! Und doch dauerte das Klagen nur einige Minuten! Der Geist ist unberührt, das Naturell ist unbetroffen, über die sentimentale Träne hinweg flogen bald wieder die lustigen Pfeile, welche er so lange gegen Jahn oder Maßmann, oder sonst einen stereotypischen Gegenstand des Spottes geschnellt hat. „Es wäre ja undankbar von mir," sagte der Bösewicht auf meinen Vorwurf gegen solche Stereotypie, „es wäre ja undankbar, wenn ich diese armen Leute im Alter verlassen sollte, nachdem sie mir so lange gedient! Wer spräche denn noch von ihnen!" Kurz der versagende Körper war bald ganz Nebensache, und Shakspeare hat Mercutio nicht besser sterben lassen, als Heine sich selber sterben läßt. Jede Hoffnung auf Besserung weist er lächelnd ab, er hält seine Tage für gezählt, und diese Zahl für sehr klein. „Hätte ich nicht Frau und Papagei," sagte er lächelnd, „ich würde (Gott verzeih' mir die Sünde), ich würde wie ein Römer diesen schlechten brustgluckſenden Nächten und dieser ganzen Misère ein Ende machen. Aber das schickt sich nicht für mich den Hausvater. Laß uns Testament machen, solange du hier bist!"

Dies geschieht. Welch eine sonderbare Verschwendung von Geist, Spott und Zorn, von vorhauenden und sicherstellenden Hilfsmitteln, von Planen, Spekulationen und Schimären steckt in den Korrespondenzen eines Auswanderers, der wie Heine seit sechzehn Jahren einen geistreich poetischen Mittelpunkt für die deutschen Wanderer gebildet hat. Wieviel interessante Dinge frißt da das Kaminfeuer in einer Stunde! Der leichtsinnige Heine ist in allen Fragen über

positive Lebensverhältnisse von diplomatischer Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, seine großen Vorzüge hat man gern im Dunkel gelassen. Jetzt, da wir am Rande seines Grabes stehen, erheben sich die klagenden Stimmen erst, die uns verraten, welch eine wohltätige liebevolle Hand er gehabt für die darbenden Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wissen lassen von dieser hilfreichen Hand, und unerwartete Zeugen bringen jetzt die Kunde, daß er nicht nur Genie, sondern auch ein gutes Herz besessen habe — ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

Unter den Deutschen hier in Paris sind nur noch wenig Widersacher übrig, welche den nahen Tod Heines nicht schmerzlich beklagen. Viele davon bleiben ihm prinzipielle Widersacher, und dennoch beklagen sie aufrichtig den Verlust eines solchen Geistes. Hier in Paris ist diese Klage um so natürlicher, denn hier hat die Heinesche Begabung unserm deutschen Geist eine Achtung erworben, welche selbst ein tieferer und größerer Mann unserer klassischen Literatur unter den spöttischen und hochmütigen Franzosen nicht hätte erwerben können. Heine besaß und besitzt in diesem Augenblick als Halbtoter noch alle die kleinen Waffen dieser Gallier, welche sie am meisten fürchten, in seinem Köcher, und das wissen sie, und davor haben sie einen ganz redlichen, eigennützigen Respekt. Von seiner belebenden Poesie verstehen sie nur die Hälfte, von seinem Witz verstehen sie die ganze tödliche Kraft. In diesem Punkt sind sie so scharf witternd, daß sie jetzt in der Revue de deux Mondes eine Übersetzung in Prosa, welche den Atta Troll nur sehr unvollständig wiedergibt, mit vollständigem Beifall gelesen haben. Die hundertfältigen Beziehungen in die abgelegensten Winkel deutscher Literatur hinein können sie nicht verstehen, und dennoch spüren sie etwas von der Wirkung, und dennoch bleibt genug übrig, was ihnen Reiz und Furcht einflößt. Die Franzosen und

manche von uns haben wohl manchmal gesagt: Heine sei ein halb französischer Autor; jetzt, wo man die Summe zieht, verleugnet sich niemand mehr, daß dies ein Irrtum ist, daß Heine ganz und gar in deutscher Poesie wurzle, halb Page, halb Lanzknecht germanischer Romantik, die er spaßhaft und närrisch behängt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenstern der Boulevards, aus den Schaufenstern der Journale. Ein „braver deutscher Republikaner“, der in einem Atem Heines Genie pries und Heines politische Maximen verwünschte, sagte gestern abend zu mir, und erschrak selbst über das, was sein Mund sagte: „Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine sei deutscher gewesen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in französischen Maximen aufgegangen!“

Überlassen wir das der Zukunft. Mich beschäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage: woher eine so ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit, die offenbar in den geheimnisvollsten Verzweigungen zwischen Hirn und Nerven ihren Sitz hat als eine tückische rastlos weiterkriechende Lähmung. Erreicht sie den Lebensmittelpunkt des Gehirns, so entsteht der Tod. Gibt es keinen deutschen Arzt, welcher zu helfen wüßte?! Zorn und Ärger haben die Krankheit erregt durch eine Art von Schlagfluß. Nicht die hundert Kämpfe in Literatur und Politik haben diesem furchtbaren Fechter das mindeste angetan; ein einziger Streich, welcher von seiner Familie ausgegangen, hat ihn zerstört. Es wird dies seiner Familie ein tiefer Vorwurf bleiben. Heine war 45 Jahre alt, als ihn vor zwei Jahren dieser Streich betraf; er hatte noch Jahrzehnte schöpferischer Tätigkeit vor sich, und um der alltäglichsten Lappalien willen ward er von mittelmäßigen Menschen zerstört. Das Bunteste und Verwirrteste ist darüber geschwätzt worden, und doch ist die Wahrheit so einfach. Da sollten sich Briefe in dem Nachlaß seines Oheims Salomon Heine vorgefunden haben, Briefe,

durch welche der Universalerbe Karl Heine verletzt worden sei. Törichtes Gerede. Gerade diese beiden Männer sind die einzigen Glieder der Familie, welchen Heinrich Heine sonst und jetzt die unwandelbarste Liebe und Achtung gewidmet: von dem ehrwürdigen Oheim spricht er jetzt wie sonst mit innigster Verehrung, und jede zweifelnde Frage nach dem jetzigen Verhalten seines Vetters Karl weist er mit Entschiedenheit zurück, und weist sie zurück unter dem Ausdruck herzlicher Achtung und Zuneigung. Ebensowenig ist aber auch auf der andern Seite wahr, daß der Dichter die Teilnahme des Millionärs in besonders hohem Grade in Anspruch nehme. Er braucht kein Geld mehr; die Lebensgenüsse und bald das Leben sind ihm verloren. Er bezieht von Karl Heine nur die Pension, welche ihm der Oheim ausgesetzt, und wie ich aus seinem eignen Munde gehört, hat er nur für eine Sache den Reichtum seines Vetters in Anspruch genommen: Karl Heine hat sich verpflichtet, nach dem Tode des Dichters an die Witwe desselben die Hälfte der Pension lebenslänglich auszuzahlen, und er hat diese Verpflichtung, wie Heinrich Heine sagt, auf eine bloße Anfrage mit so liebevoller Zuvorkommenheit übernommen, daß der Dichter hiervon bis zu Tränen gerührt worden ist. Da ist nichts Unreines, nichts Übles; das Gift aber ward gemischt und beigebracht vor dem Tode Salomon Heines. Die guten Bürger und schlechten Musikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getötet zu haben aus kläglicher trockner Scheelsucht. Wenn man von den Goldsäcken und sonstigen Herrlichkeiten der Familie nichts mehr wissen wird, dann wird man durch diesen nun vor unsern Augen hinsterbenden Dichter den Namen Heine noch kennen und rühmen, und die literaturgeschichtliche Mythe wird hinzusetzen: er sei wie Byron durch Nadelstiche kleiner Verwandten vor der Zeit in den Tod gestoßen worden.

Auf dem Montmartre will er begraben sein; „dies ist

mein Quartier“, sagte er auf meine Frage. Und was wird weiter? Was denkst du? — „Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran, bis die Asche in die Winde zerstreut wird.“ Weill setzte hinzu: die ganze Menschheit ist nur ein Mensch, in ihr geht also keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv, lebt jeder einzelne fort in der Menschheit von Adam her bis auf uns und unsre Kindeskinder. Es stirbt nichts was lebendig gewesen. „Wohl gesprochen, junger Maulwurf!“ sagte Heine lächelnd, „die Weltgeschichte ist die Lebensversicherung derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen.“

3.

Im März.

Der Sonnenschein lockte uns nach dem Louvre, wo die Bilderausstellung kürzlich eröffnet worden ist — der Salon, wie man früher sagte. Jetzt ist, wie bei uns, die Bezeichnung „exposition“ ebenfalls Mode. Fürchten Sie nicht eine Bilderbeschreibung! Wenn ich auch zuweilen hineingerate in diese drückende Menge von Zuschauern aller Stände, von Bildern aller Gattungen, ich habe nicht die Kraft zehn Bilder in einem Zuge zu betrachten. Jahrelange Anstrengungen wirken auf mich verzehrend, die Kraft der Seele und der Technik, welche der Maler seinem Werke eingeprägt, nimmt mich so in Beschlag, daß ich nach einer Stunde schon meine Fähigkeit der Empfängnis erschöpft fühle.

Es ist noch immer nichts geschehen, diesen ungeheuern Raum zwischen Louvre und Tuilerien auszufüllen in seinen angedeuteten Grenzlinien. Welch eine Regierungsform, welch ein Herrscher wird kommen müssen, um den kolossalen Louvregedanken auszumauern! Jetzt noch wie sonst ragen die schmutzigen Fronten und Winkel zudringlicher Häuser, hölzerner

Buden, alter Tische mit alten Büchern in das weite Quadrat hinein zwischen dem fertigen Viereck des prachtvollen Louvre und dem leider ebenfalls fertigen Palast der „Ziegeleien“, welcher von der Katharina Medicis gebauet wurde, aber mit seiner überladenen Dächerwelt den medicäischen Geschmack nicht verrät. Soeben heißt es wieder einmal in den Journalen: der Platz solle nun endlich wenigstens geräumt und gleichmäßig gepflastert werden. Nach Verlauf von neuen sieben Jahren wird wohl wiederum davon die Rede sein, denn die Franzosen sehen mir jetzt gar nicht danach aus, etwas Gründliches im großen Stil anzufangen. Sie sind in lauter kleinen Schritten hin und her getreten, bald nach links, bald nach rechts, seitdem ich sie nicht mehr gesehen in ihrer großen Werkstätte Paris; von einer wirklichen Schöpfung bemerke ich nichts. Da ist eine — sagte mein Begleiter, als wir in den eigentlichen Louvrehof traten, in diesen Hof so edlen Stils — da ist die Reiterstatue des Herzogs von Orleans! Sie ist mißraten. Das Pferd ist mißlungen in seinen Verhältnissen, und der Reiter in knapper Uniform nimmt sich so dürftig aus wie ein Strich. Wenn die nötige Fülle so mager gerät, dann verlangt man ungeduldig nach dem übrigens so verbrauchten Mantel. Einen Mantel für diesen schlanken Prinzen und ein neues Pferd! Dieser Versuch, die arabische Rasse kolossal zu machen, ist gescheitert.

Da hat sich unten im Erdgeschoß, wo die Skulpturen ausgestellt sind, ein Bildhauer mit dem deutschen Namen Klesinger eine Aufgabe gestellt, welche vielmehr Teilnahme findet, weil sie die blanke Natur in Marmor versinnlicht. Vor der Reiterstatue bleibt kein Mensch mehr stehen, um Klesingers nacktes Weib ist Zudrang den ganzen Tag. Diese liegende Tochter Evas, welche den Unterkörper in elastischer Formkraft vor- und den Oberkörper zurückdrängt, ist unter dem schlechten Titel aufgeführt: „Weib das von einer Schlange gestochen wird, Studie“. Man hat ihr auch unten am Bein

ein metallenes Schlänglein angeschraubt, aber die Pariser sagen: dies ist nur für den Anstand, und hier ist nicht Tod, sondern äußerstes Leben; diese Glieder sind nicht in Schmerz, sondern in Wollust gespannt, auf diesem leider gar weit zurückgeworfenen Angesicht zuckt nicht der Stich einer Schlange. Jenes „leider“ ist richtig: der obere Teil des Körpers entzieht sich durch den zweimaligen Bruch nach rückwärts, in der Taille und im Halse, der Beschauung im ganzen. Man muß sich die einzelnen Teile zusammensuchen für ein Bild, als Ganzes wirkt nur der schöne Unterkörper und der ganze Schmelz des Bildwerkes, dessen Marmor warm und lebendig anmutet. Die Kühnheit und das Talent des Bildhauers unterstützen einander zu schleuniger Beförderung. Der Glückliche heiratet auch die Tochter George Sands.

Oben im Salon ist ebenfalls ein wildes, sinnliches Thema, welches einen Malernamen aus den tausend Namen hoch emporgehoben hat. Der Name ist Thomas Couture, das Bild heißt: „Römer aus der Zeit des Verfalls“, die römische Orgie kurzweg genannt von jedermann. Ein mächtiges Bild ohne Widerrede, groß an Umfang — es enthält wohl vierzig lebensgroße Figuren — stark an Kraft. Der Maler hat vier Jahre darauf verwendet und wahrscheinlich einen dauernden Ruhm gewonnen. Der graue Morgen bricht vom offnen Himmel in die Säulenhalle, in welcher die schwelgerischen Musen aus Mangel an Sinnendauer die Lust beschließen müssen. Von Speise und Trank sieht man nichts, sinnliche Liebe aber, dem Franzosen der stärkste der Sinnenreize, hat noch hinreichende Motive vor sich in den halb oder ganz nackten Gestalten. Trunkenheit gewöhnlicher Art füllt hie und da die Lücken. Ein erhöhter Ruheplan — Bett oder Sitz wäre ein zu enger Ausdruck — vereinigt auf rötlich seidenen Decken die Hauptgruppen der Mitte. Da liegen, kauern und sitzen frech durcheinander die erschöpften Heldinnen und Helden des Gelages; ein schönes Weib in gesättigter

Erschöpfung im Vordergrunde dieses Ruheplans ruht an Brust und Schenkel eines starken Mannes. Links oben auf dem Sockel einer Römerstatue sitzt hängend und mit bleierner Schläfrigkeit übergossen ein schöner Jüngling, rechts oben bietet in gemachter Stellung ein anderer seine Trinkschale spöttisch der Marmorstatue des weisen Vorfahren. Unter ihm im äußersten Vordergrunde rechts stehen zwei nüchterne Philosophen, die einzig Nüchternen, und sehen ernst auf das Getümmel, welches hinter dem Ruheplan in die Ferne verschwindet, Kopf an Kopf, Gruppe an Gruppe. Sie stehen nicht gut, und sind für mich neben dem Jüngling mit der Trinkschale die Achillesferse des Bildes, welchem ich übrigens eine große Auffassung und große Ausführung einräumen muß.

Ich glaube nicht, daß wir in unserer Heimat Maler haben, welche einen solchen Stoff so ausführen könnten. Der Stoff ist in seinem Herzen so sinnlich, daß zur Behandlung desselben ein sinnlicher Schmelz gehört, der bei uns nicht zu Hause ist und wohl nur romanischen Völkern gehört. Die Niederländer, Rubens an der Spitze, haben wohl dergleichen infolge des Nacheiferns, welches die Italiener in ihnen geweckt. Aber es kommt dann immer ein wäßriges Blond und Rosenrot hinein, und eine Fleischesbauschung statt des Nervs, welche die innerste Natur solcher Stoffe verderben. Die nackten Menschen haben dann ihre Hemden ausgezogen, und doch sollen sie gar keine Hemden gehabt haben. Wir sind wohl auf andere Bereiche der Komposition angewiesen, in denen unsere Gedanken reichlicheren Platz finden. Dafür mehr als künstlerisch billig Platz zu suchen, das mag unsere Gefahr sein. Die Gefahr der Franzosen, welche sich neuerdings so gut auf den Effekt verstehen, ist nicht bloß die lediglich witzige Zuspitzung des kleinen Gedankens, nicht bloß die lediglich äußerliche Bravour, ihre Gefahr ist, daß sie die Schönheit nicht treffen können. Wir sind wahrlich nicht stark darin, aber wir entschädigen uns durch das Hervorschimmern

der Seelenschöne. Die Niederländer entschädigen sich durch Schönheit der Farbe; die Franzosen aber, mitten inne zwischen der wirklichen Schönheit des Südens und den Auskunftsmitteln des Nordens, haben neuerer Zeit in virtuoser Technik des breiten Pinsels, in Verachtung der weichen Übergangstöne eine grimmbärtige Männlichkeit, eine schwarzdunkle Charakteristik angestrebt und vielfach erreicht, welche meinem Geschmack nach eben nur ein französisches Ideal, aber kein volles Ideal ist. Von Paul Veronese zu sprechen bei dieser „Römischen Orgie“ liegt ziemlich nahe, und es ist wirklich Fug dafür vorhanden; auch ist dies Bild durchaus nicht à la Delacroix gemalt, also nicht in der ultrafranzösischen Manier schattigster Schatten, wüster Farben und Umrisse, romantischer Fetzenhaftigkeit, welche den Kennern hier immer noch was sehr Besonderes ist; aber ohne den Fehl im Leichnamartigen des Schattens ist es doch nicht, wie sehr auch der bleiche Morgenschein und die Übermächtigkeit der Schwelger zu schwarzgrauen Tönen berechtigt, und die eigentliche Schönheit Paul Veroneses hat es doch nicht, wenn selbst die sichtbaren Fehler manierierter Zeichnung im rechten Vordergrunde beseitigt würden. Der sonnendurchwärmte Kern des Lombarden ist eben im regnerischen Paris nicht zu holen. Dennoch ist das Bild eine sehr mächtige Erscheinung, und der gebrochene Blick des weißen Weibes in der Mitte verläßt mich nicht mehr.

Daneben macht der eigentlich französische Maler Horace Vernet diesmal kein Glück. Sie werden schon wieder zu ihm zurückkommen nach mancherlei Anarchatisreisen. Treu bleibt man doch nur dem heimatlich Erwachsenen. Vernet malt nicht mit Tabakssaft, und was er an Szene und Handlung erfindet, das ist französischen Lebens, es hat eine echte, wenn auch keine große Welt zur Unterlage. Dies hat Coutüres Orgie, um die Wahrheit zu sagen, nicht; das Bild ist eine Abstraktion, eine Philosophie, wie man außerhalb Deutschlands zu sagen pflegt. Wenn die französischen Maler philosophieren,

so scheint mir dies immer eine Lebensgefahr zu sein. Auf das reale Leben verstehen sie sich so gut, warum das verlassen?! Diese Orgie ist denn auch keine Orgie, sondern der Schatten derselben; nicht ein Trank, sondern die Hefe des Trankes; nicht eine große Handlung, oder doch Szene wie ein Bild mit solchen Ansprüchen sein will, sondern ein bloßer Zustand. Es ist kein wahrer Mittelpunkt vorhanden, sondern es ist eine Schilderung, welche in all ihren Punkten gleich berechtigt ist. Diese höhern Anforderungen in Rechnung bringend kann man nicht schwanken, der Klesingerschen Statue die Palme des diesjährigen Ruhmes zuzuerkennen. Dies sei kein geringer Ruhm! Es vergehen gar viel Jahrzehnte, ehe ein so vollständiger Sieg über den Stein errungen wird. Wäre der Unterkörper dieses Weibes irgendwo ausgegraben worden, wir würden, glaube ich, von ihm schreiben wie von dem Zeugnis einer wundervollen Kunstepoche.

Der Heimat wegen hat mich eine bronzene Statue von Hartung interessiert, welche für Schloß Stolzenfels bestimmt ist und den jungen Siegfried darstellt. Sie ist nicht ohne Verdienst, aber ohne besonderes. Die flache Brust und das reizlose Antlitz verraten nichts von der poetischen Eigentümlichkeit des Helden. Wir wünschen Genialität und finden eine gute Arbeit. Auch unter den Malern findet sich eine große Anzahl deutscher Namen, etwas Ausgezeichnetes knüpft sich indessen dieses Jahr an keinen derselben. Unser Frankfurter Jakob Becker kann ausgenommen werden. Seine Heimkehr deutscher Bauern von der Ernte ist ein liebes Bild, welches uns mit seinen blonden Köpfen gar wohl tut, unter diesen dunkelhaarigen Franzosen. Unter neuen französischen Namen drängt sich der Gèromés an den Coutüres; und zwar mit einem mittelgroßen Genrebild: ein junger Grieche und eine junge Griechin lassen ein paar Hähne kämpfen. Sie haben gewettet, diese jungen Hellenen, sagte ein Engländer neben mir, und sie sehen nun mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Der nackte Junge, welcher kauert, spornt sogar seinen Hahn mit den Fingern; das großenteils nackte Mädchen lehnt in lebhafter Erwartung am Zaune. In dieser Genreidee ist durch die Nacktheit, die Nationalität und die feine graziöse Behandlung eine ganz eigentümliche Vermischung antiken Wesens und modernen Genres entstanden, und diese Vermischung ist so vollständig und erscheint so reif in der tadellos ausgeführten Arbeit, in dem weißgelblichen Ton für südliche Jugend, daß man ein anmutiges klassisches Bild zu sehen meint.

Von den berühmten französischen Malern haben viele nichts ausgestellt. Die Aristokratie will sich nicht alle Jahre aussetzen, und sie wissen außerdem, daß man mit der Jury im höchsten Grade unzufrieden ist. Sie hat zweitausend Bilder zugelassen, unter denen sehr viel schlechtes und wirkliches unzulässiges, und soll ebensoviel Bilder zurückgewiesen haben, unter denen einiges ausgezeichnete, zum Beispiel ein Chasseriau von großem Werte sein soll. Man dringt auf Änderung, und wird wohl auch ändern, und es wird dann vielleicht zwei bis drei Jahre besser gehen. Dann wird man auf neuem Wege wieder bei dem jetzigen Punkt angelangt sein. Das liegt in der Menschennatur, wenn sie wählen und richten, und Wahl und Gericht sich nicht ergänzen soll durch frisch hinzukommendes Blut. Dennoch bleiben die Ausstellungen eine gute Sache. Die diesmalige wurde mit wildem Tadelgeschrei empfangen, und jetzt muß man sich doch gestehen, daß sie manche gute Arbeit, sogar einige ausgezeichnete Werke geboten, und jedenfalls wieder durch ermöglichte Vergleichung und abgenötigte Urteile neue Standpunkte gebildet und uns allen klar gemacht hat: Wohin geht der Strom? Was ist Geschmack der Zeit? Wie stark ist der Strom? Wo ist er tief? Wo ist er seicht? Was bleibt zu loben? Was bleibt zu wünschen? Von Ingrès also, dieser steifen Mischung von großem Talent und modern akademischem Stile,

einer Mischung, die uns gar selten erquickt, ist nichts vorhanden; von Paul Delaroche, dessen unermüdlich und immer maßvoll trachtendes Talent auch für uns Deutsche so ansprechend erscheint, ist nichts vorhanden. Eins seiner letzten und besten Bilder, Napoleon in Fontainebleau 1814, ist bekanntlich zu uns nach Leipzig gekommen in die Galerie des Herrn Schletter. Von A. Scheffer ist nichts vorhanden, von Decamps ebenfalls nicht. Nur Delacroix und Vernet sind immer auf der Bresche. Jener, mit den dicken Farben und dicken Strichen und mit all den genialen Fetzen das Ideal der Genialen, ist von unerschöpflicher Tätigkeit und wird nur etwa von diesem, von Vernet, übertroffen.

Es ist jetzt Mode, geringschätzig von Vernet zu sprechen, und ihn den Scribe der Maler zu nennen. Überhebt euch nicht so weit, daß ihr am Ende das einfach Lobenswerte überseht! Von all eurem Theaterplunder, die ganze komödiantenhafte Herrlichkeit Victor Hugos eingerechnet, bleibt nichts dauernd Anmutiges übrig als das artige Spiel Scribes. Und Vernet mit seinem raschen Talente wird immer ein echter französischer Maler bleiben. Die große Erwartung zum Beispiel, welche man nach dem „Poissy-Concil" von Robert Fleury hegte, kann ich nicht bestätigt finden in seinem Bilde der diesmaligen Ausstellung, in diesem „Galilei" der vor den Priestern seine Wissenschaft abschwören soll und am Ende sagt: Sie bewegt sich doch! Wie allgemein man es lobe, und dies geschieht, ich kann kein besonderes Interesse daran nehmen. Allerdings war ich beim ersten Anblick von seinem „Poissy-Concil", welches im Luxembourg hängt, ebenfalls nicht sehr erbaut, die schwarzen Umrisse der Köpfe widerstrebten mir: und es bedurfte einer guten Weile und eines weiten Zurücktretens, bis ich eingestehen mußte: ja diese mächtige Ruhe in der Anhäufung so vieler, innerlich bewegten Menschen, diese starke, tief natürliche Darstellung, diese schmucklose tüchtige Färbung ist sehr wertvoll; ja, es ist ein ausgezeichnetes Bild!

Aber vor dem „Galilei“ bin ich doch nicht zu diesem Ausrufe gekommen, ob ich ihn auch lange betrachtet, obwohl ich auch ihm tiefe Natürlichkeit und Tüchtigkeit und ebenfalls die Macht der Ruhe zugestehen muß. Vielleicht würde das Bild im einsamen Zimmer günstiger wirken, vielleicht ist es aber doch ein mangelhafter Gegenstand, wenigstens scheint er mir dies zu sein in der vorzugsweise nur witzigen Auffassung, welche ihm Fleury abgewonnen hat. Ich meine natürlich „witzig“ in höchster Bedeutung des Wortes, als eine Geistesäußerung, welche alles auf eine Seite, auf eine Spitze des Inhaltes drängt, und die eigentliche Fülle des Inhaltes hintanläßt. Die Malerei hat es aber doch gewiß mit der Fülle zu tun. Da sitzen hinten an langer Tafel die hohen geistlichen Würdenträger, da stehen sie rechts zur Seite, und vorn im Mittelgrunde steht vor einem Pulte mit der Erdkugel Galilei. Er hat seine Kunde schon abgeschworen. Er ist alt und will sich nicht foltern lassen. Nicht die tiefe Überzeugung, sondern der Ärger des besserwissenden Gelehrten überwältigt ihn, und so gewiß ärgerlich und ohne alle Größe sagt er mit schief gehaltenem Arme: Nein, sie bewegt sich doch! Das ist gewiß tief natürlich, aber in obiger Bedeutung nur witzig, und macht das Bild zum Genrebilde. Allerdings zu einem sehr guten. Der henkerhafte Kriegsknecht links vorn neben dem Galilei ist meisterhaft hingestellt und stempelt das Ganze zum Charakterbilde. Er steht am meisten im Vordergrund, und weil er doch auch teil an der Idee hat, so wird er, obwohl ein gedankenloses Werkzeug, doch fast Hauptfigur. Dies ist bezeichnend für die Fassung. Ein anderes Bild Fleurys, „Des Kolumbus Rückkehr aus Amerika“, hat mir gar keinen Eindruck gemacht.

Vernet hat die nämliche Familie der Orleans zu Pferde gesetzt: Ludwig Philipp auf dem Schimmel, in der Mitte reiten sie aus dem Bilde heraus uns gerade entgegen. Also jedenfalls ein Bravourstück der Verkürzung. Zur Rechten

des Königs der verstorbene Herzog von Orleans auf einem hitzigen Fuchsen und diesem zur Rechten der Seemann Joinville auf einem schweren braunen Rosse, gewichtige Kraft und Ruhe ausdrückend. Hinter beiden der junge Montpensier. Zur Linken des Königs der blonde weiße Nemours, der wahrscheinliche Regent, auf einem gar zu aristokratisch gefärbten, das heißt violetten Rosse. Unter einer Million von Pferden mag wohl auch diese Farbe einmal vorkommen, und besonders in Frankreich sucht und züchtet der Vornehme gern nach absonderlicher Farbe. Vor sieben Jahren z. B. waren die mäusegrauen Kutschpferde Mode. Aber dem Maler hat man hierbei dies absonderliche Gelüst übel genommen. Übel zu nehmen ist meines Erachtens, daß er uns hinten keine Freiheit gibt, sondern außer dem Herzog von Aumale links neben Nemours, und außer dem Gefolge hinter der Gruppe uns auch noch das Eisengitter des Schloßhofes nahe auf die Augen rückt, ja sogar noch eine Reihe präsentierender Soldaten auf die Seite schiebt. Luft, Luft, Freiheit! seufzen wir also mit den französischen Kritikern, welche nicht bloß den Maler tadeln wollen, wenn sie das Bild tadeln.

Die große Mehrzahl der Franzosen ist ganz zufrieden damit, daß die Familie Orleans den Thron einnimmt, und es müßte Wunderliches sich ereignen, wenn diese Familie nicht auf lange Zeit den Thron behaupten sollte. Aber wirkliche Zuneigung läßt sich den jetzigen Franzosen schwer abgewinnen. Für wie populär und geliebt galt nicht der Herzog von Orleans, nachdem er so schrecklich verunglückt war! Dazu hatte das Unglück den besten Teil beigesteuert. Ich habe ihn 1839 im Herbste zu Algier landen und die Marinestraße hinauf reiten sehen in der Fülle seiner Schönheit und Jugend, in der Fülle dessen, was man jetzt Popularität nennt, und ich bin damals erschrocken über die vollständige Gleichgültigkeit, welche ihn empfing. Er selbst mußte einzelnen Geschäftsleuten zurufen, welche innerhalb der von Soldaten

gebildeten Gasse ihrem Handel und Wandel nachgingen und ihn nicht bemerkten; er mußte sie eigenstimmig aufmerksam machen, daß ein Roß und ein Reiter kämen und daß sie aus dem Wege gehen möchten. Und wenn man jetzt beim französischen Mittelstande nachfragt, beim Kerne der Nationalgarde, des Juste-Milieu, beim Partisanen Ludwig Philipps, kurz bei demjenigen, welcher die reifsten Früchte französischer Revolution und Wiedergeburt genießt, so hört man ein billiges Bedauern über solches Unglück und hört den Zusatz: für Frankreich ist's vielleicht gut gewesen, denn seine Neigung war eine kriegerische. Andere aber in höhern Kreisen wollen nichts zu sagen haben, wenn von höherer Begabung des Verstorbenen die Rede ist. Jedenfalls war er ein gesundes, mutiges und anmutiges Mannesbild, dessen Witwe und dessen Stamm unser volles Interesse fordern.

Diese früh vereinsamte Witwe in den Tuilerien, unsre Landsmännin, ist immerdar ein Stolz für Deutschland! In würdiger Haltung, in gutem Maße und allem Anscheine nach in fester Tüchtigkeit verhält sie sich bei so schwerer einsamer Stellung, die Gegenwart still und aufmerksam betrachtend und der Zukunft gewärtig, einer Zukunft, welche alle Kräfte einer geprüften und erfahrenen Frau in Anspruch nehmen kann. Ihr Schwager Nemours, der mit jedem neuen Lebensjahre des Königs ein Jahr der Regentschaft verliert, erwirbt mehr und mehr den Ruf einer gewissen Solidität — einer Solidität, welche mit dem Vorwurfe des Aristokratismus gar wohl vereinbar ist. Gewissenhaft und streng zu sein in den gegebenen Formen und Ansprüchen, ist dies nicht ein Zeichen, daß man auch treuer Pflichterfüllung gewärtig sein darf? In einer vornehmen Gesellschaft, welche mir eines Abends durch eine zufällige Empfehlung geöffnet wurde, habe ich vielerlei gehört zur Charakteristik des königlichen Hauses. Man nahm weder für noch gegen Partei, und deshalb schien mir die wiederkehrende Bemerkung nicht unwichtig, daß man

das Wort „devot“ als charakteristisch hervorhob. In jetziger Parteisprache heißt es bei uns „fromm“, und so wollte man es angewendet wissen auf die regierende Familie seit dem Tode des Herzogs von Orleans. Dieser Tod habe einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und man finde die Geschwister regelmäßig in den Kirchen, besonders jetzt zur Osterzeit. In diesem Punkte hat denn überhaupt Ruhe und Friede die herkömmliche Wirkung in Paris nicht verfehlt: Paris hat jetzt an Sonntagen ein anderes Ansehen als vor sieben Jahren. Damals war ein geschlossener Laden eine Ausnahme, jetzt ist der geöffnete eine Ausnahme. Die extremen Richtungen sind in allen Bereichen bewundernswert in den Hintergrund gedrängt.

Frappantes Leben fehlt keineswegs in diesem Porträtstück Vernets. Der König sieht noch immer ganz gesund aus, und soll es denn auch sein. Ist er doch so heiter, erzählte man mir, daß er seinen Enkeln zuweilen Schweizer- und Tirolerlieder vorsingt. Niemand zweifelt jetzt daran, daß bis zu seinem Tode keine wesentliche Änderung in Frankreich eintreten werde, ja — so wiegen sich die Menschen in die Gewohnheit! — man will auch nicht mehr zweifeln, daß die Regentschaft ohne absonderlichen Wetterwechsel beginnen werde. Es ist immer so, wenn gleichmäßige Witterung wochen-, ja mondelang die Erde bescheint! Man stellt sich nicht vor, daß es anders werden könne und daß die ewigen Gesetze des Kreisens immer vorhanden bleiben mit ihren schweren Lasten von Wolken und Stürmen. Der Krieg ist nicht mehr möglich! ruft jetzt der Glückliche, als ob die Menschen aufhörten, den Leidenschaften untertan zu sein, den Leidenschaften, welche die weisesten Berechnungen verwirren!

Mich interessiert am meisten das Porträt Joinvilles, das eine sehr mächtige ruhige Kraft aushaucht. Dies sollte doch eigentlich der populärste Prinz sein, und die Franzosen sagen wohl auch: „O ja!“ wenn ihr diese Voraussetzung aus-

sprecht, aber sie sagen eben nur „o ja!“ weiter nichts. Er hört ein wenig schwer! setzten sie allenfalls hinzu.

Auch eine Judith von Vernet findet wenig Gunst. Sie ist allerdings durch Geschmacklosigkeit entstellt, namentlich durch ein paar unglückliche Beine des Holofernes, welche hinter Judiths Gestalt vom Bett herunter gleiten. Rechts schiebt die alte Begleiterin den Kopf des Holofernes in den Sack, links rutschen die braunen Beine, und der übrige Leib des Ermordeten fehlt, verdeckt durch die Gestalten der Weiber — solch eine fast lächerliche Ellipse hätte freilich einem alten Praktiker nicht begegnen sollen auf einem Bilde, welches nur drei Figuren enthält. Bei einem figurenreichen Bilde addiert man nicht, hier aber tut man's auf der Stelle. Judith und die Alte mit zwei Fünfteil Holofernes. Außerdem ist Vernet vom Schlachtenmalen her zu freigebig gewesen mit Blutflecken, und das gibt der starkgliederigen Jüdin etwas Fleischerartiges. Selbst wie ihr das Schwert aus der Hand gleitet, indem sie zur Besinnung kommend, sich der schrecklichen Tat bewußt wird, selbst dies ist hart ausgedrückt, und bei alldem ist doch die Figur der Judith eins der lebenvollsten Bilder des Salons. Das gesundbleiche Kolorit, das erstarrende Auge, die zuckende Lippe, der von sehnigem Fleisch strotzende Körper, das seidig-schimmernde, grün und weiße Gewand, die meergrüne Schärpe bilden ein meisterhaft gewähltes Farbenganzes; mitten zwischen Geschmacklosigkeiten winkt der Stempel einer meisterhaften Malerkraft. Vernet hat eine besondere Neigung für Judith er folgt dem Drama immer wieder zu neuer Szene. Vielleicht führt er sie uns nächstens nach Bethulia zurück, und das wird besondere Gelegenheit bieten, einen feineren Seelenzustand darzustellen. Judith hat dieses Jahr Unglück in Frankreich: sie ist noch zweimal im Salon, und präsentiert unerbittlich den Holoferneskopf, als ob solch ein Menschenkopf nicht mehr und nicht minder wäre als ein Filzhut.

Übrigens wundere ich mich selbst, daß ich mich gerade

bei ein paar Bildern Vernets verweile, welche nicht zu seinen besten gehören, während ich durch den Regen von Feuilletons über den Salon ganz durchdrungen bin von den Vorzüglichkeiten anderer Bilder. Ich gehöre nicht zu diesem Kirchspiel! hat bekanntlich jemand zu seiner Entschuldigung gesagt, als er von der rührenden Predigt des Pfarrers nicht gerührt wurde. Vernet drückt mir unter den diesmaligen Salonmalern immer noch das am nachdrücklichsten aus, was von französischer Nationalweise uns zugänglich. Ich möchte keineswegs leugnen, daß die spanischen Schäfer und Bettler der Leleux, wie man sich ausdrückt, „famos“ gemalt sind, und daß ich eine zusammengedrängte Kraft darin zu achten habe, daß die „Hunde im Walde“ von Diaz, daß die „Zeremonie in der Kirche zu Delft“ von Isabey merkwürdige Bilder sind, aber — ich gehöre nicht zu dem Kirchspiel. Ein ansprechendes Leben mit größerem Sinn suche ich vergebens. Weiß ich doch nicht einmal mit dem großen Bild unseres Landsmanns Rudolf Lehmann: „Sixtus V. segnet die pontinischen Sümpfe“ etwas anzufangen. Es ist mir eine Dekoration, es trifft nichts Tieferes in mir, und hat mir nur die Bedeutung einer Studie. Solche wird gewiß in Italien am besten gemacht, aber wenn nun die Tat neben den offenbar viel größeren Taten italienischer Meister stehen bleiben will in Stoff und Auffassung, was kann sie mir dann werden? Es ist ja mit den historischen Bildern wie mit den historischen Dramen: die alte Konvention und der alte Gedanke genügen nicht. Sie müssen neugeboren sein in unserm Blute, in unsern Gedanken. Nicht das Gelernte und Nachgemachte, nur das wirklich Lebendige wirkt. Studiert alte Muster, aber malt neue Bilder. Was die Franzosen, die dies sehr gut wissen, und vollständig beherzigen, an Neuem und Lebendigem leisten, das möchte ich auch keineswegs tadelnd betasten, ich bekenne vielmehr, daß ihr Trachten nach kräftiger Natürlichkeit, daß ihre bereits erworbene Bravour in der Technik,

in der lebensvollen Färbung, in der Überwindung alles kleinlich Geleckten großer Ehren wert ist. Aber auch nachdem ich aus dem Salon ins Luxembourg hinübergeeilt bin, um die schöne Sammlung neuer Meisterwerke zu betrachten, kann ich mir doch nicht verleugnen, daß ihnen die schöne Fülle eines großen historischen Bildes noch nicht geworden ist. Ich denke hierbei keineswegs an eine Vergleichung mit uns! Wie wenig sind wir aber auch begünstigt bei dem Mangel an Einheit! Ich denke nur an ein Ideal, welches heutzutage gar nicht mehr so entfernt zu sein scheint, heutzutage, wo die Gedanken so reichlich vorhanden, die großen Bildungen so lebhaft im Schwunge sind, und wo die Technik so reiflich ausgebildet ist. Diese Szenen von kurzem Atem, welche durch französische Historienmalerei dargestellt werden, sie sind noch weit entfernt vom Ideale! Diese Szenen mit einer äußerlichen Begebenheit oder mit einer spitzen Leidenschaft, sie sind und bleiben nur Genrebilder neben dem Begriffe wirklicher Historienmalerei. Es ist ein schlechtes Wort, dies Wort Historienmalerei: die Maler übersetzen sich's in der Regel mit Geschichtenmalerei statt mit Geschichtsmalerei. Ich glaube wohl, auch nachdem ich noch die andern Louvresäle durchwandert bin und die großen Anstrengungen der Jegrés, Coignets, Deverias usw. in den Fresken betrachtet, ich glaube wohl: die Auffassung des historischen Stiles liegt uns näher, auch wenn ich den konventionellen Kaiserstil in den mühsam kolossalen Hohenstaufenaktionen ebenfalls nur als Studie anrechne; ich glaube wohl: das volle historische Bild kann sich bei uns entwickeln — aber wie weit ist noch der Weg über die Gräber unserer Landkarte! Jedenfalls find' ich jetzt nach sieben Jahren in Paris keinen der Rede werten Fortschritt in diesem Sinne, wenn auch Fortschritt der Hilfsmittel. Die französische Geschichtsmalerei hat noch kaum die französische Tragödie erreicht, und diese ist bekanntlich immer nur eine scharfe Linie, niemals ein voller Körper historischen Lebens

gewesen. Das eine kommt aber auch nicht ohne das andere. Ein Volk, das über der Schärfe die Fülle vergessen kann, muß auf historische Tragödie und Geschichtsmalerei verzichten. Und hierin ist ein wichtiger Schritt nicht abzuleugnen; die tieferen französischen Geister vergessen nicht mehr, daß die glänzende Schärfe zu wünschen übrig lasse.

4.

Paris, im April.

Der junge Poet, der noch berauscht ist von Paris, kam heute eilig, um mich ins lateinische Viertel hinüber zu führen. „Sie müssen Michelet hören!" „Ist er interessant?" „Freilich!" „Ich nehme aber kein Interesse an dem phantastischen Wirrwarr in seinen Büchern. Worüber liest er?" „Über französische Revolution." Das heißt, dies ist nur der Titel; er spricht über alles mögliche, und mitunter auch über die französische Revolution. Der Zudrang der Studenten ist ungeheuer, besonders seit die beiden andern Apostel des unabsehbaren Fortschritts, Quinet und Mizkiewitsch, vom Katheder entfernt worden sind durch die Regierung. Auch hier gibt's Verbote — wiewohl auch unnütze. Michelet schöpft daraus eins seiner stolzesten Bilder. „Es gab eine Lyra", sagt er, „mit drei Saiten. Die eine Saite war von Gold; das ist Mizkiewitsch. Die andere war von Silber; das ist Quinet. Die dritte ist von Stahl; das bin ich. Jene beiden hat man zerbrochen, und man wird auch mich zerbrechen." „Nein! Nein!" ruft stürmisch das Auditorium.

„Aber Poet," unterbrach ich ihn, „Ihre sonstige Teilnahme an dem slawischen Mystizismus und all diesem pythischen Rauch der Zukunft scheint ja erschüttert zu sein? Sie sprechen so gewiß objektiv, geht es so schnell?" „Man marschiert schnell am Zentralpunkt, o sehen Sie, sehen Sie; wie schön!" Wir gingen eben über die Karussellbrücke, und die Mittagssonne

schien prächtig auf die grüne Seine und auf die Bergeshaufen von Häusern, die um Notredame herum aus dem Wasser steigen. Paris ist hier am schönsten, sowie es auf den Boulevards am interessantesten ist, dieser schöne Punkt auf den Brücken ist unverwüstlich, auch wenn das Pariser Wetter, der ewige Regen regiert. „Auch wenn es regnet, ist's schön dahier; es riecht nirgends übel, wie in Ihrer nordischen Hauptstadt, wo man zum Schutz dagegen nicht einmal rauchen darf, und die Straßen sind immer sauber“ — „Poet! Lutetia Parisiorum!“ — „'s ist eine Verleumdung mit dem Schmutz, eine althistorische!“ — „Glücklicher Poet! Diese engen Hügelgassen ins Eingeweide des lateinischen Viertels hinauf, dieser schmale steile Weg nach dem Pantheonberge hinauf ist nur an großen Feiertagen des Jahres leidlich trocken, und Sue konnte getrost seine feuchtesten, verfaultesten Geheimnisse hierher verlegen, und heut' finden wir wirklich zur Bestätigung Ihres Paradoxons solch einen Frühlingsfeiertag! Aber was ist das? Die Tür ist geschlossen?“

Die Türe, welche zu Michelets Auditorium führt, war wirklich verschlossen. Die Regierung hat geschlossen! Die Regierung! rief man aus dem Häuflein, welches sich ansammelte. Auch die dritte Saite, die Saite von Stahl ist zerbrochen! Man drang zum Concierge, und als dieser aussagte: Herr Michelet selbst habe angezeigt, daß er jetzt nicht lesen werde! und als er hinzusetzte: dies sei ja ganz natürlich, weil das Osterfest nahe und Osterferien einträten, da glaubte man's nicht, und schrie wiederum: „Le gouvernement!“ „Nicht doch,“ riefen andere, „das hätten wir ja durch den National erfahren!“

Man ist dabei immer sicher durch die Preßfreiheit, und deshalb gingen denn auch hier die jungen Leute ohne weiteres auseinander. Damit ich aber doch nicht umsonst hier herauf gestiegen war, schilderte mir der Poet auf dem Rückwege nach der Seine, wie es bei diesen Vorlesungen herzugehen

pflege: „Es ist ein amphitheatralischer Saal, und der ist gepfropft voll, und es herrscht ein beträchtlicher Lärm. Man hält Reden, man liest patriotische Gedichte vor oder Aufsätze, man singt die Marseillaise. Endlich kommt der Herr Professor Michelet. Denken Sie ja nicht an einen deutschen Professor! Michelet ist ein kleiner alter Herr, äußerst elegant gekleidet, mit weißen Glacéhandschuhen.“ Und ich sollte nicht an einen deutschen Professor denken, wozu die Warnung! „Er wird rauschend empfangen mit Händeklatschen und Jubelzuruf; er setzt sich auf den kleinen Katheder. Nur ein schmales Blättchen Papier hat er in der Hand, und dies sieht er nicht an, sondern er faltet es bloß mit den Fingern, wie unser ästhetischer Korrespondent Seuffert immer ein seidenes Bändchen zur Beschäftigung seiner Finger braucht. Er denkt nach.“ Wer? „Michelet. Es wird ganz still, es spannt sich die Erwartung. Er bewegt die Lippen; er spricht leise; sein ganzer Vortrag bleibt leise. ‚Eine Stunde vor Sonnenaufgang‘, sagt er, ‚bin ich heute aufgestanden, und ich habe zuerst an Sie gedacht, habe daran gedacht, wovon ich Ihnen sprechen wollte. Von der Armut will ich Ihnen sprechen! (Bravo!) Ich sehe einen Mann über die Straße gehen, das ist ein braver Mann. Er wird von einem Armen angesprochen, und er gibt dem Armen all sein Geld. Einem zweiten Armen gibt er seinen Mantel; einem dritten gibt er ein Buch, das er am Herzen getragen. Welches Buch ist es? Die Bibel. Und was geschieht? Ein Heiligenschein verbreitet sich um den braven Mann, und der Arme erkennt, daß der Heiland bei ihm gestanden. Der Heiland wandelt immer noch auf Erden zum Trost der Armen, und das Evangelium wird aufs Neue verkündigt.‘ (Rauschender Beifall.)“ „Aber,“ unterbrach ich schüchtern meinen Poeten, „in welcher Gegend der französischen Revolution begibt sich das? Ist er beim Konvent —?“ „O, so irdisch geschichtlich treibt er das nicht. Sie kennen ja seine Bücher.“ Diese geistvolle

Faselei, in der alles durcheinander läuft, wie auf dem Boulevard alle Gattungen von Menschen durcheinander laufen! „Er ist ein Seher. Selten, äußerst selten kommt etwas Faktisches vor aus der französischen Revolution, es kommt nur vor als Veranlassung zu neuen politisch-historischen Ergüssen."

Als wir wieder am rechten Ufer waren, stiegen wir in den Omnibus, der uns für sechs Sous und vermittelst seiner Korrespondenz mit andern Linien nach dem Père Lachaise hinausfuhr, eine halbe Meile Weges. Ich hatte Börnes Grab noch nicht gesehen, und der Poet wollte mir's zeigen und wollte einen Immortellenkranz auf das Grab legen. Aber das Schicksal wollte, daß wir die Gelegenheit einen solchen Kranz zu kaufen verschwatzten, und der Poet war ganz unglücklich, mit leeren Händen anzukommen. „Stehlen wir einen von diesem obskuren Herrn Dubois oder diesem Herrn Meunier, welchen nur Geldreichtum ein prachtvolles Grabmal verschafft!" „Nimmermehr. Das wäre ein Frevel an den Toten." — „Achten Sie das persönliche Eigentum so über das Grab hinaus, dann ist Ihr Kommunismus ein sehr friedlicher. Ohne persönliche Unterscheidung keine Poesie, nicht wahr?" „Ach, da sind frische Immortellen, es sind schon deutsche Freunde dagewesen!"

Der Grabstein mit einer schwarzen Büste Börnes und mit schwarzen Basreliefs machte mir einen traurigen Eindruck. Der Geschmack ist dafür ausgeblieben: die Basreliefs sind ganz und gar unglücklich geraten, und das Brustbild, wie schwarz gewichst aussehend, macht in seiner Magerkeit durchaus nicht den geistvollen feinen Eindruck wie die Lithographie nach Moritz Oppenheim. Ein moderner Mann wie Börne paßte in keiner Weise zu antikisierender Form. Nicht von der klassischen Zeit, sondern von der Bibel ist sein Stil abzuleiten. Das Wort allein war seine Welt, nicht die Erscheinung, nicht die Gestalt, nicht die zusammengesetzte Mannig-

faltigkeit, nicht die unberechenbare Welt des Poeten. Sein klares Wort, welches einen seiner schärfsten Gedanken ausdrückte, mußte auf diesen Grabstein geschrieben werden. Dann entstand ein harmonischer Eindruck, wenn der Deutsche in dankbarer Erinnerung an diesen schriftstellerischen Kriegsmann hier heraufstieg auf den Kalkberg, welcher die Leiber verzehrt und welcher hinabsieht in den Augen der Besucher auf die so oft sprudelnde und schäumende Hauptstadt Frankreichs. Wie kurz ist das Gedächtnis der Politik neben dem Gedächtnis der Poesie! Da unten, wo weißer Nebelhauch eine Meile weit schwimmt über der großen Stadt, über der Stadt, welche an den Orient erinnert mit ihren Kuppeln des Pantheons, des Val de Grace und ihren tausend Schornsteinminaretts und in dieser heißen, noch kein Land antreffenden Märzbeleuchtung, da unten herrscht seit sieben Jahren in unerschütterlicher Macht derselbe Guizot, welchem Börne vor fünfzehn Jahren als einem pedantischen, unfruchtbaren Professor jede Befähigung absprach, die Franzosen zu regieren. Da unten sind all die Stürme zu Bett gegangen, welche damals dem erregten Schriftsteller und uns mit ihm nur ein Anfang der Wehen zu sein schienen, aus denen ein gründlich neues Europa geboren werden sollte!

5.

Paris, im April.

Ein Sturm im Wasserglase schien augenblicklich im Anzuge zu sein: Herr Düvergier de Hauranne fand Teilnahme mit einem kleinen Vorschlag zur Wahlreform. Traut Frankreich nicht, wie still es zu ruhen scheint! sagte man mir, und ich fuhr unverweilt vom Kirchhof nach der Gegend der Madelaine, um einen ministeriellen Deputierten zu besuchen und mir ein Billett zu erbitten für die Nachmittagssitzung der Deputierten. Es war angekündigt, daß Guizot sprechen würde

gegen diesen kleinen Reformplan, und vor sieben Jahren war derselbe Guizot, dessen Rede jetzt zauberartig die Kammer beherrscht, im tiefsten Schatten. Er sprach damals äußerst selten, und man hörte ihn nur mit jener Achtung, welche nichts zu schaffen hat mit wirklicher Aufmerksamkeit. Ein hoffnungsloser, puritanischer Politiker! dachte man, der mit seinem Genfer Stil keine belebende Macht ausüben kann auf die Franzosen, der in seiner kalten Ernsthaftigkeit dem König ebenso unangenehm ist wie der Opposition, der nirgends eine Aussicht hat und bald wieder genötigt sein wird, Bücher zu schreiben. Es war auch wirklich um seine Person herum etwas so erkältend einsames, daß er mir damals mitten in der Kammer allein und verlassen vorkam. Er saß vorn nahe an der Ministerbank und der Rednerbühne, und sprach selten mit jemand, und selten sprach jemand mit ihm. Die nur mittelgroße Figur ziemlich altmodisch gekleidet und mit einem langen, ebenfalls altmodischen Gesicht blickte so gewiß gläsern drein aus kalten Augen, und schien selbst so wenig Anteil zu nehmen, daß ich ihn in Verdacht hatte: er schriebe ein Geschichtswerk in der Kammer. Denn dies tun die politischen Männer immer, wenn es nichts zu regieren gibt. Sobald man nicht wirklicher Minister sein kann, spielt man historischen Vizeherrgott, und beweist, daß die Vergangenheit gerade so hat kommen müssen, wie sie gekommen ist, und daß die Zukunft sich gerade so gestalten wird, wie unser Programm sie gestaltet sehen will. Er schrieb indessen auch selten; er hatte etwas Müßiges und Starrendes. Es herrschte damals ein gemischtes, ausdruckloses Ministerium, Guizot mochte sich langweilen, soweit sich ein Denker, welcher keine Unterhaltung braucht, langweilen kann. Die französische Politik war damals fast so uninteressant wie jetzt; aber ich war im Februar 1840 kaum über den Rhein zurück, da kam Thiers ans Ruder und ließ trommeln, und es begann die deklamatorische Rheinkampagne, in welcher, statt Blutes, Ströme von Versen flossen,

und welche wirklich mit Versen ausgefochten wurde zu unserm Heile. In jenem Frühjahr wurde Guizot als Gesandter nach London geschickt, und ich finde jetzt einen Brief von Heine vor, welcher damals schon die Wichtigkeit des Momentes ganz richtig ankündigte. Man glaube nicht, schrieb Heine damals, „daß der König den Guizot gern nach London schickt an die Stelle seines geliebten Sebastiani. Im Gegenteil: er will ihm nur Gelegenheit geben, sich zu ruinieren. Daß Thiers ihm nicht einen Triumphzug bereiten will, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Wenn also Guizot als solch ein Uriasbotschafter nicht zappelt und sich dadurch verpflichtet, so ist er ein Staatsmann ersten Ranges und wird bei seiner Rückkehr der Krone und dem Ministerpräsidenten seine Bedingungen vorschreiben. Herbe Bedingungen, denn er ist ein herber Charakter." Und so geschah es.

Zufällig stieg ich jetzt auf dem Boulevard aus dem Omnibus, um etwas zu kaufen, und kam solchergestalt zu Fuß an dem Eckhause vorüber, welches offizielle Wohnung ist für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Es hat dies Haus ein wüstes, unbewohntes Ansehen, und während ich mich wunderte, daß es noch immer so unbehaglich aussehe, dies Haus der feinsten Diplomatie, da rollte ein Wagen langsam aus dem Hoftor, eine jener unparteiischen Staatskutschen, die keine Eleganz brauchen, weil sie einen Charakter haben, ein Wagen ganz wie die Theaterkutsche in Berlin, welche unsere ersten Liebhaberinnen, unsere Anstandsdamen und komischen Mütter zur Probe fährt, und in diesem Wagen wurde das Fenster niedergelassen, und im Rahmen dieses Fensters erschien im blendenden Schimmer der Sonne derselbe längliche Kopf mit großem Gesicht und kalten Augen, den ich vor sieben Jahren in der Deputiertenkammer gesehen. Guizot selbst. Die breiten Züge waren noch tiefer eingegraben jetzt, das Alter war sichtbarer — ich war einen Augenblick lang nur zwei Schritte von ihm entfernt — aber das blasse

Antlitz war doch gespannter und belebter als damals. Wahrscheinlich fuhr er zur Beratung mit seinen Kollegen; ob man den Sturm im Wasserglas auch heute noch unbeschworen lassen, oder ob er wirklich schon heute sprechen solle wegen des bekannten französischen Stückes „Kleine Ursachen, große Wirkungen.“ Man kann hier nie dafür stehen, ob die kleinste Flocke losen Massen begegnen und eine Lawine werden könne.

Dies schien auch die Ansicht des ministeriellen Deputierten zu sein, welchen ich daheim fand. Er gehört zu den sogenannten konservativen Progressisten, und wiederholte öfters, daß etwas geschehen müsse. Guizot werde übrigens wohl heute noch nicht sprechen, sondern erst morgen. Die Sache rege doch mehr auf als man gedacht, und, wie gesagt, es müsse etwas geschehen. Billetts für heute seien nicht mehr vorhanden, für morgen solle mir eins zugeschickt werden.

Welch eine schmerzliche Vergleichung drängte sich mir auf beim Anblick dieses wohlgenährten Deputierten, der — einige dreißig Jahre alt — jetzt schon ein Sekretär der französischen Kammer und von Guizot auserwählt und bereits vorgeschlagen ist zu einem Ministerportefeuille! Vor sieben Jahren war er, was man bei uns einen Auskultator oder Referendarius nennt. Von der deutschen Seite her hatte er in Heidelberg studiert, und war mit meinem Schwager befreundet worden. Gleichmäßig ausgerüstet mit Kenntnissen und Fähigkeiten verließen sie gleichzeitig die Universität. Der eine geht nach Osten in seinen kleinen deutschen Heimatstaat, und arbeitet und trachtet unermüdlich, um es endlich zu einer bescheidenen Advokatenstellung zu bringen. Er erwirbt sich die umfassendste, tüchtigste Bildung, aber die kleinen Verhältnisse der Heimat bieten kaum eine größere Laufbahn, und er muß für die unscheinbare Stellung so viel arbeiten, daß die Gesundheit vernachlässigt, ja ein frühzeitiger Tod eingetauscht wird. Mit dieser traurigen Nachricht komme ich jetzt zum

andern, zum einstigen Universitätsfreunde. Dieser hat in seiner Heimat den großen mächtigen Staat gefunden, welcher für jede Tüchtigkeit die Laufbahn offen erhält bis an die Stufen des Thrones. Er findet einen Vater, welcher Deputierter ist „mit gemäßigten Grundsätzen“ — des opinions modérées, wie man zu sagen pflegt — er geht ruhigen sichern Schrittes den offenen Weg, und ist bereits nahe am Ziele, am Ziele der erreichbar größten Macht in Europa, und als ich ihm das Schicksal des Freundes erzähle, beklagt er es und sagt sehr einfach: Ja, ihr seid wohl im Nachteil mit eurer Lebenslaufbahn in euren so sehr zersplitterten Landeskräften, die auch im glücklichsten Fall eine so kleine Macht und so geringes Einkommen bieten. Pauvre Arthur!

6.

Paris, 26. März.

Das Journal meines Hotels ist die „Presse“. Vor sieben Jahren war der Siécle das erste wohlfeile Blatt, und man fand ihn in all solchen Häusern, welche dem Fremden Wohnung, Bedienung und Frühstück für einen nicht eben hohen Preis stellen. Paris ist allerdings auch etwas teurer geworden, aber verhältnismäßig doch nicht in dem Grade wie Wien und Berlin. Jedenfalls bietet es durch seine verschiedenartigen Viertel mehr Gelegenheit für den Reisenden, sich nach seiner Decke zu strecken, als dies in unsern Hauptstädten der Fall ist, und nach meiner Erfahrung ist Wien gewiß, vielleicht auch Berlin, jetzt teurer für denjenigen, welcher zu Wien in der inneren Stadt, zu Berlin in der Friedrichsstadt wohnen und nicht auf absonderliche Einschränkungen und Sparmittel bedacht sein will. Darf man wirklich von den hohen Preissätzen auf einen allgemein gesteigerten Wohlstand schließen, so sind wir daheim in letzter Zeit wohlhabender geworden als die Franzosen.

Dies mein Morgenjournal, die „Presse“, welches durch Girardins Handelskünste große Verbreitung hat, ist recht langweilig, und wären ihm nicht jetzt während der „Exposition“ Theophile Gautiers gutgeschriebenen Kritiken über den Salon zu Hilfe gekommen, ich hätte auf eine Reform meines journalistischen Frühstücks angetragen. Für diesen feindseligen Gedanken rächte es sich heute: es brachte die Rede Guizots gegen die Wahlreform. Er hatte also doch gesprochen, und damit war der kleine Reformversuch beseitigt. Was gestern noch wie etwas aussah, was doch die Möglichkeit einer kleinen Lawine in sich trug, das war heute nichts mehr, das war heute in alle Winde zerstreut. Der Meister und Herr der Kammer hatte nein gesagt, und dies war hinreichend. Auch für die Progressisten unter den Konservativen, welche Guizot hierbei im Vorübergehen ziemlich unsanft anredete, auch für diese war es und wieder auf unbestimmte Zeit vertagt, „daß etwas geschehen müsse“. Hiermit war für mich ebenfalls angekündigt, daß ich mich bei meinem diesmaligen Aufenthalt gar nicht in die Kammer zu bemühen hätte. Denn nach solch einem abgeschlagenen Scharmützel folgt immer monatelange Waffenruhe. Man will jetzt keine Politik.

Unsere Landsleute, welche aus Paris Bericht erstatten für deutsche Zeitungen, hatten mir dies vorausgesagt, und versicherten mir jetzt von neuem, daß Guizots Macht des Ansehens und der Rede unwiderstehlich sei für die Kammer. Ich glaube nicht sowohl an die Macht Guizots als an die Unmacht des politischen Interesses, welche jetzt über die Franzosen gekommen ist. Ein siebenjähriger Erfolg Guizots ist freilich eine Zaubermacht. Sonst sprach man von Glück, heute, wo alles errungen werden muß, spricht man von Erfolg. Erfolg, Sukzeß ist heutigestags die anerkannte Weihe. Die vollbrachte Tatsache, das „Fait accompli“ ist der moderne Stempel, ein Zeichen, daß sich niemand auf seine Grundsätze verlassen zu können meint, und daß man Gott sucht und

fürchtet in einer Weise, welche man sonst türkischen Fatalismus genannt hätte. „Darum ist dieser Guizot unser Todfeind und Frankreichs Unglück!“ rief mir ein republikanischer Schriftsteller zu; „denn er ist Kalvinist!“ „Ihnen wäre ein katholischer Konservator lieber?“ „Auch ein lutherischer. Die Prädestinationslehre sitzt ihm im Herzen und gibt ihm die kalten eisernen Worte, vor welchem sich diese schwächliche Kammer fürchtet. Wo ist es erhört worden, daß eine Beredsamkeit nüchterner Logik die Franzosen bezwingt! Wo soll es hinaus mit dieser phantasielosen, tief unfruchtbaren Trockenheit, mit diesem Kalvinismus des Staatslebens?! Wir bleiben zurück in allen Dingen, und im gepriesenen Frieden ringt sich nicht eine einzige größere Maßregel, nicht eine einzige, welche spekulativen Kern, welche Schwung und Zukunft hätte, aus diesen öden Köpfen, durch diese von Gedanken verlassene Kammer hindurch!“

Deutsche Korrespondenten schüttelten dazu den Kopf. Eine große Anzahl von ihnen hegt einen tiefen Respekt für Guizot. Vielleicht weil er in der strengen Genfer Schule und in dem kahl-einfachen, tiefregelmäßigen Wesen an deutsche Züge erinnert, welche sich seit den Religionskriegen in charaktervollen Gelehrten unter uns ausgebildet und ausgeprägt. Kurz, die Majorität derer, welcher außer dem Franzosen bei mir eingetreten waren an diesem Morgen, nahm Guizot in Schutz. Auffallend ist mir die Veränderung, welche seit sieben Jahren mit den deutschen Korrespondenten hier vorgegangen ist. Damals war alles noch mehr in Wallung, denn die dreißiger Jahre gingen eben erst zu Ende, damals waren die extremen Meinungen noch durchweg die herrschenden, und die spekulierende Phantasie kreiste noch ungezügelt in dem Zirkel von Revolutionen, Kriegen, Eroberungen. Wie ist das alles ruhig, wenigstens anders geworden! Die extremen Meinungen sind aufs sozialistische Feld geraten, und ihr Losungswort ist nicht mehr das Schwert, sondern die Spindel, nicht mehr der Krieg,

sondern die Organisation. Die bessern haben sich eine fast religiöse Stimmung angeeignet für ihre Plane, und gemahnen gern an den Verfall Roms — jetzt weisen sie denn auch nach Coutüres Orgie hinauf — und an die neue Glaubenslehre für die Armen, welche einst wie jetzt verhöhnt und verfolgt worden sei. Demgemäß ist die sonstige Vorliebe für die Konventperiode der Revolution fast spurlos verschwunden. Wie Danton, Robespierre, Marat einst von den extremen Parteien gepriesen wurden, so werden sie jetzt angeklagt, die Revolution verdorben zu haben. Dieser Umschwung ist tief und bedeutungsvoll, und er entwickelt sich langsam und sicher in der jetzigen tatlosen Ruhe Frankreichs. Der nächste Hahnenruf wird ein sehr verändertes Geschlecht, sehr veränderte Fahneninschriften finden. Ich denke indessen auch, aus der neuen Schule werden Franzosen hervorgehen mit den Neigungen und Leidenschaften, welche sie seit Cäsar zu gallischen Franzosen gemacht haben, und ich denke: wir werden dies daheim nicht vergessen und rastlos arbeiten, daß wir etwas Ganzes und Tüchtiges sind, wenn das kalvinistische Regiment abgelöst wird von einer unberechenbaren Regentschaft. Vergessen wir auch ja nicht, daß man ein ungeheures Kriegsmaterial vorbereitet hat in Frankreich hinter diesen verschwiegenen Forts, welche so behende aus der Erde gewachsen sind. Und der Wind springt um über Nacht und die Wolken sind da und der Sturm erhebt sich, man weiß nicht von wannen.

Wir können getrost sein, besonders da wir noch so viel zu gewinnen haben. Und auf unsere Zeitungsbotschafter können wir uns verlassen. Was ich von ihnen gelernt, das sind lauter ehrliche solide Leute, die uns der Wahrheit gemäß berichten. Die Leidenschaft für Parteimeinungen herrscht nicht mehr. Dieser Kreis von Deutschen, welchen man täglich in den Lesekabinetten findet, ist brav und tüchtig und eine angenehme liebenswürdige Kolonie für den Deutschen, der in

der Fremde die Heimat vermißt. Auch die unbedachte Gallomanie, die Französelei, ist verschwunden. Die sich damals hineingestürzt in Ermangelung eines heimatlichen Kerns und Charakters, sind untergegangen im fremden Wasser. Die eine tiefer begründete Vorliebe gehegt für französische Vorzüge, sind allmählich Eklektiker geworden, welche unsern heimatlichen Richtungen doch immerdar mit offenem Auge und liebevollem Herzen folgen. So besonders Heinrich Seuffert aus Würzburg, welcher sich durch ein feines ästhetisches Urteil auszeichnet und durch unbestechlichen Sinn für wahre Eigentümlichkeit. Nächst ihm erhält sich Düesberg einen durch lange Erfahrung geübten Geschmack, und sogar ein philosophierender Ästhetiker, Bamberg, bewahrt sich wie grüngeschlagenes Eichenholz im Wasser die Hegelschen Kategorien unter den hiesigen Strömungen, zwei so verschiedene Größen wie deutsche Musik und Hebbelsche Dramen den Franzosen gleichmäßig anpreisend in der Revue Nouvelle, einem neuern Organ der Guizotschen Richtung. Unter den politischen Korrespondenten nimmt Carpeles eine besondere Stellung ein durch völlige Neutralität: er mißt und wägt wie ein politischer Techniker Form und Umfang, und ein rascher scharfer Verstand befähigt ihn dazu vortrefflich, eine unbefangene leidenschaftslose Gemütsart, ein eiserner Fleiß unterstützen ihn zu solchem Amte. Ist doch das Korrespondieren, lange Zeit eine Gelegenheitsarbeit, jetzt überall ein vollständiges Amt geworden. In Berlin, Wien, Leipzig, Frankfurt, Hamburg, Breslau, München, Dresden, Köln, Königsberg ist es seit sieben Jahren strauchartig breit in die Blätter gegangen, um so breiter je zahlreicher die Motive geworden sind. In Paris sind allmählich die untern Zweige abgefallen, und die Korrespondenz ist ein schlankes Bäumchen geworden mit einer kleinen Anzahl von Ästen. Wir brauchen glücklicherweise nicht mehr so viel Laubwerk und Reisig aus fremden Ländern. Mit freier Presse werden auch daheim unsere Bedürfnisse einfacher, aber freilich um

so strenger werden. Was sich also jetzt in Paris noch vorfindet von diesen Amtleuten, das hat seine Kriegsprobe bestanden, und es hat für mich immer etwas Erquickendes, unter diesen fahrenden Rittern des modernen Schwertes Leuten wie Venedey zu begegnen, welche nach fünfzehnjährigem Exil den vaterländischen Standpunkt immer noch von ganzem Herzen festhalten. Was fällt denn nicht alles von uns ab! Der Genosse, ja der Freund, ja die Geliebte! Nur die Mutter nicht. Sie liebt uns um jeden Preis, wenn wir nicht schlecht, wenn wir nicht dumm sind. Die leibliche Mutter stirbt, aber das Vaterland ersetzt sie. Vaterlandsliebe zu hegen ist das Dankbarste auf Erden. Glücklich diejenigen, welchen der einfache Sinn diese Liebe lebendig erhält: es liegt darin ein Beweis, daß sie ein gesundes Naturell, eine feste Kraft des Herzens, also auch einen sichern Trost haben. Ist ihnen obenein Talent beschert, so können sie großer Wirkung sicher sein. Ihre Geburten gehören jedenfalls einer großen Familie, welche die Schwächen zu verzeihen, die Vorzüge nicht nur zu achten, sondern auch zu lieben weiß.

Die deutsche Burschenschaft, so vielfach verkannt und verfolgt, vielleicht auch in einzelnen Richtungen ausgeartet, ist doch ein unversiegbarer Brunnen für deutsche Vaterlandsliebe geworden! Hier mitten im behaglichen Paris, welches wir damals so fanatisch Babylon schalten, kamen unsere Gespräche so oft auf jenen Quell des nationalen Lebens, auf diese schwarz-rot-golden ungesäumte Verkörperung unserer Ideale zurück, und für alle Gedanken, für alle Personen, welche die schwere Vorbereitungszeit bis zum Jahr 40 belebt haben, für alle zeigte sich immer unser Burschentum als Ausgangspunkt. Geschichtsschreiber mögen dies ja nicht vergessen! Glaube man nur nicht, daß die Idee eines einigen Deutschland so natürlich und reif gewesen sei, als sie jetzt glücklicherweise erscheint. Die Kriege um den sogenannten Himmel, die Kämpfe um ein halbes Hundert provinzieller

Unabhängigkeiten und die furchtbar teilenden Franzosenkriege hatten den Begriff Deutschland wirklich aufgelöst. Es tat eine breite und tiefe Hilfe not. Hat man sich wohl jemals klar gemacht, wie diese Hilfe entstanden ist? Seit einem Vierteljahrhundert sind alljährlich trotz Verbot und teilweiser Verfolgung, ja zum Teil wegen Verbots und Verfolgung tausend junge Leute in alle Landschaften heimgekehrt von den Universitäten, und alljährlich waren diese tausend jungen Leute des Gedankens voll, Deutschland müsse einig und durch Einigkeit ein eng föderiertes Ganze werden. Dieser Gedanke war ihr weltliches Evangelium, für welches sie warben und predigten. Lasset nur jeden drei Anhänger gewinnen, die ihre neuen Kreise bilden, gebet nur der Hälfte von diesem jährlichen Tausend je eine Familie, die in demselben Gedanken aufwächst und sich verzweigt, zählt nur annähernd die von Jahr zu Jahr steigende Progression und fragt dann noch verwundert: Wie hat im Jahr 40 dieser brausende Einklang für Deutschland entstehen können? Wie hat dieser abstrakte Begriff von Deutschland neuerdings in hundert Symptomen Fleisch und Blut zeigen können? Was man seltsamerweise eine Verschwörung genannt, ist im reinen Geiste der Jugend eine Erziehung geworden. Parteienhafte Ausbrüche hat man niederhalten können, aber den eigentlichen Glaubensartikel hat man nicht ausrotten können, denn dieser war größer als irgend ein Gedanke deutscher Politik seit Jahrhunderten. So konnte und mußte denn eine unerwartete Entfaltung eintreten, als unter dem voreiligen Kriegsgeschrei der Franzosen ein neuer König von Preußen erschien, der seiner eigenen geschichtlichen Bildung gemäß die so lange verbotenen Ideale amnestierte.

Dies ist etwas, was die französischen Politiker eigentlich heute noch nicht verstehen, und noch so lange nicht verstehen werden. Sie können sich ihrem Naturell nach, welches durchaus mathematisch, nicht los machen von der äußerlichen Auf-

fassung des Dutzends deutscher Staaten, mit denen sie es vorkommenden Falles zu tun hätten, des Dutzends, von welchem sie immer wieder ein Dritteil ohne Schwertstreich zu gewinnen hoffen. Sie ahnen nicht, daß eine französische Armee am Rhein sofort das Deutschland verkörpern würde, welches im burschenschaftlichen Ideale so lange schattenhaft geblieben ist. Doch, doch! das jüngste Geschlecht der Sozialisten ahnt es, und ist ein friedfertiges! Ein friedfertiges Häuflein unter den Galliern. Sie werden Ihre Mission bis auf einen gewissen Grad erfüllen, aber sie werden den Charakter einer kriegslustigen Nation nicht ändern. Was sagen Sie dazu, Herr Maquez? Wir saßen nämlich, wie schon öfter, zur gemeinschaftlichen Mahlzeit vereinigt, eine deutsche Schriftstellereikolonie im Kabinett partikulier eines Restaurant — Restaurateur und Restauration hartnäckig genannt in der deutschen Heimat — und ließen uns fürstlich bedienen. Wohlfeile französische Küche ist kraftlos und unzureichend für deutschen Geschmack. Für den Alltag zieht man deshalb italienische oder selbst englische Küche vor, die hier bei italienischen und englischen Speisewirten zu finden ist. Für den Festtag, das heißt, schon für etwa fünf bis acht Franks das Kuvert, bewährt der französische Koch seinen Ruf als Koch vornehmer Leute, und es zeigt sich bei solcher Gelegenheit, daß selbst die franzosenfreundlichsten Deutschen nach längerem Aufenthalt in Paris deutsche Grundzüge entwickeln. Sie wenden sich ab vom leichtsinnigen Champagner und suchen in Burgund Erinnerungen an das alte Deutsche Reich. Chambertin war dann immer die Devise, und Seuffert meinte, in dieser dunklen nachhaltigen Traube ruhe ein tief versöhntes gallisch-fränkisch- und deutsch-fränkisches Element.

Maquez ist jener merkwürdige Franzose, welcher Deutsch schreibt wie ein Deutscher, und uns durch seine eigentümlichen und geistvollen Ansichten über französisches Theater im Morgenblatt so ungemein überrascht hat. Er stammt aus dem Norden

Frankreichs, von der flandrischen Grenze her, und spricht Deutsch wie seine Muttersprache. Die Täuschung ist um so größer, da er nicht bloß Deutsch, sondern Bayrisch spricht. Er hat lange Zeit in München gelebt. Sein Äußeres aber — er ist klein und von dunklem Haar und Teint und Auge — ist ganz französisch. Ein Franzose ohne französische Vorurteile, dessen Einwirkung auf die Franzosen von Wichtigkeit werden kann. Der obigen Anfrage wich er aus. Sehr natürlich. Es muß ihm peinlich sein, die Kriegsfrage zwischen Frankreich und Deutschland auf die Spitze getrieben zu sehen. Fast nicht minder peinlich ist sie all den höher gebildeten Deutschen, welche sich in Paris eingelebt. Sie würden dem Zusammenstoß aus dem Wege gehen, so weit es möglich. Von der zur Mahlzeit versammelten Gesellschaft würden Venedey und Haller unverweilt zu unsern Fahnen treten, und wenn es länger dauerte, kämen wohl die anderen sämtlich nach. Heine, wenn er dann noch lebte und noch Kraft besäße, würde in Verzweiflung geraten, und auch ihn würden die Hörner aus unserm Lager, die Hörner mit romantischen deutschen Melodien locken und locken wie die Lieder der Loreley. Am letzten Ende bleibt man doch ein Kind, und der Dichter erst recht. Verwickelter ist die Stellung derjenigen Korrespondenten geworden, welche, wie Savoye und Adler=Mesnard, Lehrämter an den französischen Schulen des Staates angenommen haben. Eckstein nur bliebe mit seiner Betrachtungsweise wie geschlechtslos unberührt. Der treffliche geistvolle Rochau ist jetzt schon nach Deutschland zurück. Karl Grün ist nach Brüssel. Was sich früher zu deutschen Journalen äußerster Richtung hier in Paris vereinigte, ist nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Marx ist nicht mehr hier. Ruge ist nicht mehr. Herwegh nur ist wieder hier eingekehrt, und ich lese eben in Pariser „Horen" — welcher Sprung von Jena! — einer von Maidrer hier herausgegebenen, periodischen deutschen Schrift, ein ingrimmiges politisches Gedicht von ihm. Heinesche

Witzesform, die dem rhetorisch starken Poeten nicht eben glücklich zu Gesichte steht! Soll er denn all seine Jugend verlieren in lauter Ärger? Sollte sein Talent nicht mehr erkennen, daß die Welt noch Reize und Größen hat von anderer Art? Würde er fechten wollen gegen uns? Ich weiß es nicht.

Die Zeit der Kriege ist vorüber! tröstet man sich. Man tröstet sich mit dem, was man wünscht! Lange Kriege sind unter jetzigen Umständen allerdings nicht wahrscheinlich. Aber was hat der bloße Generalmarsch 1840 unsern Landsleuten in Paris für Tumult erregt! Heine schildert die Situation mit den interessantesten Farben. Und die achtzigtausend deutschen Arbeiter und Handwerker, welche in Paris leben, sind diese nicht von Bedeutung? Von keiner Bedeutung glaube ich. Wie Herr von Eckstein in abstrakter Betrachtungsweise sind diese in materieller Auffassung national-geschlechtlos geworden. Mein Schneider und Schuster hier, beides Deutsche vom Rhein, schildern mir wenigstens diese Deutschen solchergestalt. In der ersten Zeit sind sie die besten Arbeiter. Allmählich aber lernen sie das französische Leben kennen und genießen, und wenn diese Kenntnis erst vollständig erreicht ist, dann sind sie wie die Franzosen. Um nicht besser, vielleicht um etwas schlechter, da ihnen die Flasche wohlfeilen Rotweines immer noch reizender zusetzt, als den Franzosen, die in der Regel weit enthaltsamer und in der Arbeit unermüdlicher sind.

7.

Paris, im April.

Ich finde Paris diesmal langweilig. Kommt dies bloß daher, daß es endlich einmal bei uns daheim interessant hergeht? Nicht bloß. Die Politik hier ist wirklich von einer bleiernen Mattigkeit. Was wollt ihr! rufen die Verteidiger

Frankreichs, sollen wir denn immer nur auf Kosten unserer Ruhe und Sicherheit für eure politische Unterhaltung sorgen? Sollen wir nicht auf kurze Zeit ein Recht des Ausruhens auch für uns in Anspruch nehmen — ein Recht, welches bei euch zur Gewohnheit geworden war? Und was geschieht denn so Absonderliches bei euch? Stellenweise sucht ihr endlich die Punkte zu gewinnen, die wir rund und ganz seit Jahrzehnten gewonnen haben. Und selbst dabei laßt ihr uns noch einen so artigen Vorsprung mit eurem kuriosen Begriff einer ständischen Monarchie, die recht gründlich historisch, und jedenfalls keine repräsentative Monarchie sein soll! Wenn ihr eingesehen haben werdet, daß ihr dasjenige gründlich historisch nennt, was kein Mensch mehr kennt und bedarf, wenn ihr erkannt haben werdet, daß eure „Stände“ gar nicht mehr existieren, sondern „gemacht“ werden müssen, dann wird die Zeit unserer Erholung vorüber sein, und wir werden uns an dem Punkte unserer Ruhe in weitere Bewegung gesetzt haben, ehe ihr diesen Punkt nur erreicht habt. Gefährdet wären wir nur, wenn ihr euch auf Formen verstündet. Aber ihr versteht euch nicht darauf und habt auch noch obenein die falsche Eitelkeit, den Fehler für einen Vorzug auszugeben, aus der Not eine Tugend zu machen. Längst gewonnene und erprobte Formen wollt ihr neu erfinden. Auch solche, die gar keine nationale Bedeutung haben, die nichts Größeres und nichts Geringeres bedeuten, als daß zwei mal zwei vier ist. Ist das eine geschichtliche Kunst aus einem ganz und gar modernisierten Staat — denn all eure Verwaltung, all eure Bildung, all eure Bedürfnisse sind ja modern — einen ständischen Staat machen zu wollen?! Wo sind denn eure Stände? Wo leben sie denn? In der Wirklichkeit können wir wenigstens aus hiesiger Ferne keine entdecken unter euch, deren Privilegien, deren Zünfte untergegangen sind in Gleichheit vor dem Gesetz und in Gewerbfreiheit. Euer ständischer Staat ist wie Rolands Roß. Ein sehr schönes Roß, ein

vortreffliches Roß, es hat nur einen Fehler: es ist tot, mausetot. Ja, wir gedächtnisschwachen Franzosen meinen sogar, es habe bei euch niemals gelebt. Mit welchem Recht also schaltet ihr uns? Sonst schaltet ihr ja immer, daß wir euch störten. Nun, jetzt sagt ihr selbst, daß wir still und langweilig seien, seid ihr damit auch nicht zufrieden? Unsere Romane selbst gefallen euch nicht mehr, ihr übersetzt den „Martin“ nur, weil ihr ihn einmal angefangen habt und die Leser doch das Ende haben wollen. Wir sind nicht in dem Fall, das mit einer Artigkeit zu erwidern, denn wir übersetzen euch gar nicht, und was die Herrn Taillandier, Blaze und wie sie weiter heißen, über eure Literatur in unsern Revuen schreiben, das zeugt allerdings für unsere Abspannung, denn wir lesen es kaum und behalten davon gar nichts. Ihr wollt auch keine Theaterstücke mehr von uns, ihr habt schon, wie es heißt, einen ganzen Winter von eignen Schöpfungen gelebt! Um so besser für euch, wenn ihr dabei Vergnügen habt, und wenn ihr die Eroberung eines Winters dauernd zu machen wißt, durch versorgliche Einrichtungen. Aber wo sind da die Gründe, uns zu schelten?!

Dies alles flog mir an den Kopf für das unvorsichtige Wort: Paris sei jetzt langweilig. Und es ist's doch, und recht beträchtlich. In der Politik war sogar die Restaurationszeit bei weitem interessanter. Sie hatte einen Stachel, der immerwährend reizte, und Regierung wie Opposition waren darauf bedacht, zu schaffen und zu wirken. Das Guizotsche Regiment mag unfruchtbarer sein als Guizot selbst, wenigstens entwickelt er gern und zahlreich Plane und Absichten, aber das Resultat ist doch, daß er und sein Regiment niederschlagend unergiebig sind für irgend welche Schöpfung. Freilich ist es die Opposition nicht minder, aber die Führer derselben können die Achseln zucken, und können merken lassen, daß sie weislich nicht geneigt seien, sich und ihre besten Gedanken abzunützen an einer durch Geld und Mittelmäßigkeit

zusammengesetzten Kammer, welche in ihrem Kern nichts wolle, als den status quo, den für sie behaglichen. Sie können hindeuten und sie deuten hin auf den greisen König, der ja menschlichem Schicksal nach nicht mehr sehr lange leben könne. Solange er wirklich lebe, werde jede höhere Spekulation an allen Orten und Enden zerrieben — „il a pulvérisé tout!“ heißt das Stichwort. Erst wenn diese unermüdliche Klugheit der Beseitigung verschwinde, erst dann könne wieder eine größere Regung möglich werden. Die extremen Parteien endlich, und damit meine ich nicht eben die republikanische, welche als bloß formelle Richtung wenig Leben und Bedeutung zu haben scheint, die spekulierenden Parteien sozialistischer Art geben noch zuwenig sichtbaren Einschlag in das öffentliche Gewebe, als daß sie den Eindruck von Paris verändern könnten. Sie haben von Fourier so viel wirklich geistvolle und fruchtbare Keime erhalten, daß nur Verblendung hoffen kann, es werde diese Bewegung spurlos vorübergehen, es werde nicht mancher Keim eine wichtige Entfaltung finden in der Gesellschaft. Denn der Geist regiert die Welt und bildet die Gesellschaft. Ich fand denn auch, was ich vor sieben Jahren nur in kleinen Zirkeln gesehen hatte, diesmal zu einem Bankett versammelt, an welchem über ein halbes Tausend Menschen teil nahmen; ich fand die kleinen spekulativen Journale zu einem großen zur „Democratie pacifique“ vereinigt, und um dessen Bureau herum alle gestaltende Einrichtung merklich vorgeschritten; ich fand das alles, aber ich mußte es suchen. Zur unverkennbaren Gesichtsbildung der französischen Hauptstadt gehört es nicht, wenn auch die Zweiggedanken des Fourierschen Stammes hereinragen in manches Gespräch, in manchen Gedankenbereich, die ganz anderswo ihre Wurzeln zu haben meinen. Jedenfalls ist diese Richtung, die von einer eigenen organischen Vorstellung ausgeht, unvergleichlich wichtiger als das hüpfende Phrasenwesen der Quinet, Michelet und Genossen. Mizkiewitsch

nenn' ich dabei nicht wieder, weil er seine Offenbarungen an eine noch wüste, an eine slawische Welt richtet, deren behauptete oder verkündigte Existenz phantastisch und mythisch für uns erscheint. Wir fühlen keinen Boden unter uns, wenn wir dahin folgen sollen. Seine Geschichte glauben wir in den Hauptpunkten nicht, und seine Verheißungen beleidigen die uns teuersten deutschen Ansprüche. Der Prophet selbst, wie dieser Dichter genannt wird (etwa seiner bahnlosen Sprünge wegen?), trägt übrigens dergestalt die Spuren der Übertreibung und poetischen Verwirrung an sich, daß wir nach keiner Seite hin irgend etwas Verläßliches aus ihm zu folgern wissen. Bei all dem hätten wir Ursache, diesem slawischen Thema in Frankreich größere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich habe erst gestern wieder einen Aufsatz über slawische Geschichte in einem hiesigen Blatte gefunden, welcher mit vollständiger Neuheit und Sicherheit über unsere Geschichte und Geschichtsforschung verfügt, und den Franzosen Dinge und Verhältnisse slawischen Anspruchs zweifellos darstellt, gegen welche wir denn doch als arme Deutsche gar mancherlei einwenden müßten. Diese slawischen Auswanderer in Frankreich, welche predigen und schreiben, haben unter diesem Gesichtspunkte eine Bedeutung für uns, welche recht sehr der Rede und Gegenrede bedarf. Es kann uns doch wahrlich nicht gleichgültig sein, ein so mächtiges Volk wie das französische, über slawische Ansprüche an unsern Grenzen oder gar mitten unter uns nur vom Standpunkte der Slawen unterrichtet zu sehen. Dergleichen bleibt nie ohne gelegentliche Folgerung.

Aber all dergleichen, was man nötigenfalls durch Lektüre erfahren kann, macht den jetzigen Aufenthalt in Paris nicht kurzweiliger. Frankreich ist unverkennbar auch in den materiellen Erfindungen des Staatslebens zurückgeblieben, und das rächt sich schnell und sichtbarlich. Die unermeßliche Veränderung, welche durch Eisenbahn über unsere Städte ge=

kommen ist, fehlt in Paris noch gar sehr. Das Eisenbahnwesen ist nur in der Ausdehnung ein vergleichsweise noch geringfügiges neben dem unsrigen, es hat auch noch nicht diejenigen Folgen entwickelt, welche bei uns bereits alltäglich werden. So steht die Post noch unberührt daneben. Die alten Messagerien mit einem Wagen für ihre Linie rasseln noch ausschließlich wie sonst. Ist der Wagen voll, so erwartet man 24 Stunden, und wenn er am nächsten Tage wieder voll ist, so wartet man wieder. Unser Wort „Beichaise" ist halb französisch, aber der Begriff ist noch ganz unfranzösisch. Die Zeit ist hier in Frankreich noch immer wohlfeil, und hiermit ist alles gesagt. Daß der Wert der Zeit erfunden worden, das ist die Seele moderner Bewegung in Handel und Wandel. Kenntnis ist Macht, und Zeit ist Geld! sind zwei Sprüche, welche in Frankreich noch sehr der Verbreitung bedürfen. Wenn man z. B. die Einrichtungen im Leipziger Posthause gewohnt ist, so frägt man in der Straße „Jean Jaques Rousseau", wo die Hauptpost von Paris, man fragt erstaunt: Ist das Paris? Um fünf Uhr des Nachmittags, an Sonn- und Festtagen noch früher, ist der Tag schon zu Ende für jeden Brief. Man speist, und das bloße Diner endigt den Geschäftstag. Und dabei sind sie noch sehr stolz auf die späte Dinerstunde. Beiläufig gesagt, sind die Pariser jetzt mit ihren Eßstunden bei der alten Sitte angekommen, welche unverändert stehen geblieben ist in unsern kleinen Städten: man ißt um zwölf und speist zwischen sechs und sieben Abendbrot, der Pariser nennt's nur Mittagsbrot. In Leipzig würden wir uns arg wundern, wenn die Eßstunde den Postverkehr schließen sollte, wenn die Beamten nicht imstande wären, einander abzulösen, wenn nach den meisten Richtungen des Landes nur ein einziges Mal des Tages die Post abgehen sollte, wenn ein Abends eingeworfener Brief 24 Stunden ruhen müßte. Wir wundern uns, daß unsere Postbeamten schlafen wollen, die Pariser

Postbeamten wundern sich, daß von vier oder fünf Uhr an nicht sechzehn Stunden Pause eintreten solle von dem 24stündigen Tage. Es scheint ihnen außerordentlich, daß sie der Briefannahme ein Drittel des Tages widmen. Wenn sie erst diese Stunde für Stunde erneuten oder ergänzten Anschläge in unserm Posthause sehen sollten: welche Bahnzüge angekommen, welche zurückgeblieben sind, mit welchen Ländern die Verbindung heute um soviel Stunden beschleunigt oder gehemmt worden sei, wievielmal heute, wievielmal morgen aufgegeben werden könne, wenn sie diese immerwährende Flut und Ebbe bis in die Nacht hinein zu Gesichte kriegten, sie würden schwindeln. Unbegreiflich! So nahe an London, wo dies doch alles noch unvergleichlich voller ausgebildet ist, als bei uns, und immer noch dieses unvergleichlich kleinstädtische Wesen im Hauptpostamte von Paris! Immer noch diese Malleposten, welche abends um sechs nach allen Richtungen abgehen, und von denen jede höchstens drei Personen mitnehmen kann, der ganze Stolz französischer Post! Und auch übrigens ist die Verwaltung noch so schwerfällig, so ausgezeichnet bureaukratisch, daß ich drei Tage lang brauchte, um eines Briefes habhaft zu werden, der unter einer alten Adresse an mich eingegangen war. Umsonst sandte ich alle ersinnlichen Nachweise der Identität; wäre ich krank gewesen und hätte nicht selbst danach gehen können, der Brief wäre nimmer zu mir gekommen, er hätte ungelesen mich überlebt, wenn ich gestorben wäre. Man nennt dies Gewissenhaftigkeit. Gewissenhafte Leichtigkeit der Zirkulation ist ein noch besseres Motto für die Post.

Kein Mensch hat berechnen können, bis zu welchem Grade ein vollständiges und vollständig benütztes Eisenbahnnetz die Verhältnisse ändern, ja fast alle Verhältnisse ändern würde. Wie konnte man einem bloß äußerlichen Verkehre so gar viel zutrauen! Noch heute sind wir nicht im Besitz aller Erfahrungen, noch heute überraschen uns täglich neue

Konsequenzen, und heute schon wissen und sehen wir, daß diese scheinbar äußerliche Erfindung ganz so tief eingreift und den Charakter unserer Welt verändert, wie einst die Erfindung der Buchdruckerkunst. Das weiß man und sieht man in Paris noch nicht, und daher kommt uns Besuchern der Eindruck, Paris sei zurückgeblieben. Man glaubt es freilich zu wissen, man sagt es freilich! aber es ist bis jetzt nur Phrase. Der wirkliche Eindruck hat noch nicht Platz gegriffen. Dieser Mangel wirkt um so empfindlicher, da Paris in allen Dingen auf Zentralisation gestellt ist, und das Eisenbahnsystem gerade eine moderne Zentralisation bewirkt, welche an Lebendigkeit, Fülle, Kraft und Schnelligkeit die französische altmodisch macht. Die französische ist jetzt eine papierne neben der modernen von Fleisch und Blut. Wahrlich, Friedrich List ist uns ein wahrer Genius geworden, daß er uns zu diesen Anlagen getrieben. Kein Verstand der Verständigen konnte uns, der zerteiltesten, getrenntesten Nation, ein genialeres Mittel ausfinden zur Vereinigung und zum Vorsprung gegen unsern übrigens so kompakt gesammelten Nachbar. Und die versäumte Zeit in diesem Punkte wird den Beherrschern Frankreichs am härtesten angerechnet werden von den nächsten Herrschern.

Im Tagesleben also vermißt man jetzt in Paris jenen modernen Sauerteig, welcher sich sonst in Vergleich mit unsrer Heimat bemerklich machte, und die kühnsten Patrioten unter uns flüstern sogar schon von der verwegenen Hoffnung: auch das Zepter der Modetyrannei könne den Leuten dahier abhanden kommen. Man erfinde hier nichts Interessantes mehr. Der einzige materielle Fortschritt, welchen man der jetzigen Verwaltung aufrichtig danke, sei in den Tabaksläden zu finden. Nicht etwa an den Zigarren selbst! Ach nein; die für uns rauchbare Zigarre, welche sonst vier Sous kostete, kostet jetzt fünf Sous und ist für den Norddeutschen, der in naher Verbindung steht mit Hamburg und Bremen, eine

sehr mittelmäßige Gabe. Es brennt aber ein ewiges Lämpchen in jedem Zigarrenladen, und alle tausend Schritte etwa ist solch ein Laden, und jenes Lämpchen ist Gemeingut; die Ladenhalter sind verpflichtet, jedermann eintreten und sich Feuer nehmen zu lassen. Da nun das Rauchen wirklich sehr zugenommen hat, so ist dies eine vielfach gepriesene Annehmlichkeit. Wenn man übrigens von Zunahme des Rauchens hört, so darf man noch lange nicht an einen Verbrauch denken, wie in Norddeutschland oder Österreich. Südwestdeutschland sogar, wo viel weniger geraucht wird als im Norden, ist noch eine Rauchkammer neben Paris, und Paris zeigt vielleicht eine so große Rauchwolke, als das ganze übrige Frankreich zusammengenommen. Die Mode des Rauchens wird den Franzosen immer noch ziemlich sonder, und wie gering das eigentliche Bedürfnis ist, sieht man auf den Eisenbahnen. Auf der Nordbahn darf nirgends, nicht in den halboffenen Wagen dritter Klasse, nicht auf den Bahnhöfen geraucht werden, und man beschwert sich nicht über eine Einschränkung, welche bei uns unmöglich wäre, unmöglich auch für unsere Gesetzgeber, die gegen ihre eignen Triebe wüten müßten. Mit dem öffentlichen und offiziellen Lämpchen aber sind wir im Rückstande, das muß eingestanden werden.

Und Sie sprechen nicht von den Theatern, da Sie von Kurzweiligkeit reden? fragen Sie, und fragen mit Recht. Ich fürchte mich vor meiner eignen Antwort: ich finde diesmal in Paris nichts so langweilig als die Theater. Diesen frevelhaften Ausspruch zu begründen, muß ich aber weiter ausholen.

8.

Paris, im April.

Es war wohl ein übles Vorzeichen für meine Theaterliebhaberei, daß der Tod von Mlle. Mars die erste Nachricht

war, welche mich bei meiner Ankunft in Paris begrüßte. Vor sieben Jahren spielte sie noch; ich hatte sie zuletzt Dumas' Mlle. de Belle Isle darstellen sehen, eine jugendliche Liebhaberin in vollständiger Bedeutung des Wortes, und zwar eine einfache, herzliche, liebenswürdige. Daß sie daneben pikante Mädchen in Molières Komödien darstellte, war weniger auffallend für ihre sechzig Jahre. Das Pikante täuschte wohl über das Alter, aber die jugendliche Liebhaberin soll ja durch das Alter täuschen. Mlle. Mars täuschte durch die Stimme. Wie man schöne Hände konserviert, so hatte sie ihr Organ jugendlich erhalten. Auch dem allgemeinen Schicksale französischer Frauen, dem Schicksale des Dickwerdens war sie entgangen: ihre Gestalt war schön geblieben. Wenn man also nicht eigensinnig Kopf und Büste der Liebhaberin unter scharfe Gläser brachte, so brachte man sich die Täuschung zustande. Das Publikum war dafür behilflich, die Franzosen sind darin sehr artistisch, und verzichten viel leichter als wir auf das Äußere, wenn die innern Eigenschaften der Künstlerin Ersatz bieten. Bei uns hat Tieck umsonst bewiesen, daß Julie nicht jung zu sein brauche. Wie ernstlich unsere ästhetische Bildung sei — wir wollen lieber etwas weniger Bildung und mehr Jugend, als umgekehrt Bildung ohne Reiz. Was ich bei Gelegenheit des Salons über die charakteristischen herben Farben der französischen Maler und über Bravour anstatt der Schönheit gesagt, das beruht vielleicht auf derselben Geschmackrichtung, welche alte Schauspielerinnen in jungen Rollen verträgt.

Mein eigener Geschmack war in diesem Punkte nicht besonders französisch, und dennoch war mir Mlle. Mars die Perle der französischen Bühne geworden. Wahrscheinlich, weil sie das darstellte, und nur das darstellte, was unbestritten vorzüglich ist an den Franzosen: die Grazie des Umgangs, die Komödie. „Vorzüglich“ ist vielleicht, streng genommen, nicht das richtige Wort. Ich sollte wohl sagen:

was „anerkannt ist“ an den Franzosen. Umgangsgrazie und Komödie ist ja Sache der Übereinkunft, und weil dies französische Wesen in ganz Europa gültig geworden ist, deshalb haben wir ein vollständiges Urteil über diesen Bereich ihrer Bühnenkunst. Es stört uns nicht eine nationale Eigentümlichkeit wie bei der Tragödie. Der Stern Rachel war damals im Aufgehen begriffen, der Stern Mars war im Untergange begriffen; ich gehörte zu den Rittern des untergehenden Gestirns. Wenige Jahre darauf war der Kriegsmann Mars — ein angenommener Name ihres Vaters, welcher ebenfalls Schauspieler gewesen — vom Théâtre Français verschwunden: sie war ins Privatleben zurückgetreten, und wirkte nur noch für die Theaterschule, welche mit diesem Staatstheater der Nation verbunden ist. Es ist bekannt, daß der französische Staat in ausgedehnter Weise die Verpflichtung ausübt, die dramatische Kunst zu fördern. Außer den großen Opernanstalten und diesem offiziellen „französischen Theater“ unterstützt man neuerdings auch das Odeon als ein zweites „französisches Theater“. Ohne Rücksicht auf Erwerb, ohne Rücksicht auf die lähmenden Bedenklichkeiten einer Hofetikette soll an diesen Anstalten alles darauf gerichtet sein, das erworbene nationale Repertoire würdig zu erhalten, und neue Schöpfungen durch alle möglichen Mittel der Äußerung und der Belohnung zu erzeugen. Dies offizielle französische Theaterwesen ist ein ausgebildeter kleiner Staat für sich, an welchem die Mars lebendigsten Anteil nahm. Wenn dieser kleine Staat auch zeitweilig pedantisch und dürftig wird durch seine bureaukratische Einrichtung, Publikum und Presse sorgt immer wieder dafür, ihn neu zu beleben, und bei all seinen Fehlern ist er doch die unerschütterliche Grundlage, welche uns immer noch fehlt.

An einem sonnenheißen Märzvormittage wurde die Königin des französischen Lustspiels begraben. Es war mir, der ich für das deutsche Theater schreibe, ein Akt der Pietät:

dieser klassischen Schauspielerin die letzte Ehre erweisen zu helfen, und ich hatte alle Tage gefragt, wann und wie sie denn begraben würde. Es dauerte nämlich lange, und ich war nicht darauf gefaßt, daß man sie erst wie eine wirkliche Königin einbalsamieren werde. Dies geschah; man wollte diesen schön gewesenen Leib, welcher an vierzig Jahre vor den Franzosen erschienen war, möglichst erhalten wissen. Ihre Wohnung war im Viertel der Madeleine (rue Lavoisier); diese antike Magdalenenkirche also in ihrer klassischen Schönheit wurde der Mittelpunkt der Grabesfeier. Dorthin, nach den breiten Außentreppen, welche Tausenden Platz bieten, strömten die Menschen schon um 10 Uhr. Welch ein Publikum hatte sie auch! Durch drei Regierungen hindurch hatte sie geherrscht: der Kaiser war neben ihr gestürzt worden, und sie hatte bitterlich geweint; seine Zeit war ihre Jugend. Die älteren Bourbons waren zweimal neben ihr vertrieben worden, und sie hatte geholfen; als die Feinde ihres Kaisers waren sie ihr zuwider. Sie hatte unter der Restauration für eine eifrige Napoleonistin gegolten, und war als solche auch in Ungelegenheiten geraten. Es war ganz natürlich, daß ich jetzt auf den Treppen der Madeleine zahlreiche alte Schnurrbärte fand, welche diese letzte Blüte aus der Kaiserjugend zu Grab geleiten wollten. Diese alten Knaben sind immer noch kenntlich: altmodische, bis auf den Faden abgebürstete Kleider, soldatische Haltung, strenge, leere Gesichter sind ihre Uniform. Sie murrten einander zu, wenn die Stadtsergeanten die herbeiströmende Menge am Gitter nicht bewältigen konnten, und das Murren bedeutete: unerfahren Geschlecht! Wir haben andere Massen in Ordnung gebracht! Die Sonne brannte gewitterhaft heiß, und erst gegen zwölf kam der Leichenwagen durch die breite Rue royale daher geschwankt durch einen Strom von Menschen, der immer größer wurde. Es ist bekannt, wie neugierig die Pariser sind, namentlich bei gutem Wetter, und es wäre allerdings ein Irrtum, wenn man diesen

Zudrang nur der Pietät zuschreiben wollte. Derartig war auch die Unterhaltung nicht in meiner Nähe. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Mars schon seit fünf Jahren aus dem Gesichtskreise der Menge verschwunden war, und daß nicht eigentlich eine geliebte Person, sondern ein berühmter Begriff jetzt begraben wurde. In Deutschland hat man großen Wert darauf gelegt, daß sich nicht nur keinerlei Vorurteil gezeigt habe bei so feierlichem Begräbnis einer Schauspielerin, sondern daß auch die vornehmsten Personen und Körperschaften des Landes sich beeifert, dabei zu erscheinen und mitzuwirken. Hier an der Magdalenenkirche, in welcher die sterbliche Hülle der Schauspielerin feierlich eingesegnet werden sollte von geschmückten Priestern, hier dachte niemand daran, daß so etwas zu denken sei; hier erinnerte sich niemand, daß es je ein solches Vorurteil gegeben habe. Als der Leichenwagen unten am Gitter hielt und der mit schwarzem Sammet und Silberstickerei verhangene Sarg an uns vorüber getragen wurde die Stufen zum Tempel hinauf, da entblößte jedermann das Haupt, und es entstand eine lautlose Stille. Paarweise folgte ein endloser Zug von Schauspielern und Schriftstellern. Unter den erstern von aller Welt bemerkt und durch Flüsterung des Namens ausgezeichnet ein kleiner Mann mit scharf geschnittenem klugem Antlitz. Er trug eine schwarzseidene Zipfelmütze, die bis an die Augenbrauen herabgezogen war, und er gehört zu dem Kleeblatt, welches mit der Rachel und Frédéric Lemaitre jetzt die gefeiertsten Schauspieler Frankreichs darstellt. Bouffé war es, einer der wenigen Charakterspieler, welche Paris besitzt, und jedenfalls der geschickteste unter diesen. Früher am Gymnase, jetzt an den Variétés. Das Gymnase, der Schauplatz von Scribes kleinen Stücken, hat aber neuerdings ein Mitglied ausgebildet, welches man diesem Kleeblatt beigefügt sehen will, eine Liebhaberin — jeune première — Rose Chéri. Die Not des Augenblicks hat vor einigen Jahren einer Statistin

eine Rolle anvertraut, und diese Statistin ist mit einem Mal durch natürliche Einfachheit und Anmut Rose Chéri geworden. In der diesmaligen Louvre-Ausstellung sieht man schon eine wohlgetroffene Büste von ihr.

Unter den Schriftstellern ragte einer wie Saul um Kopfeslänge über alles Volk empor und zog aller Blicke auf sich. Schaut! Schaut! „le gaillard lá!“ rief leise einer dem andern zu. „Er ist nicht magerer geworden!“ bemerkte ein dritter. Offenbar war dies ein populärer Schriftsteller, und die Aufmerksamkeit galt nicht bloß seinem Mulattenkopfe mit wolligem Mohrenhaare. Es war Alexander Dumas, der neuerlich durch allerlei tolle Streiche, durch Renommistereien und durch ein vollständig abgeschmacktes Benehmen vor Gericht hier wie bei uns an den Pranger geraten ist. Ich fragte in Paris einen andern berühmten Romanschreiber, wie es möglich sei, daß ein Mann mit so viel Talent so alberner Haltung verfallen könne. „Wie soll er nicht?“ erwiderte dieser „il est fou“, aber wirklich fou. Närrisch ist wohl die Übersetzung davon. Wer die Phantasie, und die üppigste Phantasie dergestalt zum Handwerk macht, der wisse am Ende nicht mehr zu unterscheiden, was nüchterne Wirklichkeit und was bunter Roman sei. Der Marquistitel, mit welchem er um sich warf, hat ihm bei den Franzosen am empfindlichsten geschadet. Dergleichen ist den jetzigen Franzosen geradezu zuwider, und Viennet, den er um Sekundantendienst gebeten, hat ihm wirklich geantwortet, dem Schriftsteller Dumas würde er auf der Stelle zu Diensten gewesen sein, den Herrn Marquis de la Pailleterie aber kenne er nicht. Bekanntlich hat man ihn seit lange in Verdacht, daß er die Unmasse von Bänden, welche er alljährlich liefert, nicht allein schreibe, sondern daß er unbekannten Autoren die Manuskripte abkaufe und mit seinem Namen taufe. Ein solcher Autor, namens Maquet, ist offenkundig seit Jahren in seinem Dienste. Dagegen hat Dumas bewiesen, daß alles was unter seinem

Namen gedruckt worden, von Anfang bis zu Ende nach seiner Handschrift gedruckt sei. Dies hat zu der Annahme genötigt, man habe hier die erste sozialistische Einrichtung, eine Organisation der Arbeit in schöner Kunst vor sich. Die Hilfsarbeiter lieferten nur roh ausgearbeitetes Material, und Meister Dumas lege die letzte Hand daran, indem er die Vorlagen in seinem Stil und Geist niederschreibe. Jedenfalls gehört auch dazu, da er durchschnittlich jeden Tag wenigstens einen Druckbogen schreiben muß, eine herkulische Arbeitskraft, und sein Nervensystem muß diesem herkulischen Körperbau entsprechen. Man denkt unwillkürlich an die Kraft eines Negers, der in stetem Sonnenbrande das zuwege bringt, was jeden blassen Europäer erdrücken würde. Diese fabelhafte Fruchtbarkeit, eine sorglose Gutmütigkeit und eine studentische Neigung für buntes äußerliches Aufsehen erhalten ihn fortwährend in der Gunst des Pariser Volkes. Er ist der „Natzi“ der Pariser, sagte ein Wiener der neben mir stand.

Da der Zug gar nicht endigen wollte, und die Sonne beschwerlich brannte, so versuchte ich's die Treppen hinab und von dannen zu kommen. Dies war nichts Leichtes bei der Menschenmasse, und als ich bis ans Gitter hinabgedrungen, rief mich ein französischer Autor, mit welchem ich persönlich näher bekannt war, und forderte mich auf, an seinem Arm in den Zug zu treten und mit in die Kirche hinaufzusteigen. „Engländer und Italiener haben wir schon im Zuge,“ sagte er lächelnd, „erzeigen Sie auch als Deutscher unserer großen ‚Comédienne‘ diesen letzten Liebesdienst!“ — „Ihr Artikel fürs Journal rundet sich dann besser ab!“ — „Si!“ — Und so stieg ich denn bequem als Würdenträger wieder hinauf, wo ich eben als Publikum unbequem herabgequetscht worden war. Ganz und gar Zeremonie! Denn als wir oben unter dem Portal angekommen waren, hatte unser Marsch ein Ende. Die Kirche war gestopft voll. „Man erstickt! Man erstickt!“ kam es mit Weihrauchwölkchen und musikalischen

Akkorden heraus zu uns — eine vortreffliche Gelegenheit zu Witzworten für meine Umgebung: „Kein Sperrsitz mehr, wenn die Mars zum letztenmal spielt, heilige Magdalena!“

Die Zeitungen haben Ihnen den endlosen Zug über die Boulevards und die Reden am Grabe mitgeteilt, und die Träger der Leichentuchzipfel beschrieben. Solch ein Begräbnis kostet einen halben Tag Zeit, der Marsch allein bis auf den Père la Chaise hinaus dauert länger denn eine Seigerstunde. Man ist denn auch hier mit Schuhwerk und Kleidung für solche Fälle vorsichtig und geschäftsmäßig eingerichtet. Nicht immer scheint die Sonne so schön, und im Durchschnitt tötet ein großes Begräbnis einige Prozent leidtragender alter Berühmtheiten.

Die Haupttheater spielten an diesem Tage nicht und legten also außer der Achtung auch ein bedeutendes Geldopfer auf dieses Grab. Denn Zudrang gibt es zu allen Theatern alle Abende, wie mittelmäßig auch die Stücke sein mögen.

Und das sind sie jetzt in einem Grade, der mich doch sehr überrascht hat. Unser Theater hat augenblicklich ein bei weitem interessanteres Repertoire, und auch ohne den Widerwillen gegen Übersetzungen, welcher jetzt unter uns herrscht, würden all diese Stücke des heutigen Paris auf unsern tonangebenden Bühnen rettungslos durchfallen, besonders da sie alle zu musikalischer Hilfe flüchten, die ihnen bei uns gestrichen würde. Es ist jetzt ein ewiges Geleier in den Pariser Theatern, und was im eigentlichen Vaudeville, selbst im Melodram allenfalls auch für uns annehmbar ist, das kommt jetzt überall auch ohne die charakteristischen Formen des Vaudevilles herbeigedudelt, um uns über die Lücken der inneren Spannung zu täuschen. Inhaltslosigkeit und Ärmlichkeit in den Wendungen ist so arg, daß ich von neun Zehnteilen der neuen Stücke, die ich gesehen, nicht das mindeste behalten habe. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich allgemeine Gründe für diesen Mangel aufsuchen und aufzählen

wollte. Die allgemeine Dürre im jetzigen Frankreich ist schon hinreichend erwähnt. Ich will nur einige erklärende Bemerkungen mitteilen. Wohlwollende Verteidiger wälzen ein gut Teil Schuld auf den Verein dramatischer Autoren, welcher hier besteht, welcher für den ökonomischen Vorteil dramatischer Schriftsteller sorgfältig bedacht ist, welchen aber die Anicet-Bourgeois, Dümanoir-Lockroy, Mélesville und Genossen, die Fabrikanten für die wichtigen Boulevardtheater, die einträglichsten an Tantième, tyrannisch beherrschen. Was zur engeren Zunft gehöre, werde durch Absperrung frischer Elemente im herkömmlichen ausgetretenen Kreise erhalten. Was nicht dazu gehöre, werde nicht unterstützt, und was gar außerhalb der Zunft sei, das erhalte nirgends Zutritt. Ein wichtigstes Mitglied wie Scribe, kümmere sich, in stetem Bedacht auf neue Produktionen, wenig oder gar nicht um das innere Getriebe des Vereins. Ebenso halten es Hauptleute wie Dumas und ähnliche, die gar nicht mehr um eine bedeutungsvolle literarische Schöpfung, sondern nur um grob ausgehauene Massenstücke besorgt sind. Erwerb mit einem begebenheitsvollen Zugstücke ist alles, was sie im Auge haben, und dazu benützen sie ihre Romane, welche nur theatralisch handwerksmäßig zugestutzt zu werden brauchen für die schaulustige Menge. Die dramatische Kunst versinkt dabei ganz vor der plattesten Technik; nicht etwa vor der feinen Technik des Kunstwerks, nein, vor der alltäglichsten Handwerkerei des Schaustücks mit wechselvollen, innerlich unverbundenen starken Effekten. Vierteljahre lang, halbe Jahre lang nehmen solche Romanstücke ein Theater in Beschlag, wie jetzt die Reine Margot das Théâtre historique, wie später wahrscheinlich „Monte Christo“, der jetzt schon, ehe er noch erschienen ist, als mittelmäßige Posse „Monte Fiasco“ parodiert wird, wie die „jeunes pères“, welche nach Sues „Martin“ für die Porte St. Martin vorbereitet werden. Solchen Weg gehen die starken Talente, wo sollen die Stücke herkommen!

Soulie*) arbeitet immer noch um einen Grad gewissenhafter und seine „Closerie des Genêts“ gehört zu den besseren dieser Zugstücke, eine Bauerngeschichte aus der Bretagne. Aber seine Eigentümlichkeit im Roman: durch Anhäufung der Verwickelungen und durch grelle Züge zu interessieren, ist auch die Eigentümlichkeit seiner Stücke und läßt keine Einfachheit und erquickende Wirkung aufkommen. So sind denn auch seine Dramen literarisch nichts wert. Viktor Hugo hat seit dem verrückten Burggrafen kein Stück mehr gebracht, und es müßte doch auch wunderlich zugehen, wenn er sich aus seinem verzerrten, fratzenhaften Stile zu etwas Gutem zurecht finden sollte. Ich habe jetzt wieder einmal den Ruy Blas angesehen, und den Karikaturstil so unangenehm empfunden, daß ich unter demselben selbst das allgemein gepriesene Talent Lemaitres, der übrigens zahnlos geworden, nicht herausfinden und das Ende des Stückes nicht abwarten konnte. Dabei bleibt Hugo den Franzosen immer noch ein erster Held trotz all seiner Niederlagen. Es ist für die kritische Impietät unter uns ganz unbegreiflich, welch eine konservative Milde die Franzosen hegen für einmal erworbenen literarischen Ruhm. Ist es Kindlichkeit, ist es tiefe Weisheit? Wieviel Stücke lassen sie sich jetzt auch gefallen von Schriftstellern, die kein eigentlich dramatisches Talent, aber einen literarischen Namen haben durch Schriften anderer Form! So nehmen sie immer wieder Léon Gozlan hin und gewähren ihm einen Achtungserfolg für erkünstelte, dramatisch leblose Stücke wie soeben wieder „Notre fille est princesse“ am Theâtre français; für Mérys bunt zusammengenähte Ware, die am Odeon ausgeboten wird. Ist es nicht bloß Pietät, ist es auch ein Zeichen, daß die dramatische Kraft selten wird unter ihnen? Sogar der geistreiche Felix Pyat, der Verfasser des Diogenes, hat doch eigentlich einen gar gebrechlichen, dürftigen

---

*) Ist jetzt im Herbste 1847 gestorben.

Körper des Dramas und muß durch rastlos verschwendete „Odeurs“ von geistvollen Beziehungen das zarte Leben seiner Stücke aufrecht erhalten. Ein Drama „les chiffoniers“ wird von ihm vorbereitet und verspricht wenigstens einen literarischen Charakter*). Scribe ist natürlich alt geworden, und einen drängenden literarischen Stachel hat er wohl nie gehabt. Seine immer noch tätige Erfindungskraft wendet er an Operntexte, welche das meiste Geld bringen, und was sonst noch abfällt, das gibt kleine Stückchen für das Gymnase. Sie sind immer noch besser als die meisten übrigen, aber sie sind klein, mitunter recht klein und wollen eben nur mit der Grazie des Scribeschen Verstandes ein Lächeln und einen mäßigen Beifall erregen. Das jetzige Publikum in den französischen Theatern ist auch stumpf und matt im Ausdrucke seiner Teilnahme, es läßt sich das Mittelmäßigste gefallen und zeichnet das Bessere nicht besonders aus. In unsern Haupttheatern ist jetzt bei weitem lebhafteres Treiben. Nur im Theâtre français, und namentlich wenn die Rachel spielt, äußert sich lebendige Teilnahme im Publikum. Ob aber Scribe dort noch einmal erscheinen wird mit einer großen Komödie — dort nämlich haben seine größeren Stücke ihre Heimat — das sieht unsicher aus, ja unwahrscheinlich. Was man auch an diesen Bertrand und Raton, Cameraderie, Glas Wasser usw. aussetzen mag und namentlich von unserem Standpunkte, welcher die Bewegung tiefer von innen heraus verlangt, aussetzen muß, sie bleiben in der Komödie das beste, was die Franzosen neuerer Zeit zuwege gebracht. Dumas hätte sie durch leichten Strom wohl noch übertreffen können in seiner Belle-Isle, in seinen Schülerinnen von St. Cyr,

*) Es hat dies Versprechen aber grimmig getäuscht, und ist ein ganz rohes Produkt geworden, das keinem Deutschen in Deutschland verziehen würde, als französisches Stück aber an den Stadttheatern Zutritt und Zulauf findet.

wenn er nicht immer liederlich gewesen wäre. Die versifizierten Komödien, welche der Franzose am Theâtre français ungemein liebt — in diesem Spiel der Verse und Reime wohnt seine Nationalmusik — haben kein durchgreifendes Talent mehr gefunden. In dieser Form ist doch übrigens mehr vorhanden, als wir beachten, oder auch nur wissen. Diese Gattung des Repertoires am Français ist und bleibt uns ziemlich fremd; denn die Reize desselben beruhen ganz in der Sprache. Hier aber genügt es, eine kleine Komödie in Versen zu bringen: um das beste Publikum herbeizulocken und um einen dauernden Namen davon zu tragen, wenn die Aufgabe anmutig gelöst ist. Emile Augier, welcher Pigault Lebrün seinen Großvater nennt, ist ein solcher Name, der bei uns nicht bekannt wird, und neuerdings in Paris durch eine zweiaktige Komödie in Versen „la cigue" fast berühmt geworden ist. Sie spielt natürlich in Athen und hat ihre Verehrer, welche damit in Schätzung des feinen Talents über Ponsard hinaus wollen. Armer Ponsard! Wie hat man ihn gemißhandelt dafür, daß seine Lucretia übermäßiges Glück gefunden! Von mehreren Seiten höre ich versichern, die Agnes von Meran sei systematisch niedergeschlagen worden. Die abgestandene Romantik, diese geschminkte Person, habe sich dagegen verschworen gehabt. Viktor Hugo hat, wie schon gesagt, immer noch einen großmächtigen Einfluß. So sei denn die erste Vorstellung der Agnes unter vollständigem Beifall vorübergegangen, aber am andern Tage habe man in allen französischen Journalen gelesen: der Beifall sei kein Beifall, der Erfolg kein Erfolg gewesen, sondern das Stück sei durchgefallen. Die Verschwörung sei offenbar geworden. Nur alle Artikel und Blätter von Engländern, Italienern und Deutschen hätten vom Erfolg und hätten lobend berichtet. Das ist gar wohl möglich, erging es doch Racines Athalie in ähnlicher Weise; ich weiß nicht, ob es völlig wahr ist. Es ist möglich bei einer Dramengattung, welche einer kon-

ventionellen Form angehört, und welche ihre Wirkung nur bei einer ganz besonderen Bildung suchen muß, beim großen Publikum also nicht Hilfe noch Rettung finden kann. Obenein sei das Stück am Odeon sehr mittelmäßig gespielt worden. Ponsard aber ist tapfer und will dem Gegner das Feld nicht räumen: er hat seine Agnes von Meran nur dem Theâtre français übergeben, und wird sie dort nächstens in erster neuer Aufführung und zweiter Instanz vor das entscheidende Gericht bringen. Ich habe ihn leider nicht gesehen; er war wegen eines Krankheits- oder Todesfalls in seiner Familie nach der Heimat, Vienne bei Lyon, gereist. Seine Freunde bezeichnen ihn als einen einfachen, tüchtigen Mann.

9.

Paris, im April.

Entschädigt vielleicht die jetzige Schauspielkunst, entschädigt der Reichtum an darstellenden Talenten für den Mangel an guten Theaterstücken in Paris? Man sagt ja doch gern, die Franzosen seien die besten Schauspieler, und nur Heine beschränkt diesen Satz durch die Bemerkung: sie sind alle geborne Schauspieler, die besten gehen aber nicht aufs Theater. Für mich ist diese Beschränkung noch größer. Mich interessieren sie nur im Konversationslustspiel, also nur in Darstellung dessen, was sie auch außer dem Theater sind und treiben. Das mag allerdings ein sehr geringes Lob sein, wenn es sich um die Kunst handelt, welche gestaltende Phantasie, Verleugnung der Persönlichkeit, täuschende Nachahmung des Fremden entwickeln soll. Diesen ganzen Bereich der Schauspielkunst habe ich niemals der Rede wert gefunden in Frankreich. Die größte Kraft des Franzosen ist, daß er nur Franzose ist, und daß der Franzose nur einen kleinen Kreis von Fähigkeiten und Fertigkeiten in sich ausbildet,

diese aber bis zu wirklicher Fertigkeit, bis zur Meisterschaft in sich ausbildet. Daraus folgt, daß der französische Schauspieler eigentlich nur Franzosen darstellen kann, und daß er die „kurantesten“ Gattungen am besten darstellt. Ein Volk, welches die Mode angeben, sich also selbst ganz der Mode unterwerfen will, wie dies doch in Frankreich geschieht — ein solches Volk hat von Hause aus verzichtet auf Mannigfaltigkeit in den Individuen, auf Äußerungen charaktervoller Eigenheit. Ein Volk, welches Staat, Sitte, Tracht, ja die Sprache, und diese vollständig, zentralisiert, bis zur militärischen Einförmigkeit zentralisiert — ein solches Volk wird auf dem Theater nur Virtuosität entwickeln.

Der Spiegel ist ihm alles, das Unerhörte ist ihm von schlechtem Geschmack. Darstellung des Alltags wird man also in solcher Gewandtheit finden, wie kaum anderswo, Darstellung all der Wendungen, welche zum Gesellschaftsleben gehören, ja Darstellung all der Formen, welche den eben herrschenden Geist verraten; mehr aber nicht.

Die Pariser Schauspieler spielen das französische Konversationsstück meisterhaft, das heißt sie sind alle Leute von Welt, und präsentieren sich auf dem Theater ebenso sicher und gut wie im Salon. Ihre Konversationsstücke reichen ferner außerordentlich weit innerhalb der französischen Geschichte: von der Renaissance an, oder doch von Heinrich IV. an, sicherlich wenigstens von Ludwig XIV. an lassen sich ihre geschichtlichen Szenen im Stil eines Konversationsstückes darstellen, weil all ihre „Faiseurs“ seit Jahrhunderten den gesellschaftlichen Ton für den würdigsten, ja für den höchsten erachteten. Die Pariser Schauspieler haben also einen großen Raum für ihre Meisterhaftigkeit in Konversationsstücken, und als sie bis ums Jahr 1840 und noch länger dergestalt Louisquatorze- und Louisquinzestücke aufführten, daß man jeden Abend und in jedem Theater der Allongenperücke und dem gepuderten Toupet begegnete, da machte ihre Schauspiel-

kunst einen viel stattlicheren Eindruck als jetzt. Der innerlich gleichmäßige Konversationsstil war doch äußerlich bunt, und paßte doch überall. Jetzt spielen die Stücke zumeist im modernen Leben, oder sie verirren sich gar in nichtfranzösische Gegenden, und das gibt Farblosigkeit dort und falsche Farben hier ohne Ende.

Aus solchen Gründen, bilde ich mir wenigstens ein, sind die französischen Schauspieler diesmal sehr bald reizlos für mich gewesen. Die mangelhaften Stücke mögen das ihrige dazu beigetragen haben, denn eines dürftigen Baumes Frucht muß eine dürftige werden. Neue Talente haben sich auch in diesen sieben Jahren gar nicht entwickelt; ich fand alle die mir wohlbekannten Darsteller wieder, mit Ausnahme der Mars, und sie waren nur sieben Jahre älter geworden, und höchstens um sieben Jahre virtuoser. Namentlich gilt dies von der Rachel, deren gesteigerte Virtuosität in mir einen gesteigerten Widerspruch entwickelt. Nur Rose Chéri war neu und konnte als Ersatz für die Mars gelten. Ich will ihre Würdigung nicht gefährden durch solchen Vergleich. Sie fordert zu solchem Vergleich gar nicht heraus, sie zeigt nichts von jenem graziösen Geiste der Mars, und in Rollen, welche gewandtes Geistesleben bedingen, ist sie sogar ungenügend und sichtbar träg. Fräulein Unzelmann in Leipzig spielt z. B. die Kaiserin Katharina in einem zweiaktigen Lustspiel bei weitem geistvoller als Rose Chéri. Aber Rose Chéri ist wirklich etwas Neues auf dem französischen Theater, und daß sie Glück macht, ist ein gutes Zeichen für die Franzosen. Sie ist eine eigene Persönlichkeit; sie erscheint nicht so banal französisch, wie jede andere Liebhaberin, sie ist sehr einfach und die bloß äußerlichen Formen und Wendungen verdecken noch nicht alle ursprüngliche Seele. Wenn es nicht parteiisch klänge, so würde ich sagen: Sie hat etwas Deutsches. Ich will damit ohne Parteilichkeit in der Kürze nur andeuten, daß ihr Spiel noch nicht so ausgerechnet und gleichsam auf

Flaschen gezogen ist, wie das der meisten französischen Schauspieler. Sie sucht noch mit eigenen Kräften, und nicht bloß vermittelst der Formel, welche die Pariser Schauspieltradition an die Hand gibt. Sie ist ein anmutiges und liebes Naturell; dadurch erquickt sie, und gerade Erquickung fehlt jetzt auf dem französischen Theater völlig. Ihr Gesicht ist kräftig, nicht eben schön; ihre Gestalt voll und wohlgebildet, ihr Wesen keusch.

Auf dem Odeon ist Dlle. Araldi neu und ziemlich berühmt. Daß Ponsard ihr seine Agnes nicht anvertrauen wollte, hat ihren Namen auch bei uns bekannt gemacht. Ich habe sie in einer von Lucas französisch komponierten Alceste gesehen, welche kein besonderes Glück macht. Darin sind die Franzosen ganz gesund, daß sie es zu keinem gemachten Enthusiasmus bringen für klassische Stücke, deren Motive in unserm Leben erstorben sind. Und das Hauptmotiv der Alceste, die zum größten Opfer bereite Liebe der Gattin, ist noch das lebendigste in den griechischen Stücken. Es ist aber nicht allein. Ein Vater ist unväterlich egoistisch, und ein Herkules erdrückt den Tod, um die brave Gattin wieder ins Leben zu bringen. Solch ein kurioses Wunder geschieht, damit die Tragik bürgerlich ausgeglichen und damit der Zuschauer befriedigt werde durch die anschauliche Moral: auch Liebestugend erhält eine reelle Prämie! Das alles nun und in Musik gewickelt, Oper ganz und gar wie Antigone, nur mit dem Unterschied, daß die Solopartien in schlechten Versen gesprochen statt gesungen werden, ein neuer Beweis, daß diese versuchte Auferweckung der Antike immer nur bei dem Ziel ankommt: einen aparten Operntext zustande gebracht zu haben. Der Bravourstellen, welche applaudiert werden, sind nur zwei in dieser Alceste. „Sterben für das, was man liebt, ist auch ein Glück!“ lautet die erste, und die Weisheit des Altertums scheint mir nicht gerade unerläßlich für diesen Gedanken, welcher unsern Romantikern hinreichend geläufig. Die zweite ist schlimmer. Admet hat Miene gemacht, sich das Leben zu

nehmen, und Alceste hätte sich dann umsonst geopfert. Man macht ihm Vorstellungen, man fragt ihn, warum er dies tun wolle. „Ich fürchte sie zu vergessen!“ ruft er leichtsinnig, und Bravo ruft das Publikum. Als schwerfälliger Deutscher fand ich, daß es verteufelt zweideutig klinge, wenn man sich töten wolle, um eine Liebe nicht zu vergessen. Über diese Umbildung und Nachbildung alter Stücke ist übrigens die französische Kritik unbefangen: sie macht ihr keine Komplimente, und gesteht unverhohlen, daß es ein schlechtes Zeichen sei, wenn man zu solchen künstlichen Wiedergeburten flüchte. In betreff der Dlle. Araldi muß ich mit Admet sprechen: Ich fürchte sie zu vergessen! Damit verträgt es sich, daß sie manche gute Eigenschaft und keinen grellen Fehler hat. Aber mit der Rachel soll man sie doch nicht vergleichen, wie man mitunter tun möchte. Was man auch an der Rachel aussetzen mag, eine geniale Kraft kann man ihr nicht absprechen, und gerade an dieser Kraft ist Dlle. Araldi nicht beteiligt. Weicher und weiblicher ist sie als die immerdar böse Rachel, das ist wahr, und deshalb wird sie für Frauenrollen außerhalb des Kreises von Athalie und Phädra vorzuziehen sein.

Dlle. Rachel habe ich diesmal in vier Rollen gesehen, und sie hat mir viel zu schaffen gemacht. Einem so starken Genius gegenüber kann man nicht ohne Kampf ein vielfach absprechendes Urteil vor sich selbst begründen. Ehe ich dies erzähle, will ich noch erledigen, welche andern Künstler erster Ordnung das Pariser Theater jetzt besitzt. Das ist schnell aufgezählt: es sind nur noch einige Komiker, es ist der schon erwähnte Lemaitre, und es ist vor allen Bouffé, der beste Charakterspieler in Frankreich.

Mit den Komikern ist es mir komisch ergangen: ich habe heute wie damals über sie gelacht, und ihnen doch hinterher vorgeworfen, daß sie älter und nicht besser geworden seien. Ein ganz wichtiger Vorwurf. Der eigentliche Komiker, der Komiker von Profession, hat ja nur eine spezifische

Eigenschaft, wie die rote Farbe eben nur rot ist. Wer wird verlangen, daß diese einmal grün sei, wer wird vom Komiker verlangen, daß er einmal anders sei, als er eben ist?! Die verschiedene Charakterfärbung soll man vom eigentlichen Komiker gar nicht verlangen, er kann sie nur in soweit gewähren, als der Charakter der Rolle sich mit seinen komischen Eigenschaften verträgt. Das sind seltene Genies, welche auch mit komischer Kraft verschiedenartig wirken können; Ludwig Devrient war ein solches, Bouffé gilt bei den Franzosen für ein solches. Das sind Charakterspieler und nicht Komiker. Meine alten Freunde Arnal, Vernet, Bardou, Achard, Ravel usw. befanden sich noch alle wohl, und da ich das Glück habe, über die verschiedenartigsten Nationalnüanzen von Komik, über die österreichische wie über die dänische, die berlinische wie schwedische, die „Frankfurter“ wie holländische, über die englische wie über die französische herzlich lachen zu können, so konnt' ich ja vollkommen zufrieden sein, all die lustigen Leute gesund wieder zu finden. Gesundheit ist ja die Munterkeit, welche hierbei gemeint ist, und Arnal war launig wie sonst, Bardou polternd wie sonst, Vernet ärgerlich wie sonst. Die Leute konnten nicht dafür, daß sie jetzt schlechtere Rollen hatten, und daß sie mit ihrer Person allein alle Unkosten des Vergnügens tragen mußten für ein nicht besonders vergnügliches Stück. Die leichte Störung, welche ich empfand, kommt also wieder auf dieselbe Ursache hinaus: es wird nichts Erquickliches mehr produziert im heutigen Paris. Nicht einmal eine lustige Farce. Aus all den Possen ist mir nur erinnerlich geblieben, daß man äußerst dreist umspringen darf mit der auswärtigen Diplomatie. Mein zensuriertes Theatergewissen war äußerst betroffen von der jubelnd aufgenommenen „Niaiserie“ eines russischen Diplomaten, blank heraus russisch angezogen in karikiertem Stil und russisch genannt. Ich sah mich schüchtern um, ob das europäische Gleichgewicht davon nicht schwanke, sah aber nur lustige Gesichter, welche diese

wichtige internationale Frage offenbar gar nicht zu würdigen wußten. Trotz der russischen Kapitalien, welche soeben ganz unerwartet vertrauensvoll in Paris auftreten, fand ich auch an andern Theatern besonders russische Minister in den frechsten Händen der Komiker, und fand überall, was doch noch viel ärger ist, daß niemand ein Arg darin finden wollte. Das feine Schicklichkeitsgefühl unserer Hoftheater, welches den entferntesten Schatten fremden Mißbehagens in der Geburt zu beseitigen weiß — diese ganze negative Poesie von Rücksichten ist diesen gedankenlosen Pariser Theatern geradezu unbekannt. Ja, auf meine bescheidene Anfrage nach den diesfalsigen Grenzen wurde ich einfach ausgelacht und nach dem Gymnase verwiesen, welches vor einigen Tagen ein neues Stückchen „la cour de Biberack“ gebracht habe. Dort würde ich finden, daß man keine fremde Nation bevorzuge, dort würde ich meine Nation ein wenig kurios und nach unsern Begriffen unerlaubt dargestellt finden. Es mußte das ärgste sein, denn am andern Tage las ich im Feuilleton das Journal des Débats, daß es selbst Janin „embarassant“ nannte, den Inhalt dieses Stückchens zu erzählen, und daß er ihn deshalb nicht erzählte. Janin sogar nahm also größere Rücksicht als ein Theater! Ich eilte hin! — — Nach den Begriffen unserer Hoftheater ist es wirklich ein casus belli, und ich kann ebenfalls den Inhalt nicht sogleich erzählen. Die Rücksichtslosigkeit in der Persiflage ist beispiellos. So viel muß ich sagen, wenn ich auch als Mann des Friedens das Feuer nicht schüren will.

Ich flüchte zu Bouffé. Bouffé spielt heute einen hundertjährigen Greis, morgen den Gamin von Paris, heute den gutmütigsten, lustigsten Polterer, morgen den herzlosen Geizigen. Er ist der vielseitigste Schauspieler Frankreichs. Seine Charaktere, und es scheint kein menschlicher übrig zu sein, den er nicht darstellte, sind immer in zehn, zwanzig, hundert Zügen und Schattierungen richtig, und sie sind immer überreich

ausgestattet an Zügen und Schattierungen. Seine Genauigkeit, seine sorgfältige Ausführung, sorgfältig, wie in einem Teniersschen Bilde, ist bewundernswert. Und dennoch machte er mir nicht den Eindruck eines großen Künstlers. Er hat mir ihn früher nicht gemacht, er hat mir ihn jetzt nicht gemacht. Woher kommt das? Er gewährt mir keine Illusion. Ich sehe die hundertfältige Absicht und bin verstimmt. Ich empfinde, daß alles gemacht ist, allerdings vortrefflich gemacht, aber gemacht. (Nebenher gesagt: die Franzosen haben auch meines Wissens kein eigentliches Wort für „gemacht".) Ich erfahre nur eine Kraft des Verstandes, fühle aber nicht einen Hauch des zwingenden Geistes, welcher schöpferisch zu einem unteilbaren Ganzen vereinigt, fühle nicht den Hauch des aus dem Ganzen schaffenden Genius. Ich zweifle keinen Augenblick, daß dies Mißverhältnis zwischen mir und Bouffé zum Teil in meiner eigenen Unfähigkeit der Auffassung, zum Teil in unsern verschiedenen Nationalitäten liegen mag. Es ist mir z. B. ganz deutlich, wie sehr Bouffé durch folgende Umstände benachteiligt wird. Erstens gehört er zu den Boulevardtheatern, welche in ihrem Repertoire niemals über eine gewisse Mittelform hinausgehen. Jedermann von einiger Bildung soll die Stücke und Charaktere ganz zu würdigen wissen. Da ist nichts Ideales, nichts Absonderliches, Tiefes zulässig, und selbst der beste Schauspieler erhält nie eine Aufgabe, welche die Durchschnittsbildung überschritte. Das muß den besten Schauspieler innerlich mittelmäßig machen, wie sehr er auch Geist und Talent ausbilden mag in Fertigkeit und Sorgfalt. Zweitens muß Bouffé wie jeder andere Pariser Schauspieler seine Rollen hundertmal wiederholen, und zwar oft dieselbe Rolle ohne Abwechselung zwanzig, dreißig, fünfzigmal in einem Strich wiederholen; das tötet den Geist oder belebt doch auf Kosten des Geistes das kleine Spiel, die bloß täuschende Technik. Er gehört endlich in allen übrigen Punkten zu diesem ausgetriebenen Mechanismus,

welcher das Pariser Theaterspiel bildet. Das ist wirklich ein Mechanismus, ein bloßer Mechanismus. Unser Theater könnte manches davon brauchen, aber ich danke Gott, daß unsere Schauspieler so zähe Fehler haben, welche die völlige Herrschaft dieser mechanischen Schauspielerei bei uns unmöglich machen. Es ist wahr, die Einstudierung eines Stückes in Paris ist neben der Einstudierung bei uns ein Wunder von Sorgfalt. Bei uns kennt der Schauspieler durch eine schlechte Leseprobe kaum notdürftig den Zusammenhang des Stückes, da geht er ans oberflächliche Auswendiglernen und geht ans Probieren des Ganzen. Ist dies dreimal in Bausch und Bogen durchgemacht, so findet die Aufführung statt, und es bleibt dem Musengott überlassen, ob das den Lenkern ziemlich unbekannte Räderwerk zu einer leidlichen Fahrt den Weg finden werde. Wer möchte leugnen, daß dies eine gewissenlose Liederlichkeit ist, und daß die Vorbereitungszeit wenigstens verdoppelt werden muß? Unser Theater ist aus herumziehenden Truppen und Stegreifrittern entstanden und kann diesen Ursprung nicht los werden. Was an diesem Ursprung gut ist, die immer rege erhaltene Schöpfungskraft, das wird an den Pariser Theatern durch übertriebene Vorbereitung und übertriebene Wiederholung vernichtet. Hier wird das Stück länger „am Tische“ probiert, als bei uns Zeit nötig ist von der Ankunft des Manuskriptes bis zur ersten Aufführung. Das heißt: man hält so lange wirkliche Leseproben, bis auch nicht das kleinste Winkelchen von Verständnis dunkel verblieben ist. Dann erst beginnt man mit Theaterproben. Deren Menge ist gar nicht vorauszubestimmen. Unter zwanzig bis vierzig werden es selten, oft aber werden es ihrer noch viel mehr. Man beginnt nie mit dem Ganzen wie bei uns, sondern mit Szenen, und dann mit einem Akte. Man kommt erst zum Probieren des Ganzen, wenn alles einzelne fest steht wie gemauert. Nun laßt ein so eingepfropftes Stück fünfzigmal in zwei Monaten wiederholt sein, und betrachtet es euch! Dann ruft

ihr wohl: Eine Sicherheit, welch ein Zusammenspiel, welch ein vortrefflich Theater! Ich kann nicht einstimmen. Diese Sicherheit, dies Zusammenspiel, welche ich natürlich anerkennen muß, sind mir diesmal fast zuwider geworden, weil sie mich in ihrer bloß mechanischen Äußerlichkeit an ein Puppentheater gemahnten. Es ist mir, als bekäme ich nur den Schatten des Stückes, so sehr fühle ich heraus, daß dies eine fertige, seelenlose, bloße Wiederholung ist, was da oben an meinen Augen und Ohren vorüber geht, daß dies im schlechten Sinne des Wortes bloß Schauspieler sind, die etwas zur Schau spielen und stellen, was ihnen selbst äußerst gleichgültig ist. Der französische Schauspieler schafft nicht mehr, produziert nicht mehr auf dem Theater, er wiederholt nur, was er sich auswendig gelernt hat. Darum interessiert er mich nicht. Das jedesmalige neue Werden der Rolle, dies allein ist mir künstlerisches Theaterleben, welchem ich meine Seele hingebe; das bloße Wiederholen berührt mein Inneres nicht. Das mechanisch gewordene Spiel hat mich diesmal wie ein Gespenst aus den Pariser Theatern gejagt. Und auch aus Bouffé wittere ich diese Mechanik heraus, und was an Reichtum des Details, was an Konsequenz der Haltung die Franzosen und novizenhafte deutsche Landsleute entzückt, das erkältet mich nur um so mehr. Je künstlicher eine Maschine ist, desto unheimlicher macht sie uns den Eindruck einer Maschine.

10.

Paris, im April.

Demoiselle Rachel wird diesen Sommer nach Deutschland kommen und auf unsern Theatern ihre Hauptrollen spielen. In Köln will sie anfangen, in Frankfurt fortfahren, und nach Eroberung des Rheins weiter vordringen ins Innere des

Barbarenlandes*) — eines Landes, welches in der Tragödie die drei Einheiten nicht für das höchste hält, und welches nicht bewundernswert findet, daß alle Vorgänge und Übergänge nur erzählt werden. Sie wird Beifall finden, und unsere reichen Leute werden Ästhetik verhandeln. Glaube man nicht, daß ihr Publikum zu klein sein werde. Es ist ja ein deutsches, will sagen ein kosmopolitisches, und die Neugierde lockt so stark wie die Wißbegierde. Wenn Devrient oder Seidelmann in Frankreich als Gäste erschienen wären, so hätten sie freilich die Kosten selbst tragen müssen. Die Franzosen hätten ihre Namen nicht gekannt, und selbst die wenigen Franzosen, welche Deutsch verstanden, hätten im Parterre nicht eine Szene verstanden. Im ganzen wird das nie anders werden, wieviel man auch davon spreche, daß die Franzosen jetzt das Ausland studieren, und sich namentlich mit dem Deutschen beschäftigen. Letztere Nachricht ist nicht ganz übertrieben; unsere Sprache hat bei den Franzosen wirklich einige kleine Fortschritte gemacht, und sie ist so ein klein wenig Mode. Aber ist es nicht schon ein Fortschritt, wenn man das Alphabet einer Sprache lernt, von welcher man früher keinen Buchstaben gekannt? Wenn die Franzosen über das Buchstabieren der deutschen Sprache hinauskommen sollten, so müßten sie aufhören, Franzosen zu sein.

Demoiselle Rachel heißt bekanntlich Felix. Monsieur Felix, ihr Bruder, wird als Impresario auftreten bei der Triumphreise seiner Schwester. Er hat eine Truppe zusammengeworben, welche alle die Figuren darstellen soll, die als Folie nötig sind für die Phädra, Hermione und Athalie. Wer weiß ob die Folie geringer sein wird, als das Tragödienpersonal des Théâtre Français wäre, wenn es in eigner Person seine Sultanin auf Reisen begleitete. Ich habe den

*) Sie ist nur bis Frankfurt gekommen, und dort hat sie am besten gefallen.

berühmten Monsieur Ligier recht manieriert und unerträglich gefunden, wie sehr er applaudiert wurde, und den ebenfalls berühmten Monsieur Beauvallet recht roh. Er schreit sehr brav mit einem schönen Organ und erinnert in seinen Kraftstellen an unsere Kunst.

Im Jahr 1839 sah ich die Rachel zum erstenmal im Bajazet als Roxane. Damals war ihr Ruhm noch ganz jung, und der Orient im grünen Kleide und weißen Turban und mit der still siedenden, bösen Eifersucht, nahm sich sehr interessant aus auf dem blassen Antlitz und in den kleinen kräftig stechenden Augen dieser Jüdin. Die ganze Fassung der Rolle fand ich stark von Sehnen, nur etwas mager. Das konnte der Roxane, einer an Bildung armen Orientalin, angemessen sein. Jetzt sah ich sie als Phädra zum erstenmal wieder. Das Publikum empfing sie mit lebhaftem Klatschen, und ihr Auftreten, das Anlegen ihrer Rolle, alles was ich Skizze nennen möchte, das ist außerordentlich. Es hat das Energische eines starken Geistes, hat das Sehnige und Markige behalten, ja gesteigert durch Sicherheit. Das Wesen der Genialität ist gebieterisch um sie her, und zwingt zu gespannter Aufmerksamkeit. Sie übt Autorität aus, wie die Franzosen sagen. Dieser Zwang gelingt immer nur großen Schauspielern. Daß die Rolle als Ganzes über diese geniale Skizzierung nicht hinaus kommen konnte, daß sie nicht voll werden, nicht plastisch ab- und ausgerundet werden konnte, das durfte ich der Rollengattung zuschreiben. Phädra ist freilich eine der ausgeführtesten; aber im allgemeinen zeigen ja diese französischen Tragödiengestalten vorzugsweise nur einige Schärfen ihres Charakters, und nicht die Fülle und Breite desselben. Was also der Rachel fehlt, das fehlt ihr vielleicht nur, weil es in Racines Stücken nicht vorhanden ist. So dachte ich, da nach einigen Akten diese Phädrarachel nicht mehr so günstig auf mich wirkte, als sie in den ersten Szenen gewirkt hatte. Ich wurde zunächst unzufrieden mit

mir selbst: ich verstand oft streckenweise nicht, was sie sprach. Und doch spricht sie vortrefflich Französisch, und der Ausländer versteht immer diejenigen Redner am leichtesten, welche am besten sprechen. Ich hatte sie vor sieben Jahren leichter verstanden, und doch war mir damals die Sprache weniger geläufig als jetzt. Woran lag das? Ihre Virtuosität ist gewachsen, und sie packt jetzt mit einer gefährlichen Behendigkeit vier, fünf, sechs Verse in ein Bündel zusammen und wirft das Bündel zusammengeschnürt hinter sich, um rasch an eine nachdrucksvolle Stelle zu kommen. Wer nicht, gleich dem gebildeten Franzosen, die Racineschen Verse sämtlich auswendig weiß, der behält nicht Zeit genug übrig, um zu erkennen, was sie alles in diese wegzuwerfenden Bündel zusammenpackt. Die gedruckten Stücke werden zwar im Theater verkauft, man hat seine Phädra auch schwarz und weiß in der Hand; aber wenn man nicht während des Spieles selbst nachlesen will, dann kommt man nicht dazu. Der Vorhang fällt bekanntlich vor dem Schluß des ganzen Stückes nicht, und der Zwischenakt dauert gewöhnlich nur eine Minute. Binnen anderthalb Stunden ist solch ein fünfaktig Stück zu Ende gespielt, oder richtiger zu Ende gesprochen. Wollte ich nicht gar zuviel von den Worten der Rachel verlieren, so mußte ich tun, was ich hundertmal an unsern unmusikalischen Opernbesuchern verspottet, ich mußte die Worte nachlesen, während sie rezitiert wurden. Das machte mich ärgerlich. Ich durfte indessen diesem Ärger kein Anrecht geben auf mein Urteil, wenn nur die fremde Sprache schuld war, und wenn nicht Franzosen selbst zugestanden, daß ihre Rachel in diesem Dampfwagentempo oft unverständlich werde. Zunächst entschädigte ich mich an den zahlreichen Stellen nachdrücklicher Betonung, pikanter Betonung. Pikant mag etwas kleinlich klingen; ich empfand aber doch schon deutlich in dieser Phrädavorstellung, daß es das richtige Beiwort sei für viele Stellen, welche das Publikum „sublim“ vorgetragen fand. Ich ent=

schädigte mich auch an der interessanten, wahrhaft vergeistigten Erscheinung dieser großen Schauspielerin. Sie ist nur von Mittelgröße und schlank und fein gebaut — ein arabisch Roß, wenn dieser Vergleich nicht unpassend genannt werden muß. Das schwarze Haar, die wohlbeschatteten schwarzen Augen, die weiße Haut von einer gesunden Mattweiße, die feine Hand — das alles ohne Fülle und doch nicht wirklich mager, bildet ein nerviges Ganze, welchem man Reiz und Schnellkraft zusprechen muß. Die kleine Unterlippe tritt ein wenig vor und bekräftigt außerordentlich die herben Leidenschaften von Zorn, Haß und Verachtung, welche sie am besten ausdrückt. Der Ausdruck hingebender Liebe ist ihr vielleicht versagt, weil ihr die Wärme versagt sein mag. Innerhalb der Energie, in welcher sie ihre Vorzüge sucht und findet, mag ihr Wärme und Hingebung matt erscheinen. Sie gibt dafür Feuer, und wird es schwerlich verstehen, daß ohne Wärme und Hingebung ein völlig poetisches Weib für uns nicht zu schaffen ist.

Zum zweitenmal sah ich sie in der Jeanne d'Arc von Soumet. Das ist ein ganz nichtiges Stück. Man gibt es Sonntags, weil schmetternde Phrasen gegen die Engländer vorkommen und den Beifall des Sonntagspublikums stacheln. Hinter mir tappten denn auch einige Vertreter dieses Publikums den Takt der Alexandriner, diese Trommelmusik ihrer Poesie, mit den Füßen, bis die Jungfrau rief, sie habe sich töten wollen, „pour echapper aux Anglais!“ Welche Wut, welcher Beifall! Ich hätte Engländer sein mögen, denn es lag ein vollständiger Respekt in diesem Zeichen des Hasses. Die einzige letzte Silbe des Wortes Anglais, dieses ä, breit und lang herausgestoßen aus weit geöffnetem Munde, wie der blökende Ton eines Hammels, spricht als bloßer Ton den vollsten Ingrimm aus gegen den Begriff Engländer. Nach solcher oberflächlichen Rolle soll man keine Künstlerin beurteilen. Die Rachel war in all den kleinen Gängen des

Gedankens so geistvoll und poetisch, als es diese Wendungen nur irgend vertrugen. Aber sie packte so viele Worte zusammen, daß ich sie nachlesend nicht verstehen konnte. Dieser Übelstand blieb sich gleich in allen Rollen, die ich von ihr sah, und es haben mir denn auch wirklich Franzosen zugestanden, daß ihnen manches entgehe. Mit einer bewundernswürdigen Kunst der Atmung, welche unsern Schauspielern zu wünschen wäre, fliegen die französischen Schauspieler über seitenlange Reden hinweg, und man hört kaum Laute, nicht mehr Worte. Quitter z. B. heißt cter. Ja, die Hauptworte der Zwischenrede, welche die Gegenrede erst erzeugen, werden nicht abgewartet, man weiß sie ja auswendig. „Aber du bist ja" — einerlei! ich will nicht bescheiden sein! hieß es einmal, und in diesem glücklichen Fall der wörtlichen Wiederholung erfuhr ich, wie das erstickte Wort geklungen hätte. Aus folgendem Grunde ist dies rasselnde Jagen denn doch ein wesentlicher Übelstand: Wenn man sich nicht ganz feindlich verhält zur französischen Sprache und Tragödie, so entdeckt man namentlich in den Racineschen eine graziöse ansprechende Musik des Gedankens und Wortes. Dieses musikalische Element, für mich wesentlich in dem Reize Racines, wird durch die bloß kriegerische Manier der Rachel vernichtet. An dem einen Ende hört man nur den tremulierenden Baß des aufziehenden Grolls, an dem andern Ende nur den gellenden Diskant des Ausbruchs. Alle Noten dazwischen, welche die Melodie bilden sollen, sind ausgestrichen. Die Rachel eilt nur von Fermate zu Fermate.

Nach der dritten Rolle, der Hermione in Andromaque, war der Widerstand meiner Billigkeit erschöpft. Der Leser wird im Vorhergehenden bemerkt haben, daß ich den Tadel gern erdrücken möchte durch das Lob, welches ihren genialen Kräften wirklich gebührt. Das vermocht' ich nun nicht mehr: ich wußte es auswendig, dieses Darstellungstalent, ich konnte mir nicht verleugnen, daß sie mir in ihrer damaligen Theater-

jugend als Roxane besser gefallen, daß sie nur an Virtuosität gewonnen habe. Hier kann noch von einigen Nuancen mehr oder weniger die Rede sein, sagte ich mir, aber eine weitere Welt als die enge Tabulatur von drei bis vier Eigenschaften französischen Ausdrucks, eine weitere Welt ist nicht vorhanden in Demoiselle Rachel. Die Opposition, welche schon im zweiten Akt der Phädra in mir aufgesprungen, riß mir nach der dritten Rolle die Zügel aus der Hand. Man spielt hier viel fester und sicherer als bei uns, das kann nur der Unverstand verkennen, und die mittelmäßigen Schauspieler sind hier tüchtiger in Handhabung aller Hilfsmittel, sind virtuoser als selbst unsere guten Schauspieler; aber ein wirklich guter Schauspieler bei uns ist in gewisser Beziehung unergründlich viel mehr, als hier der beste. Immer das Lustspiel ausgenommen, so weit es die Grazie der Form geltend macht — einer Form, welche nun einmal ganz Europa, mit Ausnahme des Türken, ziemlich gleichmäßig besitzt. Hier in Paris wiederholt der Schauspieler immer nur seine Lektion, er produziert nicht auf der Bühne, er gestaltet und schafft nichts mehr neu, wie es der unsrige tut. Hier ist er fertig ehe er anfängt, und man muß dem Zuschauer sehr viel Flachheit zutrauen, wenn man glauben kann, er werde diesen Mangel schöpferischer Hingebung nicht bemerken. Für unser poetisches Bedürfnis im Theater ist selbst diese Rachel arm, ach so arm! Auch sie hat, wie ich oben bei den Malern bemerkt, nur den Witz der Leidenschaften, keineswegs aber den vollen Inhalt. Und sie leistet alles, alles was die Franzosen von der Tragödie heischen! Nie hab ich so deutlich empfunden, als beim Spiele dieses mit Beifall überschütteten Mädchens, daß wir eine viel breitere und tiefere poetische Welt haben, als die Franzosen. Immer war ich voll Interesse, ja voll Bewunderung bei der prächtigen Anlage der Rollen, und immer wurde ich kalt und kälter, wenn die Höhe der Rolle nichts gab als die kalte rhetorische und witzige Ausbeute eines Affektes,

immer war ich am kältesten, wenn das Publikum raste. Ich fand, daß diese Rachel eine sehr große Virtuosin, aber im deutschen Sinne des Wortes keine große Künstlerin sei. Eine große Virtuosin selbst unter den Franzosen. Aber lieber Himmel, immer auf der G-Saite spielen zu hören, das hat man bald satt, wie kurios auch dieser Reichtum der Armut sein mag. Sei nun auch ihr Spiel die ganze Violine einer Racineschen Tragödie — und das ist sie nicht; ich finde sie immer noch weit zurück hinter Racine, den sie theoretisch ausbeutet, aber dem Herzen und Charakter nach lange nicht erfaßt — sei sie aber auch ein volles Instrument, für uns ist der Künstler ein ganzes Orchester, in welchem alle Instrumente eingeschlossen sind. Und davon ist hier kein Gedanke; das umfassende Künstlertum ist germanisch. Deshalb haben wir freilich so selten vollständige Künstler; haben wir aber einen, so ist er ein Halbgott neben dieser mathematischen Dürftigkeit. Man sagt, Bouffè sei auf dem Wege einer Allianz mit uns. Der Weg ist noch weit. Und wäre er so außenhin möglich? O nein. Nach hundertjähriger Allianz mag da etwas Lebendiges entstehen, eine Ehe unsers unersättlichen Gedankens mit dieser rasch fertigen Form.

Ja, ich habe der Rachel gegenüber auch obenein oft gegen den einzelnen Witz des Pathos protestieren müssen, ohne Rücksicht auf die dürftige Eigenschaft solcher witzig pathetischen Wirkung überhaupt. Ich fand den Schlag nicht selten am falschen Orte, und mußte den Geschmack der Schauspielerin mit Kopfschütteln aufnehmen. Sie hat offenbar nur Instinkt der Bildung, und die eigentliche Kultur ihres Geistes ist vernachlässigt. Man hat mir dies bestätigt, als ich nach ihrer Lebensgeschichte fragte. Sie sucht mit rastloser und vortrefflicher Spürkraft Schlaglichter in den Versen, und haftet dann sehr oft auf kleinen Gedanken, welche das Schlaglicht nicht vertragen, und welche unter so greller Beleuchtung Trivialitäten werden. Das Wort „manieriert“ wag' ich nicht

auszusprechen, weil ich mir zu solchem Tadel nicht genug französischen Geschmack zutraue. Aber auf der Zunge hab' ich es hundertmal gehabt. Oder soll man ganz nach heimatlichem Geschmack richten? Die fremde Nation wird doch ohnedies von solchem Urteile eines Fremden nichts gut heißen und aufnehmen, und kann nichts aufnehmen! Ich habe mich immer redlich bemüht, diesem französischen Tragödienstil, der uns so gänzlich widerstrebt, die organisch französische Seite abzugewinnen. Eine solche hat er ja doch gewiß. Als ich früher ein ganzes Jahr lang in französischen Landen mich aufgehalten, da wurde mir auch dieser Stil erträglicher, und daß die Rachel jenes arge Vibrieren und Tremulieren verließ, schien mir eine Verheißung zu sein. Ich meinte es könne mit der Zeit ein europäischer Stil gewonnen werden in einer Verbindung des Romanischen und Germanischen. Diese Verheißung ist mir diesmal spurlos untergegangen. Das Beispiel der Rachel hat allerdings gewirkt, das Vibrieren und Tremulieren ist im allgemeinen schwächer und seltner geworden; aber was ist an die Stelle getreten? Ein Schneppern und Wippen, ein modern-romantisches Schnellen und Werfen der alten in Schleppkleider gehüllten Verse, ein jähes Wenden und Springen, und — dadurch ist für mich das Ganze noch ungenießbarer geworden. Ohne die alten Rhythmen wird diese alte Poesie ganz und gar nur wunderlich. Der Reiz jener höflichen Feierlichkeit ist dahin, denn man turnt in den schweren Staatskleidern, und der musikalische Hauch Racinescher Gedankengrazie ist, wie schon erwähnt, ebenfalls dahin: in Hast und Trockenheit der militärischen Pfeife und Trommel poltert der alte gravitätische Vers vorüber. Da kann keine Harmonie mehr entstehen. Wie z. B. Hr. Ligier, ein Held des Parterres, wirtschaftet in platter Hitzigkeit modernen Vortrags, in kurzen, eckigen Gestikulationen des heutigen Franzosentums, das ist für mich eine blanke Karikatur Racines, und bei dem nie ausbleibenden

Applause möchte ich pfeifen. Und doch habe ich als Fremder gar keinen Anspruch auf richtiges Urteil, und muß mich wie oben bei den Malern bescheiden, in einem fremden Kirchspiele zu sein.

In dieser groben Art eines innerlich trockenen Deklamators sündigt nun die Rachel nicht. Der durchscheinende Gedanke adelt alles an ihr. Sie beleidigt nicht. Sie sündigt feiner; sie sucht Effekte in der geistigen Überraschung. Sie sucht zu verblüffen, wenn ich das alltägliche, aber vollständig bezeichnende Wort brauchen darf. Dies nennt man hier Imponieren, wenn sie aus einem unschuldigen Haufen von Versen plötzlich einen Dolch herausfindet und einen Augenblick lang schimmern läßt. Übrigens hat sie wirklich einen starken Geist und ein starkes Talent für den Ausdruck desselben. Aber Geist und Talent sind eng. Wenn sie manieriert wird oder schon geworden ist, so mag die Eigenschaft ihres Geistes schuld haben, und diese französischen Tragödien haben gewiß nicht minder schuld. Sie sind diejenige dürre Abstraktion der Franzosen, welche das Ausland unserm Norden so freigebig und richtig vorwirft in unsern Bildungen. Die Charaktere haben keinen Körper, und die Handlung hat keinen Körper. Das paßt allerdings für eine Jüdin ganz besonders. Von Anbeginn ist das jüdische Wesen ein abstraktes, ein nur gedankenhaftes, von Anbeginn ist es feindlich dem Bilde selbst, und dem plastischen Ausdrucke ganz und gar. Feindlich aus geheimnisvollem Gefühle der Unfähigkeit. Der Baalsdienst, welcher den Gott verkörperte, war dem hebräischen Instinkte zuwider. Das traurige, trockene Land Kanaan hat die Fülle und die Schönheit der Form weniger gebären können als die Unermüdlichkeit, die wunderbare Ausdauer, die Kraft des Gedankens. Welch ein Reichtum der Einzelheit in dem Alten Testament, und zugleich welch eine Formlosigkeit! Und in dem Alten Testament war das Volk jung und schöpferisch. Folgt ihm in den Talmud, in dies Labyrinth des zersplitterten

Gedankens. Bildende Kunst zersplittert eben den Gedanken nicht, sondern verdichtet ihn. Folgt dieser Unzahl großer Fähigkeiten und Talente, welche dem jüdischen Volk beschert worden sind zum Ersatze fürs Vaterland: ein plastisches, ein im speziellen Sinn des Wortes schönes ist nicht darunter; vielleicht zum Teil darum nicht, weil ihnen das Vaterland, dieser irdische Kitt für geistige Schöpfung, verloren gegangen ist. Kombinationen mögen sie auch in den Künsten mit großem Erfolge zuwege bringen, denn sie sind außerordentlich begabt, aber wirklich schaffen, neue Formen schaffen, Bildungen verkörpern zu einem Leben in Leib und Seele — das können sie nicht*). Die Rachel hat also nicht passenderes erwählen können für ihre Naturanlage, als die französische Tragödie. Wäre diese einen Grad mannigfaltiger und voller, so würde man den Mangel dieser Künstlerin deutlicher sehen. Am Schluß der „Hermione“ lag dieser Fehler offen vor mir da. Hier hat Racine eine Forderung gestellt, welche nicht aus bloßer Logik zu veranschaulichen ist, sondern aus dem vollen Wesen eines Weibes, eines inkonsequenten Geschöpfes, hervorspringen muß. Sie hat den Mord des Pyrrhus vorbereitet, sie hat ihn befohlen, und als er geschehen ist, verabscheut sie ihn und den Mörder Orest, weil sie eigentlich den Pyrrhus liebt, und sie treibt mit dieser jähen Wendung den Orest in den Wahnsinn. Das durchweg unliebenswürdige Weib hat sich in dem gleichmäßigen Striche verständlich dargestellt im Spiel der Rachel bis daher, hier aber ist psychologisch nichts vorbereitet, und die kühne Wendung Racines wird Fratze. Wo hätte auch der richtige Ausdruck herkommen sollen! Es ist nur logische Leidenschaft dargestellt worden, nicht aber ein volles Menschentum. Wir sind immerfort gestreckten Laufes

*) Der Redakteur der Allgemeinen Zeitung hatte hier beigesetzt: „Dasselbe gilt von den Arabern, dem bedeutendsten semitischen Volke.“

bergauf bergab, versauf versab fünf Akte lang gegangen in einer Linie, wir haben nirgends geruht, nirgends einen Schritt zur Seite getan, die Rolle ist eine Linie, nicht aber eine Person geworden; jetzt kann die Künstlerin am Schluß nur jählings die Linie verlassen und irrtümlich erscheinen; aber sie kann nicht eine neue Seite eines unausgerechneten menschlichen Wesens zeigen.

Darum war die Rachel in der vierten Rolle, in der Athalie, am besten. Diese Königin ist einfach ein böses Weib. Was sie zu nuancieren hat, sind Nuancen desselben Tones. Hier ist es angebracht und von starker Wirkung, daß sie alle ihre Gedankenkraft anhäuft zu einer einzigen Stimmung. Sie hatte sich graues Haar aufgesetzt und das Grauen ging vor ihr her. Hätte das Theater seine Macht verstanden, in der Darstellung dieses so lange verkannten Stückes, hätte es den größten Effekt erreichen können. Aber während sonst in allen Theatern der Leierkasten unaufhörlich gedreht wird, hatte man hier den Gesang der Chöre, hatte man das Psalmentum Racines gestrichen. Ja, die Kritik Jules Janins flötete hinterher ein abgeschmacktes Bedauern, daß die Rachel ihre Jugend versteckt habe unter einer Perücke des Alters. Wie kann unter so ungeschickter Umgebung und neben einer so charakterlosen, süßlichen Kritik ein großes Talent sich mannigfaltig entwickeln! Ein Talent von großer Energie ist Demoiselle Rachel, man mag an ihr aussetzen was man will, und sie wird bei ihren Gastrollen in Deutschland vollständige Siege erfechten. Denn ihre Vorzüge sind ihre Avantgarde: das Heer selbst abzuwarten und zu vermissen, dazu wird sie uns keine Zeit lassen und keine Gelegenheit bieten. Sie wird auch langsamer sprechen, weil man unter einer fremden Nation immer das Bedürfnis empfindet, durch langsamere Aussprache verständlicher zu werden. Die französischen Schauspieler in Berlin z. B. haben ein viel langsameres Tempo als in Paris. Der Anblick der Rachel, der Anblick einer so wohl vor-

bereiteten Fertigkeit wird auch günstig wirken auf unsere Schauspieler. Fertigkeit und Durchdrungensein vom Hauptgedanken der Aufgabe kann unsern suchenden Darstellern eine heilsame Ergänzung werden. Und sie bringt den elektrischen Stoff eines Stückes wie der Blitz ihn bringt, überraschend, blendend und des nachfolgenden Donners sicher.

II.

Paris, im April.

Ich habe noch einige Persönlichkeiten zu schildern, mit denen ich diesmal in nähere Berührung gekommen. Von den Notabilitäten, die ich früher kennen gelernt, habe ich nur wenige wieder aufgesucht. Und zwar grundsätzlich. Sie haben keine Zeit, oder nehmen doch kein tieferes Interesse an dem Fremden, der einmal eine Stunde mit ihnen verbracht hat. Es ist eine Höflichkeit gewesen, daß sie uns die Stunde geschenkt, daß sie uns Anteil gezeigt haben. In Wahrheit hegt der Franzose keine innerliche Aufmerksamkeit für das, was nicht französisch ist, und er hegt sie am wenigsten in Paris, wo es ihm an naheliegendem Interesse keinen Augenblick fehlt. In der Provinz etwa und auf Reisen nur ist er nicht zerstreut neben einem Fremden. Das literarische Gespräch besonders soll man nur mit Vorsicht in Paris suchen. Die Form steht ihnen fest, das Handwerk desgleichen, und eben deswegen schreiben sie so unvergleichlich rascher als wir, den Inhalt aber geben sie im beiläufigen Gespräch nicht preis wie der deutsche Schriftsteller, welcher bei jeder Gelegenheit seine Befähigung rechtfertigen zu müssen glaubt. Sie gewähren ein paar Grundsätze derjenigen Partei, zu der sie gehören, und gerade so viel Variationen darüber, als man täglich in ihrem Journale lesen kann. Die sogenannte Causerie der Franzosen, dieses gerühmte Spiel der Unterhaltung, darf

man natürlich nicht erwarten, wenn man jemand das erste oder das zweitemal besucht.

Neue Notabilitäten haben sich in den letzten Jahren nicht entwickelt. Louis Blanc etwa ausgenommen, der oft in unserm Lesekabinett zu sehen ist, unsere deutschen Zeitungen aber nicht in Anspruch nimmt. Ein rüstiger Mann, der vielleicht zu ausführlich schreibt. Es fällt mir ein, daß mir nichts besonderes haften geblieben ist von seinen „zehn Jahren“, als der durchgehende Oppositionsgedanke, weil er das Vorübergehende eben so nachdrücklich behandelt hat, wie das Wichtige. Dieser künstlerische Übelstand, welchen Lamartine in den ersten Bänden seiner „Girondins“ vortrefflich meidet, ist wohl eine Hauptursache, daß von unsern historischen Büchern so selten eins ins Volk dringt. Nicht der Inhalt und die populäre Sprache allein schaffen Popularität, sondern die künstlerische Fassung. Hohes und Schwieriges kann so gruppiert werden, daß es auch dem Mittelstande der Leser annehmbar und reizend wird. Wir Deutschen besonders geben immer zuviel; die Hälfte unserer Bücher könnte, wie die Hälfte neuer Trauerspiele, gestrichen werden vor dem Druck. Trotzdem sehe ich Blancs Revolutionsgeschichte mit Spannung entgegen. Es wird immer wieder Neues aus dem alten Mantel geschüttelt, und Lamartines Buch z. B. hat dessen vielfach und macht mit Recht ein vollständiges Glück. Jedermann liest es hier, und jedermann lobt es. Der eine natürlich mehr, der andere minder. Es ist eine reife Frucht, deren Geschmack man nicht lieben mag, deren Vollsaftigkeit man aber eingestehen muß. Es ist ein gutes und wäre auch ein schönes Buch, wenn es — ebenfalls kürzer wäre. Weil er sich für jeden neuen Helden ganz und gar und ohne Rücksicht auf den Organismus des Ganzen interessieren will, gebiert er sich lauter Hauptpersonen und verdirbt die Gruppierung. Nun steht alles im Vordergrunde, und dadurch wird das Bild zu voll, das Buch also zu lang. Nebenher will ich erwähnen,

daß er einmal von „vices infames“ unseres großen Friedrich redet, ohne etwas Näheres darüber beizubringen. Wir kennen keine „vices“ am großen König, und die Unkunde deutscher Quellen hat wohl Lamartine verleitet, irgend einer alten feindseligen Klatscherei unbedachtsam Gehör zu geben. Das sorgfältige Buch von Preuß berührt und erledigt alles, was vom Klatsche des vorigen Jahrhunderts übrig geblieben und der Rede oder Widerlegung wert ist. Aber selbst dieser Klatsch hat auch in seinen frechsten Zügen nichts, was eine so gröbliche Bezeichnung verdiente. Es hätte also doch für die eigne Geschichte der Franzosen sein Gutes, wenn sie wirklich etwas von deutschen Büchern verständen.

Lamartine ist im Äußeren sehr viel älter geworden. Das schmale, magere Gesicht ist noch schmaler geworden durch die tiefen Linien, welche sich in die Züge eingefurcht und die vortretende Nase noch vorgedrängt haben. Weiße Haare haben sich eingeschlichen. In seinem Buche gibt er die neue Nachricht, Robespierres Vater sei englischen Ursprungs gewesen, was die puritanische Charakterzähigkeit des vielfach unfranzösischen Jakobiners natürlich erklären hilft. Ich würde ihm selbst, diesem schlankgewachsenen Lamartine mit hektischen Backenknochen und mit dem stillruhenden und doch innen glühenden Blicke eine englische Verwandtschaft zuschreiben, wenn ich irgend eine Berechtigung dazu wüßte in seiner Familiengeschichte, die ihn nach dem warmen Burgund zu weisen scheint. In charakterstrenger Milde hegt er eine einsame Stellung und spricht immer gegen den Krieg, wie jener trockene Dialektiker Robespierre eine einzelne Stellung suchte in charakteristischer Härte, und trotz Freund und Feind 1791 allein gegen den Krieg sich erklärte. Damals schon, 1839, als ich diesen Lamartine das erstemal sah, und er mir in seiner Ähnlichkeit mit einem protestantischen Geistlichen gar nicht gefiel und mich doch in Verwunderung setzte durch hingebendes Gespräch mit Frau von Girardin und Balzac, zwei

Literaten von einer ihm grundsätzlich wildfremden Richtung, damals schon, als ich ihn zum erstenmal reden hörte, so volltönend, so schön, so überzeugt, in so strömendem Feuer, und zwar über Eisenbahnen, deren Bedeutung die Kammer nicht verstand oder nicht verstehen durfte, damals schon war ich durchdrungen davon: Dieser Mann hat eine große Zukunft, und ich bin heute noch derselben Meinung. Es ist etwas Neues des Franzosentums in ihm und etwas gründlich Neues. Was die Franzosen annehmen können von europäischem, oder richtiger von kosmopolitischem Sinne, das ist dargestellt in Lamartine, welcher nationalfranzösisch bleibt, ohne verblendet französisch zu sein. Und das ist gründlich, weil es langsam und nach und nach entstanden ist. Es ruht auf dem schönsten Grunde, auf dem der Naivität, welche immerdar aufzunehmen und zu lernen bereit ist. Welch eine Entwickelung, seit dieser Mann in der Kammer erschien unter der Ankündigung, es erscheine ein poetischer Legitimist, wahrscheinlich ein junger Chateaubriand, und seit er oben auf der äußersten Rechten seinen Platz einnahm! An allen wichtigen Fragen hat er sich seit der Zeit lebhaft beteiligt, hat sich unantastbar den Ruf eines unbestechlichen, grundehrlich strebenden Mannes erworben, hat sich diesen jetzt so kläglich seltenen Ruf in der Kammer Frankreichs bewahrt, und — schließt jetzt sein Urteil über die konstituierende Versammlung der Revolution dahin, daß er, der einstige Legitimist, sagt: „Die Nationalversammlung hat nicht genug gewagt gegen das Königtum! Sie schon mußte die Republik erklären; denn diese Regierungsform ist vorzuziehen, wenn es sich von völlig neuer Schöpfung eines gesellschaftlichen Lebens handelt, sowie die Monarchie vorzuziehen ist, wenn die Spekulation ihre Ziele gefunden, und sich das Bedürfnis gemeldet hat, die neu gewonnenen Formen zu festigen und zu erhalten.“ Wer von selbst und ohne Falsch, und ohne innerliche Inkonsequenz zu solchen den einstigen Legitimisten scheinbar vernichtenden Resultaten kommt,

der ist von einer bewundernswerten Naivität, von einer Ehrlichkeit des Trachtens, welche das größte Vertrauen ansprechen darf.

Man wird es ihm gewähren, sobald das jetzige Regiment mit dem greisen Könige in die Gruft getragen wird. Lamartine wird ein Hauptminister der Regentschaft sein. Er wird seinen Charakter einsetzen für ein neues Regiment; Thiers wird sein Talent zu Hilfe bringen. Glaube man ja nicht, daß dieser kleine Mann der unerschöpflichen Hilfsmittel für immerdar unmöglich sei. Für das Talent gibt es keine Unmöglichkeit; es umgeht sie, wenn es sie nicht überwinden kann; es wartet. Thiers wartet und säubert sich und häutet sich, um zu der ernsthaften, von poetisch-politischem Enthusiasmus bewegten Figur Lamartines zu passen. Man schreibt hierzulande Geschichte, um den Leuten zu zeigen, daß man Geschichte machen kann.

Sogar der erste Geschichtsschreiber der Revolution, sogar Mignet, von welchem die Zeitungen so selten reden, hat seit dem Druck seines kurzen Buches nicht einen Augenblick aufgehört, die Zahlung der Macht dafür in Anspruch, und seit der Julisrevolution auch in Empfang zu nehmen. Er besitzt die Weisheit der Bescheidenheit, er weiß, daß die zweiten Stellungen die wirksamsten sind, weil sie dauern und die Verantwortung nicht in erster Linie zu zahlen haben, und er bescheidet sich damit. Wer viel wirken will, der stellt sich nicht an die Spitze; denn auf die Spitze sind alle Pfeile gerichtet. Er ist Staatsrat. Die Ministerhäupter haben wie oft um ihn gewechselt, er ist Staatsrat geblieben, er wohnt, ungestört von dem Herrenwechsel, nebenan in seiner alten Wohnung. Obwohl Junggeselle hätte doch gerade er sich familienhaft einrichten können in seinem Staatslogis. Dies grenzt nämlich an das Ministerium des Auswärtigen und gehört doch wohl als Staatsgebäude zu jenem. Aber jenes macht Ecke und Eckstein des Boulevards, das seinige zieht

sich in die stille Straße zurück, es ruht still unter den Archiven, die seinem Schutze übergeben sind. Wenn man in den großen stillen Hof eintritt, so sieht man links und rechts Überschriften, welche „Karten“ und ähnliches Material der Staatswissenschaft ankündigen. Auf diesen Hof herab sieht das Arbeitszimmer dieses so schön schreibenden Mannes, dieses immerwährenden Sekretärs der Akademie, der berufen ist, den akademischen Notabilitäten die Grabreden so zu halten, daß die Vorzüge vergoldet, die Mängel verschleiert werden. Letztere so zu verschleiern, daß man sie doch erkennt, das ist eine Kunst, welche Mignet in hohem Grade versteht. Ich hatte ihn nie gesehen und mir ihn immer unserm Varnhagen ähnlich gedacht. Sein ruhiges, gleichmäßiges Wirken unter all dem Pariser Wechsel, seine Charakterschilderungen von harmonischer Gedrungenheit, seine fassungsvolle Anschauung des Lebens und der lebendigen Personen hatte mich immer künstlerisch, ich möchte sagen Goethisch angesprochen. Zuletzt in Wien war ich mit ihm beschäftigt gewesen, wo mir Friedrich Halm die reichhaltige Charakteristik des Antonio Perez, dieses merkwürdigen Sekretärs Philipp II. gegeben hatte, damit ich ein Drama darin fände. Mehr als ein Drama ist darin, aber für das spanische Theater.

Als der Diener öffnete und mich in den hohen und weiten Arbeitssalon des Historikers eintreten ließ, erwartete ich hinter dem Schreibtische, welcher die Mitte des Zimmers einnahm, einen bejahrten Herrn in weißen Haaren aufstehen zu sehen. Es war aber ein eleganter Mann in braunem Lockenhaar. Ein feiner, klarer, schöner Kopf französischer Art. Dunkle Augen, die scharf zusehen, ein bewegliches Antlitz, das nicht leicht mehr als höfliche Eindrücke verrät, ein feiner Mund voll weißer Zähne, welcher schalkvolle Sicherheit verrät, eine hohe Stirn, eine Farbe von gesunder Blässe. Die Gestalt groß und stattlich, die Bewegung von wohlhabender fester Haltung. Ich sagte ihm, daß er mir älter

vorgeschwebt, weil seine Revolutionsgeschichte schon so lange in der Welt und mir schon eine Gymnasiastenlektüre gewesen sei. „Ah," erwiderte er lächelnd, während wir uns am hohen Kamin zurechtsetzten, „ich war sehr jung, als ich sie schrieb!" — „Die knappe, gedrungene Fassung ist also Ihr ursprüngliches Talent." — „Das muß sie wohl, wenn sie darin ist. Denn das Buch ist äußerst rasch geschrieben worden, geradezu dem harrenden Setzer und Drucker in die Hände. Wir brauchten damals ein solches Buch augenblicklich. Und ich habe", setzte er hinzu, „bei all den späteren Auflagen keine weiteren als unscheinbare stilistische Änderungen angebracht."

Ich meinte mich zu erinnern, daß in seiner Charakteristik Robespierres eine von der Thiersschen Schilderung dieses wichtigen Mannes abweichende, nicht unwesentliche Verschiedenheit stattfände. Er leugnete es. „Robespierre", sagte er, „war in all seinem Rousseautum unmoralisch; er war feig und war geizig; aber unbestechlich. Er vertrat das Bürgertum, beherrschte es aber nicht. Seine Obmacht konnte also nicht lange dauern."

All dies zugebend, und die Trockenheit des Geistes und Herzens als hinreichenden Grund der dauerlosen Macht begreifend, ist mir doch nie recht klar geworden, daß er mit bloß logischer Tugend Begeisterung hat wecken können. Fanatismus erzeugt man wohl damit, aber nicht Begeisterung, und letztere hat ihn offenbar eine Zeitlang getragen. Diesen Zweifel hat mir Lamartines Darstellung aufgeklärt. Lamartine behandelt Robespierre eben so ungünstig, wie jeder Historiker, welcher einen ganzen Menschen zu charakterisieren weiß, und nicht bloß einen kargen Gedanken verherrlichen will, auf Kosten der vollen Wahrheit, aber er stellt einen wichtigen Wendepunkt in helles Licht. Dies ist die Kriegsfrage. Robespierre, ein tüchtiger Rechenmeister, sah voraus, daß der Krieg neue Fähigkeiten und Menschen emporbringen und die bisherigen Tribunen philosophischer Disziplin stürzen müsse. Er

allein widersetzte sich also dem Kriegsgeschrei der Girondisten und seiner eignen Partei; er trotzte der Inpopularität, wohl wissend, daß dies nur die Inpopularität des Augenblicks sein könne, und daß ihm dieser Widerstand als Symptom tiefster Selbständigkeit und Bürgerlichkeit tausendfache Prozente bringen müsse in der Meinung des Bürgertums, wohl wissend, daß man binnen wenig Tagen die Wahrheit seines Wortes begreifen werde: der Krieg sei der ärgste Feind der Freiheit. Und so geschah es, und aus dieser Probe des bürgerlichen Kernes erwuchs die bürgerliche Begeisterung für ihn. — Mignet hatte nichts dagegen einzuwenden und sprach überhaupt wohlwollend über das Lamartinesche Buch. Natürlich so, daß hinter diesem Wohlwollen mannigfacher Tadel des Buches unausgesprochen ruhen konnte. Aber er deutete diesen Tadel nicht einmal an, viel weniger daß er ihn ausgesprochen hätte. Die besseren Franzosen halten auch in literarischen Fragen, so weit sie nur irgend eine Person berühren können, streng an den Gesetzen guter Lebensart, sobald nicht von einer grundsätzlichen Polemik die Rede ist. — Ich fragte ihn, ob folgende Szene richtig sei, die mir Heine gestern erzählt, und die er von ihm selbst, von Mignet, gehört haben wolle: Der jetzige König der Franzosen sei als junger Herzog von Chartres in der Notwendigkeit gewesen, einen Paß nachzusuchen und deshalb einem Minister Visite zu machen. Dieser Minister sei Danton gewesen, und Danton habe ganz sentimental gesprochen. Unter andern habe er geseufzt über die schmerzliche Aufgabe solcher Schreckensherrschaft, welche sie durchführen müßten, und habe hinzugesetzt: „Dies alles tun wir für euch — pour vous, vous — ihr erntet die Früchte davon!“ — Diese Äußerung habe der König vor kurzem wiederholt, und es habe geklungen, als ob Danton für Ludwig Philipp persönlich prophezeit habe. Ist dies richtig? — Mignet lächelte und sagte bloß: „Ungefähr.“

Natürlich fragte auch er nach Preußen, und als ein

Mann von Fach erwähnte er als letzte Geschichte der alten Zeit die jüngste Geschichte mit der Berliner Akademie. Diese traurige Begebenheit hat als Symptom überall einen gleich üblen Eindruck gemacht, und an den verschiedensten Orten habe ich hören müssen: „Es war für euch die höchste Zeit, daß eine allgemeine Änderung eintrat. Übrigens“, setzte Mignet hinzu, „halte ich die konstitutionelle Regierung nur großen Staaten angemessen.“ Auf dem Rheinschiffe hatte mir ein Nassauer dasselbe gesagt, indem er ausrief: „Eine Kammer voll abhängiger Beamten und abhängiger kleiner Leute ist fast noch weniger wert, als ein absolutes Regiment!“ „Jawohl“, sagte Mignet und verbreitete sich über den Preis des großen Friedrich, den man hierzuland nie anders nennt als „le grand Frédéric“, wie man bei uns nie anders sagt als „der alte Fritz“. Wir schämen uns entweder, weil uns das Lob unseres Helden wie Eigenlob klingt, oder wir sind auch hierüber nicht einig, weil wir neidisch sind, und behelfen uns mit einem vertraulichen Ausdrucke, damit doch ein wenig Herz auch da ersichtlich werde, wo wir uns nicht ganz hingeben wollen. Teilung überall!

Jeder wirklich große Historiker hat seine Zeit beschrieben. Von diesem Satze, den sich Mignet gefallen lassen konnte, kamen wir auf Thierry, der in seinem traurigen Zustande der Blindheit und Lähmung des Unterkörpers immer in entlegenen Zeiten und Formen umher tasten muß, kamen auf Thiers, welchem Mignet von Jugend auf ein treuer Freund geblieben ist, kamen auf Ranke, nach welchem sich Mignet erkundigte. Rankes Geschichte der Päpste ist, so viel ich weiß, ins Französische übersetzt, und die unterrichteten Franzosen stellen sich, als ob er etwas schnell zu Werke gehe, erkennen ihm indessen zu, daß er Geist und Sinn für historische Form habe. Die Unsrigen werden ungläubig lächeln, wenn Franzosen Gründlichkeit der Forschung in Zweifel ziehen und rasche Folgerung bedenklich finden wollen, Franzosen, welche

sich von Hilfsarbeitern die Quellen gesammelt ins Zimmer leiten lassen, damit ihnen nicht im Studium des Details Zeit und Überblick verloren gehe. Wir sagen gern: Es geht euch auch in dieser fabrikartigen Vorbereitung der unübersetzbare Hauch intimer Eigentümlichkeiten verloren! Von Mignet ist dergleichen wohl nicht zu sagen. Mitten unter die Quellen gebettet, macht er seine Studien selbst und persönlich, und es ist wohl eine interessante Frage, ob er seine Geschichte der Reformation fördern und ob er sie zu Ende bringen werde. Jenes bejahte er, dieses hofft er, und zwar hofft er etwas Vollständiges zu bringen. Seine außerordentliche Tätigkeit ist allerdings durch fortwährende Beteiligung am rollenden Staatsleben gar vielfach in Anspruch genommen, da er seine Tür, seinen Sinn und seine Hand immerfort offen erhält, und die geschickteste Ökonomie mit der Zeit durchsetzen muß, um allen Anforderungen zu genügen. Diese Ökonomie hatte ihm doch gestattet, Heines Atta Troll, der eben in der Revue erschienen war, so aufmerksam zu lesen, daß er ihn mit genauer Sachkenntnis loben konnte. „Wie sollen die Franzosen all die kleinen Eidechsen und Schlangen von deutschen Anspielungen verstehen!“ hatte ich zu Heine gesagt, und Heine hatte mir erwidert: „Es errät kein Volk so gern und so geschickt, als das französische. Besonders Malicen!“ — Ich hörte jetzt aus Mignets Lobe, daß Heine recht gehabt, und hörte beim Abschied mit noch lebhafterer Freude, daß er die Güte gegen einen Fremden zum Verbindlichsten steigern und mich mit Herrn Thiers bekannt machen wolle. „Ich esse Sonntags bei ihm,“ sagte er freundlich, „lassen Sie mich um acht Uhr herausrufen; ich werde Sie ihm dann vorstellen. Um diese Zeit nach dem Essen empfängt Thiers sehr gern Besuch, und da ihr uns gern nachsagt, wir seien über das Ausland nicht gut unterrichtet,“ fügte er mit seinem sarkastischen Lächeln bei, „so können Sie ja diesen wichtigen Mann über das jetzt so interessante Preußen aufklären.“

12.

Paris, im April.

Unter den Romanschreibern hat sich in den letzten Jahren kein neues Talent hervorgetan, dessen persönliche Bekanntschaft ich hätte suchen mögen. Der russische Feldzug Sues hat alles in Schatten gestellt, und seit fünfzehn bis zwanzig Jahren hat Frankreich in der schönen Literatur nichts Hervorragendes mehr aufwachsen sehen. Alle Notabilitäten stammen jetzt aus der Restaurationszeit und dem ersten Lustrum der Juliusepoche. Ist das jüngere Geschlecht von schwächerem Wuchse oder ist ihm nur der zupassende Frühling- und Maiwuchs noch nicht gekommen? Die glückliche Wendung hängt freilich oft an einem scheinbaren Ungefähr. Vor vier oder fünf Jahren verkündigte z. B. einer Ihrer Korrespondenten den Untergang des französischen Romans, der sich in Gespräche auflöse. Diese Verkündigung war nicht ohne Fug, und doch erhoben sich wenige Wochen darauf diese Gespräche unter Sues Feder zu solcher dramatischer Kraft, daß sie selbst in ihren Übertreibungen Europa interessierten. Neben diesen starken Reizmitteln ist selbst die edelste Form, der Gedankenroman George Sands in den Schatten geraten. Diese Priesterin romantischer Spekulationen öffnet ihren Tempel zu oft. Nicht zu oft für ihre Verehrer, zu denen ich selbst gehöre; denn diesen ist jede Schrift von ihr wertvoll. Aber zu oft für die Macht ihrer Bücher. Dem größten Genie ist nur ein bestimmter Kreis von Gedanken und Formen zugemessen; wenn es sich in Macht erhalten will, muß es dem Herzen und Geiste Sammlung aufnötigen, wirkliche Sammlung, welche wenigstens darin besteht, daß man dem Talente Zeit gewährt, die eignen Erfindungen zu vergessen. Sue ist ein warnendes Beispiel mit seinen drei Romanen, welche einander auf dem Fuße folgten. Die Fußstapfen der Genialität in den Mystères wurden durch den ewigen Juden so aus-

getreten im aufgeweichten Boden der Landstraße, daß Martin über die selbst gebildeten Lehmränder fallen mußte. Das Handwerk ist eine Gefahr auch für die größten Talente, und die begabteste Phantasie bleibt ein Acker, welcher Befruchtung durch Ruhe braucht.

Auf meine Nachfrage hieß es, George Sand sei schon abgereist nach dem Berry, wo ihr Landgut gelegen. Sie sei übel gestimmt gegen eine Lesewelt, welche durch den Roman nur unterhalten sein wolle, und welche den abgeschmackten Vergleich Lamartines, der Roman sei unsere Opiumpastille, ebenso abgeschmackt bestätige. Sue sei ebenfalls auf dem Lande und komme selten nach Paris. Heine wußte keine nähere Auskunft zu geben, obwohl er beide genau kennt und der Sand sogar intim befreundet ist. Intime Freundschaft schließt hier in dem großen Heerlager nicht aus, daß man sich jahrelang nicht sieht. Die Enthaltsamkeit, welche den Schriften fehlt, kommt der Freundschaft zugute. Nach Balzac fragte ich gar nicht mehr. Der ist schon seit zehn Jahren ohne Adresse, und man muß ihm begegnen, um ihn zu sehen. Die Adresse ist ihm abhanden gekommen, seit er das Interesse an seinen eignen Romanen verloren hat. Das Publikum hat dies auf der Stelle gefühlt und hat ihm recht gegeben, wie großen Respekt auch jedermann hegt vor seinem scharfsichtigen Geiste. Der schärfste Geist allein ist nicht imstande, einen Roman zu machen. Balzac ist blasiert für seine eignen Erfindungen und zerstört sie dadurch, indem er sie macht. Wer keine Illusion mehr hat, erzeugt auch keine, freilich ist es auch zum Erschrecken, wenn man diese Bibliothek von Bänden zählt, welcher dieser Mann in zwanzig Jahren geschrieben, und der gute Bürger würde nicht minder erschrecken, wenn er die Summen erführe, welche im Geleite dieser Bücher von diesem untersetzten, anscheinend so soliden Edelmanne in Bizarrerien und Phantastereien bis zum verhältnismäßigen Minus verzettelt worden sind. Dabei ist

Balzacs eigentliche Fruchtbarkeit keineswegs erschöpft. Er hat sich nur verwöhnt, die Körperlichkeit gering zu achten, welche jedem Kunstwerke unerläßlich. Diese Verwöhnung ist sein Unheil, und ich glaube kaum, daß man, den Fünfzigern nahe, jene Körperlichkeit, das unmittelbare Erbteil der Jugend, noch einmal gewinnen kann. Mit nicht ungerechtem Spotte gegen die gedankenlosen Dramen rief er einst: „Wenn ich erst nicht mehr Phantasie genug habe, Romane zu schreiben, dann habe ich gerade genug, um Dramen zu komponieren.“ Und doch ist ihm kein einziges gelungen. Das Drama braucht vor allem einen Körper. „Das ist falsch!“ rief Weill, „Balzacs neuester Roman ist wieder gut, und wir machen es euch zum Vorwurf, daß ihr der französischen Literatur nicht mehr aufmerksam folgt!“ — Nicht mehr aufmerksamer als unsrer eignen; diesen Vorwurf suchen wir zu verdienen.

Eugen Sue ist ungemein höflich; einer deutschen Dame, welche der Autographengrippe, dieser echten Frauenzimmerkrankheit, nicht entgangen, und welche so mutig gewesen ist, ihn unfrankiert um einen Brief zu ersuchen, hat er umgehend eigenhändig geantwortet, und Weills Ansuchen um ein Rendezvous entsprach er augenblicklich mit den Worten: er sei in Paris und beeile sich, uns um zwei Uhr aufzusuchen in der Wohnung des Journalisten. Schon um Mittag war ein neues Billett von ihm da: er könne erst um halb drei kommen. Einer von uns hätte den Fremden seelenruhig eine halbe Stunde warten lassen. „Das ginge noch,“ entgegnete mir der Journalist, „wenn ihr nur wenigstens die Höflichkeit erlerntet, daß jeder Brief eine Antwort, wenn auch eine ablehnende, zu fordern hat. Das völlige Nichtantworten ist eine nationale deutsche Unsitte.“ — Gegen Journalisten sind übrigens die beliebtesten und gelesensten Autoren in Frankreich standhaft artig. „Sie sprechen alle Tage über uns,“ sagen sie, „warum uns ohne Not den Leumund verderben!“ — Wir denken gar nicht, daß auch ein so unabhängiger

Mann wie Lamartine keine solche Artigkeit und Aufmerksamkeit unterläßt: auf dem Schreibtische des Journalisten lag das Visitenbrieflein für die Girondins, und es ist bekannt, daß Lamartine an einem und demselben Tage Auszüge aus den ersten Bänden an sämtliche Hauptjournale gesendet hat. Jedem Journal einen Abschnitt, welcher den leitenden Ideen des Journals am nächsten entsprach. So ward an einem Tage das Buch von den verschiedenartigsten Blättern mit gleicher Wärme empfohlen; sie waren dann freilich erstaunt über die Gleichzeitigkeit und die verschiedenartige Gleichheit des Wohlwollens, aber der einleitende und befruchtende Donner für das Buch war fertig. Der französische Vater eines literarischen Kindes weiß genau, daß dies Kind nicht bloß in die Welt geschickt, sondern auch geleitet sein will. Wir dagegen setzen unsere Kinder aus wie Findelkinder mit dem guten Glauben: sie werden sich schon selbst helfen, wenn was an ihnen ist.

Es kam jemand langsam die Treppe herauf gestapft mit dem Stocke. Ist Sue durch seine wilden Romane körperlich so erschöpft worden? Nein, es war der arme Heine, welcher von dem Rendezvous unterrichtet worden war. Stöhnend blieb er in der Tür stehen und rückte Kopf und Augenlid in die Höhe, um zu sehen, wen er vorfände. „Ich wollte, ich hätt' ein schlechteres Gewissen und einen besseren Kopf!“ sagte er auf der Schwelle, und den Kaminsims suchend, auf welchen er sich zu stützen pflegt, fragte er mich: „Wo bist du gestern abend gewesen?“ — „Bei Mistreß Sarah.“ — „Sarah Austin, der kosmopolitischen Engländerin, die auch liebenswürdig ist? Ihr Salon wird gerühmt und man spricht davon, Guizot sei zuweilen da zu sehen.“ — Lord Normanby war wirklich da, ein riesenhafter Engländer mit gutmütigem Antlitz und Wesen, besonders riesenhaft in den kleinen Zimmern, die von einer ganzen Schiffsladung magerer Briten, Fracht der Überlandpost aus Indien, angefüllt waren. — „Alfred de

Vigny, Gatte einer Engländerin, pflegt auch da zu sein.“ — Ary Scheffer war da, der Faust- und Gretchenmaler. Ich hatte gedacht, er müßte deutsch aussehen, er ist aber wie ein eleganter, etwa fünfzigjähriger Franzos mit wohlgeschorenem Backenbart und der allmählich unerläßlichen weißen Halsbinde. — „Sogar Faust verliert hier sein Vaterland; dazu brauchtest du nur die Bilder zu sehen und nicht erst den Maler.“ — Es war ein uneleganter Franzose da mit nachlässig sitzender Brille, mit ungepflegtem Barte, ohne Vernisstiefeln, sogar zu meinem Trost mit einem leichtsinnigen schwarzen Shlip. Er trug ein durchfurchtes, etwas mißmutiges Gesicht durch die Gruppen von Engländern, bis ihm einer der magersten vorgestellt wurde, der bei dieser Gelegenheit mit unnachahmlicher Kunst die langen Beine durcheinander schob und stemmte. Wenn Platz dazu gewesen wäre, so hätte ich gefürchtet, er müsse umfallen. Er erzählte dem „schwarzen Shlip“ von Kairo, dem Mecheln des Orients, wo dieser offenbar sehr bekannt war. Ohne vorgestellt zu sein, glitt ich mit in das Gespräch, und der schwarze Shlip fragte mich nach Savigny, nach Gans, dessen Tod er sehr beklagte, nach Varnhagen, nach Fräulein S., nach den états généraux de la Prusse und nach den weiteren Notablen von Berlin, wo er genau bekannt war. Auf meine Verwunderung sagte er lächelnd, er gehöre zur alten Partei des „Globe“ und habe mitwirken geholfen damals, daß man aufmerksam werde auf Deutschland. „Sie werden finden, daß man dies jetzt in hohem Grade ist unter uns“, setzte er hinzu. „Jawohl,“ erwiderte ich, „und ich finde dies bedenklich für Frankreich. Es liegt nicht in französischer Natur, und ihr Staat und ihr Paris scheint mir auch etwas ins Stocken geraten zu sein. Er stutzte und entgegnete, aber er verneinte nicht geradezu. Es war offenbar ein sehr gescheiter Mann. — „Es war Ampère?!“ — Ja. Und dazwischen hörte ich mich Deutsch angeredet von einem sehr hübschen jungen Manne, der einen liebenswürdigen Aus-

druck in Miene und Stimme hatte, und der, denke! ein Enkelsohn Herders war. „Ah! Ein Herder in Paris! Wie würde der heut' darüber schreiben?" — Und diesen Turm von Babel vermittelte die Wirtin Mistreß Sarah mit sehr geschickter Objektivität. — „Das wäre mein Amt."

Während wir lachten ging die Tür auf, und ein großer Mann mit breitkrempigem Phantasiehute erschien — Eugen Sue. Sobald er in dem traurig veränderten Äußern unsers Poeten Heine erkannt, hatte es mit der Höflichkeit für uns vorläufig ein Ende. Er bekümmerte sich nur um ihn, der allen französischen Notabilitäten das Interessanteste ist von deutscher Literatur, und ich hatte volle Freiheit, den berühmten Romanautor zu beobachten. Da ist aber nicht viel zu beobachten: das gesellige Äußere ist bei allen Franzosen so gleichmäßig stark, daß von persönlicher Unterscheidung nur wenig zu entdecken bleibt. Die Rinde ist überall glatt an diesen Bäumen. Gerade an Sue sollte man eine narbige und knorrige Rinde erwarten, und sie ist doch nicht vorhanden. Sue ist hoch und breitschulterig gewachsen. In einem kurzen kräftigen Nacken möchte man die Energie angedeutet finden, welche all seinen Schriften eigen ist. Der Ausdruck seines Gesichts von etwas dunkler Hautfarbe ist wohlwollend, seine Augen sind sogar entgegenkommend und freundlich. Der tiefe Ton im Teint, die kräftig gebildeten Nasenflügel, der fein geschnittene und fest geschlossene Mund mögen vielleicht dem Physiognomiker willkommen sein, welcher Anzeichen eines innerlich leidenschaftlichen Wesens auffinden will. Die weichen Bewegungen des Mannes von Welt und das wilde Organ können ihn irre machen über jene Anzeichen, wenn er sich nicht viel Übung zutraut, hinter der Bildung das Naturell aufzufinden, und unter der untadelhaft eleganten Kleidung einen behaarten Arm, eine behaarte Brust zu sehen. Das kurz gehaltene Haar fängt an zu ergrauen, aber es bleibt dies Merkmal des Alters ohne Bedeutung bei der Kräftigkeit

des Ausdrucks und der Haltung, welche einen Vierziger von nerviger Reife darstellt.

Das Gespräch wandte sich zufällig auf kritische Zergliederung französischer Notabilitäten in der Literatur. Zufällig? Ach nein, es waren vier deutsche Schriftsteller zugegen. Die Kritik nicht nur, das Kritisieren ist uns zur andern Natur geworden. Wir haben alle wenig Erziehung, oder haben uns grundsätzlich angewöhnt, sie zu verleugnen. Wir sind wie Schweißhunde, welche am eifrigsten werden, wenn Blutstropfen, also Symptomen einer Wunde, nachzuspüren ist. Die Rasse bringt es mit sich, daß dabei kräftig gebellt werde. Den Tadel zu finden und vollständig auszusprechen stets und überall, das ist uns ein Hauptberuf. Wir nennen dies Drang nach Wahrheit, damit wir uns loben können. Der Franzose unterwirft sich viel vollständiger seiner Erziehung. Mit viel Anlage für Formen vergißt er auch nur im Notfalle das System oder Schema von Formen, welches Erziehung heißt. Auch alle literarischen Fragen bespricht er zunächst mit voller Rücksicht auf geselliges Gesetz. Vielleicht deshalb hat die französische Literatur nicht den zehnten Teil der Kritiker von Profession, welche unser Lager anfüllen und welche ihre Existenz nur in Urteilssprüchen über andere suchen. Für das Urteil, besonders für das abfällige, meinen die Franzosen, sorge schon das Publikum; aber das Publikum sorge nicht dafür, daß hervorgebracht und geschaffen werde. So war es nicht möglich Eugen Sue durch all unsere Herausforderungen zu einem harten Worte über Hugo, Dumas, Balzac oder sonst einen seiner Kollegen zu treiben. Wenn er dem Tadel nicht widersprach, so stellte er der getadelten Eigenschaft sogleich eine lobenswerte gegenüber. Wer möchte leugnen, daß dies mindestens liebenswürdig ist! Eine andere Abweichung von unserm literarischen Stile zeigte sich darin, daß er meinen leisen Angriff auf seine Tendenzschriftstellerei nicht verstand. Warum er bei so großem

Talent nur für vorgefaßte bürgerliche Zwecke Romane komponiere, während ihn seine Fähigkeit zu freier und deshalb größerer Erfindung ausrüste? Warum er der allgemeineren Wirkung halber grobe Verhältnisse und Gegensätze vorziehe, während er im Feineren und Edleren Größeres erreichen könne? — das alles war ihm unklar oder unwichtig. Die Geschmacksfrage, ob man praktische Tendenzen nicht zu suchen habe in schöner Kunst, ist ihm eine Spitzfindigkeit, und die Frage, ob er nicht das größte Publikum suchen solle, ist ihm wahrscheinlich eine Abgeschmacktheit. Er will so stark als möglich wirken. Schön zu wirken mag ihm untergeordnet scheinen. Prinzipien für das Detail der Form sind den Franzosen äußerst wichtig und stets gegenwärtig, Prinzipien allgemeinerer Ästhetik sind ihnen keineswegs so wichtig wie uns. Dem Bedürfnis des Augenblicks, dem Leben überhaupt geben sie sich hin, unbekümmert um Theorien, und jedes Wirksame ergreifen sie unbesehen. Sie experimentieren mit der Tat, nicht mit dem Lehrsatze, und sehen lächelnd zu, wenn man einer großen Wirkung dann nachsagt, sie sei mit unrichtigen Mitteln zuwegegebracht.

Die ungenügende Wirkung des Martin wird indessen von Sue nicht mit Lächeln betrachtet. Sie ist auch in Frankreich eine ungenügende, und Sue will jetzt eine Zeitlang pausieren. Indessen bejahte er doch, daß er die „sieben Todsünden", mit deren Übersetzung unsere biedern Buchschacherer schon Geschäfte gemacht, als Romanthema vorhabe. Die Angriffe auf Sue sind besonders von der konservativen Richtung in der Revue nouvelle zu einer Heftigkeit gelangt, wie sie eigentlich in französischer Kritik unerhört ist. Kein geringeres Wort, als das Wort „infam" spielt die Hauptrolle. Auf meine erstaunte Nachfrage erwiderte man mir, diese Übertreibung in der Kritik, welche den Roman selbst noch überbiete, rühre von keinem Franzosen her, sondern von einem Belgier. Slawen und Belgier bilden eine ganz zahlreiche

Vorpostenkette in der jetzigen französischen Journalistik, und diese Vorposten übertreiben am Dreistesten. So erzählt eben in der Revue indèpendante ein Slawe den Franzosen noch nachträglich das längst beseitigte Märchen von Halms Dramen, an welchen der Benediktiner Enk geholfen haben sollte. Es ist keine Abgeschmacktheit groß genug, um nicht bei Klätschern und bei Widersachern einer eigentümlichen Literatur Glauben oder wenigstens plappernde Nachrede zu finden.

Als wir uns von Sue trennten, kam noch in Rede, ob er nicht auch einmal die französische Revolution schildern solle. Seine ungemeine Kraft der Schilderung, seine Gewalt psychologischen Blicks und Ausdrucks, dieser Kernpunkt, welcher die Mystères über Europa verbreitet hat, müßte ja in den Männern und Szenen der Revolution ein außerordentliches Material finden. Mirabeau, Danton und Marat in absteigender Linie des Wertes und in aufsteigender Linie des sinnlichen Geistes würden in Suescher Zeichnung und Färbung frappante Gruppen geben auf dem Tumulte von Volksleidenschaften, deren Sue so vorzugsweise mächtig ist. Er lehnte die Zumutung so höflich ab, indem er Mignet, Thiers, Lamartine, Michelet und Blanc herzählte, daß ich überzeugt wurde, er habe sich schon längst etwas ähnliches vorgenommen.

„Warum hast du nicht schon lange dies Thema erwählt zu organischen Skizzen?!“ sagte ich auf dem Heimwege zu Heine, mit welchem ich nach dem Louvre zuwandelte. — „Warum nicht?! Das Leben ist so kurz, wenn man zu seinem Vergnügen leben will! Wie oft hab' ich daran gedacht, wieviel hab' ich davon zerstreut! Und jetzt kann ich nicht einmal zu Ende bringen, was ich angefangen und was uns noch näher liegt, memoirenhafte Skizzen unseres eignen Lebens, die künstliche Revolution deutscher Romantik und die praktische, welche wir seit dreißig Jahren durchmachen. Du wirst noch mit Detmold Mühe genug haben, die vorhandenen

Blätter zu redigieren. Wenn ich nur wenigstens noch lesen könnte! Sie schlagen mir aus Deutschland die Wasserkur vor! Sie beleidigen mich noch am Rande des Grabes. Als ob ich zwischen solch einer deutschen Kur und einem Tode ohne Umstände schwanken könnte in der Wahl! Nicht einmal den Lamartine kann ich lesen, den ich mit gesunden Augen wahrscheinlich nicht gelesen hätte!" — Du fändest manches Poetische! Wir wissen doch schon lange, daß ein Rouget de Lisle die Marseillaise gedichtet und komponiert hat. Diese Notiz führt Lamartine aus, daß sie sich jetzt wie ein deutscher Roman ausnimmt. Aus dem Juragebirge ist de Lisle gebürtig gewesen, und zu Straßburg mitten unter Deutschen hat er die Revolutionshymne geschaffen im Winter 1792. Deutsche Mädchen, die Töchter des Maires Dietrich, haben ihn durch teilnehmende Begeisterung zu solchem Ausbruche getrieben. Die letzte Flasche Wein — es hat Hungersnot damals geherrscht in Straßburg — hat der alte Dietrich mit dem Jünglinge aus dem Jura geteilt, und der Hauch dieses Weines hat in kalter Winternacht dem jungen de Lisle die Hymne eingegeben. Worte und Musik haben sich wie im Tanze gleichzeitig zusammengefunden vor dem kleinen Klavier, und wie alles, was lebendig wirken soll, ist das Lied gleich als gesungenes Lied entstanden um — wieder in die Lüfte zu verschwinden. Scheinbar wenigstens. De Lisle ist mit dem Kopfe auf dem Klavier eingeschlafen ohne ein Wort, ohne eine Note aufgeschrieben zu haben. Als er aber des Morgens im kalten Stübchen erwacht und sich besinnt, erkennt er die Hymne noch, die nicht von dannen geflogen ist: er schreibt sie auf und eilt mit dem Papier zu Dietrichs. Die Mädchen schlafen noch; sie werden geweckt, um die Begleitung zu spielen. Am frühen Morgen wird dies furchtbare Lied zum erstenmal in der deutschen Familie gesungen, und wirkt dergestalt, daß Vater und Mutter und Töchter schluchzend dem jungen Manne um den Hals fallen; die

Revolutionshymne ist gefunden! Daher diese deutsche Melancholie in der zweiten Hälfte des Liedes, daher diese Sympathie, welche es, abgesehen von allem politischen Wunsche, auch in Deutschland gefunden hat. Eine wunderbare Allianz der sonst so getrennten Landsmannschaften! Und wie redlich haben die Schöpfer ihr Werk zahlen müssen! Man hat es gesungen, als Dietrich zur Guillotine geführt worden ist, man hat es gesungen unter den Fenstern von de Lisles elterlichem Hause, und die Mutter, eine fromme Royalistin, hat ihm mit zitternder Hand geschrieben: „Was ist das für ein schrecklicher Gesang, welchen die Räuberhorden singen und bei welchem sie deinen Namen nennen, Unglücklicher, deinen Namen!?" — Man hat sie gesungen hinter ihm her, als er selbst des Royalismus angeklagt, vor den Jakobinern flüchtete in die Alpen hinauf, sein eigner Gesang ist ihm ein Schreckenssignal geworden, daß die Würgengel auf seinen Fersen seien. „Das ist die Marseillaise!" hat sein Führer trocken bemerkt. Von Stadt zu Stadt war die Hymne durch Frankreich geflogen, und in Marseille wurde sie zuerst stehender Klubgesang, von hier aus wurde sie durch die bekannten Marseiller Truppen, welche mit Barbaroux nach Paris zogen, auf dem Lande verbreitet; denn sie sangen dieselbe überall auf dem Marsche, und so kam sie als Kriegsgesang der Marseiller über Frankreich und erhielt den Namen Marseillaise. Sie ist aber nach diesen Daten zur guten Hälfte deutschen Ursprungs.

„Dieser Weg historischer Ableitung kann von Polizei wegen nicht erlaubt werden — was steht in dem Billett?" Es war ein Billett von Mignet, welches wir daheim vorfanden, und welches die Nachricht enthielt, daß Herr Thiers die Anmeldung meines Besuches nach dem Diner mit einer Einladung zum Diner erwidert habe. Man konnte nicht liebenswürdiger sein. — Aber was kann ich, ein bloßer deutscher Schriftsteller, dem Manne Interessantes sagen, um

meine Dankbarkeit durch die Tat zu beweisen? — „Du wirst hören, das ist ihm noch interessanter!“

13.

Paris, im April.

Um gut zu hören muß man auch passend zu sprechen wissen. Ich fragte also Heine, welche Liebhabereien Thiers hege. „Er liebt die bildenden Künste, besonders die Malerei. Frag' ihn nach seinem Aufenthalt in Italien, und er wird dir mit Hingebung von den Werken der großen Meister erzählen, wenn du so bescheiden bist, aus einem Staatsmanne nur die Geheimnisse des Hrn. von Rumohr hervorlocken zu wollen. Übrigens ist er geizig nach Ehre und Macht, wie jeder Mann von Kraft. Daran halte dich. Eine solche Passion schließt immer die andern aus. Es gibt also nichts Einfältigeres, als von seiner Geldsucht oder dergleichen zu reden, wie der herkömmliche Klatsch getan hat. Wer herrschen will, befaßt sich nicht mit Plunder.“ — Du sprichst ja wie ein Buch! — „Das tut man immer, wenn man keins mehr schreiben kann.“

Vom Boulevard nach der Montmartreseite aufwärts liegt hinter der Kirche Notre Dame de Lorette ein kleiner Platz, der St. Georgenplatz genannt. An der linken Seite desselben steht mitten in Gartenanlagen ein einfaches Haus von mäßiger Größe und geringer Höhe. Dies gehört Thiers oder, ich weiß es nicht genau, seinem Schwiegervater Hrn. Dôsne aus Lille, und hier wohnt der einstige Minister. Einstig sieht ja rückwärts und vorwärts. Die saubere Citadine, ein vierspänniger Mietwagen, in welchem mich Hr. Mignet mitgenommen und in welchem er mich ganz artig und ganz voll französischer Tiks examiniert hatte über deutsche Beurteilung französischer Größen, hielt unter einem bedeckten Vorbau, und wir gelangten nach wenigen Schritten durch ein

Vorzimmer ebenen Fußes in eine offene Reihe von Gesellschaftszimmern. Das Erdgeschoß des Hauses, viel größer als man von der Straße aus erwartet, scheint ganz und gar dem Salonleben bestimmt zu sein und macht in reichlicher und geschmackvoller Ausstattung großer Räume einen sehr angenehmen Eindruck. Wir waren die ersten Gäste und konnten am lodernden Kaminfeuer eines großen Salons unsere Gespräche aus der Citadine ungestört fortsetzen, bis ein krausköpfiger Herr erschien, der mit ziemlich verdrießlicher Miene neben uns Platz nahm. Es schien ihn nicht leicht etwas anderes als das Parteispiel in der Kammer zu interessieren. Hr. Duvergier de Hauranne war's, meines Wissens ein Gascogner und Nachkomme des berühmten Jansenisten. Ganz im Gegensatz zeigte der zunächst Ankommende, ein älterer Herr mit grauen Haaren, lebhaften, sogar inneren Anteil an allem Möglichen. Dieser neue Ankömmling war ganz so altmodisch gekleidet wie ein Gelehrter, der keine Zeit hat, nach dem Modewechsel zu fragen, sondern Frack und Weste und Pantalon für eine Dauer von wenigstens fünf Jahren anschafft, und sämtliche Kleidungsstücke so lange trägt, bis ein Diener oder ein guter Freund sagt: Jetzt sind positiv einmal neue nötig. Unter der alten Busenkrause schlug aber offenbar ein junges Herz; die blauen Augen in einem rötlichen Angesichte hatten etwas Frisches und Treues, und das ganze Wesen etwas Braves. Schnell und deutlich sprechend, entschiedene Bewegungen machend mit den etwas mageren, langen Gliedmaßen, verriet er in allem einen liebenswürdigen, fast leidenschaftlichen Eifer für Ideales, und erquickte dadurch, weil hinter all seinen Wendungen eine ausgebreitete Kenntnis sichtbar wurde, und zwar eine Kenntnis, welche ihrer Sache, soweit diese Sache bloße Wissenschaft, ganz sicher ist. Es war Cousin. Er hatte für mich durchweg etwas Deutsches, etwas von einem wohlwollenden Professor einer deutschen Universität. Eifrigst fragte er denn auch nach lauter gelehrten

Leuten in Berlin, wo er bekanntlich längere Zeit gewesen ist. Ehe sich aber dies Gespräch der Reminiscenzen entwickeln konnte, erschien Madame Dôsne, die Schwiegermutter des Hrn. Thiers, und nahm unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es scheint eine Frau von Bedeutung zu sein, und man sagt wohl auch, daß sie an der politischen Laufbahn ihres Schwiegersohns starken Anteil nehme und dessen beweglichen, dem Künstlertum vielfach zugeneigten Sinn gern immer wieder auf politische Ziele richte. Ihre Ansprache war für mich sehr wohltuend in derjenigen Einfachheit und Klugheit, welche einen Fremden beim Gespräch beteiligt, ohne ihn zu verpflichten. Will und kann der Fremde sich lebhafter anschließen, so ist ihm dies hinreichend erleichtert, will er nicht, so werden ihm auch für sein Ausweichen alle die Auskunftsmittel geboten, welche einer inhaltsvollen geselligen Bildung zu Gebote stehen. — Als Madame Thiers, eine fast schön und sehr interessant aussehende junge Frau, eintrat mit ihrer jüngeren Schwester, gab mir Madame Dôsne ihren Arm, und wir gingen in den anstoßenden Eßsaal zu Tische. „Mr. Thiers pflegt immer erst zu kommen, wenn wir bei der Suppe sind“, sagte sie mir, indem sie auf den links neben mir leer bleibenden Sessel deutete. Ich erkundigte mich nach seiner Tagesordnung. Er steht ziemlich früh auf und arbeitet in einem Zuge bis Mittag. Dann frühstückt er und liest Journale und geht aus. Zur Zeit der Kammersession auf Umwegen in die Kammer. Ermüdet kehrt er gegen Abend heim und schlummert ein Stündchen vor dem Diner. Nach demselben gehört er einige Stunden seiner Familie, seinen Freunden und den Besuchen, welche nach acht Uhr willkommen sind.

Ich wollte eben um Auskunft bitten, wer ein junger, schwarz gekleideter Tischgenosse sei, welcher unbemerkt von mir, als man zur Tafel gegangen, angekommen sein mußte und zwischen den jungen Damen uns gegenüber Platz ge=

nommen hatte, da entstand hinter mir unter den aufwartenden Dienern eine Bewegung, und aus einer Seitentür des Saales erschien Hr. Thiers. Ein kleiner Mann, sauber und unscheinbar gekleidet, kam er raschen, leichten Schrittes zur Tafel, grüßte schnell, kurz, herzlich, machte ebenso schnell, kurz und in den wohlwollendsten Ausdrücken meine Bekanntschaft ab, und nachdem er durch eine Frage an seine politischen Freunde ein allgemeines Gespräch veranlaßt hatte, widmete er sich schweigend und hörend seiner Mahlzeit.

Das kurzgeschorene Haar auf seinem runden Kopfe ist bereits ganz grau, das Gesicht selbst aber und die leichte Beweglichkeit des kleinen Körpers sind frisch und jugendlich. Die verständigen Augen haben etwas ganz und gar Gutmütiges. Gutmütig, poetisch gutmütig ist überhaupt seine Ansprache und sein Wesen. Nicht ausschließende Dogmen, sondern Freiheit der Bewegung, Geschicklichkeit der Kombination und Gruppierung bilden seine Politik. Das meint man der äußern Erscheinung schon absehen zu können. Eine Künstlernatur meint man vor sich zu haben, deren Stoff politische Fäden, Provinzen, Länder und Völker; poetischen Leichtsinn meint man zu wittern, und die Annäherung ist dadurch eben so sehr erleichtert, wie das entscheidende Urteil über solch einen aalglatten Staatsmann erschwert, wie die Gefahr erhöht wird. Die Gefahr der Untreue im weitesten Sinne dieses Wortes Untreue. Die liebenswürdigsten Weiber sind ja bekanntlich die gefährlichsten Ehefrauen. — Wenn Thiers die Brille nicht trägt, so hat er Ähnlichkeit mit einem deutschen Staatsmanne, mit dem sächsischen Minister v. Könneritz, und zwar ist es eine Ähnlichkeit, die nur die Umrisse des Kopfes und das anmutige Verstandesspiel der Mienen für sich hat, in allem aber, was Prinzipielles und Nationales betrifft, fortwährend entweicht, ohne doch zu verschwinden. Diese Ähnlichkeit hat mich anfangs ganz irre gemacht, eben weil man bei ähnlichen äußeren Voraussetzungen eine ähnliche

Innerlichkeit erwartet und nicht eher einen Haltpunkt findet, bis man den Differenzpunkt entdeckt hat, ich möchte sagen die Wasserscheide. Der deutsche Minister hat ein edleres vornehmeres Ansehen, und sein schöner Verstand hat sich eine engere Haltung erworben durch juristische Berufswissenschaft, durch eine bloß defensive, konservative Aufgabe, durch das Augenmerk auf einen kleinen, zwischen große Reiche eingeengten Staat. Unter solchen Umständen wird derselbe Verstand etwas ganz anderes als bei einem Franzosen, welcher seinen Geisteskräften den Zügel schießen läßt für alle ersinnliche Spekulation, und welcher die Beschränkung nur jeweilig sucht, um seine Verstandespassionen in leidliches Gleichgewicht zu setzen mit dem sogenannten politischen Charakter. Letzteren braucht man ja doch, so sagt lächelnd auch der Leichtsinn, um eine Einheit zu gewinnen für sich selbst und für die Zuschauer. Ohne Einheit keine Wirkung!

Die erste Frage nach der Suppe galt natürlich wieder Preußen. „Was wird werden aus dieser konstitutionellen Wendung? Was sagen Sie?“ so fragten alle. „Das kann kein Mensch wissen“, erwiderte ich einfältig genug. „Sehr richtig!“ sagte rasch Thiers, „wir haben die Sicherheit der Voraussetzungen oft genug und schwer genug gebüßt; es wird viel, sehr viel von Ihrem König abhängen, der ein interessanter und schwer zu berechnender Herr ist, und es wird alles davon abhängen, ob Ihre Nation nicht nur entschlossene, sondern auch talentvolle Führer findet in der Kammer. Hat Ihr König etwas vom großen Friedrich, so wird er nichts halb tun. Denn wer in der Politik halbe Maßregeln ergreift, säet Mißtrauen und erntet Undank, verliert die alten Freunde und gewinnt keinen einzigen neuen. Hat Ihr König etwas vom großen Friedrich, so sieht er seinem improvisierten Parlamente ein Vierteljahr aufmerksam und still zu und studiert und prüft, was wirkliche Seele des Zeitgeistes ist. Er kennt sie bis jetzt kaum, er kann sie nicht kennen; denn Ihr habt

bis jetzt noch keine unverdächtigen Organe gehabt für die Meinung Eurer Nation, und es heißt Außerordentliches verlangen, wenn man dem unumschränkten, in abgeschlossenem Kreise lebenden Fürsten abfordern will, daß er die konstitutionellen und liberalen Verlangnisse ohne Mißtrauen hören und annehmen soll. Findet also Ihr Parlament nicht zahlreiche Mitglieder, welche den Liberalismus tüchtig vertreten, dann ist für die nächste Zukunft nichts Absonderliches zu erwarten von der preußischen Verfassung, die in unsern Augen allerdings eine halbe Maßregel, denn alsdann findet Ihr König nicht hinreichenden Anlaß, sie in eine ganze Maßregel zu verwandeln, und dadurch wahrhaftiges Haupt von Deutschland zu werden. Findet Ihr Parlament aber solche Mitglieder zahlreich und tüchtig, dann wird Ihr König, der offenbar ein sehr geistvoller, dem wahren Bedürfnis zustrebender Herr ist, Manns genug sein, diese Leute und das wahre Bedürfnis zu erkennen, und dann wird die Frage entscheidend, ob er etwas vom großen Friedrich hat? Hat er dies, dann hat er auch den Mut ganzer Maßregeln, dann hat er auch die Kraft, seinen ersten prüfenden Schritt für nichts weiter als einen prüfenden Schritt auszugeben, und von jenen Männern die Begabtesten unverweilt um seinen Thron zu stellen, mit der Aufgabe: Richtet und schlichtet die Formen (definissez et encadrez), wie das wahre Bedürfnis sie erheischt. Und dann ist nicht nur die Physiognomie, sondern das Wesen des europäischen Körpers verändert, und Frankreich hat auf neuer Basis seine Stellung zum Auslande zu ändern."

Allgemeine Zustimmung der französischen Tafelrunde folgte dieser Rede; nur der junge Mann im schwarzen Anzuge schüttelte den Kopf. „Ich kenne Deutschland," sagte er halblaut, „und ich prophezeie: So wird es nicht. Ein so gerades logisches Handeln ist den Herren dort zu einfach. Sie sind in sogenannter Romantik aufgewachsen und können nirgends ganz aus ihr heraus. Der König namentlich ver-

langt und braucht Beifall." — „Desto besser!" unterbrachen fast einstimmig Mignet und Cousin den jungen Schwarzen, „desto besser!" setzte Thiers hinzu, „Könige, welche Beifall brauchen, sind die besten Könige! Verwundert hat es uns übrigens," sagte er weiter, indem er sich zu mir wendete, „einen Brief Ihres Königs gestern in den Journalen zu finden, welcher an Jules Janin gerichtet ist. Verkehrt er so wohlwollend mit den Poeten in Deutschland?" — „Für ein unselbständiges Buch," rief schon wieder der Schwarze, „für eine manierierte Bearbeitung der Clarisse Harlowe, und an Jules Janin! Kennen Sie Janin? Wissen Sie, was wir einen polisson nennen?" — „Das scheint mir ziemlich gleichgültig zu sein," entgegnete ich, „und ich bin erstaunt, daß die höflichste Nation eine Höflichkeit so auffallend findet, welche einem der Ihrigen erwiesen wird. Der namhafte französische Autor sendet mit einigem Geräusch ein Buch direkt an unsern König, und erhält dafür eine, wie mir scheint, ziemlich vorsichtig abgewogene Antwort." — „Das ist richtig!" schaltete Thiers ein. — „Wenn dieser Autor solch eine höfliche Antwort in die Journale setzen zu dürfen meint," fuhr ich fort, „so ist dies meines Erachtens nur charakteristisch für ihn." — „Ganz richtig," wiederholte Thiers, „aber ich wiederhole meine Frage, ob Ihr König in solcher aufmerksamen und wohlwollenden Weise mit den deutschen Poeten verkehrt? Wir wissen nichts davon, und es schiene mir solcher Verkehr interessant und preiswürdig." — „Mit den alten Romantikern nur!" rief wiederum vorlaut der junge Schwarze dazwischen. Ich konnte ihm entgegnen, daß man in gutem Liberalismus am wenigsten für Geschmackssachen zudringliche Forderungen mache, und daß der jetzige König von Preußen seine Teilnahme auch für poetische Richtungen der jüngeren Welt tatsächlich dargetan, für Richtungen, an denen ihm nicht einmal der Inhalt, sondern nur das Talent des Ausdrucks willkommen gewesen. Wenn er damit wenig Freude erlebt, so

sei dies doch wahrscheinlich nicht Schuld seines guten Willens. „Es ist Schuld der Verhältnisse," setzte ich hinzu, „und dies wird immer so sein, wenn der Fürst erst im vorgerückten Alter den Thron besteigt, und seine poetischen Sympathien, bei jedermann Blüten der Jugend, in einer verschwundenen Zeit wurzeln. Man hat in solchem Falle wohl nur doppelt dankbar zu sein, wenn sich der Fürst quasi von Amts wegen Aufmerksamkeit auferlegt für einen poetischen Geist, welcher ihn fremd anmutet."

Das Gespräch wendete sich nun auf die allgemeine Frage, ob überhaupt und bis zu welchem Grade der Monarch persönlich das Schriftstellertum fördern solle. Das erfindende nämlich, das produzierende Schriftstellertum, denn das journalistische hat längst seinen abgewogenen Anteil an den Parteiungen des Staats. Ludwig XIV. ward erwähnt — das Beiwort „le grand" ist bei der jetzigen Generation nicht mehr Mode — Napoleon ward in Rede gezogen. Thiers natürlich, der täglich an der Lebensgeschichte des Kaisers schreibt, hat jetzt eine unerschöpfliche Menge kleiner Züge in Händen. Bei jeder Gelegenheit streut er deren aus, und weil es die Zeit und das Verhältnis eben mit sich bringt, das heißt, weil Thiers soeben wieder ganz und gar der Opposition und dem Liberalismus angehört, so atmen diese Züge sämtlich einen innerlich liberalen, ja demokratischen Bonaparte. Es hört sich auch wirklich sehr gut an, daß Napoleon nur hie und da durch den Widerstand Europas verdorben, und daß er auf der entgegengesetzten Seite nur durch seine despotische Macht verführt worden sei, die Literatur nicht so zu fördern, wie er sie eigentlich fördern gewollt. Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht! Diese Worte unseres Bürger murmelten mir unaufhörlich um die Ohren, während Thiers auseinandersetzte, welchen großen Stils Napoleon eigentlich fähig gewesen wäre mit den Poeten. „Wenn Corneille jetzt lebte, ich machte ihn

zum Herzoge!“ Wer kennt es nicht, dies berühmte Wort! Wer bezweifelt überhaupt, daß die Fähigkeit so großen Stils in Napoleons Seele geruht habe. Aber die Unbefangenheit und Unparteilichkeit wird dem Fürsten selten erleichtert durch politische Epochen, und wenn dies einmal eintritt, wie unter der Prachtruhe Ludwigs XIV., so muß der Fürst immer noch ein unbefangenes und unparteiliches Naturell haben. Darüber war die Gesellschaft übrigens einig — sie bestand ja aus Franzosen! — daß für den Fürsten oder den Staat die Förderung literarischer Talente sorgfältig organisiert sein müsse, sorgfältiger als jetzt selbst in Frankreich der Fall, wo doch von Staats wegen unvergleichlich viel mehr geschieht als bei uns. Man erkundigte sich nach unsern Verhältnissen, und fragte besonders nach dem eigentümlichen Institute der zahlreichen Hoftheater. Das Thema ging aber verloren, weil eine einzelne Notiz mit solchem Hallo aufgenommen wurde, daß nichts weiteres mehr aufkommen konnte. Diese Notiz betraf das Verbot: die Ahnherren regierender Häuser auf die Bühne zu bringen. Es entstand eine Pause, nachdem ich diese Notiz ausgesprochen, jedermann suchte sich logisch darüber zurechtzufinden. Keinem schien es zu gelingen, und nun stürzten Ausrufe und Bemerkungen gleichzeitig von allen Seiten wie Sturzwellen auf mich los. „Aber das klingt ja republikanisch!“ rief der eine; „das erinnert an eine Maßregel des Konvents!“ rief der andere; „das bricht mit der Geschichte, das depopularisiert die Dynastien!“ rief der dritte, und so ging es eine Minute lang. „Wissen Sie,“ schloß endlich Thiers, „daß dies eine Notiz ist, welche in die hohe Politik gehört, eine sehr lehrreiche und wichtige Notiz?! Und man spricht von patriarchalischem Verhältnisse bei Ihnen?!“ — „Das tut man auch vielfach noch mit Recht!“ entgegnete ich. „Aber mein Herr,“ entgegnete er rasch, „solch ein Verbot ist ein Gegensatz vom Patriarchentum, es streicht die herrschenden Familien aus der feierlichsten und populärsten

Teilnahme der Nation, es entwöhnt das Publikum von einem Mittelpunkt, den man sonst mit aller ersinnlichen Anstrengung gegenwärtig und lebendig zu erhalten suchte, es nötigt die Autoren Volkshelden zu erwählen, nötigt sie das Neueste, das Modernste zu gestalten, also das Unerprobte, das Unberechenbare auf dem Theater darzustellen, ach, mein Herr, das ist zum mindesten äußerst eigentümlich und nach unsern Begriffen keineswegs im Sinn und Vorteile der alten Monarchie." Und sich zu Mignet und Cousin wendend, zog er allgemeine Folgerungen und Bemerkungen aus diesem scheinbar so kleinen Thema, als ob er in der Eigenschaft eines Geschichtschreibers ein wichtiges Kapitel zu schließen und eine unerwartete Wendung der Begebenheiten psychologisch zu erklären hätte.

Ich folge ihm nicht so weit, und bemerke nur, daß sein Talent der Rede, dies leichte und behende Aufbauen der Vordersätze, dies anmutige Abgehen auf Nebenpunkte, welche spielend mit hereingezogen und mit verbaut werden, daß dies Talent doch sehr verführerisch den Hörer fortzieht bis zu dem Augenblick, da alles Material zusammengetragen und die Aufgabe gekommen ist, zu richten, zu decken und zu schließen. Man ist beteiligt worden, man hilft selbst zusammentragen, man hilft schließen, und wenn nun geschlossen zu sein scheint, so springt der kleine geschäftige Meister plötzlich zur Seite und wächst vor unsern Augen und winkt gebieterisch, und nötigt uns plötzlich streng, ihm auf die neue Stellung zu folgen und das aufgerichtete Gebäude unter einem ganz unerwarteten Gesichtspunkte zu betrachten. Dieser Gesichtspunkt ändert alles; wir sind überrascht von dem, was wir selbst mit errichtet zu haben meinen, und was doch ganz anders aussieht, als unsre eigne Gedankenfolge, und was uns den Ausruf abnötigt: Vortrefflich! Solchergestalt entwickelt sich, von vornherein unscheinbar, die Thierssche Beredsamkeit vermittelst eines wirklich kläglichen Stimmorgans, welches dünn und hoch dem Geiste und Talente nur so viel Vorschub leistet,

wie dem Gusikow die klanglosen Holzstäbchen Vorschub leisten für Musik. Die geschickte Anordnung, Geist und Talent müssen ganz und gar vergessen machen, daß ein physisches Organ zur Vermittelung in Bewegung gesetzt wird, und wenn dies hinreichend geschehen ist, wenn wir nicht mehr auf die Stimme selbst achten, dann spornt der Redner unmerklich die verborgensten Kräfte seines Talentes, daß sie bereit und sprungfertig sind zum Schluß der Rede. Wenn nun der Zuhörer meint, der Schluß sei da und er sei eben gut geworden, dann hat Thiers erst seinen Schluß vorbereitet. Er pausiert nicht, ihr habt nicht Zeit zu der Besorgnis, es werde nur eine Wiederholung kommen, sondern er sprengt alle seine Kräfte, den ganzen unerwarteten Rest seines Gedankenheeres hervor, und erzwingt mit dieser überraschenden und durch Massen imponierenden Wendung euern unwillkürlich ausbrechenden Beifall.

Dabei ist das freundliche, fleischige Gesicht voll tanzender Lichter, die sich beim letzten Satze der Rede in eine strahlende Fackel zu versammeln scheinen.

14.

Paris, im April.

Da des Theaters erwähnt worden war, und Thiers in seinem Rednerguß sich über die Wichtigkeit dieses Instituts im Staatsleben verbreitet hatte, so wurde unter den kleinen Blitzen, welche solch einem befruchtenden Gewitter folgen, auch hie und da wieder der Rachel gedacht. Ich hatte dabei die Bemerkung zu machen, daß niemand ihrer jüdischen Herkunft erwähnte. Wo der Jude emanzipiert ist, da wird er auch nationalisiert. Warum zögert man bei uns mit einer so notwendigen Maßregel, welche durch Humanität und durch Klugheit gleichmäßig geboten wird?! Die Franzosen sind übrigens nicht so unkundig über die Verschiedenheit der

Menschenrasse, welche zwischen einem morgenländischen Stamme und abendländischen Völkern herrscht, sie sind sich der Konsequenzen solch einer Verschiedenheit vielfach bewußt, wenn auch in ihren Zeitungen nicht leicht die Rede davon ist. Mündlich sprechen sie sich wohl darüber aus. Aber sie sind in diesem Betrachte immerdar höflich und humaner als wir. Vielleicht weil eben die Einverleibung schon lange bewerkstelligt ist, vielleicht weil sie leichter zu bewerkstelligen war innerhalb einer so festgeschlossenen Einheit, wie das Franzosentum eine ist. Ist sie aber den Franzosen leichter geworden, so kann uns Deutschen die Emanzipation der Juden vielleicht noch nützlicher werden. Wir bedürfen vielleicht noch nötiger eines scharfen Sauerteigs, noch nötiger als die von Natur so rührigen Franzosen. Der scharfe jüdische Geist ist ein Sauerteig der Welt geworden, was ist es für eine Politik, diesen Sauerteig immer abgesondert gären zu lassen?! Seine gute Wirkung leistet er erst, wenn er mit einem andern Teige vermischt wird, und jede Stunde Verzögerung einer endlich doch nötigen ganzen Maßregeln ist ein Verlust. Die Lehre von den Übergängen ist hierbei ein Irrtum. Die Übergänge können erst eintreten nach der Vereinigung.

„Dagegen“, sagte Madame Dôsne, „sind Sie uns in Deutschland voraus in Behandlung fremder Namen und Worte. Sie schreiben und sprechen jeden Namen, wie er in seiner Heimat geschrieben und gesprochen wird. Das find' ich viel richtiger als unsere stete Französierung des fremden Wortes, welches doch nur eine konsequente Verstümmelung ist.“ Indessen fand auch diese Bemerkung Widerspruch. Man wendete ein, daß mit Aufnahme des so vielartig fremden Tons doch keine Richtigkeit zu erreichen sei, und deshalb die Konsequenz in der Übersetzung des Namens vorgezogen werden könne. Thiers persönlich warf mir ein, wir mißhandelten die slawischen Namen nicht minder, als die Franzosen es täten. Für sein jetziges Geschichtswerk habe er es sich zur Richtschnur gemacht,

alle Ortsnamen genau so zu schreiben, wie sie auf den Karten des Generalstabs geschrieben ständen und für alle wichtigeren Personennamen lasse er im diplomatischen Archive nachsehen, um die eigne Unterschrift der Personen buchstäblich zu erhalten. „Und dennoch“, setzte er lächelnd hinzu, „bleiben die Verschiedenheiten nicht aus. Kotschubey z. B., der Name des russischen Fürsten, ist nach seiner eignen Unterschrift Kutschubey in meinem Buche gedruckt. Neulich aber finde ich eine Visitenkarte seines Sohnes, und da heißt der Sohn Kotschusbey; wie sollen wir zur Richtigkeit kommen, wenn Vater und Sohn verschiedener Orthographie folgen!“

Er sagte mir auf meine Nachfrage, daß der siebente Band nächstens ausgegeben würde, und daß er in zwei Jahren mit dem ganzen Werke fertig zu werden hoffe, wenn er ungestört daran fortarbeiten könne. „Ich hoffe, das werden Sie nicht können.“ — „Ah, Monsieur, ich ziehe diese Ruhe vor, wenn ich als Minister nicht meiner politischen Ansicht vollständig Genüge verschaffen kann.“

Was er weiter hinzusetzte, geht über den Rahmen hinaus, innerhalb dessen ein Gast die Äußerungen seines Gastfreundes veröffentlichen darf. Die Äußerungen waren ohne Rückhalt, und waren würdig und stolz, wie sie einem versuchten Staatsmanne wohl anstehen. Unterdessen hatte im Kreise gegenüber der junge Schwarze die Spanier beim Kragen. Wer ist dieser immerdar angreifende Fechter? Ich wollte meine Nachbarin fragen, sie mischte sich aber eben in das Gespräch, welches das künstliche Gerüst der spanischen Allianz zusammenwarf. Ich fühlte die Unhöflichkeit, die politisch eifrige Schwiegermutter Thiers' in diesem erquickenden Anblicke zu stören. Der Schwarze zauste besonders Martinez de la Rosa, den er einen alten Schwätzer nannte. Ich glaube gar, „ganache“ war der schmeichelhafte Ausdruck. Mignet nahm, wie stets, den literarischen Staatsmann in Schutz und berief sich namentlich darauf, wie tadellos sich Martinez unter

König Ferdinand benommen. — Ach das ist lange her! — „Ist aber doch dagewesen, und muß als ehrenvolle Grundlage des Charakters immer anerkannt werden.“ — „Nun denn, aber dieser Mendizabal, dieser Schwindler, halb verrückt ist er gewiß, und wenn er bloß das wäre, er ist —“ „Ehrlich!“ unterbrach Thiers den Angreifer. — „Wie? Ehrlich?!“ — „Ganz und gar. Ich habe ihm aufmerksam zugesehen, ich bin vielleicht nicht imstande, diese Anklage auf halbe Verrücktheit gründlich zu bestreiten, aber ich habe am Ende eingestehen müssen: Mendizabal ist ehrlich und brav.“

Pacheco kannte man nicht. Zu meiner Verwunderung, denn ich hatte geglaubt, man müsse hier die Spanier sehr genau kennen. Über diesem spanischen Tumulte ward die Tafel aufgehoben und der Kaffee ward herumgereicht. Gespräche über Kunst kamen an die Reihe, und Madame Thiers, welche sich bisher ziemlich schweigsam verhalten, beteiligte sich jetzt. Ich habe sie auch später zu wiederholten Malen im Louvresalon gesehen, wo sie allein und mit völliger Aufmerksamkeit Gemälde betrachtete. Herr Thiers verschwand einen Augenblick mit dem „Schwarzen“, und kehrte mit einem kleinen Ölgemälde zurück, welches Gaston von Foix darstellte, dies kriegsritterliche Ideal Frankreichs vor Eintritt der Renaissancezeit. Er war auf dem vortrefflich gemalten Bildchen dargestellt mit dem Ausdrucke der kräftigsten Sanftmut, der wohlwollendsten Männlichkeit, ein ganzer Krieger als ganz liebenswürdiger Mensch. Thiers, Mignet, Cousin schwelgten in dem Anblicke dieses Bildes, und es hatte etwas tief Wohltuendes, diese eben noch so streitbaren Politiker glücklich zu sehen in der Hingebung an ein schönes Menschenbild ihres Vaterlandes. Der Begriff des Vaterlandes erschien dabei wahrhaft rührend in seiner innigsten Familienhaftigkeit, ein wahrscheinlich unbegreiflicher Vorwurf für unsere abstraktesten Politiker, welche diesen mächtigen Familienzug einer großen Gemeinschaft nicht kennen oder nicht kennen wollen, welche

den Menschensinn verdünnen wollen auf eine bloße, durchweg gleichmäßige Kopfstimme. Welch ein Franzose! Welch ein französischer Mann! Welch ein französischer Held! rief einer um den andern. Männer, die solchen Entzückens fähig sind, haben wahrlich die Berechnung, ihren Staat zu vertreten. Und nun entspann sich ein Austausch der Mitteilungen über Kunstgenüsse, in welchen der Staatsmann Thiers wie ein lyrischer Poet erschien. Fünfmal sei er in Italien gewesen, und mit immer steigendem Genusse! Dort lägen die Schätze, welche ihn beglückten! Und in Madrid, in Dresden, in Wien, welche Freuden habe er da genossen! Und in München und in Berlin! ergänzte Cousin. In Berlin der Mantegna! Welch ein beneidenswertes Glück, ihn zu besitzen! „Was haben Sie auch“, setzte er hinzu, „in Hrn. Waagen für einen ausgezeichneten Kenner!“ „A propos,“ schaltete Madame Dôsne ein, „Ihr Völker Germaniens macht ja gern darauf Anspruch einen besonders poetischen Sinn für Natur zu haben. Daneben ist es doch auffallend, daß die beiden berühmtesten Landschaftsmaler Franzosen sind, Poussin und Claude Lorrain!“ — Ich war schwach genug, außer Ruysdael germanischen Stammes nicht gleich einen anerkannten Namen zur Hand zu haben, da ich moderne Künstler nicht in Rede ziehen konnte, und mir Salvator Rosa als tief romanischen Blutes natürlich nichts half. Ich steifte mich also in der Geschwindigkeit auf Claude Lorrain, der ein Lothringer gewesen, wie sein angenommener Künstlername bezeuge, und Lothringen sei ja ein deutsches Reichsland — „Gewesen!“ wurde hinzugesetzt — leider! Jedenfalls deutsches Grenzland, zum großen Teil aus deutschen Elementen erwachsen. Die Männer ließen in künstlerischer Stimmung den politischen Punkt vorüber, die Frauen aber, welche den Namen Lorrain nicht als Provinzmann anerkennen wollten, brachten eiligst ein Diktionär herbei und verkündigten glücklicherweise oberflächlich, daß dies allerdings richtig und der Maler aus Toul gebürtig sei.

Aber Toul ist doch, fügte die jüngste Dame hinzu, ein ganz französischer Name. — „Gewiß, Mademoiselle, aber Ihre Nation macht eben, wie schon bei Tische erwähnt worden ist, alle Ortsnamen, die sie ergreift oder auch nur angreift, französisch. Ich erinnere mich hierbei z. B. aus der Schulzeit, daß gerade Toul, Metz und Verdün vor etwa zweihundert Jahren erst unserm Reiche entrissen worden sind; dieser Maler ist also ein ganz frischgebackener Franzose gewesen.“ Gastfreundlich ließ man eine Wendung durch, welche unsern Kennern der Malerei sehr ungenügend erscheinen wird, und ich hatte noch von besonderem Glück zu sagen, daß die Damen den verzweifelten französischen Namen des Malers „Gelée“ nicht entdeckten, welchen mir ein Blick in das Diktionär verriet. Ich machte das Buch so fest wie möglich zu, und ein meldender Diener rettete mich vor näherer Untersuchung. Er meldete Mr. Bandroft, den amerikanischen Gesandten in London. Eine lange englische Gestalt erschien und faßte Posto am Kamin wie an einer Rednerbühne. Denn er hielt einen weitaussehend fließenden Vortrag über seine historischen Forschungen auf dem Kontinent, Forschungen, welche alle Beziehungen Europas zum amerikanischen Freiheitskriege ermitteln wollen, wenn ich anders recht verstanden habe. Die Form war dergestalt speech, daß sie nicht sogleich allgemeine Aufmerksamkeit finden konnte in einer Gesellschaft, welche sich eben in bequemster Konversation ergangen hatte. Thiers überließ offenbar Mignet die Kosten des offiziellen Zuhörens, und ich benützte diese Gelegenheit, ein intimeres politisches Gespräch mit dem berühmten Staatsmann anzuknüpfen. Mit anmutigster Leichtigkeit nahm er den Spaziergang an, für welchen ein offenes Nebenzimmer den äußerlichen, Frankreich und Deutschland den innerlichen Boden gewährte. Mancher deutsche Staatsmann wird es sehr kurios finden, daß ein simpler Schriftsteller für dergleichen sich Vollmacht anmaßt und nicht nur Gehör, sondern auch

Erwiderung findet. Das ist nun einmal in der vorlauten heutigen Welt nicht anders, und in der französischen Welt ist von allen Neuerungen eine vollständig durchgedrungen. Das ist die Gleichheit. Man fragt nicht zuerst, aus welchem Munde die Worte kommen, sondern wie die Worte beschaffen sind. Thiers hätte vielleicht weniger Interesse gezeigt, wenn ich von meiner Seite die leider herkömmliche Sitte beobachtet und wahlloses Lob des Franzosentums an den Tag gelegt hätte, schüchterne Unterordnung unserer Heimat. Unsere gespaltenen Kräfte mögen uns einer mächtigen Nation gegenüber dazu verleiten, und solch schmeichelhaftes Entgegenkommen von unserer Seite mag auch die freundlichere Entgegnung von seiten der Franzosen finden. Aber die Schmeichelei umgeht nicht nur die Wahrheit, sondern verdirbt sie auch. Einem geistvollen Manne wie Thiers glaubte ich also gleich zur Einleitung einen Dank anbieten zu dürfen für 1840. — Wie? — Ja, einen Dank für die damalige Kriegserklärung, welche uns mehr genützt als die Freundschaft vorhergehender Jahrzehnte. — Er machte gute Miene dazu und gestand ein, daß Deutschland sich zu entwickeln anfange. — Zu sammeln, Monsieur; dies ist unsere nächste Aufgabe, und diese Aufgabe ist nun Gott sei Dank begriffen. Je mehr sie Gestalt findet — „Und das wird von Preußen abhängen“ — desto entschiedenere Formen wird unser Verhältnis zu Frankreich annehmen müssen. — „Sie wollen Allianz?“ — „Allianz oder Krieg. Wie Sie wollen. Krieg wünscht niemand, aber wir fürchten ihn nicht.“ — „Nun, ein starkes Deutsches Reich vereinigt sich sehr gut mit französischer Politik. Es sichert uns den Kontinent. Sie kennen ja auch, wie ich aus einzelnen Äußerungen schließe, was ich vom Jahr 1805 über Napoleons Allianz mit Preußen geurteilt. Ich finde keine Verbindung so natürlich, als die zwischen Frankreich und der freiesten Macht in Deutschland.“ — „Und Sie würden wieder Hannover damit vereinigt sehen wollen oder, was ja ganz französische

Phantasie, das Jéromesche Königreich Westfalen?“ — „Hab' ich mich skrupulös gezeigt mit Hannover?“ erwiderte er lachend, und ging nun ganz wie ein Künstler und wie ein Franzos auf eine Teilung der Erde ein, unterließ aber natürlich nicht, damit zu schließen, wie mit der Hauptsache: „Und was gebt Ihr uns?“ — Ich hatte gar keinen Grund, dieses politische Lustspiel zu stören, erwiderte also nach einigem Seufzen: „Wir geben Ihnen“ — „Nun?“ — „Sei's! Wir geben Ihnen Savoyen.“ — „Und?“ — „Sie wollen noch mehr?“ — „Monsieur! Sie verhöhnen Frankreich! Savoyen versteht sich von selbst, es ist ganz französisch. Also: und“ — „Nun denn allenfalls auch Belgien.“ — „Das läßt sich hören. Aber ein Punkt am Rhein ist unerläßlich.“ — „Ist es Ihnen wirklich verborgen geblieben in den verflossenen sieben Jahren, Mr. Thiers, daß Deutschland endlich auf dem Punkte ist, auch nicht ein Dorf mehr von deutscher Erde abtrennen zu lassen? Daß die aufgeweckte Kraft der Nationalitätsfrage solche Spekulationen als ziemlich müßige bezeichnet und sie nur etwa noch zuläßt mit Zwischenländern gemischter Bevölkerung, denen kein notwendiger Stempel einer großen Familie eingeprägt ist?!“ — „Ei, ich verlang' es ja nicht von Ihrem Rheine (er behandelte mich konsequent nur als Preußen), ich denke z. B. an Mainz.“ — „Bloß Mainz!? Erstens kennen wir den Unterschied nicht mehr von preußischem Rhein und deutschem Rhein, und zweitens verdienten wir gerädert zu werden, und würden auch gerädert von der Nation, wenn wir —“ „Die Mainzer scheinen mir nicht in der Stimmung zu sein, seit ihnen der Code Napoleon genommen wird! Und Mainz“ — „Ist, abgesehen von aller tieferen Frage, der Schlüssel zum Rhein und zu Deutschland.“ — „Das ist Straßburg, und das haben wir ja doch!“ — „Leider.“ — „Ah, Sie wollen auch gelegentlich darauf zurückkommen?!“ — „Sobald König Friedrich wieder lebendig wird.“ — „Das würde allerdings die ganze Komödie ändern“, sagte er lachend,

und fügte, ganz ernsthaft werdend, hinzu: „Ich glaube, Ihr wißt's kaum, was Ihr an diesem Manne gehabt!“ — „Warum nicht?“ — „Er war der größte Mann, den Deutschland besessen.“ — „Auch größer als Luther, als —“ „Viel größer. Groß in allem, groß als Feldherr (capitaine), groß als Politiker, groß als Mann der Wissenschaft und Kunst, Ihr habt nie einen größeren gehabt. Unsere politische Partie Piket, welche wir da angefangen, wird auf der Stelle etwas Ernsthaftes, wenn ein König von Preußen ganzes und großes Spiel beginnt, wenn die jetzige Berufung der Generalstaaten nach Berlin nur ein erster Schritt ist, und zu ganzen Institutionen führt, welche Deutschland vorangehen und dadurch Deutschland wirklich vereinigen, wenn — ah, ich erinnere mich aber,“ unterbrach er sich lächelnd, „einiger Äußerungen von Ihnen während der Tafel! Die Doktrin des Liberalismus und der neuesten Nationalität erklärt jegliche Eroberungspolitik, jegliche neue Verteilung der Kräfte und Schwerpunkte für Rokoko. Ähnlich war's ja wohl? Nun, vielleicht denken Sie einmal später daran, daß ich dazu gesagt habe: Mit diesen Ideologien wird es in der äußern Politik ergehen, wie es in der innern mit dem Kommunismus ergehen wird. Es wird sich die Überschwemmung oben und unten wieder verlaufen. Nicht ohne Spuren zurückzulassen, das glaub' ich wohl! Aber die Menschen werden nicht Geister werden, sondern Menschen bleiben, Menschen mit recht persönlichen Neigungen und besonders mit der Neigung für recht persönlichen Besitz. Als Franzos hätte ich gar keine Ursache, die Deutschen in alter oder neuer Ideologie zu stören. Denn mit Ausnahme von 1813 und 1815 brauchen wir mit der alten Ideologie Deutschlands nicht unzufrieden zu sein. Als gewinnlustiger Franzos hätte ich auch keine Ursache, Sie vor den Ausschweifungen moderner Ideologie, moderner Allerweltsgerechtigkeit (égards pour tout le monde) und vor peinlicher Nationalitätsbedenklichkeit zu warnen. Je idealer

die Auffassung bei unsern Nachbarn sich versteigt, desto leichter wird uns der reelle Gewinn. Aber beiläufig und als Historiker, dem Sie Aufmerksamkeit schenken, bemerke ich Ihnen, daß Politik immer eine Kunst bleiben wird, die unter allen Formen, auch unter den Rokokoformen spekuliert. Es wird also immer eine interessante Beschäftignng des Geistes sein, sich den wahrscheinlichen neuen Formen und Gruppierungen Deutschlands gegenüber zu denken. Für den Augenblick sind diese Formen Deutschlands trotz Ihrer Versicherungen noch immer ziemlich unklar und den größten deutschen Staat haben wir ja noch gar nicht eingerechnet. Das unerschöpfliche Donautal gilt nur für eine Hauptwiege deutscher Macht."

Was er nach dieser Seite hin ausführlich bemerkte, wage ich nicht aus dem Gedächtnis niederzuschreiben, da eine Menge delikater Punkte berührt wurden, und ich nicht dafür einstehen könnte, immer den richtigen Ausdruck wiederzugeben. Er sprach es nicht aus, und doch war es aus dem Ganzen herauszufühlen, daß er unserer materiellen Entwicklung nach dreißig Friedensjahren alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er aber unsere Festigung in politischer Einheit und Macht nicht bedrohlich fand für Frankreich bei dem Eintritt einer Katastrophe. Daß neue und engere Zweige der Einigung im Aufwachsen begriffen seien für das konstitutionelle Deutschland, das räumte er bereitwillig ein, aber ob und wie dieser Strauch je ein Baum werde, das machte er standhaft von der preußischen Konstitutionsfrage abhängig, und meine wiederholte Versicherung, daß Deutschland bereits viel stärker sei, als man in Frankreich glaube, nahm er schweigend hin. Ebenso meine wiederholte Versicherung, daß uns jeder Angriff von Frankreich Heil bringen werde.

Neuer Besuch rief ihn in den großen Salon zurück, und ich hielt dies für den passenden Augenblick, mich zu empfehlen. Erst als ich auf der Straße war, fiel mir ein, daß der junge Mann im schwarzen Anzug nicht mehr zum

Vorschein gekommen war, und daß ich den Namen dieses bissigen „Schwarzen“ nicht erfahren hatte.

15.

Leipzig, im Mai.

Ich fasse mir nachträglich ein Herz, Ihnen „la cour de Bieberac“ zu schildern. Der März des Jahres 1847 war voreilig gewesen mit sonnigen, warmen Tagen, und der April kühlte dafür sein Mütchen recht empfindlich. Wer da gewesen ist, weiß es, daß Pariser Regen von ungemein charaktervoller Konsequenz. Er ist so fleißig, so unerhört fleißig, und findet in dem kalkigen Erdboden zwischen den Pflastersteinen eine so herzliche Aufnahme, daß es am vollständigsten Straßenkote gar nicht fehlen kann.

So war die Szene beschaffen, und es blies dazu ein kalter Wind, und es war finster, als ich mit Alfred Meißner aus dem Kaffeehause trat und den Boulevard erreichte, wo der Wind so schön Platz fand, den garstigen Regen zu peitschen. Heute war es also nichts mit der beliebten Siêstepromenade nach dem Dinerkaffee, eine Promenade, welche auf den Boulevards gar angenehm und interessant zu sein pflegt. Damals, da er noch gesund war, plätscherte und blitzte Heine am schönsten bei diesem Umherschlendern, und in die gelbbraunen Gasnebel, welche er reizend fand, zeichnete er seine pikantesten Arabesken. Vorbei! Jetzt hat der lustige Henry verschlossene Augen und neidischen Atem und mißgünstige Beine. Krüppel, die wir sind für den unsterblichen Geist!

Auch mit dem jungen Poeten war heut' keine Promenade möglich. Wir mußten zeitiger als gewöhnlich in ein Theater. In welches? Natürlich in ein Boulevardtheater. Denn ins Theater français geht man nicht so beiher, das ist schon mehr ein literarischer Akt, und es liegt auch nicht so zur Hand, wenn's regnet und man in der Gegend der Boulevards gegessen

hat. Man muß dann die lange enge Rue Richelieu hinab bis zum Palais Royal, von welchem das Theater français eine Ecke bildet. Im Palais Royal ißt man aber nur, wenn man die banale Fremdenkost für zwei Franken verschlingen oder wenn man bei den Frères Provenceaux, bei Vefour usw. sehr teuer speisen will. Die Boulevards haben ja überhaupt das Palais Royal überflügelt. Letzteres wäre schon völlig aus der Mode, wenn es nicht so ganz im Mittelpunkte der Stadt und der Vorstädte gelegen und wenn es nicht so vollständig mit allem Möglichem versehen wäre, daß es eine kleine große Stadt für sich bildet und dem Fremden wie ein Handbuch von Paris dient. Zur Regenzeit ist es übrigens am gesuchtesten, weil man innerhalb der Galerien trocknen Fußes alles erreichen, auch spazieren gehen und zur Not einen halben Tag zubringen kann, ohne für Leib, Seele und Geist irgend etwas zu entbehren von Paris und ohne naß zu werden. Wir waren nun aber jetzt nicht in seinem Viertel, und dachten weder an sein Theater français, noch an sein kleines, immer beliebtes lustiges Theater, das Theater des Palais Royal, wo die Dejazet lockte, ehe sie zum Boulevard überging, und wo jetzt der junge Komiker, das heißt der Liebhaberkomiker Ravel lockt.

Nach derselben südlichen Seite hinüber, aber gar jenseits der Seine tief hinten im Faubourg St. Germain, liegt noch ein Haupttheater, das Odéon, das zweite Theater français, welches allen möglichen genialen und nicht genialen Versuchen dramatischer Autoren dienen soll, Versuchen, für welche sich das eigentliche Theater français zu spröde, zu vornehm, zu furchtsam erweist. Dort am Odéon hat denn auch Ponsard mit der Lucretia seinen Ruhm und mit der Agnes von Meran seinen tarpejischen Felsen gefunden, einen gemachten, einen Intrigenfelsen, wie es jetzt heißt. Dort am Odéon hat Felix Pyat seinen Diogenes gebracht, und dort gibt es immerfort neue Stücke aller Gattungen, dort wird experimentiert,

dort kann man Studien machen über die junge dramatische Literatur Frankreichs. Aber, wie gesagt, das Odéon ist für das eigentliche Paris sehr entlegen, denn das bewegte und bewegende Paris liegt am rechten Seineufer und drängt sich jetzt um die alten Wälle der innern Stadt zusammen. Durch die wachsenden Vorstädte du Roule, St. Honoré, Montmartre, Poissonnière, St. Denis, St. Martin, du Temple, St. Antoine sind die einstigen Grenzen der Stadt, die alten Rasenwälle (Boulevards) fast in die Mitte der Stadt gebracht worden. Das Odéon muß also den Stock seines Publikums in den Studenten finden, in deren Viertel es liegt, und das eigentliche Paris kommt nur hinüber zu ihm, wenn ein Stück entschieden Glück gemacht hat, oder wenn über ein neues Stück zum ersten Male Gericht zu halten ist. In letzterem Punkte ist Paris ungemein eifrig. Jede erste Vorstellung hat lebhaften Zudrang, und wenn ein besonderes literarisches Interesse mit dem neuen Stücke verbunden ist, dann findet man auch im fernen Odéon alles versammelt, was gut und teuer ist in Paris. Selbst die Staatsmänner, welche in Paris mehr als irgendwo mit Literatur zusammenhängen, fehlen dann nicht, wie es denn ein alter Grundzug der Franzosen ist: daß man in der mächtigsten Stellung altmodisch werden könne und sich durch Kenntnisnahme alles Neuen sichern müsse vor dieser Gefahr des Veraltens.

Schlechtes Wetter also begünstigt immer die Boulevardstheater. Unter diesem speziellen Ausdrucke „Boulevardstheater“ versteht man aber doch nicht alle Theater, welche am Boulevard liegen. Auch die beiden großen Opernhäuser liegen hier: das der großen Oper (Academie royale) steht nur fünfzig Schritte seitwärts vom Boulevard, und das der komischen Oper prangt gegenüber unmittelbar am Boulevard. Beide gehören nicht zu dem Begriffe Boulevardtheater. Noch weniger natürlich die italienische Oper, welche in der Salle Ventadour stadteinwärts etwa in der Mitte zwischen Boulevard

und Palais Royal ihren Schauplatz hat. Dagegen rechne ich das Vaudevilletheater zu dem Begriffe der Boulevardtheater, obwohl es nicht am Boulevard selbst, sondern einige hundert Schritte von ihm entfernt steht. Dies war unser nächstes.

Dorthin zog es uns nicht. Es ist trotz der Komiker Arnal und Bardou jetzt uninteressant, und die Darstellungen selbst sind mittelmäßige. Nicht sehr weit davon, vortrefflich gelegen, winkt mit Laternen und Billettunterhändlern das zweite Boulevardtheater, das Theater des Variétés, ein echtes Boulevardtheater prinzipiell auf Heiterkeit bedacht und in Besitz der Dejazet, des alten Komikers Vernet und des berühmtesten Schauspielers, Bouffés, welcher vom Gymnase zu diesem Theater übergegangen ist. Auch hier fanden wir den Anschlagzettel nicht verführerisch und zogen weiter. Vorüber an der menschenvollen Ader, der Rue Montmartre, welche über den Boulevard springt in ihre Vorstadt Montmartre. Über den neuen Hügel hinweg, welcher die Teile der Poissonnièrestadt verbindet, und den nächsten Hügel hinauf, welcher Boulevard bonne nouvelle heißt. Hier liegt links das dritte, das Theater Gymnase, das feinste unter den Boulevardtheatern, welches durch Scribes kleine Stücke seinen Ruhm erworben hat und so ziemlich immer noch erhält. Der alte, reich gewordene Herr gruppiert immer noch interessante oder pikante Gedanken zu kleinen Komödien, und selbst das Barockste, wie den Magnetismus, weiß er durch Rose Cheri, die Perle des Gymnase, den Parisern schmackhaft zu machen. Wir fanden auch wirklich die dritte Vorstellung eines neuen Stückes von Scribe: „Daranda“, angekündigt. Es war etwa halb neun, also die richtige Stunde, in welcher das beste der vier Stückchen eines Boulevardtheaters zu beginnen pflegt. Das munterste pflegt um elf Uhr zu schließen. Was ist heute zuletzt? „La cour de Bieberac.“ Kenne ich nicht! — „Ich auch nicht.“ — Es war ebenfalls eine neue Vorstellung. Das paßte uns, und wir wollten hier bleiben. Ein Billettunter-

händler bot zwei Logenplätze zu sehr ermäßigtem Preise, und obwohl dies ein Zeichen ist, daß die Stücke nicht eigentliche „vogue“ machen, wie man jetzt sagt, so bleiben wir doch bei dem Entschlusse. Denn weiter hinaus werden die Boulevardtheater mehr und mehr das, was man auch Vorstadttheater nennt, und dienen als solche gröberen Bedürfnissen. Wir hatten zudem bereits gesehen, was jedes dieser ferneren Theater seit Monaten als sein Bataillenpferd vorritt. Bekanntlich spielen sie das Stück, welches Glück macht, monatelang Abend für Abend.

Ich für meine Person hatte dieses Mal weit draußen auf dem Boulevard dasjenige gefunden, was mich von der diesjährigen Theatersaison in Paris noch am lebhaftesten angesprochen, die „Reine Margot“ im Theater historique und „Die französische Revolution“ in Cirque. Beides schlechte Stücke, oder richtiger gar keine Stücke, beides aber Vorstellungen voll energischen Franzosentums.

Vom Gymnase ab ist es noch sehr weit bis zum Boulevard du Temple hinaus, wo das Theater historique und der Cirque gelegen sind. Erst geht's in das Tal hinab, wo die Menschenströme der Straßen von St. Denis und von St. Martin sich in die gleichnamigen Vorstädte heraus wälzen, und wo dann der Hügel sich zuerst wieder erhebt, da steht auf der Vorstadtseite das nächste Boulevardtheater, das der Porte St. Martin. Dies war zur Zeit der Romantikerjugend das amtliche Theater der Neuerer, der Herren Victor Hugo und Dumas. Jetzt ist es ohne solche Feldherren und deshalb ein wenig in den Hintergrund geraten. Im Augenblick besaß es gar kein Zugstück und probierte die „Chiffoniers“. Dicht hinter diesem verfallenden Schlosse der Romantik hügelauswärts kommt das Ambigutheater und dicht hinter diesem das Gaitétheater, lauter echte Boulevardtheater, wo die Begebenheitsstücke vier, fünf Stunden lang den Pariser Arbeitsmann fesseln, und wo Bouchardy, der Erfinder schrecklich

verwickelter Stücke, seine gespannten Zuhörer jahrelang sättigte. Soulié, welcher einen Grad feiner mit großem Talente zu verwickeln weiß, machte jetzt seit Monaten „vogue“, mit seiner Clôserie des genêts.

Mit diesen nahe beieinander liegenden Boulevardtheatern ist eigentlich die äußerste Grenze erreicht, in bezug auf das wohnliche Paris. Weiter hinaus bis zum Boulevard du Temple wird's schon eine Reise, und insofern schien es gewagt, daß Dumas hier sein historisches Theater errichten wollte. Er hat's errichtet und hat's verkauft, und eine Zeitlang wird es als neu gute Geschäfte machen, bis er sich davon abwenden und bis es den Nachteil seiner Abgelegenheit büßen wird. Die Beschreibungen und Abbildungen dieses neuen Theaters haben übrigens einen ganz falschen Begriff davon verbreitet. Das Äußere ist sehr schmal und unbedeutend und nimmt sich in der Wirklichkeit keineswegs so aus wie auf dem Papier. Obenein hat der Boulevard hier auf der Vorstadtseite noch kein Asphaltpflaster, und man patscht beim Pariser Regenwetter recht betrüblich durch Kot in das noch kalknasse Haus und in die französische Geschichte hinein. Die neumodische Form des inneren Raumes, größere Breite als Tiefe, diese Ellipsenform ist offenbar nur entstanden, weil es der flache Raum für das Haus nicht anders gestattet hat. Man hat aus der Not eine Schönheit zu machen gesucht. Außerdem ist neu daran, daß der Logenbau weit in das Parterre hineindringt, und man in einem Teile des Parterres und in den Parterrelogen das Vergnügen vollständiger Sammlung hat. Das heißt, man sieht vom ganzen Theater nichts als die Bühne und die Bretter der ersten Galeriedecke. Ich geriet zuerst hierher und habe mir fast den Hals verrenkt, weil ich durchaus auch das neue Theater sehen wollte. Es war nicht möglich, und ich mußte einen Galerieplatz suchen. Von da schimmert es gut entgegen, wie jedes neue Theater, ist aber von keiner besonderen oder soliden Schönheit. Die

„Königin Margot“ selbst ist bekanntlich der in Szenen abgeteilte Roman. Die Franzosen nennen dies jetzt à la Shakespeare, und die eigentlich Kunst des Dramas hat nichts damit zu schaffen; es ist der kranke Gegensatz der kranken Einheitstragödie, dort Liederlichkeit, wo hier Pedanterie, dort, um medizinisch zu sprechen, Dyssenterie, hier Obstruktion. Auch die Tiere sind nun im modernsten Sinne emanzipiert: der Jagdhund Karls IX. hat mit vollständigem Erfolge die Proben durchgemacht und beträgt sich ganz genau so, wie er in Szene gesetzt ist. Zunächst noch stumm; im Monte Christo wird er wohl bellen, das heißt sprechen gelernt haben. Die Zivilisation hat keine Grenzen. Wie lehrreich stirbt der Hund! Karl IX. ersieht daraus, daß auch er vergiftet ist. Außerdem sind die Dekorationen von einer charakteristischen Kraft und Schönheit, so daß man einen völligen Genuß tüchtiger Gemälde mit in den Kauf bekommt. Das alles aber war's nicht, was mich reizte. Noch weniger natürlich die Folter, welche in ganz ausführlicher Handhabung auf der Szene angewendet wird, und zu deren Kritik Heine spöttisch bemerkte: Shakespeare ließ auch foltern! Die Kritiker haben also nicht unrecht, wenn sie diese Stücke Shakespearesche nennen. Mich reizte die französische Historie. So frech und in der Frechheit doch so vielfach echt, ist sie al fresco hingeworfen auf eine nasse Wand! Lauter Schlechtigkeit, lauter Egoismus, lauter Intrige. Aber lauter Mut und Handlung. Und niemandem fällt es ein, vormundschaftlich für den guten Ruf der Nation darin ein Arg zu sehen, niemand von Staat und Publikum greint, und jedermann von dem gemischten Publikum findet doch instinktmäßig heraus, was unter all den grellen Leidenschaften dauernd und wohltuend französisch sei. Kurz, man ist Nation geworden, man bleibt Nation, weil man sich nie und nirgends vor seiner Geschichte fürchtet — an die Furchtsamkeiten und Vormundschaftsbehörden der Heimat denkend, fand ich einen Genuß im Anblicke dieser fremden Freiheit.

Und welch ein ungeheurer Hebel für die Nation ist erst das Theater des Cirque, welches dicht neben diesem Dumasschen Theater steht! Wer die „französische Revolution“ dort aufführen sieht und nicht empfindet, daß solche Aufführungen siegreichen Feldzügen gleich zu achten sind, der hat nie einen politischen Drang empfunden. Wäre ich König von Preußen gewesen, von meinem Sitze aus hätte ich nach Berlin geschrieben: „Erbaut sogleich ein großes Theater vor dem Brandenburger Tore und schreibt Preise aus für Stücke, welche den Siebenjährigen Krieg und die Freiheitskriege in großen Zügen behandeln. Solche Stoffe und andere, welche die Epochen deutscher Geschichte darstellen, sollen dort aufgeführt werden, mit aller erreichbaren Fülle und Gewaltigkeit der Darstellung. Solchen Stiles werden wir Deutschland nicht nur erobern, sondern auch stark machen!“ — Es ist gar merkwürdig, was solch eine Massendarstellung, aus einem patriotischen Sinne hervorgehend, für eine Macht des Pathos ausübt. Eine Volksversammlung, eine Deputiertenversammlung, eine belagerte Stadt, die lieber untergehen, als sich ergeben will, eine Schlacht endlich, wie reißen sie hin! Die zartnervige Ästhetik ist dabei freilich nicht am Orte. Es wird dabei so viel Pulver verschossen an einem Abende, als die Leipziger Kommunalgarde in fünf Jahren nicht verschießt, und manchmal ist sekundenlang im ganzen Hause nichts zu sehen als Dampf. Die Schlacht im Argonner Walde zum Beispiel ist ein Meisterstück von Dekoration und Evolution auf dem Theater. Durch gewundene Hohlwege herab kommen alle möglichen Truppengattungen der Österreicher und Preußen, und noch mehr als die Kavallerie, elektrisieren die Kanonen das Publikum. Unten im Vordergrunde liegen die Franzosen im Hinterhalte und springen plötzlich auf, und die Trommeln rasseln links, die Trompeten schmettern rechts, aus allen Kulissen unten wird aufmarschiert und kommandiert, die Deutschen oben machen Halt, richten die Kanonen, geben die

Signale ihrerseits, Feuer! heißt es dort, feu! heißt es hier, hundert Musketen knallen, Kanonen donnern von oben, donnern von unten, der Generalstab sprengt hervor, Befehle füllen die Pausen, es wird Sturm gelaufen, der Sturm wird abgeschlagen, die Deutschen dringen herunter, Flucht! da rasseln die Trommeln plötzlich überall wieder den eintönigen Sturmmarsch, à la charge! à la charge! schreien hundert Stimmen gleichzeitig, und mit der furia francese erneuert sich die Schlacht und wird natürlich unter dröhnendem Siegsgeschrei gewonnen. Mit allgemeinem vive la France! mit Ruhmesauszeichnungen an die einzelnen, mit enthusiasmierenden Phrasen und nochmaligem vive la France! endigt das Tableau.

Kürzlich war die Rede davon, daß der Cirque eingehen solle; es wäre dies ein Zeichen gewesen, daß die französische Regierung gestorben sei. Das ist sie nun aber doch nicht, trotz alles Systems, die Leidenschaften abzudämpfen: man hat beschlossen, daß dieses wichtige Nationalinstitut um jeden Preis erhalten werden müsse. Möchten wir nur ein solches um jeden Preis errichten!

Mit diesem Cirque selbst sind die Boulevardtheater noch nicht zu Ende; es gibt noch kleine Kramhäuser lustiger Dinge von gar verschiedener Beschaffenheit. Aber ich habe nie bemerkt, daß sie für den Fremden, der nicht gerade die intimsten Volksstudien machen will, von Bedeutung wären, oder daß sie von gebildeten Franzosen besucht würden, wenn nicht eben ein besonders charakteristisches Schauspielertalent aus der Dunkelheit dieser abgelegenen Szenen hervorleuchtet. Meißner wußte auf meine Nachfrage, ob neuerdings eine „Basquine“ oder ein „Duriveau“ aufgetaucht da draußen, keine Auskunft zu geben, und so blieben wir denn bei unserem Vorsatze, ins Gymnase einzutreten.

In Norddeutschland fehlt mit den kleinen abgeschlossenen Logen, welche in den französischen, italienischen und österreichischen

Theatern vorherrschen, ein besonderer Reiz des Theaterbesuches. Bei uns sitzt alles auf dem Präsentierteller. Wir fanden einen Herrn und eine Dame in unserer kleinen Loge. Sie gehörten offenbar zur bürgerlichen Mittelklasse und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit der Scribischen Exposition zu. Das französische Drama lebt davon, daß der Franzose vortrefflich zuhört. Es ist ein ganz artiges Stückchen, dieser Daranda, und ich erzähle Ihnen nichts davon, weil es sicherlich auf unseren Theatern erscheinen wird, — ein kleiner Trost für die jetzt verzweiflungsvollen Übersetzer. Denn das ganze übrige Repertoire von Neuigkeiten auf den Pariser Theatern ist seit lange kraft-, saft- und reizlos, und die Übersetzer arbeiten auf niederschlagenden Ausverkauf. Thaliatheater in Hamburg und Königstädter in Berlin sind ihnen allein noch nicht gänzlich untreu geworden.

Daranda war aus. Was kommt nun? Unsere Theaterzettel sind in Paris nicht Mode, sondern man kauft dafür um drei Sous kleine Theaterjournale, „Entr'actes" summarisch genannt, welche außer dem Personenverzeichnisse sämtlicher Pariser Aufführungen noch alle Theaterneuigkeiten und sonstige leichte Feuilletonware mit in den Kauf geben. „Es kommt: la cour de Bieberac." — Was kann das sein? Zu unserem Erstaunen, fast hätte ich gesagt Erschrecken, entdeckten wir im Personenverzeichnisse, daß es sich um einen kleinen Hof handle, den der französische Dichter geradewegs mitten in Deutschland hineingesetzt hat. Ehe wir uns darüber gefaßt, ging der Vorhang auf, und der Minister des Bieberacker Staates erschien, besäet mit Orden, gespreizt, eine Karikatur. „Was hat Mr. Klein (der Schauspieler) auf dem Kleide, ah, wie drollig!" sagte die Französin. — „Lauter Ehrenlegionskreuze!" erwiderte der Franzose. — „Gibt's ihrer so viel?" — „In Deutschland Legion." — „Ist das eine so ausgezeichnete Nation, die deutsche?" — „Sie besteht aus sehr viel Nationen." — „Ein sehr edler Fürst, der von Bieberac." — Der Minister

hatte nämlich auseinandergesetzt, daß gar kein Geld mehr vorhanden und eine neue Steuer unerläßlich sei. Der junge Fürst aber, im modernsten Zivilanzuge, hatte ablehnend philantropisch entgegnet. Achselzuckend fragte nun der Minister, was denn geschehen soll? Jeden Tag könne der erlauchte zukünftige Schwiegervater, der Fürst von X — der Leser muß sich mit X begnügen! — mit der erlauchten Braut eintreffen; Se. Hoheit habe aber den ganzen Hof von Bieberac aus Gründen der Ersparnis verabschiedet, wer sollte denn den hohen Gast empfangen, wenn es keinen Hofmarschall, keine Kammerherren, keine Hofdamen gäbe, und was könnte denn aus solchem Skandale anderes entstehen, als ein Bruch der so hoffnungsvoll und so wünschenswert eingeleiteten Heirat? — „Ich weiß es auch nicht", entgegnete der Fürst und verabschiedet den Minister, welcher für seinen karikierten zeremoniösen Abgang vom Publikum belacht und beklatscht wird. „Was wird der arme Fürst machen?" fragte die Französin. — „Eine Anleihe glaube ich", erwiderte der Franzose. Da trat aber eine dritte Person auf, welche alles änderte. Wer ist's? — Der Direktor einer französischen Schauspielergesellschaft, welchen der Fürst in Baden-Baden kennen gelernt. Nicht bloß das, der Fürst ist ihm befreundet. Vielleicht hat der Franzos ihm das Leben gerettet, oder ihm sonst einen wichtigen Dienst erwiesen? — O nein. Der französische Direktor einer kleinen Truppe ist ein Mann von Welt. „Das genügt an kleinen Höfen," sagte der Franzose zu seiner darüber sehr erbauten Dame, „wenn man übrigens Franzose oder Engländer ist." In diesem Zuge des Stückes liegt also eben so viel Richtigkeit als Eitelkeit. Diesem Direktor wird dann unbefangen mitgeteilt, daß jetzt leider nicht von Engagement der Truppe die Rede sein könne, es sei kein Geld vorhanden, und man sei wegen des Besuches und in Ermangelung eines Hofstaates in nicht geringer Verlegenheit. — „Weiter nichts?" entgegnete der Franzos; „wenn mir Durchlaucht Vollmacht

geben und freie Hand lassen, so weiß ich zu helfen!“ — Dafür ist er Franzos, und deshalb glaubt ihm der Prinz und macht ihn, was ist's denn weiter? macht ihn in der Geschwindigkeit zum Premierminister. Den französischen Schauspieldirektor? Ja — „Das ist aber hübsch in dem Deutschland,“ sagte die Französin, „das Regieren muß da sehr leicht sein.“ — „Sehr leicht,“ erwiderte ihr Nachbar, „man ist für nichts verantwortlich, und die Presse ist noch unbekannt.“ — „Man druckt überhaupt noch nicht?“ — „Das wohl; man will sogar die gedruckten Buchstaben erfunden haben, aber —“ „Wie die Seidenwürmer. Sie machen die Seide, und wir verkaufen sie. Nicht?“ — „Ungefähr so.“

Ich will nicht leugnen, daß wir bei den eingefangenen Vögeln aus Deutschland denn doch etwas unruhig wurden. Mancherlei Verspottung heimatlicher Dinge kam uns recht heilsam vor, und doch verspottet man dergleichen lieber selbst und überläßt es nicht dem naseweisen Nachbar. Wir müssen Spaß verstehen lernen! Damit trösteten wir unseren aufgrollenden Unwillen.

Es wurde denn auch arg spaßhaft: der Schauspieldirektor als neuer Minister ließ eben den alten mit dem ganzen Walde von Ordensbändern einsperren, weil er die Bildung des neuen Hofstaates stören wollte. Dieser neue Hofstaat wurde auch wirklich auf eine empörende Weise zusammengesetzt. Diese Schauspielertruppe nämlich trat auf mit all ihren Ausgelassenheiten und Dürftigkeiten und verteilte unter sich die Hofämter. Wie gesagt, ein revoltierendes Schauspiel. Der Tenorbuffo, der ausgelassene Achard, wurde Marineminister, Marineminister in Bieberac; der Darsteller rührender Greise erhielt das Kriegsministerium; der Darsteller drolliger Naturburschen wurde an die Spitze der Diplomatie gestellt, und die Frauenzimmer gar verteilten unter sich die Stellen der Hof- und Ehrendamen, daß es ein Skandal war mit Bemerkungen und Erklärungen. Besonders

eine Soubrette, welche sich eine ernste Rolle bei Hofe zulegte, war impertinent — da blasen Postillione, da knallen Peitschen, der Besuch kommt an, der Fürst von X ist im Schloßhofe vorgefahren. Die Bande stiebt hinaus, um rasch Toilette zu machen.

Der Besuch tritt auf, ganz und gar bon papa. Ehe wir darüber einig waren, ob wir ohne Weiteres pfeifen und uns dafür hinauswerfen lassen sollten, war die heillose Komödienbande schon umgekleidet, das heißt kostümiert, und zwar so unverschämt unzeitgemäß, daß wir mitlachen mußten. Der Kriegsminister ganz Bär aus dem Mittelalter, der Minister des Auswärtigen ganz Pompadour. Je possenhafter die Persiflage wurde, desto mehr verlor sie für uns an Stachel. Es folgte Präsentation durch den Premier, welcher sich natürlich mit fabelhaftem Adel und Stammbaume versehen hatte in der Geschwindigkeit; es folgte die Frage: was anfangen? Bon papa will amüsiert sein. Man schlägt ein Konzert vor. Angenommen. Die impertinente Soubrette spielt die Prima Donna und macht, wie sie vorausgesagt, dem bon papa die dreistesten Avancen. Der Marineminister, ihr wirklicher Liebhaber, fällt aus der Rolle, und will sich nicht dadurch beschwichtigen lassen, daß sie ihm zuflüstert: „Nur an die linke Hand, nur an die linke!“ Bon papa wird auch wirklich intrigiert und fängt an, die Cour zu machen, wie man vor Olims Zeiten die Cour machte. Eine echte Hofdame des besuchenden Hofes ferner, welche soeben Werters Leiden gelesen, bildet das ergänzende Gegenstück: sie verliebt sich auf der Stelle in den Marineminister Achard und äußert dieses Schicksal durch so grelle Sentimentalitäten, daß die Französin in unserer Loge gar nicht mehr zu sich kommen kann vor Vergnügen über die kuriosen deutschen Edeldamen. Der Spektakel wurde, wie gesagt, so ungebärdig, daß wir uns nicht mehr getroffen fühlten von einer übertreibenden Posse. Bon papa wurde zum Beispiele gefragt,

was gesungen werde sollte, und entwickelte eine für die Franzosen sehr belustigende Unkenntnis moderner Musik. Die Herren Franzosen wissen nicht, daß unsere kleinen Hoftheater in der Musik erfahrener sind, als die großen Opern ihrer französischen Hauptstadt. Während sie also uns auszulachen meinten, lachten wir über sie. Dem bon papa wurde nämlich die „Jüdin“ als nagelneu und vortreffliche Oper vorgeschlagen, und er war sehr erbaut von der Mitteilung dieser Neuigkeit und bat um eine Arie aus dieser „Jüdin“. Die Soubrette rüstet sich zum Vortrage! Ihre Kameraden zeigen sich erschreckt und flüstern ihr zu, sie werde alles verderben, denn sie könne ja so was nicht singen. Seid unbesorgt! flüsterte sie zurück, was weiß Er hiervon! Und sie singt heiteren Mutes das Tralalalala des eben beliebten Pariser Gassenhauers, singt es mit aller Frechheit einer Grisette und — erreicht ihren Zweck vollkommen. Es folgt allgemeiner Applaus, und bon papa sagt in vollem Entzücken, dies sei etwas Feines, quelque chose de sublime, und diese Oper „Jüdin“ müsse „magnifik“ sein. Kurz, die Farce artet aus und kann am Ende nur Franzosen befriedigen, welche auch in der Geographie Franzosen sind. Für uns war das Ding am Ende abgeschmackt geworden, und wir begegneten uns beim Fallen des Vorhanges in der gleichzeitigen Bemerkung: „Dies ist das Paroli für die diplomatischen Rücksichten auf unseren Hoftheatern!“

Wie man bei uns übertreibt im Prohibitivsysteme am Theater, so übertreibt man in Frankreich im Freihandelssysteme. Wir sind wir, sagt man, wir sind daheim unsere alleinigen Herren, und kein Fremder hat in unsere Hauswirtschaft zu reden. Wehe dem Minister, der uns ein Stück entzöge, weil dieses Stück einem fremden Lande oder Staate oder Herrn unangenehm sein könnte. Wir leben und schreiben für uns und nicht für andere.

„Es ist sehr wohlfeil, kleine Staaten zu beleidigen, welche

nicht imstande sind, Satisfaktion zu erzwingen!“ sagten wir im Herausgehen zu einem Franzosen. „Sie irren sich,“ entgegnete er, „wenn sie glauben, es werde dieses Hausrecht nur in Anspruch genommen, wo es sich um kleine Staaten handelt, es wird in Anspruch genommen in vollständiger Ausdehnung. Ich erinnere mich, daß vor einiger Zeit einmal Bernadotte, der König von Schweden, offiziell und unter der Hand alles aufbot, um ein Stück abzuwenden, in welchem er selbst mitspielte. Alle seine Anstrengungen waren vergeblich. Es wurde ihm entgegnet, daß sich die Nation solche Eingriffe in freie Benutzung jeglichen historischen Stoffes durchaus nicht gefallen lasse, weil diese Freiheit dem nationalen Selbständigkeitsgefühle tief angehöre und für Entwickelung der Künste unerläßlich sei. Wir ertragen auch alle Beschränkungen eher als diejenigen, welche eine Abhängigkeit vom Auslande verraten. Deshalb werden sie auch die strengste Regierung in Frankreich in diesem Punkte mild finden. Denn jede Regierung weiß, daß dies ein Lebenspunkt.“

Auf unsere weiteren Erinnerungen gab er zu, daß Ausnahmsfälle vorkommen und nötig sein könnten, wenn lebende Fürsten in mißlichem Lichte auf die Bühne gebracht würden, wenn zum Beispiel Kaiser und Könige europäischer Großmächte in solchem Lichte dargestellt würden. Dann könnte die Unschicklichkeit wichtig werden, und man habe ein Recht, von der Literatur und dem Publikum ein diplomatisches Zugeständnis zu verlangen. Der bon sens finde das auch in Ordnung, wenn noch so viel darüber räsonniert werde. „Aber“, schloß er seine Bemerkung, „jedes Zugeständnis solcher Art findet nur statt, wenn es sich um ein mächtiges Interesse handelt und wenn der ausländische Fürst, der auf der Bühne erscheinen soll, noch lebt, und unter keinen Umständen lassen wir uns eine Einschränkung gefallen, wenn es sich um verstorbene Personen handelt. Wir verlangen nicht mehr und nicht minder, als daß die Gegenwart recht hat, und daß

unsere Theater französisch, nicht aber kosmopolitisch sind. Ob das Ausland was übel nehme, das ist für uns keine Frage von Wichtigkeit."

Das waren die letzten Eindrücke, mit denen ich diesmal schied von Babylon. Babylon rächte sich dafür, daß ich es diesmal nicht verführerisch gefunden: es nahm mir am letzten Abend und Morgen so viel „Münze" ab, daß ich auf der Eisenbahn mit Schrecken inne wurde, ich besäße nicht mehr so viel französisches Geld im Beutel, um heil und satt über die Grenze zu kommen. Kleineres Papiergeld ist nämlich in Frankreich unbekannt, und selbst die Goldstücke zu 20 Franks sind nicht sehr gebräuchlich, weil man sie nicht ohne kleines Aufgeld einwechseln kann, sie aber ohne Agio ausgeben muß, also immer etwas an ihnen verliert. So ist man denn auf die großen Fünffrankstücke angewiesen, so große Silbertaler, daß selbst ein bürgerliches Sümmchen dem Reisenden schon die Taschen zu sprengen droht. Eben debattierte man in der Kammer um Einführung von Papiergeld. Die Franzosen scheinen seit den weiland Assignaten einen heiligen Respekt davor zu haben und sind überhaupt kein Handelsvolk, welches große Kredite leicht hinnähme. Im gewöhnlichen Leben für kleinere Summen ungemein vertrauensvoll und „gentil", im Großen aber durchaus nur für bare fühlbare Münze. Man wollte denn auch in der Kammer nur Papiergeld zur Höhe von 200 Franks, also nicht Scheine zur Ausgleichung im täglichen Lebensverkehre, und selbst dies wurde sehr bestritten. Das las ich eben in dem Journale, welches ich mir leichtsinnig noch für die Eisenbahnfahrt gekauft, während ich in der geheimnisvollsten Stille des Gewissens berechnete, ob ich den ganzen Tag lang bis Brüssel wohl eine Mahlzeit bestreiten könnte. Das wurde sehr unwahrscheinlich, oder doch sehr gewagt, da ich auf den Bahnhöfen Preise bezahlen sah

für ein harmloses Kotelett, Preise, welche mich tief erschreckten, teils durch ihre Höhe, teils durch ihre bahnlose Ungleichheit. Hier ein Frank, dort drei Frank für dasselbe Volumen. Auf diese unsichere Brücke eines unsoliden Volkes konnte ich durchaus nicht treten. Da nun aber mein Hunger wuchs und ich auf jedem neuen Bahnhofe zum Ärger meiner Nachbarn ausstieg, um Beobachtungen über die Preise anzustellen und im günstigen Augenblick einmal va banque zu sagen, so wurde ich immer ratloser und unschlüssiger, wenn auch immer hungriger. Zweimal war ich auf dem Punkte gewesen, einer Büfettdame mit christlichen Preisen mein Fünffrankenstück anheim zu geben, da hatte der rücksichtslose Dampfwagen aber gepfiffen, und dem Zurückbleiben konnte ich mich doch unter solchen Umständen noch weniger aussetzen. Ich verlor nämlich immer zuviel Zeit mit dem für meine Lage freilich unerläßlichen Beobachten des Kurses, und es kam vor, daß ich den Kurs eines Kotelettes, worauf sich leider all mein Sehnen zusammendrängte, gar nicht erfuhr, weil niemand auf dieser Station ein Kotelett verzehrte. Die Büfettdamen bemerkten wohl meine gespannte Aufmerksamkeit auf das Kotelett, aber ihre oberflächliche Ermunterung ohne Preisangabe nützte mir nichts, so daß sicherlich einige auf den Gedanken gekommen sind, ich wollte etwas stehlen. In solcher üblen Lage pflegt man in Deutschland zu rauchen. Das hilft gegen den Appetit. Auf dieser heillosen französischen Bahn war aber auch dies verboten, und ich saß denn geradezu da, wie einer, der auf Gottes weiter Welt nichts Besseres zu tun hat, als zu hungern. Jedenfalls kurios für einen, der doch quasi zu seinem Vergnügen nach Paris gereist war. Der Leser muß auch nicht so gar gering von mir denken, als hätte ich gar kein Geld mehr gehabt, er stellte mich damit zu tief herunter. Ich hatte noch deutsche Goldstücke. Aber die nützen einem dort so viel wie Rechenpfennige: man kennt und nimmt nichts Fremdes. Ich hatte auch noch zwei Fünffrankenstücke. Aber

die konnte ich nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, weil ich ein nicht ganz festes Douanengewissen hatte. In meinem Koffer lagen nämlich ein Paar seidne Kleider, die ich auf der belgischen Grenze nicht verheimlichen, sondern plombieren lassen wollte als Durchgangsgut, für welches an der Zollvereinsgrenze mein geliebtes deutsches Geld mit Freuden hingegeben werden sollte. Plombieren kann zwar so gut wie nichts kosten. Aber was heißt nichts? Auf ein paar Franks mußte ich doch halten. Hätte ich gewußt, was mir bevorstand an der Grenze, ich hätte in Amiens, wo jeder ehrliche und unehrliche Passagier lang und breit zu Mittag aß, ohne Rücksicht auf Cours zu Mittag gegessen, statt spazieren zu gehn und die vielleicht für jeden gesättigten Reisenden anmutige Gegend abscheulich zu finden. Es war so in den Sternen geschrieben, zur Strafe für Bieberac und Babylon.

Gegen Abend erst — man denke! des Morgens war ich fast nüchtern aus Paris gefahren — kamen wir an die belgische Grenze, und ich bat um Plombe. Da erfuhr ich, was es heißt, sich selbst Gesetze und Geld machen zu können. Man hält Plombieren für altmodisch und läßt sich auch für den Durchgangsartikel vollen Zoll bezahlen. Ein Donnerschlag für mich ohnedies geschwächten Mann. Was nützte ein unklares Völkerrecht, welches ich an diese praktischen Douaniers verschwendete! Wir begegneten uns nur in dem einen Punkte, daß wir beiderseits schlecht französisch sprachen, und meine entrüstete Opposition hatte nur die unzweifelhafte Folge, daß sie des Verdachtes wurden, ich hätte wohl noch mehr Artikel, und daß sie mich bis auf die Taschen durchsuchten. Eßwaren wenigstens fanden sie nicht. Und was sollte ich nun bezahlen? Elf Franks und einige Centimen. Darum Räuber und Mörder! Darum gehungert, um zehn Franks bereit zu halten, die nun doch nicht reichten! Daß ein Frank und mehrere Centimen fehlten war ebenso schlimm, als wenn alle elf gefehlt hätten, denn mein deutsches Gold wiesen sie un=

erkenntlich zurück. Beiläufig gesagt, es war hannöversches Gepräge, wenn sich ein Teil meines Vaterlandes etwa rächen wollte für diese Mißachtung. Draußen pfiff der Dampfwagen, er wollte fort, denn alle übrigen Passagiere waren abgefertigt, und hier innen war kein Ende abzusehn. Der Waggonführer kam herein gestürzt und schrie mir zu. Die Verbindung Europas wurde gehemmt durch diesen mangelnden Frank nebst mehreren Centimen. Was tun? Der Zug muß warten! Warum beträgt man sich hier so völkerunrechtlich! Und dies Belgien haben wir noch dazu immer gelobt! — „Der Zug wartet nicht. Da pfeift er zum zweiten Male. Man läßt Sie hier.“ — Dann muß ich hier vor Hunger sterben, denn was ich habe gilt hier nichts.

Gott verläßt keinen Deutschen! Der Waggonführer fand meine Haltung Vertrauen einflößend — er lieh mir, der brave Mann! auf mein ehrlich Gesicht, wie man zu sagen pflegt, und Arm in Arm, Verachtung in den Blicken für die Douane, stürzten wir ins Coupé. Ein braver Belgier rettete für mich in der Geschwindigkeit Belgiens Ruf, welcher durch diese summarische Auskunft der Douane nicht gewinnen kann. Die Hungersnot und Verlegenheit an der Grenze Frankreichs war aber eine ganz gerechte Strafe für die dreiste Behauptung: Paris sei im Frühjahr 1847 ziemlich langweilig gewesen.

Berichtigungen.

Seite 26, Zeile 17 v. o. lies: Übernächtigung.
„ 26, „ 27 v. o. lies: Anacharsisreisen.
„ 30, „ 4 v. u. lies: männliche Familie.
„ 36, „ 22 v. o. lies: Ingres.
„ 41, „ 14 v. o. lies: Laub (statt Land).
„ 62, „ 14 v. o. lies: sauer (statt sonder).

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Sechsunddreißigster Band.

Das erste deutsche Parlament.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1909.

Das erste deutsche Parlament.

Von

Heinrich Laube.

In drei Bänden.

Erster Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Einleitung des Herausgebers.

Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 28. März mit dem Wahlgesetze vom 16. April 1849 war das Werk, das aus der eigenen Kraft des deutschen Volkes entsprang. Sie scheiterte und wurde verketzert. Aber sie blieb in zwanzigjährigen politischen Kämpfen das Symbol der Einigung Deutschlands, und sie ist alsdann in ihren Grundzügen und im Wortlaut ihres Wahlgesetzes, als das höchste deutsche Gesetz auferstanden. Im gesicherten Genusse der Früchte geziemt es dem heutigen Geschlechte, ihrer Vorarbeit dankbar zu gedenken.

Die Entstehung, die Gestaltung und das Mißgeschick dieser Verfassung entwickelte sich in scharf und charakteristisch abgegrenzten Zeiträumen wie folgt.

I. Am 5. März 1848, zehn Tage nach Ausrufung der Republik in Frankreich versammelten sich in Heidelberg 51 Mitglieder deutscher Ständekammern, um die Berufung einer konstituierenden Nationalvertretung vorzubereiten. Ein „Siebener-Ausschuß" wurde eingesetzt. Er entwarf ein kurzes Programm und berief die jetzigen und früheren Ständemitglieder, sowie auf besondere Einladung Vertrauensmänner zu einer „beratenden Versammlung über ein deutsches Parlament".

Dieses **„Vorparlament"** tagte in Frankfurt vom 31. März bis zum 3. April. An oberster Stelle proklamierte es den Grundsatz, daß die Beschlußfassung über die künftige Verfassung einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu überlassen sei. Das hierfür erforderliche Wahlgesetz, das das allgemeine Wahlrecht anordnete, wurde beschlossen und zur Überwachung der Durchführung der gefaßten Beschlüsse der „Fünfziger-Ausschuß" eingesetzt, der mit der Bundesversammlung, der Vertretung der Staatsregierungen, als Macht, ja als Übermacht verhandelt hat.

II. Demgemäß wurde am 18. Mai „Die **deutsche, konstituierende Nationalversammlung**" in Frankfurt eröffnet, deren

Tätigkeit nach ihrem wesentlichen Gehalte sich weiterhin in zwei Zeitabschnitte gliedert.

1. In einem ersten Abschnitte, in dem die Bezeichnung **Nationalversammlung** ausschließlich festgehalten wird, bildet den Kern ihrer Tätigkeit die Schaffung der provisorischen Zentralgewalt, der nur die Exekutive, nicht aber eine Teilnahme an dem Verfassungswerke zugeschrieben wird, — die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser, auf den die Bundesversammlung einstimmig alle ihr zustehenden Befugnisse überträgt, und die lang hingestreckten Beratungen über die Grundrechte des deutschen Volkes. Aber bereits bei Beginn wie am Ende dieses ersten Abschnittes wird das entscheidende Problem, das im deutschen Verfassungswerke zu lösen war, zur Frage gestellt: die Auseinandersetzung mit und unter den deutschen Großmächten. Die eine ist zunächst durch die Wahl des österreichischen Erzherzogs befriedigt. Die andere beruft vier Tage nach Eröffnung der deutschen die konstituierende preußische Nationalversammlung. Dieser gegenüber proklamiert sofort und vorsorglich das deutsche Parlament den Grundsatz: Alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, sind ungültig. Alsdann — vier Monate später gilt es einer Machtfrage. Im Befreiungskampfe um Schleswig-Holstein hatte der König von Preußen in seinem und im Namen des „Deutschen Bundes" — also nicht der deutschen Zentralgewalt — am 20. August den Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen unter wesentlicher Überschreitung der vom Reichsverweser eingeholten und erteilten Vollmacht. Dem gegenüber beschloß die deutsche Nationalversammlung in nur zu gerechter Aufwallung am 5 September „die Sistierung der zur Ausführung des Waffenstillstandes nötigen militärischen und anderen Maßregeln" mit einer Majorität von nur 17 Stimmen. Jedoch am 16. September nach einem dreitägigen Redekampf höchster Spannung gewann der entgegengesetzte Beschluß die Majorität von nur 21 Stimmen: die Vollziehung des Waffenstillstandes nicht länger zu hindern — trotz der Warnung Dahlmanns: „Unterwerfen wir uns bei dem ersten Anblicke der Gefahr, dann werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben; denken Sie an diese meine Worte: Nie!"

2. In dem zweiten Zeitabschnitte, in dem durch die Reichsgesetze

die Bezeichnung der Nationalversammlung als Reichsversammlung Geltung gewinnt, bildet den Mittelpunkt der Beratungen und Beschließungen die Verfassung mit dem Wahlgesetze.

Ihre erste Lesung beginnt am 19. Oktober. Und schon jetzt, am 26. Oktober entwickelt Heinrich von Gagern sein Programm, das das Fundament für den Aufbau der Verfassung trifft: der engere deutsche Bundesstaat und eine losere Union desselben, sei es nur mit den deutschen Ländern oder mit der Gesamtmonarchie Österreichs. Einer Entscheidung weicht er durch Zurückziehung eines entsprechenden Antrages noch aus. Österreich selber ist es, das einen Monat später diese alles andere beherrschende und allen Erfolg bedingende Entscheidung herausfordert.

Am 27. November — in dem slawisch-deutschen Reichstage, der infolge der Wiener Revolution nach Kremsier verlegt war, zu einer Zeit, als der Bürgerkrieg in Ungarn ausgebrochen war, als in Italien noch die Republik in Venedig sich behauptete und ein zweiter Feldzug um die Lombardei bevorstand — in solcher Lage verkündete das Ministerium Fürst Felix Schwarzenberg: Die Vereinigung aller Länder der Monarchie „zu einem großen Staatskörper", in staatlicher Einheit; erst wenn das verjüngte Österreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Nur das wird schon jetzt, wie alle Zeit, nachdrücklichst verwahrt: die Stellung Österreichs als „erste deutsche Großmacht!"

Die nächste Folge war der Rücktritt des Reichsministerium Schmerlings, des Österreichers und die Ernennung Gagerns zum Ministerpräsidenten. Nunmehr, am 13. Januar 1849, beantragt und erhält er vom Reichstage die Ermächtigung, nach Maßgabe seines Programms mit Österreich zu verhandeln. Aber auch jetzt ist die Antwort eine tatsächliche, die die Gegensätze der Anschauungen und Ziele in höchster Schroffheit gegenüberstellt. Es erfolgt die Auflösung des Reichstages in Kremsier und die Oktroyierung der österreichischen Gesamtverfassung vom 4. März, die ohne jede Rücksicht oder auch nur Erwähnung des deutschen Verfassungswerkes das Programm vom 27. November verwirklicht, ihm unmittelbare Gesetzeskraft verleiht.

Die Wirkung auf die deutsche Reichsversammlung war eine

überwältigende. Welcker, der hitzige Großdeutsche, stellte den drastischen Antrag: die deutsche Reichsverfassung erster Lesung in der Redaktion des Verfassungsausschusses durch einen einzigen Gesamtbeschluß anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Er wurde nach dreitägiger Debatte am 21. März mit kleiner Majorität verworfen. Aber angenommen wurde ein anderer gleichwertiger Antrag: die sofortige Inangriffnahme der Beschlußfassung der Reichsverfassung in zweiter Lesung ohne Debatte, nur durch Abstimmung über die vom oder im Verfassungsausschusse gestellten oder durch fünfzig Mitglieder unterstützten Anträge. Demgemäß und neben der endgültigen Erledigung der Grundrechte und des Wahlgesetzes erfolgte in den vier Sitzungen vom 23. bis 27. März die Feststellung der Reichsverfassung — unter Einfügung der in erster Lesung offen gehaltenen Erblichkeit des Kaisertumes, aber auch unter Erstreckung des nur suspensiven kaiserlichen Vetos auf das Verfassungsgesetz. Tags darauf — am 28. März — fand die Wahl des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser statt.

III. König Friedrich Wilhelm IV. lehnte den Empfang der Kaiserkrone aus der Hand des deutschen Volkes und auf Grund der Reichsverfassung ab. Er forderte für beides das vorgängige Einverständnis der deutschen Fürsten und freien Städte. Damit verlor allmählich aber unaufhaltsam die Reichsversammlung den inneren Halt und den äußeren Einfluß. Nur zu bald, durch zahlreiche freiwillige Austritte und durch die sich folgenden Abberufungen ihrer Abgeordneten zuerst seiten Österreichs, dann Preußens, Sachsens, Hannovers, Badens, schrumpfte die Reichsversammlung zum **„Restparlamente“** ein. Vor allen Dingen — schon die Kämpfe um das Programm Gagerns hatten die Parteien umgestaltet: in der Mitte die „Erbkaiserlichen“ und ihnen gegenüber eine Koalition, die die äußerste Linke und äußerste Rechte, die Partikularisten, die Österreicher und Ultramontane zusammen stimmen ließ. Jetzt aber gewann der Radikalismus die Oberhand. Offen und verhüllt wurde die Revolution in Sachsen, die Insurrektionen in der Rheinpfalz und in Baden unterstützt. Das Ministerium Gagern nimmt seinen Abschied und wird durch das mit „Heiterkeit“ empfangene Ministerium Grävell-Detmold ersetzt. Endlich am 30. Mai verlegt das Restparlament, das seine Beschlußfähig-

keit auf 100 Anwesende herabsetzen mußte, seinen Sitz nach Stuttgart.

Hier tagte das „**Rumpfparlament**" seit dem 6. Juni. Es ernennt sogleich eine fünfköpfige Regentschaft „auf Widerruf" behufs Durchführung der Reichsverfassung. Doch ihre Beschlüsse entbehren aller Machtmittel. Das Württembergische Ministerium Römer, das an der Reichsverfassung noch festhält, versagt ihnen die Anerkennung und verbietet ihr ferneres Tagen in Stuttgart und Württemberg. Am 18. Juni wird ihnen die Sitzung durch militärische Besetzung des Saales unmöglich gemacht. Die letzten 99 Mitglieder der Reichsversammlung werden zersprengt.

IV. Und doch — in der Geschichte der deutschen Reichsverfassung sollte ein „**Nachparlament**" eine nicht unwichtige und rühmliche Rolle spielen.

Noch während des Restparlamentes schloß Preußen mit Hannover und Sachsen das „Dreikönigsbündnis" vom 26. Mai 1849 zu dem Zwecke, „dem deutschen Volke eine Verfassung nach Maßgabe des unter ihnen vereinbarten Entwurfes zu gewähren und diesen Entwurf einer lediglich zu diesem Zwecke zu berufenden deutschen Reichsversammlung vorzulegen". Dieser Entwurf war aber in seinen Grundzügen wie in den einzelnen Bestimmungen der Wortlaut der Reichsverfassung vom 28. März, nur mit drei irgend wesentlichen Abänderungen: die Beseitigung des suspensiven Vetos des Reichsoberhauptes, — die Abschwächung der monarchischen Gestaltung durch ein Fürstenkolleg, an dessen Spitze ein mit der Krone Preußen verbundener Reichsvorstand steht, — das preußische Dreiklassensystem für die Wahlen zum Volkshause.

Dem gegenüber hielten sich die Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung, die sich zu dem Programm Gagerns bekannt hatten, für verpflichtet, Stellung zu nehmen. 130 an Zahl versammelten sie sich am 26., 27. und 28. Juni in Gotha. Sie erklärten einstimmig die dargebotene Verfassung als eine der Nation erteilte unverbrüchliche Zusage, sie erachteten es als eine politische Notwendigkeit darauf hinzuwirken, daß alle deutschen Staaten ausschließlich Österreich sich dem Entwurfe anschließen und das Volk sich an den bevorstehenden Wahlen beteiligt. Durch den maßgebenden, ja entscheidenden Einfluß dieser Beschlüsse des Nachparlamentes ist es denn geschehen, daß der nach Erfurt berufene, vom 20. bis

29. April 1850 tagende Reichstag, dem Verfassungsentwurfe ohne jede Änderung seine Zustimmung erteilte und einzelne angenommene Verbesserungen lediglich als unverbindliche, die geschehene Annahme der unveränderten Verfassung nicht beeinträchtigende Wünsche erklärte. Damit ist es denn geschehen, daß die volle Verantwortlichkeit für das endliche Gelingen oder Mißlingen des deutschen Verfassungswerkes auf die Staatsregierungen entfiel, an erster Stelle auf den führenden Staat Preußen. Sie aber scheiterten mit ihrem Unternehmen durch den Abfall von Hannover und Sachsen, durch die Verhandlungen Preußens in Warschau und Olmütz mit Rußland und Österreich so schmählich wie nur das Rumpfparlament in Stuttgart.

In demselben Rahmen, um dieselben Kernpunkte, in derselben Gliederung, die die soeben vorausgeschickte Übersicht hervorhob, bewegt sich in seiner Darstellung

„Das erste deutsche Parlament von Heinrich Laube".

Das Buch ist geschrieben auf Grund unmittelbarer Anschauungen und Erfahrungen. Denn sein Verfasser war, abgesehen vom Rest- und Rumpfparlament, an den geschilderten Verhandlungen und Ereignissen persönlich beteiligt. Er war eingeladen zum Vorparlament, doch wird er weder in der Liste der Mitglieder noch bei den namentlichen Abstimmungen genannt. Er zog es vor zu beobachten und den Stoff für literarische Verwertung fleißig zu sammeln. Denn er selbst sprach sich hier wie später die Neigung und die Fähigkeit zu einer eingreifenden, führenden parlamentarischen Tätigkeit ab.

In die konstituierende Nationalversammlung wurde Laube im preußischen Wahlkreise Rothenburg-Hoyerwerde nur als Ersatzmann, also für den Fall des Ausscheidens des späteren Reichsministers Grävell gewählt. Mitglied des Frankfurter Parlaments wurde er erst durch eine Nachwahl im böhmischen, kerndeutschen Kreise Elnbogen, dicht bei Karlsbad, als er hier zur Kur verweilte. Dort hatte der Abgeordnete sein Mandat niedergelegt, weil er es vorzog, eine Wahl zum Wiener Reichstage anzunehmen. So stellte sich Laube am 13. Juli 1848 neben zwei andern, einheimischen Kandidaten zur Wahl und hielt seine Kandidatenrede. „Als Herr Laube" — so lautet der gleichzeitige Bericht eines Augenzeugen —

„sein politisches Glaubensbekenntnis dargelegt und besonders darauf hingewiesen hatte, wie die Aufgabe des Parlamentes die Vernichtung aller Deutschen-Ausländerei (d. h. die Beseitigung der Behandlung deutscher Österreicher als Ausländer) sei, wollte man ihn sogleich durch allgemeinen Zuruf zum Abgeordneten ernennen. Erst die Mahnung des Wahlkommissars, daß in diesem Falle eine Wahlanfechtung möglich sein werde, vermochte die Wähler zur Förmlichkeit schriftlicher Abstimmung. Das glänzende Ergebnis derselben war, daß von den 95 Wahlmännern 81 Stimmen für Herrn Laube abgegeben wurden. Wir hoffen von ihm, der ja schon seit Jahren mit der Feder gegen die Übergriffe des Tschechismus gekämpft hat, daß er auch im Parlamente mit dem Worte und der Tat unsere deutsche Nationalität gegenüber den Angriffen von seiten der Tschechenfreunde und Ultraradikalen wahren werde[1])."

Zwei Wochen nach dieser Wahl, die überdies die erste und wohl die einzige Wahl eines „Ausländers" in Österreich war und blieb, traf er in Frankfurt ein. Am 27. Juli wird er zuerst bei einer namentlichen Abstimmung verzeichnet. Mehr als acht Monate lang hat er dann im Parlamente gesessen.

Während dieser Zeit gehört er dem linken Flügel des Zentrum — im damaligen Sinne des Wortes als Partei der Mitte — dem „Augsburger Hof" und später dem Klub der koalierten bundesstaatlich-kaiserlichen Parteien im „Weidenbusch" an. Er wurde Mitglied des Ausschusses „für das Verhältnis der Zentralgewalt zu den Einzelstaaten". Im Plenum der Versammlung aber ist er als Redner nicht aufgetreten. Der Versuch hierzu bei der großen Verhandlung über den Malmöer Waffenstillstand mißlang, es wurde ihm durch Schluß der Debatte das Wort abgeschnitten. Er hat die Rede später als Manuskript wiedergefunden und in den „Erinnerungen 1841—1884" (Abschnitt 6) abgedruckt. Doch auch sie war keine Rede, sondern nur eine kurze Motivierung seiner den Waffenstillstand verwerfenden Abstimmung. Endlich kam jene letzte entscheidende Krisis, die den Gegensatz zwischen dem Programm Gagerns

[1]) Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 20. Juli 1848. Hierdurch wird die Schilderung Laubes in den mehr als 30 Jahren später geschriebenen „Erinnerungen 1841—1884", die in den Abschnitten 10—16 Ergänzungen zum „Ersten deutschen Parlamente" enthalten, vervollständigt und richtig gestellt.

und der österreichischen Einheitsverfassung von Kremsier erzeugte. Damit trat aber auch für seine persönliche Stellung eine schwer empfundene Krisis ein. Er war entschiedener Parteigänger für den engern deutschen Bundesstaat. Die großdeutsche „Allgemeine Zeitung" kennzeichnete ihn als jemand, „der nur im preußischen Kaisertum Heil und Segen für Deutschland erblickt". Damit trat er in Widerspruch mit seinen Wählern. Sie waren nach ihrer Auffassung wohl berechtigt, seine Zusage, sie nicht zu Ausländern in Deutschland zu machen, für unvereinbar zu halten mit der Unterstützung des engern Bundesstaates ohne Deutsch-Österreich. Und so hielt sich Laube in Ehren verpflichtet, an den Abstimmungen über die hierauf bezüglichen, wichtigsten Bestimmungen der Verfassung nicht teilzunehmen und am Tage vor der Kaiserwahl, am 27. Mai 1849 sein Mandat niederzulegen. Nur seine Eigenschaft als Ersatzmann im preußischen Wahlkreise des aus dem Reichstag ebenfalls ausgetretenen Grävell benutzte er, um sich noch zur Teilnahme am „Nachparlamente" zu legitimieren.

Inzwischen hatte Laube „Das erste deutsche Parlament" begonnen. Bereits im Vorparlament sammelte er fleißig das Material, auf Quartblättern in abgekürzter Bleistiftsschrift schnell hingeworfene Notizen oder Unterstreichungen und Randbemerkungen in den stenographischen Berichten. Dasselbe geschah während der Reichstagssitzungen in erhöhtem Maße. Und so konnte er schon in der letzten Septemberwoche 1848, dicht nach der Frankfurter Revolte, im engsten Familienkreise — nur Robert Heller, der Verfasser der „Brustbilder aus der Paulskirche" war noch anwesend — das „Vorparlament" vorlesen. Und er gab Anfang Oktober ein Bruchstück davon, nur die ersten Vortage behandelnd — der „Allgemeinen Zeitung" zum Abdrucke. (1848 Nr. 280. 281. 290. 291.) Die Hauptarbeit konnte erst nach seiner Rückkehr während des Sommers 1849 in Leipzig geleistet werden. Hier, am 19. Juli schloß er den Verlagsvertrag mit der Weidmannschen Buchhandlung, mit deren von ihm hochverehrten Chef Salomon Hirzel ab. Im Spätherbst war der Druck vollendet, so daß das Buch noch im Jahre 1849 erscheinen konnte.

Seine Entstehung ergibt den Charakter des Buches. Es kann und will nicht Geschichte im strengen Sinne sein, die nur im Rück-

blick aus weiterer Entfernung und im Aufweis aller Bedingungen der betrachteten Ereignisse ihren wissenschaftlichen Wert gewinnt. Es will nur bieten und bietet in reichem Maße die persönlichen Erlebnisse, die der Abgeordnete einer Volksvertretung während einer bedeutsamen und folgereichen historischen Entwicklung des Staatswesens erfährt. Diese aber sind geschildert mit schneller Auffassung und klarem Verständnisse, vor allem mit wärmster Teilnahme und überzeugender Wahrhaftigkeit, mit offener, gefestigter politischer Parteinahme und auch mit hingebender Sympathie wie starker Antipathie gegen die agierenden Personen. Und damit zugleich wiederholt sich genau das nämliche, was Laube damals erfuhr, als es sich „um das junge Deutschland" handelte. Wie er damals von dem literarischen Radikalismus sich lossagte, so tat er es jetzt gegenüber dem politischen Radikalismus. Wie er damals als Abtrünniger verketzert wurde, so auch jetzt. Denn das was in seinem innersten Wesen begründet war, das entwickelte sich jetzt, wie damals. Das aber ist der Sinn für das Organische, für die feste und planmäßige Zusammenfügung aller Teile zu einem starken, leistungsfähigen Ganzen; das ist der Sinn für die Geschichte, der das, was sich in Lebensfähigkeit erhalten hat, nicht dem Schematismus einer Doktrin opfert — gerade um der notwendigen, fortschreitenden Entwicklung zu erhöhter Kultur der Menschen, Völker und Staaten die feste Stütze nicht zu entziehen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist „Das erste deutsche Parlament" ein geschichtliches Dokument, das den vollen Wert hat, der heutigen Generation in frischer, lebendiger Darstellung einen wichtigen und folgen- und lehrreichen Ausschnitt aus der Geschichte des deutschen Volkes und Staates zu vergegenwärtigen.

Kiel, den 7. Februar 1909.

Dr. Albert Hänel.

I.

Das Vorparlament.

1.

O wir sind kurzsichtige Maulwürfe, wir Menschen, wir weisen Helden der Politik. Da bedrohen sie endlich den heillos gewordenen Odysseus in den Tuilerien, den kaufmännischen König, und wir rufen bravo, bravo! Der Guizot soll herunter, dieser kalte, gescheite Mann, welcher mit so überlegener dürrer Hand konserviert und restauriert, daß er jeden Fortschritt vergißt und beleidigt. Herunter! Frankreich wird dumm, wenn man seine Rosse ununterbrochen straffen Zügels führt. Dieser wohlunterrichtete Professor Guizot wird hochmütig auf seinem Kutschersitze, und weil dieser Kutschersitz in Frankreich steht, so wird er wirklich der Entwicklung Europas hinderlich. Wir sehen ihn mit Vergnügen bedroht, ja gestürzt. Noch mehr! Wir sind erfreut, daß es weiter geht, daß man die Gelegenheit eines Ministerwechsels im Augenblick der Straßenrevolution zu benutzen versteht, und daß man, ehe das neue Ministerium Fuß fassen und den Truppen ordentlich befehlen kann, dem Odysseus selbst die Wege weist hinaus durch die Barrière du trône. Ein neues Regiment ist erwünscht, das alte war bloßer Sauerteig geworden. Wir begrüßen die Regentschaft mit zustimmendem Kopfnicken. Es geschieht aber noch mehr. Man eskamotiert die Regentschaft und mit ihr die Monarchie;

eine kleine Anzahl verwegener Fieskos bemächtigt sich der Mittelpunkte, der Deputiertenkammer und des Stadthauses, und verkündigt die Republik. Die Nationalgarden, die eigentlichen Pariser, stehen offenen Mundes dabei, sie sind überrumpelt, sind angeführt. Ihre Seele hat nicht an Republik gedacht, Paris denkt nicht an Republik, Frankreich denkt nicht daran. Und wir? Wir haben noch weniger daran gedacht, und wir sagen uns ernsthaft: Was tut's, daß die Franzosen wieder einmal was Unwahres für eine Wahrheit ausgeben! Uns wird es zugute kommen; neben einer französischen Republik können sich unsere schlechten Verfassungen Deutschlands nicht mehr halten, und Metternich an der Spitze ist endlich verloren; die Zeit ist endlich gekommen, damit gründlich aufzuräumen und Deutschland auf einiger, breiter Grundlage aufzubauen. Mit Freudentränen im Auge sehen wir endlich Metternich stürzen, und krack! krack! neben und nach ihm ein altes Gerüst um das andere. Der ersehnte Moment ist endlich da; er wird benützt: von Heidelberg aus wird eine Tagung anberaumt für die deutsche Nation. Deutschland ist die Losung. Wir fahren hoffnungsreich zu dem Parlament aus dem Stegreife, welches jetzt das Vorparlament genannt wird.

Wir kurzsichtigen, weisen Helden der Politik!

Drei Punkte sind mir erinnerlich aus der Frühlingsreise nach Frankfurt. Erstens war Halle, die torfgelbe Schöne, dergestalt mit schwarz-rot-gelben Fahnen bedeckt, daß man glücklicherweise gar nichts weiter von ihr sah als diese Farben. Vor 21 Jahren hatte ich hier auf dieser „Wage“ sechs Wochen lang im Karzer gesessen wegen Liebhaberei für diese „verbrecherischen“ Farben, und vor 14 Jahren hatte die so geräumige Hausvogtei kaum Platz für uns schwarz-rot-goldene Verbrecher. Heute ging „Preußen auf in Deutschland“, und was damals Verbrechen, das war heute Verdienst. In Sachsen und anderen kleineren Staaten war man nie

so grimmig gewesen gegen diese Burschenschafter wie in Preußen, und jetzt wehte doch noch überall Grünundweiß neben Schwarzrotgelb. Der Übergang dort war mäßig; hier in der ersten preußischen Stadt kündigte er sich an wie ein Rausch. Wird er nichts weiter sein? Was mir zweitens in Naumburg mitgeteilt wurde als Neuigkeit, das klang bedenklich. Ein alter preußischer Offizier hatte sich an diesem Morgen erschossen, weil er es nicht übers Herz bringen konnte, die alte preußische Kokarde, die Farben des alten Fritz und der Freiheitskriege, zu verdunkeln durch eine schwarzrotgoldene. Mir schien's als ob viele Menschen dies tragische Schicksal gar nicht verstünden. Ich verstand es vollkommen, und hörte drittens mit Erstaunen, daß alle Leute in den Wagen dritter Klasse diese Farben niemals die deutschen Farben, sondern immer nur die Freiheitsfarben nannten. Dies war belehrend. Unsere politische und nationale Einheit war kein unmittelbarer Gedanke des Volkes, Freiheit war populärer als Einheit, Revolution populärer als Reform. Die Massen sind nie anders, das hätt' ich vom Theater wissen können: sie wollen starke Gegensätze. Und so ist es geworden. Um diese Freiheit allein wurde revolutioniert von den untern Klassen. Denn diese nur revolutionierten ins Ganze und Tiefe, angeleitet von Führern, welche ihr Ziel nur ahnten, nicht aber definieren konnten. Die Einheit kam erst in zweiter Linie des Kampfes; dafür kämpften und kämpfen diejenigen, welche ziemlich genau wissen, was sie wollen, oder die wenigstens genau wissen, was sie nicht wollen. Freiheit und Gleichheit, womöglich republikanische, ward die revolutionäre Losung, Freiheit und Einheit, womöglich monarchische, ward die Reformlosung.

In Eisenach sammelten sich die Patrioten, welche ohne Zusammenhang bis daher unter den Eisenbahnpassagieren zerstreut gewesen waren, und welche sich jetzt im Postwagen erkannten an der gemeinschaftlichen Losung „Frankfurt und

Parlament"! Es war eine gemischte Gesellschaft: ein Professor, ein Gutsbesitzer aus Sachsen, ein preußischer Offizier. Letzterer hatte einen schlimmen Stand, denn er versicherte mit bescheidener Sicherheit: die Garden in Berlin seien nicht geschlagen, sondern aus Widerwillen gegen ferneres Blutvergießen vom Könige zurückgezogen worden; der Prinz von Preußen ferner habe mit alledem nichts zu tun gehabt, und die Berliner Verhältnisse überhaupt würden schlimmer gemacht und dargestellt, als sie innerlich seien. Zu solchen Versicherungen gehörte am Ende des Monats März 1848 solchen Vorparlamentern gegenüber Mut, Redekraft und Bildung. Alles das besaß dieser Offizier in bemerkenswertem Grade, und seine Darstellung der Berliner Verhältnisse machte auf mich einen belehrenden Eindruck. Denn so geneigt ich war, allenfalls in Frankfurt für sofortige Errichtung einer provisorischen Regierung zu stimmen, wenn die endlich angebahnte Einheit und Freiheit Deutschlands ohne solch außerordentliches Mittel wiederum unmöglich erschiene, so nüchtern war doch durch achtzehnjähriges Beobachten politischer Dinge mein Verstand geworden, und dieser Verstand begehrte reifliche Rücksichtsnahme auf alles wirklich Mächtige, reifliche Anschauung der gründlich möglichen Zukunft. Damals schon hatte ich die Berauschten links und rechts neben mir zu beneiden; damals aber zweifelte ich nicht, es könne solch ein Rausch von edelstem Gedankensafte edel und liebenswürdig bleiben. Der Professor neben mir, ein langer Mann mit langen Beinen, stieg zum Beispiel über alle Hindernisse so unbefangen hinweg, daß es ein Vergnügen war, solch einen Kontrast anzusehen zwischen grauem Haar und grüner Einsicht. Der sächsische Gutsbesitzer endlich, feist und behäbig, machte mich irre an all meiner Wissenschaft von politischen Dingen. Er war fein gekleidet, trug bessere Handschuhe als einer von uns und hatte ein so sauber barbiertes Gesicht, daß er unsern kleinen Edelleuten, unserer Gentry der Herren

Von, welche wenigstens auf Halbblut halten, sprechend ähnlich sah. Da er nun vorherrschend schlief in einer so aufgeregten Zeit eines deutschen Postcoupés, so glaubte ich seiner sicher zu sein. Mit welchem Erstaunen vernahm ich nun beim Frühstück in Schlüchtern, daß er beiläufig mit dem ersten Schluck Kaffee sämtliche 34 deutsche Fürsten verschluckte, und sich als den wohlerzogensten Ultraradikalen kundgab. Dies obenein mit einer hohen Falsettstimme.

„Wo ein Tritt tausend Gedanken regt!“ Dies Faustwort war damals innerlichst an der Tagesordnung. Wenn dieser Professor und Gentryman richtige Symptome waren, so war ich im Irrtum mit meiner Bildung, und es stand nicht ein Reformparlament bevor, sondern ein Revolutionstribunal. Der Professor war aus Jena und hieß so bescheiden als richtig Schüler. Des Gutsbesitzers Gut im Vogtlande hieß „Leichnam“, er selbst von Watzdorf.

Und wahrhaftig! Falls hundert brave Deutsche aus dem Norden zu träg gewesen wären für die weite Reise bis Frankfurt, falls zwanzig tüchtige Deutsche aus dem Westen und Süden weniger tüchtig und mutig gewesen wären an jenen Apriltagen in Frankfurt, so wäre die allgemeine Revolution in Deutschland entzündet worden durch das Vorparlament. Die Stadt Frankfurt selbst hat tapfer und ausdauernd beigetragen, daß der Ausbruch solch einer Revolution vermieden wurde. Ihre Losung war „Parlament!“ Die Losung der revolutionären Partei war „Republik!“

Aus allen Teilen des südwestlichen Deutschlands strömten in den letzten Tagen des März die jungen Männer in Frankfurt zusammen; der Ort wimmelte, die Straßen summten von unternehmender Jugend, von kräftigen Menschen, welche handeln wollten, handeln! Es hatte dies etwas Niederschlagendes für mich, wie sehr es mir gefiel. Niederschlagend, weil es mich bald belehrte, daß ich nicht mehr jung sei. Ich verstand sie wohl die Wallung und Regung und den

ganzen ungemessenen Drang, aber ich verstand leider auch die Gefahr, welche für das Vaterland schlummerte unter diesen jungen, blutroten Rosen, und — diese Jugend verstand mich nicht mehr, wenn ich diese Gefahren entwickeln, wenn ich Grenzen ziehen, wenn ich einschränken wollte mit den unausstehlichen Warnungen der Bildung und Erfahrung.

Abschied nehmen von der Jugend ist fast so schmerzlich wie Abschied nehmen von der ersten Liebe. Wenn man von der ersten Liebe Abschied nehmen muß, so meint man, aller Reiz des Lebens sei zu Ende; wenn man von seiner Jugend Abschied nimmt, so weiß man, daß nur noch dürftige, dürre Reize übrig bleiben im gebrechlichen Leben.

Und doch muß es im entscheidenden Augenblicke geschehen, wenn man nicht ein Lügner oder ein gefährlicher Narr werden will.

2.

Dennoch war ich nur für mich traurig, das Vaterland selbst glaubte ich noch nicht gefährdet durch politische Übertreibungen. Die Frage um Republik oder Monarchie, welche uns schon am ersten Abend um die Ohren schwirrte, schien mir ziemlich müßig zu sein. Des gründlichen Charakters in unserm Vaterlande versichert, dachte ich kaum an die Gefahr, daß uns die Nachahmung Frankreichs in zudringlicher Macht nahe treten könnte. Es ist ja so dürftig für einen selbständigen Menschen, so erniedrigend für eine eigentümliche Nation — bloße Nachahmung zu treiben! Angeregt zu werden durch Taten und Begebenheiten und durch verwandte Stimmung — das ist ja ganz was anderes als Nachahmen. Gleiche Anregung kann und soll ja bei drei verschiedenen Leuten drei verschiedene Resultate hervorbringen. Wenn nicht, dann ade Poesie, der Quell unerschöpflicher Mannigfaltigkeit,

der Quell unendlichen Fortschritts, welcher nur in der Mannigfaltigkeit enthalten ist! Die Gefahr der Nachahmung achtete ich also gering, nicht bloß weil das tyrannisch begonnene Experiment in Frankreich sich so tief verderblich zeigte für das Gedeihen der Franzosen, sondern weil ich an unsere eigene Tüchtigkeit glaubte. Ich war innerlichst überzeugt, daß in uns Deutschen der Sinn für organische Umwandlung rasch betrieben werden müsse; ich war überzeugt, daß demgemäß eine Politik äußerlicher Phrasen und entlehnter Stichwörter keine weitere Macht ausüben werde, als die jetzt ganz erwünschte: unsere Schwerfälligkeit und Langsamkeit im Gestalten zu beschleunigen.

Deshalb sah ich ziemlich ruhig drein, als ich in den großen Sälen der Frankfurter Gasthöfe schon am ersten Abende die Republik anpreisen und fordern hörte. Besonders im „Wolfseck“ war Republik das Feldgeschrei. Ich hörte wohl aufmerksam zu, wie diese Republik entstehen und wie sie beschaffen sein solle. Denn Name ist Schall und Rauch, es kommt ja doch nur auf das Wesen an. Aber das Entstehen und die Beschaffenheit einer Republik wurden angekündigt und geschildert in oberflächlichster Weise. Es war eine Zuschneiderei nach Schablonen, ebenso gut oder so schlecht brauchbar für Texaner wie für Deutsche. Unsere Geschichte, unsere eigentümlichen Vorzüge und Fehler kamen gar nicht in Frage; im Gegenteil sollte ausdrücklich mit der Vergangenheit ganz und gar gebrochen werden. Das ist so völlig undeutsch, daß ich ihm keine besondere Einwirkung auf deutsche Politik zutrauen mochte. Jakob Grimm hat später in der Paulskirche diese Stegreifpolitik mit dem Witz abgefertigt: Ein Volk, das keine Vergangenheit haben will, das findet auch keine Zukunft. So undeutsch es aber war und ist, so geläufig war es damals in den Frankfurter Gasthöfen. Die jungen Ritter waren als die rüstigsten zuerst auf dem Platze, und stiegen auf die Tische und predigten den Kreuzzug gegen

jegliche Vergangenheit, gegen alles das, was man geschichtlichen Charakter einer Nation zu nennen pflegt. Ich saß dabei neben einem breitschultrigen Manne von mittler Größe. Er aß während dieser Kreuzpredigten mit gutem Appetit sein Abendbrot, und hob nur zuweilen das mit weißgrauen Haaren dünnbedeckte Haupt in die Höhe, um nach dem eben vorübersausenden modernen Kreuzritter zu blicken. Dieser Blick eines lichtblauen großen Auges, welches ebenso glänzend, aber nicht so bohrend war wie das Auge Friedrichs des Großen, hatte etwas so Unbefangenes, und über das lichtrote Gesicht, um den geöffneten Mund spielte etwas so Sicheres, daß ich dachte: Der Mann weiß das auch besser und fürchtet die leichten Reiter nicht. Als ich erfuhr, daß dieser zur Nacht speisende Mann Welcker heiße, ward meine Sicherheit noch größer. Der kennt ja doch sein Baden, dachte ich, wo sie's am Weitesten treiben, es wird wohl von keiner größeren Bedeutung sein, da ihm der gebratene Hahn gar nicht verleidet und er nicht einen Augenblick zur geringsten Entgegnung veranlaßt wird. Mittlerweile ward der junge Redner auf dem Tische, nachdem man ihm lebhaft Bravo zugerufen, abgelöst durch einen älteren, schlank und zierlich gewachsenen Mann, welcher mit vorgeneigtem bärtigen Haupt das Publikum erst betrachtete, ehe er den Mund öffnete zu heiterer Entgegnung. Er warf das Rößlein des vorigen Redners mit leichtem Schenkeldruck hin und her, und wippte mit den Worten mitunter wie mit einer Reitgerte nach des Vorredners rascher Republik hinüber. Der muß das Ding auch nicht für gefährlich halten, dachte ich, und erkundigte mich, als mir sein Spiel ein wenig zu lange dauerte, nach dem Namen des Mannes von dunkler Gesichtsfarbe. Aus dem Dialekt konnte ich nicht erraten, welchem deutschen Stamme er angehörte. Wurm aus Hamburg, war der Bescheid; ein geborner Schwabe, der dem Studium und Leben des Nordens seit vielen Jahren angehört, die hastigen Be=

wegungen des südlichen Naturells aber immer nicht vergessen kann.

Republikanische Redner folgten, und der Sturm und Drang ward größer, bis sich die meisten Gruppen um einen neuen, offenbar sehr vertrauensvoll erwarteten Redner versammelten. Der Rheinpreuße! der Kölner! hieß es, welcher die ganze Stadt Köln hinter sich hat wie der Rattenfänger von Hameln, und mit Köln den Kern des nördlichen Rheinlandes. „Das ganze linke Rheinufer ist für uns," rief mein neuester Nachbar, „denn Rheinland war schon französisch und republikanisch, und die alten Bischofsstädte Köln, Trier und Mainz, die geistlichen Reichsstädte Aachen und Koblenz, die Rheinpfalz mit Landau und den Hambacher Zeugen von Anno 30, sie stehen wie ein Mann auf für die Republik!" Das klang sehr wahrscheinlich. Diese schönen Landstriche Deutschlands, angefüllt mit frischen, großer Unabhängigkeit bedürftigen Menschen, haben keine andere Geschichte in ihrer Seele, als die Geschichte des Wechsels. Der Krummstab hat heitere Menschen gebildet, nicht aber Patrioten im größeren Sinne des Wortes. Die Nähe Hollands und Belgiens, die Nähe Limburgs, Luxemburgs und der Wallonen hat den Sinn für Unabhängigkeit im kleinen, den Hang nach eigensinnigem Wechsel nur genährt. Die französische Herrschaft hat manche unpatriotische Eitelkeit gepflegt, hat manche praktische Form zurückgelassen, welche besser ist denn die Form schwerfälliger Tiefsinnigkeit bei uns im Innern — es klang sehr wahrscheinlich, daß dieser eigentlich seit Lothar immer geteilte und fast immer herrenlose Rheinstrich leicht in die Lüfte gehen werde. Es war mir also doppelt wichtig, den Redner von Köln zu hören, welcher als populär angekündigt wurde. Dies war ein langgewachsener Mann blassen, etwas ermüdeten Antlitzes, mit kurzem dunklem Haar und dunklem Auge. Die ganze Erscheinung war nicht die eines Deutschen, am wenigsten die eines Niederdeutschen, denen starke Glieder,

starke Züge eigen zu sein pflegen. Hier waren die Züge und Glieder fein und auch der Name war französisch, Franz Raveaux. Dennoch war in dem dunklen Auge sanften Blickes, es war in den Zügen, es war in dem belegten Organ etwas Mildes, etwas herzlich Anziehendes, was nicht romanisch, was aber deutsch zu sein pflegt. Seiner innern Kraft und seines festen Schwunges sich bewußt, fing er mehr liebenswürdig als bedeutend an zu sprechen, ganz einfach und natürlich. Er finde es ganz begreiflich, sagte er, daß man die Republik wolle, er wolle sie auch. Aber man dürfe eine solche Veränderung nicht jählings betreiben und bezwecken.

Hier ward also diejenige Richtung vertreten, welche gründlich die alten Verhältnisse und mit ihnen die Monarchie beseitigen wollte. Die Richtung war offenbar sehr zahlreich und wichtig. Es näherten sich da mit leidlich beifälligem Kopfnicken Männer, die bis daher teilnahmslos zugehört und zugesehen hatten, die Rationalisten in der Politik. So mancher war mir bekannt mit seiner sonstigen Denkungsweise, welche in Sachen des Glaubens, in Sachen der Kunst, in Sachen der ganzen menschlichen Gesellschaft nüchterne Zweckmäßigkeit wollte, und weiter nichts — die redlichsten Leute, welche besonders in dem sächsischen Mitteldeutschland den Kern des gebildeten Mittelstandes bilden. Was an der Reformation von nüchterner Gesundheit war, aber auch nur das, das hat in jenen Ländern seine ersten Verteidiger gefunden, und das ist in jenen obersächsischen Volksstämmen immer klarer, dünner und durchsichtiger geworden. Fleißige Ordnung und Sparsamkeit, Sauberkeit im Häuschen und im Rechnungsbuche, Aufklärung bis zum „Aufkläricht“, ausgebildeter Sinn für Flugschriftenlektüre, für die Lektüre von kleinen Zeitungen und Zeitschriften, für wohlfeile Leihbibliotheken ist da eingebürgert bis zu den sogenannten „kleinsten“ Leuten. Gleichmäßige Bildung ist da verbreitet bis in jeden kleinsten Winkel, und jeder romantische Beisatz wird als

Aberglaube belächelt. Das hängt wohl zusammen mit der Geschichte sächsischen Landes, welches die Eigenschaft als Großstaat, zu welcher es berufen schien, Schritt für Schritt verloren hat seit drei Jahrhunderten. Die Kurfürsten eines gründlich protestantischen Landes wurden wieder katholisch in entscheidender Zeit, und sonderten sich damit von der familienhaften Teilnahme der Bevölkerung, also vom eigentlichen Schoße monarchischen Sinnes. Sie verloren damit den Vortritt in norddeutscher Politik, und verletzten für immer den gerechten Ehrgeiz, welcher in den sächsischen Stämmen lebt. Die Herzöge aber zersplitterten durch immerwährende Teilung in der Erbfolge ein schönes Land in lauter Ländchen. Hat das ohne Wirkung bleiben können? Vortreffliche Eigenschaften dieses zahlreichen Volksstammes in der Mitte Deutschlands verloren am großen Wendepunkte ihres geschichtlichen Lebens den staatlichen und herzlichen Mittelpunkt, und waren Jahrhunderte darauf angewiesen, sich nur Entschädigung zu suchen. Das haben sie getan mit bewundernswerter Ausdauer; aber nur der Unkundige ist jetzt erstaunt, daß heute aus diesen Ländergebieten lauter Verteidiger des bloß nützlichen Republikanisierens hervorgegangen sind, welche jeden höheren innerlichen Haltpunkt eines großen Staatswesens wie einen romantischen Luxus betrachten. Die redlichsten Leute dieser Länder traten damals kopfnickend herbei zum Programme Raveaux', und es war vorauszusehen, daß dies ein Programm werden würde für alle die ernüchterten blank juristischen Kämpfer kleiner Staaten, denen das Schicksal der Heimat das geschichtliche Herz gebrochen. Eine gemäßigte Linke Deutschlands skizzierte sich damals deutlich vor unsern Augen.

3.

So kam der letzte Morgen, welcher die mäßige Anarchie Deutschlands noch beleuchten sollte. Anderen Tages wollte das Vorparlament zusammentreten. Der Name Vorparlament war noch unbekannt, die nächsten Tage der freien Volksversammlung lagen im Nebel vor uns, der sich bald wunderlich hellte in augenblicklichem Sonnenschein, bald schwarz zusammenzog unter plötzlichen Regenschauern. Es schien uns die Sonne, wenn aus den überfüllten, die Zeil heraufrasselnden Postwägen alte treue Gesichter herabnickten, die Weib und Kind an den fernen Marken verlassen hatten, um das Ideal deutscher Jugend verwirklichen zu helfen. Es zog wie warmer Regenschauer über uns hin, wenn die Scharen neuer Jugend, wenn die Kolonnen von Turnern, die Kolonnen von Arbeitern halb lustig, halb drohend aus den Quergassen hervorquollen und neue Lieder singend die Zeil entlang zogen trotzigen Schrittes; wenn die Flüchtlinge aus aller Herren Länder auftauchten an den Straßenecken oder in offenen Fiakern, die angehalten wurden vom Zuruf und Andrängen einstiger Kameraden von Hambach und von der Konstablerwache. Werden es noch Kameraden sein, wenn der Firnis des Wiedersehens abgefallen?! Sie kommen aus England, aus Frankreich, aus der Schweiz, sie sind unter den verschiedenartigsten Eindrücken Männer geworden, wird das aber ohne große Not ein Ganzes werden, was jetzt so bunt und hoffnungsvoll auf dem Frankfurter Boulevard, auf der Zeil hin und wieder wogt?! Die Frühlingssonne schien lustig darein, es war ein glückseliger Augenblick um die Mittagsstunde, denn alles liebte sich noch in dem Getümmel, die Losungsworte waren noch allgemein, also gemeinschaftlich, die Stich- und Scheideworte waren noch nicht entdeckt, wenigstens noch nicht ausgesprochen, des Vaterlandes große Zukunft umschlang noch alle.

Für diesen letzten Vorabend war im Weidenbusch große Versammlung angesagt. Da sollte sich's zeigen, wie der Strom heißen werde, da sollten die Symptome der herrschenden Mehrheit in Deutschland sich offenbaren. Jetzt ward es von großer Wichtigkeit, daß das Rollen der gefüllten Postwägen nicht aufhörte bis in den Abend hinein; denn die Männer des Nordens und Ostens waren noch in geringer Zahl vorhanden, und ihr Beisatz war doch unerläßlich, wenn die Meinung eines ganzen Deutschlands zutage kommen sollte.

Man spürte es im Saale des Weidenbusches von Stunde zu Stunde, daß nicht nur die Zahl der Anwesenden, sondern daß auch die Mannigfaltigkeit der Anwesenden wuchs. Das heißt: die phrasenhafte oder gerad herausgesagt die französische Politik verlor von Stunde zu Stunde an Macht. Mit untergehender Sonne hatte das Redenhalten begonnen von einer improvisierten Rednerbühne, und es dauerte bis gegen Mitternacht. Man probierte seine Rosse, man forschte nach der Stärke der Strömung, man forschte nach Grund und Boden. Die republikanisch Gesinnten drängten sich in den Vordergrund, die Nichtrepublikaner hörten. Wenigstens stellten sie die Frage um spezielle Regierungsform nirgends in den Vordergrund, sondern bezogen alles auf die Vorsorge für das gesamte deutsche Vaterland, welches in seiner schlechtregierten Vergangenheit an den Abgrund geführt sei und jetzt durch gemeinsame durchgreifende Maßregeln gerettet werden müsse.

Unter den Rednern der letzteren Richtung zeichnete sich ein Mecklenburger aus durch kräftiges Zusammendrängen auf die Hauptfrage. Er hieß Stever, und der Name ist später nicht mehr im Vordergrunde erschienen; erst in dem Mecklenburger Getümmel, welches noch im Monat August nötig wurde zu einer konstituierenden Versammlung, ist er wieder aufgetaucht. Dies sind meist die bravsten Patrioten, welche

nichts wollen als in Gang setzen, und die an ihren Herd zurückkehren, sobald die Maschine in Gang gesetzt ist. Solche Cincinnatus' hat Deutschland glücklicherweise noch zahlreich. Neben ihm half ausdrücklich ein Rheinpreuße graubärtigen lichten Antlitzes ordnen, des Namens Stedmann, welcher als Mitglied der Siebener-Kommission diejenigen Linien vorzeichnete, innerhalb welcher für den Gang des Vorparlaments eine Tagesordnung gewonnen werden könne. Wieviel haben wir diesen Männern zu danken, welche in Heidelberg zusammentraten und von da aus Station für Station den schwerfälligen Karren unseres verrotteten Reiches in Gang brachten bis zu diesem Abende! Es war eine brave Gesellschaft meist kreuzbraver deutscher Patrioten. Kein Geschichtschreiber wird ihre Namen vergessen. Binding I., Gagern, Itzstein, Römer, Stedmann, Welcker, Willich hießen die sieben Männer, welche die Ausführung des Heidelberger Beginnens übernahmen, und welche später vom rechten Zentrum bis zur Linken sich verteilten.

Auch hier am Vorabende noch war der durch sie gebotene Anhalt unschätzbar — sie hatten eine Form, einen Widerstand gegen das beginnende Sturmparlament. Ohne sie wäre es nur Sturm und kein Parlament geworden. Doppelt ermutigend vernahmen wir hierbei, daß der verjüngte Bundestag unserer revolutionären Versammlung eines Vorparlaments tapfer die Hand bieten werde, um die Vorschläge und Beschlüsse desselben rasch zu legalisieren und zu verwirklichen. Halb aus Tapferkeit, halb aus Furcht geschehen ja die erstaunlichsten Dinge in der Welt; und was hat dieser Fuchsbalg Bundestag, in welchem kein Fuchs mehr steckte, doch noch leiden müssen dafür, daß er mit Anstand beiseite geworfen sein wollte! Die Leidenschaften brauchen stets einen Sündenbock, und es ist immer ein Glück, wenn sich zu rechter Zeit der rechte Sündenbock darbietet. Ein solcher nur vermittelt die Übergänge. Deshalb hatten auch die

Radikalen ganz recht, den verjüngten Bundestag der Welcker, Jordan und Genossen nicht minder zu hassen, als den Bundestag Münch-Bellinghausens. Denn dieser verjüngte ersparte die Revolution im ganzen und vermittelte die Reform. In Sachen der Einheit, um welche es ihnen freilich nicht besonders zu tun war, mochten die Helden jenes letzten Abends vor dem Parlament wohl recht haben: daß alles, alles zu rasieren sei, wenn Deutschland nicht wieder an den Partikularstaaten scheitern sollte.

Viele von uns wußten das wohl auch. Aber auf Kosten der Wahrheit und wessen sonst noch! eine mechanische Einheit erzwingen, was wär' es für ein Gewinn? Ein Gewinn, immer noch trauriger als der Verlust, welchen wir sicher zu beklagen haben werden, sobald das neue Reich fertig sein wird.

Von der republikanischen Partei sprachen an jenem letzten Abend die beiden Hauptführer Hecker und Struve ausführlich. Die Apostel Badens, die Apostel der Jugend. Struve sprach zuerst. Er und Hecker wurden stets von der zudrängenden, die eine Seite des Weidenbuschsaales überfüllenden Jugend mit stürmischem Beifall begrüßt. Es war Turnier, und das Ganze hatte etwas vom germanischen Stil auf unsern Universitäten, von jenem Stil und Wesen, welche echt germanisch „Komment" genannt werden. Denn eigentlich bedurfte es für die Jugend keiner Waffenprobe, eigentlich wußte sie längst, wer der bessere und was zu wollen sei, eigentlich waren ihr wir Älteren nur die „Philister", nur der mißliche Beisatz, den man eben nur aus „Komment" nicht sofort aus dem Tempel jagte.

Struve trat mit der Sicherheit eines Volksredners auf, welcher seines Handwerkszeuges sicher ist. Im wildesten Lärmen wartete er ruhig die notwendig eintretende Pause ab, um Hammer und Stemmeisen hervorzulangen und mit ihnen das alte Staatswesen auseinander zu keilen. Etwas Leim und ein paar dünne Holzstäbchen hat er für Leben und

Sterben unter das Schurzfell gesteckt, um bei ungeduldiger Nachfrage sie beiher vorzeigen zu können als Material für den neuen Staat. Aufgepaßt, Geschwindigkeit ist keine Hexerei! Ich konnte mich nicht erwehren, an diesen Ruf zu denken, wenn ich die Staatsgesellschaft so schlank und fix zusammenstellen sah.

Struve ist von mittler Größe und hat einen trockenen, mönchischen Kopf slawischer Rasse. Er ist auch der Mönch deutscher Republik, einem der Bettelorden angehörig, welche den Luxus des Geistes verachten, welche von den höheren Orden spöttisch angesehen werden, und welche doch unfehlbar diese Mitglieder aller höheren Orden, ohne Leidenschaft und im einfachen Glauben an die Notwendigkeit in den Abgrund des Todes stoßen, sobald die Herrscherstunde schlägt für die modernen Bettelorden. Mit den russischen Struves verwandt, und also des unpopulären „von“ teilhaftig, hatte er die ärgerliche Aufgabe, zu wiederholten Malen die Anrede „Herr von Struve“ abweisen zu müssen mit der unrichtigen Bemerkung: „Ich heiße Struve!“ Seine Familie ist in Baden eingewandert, und dort wie man erzählt, mit wohlwollender Gastfreundschaft aufgenommen worden vom Fürstenhause. Er hat seit Jahren als unermüdlicher Journalist in Mannheim gelebt, und sich durch Mäßigkeit in materiellen Genüssen für die Aufgabe einer geistigen, will sagen immateriellen Wirksamkeit vorbereitet. Er ißt nur Gemüse! sagten seine Freunde, und wenn man seinen blut- und knochenlosen Staat betrachtet, so findet man das sehr glaublich. Desgleichen scheint er nicht zu rauchen, und der nur mit dünnem Haar sparsam bedeckte Scheitel, die pergamentne Stirnhaut, die blicklosen, abstrakten kleinen Augen, die Bartschwäche, die lymphatische Gesichtsfarbe, der paletotartige Anzug, welchem Taille und Formen tief gleichgültig sind — alles deutet auf Rousseau-Robespierresche Richtung, arm an Gedanken, dürftig an Vorstellungen der Welt, begnügt mit

der Gleichmachung, aber stark in genauer Kenntnis und Berechnung seines Pfennig-Reichtums. Natürlich spricht er infolge des Gemüses Tenor und ist weithin verständlich im Vortrage seiner Rechnungen.

Ganz anders ist Hecker, und dem Volke, dem sinnlichen, näher. Das ist ein Fleischesser und ein vollsaftiger, gesunder Mensch. Hier ist Unmittelbarkeit, wenn er auftritt und sein langes braunes Haar aus dem Gesicht schüttelt und mit einer kräftigen Baritonstimme zu reden beginnt. Man spürt es sofort, daß hier einer redet, der nicht aus der Schreibstube, nicht vom Studium des Contrat social herkommt, sondern aus dem Kreise rüstiger Leute, welche eine tüchtige Veränderung wollen im Staatsleben. Dabei spürt man doch gleichzeitig, daß dieser Redner im Zusammenhange steht mit geschichtlichem Studium, daß er innerlich eine richtige Folge haben möchte in Entwicklung der Dinge. „Es ist die Zeit der fahrenden Habe gekommen“, pflegt er zu sagen, und nichts sei mehr unbeweglich, auch nicht das Kapital und nicht der Besitz, der einst starr wie ein Fels gewesen. Damit deutet er auf weitaussehenden Wechsel, ohne doch in die systematischen Folgerungen des vorigen Rechenmeisters einzutreten. Er begründet viel mehr im Vorübergehen sein Bedürfnis nach Bewegung und Wechsel, als daß er ein System begründen wollte. Sein Angriff ist poetisch und nicht eigentlich sozialistisch; er stammt aus der ganzen menschlichen Regung, nicht aber aus den unabweislichen Bedingungen einer Lehre. Man sieht voraus, daß dieser Mann des ungestümen Kampfes leicht genötigt werden könnte, nach errungenem Siege gegen seine systematischen Genossen aufzutreten, weil er Freiheit und nicht System will, weil er oberflächlich im Konstituieren und nachsichtig gegen sich und andere im Leben sein würde. Er erscheint gutmütiger, sorgloser, mit einem Wort studentischer. An den Studenten erinnert er ganz und gar, wie lange er auch schon in der badischen Kammer sitzt; und daraus erklärt

sich, abgesehen von allem übrigen, seine ermunternde Einwirkung auf die jungen Männer des westlichen Deutschlands. Diese bilden eine ganz andere Jugend der Revolution als die jung genannten Revolutionäre des Nordens, namentlich als die Berliner. Diese west- und süddeutsche Jugend will und mag nichts wissen von jenen abstrakten Konsequenzmachern. Sie spricht ihnen das Herz ab, und jene Kälte in bloß formeller Folgerung ist ihr tief zuwider. Die Revolution der Hegelianer und Blasierten geht nur so lange mit der ihrigen zusammen, als sie einen gemeinschaftlichen Feind haben. Gelänge den Republikanern der Sieg, so würden sie augenblicks auseinanderplatzen, und die radikalen Philosophen würden mit verächtlicher Geringschätzung nachweisen, daß dieser Hecker ein gedankenloser Politiker sei, ein Vorpostenführer ohne Geist und Bedeutung, dessen man nur bedurft habe, um das sinnliche Volk in die Schlacht zu locken. So steht er zwischen dem nüchternen Schulmeister Struve und den herzlos Abstrakten des Nordens einsam und ohne weiteren Zusammenhang als den Zusammenhang, welchen ein gemeinschaftlicher Feind bildet, ein Vertreter der natürlichen Revolution.

4.

Durch das Gefecht bei Kandern und das Niederschießen Gagerns ist ein böser Schatten auf Hecker gefallen. Das Urteil derer, welche ihm wohlwollten, auch wenn sie ihm nicht folgen mochten, ist bestürzt worden. Denn wenn sie selbst auf die Darstellung der Seinigen hören möchten — und auch das können die meisten nicht gegenüber den feststehenden nackten Tatsachen — so blieb immer noch ein Verlangen übrig, welches sie an Hecker stellten, an den studentischen Führer, ein Verlangen, klar oder unklar empfunden

von jedermann. Dies Verlangen ging im ganzen auf einen Akt Heckers hinaus, welcher bei dem traurigen Vorfalle von allen vermißt wurde. Dieser Akt, welchen sich jeder anders ausmalen mag, mußte darin bestehen, daß sich Hecker alsogleich und aller Welt verständlich lossagte von diesem Ereignis. Daß er dies nicht wollte oder nicht konnte, das ist der schwarze Strich seines Schicksals geworden, sowie der Opfertod des edlen Gagern, welchen die tüchtige Familie als ihren tüchtigsten Bruder betrauert, sowie dieser Opfertod das Pfand des Sieges wurde gegen die Aufrührer.

Dreimal wurde in den wichtigsten Kämpfen dieser Sturmmonate ein solches Pfand eingefordert, ein solch unschuldiges Haupt, gleichsam um die moralische Entrüstung aufzuregen und den bezahlten Sieg zu verbürgen. Bei Kandern wurde Gagern niedergeschossen, in Prag wurde die Fürstin Windisch-Grätz erschossen, in Paris wurde der Erzbischof niedergestreckt, und jede dieser Tötungen wurde ein Todeszeichen für die angreifende Partei, von welcher die Tötung ausgegangen. Haben die Ungläubigen wie die Gläubigen daran erinnert sein sollen, daß unter allem Wechsel das noch in der Welt herrsche, was diese Gott nennen und jene nicht zu nennen wissen und deshalb leugnen?

Damals im Weidenbusch warst du noch unbefleckt von diesem Zweifel, Hecker, und ahntest nicht, daß die Schlacht, welche dir notwendig schien, ein garstiges Einzeltreffen werden sollte, ein garstig Einzeltreffen, verleugnet von der Nation, befleckt von einem unkriegerischen Todesstreiche. Und doch lagen nur sechs Wochen zwischen dem Aufruf zur Revolution im Weidenbusch und der Katastrophe von Kandern.

Hecker rief damals im Weidenbusch nicht nur zur Revolution auf, er rief hinzu zur Revolution, denn sie sei da, ringsum im ganzen Vaterlande! „Wir sind mitten in der Revolution!“ war dort und während der nächsten Tage in der Paulskirche sein Schlachtruf, und dieser Schlachtruf fand

stets ein betäubendes Echo unter den Seinigen. Die bloßen Reformer saßen wie gerichtet unter diesem donnernden Schlachtrufe, und ihr Schweigen wurde für kläglich und unmächtig erachtet. Wahrscheinlich hat er noch manchen mit fortgerissen an jenem Abende und an den folgenden Tagen. Ich hörte wenigstens oft sagen damals, daß er entscheidend wirke auf manchen Unentschlossenen. Wenn eine solche Einwirkung auf mich möglich gewesen wäre, so hätte er mich zu den Reformern zurückgedrängt. Warum? Es war nichts Tieferes und wahrhaft Mächtiges vorhanden in diesem Verkündiger der Revolution. Keine ungewöhnliche Kraft oder Wendung des Gedankens, die mich nur stutzen gemacht hätte, wie dies ja eine aus gewaltiger Seele hervorspringende Äußerung des Talentes oft vermag, auch nach Richtungen hin, denen man nicht zugewendet ist; keine Fülle und Überlegenheit des Charakters, die mir eine augenblickliche Zustimmung abgenötigt hätte, nichts von alledem. Mitteldurchschnitt in Idee, Talent und Charakter, hinreichend wohl die Jugend zu bestechen, welche bestochen sein wollte, oder keiner Bestechung mehr bedurfte. Aber mehr nicht. Die Idee über den Staat halbreif, das Talent der Rede ganz respektabel aber nicht ohne Roheit und auf tieferes Bedürfnis ohne Hilfsmittel, der Charakter, soweit ihn ein solches Auftreten enthüllt, brav und tapfer, aber mehr ungestüm als kraftvoll, und ohne Hintergrund und Weihe. Ein Mann für den Aufstand — nicht mehr, nicht minder. In diesen etwas hervortretenden blauen Augen war guter Wille und Offenheit, aber gar kein geheimnisvolles Leben irgend einer Art; in diesem wohlgeformten und gesund gefärbten Antlitze mit entgegenkommendem sinnlichen Munde war der Trotz des entschlossenen Duellanten, aber nicht jener unübersehbare Ernst eines Kämpfers für Umgestaltung einer Welt. Reiches Haar mit lichtbraunem Schein um Haupt und Kinn gibt einen hübschen Rahmen, nachlässige Kleidung, welche bequem um die kräftige

stattliche Figur schlottert, große, freie Bewegung der Arme, freie, unbekümmerte Haltung im ganzen sind ganz geeignet, einen Parteiführer für Genremaler zu empfehlen, und so sah man ihn denn auch bald überall in Süddeutschland an den Schaufenstern der Bilderläden. Ein erschrockener Aristokrat bemerkte damals in Frankfurt schüchtern gegen mich, daß all diese Revolutionsmänner keine Handschuhe und kaum ein Halstuch brauchten, und erschrak doppelt, als ich erwiderte, daß sie dadurch den Malern besonders empfohlen würden für die Unsterblichkeit.

Nie hab' ich die eigentlich geistvollen Menschen so unglücklich gesehen als in dem Revolutionsvierteljahr des Frühsommers 1848. Was an Geist in der großen Bewegung herrschte, das war längst erfunden, das lag vor und war den Handwerkern preisgegeben. Diese handhabten es zum Schrecken der Erfinder, wie Kinder und Wilde, welche den Spiritus als Wasser verschenken und besoffen lachen über die taumelhafte Wirkung. Diejenigen aber, welche zu den Erfindern des herrschsamen Geistes gehörten, sie wurden gehöhnt und hinweggestoßen. Sie waren nur im Wege. Natürlich! Sie kannten den verhältnismäßigen Wert, sie kannten die Konsequenzen jenes Geistes, sie hinderten mit dieser Wissenschaft und Beschränkung in einem Zeitpunkte, wo man Handlung und wieder Handlung, nirgends aber Wissenschaft und Beschränkung brauchte.

Der Kanzler Oxenstierna soll zu seinem Sohne wie zum Trost gesagt haben: „Du glaubst gar nicht, mein Sohn, mit wie wenig Geist die Welt regiert wird!“ Hundertmal wurde man in diesem Frühsommer daran erinnert. Regieren ist eben handeln, und das Handeln gelingt am besten, je weniger es in seinen Triebfedern gespalten wird durch Strahlen von Gedanken.

Wenn ich mir alles vergegenwärtige, was in diesen Monaten, und namentlich beim Beginn, an Geist zum Vor-

schein kam, um das Vaterland neu zu gestalten, so muß ich mit Beschämung eingestehen, es war herzlich armselig, und die Geistesarmen machten den meisten Lärm. Freilich! Sie werden sofort verstanden von der großen Masse, und die große Masse handelt nach Stichworten. Wer mit solcher Kupfermünze am besten zu klimpern weiß, der ist der mächtigste Mann im Lärmen einer Revolution. Deshalb ist das Ganze doch groß und wichtig, sowie das Kuppelgemälde im ganzen ein Kunstwerk ist, wie grob und ausgeweitet die Figuren in der Nähe erscheinen.

Solch ein Kuppelgemälde war in Frankfurt zu sehen vor und während des Vorparlaments. Es darf also gar nicht befremden, wenn viele Figuren dieses Gemäldes grob und ausgeweitet erscheinen, sobald man sie in der Nähe betrachtet. Damals freilich, ehe man in die richtige Entfernung zurückweichen konnte, da gab es allerdings manchen erschreckenden Schlag auf die feineren Nerven. An jenem Abende zum Beispiel verließ ich auf eine halbe Stunde den glühend heißen Saal, um auf der Straße frische Luft zu schöpfen. Ich meinte auch hinlänglich unterrichtet zu sein über die Mehrheit derer, welche morgenden Tages Sitz und Stimme haben würden in der Paulskirche und welche jetzt so aufmerksam schwiegen. Die Republik wird nicht erklärt in der Paulskirche! Und die Jugend wird toben gegen uns, die sie heut noch als Verbündete begrüßt — dies war das Resultat meiner Beobachtung, und kaum hatte ich es leise vor mich hingesprochen, so stürzte wie donnernder Wogenschwall das Geschrei des Volks auf mich ein: Hurra hoch, die Freiheit, die Republik, hurra hoch! Die Straße am Weidenbusche war vollgepfropft von Menschen, und Schüsse knallten und tausend Stimmen brausten, und qualmende Pechfackeln warfen rote Lichtstreifen durch die dunkle Nacht über das Meer von Köpfen hin, und neben mir auf dem Parterrefenster des Weidenbusches erschien auf einem Stuhle

ein kleiner Mann und gestikulierte mit den Armen. Ruhe! Ruhe! Er will sprechen! ging es über die Menge hin, und er sprach, oder richtiger: er schrie. Wer ist's? „Stille!“ erhielt ich unsanft zur Antwort.

Wenn es so stand mit der Welt, wie dieser kleine Mann schilderte, so war die Republik und das tausendjährige Reich nicht nur vor den Toren Frankfurts, sondern innerhalb der Tore, und wenn dies Kopf an Kopf versammelte Publikum morgen das Publikum der Paulskirche bildete, so mochte unsere Weisheit von vierzig Jahren noch so weise sein: der Republik oder doch einer republikanischen Regierung konnte sie morgen nicht entgehen. „Seht ihr, so denkt das Volk, das wirkliche Volk!“ rief mir ein Gegner zu, der unweit des Redners stand — „belügt es nur noch einmal, reizt es nur noch weiter!“ Und nun begann der kleine Mann eine Anrede, welche in Superlativen nichts zu wünschen übrig ließ. Jede Herrlichkeit der Welt stand bevor; jede Niedertracht war bei dem gestürzten Herrschgeschlechte, jede Tugend bei den Helden des Tages, jeder Lohn war kinderleicht zu haben, man brauchte nur die Hand auszustrecken, nur den Mund, nur die Augen zu öffnen.

Warum dachte ich an Christus, der im Sonnenscheine des Orientes auf dem Berge am See Genezareth gesessen und dem Volke Weisheit und Zukunft gepredigt? Warum? Weil der kleine aus dem Fenster prahlende Mann vor einigen Jahren es mit der Religion versucht hatte, als es mit der Politik noch nicht ging. Damals hatte ich ihm eine kurze Weile mit Anteil zugehört, denn jede Eröffnung ins Freie und Weite war damals willkommen. Als ich erkannt hatte, daß nur eine alltägliche Absicht und keinerlei Welt dahinter sei, hatte ich nicht mehr hingehört und den Mann wie seine Angelegenheit vergessen. Jetzt stand dieser Johannes Ronge neben mir, und seine Grundsätze konnten und wollten sich betätigen. Was einst Bergpredigt war, erschien jetzt als

Fensterpredigt. Es fehlte der Berg und es fehlte der See, die Höhe und die Tiefe. Ehrwürdiger Stifter des christlichen Glaubens, nie hab' ich klarer empfunden als an jenem Abende, von wannen deine weltbezwingende Macht ausgegangen sei über alle Welt. Du versprachst nicht, du fordertest. Die Entsagung, die Hingebung und das Opfer lehrtest du. Das Geben und nicht das Nehmen lehrtest du. Dies erhebt den Menschen, dies veredelt ihn. Dies bringt die tiefste Macht, die Macht über sich selbst. Nur wer sich selbst verliert, gewinnt die Welt — dies Motto des Neuen Testaments ward mir in jenem Augenblicke deutlich, daß mir das Herz erbebte. Dieser Fensterprediger, das empfand ich ganz und gar, ist ein ohnmächtig Schilfrohr, welches jeder Windstoß knicken kann. Dreist ist er, gewissenlos, vielleicht nur darum gewissenlos, weil er zuwenig weiß. Aber wer ein Gotteslehrer sein will, und an so großem Wendepunkte eines Volkes nichts zu sagen hat als politische Phrasen ohne innerliche Forderung an sich selbst, und an das horchende Volk, der hat keinen Gott für das Volk, sondern nur einen Götzen, der wird hinweggefegt von demselben Sturme, welchen er mit heraufbeschworen, und die tausendfach zurufenden Stimmen dieses Volkes, das sind hohle und nichtige Stimmen, das sind Stimmen, aber es ist nicht die Stimme des Volks. Denn diese wohnt nur in der Wahrheit, und die Wahrheit ist nicht bloß süß, sie ist auch bitter.

Ich warf kaum einen Blick auf das blasse, dürftige Männlein im Fensterrahmen, welches glücklich in Oberflächlichkeit den Moment schlürfte, und verlor mit dem Bumbum der großen Haufentrommel, und ich drängte mich ärgerlich durch den Haufen, um stille Nacht und Einsamkeit zu gewinnen. Widerwärtig erschien mir auf einmal die Zukunft des nächsten, so wichtigen Tages. Nicht wegen des Kampfes, sondern wegen des hohlen Geschreies, welches den Kampf begleiten, vielleicht ausmachen werde. Für egoistisches Viel-

regieren im Vaterlande, das nihilistische Regieren der einen und unteilbaren Mittelmäßigkeit eintauschen zu sollen, das wäre ein kläglicher Tausch gewesen. Unglückliche Kranke pflegen eine Erleichterung darin zu finden, daß sie mit Mühe und Not einmal auf die andere Seite gelegt worden. Ein trauriger Gedanke.

Die Zeit war still, denn es war um Mitternacht, und in dieser Stille brachte sie mir eine tröstliche Erinnerung. Gestern und vorgestern des Abends hatte es ebenso rednerische Einzüge von wichtigen Ankömmlingen gegeben, ebenso rot glühende Fackeln und krachende Büchsenschüsse; Jordan war eingeholt worden und Eisenmann, zwei Männer des alten Regiments, durch lange Gefangenschaft schwer geprüfte Männer. Sie werden tieferen Inhalt für ein neues Deutschland gesammelt haben, und sie wird man hören, wenn auch nur aus Respekt für langes Leiden, und Dahlmann ist da und mancher andere Göttinger, und mancher andere, dem das Herz nicht nur voll ist von Wallung, sondern auch von Gedanken.

Freilich — doch wozu alles erzählen, was einem Träumer in der letzten Nacht des alten Deutschland durch den Kopf tanzte! Nicht einmal die tragische Stimmung blieb mir treu bis zum Einschlafen. Da hatten sie um die Mittagszeit einen eingebracht, einen Berühmten. Ich stand gerade neben der Hauptwache, als sie ihn vorüber transportierten in lauter Liebe und Freundschaft. Mich dünkt, sie hatten ihm einen Kranz umgehängt, jedenfalls nur von Blättern, denn Blumen gab's noch kaum am vorletzten Märzen. Vielleicht irr ich mich auch mit dem ganzen Kranze, er gehört nur zum Erinnerungsbilde meiner Vergleichung. Der Schützenkönig des vorigen Jahres nämlich in meiner Heimat pflegte in solcher Form herumgeführt zu werden zum Zeichen, daß man einen neuen brauche und sich des Prinzips halber noch auf kurze Zeit sichtbarlich des alten bediene. Eine kleine Schar umgab diesen politischen Schützenkönig, welcher rechts

und links hin so gewiß um Entschuldigung lächelte und nickte, als flüstre er vor sich hin: Ach, das ist ja zuviel! Übrigens schwarzer Frack, repräsentable Figur mit vielleicht etwas zu kurzen Beinen und zu schwachen Armen im Verhältnis zum ganzen Gebäude, so daß man dem Ganzen nicht Festigkeit zutraut noch richtiges Verhältnis. Jedenfalls aber ein malerischer Kopf durch schneeweißes Haupt- und Barthaar. Nur das Lächeln, das unversiegliche, störte, das Lächeln, welches zwischen nein und ja hindurch lächelt, welches den Zorn zerstört und die Liebe entwertet. Wo die Kraft fehlt, da fehlen nicht immer die Worte — dies waren meine letzten halbklaren Gedanken in der letzten Nacht des deutschen Bundestages. Ein ärgerlicher Traum verwirrte die Gedanken: schwarz und weiß gescheckt trippelte ein Bock umher auf steinernem Estrich und glitt rechts und glitt links, und Koboldstimmen riefen von oben und unten, es sei kein Bock, er könne nicht zeugen. Also beunruhigend für den Schläfer war der letzte März eingetreten. Wie wird er aussehen, wenn ihn die ewige Sonne bescheint, die unbestechliche?!

5.

Die Menschen behalten ihre Gespenster; es wechseln nur die Namen. Ein abscheulicher Gedanke am Morgen des letzten März 1848. Ich hatte die erste feierliche Handlung des neuen Übergangs verschlafen; der Präsident für das Übergangsparlament war gewählt, und gespensterhaft trat mir die Nachricht entgegen, es gleiche dieser Präsident auf ein Haar meinem „Schützenkönige", welcher gestern beim Einschlafen an meiner Phantasie vorübergewankt, meinem „Schützenkönige vom vorigen Jahre!" Gespensterhaft! Die Phantasie kleiner Kinder erfindet, die Phantasie großer Kinder findet. Sollte im neuen Deutschland nichts weiter zu haben,

also auch nichts weiter zu finden sein, als was die Fehler des alten Deutschlands zur Reife gebracht, auch in uns zur Reife gebracht, die wir fortwährend Opposition getrieben? Sollte sich's erweisen, daß wir ebenso sehr schuld wären am alten Deutschland als jene Herrscher, die im Sturze begriffen waren? Das wäre trübselig. Ja, ins Elend der Wildheit werden wir getrieben werden oder uns mühsam retten auf eine dürftige Station zum Besseren.

So dachte ich ziemlich düsterer Stimmung, als ich um zehn Uhr zum erstenmal nach der Paulskirche ging und unterwegs erfuhr, was bereits geschehen sei. Im Kaisersaale des Römers hatte man sich versammelt gehabt, um die Präsidenten zu wählen. Damit keine Richtung vorzeitig verletzt würde, hatte man zum ersten Präsidenten einen Mann oder richtiger einen alten Herrn gewählt, der jeder Richtung gefallen wollte und deshalb keiner genügen konnte, einen Geheimen Rat voll liberaler Wissenschaft, einen Heidelberger Professor der Rechte und emeritierten Kammerpräsidenten — Mittermaier. Unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geschütze war man aus dem Römer hinübergezogen in die Paulskirche. Dort fand ich das erste deutsche Parlament, umgürtet wie von einem Säbel von einem Publikum, welches wohl fünfmal so zahlreich war als das Parlament selbst, und welches mit Scheide und Klinge vernehmlich rasselte. Ein Publikum kleiner süddeutscher Staaten, welches einem Organismus des großen Ganzen nur ungemessene Wünsche und keine Opfer zu bringen hatte. Diese Paulskirche, welche so leicht zu haben war, scheint einem ungeschilderten Gotte der Zukunft gewidmet worden zu sein. Möge man ihn bald schildern können, diesen Gott. Sie ist ein runder Tempel, dessen Mittelgrund ringsum durch Säulen abgegrenzt wird. In diesem Mittelgrunde saßen auf Kirchenbänken die ersten deutschen Volksvertreter, gegen Mittag schauend auf eine Rednerbühne in Gestalt einer Kanzel, auf eine Präsident=

schaftsestrade hinter dieser Kanzel, auf rote Vorhänge mit Schwarz und Gold gesäumt und mit dem zweiköpfigen Reichsadler geschmückt hinter dieser Estrade, und auf ein romantisches Bild der Germania, hoch, hoch über dem Präsidenten, ein Bild voll strenger Unschuld aber geringer Kraft. Hinter diesem Kern- und Mittelgrunde, also hinter jenen Säulen steigt amphitheatralisch noch eine vierfache Reihe von Bänken aufwärts zu den Fenstern, ein Berg, der seine Montagnards erwartete und auf der Nord-Westseite später auch gefunden hat. Jetzt strotzten diese Bergbänke von Zuschauern, welche den dicht unter ihnen sitzenden Parlamentsgliedern über die Köpfe, in die Karten und Taschen sahen und in die Ohren raunten wie Gefangenen des Volks. Wehe den Gefangenen, wenn sie sich nicht für frei ausgeben wollten, für sehr frei! Hoch oben um den Scheitel des Tempels, in gleicher Höhe mit jener Germania, läuft die Hauptgalerie, welche fünfzehnhundert bis zweitausend Zuschauer, Zuhörer, Zusprecher trug. Es war ein gebieterischer Anblick der Volkssouveränität. Sprecht und beschließt da unten, was ihr wollt, aber fürchtet unsern Zorn, wenn es uns nicht gefällt! Wir tyrannisieren euch, so weit es irgend angeht, und wenn es nicht mehr angeht, dann ist die Souveränität wieder bei euch allein, bis auch ihr sie wieder geteilt und übertragen habt und bis auch ihr mit den neugeschaffenen Herren marktet und ringt, weil sie euch leidlich beseitigen, sowie ihr uns beseitigt. Dies ist der Lauf der Welt; die Quintessenz des jedesmaligen Geistes der Zeit kriecht endlich immer in eine Nußschale, und die Nußschale wird immer vergoldet, gleichgültig, auf welchem Baume sie gewachsen. Wir freuen uns doch vorderhand, daß auch wir einmal beim selbsterwählten Ausgangspunkte stehen und zum erstenmal seit Menschengedenken empfinden: Deutschland wird konstituiert von uns Deutschen.

Äußerst merkwürdig in deutscher Geschichte war diese Versammlung des Vorparlaments. Revolutionär in ihrem

Zuschnitt und doch auf allen Nähten, in allen Knopflöchern und in ihrem Futter nach Umständen und Kräften legalisiert. Wer jemals Landstand gewesen, hatte Sitz und Stimme; wer von irgend einer Volksversammlung erwählt war, desgleichen; wer von irgend einer Korporation eine Beglaubigung hatte, desgleichen; und wer das alles nicht aufweisen konnte, der Siebenerkommission aber als Patriot empfohlen schien, der konnte von dieser, die doch ebenfalls eine revolutionäre Macht war, den Zutritt erwirken. Ein Bekannter von mir hatte von einer israelitischen Gemeinde mehrere Vollmachten in der Tasche, die er an Freunde verteilte. Welch eine poetische Ironie! Der Israelit, welchen der bisherige Staat geächtet, er verteilt Vollmachten zur Bildung des neuen Staates an gute bevorrechtete Christen des alten Staatswesens. Solch eine mannigfaltige Mischung macht das Vorparlament zu einer der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte, und daß der Bundestag, der Bundestag! unbeschreiblich beflissen war, diese gemischte Gesellschaft zu begrüßen und anzuerkennen, damit er nur selbst nicht vor der Zeit begraben werde, das machte die Erscheinung vollständig pikant. So also gestaltet sich eine deutsche Revolution. Ihre erste Sorge ist, den Titel einer Revolution abzulehnen und die Hand des alten Feindes Statusquo sorgfältig zu waschen und zu säubern, damit eine Trauung mit ihm wenigstens an die linke Hand möglich wird. Der alte Bundestag wusch und säuberte auch an sich in jenen Tagen ärgerlicher Hochzeit dergestalt, daß die Germania solch einem reumütigen Schwiegersohne unmöglich ihr Kopfnicken versagen konnte. Man mag darüber spotten, aber zugestehen muß man, daß in solcher familienhaften Revolution etwas tief Liebenswürdiges und Zivilisiertes liegt.

6.

Als der Präsident seine Antrittsrede hielt, da sah es freilich nicht aus, als ob Liebenswürdigkeit und Zivilisation hinreichende Kraft haben werde, unter solch einem Präsidium das wogende Meer zu beherrschen. Das Meer schwieg wohl noch, aber man spürte bis in die Fingerspitzen, daß solch ein Steuermann nicht genüge. Es war etwas Süßliches in dem Vortrage an die „deutschen Männer und lieben Freunde", es waren große Worte vom „Erwachen des Riesen" neben zwerghaften Wendungen vom „Niedergedrücktsein" darüber, daß man ihm die Ehre angetan, kurz es war ein Gewebe von scheinbarer Kraft und wirklicher Schwäche, ein Gewebe von so langem Faden, daß ich in den ersten fünf Minuten an solchem Weber verzweifelte. Diese meine Verzweiflung erwies sich im Laufe des Vorparlaments nur gar zu begründet. Wer an die Spitze gestellt wird zum Herrschen, gegen den richten sich alle Schüsse, bis er früher oder später fällt; dies ist das Schicksal menschlicher Herrscher. Wer aber an die Spitze kommt und nicht herrschen kann, wem die Tragödie versagt ist, den geißelt der Spott, der unbarmherzige. Damals schon erhob er sein freches Gesicht und sagte mit spitzem Finger hinzeigend auf die Estrade: dieser Redner sucht nun so lange schon den Punkt, wo ja und nein sich berühren, wir erleben's, daß er ihn findet! Nicht doch, rief ein anderer, dieser Redner hat die große Eigenschaft der Weiber, aus Furcht mutig sein zu können, mutig und verwegen; er spricht und stimmt für einen europäischen Krieg, damit ihm nicht das souveräne Volk der Gasse die Fenster einwirft.

Es war für mich ein wohltuender Gegensatz, als bald nach dieser Antrittsrede Struve auf der Rednerbühne erschien und einen ganz nüchternen, ganz radikalen Antrag entwickelte. Es war doch „Schneid" darin, wie man in Süddeutschland sagt. Es war Abschaffung und Aufhebung und Aufhebung

und Abschaffung in fünfzehn Paragraphen. Wenn man es jetzt übersieht, so hat man mit Ausnahme von zwei oder drei Punkten gegen all diese Aufhebungen gar nichts einzuwenden, und wenn wir nicht gründliches Unglück haben, so werden die meisten dieser Abschaffungen durchgesetzt. Aber sie sollten durch einen einfachen Ausspruch des Vorparlaments dekretiert werden, und der fünfzehnte Paragraph lautete: „Aufhebung der erblichen Monarchie“, und der letzte Satz des Redners besagte: „Wir werden in Frankfurt vereinigt bleiben, bis ein frei gewähltes Parlament die Geschicke Deutschlands leiten kann. Mittlerweile werden wir die erforderlichen Gesetzesvorlagen entwerfen und durch einen freigewählten Vollziehungsausschuß das große Werk der Wiederherstellung Deutschlands vorbereiten.“

Also provisorische Regierung und Republik.

Hiermit, durch sofortiges Aussprechen der Konsequenz, spalteten sich an jenem Morgen offiziell die Lager. Das war kein Glück. Denn es war eine große Zahl vorhanden, welche zu durchgreifenden Maßregeln entschlossen, aber ebenso entschlossen war, nicht in jene Konsequenz einzutreten. Ein Lager lähmte nun das andere auch für Maßregeln, welche beiden gemeinschaftlich sein konnten, welche man aber nun, auf der Hut vor Hintergedanken, mißtrauisch ansah.

Der Blitz war also gleich in der ersten Stunde durch die Paulskirche gefahren und die Gewitterschwüle ward bemerklich. Dieser badischen republikanischen Richtung kamen die Sachsen zu Hilfe, und zwar in einer Weise, die ganz charakteristisch war. Der warme Inhalt steht ihnen nicht so zu Gebote wie die kühle Form. Die Geschäftsordnung, dies wichtige hölzerne Pferd in jedem Parlament, wurde gleich bei diesem ersten Angriff als Turnierroß bestiegen. Die Siebener nämlich hatten ein Programm vorgelegt, um welches sich die Verhandlungen des Vorparlaments bewegen sollten. Dies Programm war beseitigt, sobald man auf den

radikalen Antrag Struves einging. Schaffrath also aus Sachsen trat auf und empfahl den „deutschen Mitbrüdern“, einen Ausschuß zu ernennen, damit nicht nur das Siebener Programm, sondern auch jeder andere Antrag geprüft und zur Berichterstattung vorbereitet würde, denn die Siebener, übrigens sehr achtbare Männer, seien doch nicht die Repräsentanten dieser nun gegenwärtigen Parlamentsversammlung. Dieser ganz logische Vorschlag ward mit eifriger, durchdringender Stimme vorgetragen von einem advokatisch-sattelfesten, kleinen Manne gesunden, gewöhnlichen Aussehens, dessen stechende Augen und steile Haare andeuteten, daß er sein Formenkredo leichtlich mit der rechthaberischen Heftigkeit eines Dr. Eck — Luther sprach's aus ohne Punkt — behaupten könne. Wo der Inhalt fehlt, da wird das erwählte formelle Kredo zu allen Zeiten am grimmigsten verteidigt. Hier und in diesem Augenblick war der Schaffrathsche Antrag von entscheidender Bedeutung; wurde er angenommen, so war auf dem Wege der Form das erreicht, was Struve durch Enthüllung des Inhalts, allem Anschein nach, das heißt der ersichtlichen Stimmung nach, bereits verloren hatte: das Struvesche Programm kam zur Erörterung, und das Vorparlament war durch Einsetzung eines Ausschusses auf längere, ja auf unabsehbare Dauer eingeleitet. Die Aufgabe bloßer Vorbereitung, mittelbarer Vorbereitung, wie sie wohl der Mehrzahl vorschwebte, war dann plötzlich verwandelt in die Aufgabe unmittelbaren Anfangs, die parlamentarische Evolution ward eine parlamentarische Revolution.

Das erkannten die Führer der Siebener wohl, und Welcker eilte auf die Rednerbühne, von diesem Gange dringend abzumahnen. Seiner Heftigkeit war abzusehen, daß er die Gefahr für sehr groß hielt, und wer überhaupt Welcker nur beim Vorparlament hat sprechen hören, der wird sagen: Dies Auftreten, bei welchem er seinen ganzen Körper durcheinanderschüttelt, als wolle er sich all seiner Gliedmaßen versichern

für das bevorstehende Handgemenge, diese höhere Röte, welche ihm bis auf die Stirn hinauf steigt, dieser keifende, trotzende, herausfordernde Ton, dieses stoßartige, heftige Beweisen ist seiner Sache nicht günstig, selbst bei denen nicht, welche seine Ansicht und Meinung teilen. So ist er aber nicht immer auf der Rednerbühne, sondern nur dann, wenn es sich um einschneidende Fragen handelt. Als Mann, welcher durch lange politische und wissenschaftliche Tätigkeit ein weites Feld beherrscht, ist er stets mit so viel Gesichtspunkten ausgerüstet, und bei allen Fragen so vom großen Zusammenhange durchdrungen, daß er allerdings niemals öffentlich redet, ohne nachdrücklich gefaßte und ausgesprochene Richtung, daß er allerdings diese Richtung stets um so schärfer hervorhebt durch starke Betonung und dreinfahrende Gestikulation, je mehr er eben in seiner Fülle von Gesichtspunkten Halbrichtiges und Halbberechtigtes abweisen muß; aber er tut dies nicht immer stoßartig, nicht immer herausfordernd, wenn auch immer bis auf einen gewissen Grad unschön und rechthaberisch. In der Debatte um Unabhängigkeit der Kirche vom Staate zum Beispiel, wo er gegen den Ausspruch des ganzen Prinzips redete, da hatte seine Rede einen viel ruhigeren Wellenschlag, und nur einmal, als er vor der Pfortenöffnung für die Jesuiten warnte, bäumte sich die Woge seines Wortes spitz auf. Spricht er ferner in kleinerer Versammlung, da ist alles an ihm sanfter und milder, und in ganz kleinem Kreise oder zu zweien ist gar nichts zu spüren von jener Heftigkeit, da ist er bis zur Anmut weich und eingehend und weiß vortrefflich zu hören, bekanntlich sonst das Zeichen eines Staatsmannes. Von leidenschaftlicher Heftigkeit, in welcher die Leidenschaft mit Verstand und Bildung durchgeht gleich einem übel eingefahrenen Gespann roher Pferde, von Zornesblendung und Verblendung ist Welcker indessen immerhin nicht freizusprechen. Sein Geist ist schwächer als sein Blut, sein Verstand ist steif und, fürchte ich, einer feineren

Komposition kaum fähig. „Meine Herren!“ rief er jetzt, „es kommt darauf an, ob Sie die Absicht haben, diese Versammlung vom ersten Augenblicke an gleich in das Außerordentliche zu verlängern“ — „halten Sie es für deutsch, brav und gut, daß wir unsere österreichischen und unsere zum großen Teil so gering vertretenen norddeutschen Brüder von der Teilnahme an den Beschlüssen über die ganze Versammlung ausschließen? Ich glaube nicht, daß dies deutsch, und glaube nicht, daß es brav ist!“

Diesen Einspruch zu unterstützen im Augenblick der Gefahr folgte ihm eilig ein Mann auf die Rednerbühne, welcher nur dies einzige Mal dort gesehen worden ist, obwohl er eine nachhaltige Einwirkung auf die deutsche Bewegung von 1848 ausgeübt hat, eine Einwirkung von unvergleichlich größerer Macht, als zehn vortrefflich deklamierende Redner zusammengenommen. Dieser Mann hat außer den folgenden wenigen Worten kein lautes Wort mehr gesprochen, und hat auch später in der Nationalversammlung ganz vorne am rechten Zentrum monatelang schweigsam gesessen, bis er durch innere und nur in der Schrift ausgedrückte Teilnahme erschöpft, vielleicht auch mit Recht dadurch gekränkt, daß man ihm keine Stelle im Verfassungsausschuß angewiesen, plötzlich auf immer die Paulskirche und auch sein Amt als Leiter der leitenden Zeitung verließ. Dieser Mann, dunklen Angesichts durch Haar und Auge, war Gervinus, welcher jetzt kurz und scharf sagte, der Schaffrathsche Antrag wolle das Programm des existierenden Ausschusses ersetzen; der Präsident möge sofort abstimmen lassen, ob dies die Absicht der Versammlung sei! Der Präsident war aber ebenfalls Professor von Heidelberg, der seinem jüngeren Kollegen nicht so rasch zu Willen sein mochte. Die Gefahr entwickelte sich also und stieg. Hr. Blum von Leipzig erhielt das Wort, um in friedlichst singendem Tone die begonnene Schlacht weiter zu führen — sanfter als Herr Schaffrath, wenn auch nach demselben Ziele: „Brutus

ist ein ehrenwerter Mann", die Siebener-Kommission besteht aus braven Männern, aber — wir hätten ja gar nicht hierher zu kommen gebraucht, wenn wir bei ihrem Programme stehen bleiben wollten, wir hätten ja nur annehmen dürfen, was jene Kommission bestimmt! So täuschsam und schließlich lautete die Rede. Als ob das Thema zu einer Debatte, welches von den Siebenern vorgelegt wurde, gleichbedeutend wäre mit dem Resultate einer Debatte! In solcher schimmernden Halbwahrheit, vorgetragen mit priesterlicher Salbung und die große Menge täuschend durch unerschütterliche Sicherheit und Gleichförmigkeit der Rede, meldete sich dieser wichtige Volksredner dem Publikum der Paulskirche. Eine aufgeputzte Unrichtigkeit war sein erstes Wort, und die Form war diejenige, welche durch all seine Reden geht, die Form der Antoniusrede im Julius Cäsar. Nie spricht er ohne eine zur Schau gelegte niedliche Herzfalte christlicher Liebe, um die zuhörende Menge sicher zu machen über Tugend und ehrliche Absicht des Redners, über Verworfenheit und tiefliegenden Frevel des anzugreifenden Widersachers. Ich glaube nicht, daß sich Blum dabei vollkommen seiner Absicht bewußt ist; ich glaube vielmehr, es ist der Instinkt seines Talentes. Er hat sich mit großer Beharrlichkeit und Kraft aus dürftigen Verhältnissen heraufgebildet. Daher stammt sein Gedankengang, welcher sich immer eng anschließt an das nächste Bedürfnis eines mit der Dürftigkeit ringenden Menschen, und hierdurch allein schon des populären Verständnisses sicher ist. Was ist der ewige Feind des Dürftigen? Der Wohlhabende, der Glückliche. Die Religion will darüber trösten, will damit versöhnen, und etwas von diesem religiösen Grunde wohnt in jedermann. Will der Redner nun dieses religiöse Etwas zum edelsten Zwecke, das heißt zur wirklichen Tröstung und Erhebung benützen, so erscheint er als Priester im edelsten Sinne des Wortes. Will der Redner dies religiöse Etwas benützen zu politischem Zwecke, so ist ein unermeßliches Feld

der Wirkung eröffnet, das Demagogentum in weitester Ausdehnung des Wortes. Einen Teil dieses Feldes beackert Blum seit Jahren. Er beackert es mit unermüdlichem Fleiße, mit einem sehr respektablen Verstande und mit einer unvergleichlichen Gesundheit des starkgebauten, gedrungenen Leibes. Wahrscheinlich liegt in dieser Gesundheit des Leibes seine Schwäche. Diese Gesundheit nämlich verleiht ihm zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht die Fähigkeit, jeder augenblicklichen Aufgabe seinen Mann zu stellen; sie verleiht ihm die Fähigkeit, immer sogleich alles aufzuarbeiten, was vorliegt. So ist er immer fertig, fertig in doppelter Bedeutung des Worts. Es bleibt nichts übrig in ihm zu innerem Wachstum, es entsteht keine tiefer verzweigte Welt, er bleibt ein Tagarbeiter, weil er so kräftige und immerdar bereite Arme und Lungen hat. Diese Gesundheit ferner verleitet ihn immer nach der nächsten Befriedigung zu greifen; denn die Gesundheit hat klar gezeichnete, nach sofortiger Erfüllung trachtende Verlangnisse wie Hunger und Durst. Wer aber nicht fasten, wer nicht warten, wer nicht entsagen kann, der ist nicht für hohe Ziele geschaffen. So kommt es, daß man öfters glaubt, in den Anlagen dieses Volksführers einen deutschen O'Connel schlummern zu sehen, und daß man sich immer wieder getäuscht sieht, wenn es vom Vorpostengefechte zur eigentlichen Schlacht kommt. Dann fehlt die erwartete Steigerung. In Summa: die Halbheiten seiner Eigenschaften halten ihn nieder. Er ist nur halb aufrichtig, nur halb wahr, nur halb gebildet, nur halb mutig und so weiter in den wichtigsten menschlichen Eigenschaften. Er wäre ganz, und hätte alsdann mit seinen Mitteln eine gewaltige Wirksamkeit, wenn er, seiner Herkunft gemäß, das Evangelium für die Dürftigen rücksichtslos ergriffen hätte, ganz als moderner Bettelmönch. Welch einen vollen Inbegriff eines Berufes hätte er alsdann dargestellt innen und außen! Innen brauchte er nur seiner Lebensgeschichte eingedenk zu sein: wie er im elterlichen Zimmer zu

Köln leiden muß in früher Jugend, wie er bald hier bald dort als Lehrbursche oder Kirchenjunge sein Brot suchen muß, wie er, das gründliche Widerspiel schöner Kunst, dem Theatergeschäfte, dem frivolen! sich hingeben und die Vergeudung von Zeit und von edlen menschlichen Kräften trocken berechnen und ordnen muß als Theaterkassierer. Welch ein dicker Knäuel von Gegensätzen, welch eine Fundgrube von Erfahrungen für einen Apostel der Armen! Außen brauchte er nur die ohnehin anstößige moderne Kleidung abzustreifen und eine Kutte, wenigstens eine lange Bluse anzulegen, und der charakteristische Mönch unserer Zeit wie er leibt und lebt stand vor dem Volke, der Mönch mit vierschrötigem, knochigem Körper, mit dem kurzen, fleischigen Halse, mit dem rotbartigen kantigen Haupte und der strotzenden Gesichtsfarbe. Wenn die Widersacher jetzt seine schmalgeschlitzten, fetten Äuglein, die Stumpfnase und den großen Mund zu dem Kopfe eines Fauns machen, so geschieht es nur darum, weil die schlagende Ähnlichkeit mit einem Franziskaner verdorben ist durch einen mißlichen Frack und lichtfarbige Beinkleider. Aber zu solcher Ganzheit war eben nötig, daß er auch etwas Ganzes wollte. Nicht auf den „Bourgeois“, nicht auf den Kleinbürger von Leipzig mußte er seine Hoffnung setzen und seine Zukunft bauen. Was sich jetzt in Frankreich gespalten hat, den Riß zwischen Bourgeois und Proletarier mußte er vorhersehen; nicht der Halbheit des Kleinbürgers, sondern der Ganzheit des Armen mußte er sich widmen; dem mißlichen Frack, dem kleinen Geschäfte, der Aussicht auf eine Stadtratsstelle, in blauer Ferne wohl auch auf ein Ministerportefeuille in Sachsen, all diesen leicht erreichbaren Dingen mußte er entsagen können, dann war er in der Lage, gerade mit seinen Mitteln eine historische Rolle auszufüllen. Er hat gerade so viel Bildung, um die schreienden Gebrechen jeder Kulturgesellschaft aufzudecken, und er hat gerade nur so viel Bildung, um bei dieser Aufdeckung unbedenklich zu sein, unbeirrt

von den mannigfaltigen Bedingungen zu einer Kulturgesellschaft.

Er hat nicht die Kraft gehabt, diesen ganzen Beruf zu wählen, und muß nun seine Kräfte zersplittern in diplomatischen Wendungen. Denn es ist keine Kleinigkeit, die Unruhe zu wollen und die Ruhe zu predigen, keine Kleinigkeit, ein deutscher O'Connel und ein sächsischer Erzfriedensstifter Tom Steele in einer Person sein zu wollen, keine Kleinigkeit, heute die Republik für Deutschland und die Monarchie für Sachsen, morgen aber die Republik für Sachsen und die Monarchie für Deutschland zu predigen, keine Kleinigkeit, heute die Zentralrepublik und morgen den monarchischen Partikularismus als den Segen für Deutschland zu verkündigen, und das alles zu verkündigen mit der Stirn der Wahrhaftigkeit und Tugend, mit der Salbung biederer deutscher Ehrlichkeit und Treue. Es ist gewiß eine schwere Rolle, welche Aufmerksamkeit verdient, und wir werden noch Gelegenheit finden, ihr diese Aufmerksamkeit zu widmen. Jetzt bei der Einführung dieses Volksmannes drücken wir nur unser ehrliches Bedauern aus, daß er nicht die einfache Rolle statt der zwiefachen und deshalb so schweren erwählt hat. Selbst sein Freund Schaffrath, der einfachste Politiker von der Welt, schien unser Bedauern einmal innig zu teilen, als er bei einer späteren etwas zweideutigen Gelegenheit in voller sittlicher Entrüstung ausrief, es sei unwürdig, für die Aussage eines Volksmannes wie Blum einen Beweis ansprechen zu wollen gegenüber der Aussage eines bloßen Ministers. Sogar der Wachtmeister der Geschäftsordnung enthüllte also eine Falte religiöser Schwärmerei, welche leider nicht anerkannt werden konnte, weil eben Blum nicht die Enthaltsamkeit bewiesen hat, nur ein moderner Peter von Amiens zu werden. Hätte er sich dazu von Haus aus entschlossen! Hätte er nie von Talleyrand gehört! Ein Talleyrand des Volkes zu sein ist indessen ein Versuch großer Anstrengungen wert. Damals beim Vor-

parlament fand er die gemütliche Wendung gegen das Siebenerprogramm: „Sind Sie imstande jetzt, unter der Macht des Eindrucks, den das geschmückte Frankfurt und der Jubel des Volkes auf uns übt, Beschlüsse zu fassen?“ Und der zuversichtliche Ausdruck dieses gemütlichen Grundes fiel in die Wagschale gegen das Siebenerprogramm, besonders da der Redner mit der väterlichen Bitte schloß: „Im Interesse dieser Versammlung und des hochwichtigen Gegenstandes bitte ich Sie, noch eine Prüfung stattfinden zu lassen!“

Das klang so brav, so einfach — wer kann da widerstehen?

7.

Auf diesen Redner, der also ebenfalls auf die Verhandlungen ins Weite, Unbegrenzte drängen wollte, folgte ein kleiner Mann. Allgemeines Stillschweigen, Achtung und Aufmerksamkeit kam ihm entgegen. Es war einer von den Märtyrern der gestürzten Politik, und zwar einer von denen, welche sich treu und ehrlich verhalten hatten in ihrem Leiden, konsequent in ihrer Verneinung gegen alle Zumutung und faule Vergleichung. Ein Märtyrer aus Bayern, Eisenmann. Er war am Ende heimisch geworden auf seiner Bergfeste, und diese lange, mit tapferem Gleichmut ertragene Gefangenschaft, seine immerdar gleich klingende kalte Ablehnung alles dessen, was wie Übergang klingen mochte, endlich sein Name selbst, der Eisenmann! hatte in uns die Vorstellung erzeugt, es werde mit diesem Namen ein magerer, eherner Mensch auftreten kurzen, strengen Wortes, heißer, trockener Ganzheit. Die Phantasie hatte uns aber ein falsches Bild ausgeführt. In der Wirklichkeit war es ein blaß und kränklich aussehender, mit weicher Stimme mitteldeutschen Dialekt redender Mann, welcher die Versöhnlichkeit und die Vermittlung im Herzen und auf der Lippe trug. Zum Ziele zu führen, zur

Gestaltung zu bringen! das waren die redlichen Wünsche, welche auf seinen Worten schwebten. So schloß er sich denn auch denjenigen an, welche nichts als sofortige und allgemeine Vorbereitung zu einem Parlament wollten. Aber es zeigte sich doch auch in der ersten Rede, was ihn späterhin besonders charakterisiert, und was seine Wirkung, die so erwünschte Wirkung eines fleißigen, braven, grundredlichen Mannes, fortwährend beeinträchtigt, ja am Ende vernichtet hat. Er gibt sich nicht so weit hin, er schließt sich nicht so weit an, daß er den möglichen Strom, rücksichtslos für sich selbst, durch seine Person verstärken möchte. Gut deutsch will er durchaus Individuum bleiben, will keine noch so kleine Eigenheit opfern. Dieser ursprünglich schöne Zug deutschen Wesens soll um des Himmels willen nicht verloren gehen. Er ist eine große Gewährnis unserer wirklich poetischen Kraft, unserer charaktervollen Eigentümlichkeit. Aber für die Zeit der Krisis wird er uns leicht verderblich, und weil er den Franzosen fehlt, kommen die Franzosen immer rascher über kritische Perioden hinweg. Sie kommen eben oberflächlicher darüber hinweg, wendet man mit Recht ein, aber wir bleiben auch daneben nur zu leicht ganz und gar in der Krisis befangen, und kommen entweder zu Dreißigjährigen Kriegen oder zu halbgaren Zuständen. Zu ausführliche Berechtigung des einzelnen erschwert am tiefsten die Schöpfung eines großen Ganzen, und wenn die Schlacht im Gange ist, muß man sich um die Schlacht zu fördern Regimentern anschließen, Oberbefehlen fügen können. Die Maxime des Tell ist unsere Gefahr: der Starke ist am mächtigsten allein. Die Maxime an sich ist bedenklich in der Politik, und sie wird unbedenklich falsch nach der Auslegung, welche sie unter uns findet. Wir verwechseln nämlich gar zu gern Eigensinn mit besonderer Kraft, Eitelkeit mit Würde. Daher stammen unsere sogenannten Originale, eine sehr wertvolle Gabe für die Kunst, eine sehr mißliche Gabe für die Politik.

Sie haben oft das Richtige in ungenügender Form und bleiben wirkungslos selbst mit dem Richtigen. Das Geheimnis der Wirkung, welche ein politischer Mann ausübt, beruht eben darin, daß er seinen Gedanken und seinen Willen einzuordnen weiß in die bewegenden Kräfte seiner Zeit, daß er sie auszurüsten weiß mit den Waffen verwandter Gedanken und Willenskräfte. Vermag er das nicht, so wird er rechthaberisch und schwach.

Zu solcher Originalität, welche in einem Parlament auch für den stärksten Mann gefährlich, für einen mittelmäßigen tödlich ist, zeigte Eisenmann damals schon Anlage, und er hat diese Anlage später so konsequent gepflegt, daß sie ihn martervoll ums Leben gebracht hat. Besonders gefährlich hat später seine Eigentümlichkeit die auswärtige Politik sich angeeignet mit unerschütterlicher Zuversicht. Durch sein Leben in kleinen Kreisen und Verhältnissen, durch seine schätzenswerten Eigenschaften gemütlichen Wohlwollens und erfahrungsmäßiger Kenntnis in den kleinbürgerlichen Zuständen wäre er angetan, ein kräftiger Anwalt zu sein für alle Interessen des Gemeindelebens und für gesunde Verteidigung derselben gegen das krankhafte Verwischen nach französischer Schablone! Er läßt es auch daran nicht fehlen; aber die auswärtige Politik ist leider sein Ideal geworden, oder um richtiger zu sagen: sein Steckenpferd. Steckenpferde lassen sich bekanntlich reiten ohne Reitkunst, und je weiter der Tummelplatz, desto beliebiger und leichter kann das Pferdlein durchgehen. Der Reiter selbst bildet sich dann wohl ein, er reite, und mancher Zuschauer glaubt es auch, während der Kundige anfangs ärgerlich und später lächelnd inne wird: das Rößlein führe den Reiter und das Zusehen diene nur zur Unterhaltung, zu was anderem aber nicht. Damals konnte man freilich noch nicht ahnen, es werde Eisenmann, welcher durchaus Infanterist, in die ungarischen Pußten sich verirren, er werde den ungarischen Säbel umschnallen über

den Schnurrock. Aus der Bergfeste Kronach erwartete man nicht einen Husaren der auswärtigen Politik; aber befremdlich war es allerdings, daß er sich den Siebenern nicht anschloß, obwohl er im Sinne und Geiste zu ihnen gehörte, daß er im Augenblick der Not ganz ohne Not einen Husarensprung machte heraus aus ihrem Programm. Statt die Siebener unumwunden zu unterstützen, suchte er sich ein einzelnes heraus aus ihrem Programm und empfahl dies, führte also deshalb gleich den ersten Streich, weil er ihn vereinzelte, gefährlich für seine eigenen Meinungsgenossen. „Lassen Sie alle Fragen der Siebener-Kommission aus dem Spiele," rief er, „und beschäftigen Sie sich damit, wie das deutsche Parlament am schnellsten hergestellt werden kann."

„Ach was," schrie ein alter Mann, welcher Eisenmann fast von der Rednerbühne drängte, „wo ist überhaupt dies Programm! Bis jetzt hab' ich noch nichts davon gesehen." Und nun folgte Vorwurf auf Vorwurf. Der Redner war Mitglied der Heidelberger Versammlung gewesen, die er den Bund nannte, und war für den engeren Ausschuß übergangen worden. Jetzt war er schlechter Laune gegen das Ganze, eine recht persönliche Demokratenerscheinung mit lauter, roher Stimme, eine schwarze Sammetkappe auf dem knochigen, gelbweißen Haupte, einen langen altmodischen Rock um die fleischlosen Glieder. Was da Programm und Form und Inhalt, den ihr ohne mich und meinesgleichen einbringen und durchsetzen wollt! Und wenn's vortrefflich wäre, ich klag' es an, ich klage euch an, daß ihr mich und meinesgleichen dabei außer Acht und Macht gelassen! Dies war der Eindruck jenes Egoismus, welcher sich unberechtigt demokratisch nennt, und welcher Despotismus ist von unten.

Welcker mußte noch einmal auf die Rednerbühne, um zu beschwichtigen, und zu demselben Zweck folgte ihm ein älterer Herr mit fast kahlem, von zigeunerschwarzem Haar eingerahmtem Haupte und milden Gesichtszügen, Jaup aus

Darmstadt. Recht im Gegensatz zu jenem despotischen Demokratismus entwickelte er in wahrhaft liberalem Sinne, daß er nicht zu der Heidelberger Versammlung, nicht zu den Siebenern gehört, daß er aber das Programm der Siebener unterstütze.

Jetzt stand die Schlacht auf der Höhe. Wenn jetzt noch ein nachdrücklicher Angriff von seiten der Siebener durch einen neuen Führer erfolgte, dann konnte der Sieg errungen werden, ein Sieg von unabsehbarer Wichtigkeit für Deutschland, der Sieg der Reform über die Revolution. Der Führer erschien, und es zeigte sich sogleich, daß es der Anführer sei. Eine hohe kräftige Gestalt, eine männliche Stimme, eine mächtige Gebärde, ein großes deutsches Auge im strengen und doch wohltuenden Antlitze, ein Mann, Heinrich von Gagern.

Es ist nicht möglich und nicht ratsam, die Charakteristik dieses Mannes hier schon erschöpfend zu versuchen. Sie kann nur angelegt werden, denn Gagern begegnet uns später noch bei allen entscheidenden Wendungen und entwickelt neue Seiten. Er unterscheidet sich gerade darin von so vielen, daß er nicht bloß eine Ansicht, nicht bloß eine Doktrin, nicht einmal bloß eine Richtung vertritt, die man abschätzen und einteilen könnte, nein, er ist ein politisches Naturell, welches sich selbst in den Krisen des Vaterlandes organisch entwickelt, also fortwährend entwickelt, ein voller, gesunder Mensch, der sich einschifft auf dem Linienschiffe Deutschland, zu allen Opfern und Taten bereit, welche der Sieg dieses Schiffes erheischen kann. Es wird gar nicht schwer sein, dem Geiste Gagerns nachzuweisen, daß er kein besonders ausgezeichneter sei. Aber er ist stark. Man wird ferner ohne große Schwierigkeit dartun, daß seine Rede in ihren Einzelheiten ungleich, also von dem ästhetischen Standpunkte selten korrekt sei. Aber sie ist mächtig. Und so werden alle einzelnen Eigenschaften dieses Mannes wohlbegründeter Ausstellung anheimfallen, aber das Ganze

wird aus all solcher Bemängelung immer siegreich hervorgehen, weil es eben ein Ganzes ist und weil es wahrhaftig ist. Der gebildete Mensch in seiner vollen Wahrheit ist eben mehr als jegliche Virtuosität, dauerhafter als jede noch so gesteigerte Spezialität, segensreicher wirksam als jede besondere Kraft. Gott hat die Welt und ihre Entwickelung ins Mannigfaltige gelegt. Der Mensch ist davon das deutlichste Sinnbild. Wer unter uns die zahlreichsten Eigenschaften harmonisch in sich verbindet, der ist ein Führer der Menschen, mag er in der Stärke einzelner Eigenschaften noch so sehr von andern übertroffen werden. Dies ist der Sieg echter Menschlichkeit, echter Bildung, welche in der Person wie im Staate immer nach innerem Gleichgewichte trachtet. Weil Gagerns Wesen auf diesem innerem Gleichgewichte ruht zwischen Geist und Seele und Leib, zwischen Verstand und Gemüt, zwischen Wollen und Können, darum kommt mit ihm die Sicherheit und das Ansehn, darum kommt ihm das Zutrauen entgegen.

Gagern war außerdem ein offizieller Machthaber jener Zeit, er war regierender Minister Hessen-Darmstadts, und brachte also gleichsam einen kleinen Staat mit sich in die Paulskirche. Das ist selbst auf die hochmütigsten Demagogen nicht ohne Einfluß. Macht übt Zauber, wie klein sie auch sein möge, wie widerwärtig sie angesehen werde.

Gagern trat mit voller Wucht ein für das Siebenerprogramm, und er zeigte deutlich genug, ohne es vorzugsweise zu betonen, welch ein Unterschied bestehe zwischen dem, was Herr Eisenmann gleichsam wie einen Auszug aus dem Siebenerprogramme, und dem was er mit den Siebenern wolle. Nicht bloß ein Gefäß wolle er, sondern auch schon die Gewähr des Inhalts für dieses Gefäß, nicht bloß ein Glas — um es mit einem Beispiele zu bezeichnen — sondern ein Weinglas. „Wir wollen praktische Fragen an die Spitze unsers Programms stellen," rief Gagern — „lassen Sie uns nur deutsch sprechen und sagen: daß die große Mehrheit von

Deutschland und selbst von Süddeutschland hier **nicht** gehörig vertreten ist, und daß es sich von den Vorschlägen einer Minorität handelt, die nach Problemen hascht und unerreichbare Dinge erstrebt. Die Gesamtheit muß uns am Herzen liegen, und wir wollen einen Aufruf in diesem Sinne an Deutschland erlassen. Es gibt noch Prinzipien der Freiheit, um die man sich scharen und nach denen Freiheit bestehen kann, ohne daß man sich auf Probleme einläßt. Sprechen Sie die Ansicht dieser Versammlung aus — daß wir an der Monarchie festhalten; daß wir zwar eine Versammlung bilden, welche die Freiheit will, und um des Volks und der Volkssouveränität willen besteht, aber dem Prinzip der Monarchie im Staate treu bleibt und zugleich der Notwendigkeit der Durchführung einer Einheit huldigt."

Dies war das entscheidende Wort. Nun war es gesprochen, und Gagern mußte es sprechen als derjenige, dem das einfache Handeln Lebensbedingung, der die formellen Hemmnisse mit breiter Hand beiseite schieben mag, weil er Form und Inhalt zugleich an die Stelle setzt. Großer Beifallruf erhob sich zum erstenmal in der Versammlung selbst, zum Zeichen, daß auch die Vorsichtigen und Schüchternen hierzu ja sagen mochten. Das war freilich mehr als die Wahlbestimmung für ein Parlament, das war freilich vorgreifend. Aber wenn man damals sogleich diesen Grundsatz an die Spitze stellte, dann wurde allerdings den Wühlern der Boden abgegraben, es wurde für den neuen Rechtszustand eine feste Unterlage gewonnen. Wer mag ermessen, wieviel Störung, Aufstand und Zerstörung in weite Ferne hinaus unserm Vaterlande erspart worden wäre, wenn das Vorparlament in jener Stunde einen entschlossenen Präsidenten gehabt, der die weitgreifende Frage Gagerns sogleich gestellt und zur Abstimmung gebracht hätte! Dies geschah nicht, obwohl Wächter aus Stuttgart, berühmt als fester Fragsteller, dem Gagernschen Antrage zu Hilfe eilte. Herr Mittermaier

vertrödelte den Augenblick, da die Mehrzahl dringend nach Abstimmung rief; ein Braunschweiger bemächtigte sich in diesem drängenden Augenblick des Redeplatzes und zerteilte die Spannung, indem er mit halben Gründen für Vermittelung der Siebener und Eisenmann sprach. Somit wurde die Spannung abgeschwächt, die Zeit preisgegeben, bis der Gegner von alle dem, Friedrich Hecker hinter ihm stand, und den „Bürgern“ heftig ins Gewissen schob, daß sie im „Galopp“ fertig werden wollten, statt — „permanent beisammen zu bleiben bis zum Eintritt der Nationalversammlung“. Jubel von der Galerie, Bravo von vielen Seiten; umsonst rufen jetzt die Gemäßigten erneut und erneut und immer wieder nach Abstimmung, der republikanische Führer weicht nicht mehr von der Bresche, und wer ihm dann folgt, der spricht nun höchstens für Eisenmanns Vorschlag wie für eine Ausgleichung, bis Bassermann das Wort gewinnt und in der geschicktesten Wendung das Programm noch einmal empfiehlt. Mittermaier aber benützt jetzt seine Präsidentenstellung, sich mit einem: „Es kommt mir vor“ gegen das Programm und für Eisenmann zu erklären. Dadurch wächst nur die Verwirrung und der Lärm, denn eigentlich ist die Mehrzahl für das Programm. Eisenmann selbst wird vom Lärmen übertäubt, und nur Welcker macht sich in Hast und zornigem Drange noch einmal verständlich, ihm folgt aber auf den Fersen ein dicker junger Mann, Vogt aus Gießen, und dieser sagt, indem er Welcker bekämpfen will: „Der Herr Abgeordnete, oder vielmehr der Herr Bundestagsgesandte Welcker“ —

Dies zur Verdächtigung scharf betonte Wort wird das Signal zum ärgsten Sturme, der jemals in der Paulskirche ausgebrochen ist. Die bisher so bescheidene Mehrheit erhebt sich wie ein Mann, und „Herunter! herunter von der Tribüne!“ dröhnt es wie ein Trompetenton so lange, bis derjenige, welcher zuerst zu so unsauberer Waffe der Denunziation gegriffen, die Rednerbühne verlassen muß. Die

Jungfräulichkeit der Versammlung ist dahin, die Unbefangenheit vernichtet, eine Debatte ist nicht mehr möglich, die Sitzung muß aufgehoben werden. Aufgeregt, zum Teil voll Verzweiflung drängt man sich aus der Kirche heraus: man fürchtet die Würde einer freien deutschen Versammlung besudelt zu haben vor dem Vaterlande, vor Europa, man fürchtet, nach dem Symptome solcher Bestandteile werde eine gesetzgeberische Kraft nicht zu erringen sein für das erste deutsche Parlament.

8.

Das war eine schwere Stunde. Gruppenweise, gestikulierend, debattierend, großenteils niedergeschlagen verteilte man sich in die verschiedenen kleinen Straßen, welche vom Paulsplatz in die Stadt führen. Man suchte Wirtshäuser, um sich zu verständigen, um sich zu stärken. In großer Bekümmernis hatte ich mich vereinzelt. Ich war indes mehr bekümmert über die Roheit und das schlechte Regiment als über die Möglichkeit des Fortgangs und über den Fortgang selbst. An diesem verzweifelte ich nicht, namentlich da ich herausgefühlt hatte, der Sinn der Mehrheit selbst in dieser so willkürlich zusammengebrachten und mit den verwegensten Kräften überschütteten Versammlung sei ein billiger Sinn, ein mäßiger, der wahren Freiheit würdig und mächtig. Der Örtlichkeit wegen überwog die Vertretung Süddeutschlands, welches so unvergleichlich leidenschaftlicher und dreisten Schritten im Staatsleben bei weitem ergebener ist als Norddeutschland. Sie überwog so unverhältnismäßig Norddeutschland, daß aus dem kleinen Nassau 26, aus Hessen-Darmstadt 84, aus Baden 72, aus Württemberg 52 sich lebhaft geltend machten neben — 9 Hannoveranern; Preußen waren wohl 141 da, aber die ebenso unverhältnismäßige Überzahl aus Rheinpreußen. Etwa dreißig nur stammten aus den östlichen

preußischen Provinzen. Und dennoch war jetzt schon herauszufühlen, daß die Ultras weit in der Minorität bleiben würden, und dies jetzt im ersten Aufschwung einer revolutionären Epoche! Beiläufig gesagt erwies es sich in der Folge, daß dieser erste Schwung viel mäßiger und billiger gesinnt war als die Bewegung, welche sich in der Höhe des Sommers herrschsam geltend zu machen suchte. Ein Vorparlament im Julius oder August, welches ebenso unbeauftragt zusammengekommen wäre wie das im März, ein solches würde viel weitere und größere Schritte entgegen den Parisern gemacht haben. Da war die einfache Wahrheit dahin im wilden Lebens- und Staatenwandel.

Diesem süddeutschen Vorparlament nachdenkend, sah ich im engen Gäßchen eine lange Gestalt im schwarzen Frack neben mir. Es war einer der heut' erwählten Vizepräsidenten, eine echte Notabilität neben den vielen plattierten. Wie kummervoll sah er aus mit seinem ohnedies sauren Gesicht, dessen breiter aufgeworfener Mund sich nicht einen Augenblick geöffnet hatte da oben auf der Präsidenten-Estrade, wo er doch unser einziger Trost war neben dem süßlichen Trödel der liberalen Anstandsdame und neben der guten Lunge von Robert Blum. Dahlmann war's, nicht Saul unter den Propheten, sondern der Prophet unter aufgeschossenen Männern des Volkes. Wie war er verdüstert, wie bleiern fielen die ohnedies immer sparsamen Worte von seinem Munde! Er fand sich nicht zurecht. Auch nicht in der Örtlichkeit Frankfurts, nicht nach dem Hause der Seinen, wo er eine Stunde Sammlung suchen wollte. Gassenjungen wiesen uns die Wege — das ist prophetisch geworden.

Daß wir Deutschen uns so leicht zanken, das ist wohl nicht unser glückliches Erbteil, um deswillen man uns in der Fremde Schreihälse nennt. Aber es ist das Erbteil des uns eingebornen Adels, es ist unser Glück, daß wir uns so kindlich und so schnell unsers Zankes schämen.

Als die Kirche wieder voll war, da verhielt man sich still und beschämt, und die Ausbrüche wurden zurückgenommen und wie zur Besserung eifrige Schüler ging man artig und beflissen an Fortsetzung der Verhandlungen. Gott verläßt die Deutschen nicht, wenn sie sich selbst nicht verlassen! rief mein Nachbar, welcher vor einer Stunde jeglichen Untergang Deutschlands vor sich gesehen. Mittermaier salbte, Blum salbte die Wunde, und was mehr war, Wilhelm Schulz aus Darmstadt brachte eigentliche Vorschläge für die Debatte. Derselbe Wilhelm Schulz, welcher in den dreißiger Jahren tapfer Opposition gemacht, tapfer Festung gesessen und tapfer von der Festung sich befreit hatte. Er entsprach mit diesen praktischen Unterlagen zur Debatte ganz meiner guten Vorstellung von ihm, die selbst durch sein Buch aus der Gefangenschaft — ein Briefwechsel mit seiner Frau voll abstrakten haltlosen Gespinstes — nicht ganz erschüttert worden war. Dennoch ist er im Verlaufe des Parlaments von Tag zu Tag diesem Briefwechsel nachgegangen, dieser süddeutschen Kleinstaaterei, die was Großes getan zu haben meint, wenn sie ihre Staatlein in deutsch-französische Departements verwandelt hat, und es ist mir von dem kleinen blassen Manne nichts Charakteristisches mehr im Sinne geblieben als eine blaue Brille, durch welche er auf die linkswärts gehenden Anträge und Interpellationen müßig bellender Sommerzeit blickte wie auf etwas der Rede Wertes, weil es ihm blau erscheinen mochte. Er hat seine Hände auch mit eingetaucht in die populäre Indigobütte der Schwarzfärber, die so gern Schwarzkünstler wären mit Geschichte und Bildung und ähnlichen verbrauchten Lappen. Damals wo es sich denn nunmehr um nichts weiter handelte als um die Beschaffung eines Parlaments — damals sagte er ganz richtig: Es sind folgende Fragen zu beantworten: 1. Welche Bundesgebiete sollen in der neuen Bundesverfassung vertreten sein? 2. In welchem Verhältnis soll die Zahl der Volksvertreter zu der

Bevölkerung stehen? 3. Welche Wahlart ist anzunehmen? 4. Wo? 5. Wann soll die konstituierende Versammlung sein? Und endlich 6. Soll sie nur eine Versammlung bestehend aus Abgeordneten des Volkes sein, oder sollen auch die Regierungen in einer Versammlung vertreten werden?

Dies war und wurde, nachdem einmal das Programm der Siebener zerpflückt worden, die richtigleitende Skizze für ein Vorparlament, und selbst Herr Wiesner konnte sie nicht mehr verderben — Herr Wiesner, der „von Prag und Wien (nämlich in Prag bin ich geboren, in Wien lebe ich)“ ihm auf die Rednerbühne folgte. War es ein strafender Fingerzeig des Himmels für die nächste Zukunft, daß dieser redselige Mann allein das schöne und große Österreich vertrat an der Schwelle eines neuen Deutschlands? Wie dem sei, selbst Herr Mittermaier empfand, daß Schulz eine Straße gebahnt habe, die zu empfehlen wäre, und die Woge wälzte sich nun auf die Bundesgebiete des neuen Deutschen Reichs.

Was ist unser Bundesgebiet? Was soll unser Bundesgebiet sein? Hieran mochte sich flugs wie am härtesten Stein die Gesundheit unseres politischen Sinnes prüfen. Wie denkt er über Eigentum, wie behandelt er Eigentum? Ist doch am Ende die Hauptfrage an jeden, welchem ein Hausstand, ein Besitzstand anvertraut werden kann. Vor dieser Frage und Sorge schrumpft alles zusammen, was Phrase ist.

Ein Dithmarse namens Lempfert erschien zuerst. Er wird es bringen das neue Wort, dachte ich, er ist ja aus Schleswig-Holstein, und man hat diesen neuen Kurnamen „Schleswig-Holstein“ bereits mit lautem Zuruf begrüßt als das Schoßkind herrschender Popularität! Der Dithmarse brachte es nicht, er war zu gewissenhaft, und eilig folgte ihm ein Landsmann, welcher besser zu beurteilen verstand, was der rechte Moment bedeute im Menschen- wie im Völkerleben. Es war ein feiner Kopf mit leichter wohl-

gefärbter Hautfarbe des Nordens und mit einer jungen Glatze, die glänzend die Stirn hinauftrieb in das Haupthaar, ein junger, erfahrener Reineke namens Schleiden, welcher mit recht bewußter Einfachheit sagte: „Ich bin im Namen der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins hierher gereist!“ Allgemeiner jubelnder Zuruf! Nun war die werdende Tat im Gange. Zunächst — fuhr er fort — sei sein Auftrag dahin gerichtet, beim Bundestage seinen Antrag anzubringen. Er selbst aber dehne sein Mandat aus. Wer heutigen Tages zu den Fürsten gesandt werde, der werde zugleich zu den Völkern gesandt, und er nehme an, diese Versammlung stehe im gegenwärtigen Augenblicke neben den Fürsten, vielleicht sogar über den Fürsten, er wende sich an die Versammlung mit dem Vertrauen, daß sie die laute bestimmte Überzeugung aussprechen werde: Schleswig, als staatsrechtlich und national unzertrennlich mit Holstein verbunden, ist unverzüglich in den Deutschen Bund aufzunehmen und in der konstituierenden deutschen Versammlung durch freigewählte Abgeordnete zu vertreten! Allgemeine jauchzende Zustimmung! Sofortige Wiederholung der Frage und Abstimmung, und — die vollbrachte Tatsache liegt vor Europa. Einstimmig angenommen! hieß es, und ein einziger Mann protestierte gegen die Einstimmigkeit, also ein wirkliches Volksurteil. Wie hätte der sterbende Bundestag nein sagen können neben dieser donnernden Äußerung?!

Der erste Akt des Vaterlandes also ein kühner und von schöner, gesunder Kühnheit. Eine Welt von Streit und Hindernis heraufbeschwörend, aber notwendig. Dergleichen Beschlüsse ohne innere Notwendigkeit, das heißt ohne Wahrheit, haben wenig zu bedeuten, wenn sie noch so donnernd und blitzend erscheinen. Das Beliebige, was nur die Stimmung des Augenblicks geboren, zerfällt doch! Dem Wahren und Notwendigen aber gibt solcher Vorgang eine unzerstörbare Kraft und Weihe. Ich möchte den Deutschen nicht sehen,

der jemals Schleswig wieder aufgeben könnte! Um so wichtiger ist es aber, daß doch nicht vergessen werde, was selbst damals Schleiden einzugestehen sich für verpflichtet hielt: daß allerdings im Norden Schleswigs ein Teil der Bevölkerung dänisch sei und zu Dänemark strebe. Was nicht zu uns will an den Grenzen, das gehört uns nicht, und eine in Gerechtigkeit ruhende und dadurch beschlußfähige Versammlung hat andere Bedingungen, als der Krieg sie bringen kann.

Unmittelbar auf diesen Beschluß folgte der Antrag, Ost- und Westpreußen zum deutschen Bundesgebiete zu ziehen, ein so natürlicher und innerlich reifer Antrag, daß sofortige allgemeine Zustimmung folgte, und daß Raveaux unverweilt die bald so verwirrte Frage in richtiger Fassung daran knüpfen konnte, ob die Deutschen in Posen nicht denselben Anspruch hätten?

So war die Frage richtig und gesund. Richtig und gesund war es aber nicht, dahinein die ganze polnische Frage zu ziehen, wie dies ein Nassauer und ein Sachse tat. Es ist unsere Krankhaftigkeit, für Fremde bedacht zu sein, ehe für unsere Landsleute gesorgt ist. Der Grundsatz der Familie ist unerläßlich für eine Nation, und wer ihn überspringen zu können meint mit noch so großherzig klingender Verlangnis, der verlangt Widernatürliches und gerät deshalb ins politisch Fehlerhafte. Der Kosmopolitismus verrückte hierin den Standpunkt, und trotz Gagern und selbst Struve, welcher den guten Takt hatte, der Deutschen in Posen redlich zu gedenken, ward der undeutliche Antrag Blums angenommen: es sollten die Länder deutscher Zunge vertreten sein, solange sie mit andern Ländern staatlich verbunden wären. Mit dieser biegsamen Redensart wurde die wichtige Angelegenheit vertuscht und im charakteristischen Gefolge solcher vertuschenden Phrase wurde geradezu beschlossen, nicht nur die Frage wegen Aufnahme von Posen offen zu lassen, sondern es für heilige Pflicht des deutschen Volkes zu erklären, daß Polen wieder hergestellt werde.

Das war ein Triumph der Phrase, welcher voraussichtlich erleben mußte was er erlebt hat: Verleugnung seiner Wahrheit. Die Deutschen mögen wünschen, daß Polen nicht zerstört worden wäre, aber sie überheben sich, wenn sie als Korporation einen Akt der Geschichte für ungeschehen erklären wollen. Die Folge davon ist gewesen, daß die abstrakten Linken nach der später in der Paulskirche verlorenen Polenschlacht auf diese Phrase treten zu können meinten, und daß die Phrase unter ihnen zusammenbrach im Angesichte der wirklich erwählten Vertretung Deutschlands. Ihr gefälliger Präsident Dame Mittermaier meinte damals im Vorparlamente alles tun zu müssen, daß über die Größe des Beschlusses gegen eine halbe Million Landsleute kein Zweifel übrig bliebe, und er lispelte nach der etwas konfusen Abstimmung noch folgendes: „Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, will ich nachträglich erläuternd bemerken: Es ist in dieser Abstimmung nicht gelegen, daß die in Polen wohnenden Deutschen eingeladen werden sollen, sondern es ist bloß die Überzeugung ausgesprochen worden, es soll mit aller Kraft dahin gewirkt werden, daß die Wiederherstellung Polens erwirkt werde.“ Recht erfreulich für die Deutschen im preußischen Polen.

Nun kam die zweite Frage an die Reihe: Auf wie viel Seelen soll ein Vertreter kommen? Während die Debatte hierüber ohne besonderes Leben geführt und ein ungestümer Ausfall Heckers ins allgemeine hin ohne neue Erregung hingenommen wurde, gelang es plötzlich dem Takte desselben Präsidenten, Herrn Mittermaiers, die Versammlung in fruchtbare Aufregung zu stürzen. Er meinte nämlich, die Nachricht nicht vorenthalten zu dürfen, daß eben ein bewaffneter Zusammenstoß auf der Bockenheimer Straße stattfinde, und daß selbige Masse Bewaffneter im Anmarsche gegen die Paulskirche begriffen sei. Wenn so mit Pulver und Feuer gespielt wird, dann kann sich nur ein Kind verwundern über Blitz

und Krach. Die Versammlung und die Zuhörerschaft fuhr auf und schrie auf, daß man das Handgemenge schon begonnen glaubte. „Da ist das Volk, das ihr nicht hören wollt! Jetzt werdet ihr's hören! Jetzt wird es euch die Wege weisen!“ schrien die Zuhörer, welche in unermeßlicher Mehrzahl den Führern zur Linken beistimmten, und welche jetzt Fäuste und Stöcke erhoben und in dem untern Raume Anstalt machten, in die Versammlung selbst einzudringen. „Das ist eure parlamentarische Freiheit!“ riefen die andern. „Das ist von euch angestiftet! Das ist der Terrorismus, durch welchen ihr regieren wollt!“

Draußen war übrigens die jüngste Märzjugend unter Anführung eines modernen Metternich, gebürtig aus Mainz, wirklich auf rüstigen Beinen. Mit einer Fahne für „Republik“ war sie eingezogen, von der ungemein demokratischen Mainzer Seite her, und war auf einen Fahnentrupp Frankfurter gestoßen, die damals brav gesetzlich in zweifelhafter Gesetzeszeit dem Zeitpunkte nicht vorgreifen ließen, sondern standhaft nur das Mittel — Parlament! — und nicht das Ziel auf ihre Standarten schrieben. „Hier deutsches Parlament!“ — „Hier deutsche Republik!“ war denn in jener Stunde zum erstenmal in Deutschland auf offenem Heerwege gegeneinander geprallt, und es hatte Schläge geregnet. Von seiten der Frankfurter, welche den Burgfrieden ihrer jungfräulichen Parlamentsstadt gelegentlich und kenntlich wahren wollten, waren diese Schläge unzweideutig ausgefallen und hatten die jüngsten Republikaner beschädigt und zersprengt. Das war geschehen in der Gegend des Gasthauses „Zum deutschen Hof“, welcher später Heerlager der linken Seite wurde, und wo derselbe Metternich später, von der Pfingstweide hereinziehend mit seiner Freischar, den Parlamentsrednern Taten abforderte für den folgenden Tag, den achtzehnten September. An diesem Herbsttage beendigte vorläufig selbiger Mainzer Metternich die kriegerische Lauf-

bahn, welche er am ersten Tage des Vorparlaments begonnen in Sachen des Deutschen Reichs. So lange dauerte die deutsche Revolte, welche vom ersten Tage des Vorparlaments an durch diese jetzt so tumultarisch bewegte Paulskirche verhindert wurde, in eigentliche Revolution überzugehen. Diese Paulskirche war im Frühlinge und wurde im Herbste der ärgerliche Eckstein für wilde Kutscher.

9.

Als der Präsident nun doch auch mitteilen mußte, daß der bewaffnete Zusammenstoß vorüber sei, legten sich die zornig aufsteigenden Wogen. Wir waren hinreichend belehrt, was von diesen Wogen zu erwarten stehe. Sanftmütig einigte man sich dahin, daß auf 50000 Wähler ein Abgeordneter komme, und schloß hiermit das erste Tagewerk. Man wird es jetzt kaum glauben, daß damals Moritz Mohl, der spätere Held des volkswirtschaftlichen Ausschusses, für eine Zahl von 100000 Wählern sprach, die nötig sein sollte, um einen Vertreter zu ernennen. Also im konservativen Sinne kündigte sich sein Schicksal an — das Schicksal, immer allein zu bleiben, immer eine Eigentümlichkeit zu sein mit dem künstlich erwählten gelben Haare, mit der eifernden braven Seele und dünnen Stimme, mit dem angehäuften Wissen ohne Wissenschaft, mit der unerschütterlichen Zuversicht des Besserwissens, immer nur eine Eigentümlichkeit zu sein, nie eine Gattung. Warum stand denn nicht ein Konservativer für ihn auf und für den ganz beachtenswerten und gut begründeten Antrag auf hunderttausend Seelen? „Nicht durch die Zahl wird das Parlament imponieren," sagte er, „sondern durch die Intelligenz" — „je größer die Zahl der Abgeordneten," fuhr er fort, „um so mehr Nullen befinden sich

darunter!“ Und mit Recht appellierte er an die Erfahrung, daß die größere Zahl von Abgeordneten die Parlamente nur schwerfällig und unergiebig mache. Warum stand denn auch nicht einer auf? Unter den Hirschen gebietet es der Instinkt, daß der Kranke von allen Gesunden verlassen werde. Nicht der leicht Verwundete, sonderlich der innerlich Kranke erleidet dies Schicksal; der feine Krankheitshauch, welcher von ihm ausgeht, vertreibt alle Genossen, und es ist erstaunlich, wie viel Gemeinsames jede „Herde“ mit irgend einer andern hat, nicht bloß mit irgend einer andern Tierherde, auch mit einer Menschenherde, heiße sie Schule, Klub, Volksversammlung oder Parlament.

So war der letzte März verlaufen in errungenem Frieden und eigentlich befriedigend. Abends tobte wohl die entschiedene Richtung im „Wolfseck“, und dunkle wie helle Absichten auf ganze Maßregeln drangen durch den Qualm der Lichter und Zigarren. Aber deutlich gestaltete sich nichts, wie am andern Tage das verlorene Terrain wieder erobert werden sollte. Die Parole wurde schon nicht mehr öffentlich, sondern in engeren Kreisen vorbereitet. So schnell entsteht die Heimlichkeit bei der Revolution wie bei der Regierung! Die Parole lautete: „Permanenz!“ Permanenz der Versammlung. Das gab offenen und immer bereiten Herd. Die widerwärtig Gemäßigten haben Haus und Hof, Weib und Kind, Amt und Pflicht und tausend andere Rücksichten, durch welche sie bald hinweg gezogen werden von der immerdar tagenden Versammlung. Die Entschiedenen aber haben wenig, vielleicht nichts daheim zu versäumen oder zu verlieren, sie bleiben am Platze, und eines schönen Morgens sehen sie sich in Majorität und beschließen dem Deutschen Reiche übers Haupt, was ihren Zwecken nötig und förderlich dünkt. So sollte eingeleitet werden am 1. April, dem zweiten Tage des Vorparlaments.

Der Wahlmodus stand auf der Tagesordnung. Wer

darf wählen, wer darf gewählt werden? Wie soll die Wahl geschehen? Direkt oder indirekt?

Der erste Antrag ging gleich dahin, daß stimmberechtigt und wählbar jeder Deutsche sei, welcher in einem zu Deutschland gehörigen Staate Staatsangehöriger und 25 Jahre alt ist. Also allgemeines Stimmrecht, was die altklugen Engländer immer für ein unausführbares Experiment erklärt, die unternehmenden Franzosen aber soeben glänzend beschlossen hatten. Die französischen Anstifter haben ja erst mit Louis Napoleon erfahren, daß diese lange Waffe doch unberechenbar wirkt, und auch die Gemäßigten unter uns hielten in der damaligen Wallung es für eine Sache der Gerechtigkeit, das allgemeine Stimmrecht zum ersten Male durch keinerlei Bedingung zu verkürzen. Dies sollte sich betätigen in unmittelbaren Wahlen. „Dann erst werden wir sehen," sagte Herr Schaffrath mit Anspielung auf Gagerns Worte vom Tage vorher, „ob und was Problem genannt werden kann, ob und wie viele Deutsche wahre oder nicht wahre Monarchisten oder — Republikaner sein werden."

Wie gesagt, Louis Napoleon war noch nicht da, und Herr Schaffrath pochte auf die unfehlbar erscheinende republikanische Nationalversammlung. Schade daß man nicht durchweg unmittelbare Wahlen zur Bedingung machte, sondern diese Frage „ob mittelbar oder unmittelbar?" den Einzelstaaten überließ. Wie streitig diese Frage auch selbst unter den Revolutionärs der neunziger Jahre blieb, streitig ob die mittelbare oder unmittelbare Wahl dem revolutionären System günstigere Ergebnisse liefere, jetzt wird Herr Schaffrath doch sagen: Eure sklavische, will sagen monarchische Nationalversammlung beweist nichts gegen meine damalige Zuversicht, denn sie ist ja großenteils aus mittelbaren Wahlen hervorgegangen! Noch mehr: Wenn auch aus unmittelbaren Wahlen die Republik nicht hervorgegangen wäre, wie sie jetzt in Frankreich verleugnet worden ist in unmittelbaren Wahlen,

so würde die handwerksmäßige Sophistik auch nicht verlegen gewesen sein um ein neues wenn und aber. Die Partei will nicht Wahrheit, sondern Erfolg. Herr Vogt aus Gießen setzte hinzu, wir dürften doch um alles in der Welt unsere Jugend nicht ausschließen von der Wahl. Einundzwanzig Jahre sei das höchste Alter, welches er einräumen könne. Mit siebzehn oder achtzehn Jahren kämen ja die jungen Leute schon auf die Universität, und diese Jugend habe doch wahrhaftig mehr Befähigung und Beruf mitzusprechen bei der Verfassung des Vaterlandes, als irgend ein anderer, dem die Verhältnisse nicht gestattet hätten, sich so auszubilden. Wozu fünfundzwanzig Jahre! Er sähe auch als Physiologe nicht ein, um wie viel man verständiger werde von einundzwanzig bis zu fünfundzwanzig Jahren!

Ich weiß nicht, wie alt der Redner war, aber man hätte mit solcher Physiologie einsehen dürfen, daß man bis zu fünfunddreißig Jahren auch nicht verständiger zu werden brauche.

Diese naturwissenschaftlichen Erörterungen führten bis gegen Mittag dahin, daß der Modus den Einzelregierungen überlassen bleibe und die unmittelbare Wahl als Prinzip anerkannt werde, daß aber übrigens kein Zensus, kein Glaubensbekenntnis, kein Stand in Rede kommen dürfe, und daß jeder Volljährige wahlberechtigt sei. Zu der Frage, ob jeder mit fünfundzwanzig Jahren wählbar sei, machte der jugendfreundliche Präsident im Augenblick des Abstimmens folgende anmutige Wendung: „Damit kein Mißverständnis entsteht, weil zur Volljährigkeit in den verschiedenen Ländern abweichende Altersstufen da sind, frage ich: Stimmen Sie dafür, daß jeder Volljährige wählbar ist?“ Ja!

So waren über den Antrag hinaus durch Gefälligkeit am rechten Orte die 21jährigen Gesetzgeber Deutschlands gerettet. Alter schützt vor Torheit nicht! mochte Herr Mittermaier denken, und nachdem noch die Bestimmung getroffen

war, daß der Abgeordnete nicht dem Einzelstaate anzugehören brauche, in welchem er gewählt würde, und nachdem Frankfurt als Sitz der konstituierenden Versammlung bestimmt war, wünschte der Herr Präsident wahrscheinlich ein Frühstück nach solchen Anstrengungen und trug auf eine Pause an.

Sie ward bewilligt und benützt. Man rüstete sich während der Pause zum Sturme auf Permanenz. Es war nicht so leicht ihn abzuschlagen, denn er hatte guten Grund. Dem Zufalle durfte die gründliche Reform unseres Staatswesens nicht überlassen bleiben, und dem alten Geschlechte in etwas aufgeputzter Form doch auch nicht. Der Bundestag mochte neue Leute und neue Absichten zeigen, er blieb doch der alte Schlauch, in welchen der neue Wein nicht gegossen werden durfte. Wenn Grund und Wahrheit in unserer Reform sein sollte, so mußte die deutsche Nation in ihrer vollen Vertretung die Reform führen. Es war allerdings Vorsicht nötig, daß hiervon nichts abgemarktet wurde bis zum wirklichen Zusammentritt der Nationalversammlung, nichts abgemarktet auf der einen Seite und nichts verdorben auf der andern Seite. Das überlebte Alter sollte uns ebensowenig als die übertreibende Jugend die Zukunft abgraben. Ein permanenter kräftiger Ausschuß also, aus diesem Vorparlament hervorgehend, war durchaus nötig. Durch das Organ des erneuten Bundestags sollte er den Einfluß ausüben auf die Einzelregierungen — den Einfluß, welchen die neue Zeit gebieterisch und mit gutem Recht des innersten Bedürfnisses forderte. Weil dies Organ aber auch in seiner Neubelebung immerhin Organ des noch bestehenden Staatslebens war, so sollte durch solche morganatische Ehe zwischen alter und neuer Zeit die wilde Wirtschaft einer Revolution vermieden werden. Man war auch darüber schon im klaren, daß ein Ausschuß von Fünfzehn, wie die Siebener-Kommission vorgeschlagen, zu schwach erscheine. Dreißig bis fünfzig Mitglieder müßte er enthalten zur Erhöhung seines Ansehens,

zur Beschickung dringender Aufgaben, die nicht ausbleiben würden. Aber auch mit fünfzig Mitgliedern schien es manchem und mit gutem Fug noch nicht gesichert, daß unserer gründlichen Reform kein Abbruch geschehen könne. Dies war das Moment, wo auch die Mäßigen zu weiterem Schritte bereit gewesen wären, wenn sich nicht die Ultras so rand- und bandlos angekündigt hätten.

Zweierlei beruhigte indes. Gegen die Seite des alten Systems waren denn doch die neuen Vertreter am Bundestage, die Dahlmann, Welcker, Jordan, Albrecht, Uhland und so weiter eine tüchtige Gewähr. Daß sie in den nächsten vier Wochen nicht beseitigt werden könnten, dafür bürgte der im Aufsteigen begriffene Drang des Volkes in Deutschland und die ausgesprochene Republik in Frankreich vollkommen. Nach seiten des neuen Ultratreibens durften wir aber zweitens vom Kern dieses Vorparlaments erwarten, daß die Wahl der fünfzig Männer Einfluß und Kraft sichern konnte. Es war der Versammlung zuzutrauen, daß sie nicht nur gemäßigte, sondern auch solche Leute wählen würde, die den Ultras nicht bloß Achtung, sondern auch ein gewisses Zutrauen einflößen mußten, Zutrauen in ehrliche, gründliche Reform.

So standen die Gedanken des damaligen Zentrums, als die Debatte begann über die Permanenz, und gleich zu Anfang ein Rheinländer sagte: „Die Hauptsache ist die moralische Kraft der Erklärung, daß wir permanent bleiben wollen.“ Hierzu erfolgte eine fast allgemeine, beifällige Zustimmung. Wenn die revolutionäre Gefahr nicht gar so groß gewesen wäre, man hätte gar gern solch eine Erklärung ausgesprochen und dann erst die Vollmacht einem Ausschusse übertragen. Es war aber nur zu deutlich, daß alsdann die Ultras einen Rumpf von Versammlung zusammentreiben und Konvent spielen würden mit diesem Rumpfe. Wie sie die Frage auffaßten, zeigte sich sehr bald grimmig, als Welcker den Zusammenhang mit dem Bundestage in offene Rede brachte und

das Notwendige in folgenden Worten sagte: „Sodann, glaub' ich auch, muß der Ausschuß durchaus die Instruktion erhalten, daß er sich mit dem Bundestage, der nun durch Männer des Vertrauens verstärkt ist, ins Vernehmen setze. Meine Freunde! Wir wollen, daß unsere Beschlüsse Kraft und Nachdruck haben. Sie können heute oder morgen da oder dort eine kleine Revolution oder Straßenkrawall anfangen, allein darum gehorcht man Ihnen noch nicht in Sachsen wie in Berlin. Wir leben in einer Zeit der Not, wo die Gesellschaft auseinander fallen will, und nach innen und außen Unordnung und Anarchie das Land bedroht. In solcher Zeit ist notwendig das letzte Band des Zusammenhaltens heilig zu achten."

Bei diesen Worten applaudierte ein Teil der Versammlung, dem andern aber, und besonders den Galerien mißfiel solche Rede gründlich, und sie schrien und lärmten. Von den Gemäßigten riefen mehrere, sie wollten sich solchen Terrorismus nicht gefallen lassen, und es dauerte lange, ehe Welcker wieder gehört werden und hinzusetzen konnte, daß er ja, wie die Versammlung bezeugen müsse, nicht entfernt auf irgend eine Persönlichkeit oder Kategorie hingedeutet. „Wir haben aber oft genug", fuhr er fort, „die Möglichkeit von revolutionären Bewegungen gehört. Diese wollen Sie nicht und ich will sie nicht, sondern wir wollen, so weit es Menschen möglich ist, durch Ordnung und Einheit zusammenwirken."

Bei diesen Worten brach der Sturm von neuem aus. Das begreift man heute nicht, wenn man die einfachen Worte, den natürlichen Sinn derselben betrachtet. Aber die Gegner wollten eben nicht einfach, nicht natürlich zu Werke gehen, sondern revolutionär. Selbst wenn man ihnen hätte gewährleisten können durch Schwur und Bürgschaft, daß Deutschland auf dem Wege der Reform einig und frei würde, sie hätten eben so gelärmt, sie hätten es ebenfalls nicht gemocht. Nicht die Einheit und Freiheit wollten sie, sondern *ihren* Weg dazu und *ihre* Form dafür. Die Besseren und Ernsteren

wollten wenigstens das letztere, wollten die Form ihres Idealismus, und die Leichtsinnigen wollten vor allen Dingen den revolutionären Weg, abgesehen von jedem Ziele. Es gibt jederzeit eine große Schar Romantiker der Gesellschaft, denen jede feste Gesellschaftsform unerwünscht ist. Jede Form beschränkt und macht bestimmte Ansprüche. Die Jugend aber und ein jugendlich poetischer Drang will keinerlei Beschränkung, und mit dieser Jugend vereinigt sich alles, was den Boden und Halt verloren hat im Leben: der heitere und der finstere Vagabund, der Abenteurer guter und schlechter Art, der schwärmerische Hohlkopf, welcher keinen organischen Gedanken ausdenken kann, und der sogenannte starke Geist, welcher entweder das bloße Rechenexempel für den Geist der Welt ausgibt, oder welcher die bloß freche Phantasie für Geist hält. Und wie viel andere noch bilden die Pandurengeschwader der Weltgeschichte, die Geschwader derer, welche wenig oder nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben! In Zeiten der stockenden Ruhe mag man Gott danken, daß das Pandurentum immer wieder unternehmende Führer findet, weil ohne sie die Entwicklung versumpfte, der Fortschritt erstarrte. In Zeiten des losgebrochenen Tumultes muß man Gott danken, wenn sie besiegt werden können. Denn sie selbst an sich sind so wenig zu genießen, wie blanke Hefe zu genießen ist. Die Hefe hat nur den Teig zu treiben und muß im Teige verschwinden.

All diese schrien und tobten jetzt instinktmäßig gegen Welcker, denn wozu waren sie nötig, wenn das Vaterland so einfach gerettet werden konnte, wie Welcker da andeutete?! Wer durchaus Krieger sein will, der tobt gegen diejenigen, welche den Frieden möglich machen. Wie tief aber solches Bedürfnis nach politischem Kriege auf der linken Seite des Vorparlaments war, das bewies ein Ausruf, welcher von der Linken ausgestoßen wurde in diesem Tumulte gegen Welcker. Ein Mitglied des Zentrums hatte den unterbrechen-

den Schreiern zugerufen: „Achten Sie die Redefreiheit!“ und von der Linken erwiderte ein Mitglied in voller sittlicher Entrüstung: „Allerdings, aber keine Schimpffreiheit!“

Ein tiefer bezeichnendes Merkmal jener Richtung ist mir im vergangenen Revolutionshalbjahre nicht vorgekommen. Das, was Welcker gesagt, nannte man, und ich glaube man nannte es mit Überzeugung „Schimpffreiheit“. Warum? Offenbar aus zwei Gründen, welche einander widersprachen. Einmal weil er den Weg der Reform als zum Ziele führend dargestellt, und zweitens weil er Revolutionsgelüste als nicht zum Ziele führend bezeichnet hatte. In letzterem fühlte man sich getroffen und angeklagt, und fühlte sich in der offenen Parlamentssitzung verpflichtet, dies für eine Beschuldigung zu erklären. Mit demselben Atem aber wollte man den Weg der Reform brandmarken, und dies einander Widersprechende faßte man in das Wort zusammen: Schimpffreiheit.

Dies ist ein Zustand moralischer Gärung, welcher zum Ärgsten treiben muß, und welcher sich gewiß befreit haben würde, wenn es zur Permanenzerklärung gekommen wäre. Deshalb eilte auch Hecker, in welchem dieser Gärungsprozeß am stärksten vor sich ging, sogleich nach Welcker auf die Rednerbühne und warf den Schaum des in ihm kochenden Gebräues umher nach allen Seiten. Er konnte nicht alles sagen, weil eben das Gebräu noch kochte; er durfte nicht alles sagen, weil die Mehrheit der Versammlung es nicht hören wollte; und er vermochte es nicht, diesen Zustand der Halbfertigkeit und Halbgarheit wirklich darzustellen, weil er zuwenig Bildung, zuwenig Adel der Seele, zuwenig Patriotismus besaß. Er sprach also nur roh für die Permanenz, und sprach also nur für die, welche schon dafür entschieden waren, wirkte aber auf die gar nicht, welche sich erst dafür entscheiden sollten.

Und so ging es weiter. Jenes Merkmal moralischer Verworrenheit, welches sich in dem Aufruhr gegen Welcker

und in dem Worte „Schimpffreiheit“ geoffenbart, dieses Merkmal war der Mehrheit nicht mehr wegzusprechen. Redner auf Redner sprach für Permanenz und wirkte immer nur auf dieselbe Seite. Das sah man am deutlichsten an dem Erfolge derjenigen wenigen Redner, welche gegen die Permanenz sprachen. Es waren nur zwei, beide aus dem Norden, diesem damals so brav gescholtenen, leblosen, der Freiheit nicht bedürftigen Norden, wo die Menschen Fischblut haben und keine Begeisterung. Höchstens Charakter, pflegte damals der eine und der andere aus dem deutschen Niederlande zu erwidern. Der Unterschied zwischen unserm Norden und Süden hat wirklich erschreckend viel Ähnlichkeit zwischen Engländern und Franzosen. Die Niedersassen sind ja die leiblichen Brüder der Engländer, und dies Niedersassentum würde mit Leichtigkeit ein Reich bilden von Holland bis Kurland und südlich herein bis an die ersten höheren Berge und bis tief in die Marken hinein. Wer dieser angelsächsischen Gattung und Verwandtschaft den Sinn für Freiheit absprechen wollte, der müßte eben unter diesem großen Worte nichts weiter zu begreifen wissen als flotte französische Freiheit. Vom Kerne der Selbständigkeit, vom Stolze unabhängiger Persönlichkeit, von der Kraft eines wohlerwogenen und sodann unerschütterlichen Eigenwillens, von diesem tiefen Grunde und Boden einer charaktervollen Selbstbestimmung wäre ihm nichts zugekommen mit dem oberflächlichen Freiheitsworte. So arg ist es aber nicht mit unserm Unterschiede zwischen Nord und Süd in Deutschland. So arg erscheint es nur im Wesen der Jugend. Mitteldeutschland vermittelt nicht nur einen Übergang, sondern bei den Männern in Süddeutschland ist das fränkische Blut schon frei von welscher Hitze, und nur der willkommene rasche Schwung des Geistes und der rasche Schlag des Herzens ist geblieben. Auch ohne den derben Widerhalt, welchen die Bayern in Süddeutschland bieten, wären die Männer unseres Nordens und Südens

leicht zu vereinigen, hätte uns nicht so lange ein gemeinsamer Mittelpunkt und mit ihm Gelegenheit und Notwendigkeit zur Ausgleichung gefehlt. Diesen Mittelpunkt zu schaffen nicht etwa bloß in einer Stadt, sondern in einer gesammelten Macht des deutschen Wesens, dies war der tiefste Trieb, welcher die eigentlichen Männer zum Vorparlamente führte. In deutscher Macht ist deutsche Einheit und Freiheit inbegriffen. Eins gehört zum andern, eins bedingt das andere, und deshalb muß der Grund tiefer gelegt werden, als es unsern wählbaren Wahlherren von einundzwanzig Jahren nötig schien.

In seiner Heimat, sagte der erste norddeutsche Redner gegen die Permanenz, herrsche zwar eine Bewegung der Reform, nicht aber eine Revolution. Dort brauche man einen Mittelpunkt, um sich für die neue Schöpfung an Bestehendes anzulehnen, und dieser Mittelpunkt sei der durch ganz neue Leute gebildete Bundestag. Dort lasse sich nicht alles machen im Sinne des Herrn Hecker, und die permanente Versammlung, welche Herr Hecker vorhabe, werde gar bald nur einen kleinen Teil Deutschlands, keineswegs aber das deutsche Vaterland vertreten. Der also unerwünscht, aber mit großer Einfachheit und Ruhe Sprechende war ein langer Mann mit schlichtem, dunkelblondem Haar, mit festen regelmäßigen Gesichtszügen und mit dem Ausdrucke unbefangener, durch nichts zu beirrender Ehrlichkeit im lichtblauen Auge. Er machte in der ganzen anspruchslosen Erscheinung den Eindruck eines kernfesten, gewissenhaften Patrioten. Alle Leute dieses Schlages haben sich bewährt als echt und treu und gewissenhaft, mit einem Worte als tüchtig. Rüder aus Oldenburg ist sein Name.

Der zweite norddeutsche Gegner der Permanenz sprach ebenso fest für Anlehnung an den bedrängten Bundestag, ebenso gegen die unnötige Proklamierung der Revolution, ebenso für einen starken Ausschuß, welcher den Übergang zur

Nationalversammlung zu bilden habe. Es war ein blasser, italienisch aussehender Krauskopf mit trockner Baßstimme und einem so in sich begründeten eigensinnig logischen Wesen, daß seine Worte nach links und rechts hin jeden Einwand hart und kurz abzuweisen schienen. Dazu ist ihm später reichliche Gelegenheit geworden, und im Kampfe gegen den Malmöer Waffenstillstand werden wir diesen Schiffskapitän eines gefährdeten Fahrzeuges wiederfinden in derselben groblichen Haltung, die vor keinem Sturme das Antlitz und die Stimme retten will. Es war der künftige Reichsminister Heckscher, der Advokat aus Hamburg.

Doch nein, nicht bloß diese zwei sprachen gegen die Heckerpermanenz, ein bekannter Name aus Köln, welchem man diese Mäßigung nicht zugetraut, Venedey warnte ebenfalls und riet zu einem Ausschusse. Dieser blond und rote, immer jung verbleibende Flüchtling aus der Hambachperiode machte damals mit seiner ehrlichen Tenorstimme und seinem edlen Zorne gegen angedrohtes Revolutionsbuhlen mit dem Auslande einen guten Eindruck. Man hoffte eine erfahrene Mitwirkung an ihm zu finden für den Aufbau der Freiheit und Einheit, da er sich ja so lange lediglich mit Beobachtung politischer Dinge beschäftigt und ein unverdorbenes deutsches Herz mitgebracht hatte. In dieser Hoffnung hat man sich getäuscht, nicht weil man sich in seinem guten Willen, sondern weil man sich in seiner Fähigkeit getäuscht. Niemand kann sich einen Zoll an seiner Größe zulegen, wenn es die Natur nicht hergibt, und man sollte deshalb nicht sofort spotten mit der „Reichszähre“ und dem „Dilettantismus“, wenn eine Erwartung nicht erfüllt wird, die man voreilig gehegt. Der Spott trifft dann wenigstens mit ebenso gutem Fuge diejenigen, welche sententiöse Wallungen so bereitwillig als politische Kenntnis begrüßt haben. Venedey gehört zum Vorpostendienste des Vaterlandes und wird in diesem nach wie vor seine guten Dienste tun. Er hat weder Kraft noch Ver-

stand für den zusammengesetzten Plan, welchen man im Kunstwerke die Komposition nennt, und welcher im Volksleben den Staat bildet. Sein Blick umfaßt keinen Umkreis, sondern erstarrt immer in einer Linie; wie soll er zu was anderem kommen, als zu sogenannten „Aperçus"! Und wie soll er damit anspruchsloser und bescheidener sein, da er seine Linie für die einzig vorhandene hält! Daß er nicht auch äußerlich eitel ist, das beweist im Gegenteil, welch einen starken Widerhalt sein menschenfreundliches Herz bietet. Nur diesem Widerhalte seines Herzens ist es zu danken, daß er seinen Gegnern Gründe zutraut, welche der Rede wert sein könnten; sein Verstand würde nichts von diesen Gründen wissen. Damals folgte ihm auf der Rednerbühne ein kleiner magerer Mann, welcher fast alles das hat, was Venedey fehlt, und welchem alles das fehlt, was Venedey hat. Bleibt! bleibt! geht ineinander auf! dachte ich unwillkürlich, als der eine hinauf und der andere herunter stieg. Ineinander aufgegangen würden sie eine politische Potenz bilden. Dieser kleine, magere Mann mit spitzer Nase und spitzem Auge, mit trocknen Schläfen und trocknen Fingern war der bekannte Vierfragen-Jakoby aus Königsberg, ein trefflich zersetzender Verstand, sonst aber nichts, wenigstens nichts Empfehlenswertes. Doch möge man dies nicht mißverstehen. Solch ein Verstand ohne Leib und Leben kann doch viel zuwege bringen, zuwege wenigstens, wenn auch nicht zu Bestande. Solche einseitige ausgezeichnete Fähigkeit treibt bei vorkommender Gelegenheit zu den erstaunlichsten Kombinationen der Handlung. Ein Mitglied des Fünfziger-Ausschusses, in welchen Jakoby zwei Tage später gewählt wurde, hat mir Beobachtungen mitgeteilt, welche für den Poeten von großem Reize sind. Wie leicht bezweifelt man die Lebensfähigkeit eines dritten Richard, eines Franz Moor, und verlangt wenigstens für letzteren mehr kleine Züge der Menschenleiblichkeit, um aus dem trocknen Verstandesgas eine wahrscheinliche, wenigstens augenscheinliche

Figur bilden zu können. Es gibt solche kleine Züge, wenn man bloß einen politischen Kalkul in Haut und Knochen setzen will. Der menschlichen Gesellschaft, dem Staate als einem Organismus würde es freilich übel bekommen, wenn solche Haut- und Knochenpolitiker allein gesetzgeberisch werden dürften, und als ich im Spätherbste las, daß Jakoby Held und Sprecher der Berliner Konstituante geworden, da war mir dies ein Merkmal, daß die Katastrophe an der Schwelle erschienen sei. Katastrophe nach links, oder nach rechts, gleichviel. Solche Fähigkeiten der bloßen logischen Rechnung führen immer zum Ziele, ihr Ziel ist nur immer ein Ende. Berliner Pathos und Jakobysches Pathos, das Nichts zum Nichts, welch eine Parodie auf die blutvolle Logik der neunziger Jahre! Wie kann das Salz zur Speise werden! Am zweiten Tage des Vorparlaments konnte es dies wohl, und es war von Wichtigkeit, daß der kleine Mann mit deutlicher Stimme sagen konnte: Ich stimme für Permanenz ohne Anführung von Gründen. — An solcher Stelle nichts anzubringen als eine bekannte witzige Wendung war doch wohl ein Zeichen, daß es dem Redner vor allen Dingen darum zu tun war, sich auszuzeichnen. Dieser Gattung von Politikern, und wie groß ist deren Zahl! ist das Staatsleben ein Komödienspiel, an welchem sie wie alle virtuosen Schauspieler die Rolle allein interessiert, welche sie spielen können.

Es war wieder hohe Zeit, daß ein voller Mensch eintrat für die Sache des Vaterlandes, und dieser volle Mensch erschien wieder zur rechten Zeit auf der Bühne, und war wieder — Heinrich von Gagern.

Er entschied auch am zweiten Tage und entschied gegen die Permanenz. Wenigstens gegen die Permanenz in sinnlicher Form, mit Fug und Recht dem Ausschusse vorbehaltend, daß er das Vorparlament wieder rufen könne, sobald es wirklich nötig scheine.

Umsonst lehnte sich Hecker auf, umsonst wurde zum

erstenmal namentliche Abstimmung als Einschüchterungsmittel verlangt; umsonst beklagte Blum, daß eine sofortige Abstimmung Verzögerung der wichtigsten Arbeiten mit sich bringe — es war ihm so sehr um Förderung zu tun, daß er die Abstimmung um 24 Stunden verschoben sehen wollte! — Alles umsonst; es ward abgestimmt und der Namensruf, von der Linken veranlaßt, führte nur dazu, die Minderheit der Linken zum ersten Male deutlich zu enthüllen. Es fanden sich zu ihr nur 148 Stimmen unter 516 Anwesenden, 368 Männer stimmten gegen Permanenz. Dies geschah in einer Versammlung, zu welcher die Linke des ganzen Vaterlandes mit Ausnahme Österreichs alle ihre Truppen hatte in Reih und Glied stellen können, geschah am 1. April unmittelbar unter dem Eindrucke des Märzmondes. Dies Verhältnis war maßgebend und ist maßgebend geblieben.

10.

Die Hauptsache war durch zwei Sitzungen in Gang gebracht, der Grundriß des Parlamentes entworfen und außerdem war der übergreifende Ungestüm zurückgewiesen. Was blieb übrig? Die Wahl des Ausschusses und die Sicherstellung seiner Erfolge beim Bundestage. Dann konnte man nach Hause gehen und die Wahlen vorbereiten zum ersten deutschen Parlamente.

Das wäre doch gar zu einfach gewesen, und was die Linke nicht durch Angriff erreicht hatte, das wollte sie nun durch Revolte versuchen. Ein Antrag sollte eingebracht werden auf sofortige Säuberung des Bundestags, und wenn dieser Antrag, wie zu erwarten sei, verworfen würde, dann sollte der Akt ins Werk gesetzt werden gegen diese unwürdige Versammlung von versessenen alten Landständen und bocksteifen Beamten, welche sich binnen zwei Tagen unwürdig

gezeigt, die deutsche Nation zu vertreten. Die wahren Kinder Israels, die Stämme Juda und Benjamin, wollten ausziehen aus dem entweihten Tempel, damit die unwürdigen Samaritaner allein zurückblieben in dem entweihten Tempel, damit das Volk sehe und erkenne, dort in der Paulskirche sei nicht mehr die wahre Vertretung des Vaterlandes, sondern da sei sie, wohin sich die Linke wende zur Tagung, wo sie sich niederlasse zur Beschlußfassung. Nach zwei Tagen also die Zwietracht zur Erschaffung der Einheit, nach zwei Tagen der Beweis, daß man den Beschluß der anerkannten Mehrheit nur so weit achte, als man ihn gefällig finde. Unser republikanisches Prinzip war schon in der Wiege bedenklich ungezogen, wenigstens artig despotisch.

Man versprach sich große Wirkung von diesem Austritte. Die Zurückbleibenden würden so erschreckt, entwertet und entmutigt sein und so verhöhnt werden vom „Volk“, daß sie betroffen und beschämt von dannen gehen und den wahren Volkshelden Raum geben würden zu der bis jetzt vereitelten provisorischen Regierung.

Unter diesen wahrscheinlich Zurückbleibenden waren aber sehr viele politische Kriegsleute, welche den Vorpostendienst nicht vernachlässigt hatten, und welche sich ganz wohl vorzusehen wußten gegen einen Überfall.

Der uneingeweihte Patriot wußte von alle dem nichts, folgte am 2. April stundenlang der verunglückten Debatte über den guten oder besten Wahlmodus des Fünfziger-Ausschusses, und ahnte kaum den Überfall, als der Volksmann aus Mainz, Herr Zitz, ein großer starker Mann mit kurzem Halse, mit großen erstaunten Augen, mit etwas anstößiger Zunge, und mit unruhig hin und her fahrender Logik einen Antrag gegen den Bundestag begründete. Wie gesagt, die Begründung war ein wenig konfus im Stil der Reden dieses Volksmannes, aber der Antrag selbst war recht klar. Er lautete wie folgt:

„Die Versammlung soll erklären, bevor die Bundesversammlung die Angelegenheit der Gründung einer konstituierenden Versammlung in die Hand nimmt, möge sich dieselbe von den verfassungswidrigen Ausnahmsbeschlüssen lossagen und die Männer aus ihrem Schoße entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt haben."

Nicht mehr als billig! Jedermann in der Paulskirche verurteilte jene Ausnahmsbeschlüsse und wünschte dem Reste alter Bundesgesandten eine glückliche Reise über alle Berge. Sah man nicht hinter die Kulissen, so konnte man diesen Antrag unbesehen annehmen. Man war also fast erstaunt als ein Hauptmann der deutschen Reform und zwar derjenige, welcher zuerst nachdrucksvoll die Vertretung des deutschen Volks beim Bunde gefordert hatte, dagegen auftrat. Dieser Mann, welcher auch später so wichtig werden sollte, erschien jetzt in seinem saubern, fast eleganten Wesen auf der Rednerbühne. Er hat eine schwache Tenorstimme, die leicht umschlägt, wenn er stark sprechen muß, und vielleicht darum hat er ein so schweigsames Wesen, bis er gewiß ist, gehört zu werden, und vielleicht darum faßt er seine Worte und Sätze so genau, daß sie so rund als spitz genau dahin treffen, wohin sie gerichtet sind, und daß er sogleich wieder schweigsam und ruhig wartet, wenn die Wirkung sich kundgibt durch Aufschreien und Lärmen von der Linken. Höchstens öffnet sich dann sein feiner Mund zum Lächeln, und zwar zu einem ganz harmlosen anmutigen Lächeln, welches die schönsten weißen Zähne zeigt, und welches wie ein flüchtiger Sonnenblick vorübergeht, um gleich wieder auf dem offnen römisch geformten Antlitze des kleinen Kopfs dem abgeschlossenen Ernste des festen ruhig erwägenden Streiters Platz zu machen. Mit jener dürftigen aber zutreffenden Stimme sprach er jetzt nichts weiter als die Worte: „Ich erblicke in dem Antrage, nicht eher den Ausschuß zu wählen, als bis der ganze Bundestag regeneriert sei, nichts anderes als eine andere Art uns

für permanent zu erklären", und diese einfach ausgesprochenen Worte setzten die ganze Versammlung sofort ins klare. Aha! sagte sich jeder und horchte still. Dieser Redner war Bassermann, welcher nur ein Wort jenes Antrags geändert sehen wollte. Das Wort „bevor" sollte geändert werden in das Wort „indem", dann würde beides erreicht: der Bundestag würde gründlich gesäubert und die Vorbereitungen zur Nationalversammlung erlitten keinen Aufschub.

Dies war die gefährlichste Taktik gegen diejenigen, welche durchaus einen Vorwand brauchten zum Aufstande in der Paulskirche. Hiermit war dem Antrage der giftige Zahn ausgebrochen, und das Gebiß war doch geblieben. Bis an die äußerste Linke hinan erklärte man sich einverstanden mit dieser Änderung; woher nun den Grund nehmen zur Entrüstung, welche doch allein den Aufstand und Austritt wirksam machen konnte? Man stachelte sich die Weichen, und ein Hauptschimpfer unter der äußersten Opposition, Herr Kapp aus Heidelberg, mußte auf die Tribüne, um den Widerspruch und mit dem Widerspruche die Leidenschaft aufzureizen. Er tat seine Schuldigkeit dergestalt, daß Freiherr von Andlaw ihm zwischen die Rede rief: „Schimpfen Sie nicht so!" — „Lernen Sie erst die deutsche Sprache," erwiderte grimmig der bleiche Herr Kapp, „ehe Sie sich erdreisten deutsche Worte zu unterbrechen, und befleißigen Sie sich der Ihnen gebührenden Bescheidenheit! Und damit still! Kein Wort mehr! Herr Präsident schaffen Sie Ordnung und Ruhe in diesem Saale. Still!"

Präsident (nicht ohne Schüchternheit, da ihm wohl des speziellen Landsmanns parlamentarische Bildung bekannt ist): „Es hat ja niemand gegen den Antrag gesprochen."

Herr Kapp: „Ich dulde aber keinen Schimpf! Und der Unterbrechende schimpfte, indem es ihm gelüstete, Wahrheiten als Beschimpfungen auszudeuten und den Glacehandschuh mir vor die Füße zu werfen. Man sprach von Majoritäten und

Minoritäten. In dieser Frage wird es sich zeigen, wer das Volk vertritt, hier wird sich zeigen, wer es mit dem Lichte hält oder mit der Teufelei!"

Die Franzosen nennen das se battre les flancs, in Deutschland nannte man's wohl „entschieden freisinnig". Unbegreiflich, daß der sogenannte Reinecke der Linken, der erfahrene Herr von Itzstein, in diesem kritischen Augenblicke dazu beitrug, den mühsam erhaltenen Gegensatz zu untergraben. Er erklärte, daß er selbst mit einigen Freunden den Antrag erst unterschrieben habe, nachdem man das Wort „bevor" weggestrichen, und daß hier beim Drucke ein Versehen stattgefunden haben müsse. Dadurch enthüllte sich Zwietracht im linken Lager, und die Äußersten blickten voll Zorn auf einen sonst so sichern Führer. Denn dieser alte Herr mit dem Widderkopfe und dem schneeweißen, ein wenig gelockten Haare galt und gilt für einen der zuverlässigsten Leiter, für einen der das „Geschäft" sorgfältig und exakt wie ein Franzose führt, keinen Brief, sei er noch so unorthographisch oder unfrankiert, ohne wohlberechnete Antwort läßt, kurz er galt und gilt für einen Praktikus, der nicht in müßiger schöner Rede, die ihm nicht zu Gebote steht, sondern in der Taktik seine Wirksamkeit entwickelt. Was war zu tun nach solcher Verleugnung? Was soll mit grünem Holze werden, wenn das dürre so den Brennstoff abweist? Struve lief in vollem Ärger hinauf und sagte rundweg, wie der Ärger zu tun pflegt, dieses „bevor" sei der „letzte Versuch, welcher von ihrer Seite gemacht werde, ob sie noch weiter fort mit dieser Versammlung wirken und zusammen bleiben könnten."

Das war also der Trumpf. Als Rochau gleich darauf erklärte, daß solch ein Trumpf unparlamentarisch und unpatriotisch sei, indem auf solche Weise die Versammlung, die Hoffnung des Vaterlandes, gesprengt werden könne, oder doch wenigstens moralisch geschwächt werden müsse, da kam es

freilich Herrn Struve nicht darauf an trocken zu versichern: „Weder der Ton noch der Inhalt seiner Worte habe eine Drohung enthalten“ — basta! Wir bleiben was wir sind, die ehrlichsten Leute von der Welt, welche allein berechtigt sind: mit der Wahrheit und Tugend Handel zu treiben. Solche moralische Winkelzüge bleiben nie ungerächt, und dies ist der göttliche Hauch großer Versammlungen, der Triumph öffentlichen Verfahrens. Nicht das Wort des Sprechers, sondern der Charakter desselben, der Charakter welcher allein dem Worte die Bedeutung gibt, bestimmt die Wirkung. Sachliche Richtigkeit und Charakter allein bilden die Wirkung des Redners; alles andere ist Beiwerk, und deshalb wird sich das bloß lesende Publikum noch oft wundern, daß die vollendetste Rede keine Entscheidung zustande bringe oder ändere. Man wählt ja auch nicht denjenigen Arzt, welcher am Anmutigsten über die Krankheit zu reden weiß, sondern denjenigen, welchem man Heilung der Krankheit zutraut.

Es war also umsonst, daß die Sachsen noch ins Mittel traten, daß die Herren Schaffrath, Blum und Genossen, welche mit scheinbarer Artigkeit nach links hinüber nötigen mochten, dem Wörtchen „bevor“ ihre Hilfeleistung angedeihen ließen, es war umsonst, daß auch Hecker noch einmal seine Mähne schüttelte und heftig ins Geschirr ging, um die Leidenschaften in Gang zu bringen — die Abstimmung erfolgte gegen das Wort „bevor“.

Sofort erhoben sich diejenigen, welche allmählich äußerste Linke geworden und verließen die Kirche, und die Galerien fingen an zu lärmen, und die Auflösung des Embryos von einem freien Deutschland schien vor sich zu gehen; denn der hartnäckig vermittelnde Präsident empfiehlt auch richtig eine halbstündige Pause, eine Pause, eine Waffenruhe, da wo die Schlacht auf ihrem Höhepunkte angelangt ist.

Damals erwies Raveaux der allgemeinen Sache einen guten Dienst, daß er erklärte, die Kirche nicht zu verlassen,

obwohl er mit der Linken gestimmt, daß er die Meinungsgenossen aufforderte, sich in diesem Sinne ebenfalls zu erklären, und daß er dem Herrn Präsidenten zurief, jetzt keine Pause zu machen. „Der sei der freisinnigste Mann, welcher seine individuelle Ansicht der Mehrheit unterwerfe." Das war sein bestes Wort, und das soll ihm niemand vergessen. Auch Herr Wesendonck erschien mit einer Gegenerklärung gegen den Austritt und forderte zu Unterschriften auf, und ein Teil der Sachsen erklärte sich ebenfalls mit Raveaux einverstanden, und Robert Blum hatte wohl bis daher noch keinen so schwierigen Moment erlebt. Das Bestehen des Volksmannes forderte plötzlich die gewandteste diplomatische Fähigkeit. Wer ihn damals beobachtet hat, wird einräumen, daß ich ihn nicht ohne Grund einen Talleyrand des Volks genannt. Es war doch eigentlich seine Partei, die da hinwegging; er konnte sie doch nicht verleugnen ohne seine Stützen aufzugeben, er hatte sogar, wie sich bald ergab, im voraus den Protest mit unterschrieben, welcher für diesen „Austritt" vorbereitet war — aber ein Blick auf die Sitze hinüber mußte ihn doch überzeugen, daß die bleibende Mehrheit bedenklich groß, daß nicht genug Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, es werde die Zukunft nun auch wirklich seiner Linken angehören; was tun? Sich denen rücksichtslos zugesellen, welche leichtlich, trotz aller Märzerrungenschaften, wiederum nur unbedachte Opposition bleiben konnten? Wer weiß es ob die Revolution noch Schritte machen werde, die bis zu Hecker und Struve führen könnten, wer weiß es! So stand er sinnend auf der rechten Seite der Estrade aufrecht, während drüben an der linken Seite derselben die Genossen Mann für Mann vorüber und auszogen, und während das Unwetter in der Kirche sich entwickelte. Was tun? Er entschloß sich, auf der unparteiischen Seite, auf der rechten, ebenfalls hinauszugehen, um draußen mit den Seinen zu unterhandeln. Eine schwierige Unterhandlung, denn sie kannten ihn ja

noch wenig und waren mit Recht mißtrauisch und waren aufgeregt.

Als der Hauptsturm des Wetters vorüber war, da war auch Blum wieder auf seinem Platze, auf der Estrade, und sprach mit Fassung von der Erklärung, welche schon früher eingebracht worden sei — der Protest der Linken — und deren Verlesung von einigen gefordert, von andern verweigert würde. Sie war, „nach meiner und meiner Freunde Ansicht für den Fall abgefaßt, daß der Antrag des Herrn Zitz verworfen werden sollte. Sie haben ihn aber nun mit einer Änderung angenommen, die das doch enthielt, was wir wollen. — Das Beste wäre wohl bei der gegenwärtigen Stimmung der Versammlung, diese Erklärung wenigstens bis morgen zurückzulegen. Ich bin nicht in diesem Saale gewesen, als meine Freunde aus Sachsen eine Erklärung in dieser Beziehung gegeben haben, schließe mich aber, nachdem ich dieselbe kennen gelernt, an, und bekenne offen, daß wir, abgesehen von jeder Staatsform, um die es sich jetzt nicht handelt, mit den Geschiedenen politisch gleich stehen, und die Pflicht, die uns hierher gerufen hat, erfüllen, aber auch ferner eine Erklärung gegen unsere Freunde nicht unterschreiben.“

Machte diese Haltung und Erklärung über Erklärungen nicht dem gewiegtesten Diplomaten Ehre? Wie sorgfältig war das „aber“ vermieden vor den Worten „bekenne offen“, wie schlang und wand sich das um hier und dort Platz zu lassen!

Leidenschaftliche Toren die wir sind, aus dem kleinen Zirkel der menschlichen Möglichkeit hinaus zu wollen! Der Inhalt des Bestrebens heißt dem Eigennutze heute Roter Adlerorden, morgen ein Ständchen von der Straßenjugend. Das hat die Kaiserin Katharina schon zusammengefaßt zum russischen Superlativ, indem sie sagte: Jeder ist bestechlich, der Unterschied besteht nur im Preise. Für ein Lumpengeld sind die meisten zu haben, für eine Million Goldstücke der scheinbar beste.

Nur die Hingebung an ein wirklich lebendiges großes

Interesse ist im gemeinen Zirkel nicht zu fangen. Die russische Kaiserin hat wohl niemand gekannt, der sein Vaterland über alles liebte. Ein solcher beschränkter Mensch übersteht noch mehr als der eigensinnigste Theoretiker, denn er liebt nicht bloß seine eigne Erfindung. Und solche beschränkte Menschen allein, die uns der Himmel erhalten wolle, werden unbefleckt hervorgehen aus dieser garstigen Schlacht, aus einer Schlacht, die darum nicht bloß interessant, sondern auch garstig ist, weil sie außer Tod und Wunden so viele Kotwürfe mit sich bringt.

Die verlassene Mehrheit war recht in Not, wie sie anstandshalber noch eine Stunde Sitzung ausfüllen sollte. Nicht daß es an Zureitern gefehlt hätte für einige Paradepferde der Volksmode, ach nein, „die Volksbewaffnung“ und „das Wohl der arbeitenden Klassen“ wurden auf Decke und Trense vorübergeritten. Aber wer zäumt und sattelt dergleichen in der Geschwindigkeit für den Dienst! Es hatte etwas geradezu Schmerzliches, als dieser Präsident die Versammlung aufforderte, ihre Sympathie für die Lage der arbeitenden Klassen durch Aufstehen zu erkennen zu geben. — Der ewige Jammer der Kreatur, zu welchem uns der Sündenfall oder unser mangelhafter Verstand verdammt haben soll, wie spöttisch wird er offenbar, wenn solch ein Parlament in Ermangelung eines fruchtbaren Gedankens teils aus Furcht, teils aus nervöser Rührung aufsteht und niedersitzt für solche ewige Frage.

In der Eschenheimer Gasse im Bundespalais geschah unterdessen, worüber man sich in der Kirche entzweit: die seit dem Jahre 1819 erlassenen Ausnahmsgesetze des deutschen Bundes wurden aufgehoben, und die Helfershelfer dazu, die alten Gesandten, zogen sich eilig zurück in die jetzt äußerst wünschenswerte Ruhe des Privatlebens.

So endete der dritte Tag, ärgerlich für diejenigen, welche sich ohne Not und ohne Wirkung von der Gesamtheit des Vaterlandes getrennt hatten.

11.

„Ärgerlich für diejenigen, welche sich ohne Not und Wirkung von der Gesamtheit des Vaterlandes getrennt.“ Das zeigte sich mir recht deutlich am nächsten Morgen, am 3. April, dem letzten Tage des Vorparlaments, als ich nach der Paulskirche gehend an der Katharinenpforte einem Trupp der Separatisten begegnete. Verstört sahen sie aus und unsicher. Hecker mit einigen Getreuen kam von der andern Seite und fragte hastig wie es stände. Er hatte ein übernächtiges Ansehen. Die langen Haare hingen ungekämmt in das verstörte Gesicht und der Kragen des bunten Hemdes von gestern war zerknittert. „Sie sind wieder in der Kirche, es ist wieder Versammlung!“ lautete die unangenehme Nachricht. Das Vorparlament dauert also fort, es ist nicht gesprengt! Das war der unwillkommene Sinn. Was wird, was soll geschehen?

Ich hatte kein Recht länger stehen zu bleiben, da ich nicht zu ihnen gehörte. Offenbar lag die Frage im Hintergrunde, ob man das Parlamentieren aufgeben, ob man weiteres versuchen, ob man einen ganzen Streich wagen wolle? Das Schicksal des Metternichschen Hausens am vorgestrigen Tage war wohl nicht ermutigend; diese Frankfurter schienen doch auch nicht reif genug zu sein für die deutsche Republik — was sollte geschehen?

Wenn man die späteren Schritte Heckers kennt, so wundert man sich, daß er damals nichts weiter versuchte. Man weiß nicht, daß damals im Frühjahre die Masse noch keineswegs aufgewühlt, daß im Frühjahre ein republikanischer Aufstand viel weniger möglich war als im Herbste. Hecker selbst war nur unruhig, war durchaus unsicher und noch nicht entschlossen; er steckte mit sich selbst in der Krisis bis an die geschwollen hervortretenden Augen hinauf. Das Leichteste und Erfolgreichste wäre gewesen, ein Gegenparlament zu bilden, um welches sich die ganze Jugend geschart hätte, und

dies erwartete und fürchtete ich am 2. April, am Tage des Austritts. Jetzt nachdem ich die Unsicherheit der Führer gesehen und nachdem ich die Beschlüsse der Bundesversammlung erfahren hatte, Beschlüsse welche die Gegner entwaffneten, jetzt war ich unbesorgt und fand, daß man Herrn von Itzstein viel zuviel Spielraum ließ auf der Rednerbühne. Dort stand der alte Unterhändler nämlich, als ich in die Kirche trat, und unterhandelte mit der Versammlung über die Rückkehr der „Mitglieder“. Er wolle sich zu ihnen „verfügen“ und sie um die Rückkehr „bitten“, und deshalb möge man die Wahl des Ausschusses bis zum Nachmittage aussetzen. „Wir lassen uns nicht von einer Minorität kommandieren!“ rief man ihm entgegen, aber das erschütterte den geprüften Diplomaten nicht, und er beharrte auf seinem Vorschlage. Man sprach hin und her, und endlich wurde ein Mittelweg beliebt. Statt bis um 4 Uhr mit Abschluß der Wahllisten zu warten, wie verlangt worden war, ward er bis um 1 Uhr festgesetzt, wenn „die Herren“ bis dahin nicht mit Herrn von Itzstein zurückgekehrt wären.

Als dies Vorspiel für einen spätern Akt hiermit beendigt war, entwickelte sich das Hauptthema des letzten Tages. Grundsätze, Grundsätze festzustellen! war tags vorher die Losung geworden unter den Leitern. Man könne nicht wissen, was im Schoße der Zukunft ruhe, man könne nicht wissen, ob die Selbstbestimmung der Nation nicht dennoch wieder vereitelt werde. Also für alle Fälle solle man eine deutsche Magna charta ausrufen. Wie viel oder wie wenig sie Gültigkeit habe bei den Wechselfällen der Herrschaft, sie werde doch immerdar ein Mittelpunkt bleiben für das Rechtsbewußtsein, man werde sich doch in guten wie in schlimmen Tagen darauf beziehen und berufen, und gerade weil das Ultratum nicht durchgedrungen beim Vorparlamente, gerade darum würde eine Magna charta des Vorparlaments von unauslöschlicher Bedeutung werden. Man nannte damals Magna

charta was später Grundrechte genannt wurde, und ich erinnere mich, daß namentlich auf dem Wege nach der Mainlust und dort unter den Bäumen tags zuvor darüber lebhaft verhandelt wurde, bis zu welchen Kategorien die Forderungen der Zeit aufzunehmen wären. Umsonst beharrten wir darauf, daß keine unreifen Forderungen Platz finden dürften, keine Streitfragen des Tags. Durch solche Zusätze würde das Ganze an Kitt und Halt verlieren, denn nur das Entschiedene habe in der diktatorischen Form Anerkennung zu erwarten. Umsonst. Venedey und ähnliche Lyriker der Politik ließen nicht ab, die Frage um „Arbeit und Arbeiter", diese kaum in Entwickelung eingetretene Frage, hineinzudrängen. Dadurch wurde nur das Ganze gefährdet, und weil jeder was Eigenes und was anderes wollte, ist damals eine Feststellung versäumt worden, welche der deutschen Nation ein halbes Jahr Debatte in der Paulskirche erspart hätte, Debatte über Grundrechte. Ich weiß sehr wohl, daß diese Debatte wesentlich beigetragen hat, Bildung zu wecken und zu verbreiten über Recht und Pflicht im Staatsleben; aber ob dies halbe Jahr, ob diese Zeit der Krisis nicht noch vorteilhafter angewendet worden wäre zur formellen Gestaltung Deutschlands, das ist eine schwerwiegende Frage. Hätte uns damals nicht die Lyrik die Einigung erschwert, so wäre das Bedürfnis nach Grundrechten durch das Vorparlament schon befriedigt worden, und die Nationalversammlung hätte nur Fertiges zu weihen, nicht aber Neues zu erfinden und auszuführen gehabt.

Ein fein aussehender, in gebildetem Flusse klar vortragender Mann, Biedermann von Leipzig, eröffnete am 3. April dies Thema mit Einreichung eines Antrags, welcher eine Erklärung der Rechte des Volks bezweckte.

Er stieß auf Widerspruch, weil man das Thema selbst und die Konsequenz desselben nicht übersah, oder vielmehr weil man zuviel Konsequenz darin zu sehen glaubte und der Nationalversammlung nichts entziehen wollte, was ihr

allein zustünde. Das war nicht unrichtig, wenn auch vielleicht unpolitisch.

Kaum aber hatte man sich hiervon abgewendet, so erschien ein bewährtes Oppositionsmitglied der badischen Kammer auf der Rederbühne, um einen einzigen noch viel wichtigeren Grundsatz zur Beschließung anzuempfehlen. Dieser Redner sprach in schmucklosen, praktischen Worten das letzte, will sagen das wichtigste Wort aus, welches das Vorparlament aussprechen konnte. Dieser Redner, ein Vollmondshaupt von der Glatze bis auf den Mund, und übrigens von der Wolke eines vollen Bartes umschattet, war Soiron. Und dieser Grundsatz war — die Volkssouveränität.

Ihr gemäß sei die Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu übertragen, oder — zu überlassen. Und dies einzige Prinzip sei vom Vorparlament auszusprechen.

Nun begann das Feilschen teils über dies Prinzip, teils über den Ausspruch desselben, und ein Hannoveraner rief damals schon: Für uns paßt nur, was auf freier Vereinbarung zwischen Fürst und Volk beruht! Im ganzen aber entwickelte sich eine Doppeldebatte, ungefähr wie in einer musikalischen Komposition, welche zweierlei Thema nebeneinander durchführt, etwa die Marseillaise und Rule Britannia in ein und demselben Musikstücke, Volkssouveränität und namentliche Aufzählung der Volksrechte in ein und demselben Kanon. Es fehlte nur leider der Taktstock, denn unser Präsident war kein Maestro. So hatte denn kaum der Hannoveraner zum ersten Male das Wort Vereinbarung ausgesprochen in bezug auf den Soironschen Antrag, da trat der würdige Jaup auf die Bühne und legte in Fortsetzung des Biedermannschen Antrags einen ganzen Bogen Volksrechte vor zur Beschlußnahme. Er war von 68 Männern unterschrieben, und enthielt in zwölf Artikeln alles wesentliche.

Hätte man doch rasch ja gesagt! Man machte Anstalt dazu, aber die Abstimmung darüber wurde wieder verzögert durch eine Erklärung Venedeys, daß der Schutz der Arbeitenden gegen Not und Elend ausgesprochen werden solle, und da nun alle ähnlichen Anträge beigezogen wurden, so öffneten sich wieder Seitenpfade links und rechts, und man war plötzlich wieder im Soironschen Antrage. Daran ward gespalten, wie man Haare spaltet, und da Soiron selbst ein sehr scharfer logischer Kopf ist, so brachte er endlich durch immer neue Abklärung seinen Gedanken zu folgender festen Gestalt: „Die künftige konstituierende Nationalversammlung soll auch wirklich eine konstituierende Nationalversammlung sein. Denn wenn sie die Sache nicht vor allen Dingen in die Hand nimmt und darüber beratet und beschließt, ohne andere Personen darüber zu befragen, so ist sie keine konstituierende Nationalversammlung.“ „Der Nationalversammlung ferner ist die Beratung und Beschlußfassung einzig und allein zu überlassen.“ „Der Antrag überläßt ihr also durchaus, nachdem sie mit ihrem Geschäft fertig geworden ist, darüber Verträge mit den Fürsten abzuschließen oder nicht.“

Unter dieser Erläuterung wurde der Soironsche Antrag angenommen, und ich führe diese Erläuterung wörtlich an, nicht weil staatsrechtlich durch diesen Beschluß des Vorparlaments etwas festgestellt werden solle, sondern weil der gesunde Blick Soirons sich interessant bewährt hat in dieser Erläuterung. Gerade das, was er damals sagte und fast gerade so wie er es sagte, ist diese prinzipielle Lebensfrage später ins Leben übergegangen, und die Kernfrage der Nationalversammlung geworden. Daß er vom Übertragen zum Überlassen in aller Heftigkeit des Streites den willkommenen Richtweg fand, war ein Zeichen tapferer Geistesgegenwart. Die Volkssouveränität an sich wäre so in Abstrakto beim Vorparlamente nicht durchgegangen. Man mag dies lobens- oder tadelnswert finden, bezeichnend ist es in

hohem Grade für eine solcherweise entstandene Versammlung von augenblicklicher Allmacht, welche auch in dieser naheliegenden Frage dem gesetzlichen Parlamente nicht vorgreifen wollte.

Nun zur Erklärung der Volksrechte — nein, das wird wieder unterbrochen durch den „Faiseur“, wie er genannt wurde, und durch die lustige Person des Vorparlaments, welche ich bisher in dieser Darstellung unverzeihlich vernachlässigt habe.

Jener, der von Itzstein, hielt es für nötig, seinen ausgetretenen Schützlingen eine Szene zu bereiten für den Eintritt. Er mußte also von der Rednerbühne erklären, daß er seine Freunde „gebeten“, sie möchten doch bleiben, und da sie nun „das erhalten haben, was sie gefordert“, so haben sich die meisten auch bereit gezeigt. Es fehlten nun ungefähr sechs bis acht von ihnen, und sie wollten vorher noch eine kurze Beratung über die Sache pflegen.

Mit andern Worten: Wenn sie indessen noch etwas Besseres zu tun wissen, so werden sie das Kommen bleiben lassen und werden tun, was ihnen gut dünkt, ohne euch und gegen euch. Dies ganze Treiben fing bereits an, ärgerlich Blut in der Mehrheit zu machen. Die faktiöse Anmaßung war gar zu deutlich. Sie ist denn auch aufsteigend und absteigend je nach Kraft oder Schwäche der revolutionären Woge dieselbe geblieben bis zum 18. September, und der Begriff von republikanischer Achtung der Mehrheit, das heißt von Nichtachtung derselben, hat sich damals bei den sogenannten Republikanern vorbildlich getreu so herausgestellt, wie er im Laufe des Jahres 1848 sich entwickelt hat nach allen Einzelheiten. Die respublica, die allgemeine Sache, wurde die gemeine Sache einzelner Personen, welche ihre vorgefaßte Meinung durch gewaltsame Mittel aufdrängen wollten. Als ob Oktroyieren von unten etwas Besseres wäre, denn Oktroyieren von oben.

In diesem Augenblicke wurde indessen die Aufmerksamkeit abgelenkt durch einen pantomimisch ersichtlichen Kampf,

welchen der Präsident mit Herrn Pittschaft aus Mainz focht, und welcher in das tragische Geständnis des Präsidenten ausbrach: Herr Pittschaft gebe durchaus keine Ruhe und wolle mit einem Antrage hervor! Unbeschreiblicher Lärm. Die Natur will ihr Recht. Je strenger der Mensch lange Zeit seine ernste Aufmerksamkeit anspannen muß, desto unbedachter befreit er sich auf Augenblicke von der Ernsthaftigkeit, sobald sich die geringste Veranlassung zeigt. Dies ist die Lehre von der Polarität, ist das Geheimnis des Humors, und jede größere Versammlung erwählt sich immer bald einen solchen befreienden Liebling. Beim Vorparlamente fiel am zweiten Tage bereits die Wahl auf Herrn Pittschaft, dessen Name schon dazu behilflich war. „Pittschaft der Unaufhaltsame“ war aus den zwanziger Jahren her der bekannte Name eines kuriosen Philosophen, welcher das damals gar stille Deutschland mit dem Rufe seiner Absonderlichkeiten erfüllt hatte. Man dachte zunächst, als der Name Pittschaft auftauchte, jener phantastisch gekleidete Sonderling sei von einer Wüste des Hundsrücks oder der Eifel herabgestiegen bei den Drommeten einer deutschen Revolution, und werde nun, mit einem Wolfsfelle bekleidet und mit den natürlichsten Vorschlägen für die leidende Menschheit ausgerüstet, auf der Rednerbühne erscheinen. Es erschien aber, ganz unschuldig an solchem Kontraste, ein feister Herr mit einem Schmerbäuchlein und einem ganz gewöhnlichen Fracke. Ah! ging es durch die ganze Versammlung, und als dieser feiste Herr in ganz schwammiger Weise nebensächlich und redensartlich und schönrednerisch sich erging, und die Volksmänner „Fürsten der Volksfreiheit“ nannte, da verdoppelte sich das Ah! und als er sich rettungslos in seine Wendungen verstrickte, da begann das Lachen, und der leichte Widerspruch erhob sich und der unsanfte Ruf „zur Sache“ erschreckte den Redner dermaßen, daß er mit einem Ruck sich selbst in den Zügel fiel und in der Geschwindigkeit bilderreichen Geschmackes folgendes sprach:

„Ich sage also 25 Jahre zur Wahlfähigkeit — jeder rheinhessische Jurist weiß auch, daß man sich vor 25 Jahren noch nicht einmal ohne die ausdrückliche Einwilligung der Eltern vermählen darf, und ist das nicht eine große politische Vermählung, die man mit dem Staate eingeht, wenn man eines seiner beratenden Mitglieder ist?! Was endlich Herr Vogt vor mir gesagt hat, so stimme ich in der Hinsicht ganz mit ihm überein, daß die Wahl ganz aus dem Marke des Volkes hervorgehen muß, aber ich stimme nicht für 21 Jahre, weil da die Blüte noch zu frisch ist. Sie werfen sich auf die Höhe platonischer Politik, und Sie wissen doch, daß diese so wenig realisiert werden kann als die platonische Liebe, indem alsdann der Staat ohne Nachkommenschaft bleiben würde."

An dieser Stelle entschied sich Pittschafts Schicksal. Sogar der Stenograph hat sich bemüßigt gefunden, die Situation mit dem Ausdrucke „Ungeheure Heiterkeit" zu bezeichnen, und seitdem hatte man Pittschaft wohl noch einige Male auf den Stufen der Rednerbühne, ja auf der Rednerbühne selbst gesehen, aber nie wieder gehört. Er war von da an so willkommen, daß jedermann sprach, sobald er erschien, ihm selbst aber nichts übrig blieb als die Pantomime. Diese pflegte zuerst Erstaunen auszudrücken, dann fragende Verwunderung, dann kategorische Frage, endlich Entrüstung.

So kam und verschwand er auch jetzt am letzten Tage als jedermann zu einem Entscheid kommen wollte über Erklärung der Volksrechte. Freilich kam es nicht zu diesem bündigen Akte einer Magna charta, und nur darum nicht, weil die Phrase des guten Herzens nicht zum Schweigen zu bringen war. Herr Venedey wollte durchaus einen „Schutz der Arbeiter" ausgedrückt haben, und brachte dafür zwei bis drei längst bekannte Hausmittel bei, die nicht im entferntesten geeignet sind, das große Wort des „Schutzes" wirklich zu betätigen. Jedermann war bereit, alles Mögliche zu tun, aber keineswegs bereit, das Unmögliche zu versprechen. Gerade

weil man solch eine **Magna charta** zur politischen Religion des Landes erhoben sehen wollte, gerade darum trat man scheu zurück vor einem Glaubensartikel, den man wünschen aber nicht verbürgen konnte. Biedermann sagte ganz richtig, es handle sich hier von einem Minimum der „Rechte“, was für ein Recht könne denn nun gemeint sein mit dem Schutze der Arbeit und der Arbeiter? Eigentlich doch nur das Recht auf Arbeit. Dies allein ist die Konsequenz des Gedankens, den man nicht auszusprechen wagte, weil man doch halb und halb einsah, daß mit solch einer positiven Gewähr der Staat eine allgemeine Gewerbsversicherungsanstalt werden und zu dem Ende in all seinen Rechtsverhältnissen umgestürzt werden müsse. Soviel aber wollte man selbst von seiten der Antragsteller nicht ausdrücken; man wollte mit einem Worte menschenfreundlichen Dilettantismus an einer Stelle ausdrücken, wo nur das Ausgemachte in ein politisches Vaterunser vereinigt werden sollte. Bezeichnen Sie Punkte, setzte Biedermann hinzu, welche eine Rechtsbasis für Arbeiter bilden, zum Beispiele in der Vertretung, in der Besteuerung, und Sie werden uns alle bereitwillig finden. Daß die Steuer nach der Steuerkraft bemessen werde, ist allerdings eine negative Hilfe von positivem Werte, von viel positiverem Werte als eine Phrase, die keinen organischen Teil des Staatslebens ändert. Wer es übrigens damals noch nicht wußte, der hat es doch seitdem durch das Beispiel Frankreichs hinreichend erfahren, wohin die pomphafte Verkündigung von gesetzlichen Grundsätzen führt, welche noch nichts weiter sind als Wünsche und Ideen. Wohlberechtigte Wünsche und Ideen allerdings, aber noch tief in der Entwickelung begriffen, noch weit von der Reife zu gesetzlichen Formen.

Mitten in dieser unfruchtbaren Debatte erschienen die Separatisten unter Heckers Anführung, und die Galerien begrüßten sie mit lebhaftem Bravo. Der Führer begab sich denn auch sogleich auf die Tribüne, als ob sich das von selbst

verstünde, daß seine Parteistellung die Debatte zu unterbrechen berechtigt sei, und sagte der Versammlung folgendes naiv ins Angesicht: „Es ist uns heute früh durch Herrn von Itzstein mitgeteilt worden, daß die hier Versammelten den Beschluß gefaßt haben, uns einzuladen, an der Versammlung wieder teilzunehmen.“ —

Es war kein solcher Beschluß gefaßt, es war dem Unterhändler keine solche Einladung aufgetragen worden, und diese dreiste Wendung vollendete nur den ärgerlichen Eindruck, welchen solcher diktatorische Separatismus überhaupt gemacht hatte. Um aber zum Ziele zu kommen, ließ man dies alles unter dem Hoch der Galerie hingehen, und plagte sich weiter mit den Einwendungen gegen eine bündige Magna charta, bis man verwirrt und ermüdet war und alles nur der künftigen Nationalversammlung zur „Prüfung und geeigneten Berücksichtigung“ empfahl. Es war der Keim gelegt zu einer halbjährigen Diskussion der Grundrechte.

Die Zeit war über den Mittag hinaus vorgerückt, und man wollte zu Ende. Was also auch nach der Pause noch vorgebracht wurde, das erledigte man in Eile und Hast. Darunter den Beschluß, daß der Fünfziger-Ausschuß selbst ermächtigt werden sollte, sechs Österreicher nach seiner Wahl in seine Mitte zu berufen, ein Beschluß, der gegen den Widerspruch eines sächsischen Demokraten angenommen wurde. Ich erwähne es nebenher, weil derselbe Demokrat am Schlusse des Jahres „Kleindeutschland“ errichtet und vernichtet sah, wenn die Österreicher nicht in den engern Bundesstaat einzupressen wären. Darunter ferner die Frage um Posen, welche in richtiger Weise nochmals angeregt wurde. Es wurde nur verlangt, daß die Deutschen zur Nationalversammlung wählen dürften, und namentlich Roquette von Bromberg sprach mit überzeugender Kraft für seine speziellen Landsleute, welche ihn ausdrücklich dazu beauftragt hatten. „Der Landstrich, der sich an der ganzen Grenze hinzieht,“ sagte er

nachdrücklich, „ist größtenteils von Deutschen bewohnt, und diese fordern, daß sie Deutsche bleiben, indem sie Deutsche sind. Es kann nicht davon die Rede sein, daß früher einmal das Land zu Polen gehörte. Der Grund und die Scholle sind längst deutsch geworden, denn die Bürger sind deutsche Bürger und tragen durchaus deutsche Sympathien in sich. Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben. Die Deutschen werden nicht die Bruderhand von Deutschen zurückstoßen, und werden nicht uns mit blutendem Herzen einem andern Volke hingeben, welches wir zwar als Nachbarn, aber nicht als Brüder lieben. Zwar wollen wir nicht die Sympathien zerstören, die in Deutschland für die Polen herrschen, aber wir sind einmal keine Polen, sondern Deutsche, und sie können und dürfen uns nicht verlassen." So sprach er eindringlich und das deutsche Herz zum Bravoruf nötigend, und dennoch nicht siegreich. Der vaterländische Sinn war damals noch geknebelt von prunkhaftem Wesen kosmopolitischer Freiheit, die Liebe zum Bruder war noch schwächer als der vage Drang nach Umarmung der Wolke, die nur ein Gott befruchten mag. Wir spielten Götter, ehe wir Bürger waren, und ein wackerer Redner vom Niederrhein namens Proff, arbeitete leider im kritischen Augenblicke den Politikern des Schaumes in die Hände, indem er auch die Deutschen der russischen Ostseeprovinzen in die Forderungen für Deutschposen hineinziehen wollte. So ward es denen wie Blum und Hecker, welche den Polen mehr Liebe widmeten als den Deutschen an der Grenze, leicht gemacht, die Versammlung vor den Konsequenzen zu warnen, vor Elsaß und Lothringen und vor allen denen, welche man ebenfalls rufen müßte, und diejenigen, welche später den Krieg mit der ganzen Welt wie ein leichtes Spiel behandelten, sie fragten jetzt, ob man der ganzen Welt den Krieg erklären wolle für die Deutschen an der Grenze?! So wurde denn nochmals beschlossen, auf den Antrag der Deutschposener nicht einzugehen.

Dieser Mißton war nicht zu überwinden. Er wurde indessen damals auch von denen nicht tief empfunden, welche nicht leugnen konnten, daß es ein Mißton sei. Wir waren doch froh und billigerweise froh, daß unsere so lange und so arg niedergehaltene Nation den endlich errungenen freien Raum fest und mäßig, also tüchtig zu benutzen wisse. Dreißigspaltig und ungeübt kam frei und formlos mit der Windsbraut ein erstes deutsches Parlament zusammen, und bildete sich und gestaltete sich dergestalt, daß binnen vier Tagen seine Aufgabe gelöst war. Wir können ohne Unbescheidenheit behaupten: das war tüchtig und gereicht dem deutschen Volke zur Ehre. Ist es denn jemand verborgen geblieben, daß damals schon eine organisierte, zum äußersten drängende Partei vorhanden war, welche die parlamentarischen Wege und die Formen der Freiheit überhaupt nur zum Vorwande despotischer Herrschaft gebrauchen wollte? Schon wenigstens seit einem Jahre waren die Liberalen Deutschlands, die Liberalen der Bildung und Vaterlandsliebe innerlich nicht nur, sondern auch äußerlich geschieden von den Radikalen, denen Bildung und Vaterland Nebensache, denen ein abstrakter Begriff, Demokratie, Republik und sonstwie geheißen, Hauptsache war. Diese Radikalen waren damals schon heimlich gegliedert und soldatisch vorbereitet von Mannheim bis Leipzig, ihre Heerführer traten am 3. April aus, und waren voll Zorns gegen Blum und Genossen, welche in der entscheidenden Stunde sich als Nachzügler und Unentschlossene erwiesen hatten; ihre Verlangnisse gingen damals schon auf provisorische Regierung und tabula rasa, und ihr Interesse war es schon nach der ersten Sitzung nicht mehr, dies gemischte Vorparlament zu Macht und Ehren kommen zu lassen.

Dennoch kam es dazu, und Deutschland lieferte hierin den Beweis, daß es reif sei zu wahrer Freiheit und kräftiger Einheit, weil es im verhängnisvollen Augenblicke sich selbst zu besiegen wußte durch Mäßigung und Treue. So war es

an jenem 3. April eine wahrhaft rührende und erhebende Szene, als paarweise die Männer des Vorparlaments aus der Paulskirche heraustraten und unter dem Zurufe der Frankfurter, unter Glockengeläute und Kanonenschlägen um die Kirche wandelten, des Sieges voll, daß der erste Schritt für das einige Deutschland gelungen sei.

So festlich und jungfräulich froh ist Frankfurt nie wieder gesehen worden als jenen Abend, da der Frühling durch die Lüfte und der Fackelzug, der Gesang aus tausend Kehlen durch die Straßen ging, vor jedem Zugwinde geschützt durch die hundert und aber hundert schwarzrotgoldenen Fahnen, das wiedergefundene, damals noch unentweihte Sammelzeichen des neuen Deutschen Reiches. Es waren die Tage der Jugend, die Stunden der ersten, schwärmerischen Liebe. Sie können nicht bei uns bleiben; es schreitet die Zeit, und die Mühen und sauren Stunden werden keinem Lebenden erlassen. Bis zum nächsten März sollte sich ein Menschenalter, ein ganzes, entfalten mit all seinen Wechseln, seinen Enttäuschungen und seinen Erfahrungen. Der bloße Zuschauer mag müde werden, aber wer für sein Vaterland handelt und zu hoffen nicht aufhört, wie hoffnungslos auch die Kräfte sich manchmal verwirren, der wird selbst die herbsten Erfahrungen als einen Schatz betrachten für die Zukunft des Vaterlandes. Damals freilich war alles noch Knospe und weich, selbst der Dorn an der Rose. Aber Gott hat der Rose den Dorn gegeben, er sei uns recht und werde uns dienstbar gegen zutappende Hände, welche die Blume nur brechen, nicht aber pflegen wollen und nicht genießen können. Ja man bilde ihn nach in Stahl und Eisen diesen Dorn, wenn es sein muß und verteidige mit ihm bis zum äußersten die Blume des Vaterlandes, die Bildung und Kraft einer deutschen Nation. Eine Freiheit ohne Bildung ist die Freiheit des Wildes; eine Einheit ohne Kraft ist die Einheit der Herde.

II.

Die Nationalversammlung.

1.

Das Land war also für Land der Nation erklärt worden durch das Vorparlament. Fünfzig Männer, infolge dieser Erklärung gewählt, blieben in Frankfurt zurück wie ein Generalstab des Vorparlamentes, um das allenfallsige Kriegstheater zu überschauen, zu überwachen und erforderlichen Falles in Kriegsstand zu erklären bis zum Eintreffen des Nationalheeres, das heißt bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung.

Dieser Fünfziger-Ausschuß, zum guten Dritteile aus Leuten der entschiedenen Linken bestehend, ist unerwarteterweise zu keiner historischen Bedeutung gelangt. Ich glaube nicht, daß man ihm etwas Wesentliches vorzuwerfen oder daß er etwas Wesentliches außer acht gelassen hat. Er hat getrieben und wohl auch gewehrt nach Kräften. Seine Kommissarien erschienen, wo etwas Bedenkliches geschah, und seine Ansprache ließ sich hören, wo sie nur irgend angebracht schien. Auch saß er offen zu Gericht; und zur Erbauung für jedermann, welcher die stolze Inschrift kurulischer Stühle jeweilig ausgesprochen hören wollte, verhandelte er offen im Saale des Römers grundsätzlich Politik über Deutschland und Europa.

Es waren auch anspruchsvolle und einige tüchtige Persönlichkeiten auf diesen kurulischen Stühlen des Kaisersaales. Unter jenen Führer der Linken wie Itzstein, Blum, Jakoby, Simon von Breslau, Eisenmann, Raveaux und Venedey, der schwarze und der blonde Naturalist deutscher Politik. Unter diesen Soiron, Mathy, Stedmann, Zachariä, Biedermann, Hergenhahn, Buhl, Rüder, Briegleb, Paur von Augsburg, Reh aus Darmstadt. Aber trotz alledem ist dieses Sechswochenkind einer deutschen Revolution kein Charakter geworden in unsrer Geschichte, und man muß sich jetzt schon darauf besinnen, ob und daß ein Fünfziger-Ausschuß dagewesen. Daraus soll ihm kein Vorwurf, es darf ihm wahrscheinlich ein Verdienst hieraus gemacht werden. Er hatte nur die Aufgabe, friedlich und sicher hinüber zu leiten in die Periode der ersten deutschen Nationalversammlung, und diese Aufgabe hat er gelöst, so weit es an ihm liegen konnte.

Was man besorgte als ein solcher Ausschuß beschlossen wurde, das war nicht eingetroffen. Man besorgte Erschlaffung des Schwunges in der Nation, man besorgte eine frühzeitige Reaktion, und meinte, dagegen werde ein Sporn nötig sein. Also ging aber die Woge keineswegs. Nicht rückwärts, sondern vorwärts, immer vorwärts ging sie. Von jenem dritten April an, dem Schlusse des Vorparlamentes, stieg die Erregung in deutscher Nation von Tage zu Tage, von Woche zu Woche. Zum Teil gewiß auf natürliche Weise wie es geschehen muß bei einem kräftigen Volke, welches sich seit Jahrhunderten einmal im Freiheitskriege gegen Napoleon seiner Kraft bewußt und doch um die Früchte seiner Anstrengungen betrogen worden war, welches in Geduld dreiunddreißig Jahre geharrt und Enttäuschung auf Enttäuschung hingenommen hatte, und welches nun augenscheinlich und von seinen besten Männern erfuhr: der Augenblick ist da zu deiner Wiedergeburt! Es wäre ein übel Zeichen gewesen für die deutsche Nation, wenn ihre Teilnahme damals nicht

erwacht und von Tag zu Tage, von Woche zu Woche nicht gestiegen wäre. Dennoch begann damals vom 3. April an schon diejenige künstliche Aufregung, welche später „Wühlerei“ genannt und zu verwirrender, gefährlicher Höhe getrieben und gemißbraucht wurde. In Rossinis Barbier von Sevilla ist eine meisterhaft komponierte Arie, welche das Entstehen und Wachsen der Verleumdung schildert. Diese unter dem Titel „la calumnia“ berühmte Arie mit ihrem „immer weiter, immer weiter, immer höher, immer höher“ wurde damals in unserm Vaterlande auf politische Noten gesetzt vom Holländischen Hofe aus am Goetheplatze in Frankfurt. Das eherne Standbild des Dichters sah starr hinein in die Fenster des Gastzimmers, in welchem die geschlagenen Republikaner ihre Volksrechte zu Papiere brachten, um mit diesen modernen Xenien das Volk ruhelos zu machen, bis die „eine und unteilbare“, jedermann beglückende Staatsform für Deutschland errungen sei. Das Schlagwort „Republik“ wurde sorgfältig vermieden, und auch sonst noch von Struvescher Forderung einiges Schreiende gestrichen, damit den schwachen Seelen kein Stein des Anstoßes sichtbar bleibe. Die Boten selbst nur, welche den neuen Katechismus am Vormittage des 4. April gedruckt empfingen im Holländischen Hofe, und welche sich nun mit ihren Paketen auf den Weg machten in alle Provinzen des Deutschen Bundes, sie nur trugen das Losungswort im Herzen nach allen Richtungen der Windrose. Junge, regsame Leute übernahmen sie zum Teil keusch und fanatisch dies Amt wie ein Apostelamt, um ein bis jetzt leeres Leben auszufüllen mit dem Inhalte solcher Propaganda. In wie hohem Grade ist es doch auch Sache des Glücks, ob man für eine gute oder für eine mißliche Sache die Jugend- und Lebenskraft einsetzt! Wie mag der Jüngling übersehn und beurteilen, ob das reif und zweifellos gut ist, was er nachspricht und verbreitet, und doch sind es meist junge Männer, welche Apostel werden! Wie immerdar lehrreich ist jener

Saulus, welcher als feuriger junger Mann Christo entgegentrat in grimmiger Schärfe, und welcher erst langsam inne ward, daß die Wahrheit bei Christo sei und daß er ein Paulus werden müsse. Und niemand hat das Christentum geistvoller und tiefer aufgefaßt als er. — Ohne Kraft zur Prüfung, ohne Fähigkeit des Urteils übernehmen immer wieder bei großen Fragen der Menschheit junge Leute eine Verantwortlichkeit, deren Schwere sie nicht fühlen, weil ihnen entweder die Wage ganz fehlt, welche Gewissen heißt, oder wenigstens das Zünglein der Wage fehlt, welches Urteil genannt wird.

Solch ein junger unbedenklicher Apostel fuhr mit mir nach Norden und brachte mir solch ein Katechismusblatt bei zur Stiftung eines Vereins auf die Satzungen des Blattes. Im Postwagen suchte er mich hart gesottenen Sünder in der Geschwindigkeit zu bekehren. Zuerst empfahl er mir's als einem Nichtrepublikaner, denn es sei nichts Republikanisches darin, und jeder ehrliche Mann könne das unterschreiben. Als ich ihm nun einige Kenntnis entwickelte über die Konsequenzen dieser Sätze, und als ich ihm bescheidentlich mein ehrliches Bedauern ausdrückte, daß die Hauptsache doch fehle, da tröstete er mich als einen Republikaner mit der Versicherung, es stecke die Hauptsache schon drin, und ich sollte das Rezept nur versuchen, die Wirkung werde nicht ausbleiben. So beruhigt schieden wir voneinander in Leipzig, und ich benutzte auf der Stelle sein Angebinde. Was ich für Giftpflänzchen hielt in diesem Strauße von Grundsätzen, das zog ich sorgfältig heraus und präsentierte nun das gesäuberte Bukett als neuestes von Frankfurt unsern halben Freunden, welche wohl zu einem „Deutschen Vereine" treten, doch aber die Losungsblumen des Tages nicht vermissen wollten. Die Welt schwört auf Zeichen, denn die Welt ist zunächst sinnlich. Unser Programm machte vollständiges Glück, und die Leipziger Republikaner schalten entrüstet, daß wir „Halbe" und

„Gemäßigte“ ihnen die besten Sätze entwendet hätten. Diese Feinde des Erbrechtes wollten ein Privilegium ansprechen auf Grundsätze, die wir uns seit achtzehn Jahren unter Druck und Verfolgung mühsam ausgebildet und geläutert hatten. Sie wissen nämlich heute noch nicht, daß die Auswahl und die Beschränkung in politischen Sätzen viel schwerer und der Freiheit förderlicher ist als die Anhäufung und Ausweitung. Ein schlechter Wirt verschwendet ohne Genuß eine Million, während ein guter Wirt mit einem kleinen Kapitale sich und andern ein wohltätiges Leben bereitet. Überall im bürgerlichen Leben ist es nicht der Lehrsatz allein, sondern die Anwendung desselben, wovon das Wohl und Wehe abhängt.

Damals in der ersten Hälfte des Aprils wurde durch die deutschen Vereine in Sachsen und durch ähnliche Vereine in vielen Teilen Deutschlands der Grund gelegt zu einem patriotischen Damme gegen die überflutende Demagogie. Das Wort „patriotisch“ war und ist das unterscheidende und entscheidende Wort. Deutschlands nationale Einheit war der Grundstein dieser Vereine im Gegensatze zu den blank demokratischen, denen nur die abstrakte Freiheit zum Grunde lag. Nationalität bei den deutschen Vereinen, Kosmopolitismus bei den Demokraten. Die Folge wird lehren, daß in diesen anfangs fast unscheinbaren Unterscheidungen der Keim verborgen lag zu ganz verschiedenen Richtungen, zu Richtungen, welche einander feindlich gegenüber treten mußten. Die nationale Partei trennt sich niemals von dem Gegebenen, also auch nie von der geschichtlichen Entwickelung ihres Volkes. Ihr Anfangspunkt ist die Familie, ihr Ausgangspunkt das Vaterland. Wie klingt das dürftig und beschränkt für junge Idealisten, welche von der „kosmopolitischen Idee“ ausgehn und zum idealen Weltreiche kommen wollen! Der Himmel bewahre uns, daß dieser Idealismus jemals völlig vernichtet werde. Er ist ein Sauerstoff für jede Nation, ohne welchen sie verdumpfen würde zum Paraguay des Doktor Francia,

zum chinesischen Reiche der Mitte, auf Porzellan gebaut und durch Pedanterie erhalten bis zum Augenblicke der Aufklärung. Der Himmel bewahre uns aber auch vor einer Luft, die nur Sauerstoff enthielte. Eine solche kann nur töten; und auf solche Tötung ging die blanke Demokratie des Jahres 1848 aus, indem sie den ganzen Inhalt unsrer deutschen Welt leugnen und unsern Staat auf eine unwahre, bloß mechanische Gleichheit hinabstürzen wollte. Gleichberechtigung ist ein edles Ziel, absolute Gleichheit ist ein Ziel für Barbaren.

Die demokratische Richtung fand ihre Heere in den beiden großen Hauptstädten, in Wien und Berlin, und in den kleinen deutschen Staaten. Jene Städte fanden die Massen bereit zu allem, denn die Masse ist wüst und unorganisch. Die kleinen Staaten aber waren durch die Nichtigkeit ihres Staatslebens so entseelt von großen patriotischen Zwecken, so verzweifelt an organischer Entwickelung, daß ihnen das Weiteste und das Formloseste am erwünschtesten schien. Oder wenn dies die demokratische Auflösung in den kleinen Staaten nicht genau erklären sollte, so vergegenwärtige man sich den wahren Inhalt des allgemeinen Stimmrechtes. Dies allgemeine Stimmrecht gibt den Besitzlosen die Mehrheit, denn es sind durchschnittlich zwei Dritteile Besitzloser neben einem Dritteile Besitzender. Das allgemeine Stimmrecht, noch ehe es formell ausgeübt wird in Wahlen, macht sich am ersten und lautesten geltend im Kreise der kleinen Handwerker, im Kreise der dürftigen Ackerbürger. Diese *scheinen* zu besitzen, ringen aber unaufhörlich mit dem bürgerlichen Tode. Sie besitzen in Wahrheit nur die Erlaubnis, ihrer Dürftigkeit das unerläßliche Steueropfer abzuringen. Sie bilden den Herd der Demokratie, denn sie verkehren unmittelbar mit den wirklich Besitzenden, und ihr Neid wird hierdurch auf das natürlichste aufgeregt. Der beste Mensch wird zeitweilig dadurch empört, daß er es durch saure Arbeit und stete Ent-

sagung nicht dahin bringen kann, wohin das bloße Erbglück den mittelmäßigen Nachbar gebracht hat. Dringt ein Revolutionshauch in die kleinen Orte, so hält auch wohl der Bessere das ganze Erbrecht und Besitzwesen für eine Erfindung der Bevorzugten. Zu solcher Folgerung reicht sein Verstand aus, er reicht aber nicht dafür aus, daß auf dem Begriffe des Eigentums unsere ganze Gesellschaft beruht, und daß auch seine kleine Werkstatt in Staub und Verlassenheit fallen müsse, wenn der Besitz des Nachbars nicht mehr gesichert bliebe. Dieser kleine Handwerker ferner hat auf der Bierbank das Kannegießern gelernt und kann lesen und schreiben. Er ist empfänglich für Pläne, er liest die kleinen Zeitungen und Schriften; er verbreitet die neuen Stichworte unter diejenigen, welche noch weniger besitzen als er, und für welche er plötzlich der geistig und materiell überlegene Aristokrat ist. Das ist ihm eine neue süße Stellung, die er als Propagandist schlürfend genießt. So entstehen die Hauptheere für Wühlerei in den kleinen Ortschaften, und je kleiner der Staatsverband ist, dem sie angehören, desto beschränkter ist der Horizont dieser Leute, desto geringer ist ihre Vorstellung von der herrschenden Staatsmacht, desto geringer ihre Achtung und Treue für das monarchische Oberhaupt. Denn je niedriger der Baum, desto öfter wird der Gipfel beschädigt vom Mutwillen.

Endlich ist in den kleinen Staaten das Grundeigentum am vielfältigsten geteilt. Das „Kantönli“ läßt nichts Großes ganz. Teilen wir weiter, weiter! Dies ist der erste, natürliche Gedanke bei einer neuen Bewegung, und dieses Zerteilen in Atome ist ein Grundgedanke des Radikalismus. Schon deshalb also findet er seinen Sitz in kleinen Staaten. Die sächsischen und die schwäbischen Staaten möge man genauer ansehen, und man wird diese nur angedeuteten Linien leicht zu einer vollen Zeichnung ausführen können.

Ich sah es damals kommen, daß namentlich in so-

genannten aufgeklärten, phantasielosen, sparsamen Ländern kleinen Umfangs der Staat eine Wassersuppe werden müsse, in welcher auch nicht ein Fettauge übrig bleiben dürfe für Großmut oder Kunst, und ich trug kein Verlangen, diesen Abmagerungsprozeß in der Nähe anzuschauen. Ich wollte die Wahlen zum Parlamente und die ganze Umwandelung im Gefolge der Wahlen in einem der beiden Großstaaten beobachten, und war nur zweifelhaft ob in Preußen oder in Österreich. Preußen lag mir näher, und ich hatte schon einen Fuß auf dem Wagentritte, da ging mir Berlin mit all seinen spirituosen Elementen am Auge vorüber, und das ganze, steife Staatswesen, diese gläserne Flasche für bloßen Spiritus, drückte mir glasblenderisch die Augen nieder, und ich zog den Fuß zurück. Das wird ein Nagen und Nörgeln geben, dacht' ich, ein Abstrahieren und Subtrahieren, und die unfruchtbaren Konsequenzmacher werden das große Wort führen, und die künstliche Stadt wird durch den Wirbelwind die Spreu- und Moosdecke in die Lüfte geführt sehen von ihren Wurzeln, und man wird mit Schrecken inne werden, wie dünn diese Wurzeln. Dort ist so große Neigung zur Trockenheit, daß es noch mancher Erschütterung und namentlich neuer Zusätze bedürfen wird, um die unleugbar vorhandenen tapfern und gesunden Bestandteile mit Saft und zeugendem Leben zu erfüllen.

Damals im April schien es übrigens in Berlin nur mäßig zu gären. Der vereinigte Landtag, wie gering auch augenblicklich angeschlagen, bildete doch eine formelle Vermittelung von alter zu neuer Zeit, und jede gerettete Form im Schiffbruche des Staates ist so viel wert wie ein Rettungsboot auf tobender, das Schiff zerschmetternder See.

Das Wühlen begann damals erst in Berlin, denn die dortige Märzrevolution war nur eine Katastrophe gewesen, nicht aber der Prozeßausgang eines aufgelösten Staates. Das Bedürfnis hieß: konstitutionelle Monarchie! und wäre

das zu rechter Zeit erfüllt worden, so hätte man die Umwandelung bis auf einen gewissen Grad, freilich auch nur bis auf einen gewissen Grad, in der Hand behalten können. Auf die Wahlen nach Frankfurt richtete man übrigens damals in Preußen — glücklicherweise! — nur geringe Aufmerksamkeit. Der an sich schon große und mächtige Staat war vollauf beschäftigt mit sich selbst, und bildete für alle zunächst ein stattliches Genüge. Die Freiheit! die Freiheit! war das bewegende Zauberwort. Macht und Größe überhaupt, Macht und Größe des ganzen Vaterlandes lag nur dem edleren, höheren Teile der Bevölkerung auch neben der Freiheit am Herzen. Auf friedlichem Wege Deutschland in eine Zentralmacht zu einigen, war in Preußen immer nur für den gebildetsten Teil der Bevölkerung eine Hoffnung und ein lebendiger Gedanke. Die große Mehrzahl der Preußen dachte nur an das Schwert, wenn die Ausführung solch eines Planes in Rede kam. Das Beamtentum und das Soldatentum, die herrschenden Elemente in Preußen bis zum Jahre 1840, hegten einen steifen Übermut des Formalismus, welcher sich auch in seinen besseren Beweisgründen nicht verleugnete. Denn auch die Schulbildung, unter welcher sie alle Bildung überhaupt getroffen zu haben meinten, war ihnen ein formeller Grund für die Übermacht Preußens. Das reich verzweigte und tief begründete Kulturleben in den nichtpreußischen Ländern Deutschlands war ihnen nicht leicht begreiflich zu machen, weil es ihnen nicht regimenterweise darzustellen war. Dieser Trotz auf mechanischen Formalismus war nun wohl unter Friedrich Wilhelm IV. vielfach aus den Fugen gekommen, weil dieser König durch beweglichen und vieles versuchenden Geist die herkömmliche Geradlinigkeit an hundert Stellen durchbrochen hatte. Aber es war nichts Neues fertig geworden, und wenn es also auf Fragen der Reichserweiterung ankam, so hielt man sich instinktmäßig doch immer am liebsten an die alte Schnur. Was Frankfurt! Was deutsches

Parlament! Das war ein unklarer Weg. In Berlin galt es zunächst eine Verfassung fürs Land zu gewinnen. Wenn diese festgestellt sei, dann könne man sich weiter umsehen. Man hatte kein Vorurteil gegen Frankfurt, nein, und am wenigsten darum, weil es sich von einem Parlamente handelte. Alles Parlamentarische war ja sehr willkommen, und der Bundestagswirtschaft den Kopf umzudrehn war ganz und gar beliebt. Man war auch nicht undeutsch. Diesen Gegensatz zwischen Deutsch und Nichtdeutsch kannte man nicht. Daß man deutsch sei, verstand sich von selbst. Was das für Folgerungen haben könne dies gründliche Einigen zu einer deutschen Einheit, das untersuchte man nicht. Überhaupt war damals nur die dunkle Vorstellung von einem Neugestalten des Deutschen Bundes, von einem kollegialischen Verhältnisse der Staaten in neuer Form der unausgebildete Gedanke. An einen Bundes- oder gar Zentralstaat, dessen Spitze Streit erregen könnte, dachte man wenig oder gar nicht.

Glücklicherweise! ist für all diese Eigenschaften zu wiederholen, denn diesen Eigenschaften in bezug auf Frankfurt ist es zuzuschreiben, daß sich in die Vorbereitung zu den Wahlen und in die Wahlen selbst gar keine Leidenschaft mischte. Die Wahlen nach Frankfurt blieben ein Akt von zweifelhafter Bedeutung. Nehmen wir dafür Namen und Notabilitäten älteren Datums, dachte man, damit wir anständig und verständig vertreten sind. Die frischen Kräfte, die Mauerbrecher brauchen wir für Berlin, damit auch gewiß die leidige bureaukratische Festung gänzlich umgerissen werde.

Diesen Umständen ist es zu danken, daß Preußen so viel ruhige, tüchtige Männer in die Nationalversammlung geschickt hat, welche das ihrige bestens beigetragen haben, die Mäßigung im wild gewordenen Vaterlande aufrechtzuerhalten und die durchgehende Berliner Versammlung in den Abgrund rasseln zu lassen. Man hat sich oft gewundert über die so gar verschiedenen Wahlen desselben Landes; sie

sind so geworden, weil sie aus ganz verschiedenen Beweggründen entstanden sind.

In den zwei nächstfolgenden Königreichen, in Bayern und Hannover waren andere Bollwerke für den mehr und mehr aufbäumenden Strom vorhanden. Beide sind nicht übervölkert, beide haben in den alten Provinzen einen ruhigen Stamm von Ackerbauern. Bayern hat noch für den südlichen Teil des Königreichs das Kirchentum, welches den neuen Ideen den Zugang mehr als wünschenswert sperrte, und der nördliche Teil, Franken und Oberpfalz, liegt nicht am Wege der Aufwiegelung und hat, was sich bei dieser Gelegenheit recht deutlich offenbarte, in einer guten Landeszeitung, in der Augsburger Allgemeinen, allmählich eine so gesunde politische Bildung eingesogen, daß auch der Mittelschlag bei der losbrechenden Überstürzung nicht aus dem Wege organischer Entwickelung herauszusprengen war. In Hannover aber ist der niedersassische Stamm nicht nur seinem Naturell nach von kräftiger Besonnenheit, es ist auch eine gründliche, tüchtige, ja oft feine Bildung so allgemein verbreitet, daß man nie etwas Windbeutliges von dort befürchten darf.

Ganz anders waren und sind die Verhältnisse in den kleinen Königreichen, in Württemberg und Sachsen und in den meisten kleineren Staaten. Von den letzteren war nur zu hoffen, daß Mecklenburg trotz seines sehr natürlichen Widerwillens gegen den Adel seine seßhafte, festen Inhalts bedürftige Natur doch nicht verleugnen, also auch nicht lange zu Extremen bereit sein würde. Daß ferner Kurhessen trotz gerechten Zorns über stete konstitutionelle Täuschung seinen billigen Sinn, seinen vermittelnden, in Formen nicht ungewandten mitteldeutschen Takt behaupten werde. Ebenso durfte man aus Hessen-Darmstadt und Baden wenigstens einen Kern geübter Politiker, Männer wie Gagern, Jaup, Wernher, Gervinus, Bassermann, Mathy, Welcker, Häußer,

Buhl erwarten, denen Maß und Ziel schon darum tief eingeprägt sind, weil sie sich einer großen Gesamtheit, eines mächtigen Deutschlands bedürftig fühlen. Aus den übrigen kleinen Ländern aber war allen Anzeichen nach nur Überschwengliches zu befahren, und Schwaben wie Sachsen verkündeten schon damals Grundrechte, nichts als Grundrechte, ohne von Grundpflichten das mindeste ahnen zu lassen.

Jenes Königreich in Schwaben ist ja die kühnste Komposition Napoleons. Ein Reichsadel rechts, welcher älter sein will als das regierende Haus und nur einem Kaiser — nicht gehorchen möchte. Ein Bürger- und Bauernstand links, welcher den hartnäckigsten Eigensinn und Egoismus nur so weit zum Staatsganzen herbeiläßt als er ihn durchaus herbeilassen muß. Jede Gemeinde eine selbständige Republik, das wäre die gesunde Form in Schwaben, denn die abgemauerten hundert Unabhängigkeiten à la Reutlingen, jene selbstsüchtige Reichsunmittelbarkeit, sind durchweg das Ideal dieses Volksstammes geblieben. Eines Volksstammes voll knorriger, tüchtiger Persönlichkeiten, die für ein großes Ganze geniale Gedanken aber wenig Gestaltungssinn und gewiß nicht das kleinste Opfer bringen mögen. Zwischen solchem Rechts und Links hat sich ein Königtum nur erhalten können durch eine tapfere Persönlichkeit des Herrschers. Nehmt diese Persönlichkeit hinweg, und man wird sich zankend teilen in die Kleider und sonstigen Habseligkeiten des Königtums. Was konnte von daher kommen nach Frankfurt? Vorzugsweise doch nur solche Art, die auftrennen und teilen, teilen und auftrennen will, linke Art.

Das Königreich in Sachsen hat als solches zwar einen festeren Bestand. Denn es ist ein Stolz neben den sächsischen Herzogtümern; es hat nur einen kleinen Adel, der mit dem Königtume verschwinden würde; es hat einen engen Zusammenhalt in dem gemeinschaftlichen historischen Unglücke,

welches dem sächsischen Kurfürstentume den Kitt der Antipathie gegen den Nachbar verliehen, es hat endlich eine Gewähr in dem Sinne für Form überhaupt, welcher dem Sachsen eigentümlich ist. Dieser Sinn findet eine gewisse Befriedigung des Geschmacks in der monarchischen Form. Aber dies alles gilt doch nur eigentlich von dem älteren und von dem gebildeten Teile der Bevölkerung, will sagen von dem höher gebildeten Teile. Die Durchschnittsbildung, gleichmäßiger und allgemeiner denn irgendwo verbreitet in Sachsen, ist durch Nüchternheit erlöst von all solchen Illusionen. Rationell, nur rationell wie Landwirtschaft sei der Staat. Denn der Staat ist nur Staatswirtschaft. Ein Geschäft im großen, weiter nichts, und darum die Bilanz die erste und letzte Frage. Hier konnte es also den gedankenärmsten Demagogen am sichersten gelingen, die mittlere und untere Klasse ganz einzufangen. Ganz; eben weil auch die untere Klasse überall so weit gebildet ist, um die kurante Münze der Demokratie als wohl berechtigt anzuerkennen und anzunehmen, und weil die mittlere Klasse kein tieferes Bedürfnis hat.

Für den Einheimischen war es nicht im mindesten zweifelhaft, daß hier in großer Überzahl Mittelmäßigkeiten von entschiedener Freisinnigkeit, das heißt von bloßer Freisinnigkeit erwählt werden müßten. Mittelmäßigkeiten darum, weil durch volle Teilnahme der unteren, durchweg mäßigen Klassen das Alltägliche sicher war des Erfolges, und weil die mittleren Klassen in leerer Verehrung des Populären eben auch keine höheren Ansprüche machten. Das tönende Mittelmaß muß unter solchen Umständen das Maß der Weisen werden. Der Einspruch höherer Bildung konnte bei allgemeinem Stimmrechte, wo nur gezählt und nicht gewogen wird, von keinem merklichen Einflusse sein. Am wenigsten in Sachsen, wo zwar die Durchschnittsbildung verhältnismäßig zahlreicher vertreten ist als in irgend einem andern Lande,

wo aber außer Dresden und Leipzig die eigentlich charakteristische Bildung ebenso verhältnismäßig weniger Vertreter findet als in irgend einem anderen Lande. Immerwährendes Waschen und Abputzen ist eine Leidenschaft der Landesart geworden.

Da kam denn auf der Eisenbahn die bürgerliche Gattin eines Volksmannes nach Leipzig, nach dem Hauptquartiere der Demokratie, und verfügte sich mit ihrem Regenschirme in das Lokal des Generalstabes, in das Kontor einer kleinen Buchhandlung. Ihr Mann sollte Minister werden, und er ließ fragen, ob das wohl ratsam sei. Er ließ fragen, und zwar durch seine praktische Ehehälfte. Keine Zeit ist ohne diplomatische Form. Er hörte da bloß, er erfuhr bloß, er brauchte sich nicht in Antworten einzulassen, und hatte doch das Handwerk begrüßt, hatte doch kameradschaftlich angefragt. Aber die Ehehälfte mit dem baumwollenen Regenschirme wollte auch wirklich was hören, und als sie alle die Unbequemlichkeiten und Ausgaben einer Familie entwickelt hatte, einer Familie, welche Wohnung und Gewohnheit wechseln und aufs Ungewisse hin sich in der teuren Hauptstadt einrichten sollte, und als auf all diese beherzigenswerten Dinge keine ordentliche Antwort erfolgte von dem feisten Manne in Hemdsärmeln, welcher an einem unangestrichenen Schreibpulte stand und ein Papier faltete, da wurde sie ungeduldig, und sagte: Nun? Herr Blum antworten Sie doch! Und dieser antwortete, und die praktische Frau hörte aufmerksam zu. Er sprach davon, daß das jetzige neue Ministerium doch nur was Halbes werden könne, und wenn Herr Oberländer warten wolle, so könne er in ein ganzes, der dauernden Herrschaft sicheres Ministerium eintreten. Übrigens möge er tun, was er nicht lassen könne.

Die Frau aus Zwickau erwiderte als gute Diplomatin hierauf nichts Bestimmtes, und verfügte sich mit ihrem roten Regenschirme wieder nach der Eisenbahn zurück, offenbar

sinnenden Wesens, löste sich ein wohlfeiles Billett und nahm die Sorge für ihren Haushalt und für das Königreich Sachsen resolut mit in den Waggon. Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache! war ihr entschlossener letzter Grund gewesen, und Herr Oberländer wurde Minister des Innern und ist es noch[1]); der weiter sehende Ratgeber aber ist in den Tod geraten. Der Gatte dieser Frau regierender Minister in der Residenz August des Starken! Die karge Dürftigkeit an die Stelle schöpferischer Verschwendung — nur ein Jahrhundert zwischen dem einen und dem anderen. Ohne Geist, ohne Begriff vom Staate einen Staat zu regieren, erleuchtet und getrieben allein von geistlosen, despotischen Klubs, welch ein modernes Heldenstück! Welch eine Aussicht für den ohnedies verwässerten Sinn dieses Landes, welch eine Aussicht der Zutat für das deutsche Vaterland!

Traurig fuhr ich durch diesen sauber gepflegten Garten, welcher Königreich Sachsen heißt, vorüber an der romantisch lockenden Hauptstadt, von einem Ende des Reichs bis zum anderen. Noch gab es verbrecherische Hasen auf den Feldern. Man wird euch gemeinschädlichen Bösewichtern, welche rücksichtslos über die Saat laufen, wohl gar davon fressen, man wird euch den Garaus machen und euch buhlerischen Rebhühnern desgleichen! Dieser sträfliche Luxus der Natur wird gründlich ausgerottet werden. Der künftige Reisende soll nicht mehr durch euren Anblick Ärger erleiden. Müßiggänger ihr! Das letzte Exemplar fürs Naturalienkabinett, wenn solch ein Kabinett, weil es doch zum Unterrichte dient, gelitten werden darf! Und der Herrgott dazu neben den letzten Hasen ins Naturalienkabinett, wenn man endlich einmal dieses sogenannten übersinnlichen Wesens habhaft werden kann, das immer wieder soviel Unnützes und

[1]) Im Winter 1848—49 geschrieben.

Überflüssiges entstehen läßt wie Hasen und Hühner, wie Fürsten und Philosophen und Konservative.

2.

Auch von einem Ende Schlesiens bis zum andern, eine königliche Ausdehnung nach dem Titelstile der Rheinbundszeit, saust der Dampfwagen. So jählings wie diese moderne Veränderung war auch der politische Wechsel über diese Provinz gekommen; die Provinz taumelte. In der Liegnitzer Gegend stiegen einige Kleinbürger ein und strahlten dergestalt von Genugtuung, daß es niemand neben ihnen aushalten konnte. Sie waren so recht in den Flegelmonaten der Freiheit, und rühmten sich unbefangen ihrer Heldentaten. Besonders gegen einen Regierungsrat, der es vielleicht verdient hatte. Früher hatte er überall das große Wort geführt und niemand aufkommen lassen, namentlich in der „Ressource“, einer geschlossenen Gesellschaft. „Wenn einer von uns da hätte hinkommen wollen,“ rief der Magerste von diesen Kleinbürgern, „wie wär er nausgefenstert worden, und jetzt will der ‚Kerl‘ in unsre Volksversammlung kommen! Das wär nicht übel!“ — „Und will noch dazu reden!“ sagte der Dickste, „reden, wo wir zu reden haben! Das wär die rechte Höhe! Wofür wären wir denn Demokraten, wenn das vornehme Volk noch mitreden dürfte!“ — „Na, er hat's gekriegt!“ schrie triumphierend der Magere. Sie hatten ihn „nausgeschmissen“, und waren sehr stolz über diesen Akt des freien Volkes.

In Breslau vor allem duftete es nach Gährung wie in einer Backstube. Hieher hatte auch mein republikanischer Kolporteur und Reisegefährte von Frankfurt seine nächste Richtung genommen. Man spürte den Erfolg. Es ist ein leicht beweglicher, den Österreichern nahe verwandter Volks-

stamm dieser schlesische. Slawische Elemente sind hier in vielen Atomen übergegangen in deutsche Wesen. Sie haben es oberflächlich belebt, aber im Grunde doch nicht verändert. Wie arg und kraus diese Schlesier auch anfangen mögen, sie treiben's nicht lange bös, der Kern ist nicht zäh, und die Säfte des Kerns sind doch ganz und gar von deutscher Gutmütigkeit durchdrungen. Damals freilich schien ihnen Robespierre nur ein Dilettant gewesen zu sein, und dieselben guten Bürger, welche mich vor fünfzehn, ja vor zehn Jahren scheu angesehen wie einen des Verbrechens Verdächtigen um des Liberalismus willen, dieselben guten Bürger sprachen jetzt über jenen Liberalismus wie über ein unschuldiges Kinderspiel. Was Ganzes wollten sie sein, ganze Demokraten, wenigstens wie Schlöffel und Graf Reichenbach. Beide hingen an bedenklichen Zipfeln der Demokratie. Der Graf an einem kurios bunten halbseidenen Zipfel, der nach einer gewissen Romantik aussehen sollte, weil er konfus aus widersprechenden Bestandteilen zusammengewebt war und rot schillerte, ein Zipfel, nicht stark genug sich oder den Gegner dran aufzuhängen, ein Zipfel fürs Knopfloch, ein Zipfel der Liederlichkeit, die heute Demokratie, morgen sonstwie heißt. Unsere widerwärtigsten Aristokraten von der „roten Erde" sind neben solchen Spreunaturen von ganz anderem Schrot und Korn. Ihre ärgste Verstocktheit ist deutscher Entwickelung fördersamer als solche slawisierte Koketterie, welche jedem Volksgelüste vortanzt, hohl wie die Querpfeife, die zum Tanze aufspielt. — Bei weitem wichtiger war und ist die schlesische Sorte „Schlöffel". Dieses Gesicht, aus lauter Haar und ein paar Katzenaugen bestehend, hat man später in Frankfurt Parlamentshyäne genannt, hiermit aber doch nur die schlimmste Konsequenz der Schlöffelschen Eigenschaften bezeichnet. Der Ursprung dieser Sorte ist wenigstens ebenso wichtig als die Konsequenz derselben. Es ist der verbildete Bauer als Politikus, der den Bauer nicht mehr versteht und der Politik

nie verstanden hat. Zorn gegen widerwärtige Regierung ist die Ursache Schlöffelscher Laufbahn, und zu dieser Ursache hat er wahrscheinlich Fug und Recht gehabt, und jedenfalls in unmäßiger Verfolgung von seiten der Regierung Fug und Recht gefunden. Wohin hat ihn das aber geführt? Zu einem Feldzuge gegen den Staat überhaupt, wozu er kein weiteres Mittel hat als eben den Zorn. Truppen und Kriegsmaterial der Bildung sind ihm versagt. Mit ein paar kurzen Gedanken, aus sogenannter bureaukratischer Erfahrung abgeleitet und unterstützt durch das Elend schlesischer Weber, hat er einen Guerillakrieg, zu dem er berechtigt war, in einen großen Feldzug verwandeln wollen. Das ist die Überhebung, zu welcher der kleine Verstand immer geneigt ist, und in welcher die Demokratie heutigen Tages ihr Grab findet. Denn die Einseitigkeit, welche sich zum Prinzip über das Ganze ausdehnen will, tötet sich ebenso schnell, als sie Erfolg gewinnt. Als ein Punkt der Opposition, der als Punkt streng und scharf und unerbittlich Geltung verlangen durfte, war Schlöffel von Wichtigkeit und wäre er zeitlebens von Wichtigkeit geblieben. In englischer Weise also wie ein Cobden Tag für Tag dasselbe eine Wort sagend konnte er wohltätig wirksam werden. In französischer Weise aber seinen Punkt zum Prinzip einer ganzen Staatswelt aufblasend, mußte er gefährlich oder abgeschmackt werden. Wie bäurisch er sich anstellt, ist er übrigens doch nicht ganz ohne Schulbildung. Die Elemente zur Bildung haben sich nur nicht zu einer Bildung vereinigt. Der höhere Ernst hat immer gefehlt, und vielleicht im Bewußtsein dieses Mangels hat er sich desto leidenschaftlicher auf das einseitige Hämmern einer ernsten Sache geworfen. Dies ist schlesisch. Man beschwichtigt sich so gern für die Tugend, die uns entweicht, weil sie eine gleichmäßige Anstrengung und Entsagung fordert, man beschwichtigt sich so gern durch übertriebenen Eifer für eine einzelne, tugendhaft geheißene Sache. Nicht schlesisch aber an Schlöffel ist

der dauernde Grimm, welchen er atmet. Er ist entweder ein Zeichen, daß die Verkümmerung des Erwerbslebens und des politischen Lebens doch auch hier ein stark ätzendes Gift entwickelt hat, oder er ist ein Zeichen, daß der Fanatismus der Parteiung und vorgefaßten Meinung überall gleichmäßig sein psychologisches Rechenexempel darstellt. Der Volkscharakter mag wie der schlesische noch so sehr angetan sein zur Ausgleichung, die vorgeschobenen Vorposten drängen sich doch im einmal verbitterten Mute zum hoffnungslosen Kampfe.

Freilich galt damals der Kampf für sehr hoffnungsvoll. Wenigstens in bezug auf den Untergang des Feindes. Was der Sieger werden sollte, das brauchte niemand besser zu wissen, als die allgemeine Redensart es wußte. „Der Demokrat wird Herr!" — Wer gehorcht? — „Niemand braucht zu gehorchen, jeder hilft regieren!" — Wie wollt ihr dies himmlische Leben zuwege bringen? — „Das wird sich in Berlin schon finden!" — Bloß in Berlin? — „Nun in Frankfurt auch, die Republik soll groß werden."

So war ich im Kreise umherfahrend an die Grenze des deutschen Gebietes gekommen, welches seit langer Zeit vorzugsweise Deutschland genannt wird. „Draußen in Deutschland", sagte man und sagt man in Österreich. — Aber auch in Österreich sollte jetzt für das deutsche Palament gewählt werden. Dieser Unterschied zwischen Deutschland und Österreich sollte also aufhören.

Wird es nicht überhaupt da drüben jenseits der Sudeten für die nächsten Jahrzehnte wohnlicher und erquicklicher werden als im eigentlichen Deutschland? So dachte wohl mancher, dem die Zersetzung im eigentlichen Deutschland bedenklich wurde, dem die Freiheit willkommen, aber die Auflösung aller Machtverhältnisse im Staatsleben dem Staate wie der Freiheit zuwider schien. Nur eine richtige Verteilung der Macht bildet die Freiheit; nur wenn jeder seinen Kräften und

Ansprüchen gemäß beteiligt wird am Staate, nur dann entsteht ein freier Staat. Jeder soll dürfen, was er kann. Man schrieb aber schon: Jeder soll dürfen, was er mag! Und das nannte man Demokratie. Das ist nicht Demokratie, nicht Volksherrschaft, das ist Ochlokratie, ist Haufenherrschaft. Zum Volke gehört nicht nur alles, es gehört dazu auch jedes einzelne Glied im ganzen. Unter Volk versteht man im Staatsleben nicht bloß eine Herde von so und so viel Geschöpfen, sondern man versteht darunter eine Gesamtheit von charakterisierten Menschen. Charakterisiert sind sie dadurch, unterschieden von der Herde sind sie dadurch, daß sie nach Bedürfnissen, nach Fähigkeiten, nach Interessen gruppiert sind. Diese Gruppen, das Produkt der Geschichte und der Bildung, sollen nicht aufgehoben, das Volk soll eben nicht zur Herde zurückgebracht werden. Das kann und darf nicht Zweck einer Staatsbewegung sein. Die Gruppen sollen nur neu gestaltet, in neue, zeitgemäße Verbindung untereinander gesetzt werden. Was in Ständen und Klassen zur Kaste erstarrt ist, das soll aufgelöst werden. Stände und Klassen selbst radikal beseitigen wollen, heißt den Organismus eines Volkes beseitigen wollen, denn in gewissen Unterschieden wird sich das immer gliedern müssen, was über den Haufen, über die Herde hinaus eine Gesellschaft bilden will. Die Gesellschaft demokratisieren ist also etwas ganz Vernünftiges. Der Aristokrat mag es hassen, aber er kann ihm den vernünftigen Sinn, die organische Berechtigung nicht absprechen. Ganz etwas anderes verstanden und verstehen unsere Demokraten par excellence unter der Aufgabe unsrer Zeit. Sie wollen nicht bloß demokratisieren, sie wollen alle Unterschiede aufheben. Nicht bloß die Unterschiede der Kaste, nicht bloß die Vorrechte, sondern auch die Unterschiede der Natur, der Fähigkeit, des Interesses, der Bildung. Weil ihnen der bisherige Organismus, das heißt der Organismus wie er geworden war, nicht gefiel, glauben sie überhaupt keinen Organismus wollen

zu dürfen, und ihr Ideal ist — der Brei. — In dieser Ausdehnung wird der Begriff Demokratie immer wie eine Barbarei sich ankündigen, wenn er in Vollzug gesetzt werden soll an geschichtlich ausgebildeten Staaten. Der Begriff Demokratie in solcher Ausdehnung gehört nur in einen entstehenden Staat. Da entsteht der Staat mit diesem Begriffe, und der Begriff verwächst sich, wie die erste glatte Rinde eines Bäumchens mit dem Wachstume des Baumes sich verwächst in gerippte oder schuppige oder knorrige Rinde. Er verwandelt sich von Jahr zu Jahr. Will man darauf zurückkommen bei einem alten Staate, bei einem alten Baume, will man die Rinde abkratzen bis auf den Splint, dann tötet man den Baum wie den Staat. Die Franzosen haben uns dies hinreichend vorgespielt, und wir sollten dies mechanische Spiel nachahmen wollen?

In Österreich, dachte man, wird dies am schwersten werden. Da sind die Unterschiede so groß und so mannigfaltig, da sind so viel erst entstehende Völkerschaften einverleibt, da ist so viel natürlicher, liebenswürdiger, unverbildeter Sinn in der Bevölkerung, daß man die englische Verfassung mit ihrer gründlichen Freiheit und ihren starken Gliederungen bereitwillig zum Vorbilde nehmen und einen durch Mannigfaltigkeit überaus interessanten freien Organismus schaffen wird. Ein lehrreiches, ergiebiges Schauspiel grandioser Reform glaubte man erwarten zu dürfen. Manchem stieg wohl die Besorgnis zu Herzen, daß gerade hier eine teilweise Wiederkehr französischer Revolutionsszenen eintreten könne, weil der Despotismus zu lange und zuviel niedergehalten habe, weil zuviel grelle Unterschiede nicht nur im Besitze, sondern auch im Rechte Erbitterung aufgehäuft, weil das Gleichgewicht in politischen Dingen da am schwersten und langsamsten gefunden werde, wo es am längsten und ärgsten mißachtet worden sei, und weil endlich dies Gemisch von Völkerschaften, einmal entfesselt, in Kometenbahnen geraten werde. Der

Doktrinär setzte hinzu: Wie können so verschiedenartige Völkerschaften, die sich nun selbst Gesetze geben sollen, die sich also nun Gesetze für sich und ohne Rücksicht auf den Gesamtstaat geben werden, wie können unter Konstitutionen Deutscher und Kroat, Pole und Italiener, Tscheche und Magyar in eine Monarchie vereinigt werden?! Wie? - Auf keine Weise. Diese Monarchie wird krachend auseinander fallen.

Der Doktrinär schließt unerbittlich nach abgezogenen Grundsätzen. Er tötet und belegt auf gewisse Symptome hin, unbekümmert, ob der zu beurteilende Zustand neue, noch nirgend dagewesene Bestandteile enthalte und mit den bekannten Symptomen deshalb nicht erschöpft werde. In betreff Österreichs war es jedenfalls schon eine gewagte Folgerung, indem man die verschiedenen Völkerschaften wie volle Nationen behandelte. Das sind sie keineswegs. Sie sind teils Bruchstücke, teils Anfänge, deren Lebensfähigkeit noch sehr in Frage ist. Denn von einer Völkerschaft bis zu einer Nation ist ein so weiter Weg wie vom Kinde zum Manne. Nicht alle Kinder werden Männer, selbst die nicht alle, welche das Mannesalter erreichen. Der eigentlich österreichische Kitt ferner, eine ganz spezifische Eigentümlichkeit, ist dem Doktrinär unbekannt. Dieses Zusammenleben durch Geschichte, durch Heer, durch millionenfach verzweigten Besitz in Münze, Schuldbrief und Erwerbsleben ist eben wieder nur österreichisch und nirgends anders in der Welt als Gattung aufzufinden. Wär's nur der Kaiser und die Hypothek und die Banknote und der weiße Rock, pflegten Kundige zu rufen, sie allein hielten Österreich zusammen!

In der Tat fand ich in der Mitte Aprils Österreich, dies befreite Jerusalem, in einer Stimmung, welche meine rosigsten Vorstellungen übertraf. Man wurde in den Irrtum hineingeführt wie in einer Zauberoper. Musik und Dekorationen und kostümierte Menschen und Beifall in allen Rängen und Beleuchtung von allen Seiten ließen gar nichts

aufkommen als Hoffnung und fröhliche Aussicht. „Das ist eben Wien," sagte man mir zuversichtlich lachend, „das ist eben Wien, wo eure gelehrten historischen Analogien nicht zu Hause sind und also nicht passen. Laßt alle Abstraktion draußen, die ihr hier eintretet, denn hier ist ein irdisches Paradies von Dante. Obwohl wir so lange geknechtet worden, sind wir doch naiv geblieben, und sind nicht so töricht verbittert, daß wir uns die endlich errungene Freiheit durch Übertreibung verderben möchten. Gewiß nicht! Durchaus nicht! Absolut nicht! Sehen Sie sich um, ob wir recht haben!"

Es war wirklich ein reizender Anblick, es war eine immerwährende Christbescherung in der Kaiserstadt, und wie die liebenswürdigsten Kinder beteuerten sie alle, jung und alt, hoch und niedrig: sie würden sich gar wert zeigen dieser Christgeschenke, sie würden für gute Aufführung sorgen gegenseitig, besonders mit der Preßfreiheit. Wir haben, denken Sie, wir haben, wir in Wien, wir Heloten eines Sedlnitzky, wir haben Preßfreiheit! Wehe dem, der sie mißbraucht. Wir haben Nationalgarde, wir bekommen eine Konstitution! Sie soll mäßig sein, und unsere Nationalgarde wird sie aufrechterhalten. Glauben Sie das nicht? Sehen Sie doch, wer in die Nationalgarde tritt! Alles, alles was Bildung und guten Willen hat. Seit vier Wochen probieren sie an der Uniformierung, daß sie nur ja einfach und geschmackvoll werde, daß sie ein Schmuck werde für jeden Wiener. Und unsre niedre Klasse, wie brav benimmt sie sich, wie bescheiden! Wir haben gar kein Proletariat, wir haben Arbeiter und die haben Arbeit. Hier ist alles anders, und nichts wie in Paris.

Der verstockteste Doktrinär konnte hier rosigen Glaubens werden. Da war zum Beispiele ein fremder Politikus, ein norddeutscher Redner eingewandert, ein Mann namens Schütte. Der hatte befremdliche Ausdrücke und Wendungen gebraucht in seinen Vorträgen auf der Aula, wo das öffent-

liche Reden über alles und noch einiges andre harmlos begonnen hatte; der hatte gar von einer Sturmpetition gesprochen vor einem großen, sehr gemischten Publikum. „Das ist ein Verführer! Das ist einer von den Demagogen, die wir nicht haben wollen! Den soll der Teufel holen; wenigstens soll er aus Österreich hinaus!“ Und dabei rasselten die auf Maß und Ziel bedachten Nationalgardisten mit ihren Waffen, und drangen bei den Literaten auf Gericht über diesen Literaten Schütte, und veranlaßten draußen beim Sperl eine öffentliche Untersuchung seines Treibens. Das war eine merkwürdige Erscheinung! Fünf Wochen nach einer Revolution, nach einer Revolution, die einen Metternich und dessen ewig gewordenes System gestürzt, beratschlagen Schriftsteller und Nationalgarden öffentlich, ob nicht ein der leisen Wühlerei verdächtiger Mann wie dieser Schütte beseitigt, und wenn's nicht anders ginge, tyrannisch, gewaltsam, durch kurzen Ausweis beseitigt werden müsse. Denn Ordnung, ruhige Entwickelung sei nötig, und man wolle nicht das unerfahrene Volk verführen und aufrühren lassen; man wolle die Freiheit in einfacher, gesunder Weise aufwachsen und sich ausbreiten sehn. Ist dies nicht ein schlagendes Merkmal, wie das Verhängnis in den ersten Akten aussehen mag? Ein schlagendes Zeugnis, daß die Dinge im Staatsleben sich nicht bestimmen lassen von dem guten Willen einiger Einsichtigen! Ja, dies war ein erster Akt, bei welchem auch ein Teil des Personals auftrat, welches später in die Katastrophe verwickelt worden ist. Neben mir stand längere Zeit Messenhauser, der mir aus seinen fernen Garnisonsorten Novellenmanuskripte nach Leipzig zu schicken pflegte, Manuskripte von bedenklicher Breite und Länge, von blumiger Überschwenglichkeit und von unmotivierten heroischen Wendungen. Jetzt schon hatte er seinen Offiziersrock mit dem bürgerlichen Kleide vertauscht zu meinem Erstaunen. Österreich ist eben in schweren Krieg verwickelt worden, und da nehmen Sie den

Abschied? Wofür denn haben Sie so lange im Frieden gedient bis zur Oberleutnantsstelle? Ist es nicht Sache der Ehre und des Patriotismus, gerade im Augenblicke der Gefahr nicht auszutreten? — Ich verstand seine Antwort kaum; ich ahnte nur, daß Überspanntheit die Nerven trieb in diesem schmächtigen, sehnigen Leibe, in diesem blaßgelben, mit starrem Barte bedeckten Antlitze, in diesem stechenden braunen Auge. Ich dachte an ein Getränk, das nicht ausgegoren und einen Stich hat. Er verschlang mit gierigem Auge und Ohr alles, was da oben auf einem kleinen hölzernen Orchester erschien und sprach. Da saß der Angeklagte und rauchte mit bewunderter Ruhe seine Zigarre und sprach feiner und geschickter und deshalb verdächtiger denn irgendeiner. Da saß neben ihm ein wohlbeleibter Mann mit glattem, wohlgefärbtem Antlitze, der sich unruhig mitunter über das dunkelblonde Haar fuhr. Das Ganze schien ihm nicht zu behagen; er schien innerlich dem Angeklagten beistehen zu wollen, und wollte doch nicht ganz und gar gegen den Strom schwimmen. Es war Schwarzer, der in seiner Zeitung die österreichischen Verhältnisse spekulativ aufzuwühlen begann an allen Grenzen. Der österreichische Beobachter, Metternichs Organ, war in seine Hände geraten, und da weder Redaktion noch Plan schon geordnet war, so sah diese „Allgemeine österreichische Zeitung“ noch sehr verworren aus, und sie war das erste Blatt, welches aus dem Sonnennebel die allgemeine Verwirrung zusammenballte. Ein kleines, magres Menschenkind trippelte öfters von unten aus dem Haufen zu Schwarzer hinauf und flüsterte ihm von hinten etwas ins Ohr. Das war ein Mitarbeiter seiner Zeitung, den ich früher in Leipzig gesehen, ein blutjunger Philosoph, der mit den logischen Formeln rechnete, daß der Stil und die gesunde Vernunft bitterlich seufzten unter den Mißhandlungen knabenhafter, mit abstrakter Denkfähigkeit versehener Unerfahrenheit. Wer hätte gedacht, daß dieser sogenannte

kleine Jelineck in den Tod fallen würde in dieser österreichischen Politik, für welche sein unreifes, norddeutsches Verstandeszeug allerdings paßte wie die Faust aufs Auge. Er stammte zwar aus Mähren, hatte aber seine ganze Bildung in Norddeutschland zusammengelesen und war damit in Österreich fremd. Der wirklich Fremde kann Herrscher werden, wenn er mit großen Gaben eintritt in die revolutionäre Epoche eines Landes. Leiter aber wird er nicht leicht; dazu fehlen ihm die hundert verborgenen Fäden des Herkommens, an denen sich bis auf einen gewissen Grad auch die wildesten Dinge entwickeln. Wird solch ein Fremder aber nicht Herrscher, so fällt er eben auch viel eher als Opfer, denn der Einheimische. Welch ein Eindruck also, wenn man solch einen unreifen jungen Kritikaster zur Leitung Österreichs vordringen sah! Wenn man seinen damaligen Nachbar im Sperlsaale, eine knochenschlottrige Figur mit lauter unösterreichischen Ecken, Ja! und Ja! zu des kleinen Kritikasters schneidenden Einwendungen sagen hörte! Ein gefährliches und gefährdetes Paar. Keiner von beiden kannte Österreich, keiner gehörte nach Österreich, wenn Ton und Richtung angegeben werden sollte. Denn auch dieser Nachbar, ein kritischer Musiker ohne Musik, wie jener ein Philosoph ohne Philosophie, war aus dem Norden. Ein abgemagertes, dünn behaartes Haupt mit geistlos starrendem blauen Auge war dieser Becher trotz langjährigen Aufenthalts immer eine fremde Stange in Wien geblieben, eine Stange ohne Wurzel, ohne irgend einen treibenden Zweig. Was Musik sei, hatte dieser innerlichst unmusikalische Phantast den musikalischen Wienern beweisen wollen, und jetzt wollte er, der unklarste Politiker unter der Sonne, politischer Wegweiser werden in Wien. Er perorierte an jenem Abende für Schütte, und was er sagte, war abstrakt richtig, war aber unzweifelhaft falsch in den gegebenen Wiener Verhältnissen, ganz so ein kurioser Mißton, wie das, was er zu

komponieren pflegte, richtiger Generalbaß, aber unzweifelhaft schlechte Musik war. Wenn Shakespeare diesen Becher sähe! dachte ich an jenem Abende zu wiederholten Malen. Neben Fallstaff welch ein schulmäßig dummer, welch ein prächtig dummer Dogmatiker, der das Lachen für eine Albernheit erklärt und doch so ausgiebig fördert — jetzt erschreck ich über mein damaliges Gedankenspiel, oder vielmehr ich erschrecke über das furchtbare Glücksspiel, welches wir Welt und Menschenleben nennen. Diese immer grau gekleidete Figur Becher, die ich so gern einem Shakespeare überantwortet hätte, um sie genießbar zu sehen, dieser kindlich gutmütige arme Narr ist dem Kriegsgerichte in den Schuß gefallen! Sein kleiner Nachbar desgleichen und mein Nachbar an jenem Abende, Messenhauser, ebenfalls. Auch Messenhauser erklärte sich damals in zitternder Aufgeregtheit, leise vor sich hinsprechend, für den Angeklagten und gegen die „Fanatiker der Ruhe", gegen das damalige Wien. Ein vierter Genosse aber von ihnen, ein kleiner dickbäuchiger Mann, der sich durch die Menge vordrängte nach dem Orchester und mit rationell politischer Logik für Schütte sprach, ein ganz klarer, nüchterner Agitator, Tausenau mit Namen, ist allen Schwertern und Kugeln entgangen. Ein guter Verstand bleibt eben doch ein recht zuverlässiger Wanderstab.

Dies war ein Aprilabend, und die Folge davon war, daß die Nationalgarden die Fortweisung Schüttes in den nächsten Tagen durchsetzten bei der Regierung. So herrschsam war der Drang gegen jegliche Aufwiegelung. — An einem jener Abende wurden „Die Karlsschüler" zum ersten Male aufgeführt an der Burg, und zu dieser Aufführung erschien der Kaiser und der Hof zum ersten Male wieder seit der Märzrevolution im Theater. Das war doch eine Demonstration, die jedermann verstehen mußte und die jedermann freudig verstand: der Kaiser erklärt sich unumwunden für die neue Zeit! Mit Jubel wurde er begrüßt, und die Volkshymne wurde

mit Hingebung und Begeisterung gesungen. Hinter dem Vorhange sangen die Karlsschüler und Schiller und der Herzog Karl im Kostüm vernehmlich mit, und als die stürmischen Reden Schillers kamen, da suchte sich der Beifall mit feinem Gefühle die Stellen, welche nur den unzweifelhaft gerichteten Dingen galten. Als ein Karlsschüler rief: „Es lebe die Republik!“ ward es so still, daß der Schauspieler selbst zu erschrecken schien, als aber Kaiser Josephs in verdienten Ehren gedacht wurde, da wollte der donnernde Zuruf nicht enden — kurz, der nüchternste Zweifler mußte eingestehen, daß Wien und Österreich auf dem Wege der Reform über die aufgerissene Grenzscheide zwischen alter und neuer Regierung hinweg zu kommen scheine. Dieser Irrtum ist so alt! Dieser Irrtum ist so ewig: daß ein Mensch, daß ein Volk die Erfahrung des andern Menschen, des andern Volkes sich aneignen könne! Jedermann weiß aber nur und glaubt nur ganz, was er selber erfahren, und ein Volk besonders wird nur durch Erfahrung klug.

Andern Tags erschien die Konstitution. Damit war der Ausgangspunkt erreicht, um — auseinander zu gehn. Gerade wie beim Vorparlamente. Solange man sich im allgemeinen ergehen konnte, da machte sich jeder seine Rechnung nach seinem Gelüste, nach seinen Wünschen, nach dem Maße seiner Bildung. Sobald aber die ersten Grenzlinien gezogen werden, da sondert sich das Ganze in Teile, in Parteien. Was? riefen diese, darauf nur soll es hinaus? Was? riefen andere, zwei Kammern für uns Demokraten und eine oktroyierte Verfassung! Nimmermehr! — Ja, meinten die mäßiger Gesinnten, zwei Kammern allenfalls, aber nicht eine solche Pairskammer! — Kurz, nun hatte der Strom seine Klippe, an welcher er sich brechen, welche er peitschen und bestürmen, welche er mit spritzendem Schaume bedecken konnte. Und nun schwoll dieser Strom kaum merklich von Tage zu Tage.

„Und wärfst du die Krone selber hinein“, der Strudel

befriedigt sich nicht, er will seine Bewegung. Es hätte damals geboten werden können was immer, es wäre untergegangen in der Bewegung, welche entstehen wollte und welche — entstehen mußte, wie wir uns später, nachdem wir vom Rathaus herunter gekommen, wohl eingestehen mochten. Der Übergang in Österreich war durch die Verzögerung seit Kaiser Joseph, also seit siebenzig Jahren verhindert worden, wie konnte das Leben des Reiches, welches ja doch ein Organismus, ihn ohne Fieber bestehen!

Das erste Stadium dieses Fiebers ward gemildert durch die deutsche Frage, durch die Frage um Frankfurt, um die Nationalversammlung, welche im Vordergrunde erschien, weil sofort Abgeordnete zur deutschen Nationalversammlung gewählt werden sollten. Das war insofern eine Milderung, eine Ablenkung, als es wiederum etwas Unklares, Unbegrenztes betraf. Es ging an die Phantasie und in keiner Weise an eine vorgefaßte Meinung, also nirgends an die Leidenschaft. Hinaus nach Deutschland! Was kann da entstehen, was kann da für Österreich zustande kommen? Und hierbei muß rühmend hervorgehoben werden, daß man in Wien den Kern der Frage sogleich entdeckte, und daß man im April und Mai schon deutlich in Wien enthüllte, was erst zum Herbste im eigentlichen Deutschland zur Streitfrage und Erörterung kam. Staatenbund oder Bundesstaat? füllte die Wiener Zeitungen wochenlang, und obwohl vom Stephansturme und von der Burg die schwarzrotgoldnen Fahnen flatterten, so untersuchte man doch ohne Vorurteil, welche wahrhaftige, nicht bloß welche idealistische Stellung Österreich dabei einnehmen könne. Der Idealismus oder wie es die politische Prosa nennt: die Übertreibung kam erst nach dem fünfzehnten Mai.

Der fünfzehnte Mai aber war freilich da wie der Sturm, man wußte nicht, oder ich wenigstens wußte nicht, von wannen er gekommen, wie ich denn überhaupt in diesem jähen Wechsel der Wiener Witterung die Spürkraft für das Nächste ganz

und gar nicht besaß. Es war mir unberechenbar, in welchen Progressionen die Dinge sich bildeten, wenn sie lediglich in die Hände von Studenten gelegt würden. Und das waren sie. Als die Explosion kam und ich mit Staunen bemerkte, daß gar kein Mittel der Abwehr vorhanden war, da begriff ich auch erst, daß hier gar nichts unmöglich sei. Bis dahin hatte ich alle die demokratischen Pläne, will sagen die fabelhaftesten Pläne mit Lächeln, wenn auch mit Teilnahme angehört. Es waren eben Ideale oder Übertreibungen, die jedem geläufig sind, der einmal Burschenschafter gewesen. Dergleichen Pläne haben aber doch so und so viel Stationen zu machen durch die Gemeinde, durch die Presse, durch die Staatsgewalten hindurch, daß sie geläutert am Ziel ankommen müssen. Das hat also gute Wege, dachte man, und die Bäume werden nicht plötzlich gegen Sprichwort und Herkommen in den Himmel wachsen. Das taten sie aber, das wollten sie wenigstens; denn all jene Stationen, all jene Läuterungsmittel waren wirklich nicht mehr vorhanden. Der alte Staat mit seinen Gliederungen war viel ärger gestürzt, als man es wußte: alle Mitglieder waren vom Schlage gerührt, und es gab schon damals nur zwei Gewalten, von denen die eine nur diskretionäre Macht hatte, das Ministerium und die Studentenaula. Selbst die Presse hatte nur Macht soweit sie auflöste; was sie brachte für Aufbau und Organisation, das ging verloren, denn es fehlten dafür die Leser oder doch die Hörer. Am Abende des fünfzehnten Mai erst wurde mir's klar, daß man zu Wien in einem hölzernen Hause wohne, dessen Tragbalken alle, alle schon angeglommen waren, und daß es nur eines Luftzuges bedurfte, um das Gebäude von unten bis oben in Flammen zu setzen. Bis zu diesem Abende war ich, obwohl täglich mit allen Kreisen der Bevölkerung verkehrend, so schlecht unterrichtet, daß ich die nachmittags verbreitete Nachricht von einer Sturmpetition hinnahm wie eine gewöhnliche Nachricht. Ich ging durch die

Bäckergasse hinab nach dem Universitätsviertel, und es machte mir keinen besonderen Eindruck, daß ich alle Gassen voll Menschen, daß ich an der Universität die akademische Legion in Waffen aufmarschiert fand. Bewaffnet war ja doch jedermann, der sich mit Waffen schleppen wollte, zu jeder Zeit; der Säbel hatte längst den Spazierstock ersetzt, und da Stadt und Staat ein Kriegslager geworden, so verwunderte man sich nicht, wenn es einmal etwas lärmender und voller herging. Der menschenfreundliche, tief wohlwollende Charakter des Österreichers war immerdar Bürge, daß nie und nirgend etwas Rohes und Gewaltsames zu befahren stehe. Befremdlich war es mir wohl, daß viele von den jungen Leuten ihre Gewehre luden. Ich sah, daß sie damit nicht umzugehen wußten, und daß sie losschießen und verwunden könnten ohne Absicht. Mit der Schußwaffe ist's doch eben ein gefährlicher Ding als mit dem Säbel, und ich glaube fast, daß mir auch dies Bedenken nur gekommen ist, weil ich mich in den bewaffneten und zum Teil ladenden Reihen so verfangen hatte, daß ich mich nicht mehr hinaus fand, also vielleicht für mich selbst losgehende Gewehre fürchtete. Um den Staat war ich auch dort am späten Nachmittage nicht besorgt, und als ich mich endlich in eine freie Gasse durchgewunden, ging ich in meiner naiven Unverständigkeit nach Hause, las Zeitungen und spazierte sorglos gegen sieben Uhr nach dem Burgtheater, um ein Lustspiel anzusehen. Im kleinsten Stile ärgerlich fand ich das Burgtheater nicht nur verschlossen, sondern alle Zugänge zur Burg vollgestopft von Bewaffneten des Volks. Kein Lustspiel der Kunst, ein Drama der Politik begann. „Wie weit soll denn das gehn?“ fragte ich Bekannte der Nationalgarde, die ebenfalls aufmarschiert waren, und die mir stets versichert hatten, es fände jegliche Übertreibung der akademischen Legion in ihren zahlreichen Reihen der Nationalgarde den entschlossensten Widerstand, denn man wolle sich die Freiheit nicht verderben lassen durch bahn=

losen Umsturz. „Nicht weit!“ erwiderten sie. Sie waren um nichts besser unterrichtet als ich. Ebenso fälschlich als ich hatten sie Katzenmusiken, welche diesen fünfzehnten Maiabend angekündigt, zu gering angeschlagen. Eine solche Katzenmusik hatte den Minister des Auswärtigen Ficquelmont gestürzt, und hatte also eigentlich schon gezeigt, daß es wirklich nur zwei Gewalten gäbe, und zwar eine starke und eine schwache, die Volksgewalt und das Ministerium. Wir hatten uns nicht klar gemacht, was denn das für eine Ministerialgewalt sei, welche nur so und so viel Minister und sonst nichts zur Verteidigung habe. Doch nein, das hatten wir uns wohl klar gemacht. Das Militär hatten wir nicht in Rechnung gebracht, von Soldatengewalt war in jener Zeit nicht die Rede. Aber die Nationalgarde, hieß es, steht hinter dem Ministerium, die Nationalgarde mit Ausnahme einiger Kompagnien aus der Vorstadt Wieden. Zur Nationalgarde hält die ganze Bürgerschaft, und dieser zahlreiche Kern ist Widerhalt genug gegen die akademische Legion, welche doch auch nichts Übles, sondern nur eine Befeuerung der trägen Regierungsmaschine will und welche jedenfalls die Arbeiter nicht zu revolutionären Proletariern machen wird. So steht's, wiederholte man mir, es wird nur ein Anstoß für die Regierung werden, daß sie vorwärts, vorwärts geht, und solch ein Anstoß ist zu brauchen.

Anders klang es in den Volksmassen, welche den Kohlmarkt und Graben stopften und durch welche ich mich hindurchdrängte. „Es geschieht nichts! Man will uns betrügen! Wir kriegen keine Freiheit, wenn sie die Studenten nicht machen! Wo bleiben die Kammern?! Kammern wollen wir auch nicht, wir wollen nur eine Kammer!“ Und das sagte man mir ziemlich unwirsch, indem man mich von oben bis unten mißtrauisch ansah, denn ich war im Frack und lichten Handschuhen, diesen unrevolutionären Kleidungsstücken, in eine beginnende Revolution geraten. Hurra hoch! brauste

auf einmal alles umher: die akademische Legion kam über den Graben anmarschiert, die Sturmpetition begann. Die Wortführer gingen nach der Burg. Unter ihnen ein lang aufgeschossener blonder Mann von fröhlichster Mannesjugend, der nach Frankfurt erwählt war im Lande Mähren. Mit der rasch dahineilenden Beredsamkeit slawischer Rasse begabt, deren Reiterleben sich in all ihren Talenten widerspiegelt, war dieser Giskra ein Führer des jungen Österreich geworden, und man durfte erwarten, daß er gerade das deutsche Interesse vor Augen haben werde bei diesem kritischen Abendbesuche in der Burg, man durfte es von ihm besonders erwarten, nicht bloß weil er zur deutschen Nationalversammlung nach Frankfurt erwählt war. Nicht bloß darum, sondern weil er mehr durch Bildung als durch Herkunft zur deutschen Fahne gelangt war. Solche pflegen die Eifrigsten zu sein, gleichsam als müßten sie durch Eifer, wohl auch durch Übertreibung sich immer aufs neue beglaubigen. In der Tat hat man auch später in Frankfurt gerade von solchen am öftersten gehört, daß sie Deutsche seien durch und durch, und gerade sie waren immer behend zur Herausforderung aller Konsequenzen, welche in den Fragen um Nationalität entstehen konnten. Gerade durch Sprünge und Übergriffe, welche nicht im deutschen Charakter gelegen sind, glaubten sie ihr Deutschtum betätigen zu können.

Ich weiß nicht, ob mich solch ein Gedankengang erst darauf brachte, daß diese neu aushebende Revolution in Wien von entscheidender Wichtigkeit werden könne für das deutsche Parlament. Jede neue Wendung in Österreich mußte ja doch wichtig werden dafür. — Ich hatte das Schicksal, mit den rein deutschen Freunden darin nicht übereinstimmen zu können, daß Österreich aufgelöst werden müsse zum Vorteile der deutschen Einheit. Es lag deutlich genug auf der Hand, daß ein auseinandergesprengtes Österreich dem deutschen Parlamente leichte Arbeit gebe zur Herstellung einer vollen deutschen Einheit. Aber das lag so nahe, daß man eben nicht

weit zu blicken brauchte, um es zu sehen. Weiter blickend hielt ich es für einen barbarischen Akt, ein europäisches, von deutschem Geiste getragenes Großreich zu zerstören, damit ein Fetzen davon wieder enger zu Deutschland komme, und — damit die vielen Millionen halbdeutscher Völkerschaften gänzlich aus deutscher Hand gelassen, früh oder spät dem Russen überliefert würden. Reich Österreich war und ist mir die deutsche Zukunft nach dem Osten. Diese unermeßliche deutsche Vermittelung für durcheinandergewürfelte Volksgruppen abschneiden zu lassen um einer formellen Einheit willen schien mir ein Wunsch zu sein von kurzem politischem Atem.

3.

Unruhige Besorgnis trieb mich aus den Volkshaufen hinweg. Aber fern davon wuchs die Unruhe nur durch das Gerücht. „Sie stürmen die Burg“ — „es wird ein Ende gemacht mit dieser Regierung, die nicht Wort hält für unsre Freiheit“, hieß es hier, hieß es dort, wo übrigens der gewöhnliche Lebensgang durch nichts gestört und kein Zeichen vorhanden war, daß in Österreich soeben eine Revolution erfolge.

Ich eilte wieder nach dem Graben und Kohlmarkte, und fand es dort, wie ich's vor einer Stunde verlassen hatte. Nur dichter war die Menschenmasse geworden, diese „gemütliche“ Begleitung einer Petition, und weiter ausgedehnt hatte sie sich in alle Nebenstraßen, und von der Burg den Kohlmarkt herunter war das Murmeln und stoßweise Aufstöhnen der Volksbrandung lauter geworden, und die Äußerungen klangen überall gereizter, weil es zu lang daure, denn „die Studenten seien schon lange droben“.

Dies anhörend fühlte ich mich an der Schulter berührt und sah einen Bekannten hinter mir, der mir zuflüsterte, ich

sollte mit ihm zur Seite treten. Wohin? — „Aus der Linie!“ — „Aus welcher Linie?“ — Er antwortete nicht und faßte mich am Arme. Erst als wir aus dem Gedränge waren, setzte er, nachdem er sich vorsichtig umgesehn, leise hinzu: „Aus der Schußlinie von der Burg den Kohlmarkt herab.“ — „Wer soll schießen?“ — „Die Kanoniere! Glauben Sie denn, die Regierung werde sich so weiter regieren lassen von den jungen Leuten der Aula? Etwa bis sie nichts mehr nachzugeben hat? In Wehr und Waffen, ja mit geladenen Büchsen sind diese Herren Cabrerahüte oben in den Zimmern der Burg, und verlangen Gott weiß was! Eine Revolution haben wir gewollt, und gründliche Reformen im Gefolge derselben, denn es war alles versperrt und versumpft, ja, aber eine permanente Revolution wollen wir nicht, und jetzt sind wir auf bestem Wege zu einer solchen. Diese Studenten=herrschaft muß ein Ende nehmen, die akademische Legion muß aufgelöst werden, denn gerade weil diese bewaffneten Sturmpetitionäre Studenten sind, lauter Söhne angesehener Leute aus dem ganzen Reiche, besinnt man sich so lange, unter sie schießen zu lassen. Dennoch werden wir es sogleich krachen hören.“

Das war ein Mann, der sein Österreich gründlich liebte — schwarzgelb im Sommer 48 genannt — und der jetzt zitterte, daß ihm die Glieder flogen, weil das Reich zerstört und die Freiheit auf solchem Wege nicht gewonnen werde. Es dauerte ihm zu lang, daß sich nichts hören ließ, und die Ungeduld führte ihn, und er führte mich doch wieder nach der „Schußlinie“ zurück. Noch standen die Massen da, aber sie waren beweglicher geworden, und auf seine Frage, wie es denn stünde, erhielt er die sprichwörtlich gewordene Antwort: „Olles bewülligt!“ — „Was?“ — „Olles bewülligt!“ — Bewilligt, wieder bewilligt! brachte er nur leise hervor, er war wie vernichtet und wankte nach Hause.

Alles bewilligt. Was ist gefordert worden? Niemand

wußte es. Revolutionen werden immer von wenigen redigiert. Eine Kammer, nur eine Kammer war die Formel, welche unter der Menge zu vernehmen. Nur?! Kein Nur! rief der Witz dazwischen, keine Beschränkung!

Die reife Bildung gebraucht den Superlativ am sparsamsten, die Roheit am häufigsten. Welche Beschränkung zu wählen sei, das ist die Frage eines jeglichen Lebens, des Staatslebens nun gar, welches so zahlreichen Interessen gerecht werden soll, und jetzt waren wir plötzlich so paradiesisch, gar keiner Beschränkung zu bedürfen! Wenn es aber an mir selbst gewesen wäre, da oben in der Burg eine Forderung zu stellen, ich wäre in der größten Verlegenheit gewesen. Die Veränderungen in Österreich, wie gründlich es deren bedurfte, mußten meines Erachtens umsichtiger denn irgendwo geschehen. Jeder Schritt hatte unabsehbare Konsequenzen, und jeder unbedachte Schritt mußte zu irgend einem Abgrunde führen. So bedenklich zu sein ist nicht Sache der Revolutionierenden, und Abgründe wollen sie. Das Nächste wird sein, dachte ich mir in der Stadt umherschlendernd, daß sie die Verfassung umstoßen, weil sie eine verliehene ist, und daß sie eine konstituierende Versammlung erzwingen. Das ist prinzipiell richtig. Und welch ein babylonisches Wesen wird entstehen, wenn diese verschiedenartigen Völkerschaften, diese Völkerschaften von verschiedenartigster Kulturstufe durch Diskussion und Majoritäten sich in eine gemeinschaftliche Verfassung einigen sollen! Werden sie zusammenhalten, bis es dahin kommt? Und Deutschland, und die deutsche Nationalversammlung gegenüber einer österreichischen Konstituante! In dieser ist die Mehrheit nichtdeutsch, was kann, was wird solch eine österreichische Konstituante für eine Stellung einnehmen zu Frankfurt —?

„Auf den Graben! Auf den Graben! Zu Pillersdorf!“ schrie man in meiner Nähe — „appliquons le coup de grace!“ rief's in einem zweiten Haufen, der an mir vorüber-

drängte. Es war spät geworden, die Massen hatten sich längst verzettelt, nur Haufen fanden sich noch zusammen auf dem Wege zum Graben, Haufen, die mir bei näherer Besichtigung keineswegs aus dem Kerne Wiens zu stammen schienen. In vielen Gruppen hörte ich französisch sprechen, und besonders französisch polnischer Zunge. Mühselig erfuhr ich durch Fragen hier und dort, daß man sich mit mündlichen Versprechungen nicht begnügen, daß man alles schriftlich aufgesetzt haben wolle, und daß dies da oben bei Minister Pillersdorf soeben bewerkstelligt werde. Im dritten Stocke wohnte der Minister, und man schrie so lange hinauf um Nachricht, bis ein Fenster geöffnet und durch einen der diktierenden Unterhändler herab berichtet wurde in klaren, deutlichen Ausdrücken: wie Satz für Satz der entstehende Pakt laute. Dabei war, wie gesagt, Wien eigentlich nicht zugegen; die breite platzartige Straße war nur teilweise von Gruppen bedeckt, und es war um die elfte Stunde, so daß die halb auf der Straße geschehende Umwandelung eines großen Reiches etwas Schauerliches hatte.

Der Hauptsatz, welcher vom Fenster heruntergeworfen wurde, enthielt denn wirklich, was ich erwartet hatte: eine konstituierende Kammer! — Er machte wenig Eindruck; er schien dem umherstehenden Publikum noch lange nicht hinreichend. Ebensowenig Eindruck machte Pillersdorf selbst, der endlich da hoch oben ans Fenster trat und eine Rede sprach, wie man sie bei solchen Gelegenheiten zu hören gewohnt ist. Er war jener populäre Minister, der immer nachgibt, wo er nachgeben muß, und deshalb geduldet wird, eigentlichen Dank aber von niemand erntet. Am wenigsten von der damaligen Gesellschaft auf dem Graben, einer Gesellschaft, die mir immer verdächtiger vorkam, je länger ich mich in ihr herumbewegte. Nur eine Gruppe zunächst der Haustür war österreichisch und schien ein ungefähres, dem Reiche wohlwollendes Bewußtsein von dem zu haben, was da

oben erreicht wurde. Andere Gruppen waren entweder der Frage gar nicht mächtig oder geradezu gedankenlos. Noch andere Gruppen waren dem Reiche unzweifelhaft feindlich und aus allen Äußerungen war zu entnehmen, daß sie eine völlige Auflösung und Zerstörung desselben wünschten. In diesen letzteren Gruppen war kein deutsches Wort, sondern nur Französisch oder Slawisch zu hören, und von ihnen erhob sich Widerspruch, wenn der andere Teil des Publikums Beifall rufen wollte zu den Bewilligungen und Sentenzen, welche aus der Höhe herabfielen; von ihnen ging das Verlangen aus, daß der Kaiser diese Artikel sogleich unterschreiben solle. Es war gegen Mitternacht geworden, und man entgegnete, der Kaiser schlafe schon. Die Artikel würden sogleich in den Druck gelegt und am andern Morgen bekannt gemacht werden mit der Unterschrift des Kaisers. — Dies genügte den Österreichern, welche ihren körperlich leidenden Kaiser liebten und der Zusage mit Zutrauen entgegenkamen; es genügte aber den Fremden nicht, die offenbar Fortsetzung, Fortsetzung der Unruhe! wollten. Sie waren aber doch nicht mehr imstande, eine neue Szene anzuregen und mußten sich mit vereinzelten Äußerungen ihrer Unzufriedenheit begnügen. So schloß dieser wichtige Akt österreichischer Geschichte ohne Sang und Klang und nicht ohne neue Zeichen von Mißvergnügen. Die meisten gingen befriedigt nach Hause, befriedigt in dem Gedanken, daß die Freiheit wieder geltend gemacht worden sei. In ihrer Seele gab es weder Unruhe noch Zweifel, was eine konstituierende Kammer für das österreichische Kaisertum mit sich bringen könne. Die fremden Wühler aber gingen lachend nach einem Kaffeehause, um behaglich zu erwägen, wie das Werk der Zerstörung nun weiter zu bewegen sei von dem jetzt eroberten Standpunkte aus.

Schauerlicher noch als diese nächtliche Szene auf dem Graben war mir der Eindruck, als eine Stunde später die Stadt wie ausgestorben war und ich immer noch aufgeregt

in ihr umherstreifen und vor den steinernen Palästen der Regierung und all der Großen des Landes stehen bleiben mußte mit der unwillkürlichen Frage: Wo seid ihr denn alle hin? — Nichts, nichts von jenen großen Gewalten einer alten Staatsmacht, einer mächtigen Aristokratie, eines übermäßigen Kriegs- und Beamtenheeres, einer reichen Geldgesellschaft, einer wohlhabenden Großbürgerschaft, nichts, nichts von alledem war zu spüren in dieser Kaiserstadt, alles dies war nicht zu Hause, und die Jugend verfügte über den Staat.

Der Zusage getreu erschien andern Tages das Patent vom Kaiser unterschrieben. Die Aufnahme desselben weiß ich kaum zu schildern. Laut war sie nirgends, und auch brave Freunde der Freiheit schienen gedrückt zu sein von den unabsehbaren Konsequenzen, die sich öffneten teils in dem revolutionären Wege zu diesem Ziele, teils in dem Ziele selbst. Nun lösen wir und konstituieren wir was zu Deutschland gehört! riefen die Jüngeren — nun habt ihr die unermeßlichen Scharen frei und beweglich gemacht, welche die deutsche Herrschaft abschütteln wollen! riefen die Älteren — nun habt ihr für Frankfurt die eigentlichen Österreicher verloren! riefen die still Betrachtenden. Wie das? Weil diese Österreicher nun die Auflösung des Reichs im Reiche fürchten, und nach Frankfurt die Erblande nicht lassen dürfen. Einen Staatenbund mit Deutschland konnten sie mögen, einen Bundesstaat aber, zu welchem jetzt bei völliger Neukonstituierung Österreichs die deutschen Wortführer Österreichs drängen werden, einen Bundesstaat wollen sie nicht. Denn ein solcher hätte für den österreichischen Großstaater nur dann einen Wert, wenn Wien der Mittelpunkt dieses Bundesstaates würde. Ist dies wahrscheinlich? Nein. Also geriete Wien, der wirkliche Mittelpunkt Österreichs, Wien an der ungarischen Grenze geriete in eine vereinsamte Stellung. Kurz, die eigentlichen Österreicher treten jetzt in Opposition gegen Frankfurt.

Unter solchen bedenklichen Erwägungen verfloß der 16. Mai; der Liberalste war besorgt, weil er keinen Staatsboden mehr unter den Füßen spürte, weil sich am Abend vorher gezeigt hatte, daß der ganze Staat gegen eine bloße Sturmpetition nicht die geringste Kraft des Widerstandes besitze. Warum habt ihr euch denn nicht gerührt? fragte man heftig die Nationalgarden. Wir haben uns gerührt, antworteten diese, aber in unsern eignen Reihen erklärte man sich heftig für den revolutionären Schritt. Revolution heißt den Leuten Freiheit, und wir sind unsrer Kameraden niemals sicher, wenn die akademische Legion ihr Banner erhebt. Von dort ist die Freiheit gekommen, von dort her wird sie allein bewahrt! So klingt die Meinung, welche unter den jetzigen Umständen immer wieder öffentliche Meinung wird in Wien. Wir sind als Konservative machtlos, auch wenn wir die beste Verfassung zu konservieren hätten, und eine solche war nicht vorhanden und wird noch lange nicht vorhanden sein.

Wir sind also dem guten Glücke anheimgegeben! Das war die Schlußfolgerung. Man tröstete sich damit, daß der menschliche Sinn der Wiener auch am gestrigen Abende keinerlei Exzeß geduldet habe, und wilden revolutionären Taten immer entgegen sein werde. Eine revolutionäre Sühne nach so langer Knechtschaft sei nicht zu vermeiden.

Des anderen Morgens flog wie ein Windstoß die Nachricht durch Wien: Der Kaiser ist fort! Auf den Straßen sah es aus, als ob man nach solchem Windstoße einen grimmigen Sturm erwarte. Scheu lief dieser und jener in sein Haus und zog die Tür hinter sich zu. Jetzt verschwand die Jugend von der Gasse, und das reifere Alter trat auf, zornig und entschlossen. Dahin haben sie's gebracht die Herren Studenten, hieß es jetzt, der gute, kranke Kaiser ist mit den Seinigen in leichten Sommerkleidern zur Flucht genötigt worden! An Schönbrunn vorüber, die Linzer Straße hinaus im Spazierwagen hat er fliehen müssen aus seiner

Väter Burg! Eine Schmach für Österreich! Von der Flucht nach Varennes sprechen die frechen Nachbeter, und alle die frechen Szenen der französischen Revolution möchten sie uns wiederholen. Zum nächsten Samstag ist eine zweite Sturmpetition angesagt gewesen, wo dem Kaiser die Freigebung Galiziens, die Aufhebung der Staatsschuld, also der allgemeine Bankerott hat abgetrotzt werden sollen. Die Herren Polen ziehen unsere Knaben am Seile in den Abgrund und uns mit ihnen!

Ich weiß es nicht, von wo jetzt plötzlich das andere Heer kam, das feindliche gegen die Revolution. Aber es war da. Es entsprang aus einer Reaktion des Gemütes. Einzeln und truppweise sah man ergrimmte Leute durch die Straßen ziehen, Gegenstände des Angriffs suchend. Draußen auf Mariahilf habe der Häfner (ein Journalist) die Republik proklamieren wollen. In Wien die Republik! Ein nachgeschwatzter unreifer Gedanke junger Leute, denen das Staatswesen eine Lektion des Gymnasiums ist. Man habe ihn! Man soll ihn beseitigen! — Hinüber! Hinüber! In der Himmelfahrtsgasse haben sie einen anderen, der schuld ist an all-dem Unglücke. Hinüber! und ein Ende gemacht mit diesen Buben! — Vollen Laufes stürzten die Leute, wohlhabende und arme, nach jener Seite, und schoben einen mißtrauisch beiseite, wenn man heute vor Gewaltsamkeiten warnte, wie man vorgestern, ebenso warnend, zur Seite gestoßen worden war. — Aber es war nur die Sprache des Zorns und der Rache. Man übte sie nicht, die grimme Selbsthilfe; unter Abwehr der Heftigen brachte man die Angeklagten nach den Justizhäusern; auch dieser Tag ging ohne irgend eine Gewaltsamkeit vorüber.

Jetzt ist der Augenblick da, meinten die Konstitutionellen, all der Ausschweifung in Presse und sonstigem politischen Gebaren ein Ende zu machen, das Gesetz, das liberale Gesetz in Kraft zu bringen und somit wieder einzulenken in

den Weg der Reform. Aber das Gesetz selbst war noch nicht vorhanden, und es war eine Täuschung, daß ein Fieberzustand durch abkürzende Mittel beendigt werden könne, ein Fieberzustand, der ebenso seinen natürlichen Verlauf braucht wie jede Entwickelung. Von Krisis zu Krisis glaubte man damals, jetzt sei der Moment gekommen zum Widerhalt und zur Besserung, und irrte sich immer wieder, und nährte dadurch nur den Stoff grenzenlosen Mißtrauens, der sich in dem Schreckworte Reaktion ausdrückte. Ein instinktartiges Schreckwort, denn allerdings mußte auf eine Reaktion der fieberhaften Wallung gewartet werden, also auf eine Reaktion im Wesen der Leute selbst, die jetzt den bösen Feind mit diesem Worte bezeichneten.

Es sollte noch lange dauern, ehe dies Gewissen, dieser Drang nach rechtem Maße erwachen konnte. Ehe dies erwacht, ehe dies Bedürfnis nach gesetzlicher Wendung allgemein empfunden wird, da ist auch kein wahres Ende einer Revolution möglich. Und die Regierungsmacht war damals so betäubt und zerrüttet, daß sie unvermögend schien, die Wendung der Dinge flugs zu benützen. Statt den Herd des Feuers, die Aula der Studierenden, sogleich zu ersticken, was mit Erfolg am 17., 18. oder 19. Mai noch geschehen mochte, zögerte man bis zum 26., und bis dahin war der konservative Sturmwind völlig verweht. Als es nun geschehen sollte, als die Truppen das Universitätsviertel einschlossen, da sah man in dieser Maßregel wieder nur eine gewaltsame Maßregel des alten gestürzten Regimentes, und die Mehrzahl der zum Handeln aufgelegten Bevölkerung war ihrem Instinkte gemäß wieder ganz auf Seite der Studierenden, derselben Studierenden, die wirklich acht Tage vorher in Lebensgefahr gewesen waren vor derselben Bevölkerung. Starr sahen diejenigen drein, die nicht bloß nach Instinkt, sondern nach politischem Verstande folgerten, starr sahen sie drein, als niemand den Bau von Barrikaden wehrte, ja als jedermann

ihn zu fördern suchte wie ein heiliges Werk. Starr, denn es war alles anders, als es nach verständigem Schlusse sein mußte. Wo die Soldaten nicht standen, da bedurfte es nur eines Studenten mit dem obligaten Säbel und Federhute. An der Ecke blieb er stehn und winkte mit dem Finger gleichsam in die Luft hinaus, und aus allen Häusern kamen dienstbare Geister mit Brechstangen und Hackinstrumenten und hingen an seinem Auge. Wie der Feldherr bezeichnete er kurz die strategischen Linien, und wenn das geschehen, da ging er weiter, des Vollzugs gewiß. Im Nu wurden Balken herbeigeschleppt und wurde an den bezeichneten Winkeln das Pflaster der sauberen Granitwürfel aufgerissen, und Berg auf Berg wurde errichtet. Niemand, niemand wagte dagegen zu reden, und auf dem Stephan wurde die Sturmglocke gezogen, die ganze Szenerie einer Revolution, wie sie Wien noch nicht gesehn, kam in Bewegung, und ehe man sich besinnen konnte, war die innere Stadt verschanzt durch Steinberge, welche Schanzen sein konnten gegen ein großes Kriegsheer. Warum? Da sind keine Beweisführungen am Platze, da gelten nur Schlagworte: Die Reaktion ist da! Man will die Studenten, die Helden unsrer Freiheit, zusammenschießen, der entscheidende Augenblick ist gekommen!

Nie hab ich einen theatralisch rascheren, nie einen so unwiderstehlichen, weil scheinbar einstimmigen Revolutionsakt gesehn. Wen ich gesprochen am Tage vorher und am selbigen Morgen, der hatte mich versichert, der ganze, große besonnene Teil Wiens, der ganze Kern der Bevölkerung sei einverstanden damit, daß in mäßige Bahn eingelenkt werden, daß die diktatorische Stellung der Studentenschaft gebrochen werden müsse, damit die mehr und mehr aufgeregten Arbeiter nicht verwildert, damit die vorbereiteten organischen Reformen nicht immer wieder gestört und aufgehalten würden; — und wen ich jetzt sprach um die Mittagsstunde von denselben Weisen, der war vernichtet, weil er machtlos und verlassen stand vor

dem unaufhaltsamen allgemeinen Zuge, weil er den Ruin des Reiches oder die Herrschaft des Säbels hereinbrechen sah. Offiziere der Nationalgarde sah ich rot vor Entrüstung oder bleich vor Ärger hinweggehn von ihren Kompagnien, und in ihrem Hausflure den Degen zerbrechen, weil nicht anzukommen sei gegen diesen allgemeinen, seines würdigen Berufes tief versicherten Fanatismus. Ja, die Revolution ist allmächtig in ihrer Jugend, wenn das unerschöpfliche Mißtrauen ihr Leitstern ist. An den menschlichen Charakter aber werden die schwersten Ansprüche gemacht in solcher Zeit, an denjenigen Charakter nämlich, der seine persönliche, selbstbestimmende Kraft nicht hingeben will an den wechselnden Schwall der Tagesmeinung. Ein wirklich selbständiger und sich selbst bestimmender Mensch steht in solchen Zeiten zwischen Szylla und Charybdis. Die Szylla ist der Eigensinn, welcher ihm das Zugeständnis erschwert, daß ein allgemeiner Strom des Glaubens doch immer eine tiefe Berechtigung hat. Die Charybdis ist die immerwährende Nachgiebigkeit gegen die siegreichen Ereignisse. Wer Tag für Tag auch den unerwarteten Wendungen recht gibt, der versinkt in den politischen Pöbel, welcher zu finden ist auf der rechten wie auf der linken Seite.

Wie viele hatten vor dem 26. Mai in Wien ausgerufen: Wo ist der Mann von Energie, welcher endlich die Aula aufhebt? Wo ist er? Hat denn Österreich keinen Mann mehr?! Und als am 25. des Abends verlautete, solche Männer hätten sich endlich gefunden und das Nötige werde mit Ruhe, Milde und Kraft geschehen, wie viele riefen da einstimmig: Ah! Endlich! So ist es recht! — Als es aber mißlungen war, wie wenige von diesen vielen sind sich selbst treu geblieben! „Ja,“ hieß es anfangs, „man hätte nicht erwartet, daß“ — oder „man hätte es freilich vorsichtiger anfangen sollen“ — oder gar „wer so was unternimmt, muß allerdings wissen, was er wagen kann, sonst schiebt er, wie Figura zeigt, den Karren nur noch tiefer hinein.“

Dies Schicksal bürgerlicher Tragödie hatten an jenem Tage die Grafen Montekukuli und Breuner und der Professor Endlicher. Ihnen schrieb man den energischen Versuch gegen die Aula zu, und sie suchte man überall, über sie saß das Tagesurteil zu Gericht. Namentlich von den beiden letzteren, obwohl Breuner das Unglück hatte Graf zu sein, wußte jedermann, daß sie liberale Leute waren. Das half ihnen nichts; jetzt waren sie aristokratische Verräter. Gegen oben war ihre Opposition eine Tugend gewesen, gegen unten war sie ein Verbrechen. Dies ist der Lauf der Welt, und über diese trivial gewordene Erscheinung würde ich kein Wort verlieren, wenn mir nicht damals in Wien die von ihrer eignen Meinung Abtrünnigen einen so schmerzlichen Eindruck gemacht hätten. Namentlich in betreff Endlichers, der sich geopfert hatte, indem er zu solcher Widerstandsmaßregel ins Ministerium getreten und jetzt binnen 24 Stunden seines wohlerworbenen wissenschaftlichen wie patriotischen Rufes verlustig erklärt und auf der Flucht war. Wie weise zuckten jetzt diejenigen die Achseln über ihn, welche noch vor einigen Stunden seine Entschlossenheit gepriesen hatten! Armer Endlicher! Der Gram über solchen Undank ätzte den Tod in dein Herz[1])!

Es ist ein lehrreiches, aber gar oft peinliches Geschäft, dem Gebärungsprozesse neuer Staatsformen zuzusehen. Mich duldete es nicht länger in Wien. Für Österreich wie für Deutschland schien mir dies Reich auf unberechenbare Zeit zerrüttet. Die jungen Leute, welche jetzt mit schwarzrotgoldnen Fahnen auf den Steinhaufen standen, schalten zwar siegestrunken auf meine schwarzen Zweifel, und riefen mir zu: „Was willst du mehr? Wir machen ja die deutsche Fahne herrschsam! Der undeutsche österreichische Kitt ist nun gelöst, und Frankfurt kann verfügen über die Provinzen!“

[1]) Schon im Frühlinge 1849 starb der tief in die Seele gekränkte Mann dahin.

Scheidend mußte ich antworten: „Ihr tut, was eurer Jugend Aufgabe sein mag, und ich will nicht leugnen, daß die liebenswürdige Tapferkeit des jungen Österreich, die ich hier angekündigt sehe für die Zukunft, eine Gewähr sein mag für Freisinnigkeit und ein Reiz für den Poeten. Aber ich bin kein Jüngling mehr und muß mein ganzes Vaterland im Auge behalten. Unter diesem Gesichtspunkte ist der österreichische Kitt kein undeutscher, sondern ein deutscher; die Auflösung desselben also ein Unglück für Deutschland. Wenn man in Frankfurt auf die Zerschlagung Österreichs spekuliert in der neuen Reichsform, so wird man das deutsche Interesse beschädigen und trotz alledem und alledem in die Luft bauen. Denn was ich auch alles hier erlebt, es kann euch nicht gelingen, mit undeutlicher Freiheit und undeutlichem Deutschtume den geschichtlichen Begriff Österreich auszustreichen, und das Resultat für Frankfurt wird darin bestehen, daß ihr ihm österreichisches Papiergeld zu hohem Kurs eingehändigt habt, welches von Tage zu Tage entwertet und am Ende nicht eingelöst wird."

Sie lachten über meine Sorge; sie waren im Siege. Das Militär war eiligst zurückgezogen worden, und das Ministerium mußte alles gewähren, was man verlangte. Von Bezwingung der Revolution war gar nicht die Rede; die Arbeiter selbst spotteten schon der revolutionären Befehle, welche weitere Aufreißung des Pflasters verhindern wollten. Die Arbeiter rissen immer weiter auf, sie wollten beschäftigt sein, und nur ein einziger fahrbarer Weg durch Seitengassen war für meinen Fiaker aufzufinden nach dem Kärntner-Tore hinaus. Über die Glacis und auf weitem Umwege nur konnte ich hinüber gelangen an den Bahnhof der Nordbahn, und dort harrten wir eine Stunde lang in peinlicher Ungewißheit, ob der Abgang des Zuges nicht durch einen neuen Überfall des Volkshaufens unmöglich gemacht würde. Einmal schon war der Überfall erfolgt und war be-

schwichtigt worden durch die Versicherung der Direktion, daß sie keine Truppenbeförderung aus Mähren gestatten würde. Jeden Augenblick konnte ein neuer Haufe kommen, und zu dreien Malen näherte sich auch das Geschrei aus der Leopoldsstadt dermaßen, daß die schüchternen Passagiere sich leise zuflüsterten: Nun ist's vorbei! — Endlich schlug die Abgangsstunde, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung, die tobende und gründlich aufgewühlte Kaiserstadt hinter sich lassend. Jenseits der Taborbrücke standen aber wiederum Arbeiterhaufen, und schwangen uns entgegen ihre „Krampen" und Spitzhauen. Man wußte nicht, ob sie schon aufgerissen hatten oder erst aufreißen wollten. Es war eben doch Bürgerkrieg, wie anmutig man es benennen mochte. „Ihr sollt die letzten sein," schrien sie uns zu, „dann wollen wir dem Windischgrätz den Weg verlegen!" — Auf einer der nächsten Stationen versicherte ein Eisenbahnbeamter treuherzig einem mit uns fahrenden Studenten: man könne ganz ruhig sein wegen der Truppen, die allerdings schon in Lundenburg wären. Sobald ihr Transport weiter vorrückte auf der Bahn, so werde sie unversehens aufgerissen sein, daß Mann und Maus den Hals breche. Jedermann schien eben für die Revolution zu sein, für jede Revolution und mit jedem Mittel. Man fragte gar nicht nach Inhalt und Zweck, man nahm ungesehen ihre Partie, als ob Metternich noch zu stürzen wäre. Er hieß jetzt Reaktion. Erst als wir weit, weit ab waren von der Hauptstadt, erhob sich hie und da unter der Reisegesellschaft eine nicht revolutionäre Stimme. Von Station zu Station fand diese mehr Unterstützung, und nahe an der Grenze war dieselbe Gesellschaft, welche an der Taborbrücke den Arbeitern freundlichst zugerufen und zugewinkt hatte, leidlich reaktionär. So wirkt unscheinbar der Terrorismus. — Ein älterer Herr, der Militär sein mochte, sagte endlich unumwunden folgendes: Es ist Schade um jede Kompagnie, die jetzt nach Wien hineingeschickt wird; der Paroxismus will

seine Zeit, und weil er von Deutschtümlern gepflegt wird, so hat er sein Gutes für Österreich. Er kuriert die Wiener von dem Frankfurter Deutschtume. Die „Troddel“ wollen's nicht einsehen, daß ihre Hauptstadt zugrunde geht, wenn Frankfurt die Hauptstadt wird; wenn sie aber unterdessen am ewigen Revolutionieren zugrunde gegangen sein werden, dann werden sie zu Verstand kommen, und ihr bißchen Verstand wird dann dem alten Österreich zu Hilfe kommen. Deshalb wird man keine neuen Truppen hineinwerfen, sondern man wird mählich, mählich die toll gewordene Hauptstadt „zernieren“ und wird endlich mit einem großen Schlage die revolutionäre deutsche Wirtschaft begraben.

So sprach die österreichische Rechte an der Grenze. Die Linke in Wien gehörte mindestens zur äußersten Linken der deutschen Nationalversammlung, welche unterdessen in Frankfurt zusammengetreten war. Welch eine Vermittelung war da zu hoffen von Österreich für ein neues Deutsches Reich?!

4.

Das war ein furchtbarer Monat, der schöne Junius 1848! Die Saat des Unkrautes wucherte überall empor in entsetzlicher Üppigkeit. Freiheit wurde sie genannt und war doch Frechheit, die gefährlichste Feindin der Freiheit. Nicht bloß diese oder jene Staatsform war in Gefahr, nein, jegliches Staatswesen war tödlich bedroht, die ganze Zivilisation schien auf dem Spiele zu stehen.

Recht an der Spitze schritt Frankreich mit seinen Roten. Diese waren nicht mehr Spekulanten, denen der Geist mit Mißtrauen, aber doch mit Interesse zusehen und zuhören konnte. Sie wandten sich nicht mehr an den Geist, daß er ihre dreisten Ideen ausbilde; sie wandten sich, in eigner Verzweiflung über ihre gescheiterten praktischen Versuche, an die

rohen Leidenschaften. So wie der Streitsüchtige, welchem die Gründe ausgehen, zu Schimpfworten und Faustschlägen schreitet als zu gründlichen Beweismitteln. Jene Pariser Noten leuchteten vor wie der rote Hahn der Barbarei, und sie fanden ihre Affen in unserm Vaterlande.

Seit Österreich in den endlos scheinenden Wirbel geraten war, begann ein wahrer Veitstanz der Begriffe in Deutschland. In Wien verkündigte ein Ministerium Dobblhoff: der Weltgeist regiere jetzt! Unbeschreiblich naiv, denn das Ministerium regierte wahrhaftig nicht, und „eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein". In Berlin wuchsen Demagogen auf wie Pilze im Walde, und an den Berühmtheiten derselben konnte man die Unberühmten schätzen, so wie man an der Münze des Landes ungefähr die Geldeskraft eines Landes abschätzen kann. Da waren die literarischen Abenteurer, welche umsonst in den Leipziger Blätterbuden ihr Glück versucht hatten, plötzlich Matadore. Sie hatten nichts zu verlieren und hatten Routine im Vabanquespielen. An ihrer Spitze der rotbärtige Held, ein nicht unliebenswürdiges Naturell erfinderischen und geschmacklosen Leichtsinns. Da kam die zersetzende Fähigkeit, die berüchtigte Scheidewasserkritik, es kam das blasierte Nein, die ganze Lappenwirtschaft der philosophierenden Kraftgenies auf die Straße, deren Genie darin besteht, die Philosophie kraftlos zu machen; da wirbelte jeglicher Wind jeglichen Staub in die Höhe. Man konnte nicht hinsehen, ohne alsbald die Augen voll Sand zu haben. Einstimmig klang zweierlei von allen Seiten. Erstens die Ungleichheit des Besitzes soll aufhören, was denn hier ein wenig höflicher und versteckter, dort ein wenig gröber und offener ausgedrückt wurde. Zweitens: die Ungleichheit der Menschen soll aufhören; denn die bloße Gleichheit vor dem Gesetze, also die Abschaffung aller Vorrechte, das sei die weiße Salbe des überlebten Liberalismus; damit werde nichts erreicht!

Fort also mit allen Unterscheidungen! Die Menschheit fängt von vorne an, und weil sie in diesem neuen Anfange alles leugnet, was nicht jedem einzelnen ganz und gar bequem ist, emanzipiert sie auch jeden einzelnen von allen Banden, welche Geschichte, Verwandtschaft, Besitz, Glaube und Treue gewoben haben zu dem tyrannischen Begriffe: Gesellschaft. Die Menschheit wird unterschiedlos göttlich oder — tierisch. Vor dem fatalen letzteren war man doch nicht ganz sicher, denn bei Lichte besehen entsprang diese Idee einer radikalen Emanzipation aus derjenigen Quelle des Egoismus, welcher zuerst und zuletzt keinerlei Pflicht anerkennt, und sich in dieser Kleinigkeit vom Christentume unterscheidet. In den Weihestunden nennen die wenigen edleren Schwärmer des neusten Sozialismus wohl allenfalls die ersten Christen ihre Brüder. Aber es ist ein Brüderpaar wie Kain und Abel, und diesmal ist Kain der jüngere, welcher den älteren Abel totschlägt. Die Seele des Christentums heißt uneigennützige Hingebung, die Seele dieses Sozialismus heißt eigennütziger Genuß. Es handelt sich also vielmehr um ein umgekehrtes Christentum. Das Christentum will durch die Idee den Menschen zur Gottheit erheben, und da dies der neuen Welt zu spitzfindig und abgeschmackt geworden ist, so streicht sie die Idee und versetzt die Gottheit in das irdische Material, verteilt dieses Material gleichmäßig unter die Menschen, und sagt: Nun habt ihr was ihr braucht, genießt es und entschlagt euch der störenden Gedanken. Wer sich einbildet was besseres zu sein denn sein Nachbar, weil er höhere Bedürfnisse habe denn dieser, der ist ein reaktionärer Narr, welcher auf den Schädel zu schlagen ist. Es wird sich zeigen, daß sein Schädel ebenso entzwei geht wie irgendein anderer, daß er also nichts Besonderes anzusprechen gehabt hat.

Man kann und wird sagen, es sei ja nicht der Sozialismus oder gar Kommunismus gewesen, welcher Deutschland im Sommer 1848 so konvulsivisch bewegt habe, sondern nur

der Demokratismus, höchstens der Republikanismus. Aber man täuscht sich mit dieser Unterscheidung. Allerdings war Demokratie das Schlagwort, was verstand man denn aber darunter, was versteht man darunter? Alles das, was die natürlichen Unterschiede unter den Menschen nicht nur ausgleicht, nein, was sie aufhebt. Durch diesen wüsten Grundgedanken war mit dem Worte Demokratie ebensoviel entfesselt wie mit dem Worte Sozialismus. Das Wort Republik war und ist ein ebenso gemißbrauchtes Wort. Nehmt ihm den nebligen Reiz, daß mit ihm keineswegs die Verschiedenartigkeit der menschlichen Ansprüche aufgehoben werde, ja daß die Republik auch nur eine konstitutionelle Staatsform sei, so wird dies Wort reizlos und entzaubert dastehen für eine große Anzahl bisheriger Republikaner. Nicht bloß die Staatsform, das Wesen der Gesellschaft wollte man gründlich umgeändert haben, wollte man sogleich faktisch umgeändert haben, ohne doch vom künftigen Zustande mehr als verworrene Vorstellungen, mehr als zerstreute Einzelngedanken zu besitzen. Soziale Umgestaltungen mögen nötig sein, aber welcher Vernünftige mag sie um jeden Preis durchsetzen wollen, solange er selbst noch nicht weiß, wie sie beschaffen sein sollen. Dahin arbeiteten aber selbst Leute, welche sich für gemäßigte Demokraten hielten, und aus diesem Taumel werden wir auch noch lange nicht herauskommen. In den Worten „demokratische Grundlage“ war das, wie mir es scheint, wahrhaftige Bedürfnis der Zeit ausgedrückt. Was darüber hinaus ging und hinaus geht ist vom Übel, weil es den Stamm unsrer tief verzweigten Gesellschaft antastet. Für eine geschichtlich entstandene und nicht bis zum Tode entnervte Gesellschaft gab es und gibt es nie ein absolut durchgeführtes System, heiße es Demokratie oder Aristokratie oder sonstwie. Ein herrschendes nur gibt es. Diese Herrschaft ist jetzt 1848 dem demokratischen Systeme in Deutschland gesichert, wenn es diese Herrschaft nicht bis zum Absolutismus der Demo-

kratie treiben will. Will es dies fernerhin noch, so entgeht es gewiß nicht der Reaktion, denn es verwirrt dann die Gesellschaft dergestalt, daß allgemeines Leiden und allgemeiner Abfall vom herrschenden Systeme die unmittelbare Folge ist. Nicht die Bajonette nur, die Bürger stürzen es dann. Worin lag aber im Sommer 1848 der Drang zum Absolutismus der Demokratie in Deutschland, und worin liegt er noch?

Darin, daß man die Gliederung der Staatsgesellschaft verleugnet, verhöhnt, zerschlägt. Man behauptet, es sei einer wie der andere, und das ist nicht wahr. Infolge jener Behauptung sagt man, es bedeute einer so viel wie der andere im Staatsleben, und das ist nicht richtig. Der Handwerksgesell bedeutet etwas anderes als der Kaufmann, und der Gutsbesitzer etwas anderes als der Fabrikant. Das Volk besteht aus Individuen, der Staat besteht aus Individuen und Interessen. Will man den Staat aber nur aus der Kopfzahl bilden, so wird er ein unwahrer Staat, der sich der inneren Unwahrheit halber selbst beschädigt und zerschlägt. Solch einen schlechten Staat nennt man einen bloß mechanischen, und der Deutlichkeit halber kann man ihn einen französischen nennen. Denn an diesem Grundfehler leidet Frankreich, und deshalb beschädigt und zerschlägt es sich fortwährend selbst.

Dahin wollten uns im Juni 1848 auch die Besseren unter den absolut Demokratischen führen. Ich erinnere mich, daß ich mit Begierde nach einer Broschüre griff, welche während der gärenden Junitage in Berlin ausgegeben wurde, und welche von einem politisch fähigen, klar denkenden Manne herrührte. Da wirst du doch endlich einen Anhalt finden in diesem Wirrwarr! dachte ich. Das Kammersystem war das Thema der Broschüre. Zwei Kammern waren damals in Ungnade. Obwohl nirgends bestritten wurde, daß die ersten Kammern unsrer bisherigen kleinen Pairs verschwinden müßten unter dem Gebote der Demokratie, so wollte man

doch überhaupt gar keine erste Kammer. Und wenn denn nur nach der Kopfzahl gewählt werden sollte, wozu dann die doppelte Zahl in zwei Zimmern! Sie hält nur den Zweikampf auf mit der monarchischen Spitze, den Zweikampf auf Leben und Tod, welcher doch beabsichtigt ist, und welcher den ersehnten demokratischen Absolutismus erringen wird. Von den Helden dieser Doktrin war keine Gnade zu hoffen. Sagte mir doch einer derselben, ein kleiner Professor in Leipzig, daß eigentlich die Klubs die Kammer und den Staat zu bilden hätten. Alles Weitere sei Künstelei. Dazu Professor! Dergleichen Trödelware hatte ich in jener Broschüre nicht zu überschlagen, aber selbst hier war für die erste Kammer nichts zugestanden als ein nichtiger Unterschied, selbst hier war jede Gliederung im Staatsleben aus Widerwille gegen die alten, freilich verbrauchten Stände geleugnet und abgewiesen, selbst hier wurde das Volk eine unterschiedslose, unorganische Masse, die eben nur als Quantität zu vertreten sei! Man fühlte sich an den Kopf, ob man ihn denn noch habe. Überflüssig war er gewiß für diese überschwemmend eingetretene Einfachheit und Einerleiheit der menschlichen Gesellschaft, und mir wenigstens schien das Vaterland zum Wohnsitze verloren, wenn diese armselige Gleich g ü l tigkeit in tiefster Bedeutung des Wortes die Herrschaft bilden sollte in Deutschland.

Dazu Revolution auf Revolution in jedem Loche. Und zwar kleinsten Stiles; Ideal der Bierbank; Winkelrevolution von Winkeladvokaten wie in Altenburg und in ähnlichen Turnanstalten der verzerrten Demokratie, so daß der Einfall Heckers ins badische Oberland sechs Wochen früher etwas von der Romantik des Abällino gewann neben dieser Barrikadenklepperei, so daß der Krieg in Schleswig, welchen die Preußen für Deutschland führten in diplomatischer Vorsicht, der schmachtenden Seele vorschwebte wie ein großes Epos.

Eine einzige Hoffnung, ein einziger Trost war dem

Vaterlande geblieben: die Nationalversammlung in Frankfurt. Dorthin allein schien sich die politische Bildung des Vaterlandes gerettet zu haben, von dort allein schien die einbrechende Verwilderung besiegt werden zu können.

Am 18. Mai war sie zusammengetreten. Schon am 19. war Heinrich von Gagern zum Präsidenten erwählt worden und hatte in seiner Antrittsrede die „Souveränität der Nation“ für die Nationalversammlung in Anspruch genommen unter stürmischem Zurufe der Mehrzahl in der Paulskirche. Aber dieser Führer zur deutschen Einheit hatte nicht bloß das unerläßliche Wort gesprochen, das Wort dessen wir wahrhaftig bedürfen, um endlich ein deutscher Staat zu werden, er hatte es nicht gesprochen, um die Staatenregierungen in Deutschland herauszufordern, sondern um sie heran zu nötigen an das Verfassungswerk der Einheit. Die „Mitwirkung aller Gliederungen des deutschen Volkes, die Mitwirkung der Staatenregierungen“, hatte er hinzugesetzt, liege ebenfalls im Berufe des ersten deutschen Parlamentes.

Hier also in der Paulskirche allein war der Sonnenschein nicht bloß blendend und stechend, und in der ersten Woche schon kamen zwei große Fragen zur Verhandlung, an deren Beantwortung sich zeigen mußte, ob Maß und Weisheit noch zu finden sei im deutschen Lande.

Die erste Frage betraf die konstituierende Versammlung, welche soeben auch in Berlin zusammentrat für Preußen, und welche sich unglücklicherweise auch Nationalversammlung nannte. Gibt es auch eine preußische Nation neben der deutschen? Oder gibt es einen souveränen preußischen Staat in der deutschen Nation? Wie ist dies schwierigste Verhältnis der ganzen deutschen Aufgabe festzustellen, also festzustellen, daß nichts übertrieben und nichts vergeben wird in deutscher Oberherrschaft? Die Oberherrschaft selbst muß erlangt werden, sonst entsteht kein deutscher Staat, und doch sind zwei europäische Großmächte vorhanden, über welche

diese Oberherrschaft ausgesprochen werden — das war nicht schwer! — auch erlangt werden sollte. Denn trotz aller Revolution war doch eben diese Oberherrschaft noch immer nur eine Idee. Der Republikaner meinte sie zu verwirklichen durch Zerschlagung Preußens und Österreichs; er hatte allerdings den geradesten Weg. Der Konstitutionelle hoffte sie zu verwirklichen durch organische Einrichtungen; er hatte den schwierigen Weg. War es ein Omen, daß jetzt an der Schwelle zu einem deutschen Staatshause nur von Preußen die Rede war? Österreichs konstituierende Versammlung lag noch in dunkler Ferne; erst vor vierzehn Tagen war sie durch die Sturmpetition erzwungen worden als Zusage.

Die zweite Frage betraf die praktische Revolution. Vom nahen Mainz her läutete sie Sturm. Antwort wollen wir, schrie die Linke, ob wir hier in der Paulskirche müßige Gesetzgeber sein oder ob wir, wie das Volk, das Volk! von uns erwartet, die regierenden Führer der kaum begonnenen Umwälzung sein wollen. Sind wir Konvent, oder sind wir bloß gesetzgeberische Dilettanten? Antwort! Drüben in Mainz morden die „vertierten Söldlinge“ unsre Bürger! Antwort!

Herr Zitz, der anstößige Redner aus dem Vorparlamente, Kommandant der Mainzer Bürgergarde und Chef der Revolutionspartei jener goldenen Stadt, erschien am 29. Mai auf der Rednerbühne und schilderte eine blutige Rauferei zwischen den preußischen Festungstruppen und den Mainzer Bürgern dergestalt, daß wer ein Herz im Leibe hatte aufschrein mußte gegen die Roheit der Soldateska und für schleunige Maßnahmen von seiten der obersten Autorität im Reiche. — Wer ist diese Autorität, wenn nicht die Nationalversammlung?! Die Regierungen sind zerschmettert, wer schützt das Volk, wenn nicht das deutsche Parlament?! Und auf der Stelle muß es geschehen, sonst ist das Ansehn dahin. Die konstituierende Versammlung soll also beschließen: daß dies und dies und dies dem Festungsgouvernement befohlen

werde, und daß die dermalige preußische Besatzung sofort und bis zu ihrer Ablösung durch andere Truppen außerhalb der Stadt kampiert werden müsse.

Passender und wirksamer konnte nicht leicht der Versammlung Anlaß, ja Notwendigkeit zugeschoben werden, die Zügel der ausführenden Regierung zu ergreifen. Es war nicht unwahr, daß die Regierungen überall gelähmt und fast unmächtig seien, es wahr nicht unwahr, daß Land und Reich einer höheren, in dieser Zeit allein geachteten Behörde dringend bedürfe. Sollte man sich in so dringendem Falle, wo wirklich zu helfen und zu retten war, bloß darum zur Untätigkeit verurteilen, weil man die Konsequenzmacherei zu fürchten hatte? Weil man, obwohl nur zum Verfassunggeben berufen, die ausübende Gewalt sich angemaßt für ein schreiendes Bedürfnis? Erinnerte dies nicht an den spanischen Hofmann, der seinem brennenden Könige nicht beispringen wollte, weil die Berührung des Königs nur einem einzigen anderen Hofmanne zustünde? Erinnerte es nicht an Hambach, wo man eine Revolution beschließen wollte, sich aber nicht entschließen konnte, die Kompetenz dafür in Anspruch zu nehmen? — Ist denn der Weg der Reform sogleich verloren, wenn man die Revolution einmal anfaßt, die Revolution, welche ja doch vorhanden?! Kann denn nicht über solcher Pedanterie alles, zunächst das Vertrauen und mit ihm die so fein gesonderte Reform selbst zugrunde gehen?

Man sieht, wie delikat das Verhältnis war. Findet die Nationalversammlung hier einen Ausweg zu billiger Vermittlung, so wird sie der Trost aller Reformer in Deutschland. Zunächst muß sich zeigen, ob sie überhaupt einen vermittelnden Ausweg sucht, oder ob sie nicht in ihrer Mehrzahl den diktatorischen Schritt beliebt. Hierbei schon wird sie ihren Charakter enthüllen.

Sie enthüllte ihn. Statt wie verlangt war auf den Zitzschen Antrag sogleich zu beschließen, erwählte sie einen

Ausschuß, damit er über die gefährliche Frage Bericht erstatte. Und damit nach dem modisch gewordenen Ausdrucke „Rechnung getragen“ werde den drängenden Umständen, beauftragte sie den Ausschuß: eine Kommission nach Mainz zu senden zur Ermittlung des Tatbestandes.

Sie suchte also die praktische Mitte, und war hierdurch schon ziemlich klar charakterisiert für die Parteien. Jetzt wird alles darauf ankommen, wie die Dinge in Mainz wirklich stehen. Hat Herr Zitz die ganze Wahrheit gesagt, so ist es noch immer möglich, daß die Versammlung, offenbar gegen ihren Wunsch, sich genötigt sieht zu Regierungsmaßregeln.

So war denn alles gespannt auf den Tag des Berichtes. Es war derselbe Tag, an welchem in Wien die Barrikadenregierung begann, der 26. Mai. In Frankfurt entschied sich's ebenfalls, ob revolutionäre Formen eingeführt werden müßten, und es entschied sich in wildem, parlamentarischem Sturme.

Niemand konnte voraussehen, wohin sich die Mehrheit neigen werde bei einem so drohenden Falle. Noch waren keine Parteien gebildet, noch war, was die Entscheidung zu geben pflegt, kein Zentrum gestaltet. Der Berichterstatter, welcher auf der Rednerbühne erschien, und welcher mit der Kommission in Mainz gewesen, dieser schlanke Mann mit langem Haar, ein strenger Johanneskopf, würde wahrscheinlich zum Zentrum gehören! sagte man sich. Er ist der Führer der Nassauer, die schon beim Vorparlamente mäßig und gebildet waren, er ist der Hergenhahn. Er gehört zu den braven Patrioten, welche wissen, was sie wollen, und welche mild sind und kräftig zugleich. Seit dem März regiert er Nassau; er kennt Mainz, was wird er sagen, was wird er vorschlagen?

Der Bericht hatte sorgfältig geschöpft an allen erreichbaren Quellen — er widersprach der Zitzschen Darstellung. Er hatte die Ruhe und den Mut, manches zuzugestehn, was die Gereiztheit der Bürger begründen mochte, aber je mehr man Billigkeit und Wahrheit heraus empfand aus der leiden=

schaftslosen Schilderung, desto mißtrauischer wurde man gegen das Kolorit des Herrn Zitz. Wie unbeliebt die Preußen überhaupt in Süddeutschland, das wußte jedermann. Wie mißlich die Lage jedes Soldaten in diesem Augenblicke und in einer absonderlich demokratischen Stadt, das wußte man nicht minder. Dazu aber erfuhr man jetzt: daß 25 preußische Soldaten verwundet und vier getötet worden, während von den Bürgern drei schwer und zwei leicht verwundet waren — daß von diesen Soldaten einer durch einen Schuß von vorn durchs Herz, die drei andern aber durch Bajonett-, Dolch- und Stilettstiche von hinten durch den Rücken getötet waren.

Man erfuhr ferner, daß die Kommission nicht umhin gekonnt, einen günstigen Eindruck in sich aufzunehmen von den Bemühungen des Festungs-Gouvernements für Aufrechthaltung der Ordnung. Die Kommission bezeugte sogar, daß von seiten dieser Behörde alles geschehe, um neue Ausbrüche der nun allerdings höchlichst erbitterten Soldaten zu verhüten.

Infolge alles dessen schlug der Ausschuß vor, bei der Bundesversammlung einen teilweisen Wechsel der Garnison zu veranlassen, ferner zu veranlassen, daß ein Bataillon der großherzoglich hessischen Truppen baldmöglichst nach Mainz gelegt werde, und drittens, daß die aufgelöste Bürgerwehr reorganisiert werden möge unter Beobachtung der durch das Festungsreglement vorgeschriebenen Formen und sobald ein Bürgerwehrgesetz mit den Ständen des Großherzogtums Hessen vereinbart sei.

Das klingt jetzt zaghaft und ohne besondern Charakter, aber es war dessen voll gegenüber einer dräuenden Revolution, die nichts von solcher Abwägung wissen, die kurzen Prozeß gemacht sehn wollte mit der Soldateska. Die Galerien murrten und harrten auf Zitz. — Es war ferner in Sachen der Befugnis ein schonendes, jedenfalls mittelbares Verfahren, denn es wollte nur ein billiges „veranlassen“,

ja, eine Minorität des Ausschusses verkündigte durch Hergenhahn ihre Absicht, auf Tagesordnung anzutragen.

Was sagte die Nationalversammlung zu diesem teils leisen, teils straffen Widerstande gegen die angemutete Rolle des Konvents? Zunächst warf sie Antrag um Antrag zum Präsidenten hinauf, und dann begann der Kampf. Zitz vorauf. „Wenn der Bericht zu verstehen gibt," rief er unter anderem, „es sei der turbulente Sinn der Mainzer, welcher diese Zwietracht hervorgerufen, warum sind dieselben nicht ein einziges Mal mit den österreichischen Soldaten in Konflikt geraten? Warum besteht zwischen diesen eine brüderliche Übereinstimmung?" — „Alle diese Vorwürfe und Verdächtigungen sind Ausflüchte des Festungs-Gouvernements, um die von ihm beschlossenen furchtbaren Maßregeln zu beschönigen. Die Geschichte wird aber diese Maßregeln brandmarken als eine Verletzung der Zivilisation, als einen offenen Bruch des Völkerrechtes!" (Aufregung im Saale, Lärm auf der Galerie.)

Präsident. Ich bitte, diese Beifallbezeigungen zu unterlassen.

Wigard (von Dresden). Der Versammlung selbst kann nicht untersagt werden, ihren Beifall oder ihr Mißfallen auszudrücken.

Herr Zitz fährt fort, daß man die Kugeln glühend gemacht, um Mainz zusammenzuschießen. Und solche angedrohte Maßregeln sollen formell gerechtfertigt werden können?! Dann müßte alles Menschliche durch das Formelle vernichtet werden können! — Und wie dem sei, „Sie sind berufen, Ihren deutschen Brüdern Schutz gegen Tod und Vernichtung zu gewähren. Ihre Befugnis dazu ist erklärt worden aus dem Munde Ihres Vorsitzenden: Sie haben das Recht, Deutschland zu konstituieren, und — überall ordnend in den allgemeinen Staats- und Verfassungsverhältnissen Deutschlands einzuschreiten."

In diesen letzten Worten lag eben das Schießpulver, welchem man nicht gern ohne Not mit einer Flamme nahe kommen wollte. Auch wäre es eine artige Einleitung gewesen zur deutschen Einheit, wenn man dem Verlangen des Herrn Zitz genügt, und nur die Preußen von der Garnison in der Bundesfestung ausgeschlossen hätte.

Deshalb war es von besondrer Wichtigkeit, daß diesem Mainzer Redner ein Österreicher auf der Rednerbühne folgte. Er nahm nüchternen, kalten Tones schneidend Partei gegen Herrn Zitz und wies besonders das Lob der Österreicher auf Kosten der Preußen kalt und entschieden zurück. Ja, setzte er hinzu, er hoffe und sei überzeugt, daß österreichische Truppen den Mainzern auf ähnliche Weise gedient hätten für Schmähungen solcher Art, wenn diese Schmähungen dem Kaiser und Kaiserstaate gegolten hätten, wie sie dem Könige und Staate von Preußen gegolten. Es war als ob ein ruhig stehender Fechter seine Degenklinge einmal um das andre in den Leib des Gegners stoße, ohne daß er dabei die Miene verzieht. Nur das große graue Auge folgt mitunter der Richtung des Armes, um sich wie zum Überflusse zu überzeugen, daß der Stoß auch gründlich getroffen habe. Dieser feststehende Fechter in eleganter Kleidung war Schmerling.

So schonungslos kündigte sich dieser Österreicher an, welcher offenbar durch die erneuten Wiener Revolutionen veranlaßt worden war, dem revolutionären Elemente von nun an jeden Fußbreit Boden streitig zu machen. Er hatte Metternich stürzen helfen, und als geschäftskundiger Jurist war er auf den zusammenbrechenden Stuhl eines Bundespräsidialgesandten geschickt worden, damit das abgenützte Möbel mit Kraft und Anstand preisgegeben werde. Ein jugendlich aussehender Vierziger mit gestählten Nerven, mit kaltem Blute und Mute und mit der ganzen Übung eines Mannes von Fach und Welt war ihm ein Amt der Tätigkeit sicher in den neu sich schlingenden Kreisen deutschen Staatswesens. Mit

dieser Rede, die in konservativer Schärfe starrte, schied er sich charaktervoll ab von den damaligen hin und her schwimmenden Machthabern des Kaiserstaates, entwickelte er zum ersten Male jenen Charakter von herber Tapferkeit, welchen er später in entscheidender Stunde bewährt hat. Wie oft haben wir später diese offiziermäßige Haltung auf der Rednerbühne gesehen! Der Oberkörper wendet sich gar nicht, wenn das Auge hinüberschweifen will verächtlich und sicher nach der Linken, wo ihn die grimmigsten Feinde unterbrechen. Die gebogene Nase, das dünne wohlgekämmte Haar, das in so wildbärtiger Zeit immer wohl rasierte Antlitz von kräftiger südlicher Blässe, wie oft ist dies Bild noch da oben erschienen einmal wie das andere, eines zähen Inhalts glatter Einband, auf welchem nichts haften blieb, nichts.

Um keinen Zweifel übrig zu lassen darüber, daß es mit der Revolution zu Ende sein, und daß jede noch bestehende gesetzliche Form fest gewahrt sein solle schloß er mit folgenden Worten: „Diesen Wechsel (der Garnison) vorzunehmen werden wir, glaube ich, den Verfügungen der Militärbehörden überlassen können. — Der Gouverneur von Mainz ist mit seinem Haupte ganz Deutschland verantwortlich, daß unsre Bundesfestung, daß Mainz, welches demnächst bestimmt ist auch uns in Frankfurt gegen feindliche Überfälle zu beschützen[1]), in voller Verteidigungsfähigkeit erhalten werde. In diese Detailfrage aber, wie diese Verteidigungsfähigkeit erhalten werden kann, darf nach meiner Ansicht diese Versammlung nicht eingehen, wenn ich ihr auch die umfassendste Weisheit zu politischen Verhandlungen zutraue. Ich würde daher den Antrag stellen, sofort zur Tagesordnung überzugehen."

So erhalten die Gegensätze Gestalt und Fleisch und Blut, daß sie sich wirksam, ja bis auf Tod und Leben bekämpfen

---

[1]) Prophetisch! In der Nacht zum 18. September rief er und Peucker die Truppen aus Mainz zum Schutze der Nationalversammlung.

mögen: diesem Vertreter Österreichs folgte Robert Blum. Es war ganz sein Thema: Gefahren, unermeßliche Gefahren schildern, ins Dunkle malen, den Vorhang der schweren Zukunft geheimnisvoll lüften. Er war mit in Mainz gewesen; er mußte dem Kommissionsberichte widersprechen, wenn zu widersprechen war. Er umging ihn; er fragte, warum man denn die Presse nicht zur Verantwortung gezogen hätte, die solche Erbitterung gesät! „Warum hat man nicht die, welche das Gesetz übertraten, verurteilen lassen?“ so fragte er herausfordernd im Monate Mai, wo man suchen konnte vom Turme bis in den Keller nach einem Strafmittel gegen die Presse! fragte er, der Herausgeber einer ultraistischen „Reichstagszeitung“, welcher jede Preßstrafe als ein Aufleben der alten Tyrannei verdammt haben würde! — Man sah sich staunend an ob dieses ernsthaft gepredigten Hohnes, aber es kam in rhetorischer Wendung noch kühner. „Ich glaube nicht,“ fuhr er fort, „daß man mit der Exekution anfängt, und mit glühenden Kugeln in eine Stadt schießt“ — wo ist das geschehen? — Es war nicht geschehen, aber die Vorbereitung glühender Kugeln, dies ganz neue, steigernde Bild der Soldateska konnte auch in bedingter Rede ausgebeutet werden, und nachdem es verwendet war, setzte der Redner gleichtönig hinzu: er wolle allerdings zugeben, daß es nicht geschehen sei; allein wenn die Drohung nicht in der Nacht gekommen wäre, da alles geschlafen, so wäre — die Hälfte der Einwohner aus der Stadt gewandert. Soviel gab dieser merkwürdige Redner auf das Tönen großer Worte, daß er sie auch für die vertrackteste Wendung erkaufte. Kurz, schloß er, die Stimmung in Mainz ist der Art, daß die dort einander gegenüberstehenden Menschen nicht mehr miteinander leben können. Was da Blutiges geschehen ist, das wird ein Kinderspiel sein gegen das was bevorsteht. Entweder muß die Bürgerschaft auswandern, oder das Militär muß fort!

Weder das eine noch das andere! beschloß die Zukunft,

als der Redner unter dem Beifalle der Seinen links herab und rechts ein junger schnurrbärtiger Mann hinaufstieg. Fürst Felix Lichnowsky. Niemand von denen, welche der revolutionären Auflösung Einhalt getan sehen wollten, niemand von den neusten Konservativen hieß diesen konservativen Ritter willkommen. Wenn solche Parteigänger aus aller Herren Länder zu unsrer Fahne treten, so geschieht dies nur, weil eben keine andre Fahne möglich ist. Auch wenn sie gut streiten ist es ein zweifelhafter Vorteil für unsre Fahne.

Und Lichnowsky stritt allerdings gut, er war voll Talent, und war so behenden Talentes, daß er sogar die Augenblicks erst erhaltenen Waffen mit Nachdruck zu verwenden wußte. Als er auf die Rednerbühne gehen wollte, ward ihm aus dem Kenntnis-Arsenale seiner Gegend — Herr von Radowitz pflegte mitten darin zu sitzen — dies und jenes zugesteckt. Seinen hastigen Bewegungen gemäß nickte er, rot vor Spannung, dankend für die Spenden über das jakobinische Mainz von ehemals und eilte hinauf. Sein Takt sagte ihm, daß diese Mainzer Affäre eine ganz günstige Gelegenheit für ihn sei, um sich in eine Versammlung einzuführen, welche seiner leichtsinnigen Stellung nicht besonders günstig entgegenkommen dürfte. Hier konnte um Waffenehre gerechtet werden. Er dankte also sofort mit richtigem Rittertume Schmerling für das österreichische Schwertneigen vor den preußischen Waffen und stürmte dann sogleich in vollem Rosseslaufe gegen die Angreifer des preußischen Heeres. „Es war nicht nur eine Verdächtigung," rief er, „es war eine Ächtung der preußischen Armee." — Sturm! — „In einem Augenblicke wo es heißt, daß die Stammesunterschiede verschwinden sollen, wo gesagt wird, daß wir alle ein großes gemeinsames Vaterland vertreten, in diesem Augenblicke werden hier die Söhne eines Vaterlandes vor diese Tribüne gezogen, und mit den schmählichsten Ausdrücken" — tumultuarische

Unterbrechung — „in diesem Augenblicke, wo die Wunden noch nicht vernarbt sind von der Erstürmung des Danewirks, wo wir der preußischen Armee die Eroberung Schleswigs verdanken, wo wir es der Kraft preußischer Bajonette verdanken, daß Schleswigsche Deputierte hier sitzen. Ist denn kein Deputierter für Schleswig hier, der nach mir diese Tribüne beträte, um dafür einzustehen wie sich, nicht in fremdem Lande wie Herr Zitz es nannte, sondern in einem nichtpreußischen Landesteile preußische Truppen zu benehmen wissen!" — Mehrere schleswigsche Abgeordnete erheben sich. — Auf die Mainzer Angelegenheit speziell übergehend zieht er alsbald hervor, was ihm mit auf den Weg gegeben worden und sagt: „Ich will hier nicht von den einzelnen Verdächtigungen der roten Hosen sprechen, obwohl mich die roten Hosen unwillkürlich auf die roten Mützen bringen müssen —" (Größte Aufregung zur Linken und auf der Galerie. Stürmischer Ruf: Zur Ordnung!)

Präsident. „Ich habe nicht gehört, daß der Redner ein einzelnes Mitglied beleidigt hat, ich weiß nicht, worauf sich das bezogen, was er gesagt; ich muß ihn bitten, daß er sich darüber erkläre."

Lichnowsky. „Ich werde also — (Neue Unterbrechung.) Obwohl mich die roten Hosen unwillkürlich auf die roten Mützen zurückführen müssen, denen 1792 auf eine für die deutsche Geschichte sehr traurige Weise in kürzester Zeit durch die Mainzer Klubs die Festung von Mainz übergeben worden. — Wenn ich jetzt verdiene zur Ordnung gerufen zu werden, so bitte ich den Herrn Präsidenten dies zu tun."

Präsident. „Nein, fahren Sie fort! Ich rufe Sie nicht zur Ordnung."

Er ging nun ein auf das Festungsreglement, und wendete sich dann unmittelbar an die genauen Aussagungen des Herrn Zitz, welche jetzt ins Licht gestellt seien durch die Kommission. „Haben Sie nicht aus dem Munde des Herrn

Zitz gehört, daß der Festungsgouverneur auf das Verweigern der Ablieferung von Waffen die Todesstrafe angedroht? (Ja!) Daß er die Stadt in Belagerungszustand versetzt? (Ja!) Nun frage ich Sie, hat sich dies beides bewahrheitet? (Nein!)" — „Es ist uns aber berichtet worden," schloß der Reiter nun mit erneutem Anlaufe, „daß mit Dolchen und spitzigen Instrumenten die preußischen Soldaten in den Rücken hinein gestochen und umgebracht worden sind. Das heißt Meuchelmord — nicht Zufall." (Verstärkter Zuruf von der Linken: Wir sind keine Richter!) „Sehr richtig, Sie sind keine Richter!"

Präsident. „Der Redner fährt fort — er hat niemanden hier einen Vorwurf gemacht. (Zuruf aus der Linken: Meuchelmord!) Wer sich bewußt ist, einen Meuchelmord auf sich zu haben, kann sich allein getroffen fühlen; — hier sitzt keiner." (Allseitiges Bravo.)

Lichnowsky. „Ich frage, wie wollen wir es in deutscher Sprache ausdrücken, wenn ein Dolch in den Rücken gestoßen wird? — Heißt das etwa Zweikampf? — Endlich ist gesagt worden, daß wir keine Richter sind. Wenn wir nicht Richter sind, so wollen wir nicht richten, sondern den Fall den Richtern übergeben."

Dieser Rede folgte große Aufregung und, wie der stenographische Bericht sagt, vielfaches Bravo zur Rechten. Es folgten ferner Schleswiger, Franke und Michelsen, welche sich berufen fühlten, das preußische Heer zu rühmen, zwischen welche sich aber wiederum Herr Wigard aus Dresden drängte mit dem Zurufe: Die Mainzer Frage, Herr Präsident!

In das Treffen selbst rückte nun, nachdem ein schwacher Soldat von der Linken in die Luft gefochten und vorüber gewankt war, Welcker, Heckscher, Beckerath. Denn wie stark auch die an den Mann gehende Rede Lichnowskys gewirkt hatte, ihm wollte offenbar die Versammlung nicht folgen in Entscheidung einer Prinzipfrage. Dafür war Welcker wichtiger, war Heckscher, ein Mitglied des Fünfzigerausschusses,

wichtiger, war Beckerath, der verehrte Vorkämpfer aus dem Vereinigten Landtage, voraussichtlich von größter Wichtigkeit.

„Stellen wir uns nicht," rief Welcker, „ich sage es geradezu, auf den Boden der Revolution. Dieser stürzt wohl die Regierungen, und nur zum Stürzen haben Sie Kraft; aber haben Sie auch Kraft zum Aufbaun? (Stimmen von der Linken: Jawohl! Ja!) Ich sage: Nein! (Beifall im Zentrum.) Sie können 38 Regierungen stürzen, aber nicht eine gründen, denn Sie werden mitgestürzt, und zwar zu allererst." Daher trägt er auf Tagesordnung an.

Ihm folgte Heckscher, von welchem man erwarten durfte, er werde in ähnlicher Richtung sprechen. Das geschah aber nicht, und so wurde der Ausgang der Schlacht wieder ganz in Zweifel gestellt, denn man wußte von Heckscher, daß er verhältnismäßig konservativ war. Wenn er sich also in dieser Frage nach links wendete, so war in dieser unvorbereiteten, noch ganz ungeschiedenen Versammlung eine zahlreiche Nachfolge für ihn zu erwarten. Dieser Mann ist auf die sonderbarste Weise im Kreise umhergegangen während unserer Parlamentszeit, und durchaus keinen Strich gesegelt. Mit starker juristischer Logik und sehr viel Eigensinn hat ihm der Advokat immer wieder den Politiker verdorben, so daß er stets von neuem anfangen mußte und zu keiner festen Stellung kommen konnte. Als verdrießliche Natur ließ er überall seine Antipathien einwirken auf seine Folgerungen und zersetzte dadurch seinen Kern. Bei der vorliegenden Frage spornte ihn vielleicht ein innrer Widerwille gegen die Preußen und es stachelte ihn ein Erfolg aus seiner Fünfzigerherrschaft. Da war man einmal — gegen seine Ansicht über die Kompetenz zu solcher Einschreitung — in Kassel eingeschritten gegen die Gardes du Korps, und das war gut geraten. Jetzt war er also für die Kompetenz der Versammlung zu solchen Regierungsmaßregeln, und „nahm gar keinen Anstand",

Welcker in der Kompetenzfrage „auf das Allerentschiedenste entgegenzutreten“.

Es widersprach ihm bald darauf der kleine Staatsmann von Weimar, Herr von Wydenbrugk, welcher seine dünne Tenorstimme dahin erhob: „Ich bitte Sie, meine Herren, recht ernst zu erwägen, was mit dem vom Abgeordneten Heckscher Vorgetragenen ausgesprochen wird. Wir nehmen, sei es befehlend, sei es vermittelnd, die exekutive Gewalt in die Hände, soweit es uns in jedem einzelnen Falle beliebt, dies ist der einfache Sinn der Worte des Abgeordneten Heckscher.“ — „Ich glaube, die Versammlung hat nicht das Recht dazu,“ sondern nur das Recht, eine Verfassung zu machen.

Und doch gehörten diese beiden Redner wirklich zu einander, obwohl der eine sehr bald ganz auf die rechte, der andre sehr bald ganz auf die linke Seite des Hauses geriet, und zwar jeder auf die Seite, welche gegen ihn stimmte in dieser Prinzipfrage. Vereinzelte Prinzipien sind eben weniger als ganze Menschen. Der kleine Staatsmann von Weimar fühlte wie der Advokat von Hamburg das Bedürfnis, sich auf ausgezeichnete Weise zu beteiligen, wo möglich bei der Führung der Dinge, und da operierten sie instinktmäßig immerdar advokatisch mit ihren Geistesgaben für den eben gegebenen Fall, und es war nur ein Unglück, daß die Fälle später wiederkamen und die beiden Herren in ganz verschiedener Lage überraschten. Die Fälle konnten nicht dafür, und die beiden Herren konnten nicht dafür. Es ist eben eine Eigenschaft der Politik, daß sie weitblickende Menschen fordert, und daß sie nur denjenigen Macht verleiht, welche unbeirrt vom Wirbel des Tages und unbeirrt von der eignen Begierde eine Bahn einzuhalten wissen.

Solch ein Mann ist Beckerath, der jetzt bei seinem ersten Auftreten den Erwartungen nicht entsprach, die man von ihm gehegt hatte. Da war den Leuten die ganze Erscheinung zu

hager und mager, der Ton der Stimme zu dumpf und zungenschwer, der ganze Vortrag zu gesungen und blumig gefaßt. Das möge damals zu Berlin im Weißen Saale gut gewesen sein zur Zeit der Erwartung. Jetzt sei die Erfüllung da, jetzt brauche man Straffheit, Kürze, Unmittelbarkeit. Wie viel solcher Kürze hat sich doch eben zu kurz erwiesen! Die tiefere und weitere Fassung eines edlen Patrioten wie Beckerath aber hat sich bewährt als langer wahrhaftiger Lebensatem. Die Trotzigen und Protzigen sind kopfüber gesegelt, der milde und ebenmäßige Beckerath steht heute noch da in Kraft des Wohlwollens wie damals, als er rief: „Wir sollen die deutsche Freiheit gründen; der Weg zur Freiheit aber findet sich nur auf dem Boden einer festen Ordnung. Wollen Sie denn, meine Herren, die Ordnung, welche in Deutschland noch besteht, vollends erschüttern? Wollen Sie sie dadurch erschüttern, daß Sie eingreifen in das Verfahren der gesetzlichen Behörden, daß Sie die moralische Kraft, die ihnen geblieben ist, völlig lähmen? Ich stelle den Antrag, daß zur Tagesordnung übergegangen werde."

So war Stunde auf Stunde verronnen, die Entscheidung mußte versucht werden und man rief nach Abstimmung. Da drängte sich noch ein totenblasser bärtiger Streiter von der Linken herzu und verlangte mit dumpfer Grabesstimme noch gehört zu werden gegen „die verderbliche Schule des alten Militärsystems, welches die Soldaten zu Bürgerfeinden herabwürdige und demoralisiere." — „Denn es sei skandalös, wenn im Jahre 1848 noch einer deutschen Stadt von einem deutschen Gouvernement mit Beschießung gedroht werde!"

Dieser Redner, ein Ausbund der Berliner Freisinnigkeit namens Nauwerck, entschied des Tages Schicksal. Es erhob sich nach dem Eindrucke seines Gestöhns ein so stürmisches Verlangen, nicht mehr reden zu hören, daß gegen die Geschäftsordnung selbst dem Antragsteller sogar, dem in tosendem Lärmen die Hände hoch haltenden, das Wort begehrenden

Herrn Zitz das Wort grimmig verweigert wurde. War es der Drang des Augenblickes, war es die noch schlottrige Form erster Parlamentszeit, oder war es tiefere Absicht? In diesem Strome zum Schlusse stellte Gagern die erste Frage, ob zur Tagesordnung übergegangen werden solle, in folgender Weise: zur Tagesordnung überzugehn im Vertrauen, daß die zuständigen Behörden tun werden, was ihres Amtes ist. Dieser Zusatz kam aus dem Stegreif, und mußte alles zu sich ziehn, was nur irgend gegen das exekutive Regieren der Versammlung nach einem leidlichen Ausdrucke suchte. Die große Mehrzahl der Versammlung erhob sich, die Tagesordnung war angenommen, und mit rauschendem Beifalle belohnte die Mehrheit sich selbst, oder sie applaudierte darüber, daß sie sich hiermit zum ersten Male und so zahlreich gefunden hatte. Sie hatte die Entsagung aller Konventsgelüste ausgesprochen, ein Unterpfand, daß der große Zweck einer Verfassungsgebung erreicht werden könne durch rasches Zutun.

In dieser Ablehnung der Exekutive war ein großes Prinzip erklärt gegenüber einer Linken in der Paulskirche und im Lande, welche die Exekutive in die Hand nehmen wollte. Diese Entscheidung wäre schwerlich so rasch und so schneidend erfolgt, wenn die Linke nicht bereits an allen Enden zu deutlich geoffenbart hätte, daß sie diese Exekutive unbedacht zum Zerstören und unfähig zum Gestalten mißbrauchen werde. Sie murrte denn auch jetzt in größter Aufregung, und Herr Zitz protestierte gegen diese Abstimmung, und Herr Wigard sagte: „Ich halte die Sache für so wichtig, daß ich meinen Namen zu Protokoll zu geben wünsche.“

5.

Wer ist Herr Wigard von Dresden, welcher wie ein Kammerbeamter (Huissier) den Präsidenten und die Versammlung zu belehren pflegt? Da er auch in solcher vorgeschobenen Eigenschaft die stenographischen Berichte herausgegeben und hiermit eine leider unbekannt gebliebene historische Einwirkung ausgeübt hat, so ist es Pflicht des Historikers, die Wichtigkeit dieses Mannes darin anzuerkennen, daß man ihn näher betrachtet und würdigt. Er ist nicht eine Person, er ist eine Gattung. Soweit er etwa Person ist — und man sagt, als solche sei er ein gutmütiger, ehrlicher Mann — könnten wir seiner entbehren. Aber als Repräsentant einer Gattung, und zwar der ehrlich beschränkten demokratischen Gattung ist er für die Geschichte unsrer Zeit unentbehrlich. Der Gang dieser Geschichte hat ihn sogar in den Verfassungsausschuß getragen, und dort hat man sich aufgeklärt über die Gattung, welche er vertritt. Wovon später.

Auch ich bin Maler! Er ist auch ein Professor. Ohne Beleidigung sei dies gesagt. Zu den eigentlichen Professoren, die soviel dummes Zeug machen und den Bundesstaat erfunden haben, zu denen gehört er nicht; das verbittet er sich, und mit gutem Fuge. Er ist Professor der Stenographie, zu deutsch: der Schnellschreibekunst. Halb Künstler, halb Gelehrter; aber doch mehr Gelehrter denn Künstler. Er hat seine gelehrten Studien in den Kammern der deutschen Partikularstaaten gemacht, in denen man seit einigen Jahren die stenographische Nachschrift zugelassen. Ein Autodidakt also, der das bißchen Staatsweisheit abgesehen hat, wie Voltaires Kammerdiener aus bloßem Umgange mit seinem Herrn das ganze bißchen Freigeisterei an sich gebracht hatte, und lächelnd drein sah, wenn die Fremden durchaus auch seinen Herrn sprechen wollten. Was wirklich an ihm ist, meinte er leise, das könnt ihr am besten von mir erfahren,

denn was er so von schönen Redensarten zutut im Gespräche, das verwirrt euch nur, oder, um bildlich zu sprechen, das gießt euch nur Wasser unter den Liqueur! Herr Wigard hatte mit seinem Herzen, mit diesem der Gleichheit und Gerechtigkeit bedürftigen Herzen unsrer Tage, den Liberalismus in den Kammern bald heraus gefühlt, und sich ebenso bald mit gutem Gedächtnisse alle die Formeln gemerkt, auf welche er gezogen wurde von den Führern der Opposition. Was sonst noch drum und dran hing, das ganze übrige Nervengeflecht des Staates, das betrachtete er aus guten Gründen wie Voltaires Kammerdiener als schöne Redensarten, die man zutut im Gespräche. Neuerdings nennt man all diese Zutat, welche sonst Bildung genannt wurde, mit einem kurzen Worte: doktrinäres Zeug, oder gar reaktionäres Netzwerk. Ein entschieden Freisinniger hat sich davor in acht zu nehmen. In diesem Punkte hat Herr Wigard nie gestrauchelt. Ich hege aber die Vermutung, daß dies nicht sowohl sein Verdienst als sein Glück ist. Das wird er zwar übelnehmen, da er das Glück als etwas Zufälliges betrachtet, und zum Beispiele die Schönheit, offenbar eine Sache des Glücks, nicht leiden kann. Aber ich muß es doch sagen, und muß sogar noch etwas hinzusetzen, worüber er mitleidig die Achseln zucken wird. Ich glaube nämlich trotz aller Gleichheitslehre so im stillen für mich immer noch an gewisse Rassenunterschiede, und denke dabei an den in Rede stehenden Politikus, und meine, daß er sein Glück seiner besondern Rasse zu danken hat. Dies Glück ist etwas Negatives. Sonntagskinder sehen Wunder und Gespenster. Die sieht er nicht; er ist kein Sonntagskind, er ist ein Wochentagskind, und deshalb ist er so fest und sicher in der Politik, die er auffagen kann wie ein Einmaleins. Weckt ihn aus dem tiefsten Schlafe und fragt ihn, wie diesem oder jenem verworrenen Staate zu helfen sei, er weiß es auf der Stelle. Wie ein Wasserdoktor ist er nie verlegen um das untrügliche Hausmittel.

Worin liegt dieser Vorzug seiner Rasse? Betrachtet sein Haupt, ich meine dies vorn an der linken Seite der Paulskirche nie fehlende Haupt mit mehr fallendem als wallendem Haare. Schon dies dunkle Haar, welches an den Spitzen ins Todbraune dahin stirbt, ist eine Eigentümlichkeit. Man denkt an einen Südseeinsulaner, welcher europäischer Frisur nachstrebt. Dies ist nichts Zufälliges. Es bedeckt einen Schädel, welchem wahrscheinlich etwas fehlt, nämlich eine ganze Portion Hinterkopf. Überzeugt euch nur, daß vom Scheitel abwärts die Form dieses Hauptes jählings abschüssig fällt wie ein Strohdach. Ich bin nicht Phrenologe genug, um zu sagen, was gerade für Organe durch diese sparsame Form abgeschnitten werden; als Psycholog aber, welchem sich Herr Wigard täglich rücksichtslos enthüllt, darf ich schließen, daß es Luxusorgane sind, mit denen er verschont worden ist, Phantasie, Formsinn, Umsicht und dergleichen Plunder, der bei den Weibern in Ansehn zu stehn pflegt. — Die Natur hat auch diesen einer gestrichenen Zivilliste entsprechenden Hinterkopf ins Gleichgewicht gebracht mit dem Vorderhaupte. Was könnte sie nicht! Sie verlängert den Haarwuchs nach der Stirn, so daß diese nur wenig Raum anspricht. Die Gedanken sitzen geordnet eng nebeneinander und sind deshalb immer zum Aufstehn bereit. Dafür wird eine größere Nase, ein größerer Mund gestattet, die Witterung aufzunehmen, den Schrei der Rede, den Schrei der unterdrückten Menschheit voll auszugeben. Kurz, dieses ganze Haupt, von des politischen Gedankens Blässe überhaucht, ist typisch geworden in deutscher Politik, und die Paulskirche wird diese durchdringenden Nasaltöne nie vergessen.

Wäre diese Eigentümlichkeit mit dem fehlenden Hinterkopfe Zufall? Es gibt keinen Zufall! würde Herr Wigard selbst rufen. Nein, die triviale Redensart sagt nicht umsonst: Es ist was dahinter, oder es ist nichts dahinter. Die Gattung Wigard in der Politik ist wirklich freier als wir es sind,

und deshalb ist sie mit Grund unzufrieden über uns, die wir eingestehen müssen, daß wir nicht soviel Freiheit vertragen.

Deshalb war es ein erstaunlicher Akt des Liberalismus, diesem spezifischen Manne gerade die Herausgabe der stenographischen Berichte zu überlassen. Der Kreis seiner Schreiber bildet sich natürlich nach ihm, nach dem Mittelpunkte, denn gleich und gleich gesellt sich gern; es ist also eine geschlossene linke Schar, welcher die Darstellung des Parlamentes überantwortet wird. So sahen wir denn schon in den ersten Nummern von einer „Rechten“ geschrieben, welche Lichnowsky beklatscht habe, obwohl zu jener Zeit nur eine Linke und von dieser an nach rechts hinüber noch gar keine Parteibildung vorhanden war. Damit nur ja die äußerlichen Schiboleths, diese irre führenden französischen Einteilungen rechtzeitig in eine Nation eingeprägt würden, welche wie Wachs jedem Eindrucke offen war. Die Nachahmung eines jeglichen französischen Mechanismus ist ja die Grundwissenschaft unsrer entschieden Freisinnigen. So sahen wir die unendlichen Bravos in den Berichten entstehen, welche die Nation nicht in Zweifel lassen konnten, wo die Wirkung im deutschen Parlamente ruhe. So sind die tausend kleinen Unscheinbarkeiten herangewachsen, welche einer Redaktion zu Gebote stehen, und welche sie anbringt auch in der ehrlichsten Gesinnung. Für solchen höheren geschichtlichen Zweck gehört eben nicht bloß Ehrlichkeit, sondern Bildung. Mitunter haben diese linken Kennzeichen in den Berichten geradezu etwas Rührendes. Bei wichtigen Abstimmungen durch Namensaufruf kann es der Redakteur nicht übers Herz bringen, den bloßen Namen eines gegen die Linke stimmenden Abgeordneten hingehn zu lassen, wenn dieser Name übrigens ein bekannter, besonders wenn es ein durch Liberalismus bekannter ist. Es drängt ihn, diesem, wie er meint, Abtrünnigen den Vornamen einmal beizusetzen, in diesem Beisatze gleichsam dem Publikum zurufend: Sieh, sieh, das ist

derselbe, der auch für freisinnig galt! — An sich wäre das so harmlos. Verständnis und Würdigung erwartet nur der Tor von der Parteiung. Aber der große Einfluß solcher Urkunden hätte von vornherein verlangt, daß sie nicht beschränkten Parteileuten überlassen würden. Beschränkte sind in solchem Falle ebenso übel angebracht wie unredliche.

Wie oft ruft man sich zu: Sei billig gegen die Gegner, sei gerecht. Jawohl, wenigstens gerecht. Aber vor allen Dingen muß man doch nach besten Kräften Sorge tragen für sein Vaterland. Wenn ich hinüber sehe auf die Geistesgenossen Herrn Wigards, auf diese erschreckende Schar ohne Hinterkopf, so denke ich mit Zittern an Deutschland. Liebt man sein Vaterland, wenn man die Eigentümlichkeit desselben entweder gar nicht versteht oder mißachtet? Das kann doch wohl sein. Es mag ja wohl der Südseeinsulaner eine deutsche Frau lieben ohne zu wissen, warum sie liebenswürdig ist. Aber soll eine Nation von tiefer Bildung einem Regimente überliefert werden, welches die Bildung dieser Nation gar nicht zu würdigen weiß?! Denn so ist es: im ganzen ist es der Unterschied der Vaterlandsliebe und Bildung, welcher die Nationalversammlung in zwei Hauptparteien damals zu trennen begann und immer feiner und sorgfältiger getrennt hat. In dem, was wirklich Prinzip und Grundsatz ist, war die Verschiedenheit gar gering, wie sich dies in der anderen Hauptfrage, die gleich nach der Mainzer Debatte zur Verhandlung kam, deutlich genug bekundete. Grundsätzliche Freiheit und Einheit war allgemeines Verlangen. Diejenigen aber, welche dies oberflächlich und mechanisch durch bloße Befehle ins Werk richten wollten, diese nahmen auch alles Rauschgold neuester Verlangnisse in ihr Programm auf, eben weil sie das Bedürfnis eines durchgebildeten Wesens nicht kannten.

Nun denn, so sind sie doch wenigstens konsequent, und die Konsequenz ist eine Ehrlichkeit in der Politik, welche als solche immer eine gewisse Achtung ansprechen darf. Ist man

befugt gewesen, sie mit dem Titel des „souveränen Unverstandes“ zu belegen, so ist man doch wohl verpflichtet, wenigstens ihren geraden Weg in Ehren zu halten. — War dieser Weg gerade? Betrachten wir eine Hauptrichtung, an welche Herr Wigard aus Dresden erinnert.

Am 27. Mai ward die wichtige prinzipielle Debatte geführt, wie sich die einzelnen Staaten Deutschlands in ihrer Neugestaltung zu verhalten hätten gegenüber der deutschen Gesamtheit, gegenüber der Nationalversammlung, welche diese Gesamtheit darstellte. Es handelte sich also um die Seele einer deutschen Einheit. Kann die Nationalversammlung nicht maßgebend sein für alle Einzelnstaaten, dann wird die Einheit keine Wahrheit.

Nun, wie stellten sich die Parteien zu dieser Lebensfrage? Die Führer der Rechten, welche hierbei zum ersten Male hervortraten, Vincke, Arnim und auch Welcker wollten so wenig als möglich versprechen von seiten der Einzelnsouveränitäten an die Zentralsouveränität. Sie wollten aber auch nicht absprechen. Die Entwicklung solle und werde das Gesetz bilden; man solle sie nicht erschweren durch absoluten Ausspruch eines Prinzips. Denn es sei dies nicht vollkommen rechtlich, solange die Regierungsgewalten in Deutschland dabei unbefragt blieben.

Dieser Richtung, damals in sehr kleiner Zahl vertreten, haben die Ereignisse ziemlich recht gegeben, und der Hauptführer derselben, Freiherr von Vincke, hat seinen Grundsatz zwar festgehalten, ist in der Anwendung desselben aber milder und milder geworden, je näher man der definitiven Schaffung einer Zentralgewalt gerückt ist. Für das Zustandekommen eines Ganzen also hat diese Richtung die Härte ihres Grundsatzes erweicht.

Das Zentrum zweitens bekundete sich hierbei in mannigfaltigen Nuancen von rechts nach links. Die beiden Hauptformeln waren folgende:

1. Die aus dem Gesamtwillen des deutschen Volkes hervorgegangene Nationalversammlung zur Gründung einer die Einheit und politische Freiheit Deutschlands bezweckenden Verfassung erklärt, daß alle Bestimmungen deutscher Verfassungen, welche nach Vollendung des allgemeinen Verfassungswerkes mit diesem nicht übereinstimmen, abzuändern und mit der deutschen Verfassung in Einklang zu bringen sind.

Dies war die Formel des Ausschusses, welcher für den Raveauxschen Antrag erwählt war, und welcher die ganz äußerliche Absicht des Raveauxschen Antrages: „daß es den Deutschen und Preußen, welche zur Nationalversammlung nach Frankfurt und zur Reichsversammlung nach Berlin gewählt sind, freistehen solle, beide Wahlen anzunehmen“ — zur Prinzipienfrage vertieft hatte. Beckerath, Schoder, Pfizer, Herrmann, Lette, Heckscher, Römer hatten diese Formel unterzeichnet, und da sich bald zeigte, daß eine schärfer gefaßte Formel aus dem Zentrum hervorging, so glaubte man annehmen zu dürfen, obige Fassung werde das rechte Zentrum bezeichnen. So abgeklärt waren aber die feineren Grundsätze noch nicht. Unter obigen Unterzeichnern gehörten Römer, Herrmann und Schoder weiter links als viele Verteidiger der schärfer gefaßten Formel des Zentrums. Diese schärfere Formel, welche das unbestimmte „Abändern“ bestimmter fassen wollte, lautete also:

2. Die deutsche Nationalversammlung, als das aus dem Willen und den Wahlen der ganzen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politischen Freiheit Deutschlands, erklärt: daß alle Bestimmungen einzelner deutschen Verfassungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, nur nach Maßgabe des letzteren als gültig zu betrachten sind — ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet.

Dieser so wichtig gewordene, sogenannte Wernersche Antrag stammte von Männern aus Rheinpreußen, und ward

von lauter Männern des zum Handeln entschlossenen Zentrums, vorzugsweise Preußen, unterstützt und geführt. Widenmann, der spätere Unterstaatssekretär, die wohlbekannte kolossale Juristengestalt aus Düsseldorf, ein Mann voll jovialen Sinns und über alle sinnige Lebenslust hinaus voll kräftiger, hingebender Liebe zum freien einheitlichen Vaterlande, ein Mann voll Entschluß und Tatkraft für das Nötige, der Widenmann hatte diesen Satz gezimmert. Werner aus Koblenz, Mitglied des Ausschusses, hatte ihn mit einer kleinen Modifikation zu dem seinigen gemacht; daher der Name. Compes aus Köln, einer der tüchtigsten Patrioten aus dem Zentrum, ein unscheinbarer, schlichter, durch alle liberalen Phrasen geradedurch gehender, zum Ziele sprechender und dringender Mann, Compes, welcher zu zeitig aus der Paulskirche geschieden, trat ein für diesen Satz. Stedmann stand bei diesem Satze, Duncker desgleichen, einfache, zuverlässige Männer deutscher Einheit und Freiheit.

Nun, mit diesem Satze traten die Männer des Zentrums auf im Frühjahre 1848; auf diesen Satz vereinigte sich am 6. Juni das ganze Zentrum, und — auf diesem Satze stand es noch unverrückt im Frühjahre 1849, als so erstaunlich viel Gesichter und Stimmen verändert waren. Wo also ist die Konsequenz in der deutschen Hauptfrage?

Und diejenigen, denen wir doch wenigstens die Konsequenz einräumen sollen, die Freunde des Herrn Wigard, wo standen sie damals, wo stehen sie jetzt?

Zwei Anträge der Linken aus diesem großen Prüfungstage mögen antworten.

Herr Wesendonck, welcher mit den hohlen Nüssen der Rede, mit den Formalien recht talentvoll ernsthaft zu klappern weiß, verlangte damals einen Beschluß der Nationalversammlung, daß in den einzelnen Bundesländern gar keine konstituierenden Versammlungen stattfinden, und daß die Regierungen ihren Kammern nur solche Vorlagen machen dürften,

welche durch die Dringlichkeit geboten sind und die Verfassung nicht betreffen.

Später war seine Partei auf das eifrigste tätig, überall in den einzelnen Bundesländern konstituierende Versammlungen in Gang zu bringen, durch welche Verfassungen, immer neue Verfassungen gemacht würden! Später war Herr Wesendonck einer der eifrigsten Fechter für die der deutschen Nationalversammlung Trotz bietende Berliner Versammlung. Wie nennt man das?

Der zweite Antrag der Linken an jenem Prüfungstage wurde von Herrn Schaffrath, Wigards sächsischem Freunde, geführt und verlangte: „1. Die Beschlußnahme über die Verfassung Deutschlands ist einzig und allein ihr, der konstituierenden deutschen Nationalversammlung zu überlassen. 2. Die Verfassungen und Gesetze der einzelnen deutschen Staaten und die Verträge zwischen ihnen sind nur insoweit gültig als sie mit dieser (einzig und allein von der konstituierenden Nationalversammlung zu errichtenden) Verfassung Deutschlands übereinstimmen."

Damit ja kein Zweifel übrige bleibe, setzte Herr Schaffrath auf der Rednerbühne hinzu: „Die meisten sind darüber einverstanden, es handelt sich hier um Sein oder Nichtsein. Denn sobald sie den Grundsatz verleugnen, daß wir ausschließlich konstituierend sind, so ist eine Einheit unmöglich. Sie können nicht mit 38 Regierungen über jeden einzelnen Punkt einzeln verhandeln; sobald sie jeder einzelnen Regierung, jeder einzelnen Kammer das Recht des Widerspruchs und der Zustimmung zugestehn, so heißt das die Einheit Deutschlands unmöglich machen."

Und derselbe Herr Schaffrath verlangte schon im Herbste desselben Jahres mit derselben Stirn für die sächsische Kammer dies Recht des Widerspruchs und der Zustimmung, welches er am 6. Juni als einen Hohn auf die deutsche Einheit bezeichnet hatte.

War dieser Weg gerade? Ist dies Konsequenz? Der gerade Weg der Inkonsequenz ist es allerdings.

Wie gesagt, grundsätzlich war über die Einheitsfrage eigentlich kein großer Unterschied vorhanden in der Paulskirche, wenn wir die äußerste Rechte der Versammlung ausnehmen. Der Unterschied bestand und besteht nur darin, daß jeder Grundsatz dann Stab und Stütze wird, wenn er aus geläuterter Überzeugung entstanden ist, daß er aber ein Schilfrohr bleibt, wenn er nicht in der Bildung wurzelt. Solch ein schmählicher Abfall der Linken von der heiligsten Sache des Vaterlandes, solch ein frecher Sprung von der radikal verlangten Einheit zum Partikularismus konnte nur darum von einer Tagesgleiche des Jahres bis zur andern entstehn, weil der Grundsatz selbst auf dem hitzigen Sande der Übertreibung aufgeschossen, also der Charakterlosigkeit anheimgegeben war schon bei seiner Entstehung.

Ein aufmerksamer Beobachter wird diesen Unterschied zwischen dem Zentrum und der Linken auch bei all den übrigen Fragen entdecken, welche nicht zu so schreiender Folgerung getrieben worden sind. Es ist immer derselbe Unterschied zwischen Maß und Übertreibung, also zwischen charaktervoller Bildung und charakterloser Rand- und Bandlosigkeit. Denn das Maß ist die Bedingung des gebildeten Charakters, und die Maßlosigkeit ist die Eigenschaft der Roheit.

Wie peinlich uns also auch damals das Geständnis derer auf der äußersten Rechten anmutete und jetzt noch anmutet, daß sie die deutsche Einheit nicht als rechtliches Prinzip anzuerkennen vermöchten, wir mußten und müssen eingestehn, daß sie charaktervoller verfahren sind als die „einzig und alleinigen“ auf der Linken, wir mußten und müssen zugestehn, daß sie formell berechtigt sein mochten auf dem Standpunkte prozessualischer Staatsrechtsentwicklung, wir mußten und müssen eingestehn, daß es wenigstens tapfer war, gegen einen

so großen Strom zu steuern. Wer freilich bei großen Wandelungen im Volks- und Staatsleben nicht über den Buchstaben hinaus kann, auch wo es sich nicht um eine Streitfrage, sondern um ein nationales Bedürfnis handelt, der wird allerdings von einem tiefen Mangel, von einem poetischen Mangel nicht frei zu sprechen sein. Es ist Poesie eines Volkes, sich mit Opfern zu einer Nation zu erheben. Zu solchen Opfern gehören auch wohlbegründete Rechtsansprüche. Und es ist eine mittelmäßige Bildung, welche in der Entscheidungsstunde einer Nation nicht zu wählen weiß zwischen dem Großen und dem buchstäblich Gesetzlichen, oder welche, zur Wahl gezwungen, das buchstäblich richtige für das allein richtige ausgibt. Es ist da weder Größe, noch Schwung, noch Schöpfungskraft; also auch nicht höhere Wahrheit.

Aber Widerstand muß es doch überall geben, sonst finden die einherbrausenden Wasser nicht Damm noch Bett und bleiben Überschwemmung. Eine Opposition gegen die öffentliche Meinung ist ebenso nötig wie gegen jede Regierung, und es darf auch nicht vergessen werden, daß die Idee der Einheit von gar vielen nur als Verflachung jeglicher Höhe im deutschen Vaterlande angefaßt und ganz so ordinär nivellierend betrieben wurde wie die Verflachung und Nivellierung in der Gesellschaft. Wer also politisch Opposition wollte gegen den demokratischen Absolutismus, der konnte sich leider auch hier im nationalen Teile der Frage zur Opposition berufen fühlen.

Diese gedoppelte Opposition gegen die öffentliche Meinung schien übrigens in der Paulskirche sehr schwach vertreten zu sein. Sehr schwach an Zahl nämlich. An Fähigkeit sehr bedeutend, wenigstens in den Führern, welche am 27. Mai für diese einsame Sache auf der Rednerbühne erschienen. Es waren zwei Edelleute aus Preußen, welche dies herbe Amt übernahmen, gegen den Sturm zu sprechen, Graf Arnim von Boitzenburg und Freiherr von Vincke. Preußische Torys, der

erste fürs Oberhaus, der zweite fürs Unterhaus. Zu ihnen stand Welcker, der als eigentlicher Professor den Standpunkt des Vertrags durchaus festgehalten sehn wollte.

Graf Arnim, welcher bald wieder aus der Paulskirche verschwand, ist nicht zu verwechseln mit einem Grafen Arnim, der in Paris und Wien Gesandter und eine traurige Zeit lang Mitglied des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel war. Auch nicht mit dem Freiherrn von Arnim, welcher im ersten preußischen Märzministerium 1848 Minister des Auswärtigen und aus bester Absicht Anstifter jenes viel geschmähten Rittes in den deutschen Farben durch die Straßen von Berlin war. Mag dies ein Mißgriff in der Wahl des Zeitpunktes gewesen sein, die deutsche Absicht selbst hat Freiherr von Arnim standhaft bewährt durch unwandelbare und gute Tätigkeit für die deutsche Sache. Von dieser Wärme für unsre allgemeine Sache war der Boitzenburger Graf Arnim, welcher am 27. Mai auf der Rednerbühne erschien, nicht erfüllt. Indessen glaube man nicht, daß diese äußerste Rechte die deutsche Zukunft geradezu verleugnet haben wollte! Nein, sie wollte nur sicher gehn für jeden Fall. Sie wollte nicht mehr und nicht minder als das „begründete Vertrauen aussprechen, daß sämtliche Staaten Deutschlands alle Punkte ihrer besonderen Verfassungen, die nach Vollendung des allgemeinen deutschen Verfassungswerkes mit demselben in Widerspruche stehn, abändern“ würden, seien es nun alte oder neue Verfassungen, denen diese Abänderung widerfahre. Indem man dieses Vertrauen ausspreche, solle man zur Tagesordnung übergehn.

Was an diesem Antrage vorzugsweise diplomatisch war, das wurde vom Grafen Arnim vertreten, welcher hervorragend ein diplomatisches Talent der Rednerbühne besitzt. Aristokrat alter Schule mit einem äußerst ausgiebigen Verstande, mit einer unerschütterlichen und stets verbindlichen Ruhe weiß er an einem Strohhalme die schwierigste Vermittelung festzuhalten. Seit dem Beginn des vereinigten Landtages ist er

Stoß auf Stoß aus seinen Stellungen geworfen worden, aber er hat nie unterlassen, hoch oben an der Decke der Parlamentssäle seine logische Spinne in Tätigkeit zu setzen. Dort hat diese ihr feines Netz rastlos gesponnen, unbeirrt von den großen Veränderungen, welche unten vorgingen. Das sei ein gleichgültiger Luxus! meint man. Vielleicht auch nicht, denkt der Urheber. Dies Netz mag ausgekehrt werden von den Bedienten des Tages, deren Stangenbürsten auch alle Decken abfegen. Das ist eine materielle Auffassung seines Netzes. Es ist dies Netz längst ein Gedankennetz in Graf Arnims Haupt und Gedächtnis geworden. Alle die groben Stöße der Ereignisse sind in solchem Netze zu Gedankenfäden vergeistigt und bilden hundert Übergänge für die Rede, wenn die Rede nötig ist. Jeder Übergang hat aber auch einen Rückzugsfaden für den doch immer möglichen Fall, daß der Rückzug einmal stattfinden könnte und wiederum durch die Rede motiviert werden sollte vor dem Richterstuhle der Logik. Denn darin ist Graf Arnim durchaus moderner Aristokrat: er steift sich nirgends auf den brutalen Zustand der Tatsache, es ist ihm edles Bedürfnis, daß die Tatsache durchgeistigt, logisch belebt sei. Deshalb hat er in sich all seine verlornen Stellungen vom vereinigten Landtage an innerlich verbunden, er braucht für sich selbst einen organischen Zusammenhang, und deshalb wird er auch in der neuen Ordnung der Dinge ein konservativer Staatsmann von unumgänglicher Wichtigkeit bleiben. Mag auch Großes stoßweise geschehen, die Macht des Zusammenhanges ist doch die dauernde Macht.

Wie unangenehm also uns dieser Mann auch gewesen, welcher am vereinigten Landtage den herzhaften und notwendigen Schritt immer wieder durch seine Fesseln zu binden wußte, seine Fähigkeit ist so groß und ist so unwiderstehlich unterstützt durch staatsmännisches Talent, daß er als ein Führer preußisch-deutscher Torys in unsrer politischen Ge-

schichte immer wieder hervortreten und uns zu schaffen geben wird. Und dies ist ein Glück, selbst für diejenigen, welche ganz und gar nicht seiner Anschauungsweise sind. Der Staat soll als Nachbild der Welt aus Mannigfaltigkeit und Gegensatz entstehn. Wenn ein und dieselbe Anschauungsweise allein Gegenwart und Zukunft bestimmt, so ist der Staat einer Tyrannei verfallen, die Anschauungsweise mag demokratisch oder aristokratisch oder hierarchisch oder soldatisch oder autokratisch heißen.

Wer solchergestalt dachte im Rausche jener Tage, der sah nicht bloß mit Ärger, er sah mit Interesse auf diesen hochgewachsenen, blonden Grafen aus der Mark, welcher in schmuckloser, fein durchdachter, klar vorgetragener Rede einen unpopulären Standpunkt mit fester höflicher Ruhe umzeichnete. Er sagte folgendes: Die Frage ist, wie sich die deutsche Reichsverfassung verhalten soll zu den Verfassungen, welche aus den konstituierenden Versammlungen der Einzelnstaaten jetzt hervorgehen werden? Ich antworte: Geradeso wie zu den bereits bestehenden. Ein Zweifel über dies letztere ist gar nicht angeregt. — Will man aber wirklich weiter gehn, und bestimmen, wie sich die deutsche Reichsverfassung überhaupt zu den einzelnen Landesverfassungen verhalten solle, nun dann hat auch die Majorität der Kommission hierauf keine Antwort gegeben, denn sie erklärt, daß die Landesverfassungen nach Vollendung der Reichsverfassung letzterer gemäß verändert werden sollen. Daran zweifelt niemand. Aber was gehört zur Vollendung der deutschen Reichsverfassung? Daß sie rechtlich vollendet sei, und über das, was zur rechtlichen Vollendung gehört, walten im Schoße dieser Versammlung die verschiedensten Ansichten. Nicht auf das Titelblatt also, sondern auf das Schlußblatt gehört eine solche bindende Erklärung.

Dies war eine fast witzige Antwort auf eine ernsthafte Anfrage. Aber doch nicht so unzweifelhaft witzig, um heraus-

zufordern, und außerdem begleitet von dem leisen Klirren des feinen Kettenpanzers, welchen jeder Verteidiger des bisherigen Rechtes mit sich führt. Der Eroberer neuer Zustände hat den donnernden Schuß, hat Blitz und Flamme der Hoffnung, der Begeisterung, hat das ganze berauschende Element der Zukunft für sich. Sei sie klar oder unklar, sie ist neu, sie ist unermessen. Seine Logik braucht nicht geschlossen einherzugehn, sie kann springen. Der Verteidiger des alten Systems hat, eben weil er in einem geschlossenen Systeme wohnt, die wirkliche Logik für sich, die ganz gemeine, trockne, unlösbar zähe Logik, welche den Zuhörer und Widersprecher keinen Schritt überspringen läßt. Und wenn er auch springt, der Zuhörer und Widersprecher, der alte Logiker wartet, bis sich der Springer umsieht nach seinem Erfolge, und bis er ruft: Wo bleibst du ungelenker Kumpan? — Ich bleibe, antwortet der strenge Logiker, genau in dem Gange, welchen das Gesetz vorschreibt, nicht bloß das Gesetz des Staates, welchen du leugnen zu können meinst, sondern auch das Gesetz des Denkens. Wie füllst du, setzt der Alte hinzu, wie füllst du die Lücke aus, welche du da zwischen uns leichthin übersprungen? Wer oder was regiert in diesem leer gelassenen Raume? — Gleichgültig! ruft der Junge. — Nein, nicht gleichgültig, ruft der Alte, in diesem leer gelassenen Raume liegt eine Wurzel, und sie führt rechts ab von deiner sprungweise eingeschlagenen Richtung, und diese Wurzel führt zu einem Stamme, dessen du selbst notwendig bedarfst. Oder bedarfst du dessen nicht? — Das wohl, erwidert ärgerlich der Junge, und kehrt scheltend und zögernd bis dahin zurück, wo die Wurzel liegen soll, und wo unterdes auch der langsam schreitende Alte angekommen ist. Der Alte ist unerträglich altklug, wenn er noch hinzusetzt: Es kommt auf dasselbe Resultat hinaus, wenn du mich nicht gehört und dein Springen immer weiter fortgesetzt hättest. Um zu gestalten mußtest du doch zu all den Punkten zurückkehren, welche das Material

fürs Gestalten andeuten oder hergeben. Es hätte nur dann noch mehr Zeit gekostet. „Beim ersten sind wir frei“, sagt Mephisto, und das ist die Freiheit, durch welche ihr uns in Bewegung setzt, wenn wir rostig geworden, „beim zweiten sind wir Knechte“, du und ich, Knechte des logischen Gesetzes.

Dieses ewige System ist der feine Kettenpanzer, mit welchem jeder halbwegs gescheite Konservative zu klirren weiß, bis er gehört wird. Ist der Sturm groß, so wird wohl mancher mit seinem Panzer hingerichtet, denn er deckt nicht den ganzen Leib, und besonders nicht den Kopf und nicht den Hals. Aber der Panzer ist nicht hinzurichten. Und ist der Sturm nicht gar groß, so hört man das Klirren zeitig und stutzt. So war's zu Ende Mais in der Paulskirche, und Graf Arnim sprach nicht ohne Wirkung davon, daß man die Separatisten nicht beseitige, wenn man sie leugne oder verurteile. „Sie schrecken und Sie gewinnen dieselben nicht durch ein Dekret, welches Sie in die Welt senden!“ sagte er mit artiger und doch ganz klarer Betonung. Es waren doch so manche vorhanden, welche zweifelhaft wurden, ob das Überspringen nicht in der Folge sehr viel Zeit und Kräfte kosten werde, wenn man auch rasch und — scheinbar ans Ziel gelange.

Wunderlich! Diese erste Rede Graf Arnims wirkte eigentlich im Verhältnisse günstiger auf die Versammlung als die an demselben Tage gehaltene erste Rede Vinckes. Warum? Weil man in Arnim einen Feind und in Vincke einen Freund erwartete. Der erwartete Feind trat zwar ausweichend, aber verbindlich auf, unter anderem mit der Wendung: „Wir Konservative würden gern und mit Vertrauen die Verfassung unsers eignen Landes in die Hände dieser Versammlung legen nach der kurzen Bekanntschaft, die wir mit derselben gemacht.“ Der erwartete Freund dagegen, der Oppositionsmann und Widersacher Arnims auf dem vereinigten Landtage, Freiherr von Vincke trat ohne alle diplomatische Rücksicht auf, ohne

diplomatische Rücksicht für sein neues Publikum. Diplomatie ist gar nicht seine Sache, nicht nach rechts, nicht nach links. Statt alles das geltend zu machen, was ihm als konstitutionellen Manne gemeinschaftlich war mit der Paulskirche, zeigte er dieser Versammlung zunächst nur seine rauhe Seite, machte er zunächst nur alles das geltend, was ihn scheidet von der Revolution. Er ist so ehrlich und so mutwillig und so kampfbedürftig, daß er stets und zuerst auf die Scheidepunkte losgeht; die Verbindungspunkte mögen sich von selbst verstehn. Er ist eben jünger als man gedacht, noch in den Dreißigen und von robuster Gesundheit des vierschrötigen Leibes, auf welchem der kurze Stiernacken einen runden fleischigen Kopf trägt. Solch einen kriegslustigen Ritter erschrecken die revolutionären Gefahren viel weniger, als sie ihn herausfordern. Es fällt ihm nicht ein, den Gegner beschwichtigen, sich mit ihm vertragen zu wollen. Mitnichten! Daß wir Gegner sind, sei vor allen Dingen unumwunden ausgesprochen. Der Fehderuf, die Kriegserklärung voraus, und dann beginne der Zweikampf und der Kampf im ganzen. Auf Tod und Leben gegen die, welche auf ihrer demokratischen Grundlage keine Monarchie wollen, aber auch ohne besondere Schonung für die, welche zwischen Monarchie und Republik unklar und schielend herum „fistulieren“, wie er sich auszudrücken pflegte und wodurch er sich gerade seine ärgerlichsten Widersacher aufzog mit der Drachenmilch heitrer Malice. Gleich mit den ersten Worten packte er einen solchen Strandläufer, den kleinen Herrn Eisenmann, der in seiner Würde versehrt ganz erstaunt aufsah, so nur beim Eingange geschüttelt und sich bei Seite geschnellt zu sehn als Mitglied für Nürnberg. Vincke nämlich, durchaus englisch konstitutionell, hat nie ein Mitglied anders als nach seinem Wahlorte benannt, und dadurch oft eine überraschende Kenntnis in der Paulskirche verbreitet. „Ich stimme dem verehrten Mitgliede aus Nürnberg bei,“ begann er seine Rede, „daß es im entschiedensten Inter-

esse der hohen Versammlung und in dem hohen Berufe liegt, den wir zu erfüllen haben: daß wir uns möglichst zu einer Ansicht einigen. Aber dagegen muß ich mich erklären, daß es gerade seine Ansicht sein muß, welcher wir beitreten sollen." Genug für Eisenmann, weiter! Auch gegen die sächsische Ansicht, als gäbe es hier nur Reaktionäre oder Revolutionäre, verwahre er sich. Er sei weder das eine noch das andere. Müßte er sich durchaus für einen der Anträge entscheiden, so würde er allerdings lieber dem radikalen zustimmen, denn wenn die Versammlung wirklich das einzige Organ wäre für Entwerfung der deutschen Verfassung, dann wäre auch alles null und nichtig, was mit dieser Verfassung im Widerspruch stehe. Es handle sich aber leider nicht um das Wünschenswerte, sondern um das, was sei. Übrigens laute auch das Mandat gar nicht so, daß wir uns für das einzige Organ halten dürften. (Wigard. In Sachsen!) Man berufe sich nun wohl auf die Volkssouveränität; indessen sei dies bekanntlich eine sehr „epinöse" Frage. Er lasse sich nicht darauf ein, weil solch eine Frage hier doch nicht entschieden werde, und weil es sich eigentlich hier gar nicht um die Volkssouveränität handle. Das würde nur der Fall sein, wenn in Frage stünde, ob in den einzelnen Staaten auch die Regierungen zustimmen müßten, oder dort das souveräne Volk die Entscheidung zu fällen hätte. Hier handle sich's aber um das Verhältnis Deutschlands zu einzelnen deutschen Staaten, und er behaupte nun, das preußische, das österreichische, das bayrische Volk sei ebenso souverän wie die übrigen fünfunddreißig Völker, die jetzt noch in Deutschland existieren. „Ich bedaure lebhaft, daß jetzt noch achtunddreißig verschiedene Nationen in Deutschland vorhanden sind." — (Nein! Nein!) „Ich bitte mich nicht zu unterbrechen; ich denke, wir einigen uns ein für allemal. Ich werde wohl noch öfter in die Lage kommen, mit den verehrten Herren auf dieser Seite nicht übereinstimmen zu können, und erlaube

mir daher dieselben zu bitten, ihre Mißfallsbezeigungen immer bis ans Ende zu verschieben, und dann ihr Mißfallen in einem kräftigen, einstimmigen Ausrufe zu erklären.“ — Er wiederhole also, daß er es beklage, daß achtunddreißig Völker in Deutschland existierten, daß er es aber für besser halte, unerfreuliche Tatsachen bei ihrem Namen zu nennen. Die einzelnen deutschen Staaten hätten nur einen gewissen Teil ihrer Souveränität auf Grund der Bundesakte aufgegeben, und sich darin zu einem Staatenbunde, keineswegs zu einem Bundesstaate vereinigt. Aus diesem desperaten Zustande herauszukommen sei man hier. Man könne aber nicht beim Schwanze anfangen. Was das Ende und Ziel sein soll, könne man nicht als schon vorhanden voraussetzen. Der Misere solle ein Ende gemacht werden, aber das bloße Sagen mache kein Ende. Dies alles und ähnliches, was damals ungläubige Ketzerei war und was sich ein halbes Jahr später so schmerzlich für uns bestätigen sollte, dies alles stürzte hervor wie ein Wasserfall aus dem Munde des Redners. Wenn man eine Besorgnis haben kann bei Vinckes Reden, so ist es nur die, daß der Atem nicht zureichen werde für die immer neu herbeiquellenden und strömenden Sätze. Er jagt dahin — um ein andres Bild zu brauchen — über das Blachfeld, gleichgültig, ob links oder rechts ein Pferd stürzt. Was Pferde, was Worte! Sie sind nichts als wohlfeile Hilfsmittel. Oder will man sich die Virtuosität seiner Rede noch deutlicher versinnlichen, so denke man sich einen Klavierspieler, welchem die Noten und Tasten so in den Augen und Fingern liegen, daß er ganz mechanisch ihrer Herr wird, ohne eines Gedankens Überlegung dafür zu bedürfen. Satz und Wort sind ihm Note und Taste; sie sind ihm so geläufig, daß nur die untergeordneten Schulkräfte dazu in Tätigkeit gesetzt werden und daß sein Geist, vor allem sein Gedächtnis ganz frei bleibt, um die Richtung und Führung, um den Inhalt zu besorgen. Wieland schildert in

einem seiner leichtsinnigen Märchen den Palast eines Riesen, vor dessen Tore zwei Kerle mit eisernen Dreschflegeln dermaßen ununterbrochen dreschen, daß kein Sonnenstrahl hindurch kann zwischen ihren Flegeln. So kann keine Einwendung hinein zwischen die Sätze des Herrn von Vincke; wenn der eine Flegel kaum unten ist, so ist der andre schon in der Mitte. Hundertmal versuchte es die Linke, dazwischen zu springen, aber teils flog sie immer beschädigt zurück, teils blieb es beim Ansatze zum Sprunge, weil die Lücke gar nicht kommen wollte, teils war sie doch auch interessiert den Inhalt zu verstehen, teils machte auch der Inhalt dem Kopfe vollauf zu schaffen. Ohne dies Zusammentreffen von Umständen wäre wohl kein Redner öfter unterbrochen worden als Vincke; bei diesem Zusammentreffen von Umständen aber ist selten eine Unterbrechung gegen ihn völlig zustande gekommen. Wie er dergleichen zurückweist, ist oben an einem Beispiele zu erkennen: ungeduldig, geringschätzig. Sein rundes, feistes, wohlgerötetes Antlitz, welchem das graugesprenkelte, kurzgeschorene Haar um Kinn, Wange und Haupt einen buschigen Rahmen gibt, verzieht sich dann in so verdrießlichen Fleischfalten, daß die sonst gutmütigen blauen Augen klein, und der sonst feine Mund an den Winkeln garstig aufgezogen wird.

Durch welche Eigenschaft besonders wird er ein so mächtiger Redner? Er hat einen scharfen Verstand, er hat eine gute, hinreichend mannigfaltige Bildung, und er hat praktische Erfahrung im Staatsleben. Aber das alles besitzen viele. Er besitzt dazu Mut und Entschlossenheit des Charakters, welche seinem Verstande die Wurfkraft verleihn auf die entscheidenden Punkte, und er besitzt etwas in ganzer Jugendfülle, was ihn zum mächtigen Redner stempelt: ein Gedächtnis von unerschütterlicher Kraft und Treue. Auf das breiteste kann er seinen Plan anlegen, wenn er hinaufgeht auf die Rednerbühne, und ob er auch zehn Angriffspunkte gegen Vorredner auf einen Papiersetzen verzeichnet mit sich

nimmt, um ja keinen großen oder kleinen Gegner ohne zwischendurch geführten Lungenhieb entschlüpfen zu lassen, diese Lungenhiebe wird er zur Letzung seiner Schadenfreude alle anbringen, ohne in der Übersicht seines Planes gestört zu werden, ohne seinen Endpunkt aus dem Auge zu verlieren, ohne für den Schluß das kräftige, zusammenfassende Kernwort zu vergessen. In seinem Gedächtnisse ist Ruhe und Ordnung, wie sehr auch sein Kopf eben hin und her springend operieren mag, und diese Gedächtniskammer ist immer offen, wenn er plötzlich zu ihr flüchtet und etwas braucht. Sie hat noch keine Nerven, welche sympathisch in Bewegung gerieten, weil in andern Teilen der Person etwas Aufregendes vorgeht. Diese sympathische Bewegung ist so viel Rednern gefährlich, weil sie in der Gedächtniskammer alles durcheinander, ja am Ende die Tür ins Schloß wirft. Herr von Vincke ist noch so kerngesund, daß er von diesen Nerven nichts weiß, und mitleidig hinblicken mag auf solche Hysterie gebärender Geister.

Freilich hat er dies nicht umsonst. Er bezahlt es und weiß fast nicht, daß er's bezahlt. Er scheidet nur, er richtet nur, er ordnet nur; er schafft nicht. Jene Fähigkeit des Gedankens und der Rede, welche Herzen und Nieren umwendet, und welche immer und ewig aus jenem wunderbaren Fluidum der Nerven stammt, er hat sie nicht. Im wesentlichen ist er nur formell, daher sein Steifen auf den Rechtsboden; daher die Enttäuschung in Frankfurt, als er mit obiger Rede zum ersten Male aufgetreten war, Enttäuschung auch für diejenigen, welche eigentlich mit seiner Opposition gegen die Linke einverstanden waren, Enttäuschung besonders für die Süddeutschen, welche mehr lebensvollen, fortzeugenden Inhalt brauchen, welchen der nordische Formalismus erkältend entgegen weht.

Sah man ihn nun im persönlichen Umgange — und die Paulskirche war ja bald Gesellschaftszimmer — so fand

man dies Vorurteil, welches die erste Rede eingeflößt, völlig bestätigt. Das berlinische Haschen nach Witz, dies immerwährende jongleurartige Tändeln mit der Rede war dem behäbigen Westfalen aus der Grafschaft Mark ganz und gar angeflogen, und bestürzte geradezu diejenigen, welche den unerbittlichen Oppositionsmann des vereinigten Landtages aufgesucht hatten. Aber man wurde doch auch entschädigt. Man sah, daß es aus einem behaglichen, der Heiterkeit bedürftigen Wesen entsprang, daß es ganz äußerlich verblieb und den schönen Kern eines wohlwollenden, kräftigen Gemütes gar nicht angriff, daß es endlich doch nur umher flatterte um einen tüchtigen, für sein Vaterland und dessen gesunde Entwickelung ernst entschlossenen Charakter. Wahrlich, wenn einer Schritt für Schritt vorwärts gegangen ist in der Paulskirche, vorwärts in der Peripherie zum Mittelpunkte, von der Verneinung zur Gestaltung, so ist es Vincke. Er hat den Weg gemacht, welchen damals die Nationalversammlung innerhalb einer bewegten Debatte machte: sie vereinigte sich unter donnerndem Jubel auf den Wernerschen Antrag, und höchstens zehn harte Köpfe ließen den Leib nicht aufstehn, als Gagern fragte: „Wer ist dafür?"

So ward am 27. Mai mit imposanter Mehrheit die Nationalsouveränität ausgesprochen in einer Form, welche ebenso milde war als fest.

6.

Das Prinzip war festgestellt; nun drängte alles nach Schaffung einer regierenden Gewalt, einer Zentralgewalt. Die Gemäßigten wollten sich der täglichen Anforderungen überhoben sehn: daß die Nationalversammlung regieren solle, und sie wollten auf der andern Seite eine Gewalt gegen die hereinbrechende Anarchie, sie wollten einen gesammelten

Machtausdruck der Nation. Die Extremen dagegen wollten eine vollstreckende Hand für die Nationalversammlung. Ihr Prinzip war das republikanische; sie verlangten einen Vollziehungsausschuß, der gewechselt werden könne je nach der Stimmung des Parlaments.

Der Konvent auf dieser Seite war einfach, und vertrug den Namen Zentralgewalt ganz gut. Aber das konstitutionelle Regiment der andern Seite war schwer zu ermitteln; denn hier sollten sich die verschiedensten Anschauungen und Abstufungen zu einer Formel vereinigen. Das erschien überaus schwierig.

Folgende Verschiedenheiten lagen deutlich vor: die Rechtesten schrieben der Versammlung keine andre Befugnis zu als die, eine Verfassung zu entwerfen, über welche man sich mit den Regierungen zu vereinbaren habe. Die ausübende Macht sei jetzt wie sonst bei den Regierungen, die vielleicht erschüttert aber nicht gestürzt wären. Ihnen also, den Regierungen, stehe die Bildung einer Zentralgewalt zu.

Die ihnen zunächst Stehenden sagten: Regierungen und Nationalversammlung gemeinschaftlich haben die Zentralgewalt zu schaffen. Werden die Regierungen nicht unmittelbar beteiligt, so wird die Zentralgewalt keine Macht haben. Deshalb — um nämlich alle Machtkräfte zusammenzufassen — schlug diese Partei, welche ein rechtes Zentrum bilden konnte, eine Zentralgewalt von dreien vor, obwohl Hauptleute dieser entstehenden Partei selbst streng monarchistisch und schon damals mit dem Gedanken eines deutschen Kaisertumes erfüllt waren. Das Provisorium, meinten sie, ist in diesem Punkte nicht maßgebend für die Definitivverfassung, und man muß jetzt vor allem die Zweckmäßigkeit vor Augen haben. Die Zweckmäßigkeit aber besteht darin, daß drei Vertreter der größeren Staaten in der Zentralgewalt auch alle Regierungskräfte der größeren Staaten unsrer provisorischen Zentralgewalt zuführen.

Die nun folgende Richtung, welche das linke Zentrum bilden konnte, war dagegen der Meinung: Wir, die Nationalversammlung, müssen die Zentralgewalt schaffen, wir vertreten die Souveränität der Nation, in welcher auch die Regierungen vertreten sind. Letztere müssen und werden anerkennen, was wir geschaffen. — In dieser entstehenden Partei war man mehr oder minder gegen die Dreiheit; man war für die Einheit der Person. Konzentrieren, wenn auch nicht Zentralisieren, war hier ein Grundgedanke.

Dies alles gärte in dem Ausschusse, welcher in der ersten Hälfte des Juni seine Entschlüsse und seinen Bericht vorbereitete. Am 19. Juni kam dieser von Dahlmann abgefaßte Bericht zur Verhandlung und Beschlußfassung in die Paulskirche.

Ehe dies wichtige Ereignis näher geschildert wird, sei aus den kleinen Tagesdebatten jener Zeit ein Genrebild in Erinnerung gebracht, welches sprechender denn irgend eine andre Ausführung die damaligen Verhältnisse schildert, das Seelenleben der ersehnten republikanisch provisorischen Regierung.

Herr Blum hatte von der Rednerbühne herab mit dem biedersinnigsten Tone eine jener Klatschereien eingerührt, welche man im Privatleben Verleumdung, im öffentlichen Leben Denunziation zu nennen pflegt. Ein Minister habe ihm gesagt, daß die preußische Regierung zwar nicht darauf eingegangen sei, zur Untergrabung der Nationalversammlung das ganze Plenum des Alten Bundes zusammen zu berufen, daß sie aber einen anderen Rat für dieses Ziel erteilt. Man solle überall — habe sie geraten — konstituierende Versammlungen einberufen in den Einzelnstaaten, und daraus sich ein Gegengewicht bilden gegen Frankfurt. — Preußische Abgeordnete, besonders Auerswald, forderten nun Nachricht hierüber vom preußischen Ministerium, und in den sächsischen Kammern ergingen Interpellationen an die sächsische Re-

gierung, an welche das preußische Ansinnen gerichtet worden sei. Das sächsische Ministerium erklärte, daß es von einer derartigen Note der preußischen Regierung durchaus keine Kenntnis besitze, und der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Arnim, übersandte an Auerswald eine Erklärung, welche die ganze Nachricht als unwahr und verleumderisch bezeichnete. Auerswald teilte diese Erklärung mit, und Blum war nun in dem Falle, seine Anklage zu erhärten, zu beweisen — sollte man glauben. Er leugnete diese Pflicht, und tat dies mit einer dialektischen Geschicklichkeit, welche einem gewiegten Diplomaten Ehre machen konnte. Ganz wie ein „Talleyrand des Volkes". Wie gewandt er aber auch die Falten zu legen wußte, es war doch eine sehr mißliche Aufgabe, und jeder Augenblick konnte einen Fehlgriff bringen. In dieser peinlichen Stunde stürzte Herr Schaffrath auf die Rednerbühne, um Blum zu unterstützen. Es war derselbe Herr Schaffrath, welcher jetzt diesen angedichteten Rat — sich der konstituierenden Versammlungen in den Einzelnstaaten zu bedienen gegen die Nationalversammlung — in den Abgrund der Hölle verdammte, derselbe Herr Schaffrath, welcher einige Monate später diesen Rat in Vollzug setzte. Am 8. Juli gebärdete er sich heiligst entrüstet über so etwas, und drückte auch seinen „Unwillen" darüber aus, daß Freund Blum „auf solch einen Angriff auf die Redefreiheit in diesem Saale eingegangen und gewissermaßen, wenn auch scheinbar, sich zu verteidigen begonnen. Ich hätte" — fuhr er mit erhobener Stimme fort — „einem solchen Angriffe den Stolz des Schweigens entgegengesetzt." (Ungestümes Bravo auf der einen, Gelächter auf der andern Seite.) „Ich hätte ruhig gewartet, was das Volk davon halten werde; ich hätte ruhig an das Volk appelliert (rauschender Beifall in der Versammlung[1]) und auf den

[1]) Der stenographische Bericht sagt der Einfachheit wegen „Versammlung".

Galerien) und hätte erwartet, ob es, ob das Volk dem Robert Blum mehr glaubt oder dem Herrn von Auerswald. Ich hätte ferner ganz ruhig in meinem Gewissen, in meinem Bewußtsein, daß ich nur die Wahrheit gesagt habe, es der Geschichte, der Erinnerung an die früheren Lügen der Diplomaten überlassen (rauschendes Beifallsrufen auf der einen Seite) ich hätte es in diesem ruhigen Bewußtsein abgewartet, ob man einem bloßen Privatbriefe eines Ministers mehr Glauben schenkt als dem Ehrenworte eines Volksmannes. Also deshalb, da die Redefreiheit eine unbeschränkte ist in diesem Saale, da niemand in diesem Saal zur Rechenschaft gezogen werden kann wegen seiner Äußerung, als bis er überführt worden ist, daß er eine Unwahrheit gesagt hat, deswegen weil diese Redefreiheit ein unentbehrliches Recht dieser Versammlung ist, muß jeder Angriff auf dieselbe mit Indignation zurückgewiesen werden. (Bravo!) Die Feinde der Redefreiheit scheinen mir dieselben zu sein, welche die Feinde der Preßfreiheit sind. (Murren auf einigen Seiten.) Hier in diesem Saale muß wenigstens die Redefreiheit herrschen, auch wenn draußen wieder die Zensur beginnt[1]). (Ruf auf einigen Seiten: Oho!) Es ist Zensur, meine Herren, wenn man ein Mißfallen über eine Äußerung, die einem eben nicht gefällt, hier zu erkennen gibt. Am besten ist es, wenn man widerlegt, einfach widerlegt. Am allermeisten aber wundert es mich, daß die, die auch jetzt noch immer auf dem historischen Rechte herumreiten, sagen, Blum habe etwas zu beweisen. Er hat nichts zu beweisen. (Bravorufen auf der einen, Gelächter auf der andern Seite.) Nur die, die nicht so sicher des Volksvertrauens sind, die, welchen gegenüber man jedes Gerücht glaubt, die haben sich zu recht=

[1]) Im Juni 1848! Nichts auf Erden war zu erfinden, das nicht gedruckt worden wäre, ohne daß ein offizieller Hahn vor oder nach dem Druck darüber krähen durfte.

fertigen. (Bravorufen von der einen, Zischen von der andern Seite.) Man kann nicht sagen, daß Herr Robert Blum eine Anklage erhoben habe. Er hat nur vom Hörensagen, von der Versicherung eines zuverlässigen Mannes Mitteilung gemacht, und nur daß diese Mitteilung gemacht worden sei, das hat er zu vertreten und dies bestätigen zwei Zeugen, ehrenwerte Mitglieder dieser Versammlung. (Wer sind sie?) Deren Namen zu nennen ist Robert Blums Sache, allein dies zu fordern haben Sie kein Recht. Mögen Sie von diesem Falle denken wie Sie wollen, Robert Blum hat gezeigt, daß er sich vor niemanden fürchtet, am wenigsten vor denen, die ihn dieserhalb angriffen. Ich berufe mich auf weiter nichts als darauf, Blum ist ein Volksmann, das ist genug."

Und unter stürmischem Bravo stieg der Redner herab. Der hatte es ihnen gesagt! — Für einen modernen Aristophanes wird dieser Akt einen dauernden Wert behalten.

Neben und mit solchem politischen Geschmack sollte eine Zentralgewalt errichtet werden. Auch für die gewöhnliche Republik braucht's doch Gesetz und Ehre, Treu und Glauben und gleiches Maß für Sünde oder Tugend; und Herr Schaffrath gehörte nur zur gewöhnlichen republikanischen Partei. Es ging noch eine ungewöhnliche über ihn hinaus, die allerdings auch mehr Phantasie und philosophische Methode und statt der alltäglichen Rabulisterei wenigstens interessante Bodenlosigkeit des Denkprozesses hatte.

Wem das Gehör verstopft wird in einem Ohre, der hört vermittelst des anderen Ohres alles wie der unbeschädigte Doppelöhrige. Es tritt nur ein kleiner Übelstand ein: er weiß nicht, von wo der Schall ausgeht. Für den Jäger im Walde ist das ein schwerer Übelstand: er läuft oder schleicht eifrig nach rechtshin, während der Hirsch von linksher schreit. Solche halböhrige, kuriose Jäger sind unsre radikal philosophischen Politiker, welche den Standpunkt Hegels überwunden

haben. Sie laufen wie toll im Walde der politischen Ideen umher, und wenn ihnen denn doch endlich, weil sie eben immerfort laufen, ein Wild vor Augen kommt, so beweisen sie uns, daß dies so hätte kommen müssen, denn sie hätten's ja schreien hören und seien deshalb schon lange immer dicht hinter ihm her gewesen. Daraus folge dann nun dies und das und das und dies.

Wie lange läuft Arnold Ruge, und was beweist er alles! Und mit welcher Schärfe beweist er! Natürlich! Das ganze bißchen Welt und Weltgeschichte rückwärts und vorwärts ist mit der Reguladetri zu erledigen. Was Republik! wie sie die Linke damals noch wollte und bei der Frage um Zentralgewalt durch ein Amendement von Blum und Trützschler forderte, was Republik solcher Sorte! Gemeines gesetzliches Volkstum, welches sich am Ende doch immer wieder einer Schranke, wenn auch einer niedrigen fügt. Sind wir da Schranken zu errichten?! Die Herren sind wir los geworden, und neue Herren sollen wir uns gleich wieder einsetzen?! Pfui! Alles was geformt wird, ist so leicht aufzulösen durch eine geschulte Kritik! Und weil es die Nation formt, ist's deshalb mehr? Ist die Nation nicht auch etwas Borniertes? Etwas ganz Borniertes! Weiter! Weiter! Die Unterschiede zwischen Nationen sind alberne Vorurteile; unter die Füße damit! Einer ist der Geist in allen Weltteilen; so betätige er sich ohne Rücksicht auf die alte Rumpelkammer, welche man Geschichte nennt. Nur der abgezogene Gedanke ist der Rede wert; sobald er sich formt oder färbt nach Erfahrung oder Landesart, so zieht er auch eine Livree an und verliert die Freiheit. Denn die Freiheit ist viel mehr, als der gemeine Verstand darunter versteht, die Freiheit ist die absolute „Herrenlosigkeit“. Auch der Verstand darf keinen Herrn haben; er muß sich beweglich erhalten durch das unendliche Fluidum der Dialektik, um das leitende Denkprinzip täglich neu und dergestalt stellen zu können, daß die gestrige

Herrschaft desselben heute für Usurpation erklärt und abgesetzt werden kann.

Seit Jahren kannten wir ja dies Scheidewasser namens Ruge, welches alles, womit es in Berührung kam, zersetzte. Wie wird sich das ausnehmen auf der Rednerbühne? Am 23. Juni in dieser Debatte entwickelte es sich zum ersten Male und noch sehr viel mäßiger, als seiner eigentlichen Natur angemessen ist. Der fahlblonde Pommer mit hohen Schultern und nach vorn geneigtem Kopfe fing an seine immer abreißenden Fäden zu spinnen. Einen ganzen Faden kann er nicht spinnen, dazu fehlt ihm der positive Inhalt und die Hingebung an irgend eine Form. Er redet also nicht, er stopft eine Verneinung neben die andere, und damit dies zusammenzugehen scheine, wiederholt er immer wieder die Hauptverneinung. Weil er viel Schule hat in Formalismus der Begriffe, so erhält der Vortrag wenigstens die lückenlose Folge eines Wulstes, und weil er nichts achtet, am wenigsten die Schönheit — diese Konvenienz! — so unterhält er die Gleichgültigen durch zynische Zwischenbemerkungen. Letztere sind ihm stets erreichbar, weil ihm Scham und Sittlichkeit ebenso wie die Schönheit nur untergeordnete Kategorien der Konvenienz sind, und weil ihm deshalb jeder am Wege liegende Kontrast willkommen ist, sei er noch so kotig. Witz ist eigentlich doch sein ganzes Wesen, wenn er auch selten komisch ist. Er hält das für Wissenschaft, was nur der Witz der Wissenschaft ist, und wie man sagt „Witze reißen“, so reißt er in allen Gebieten, denen er seine Aufmerksamkeit schenkt, witzig auseinander. Er schenkt aber diese Aufmerksamkeit allen ersinnlichen Gebieten, denn sein Bewußtsein ist die Frechheit.

Bei diesem seinem ersten Auftritte machte er Zugeständnisse, um wirksam sein zu können. Er sprach vom Nationalgefühle — eine widerwärtige Lüge in seinem Munde — und von der deutschen Nation, die sich als Nation konstituieren

müsse. Die Nationalversammlung sei schon die Republik, wenn auch wider ihren Willen. — „Es handelt sich darum, ob wir ohne Herrn sein wollen, das heißt freie Männer. Der edle Mann, der hier in meiner Nähe sitzt“ (der alte Ernst Moritz Arndt, der Weißkopf, wie er sich selber nennt, saß immer auf der zweiten Bank des rechten Zentrums, ganz nahe an der Rednerbühne.) „Arndt hat gesagt, es wäre ein Unglück herrenlos zu sein. Ich ehre meinen Freund und Landsmann, glaube aber, daß er hier eine große Unrichtigkeit ausgesprochen hat. Denn die Nordamerikaner, die keinen Herrn haben, die Schweizer, die keinen Herrn haben wollen, und die Franzosen, die ihren Herrn davongejagt haben, sind herrenlos. Mein Freund Arndt hat gesagt, die Franzosen wären übel daran, aber er wird nicht sagen, die Schweizer wären übel dran.“

Arndt (vom Platze aus). „Aber Arndt wird sagen: die Franzosen werden bald wieder einen Herrn bekommen.“ (Heiterkeit.)

Ruge. „Wollen Sie sich beruhigen meine Herren, und mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß ich das nicht glaube.“ — Aus dem „großen Rate“, nämlich der Nationalversammlung, dürfe also nur ein „kleiner Rat“ hervorgehn, der das ausführt, was diese Versammlung beschließt. Übrigens sei die größte Frage noch gar nicht angeregt, und diese müsse er daher in die Versammlung „hineinwerfen“. Diese große Frage ist: „daß die Majorität in der Versammlung nicht alles tun kann was sie will, nicht alles beschließen kann was sie will. Sie hat keine willkürliche Gewalt. Nur auf der republikanischen Basis, die sie selbst ist, hat sie das Recht zu beschließen. Sie hat nicht das Recht aus sich hinauszugreifen; sie hat nicht das Recht, die Verfassung, die schon existiert, und die durch den Zusammentritt dieser Versammlung bereits beschlossen ist — denn hier sitzt die deutsche Republik — wieder aufzugeben.“

Es folgte nun ein Zitat aus Junius' Briefen, welcher behauptet, auch die drei Gewalten in England hätten nicht die absolute Befugnis, die Verfassung umzustoßen, und da Ruge nun weislich durch einen seiner dreisten Witze vorausgesetzt hatte, die deutsche Verfassung und Republik sei schon da, so schloß er zu großer Befriedigung der Sophisten: die Majorität in der Paulskirche habe nur das Recht, die Republik zu erklären, und er warnte sie, wenn sie nicht seiner Meinung sein sollte. Als die Versammlung sich nun erlaubte, unruhig zu werden, so rief er: „Hier ist die deutsche Nation. Wenn wir hinausgreifen, so wird aus der deutschen Nation hinausgegriffen." (Gelächter.) „Das ist durchaus nicht lächerlich, und dem der darüber lacht, sehe ich die facies Hippocratis an, die Zukunft wird über ihn richten. Es ist ein Hohngelächter, aber auch ein Gelächter des Todeskampfes."

Präsident. „Ich glaube nicht, daß Sie das Recht haben, die Versammlung auf diese Weise zu apostrophieren." (Unruhe.)

Kapp von Heidelberg (vom Platze). „Ebenso hat die Versammlung nicht das Recht zu lachen."

Präsident. „Sie haben nicht das Recht zu reden."

In solcher Weise hobelte Ruge noch eine Viertelstunde fort. Es ist in seinen Vorträgen nirgends die Notwendigkeit eines Schlusses, da sie sich niemals um einen Stamm gipfeln und ausbreiten. Er hat keinen Stamm und deshalb auch keine Zweige. Er hat keine Idee, aus welcher sich Gedanken entwickeln ließen, sondern er hat nur einen Gedanken-Notenschlüssel, aus welchem er wie ein Virtuos auf hölzernem Instrumente Folgerungen vorspielt. Stundenlang, tagelang. Wehe dem der zuhören muß. Der Schwachköpfige gerät in Verzweiflung über diese zuversichtliche Verzweiflung an Gott und der Welt, und der gesunde Kopf wird mit Ekel und Zorn erfüllt, daß der fähige menschliche Geist die Verwirrung für Weisheit ausgeben kann, weil man Frechheit als System verkaufen darf. Im Rückenmarke des Menschen

ist bekanntlich ein Nerv, welcher die Bewegung der Glieder reguliert nach dem Eindrucke, der aus dem Hirne kommt. Wird dieser Nerv beschädigt, so dauert wohl die Bewegung fort, aber das regulierende Hirn hat keinen bestimmten Einfluß mehr darauf, und Arm und Fuß lenken und schwenken sich ohne entsprechende Absicht, ohne entsprechendes Ziel. Um so hastiger trachten sie nach Bewegung, damit sie sich selbst und die andern täuschen über den Verdacht der Unfähigkeit. Vorwärts! Vorwärts! Bewegung! Bewegung! schreit der Beschädigte lauter als irgend ein Gesunder.

Der bare Gegensatz zu Ruge sprach in derselben Stunde von der Rednerbühne der Paulskirche, ein stark gebauter bleichgelber Mann, der die Bewegung und die Gedanken und die Worte streng wie ein Schachspiel zu regeln trachtet. Immer wo Ruge ruft: Es ist zuwenig! da sagt Herr von Radowitz still und fest: Es ist zuviel!

Ruge nennt alles das, was irgendwie vom geheimnisvollen Zauber der Poesie angehaucht ist — Romantik. Mit diesem Worte besticht er alle Wasserköpfe, die mit dem Worte Romantik das Lehenswesen und allenfalls das ganze Mittelalter verbinden zu müssen glauben. Er besticht oder betäubt wohl auch sich selbst — wenn dies nötig wäre! Wahrscheinlich ist dies nicht nötig, denn er versteht nicht im mindesten die Herzensstimme der Kunst, welche zu allen Zeiten ein Geheimnis der Gottheit in sich geschlossen und nicht nur unter dem Namen Romantik ihre Zauber ausgeübt hat. Es ist dies ein religiöses Etwas aller Zeiten und Völker, ein Etwas, welches aus Demut und Schwung, also aus Gegensätzen zusammengesetzt, und nur dem nüchternsten Naturell versagt ist. Nur die Unverschämtheit leugnet es, und macht dies ewig Menschliche zu einer Parteifrage.

Auf der andern Seite macht nur die Manier oder die Viertelsbildung oder die moralische Liederlichkeit ein Handwerk und Geschäft aus der Romantik.

In solchen Verdacht kommen besonders Leute, welche offenbar mit klarem Verstande ausgerüstet sind, und welchen man deshalb nicht zutraut, daß sie von der Romantik unterjocht werden könnten. Wie weit sind sie wirklich unterjocht? Wie weit stellen sie sich unterjocht? Wie groß ist überhaupt die Kraft ihrer Fähigkeiten? Dies sind die Fragen, deren Beantwortung den entscheidenden Aufschluß gibt bei der Charakteristik solcher Personen, zu denen Herr von Radowitz gerechnet wird.

Wer hat nicht unwillkürlich den Namen „Cagliostro“! ausgerufen, wenn dieser Mann mit den stechenden dunkelbraunen Augen auf der Rednerbühne der Paulskirche erschien und durch sein bloßes Erscheinen die lärmende Unruhe des Hauses urplötzlich verwandelte in lautlose Stille, in allgemeine Spannung! Die frivolsten Menschen sogar auf der Linken wurden sofort still und ernsthaft, als ob ein Zauberer, wenn auch ein widerwärtiger, einen magnetischen Strahl über sie hin schnellte unter den schwarzen Augenbrauen hervor.

Mir ist immer der Graf von St. Germain eingefallen, der bekanntlich mehrere Jahrhunderte lang gelebt hat oder — lebt. Die große Kenntnis von geschichtlichen Einzelnheiten, welche man dem Herrn von Radowitz nachrühmt, erinnert unwillkürlich an jenen Grafen, welcher beiläufig erzählt, was für einen Rock Ludwig XIV. am ersten Maimorgen 1670 getragen, und was für ein Roß die Königin Mathilde von Dänemark an einem Jagdtage des Jahres 1770 geritten. Ich kam eines Tages aus einer Theaterprobe ärgerlich ins Parlament, ärgerlich darüber, daß ich mit den Schauspielern und Kostümbüchern nicht genau hatte ausfinden können, wieviel Zopf, wieviel Puder im Jahre 1740 in der preußischen Armee und am preußischen Hofe getragen worden sei. Fragen Sie Herrn von Radowitz! sagte mein Nachbar. Und ich ging hinüber zur äußersten Rechten, wo er einen Tag wie den andern, scheinbar unbekümmert um das Geschwätz von der

Tribüne, ernsthaft saß und Briefe schrieb. Ein Mann von Welt ist er immer bereit sich stören zu lassen, legte die Feder hin und hörte meine Kostümseufzer mit aufmerksamem Schweigen an. Als ich mit der Frage schloß, ob er mir Auskunft erteilen könne, sagte er: O ja! und schilderte mir auf der Stelle, wie der gemeine Soldat, wie der Stabsoffizier, wie der König, wie die Königin, wie die Hofdame gekleidet gewesen seien vom Fuß bis zum Kopfe in jenem Jahre; und als dies Schubfach ohne Anstoß gründlich geleert war, ging er ein auf die Charaktere, auf die Politik, auf den Geist jener Zeit und verbreitete sich darüber mit tiefster Kenntnis, während Herr Zimmermann von Spandów mit tiefster Unkenntnis vor Deutschland sprach von den Grundlagen des Staatslebens.

Wenn man vom Grafen St. Germain liest: Dies war sein Vater, dies war seine Mutter, so lächelt man. Jeder Mensch muß einen Vater und eine Mutter haben, aber wie sie beide heißen, weiß ja oft Vater und Mutter nicht mit Gewißheit. Die Mythe beginnt immer mit Vater und Mutter, und beim Vater haftet sie. Ein ungarischer Weinhändler wird zum Vater des Herrn von Radowitz gemacht. Gott weiß mit welchem Rechte! Warum nicht ein Ban? Der kleine runde Kopf, die dunkle Hautfarbe, die feine Nase, die guten Zähne sprechen allerdings für einen südlichen Ursprung. Eine Sachsin, des Namens von Einsiedel, hat ihn geboren, und zwar in Braunschweig. Dort soll er 1810 in der Burgkirche protestantisch konfirmiert worden sein. Bekanntlich gilt er für einen Ultramontanen, niemand aber weiß, wo er übergetreten oder, um allgemeiner zu sprechen, gläubig geworden sei. — Braunschweig gehörte damals zum Napoleonschen Reiche Westfalen, und in solcher französierten Soldatenschule ward der junge Radowitz erzogen. Er selbst deutet zuweilen auch auf die Kriegsschule von Brienne, in welcher er einige Zeit verbracht. Dies ist ganz St. Germain,

denn seine peinlichsten Chronologen wissen den Zeitraum nicht auszumitteln, binnen dessen er auf jener klassischen Schule Napoleons gewesen sein könne, wenn er nicht eben in doppelter Gestalt zu Braunschweig und zu Brienne existiert habe.

Ich muß hinzusetzen, daß ich selbst an seine Jugend in Braunschweig nicht glauben kann. Bis zur Konfirmationszeit prägt sich der Landesakzent unverlöschlich in das Organ jedes Menschen. Man kann ihn bilden und hochdeutsch machen bis zur größten Vollendung und Unparteilichkeit, den Charakterzug der Jugend verliert er nie, so wie der noch so schön frisierte Blonde oder Braune doch blond bleibt oder braun. Der Charakter in der Aussprache des Herrn von Radowitz ist nicht braunschweigisch, ist gar nicht niederdeutsch, ist kaum norddeutsch. Die Öffnung seiner Vokale ist nicht nur nicht breit, sondern sogar eng. Man hört, daß nicht die erste Gewohnheit, sondern die Bildung ihn ziemlich fehlerlos gemacht hat.

Noch vor den Freiheitskriegen ist er in den kurhessischen Kriegsdienst getreten, und dort findet man ihn später im Amte. Mit dem Amte, oder nach neuerem Deutsch mit der Bureaukratie hört die Mythe auf; von jetzt an also verschwindet er nie mehr völlig hinter Wolken, sondern nur noch zuweilen hinter verschlossenen Türen. Als Offizier des Generalstabs lehrt er in Kassel am Kadettenhause, und wir sehen jetzt einmal menschlich klar, wie er sich seine reichen Kenntnisse angeeignet, seinen schönen Vortrag ausgebildet habe. Dieser Vortrag ist ein wesentlicher Bestandteil seines Einflusses; er ist das Ergebnis klaren Verstandes und künstlerischen Geschmacks. Prinzip, Tatsache und Folgerung sind in den Reden des Herrn von Radowitz immer so gruppiert, daß der Eindruck einer feinen Komposition niemals ausbleiben kann. Bewundernswert war es während der dreivierteljährigen Parlamentszeit, wie geschickt er damit abwechselte,

je nach der Stimmung des Tages die Betonung zu wechseln, indem er heute die Folgerung, morgen die Tatsache, übermorgen das Prinzip als starke Note hervorhob. Damals im Frühsommer, wo das demokratische Prinzip despotisch lastete, berührte er das Prinzip nur leise und höflich, und zwar mehr indirekt als direkt. Den Polizeistaat, diesen schwarzen Peter jener Tage, schalt er wacker mit und die Reaktion desgleichen. Das sind elastische Worte, und je loyaler er hinzusetzte, daß er freilich nicht für Revolution, sondern nur für Evolution sei, daß er freilich für die Monarchie aber nicht für die schreiend gewordenen Mängel derselben, sondern für den Rechtsstaat kämpfe — desto sichrer durfte er erwarten, aufmerksame Achtung zu finden. Dies alles war in damaliger Stimmung nur zu berühren, die Tatsache war anzuerkennen, die Folgerung hervorzuheben. Er wollte durchsetzen, daß die Fürsten die Zentralgewalt zu ernennen hätten. Das versuchte er keineswegs prinzipiell, sondern er bewies durch Tatsache und Folgerung, daß nur solcherweise eine allgemein populäre und wirkliche Macht entstehen könne. Wer sind jetzt die Fürsten? fragte er. Die Regierungen sind's. Und welche Regierungen haben wir? Nur konstitutionelle. Sie werden und müssen also „mit ängstlicher Sorgfalt den populärsten Namen aufsuchen", und der also gefundene Name wird die wirkliche Macht aller Regierungen in sich vereinigen. Ein Bundesdirektorium sei allerdings seine „ursprüngliche Idee" gewesen, aber — und hier machte er eine meisterhafte Wendung, um den unschätzbaren Vorgang zu monarchischer Endform wie ein Opfer von seiner Seite zu verwerten — „aber ich habe mich überzeugt, daß die Exekutivgewalt in einer Person die Mehrheit der Stimmen in dieser Versammlung und zwar ohne Unterschied der Parteien für sich hat. Ich gebe meine ursprüngliche Ansicht bereitwillig auf." (Bravo!)

Es wird die Zeit kommen, wo er anders gruppieren und das Prinzip betonen kann. Die Mehrzahl der Ver-

sammlung hat ihm nie getraut, und die künstlerische Macht seines Vortrags ist doch nie unwirksam geblieben.

Diese künstlerische Macht bleibt aber doch unter allen Umständen ein großer Stolz des Menschen, und die Vorträge des Herrn von Radowitz — denn es sind immer mehr Vorträge als Reden — haben uns stets eine wohltuende Genugtuung gewährt, auch wenn wir das Ziel derselben nicht wünschen mochten. Die Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit einer Revolutionsepoche tötet nicht nur die Gesellschaft, sie betäubt auch den menschlichen Geist bis zur Dummheit. Das Mannigfaltige zu wissen und verhältnismäßig zu beherrschen ist ja doch das Wesen des Geistes; — wie muß er leiden, wenn die Mannigfaltigkeit nicht nur geleugnet, sondern gar nicht mehr gekannt wird! Gegen diese Barbarei war Radowitz ein Trost. Aus seinen Worten ging hervor, daß er über die Armseligkeit der herrschenden Begriffe gar nicht im Zweifel war, und daß er nur das Gelegentliche sagte. Er verbarg eine tiefere Welt mit durchsichtigen Schleiern, wie das schöne Weib ihre Reize verbirgt, um sie erraten zu lassen. Gleichgültig, ob wir die ganze Komposition seiner tieferen Welt gebilligt hätten, wenn alle Schleier hinweggenommen wären, gleichgültig! Wir waren doch froh, daß sich in dieser furchtbaren Eintönigkeit ein ferner andrer Ton vernehmen ließ zum Zeichen, es gäbe jenseits der täglichen Fläche noch einen Wald und einen Berg.

Seine Reden waren offenbar aufgeschrieben und sorgfältig redigiert. Dadurch wurden sie zu Vorträgen. Durch seine Geschlossenheit wie durch vorsichtige Offenheit reizten sie, und durch den Vortrag selbst gewannen sie den Charakter von Lapidarstil, welcher in so aufgelöster Zeit doppelt wirkt. Der sehr ernsthaft aussehende General mit breitem, überwiegendem Oberkörper pflegt gleich einer Bildsäule auf der Rednerbühne zu stehen, die Arme übereinanderschlagend wie ein Ordensmann, welcher in dieser Haltung ein Zeremoniell

seines Ordens erfüllt. Die Worte und Sätze kommen klar wie eine Perlenschnur aus seinem Munde. Nie stockt er, nie hat er nötig, eine Verbesserung anzubringen, nie übereilt er sich. Die Rede ist wie der Marsch eines Regimentes, Tritt bei Tritt. Schwung wird nicht gesucht, Tüchtigkeit ist die Losung. Damit aber die Belebung nicht fehle, rasseln mitunter streng im Takte des Schrittes die Trommler dazwischen, ja die Regimentsmusik fällt ein an entscheidender Stelle, sie fällt ein mit der ersten Strophe eines bekannten Kriegsmarsches, und schweigt sogleich wieder. Es soll nicht theatralisch werden, aber die Hilfsmittel der Kunst, welche die Seele auf große Zielpunkte drängen, sie sollen nicht vernachlässigt sein. Der Ruhm und die Größe des Vaterlandes sollen die diplomatische Haltung ebenso erwärmen, wie der gedankenvolle Stil die diplomatische Rücksicht überragen soll.

Das ist die Macht der Historischen, seien sie profan oder kirchlich, daß sie die Nerven der Erinnerung zu berühren wissen. In diesen Nerven ruht der stärkste poetische Reiz, und diesen Reiz mißbrauchen die Ultramontanen. Ich wüßte nicht, daß Herr von Radowitz sich irgendwo dieses Mißbrauchs schuldig gemacht. Daß er es in der Paulskirche nicht getan, wäre freilich nur ein Verdienst der Klugheit, denn auf nichts lauerte man da so aufmerksam und mißtrauisch, als auf einen ultramontanen Zug.

Das Wort „ultramontan“ ist ein schlimmes Wort geworden, sogar das Wort „fromm“ verdächtigt heutzutage. Ultramontan ist doch noch etwas anderes, es deutet „über die Berge“ des Vaterlandes nach einem kirchlichen Staatswesen, welches die eigentümliche Entwickelung der Völkerschaften nicht nur leiten, sondern fesseln will. Geheime Zwecke, geheimes Ordenswesen, das ganze tausendmaschige Flechtwerk einer Herrschaft, die niemand übersehen kann, ist damit verbunden. Das Pfaffentum, das Jesuitentum wird als unzertrennlich davon betrachtet, wie kann es verwundern, daß da-

gegen eine Zeit eingenommen ist, welche ein nationales Vaterland und eine jedermann ersichtliche Freiheit haben will. Der Ultramontan hat grundsätzlich kein Vaterland. Wenigstens geht ihm das Reich seiner Kirche darüber. Er hat kaum eine Familie; denn die Ehelosigkeit der Geistlichen ist keine zufällige, sie ist eine ganz konsequente Einrichtung des kirchlichen Staates, und in diesen Endpunkten kann die ultraradikale Richtung, die abstrakte Welt eines Ruge stellenweise ganz wohl zusammentreffen mit den Richtungen hierarchischer Parteien. Sie begegnen sich auf der kahlen Heide der kategorischen Begriffe. Der Ultramontan hat nur voraus, daß seine Begriffe alle die Weihe der Geschichte und den Reiz farbigen Schimmers tragen, er hat die Versinnlichung voraus, den Kultus. Geht er ans äußerste, so weiß er dies auch abzustreifen, und man sieht in kritischen Epochen den geistlichen Ordensmann ebenso logisch mit dem Demos gehen, wie man ihn zu andrer Zeit mit dem Adel und Fürstentume gehen sieht.

Aus solchen Gründen wird der Ultramontan immer doppelt mißtrauisch angesehn, wenn eine politische und besonders wenn eine nationale Bewegung ausbricht. Jeder Patriot fühlt instinktmäßig, daß der Parteimann der Kirche in letzter Instanz immer noch ganz andere Zwecke verfolge. Die Bezeichnung „ultramontan" hatte in der Paulskirche von Anfang bis zu Ende etwas ganz Besonderes, und die verschiedensten Parteien waren in diesem Mißtrauen stets auf der Stelle einig. Wenn ein Lassaulx oder Philipps auftrat, dann stimmte der von der Rechten unbedacht mit dem von der Linken zusammen in dem leisen Rufe: „Ultramontan"! Ganz wie die feindlichen Gemeinden sofort zusammentreten, wenn es heißt: Der Wolf ist da!

Wer möchte bezweifeln, daß manchem kirchlich Gesinnten damit unrecht geschieht! Wer möchte bezweifeln, daß es in dieser Partei der Abstufungen außerordentlich viele gibt.

Aber das Wort „fromm" selbst, welches doch eine so große und schöne Eigenschaft bezeichnet, selbst dies Wort ist neuerer Zeit in politischer Welt verrufen worden. In der Paulskirche ist der Grund hierfür deutlich genug geworden. Keiner der „Frommen" hat sich im Streite als fromm erwiesen. Die Täuschung, der leise und laute Trug mit Prinzipien, der Schacher mit diesen Prinzipien, wo es den parteiischen Vorteil galt, wurden sie etwa verschmäht, wie es doch einer bloß ehrlichen wie vielmehr einer frommen Gesinnung zugekommen wäre?! An ihren Werken sollt ihr sie erkennen. Und wo war die Liebe, das unerschütterliche Wohlwollen, welche die Seele sind jeglicher wahren Frömmigkeit? Wer hat sie entdeckt? Kurz, es sind eben nicht die Frommen, denen man mißtraut, es sind Geschäftsführer der Frömmigkeit.

Dies alles sei übrigens nicht in bezug auf Herrn von Radowitz gesagt. Seine Haltung hat nie in solcher Weise Blößen gezeigt; sie war durchaus fest und milde zugleich. Von dem Ultramontanismus, welchen man ihm nachsagt, hat die Paulskirche nichts gehört, was nicht jedem tieferer Dinge bedürftigen Menschen angemessen wäre. Aber auf die Fragen am Eingange seiner Charakteristik müssen wir allerdings zurückkommen, um uns einem Urteile über ihn zu nähern, auf die Fragen: Wie weit sind diese verständigen Romantiker wirklich unterjocht? Wie weit stellen sie sich unterjocht? Wie groß ist überhaupt die Kraft ihrer Fähigkeiten?

Für innerlich unterjocht von irgendwelchen Satzungen halte ich Herrn von Radowitz nicht. Dafür erscheint mir das Zellengewebe seiner Seele zu nachgiebig. Ein solches empfängt leicht, aber es läßt auch leicht. Zum Fanatismus in Satzungen gehört eine strengere Struktur. Herr von Radowitz mag durch straffe Haltung, durch abgeschlossenes Wesen, durch feste wie in Stein gemeißelte Rede dem Zuschauer streng vorkommen. Wenn man ihn ein halbes Jahr lang beobachtet hat, so sagt man: Er ist es nicht. Für einen

Kammerdiener, heißt das Sprichwort, gibt es keine Größe. Wir haben so lang nebeneinander gesessen, daß in diesem Sinne einer des anderen Kammerdiener wurde. Herr von Radowitz hat alle Neigungen eines künstlerischen Naturells, und wer so geartet ist und doch in keinem Fache schöpferischer Künstler wird, der bleibt sein Lebtag Eklektiker und der hat nie Fanatismus, oder sein Fanatismus ist nur eine aus Vordersätzen abgezogene Erhitzung ohne Dauer. Wer so geartet ist, der beschäftigt sich mit allen Kreisen des menschlichen Schaffens, welche eine absonderliche Ausbeute versprechen, und er geht in diesen Kreisen bis an den Punkt, wo man sich hingeben, wo man wagen muß, um des letzten teilhaftig zu werden. Vor dieser Hingebung, vor diesem Wagnisse wird er stillstehn, und wird studieren, wie man ohne Hingebung und Wagnis das letzte wenigstens sehen, wenigstens bis auf einen gewissen Grad haben könne. Herkules am Scheidewege, welcher nicht glaubt, daß die Scheidung durchaus nötig, welcher glaubt, daß doch noch ein Mittelweg auszufinden sei. — Ist diese Anschauung richtig, so möchte ich diesen General wohl im Generalstabe, aber höchstens bei Rückzügen am Kommando sehn. Das schaffende Handeln ist nach dieser Anschauung nicht seine Sache, sondern nur das Verbessern.

Solche Naturen bringen doch sehr viel zuwege, wenn sie so viel gestaltenden Verstand besitzen wie Herr von Radowitz. Aber immer nur in zweiter Linie. Sie sind zu gebildet, sie sehen die Schwierigkeiten und Hindernisse zu gut, als daß sie eine große Unternehmung offen und von vorne anfassen möchten. Vor allem wollen sie stets sich und die Sache nicht kompromittieren. Man nennt ja gern das „die Sache“, was im Grunde nur unser Anteil an der Sache ist.

Betrachten wir die Laufbahn des Herrn von Radowitz näher, wie sie sich vom Kadettenhause in Kassel entwickelt hat bis in die Paulskirche, und wir werden einräumen, daß

sich fast alles auf einen dilettierenden Künstlersinn zurückführen läßt. Auch die diplomatisierende Intrige, welche man ihm so gern vorwirft, sie widerspricht dieser Grundeigenschaft gar nicht, bestätigt sie im Gegenteile. Die Liebhaberei an Intrigenführung ist ganz und gar ein Künstlertum des trocknen Verstandes, und wer obenein alles, auch das Harmlose mit Wichtigkeit und feiner Verwickelung behandelt, wie man dies dem hundertfach korrespondierenden Herrn von Radowitz nachsagt, der ist offenbar spielerischem Künstlerdrange unterworfen und zur Diplomatie bestimmt, nicht aber zum offnen, Bahn brechenden Handeln.

In Kassel bildete er um sich und den Kurprinzen einen Kreis, welcher neben dem barschen Kurfürsten, wohl auch gegen diesen nüchternen Herrn das Staatsleben tiefer begründen, die Lebensbeziehungen überhaupt weiter verzweigen wollte. Dem dürren Rationalismus in Staat und Kirche sollte für die Zukunft reicherer Inhalt vorbereitet werden. Der soldatische Kurfürst machte aber bald diesem Vorspiel ein Ende und versprengte den Kreis — zu welchem auch der später bekannt gewordene Hassenpflug gehörte — in alle Winde. Er hatte rätselhafte Drohbriefe, ein beliebtes dramatisches Hilfsmittel, erhalten, und da er keine Künstlernatur war, so ließ er einfach ausfegen.

Von dem Kurprinzen und der Kurfürstin, einer preußischen Prinzessin, empfohlen, ging Herr von Radowitz nach Berlin — 1826 — und fand sich auch hier zu einem ähnlichen, nur wahrscheinlich höher gehaltenen Kreise, welcher unter dem Namen „Zirkel der Wilhelmsstraße“ mystisch bekannt geworden ist. Eine geheime Korrespondenz mit bestimmten Namen kann auch hier nicht fehlen, und man ist nur erstaunt, in dieser Nachahmung Rheinsberger Sitte so bürgerlichen Geschmack zu entdecken, daß eine hohe Person als „Lehmann“ figuriert. Der junge alte Fritz in Rheinsberg wählte doch wenigstens römische Maskennamen.

Ich bin weit entfernt, in alledem etwas Tadelnswertes zu finden. Bei trockner stockender Zeit und unter protestantisch bürgerlichem Regimente sucht der gestaltungsbedürftige Geist ein Gebiet im Dunkeln. Ich führe es nur an, weil es charakteristisch ist, und was ein pietistisches oder katholisierendes Element darin betrifft, so möchte ich das keineswegs so stark betonen, als die Welt es zu betonen pflegt. Gerade um des ganzen Radowitzschen Wesens willen bin ich der Meinung, es sei dies Treiben, soweit es religiös angetan war, nie über den Dilettantismus hinausgekommen. Auch was man „ultramontan" daran heißen mag, ist bei Herrn von Radowitz gewiß nichts weiter als Dilettantismus. Der wirkliche Ultramontan dilettiert keineswegs. Überhaupt muß man sorgfältig diejenigen abzweigen, welche durch Reflektion zu den Kirchlichen gekommen sind. Großenteils bleiben sie bis auf einen gewissen Grad immer zweifelvoll, und ihr eigentliches Teilnehmen ist Nippen und Naschen, besonders wenn sie viel Verstand haben, und wenn ihre Lebensstellung in protestantischen Staaten begründet ist. Ich werde nie vergessen, daß Herr von Radowitz einmal mitten in einem politischen Gespräche vor der reformierten Kirche auf eine Sammlung von Predigten übersprang gegen einen hinzutretenden geistlich Gesinnten, und diese Predigten lobte ganz wie ein ästhetischer Feinschmecker zu loben pflegt. Das tut und so tut's kein eigentlicher Kriegsmann der Kirche; das war der etwas süßliche Zug eines Freiwilligen. Er hat auch ein Büchlein geschrieben über die Symbolik der Heiligen, und zwar als Anhaltspunkt — zur Erklärung von Gemälden! Also auch hier ein ästhetischer Zweck, der nur im Vordergrunde zu stehen scheint, der aber wirklich Hintergrund, also Seele des Autors ist. Er ist ein Epigone, welcher durch Breite der Absichten das zu ersetzen sucht, was ihnen an Stärke fehlt. Wo hat man auch je gehört, daß ein starker politischer Mann auf Vielwisserei bedacht gewesen! Wer

handeln will ist auf das Nötige bedacht, auf das Zweckmäßige, nimmer aber auf das Beiläufige; wer zum Ziele kommen will, untersucht nimmermehr den ganzen Umkreis seines Weges, und wenn er dies tut, so tut er es nur, um sich vor Feinden sicher zu stellen, nicht aber um Merkwürdigkeiten zu notieren und ein Album anzulegen. Handschriftensammler — und ein solcher ist auch Herr von Radowitz — sind nie Männer der Handlung, sondern beschauliche Naturen. Es ist begreiflich, daß man in der Siestezeit des Bundestages, bei welchem er als militärischer Bevollmächtigter Preußens angestellt war, die Stunden ausfüllen mochte mit Studien, aber es ist eben auch bezeichnend, daß der preußische Bundesgeneral Vorlesungen hielt über Generalbaß und alte Musik, und daß sein Zuhörerkreis aus Damen bestand.

Es liegt nahe, daß man ihm nicht bloß Ehrgeiz nachsagt, sondern auch Eitelkeit. Zum Ehrgeize ist er berechtigt; wenn er aber wirklich eitel ist, dann sind meine Voraussetzungen über die Kraft seines Wesens noch zu günstig.

Allerdings ist der Vielwisser an sich schon der Eitelkeit verdächtig. Das Unzusammenhängende massenhaft im Kopfe und in Schubfächern bereit zu haben, das hat durchschnittlich nur den Zweck des Scheins. Man denke an Mezzofanti, der in müßiger Zeit berühmt wurde wegen seiner Sprachkenntnisse und in tätiger Zeit selbst müßig erschien und ruhmlos verschied. Das menschliche Vermögen beruht eben doch in einem Gleichgewichtsverhältnisse der Kräfte. Belastet man das Gedächtnis unverhältnismäßig, so leidet darunter die Bündigkeit der Folgerung, und es leidet gewiß die Energie des Wollens. Herr von Radowitz weiß das besser als irgend jemand, denn er hat einen vortrefflichen Verstand. Hat er also dennoch seine Tragkräfte dergestalt überlastet, daß sie ihm die Kräfte zum Wollen und Handeln beeinträchtigen, so ist er des kleinen Lobes bedürftig, so ist er der Eitelkeit unterworfen gewesen. — Sein Cagliostroschimmer spielt ferner ebenfalls mit vielen

Lichtern ins Gebiet der Eitelkeit hinüber. Durch Geheimnis reizt man, durch das gebrochene Licht halbdunkler Möglichkeiten erhöht man seinen Anschein. Ich muß gestehn, daß mich eine ganz kleine Frankfurter Erfahrung bedenklicher gemacht hat als diese und jene grelle Geschichte, welche der Eitelkeit des Herrn von Radowitz nacherzählt wird. Ein so bedeutender Mann hat um so mehr Feinde, je näher er den Mächtigen der Erde steht. Die Welt beneidet jegliches Vermögen, und das künstlich erworbene und geschickt erhaltene haßt sie besonders. Solchen nacherzählten Geschichten also mißtraue ich grundsätzlich. Unter diesen war eine freilich so fein, daß sie selbst meinen Mißtrauenspanzer durchstach. Sie lautete dahin, daß Professor Klenze einst im Salon des Prinzen August zu Berlin eine gelehrte Auseinandersetzung vorgetragen über ein eben erschienenes juristisches Buch. Herr von Radowitz, der seine Kenntnis altdeutschen Rechtes gern betont sieht, sei unter den Zuhörern gewesen, und Herr von Radowitz habe eine Viertelstunde später in einem entfernten Zimmer vor einem andern Zuhörerkreise diese Auseinandersetzung als juristischer Kritiker gründlich wiederholt und nichts dabei vergessen als den Professor Klenze.

Dies kann indes nur den Gelehrten betreffen, der als solcher sich oft abzusondern weiß von seinen übrigen Charakterteilen. Wieviel Gelehrte sind in ihrem Fache despotisch gesinnt und übrigens doch unbefangene, billige Leute. Die kleine Frankfurter Erfahrung aber betrifft den ganzen Menschen, und zwar den modernen, auffallend unvorsichtigen Cagliostro. Er unterhält sich mit einem Abgeordneten über seine Lebensweise in Frankfurt, und versichert ganz unnötigerweise in seinem lapidarischen Ausdrucke, daß er nie Wein trinke und nie an einem öffentlichen Orte speise. Derselbe Abgeordnete findet aber einige Tage später Herrn von Radowitz in einem öffentlichen Speisehause, und sieht ihn nicht nur speisen, sondern auch eine Flasche Wein trinken. Wozu hat er etwas

so Gleichgültiges unwahr behauptet? Und noch dazu etwas, was dem Gegenbeweise so arg ausgesetzt war? Der Gegenbeweis war schon vorhanden, als er die Behauptung aussprach: ich selbst war ihm schon früher im Speisehause begegnet. Zu welchem Brunnen von Schwäche führt dieser Kanal? Zu einem so flauen Wasser gemachten Wesens, daß selbst derjenige betroffen stillsteht, welcher nur nach Beispielen einer feinen Eitelkeit gesucht hat, und welcher einen Mann von so großer Bildung niemals hinter einer so nichtigen Scharlatanerie suchen möchte.

Kurz, der Mann ist kein Kassius; er ist dick. Er ist kein Herrscher, denn er ist angekränkelt von künstlicher Bildung. Er ist kein furchtbarer Bösewicht, denn er ist nicht ohne Wohlwollen und ist nicht ohne kleine Schwächen, welche für große Übeltaten den Mut verderben. Aber er ist ein sehr mannigfaltig ausgestattetes Talent für das Schauspiel unsrer Welt. In diesem Schauspiele die Rollen sogenannter „Faiseurs“ zu spielen, welche geheimnisvoll lächelnd oder achselzuckend die Entwickelung leiten, und wenn nicht wirklich leiten, doch wenistens zu leiten scheinen, das ist sein Beruf geworden. Wenn die große Reformbewegung des Jahres 1848 wiederum scheitert in Sachen des deutschen Staates, und zwar scheitert durch die rohe Übertreibung revolutionärer Phantasten, gegen welche die Reform in freister Zeit die besten Kräfte verschwenden mußte, dann erwartet mancher, Herr von Radowitz werde ein anderes, in der Reaktion scharf hervortretendes Rollenfach übernehmen. Ich erwarte das nicht, und halte ihn für verloren, wenn er das versuchen sollte. Meines Erachtens ist ihm das Helldunkel und der leidliche Schein zum Bedürfnis geworden und seine Organe, zum Schaffen verkünstelt, sind nur geeignet zur Abwehr, zu geschicktem Widerstande und zur Ausbesserung.

Darum war er im ersten deutschen Parlamente ganz an seinem Platze. Durch seine Haltung, durch sein Schweigen,

durch sein Sprechen erfüllte er in der Paulskirche eine Aufgabe, welche nur von ihm zu erfüllen war. Er vertrat die romantische Tradition des Staatslebens, welche von den Ultras schreiend gehaßt, von den Mäßigen leise gefürchtet, von den Sentimentalen als Vermittelung erhofft wurde. Letztere beriefen sich namentlich auf eine Broschüre des Herrn von Radowitz, welche in fein gebildeter, edler Darstellung nachwies, daß der König von Preußen lange vor der Märzrevolution eine Reform des Bundestages angestrebt und betrieben habe, und nur an dem hartnäckigen Widerstande Metternichs gescheitert sei. Diese Sentimentalen übersahen, daß man nicht bloß darum scheitert, weil es gefährliche Klippen gibt, sondern weil man nicht die Kraft hat, selbständig ein Schiff zu lenken. Der Nerv zur Tat gebricht.

Wenn es für mich noch eines Beweises bedurfte in dieser Hauptsache, so lieferte ihn mir die Verhandlung über Österreichs Anteil am deutschen Staate, eine Verhandlung, welche das Alpha und Omega der Reichsversammlung wurde, als die eigentliche Verfassung an die Reihe kam. Hierbei hätte Herr von Radowitz seine Broschüre ausführen können. Wir werden später sehn, wie er sich dabei verhielt, ob die Furcht vor neuen Prinzipien ihn nicht zum Flickwerke der alten Formen getrieben, ob er nicht, eben weil er an tausend Rücksichten eines Dilettantenlebens gekettet ist, die Seele des neuen deutschen Lebens gelähmt habe, um sich selbst am Leben zu erhalten. Seine Aufgabe ist schon oben als die eines Schachspielers bezeichnet worden, und diese hat er allerdings mit seltnem Talente gelöst.

Bei Gelegenheit der österreichischen Debatten bin ich ihm auch in seinen Klub — damals das Café Milani — nachgegangen, und habe dabei erfahren, daß er nicht aus Mangel an Fähigkeit nur mit vorbereiteten Reden in der Paulskirche aufgetreten ist. Das hat er der größeren Sicherheit wegen getan; denn auch in der eigentlichen Debatte, welche leider

in der Paulskirche durch die französisch eingerichtete Geschäftsordnung abgeschnitten war, ist er ein fertiger Redner. Klarer Fluß, logische Anordnung, bündiger Schluß steht ihm zu Gebote auch für die freie Erwiderung, und in der Frage um das Talent geht er siegreich und unbeschädigt aus den Kämpfen des Parlaments hervor.

Wer die Revolution nicht für eine gründlich notwendige hielt, wer deshalb der Revolution auch nicht einen gründlichen Verlauf zutraute, der mochte auch damals schon am 19. und 23. Juni — Herr von Radowitz sprach am 19. für sich, am 23. im Namen seiner Partei — still vor sich hin sagen: Jawohl, es wird dahin kommen, daß die Einzelnregierungen das überwiegende Gesamtrecht der Nationalversammlung leugnen oder doch bestreiten und sich unter dem Titel der Vereinbarung das Recht des Zustimmens oder Ablehnens zusprechen werden. Dies wird das erste und letzte und also auch das schwerste Hindernis sein für deutsche Einheit. Es ist das geschichtliche Hindernis, also ein tief berechtigtes. Für die Einheit ebenso gefährlich, wie der bodenlose Radikalismus des Herrn Ruge und Konsorten gefährlich ist für die Freiheit. Gelingt es nicht, eine deutsche Nationalsouveränität zu begründen, und zwar so zu begründen, daß die edelsten deutschen Kräfte mit der Art dieser Gründung einverstanden sind, dann ist das Schiff Deutschland zwischen dieser Scylla Frechheit und der Charybdis Beschränktheit nicht hindurch zu bringen in die freie See, nach welcher wir schmachten[1]).

---

[1]) Diese Betrachtung des Herrn von Radowitz ist im Februar 1849 geschrieben; der Leser ist jetzt schon imstande, sie zu ergänzen oder zu verbessern, ehe der letzte Band dieses Buches ihm zu Gesichte kommt.

7.

Die äußerste Linke und die äußerste Rechte waren übrigens allein ziemlich in klarem, was sie für eine Art Zentralgewalt wollten. Und auch diese waren es nicht! Die Linkesten mit der völligen „Herrenlosigkeit“ hatten eben wie immer die leere Fläche vor sich, auf welcher man Übungen anstellen werde. Was für Übungen, das sollte ihnen selbst eine anmutige Überraschung werden. Die Rechtesten aber wollten soviel als möglich vom Prinzip retten, also vom Schießbedarfe; die Büchse selbst aber warfen sie doch eigentlich ins Korn. Mit Staunen hörte man, daß Radowitz blank und trocken sagte: Allerdings werde die provisorische Gewalt nur einem gesetzgebenden Körper, der Nationalversammlung, gegenüber stehen, und die Nationalversammlung sei doch nur Vertreterin der Gesamtinteressen. Derjenige Körper, welcher die Einzelnstaaten darzustellen habe, fehle also. Das wisse er wohl. Aber er wisse auch, „daß dieser jetzt nicht zu beschaffen, nicht zu improvisieren sei. Die Bundesversammlung sei dazu nicht fähig.“

So flog die Büchse ins Korn. Für den praktischen Staatsmann war das eben die Hauptfrage: ob und wie dieser Körper, welcher die materielle Macht der Einzelnstaaten in die Hand der Zentralgewalt gebe, zu errichten sei. Die wirklichen Bauleute des zukünftigen deutschen Staates, Leute wie Bassermann und Welcker waren um nichts so besorgt, als um diese Handhabe für materielle Mittel.

Späterhin kam man wohl auf den Gedanken, ob Leute wie Radowitz nicht absichtlich die Lücke haben entstehn lassen, um die Einzelnstaaten nicht wirklich zu verflechten in den neuen Organismus, und sie im Gegenteile frei zu erhalten für den Zeitpunkt, an welchem sie sagen könnten: Jetzt ist der moralische Rausch vorüber, und wir, im Besitze aller materiellen Mittel, wir verweigern die weitere Folge.

Der Gedanke ist so grob und so fein, daß er alle Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ich halte ihn aber für falsch. Die Lage war gar nicht angetan für die strengen Monarchisten, um pessimistisch zu berechnen. Sie war schon lange schlimm genug für sie, und die Nationalversammlung gerade war für den Konservativen die einzige sichre Stütze. — Man wagte sich nicht hervor mit einer Staatenvertretung von seiten der eigentlichen Rechten, und die Zentren waren noch nicht gebildet, von denen allein der Vorschlag einer derartigen praktischen Organisation ausgehn konnte. Wie immer hatten sich zuerst nur die beiden äußersten Seiten unter sich vereinigt zu Parteien, die eigentliche Linke und die eigentliche Rechte. Letztere hieß nach ihrem Versammlungsorte so bezeichnend wie möglich „Das steinerne Haus“.

Was zwischen diesen äußersten Enden lag, das wogte noch in hundert Schattierungen durcheinander, und just diese mehrtägige Debatte über Zentralgewalt bildete erst den Scheideprozeß, aus welchem die Zentren überhaupt und rechtes wie linkes Zentrum insbesondere hervorgingen. — Bis jetzt waren noch Leute in gemeinschaftliche Vorbesprechung zusammengetreten, welche man einige Monate später nicht mit vier Pferden auf einen gemeinschaftlichen Punkt gezogen hätte. An den bestimmten Fragen erkannte man erst die verschiedenartige Anschauung. — Und jetzt erst, als die Frage um Zentralgewalt in ihrer unübersehbaren Ausdehnung und Wichtigkeit den Leuten über den Kopf wuchs, jetzt erst nachdem man schon tief in die Debatte hineingeraten war, fanden sich diejenigen zusammen, welche nicht ganz zur Linken und nicht ganz zur Rechten gehören mochten. Über dreihundert an der Zahl. Sie sahen an dieser Zahl, daß ihnen die Entscheidung anheim gegeben sei. Aber um zu entscheiden mußten sie sich einigen. Das war nicht möglich in so kurzer Zeit, und so entstand die große Spannung, entstand das seltne dramatische Schauspiel, daß in der wichtigsten Frage gar

nichts vorauszusehen war, ja daß der eine Tag die große Majorität für die Einheit, der andre Tag für die Dreiheit, der dritte Tag wieder für die Einheit zu haben schien. Die Hauptfrage wurde gleichzeitig mit allen Nebenfragen debattiert, man war noch sehr unerfahren in den technischen Anordnungen, und so stürmte in haushohem Wogenschwalle das ganze Material fortwährend ganz auf die unschlüssigen und der Frage noch nirgends mächtigen Abgeordneten hinein.

Um geschichtlich treu zu schildern, darf ich also eigentlich nicht weiter vorgreifen in Zusammenstellung von Parteikämpfern, als ich dies getan mit den Kämpfern der äußersten Linken und äußersten Rechten. Alle übrigen Hauptleute soll der Leser ebenso verwirrend durcheinander auftreten sehn wie sie aufgetreten sind bis zum 23. Juni, dem entscheidenden Sonnabende. Dann erlebt er selbst die Schwierigkeit einer Entschließung und einer Wahl.

Gehen wir also zurück zum Morgen des 19. Juni, an welchem der Bericht und die Anträge des Ausschusses vorgelesen werden. Der Berichterstatter selbst liest ihn nicht; man erkennt aber bald an dem ruhigen, sinnigen, zuversichtlichen und einfachen Stile den Verfasser der englischen und französischen Revolution, Dahlmann, einen der siebzehn Vertrauensmänner am neuen Bundestage, von welchen der Verfassungsvorschlag eines neuen deutschen Kaisertumes ausgegangen war. Das berauschte Frühjahr hatte diesen Vorschlag mit Kopfschütteln und Staunen aufgenommen, mit Mißmut, ja an vielen Orten mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. Die jungen Spatzen besonders, welche allein den Vogelgesang bildeten, ehe die eigentlichen Singvögel angekommen und vor der stürmischen Saison zum Singen gekommen waren, die jungen Spatzen an allen Ecken fertigten das Kaisertum ab wie eine veraltete Vogelscheuche, welche jeder gebildete Sperling lange kenne, und von der er sich nicht im mindesten mehr einschüchtern lasse. So wenig, pfiff dieser und jener, so wenig,

daß ich mich darauf setze und sie stolz besudle. Seht ihr, wie sie sich's gefallen lassen muß! Sie ist ein Schrecken für den Aberglauben, aber nicht für die aufgeklärte Welt unsrer Sängerschar.

Ob es wohl nur eine Vogelscheuche gewesen ist? Sie scheint doch Wurzel geschlagen und binnen einem Jahre Stamm und Zweige und viele Triebe entwickelt zu haben, was doch sonst nicht Sache der Vogelscheuchen ist. Die Spatzen aber sind Spatzen geblieben.

Unter solchen Umständen war es für den aufgeklärten Teil der Versammlung ganz und gar nicht empfehlend, daß der Bericht von diesem offenbar überlebten und doktrinären Professor herrühre. Überhaupt Professoren, unpraktische Leute, was wissen die von Politik, und alle die vormärzlichen Größen, wie schrumpfen sie zusammen vor dem hellen Tagesscheine des eroberten Lichtes!

Dieser Bericht schlug nun vor: „Ein Bundesdirektorium aus drei Männern bestehend (immerhin drei! hatte Dahlmann gesagt), welche von den deutschen Regierungen bezeichnet und, nachdem die Nationalversammlung ihre Zustimmung durch eine einfache Abstimmung ohne Diskussion abgegeben haben wird, von denselben ernannt werden."

„Das Bundesdirektorium hat provisorisch die vollziehende Gewalt in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaats betreffen", die Oberleitung des Heers und Ernennung des Oberfeldherrn, und die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands auszuüben. „Über Krieg, Frieden und Verträge mit auswärtigen Mächten beschließt es im Einverständnisse mit der Nationalversammlung. Die Errichtung des Verfassungswerkes bleibt von seiner Wirksamkeit ausgeschlossen. Es übt seine Gewalt durch ein verantwortliches Ministerium. Die Minister haben Sitz und Wort in der Versammlung, aber stimmen nur mit, wenn sie Abgeordnete sind. Kein Bundes-

direktor kann Abgeordneter sein. „Sobald das Verfassungswerk vollendet und in Ausführung gebracht ist, hört die Tätigkeit des Direktoriums und seiner Minister auf.“

„Der Plan wie er Ihnen vorliegt,“ schließt der Dahlmannsche Bericht, „macht keinen Anspruch auf Idealität; es bilden sich vielmehr in ihm die konkreten Verhältnisse Deutschlands getreulich ab. Die Aufstellung eines einzigen Bundesdirektors oder Reichsverwesers würde den Ansprüchen der Theorie mehr genügt, schwerlich aber den Anforderungen der Gegenwart besser entsprochen haben. Wie es bis dahin steht, teilen nun einmal die streitenden Interessen unser Deutschland in drei große politische Massen, die wir als Österreich, Preußen und die minder mächtigen Staaten bezeichnen.“ — „Ohne Zweifel wird durch den vorliegenden Plan die deutsche Bundesversammlung in ihrem bisherigen bedeutsamsten Verhältnis, vielleicht sogar in ihrem Namen bedroht, und es gehörte nicht notwendig in unsern Plan, den Platz für ihre künftige Wirksamkeit zu ermitteln. Nichtsdestoweniger ist es unverkennbar, daß das Bundesdirektorium einer steten lebendigen Mitteilung mit den einzelnen Bundesstaaten bedarf, und vermutlich wird dasselbe in den Abgeordneten der einzelnen Staaten einen für die fortlaufende Kenntnis der innern Angelegenheiten unsers deutschen Bundesstaats unentbehrlichen Staatsrat erblicken, dessen Gutachten einzuziehn, mit Ausnahme besonders eiliger Fälle, ihm von Wichtigkeit sein muß.“

Das meiste hiervon ist Gesetz geworden, und wir fragen uns heute, wo die provisorische Zentralgewalt ihrem faktischen Ende nahe ist, wir fragen uns sorgenvoll, ob es nicht besser gegangen wäre, wenn man damals noch mehr von diesem Antrage zum Gesetz erhoben hätte? Ob es nicht richtig war, die Einzelnstaaten, welche sich später so arg entzogen, durch ein Triumvirat eng hinein zu flechten in die provisorische Zentralregierung? Damaliger Zeit legten wir in Sorge um den Monarchismus wohl zuviel Gewicht auf die

monarchische Spitze, und setzten die Erscheinung über die Macht.

Aber die Einzelnstaaten hätten freilich ihre Vertreter im Triumvirate wahrscheinlich um nichts weniger verleugnet, als Österreich seinen Erzherzog verleugnet hat.

Als Dahlmann auf der Rednerbühne erschien, um diesen Antrag zu bevorworten, war es unruhig im Hause. Man hatte ihn nie reden hören, man wußte nicht, ob dieser schweigsame, nur orakelhaft hie und da sich äußernde Professor mit verdrießlichem langem Gesicht und struppigem grauem Haar ein freies Wort zustande bringe. Auch die Stimme, mit der er anhob „Meine Herren!", war so klanglos, daß der kurze Eingang verloren ging, und der Präsident bitten mußte, auf den Plätzen zu bleiben. Noch dazu sagte er bald, daß er nicht vortragen werde, was er vortragen gewollt. Er habe Vorversammlungen beigewohnt und in diesen die in Rede kommenden Systeme so erschöpfend behandeln hören, daß es ihm von Überfluß erscheine, noch darauf einzugehn. Aber wie dürr das alles war, es wehte eine Festigkeit und Überzeugungstreue von dieser herben Lippe herab, daß man diese Kürze und das wahrscheinliche Unvermögen längerer Rede zu bedauern anfing. Die langsam aber eisenfest hervortretenden Worte nahmen besonders gegen den schnell herankommenden Schluß hin einen so nachdrücklichen Tritt, daß man geweckt wurde von der inneren Kraft eines Charakters, als er sagte: „Meine Herren! Ich fürchte den auswärtigen Feind keineswegs für das große Unternehmen, welches uns vorliegt. Was ich fürchte ist der innere Feind, die mit jedem Tage mehr und mehr um sich greifende Anarchie auf deutschem Boden. (Unruhe in der Versammlung. Zischen[1]). Ihre Beschlüsse, die Weisheit und Kraft Ihrer Beschlüsse werden ein Hoff-

---

[1]) Euphemismus der stenographischen Berichte, welche den Zusatz „von der Linken" nicht passend gefunden.

nungsanker sein für die edlen Freunde der Freiheit, sie werden ein Todesstoß sein für die Freunde der Anarchie.“ (Bravo auf der Rechten. Zischen auf der Linken.)

Den Reigen eröffnete Herr Heckscher, welcher erklärte, daß er auf dem Boden der Volkssouveränität stehe, und daß es ihm sehr gleichgültig sei, wie viel oder wie wenig von den alten Institutionen beibehalten werde. Er achte nur darauf, ob sie gut seien; er gehe nur darauf aus, insoweit etwas Neues zu schaffen, als es zweckmäßig sei. Dabei aber gehe er schrankenlos zu Werke, ohne Rücksicht darauf, ob er auf dem Rechtsboden stehe oder nicht.

Die trockne advokatische Logik dieses Mannes, unterstützt von einer fast bissigen persönlichen Hartnäckigkeit, erwarben ihm in den ersten Parlamentsmonaten ein gewisses Vertrauen in der Paulskirche. Man glaubte einen wünschenswerten Bürgerkapitän in ihm zu haben, welcher das Notwendige und Praktische mit bündigem, etwas grimmigem Räsonnement durchsetzen könne, ohne den Degen wirklich zu ziehn. Erst später wurde man inne, daß es ihm an jeder Sorte höheren Stils gebreche, ohne welchen man in der Politik überall in Winkel gerät und in den Winkeln sich verrennt bis zum Einstoßen des Schädels. Man wurde ferner inne, daß es ihm daneben an keiner Sorte persönlichsten Ehrgeizes gebreche, und daß er seiner Rechthaberei Land und Leute, Vergangenheit und Zukunft zu opfern imstande sei, kurz, daß er die Konstituierung des Vaterlandes wie einen gemeinen Prozeß behandle, in welchem der Advokat sich bald dieses bald jenes schimmernden Rechtsmittels bedient, um sich und seine Geschicklichkeit geltend zu machen, gleichgültig darüber, ob dies ins Endlose und Unentwirrbare hinausführe.

Diese seine Entwickelung lag noch in der Ferne, und es war von Eindruck, daß er sich in den meisten Punkten dem Ausschußantrage anschloß. Nur verlangte er, daß die Nationalversammlung ernenne, daß dagegen ihr „Einver-

ständnis" zu Krieg und Frieden, und daß die Bestimmung eines Oberfeldherrn wegfalle. Die Vermittelungsbehörde zwischen Zentralgewalt und Einzelnstaaten, das also, was damals noch Bundestag hieß, behandelte er wegwerfend. Er nannte das „zwei Exekutivgewalten", und wollte nichts davon wissen. Das Schicksal hat gewollt, daß gerade er als Minister ein Vierteljahr später an diesem Mangel einer klar organisierten Vermittelung zur Exekutive durch die Einzelnstaaten zugrunde ging.

Es folgten kleinere Götter. Unter ihnen von der Linken jener Wohltäter leidender Menschheit, welcher seine Eigenschaft als „Wiener Tränkchen" zu kochen begann, und welcher sein „maßloses Erstaunen" nicht zurückhalten konnte über diese Anträge des Ausschusses. Es folgte Radowitz, es folgten Linke, welche zum ersten Male offen sagten, daß ihnen die republikanische Regierungsform an der Spitze Deutschlands notwendig scheine. Dies machte viel weniger Aufsehn als die wohlwollende Versicherung, daß sich hiermit die Monarchie in den Einzelnstaaten sehr wohl vertrüge.

Es folgte Bassermann, der hierbei zum ersten Male sein großes Talent praktisch eingreifender, praktisch zwingender Rede entwickelte. Vergleicht man diese erste Rede mit seinen späteren, dann sieht man förmlich den Baum wachsen, Zweige, Blüten, Früchte treiben, so naturgemäß stellt sich die Entwickelung dieses Talentes dar. Es war diese erste Rede noch ein schlankes Bäumchen mit einer kleinen Anzahl magerer Ästchen, und die Knospen meldeten sich nur hie und da. Aber das Bäumchen stand festgewurzelt in gutem, ein wenig sandigen Boden; man sah, daß es dem stärksten Winde gewachsen war.

Zum Zweck sprechen ohne irgend einen gesuchten Schmuck, ohne irgend einen künstlichen Umweg — dies war von vornherein der Charakter Bassermannscher Rede. Je mehr sich dieser Charakter ausbildete, desto ruhiger und umsichtiger

wurde der Weg nach dem Ziele zurückgelegt, und diese Ruhe, diese Umsicht brachten es mit sich, daß die Hindernisse am Wege links und rechts scharf ins Auge gefaßt und mit natürlichem Ausdruck bezeichnet wurden. Das Ziel unverrückt im Auge bezeichnete Bassermann diese Hindernisse immer in bezug auf das Ziel, und so entstand seine Polemik, eine Polemik, die empfindlicher ward als irgend eine Form, weil sie eben immer und nur zweckmäßig auftrat. Sie räumte auf links und rechts am Wege, und räumte auf öfters durch die Gegner selbst, indem sie einfach aussprach, wie das Hindernis rechts dem Hindernisse links direkt widerspräche, wie also eins das andere aufhöbe. Nicht der gesuchte, aber der gefundene Witz, der sachliche Witz entsteht solchergestalt, und er beseitigt unmittelbar.

Dieser Zweckmäßigkeit entsprechend ein einfacher, natürlicher Vortrag. Nirgends ein künstlicher Anlauf, nirgends eine andre Absicht, als die Absicht auf das Ziel: das deutsche Vaterland fest auf die Füße zu stellen durch eine passende Verfassung. So redet Mann zu Mann, und von Mann zu Mann will man treffen und trifft. Man macht keine Umstände, dies oder jenes verborgen zu halten, man will nichts verborgen halten, man will aufs reine kommen, man nennt das Kind beim Namen. Auch den Bundestag. Bassermann, der nicht in der Gelehrsamkeit, der im Geschäftsleben aufgewachsen ist, fragt nach Mitteln und Wegen. Womit wollen Sie regieren? Mit Dekreten? Wer vollzieht sie? Sie brauchen die Einzelnregierungen, die Ihnen jetzt gehorchen und vielleicht morgen schon nicht mehr. Sie brauchen den Bundestag als das Organ der Einzelnregierungen; denn Sie selbst können nicht „über einen Kreuzer Geld, nicht über einen Soldaten verfügen!“ — „Ich kann es nicht über mich gewinnen, mich bloß an Namen zu ketten“ — sagte er zu großem Kopfschütteln der Linken — „weil die Bundesversammlung diesen Namen trägt, weil siebzehn Männer dreißig

Jahre hindurch das Gegenteil von dem getan, was die jetzigen tun, was nun die Siebzehn seit drei Monaten anders tun, deswegen soll ich kein Vertrauen haben?!" Und so warnte er vor dem „abschüssigen Gange" eines Vollziehungsausschusses. „Mag man dann auch sagen, wir verteidigten die Freiheit des Volkes nicht, wir wissen was wir wollen. Aber ich glaube auch, in Zeiten wie die jetzigen sind, gilt es nicht die Freiheit für den Augenblick, es gilt eine längere Dauer" — „es hat sich immer gezeigt, daß, wenn man die Freiheit mißbrauchte, wenn das Maß verlassen wurde, daß dann in den Gemütern eine stille Reaktion sich bildete und daß Hunderttausende, ja Millionen Bürger, wenn auch nicht laut, doch einstweilen im stillen sagten: Lieber Ordnung ohne große Freiheit, als eine solche Freiheit ohne Ordnung." — „Aus diesem Grunde erklärt es sich, daß unsere deutschen Spießbürger so lange mit dem Worte Freiheit den Begriff Guillotine verbanden, aus diesem Grunde folgte so bald auf das Hambacher Fest, von dem Metternich sagte: Es kann auch noch ein Fest der Guten werden! die Reaktion in den dreißiger Jahren bis 1848. Und diejenigen, die vor einem solchen Überschlag der Wellen warnen, tun vielleicht mehr noch für die wahre Freiheit als diejenigen, welche, das Wort Volkssouveränität im Munde, jene anklagen, die sich entgegenstemmen dem Überstürzen, das da kein Heil bringt." (Vielstimmiger Beifall.)

Das klingt allerdings nicht ideal, sondern fast nüchtern, aber es ist wahr, und schiebt die Redensarten zur Seite. So war seine Einwendung in betreff Kriegs und Friedens fast naiv gefaßt. „Es spricht niemanden an," sagte er, „daß eine Versammlung von 600 Männern beurteilen soll über Ankündigung eines Krieges," und in diesem „es spricht niemanden an" war ein so gesunder Bürgersinn versinnlicht ohne weitere Gründe, daß es mehr Eindruck machte als die formellste Beweisführung.

Aber Bassermann erklärte sich an diesem ersten Tage der Debatte noch nicht bestimmt für dies oder jenes; er wollte die Debatte abwarten, und Leue aus Köln der ihm folgte, mag ein guter Jurist sein, das politische Räsonnement, welches er führt und hier für die einheitliche Zentralgewalt führte, hat nicht Boden und Festigkeit genug, um jemand zu verlocken oder zu überzeugen. Der parlamentarische Tag neigte sich zu Ende, und von der Rednerbühne herab war nichts Entscheidendes in die Wagschale gefallen. Duncker von Halle schloß den Tag, und sprach am Unumwundensten für den Ausschußantrag. Er nannte es unpolitisch und unpraktisch, wenn die Nationalversammlung ganz allein die Zentralgewalt schaffen und bilden wolle, er sagte — leider richtig! — voraus, daß die Reaktion in Form des Partikularismus um so sichrer entstehen werde, je mehr sich die Nationalversammlung in ihrer Zentralgewalt theoretisch und praktisch zugleich absondere. Und er schloß mit folgenden Worten, die jetzt eindringlicher erscheinen, als sie damals waren: „Halten wir uns besonnen an die Verhältnisse wie sie liegen; täuschen wir uns nicht über die Kräfte des Neuen, nicht über die Gewalt des Alten; nehmen wir die augenblickliche Agitation nicht für den großen Strom der öffentlichen Meinung! Fassen wir unsre Entscheidung weise, umsichtig, staatsmännisch; geraten wir nicht auf die Wege des Konvents. Wir wissen, was auf dieser Bahn kommen muß, wir haben es uns an den Kinderschuhen abgelaufen. Es wäre ein Kinderspiel, das alte Stück noch einmal aufzuführen.“

So schloß der Montag. — Nie ist ein größeres Schwanken und Wogen der Unsicherheit gesehn worden. Wer die Wahl hat die Qual! bestätigte sich peinlich eine Woche lang zu Frankfurt. Worin lag die Qual? Die ganze deutsche Ungeschichte lag zur Entscheidung vor. Eine Nation, deren Teile auch Nationen sein wollen, wie ist sie endlich und wirklich zu einigen! Der Prinzipienritter ist freilich schnell

damit fertig. Ein abstrakter Schluß ist leicht zu bilden, wie macht man ihn aber zu einem wirklichen? Darüber war man also leicht einig, daß die Versammlung an ihrer entscheidenden Kompetenz von Anfang bis zu Ende halten müsse, denn hierin lag die einzige neue Bürgschaft der Einheit; aber wie schroff oder wie sanft dies durchzuführen sei mitten unter 34 bestehenden Regierungen, das war die Frage der Qual. Keiner von denen, welche die Dreiheit vorgeschlagen, war darüber zweifelhaft, daß die Einheit in der Person besser sei, aber woher die Macht nehmen für diesen einen Regenten?

Wie sehr man sich täuschte über die „Macht des Alten“, zeigte die Eröffnung der Diskussion am folgenden Tage. Braun von Köslin begann sie mit einem Vorschlage, dessen damaliges Schicksal immerdar denkwürdig bleiben wird. Er wollte die provisorische Regierungsgewalt für Deutschland an die Krone Preußens übertragen sehn, und — die linke Seite des Hauses erhob ein schallendes Gelächter, ja der Druck der oberflächlichen Stimmung, die Gewalt der Tagesmeinung war so groß, daß auf des Präsidenten Aufforderung niemand, sage niemand sich erhob zur Unterstützung dieses Antrags. Es sei wohl hier nicht zu fürchten, daß jemand solchen Antrag unterstütze, rief eine vorlaute Stimme von der Linken. Ja, einer der liebenswürdigsten und tüchtigsten Männer der gemäßigten Linken, ein wahrhaft patriotisch gesinnter Mann, Reh von Darmstadt, sonst die Milde und Gerechtigkeit selbst, welcher Braun von Köslin auf der Rednerbühne folgte, ließ sich verleiten, seine Rede mit folgenden Worten zu beginnen: Ich will auf die Rede des Abgeordneten aus Hinterpommern nichts erwidern. — Mit solcher heiteren Geringschätzung beseitigte diesen Antrag selbst ein Mann, welcher drei Vierteljahre später mit der Kaiserdeputation nach Berlin reiste, um der Krone Preußen die Definitivgewalt zu überbringen. Ist es eine Laune des spöttischen Schicksals, daß Reh unterwegs erkrankte und in Magdeburg zurückbleiben mußte?

An diesem zweiten Tage schickten die Linken ihre schlagfertigsten Truppen auf die Schanze, die schwere Infanterie in Robert Blum und den jungen feurigen Feuerwerker Ludwig Simon von Trier. Sie hatten mit ihrem Vollziehungsausschusse keine Aussicht auf Erfolg, das wußte man wohl, aber auch die äußerste Meinung ist doch aus Teilen zusammengesetzt, welche auf die abweichende Meinung wirken können und wirken sollen.

Es war die Zeit der Gleichnisse; die Rhetorik blühte noch, und Blum begann immer mit einem gewaltigen Bilde und schloß mit einem. Dies gehörte zu seiner inneren Schwäche vor der Paulskirche. Denn stolze Bilder vom Prometheus gehörten nicht zu seiner Bildung und wirkten, eben weil sie außer echtem Zusammenhange mit dem übrigen Gedankenkreise des Redners lagen, auf ein so gebildetes Publikum ganz anders als auf ein Publikum der Mittelklasse. Vor letzterem mochten sie allerdings die unzweifelhafte Blumsche Beredsamkeit erhöhen.

Jetzt verglich er die Versammlung mit dem Prometheus; „seine Riesenkraft war angeschlossen an einen Felsen und er konnte sie nicht brauchen — die Riesenkraft der Versammlung scheint mir zuweilen angeschlossen zu sein an den Felsen des Zweifels, den sie sich selbst aufbaut.“ Der Zweifel bestand natürlich darin, daß man zögerte, einen Vollziehungsausschuß zu ernennen. Er aber bezweifelte nicht und setzte dies den Ungläubigen auseinander, daß mit einem Bundesdirektorium die Despotie, die schrankenloseste Diktatur errichtet werde. Jetzt da wir diese schrankenlose Diktatur der provisorischen Zentralgewalt hinter uns sehn, nimmt sich diese „schrankenlose Diktatur“ doppelt kurios aus. Damit wirkte er natürlich nicht, und der pathetische Schluß „wollen Sie das Himmelsauge der Freiheit brechen sehen, so schaffen Sie Ihre Diktatur!“ verfehlte zwar seine Wirkung auf die Galerie nicht, wurde aber übrigens ein spöttisches Parteiwort für schwülstige Rhetorik.

Viel geistvoller und interessanter erschien der Feuerwerker Ludwig Simon, ein ganz junger Mann aus Trier. Bis daher sichtlich ein revolutionärer Gamin in der krawallsüchtigen Bischofsstadt an der Mosel, hat er sich in der Paulskirche und dem Donnersberge eine Methode der Beweisführung angeeignet, welche ihn für das große Publikum ganz gewiß mächtig macht. Das große Publikum läßt sich alles beweisen, solange nicht sein ökonomisches Interesse unmittelbar in Frage kommt, und Ludwig Simon, der in juristischer Schule gebildet worden, beweist alles. Das tut er mit Vehemenz. Man sieht, er zittert auf den Beweis los, und seine Seele jauchzt in dem Beweise, welcher den Gegner zerlegt und langsam tötet. Solch eine fieberhafte Teilnahme des ganzen Menschen an dem, was er redet, die entzündet auch Teilnahme. Kopf und Herz dampfen zusammen in Feindschaft gegen die „niederträchtige“ alte Welt, und so muß, nach Schillers Lieblingsausdrucke, eine pathologische Figur, eine pathologische Rede entstehn, ein Mortimer des Hasses gegen die gottlose, tyrannische Königin. Und Königin ist alles für Ludwig Simon, was nicht demokratische Republik.

Er beweist also nicht nur mit Vehemenz, er beweist aus eigner Überzeugung. Er ist zu jung, er hat zuwenig Erfahrung, um irgend einen Zweifel zu setzen in seine Kenntnis, er schwelgt also in der Konsequenz seiner Bemerkungen, er ist fanatisch für seine Logik. Fiat respublica, pereat mundus!

Wer ihn später gehört hat, wird es kaum glaublich finden, daß man ihm am 20. Juni zurufen mußte: Lauter! lauter! Später sprach ja kaum ein anderer so laut, so durchdringend, so schneidend laut wie Ludwig Simon. Der zartgebaute junge Mann pflegte nach erlangter größerer Übung den blassen runden Kopf so weit als möglich hinüber zu strecken in die Versammlung, um seinen Wortlanzen nachzudrücken und nachzusehen in allen Winkeln der Kirche.

Dabei zogen sich die Augenbrauen in die Höhe, und das braune Auge starrte darunter stier, wie das gemalte Auge einer Larve. Es hatte etwas vom Wahnsinn logischer Wut. In der Tat zittert auch stets, selbst wenn er beim nüchternen Dominospiele sitzt, eine Unruhe peinlicher Art durch seinen Körper, und eine Gliedmaße, sei's ein Arm, sei's ein Fuß, ist stets in Bewegung. Das hört nur auf, wenn er den Mund zur Rede öffnet; dann drängt sich die ganze wilde Unruhe ins Haupt, auf die Lippe, und es ist bewundernswürdig, wie ihm dann alles zu Gebote steht, Gedächtnis, Wort und Wendung, wie dann alles zusammenschießt zum großen Talente, wie sich dann alles ballt zur — Rache. Denn seine Reden sind immer die personifizierte Rache. „Einränken", sagt man in Schlesien, will ich's dem Gegner, einränken all das gallige Gift, welches er in mir aufgeregt, und solche Absicht des Einränkens atmet Ludwig Simons Rede von Anfang bis zu Ende. Er überschüttet nicht etwa, denn er ist nicht roh, er ist voll Methode und strotzt von Fähigkeit, er „tränkt ein", indem er in hundert Gattungen des Beweises seine höhnischen Widerlegungen den Gegnern ins Blut nötigt.

An jenem Dienstage begann er mit seinem Glaubensbekenntnisse. „Demokratische Republik", sagte er, „ist diejenige Form, die nach meiner Überzeugung dem Volkswillen am besten Ausdruck und Verwirklichung verschafft. Aber auch damit ist die Volkssouveränität noch nicht vollkommen gewahrt. Es kommen für die Gesamtheit Vertreter, welche für die andern sprechen, aber es ist nicht ein Mensch wie der andere. Die Volkssouveränität ist vollständig bloß dann gewahrt, wenn sich jeder selbst vertritt. (Geräusch und Gelächter auf der Rechten; auf der Galerie: Bravo!) Das ist Volkssouveränität. Diese Volkssouveränität ist nicht formuliert, sie läßt sich auch nicht formulieren. Sie ist die Formlosigkeit, sie wäre gegenwärtig die unerquickliche Anarchie, für

die Zukunft erachte ich sie als höchste Blüte menschlicher Bildung."

Als fast ein Jahr später Barbès in der Schlußsitzung des Prozesses zu Bourges sein neustes System, oder richtiger sein neustes Verhältnis zu seinem Systeme entwickelte, da mußte es doch auch dem Befangensten klar werden, daß diese immer weiter und weiter in persönliche Willkür ausartende theoretische Freiheit am Ende beim Jesuitismus werde ankommen müssen. Die Wucht der wirklichen Gesellschaft kann auf so spinngewebten Sätzen nicht ruhen; sie sprengt sie also, und der abstrakte Dogmatiker gibt nicht sich, sondern er gibt der Gesellschaft unrecht, und macht noch einen Schritt weiter in seiner Verfeinerung. Er sagt am Ende, wenn er auch in der roten Republik an dem Volke verzweifeln muß: Was da Volk! Was da Volkssouveränität! Beide werden fortwährend mißverstanden. Die Idee von beiden nur ist souverän, und ich nur weiß, was diese Idee zu bedeuten hat. Barbès schloß also ganz naiv mit dem Ausspruche: Der Zweck ist souverän.

Damit ist doch eigentlich der Kreislauf vollendet! Vom Kampfe gegen den Absolutismus ging man aus, und es hat noch niemand dem Absolutismus wehren können, daß er sich auf Güte oder Größe seines Zwecks beruft. Den Jesuitismus in allen Gestalten hat man vernichten wollen, und der gefürchtetste Grundsatz hieß doch stets: Der Zweck heiligt die Mittel — mit andern Worten: Der Zweck ist souverän.

Ich vermag nicht vorauszusagen, ob in Ludwig Simon der logische Fanatismus, welcher wahnsinnähnlich aus seinem Blicke stiert und in seinen Nerven bebt, sich ebenso stark entwickeln werde, wie sein gesunder Menschenverstand. Er ist mit letzterem wohlbegabt, und da sein Geist voller Energie und sein Talent der Fassung beträchtlich ist, so wird die gemein gesunde, die praktische Anschauung vielleicht doch Herr seines Wesens. Im ganzen hat er sich auch seit jenem ersten

Auftreten nach dieser praktischen Seite hin entwickelt, indem er sich als rheinischer Jurist immer nüchtern für Abschlagszahlungen erklärt hat, wo nicht mehr zu erhalten war. Unter allen Umständen aber ist er der begabteste und ehrlichste Fechter von der äußersten Linken, der die Konsequenzen seiner Logik auch seinem Gegner zugestand.

Jedenfalls hatte man die Empfindung, man gerate von einem kräftigen Saatacker, der gute Frucht und Unkraut üppig durcheinander treibe, auf eine unfruchtbare Lehde, als der dritte Ultraradikale, von Trützschler aus Sachsen, bald nach ihm auftrat und sein Glaubensbekenntnis dahin erklärte, daß „jeder Mensch als Souverän auf die Welt komme“. Welches denn freilich so viel besagt, daß es nichts bedeutet.

Diese obersächsische Freiheit ist allerdings der unfruchtbarste Boden. Von der ganzen Gedankentiefe einer sechzigjährigen politischen Spekulation haben die Wortführer dieser Landschaft nichts sich aneignen können, als die trocknen Spitzen der Folgerungen. Diese trocknen Spitzen haben sie von den Halmen und Stengeln abgeschnitten, und mit diesen trocknen Spitzen treiben sie ein Handelsgeschäft. Sie setzen also durchaus nur im Umlauf, und haben mit der Erzeugung des menschlichen Gedankens gar nichts zu schaffen. Wo sie sich darauf anstellen, da schaffen sie Unrat, wie der Scherz mit dem Namen Schaffrath richtig andeutete.

Sie berufen sich natürlich gern auf die kirchliche Reformation, welche bei ihnen ausgebildet worden sei, und sie haben ganz recht mit dieser Berufung. Es ist ihnen gelungen, die ersten Folgerungen der Reformation trocken zu legen und die tieferen Keime derselben vergessen zu machen. Was obersächsisch an Luther war, der bei weitem geringere und unwichtigere Teil Luthers, die vorläufige, formelle Fertigmacherei, das haben sie sich rasch angeeignet und haben's verbreitet auf Kosten des niedersächsischen, viel tieferen und gewaltigeren Luthers. Man braucht nur die kernige ganze

Natur Luthers hineinzustellen in die eigentlich sächsische Pfarrei, welche am aufgeklärtesten zu sein glaubt, je weniger sie braucht — und man wird inne werden, daß niemand fremder ist in dieser Pfarrei als Luther selbst.

Wäre die deutsche Bewegung einzupferchen gewesen in diese obersächsische Oberflächlichkeit, so wäre eine politische Reformation ohne politischen Luther, es wäre ein Phrasenstaat entstanden, den Sonne und Wind binnen vier Wochen unter allgemeiner Hungersnot in die Lüfte gestäubt hätten. Und so saßen denn vier Fünfteile der obersächsischen Volksvertreter wie die Orgelpfeifen nebeneinander auf der Linken, und pfiffen alle dieselbige nüchterne Bettelmannsmelodie, nicht einmal durch Terz und Quinte abschattiert in öder Eintönigkeit, stolz aber und beneidenswert sicher in ihrem Bewußtsein: die deutsche Freiheit zu vertreten gegen nichtswürdige Tyrannei, namentlich gegen die Tyrannei der Bildung.

Herr von Trützschler, einer ihrer Führer, kam denn natürlich mit seinen dürren Halmen, welche er Volk nennt, darauf hinaus, daß die Volkssouveränität durchaus nicht übertragen werden dürfe. Natürlich! Seine Halme haben keine Wurzel unter sich und sind ein fertiger Kaufartikel. Wenn man aber die Zentralgewalt sonstwohin als an einen Ausschuß der Versammlung übertrage, so begehe man einen „Hochverrat“. Das Volk werde dann „die Leute, welche seiner Freiheit, seiner Souveränität Schranken ziehn wollen, selbst vor die Schranken ziehn, und alle verurteilen.“

Also die linke Seite am zweiten Tage. Die rechte Seite wurde durch Welcker und Beckerath vertreten. Beckerath in seiner milden, aber tief verzweigten, fest gewurzelten Bildung antwortete auf diesen „Hochverrat“ folgendes:

„Der vorige Redner sieht in der Übertragung eines Regierungsrechtes einen Hochverrat. Ich will darauf mit einem geschichtlichen Beispiele antworten. Der belgische Kongreß vom Jahre 1830 übertrug die erbliche königliche

Gewalt der Dynastie Koburg, der belgische Kongreß beging also nach den Ansichten des vorigen Redners einen Hochverrat. (Gelächter.) Es ist seltsam, daß während der 18 Jahre, die das Königreich Belgien bereits blühend bestanden hat, niemand auf den Gedanken gekommen ist, den ganzen Kongreß oder auch nur einzelne Mitglieder desselben des Hochverrats anzuklagen. Ich teile die Ansicht des Redners nicht, und gestehe, daß wenn es dieser Versammlung gelingt, durch das Werk, womit sie sich jetzt beschäftigt, und das ebenfalls die Übertragung eines Regierungsrechtes bezweckt, das Wohl Deutschlands so fest zu begründen, wie damals jener Kongreß das Wohl Belgiens begründete, so erkläre ich mich zur Teilnahme an diesem Hochverrate bereit."

Er wie Welcker sprachen für die dreifache Verkörperung in der Zentralgewalt. Welcker besonders konnte gar nicht tief genug das Bedürfnis ausdrücken, daß man die annoch bestehenden Regierungen so weit als irgend tunlich an der Zentralgewalt beteiligen müsse.

Nach diesem Inhalte des zweiten Tages schien die Schwerkraft der Versammlung dem Dreiheitssysteme zuzuneigen, denn alles, was für einen Vollziehungsausschuß gesagt worden war, hatte nicht die geringste Wirkung gemacht.

Dennoch war tief unter dem scheinbaren Erfolge jetzt schon ein geheimnisvoller Drang zu spüren nach einheitlicher Zentralgewalt. Er ballte sich zusammen aus dem Wunsche nach Energie, nach Monarchie, und — nach Präsidentschaft. Präsidentschaft ohne Vorurteil! Sie sollte nicht offenbar die Republik anzeigen, aber sie auch nicht abschneiden. Ein Mann von oben, der immer mehr nach unten geblickt hätte, der oben gefürchtet und unten beliebt wäre, ein solcher Mann erschien mehr und mehr als Ideal, welches bei dieser Gelegenheit verwirklicht werden sollte. Den Übergang wollte man verkörpern. Die ererbte Stellung wollte man begrüßen, um nicht ganz mit der Geschichte zu brechen, und die Konse-

quenzen der Erblichkeit wollte man doch höflich verleugnen, indem man frei und selbständig wähle.

Diese Neigung entwickelte sich deutlicher am dritten Tage, am Mittwoch. In weiten Umkreisen gestaltete sich während dieser Debatte eine Partei zwischen der Linken und der Rechten, eine Übergangspartei, welche linkes Zentrum werden wollte. Gar Verschiedenartiges schoß dafür zusammen: solche, die für eine mögliche Republik, und solche, die für die wahrscheinliche demokratische Monarchie die Zukunft sichern wollten. In dieser Frage um provisorische Zentralgewalt begegneten sich und vertrugen sich ihre Forderungen, und sie scharten sich um einen Verbesserungsantrag, dessen Unterschriften wiederum wie beim Raveaux-Wernerschen Antrage die Führer eines Zentrums in voraus anzeigten: Widenmann, Compes, Wernher von Nierstein, Hans von Raumer — die rechte Seite dieses Zentrums; Robert Mohl, Fallati, Biedermann, Riesser — das Zentrum dieses Zentrums; Schoder, Zell, Wurm, Raveaux — die linke Seite dieses Zentrums.

Schoder aus Stuttgart, ein gelber Schwabe mit reichlicher Galle und mit scharfer Betonung einer recht gründlichen und recht ausschließlichen Demokratie, entfaltete am Mittwoch die Fahne dieser Richtung. Darauf stand ein „Präsident“ — allenfalls sollte er auch Reichsstatthalter heißen; Namen sind gleichgültige Dinge! — und dieser Präsident wird „binnen kürzester Frist von den deutschen Regierungen der Nationalversammlung zur Genehmigung bezeichnet.“

Man sieht jetzt hieraus mit Erstaunen, daß selbst diese der Linken so nahe rückende Partei nicht die alleinige Ernennung in Anspruch nahm, sondern sich mit der endgültigen Ernennung begnügte. Hierdurch war eine völlige Hoffnungslosigkeit für die Forderungen der Linken ausgedrückt, und es war eine große Majorität möglich gemacht für die einheitliche Spitze.

Letztere erhielt ganz unerwartet einen Fürsprecher in Vincke, welcher „nach dem alten Grundsatze Homers" gegen die Vielherrschaft für einen sich erklärte. Er ging so weit, das „erhabene Haus Österreich, welches jahrhundertelang an der Spitze des Deutschen Reiches gestanden", und aus diesem, wenn auch ohne Nennung des Namens, den Erzherzog Johann direkt vorgeschlagen. Vincke wollte übrigens, daß der „Bundesdirektor" von den deutschen Regierungen ernannt werde. Hierin ging er noch weiter rechts, als ein bayrischer Minister, ein harter Graukopf mit dem Wittelsbacher Kinnbarte, welcher an jenem Tage zum ersten Male das so wichtig gewordene Kriegswort, das Wort „Vereinbarung" aussprach. „Wir sind hierher gesandt auf Aufforderung des Bundestages", sagte Herr von Beisler mit so ruhiger Tenorstimme, als ob er mit dieser Verleugnung des Vorparlamentes das gleichgültigste Wort von der Welt ausspräche, und trotz des sofort sich erhebenden Widerspruches fuhr er fort: „Wir sind hier, um mit den Regierungen und Fürsten das Werk der Konstitution von ganz Deutschland zu vereinbaren . . . (Nein! Nein! Wir protestieren! Das ist nicht wahr!)"

Seine Beweisführung war gar nicht geeignet, Proselyten zu machen für die drei-personenhafte Zentralgewalt. Der Mittwoch schloß also ungünstig für die Dreiherrschaft.

Die Debatte in der Paulskirche schien erschöpft, und doch waren eigentlich noch mehr denn hundert Redner zu hören. Jedermann spürte, daß man den Individualismus, die eigentlichste deutsche Eigenschaft, opfern, daß man sich zusammenscharen müsse. Die Vor- und Nachversammlungen außerhalb der Kirche stiegen an Bedeutung und überragten an Wichtigkeit die Verhandlungen in der Kirche. Unter diesem Eindrucke schienen die Reden des Donnerstages nur sickernde Tropfen zu werden. Der dreisteste von den Ultramontanen, der aus Koblenz stammende Münchner Professor Lassaulx eröffnete diesen müden Tag. Ein über und über rotes Gesicht, von

dickem, langem Haar wie von einer Stutzperücke eingehegt, und mit Augen, die wie Dolchspitzen funkelten, sprach er vom Standpunkte der rechten Seite für einen einzigen Reichsstatthalter, der eine Vertretung der Einzelnstaaten zur Seite habe, vertiefte sich aber bald in räsonierende Ergüsse über „das menschliche Herz, dies wilde, verzagte und trotzige Ding". Zu theologischer oder belletristischer Weisheit war nun aber der vierte Tag einer Debatte nicht angetan, die Unruhe des Hauses schwächte also gleich beim ersten Auftreten diesen stets willkürlich umher fechtenden Streiter der Kirche, und ich erwähne seiner hier nur, weil er bei dieser Gelegenheit seine Sehnsucht nach Kaiser und Reich zu erkennen gab. Als nämlich später Kaiser und Reich votiert worden, da war er mit Hand und Fuß gegen den unwillkommnen Kaiser. Übrigens erschien die kirchliche Truppe überhaupt keineswegs so geeinigt zu einem Plane und Wunsche, wie man ihr zutrauen durfte. Es focht jeder einzelne auf seine eigne Faust, Bundesgenosse Phillips zum Beispiele, der zweite Preuße im Münchner Dienste, sprach tags darauf für eine provisorische Trias Habsburg, Hohenzollern und Wittelsbach.

Die meiste Aufmerksamkeit fand noch an diesem müden Donnerstage der sogenannte kleine Wydenbrugk, der kleine Staatsmann von Weimar, ein mit recht gewandtem Verstande, leichter Zunge und hinreichendem Ehrgeize begabter Thüringer, welcher die Opposition in Weimar geführt hatte bis zum März, und nun in der Lage war, Weimar und Deutschland positiv regieren zu helfen. Die Frage war nur, ob eine Fähigkeit, die für Weimar hinreichen mag, für Deutschland groß genug sei.

Er versprach in dieser Zentralgewaltsrede mehr als er gehalten hat. Es war verständig, mäßig und praktisch, was er vorbrachte, und er war damals noch so vorsichtig, daß er sich dem Schoder-Widenmannschen Verbesserungsantrage nur bedingungsweise anschloß. Später ist das ganz anders ge-

worden. Als sich die Reichsregierung zufälligerweise ohne ihn gebildet hatte, drängte ihn das gewisse Bedürfnis in jenen Winkel zwischen der Linken und dem linken Zentrum, welches der Winkel lüsterner und verzweifelter Kandidaten wurde. Kein Ministerium hatte in diesem Winkel eine Stütze, wohl aber Nachfolger zu suchen, welche den besten Willen und die geringsten Mittel zur Nachfolge hatten. Man hat also seit jenem Donnerstage diese ganz kleine Gestalt mit hohem Rücken, welche kaum über das Pult der Rednerbühne hinweg sehen konnte, nur immer dann wieder auf der Rednerbühne erblickt, wenn unsre Reichsregierung in Not war, und wenn unter Beifall der unruhigen Elemente diese Not als recht verwickelt und recht verdient dargestellt werden konnte. Durch solche Geläufigkeit einer Kritik, welche Umstände und Personen geschickt miteinander verwechselte, ist uns der kleine Staatsmann von Weimar gerade da unangenehm und lästig geworden, wo er ohne persönlichen Ehrgeiz und mit einiger patriotischen Hingebung willkommen und förderlich werden konnte. Das verlebte Gesicht mit fahlblondem Langhaare und die hohe singende Stimme wurden uns ein Symbol schwerer Zeit, ein Symbol schwarzer Wäsche, welche der kleine Staatsmann keineswegs waschen, sondern nur in sein unvermeidliches, durchaus mißliches Taschentuch einwickeln wollte.

Von besonderem Einflusse war indessen auch an jenem Donnerstage sein Vortrag nicht, und alle Welt sehnte sich nach einer Entscheidung. Man kam also nun überein, daß man nur noch scharenweise weiter erörtern wolle. Und das begann am Freitage. Jede Partei, die sich unter dem Banner eines Antrages vereinigt hatte, stellte für sich einen Redner.

So sprachen denn für die beiden äußersten Flügel die schon oben geschilderten Herren Radowitz und Ruge, und neben dem letzteren für entschieden republikanische Richtung auch Herr Zitz, welcher niemals auf einen günstigen Erfolg,

selbst nicht auf einen nur verhältnismäßig günstigen Erfolg rechnen durfte. Solch ein advokatisches, immer nur halb wahres Durcheinanderwirren der äußerlichen Kennzeichen gewinnt höchstens gedankenlose Zuhörer, wenn es von rhetorischen Redemitteln unterstützt wird wie bei Blum. Diese Mittel des populären Gewitters fehlen dem Mainzer Zitz, und seine Wahrhaftigkeit hatte in der Mainzer Angelegenheit einen so schweren Stoß erlitten, daß er dreifacher Gewitter bedurft hätte, um jemand für seine Meinung zu gewinnen. Der Bannerträger seiner Partei, welcher ihm an jenem Freitage zur Unterstützung gesendet wurde, war auch sehr unglücklich gewählt. Es war Herr Zimmermann von Stuttgart, auch ein Maler, auch ein Professor der Geschichte, welcher mit sehr wenig Geist sehr viel Salbung zu verbinden sucht und der deutschen Nation wenigstens sehr viel Zeit schuldig geworden ist. Gott gebe, daß er in seiner, wie ich glaube recht braven Gesinnung nicht darauf bedacht ist, diese Schuld öffentlich abzutragen.

Diese Demokratie des Dorfschulmeisters, welcher Staatsweisheit und Diplomatie lehrt, hatte für ein- oder zweimal darin einen gewissen Reiz, daß Herr Zimmermann die feineren Waffen des Geistes durch Studium kennen gelernt und diesen studierten Geist hie und da zeigen zu müssen glaubte. Er nahm also zuweilen mit den langsamen, schweren Gliedern die gewissen graziösen Fechterstellungen an, und versuchte mit breiter Zunge die spitzen, raschen Fechtworte nachzuahmen, und um deswillen war er nicht immer ohne Wert für den psychologischen Beobachter. Ja, ich möchte für alle diejenigen, welche diesen sogenannten Mohren von Stuttgart während der langen Parlamentszeit spielen gesehn und genossen haben, ich möchte trotz einstimmigen Aufschreies dieser Zuschauer die gewagte Behauptung aufstellen: Professor Zimmermann hat innerlich die tiefste Sehnsucht, geistreich zu sein; er wäre sogar imstande, die republikanische Tugendhaftigkeit aufs Spiel

zu setzen für den Ruf eines witzigen und mitunter liederlichen Genies. Er fühlt, daß die Tugendhaftigkeit von selbst kommt, wenn man keine Gelegenheit hat zum Sündigen, und da er diesen Zustand gewohnt geworden ist, so sehnt er sich, wie fromm beschränkt er sich anstelle, nach verbotenem Genusse. — Das ist nicht so spaßhaft gemeint, als es aussieht. Herr Zimmermann hat ja doch die gelehrte Laufbahn gemacht, und dies ist im Verhältnisse zu seinen Anlagen der Stolz seines Lebens. In die Nähe des Geistes also, welchen ihm sein geheimstes Gewissen absprechen möchte, ist er gekommen. Nach dieser Richtung liegt deshalb das Eldorado seiner Seele. Wie sehr dies der Fall, hat von den vielen Reden eine Rede des Herrn Zimmermann an den Tag gelegt. Diese Rede, in Sachen der freien Wissenschaft und Kirche gehalten mitten unter den Grundrechten, war überraschend gut. Ihr Zielpunkt war ein wissenschaftlicher, war ein wirklicher Geist. Es war derjenige Zipfel des Ideals, welchen Herr Zimmermann auf der Universität erobert hatte. Wir waren fast bestürzt, denn diese Rede paßte gar nicht zu unserm bis daher so reichlich begründeten Urteile über den Redner, und erst als er zu wiederholten Malen hinterher und immer schlagend diese seine Rede widerlegt und verleugnet hatte, fanden wir den Schlüssel zu dieser scheinbar unorganischen Erscheinung. Sie war nicht unorganisch, sondern der Drang nach feingestaltetem Geiste ist wirklich der stärkste Drang in dieser schwerfälligen Schwabennatur. Leider hat die Schwerfälligkeit ihn nur jenen einen Zipfel an der Brotwissenschaft erobern lassen und hat ihm alle anderen Zipfel versagt. Die Sehnsucht aber ist geblieben; er empfindet was ihm fehlt, und da die Sträucher unsrer Eitelkeit immer auf dem Boden unsrer Schwächen wachsen, so möchte er fürs Leben gern geistvoll aussehen, und nicht bloß gesinnungsvoll. Gesinnungsvoll ja, denn das Sichre kann man nicht aussetzen für das Unsichre, das Handwerk nicht dransetzen für

eine zweifelhafte freie Kunst, aber — „wenn's nur gehen wollte mit Geist und Witz," denkt der innerlichste Zimmermann, „es wäre dir doch das Liebste!"

An jenem Tage in Empfehlung einer republikanischen Zentralgewalt wollte es nun absolut nicht gehn, und die „Fraktion der linken Partei", welche ihn zum Sprecher erwählt, litt eine halbe Stunde lang bittre Reue. Das verhängnisvolle Wort „Schluß!" kam ihm schon mitten in der Rede entgegen, und er hatte die unglückliche Geistesgegenwart zu versichern, daß er „nicht so unendlich langweilig sei", als man glaube.

Überhaupt war diese Juniwoche der Verhandlung über Zentralgewalt der entscheidende Schlag gegen die eigentlich republikanische Partei. Durch diese Partei selbst, nicht bloß in Frankreich, sondern auch in der Paulskirche wurde dieser Schlag so entscheidend. Sie zeigte sich unfähig. Wo die bloße Spekulation in ihr vertreten war, da enthüllte sich Bodenlosigkeit wie bei Ruge, oder geradezu Albernheit in den äußerlichsten Schlagworten. Daneben war denn der eben erlebte Pariser Junikampf der Roten ein Kommentar, welcher mit furchtbarer Lehrerstimme sprach.

Wo die Konsequenz in dieser Partei auftrat wie bei Zitz und Ludwig Simon, da entfaltete sich bei dem einen Unzuverlässigkeit, bei dem andern grüne Jugend. Wer überliefert sein Vaterland an die Folgerungen der Studentenweisheit?!

Wo aber die sächsische Vermittelung zur Republik sich entwickelte, wie bei Blum und Trützschler, da gähnte eine geistige Leere entgegen, daß mancher halb und halb schon Entschlossene sich abwendete und Hilfe suchend für den Augenblick zu dem entstehenden linken Zentrum trat.

Kurz, nach fünftägiger Debatte war kein Zweifel mehr über den Sieg des Zentrums, und es fragte sich am Freitage nur, für welche Nuancen sich eine große Majorität ver-

einigen lasse. Man war sich sehr nahe gerückt. Redner für den Ausschuß wie Saucken-Tarputschen gaben offen die Dreiherrschaft auf, und von den Führern des linken Zentrums wurde keine neue Forderung gestellt. Widenmann, welcher am Freitage für das System des linken Zentrums sprach, brachte nicht, wie man doch eigentlich erwarten mußte, die Forderung, daß die Schaffung und Erwählung der Zentralgewalt von der Nationalversammlung ausgehn müsse. Er begnügte sich in diesem Punkte mit den Vorschlägen des Ausschusses. Die linke Ader in ihm richtete sich auf einen anderen Punkt, gegen das mögliche Veto, welches ohne ausdrückliche Bestimmung im Gesetz der Zentralgewalt eingeräumt sein könne. Er wollte positiv ausgesprochen sehn, daß von der Zentralgewalt die Beschlüsse der Nationalversammlung vollzogen werden müßten.

Über all solche feineren Punkte ging die Meinung in den verschiedenartigen Zentren ziemlich wirr durcheinander, weil es sich eben nur um eine provisorische Regierungsgewalt gegenüber einem konstituierenden Parlamente handelte. Edel von Würzburg zum Beispiele, welcher ausführlich und nachdrücklich für das System eines rechten Zentrums sprach, verlangte ziemlich schüchtern nur ein Suspensivveto für Verwaltungsmaßregeln, welche das Verfassungswerk nicht berührten. Ein dritter Redner des Zentrums aber, Wippermann von Kassel, wandelte hin und wieder von dem Begriffe des einen Zentrums zum Begriffe des anderen, ein Vorspiel für die Haltung der Minister kleiner Staaten, der Herren Römer, Wydenbrugk zum Beispiele, welche im Laufe des Parlamentes so interessante Janusköpfe wurden. Der mürrische, ältere Kopf blickte nach dem kleinen Heimatsstaate, wo sie regieren, wo sie Maß und Ordnung aufrecht erhalten mußten. Der fröhliche Jünglingskopf aber blickte ins Parlament, in die Zukunft des deutschen Staates. Hier mochte man nicht gern die demokratische Popularität aufs Spiel

setzen, hier mochte man sich so weit als möglich links halten, denn in den kleinen Staaten gehen alle Forderungen weiter links, hier — war's ja überall noch weithin bis zur Anwendung! Warum für Theorie sich preisgeben! 's ist ja nur eine Stimme! Man darf auch nicht verschweigen, daß hinter jedem solchen Minister der Kandidat lauerte, und daß jede Abstimmung flugs in der Landeszeitung ausgebeutet wurde. Daß Römers Kandidat Schoder hieß, mußte jedermann erraten, wenn er Römers aufgeregte Haltung beobachtete, solange Schoder für eine streitige Prinziplinie nach weiter links hinüber sprach. Wozu um eine streitige Linie sich aussetzen bei der Abstimmung?!

Diese Andeutung mag den Leser aufmerksam machen auf alle die unterirdischen oder vielmehr sehr irdischen Beweggründe, welche sich bei einem achtunddreißigfachen Staatswesen von vornherein meldeten, und welche endlich beim Abschluß der Verfassung scheinbar plötzlich erwachsen hervorbrachen. Es war ein chronischer deutscher Schaden des Parlamentes, daß namentlich die Vertreter kleiner Staaten so vielfach irgendwo mit einem Zwirnsfaden angebunden waren.

Abgesehen nun von allen Schattierungen nach einem linken oder rechten Zentrum, der Freitag prägte die Überzeugung aus, daß diesen Männern des Zentrums das Vaterland vertrauen könne in Sachen der Freiheit und Einheit, daß ihnen die Herrschaft gebühre, also auch die Bestimmung über die Form der Herrschaft.

War nicht dieser graugesprenkelte Kopf mit gutmütigen Augen und so wohlwollendem Stimmklange, war es nicht derselbe Saucken, welcher uns mit seinen freisinnigen Worten im Weißen Saale die durstige Seele erquickt hatte? Er sprach heute wie damals mit besonnener Mäßigung und nur noch wärmer. „Von der fernsten Grenze deutscher Gauen, wo der Kosak auf der Wacht steht," sagte er, „bringe ich Ihnen ein um so wärmeres Herz für die deutsche Sache entgegen."

— Das Herz geht ihm leicht über zu schwankender Wortfülle, aber er wußte es bis gegen den Schluß seiner Rede in Schranken zu halten, und er setzte klar auseinander, warum der Ausschuß die Trias gewollt und sie jetzt aufzugeben bereit sei, warum über Krieg und Frieden die Nationalversammlung mitsprechen solle, warum die Regierungen beteiligt werden müßten.

War ferner dieser einfach sprechende und das Vertrauen so fest fesselnde Widenmann, war es nicht derselbe, von welchem der Kernpunkt des Raveaux-Wernerschen Antrages ausgegangen? Er ging jetzt viel weiter links als Saucken, indem er der Zentralgewalt kein Veto zugestehn wollte. Aber mit welch einer moralischen Kraft wies er den Begriff eines „Konventes“ zurück. „In Frankreich“, rief er, „stand ja ein König an der Spitze; wenn neben diesem Könige ein Organ sich bildete, das die Zügel der Regierung selbständig in die Hand nahm, so war der König entsetzt, und die Republik war da; aber ich kenne keinen König, keinen Fürsten an der Spitze von Deutschland; ich kenne Könige und Fürsten nur in den einzelnen Staaten Deutschlands. Für Deutschland als Ganzes sollen wir ja erst die Einheit und eine Zentralgewalt schaffen; es ist da keine bestehende Gewalt gestürzt worden. Es beruht also auf einer unrichtigen Anschauung der Verhältnisse, wenn man hier an den französischen Konvent denkt.“

Waitz endlich, ein noch junger, kaum an die Vierzig reichender Mann, einer von den so freigebig gescholtenen Professoren, faßte hierbei, gar nicht nach Professorenart, den Stier bei den Hörnern. Unumwunden sagte er: „Ich bin kein Republikaner, ich will die Republik nicht, weder für jetzt noch in Zukunft, und erkläre offen und entschieden: ich halte sie nicht für einen Fortschritt, nicht für ein Symptom der Gesundheit und Kraft, sondern für ein Zeichen der Krisis und Krankheit. (Zeichen des Widerspruchs auf der Linken.)

Widerlegen Sie mich, wenn Sie können, nur die Zukunft, die Geschichte könnte mich widerlegen. Die Geschichte der Vergangenheit legt es vor, daß die republikanische Verfassung größeren Staaten und Völkern Europas nimmer zum Heile gereicht, bei ihnen niemals Dauer gehabt hat."

Edel endlich, wiederum ein Professor und zwar ein bayrischer, welchem man ultramontane Neigung nachsagen und aus dem südlich gefärbtem Haupte herauslesen wollte, schloß diesen Tag zu vollem Siege der Ausschuß- das heißt der rechten Zentrumspartei. Nach ungefährem Überschlage und nach solcher siegreichen Wucht in der Diskussion durfte man für diese Partei die Majorität erwarten.

Ein Tag des Wortgefechtes war noch übrig, der Sonnabend. Dann sollte geschlossen und abgestimmt werden. An diesem letzten Tage, hieß es, wolle Gagern sprechen, welcher als Präsident keiner Partei offen angehören konnte, der aber durch seine persönliche Bedeutung für diese oder jene Partei den Ausschlag geben konnte. Man hatte keinen Grund zu zweifeln, daß er für das rechte Zentrum sprechen werde. Hierher gehörten all seine näheren Freunde.

In dieser Spannung begann die Sitzung des Sonnabends, des 24. Juni. Wirklich nahm Soiron den Präsidentenstuhl ein zum Zeichen, daß Gagern Partei ergreifen wolle.

Die Stimmung wurde bald gereizt, wie immer, wenn die Entscheidung nahe rückt. Weil man die Debatte zusammengedrängt hatte auf die Führer, so entstand Streit, ob sie nicht hierdurch als geschlossen zu betrachten sei für jeden neuen Antrag, auch für einen solchen, welcher nur einen bereits vorhandenen verbessern wolle. Mit andern Worten, ob das zu findende Wesen den aufgestellten Formen zu opfern sei. Wozu überhaupt Debatte, wenn nichts Neues mehr gefunden werden darf!

Der beginnende Zank hierüber war das Vorspiel eines wüsten Tumultes, der in den nächsten Tagen ausbrechen

sollte, und es entstand erst einige Aufmerksamkeit, als zwei neue Sprecher auftraten für die einander die Wage haltenden Parteien, Raveaux für das linke, Mathy für das rechte Zentrum.

Raveaux, der Bannerträger Kölns, war indessen bald in Gefahr, die Aufmerksamkeit zu verlieren. Ganz als linker Rheinländer verstieg er sich in den Preis der Franzosen, welcher uns von diesen Rheinländern kommend leicht einen unangenehmen Beigeschmack hat. Bei aller Anerkennung für das freie, gesunde Wesen dieser Rheindeutschen, welche durch Landesart und öffentliches Gerichtsverfahren das franke Wort und den frischen Sinn dreist herausgebildet haben, bei aller Anerkennung dieser im übrigen Deutschland leider vielfach vermißten Eigenschaften, erkältet uns doch leicht etwas an diesen Sprechern des Niederrheins. Nicht bloß eine gewisse Koketterie mit dem Franzosentume. Die Besseren haben sich in neuerer Zeit, wo der Code Napoleon nicht mehr das ein und alles politischer Welt geblieben ist, mehr und mehr davon frei gemacht. Aber es ist ein Etwas immer noch schwach widerlegt worden, was wir ihnen im stillen nachsagen. Das ist ein fränkischer Formalismus, das ist ein Mangel an Tiefe. Sie erscheinen zusammengesetzt aus einer gewissen Anzahl von Eigenschaften. Dies sind sehr achtungswerte Eigenschaften, und die Zusammensetzung als Ganzes bildet zuverlässige und tapfere Charaktere. Die Zahl dieser Eigenschaften ist aber gering; wir übersehen sie schnell, wir wissen auswendig, zu welchen Gruppen sich diese Eigenschaften leicht gestalten. Der praktische Sinn für Handlung, die bündige oder juristische Beredsamkeit steht dabei in erster Linie. Was weiter? fragen wir uns. Ist damit das Menschenwesen erschöpft? Verzweigen sich die Wurzeln nicht auch nach anderen Seiten? Arbeitet nichts unsichtbar, was neben dem verständigen Beweise, neben dem rhetorischen Verse auf eigentliche Poesie, auf Schöpfung aus dem Unbekannten deuten könnte? Auf

solche Fragen fällt die Antwort dürftig aus. Ich glaube, der grelle Gegensatz am Niederrhein, der Ultrakatholizismus hat die wünschenswerten Übergänge einseitig verschluckt. Das tiefere Bedürfnis verirrt sich und verfällt in die ultramontane Partei und katholische Romantik; eine gemachte Poesie auf der einen Seite, bürgerliche Prosa auf der andern Seite klaffen weit auseinander.

An den Persönlichkeiten in der Paulskirche waren diese Fragen lehrreich zu studieren. Ein Mann wie Reichensperger entwickelte Sinn und Bildung über jenen kleinen Kreis von Eigenschaften hinaus, man mußte aber bald entdecken, daß er dem großen Netze Roms nicht entgangen und dadurch für unsre nationale, freie Eigentümlichkeit verloren gegangen war. Raveaux daneben mit starken Anlagen war durch mangelhafte Bildung, durch stete Opposition gegen das Bestandene und das Bestehende nicht hinweg gekommen über die rheinische Prosa. Nur sein begabtes Naturell verschaffte dieser Prosa hie und da eine reizende Wendung. Seinem Inhalte gehörte dieser Reiz niemals, er gehörte nur seinem Mutterwitze, und eben weil es Mutterwitz, mußte man bedauern, daß in seiner Heimat die Gegensätze Romantik und Prosa so unvermittelt existierten. — Stedmann dagegen, welcher an diesem Morgen für den Welckerschen Zusatz sprach, und welcher bei Koblenz, also im ultramontansten Teile haust, ist einer der wenigen, welcher die rheinischen Parteigegensätze in sich verarbeitet hat, zu wohltuendem, inhaltsvollem deutschen Charakter. Weiter aufwärts ferner in Rheinhessen, wo auch Heinrich Gagern auf seiner Hufe sitzt, wenn nicht Parlament und Reich ihn fordern, da lebt ein zweiter Rheinländer, welcher uns Bürge ist, daß germanische Tiefe am linken Rheine sich wieder ausbilden wird, sobald dies Grenzland wieder einem großen deutschen Staate angehören und der deutschen Mannigfaltigkeit unmittelbar teilhaftig sein wird im nationalen Parlamente, Wernher von Nierstein. Ja selbst noch weiter aufwärts, in

der Rheinpfalz, welche noch mehr angefüllt ist mit französischem Gas als der linke Niederrhein, finden sich neuerdings Ansiedler wie Buhl, welche die tieferen deutschen Wurzeln pflegen. Bei alledem ist aber gar nicht zu leugnen, daß das linke Rheinland immerdar noch in seinen Sprechern den französischen Formalismus an der Stirn trägt, und daß besonders am Niederrheine am rechten Ufer, wo der Katholizismus aufhört, eine viel gründlichere deutsche Mischung zu Gebote steht für eine mannigfaltige deutsche Nation. Ein Gang aus dem Kölner Lande herüber ins Bergische wird jedermann sogleich überzeugen von diesem wurzelhaften Unterschiede.

Trotzdem gelang es an jenem Morgen Herrn Raveaux die Ungunst des Hauses für französische Sympathien auf eine denkwürdige und in der Paulskirche unerhörte Weise zu überwinden. Nachdem er wiederholt versichert, daß er nicht für das „Proklamieren“ der Republik sei, verlangte er, daß man eine in der Geburt begriffene Republik wie Frankreich nicht verdächtigend beurteile. Am 24. Mai sei in der französischen Nationalversammlung der Antrag gestellt worden, unsrer Nationalversammlung eine Deputation zu schicken, um uns brüderlich zu begrüßen. — „Es ist bloß darum nicht geschehn, weil man die Delikatesse, die einzelnen Regierungen zu beleidigen, gefühlt hat. Lesen Sie, meine Herren, die Verhandlungen in den Zeitungen darüber. Eine provisorische Regierung, eine Republik, welche solche Rücksichten hat, welche sogar auf die Gefahr hin gesprengt zu werden kräftig dem Arbeiterhaufen entgegentritt, welcher von ihr eine Art Kriegserklärung erzwingen wollte, die sie mit Deutschland hätte verwickeln können, ich sage eine solche Regierung, welche solchen Trotz bietet, um die freundschaftlichen Verbindungen mit Deutschland nicht zu brechen, eine provisorische Regierung, welche immer bewiesen hat, daß sie es ehrlich mit Deutschland meint, diese sollen wir nicht achten, nicht schätzen? Den

brüderlichen Gruß, welcher einstimmig votiert worden ist, sollten wir nicht erwidern? Meine Herren! Erheben Sie sich, zeigen Sie, daß Sie eine Nation sind!" (Mit stürmischem Beifallsruf erhebt sich die ganze Versammlung zum Zeichen der Akklamation.)

Zu solchen genialen Episoden ist dieser demokratisch-romantische Kölner, welchen der dortige Klüngel gern den Zigarrenverkäufer nannte, vortrefflich ausgerüstet. Sein mit Heiserkeit angeflogenes Brustorgan holt dann doppelten Atem aus einer sichtbar leidenden Brust, und die scharfe Lungenröte entzündet sich plötzlich auf dem gelbblassen Antlitze. Eine gewisse Genialität und ein gewisses Episodentum ist überhaupt das, was Raveaux bezeichnet und auszeichnet. Er trifft oft das einzeln Richtige mit überraschender Geschicklichkeit, denn es ist eben Genie in ihm vorhanden, aber er ist nie und nirgends gediegen, denn er ist ohne Durchbildung. Wenn er also über zusammengesetzte Fragen räsoniert wie hier über Zentralgewalt, so ist es eben nur ein buntes Quodlibet der überall umherlaufenden Tagesmeinungen ohne inneren Halt, ohne höheren Zusammenhang. Gegen die Linke verteidigt er sich darum, weil sie ihm Halbheit vorwirft, und die Rechte greift er an, weil sie seiner Halbheit nicht dankbar entgegenkomme. „Wir wollen nichts von der Vergangenheit wissen, wir wollen mit der Vergangenheit gänzlich brechen!" ruft er jetzt, und mit demselben Atem fügt er hinzu: Die Republik ist nicht reif in den Zuständen, in den Gewohnheiten der Deutschen, wir müssen warten, bis sie herangereift ist. In dieser praktischen Folgerung gibt er also zu, daß die Vergangenheit, daß das Gewordene nicht geleugnet werden könne, daß also seine erste Behauptung, es müsse mit der Vergangenheit gänzlich gebrochen werden, nichts gewesen ist als eine inhaltslose Bravade. Er hat zuviel praktischen Verstand, um ganz mit der Linken zu gehn, und hat zuwenig Bildung, um der Rechten anzugehören. Darum erregte Vincke einen

so aufbrausenden Zorn, als er gegen diese Fraktion des Übergangs vom linken Zentrum zur Linken, als er gegen diese Partei, welche später die „Westendhalle“ bildete, das spöttische Wort aussprach: sie fistulierten um die Republik herum, und hätten nicht den Mut hierhin oder dorthin zu gehören.

Er hatte hiermit den wunden Fleck getroffen. Die Sympathien dieser Richtung sind ganz für die Republik, weil sie in diesem Namen einer Form alle Ideale eines juristischen Gleichheitsstaates erfüllt denken. Alle trocknen Ideale des Verstandes. Sie haben nun wohl eine Ahnung davon, daß erstens die Republik eine sehr verschiedenartige sein kann, und daß zweitens der völlige Bruch mit der Vergangenheit eines Landes, mit der Geschichte eines Volkes ein Akt der Barbarei sein könne. Der Mensch wird ja doch ein Tier, wenn er sich außer Zusammenhang setzen will mit der Menschheit, und die Menschheit ist der Bildungsbegriff, also auch die Bildungsgeschichte des Menschen. Ein Robinson werden zu wollen ohne Schiffbruch, also ohne Not, das ist doch eine Albernheit. Dergleichen ahnen nun wohl diese halben Girondisten der Paulskirche, aber sie wissen es nicht. Sie gleichen nur in dem Verhältnisse zum Königtume den Girondisten; neben den Girondisten selbst, neben diesen glänzend begabten Männern kühner Spekulation sind sie geistlos und armselig. Auf Schulbegriffe steifen sie sich, und Lebensbegriffe ihres eignen Kreises erkennen sie nicht. Ein Lebensbegriff für sie in Schaffung der Zentralgewalt mußte sein: Wir, die Nationalversammlung, die erste, alleinige und volle Darstellung deutscher Nation, wir schaffen die Zentralgewalt. In allen andern Bedingungen konnten sie ausgleichend verfahren, in dieser Frage mußten sie ihren Anforderungen nach das Prinzip rein verlangen. In allen andern Bedingungen aber waren sie verlangsamt, und in dieser Kapitalfrage waren sie nachgiebig. Raveaux noch sagte: „Lassen Sie doch die leichte Brücke, die wir den Regierungen gebaut haben (in Bezeichnung der Person)

bestehen, und tragen Sie dieselbe nicht ab. Wir geben ja doch nicht die Macht aus der Hand."

Mit dieser Kapitulation in Sachen des Prinzips schloß er. Allerdings hatte er den löblichen Beweggrund dafür, daß solcherweise eine große Majorität gewonnen werden könne, und daß eine große Majorität in solcher Hauptfrage nötig sei. Er schloß, nachdem er sich vorher in Abschweifungen verirrt, und den Ruf „zur Sache!" sich zugezogen hatte. Dem ist er immer ausgesetzt, wenn er einen größeren Vortrag halten will. Er hat kein zusammengefügtes Sparrwerk eines Gesellschaftslebens in sich, er kann also nicht aus einem geschlossenen Zusammenhange heraus sprechen. Er sucht, indem er spricht, und da er eine liebenswürdige Naivität besitzt, so hat er die wohlwollende Meinung der Zuhörer für sich, und da er ferner ein glückliches, offnes Auge hat für alles, was ihm begegnet, so findet er gewöhnlich einen interessanten Punkt, welchen er rasch mit seinem Stegreiftalente zu verwerten weiß. Gelingt auch das nicht, so schlägt er ohne Komödianterei an seine Brust, um eine herzliche liberale Folgerung zu Gemüt zu führen, und das ist neben dem Phrasentume der abstrakten Linken immer eine willkommene Erregung, für welche man dankbar ist. Ihm folgte Mathy mit lauter entgegengesetzten Eigenschaften. Nicht das Herz und die Wallung mit praktischen Aphorismen tritt hier entgegen, sondern ein praktischer Organismus, welcher ein patriotisches Herz voraussetzt wie etwas, was sich von selbst versteht. Wenn jener unter allen populären Vorteilen sprach, so hatte dieser alle populären Kennzeichen gegen sich. Warum? Weil er den Kern höher gehalten als die Schale, weil er im entscheidenden Augenblicke seine persönliche Popularität dem Wohle des Vaterlandes geopfert hatte. Als nämlich in Baden die aufständische Wühlerei für Republik einen so gefährlichen Höhepunkt erreicht hatte, daß die Entwickelung Deutschlands zu einer einheitlichen Nation tief bedroht erschien,

da entschloß sich Mathy zu folgender ungewöhnlichen Handlung. Er wußte, daß ein gewisser Fickler ein Hauptagent war für den Aufstand, und daß dieser Mann nicht nur die Verbindungsfäden nach allen Seiten in der Hand hatte, sondern auch durch Hin- und Herreisen im Lande diese Fäden immer enger und enger zu einem Netze zusammenzog. Mathy war als Mitglied der zweiten badischen Kammer nicht mit einer Regierungsbefugnis ausgerüstet, um unmittelbar handelnd einschreiten zu können, und doch erblickt er in so gefährlicher Krisis jenen fahrenden Agenten auf dem Karlsruher Bahnhofe. Es ist keine Zeit zu verlieren; in der nächsten Minute kann der Dampfzug den Agenten wieder entführen, der Regierungsmacht wieder entziehn. Und der Agent ist auf dem Wege, im Oberlande den Aufstand zu entzünden. Was tun? In einer so polizeifeindlichen Zeit selbst den Polizisten spielen? Jawohl! sagt sich Mathy mit einer Hochherzigkeit, welche den phrasenhaften Freisinn tief beschämt, und er geht hin und streckt die Hand aus gegen Fickler, indem er den herzugerufenen Polizeidiener auffordert, diesen dem Vaterlande gefährlichen Mann auf der Stelle zu verhaften.

Man bedenke nur, daß dies in einer Zeit geschah, wo überall die Massen Partei nahmen für die Agenten des Aufstandes, und wo man namentlich in Baden sein Leben aussetzte mit solcher herausfordernden Verhaftung! So gestaltete sich's auch auf der Stelle. An demselben Tage kam Mathy nach Mannheim und mit ihm die Nachricht solcher Tat. Die Stadt geriet in Tumult, Straßen und Plätze füllten sich mit bewaffnetem Volke, Mathy war vom Äußersten bedroht, und mußte vor die Menge treten, und ihr die Billigung eines Schrittes abringen, welchen sie verwünschte. Es gelang ihm nur, weil er auf Ficklers Zusammenhang mit den Franzosen hinweisen konnte.

Seit dieser mutigen Tat, welche den Aufstand wirklich lähmte, war Mathy ein Gegenstand grimmigen Hasses für

alle Anhänger weiter zu treibender Revolution. Umsonst war der Hinweis auf sein unwandelbares Wirken im Dienste der Freiheit seit so vielen Jahren in der badischen Kammer. Was Freiheit! Wer nicht weitere Revolution, wer nicht Republik will, was weiß der von Freiheit! Seht ihn nur an, hieß es, als er auf der Rednerbühne erschien, ob nicht aus diesem langen, schattenlosen Gesichte die gleißende Diplomatie und Polizei euch entgegensieht! Wo ist ein Haltpunkt in diesen verschwimmenden Zügen, in diesem glattrasierten, überall lächelnden Antlitze, in diesem spiegelig hervortretenden lichten Auge? Wo man hinblickt gleitet man ab, und selbst diese weiche, zu keiner Anstrengung sich erhebende Stimme, ist sie nicht ebenfalls ein Zeichen unsicheren Gewissens?

So schließt die Physiognomik der Parteileidenschaft, welche hinter der allerdings weich und leise begrenzten Außenseite Mathys ein wenig begrenztes Gewissen finden wollte. Es ist fester begrenzt und tüchtiger, als mancher Ankläger zu ahnen vermag. Mathy gehört zu unsern stärksten politischen Verstandeskräften. Er gehört zu denen, die genau wissen was sie wollen, und die Tag und Nacht erwägen, wie das Gewollte am sichersten und besten erzielt werden kann. Sein Verstand ist nicht nur stark, er ist auch fein — und davor besonders erschrecken die Feinde. Mathy weiß immer, wo der Lebensnerv der jedesmaligen Lage verborgen liegt, und weil er will, was er als nötig weiß, weil er eine stille aber fest zugreifende und festhaltende Charakterkraft besitzt, weil er ausgerüstet ist mit Kenntnissen, auch mit den Kenntnissen der Geschäfte, weil er überhaupt eine wohlbegründete, ungemein umsichtige politische Fähigkeit ist, deshalb erscheint er den Gegnern so unheimlich und gefährlich.

Er ist in der inneren Geschichte des ersten Parlamentes außerordentlich tätig gewesen. Neben Herrn von Vahlkampf, welcher die Oberleitung, und neben Bassermann, welcher die täglich nötigen Angriffe mit seiner scharfen Schlußfolge führte,

war Mathy eine Hauptstütze der Oberpostamtszeitung. Dies Blatt wurde, noch früher als die Deutsche Zeitung, schon vom Spätsommer 1848 an Mittelpunkt und wirksamstes Organ der Majorität in der Paulskirche. Mathy wie Bassermann gaben ihm die Farbe. Beide schrieben fast täglich, beide schreiben gut. Bassermann scharf, zum Ziele drängend, Mathy in weiter gezogenen Kreisen.

Mathy hat ein tief eingeprägtes Bedürfnis: daß etwas entstehe, daß etwas werde. Deshalb richtet sich sein Blick nach allen Seiten, und deshalb stellt er seine Forderungen ungemein vorsichtig.

So übernahm er an jenem Sonnabende zu seiner Ficklerschen Last auch noch die Last der Bundesversammlung. Dieser Unpopularität gingen die meisten vorsichtig aus dem Wege. Mathy ging vorsichtig auf sie zu, weil er voraussah, daß eine Zentralgewalt ohne Handhabe in den Einzelnstaaten ohnmächtig sein werde, und weil ihm der zu schaffende Staat wichtiger war als seine Person. „Ich bin der Meinung," sagte er, „daß während der kurzen Dauer des Provisoriums das Bestehen der Bundesversammlung, doch mit wesentlich neuen Funktionen, notwendig ist, um als Staatenkammer zu dienen. Der Weg dazu ist angebahnt, wenn die Bundesversammlung ohne besondere Weisungen nach einfacher Mehrheit beschließen kann."

Ihm folgte nun endlich als letzter Redner derjenige, von welchem man die Entscheidung erwartete, obwohl man sich eigentlich schon entschieden zu haben glaubte, obwohl man die Debatte für geschlossen und keinen Antrag mehr für zulässig erachtete. Dennoch war alles gespannt auf Gagern. Wie sehr man sich den Formen unterordnet, man traut doch der intensiven Natur, dem politischen Instinkte Gewalt zu über alles, selbst über die Formen, die man selber für unverletzlich erklärt. Und diese Erwartung wurde geteilt von der Rechten wie von der Linken, weil Gagern, wie sehr er Parteimann

zu sein vermag, doch den gesunden Sinn der unparteiischen Natur niemals verliert, und den höheren Sinn edler Bildung immer besitzt. Er hatte tief liegende Berührungspunkte mit der Rechten, und er hatte tief liegende Berührungspunkte mit der Linken. So war's wohl mit anderen auch, aber er hat vor allen anderen eine Eigenschaft voraus: das ist die Fröhlichkeit des Herzens. Wie unscheinbar dies Wort aussehen mag in solchem Zusammenhange, es birgt eine große Macht. Diese Fröhlichkeit des Herzens, sobald sie nicht aus Leichtsinn entspringt, ist ein für alle Welt unwiderstehliches Merkmal reinen Gewissens, ist eine für alle Welt sichre Bürgschaft des Sieges. Sie gewinnt deshalb nicht nur eine Versammlung, sie gewinnt ein Volk. Denn mit guten Mitteln siegen zu können: dies lockt jedes Volk, dies ist die Kriegsreligion für jede Nation.

Diese Fröhlichkeit des Herzens brachte ferner etwas mit auf die Rednerbühne, was von unermeßlichem Vorteile ist in so tief gehendem Streite. Sie betrachtete die streitenden Parteien nicht als feindliche Verschiedenheiten, sondern als verschiedenartige Freunde. Ihr war es innerlichst fremd, im Parlamente zu polemisieren. Sie glaubte an sich und an Deutschland, sie war eben ihrer Natur nach die Zuversicht selbst, sie war also positiv, was die Natur immer ist gegenüber den talentvollsten Versuchen des Geistes. Das Wort Goethes „dieser Mann ist eine Natür!“ erschien mit Gagern und leuchtete um sein Haupt, als er gegen zwei Uhr mit seinen langen Schritten hinaufstieg, und den vollen Eintritt des Schweigens abwartete, welches sich über die Versammlung lagerte. Und nun begann er mit seinen tiefen Gaumentönen und mit der ihm eigentümlichen Art, welche darin besteht, daß der ganze sittliche Mensch sich auszudrücken sucht in Worten. Wobei die Worte und die sich darbietenden Wendungen immer nur als Hilfsmittel erscheinen zur Enthüllung der Seele. Die heitre Zuversicht erscheint nicht auf der

Lippe, sie ruht auf dem Grunde des Wesens. Die Erscheinung dieses Wesens ist ernst, wie die Erscheinung jeder Kraft.

Er hatte eigentlich nur ein Neues zu sagen, und dies Neue gehörte in den Gedankenkreis der Linken. Er aber sagte es im Zusammenhange mit der Rechten, und dadurch erhielt es die Gewalt des ganzen Parlamentes. Dies Neue sprach er folgendermaßen aus: „Wer soll die Zentralgewalt schaffen? Meine Herren, ich habe diese Frage von dem Standpunkte des Rechts und von dem Standpunkte der Zweckmäßigkeit vielfach beurteilen hören. Ich würde es bedauern, wenn es als ein Prinzip gelte, daß die Regierungen in dieser Sache gar nichts sollten zu sagen haben; aber vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit ist meine Ansicht bei weiterer Überlegung wesentlich eine andere als die der Majorität im Ausschusse, selbst eine andere als die im Schoderschen Amendement entwickelte. Meine Herren! Ich tue einen kühnen Griff, und ich sage ihnen: Wir müssen die Zentralgewalt selbst schaffen." (Lang anhaltender, stürmischer Jubelruf.)

Mit Ausnahme der eigentlichen Rechten kam der Jubel von allen Parteien. Was man links in übertreibender Weise gewollt, was man im linken Zentrum nur halb ausdrücken, im rechten Zentrum nur andeuten gewollt, das war nun mit vollem Brusttone ausgesprochen, die Souveränität der Nation. In diesem Zusammenhange und in Deutschland, wo achtunddreißig Souveränitäten, sei's des Volks, sei's der Regierungen, Geltung verlangten, in diesem Deutschland und in diesem Momente war diese Souveränität der Nation noch ein ganz andrer Begriff als der von der Linken so sehr gemißbrauchte Begriff einer Souveränität des Volkes. Deshalb wirkte er auch elektrisch auf die Versammlung. Auch die Vorsichtigen in ihr empfanden, daß der Instinkt des wahren Mutes das unumgängliche Wort gesprochen, daß ohne dies Wort ein Vollenden des unermeßlich schweren Werkes am letzten Ende doch nicht möglich sein werde, und

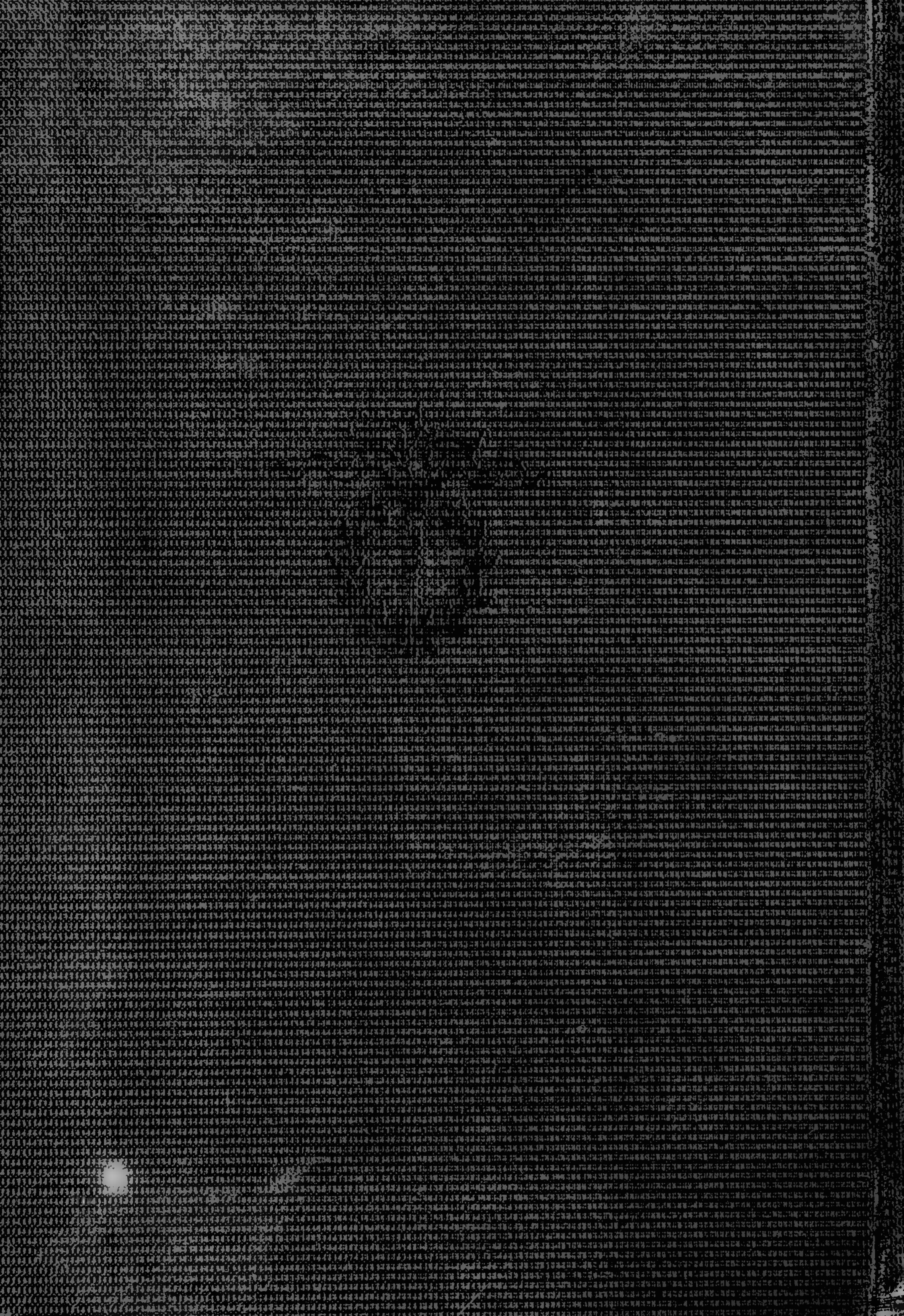
daß man der Begründung dieses Wortes beitreten könne und beitreten müsse.

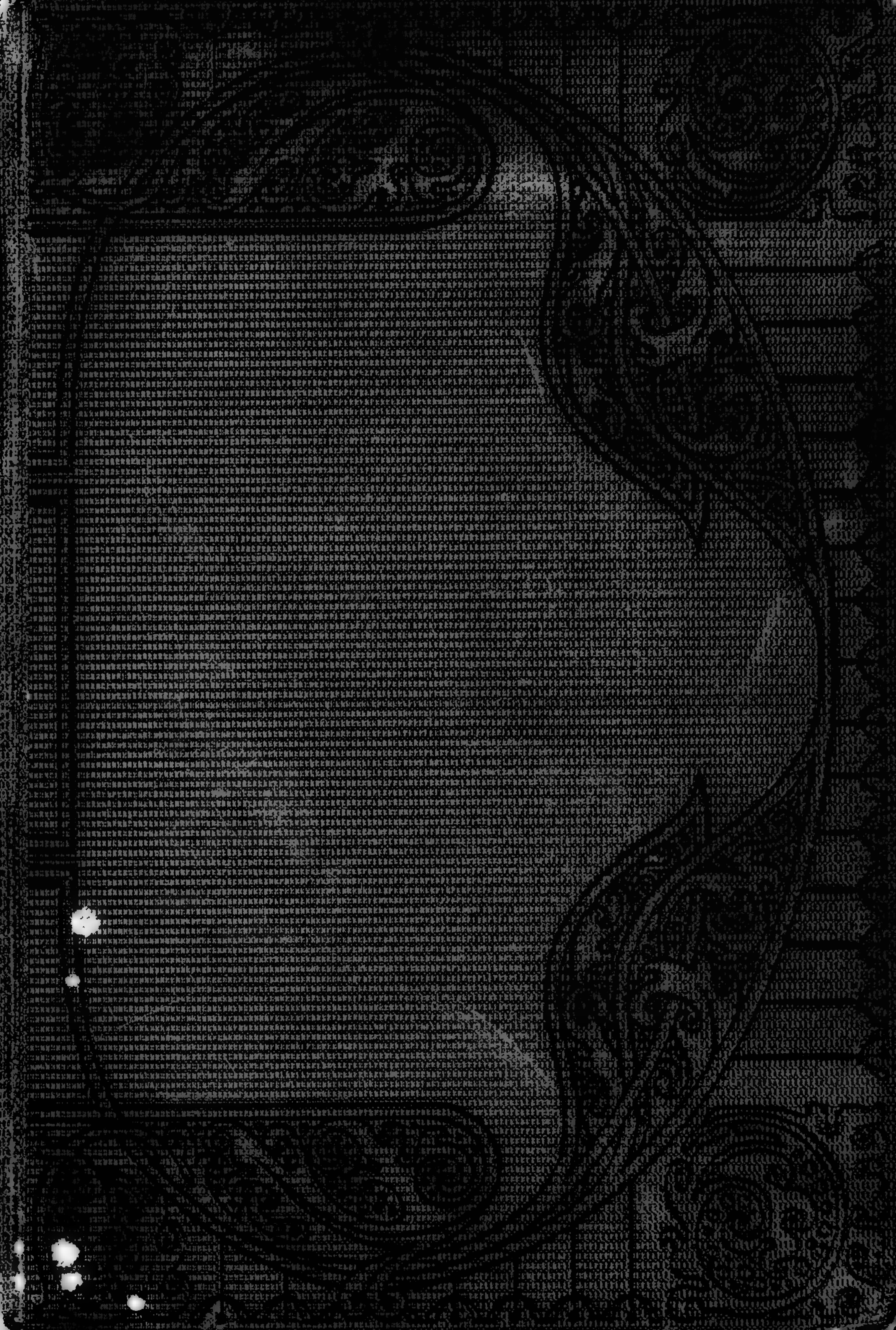
Die Begründung vermied jeglichen Streit über das Prinzip. Sie hielt sich fest auf praktischem Boden, sie rechnete sogar auf nachträgliche Einstimmung der Regierungen, sie stützte sich auf die Zweckmäßigkeit.

Wie leicht ist es, mit staatsrechtlicher Logik von seiten der Linken wie von seiten der Rechten nachzuweisen, daß die Begründung dem Schlusse und der Schluß der Begründung widerstrebe! Dadurch wurde und wird dem damaligen und dem dauernden Erfolge kein Eintrag getan. Denn das Wort wurzelt in der deutschen Seele. Es ist eben hier kein müßiges Schulprinzip, sondern es ist die notwendige Vorbedingung für deutsche Einheit. Wenn man das Wort übersetzt, so heißt es: Deutschland, und wenn man das Wort verliert, so verliert man den Begriff Deutschland.

Nachdem es von solchem Manne und unter solchen Umständen ausgesprochen war, hatte die Diskussionswoche ihr Ende erreicht, neue Wellen gingen über alle bereits trocken gelegten Punkte, und brausend erregt wogte die in ihren Grundfesten bewegte Versammlung.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Siebenunddreißigster Band.

Das erste deutsche Parlament.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1909.

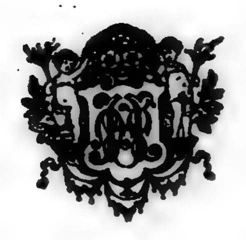
Das erste deutsche Parlament.

Von

Heinrich Laube.

In drei Bänden.

Zweiter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1909.

8.

Ein Mann schien ganz unberührt zu bleiben von der Aufregung, welche die Gagernsche Rede hervorgebracht. Er schritt auf die Rednerbühne zu, als ob nichts geschehen sei. Die Mehrzahl erwartete, es werde die Sitzung geschlossen, es werde der Ausschuß neu zusammenberufen werden — da stand der Berichterstatter des Ausschusses mitten im brausenden Lärm schon oben, und begann zu sprechen. Er sprach in das Meerestosen hinein mit gewöhnlicher Stimme, als sei es gleichgültig, ob er gehört werde, oder als wirkten seine Gedanken doch, wie wenig man ihnen Aufmerksamkeit schenken möge. Ich habe nie einen Mann gesehn, der so unerschütterlich auf den Sieg dessen gebaut hätte, was er für wahr und vernünftig hielt. Alles mochte schrein, ja mochte spotten gegen seinen Gedankenkreis, er lächelte nicht einmal, um dadurch die Überlegenheit seiner Wissenschaft anzudeuten. Er nahm alles hin wie etwas Elementarisches, das seine Periode durchzumachen hat. Ein kundiger Reisender geht durch Regen und Sturm und macht nicht viel Aufhebens davon, weil er weiß, das geht vorüber. Höchstens sieht er einmal flüchtig nach der Himmelsgegend, aus welcher der Sturm kommt, um sich zu unterrichten, ob der Sitz des Orkans noch Vorrat zeige.

Solch einen flüchtigen Blick warf jetzt der Berichterstatter Dahlmann auf die linke Seite des Hauses, weil ihm Vizepräsident Soiron zurief, er werde nicht gehört, er möge warten.

Die schwarzen und roten Vögel waren auch längst darüber einig, daß es mit diesem doktrinären Professor, von

welchem so viel erhofft worden, gar nichts wäre, seitdem das große Wetter losgegangen. Sie pfiffen und kreischten höhnisch von allen Seiten: Wo ist er geblieben mit seinen Trieben gesetzlicher Freiheit! Ein deutscher Kaiser! Wie heiser, wie heiser klingt das im Sturm und wie lächerlich! War das ein Stern?! Ein Stern ohne Kern! Verschwunden ist er vom Firmament!

Verschwunden schien er allerdings. Drohende Wolken verdeckten ihn völlig, und alle Kinder waren einig darüber, er sei dahin. Aber die Wolken schütten sich aus, die Wolken ziehn, und der Stern steht fest. Über kurz oder lang entdecken die staunenden Kinder, daß sie sich geirrt haben.

Auch jetzt selbst erzwang sich allmählich sein fest geprägtes, ruhig hingelegtes Wort die nötige Ruhe. Sobald nur ein Satz von ihm verstanden wird, ist die Aufmerksamkeit errungen, selbst beim widerwilligsten Feinde. Die innere Kraft seiner Gedankenfestigkeit fesselt auch seinen grollenden Widersacher.

So ward unmittelbar nach so großer Erregtheit das Herbste von ihm hingenommen, was er herb hinlegte zu beliebigem Gebrauch.

Er schilderte den Kampf der vergangenen Woche, er schilderte die verschiedenen Lager.

„Die einen — die in dem einen Lager — sie verehren in dem Gange der Geschichte den hohen, den tiefsinnigen Plan einer Erziehung des Menschengeschlechtes. Sie verblenden keineswegs ihr Auge über unsere vaterländische Schmach, aber sie erblicken darin nicht die Schmach allein, sie erblicken darin zu gleicher Zeit die durchaus notwendige Entwickelung der schlummernden Volkskraft; sie erblicken darin die Prüfung mancher edlen Männer im Mißgeschick. Und wenn sie dann nachfragen den beweinenswerten Mißgriffen der deutschen Fürsten, wenn sie diesen nachfragen, gewiß, sie sind weit entfernt sie beschönigen zu wollen. Allein sie entnehmen daraus

keineswegs einen Tadel gegen die monarchische Ordnung überhaupt" —

— „Die in dem andern Lager dagegen, sie ihresteils, sie haben gebrochen mit der Geschichte. Wenn ihr Wille geschehen soll, so muß die gesamte Geschichte umgeschrieben werden, und fortan handeln von den Tyrannen, welche geherrscht haben, und etwa von den wenigen freien Völkern daneben. — Die einzige Verfassung, die des Menschen würdig ist, ist nach ihren Reden die Republik. Und womit führen sie ihre Beweise? Sie führen ihre Beweise durch ein einziges Zauberwort — dieses Zauberwort heißt: Volkssouveränität. Es ist vorgekommen, daß man mich selbst hat schildern wollen als einen leidenschaftlichen Verehrer der Volkssouveränität. Der Herr Abgeordnete Zitz hat mich sozusagen gepriesen, daß ich in meiner Geschichte der englischen Revolution die Volkssouveränität als das erste Kleinod der Menschheit gefeiert habe. Ich verlange von niemand, meine Herren, daß er meine Bücher lese. Das wäre ein höchst unbilliges Begehren, das wäre unbescheiden. Aber ich hege den bescheidenen Wunsch, daß derjenige welcher sie zitiert, sie gelesen haben möge. (Gelächter auf der Rechten.) In diesem eben genannten Buch und in der angezogenen Stelle ist durchaus nichts von der Art enthalten. (Gelächter auf der Rechten.) Das Wort Volkssouveränität steht gar nicht an der Stelle; es ist da die Rede von der politischen Freiheit der Menschen. Wenn ich nicht die höchste Glaubwürdigkeit der Mainzer Nachrichten des Herrn Abgeordneten Zitz kennte, so würde ich von dieser Zitation eine entgegengesetzte Ansicht hernehmen müssen, allein — (eine Stimme auf der Linken: Herr Zitz ist abwesend!) Mir nicht bekannt! — Allein um zur Sache zurückzukehren, woher entnehmen denn die Insassen dieses Lagers den Zauber des Wortes Volkssouveränität? Ich will, da es jetzt einmal die Woche des politischen Glaubensbekenntnisses ist, auch meine Meinung über die Volkssouveränität sagen. Ich bin keines=

wegs ein Verächter der Volkssouveränität, wofür mich viele halten wollen; ich ehre den Grundgedanken, der in diesem Worte liegt, wenn ich auch dieses Wort selbst nicht leidenschaftlich liebe. Ich erkenne diesen Grundgedanken in dem alten Satze: salus populi suprema lex esto, das Heil des Volkes sei das erste, das Grundgesetz. Denn das Heil des Volkes finde ich nicht bloß in einer materiellen Pflege und ebensowenig und noch weniger in seiner geistigen Entwickelung, sondern in der Entwickelung seiner Freiheit. Darum, weil der Spruch mißverstanden und leichthin gedeutet werden könnte, gehe ich gern einen Schritt weiter und füge hinzu: es soll die Kraft der Selbstbestimmung eines Volkes auf das Äußerste befördert werden. Das ist der erste Grundsatz des gemeinen Wohls. Wenn Sie mich aber weiter fragen, so muß ich allerdings die Bemerkung machen: ich wünschte gar sehr, daß die Begeisterung der Herren für die Volkssouveränität einmal überginge auf den Staat und in die Begeisterung für den, welcher das Heil des Volkes und der Regierungen gemeinsam in sich begreift. Was mich betrifft, ich liebe überhaupt nicht jene allgemeinen, so viel sagenden und daher häufig in der Anwendung sich widersprechenden Ausdrücke."

Nun wendete er sich mit seinem verdrießlichen Gesichte gegen die Republikaner, und der aufgeworfene breite Mund erhob sich geringschätzig, das lichte Auge sah ohne Blick so ohnehin über die linke Seite des Hauses hinweg, indem die Namen Blum und Trützschler wie etwas Wildfremdes von ihm ausgesprochen wurden. „Sie finden", sagte er, „in dem Ausschußberichte eine unerträgliche Tyrannei. Das ist ganz natürlich, denn sie sehen eben eine Regierung, welche die Nationalversammlung nicht zu führen hat; sie finden eine Diktatur darin, denn es ist eine starke Regierung. Die Herren dieses Systems, meine ich, wollen gar keine Regierung; denn jede Regierung über den Menschen, welcher souverän ist, ist ein Unrecht. (Heiterkeit.) Sie finden endlich eine

starke Dosis Hochverrat in dem Ausschußantrage. Meine Herren, zuzeiten fürchte ich, daß die Lehre vom Hochverrate noch zu weniger Entwickelung gediehen ist, ich fürchte zuzeiten, es gibt auch einen Hochverrat gegen den gesunden Menschenverstand. (Heiterkeit.) Doch genug von diesem Systeme, welches so gewiß fallen mußte, als die Würde Ihrer Versammlung stets erhalten bleiben wird."

Übrigens ging er auf manche Verbesserungen des Ausschußantrages ein, welche sich durch die Diskussion herausgestellt, namentlich auf den einen „Reichsverweser", wies einige Punkte des Schoderschen Antrages zurück, zum Beispiele ein Beschränken der „Unverantwortlichkeit", welches sich auf ihm „ganz unbekannte Theorien" stützen möchte; wies einem zweiten Satze im Schoderschen Antrage (der Reichsverweser hat insbesondere die Beschlüsse der Nationalversammlung zu verkündigen und zu vollziehen), spöttisch nach, daß er die zur Treppe hinuntergeworfene Republik zum Fenster wieder hinein lasse, und — erwähnte der großen Gagernschen Evolution mit keinem Worte.

Nie hat in einer stürmisch wechselvollen Zeit, nie hat in einem langen Parlamente jemand standhafter von einem Jahre bis zum andern dasselbe behauptet und vertreten, als Dahlmann im deutschen Parlamente die rein konstitutionelle Monarchie. Wie man nebenher und oft nur mit Kopfschütteln zudringliche Fliegen abwehrt, so verhielt sich dieser Mann gegen alle die rasch entstandenen Staatsweisheiten von links und rechts. Er war den Linken so zuwider, daß sie ihm, dem Berichterstatter! „Schluß" zuriefen, wie sie ein halbes Jahr später Riessers größte Rede vor der Abstimmung über den Welckerschen Antrag durch Schlußrufen abzuschwächen und zu stören suchten. Er aber sagte bloß leichthin gegen diese Unterbrechung: „Es mag recht geistreich sein!" und schloß darauf wirklich folgenderweise:

„Meine Herren! Es ist mit Deutschland dahin ge-

kommen, daß man im Auslande schon anfängt, die Frist zu bestimmen, da es gänzlich die Beute der Parteien sein werde. — Man erwartet schon von uns alle die Aufzüge von Lächerlichkeiten und Freveln, welche die französische Revolution der Jugendblüte ihrer Freiheit beraubt haben. — In Rußland stellt man uns drei Wochen Frist, die staatsmännische Weisheit von England gestattet uns eine etwas weitere Frist, man ist in England mit sechs Monaten zufrieden gewesen. Täuschen wir, meine Herren, diese Besorgnisse! Gründen Sie eine feste Zentralgewalt, und treten Sie dann mutig den Besorgnissen, den Drohungen des Auslandes gegenüber. Fassen Sie Ihre weisen Beschlüsse; sie werden durch den Weltteil widerhallend diesen überzeugen, daß Deutschland aufgehört hat, seine besten Kräfte zu vergeuden im Dienste der Despotie, möge diese von oben oder von unten drohen." (Stürmisches Bravo.)

Hiermit schloß denn also formell das Turnier einer Woche. Es war Sonnabend Nachmittag. Montag sollte die Abstimmung beginnen, aber der Streit über die Fragstellung wurde zum unerträglichen Wirrwarr, in welchem jedes gute und schöne Wort zerpflückt zu werden schien. Es sah am Montag nachmittag aus, als sei alle die Anstrengung einer so ausführlichen Debatte umsonst gewesen. Was Inhalt! Was Zweck und Ziel! Was Mehrheit! Die Geschäftsordnung ist wichtiger denn alles das! Durch Gagerns Rede, durch Dahlmanns neue Redaktion der Ausschußanträge war das Material für die Fragstellung wesentlich geändert, die Linke aber behauptete, es dürfe nichts mehr an der Formulierung der Anträge geändert werden. Wenn die Mehrheit dies zulasse, so sei diese Mehrheit tyrannisch gegen die Minderheit, ja tyrannisch, und die Minderheit werde dann auch noch Anträge einbringen, daß den loyalen Herren der Mehrheit die Haare zu Berge stehn sollten. Hurra die Geschäftsordnung! Sie lebe! Alles andere mag zugrunde gehn!

Wie der Mensch nach Ketten schreit, selbst indem er sie

zerbricht: gegen eine alte Welt von Formen hat man den Fluch eben ausgesprochen, und für eine neue Welt von bloßen, noch ganz grünen Formeln hat man den Bannfluch schon wieder auf der Lippe, und niemand ist für die neue Formel orthodoxer als der, welcher eben noch Ultraketzer gegen die alte und gegen jede Form gewesen ist. Welch ein Ameisenhaufe dies Menschenpack, und wie kleinlich mag es von oben aussehn unser Streiten um des Kaisers Bart!

Man kam nicht zu Rande, und die Sitzung mußte unterbrochen werden. Die Anträge, mit denen man gedroht, hatten sich bereits eingeleitet. Der erste lautete: „Bei der Wahl eines Oberhauptes sollen alle fürstlichen Personen ausgeschlossen werden“, und die Galerie hatte ihr donnerndes Bravo gespendet zu dieser Einleitung. Was war zu tun? Sollte man, um solchem spektakelhaften Treiben auszuweichen, das aufgeben was man für gut und nötig hielt? Das wäre doch eine klägliche Schwäche gewesen.

Um fünf Uhr wurde die Sitzung wieder eröffnet, aber sie hatte kaum eine Viertelstunde gedauert, so erregte der immer streitsüchtige Heckscher einen Aufruhr, der nicht zu stillen war. „Es wird“, sagte er, „bei den neuen Amendements, die man uns in so schöner Fülle ankündigt, und die schon im voraus, noch ehe man sie kennt, den Beifall der Galerie erhalten haben“ — (Große Unruhe auf der Linken. „Das ist Verdächtigung!“ — „Wir legen unsere Amendements nicht erst der Galerie vor“. Zur Ordnung! Zur Ordnung!)

Der Vizepräsident Soiron verweigerte den Ordnungsruf, und der Lärm wurde so groß, daß die Sitzung aufgehoben werden mußte.

Dienstag erst kam es zu einer halben Ausgleichung, und infolge derselben zur Abstimmung. Mittwoch erst konnte sie vollendet werden, und von diesem Tage, dem 28. Juni, ist das Gesetz datiert, welches eine provisorische Zentralgewalt über Deutschland eingesetzt hat in folgenden Worten:

1. Bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland soll eine provisorische Zentralgewalt für alle gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation bestellt werden.
2. Dieselbe hat
   a) die vollziehende Gewalt zu üben in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen;
   b) die Oberleitung der gesamten bewaffneten Macht zu übernehmen, und namentlich die Oberbefehlshaber derselben zu ernennen;
   c) die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands auszuüben und zu diesem Ende Gesandte und Konsuln zu ernennen.
3. Die Errichtung des Verfassungswerks bleibt von der Wirksamkeit der Zentralgewalt ausgeschlossen.
4. Über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten beschließt die Zentralgewalt in Übereinstimmung mit der Nationalversammlung.
5. Die provisorische Zentralgewalt wird einem Reichsverweser übertragen, welcher von der Nationalversammlung frei gewählt wird.
6. Der Reichsverweser übt seine Gewalt durch von ihm ernannte, der Nationalversammlung verantwortliche Minister aus. Alle Anordnungen desselben bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung wenigstens eines verantwortlichen Ministers.
7. Der Reichsverweser ist unverantwortlich.
8. Über die Verantwortlichkeit der Minister wird die Nationalversammlung ein besonderes Gesetz erlassen.
9. Die Minister haben das Recht, den Beratungen der Nationalversammlung beizuwohnen, und von derselben gehört zu werden.
10. Die Minister haben die Verpflichtung, auf Verlangen

der Nationalversammlung zu erscheinen und Auskunft zu erteilen.

11. Die Minister haben das Stimmrecht in der Versammlung nur dann, wenn sie als deren Mitglieder gewählt sind.

12. Die Stellung des Reichsverwesers ist mit der eines Abgeordneten der Nationalversammlung unvereinbar.

13. Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Zentralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf.

14. Die Zentralgewalt hat sich in Beziehung auf die Vollziehungsmaßregeln, so weit tunlich, mit den Bevollmächtigten der Landesregierungen ins Einvernehmen zu setzen.

15. Sobald das Verfassungswerk für Deutschland vollendet und in Ausführung gebracht ist, hört die Tätigkeit der provisorischen Zentralgewalt auf.

So war denn Deutschland nach einer vierteljährigen Bewegung provisorisch zusammengefügt. Provisorisch. Donnerstag den 29. Juni in den Mittagsstunden erfolgte die Wahl in der Paulskirche. Jeder Abgeordnete nannte den Namen dessen, welchen er zum Reichsverweser erhoben sehen wollte. Es waren 548 Abgeordnete zugegen, und von diesen stimmten 27 nicht, republikanisch Gesinnte, welche ihren prinzipiellen Widerwillen damit auszudrücken pflegten, daß sie statt des Wahlnamens riefen: „Ich wähle keinen Unverantwortlichen“. 32 anders republikanisch Gesinnte gaben ihre Stimme dem Herrn von Itzstein, ein Zeichen, daß es unter dieser vorgerückten republikanischen Fraktion doch verzweifelt fehlte an einer ansehnlichen Persönlichkeit. Außer den jungen Exaltados, für welche der Wagen auch ohne Rosse läuft, und außer einer Anzahl verwitterter und verbitterter Badenser, wer hätte denn wohl in Deutschland dem Herrn Adam von

Itzstein Zutrauen geschenkt! Das Winkelrepublikchen dürftigster Art war durch diese 32 Stimmen an die Wand geschrieben.

Einen größeren und beachtenswerteren Kreis republikanisch Gesinnter bezeichneten die 52 Stimmen, welche Heinrich von Gagern nannten. Er war nicht gerade der Mann ihres Herzens, wenigstens war er dies nicht für alle, welche seinen Namen riefen, aber er war ein willkommenes, anständiges Symbol für diejenigen, welche durchaus vom historischen Fürstentume nichts mehr wissen wollten. Sie nannten den Namen doch auch nur, um eine Demonstration auszudrücken; denn es war für niemand zweifelhaft, daß sich die große Mehrheit für den Erzherzog Johann erklären würde. 436 Stimmen vereinigten sich auf ihn, und Gagern schloß den Wahlakt mit den Worten: „Ich proklamiere hiermit Johann, Erzherzog von Österreich, zum Reichsverweser über Deutschland. (Es erschallt ein dreimaliges Hoch in der Versammlung und von der Galerie, sowie das Läuten aller Glocken und Kanonensalven.) Er bewahre seine allezeit bewiesene Liebe zu unserm großen Vaterlande, er sei der Gründer unsrer Einheit, der Bewahrer unsrer Volksfreiheit, der Wiederhersteller von Ordnung und Vertrauen. Nochmals, Erzherzog Johann der Reichsverweser lebe hoch!" (Die Versammlung sowie die Galerie stimmen in diesen Lebehochruf ein.)

Sieben Deputierte sollten mit der Botschaft und Einladung abgehen an den Erwählten, welcher kürzlich aus Tirol nach Wien gekommen war, um dort als ein Vertrauensmann ans schwankende Steuer Österreichs zu treten. Das Bureau erwählte dazu die Herren von Andrian aus Österreich, Jucho aus Frankfurt, Raveaux aus Rheinpreußen, Francke aus Schleswig, von Saucken aus Ostpreußen, von Rotenhan aus Bayern, Heckscher aus Hamburg. Andrian, der Verfasser von „Österreich und seine Zukunft", welches schon einige Jahre vor der Märzbewegung eine gesunde, freisinnige Politik für den Kaiserstaat verlangte, hat das

Verdienst seines Buches einfach, redlich und besonnen aufrechterhalten durch seine persönliche Haltung im Parlamente. Weder als Redner noch als Parteimann hat er sich hervorgetan, aber durch milden, wirklich liberalen Sinn hat er fortwährend, namentlich als die Stammesleidenschaften alles aufs Spiel setzten, einsichtsvollen Takt und den ruhigen Mut der Überzeugung bewährt. Er ist später eine Zeitlang Vertreter der Zentralgewalt am englischen Hofe gewesen, und das schöne Äußere dieses österreichischen Kavaliers, dessen Haus von den südlichen Abhängen der Alpen nach dem Adriatischen Meere hinabschaut, wurde deshalb eine seltene Erscheinung in der Paulskirche. Ähnlichen Wesens war Rotenhan aus Oberfranken, ein milder, wohlwollender Mann vom Südabhange des Thüringer Waldes. In vornehmer Haltung schloß sich an diese beiden der blonde Schleswiger Francke, eine scharfe bürgerliche Natur, welche sich weder von oben noch von unten etwas Unbilliges gefallen läßt und an die Landsmannschaftssenioren auf der Universität erinnert, denen geharnischte Durchführung des „Komments“ höher steht als Popularität. Als Mann regelmäßig geordneter Stärke war er früher nicht frei von dem Verdachte dänischer Anhänglichkeit. Dieser Verdacht mochte wohl daher rühren, daß er die Schwierigkeiten gänzlicher Auseinandersetzung mit Dänemark, selbst auf dem Wege des Krieges, voraussah, und er mochte daher rühren, daß Francke kurzangebunden und schneidend den bloß sentimentalen Politikern oft mit nüchternen Einwendungen entgegentrat. Der Tat nach ist er, wie es solchen Naturen eigen ist, immer entschlossener schleswig-holsteinisch geworden, je schwieriger die schleswig-holsteinische Lösung wurde. Sein Vortrag ist so entblößt von jeder Phrase, daß er fast trocken zu nennen wäre, wenn er nicht durch sachliche Begründung und durch praktische Klarheit das Interesse fesselte. Ist dies geschehen — und sein bündiges Raisonnement hat es immer erreicht — dann erinnert er sich wohl

auch, daß die sentenziöse Fassung eines Gedankens auf der Rednerbühne doppelte Wirkung tut, und dann steht sie ihm sofort zu Gebote. Vorzugsweise verständig ist er mehr zur Malice als zum Schwunge des Ausdruckes geneigt, aber der Ernst und die Größe des Zweckes dämpfen ihm den Spott und er spricht immer zum Ziele.

Für eine solche Popularitätsreise bedurfte es aber auch weicher, redseliger, ausgiebiger Naturen, denn es war vorauszusehen, daß auf allen Poststationen gesprochen werden müsse. Verständigen Praktikern sowohl wie gewissenhaften Denkern und wahrhaft schöpferischen Naturen ist die tägliche Rede ins Blaue hinaus leicht eine Trivialität. Man muß naiv oder in diesem Punkte ehrgeizig, oder doch ganz besonders flüssig sein, um denselben Vorrat von Gedanken täglich mehrmals in derselben kleinen Münze auszugeben. Für diesen Teil der Aufgabe zu sorgen waren Saucken und Raveaux die geeigneten Talente.

Während sie durchs alte „Reich“ hinabfuhren nach dem Erwählten, ward ein innerlicher Hauptpunkt ihrer Botschaft von neuem Gegenstand der Debatte in der Paulskirche. Die Linke verlangte Auskunft wegen des Glückwünschungsschreibens, welches der Bundestag an den Reichsverweser erlassen, und war ganz im Rechte, diese Auskunft zu verlangen. Bei diesem Punkte wäre zu wünschen gewesen, daß sie mit größerem Nachdrucke auftreten gekonnt. Hier zeigte sich's leider, daß die überall nötige Opposition den nötigen Einfluß verloren hatte durch unbemessene Forderung. Man verkannte nun auch den begründeten Einspruch, ganz wie es die Fabel lehrt von dem Schäferbuben, welcher sein Dorf zu wiederholten Malen unwahr alarmiert hatte mit dem Geschrei: „Der Wolf ist da!“ Als nun der Wolf wirklich kam, glaubte man dem Geschrei des Buben nicht mehr, und ließ den Feind ungestört in die Herde fallen.

In jenem Schreiben lautete eine Stelle, „daß der

Bundestag schon vor dem Schlusse der Verhandlungen über die Zentralgewalt von den Regierungen ermächtigt gewesen, sich für diese Wahl zu erklären."

Hatte nun einmal die Nationalversammlung aus eigner Machtvollkommenheit die Zentralgewalt geschaffen, so lag hierin, wie Blum richtig sagte, eine unverkennbare Andeutung, daß man den Reichsverweser auch ohne die Nationalversammlung ernannt haben könnte. Es war also ganz in der Ordnung, daß die Linke eine „amtliche nähere Erklärung" von der Bundesversammlung forderte. Was Herr von Schmerling zur Aufklärung über diesen Vorgang sagte, indem er den Bundestag für tot und jene verfänglichen Worte wie eine Stimme aus dem Grabe bezeichnete, das war sowohl seinem Inhalte als seiner Form nach ungenügend. Die Form behandelte den Vorgang frivol wie eine Privatszene, und der Inhalt blieb jedenfalls, wenn er auch die Existenz und Kompetenz der Bundesversammlung in Abrede stellte, ohne ausreichende Bedeutung, denn er ging von einem einzelnen Mitgliede der Bundesversammlung aus, und dies einzelne Mitglied war nicht bevollmächtigt zu einer Erklärung. — Man ging zur Tagesordnung über.

Die Wahl des Reichsverwesers indessen und der Reichsverweser selbst, welcher durch Schlesien, Sachsen, Thüringen und Hessen nach der Parlamentsstadt kam, wurde überall mit großem Jubel aufgenommen. Er war ein mit gutem Fuge populärer Mann. Zunächst weil er ein Habsburger. Wieviel man auch an österreichischer Politik und an einem Hauptträger derselben, dem Kaiser Franz, zu tadeln, ja zu hassen gefunden, die Kaisertradition mit ihren Erinnerungen an ein gesamtes deutsches Reich, mit ihrer Romantik einer großen Monarchie, mit ihrer Treue für ein altgeschichtliches Haupt — sie war nicht so verschwunden, wie die Verstandespolitiker immer lächelnd versichert hatten. Das Familienwesen einer Nation gipfelt sich immer zu patriarchalischer

Spitze, und behält eine natürliche Kraft zu allen Zeiten. Können wir's doch in Frankreich erleben, daß man zur erblichen Königsfamilie zurückneigt, weil dies Prinzip familienhafter Dauer standhafte Verfechter behalten hat in allen denen, welche am Boden Frankreichs wirklichen Anteil haben, und weil jedes andere Prinzip, wie fein es ausgerechnet war, den Vorteil regelmäßiger Sicherheit nicht aufzuwiegen vermochte. War es nicht also natürlich, daß man in Deutschland einen Habsburger doppelt freudig begrüßte? Waren ja doch die Habsburger so gut wie erblich geworden in der deutschen Kaiserwürde. Und haben ja doch die Habsburger in der süddeutschen Natürlichkeit, an welche sie sich trotz aller Hofetikette mehr denn irgend ein Fürstenhaus hingegeben, die gute Meinung voraus, welche dem behaglichen süddeutschen Naturell überall entgegenkommt. Wie groß die Macht solchen unbefangenen Umgangswesens — man nennt es sogar ohne weiteres populär — davon ist Kaiser Franz das schlagendste Beispiel. Alle neueren Aufklärungen, alle neuen Geschichtsschreiber, ja alle Folgen in seinem Reiche haben sich gegen ihn erklärt; alle die guten Eigenschaften, um deren willen man ihm zugetan war, sind gründlich bestritten, ja sind ins Gegenteil verkehrt worden, und dennoch ist er ein Jahrzehnt nach seinem Tode nur im Munde der Kundigen nicht mehr der „gute" Kaiser Franz, im Munde der weitaus größeren Volksmassen ist er es noch und bleibt er der gute Kaiser Franz. Solch eine tiefe Macht übt das populäre Naturell. Von seinen Brüdern, selbst den großen Kriegsherrn Erzherzog Karl nicht ausgenommen, besaß neben ihm keiner diese Macht des Naturells in so hohem Grade als der jüngste Bruder Johann. Und sein ganzes Leben war geeignet, diese Macht noch zu erhöhen. Als junger Mann schon geriet er ins Kriegslager, wo die natürliche Fähigkeit alles gilt, geriet er in die Kreise der gesündesten Bergvölker, mit denen er das Vaterland, das natürlichste Bedürfnis des Menschen, verteidigte,

mit denen er hauste. Kaiser Franz war eifersüchtig auf jeden seiner Brüder, welcher sich ungewöhnlich hervortat. Er hielt dergleichen nieder, und nötigte dadurch gleichsam den Begabten, sich auf bestimmte engere Kreise zu beschränken. Gerade in solcher Beschränkung wächst aber der persönliche Kern, und das Volk, welches solche Geheimnisse immer ahnt, wendet sich mit doppelter Aufmerksamkeit und Neigung auf solche Einsiedler, wie Johann einer geworden war in den Alpen. Absonderlich lehrsam in diesem Betrachte ist mir immer folgender Vorfall oder wenn man will folgende Sage erschienen aus dem Leben des Erzherzogs. Bekanntlich stand er im Jahre 1809, als sein Bruder Karl die Schlacht bei Wagram schlug, mit einem Heeresteile in dem angrenzenden ungarischen Komitate. Ein rechtzeitiger rascher Marsch konnte dem von Napoleon bedrängten Bruder die entscheidende Hilfe bringen, konnte die Niederlage in einen Sieg verwandeln. Die Hilfe blieb aus, Napoleon errang den Sieg und zornig und tadelnd hat man gefragt: Warum fehlte der Heerhaufe des Erzherzogs Johann auf dem Schlachtfelde von Wagram? Aus folgendem Grunde erzählt man: Überangestrengt vom Dienste kommt der General, welcher zunächst an der österreichischen Grenze befehligt, mit einbrechender Nacht in sein Quartier. Er ist von Müdigkeit überwältigt und sinkt aufs Lager, eine Depesche nicht mehr eröffnend, welche soeben für ihn eintrifft. Als ihm nach mehrstündigem bleiernen Schlafe der Geist, der nie ruhende, aufweckt, und als nun die Depesche aufgerissen wird, findet er den Befehl, schleunigst dem Erzherzoge Johann die Mitteilung zu machen, daß der Heerhaufe augenblicklich nach der österreichischen Grenze aufbrechen soll, um nötigenfalls in die Schlachtlinie einzurücken! — Jetzt sind die kostbaren Stunden versäumt, es ist zu spät. Außer sich stürzt der General zum Erzherzoge, bringt ihm die Depesche, gesteht seinen Fehl, legt ihm Ruf und Leben, welche verwirkt sind, zu Füßen. Erzherzog Johann tröstet den verzweifelten Mann, und — nimmt den Fehl auf sich.

Ist es eine Sage, welch einem Zutrauen in die liebevolle Natur, in das Herz des Erzherzogs Johann ist sie entsprungen!

Nach solch einem menschlichen Herzen auf der Höhe des Staates lechzte Deutschland, nach einem hochgestellten Manne, welcher in fürstenfeindlicher Zeit auch die Vorwürfe des aufgeregten Demokraten entwaffnete durch seine Vergangenheit, durch die Zeugnisse seines Charakters, durch die Leutseligkeit seines Wesens. Die Stimmung war so gereizt, daß selbst Monarchisten sagen mußten: Wählt ihn, obgleich er ein Fürst, daß sie gerade in seiner Persönlichkeit die einzig mögliche Erhaltung geschichtlicher Monarchie erblickten. Alles an ihm war wie vorher bestimmt zu dieser Rolle. Er hatte die Tochter eines Postmeisters geheiratet, und was dem Erzherzoge einst schwere Sorgen mit dem Erzhause verursacht haben mochte, das war jetzt eine tiefe Empfehlung für das Volk. Das Erzhaus hatte ja das Prinzip der Ehe höher geachtet als das Prinzip des Standesvorrechtes, er selbst hatte ja dem menschlichen Gefühle, er hatte dem ehrenhaften Familiensinne, welcher für Fürst wie Bettler gleich sein soll, gesetzliche Folge gegeben; sein Sohn, sein geliebter Graf von Meran, war ein Kind aus dem Volke; ein religiöser Sinn für Gleichberechtigung aller Menschen stieg mit ihm auf den Stuhl des deutschen Reichsverwesers, und alle Parteien mit Ausnahme der abstrakten Republikaner empfingen ihn mit jubelndem Willkommen. Für den Besitzenden kehrte das Vertrauen mit ihm zurück, für den Patrioten kam der alte, in den Bergen gesund verbliebene Kriegsmann und derjenige, welcher schon vor Jahren den Trinkspruch ausgebracht: Kein Österreich, kein Preußen, ein einiges Deutschland soll es sein!

Und dennoch, fragt spöttisch der Gegner, was hat er ausgerichtet?! — Fragt lieber: Was hat er ausrichten können, was hat er ausrichten sollen? Das mit Auflösung bedrohte Vaterland zusammenhalten ohne persönliche Nebenabsicht. Das

hat er ausgerichtet, und das ist großer Ehren wert. Wenn eine Nation zum ersten Male parlamentarisch sich gestalten will, da ist überhaupt nie und nirgends der Augenblick gewesen für die energische Entwickelung eines monarchischen Herrschers. Sie will sich finden, sie will sich der Summe ihrer Macht bewußt werden, und jeder einzelne, welcher da vorgreifen will mit seiner Fähigkeit, wird nie ein Usurpator erscheinen, wird beseitigt werden. Seine Fähigkeit sei noch so groß, sie wird gering geschätzt werden neben der noch unerforschten und in der Erforschung begriffenen Fähigkeit und Macht des Ganzen. Zu solcher Zeit ist demjenigen, welcher formell an die Spitze gestellt wird, nichts erreichbar, ja nichts dienlich als die leiseste Handhabung der Form, in welcher seine Stellung begrenzt ist. Je weniger er zu tun scheint, desto besser wird er seine Aufgabe erfüllen. Erst wenn der parlamentarische Prozeß sein Resultat zeigt, und wenn dies nicht genügt oder bedroht wird, erst dann kommen die nicht redenden sondern handelnden Führer an die Reihe, erst dann gesteht man zu, daß Führung erwünscht ist, und daß Gesetze der Praktik gelten dürfen, erst dann können Cromwells und Bonapartes auftreten.

Wer wie Erzherzog Johann einer ersten Periode in der Nationalbewegung sich hingibt als formelles Haupt, der opfert sich, wie die Blüte sich opfert für die entstehende Frucht.

Ob er dies gewußt hat, ist gleichgültig. Ich möchte nicht glauben, daß er unkundig in diese Bewegung getreten sei. Er ist ein alter Herr, der viel gesehn, und sich manche goldne Lebensregel abgezogen hat aus den Gärungen. Vor allem Ruhe im Sturme und die Kunst des Erwartens. Er hat sich nie anders gezeigt in seiner Reichsverweserschaft als durchaus mäßig und bescheiden. Kein konstitutioneller Regent kann geringere Ansprüche machen, als er gemacht hat, und die Nation ist ihm gerade für diese hoch oben seltenste

Tugend der Bescheidenheit zu dem tiefsten Danke verpflichtet.

Daß man alles Erstaunliche voraussehen wollte, als er kam, getragen vom Jubel einer tieferregten Nation, das war nicht verwunderlich. Es kreuzten sich gerade um sein Haupt die erstaunlichsten Möglichkeiten. Der Habsburger stellte sich in ihm dar, ganz so wie er im Gedächtnisse der Völkerschaften als ein beliebter Herrscher trotz langer kaiserloser Zeit bekannt war. Eine schmale Mittelfigur, die ganz anspruchslos und am liebsten im bürgerlichen Kleide einherschreitet. Ohne Prunk bleibt er stehen, wo er jemand was sagen, wo ihm jemand was sagen will. Und was er sagt, ist der natürlichste Ausdruck dessen, was die Umgebung, was der Augenblick darbietet. Er ist anspruchslos, ist gesund. Auch wenn er öffentlich sprechen muß, er nimmt keinen Anlauf, er sucht keine künstlichen Wege, er sagt kurz und bündig, was er sagen will, und es ist immer etwas Kernhaftes, worauf er sich richtet. Der kleine Kopf mit dünnem Greisenhaare hat etwas Kräftiges in der breiten und hohen Stirnrundung, in dem lichtblauen, fest schauenden Auge, in der marmornen, ganz und gar habsburgischen Strengheit der Züge, auf deren Strenge jedes Lächeln doppelt wirksam. Seht ihn zu Pferde in der weißen österreichischen Uniform und mit dem Federhute, der tief in die Stirn gedrückt ist, seht ihn hinabreiten an der Truppenfront, da greift das Auge wie Stahl von Grenadier zu Grenadier, da ist der Kriegsmann aus dem Anfange unseres Jahrhunderts ganz und gar wieder vor uns, und die roten Hosen werfen einen Jugendschein über das schmale, eng zusammengefaßte, blaßgelbe Antlitz. Der kennt den Krieg, der weiß zu befehlen, der hat etwas vom Cäsar! sagt man unwillkürlich.

Wie hätten bei dieser Erscheinung in so brausendem Zeitlaufe die Leute nicht kannegießern sollen! Da hieß es: Er bringt zum neuen Reiche das ganze, große Österreich,

denn er wird der Orleans jener Bourbonen. Nicht mit einem Alpenkönigreich wird er sich begnügen, nein, Kaiser Ferdinand wird abtreten, und dieser geübten, sichern Hand Johanns wird das Ostreich anvertraut werden, und jetzt kommt er, um das Westreich zu bilden und hinzuzufügen. O, er ist klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, ihr werdet's erleben! — Und was dergleichen mehr erfunden wurde in der Üppigkeit einer aufgestörten Phantasie. Daß solche Phantasien nun Phantasien verblieben sind, soll am Ende auch noch derselbe Erzherzog verantworten, welchem man im anderen Falle den Vorwurf der ärgsten Usurpation nicht erlassen hätte.

Das Einfache einfach zu beurteilen wird den Menschen so schwer. Wer den Erzherzog in Frankfurt gesehen in all der Einfachheit und Anspruchlosigkeit, welche er niemals verleugnet hat, der ist fern geblieben von all den verworrenen Ansprüchen. Wer die ersten Monate von 1849 in Frankfurt erlebt hat, in welchen Österreichs Ablösung vom deutschen Bundesstaate so krampfhaft vor sich ging, der hat Gelegenheit gehabt, den entsagenden Konstitutionalismus des österreichischen Erzherzog-Reichsverwesers dankbar anzuerkennen.

Auf der andern Seite haben die sogenannten Großdeutschen im März und April 1849 immer wieder spöttisch an den Jubel des Julimondes 1848 erinnert, im Vergleich zu dem geringen Schwunge, welchen das mühsam entstehende und rasch wieder vergehende Kaisertum der Hohenzollern mit sich gebracht. Wie anders, riefen sie, war es damals, als mit Ausschluß der Republikaner alle für Johann von Österreich stimmten, die Preußen auch, wie anders, als der Habsburger kam!

Ach, welcher Vaterlandsfreund ist denn darüber im Zweifel, daß eine wiederholte große Stimmenmehrheit unser größtes Glück gewesen wäre. Wer ist denn aber auch im Zweifel, daß gerade in der Unmöglichkeit einer großen

Majorität für das definitive Oberhaupt das schwere Schicksal Deutschlands eingehüllt liegt seit der Reformation, seit dem Westfälischen Frieden, seit dem Wiener Kongresse! Wer kennt denn nicht die täuschende Leichtigkeit eines Provisoriums!

Es vergleicht sich die Stimmung Deutschlands vom Frühsommer 1848 und die Stimmung Deutschlands vom Frühjahre 1849 ganz und gar einem Kranken, welcher den Gesundbrunnen aufsucht zur Heilung. Betrachtet ihn während der ersten Tage seiner Kur. Da erregt ihm die Heilquelle alle die stockend gewordenen Säfte, das Blut fließt wieder rascher, und Röte wie Wärme belebt seine Haut. Dies ist das Provisorium. Allmählich aber dringt das nagende Wasser, damit es heilen könne, tiefer ein in die inneren Teile und ergreift die kranken Punkte mit Schmerzen, und das Übelbefinden steigt von Tage zu Tage, weil alles ergriffen sein muß, um verwandelt zu werden, und je stärker das Wasser, je tiefer die Krankheit, desto mehr steigt das Weh gegen Ende der Kur. Trostlos, weil um die letzte Hoffnung sich betrogen glaubend, verläßt der Kranke den Heilort; die Kur soll vollendet sein, und doch fühlt er sich geschwächter denn je, und mißtrauisch scheidet er vom Arzte und dessen steter Versicherung, daß die Genesung nun erst langsam aber sicher eintreten werde.

Langsam und sicher tritt sie auch ein, wenn kein organischer Fehler vorhanden gewesen ist.

Von einem solchen ist hoffentlich auch unser Vaterland frei, und deshalb nach so schmerzlicher Kur der Genesung näher, als wir zu hoffen wagen.

9.

Am dritten Juli, also sofort nach Schaffung der Zentralgewalt, brachte der Verfassungsausschuß den Entwurf der Grundrechte in die Paulskirche.

Nach Grundrechten verlangte man stürmisch. Nicht weil es augenblicklich in der Praxis daran gefehlt, denn man nahm sich im Grunde das Recht heraus zu allem; aber weil man ein Fundament der immerdar bestrittenen und vergällten Volksrechte gelegt und geweiht sehn wollte ein für allemal. Das Verlangen war richtig, echt und wohlbegründet.

Über die Ausführung dieses Fundamentes nur konnte man verschiedener Meinung sein. Zunächst konnte man sagen und sagte man: Haltet euch dabei nicht zu lange auf, denn ihr könnt durch Verzögerung und durch zu spezielle Ausarbeitung die Freiheit und die Einigung Deutschlands gefährden. Die Verzögerung gibt den Einzelnstaaten Zeit, wieder Kräfte zu sammeln, und mit diesen Kräften werden sie sich der Verschmelzung in ein Ganzes widersetzen. Die spezielle Ausarbeitung grundrechtlicher Sätze ferner wird bei den verschiedenartigen Staaten und Stämmen Anstoß finden, weil sie auch im Untergeordneten eine Gleichheit verlangt, welche für die Einheit Deutschlands nicht absolut notwendig ist. Wenigstens wird auch dies den Einzelnregierungen zum Vorwande dienen, sich der Zentralregierung zu widersetzen. Faßt euch also kurz mit den Grundrechten. Je größer die Quadersteine, desto fester die Grundlage; ein Dutzend Grundrechte rasch geschaffen ist besser als drei Dutzend, die sorgfältig auf alle Möglichkeiten hin ausgearbeitet werden. Durch das Gebäude selbst erst erhalten sie Wert. Eilt, dies Gebäude selbst, die Verfassung, aufzuführen! Sie allein ist schwer, denn sie soll einen Staat bilden für einige dreißig Staaten. Nicht Grundrechte machen euch zu einem nationalen Staate, sondern Grundformen.

Es schien denn auch, als ob die Parteien sich darüber einigen könnten. Die Rechte wie die Linke drangen auf Beschleunigung. Aber freilich die Linke verstand die Beschleunigung anders als die Rechte. Sie wollte rasch soviel wie möglich und so speziell wie möglich beschließen, und wollte

keine nochmalige Prüfung des Beschlossenen. Die Rechte dagegen wollte das Spezielle so viel als möglich vermieden, und wollte eine zweite Lesung angeordnet sehn.

Wenn man indessen hierbei nur von Rechter und Linker spricht, so ist das irreführend. Im Laufe der Debatte über Zentralgewalt hatten sich nun zwar Parteien gruppiert. Es hatte sich namentlich ein linkes Zentrum ausdrücklich gebildet, indem eine Anzahl von etwa hundert Abgeordneten im Gasthofe zum Württemberger Hofe um ein Programm zusammengetreten war. Durch diese Abzweigung war tatsächlich auch ein rechtes Zentrum von ungefähr 150 Abgeordneten entstanden, insofern diese Anzahl, welche sich eng an die Ausschußanträge in der Zentralgewaltsfrage angeschlossen, ebenso von der kleinen Rechten wie von dem linken Zentrum abgesondert worden war. Im Kampfe selbst also waren diese zueinander gekommen, und nachträglich erst vereinigten sie sich auf dem „Hirschgraben“ zu einem Programme. Als größte Partei suchten sie sich bald ein größeres Lokal und wählten das „Kasino“ am Roßmarkte. Die Bildung dieser Zentralparteien war aber nicht vorzugsweise aus den verschiedenen Ansichten über Freiheitsprinzipien entstanden, sondern sie war entstanden infolge der eigentlichen deutschen Verfassungsfrage. Das Verhältnis der Einzelnstaaten zum deutschen Ganzen war der Gesichtspunkt, unter welchem sie sich unterschieden. „Einzig und allein“ von der Nationalversammlung wird die deutsche Verfassung geschaffen! war die Losung der Linken. — Nicht gerade einzig und allein, sagte das linke Zentrum im Württemberger Hofe, denn die Regierungen sollen gehört und in billigen Vorschlägen beachtet werden. — Durchaus nicht einzig und allein, sagte das rechte Zentrum, sondern soweit als möglich im Einklang mit den Regierungen, aber endgültig von der Nationalversammlung soll die Verfassung festgestellt werden. Fünf Sechsteile der Versammlung also, denn die eigentliche Rechte betrug kaum ein Sechsteil, wiesen

die formelle Vereinbarung zurück, und unterschieden sich nur im Grade dessen, was praktisch und was nicht praktisch sei. Die Linke wollte einzig und allein das Wort führen; das linke Zentrum wollte auch allein das Wort führen, aber doch dazwischen hören; das rechte Zentrum wollte nur das letzte Wort haben.

Daß man sich hiernach gruppiert hatte, war den Grundrechten gegenüber, war überhaupt den Freiheitsprinzipien gegenüber nicht überall zupassend. Es war vorauszusehen, daß für solche Prinzipienfragen noch mannigfache Wandelung der Parteistellung werde eintreten müssen. Und nicht bloß deshalb irrt man leicht, wenn man die Parteieinteilung in der Paulskirche ohne weiteres anwendet auf die gleichlautende Parteistellung in den Kammern der Einzelnstaaten. Das linke und rechte Zentrum der Paulskirche entspricht auch übrigens keineswegs den gleichbenannten Parteien in Berlin oder Wien. Die Paulskirche hatte weitere Gesichtspunkte. Bei so eng und scharf gestellten Verhältnissen wie zum Beispiele in der zweiten preußischen Konstituante, würden die Frankfurter Zentren im Frühjahre 1849 der großen Mehrzahl nach Opposition gegen ein Ministerium Brandenburg-Manteuffel gewesen sein, also zur Berliner Linken gehört haben, während sie in der ersten preußischen Konstituante nur in der Minderzahl zur Berliner Linken gehört hätten. Die Unterschiede sind in Deutschland nicht so groß und so fest, als die einmal angenommenen Unterscheidungsnamen zu besagen scheinen. Nur in betreff der eigentlichen Linken, welche französische Politik, welche einen französischen Begriff darstellt, ist der Unterschied fest; denn unter dieser „Linken“ versteht man diejenigen, welchen das Staatsleben eine mechanische Aufgabe ist, und welche nach auswendig gelernten abstrakten Formeln urteilen und handeln.

So wie nun aber einmal die Gruppierung vor sich gegangen war mit Rücksicht auf die streng deutsche Aufgabe,

also mit Rücksicht auf die Frage der Einheit, so wurde sie trotz späterer Wandelungen maßgebend, und so beurteilte man den wichtigsten Ausschuß, welcher jetzt bei Einbringung der Grundrechte zum ersten Male schöpferisch auftrat. Dies war der Verfassungsausschuß.

Er bestand aus dreißig Mitgliedern. Die Hälfte desselben war aus dem rechten Zentrum gewählt, und — was noch wichtiger — der Einfluß dieser Mitglieder des rechten Zentrums war so mächtig, daß er durchschnittlich eine große Mehrheit für seine Ansichten vereinigte. Dies Zentrum repräsentierte ersichtlich die größere Bildung. Ihr widersteht man nicht in der intimen Verhandlung, und eine solche intime Verhandlung ist ja doch die Debatte im Ausschusse.

Indem man also diesen Vertretern des rechten Zentrums im Verfassungsausschusse näher in die Augen sieht, tritt man in Verkehr mit der schöpferischen Kraft, aus welcher die erste deutsche Verfassung entstanden ist.

Den Kern bildet hier das vielfach angegriffene Professorentum, vertreten durch Dahlmann, Beseler, Droysen, Waitz. Welcker, ebenfalls Professor und ebenfalls an diesem Posten, sonderte sich doch öfters ab vermöge eines lebhafteren Naturells, welches in der Praxis geübt und nicht ohne energischen Eigensinn ist. Deiters, Professor aus Bonn, versuchte auch mitunter eigene Pfade katholischen Sinns, fand sich aber auf kleinen Umwegen immer wieder zur Mehrheit. Pfarrer Jürgens endlich aus dem Braunschweigischen gehörte zu derselben geschulten Bildung und vereinzelte sich erst später in der Oberhauptsfrage.

Der eigentliche Mittelpunkt und der unerschütterliche Mittelpunkt war von Anfang bis zu Ende Dahlmann. In ihm war die Verfassung mit der Kaiserspitze lange schon verkörpert, ehe sie beraten, ehe sie beschlossen wurde. Mit dem Entwurfe der Siebzehner schon, also schon zwischen Vorparlament und Nationalversammlung begann sein herrschsamer

Eindruck. Wie viele hat er gewonnen durch überzeugende Kraft! Der allgemeine Aufschrei im Maimonate, als der Siebzehner=Entwurf bekannt wurde, legt Zeugnis dafür ab, wie himmelweit entfernt die öffentliche Meinung war vom Gedanken eines Kaisertums. Es war aber immer Dahlmanns Art, gar nicht viel Wesens zu machen von den Meinungen und Wünschen des Tages. Das innerlich Erprobte und Folgerichtige war und ist ihm alleiniger Leitstern. Sogar unter den Siebzehnern fand er zuerst mit seinem Kaisertume fast nur Staunen. Leute wie Albrecht, wie Bassermann wurden erst durch Dahlmann dafür geweckt und erregt. Im Bundespalaste hat er in einer Sitzung durch seine langsame, eindringliche Rede den so praktischen Bassermann in Zweifel gestürzt, zum Vergleichen und Erwägen gedrängt. Die von ihm ausgehende Kraft hat aber fast etwas Magisches. Wir pflegten zu sagen, wenn ein hartnäckig Widersprechender gar nicht zu erweichen war: Dahlmann muß ihn anhauchen! Weil das Wissen in ihm so fest zusammengedrängt, weil es so durchdrungen war vom Glauben an sich selbst, weil es so schweigsam und, wenn es redete, so einfach, klar und körnig war, weil es endlich bei so lauterem Charakter des Mannes immer wahrhaftig erschien, darum wirkte es wie mit magischem Hauche. Der Vielredende mag gewinnen und fortreißen durch den Reichtum der Gründe und Gesichtspunkte, der Wenigredende überzeugt durch die Stärke seiner Gründe. Jenem mag man zustimmen bis auf weiteres, diesem stimmt man zu ein für allemal; denn diesem glaubt man. Mit dem Glauben einstimmen ist eben noch ganz was anderes als mit dem Urteile zustimmen.

Nächst Dahlmann war der wichtigste und jedenfalls der tätigste Georg Beseler, Professor in Greifswald, der jüngere Bruder des schleswigschen Statthalters Wilhelm Beseler, welcher erst später in die Versammlung trat. Georg Beseler ist ein schöner Mann nahe den Vierzigen. Schön in der

englischen Weise, vor welcher er wohlgeformte Hände und Füße und fleischige Fülle voraus hat. Auch der rote englische Schnitt ist seinem kurz gehaltenen dunkeln Haare noch erlassen, und findet sich nirgends in dem gesund blassen edlen Antlitze. Nur am streng begrenzten Backenbarte meldet sich leise und fern jener färbende Schimmer der Seeluft. Das schöne blaue Auge dagegen hat ehrliche deutsche Kraft, und der kleine Mund mit wohlgestellten Zähnen entfernt sich ganz und gar von dem unschönen, leichenartig vorstehenden Oberkiefer der Rasse Albions. Im Gegenteile verleiht das stets rasierte, blaubärtig schimmernde runde Kinn und die feingriechische Nase dem ganzen Kopfe etwas Klassisches. Hiermit übereinstimmend ist sein Vortrag, welcher einen feinen, stets auf Maß bedachten Gedankengang zu Gehör bringt in dem saubersten norddeutschen Akzente. Hätte dies gentlemanartige Auftreten, welches äußerlich den Professor überwunden hat, Fülle und Schwung, so würde die Wirkung seiner Rede außerordentlich sein. Das ist sie indessen nicht, denn Fülle und Schwung fehlen. Beseler erörtert nur, und obwohl er im Laufe einer Jahresübung und im Drange des Interesses lebhafter und wärmer geworden, ja in heißen Fragen dem Schwunge nahe gekommen ist, die gründliche Eigenschaft seiner Rede war doch immer nur die der Erörterung. Sie wirkte also niemals fortreißend, immer aber vorteilhaft für den Standpunkt, welchen er vertrat. Darum vorteilhaft, weil sie die Rede eines anerkannten patriotischen Ehrenmanns, weil sie klar und auf gediegene Kenntnis gestützt war, und weil sie endlich im ganzen wie im einzelnen vollständige Bildung atmete. Nur mit dem ganz Verwerflichen machte er kurzen Prozeß; mit alle dem, was unter Umständen eine Berechtigung ansprechen kann, setzte er sich schonend und billig auseinander, und aus diesem Grunde erhielt er sich mit dem edleren Teile der Linken immer die Möglichkeit eines Verständnisses, obwohl er niemals mit der Linken stimmte.

In dieser Beziehung leistete Droysen noch mehr. Dieser kleine dunkelhaarige Pommer, welcher mit den Fahnen der Linken gar nichts gemein hatte, war fast täglich im Lager derselben zu sehen, und bewies hier, spottete dort, schalt hier und beredete da, um eine Übereinstimmung zu bewirken. Ein solches parlamentarisches Talent ohne Rednerbühne, ein Talent im Parlamentieren, ist selten verbunden mit einer so festen Ansicht, wie Droysen sie hat und geltend macht. Auf die Rednerbühne der Paulskirche selbst ist er gar nicht gegangen, obwohl er mit großer Leichtigkeit und mit schlagender dialektischer Kraft zu sprechen weiß. Nicht das Redenhalten, sondern die Debatte interessiert ihn, und in der Debatte ist er ein siegreicher Fechter, ein zäher Gegner von unerschöpflichen Hilfsmitteln. Mit dem behendesten, geübtesten Geiste umkreist er, sprengt er, oder überspringt er eine ganze Schar von Gegnern. Er ist so geistvoll und nach allen Seiten so gefaßt, daß er auch da den Eindruck der Überlegenheit macht, wo er nicht wirklich überlegen ist. Solche Anlage zum Matador wird bedenklich, wo Inhalt und herzliche Teilnahme an diesem Inhalte fehlen. Beides fehlt ihm aber keinesweges. Mit voller Seele waren diese beiden Männer, Beseler und Droysen, welche man fast immer nebeneinander sah, bei dem schweren Werke für unser Vaterland; das Gelingen des Werkes war ihnen das Gelingen ihres Lebens, und man kann wohl sagen, daß vom Mai 48 bis zum Mai 49 nur die kurzen Stunden ihres Schlafes leer blieben vom Dichten und Trachten, vom Reden und Treiben, vom Versöhnen und Verbinden für das Zustandekommen eines Deutschen Reiches. Sie waren Triebfedern immerwährenden Handelns vom Verfassungsausschusse heraus nach allen Sitzen der Paulskirche. Welche Bären haben sie geleckt, um ihnen Menschengestalt beizubringen! Welche Entsagung des Humors hat Droysen in diesem und jenem Winkel diesem und jenem schlechten Musikanten zugewendet, um die gar zu unharmonische Stimme wenigstens

unhörbar zu machen in der Melodie! Unverdrossen wanderte er mit seinem Stocke und der großen Brille zwischen den Bänken umher, ein terminierender Musikant, und nur im Vorübergehn an einzelnen sicheren Bundesgenossen entschädigte er sich durch eine sarkastische Bemerkung, von welcher das ernsthafte, kleine Gesicht nicht das mindeste verriet. — Wer diesen Kieler Professor sich nach dem Geschichtswerke „Die deutschen Freiheitskriege“ vorstellen wollte, der würde ein ganz falsches Bild haben. Nichts von der weitmaschigen, philosophischen Darstellungsweise war an dem Abgeordneten Droysen zu entdecken, nichts als die geistige Stärke. Natürlich, wenn auch nicht einfach, ungezwungen, wenn auch nicht ohne Schule, behandelte der Abgeordnete jedes Thema der Staatsfragen frisch, rasch und präzis. Im Verfassungsausschusse hat er nicht nur für die Akten, sondern auch für seinen eignen literarischen Vorrat Protokoll geführt, und aus diesem letzteren Material wird wohl ein Buch entstehen.

Politischer Charakter und politische Fähigkeit ist diesen drei Professoren in hohem Grade eigen. Wer dies leugnet unter dem geläufigen Vorwurfe gegen doktrinäre Beschränktheit, der leugnet es, weil ihm die Politik dieser Leute nicht gefällt oder weil er sie nicht versteht. Es ist allerdings keine Politik von heut auf morgen; aber sie hat Geschichte, hat Freiheit und hat mächtige Gestalt.

Der Vorwurf des Doktrinarismus trifft am richtigsten den vierten Professor. Waitz folgert unter dem Joche von Doktrinen; das heißt, seine Doktrin ist stärker als seine Urteilskraft. Wer in der politischen Welt es nicht versteht, den verschiedenartigen Kräften eines Staatslebens verhältnismäßig Rechnung zu tragen, wer die Kräfte nur zählt nach dem Tarif der Wissenschaft und sie nicht täglich neu zu wägen weiß, wer überhaupt nur nach erlernten Faktoren rechnen will in der Politik, der ist nicht zum Handeln bestimmt in der Politik. Politik ist nicht nur Wissenschaft, sie ist Kunst und

gestattet deshalb nicht unbedingte, sondern erheischt bedingte Anwendung dessen, was man weiß.

Die erlernte oder angelernte Politik fand ihren schärfsten Probierstein an der großen österreichischen Frage, der Lebensfrage für deutsche Macht und für deutschen Staat. Erschreckend einfach und leicht war diese Frage für die Linke wie für die Doktrinäre; denn unsere eigentlichen Linken sind im letzten Grunde ebenfalls Doktrinärs, nur rohe. Ihre Schablone ist nur gröber als die des doktrinären Professors, und ihre Anwendung derselben ist gewaltsamer.

Waitz fuhr denn auch streng nach der Doktrin mit Österreich ab wie der Teufel mit einer armen Seele. Verschiedene Nationalitäten, sagt die Doktrin, sind nur durch Absolutismus des Regimentes zusammenzuhalten in einem Staat, also ist Österreich unter konstitutioneller Form nicht mehr möglich, und die Nationalitäten haben über die verschiedenen Fetzen zu verfügen.

Dagegen zeichnet sich Waitz aus durch großes Talent der Fassung und der Darstellung. Er war der vollendetste Redner unter den Professoren der Paulskirche. Ein mittelgroßer, fleischiger Mann mit rundem Haupte blasser Färbung fand er auf der Rednerbühne immer aufmerksame Hörer, und er verdankte diese Aufmerksamkeit immer der geschlossenen Form seines Vortrages. In solcher Geschlossenheit und Abrundung liegt eine zwingende Kraft. Der Zustimmende freut sich, daß alles wohl verbunden, wohl vernietet erscheint und folgt mit Behagen der klaren Entwicklung dessen, was er selber denkt, und was ihm in so feiner Entwicklung und Ordnung doppelt gefällt. Der Gegner aber folgt mit Spannung, weil er die Lücken entdecken will, an welchen zugreifend er das Bauwerk auseinanderreißen könne. Zur Unterbrechung des Vortrages findet der Gegner bei Waitz selten Gelegenheit, weil dieser Redner nichts vereinzelt und deshalb gefährdet hinstellt, sondern weil er mit klassischem Geschmack, das heißt

im Geschmack der alten Schriftsteller, die Behauptung stets gedeckt durch weitverzweigten Satz, stets geschützt durch schlußmäßige Bedingungen einführt. Da dies nun obenein glatt und ohne Anstoß geschieht, und da es gehoben wird durch Ebenmaß und sogenannte Konzinnität des Ausdruckes, so ist der Gegner genötigt, sich dem Ganzen anzuschließen, um das Ganze umzustürzen. Denn die „Konzinnität" erzeugt durch die ihr innewohnende Macht der strengen Schönheit auch bei dem widerwilligsten Gegner einen gewissen Respekt. Waitz war deshalb auf der Rednerbühne nicht von Wichtigkeit, wenn Schlachtgetümmel entstand und scharfe Schlagfertigkeit gefordert wurde, wohl aber wenn über große Fragen die eigentlichen Redesitzungen eröffnet waren. Dann ergoß er seine wohlgefügten Worte in lyrischem Tenor nie ohne eine läuternde Wirkung auf das Ganze. Er selbst schließt dabei die Augen, um sich ganz in den Kreis seiner Gedanken abzusondern, und ein regelmäßiges leises Wackeln des ganzen Oberkörpers ohne irgend einen Gestus mit den Händen scheint ihm nötig zu sein für das eintönige, wohlklingende Organ der ununterbrochen fließenden Sprache.

Dieses Professorenzentrum im Verfassungsausschusse — Dahlmann, Beseler, Droysen, Waitz, Welcker, Deiters, Jürgens — ward gestützt durch eine Anzahl besonnener, gründlich gebildeter und braver Männer, durch Hergenhahn aus Nassau, durch Briegleb aus Koburg, durch Beckerath, Bassermann und Max von Gagern, welche drei zeitig austraten, um das Reichsministerium bilden zu helfen, durch Scheller, einen kleinen, kahlen, steinernen, ehrenfesten Juristen aus Preußen, Markus Tullius Cicero genannt von den heiteren Kritikern, weil er zuweilen mit dem „quo usque tandem, Catilina" gegen die Katilinas der Linken auftrat in unerschütterlicher, trockener Rhetorik; durch Wippermann ferner aus Kassel bis auf gewisse Punkte, in denen der Staatsmann eines kleinen Kurfürstentums den demokratischen

Stichworten seiner Heimat nicht widerstehen konnte; durch Soiron endlich, welcher den Vorsitz führte im Verfassungsausschusse. Letzteres war von außerordentlichem Vorteile. Ein Praktikus in juristischen wie politischen Dingen, ein in gesunder Opposition aufgewachsener politischer Kriegsmann, ein Wallone von Abstammung und so unbekümmert kaltblütig zum Streite wie die wallonischen Reiter von jeher gewesen, war Soiron ganz geeignet zur Leitung dieses wichtigen und so verschiedenartig zusammengesetzten Körpers, genannt Verfassungsausschuß. Wenn die Professoren manchmal klagten, daß er zu oberflächlich und kurzab verfahre, so war uns dies ein Zeichen, daß Soiron sehr nützlich sei. Er ist des juristischen Formalismus, der juristischen Logik in dem Maße Herr, daß er die fraglichen Punkte klar zu gruppieren, daß er das Zusammengesetzte scharf zu spalten weiß. Er weiß übrigens aus Instinkt und Erfahrung, was gehen und stehen mag, und führt das Unlebendige und bloß Theoretische, komme es von rechts oder von links, auf den feinen Punkt zurück, in welchem es Geltung ansprechen kann; er ist leutselig, bequem und bei aller Derbheit verbindlich und versöhnlich; er ist fest und ruhig und, was unschätzbar in so kritischen Zeiten, er ist immer voll guten Mutes, voll heiterer Zuversicht. Ob alles auseinander zu krachen drohte, Soiron blieb behaglich und mutig, Soiron lächelte und glaubte an das Gelingen. Was hatte er zu leiden von der Linken! Sie hatte ihn zu den Ihrigen gerechnet, weil er in vorderster Linie bis zum Vorparlamente gegangen war, sie wütete gegen ihn, als er bei der Konstituierung nicht nach Redensarten, sondern danach fragte: Was haben diese Redensarten für einen praktischen Sinn, und in welcher Ausdehnung sind sie verträglich mit der Regierung eines großen Staatsganzen? Lächelnd und leidenschaftslos sah und hörte er auf die Ausbrüche des Hasses, welche ihm bis zuletzt von der Linken nicht erlassen wurden, unbekümmert darum ging er seines Weges,

und behielt doch auch im Verfassungsausschusse, ja selbst auf der Rednerbühne immerdar eine gewisse Kraft der Vermittelung zwischen dem rechten Zentrum und dem wahrhaftigeren Teile der Linken. Wie er die Streitfragen darstellte, so hatten sie doch stets die Eigenschaft der Lebensfähigkeit oder Lebensunfähigkeit, und der Frage um diese Eigenschaft konnte sich nur der ganz Verstockte entziehen.

Dieser Kreis von Männern bildete den Stamm des Verfassungsausschusses. Was sich von ihm nach rechts abzweigte, war ein kurzer Ast mit wenig Zweigen. Diese Zweige hießen Mühlfeld, Detmold, Rotenhahn, Lassaulx. Andrian und Lichnowsky, welche ebenfalls zur rechten Seite gehörten, waren nur kurze Zeit und spurlos Mitglieder des Ausschusses.

Mühlfeld aus Wien, Detmold aus Hannover stimmten als zwei feste Juristen, denen keinerlei Aufschwung den Gesichtspunkt verrückte. Diese beiden kleinen Gestalten hielten unerschütterlich stand in dem strengen Formenkreise konstitutioneller Monarchie. Mühlfeld mit einem Napoleonskopfe tat dies in unerbittlicher juristischer Logik, und wenn er's von der Rednerbühne tat, so ging seine eintönige, geradeaus und rasch fließende Rede wie ein Bach einher, welcher über Stock und Stein nach der Ebene eilt, unbekümmert um Tageszeit, Landschaft oder sonstige Umgebung. Als man später an die eigentliche Verfassung kam, war diese mutig nüchterne Einsicht eines Österreichers unter so vielen überschwenglichen oder unklaren Landsleuten von bestimmtem Werte.

Detmold machte seine Opposition von rechts aus ohne Rede. Er machte Bemerkungen, welche nicht nur bemerkt, sondern auch empfunden sein wollten. Sie waren witzig zugespitzt und in Laune getränkt. Er hatte die Ruhe des Spottes über eine trunken gewordene Politik, und da er eine winzige Gnomengestalt ist mit hohen Schultern, so trippelte er umher unter den lärmenden Abgeordneten wie ein moderner

Äsop. Der breite, lippenschmale, an den Enden abwärts geneigte Mund war selten ohne ein spöttisches Lächeln über die angestochenen Eiferer, und dies sarkastische Lächeln verlor sich selbst dann nicht von dem weißen Gesichtlein, wenn er sich aus dem Taschentuche ein Kopfkissen gemacht hatte und in dem Winkel seiner Bank die wilden Freiheitsreden der Linken schlafend über sich ergehen ließ. Schafft dieses schmale Häuflein Glieder, welches in solchem Winkelchen vollen Raum hat und welches von Euren übersichtigen Augen so leicht übersehen wird, schafft es aus der Welt, wenn die „Reinigungen“ beginnen, dies Lächeln eines ungeschreckten Charakters vergeßt Ihr doch nimmer! Es ist doch ein Mensch, dies schmale Gliederhäuflein, dessen Andenken Euch immer unbequem bleibt, weil es Euch nicht gefürchtet und nicht geachtet hat. Wurde er aufgeweckt zum Abstimmen, so sah er mit zwei wunderschönen blauen Augen drein in das Getümmel wie das altkluge Kind einer Marketenderin, welches an Rasseln und Schreien gewöhnt ist. — Bekanntlich war Detmold im hannöverschen Verfassungsstreite von der schärfsten Opposition, aber als echter Norddeutscher und als satirisches Talent, welches „Anleitung zur Kunstkennerschaft“ und „Randzeichnungen“ geschrieben, hatte er jetzt viel mehr acht darauf, sich nicht überstürzen zu lassen, als darauf, etwas zu versäumen. Der Menge überlegen zu sein, geschähe dies auch nur durch Verneinung und Beobachtung im Sturme, dies ist dem satirischen Naturell dergestalt Bedürfnis, daß es aus Eigensinn und Widerspruchsgeist selbst die unerwartete Fülle und Größe abweist, bloß weil sie unerwartet gekommen und zu haben ist. In gar vielem hatte Detmold recht mit spöttischem Achselzucken und in komischem Anblasen der Perücken, welche sich für eignes langes Haar ausgeben wollten, im Grunde aber war er selbst armselig. Selig in der Armut seiner Vorstellungskraft. Der Ruck der Welt war nicht so groß, als die Linke ihn darstellen wollte, er war aber größer, als

Detmold ihn gelten lassen wollte, und gegenüber einem so künstlich verzwickten Staatenwesen wie dem deutschen war es Mangel an deutscher Energie: von dieser verzwickten Künstlichkeit im günstigen und entscheidenden Augenblicke so wenig als möglich aufgeben zu wollen. Es war die kärgliche Vorstellungskraft: ein Staatenwesen könne und dürfe sich immer nur im prozessualischen Wege entwickeln. Es war im letzten Grunde Mangel an schöpferischer Fähigkeit und Überfluß an Schadenfreude.

In viel höherem Grade noch gilt beides letztere von Lassaulx, einem Doktrinär schlimmster Sorte, einem Pessimisten, welcher mit liebloser Zuversicht auf katholischen Glauben sich steift, ohne eine gesunde Ader von Christentum in den zerfressenen Eingeweiden, von bissiger Kritik zerfressenen Eingeweiden seines inneren Lebens zu besitzen. Da ist auch nicht ein Schimmer von möglicher Gestaltung. Da hetzen sich die Analogien der Weltgeschichte auf einem wüsten Blachfelde, auf einem endlosen Totenacker umher. Weil es mit Griechenland und Rom so gekommen, wie es gekommen, weil es mit Byzanz geworden, wie es geworden, so müsse es auch jetzt so und so an die Auflösung gehen, denn diese und diese Vorbedingungen seien ebenso — o, diese überständigen Schlußfolgerungen der Schulweisheit sind ein peinlich Ding im gewöhnlichen Leben, und sind eine arge Fratze in einer konstituierenden Versammlung. Ihrem Wesen nach haben sie keine, gar keine Zukunft, und doch wollen diese Totenvögel mittun in einer gestaltenden Versammlung, und wollen doch nicht immerfort „Grab! Grab!" schrein, weil die Versammlung sich dies nicht gefallen läßt; da geht es denn an ein Schauspielern nach dieser oder jener Seite, ein Schauspielern ohne weiteren Zweck, als daß der Histrio mit persönlicher Dreistigkeit seine Lappen durcheinander schüttelt vor den Augen der Nation, auf Kosten der Nation. Schade um jede Minute Aufmerksamkeit, welche dieser übrigens ganz talentvolle Herr

Lassaulx in Anspruch genommen, denn er hat in seiner Ungläubigkeit an deutsche Nation nicht ein Zipfelchen bieten können und bieten wollen zu deutscher Gestaltung. Es ist ein Zufall, daß er auf die rechte Seite hin gesprochen und gestimmt, seiner hoffnungslosen Natur nach hätte er ebensogut nach der linken Seite hin sprechen und stimmen können.

Mit der rechten Seite des Verfassungsausschusses ging endlich noch als vierter der Freiherr von Rotenhan, ein fränkischer Edelmann vom südlichen Abhange des Thüringer Waldes, ein stattlich aussehender, liebenswürdig-freisinniger, sanfter Kavalier, welcher wohlwollend und billig überall gern gesehen wurde. Er behauptete seine Stellung nicht dogmatisch und hartnäckig, und war immer zur Ausgleichung geneigt, wenn das Wohl des Ganzen, des deutschen Vaterlandes eine Vermittlung der Ansichten zu erheischen schien. In ähnlicher Weise verhielt sich sein spezieller Landsmann und Standesgenosse Graf Giech, welcher später erst in die Nationalversammlung trat, und diese beiden Vertreter eines aufgeklärten und patriotisch gesinnten fränkischen Adels haben bei allen Unbefangenen einen wohltuenden Eindruck gemacht. Somaruga aus Österreich kam erst ganz zuletzt in den Ausschuß, als die österreichische Frage schon im letzten Stadium war.

Nach der linken Seite des Verfassungsausschusses uns wendend müssen wir eine Lücke eingestehen. Der Übergang zur eigentlichen Linken war schwach oder gar nicht vertreten. Die rechte Seite des linken Zentrums, welche später im Augsburger Hofe das eigentliche Zentrum darstellte, hatte nur kurze Zeit Robert Mohl, der bald an die Spitze des Justizministeriums trat, und Compes aus Köln im Verfassungsausschusse. Letzterer trat frühzeitig aus der Versammlung, und Riesser, ein Mitglied des Augsburger Hofes, trat erst während des Winters in den Verfassungsausschuß. Gülich ferner aus Schleswig-Holstein, später Mitglied des „Landsberges“ und als solches dem Augsburger Hofe und dem

eigentlichen Zentrum nahe stehend, war von keiner Bedeutung, und Schreiner endlich aus der Steiermark gehörte zwar zum Augsburger Hofe, stimmte jedoch im Verfassungsausschusse durchschnittlich mit den linken Parteien. Derjenige aber, welcher absonderlich dazu berufen gewesen wäre, diese Vermittelung zu bilden, unser geliebter Paul Pfizer, wurde gleich von vornherein durch Krankheit dergestalt gelähmt, daß er Frankfurt verlassen mußte und seiner Erwählung in den Verfassungsausschuß nicht Folge geben konnte.

Jenseits dieser Lücke stand die erste linke Gruppe, bestehend aus Mittermaier, Römer, Tellkampf, Ahrens. Den Übergang von ihr zur eigentlichen Linken, die eigentliche linke Abstraktion bildete Heinrich Simon aus Breslau, und an ihn schloß sich als wirklicher linker Flügel Schüler, Blum und Wigard. Die Linke war also schwach vertreten, denn von all diesen Männern war keiner geeignet, einen überzeugenden oder auch nur bedeutenden Einfluß auszuüben in der Debatte. Eine gewisse moralische Kraft wäre wohl dem knochigen, bündig schließenden Römer zuzutrauen gewesen, welcher als württembergischer Minister eine tapfere und scharfe, großer Ehren würdige Haltung gezeigt hat in außerordenlich schwieriger Lage. Aber der Unterschied zwischen dem regierenden Minister und dem konstituierenden Mitgliede des Parlamentes war ein sehr auffallender. In Stuttgart, wo er handeln mußte, war seine rechte Hand tätig, und war stark und straff; in Frankfurt hatte er nur eine linke Hand, und sie war schlotternd und mittelmäßig geleitet. Vergessen darf man freilich nicht, daß diese Herren kleiner Staaten, namentlich süddeutscher Staaten, auf eine Heimat sich stützen mußten, welche in ihrer großen Majorität das linke Programm wie ein Glaubensbekenntnis Tag und Nacht aufsagte, und vergessen darf man nicht, daß ihnen der Stil großer Staaten fremd und ungewohnt war. Nach dem kleinen politischen Katechismus eine Staats- und Regierungsmacht zu zersplittern,

war ihnen nur gar zu natürlich geworden, und ihr einziges Hilfsmittel gegen die hierdurch heraufbeschworene Auflösung hieß und heißt Zentralisation. Französisch ist ihr Magen geworden, und so haben denn die Dünste auch ihr gutes deutsches Hirn französisch durchhaucht. Die fast alle links sitzenden Schwaben hatten als Grundvorstellung vom neuen Deutschen Reiche: eine unendliche Teilbarkeit im einzelnen und eine vollständige Zentralisation im ganzen. Ihr kleines heimatliches Gebiet an Berg und Tal ist bereits so geteilt, daß oft Kartoffelbeete und einzelne Nußbäume mehrere Besitzer haben; den Weg zu dieser Brüderlichkeit wollten sie bewußt oder unbewußt die deutsche Nation führen.

Trotzdem war immerhin Römer noch der sicherste Halt auf dieser Seite des Verfassungsausschusses. Er kannte doch die Praxis, er wußte was Bestand haben kann, und verleugnete dies nicht geradezu. Zur äußersten Ungeduld dagegen konnte und mußte Mittermaier treiben. Berühmte Wissenschaftlichkeit, die den Ruhm nicht verdiente und kaum die Wissenschaft besaß, gewiß aber den geistigen Charakter derselben nicht hatte. Vom persönlichen Charakter zu schweigen, der allerdings wohl unzertrennbar sein mag vom Charakter der Wissenschaft. So enthüllte denn dieser berufene Rechtslehrer durchweg nur eine Gallert, eine Molluskenwelt der Begriffe. Alles war in dieser Welt vorhanden, aber alles quabbelte durcheinander. Wo man zugreifen, wo man sich festhalten wollte, da quoll die Gallert durch die Finger und schob sich rasch wieder in neue Unförmlichkeit oder doch nur scheinbare Förmlichkeit zusammen.

Solche Leute sind ein großes Unglück für konstituierende Versammlungen. Sie verwirren die öffentliche Meinung am gefährlichsten, denn in ihnen als Männern der Wissenschaft und der Erfahrung glaubt man eine Stütze zu haben für alle zweifelhaften Wege, und von ihnen also wird gerade der vorsichtige Bürger verführt. Sie stützen nichts, solche

Leute, als ihre eigene Schwäche oder Eitelkeit, und stützen sie dadurch, daß sie immer, immer fortschreiten. Der Gang selbst, die Bewegung verbirgt wie bei Halbtrunkenen, daß sie nicht stehen können. Solche Leute werden also, wenn es die Umstände mit sich bringen, bis zum Robespierreschen Regimente geführt, und Herr Mittermaier wäre ganz geeignet, unter Umständen ein Barrère zu werden, wenn er die geistige Kraft dazu hätte. Barrère hatte bekanntlich bei drohenden Krisen in der linken und in der rechten Tasche eine Rede stecken, wenn er in die Konventsversammlung ging, und hielt die linke Rede, sobald er sah, daß der Sieg auf die linke Seite fiel, und hielt die rechte, als er sah, daß Robespierre verloren war. Zu solcher Schärfe der Parteigängerei hat Herr Mittermaier, wie gesagt, nicht die dialektische Kraft des Geistes. Es braucht auch großer Anlagen, daß man ein großer Sünder werden könne. Herr Mittermaier läßt es also beim Tasten bewenden, und solange die Bewegung nach links im Aufsteigen begriffen schien, neigte er das umfängliche weißhaarige Haupt immer nickend nach links, denn den „Forrderungen des Volks", sagte er — das immer geschnarrte r doppelt schnarrend — „müsse man gerrecht werden. Gerrecht, meine Herrrn, sonst würrde es uns nicht wohl bekommen!" — Um diese Zeit war er im Württemberger Hofe ein Schrecken für die Mehrzahl dieses Klubbs, denn es verging kein Abend, an welchem er nicht mehrmals lange geredet, und in seiner zusammengenestelten, halb kläglich pathetischen, halb hochweise warnenden Art gänzlich gelangweilt hätte. Es verging kein Abend, an welchem er nicht seinen letzten Trumpf ausgespielt hätte mit der sprichwörtlich gewordenen Ankündigung: „Ich habe Brriefe, meine Frreunde! ich habe Brriefe, welche keinen Zweifel übrig lassen über die drohende Kestalt der Rrevolution" — Brriefe nicht bloß vom Kontinente und aus Baden, sondern auch aus Amerika. Er schien doch zu wissen, wie sehr man diese Briefe fürchtete,

denn seinen schwachen Gründen für diese oder jene Erweiterung der Grundrechte versagte er nie solche terroristische Unterstützung. Kurz, dieser Rechtslehrer hätte unter Umständen die Grundrechte durch lauter spezialisierte Freiheiten so lange erweitert, bis jede Regierung, auch die freisinnigste von der Welt, nur noch mit immerwährendem Belagerungszustande hätte regieren können.

Es liegt auf der Hand, welchen Einfluß solch ein Mann im Verfassungsausschusse gewinnen konnte gegenüber den oben geschilderten Männern eines festen Zentrums. Gar keinen. Die enzyklopädischen Kenntnisse solch eines alten Lehrers hoffte man wenigstens benützen zu können. Aber auch gegen deren Zuverlässigkeit erhob sich bald Mißtrauen. Wer nicht ordentlich weiß was er will, weiß auch am Ende nicht ordentlich was er weiß. Denn auch unsere Wissenschaft ist unserem Willen untertan. Sogar auf der Rednerbühne nötigte uns Herr Mittermaier öfters zu solchen Zweifeln. Das absolute Veto zum Beispiele griff er mit der Beweisführung an, daß Ludwig XVI. um deswillen hingerichtet worden. Was ist das für eine Wissenschaft! Als Ludwig verurteilt wurde, war das absolute Veto längst gesprengt, und als es in früherer Zeit Gegenstand des Streites war, da war es eben nur streitig als Symptom der Monarchie, welche man beseitigen wollte. Unser Professor hätte also ebensogut sagen können: Der französische Monarch wurde hingerichtet, weil er vor einigen Jahren noch die Monarchie gewollt. Hätte Mittermaier gewußt, ob er die Monarchie oder die Republik wollte, so hätte er auch eingesehen, daß solche Beweisführung schielend und unwahr sei. In dem Munde eines entschlossenen Mannes von der Linken war die Berufung auf das Veto Ludwigs ganz in der Ordnung, denn ein solcher hätte das Veto von vorn als Prinzip angegriffen, als Kennzeichen einer Staatsform, welche man nicht gewollt und nicht wolle. In dem Munde Mittermaiers, der gelegentlich seufzend für die

konstitutionelle Monarchie so leise wie möglich ja sagte, war die Beweisführung wissenschaftlich unrichtig, und das Faktum als solches war falsch. An solchem Zuge ist aber deutlich zu erkennen, wie man einem solchen Manne gegenüber mißtrauisch werden mußte auch da, wo nur historische Begriffe oder Tatsachen, kurz nackte Kenntnisse in Rede kamen. Ist es nicht also natürlich, daß gerade solch eine anspruchsvolle Parlamentsfigur ein Mittelpunkt der Satire werden konnte? Sie wurde es und zwar aus dem Verfassungsausschusse selbst. Der kleine Satyr Detmold sah nicht umsonst täglich diese gewundenen Bewegungen zwischen dem Anstande, welchen die juristische Professur auferlegte, und der lockenden Popularität, welche nur links zu holen war. Ach, der süßliche Liebhaberton, dies flötende Schmachten eines alten Herrn nach der Volksliebe war so tief unangenehm, daß nur der lustige Künstler es genußreich verwenden konnte. Aus dem Suchen nach der Mitte zwischen Links und Halblinks, aus dem Suchen nach Mitteln der Beliebtheit verwandelte sich der Mittermaier zunächst in den Mittelmaier, und aus dieser ersten Verwandlung des freisinnigen Brahmas entwickelte sich während des Spätsommers die zweite — der Piepmeyer, eine Charaktermaske, von der bei den Grundrechten später noch die Rede sein wird, deren mythischer Ursprung aber an dieser Stelle im Verfassungsausschusse zu finden ist.

In dieser linken Gegend des Ausschusses bewegten sich auch die Herren Tellkampf und Ahrens, Tanz- und Fechterstellungen versuchend, welche keine Aufmerksamkeit zuwege bringen konnten. Herr Tellkampf lispelte immer von Amerika, wo er eine Zeitlang gewesen war. Nichts ist mißlicher als erlernte oder von der Fremde abgeschriebene Politik. Wenn sie geistvoll übertragen werden will, so beleidigt sie, und wenn sie geistlos empfohlen wird, so langweilt sie. Herr Tellkampf und die Nationalversammlung waren in dem letzteren Falle. Ja, Herr Ahrens, ein deutscher Professor in Belgien

und also mit den Materialien eines Landes ausgerüstet, welches in dem besten Kredite stand, Herr Ahrens brachte es nicht einmal zu einem solchen Verhältnisse mit den Zuhörern. Er gewann gar keine Physiognomie, und es blieb immer absolut gleichgültig, wofür er sich erklärte. Sobald man einige Male öffentlich verraten, daß man nichts Lebensfähiges zusammenzustellen wisse, dann ist die Öffentlichkeit taub für unsere Worte. Ein entschlossener und kräftiger Mann des linken Zentrums zunächst der Linken, Zell aus Trier, trat erst 1849 nahe vor dem Ende in den Ausschuß.

Dagegen galt Heinrich Simon, ein preußischer Oppositionsjurist, für den Führer der beginnenden Linken im Ausschusse. Durch seine Schrift „Annehmen oder Ablehnen?“ in der Literatur des vereinigten Landtages hatte er die Aufmerksamkeit aller preußischen Liberalen für sich gewonnen, und es hat ihn viel Mühe gekostet, die gute Meinung der bloß Konstitutionellen wieder los zu werden. Er verachtet den gemeinen Konstitutionalismus, welcher von einem wohl abgewogenen Gleichgewichte der Staatsgewalten fasele. Es gebe bloß eine Staatsgewalt, die demokratische. Und so weiter. Wir müssen erwarten, ob dieser moderne Zwitter zwischen Republik und Monarchie, welcher die mühsam erworbene Geltung des Mannigfaltigen wie einen Pappenstiel behandelt, welcher die organische Beteiligung alles dessen, was die geschichtliche, geistige oder materielle Kraft besitzt im Staate, welcher diese, immerwährender Ausbildung fähige, Bildung verächtlich mit dem Fuße zur Seite stößt, wir müssen erwarten, ob dieser Zwitter zeugendes Leben entwickeln wird. Was Heinrich Simon im Verfassungsausschusse und der Paulskirche zugunsten dieser Richtung produziert hat, das erhob sich nirgends über die dürren Ränder abstrakter Kreise, welche man erlernen kann wie das Schachspiel. Da braucht's keiner Kenntnis der Menschen und der inkommensurabeln Bedürfnisse — mit einem Worte, es war banal, war äußer-

lich juristisch. Auch der Vortrag selbst drang nirgends über das Gewöhnliche hinaus, und erschöpfte sich stets in den geläufigen, oft begründeten Vorwürfen gegen ein überlebtes nichtkonstitutionelles Regierungswesen. Von Interesse daran war höchstens der trockne Haß, welcher aus dem dunklen, leidenschaftlich gefurchten Antlitze, welcher aus den stechenden Augen hinter einer Brille hervorblitzte, und welcher im Widerspruche stand zu einer weichen, angenehmen Stimme. Hoffen wir, daß nur die immerhin notwendige Oppositionsstellung diesen Mann und diese Richtung verhindert hat, über einen inhaltsleeren Formalismus hinweg zu kommen. Nicht sowohl bei den Grundrechten als später bei der wirklichen Verfassung hat sich dieser Formalismus in Handhabung streng deutscher Verhältnisse als undeutsch, weil abstrakt, und als verderblich, weil undeutsch, erwiesen. Durch diese Richtung nämlich sind diejenigen Bestimmungen in die Verfassung geschmuggelt worden, welche gegen den Sinn des eigentlichen Zentrums waren, und welche den traurigen Vorwand für die Regierungen boten, die mühsam den Stammesunterschieden abgerungene Verfassung abzulehnen. Gerade weil diese Bestimmungen auch dem Gewissen der Majorität aus der Paulskirche peinlich waren, gerade darum wurden sie als Vorwürfe der Regierungen mächtig, gerade darum waren sie verderblich. Und darum ist uns auch die Erinnerung an die feilschenden Urheber derselben so tief unangenehm. Am liebsten wendet man sein Antlitz ab von dieser garstigen Quelle der Trübsal.

Der Egoismus und der Ehrgeiz in politischen Dingen nistet am tiefsten in der Eigenliebe für seine Behauptungen. Solche Leute wollen sich in nichts geirrt haben, sie wollen selbst keiner Belehrung, keiner Verbesserung bedürftig sein, obgleich sie täglich ihren Gegnern mit aufgeblasener moralischer Genugtuung vorwerfen, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen. Die Rettung ihrer persönlichen Geschichte, ihres

persönlichen Eigentums an Ideen und Folgerungen ist ihnen wichtiger als die Rettung des Vaterlandes. Und das geschieht am meisten denjenigen, welche übrigens die Geschichte zum Fenster hinauswerfen, welche allenfalls das Eigentum als einen sehr fraglichen Begriff des Übereinkommens betrachtet sehn möchten.

Ja, wir müssen noch froh sein, wenn die Parteiführer nur für ihre verhätschelten Ansichten intrigieren, wenn sie, sichtlich verzehrt von Ehrgeiz, wirklich nur vom Geiz für ihre Paragraphen verzehrt werden. Es gibt noch viel rohere Fehler. Eine andere Frage ist's freilich, ob der rohere Fehler nicht am Ende weniger gefährlich ist. Jedermann sieht ihn, und kann ihn bekämpfen. Jener feinere Fehler beschränkter Eitelkeit aber deckt sich das hohle Haupt mit der ledernen Tarnkappe einer gleißenden, theoretischen Konsequenz, und die mittelmäßigen Zuschauer sehen den Fehler nicht und klatschen Beifall für eine persönliche Konsequenz, welche beiläufig oder frech das Vaterland zu Grunde richtet.

Wehe denen, die an so entscheidender Stelle sprechen und handeln und nicht die Kraft haben — an sich zu zweifeln.

Theodor Reh aus Darmstadt, welcher wie Zell erst ganz spät in den Ausschuß kam, ist ein sprechender Beweis, daß man zu dieser beginnenden Linken gehören und doch täglich die Angemessenheit seiner Ansichten prüfen konnte. In ihm war keine Eitelkeit und deshalb die schönste Vaterlandsliebe. Solch einem Manne schüttelte man von Herzen die Hand, auch wenn man nicht mit ihm stimmte.

Am wirklichen linken Flügel des Verfassungsausschusses, zu dem wir endlich kommen, und der aus Schüler, Blum und Wigard bestand, hatte am ersten noch Robert Blum jene Kraft des Zweifelns, welche die Kraft der Selbstprüfung bedeutet. Er hatte teils wirklich das gute Herz dazu, wenn ihm begreiflich gemacht werden konnte, daß dieser oder jener Weg nicht zum Gedeihen des deutschen Volkes ausschlagen könne. Teils war er theoretisch unbefangen, weil er ohne

theoretische Bildung, weil er in praktischer Spekulation aufgewachsen, weil er wirklich praktisch war. Er lernte noch, er lernte fortwährend — wieviel hat er in Frankfurt gelernt! — er war, wie man in Leipzig vom Geschäftsmanne sagt „kulant". Das heißt ohne Starrheit; vielmehr geschmeidig, wenn man ihm den Zweck beifällig machen konnte. Die Zweckmäßigkeit war sein Prinzip.

Wäre eine reale Regierungsmacht vorhanden gewesen statt der idealen Zentralgewalt, deren Festigkeit und Dauer, deren Hypothekunfähigkeit mit einem Worte niemand besser zu schätzen wußte als Robert Blum — dieser Mann vom linken Flügel des Verfassungsausschusses wäre für die konstitutionelle Fahne erreichbar gewesen. Aber festen Grund mußte er unter sich fühlen. Er war zu weit und zu lange nach links hin ins Wasser gegangen, als daß er ohne Garantie lavieren konnte, als daß er nicht, wenn's noch lange dauerte, am linken Ufer allein die Wohnung seiner Zukunft ertrachten mußte. Denn uneigennützig im höheren Sinne des Wortes war er freilich nicht.

Und es dauerte zu lange, und es fehlte an Vermittelung. Der Graben zur Linken hinüber wurde täglich tiefer und breiter; es bestand bald gar kein Umgang und Verkehr mit ihr, und nie vielleicht hat es eine Parlamentsversammlung gegeben, die so unbekannt geblieben wäre mit irgendwelchen materiellen Bestechungsmitteln als die erste deutsche Nationalversammlung. Darin herrschte eine Keuschheit, wie sie vielleicht nur in germanischem Lande gefunden werden mag, eine jungfräuliche Keuschheit, welche keusch ist ohne zu wissen, daß Keuschheit ein Verdienst sei. Dies gilt auch von der späteren Zeit, wo einzelne Staaten ein positives Interesse haben konnten, Stimmen für sich zu gewinnen, und wo augenblicklicher Zorn gegen eine unerwartete Abstimmung vielleicht einzelne zu der Beschuldigung veranlaßte: es sei diesem oder jenem eine Anstellung zugesagt. Auch

solche zornige Beschuldigungen fielen immer bald beschämt zu Boden.

Blum hat diese Zeit gar nicht erlebt. Im Herbste schon fühlte er mit richtigem Instinkte, daß seiner Partei der Boden unter den Füßen schwinde, und daß ein großer Entschluß für ihn nötig sei, wenn er die Konsequenz seiner Stellung erreichen wolle. Er faßte ihn und ging nach Wien, die offne Fahne des kriegerischen Aufruhrs ergreifend. Dies war in seinem Charakter ein Entschluß der Verzweiflung. Auf solch ein Vabanque war sein Wesen, war seine Entwickelung gar nicht gestellt. Sie geriet nur dahin, weil in dem idealen Frankfurt gar keine praktische Vermittelung ersichtlich war. Unter solcher Vermittelung braucht durchaus nichts Unehrenhaftes verstanden zu werden. Zu einer solchen hätte sich Blum wohl nicht hingegeben, wohl nicht hingeben können. Man bewegt sich nicht fortwährend in den Grundsätzen moralischer Entrüstung, ohne selbst einer gewissen moralischen Gewalt untertan zu werden. Dieser Untertänigkeit entzieht sich doch nur der Bösewicht, und Blum handhabte zwar als Redner mit großer Kaltblütigkeit die moralischen Kategorien und Kontraste, er war aber durchaus nicht ohne Gemüt, ja nicht ohne Gutmütigkeit. Er übertrieb wohl im Preisen und Verdammen, aber er hatte dafür doch immer einen Zipfel moralischer Wahrhaftigkeit; er spielte wohl ein diplomatisches Spiel mit den beweglichen und deutungsvollen Sätzen politischer Lehre, aber ein gewisser Grund davor war ihm doch auch Bedürfnis. Auf diesem Grunde, welcher mit sehr wenig Ausnahmen der ganzen Paulskirche gemeinschaftlich war, war auch eine Vermittelung zwischen ihm und dem Zentrum möglich, wenn das Zentrum einen reellen Staat gehabt hätte, einen Staat, über dessen ganzes Getriebe es verfügen gekonnt. In diesem Falle war Blum viel zu sehr Praktiker, als daß er sich nicht ein praktisches Feld offen erhalten hätte durch seine Haltung.

Sein Benehmen im Verfassungsausschusse ließ ganz wohl einen solchen Gedankengang voraussetzen. Blum war eigentlich flau im Verfassungsausschusse. Offenbar nicht bloß der theoretischen Dinge wegen, die dort verhandelt wurden, und in denen er den geschulten Leuten des Zentrums nicht gewachsen war. Er ließ es an sich kommen. Den Minoritätserachten seiner Genossen Wigard und Schüler trat er wohl bei, aber ein lebhafteres Interesse offenbarte er hierbei nicht. Später erschien er sogar selten in den Zusammenkünften des Verfassungsausschusses. Es hatte fast den Anschein, als wolle er dies ganze Feld formeller Bestimmungen so lange auf sich beruhen lassen, bis die deutsche Entwickelung deutlich zeigen würde, was denn am letzten Ende ihr Körper und ihr Gesicht sein werde.

Ganz anders verhielten sich seine beiden Genossen. Herr Schüler glaubte eine Wissenschaft zu haben und Herr Wigard hatte einen Glauben. Schüler, ein lang gewachsener Professor aus Jena, war ein sanfter Mann und vertrat einen sanften Republikanismus nach Heften. Nach Heften und nach Kräften. Von Zeit zu Zeit mußte die Paulskirche solch ein Heft anhören, und die Linke war immer sehr unwillig, daß man ihren Professor nicht störte, aber auch nicht hörte. Ich weiß nicht, ob sich noch jemand des Professor Krug erinnert, welcher der Philosophie und der Politik verdächtig war. Mit Unrecht verdächtig. Er erklärte in der vorhandenen Philosophie und Politik, was keiner Erklärung bedurfte, und erklärte das für falsch, was er nicht verstand. Das letztere machen wir ziemlich alle so; kein Mensch kann über seine Größe hinaus, und kein Mensch gibt ohne Not gerne zu, daß er dümmer ist als ein anderer. Professor Schüler nun erinnert an Professor Krug; er ist ihm aber darin an Bildung überlegen, daß er nicht alle Trivialitäten drucken läßt. Den Verfassungsausschuß schonte er freilich nicht, und nie erschien er ohne die verhängnisvolle mit Heften angefüllte

Mappe, welche dem zukünftigen Deutschen Reiche manche gute Stunde vertrieben hat. „Das ist der Strohkasten," hieß es, „der getreue Knecht geht Häcksel schneiden. In Ermangelung des Hafers haben die gutmütigen Bauernpferde doch die Täuschung, als bekämen sie Futter."

Bei alledem war er wohlgelitten, denn er ist ein wohlwollender Mann. Ja, dies ist auch Wigard, der am Hinterkopf Mangelhafte, welcher im Verfassungsausschusse der schneidigste Verwalter des linken Inventariums war. Dies Inventarium von gemein-republikanischen Vorstellungen und Formen verwaltete er getreulich wie ein Auktionskommissarius. Zum ersten! Zum zweiten! Zum dritten! rief er unbarmherzig, wenn auch niemand etwas bieten wollte auf das unwandelbare Amendement. Er erstand es selbst, und Schüler und Blum unterschrieben es dann aus Pflichtgefühl. Glücklich ist doch solche Sicherheit! Nie, aber nie beschleicht sie der Zweifel, ob sie auf dem rechten Wege. Sie kennt nur einen Weg, und deshalb gestattet sie nur einen Weg. Der Staat ist eine Geschäftsanstalt auf Kündigung. Am liebsten auf vierwöchentliche Kündigung. Wigard ist so dogmatisch fest hierin, daß er den Witz gar nicht versteht, wenn er ihm noch so possenhaft entgegentritt. Der Gläubige hält eben den Witz nicht für möglich. Bei irgend einem wichtigen Amte hat er durchaus so etwas wie kurzen Kündigungstermin angesetzt haben wollen, und der Schalk im Verfassungsausschusse unterbietet ihn, indem er sagt: Vier Wochen seien zu lang; man könne ja ein Dienstmädchen in vier Wochen kündigen, und dies sei doch ein viel nützlicheres und verdienstlicheres Wesen als solch ein Bureaukrat — und das hat Wigard ganz in der Ordnung gefunden. Ein Kaiser auf vierteljährige Kündigung, das wäre eigentlich sein Ideal, wenn der Titel „Kaiser" in das bescheidenere Wort „Vorsitzender" oder „Obmann" verwandelt würde.

Wozu ist ein so rechtschaffener Mann im Verfassungs-

ausschusse? hat eines Tages jemand gefragt. Und der Schalk, diesmal Beseler, hat darauf erwidert: Damit man doch auch erfährt, wie der gemeine Mann über eine Verfassung denkt.

Der Leser möge übrigens aus solchen Anführungen nicht folgern, daß ein solcher Mann schwachköpfig sei. Keineswegs. Was er im Kopf hat, das ist ganz tüchtig. Er ist sogar in dem Kreise, welcher ihm zu Gebote steht, scharf und klar. Er ist nur beschränkt, weil ihm zum politischen Kopfe ein Stück fehlt.

Dies war der Letzte, der Äußerste. Hier schloß auf der Linken der Verfassungsausschuß ab, und die philosophische Spekulation der äußersten Linken, der Ruge, Fröbel und Genossen, war nicht darin vertreten.

10.

„Die erste Frage, mit welcher der Verfassungsausschuß sich zu beschäftigen hatte, war die: welcher Teil des Verfassungswerkes von ihm zuerst in Angriff zu nehmen sei. — Innere und äußere Gründe, auch in zahlreichen Anträgen von Abgeordneten hervorgehoben, führten zu dem bald gefaßten Beschlusse, mit der Feststellung der allgemeinen Rechte, welche die Gesamtverfassung dem deutschen Volke gewährleisten solle, den Anfang zu machen."

„Im allgemeinen erkannte der Ausschuß es als seine Aufgabe, diejenigen Grundrechte klar und bestimmt aufzustellen, deren verfassungsmäßige Anerkennung das deutsche Volk zu erwarten befugt ist. Auf leere Theorien und willkürlich ersonnene Systeme durfte aber dabei freilich keine Rücksicht genommen werden; es kam darauf an, nur das wirklich Erprobte zur Geltung zu bringen, und aus dem reichen Stoffe des Möglichen und Wünschenswerten dasjenige heraus zu finden, welches unsrer Volkstümlichkeit, unsern

gegenwärtigen Bedürfnissen entspricht, und unsrer nationalen Entwickelung die beste Förderung und Sicherung verheißt."

Dies sind Sätze aus der Begründung des Entwurfes. Beseler war Berichterstatter für diesen Entwurf der Grundrechte, und er trat somit von diesem dritten Juli an in eine Arbeit, in einen Kampf, kurz in eine Kampfesarbeit, welche länger denn ein Vierteljahr angehalten hat, und ganz geeignet war, auch einen kräftigen Mann zu zerreiben. Er hat mit deutscher Nachhaltigkeit und Zähigkeit den Kampf bestanden, wie ihn nur ein Mann bestehen kann, welcher mit gründlichen und mannigfaltigen Kräften der Bildung und mit seltener Ruhe des Gemütes ausgerüstet ist. Er hat gesiegt. Die Grundrechte sind trotz alledem, was ihnen Überbietendes zugesetzt werden sollte und ihnen an wenig Endpunkten zugesetzt worden ist, die Grundrechte des Zentrums geblieben. Die Zentralpartei war später zur Zeit gegenseitiger Vorwürfe ganz berechtigt zu sagen: Die Grundrechte stammen vom Zentrum der Nationalversammlung.

Während dieser endlosen Verhandlungen riefen die Linken fortwährend: Ihr verratet die Freiheit, ihr widerwärtigen Menschen der Mitte, die ihr uns verhaßter seid als die Reaktionäre der Rechten, ihr verratet die große Zeit, welche jeden Rest von Bevormundung und Sklaverei beseitigen ließe. Pfui über euch!

Und auf der andern Seite lächelte Äsop über die Männer der Mitte, welche die Freiheit durchaus so weit ausgedehnt wissen wollten, als Ordnung damit verträglich sei. Warum lächeln Sie? — „Weil ich den Ernst für eine nichtige Sache spaßhaft finde." — Sie halten die Grundrechte für eine nichtige Sache? — „Die Grundrechte werden nie eingeführt." — Dessen sind Sie gewiß? — „Gewiß. Soll die deutsche Einheit darin bestehn, daß wir unsern wohlhabenden Bauernstand in Hannover zum Proletariertum herunterbringen, weil sie's in Schwaben bereits dahin gebracht?

Sollen wir das? Heißt Einheit soviel als gemeinschaftliche Armut? Wird man nur alsdann deutsch, wenn man seinen Verstand opfert und anerkennt, daß Herr Moritz Mohl und Herr Lette von Berlin mit ihrer französisch-schwäbisch-preußischen Teilbarkeit des Grundeigentums empfehlenswerte Nationalökonomen sind? Das wäre doch ein unbilliges Opfer. Die Paulskirche mag's bringen, Deutschland bringt's nicht."

Zwischen diesen Gegensätzen, zwischen einem schreienden und einem schweigenden, zwischen einem unbesonnen schreienden und einem spöttisch schweigenden kam uud stieg die Flut von Verbesserungsanträgen, kam und stieg die Flut von Rednern — das deutsche Parlament schien unterzugehen in Redensarten, in Schulweisheit, in Zeitverschwendung ohne Ende. Eine Bürgerkrone für den, welcher schweigen kann in dieser krankhaften unpraktischen Redewut! hieß es unter allen Besseren.

Gleich zum Beginn dieser Überschwemmung kam die Deputation von Wien zurück, welche die Einwilligung des Erzherzoges nachzusuchen gegangen war und gefunden hatte, und die geschmacklosen Beschreibungsreden Herrn Heckschers ergossen sich auch noch in die schon vorhandene Flut — es kam der Erzherzog selbst. Am elften Juli abends sechs Uhr zog er ein in Frankfurt, begrüßt von unermeßlichem Jubel. Am zwölften Juli wurde er in der Paulskirche erwartet, um das Gesetz über Einführung einer provisorischen Zentralgewalt anzunehmen und hiermit sein Amt anzutreten. Vizepräsident von Soiron ging mit der Deputation von fünfzig Abgeordneten nach dem Russischen Hofe an der Zeil, wo der Erzherzog wohnte, um ihn feierlich in die Nationalversammlung einzuführen. Glockengeläut und Geschützsalven verkündigten den Aufbruch von der Zeil. Der demokratischen Stimmung gemäß kam der um seiner Bürgerlichkeit beliebte Fürst in bürgerlicher Kleidung und zu Fuß daher, geführt von Soiron, deutsche Fahnen und die Deputation voraus, die Frankfurter

Bürgerwehr Spalier bildend von der Zeil bis zur Kirche. Es war in der zwölften Stunde als er eintrat, und der Präsident Heinrich von Gagern ihn auf der Estrade empfing, und zum Sessel geleitete.

Nachdem Schriftführer Biedermann das Gesetz verlesen, fügte Gagern seiner Begrüßungsrede folgende Worte zu: Im Namen der Nationalversammlung erbitte ich von Eurer kaiserlichen Hoheit die wiederholte Erklärung in den Schoß der Nationalversammlung, daß Sie dieses Gesetz wollen halten und halten lassen zum Ruhme und der Wohlfahrt des Vaterlandes. — Und der Erzherzog begann unter lautloser Stille zu sprechen in seiner natürlichen, die Herzen gewinnenden Weise wie folgt:

„Meine Herren! Die Eile mit welcher ich hergekommen, um in Ihrer Mitte zu erscheinen, mag Ihnen der deutlichste Beweis sein von dem hohen Werte, welchen ich auf die mir übertragene Würde eines Reichsverwesers und auf das mir bei diesem Anlaß von den Vertretern des deutschen Volkes an den Tag gelegte Vertrauen lege. Indem ich hiermit das Amt eines Reichsverwesers antrete, wiederhole ich die Erklärung, daß ich das Gesetz über die Gründung der provisorischen Zentralgewalt, welches mir soeben vorgelesen worden, halten und halten lassen will zum Ruhme und zur Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes. Ich erkläre zugleich, daß ich mich diesem Amte ungeteilt widmen und ungesäumt Seine Majestät den Kaiser ersuchen werde, mich nach der von mir bereits zugesicherten Eröffnung des Reichstages von der weiteren Stellvertretung in Wien zu entheben. (Lang anhaltendes donnerndes Bravo und Lebehoch von seiten der Versammlung und der Galerie.) Auf der Welt (zum Präsidenten gewendet und ihm die Hand reichend) darf man nichts halb tun; hat man einen Entschluß gefaßt, so muß man sich dem ganz widmen, wozu man berufen ist, nämlich der deutschen Nation.“ (Anhaltendes und stürmisches Bravo.)

Der Reichsverweser verließ hierauf die Kirche, geleitet vom Präsidium und der Deputation, welcher sich die meisten Mitglieder der Nationalversammlung anschlossen.

Deutschland hatte ein gemeinschaftliches Haupt! Dieser Gedanke übte sein Entzücken auf alt und jung. Nur der Körper sei nachzuholen. Nein, er sei ja nicht minder da, er sei nur mit seinen erstarrten Gliedmaßen in natürliche Bewegung zu setzen. Besonders einige der größten und wichtigsten Gliedmaßen, genannt Österreich und Preußen, seien endlich wieder zur Verfügung. Preußen in seiner absonderlich preußischen Kraft sei gebrochen durch die Revolution und sei wieder dienstbar deutscher Nation, und Österreich übersende sich durch seinen populärsten Erzherzog.

Der Sommer 1848 sah uns also auf dem Gipfel unseres Idealismus. Dieser Idealismus war so beseligend, daß man sich nicht entschließen kann, Vorwürfe daraus zu bilden; er war so berauschend, daß er auch billige Leute mit ihren Anforderungen an die Zukunft überspannen, daß er den Aufbau einer wirklich haltbaren Zukunft tief erschweren mußte. Denn wer eine Million besessen zu haben meint, der hält sich für bestohlen und verkürzt, wenn er nur eine halbe Million wirklich besitzen soll.

In Wahrheit bildeten Haupt und Glieder nur auf Diskretion hin einen Körper. Der Erzherzogreichsverweser brachte nicht Österreich, er brachte nur sich, einen österreichischen Erzherzog, einen Johann ohne Land. Selbst das schwache Wiener Ministerium Pillersdorf sagte schon damals, für Österreich seien Beschlüsse aus Frankfurt nur gültig, wenn sie in Wien bestätigt würden. Und Preußen schwieg nur, weil die eigentlichen Preußen noch schweigen mußten vor dem Lärmen eines permanent drohenden Aufstandes. Schon bei der ersten runden Forderung eines Reichskriegsministers, obwohl dieser ein preußischer General war, erhob sich die eigentlich preußische Stimme so stark, daß niemand sie über=

hören konnte, und sie sagte nein! zu der geforderten Huldigung, welche die Truppen dem Reichsverweser leisten sollten.

Dem Nüchternen blieb es nicht verborgen, daß man besonders in den kleinen Staaten sich verblendete über die schon vorhandene deutsche Macht, daß die Schaffung einer provisorischen Zentralgewalt nur eine provisorische und überhaupt nur der gedachte Anfang einer Zentralgewalt war, daß dieser Gedanke so rasch wie möglich ausgebildet und gestaltet werden müsse, wenn er überhaupt Aussicht auf wirkliche Gestaltung haben wolle, und daß endlich redseliges Beraten über Grundrechte und anmaßendes Interpellieren der Minister, welche nur eine sehr diskretionäre Macht hatten — die mißlichste Beschäftigung der Paulskirche sei in so kritischer Zeit. Grundsätze sind wichtig, wenn man ein Reich aufbauen will mit rascher, fester Hand, Grundlagen aber sind unerläßlich.

Das Reichsministerium selbst ward gebildet aus folgenden Männern:

Anton von Schmerling übernahm anfangs das Innere und das Auswärtige, und behielt das Innere. Er arbeitet leicht, gewandt, unermüdlich, und hat in diesem ersten Ministerium eine durch Energie ausgezeichnete Stellung eingenommen. Einen österreichischen Landsmann, Joseph von Würth, stellte er neben sich gleichsam als Galopin, welchem er das Intimste vertrauen könne, und er hielt diesen Unterstaatssekretär, einen rüstigen Arbeiter und mutvollen Redner, an seiner Seite, solange er selbst im Amte war. Der Austritt dieser beiden Männer wurde im Winter 49 das Signal zur letzten verhängnisvollen Wendung mit Österreich.

Eduard von Peucker, ein kleiner, schmaler, dunkelhaariger Schlesier übernahm das Kriegsministerium und hat es fast ein Jahr lang, also so lange als die provisorische Zentralgewalt des Reichsverwesers Johann in ihrem verhältnismäßigen Ansehen ungeschwächt bestand, vortrefflich verwaltet, oder vielmehr geschaffen. Solange die Nationalversammlung wirklich

vorhanden war, so lange verfügte Peucker zum Ruhme Deutschlands über deutsche Kriegsmacht. Ein unermüdlicher Arbeiter, ein kenntnisvoller Mann der Kriegswissenschaften, ein beharrlicher, standhafter und gewissenhafter Inhaber des ihm anvertrauten hochwichtigen Postens hat dieser General von schwächlichem, kränklichem Körper nie und nirgends eine Lücke entstehen lassen in der Waffenmacht des Vaterlandes. Wo der deutsche Soldat erforderlich war, da erschien er durch Peuckers unermüdliche Fürsorge immer und immer wohlgerüstet und immer siegreich. Wie lose und unsicher der deutsche Zusammenhang scheinen und sein mochte, der waffenmäßige Zusammenhang ward durch Peuckers kluge und straffe Hand überall unzweifelhaft aufrechterhalten, ja im bedrohlichsten Augenblicke, im Frühjahre 1849, als Dänemark mit Kündigung des Waffenstillstandes zu überraschen glaubte, als Preußen in seiner trägen Beteiligung an diesem Reichskriege der deutschen Kriegsmacht ganz zu entstehen, als Hannover seine Dienste zu versagen und eine schmähliche Enthüllung von Schwäche uns zu bedrohen schien, da hatte Peucker in energischer Herbeischaffung aller kleinen Kontingente auch diesem schlimmsten Momente so kräftig vorgebeugt, daß er nach außen kaum sichtbar und daß nach innen diese Kraft wahrscheinlich Veranlassung wurde, den halben Willen des Abfalls zu verschweigen und zu unterdrücken. Ehre diesem Manne, durch welchen deutscher Einheit die ersprießlichsten Dienste geleistet worden sind an wichtigster Stelle. Die deutschen Kriegsleute wenigstens hat er so eifrig und klug durcheinander gemischt, daß die vielfach theoretisch verbleibende deutsche Einheit unter ihnen doch eine Wahrheit wurde.

Er war nicht Abgeordneter, und erschien in der Paulskirche gewöhnlich nur, um auf Interpellationen zu antworten. Jedem solchen Anrufe, mochte er auch noch so unbillig und übertreibend links geformt sein, stand er Rede auf eine zweckmäßige und belebende Art. War direkt nichts Zustimmendes

oder Ermunterndes zu antworten, so verließ er in geschickter Wendung den vorgezeichneten Weg, und suchte sich als kundiger Strateg einen unerwarteten Pfad, auf welchem sich eine frische Aussicht eröffnen und dabei etwas Zuversichtliches sagen ließ. Der Vortrag selbst hatte dabei immer etwas abgerundet Signalmäßiges wie ein Trompetensatz oder ein Trommelwirbel, der überraschend kommt und wirkt und geht, so daß der kleine Kriegsminister auf der Rednerbühne oft und gern und immer wohlwollend „der kleine Rataplan“ genannt wurde.

Johann Gustav Heckscher, anfangs Justizminister, bald aber Minister des Auswärtigen, hatte sich niemals dieses wohlwollenden Entgegenkommens zu erfreuen. Mürrisch in Wesen und Haltung, was wohl durch arge Kurzsichtigkeit erhöht sein mochte, war er nicht geeignet, durch rechthaberischen Inhalt seiner immer herben Worte die Zustimmung zu erleichtern. An und für sich war ein Ministerium des Auswärtigen schon ein herber Posten. Nur in England fand es leidliche Anerkennung, anderswo wollten die europäischen Mächte nichts Deutliches sagen zu einer Zentralgewalt, die ihnen phantastisch vorkam. Namentlich die französische Republik mit Cavaignac und Minister Bastide betrug sich nicht einmal zweideutig. Der Geschichtschreiber Friedrich von Raumer, welcher von Frankfurt hingesendet war, kam zu keiner Geltung neben Herrn von Willisen, welchen Preußen wie einen mächtigen Volontär hingeschickt hatte. Die Franzosen interessierten sich offenbar mehr für das unoffizielle Organ einer realen Macht als für das offizielle Organ einer idealen Macht. Dazu war Raumer selbst ein Preuße, und sie gaben sich keine besondere Mühe, den feinen Unterschied zwischen einem preußischen Deutschen und einem deutschen Preußen zu ermitteln. Heckscher selbst aber hatte das Schicksal, gerade Preußen am wenigsten leiden zu können, mit derjenigen Macht in Deutschland also am brüskesten umzugehn, welche neben dem ganz teilnahm-

losen Österreich allein imstande war, der idealen Zentralgewalt eine reelle Unterlage zu bieten. Was konnte er unter diesen Umständen für ein Verhältnis gewinnen zu der Paulskirche, welche in ihrer linken Seite ein Gebaren verlangte, als ob der deutsche Minister des Auswärtigen einen wirklichen Staat von 45 Millionen regiere? Ein Verhältnis so mürrisch wie er selber war. Es mußte zerspringen bei dem ersten faktischen Zusammenstoße mit Preußen, welcher aus Schleswig-Holstein drohend herangeschritten kam. Zum Zerwürfnisse Heckschers mit der Nationalversammlung bedurfte es also gar nicht all der Sticheleien von seiten der Diplomaten auch der neusten Schule, von seiten aller formellen Staatsmänner, denen er täglich Blößen gab. Trotz dieser unwichtigen Blößen hätte er bestehen können, wenn er irgendwo festen Fuß gehabt hätte. Den hatte er aber nirgends. Ganz wie ein zausender Advokat hat er seine politische Aufgabe behandelt als Minister und als Abgeordneter. Solch ein Advokat erlaubt sich alle Beweisrichtungen, die seine logische Fähigkeit nur irgend auffinden mag. Er braucht nur scheinbar recht zu haben, er braucht nur den nächsten Erfolg. Es besteht ja doch ein objektives Gesetz, ein fester Kodex, auf den man sich immer wieder stützen kann, wenn alles noch so unsicher gemacht worden ist durch dialektisches Minieren. Herr Heckscher politisierte nun advokatisch ebenso dreist, als ob in unserer Politik ein eben solcher Kodex bestünde. Er sprach heute für die Volkssouveränität und morgen für die Hingebung an Österreich, welches die Volkssouveränität nicht anerkannte. Er setzte heute auseinander, daß man den Regierungen möglichst zu Willen sein müsse, weil man die tatsächliche Macht nur von ihnen haben könne, und er handelte morgen so unbekümmert um diese tatsächliche Macht, daß die Linke seine Verfügung über das Königreich Preußen beifällig anerkennen mußte. Er hatte die Einsicht in politische Notwendigkeiten, aber er hatte dabei das Gewissen und die Ge-

wohnheiten eines Advokaten, welcher sich unbewußt darauf verläßt, daß am letzten Ende doch immer der Kodex übrig bleibe, um zu richten und zu schlichten. Da nun dieser Kodex fehlt für eine Welt, die sich eben neu konstituieren will, so gerät man im Heckscherschen Gange unrettbar in die Verwirrung und ins Haltlose, und sieht sich schließlich ohne politische Bedeutung. „Treibe die Natur mit dem Spieße hinaus, sie kehrt doch immer wieder“ — wir werden den Reichsminister endlich da ankommen sehn, von wo er ausgegangen ist, beim advokatischen Amte. Ohne innere Notwendigkeit und im Widerspruche mit hundert Dingen, die er früher vertreten, wird der Hamburger zu der ihm wildfremden österreichischen Partei treten, um an dem Materiale derselben sein advokatisches Talent zu verwerten.

Sein landsmännischer Rival — denn Hamburg und Bremen sind Schwesterstädte voll des fruchtbarsten Familienneides — der Bremer Senator Arnold Duckwitz hatte nicht einen Zug vom Hamburger Advokaten. Deshalb war Duckwitz ein sehr guter deutscher Handelsminister. Die Sache, der Zweck war ihm alles. Er war so vertieft, so redlich und gründlich vertieft in die Aufgabe einer Einigung Deutschlands in Handelsangelegenheiten, daß er den Ausdruck sogar für seine Gedanken und Vorbereitungen vergaß. Recht im Gegensatze zum Advokaten! In einer Vorversammlung bei Gagern zum Beispiele richteten sich einmal alle Blicke auf den kleinen, magern, in sich versunkenen Mann, dessen kluges Auge sinnend auf den glatten Fußboden blickte. Er ward um Auskunft gebeten, ob und wie und wann die österreichischen Staaten in eine deutsche Zollvereinigung zu ziehen seien, und nachdem er mit dem schmalen, gelbblassen Haupte seine Bereitwilligkeit genickt, und die übereinander geschlagenen Arme gelöst und auf die Knie gestützt hatte, begann er mit anspruchsloser Stimme eine Auseinandersetzung dieser Verhältnisse, welche durch Klarheit, Umfänglichkeit und Gründ-

lichkeit das aufmerksame Ohr aller Zuhörer in Anspruch nahm. Es herrschte die tiefste Stille, und plötzlich schwieg auch Duckwitz, obwohl er erst seine Vordersätze entwickelt hatte, und man der Folgerungen erst gewärtig war. Man sah auf. Warum schweigt er? Er schwieg noch länger, und dabei zog ein Lächeln um seinen Mund. Endlich sagte er lächelnd, er habe den Faden verloren, weil seine Gedanken, unbekümmert um die begonnene Rede, einem Seitenpfade nachgegangen, welcher später von wichtigem Einflusse werden müsse — wo war ich doch in der Rede? sagte er halblaut, ja! setzte er dann rasch hinzu, dort! Und nun fuhr er fort, und entwickelte zu allgemeiner Befriedigung die Folgerungen aller vorausgeschickten Sätze. — Die Rede war ihm Nebensache; der Beweis durch Worte stand ihm gar nicht in erster Linie. Auch auf der Rednerbühne in der Paulskirche verhielt er sich eigentlich nicht anders, die Freihandelsmänner und die Schutzzöllner mochten drängen, wie sie wollten. Er gab nur Andeutungen. Aus jedem karg zugemessenen Worte sprach aber die Überzeugung: „Das Gelingen ist schwer und wird nur erschwert durch Eingehen auf Parteireden. Die deutsche Einigung ist nur möglich durch Vereinigung der Parteien. Zwingt mich also nicht zu voreiligen Bestimmungen. Es will alles abgewogen sein, und es ist nun bald alles abgewogen. Mit der Summe, mit abgemessenen festen Posten, mit einem Ganzen trete ich dann vor Euch, sobald die politische Grundlage den festen Boden gewonnen hat; vertraut mir bis dahin, verlangt nicht rednerische Künste, durch welche der große, schwere Zweck nur gefährdet wird."

Und man vertraute ihm. Die große Mehrzahl der Nationalversammlung empfand, daß dies ein braver, tüchtiger, patriotischer Handelsminister, ja daß er vielleicht geradeso, wie er ist, der einzige Mann in Deutschland sei, die schwierige Vereinigung möglich zu machen. Auch die stets Widerbelligen bellten nicht recht, wenn er wiederum nur abgelehnt und

hinausgeschoben hatte. Das Kläffen erstickte in ihrem Gaumen vor der Atmossphäre der Wahrhaftigkeit, der Zweckmäßigkeit und der Tüchtigkeit, welche von diesem Bremischen Senator ausging.

Hermann von Beckerath übernahm das Finanzministerium, und hat dies Fach so zweifelhaften Inhaltes getreulich verwaltet bis zum Frühjahre 1849, bis zum Austritte des zweiten Reichsministeriums, des Ministeriums Gagern, an dessen Bestehen der Halt eines neuen, populär-nationalen Reiches geknüpft war, mit dessen Zurücktreten die Hoffnung einer populär-nationalen Gestaltung Deutschlands in den Hintergrund trat. Beckerath nahm nicht sowohl als Finanzminister einer in den Finanzen zwar dürftig bestellten Macht, er nahm als Mitglied des Ministerrates eine wichtige Stelle ein. Und doch wußte er auch als vortragender Finanzmann einen sittlichen Eindruck hervorzubringen, den kein Zuhörer vergessen wird: Bayern und Sachsen, besonders das mit Forderungen stets anspruchsvolle Bayern hatten selbst zur Zeit des deutschen Aufschwunges die schuldigen Beiträge zu den Reichskassen nicht geleistet. Wenn das am grünen Holze ist, was soll am dürren werden! Wie Beckerath dies vortrug, so war es eine moralische Züchtigung für jene Staaten. Daß Radowitz sie anhören, und einige Monate später im Berliner Reichsentwurfe sein Reich doch wiederum auf bloße Matrikularbeiträge stellen konnte, das gehört zur Charakteristik jenes Mannes, welcher Widersprüche als Zustimmung zu kleiden weiß. — Beckeraths Charakter ist hochgeachtet, seine humane Milde und patriotische Treue ist geliebt, seine politische Einsicht klar und kräftig. Wer seinen kräftigen Willen bezweifeln mag, der tut es eben nur von dem Gesichtspunkte einer Partei aus, zu welcher Beckerath niemals gehört hat. Zur prinzipiellen Revolution hat er nie gestanden. Er ist ein streng gewissenhafter, überall eines gewissen Rechtstitels bedürftiger Mann, und in dem Kreise, welchen er sich recht-

lich zuerkennt, ist er auch nachdrücklich und entschlossen. Im Rate also war er wie auf der Tribüne von Wichtigkeit; denn er ist erfinderisch in Hilfsmitteln, erfinderisch in Wendungen und überhaupt von starkem Talente der Fassung.

Robert Mohl hat neben ihm, neben Peucker und Duckwitz und neben den Unterstaatssekretären Bassermann, Mathy, Widenmann, Fallati, Max von Gagern und von Biegeleben den Ministerialkern gebildet, welcher vom Juli 48 bis zum Mai 49 nicht gewechselt hat. Robert Mohl, Minister der Justiz, hat mit seinem eifrigen Bruder Moritz manches gemein. Den schwäbischen Liberalismus, die schwäbische sehr ausgebreitete literarische Bildung, welche so umfänglich und nicht so enzyklopädisch wässerig ist wie die sächsische, endlich den schwäbischen harten Schädel, welcher den Eindrücken von außen nicht leicht ein Merkmal einräumt. Und doch unterscheidet er sich gerade in den Eigenschaften des harten Kopfes von seinem Bruder. Er hat einen besseren Verstand in diesem Kopfe. Was er weiß, das hat er unbefangener geprüft und feiner gesichtet, und was er vertritt, das vertritt er vorsichtiger. Seine Neigung zum Eigensinne ist nicht minder groß, aber seine politische Fähigkeit ist größer. Die süddeutsche Wallung liberalistischer Gedanken überläuft ihn oft und ist ihm eigentlich Naturell; deshalb hatte er eine innere Verwandtschaft mit der Linken und wirkte auf diese immer am günstigsten, wenn irgend ein verdächtiger ministerieller Akt zu verteidigen war. Seine Verteidigung war dann auch niemals doktrinell, bewahre! Er setzte voraus, daß er in der Doktrin einig sei mit den linken Gegnern, seine Verteidigung betraf nur Auslegung und Zweckmäßigkeit. Er bewies dann immer so, als ob die Linken regierten, und von Überlinken angegriffen würden. „Hieße dies nicht“, pflegte er ungefähr zu sagen, „unsere gemeinschaftlichen liberalen Ansichten als unpraktisch und dem Gemeinwohl verderblich darstellen? Glauben Sie denn, ich würde zugestimmt haben,

wenn irgend ein freisinniger Grundsatz dadurch im mindesten angetastet würde?" — Nein, nein, das nicht! war gewöhnlich die unmittelbare, halblaute Antwort darauf, und die Schneide der drohenden Anfrage war abgestumpft.

O, der Schwabe ist so klug! Die Verbreitung des Sprichwortes, daß er erst mit vierzig Jahren klug werde, gehört zu seinen klügsten Schwabenstreichen. Dies Sprichwort führt niemand so gerne im Munde als der Schwabe selbst. Es macht die Nachbarn so sicher, und gestattet dem ungeschickt aussehenden Alemannen ein so harmloses, schweigsames Zusehen, bis der rechte Augenblick gekommen ist, das Zweckmäßige zu bemerken und zu veranlassen. Man möchte fast glauben, daß Zimmermann aus Stuttgart und Moritz Mohl recht absichtlich ins Parlament geschickt worden seien, um die alte Sage aufrechtzuerhalten.

Johannes Fallati, Unterstaatssekretär im Handelsministerium, war Mohls schwäbischer Landsmann im Ministerrate, und beide gingen denn auch in den allgemeinen Ratschlägen für politisches Handeln durchschnittlich zusammen. Sie und Widenmann waren der Teil aus dem linken Zentrum, welcher dem Ministerium auf dieser Seite des Hauses Stimmen erhielt. Christian Widenmann, der lebensfrische Rheinländer, entfernte sich am frühesten und offensten von der linken Auslegung und Führung der Dinge. Gesund wie er ist, beharrte er auf dem Verlangen nach Freiheit, aber gesund müsse sie sein. Um Gottes willen nicht schwindsüchtig! Gegen alle die bekannten hektischen Übertreibungen trat er am frühesten und konsequentesten auf. Und zwar energisch, wie dies seiner kräftigen Natur entspricht. Solcher Energie zeigte sich auch Robert Mohl fähig, wenn er einmal die liberalistischen Jugenderinnerungen überwunden und sich von der Notwendigkeit einer Widerstandsmaßregel oder einer Beschränkung überzeugt hatte. Dann war er kurz angebunden und stieß in wenig Worten ärgerlich hervor — er spricht überhaupt kurz und

nur zur Sache und redet nicht —: es sei Alfanzerei, in solchen Mißbräuchen des Eigenwillens die Freiheit des Staates gefährden zu lassen. Der durchgearbeitete Kopf mit leichtem Blondhaar und feinen blauen Augen zeigt dann all seine Kanten, und die begleitende Geste ist entschieden und wegwerfend. Dann hat sein Landsmann Fallati, ein dunkler, voller, romanischer Kopf, gar keine Ähnlichkeit mit ihm. Mohl widerspricht barsch aus wohlerwogenen Gründen, Fallati, eine künstlerische Natur und ein jüngerer Mann, sucht seinen Widerspruch durch Schwung zu heben. Es ist alles weicher in ihm und nachgiebiger. Mit zugemachten Augen würde man in diesem sonor hochdeutsch Redenden die gemischte Abstammung erkennen. — Sein Kollege im Handelsministerium war damals Gustav von Mevissen, bekannt als Oppositionsredner des vereinigten Landtages. Er hat in der Paulskirche gar nicht gesprochen, bei Vorversammlungen aber immer eine feine und scharfe Auffassung der Verhältnisse entwickelt. Eine Mittelfigur mit hochblondem, horchend vorgeneigtem Haupte und mit sehr klugen dunkelblauen Augen, hat er mit seinem unzerstörbaren heiteren Lächeln etwas von einem Fuchse, der das politische Jagdleben schon hinreichend kennt, um während desselben nicht niedergeschlagen und auch nicht ungebührlich vertrauensvoll zu werden. Einen ganz ähnlichen Eindruck machte der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte Ludwig von Biegeleben, ein feingebildeter Mann, welcher nicht Abgeordneter war, und durch eine sehr gewandte Feder regieren half. Er wie sein Kollege Max von Gagern repräsentierten eine moderne Diplomatie, welche in so mißlichen Lagen nicht obenhin nach dem Erfolge, sondern nach ihrem sehr achtungswerten Geiste und Charakter zu würdigen ist. Kenntnis, Umsicht, vorsichtige und gewandte Formen haben sie als unerläßliche Eigenschaften mit den besseren Diplomaten sonstiger Zeit gemeinschaftlich; ihre allgemeine Bildung aber ist umfassender und doch eigentümlicher. Eigentümlich, weil deutsch.

Nicht bloß die Umrisse der Aufgaben, auch die Seele derselben liegt ihnen am Herzen. Nicht bloß als seinen Bruder, sondern als solchen tief ausgebildeten Charakter liebt Heinrich von Gagern diesen lang aufgeschossenen Max von Gagern so ungemein. Der bei Kandern erschossene älteste Bruder Karl gilt unter den Brüdern für den begabtesten und mächtigsten, mit welchem die stolzesten Hoffnungen zerschmettert worden. Dieser jüngste Bruder Max, ein altfränkisches blasses Gesicht, scheint der geliebteste zu sein. Nur einmal notgedrungen ist er auf der Tribüne erschienen, da der rednerische Vortrag nicht zu seinen Talenten gehört. Es war die Malmöer Waffenstillstandsfrage, bei welcher er geschäftlich beteiligt gewesen; es war die schwierigste Aufgabe, welche einem öffentlichen Redner gestellt werden kann: eine Entwicklung zu entschuldigen, die gründlich unpopulär ist, die er selbst nicht nur beklagt, sondern mißbilligt, und die er nur entschuldigen zu müssen glaubt, damit der bedrohten Einheit durch Preisgeben Preußens nicht eine noch tiefere Wunde versetzt werde. Obwohl kein Redner, löste er doch diese Aufgabe mit edlem Takte, und es hatte etwas Rührendes, wie sein Bruder hinter ihm als Präsident aufstand, und gleichsam mit ausgestreckter Hand die Windstöße einer ungestümen Versammlung links und rechts vor ihm zu zerteilen suchte, damit die mit schwacher Stimme des Redners gesprochenen Worte verstanden und gewürdigt werden könnten. — Dieser Max von Gagern war ein freiwillig diplomatischer Hauptagent, als das Vorparlament zusammengerufen wurde, und er entwickelte fünf Vierteljahre später dieselbe unscheinbare Tätigkeit, als das Nachparlament für Gotha bewerkstelligt werden mußte.

Solch ein interessanter Personenkreis eines ersten Reichsministeriums wurde geschlossen durch zwei erfahrene Führer aus Baden, durch Bassermann und Mathy. Jener neben Schmerling im Ministerium des Innern, dieser neben Beckerath. Und an die Spitze wurde der Fürst Karl Leiningen

berufen, ein wohlwollender süddeutscher Kavalier von jungem Mannesalter, welcher sich durch einen Aufsatz „Entweder — Oder“ dafür erklärt hatte, daß die souveräne Herrlichkeit einer deutschen Zentralmacht offen und völlig durchgesetzt werden solle.

Was konnte einem solchen Ministerium mit solcher Aufgabe Gefährlicheres begegnen als diese theoretische, diese unabsehbare Richtung auf Grundrechte, in welche die Nationalversammlung sich zerstreute, wie sich ein Heer zerstreut in einen unabsehbaren Wald? Jede Geschlossenheit der Glieder löst sich, der Feldzug wird ein allgemeiner Tirailleurzug, niemand weiß mehr, was man hat, was man kann, wohin man geraten und ob man nicht einem Überfalle ausgesetzt wird, welcher die ganze Macht zersprengen kann.

Wußte man, sah man dies nicht? Man wußte es sehr gut, man sah es sehr klar. Die Führer des Zentrums waren sehr bald außer Zweifel, daß diese Art des Vorrückens lebensgefährlich werden könne für das Parlament, weil lebensgefährlich für die Lösung der Aufgabe, für die Errichtung einer deutschen Verfassung. Der Sinn des Volkes ward verwildert durch bloßes Sprechen um Freiheit und Freiheit, wobei derjenige der Willkommenste werden mußte, welcher unbedacht den Mund am weitesten öffnete; und was nicht minder wichtig: eine so gewaltig eingreifende und verändernde Form wie eine deutsche Verfassung mit Parlament konnte nur entstehen, solange das Wachs der Einzelnstaaten noch flüssig war in der allgemeinen Auflösung der Einzelnautoritäten.

Diese Führer versuchten denn auch bald die Zügel schärfer anzuziehn, damit die Debatte über Grundrechte vereinfacht, damit sie abgekürzt würde. Namentlich Bassermann trat für diesen Zweck unaufhörlich in die Schranken.

Aber die Zerstreuung im Walde war bald zu groß geworden, als daß die dringendsten Notsignale hinreichend gewirkt hätten. Zwei Gründe kamen hinzu. Der eigentlichen

Linken war es nur um den abstrakten Begriff Freiheit zu tun; die Einheit stand ihr in zweiter, ferner Linie, und ganz gewiß trug sie gar kein Verlangen nach einer Einheit, wie sie der Majorität in der Paulskirche zuzutrauen war. Eine republikanische, eine nivellierende Form war von dieser Majorität nicht zu erwarten; der Instinkt trieb also die Linken, jegliche Formulierung durch solche Majorität so weit und so lange wie möglich abzuhalten.

Der zweite Grund der Verzögerung betrifft das Zentrum selbst, wenn auch nur für die Monate des Hochsommers. Man fand es zu schwer, und man war nicht resolut genug, sich in der Kürze und Schnelligkeit zu entscheiden für einen Verfassungsplan. Es war allerdings sehr schwer, wenn man nicht einen radikal republikanischen Plan durchführen und die deutsche Geschichte in den Abgrund werfen wollte. Wer wußte denn zu sagen, über wieviel man eigentlich zu verfügen, wieviel man wirklich haben würde, sobald ein ganzer Plan eingeführt sein sollte! Sah nicht jedermann fragend nach Österreich hinüber? Es bricht auseinander! riefen die einen. Nein! riefen die anderen. Es ist ein wunderliches Wagstück, eine Verfassung zu beschließen, wenn man nicht weiß, ob und wie ein europäischer Großstaat ein integrierender Teil derselben sein werde. Schließt man den Großstaat ein in die Verfassung, und er erhält sich dennoch in seiner großmächtigen Unabhängigkeit, so ist die Hälfte des Verfassungsfundaments dem Baue entrissen, und der ganze Bau, das ganze Werk stürzt zusammen. Man hat alsdann ein Kartenhaus gebaut und die Zeit noch gefährlicher verloren, als man sie durch Zögerung verlieren konnte. Die Zuversicht auf solch ein Kartenhaus teilte man eben nicht mit der Linken. Man war in der Mehrheit des denkenden Zentrums überzeugt, daß die Großmacht Österreich, sie möge als solche bestehen oder nicht bestehen bleiben, in keinem Falle die Grundmacht eines deutschen Staates werden könne. Bliebe

sie bestehen, so hätte sie als ein aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzter Staat einen anderen Beruf, als den Beruf national deutscher Führung. Bliebe sie aber nicht bestehen, so hätten die abgelösten deutschen Provinzen nicht mehr die Macht, die Führung Deutschlands wirklich auszuüben. Für beide Fälle trat auch noch der Vorwurf in Kraft, welchen besonders die Norddeutschen erhoben: daß die Entwickelung deutschen Geistes und deutschen Kulturlebens am wenigsten in Österreich gefördert worden, daß es in politischer Entwickelung am weitesten zurückgehalten sei durch das alte System, daß es also bei den übrigens zweifelhaften Umständen nach keiner Seite hin als maßgebend betrachtet werden könne für den Plan einer Verfassung.

Wenn nun mit einiger Sicherheit spekuliert werden soll, sagte man weiter, so muß der norddeutsche Großstaat Mittelpunkt werden. Was? Preußen? Auf dieses Ziel hin wollt ihr einen Verfassungsplan errichten?! Erinnert ihr euch nicht mehr, es ist ja kaum einige Wochen her, daß Braun von Köslin mit allgemeinem Hohngelächter empfangen wurde, als er die provisorische Zentralgewalt für Preußen zu hoffen wagte?

Dies war vollkommen wahr. Zu jener Sommerzeit wäre es ganz unmöglich gewesen, eine Verfassung zu entwerfen, in welcher Preußen ersichtlich eine wichtige Rolle zugeteilt erhalten hätte. Und doch waren die denkenden Führer des Verfassungsausschusses damals und immer der Meinung, es sei ohne vorzugsweise Beteiligung Preußens ein deutscher Staat nicht dauernd zu gestalten. Was sollten sie tun gegenüber solch einer Stimmung? Ihre Pläne rasch ausarbeiten, vorlegen und — verspotten, ja zerreißen lassen? Oder warten? — Im ganzen und großen war der deutsche Idealismus der Meinung, die Einzelnstaaten alle, auch Preußen seien überlebt, und auch Preußen werde und müsse sich zum Gedeihen eines deutschen Staates auflösen. Hatte doch der

König von Preußen selbst in der Not des Augenblicks das Wort gesprochen: Preußen geht fortan in Deutschland auf! Was ein stürzender König spricht, um sich zu retten, sagte man, das ist ein Geheimnis der Zukunft. Es spricht es notgedrungen aus, um an der Zukunft teil zu haben. Aufgehn im Ganzen und Großen! Dies ist die Bestimmung auch Preußens — danach muß unsere Verfassung eingerichtet werden.

Letzteres war der Atem des linken Zentrums, und auch viele Mitglieder aus kleinen Staaten im rechten Zentrum hatten solch ein Bild vor Augen, und hierzu sprach im Notfalle auch der gemäßigte Teil der Linken ja und Amen — kurz, höchstens für solch eine Gattung Einheitsstaat war im Sommer ein Verfassungsplan nicht ganz hoffnungslos.

War das aber eine Hoffnung für Männer, welche unberauscht geschichtlicher Entwickelung zugesehn, welche gelernt hatten in einem aufmerksamen Leben, daß ein Staatswesen mehr sei denn der geile Halm einer Sommerpflanze? Konnten sie daran glauben, daß der zweihundertjährige Stamm des großen Kurfürsten, des großen Friedrich und der Befreiungskriege wirklich entwurzelt sei durch einen mehr lärmenden als greifenden Sturm? Sollten sie die weitläufige Maschine des Verfassungsausschusses jach in Bewegung setzen zu einer Fertigkeit ohne Ziel?

Wenn sie es selbst gekonnt hätten — und nach Verlauf des Sommers wäre wohl zu wünschen gewesen, die Maschine hätte rascher gearbeitet — wenn sie's selbst gekonnt hätten, ein reifes und dauerhaftes Muster deutscher Verfassung war vor Ende des Sommers nicht erreichbar. Daß es aber alsdann nicht rascher zur Hand war, das war ein Übelstand, welchen wiederum die weitschweifige und doch kleinliche Behandlung der Grundrechte verschuldete. Die Leiter des Verfassungsausschusses mußten wirklich ihre gespannte Aufmerksamkeit solch einer Aufstellung von Grundrechten zuwenden.

Die Opposition ging des Weges, die Grundrechte bis zur Unmöglichkeit jeglicher Regierung zu erweitern. Man mußte auf Schritt und Tritt folgen, mußte jeden vorgeschlagenen Zusatz unter allen ersinnlichen Gesichtspunkten prüfen, ob er nicht eine verdeckte Wolfsgrube berge. Noch mehr. Weil man eine zweite Lesung der Grundrechte durchgesetzt hatte, um sich eine nochmalige allgemeine Prüfung der ungleichartig veränderten Paragraphen vorzubehalten, deshalb stürzte nun die Opposition all ihre Wasser auf diese zweite Lesung. Sie sollte sogleich folgen, weil die Grundrechte jeglichem Verfassungssatze voraus verkündigt werden sollten. Das war gegen Erwartung, war gegen den organischen Sinn der Leiter im Verfassungsausschusse. Einen Teil der Verfassung einseitig einzuführen ist an sich schon ein mißliches Unternehmen. Es war doppelt mißlich in Deutschland, wo verschiedenartige Staaten geeinigt werden sollten, wo vorauszusehen war, daß Österreich besonders, dann Bayern und Hannover, endlich auch Preußen solche voraus eilende, also abstrakt gleich machende Gesetzgebung ablehnen, daß also solch ein Verfassungsweg die Ausführung der Einheit nur bitterlich erschweren müsse. Um den Preis eines großen Ganzen, welches die eigentlichen Verfassungsformen bringen sollten, um solchen Preis konnte man Opfer und Hingebung fordern. Jetzt aber verlangte man die Hingebung der Eigentümlichkeiten, jetzt verlangte man die Opfer für eine Idee, ohne noch die geringste Form für diese Idee zu bieten. Ackerbaustaaten wie Hannover und Bayern sollten in den Grundrechten grenzenlose Teilbarkeit des Grundeigentums über sich ergehen lassen, sollten Gewerbeverhältnisse sofort einführen, welche ihre bisherigen auf den Kopf stellten, und sollten dies und ähnliches ohne sichere Aussicht auf den Bundesstaat, durch welchen allein solche Opfer eine Ausgleichung finden konnten! Nichts konnte das Zustandekommen der Einheit mehr gefährden, als solch ein einseitiges Verfahren und Einführen. Und doch suchte

hierin die Linke ihren Schwerpunkt, und sie setzte es durch, weil sie unablässig auf dieselbe Stelle schlug, weil sie unablässig schrie, das Volk werde um die Freiheit betrogen, wenn die Grundrechte nicht sofort Gesetz würden. Ein grollender Schwabe namentlich, Schoder aus Stuttgart, damals von der Linken des linken Zentrums, machte es sich zur Wochenaufgabe, zu einem „Caeterum censeo“: daß die „Grondrechte“, wie seine Aussprache klang, so speziell-frei wie möglich fertig und noch rascher als möglich eingeführt würden.

Er hat's erreicht, und damit dem Gelingen einer deutschen Verfassung tief geschadet. Denn dieses unerwartete Eindrängen der Grundrechte zu sofortiger doppelter Lesung und Einführung weckte nicht nur den ersten begründeten Widerstand der Einzelnregierungen, es nahm auch die Kräfte des Verfassungsausschusses vorzugsweise bis in den Herbst hinein in Anspruch, und verhinderte ihn, seine gesammelte Tätigkeit dem eigentlichen Verfassungswerke zuzuwenden.

Der Verfassungsausschuß brachte im Herbste den ersten Abschnitt der Verfassung, und in diesem Abschnitte ist der Plan des Ganzen deutlich abzusehen. Die Leiter des Verfassungsausschusses waren also gegen das Ende des Sommers über das Wesentliche der Verfassung einverstanden, laut oder leise, gleichviel! die schaffenden Geister verstanden sich. — Ohne den fortwährend gepeitschten Strudel, Grundrechte geheißen, wären wir mehrere Monate früher zum Beraten der Verfassung selbst gelangt, und die deutsche Verfassung wäre am Schlusse des Jahres 1848 zum Abschlusse in der Paulskirche gebracht worden.

Man vergleiche die Lage Preußens im Dezember 1848 mit der Lage Preußens im April 1849, und ermesse, ob dieser Unterschied von einigen Monaten auf das Verhalten Preußens gegen eine Deputation von Frankfurt einen wesentlichen Einfluß äußern konnte.

Im Dezember rang sich Preußen noch mühsam hervor

aus der furchtbaren Krisis, in welche es getreten war mit Auflösung seiner ersten konstituierenden Versammlung. Es gab die oktroyierte Verfassung. Daß es die Krisis überstand, dafür war es der deutschen Nationalversammlung tiefen Dank schuldig. Denn die Zentren der Paulskirche hatten die extreme Seite des preußischen Parlamentes nicht unterstützt, hatten die Steuerverweigerung für null und nichtig erklärt, hatten einer mißtrauisch angesehenen preußischen Regierung eine zwar bedingte, aber in solchem Augenblicke unermeßliche Hilfe gewährt. —

Im April 1849 hatte Preußen die Krisis hinter sich, und die Regierung war in der Kraft, eine zweite, nur unbequeme Kammer ohne weiteres nochmals aufzulösen.

Wäre die Frankfurter Deputation zum ersten Januar nach Berlin gekommen, fand nicht alsdann die deutsche Verfassungsfrage viel ebenere Bahn vor sich? — Und sind nicht gerade die Ausbreitungen der Grundrechte, welche der Paulskirche ein Vierteljahr Zeit gekostet, sind nicht gerade sie von Berlin aus wieder gestrichen worden? „Du hast's gewollt, George Dandin!“ ist hier allerdings zu rufen, und es ist hinzuzusetzen: Wie oft ist es euch gesagt worden, daß einzelne politische Rechte nichts zu bedeuten und keine Kraft des Bestandes haben, wenn sie nicht durch den ganzen Organismus, durch die ganze Verfassung eines Staatswesens gehalten und genährt werden.

Dennoch, dennoch müssen wir hinzusetzen im Überblicke des ganzen, im Überblicke der innerlich so schwierigen Aufgabe, wir müssen seufzend hinzusetzen: Es war wohl nicht aus einer Sommersaat zu gewinnen, was so tiefer Wurzeln bedarf! Es bedurfte wohl der Boden noch so mannigfacher Erschütterungen, um einer starken Frucht fähig zu werden.

Ist aber der Boden bestellt, dann werden nicht die Kindischen hier, nicht die Neidischen dort die Ernte verzögern können.

11.

Das Gewitter zog sich indessen zusammen. In leisem, fernem Donnergrollen aus Norden her schien es bei der Paulskirche anzufragen: Glaubt ihr das Wetter bestehen zu können, wenn ihr das bloße Wort aufblast zum täuschenden Scheine der Mächtigkeit? Glaubt ihr das Wetter bestehen zu können, wenn ihr auf leerem Felde deklamiert, und nichts, nichts zu eurem Schutze aufbaut, nicht einmal Hütten?!

Es kam das erste Wetterleuchten aus Schleswig-Holstein, daß Preußen nach seinem Bedürfnisse, nicht nach dem Bedürfnisse Deutschlands verfahren könnte. Dann würden die Fragen um wirkliche Macht krachend aufeinander platzen — werden die langen Reden über Grundrechte eine wirkliche Macht gebildet haben?

Eilt! Eilt! Schließt! rief man aus dem Zentrum. — „Nur der Verräter des Volkes kann die ewigen Rechte des Volkes verkürzen wollen!“ antwortete man von der Linken.

Man redete weiter.

Das Schicksal bot damals, es war in der ersten Hälfte des August, noch eine Gelegenheit zur Probe. Man konnte äußerlich abmessen, ob die Partikulargewalt wirklich tot, ob die Macht des großen Einzelnstaates wirklich zerbrochen, ob die Zentralgewalt wirklich alles sei. Die Domfeier in Köln meldete sich; der König von Preußen wollte ihr beiwohnen; der Reichsverweser desgleichen, und die Nationalversammlung wurde ebenfalls eingeladen. Da konnten also am Rheinufer alle wichtigsten Gewalten — denn Österreich war fortwährend in romanhafter Ferne — da konnten sie dicht nebeneinander treten und sich messen. Wind und Sonne waren hierzu noch besonders günstig für Frankfurt, denn in der Rheinprovinz soll der „Prüß“ immer noch wie ein Fremder ohne Gunst angesehen werden, und der Glaube ist katholisch, das Reichsleben ist zu Hause, ein Habsburger, ein Reichsverweser

konnte beim katholischen Feste alles überstrahlen. Benützt wenigstens diese praktische und so verführerisch gebotene Probe mit Aufmerksamkeit, und laßt den Schluß, welchen ihr ziehen dürft, auf eure Entschließungen einwirken.

Ach, es war ja sogar die Vorfrage tief im Zweifel! Sollte und konnte man denn von einer Domfeier Notiz, nur Notiz nehmen? Von einer Domfeier, welche mit nichts als sogenanntem altem Krame zu schaffen hatte! Hierarchie, alte, verschollene, verderbliche Traditionen sind ja das Seelenleben solcher Kirchenbauten. Was soll uns das?! Ist nicht die Aufmerksamkeit des Volkes schon arg genug zerteilt worden dadurch, daß man vor den Märztagen für solche Restauration — denn was ist es denn weiter?! — geworben hat? Suchte nicht der Fürst, welchen die Märztage erst belehren mußten, in diesen kostspieligen, mit Kunst und Geschichte liebäugelnden Spielereien einen Ruhm, der die Kleider des Vaterlandes flicken, Leib und Seele desselben aber verschmachten ließ? Mittelalter ist's und weiter nichts! Und damit soll man uns jetzt sogar kommen, jetzt bei der endlichen Geburt einer neuen Zeit? Fort damit! Es ist verkappte Reaktion. Wer daran einen Anteil verrät, der verrät die dunklen Falten reaktionärer Wünsche.

Das war ganz konsequent im Munde derjenigen, welchen deutsche Geschichte ein lästiges Ammenmärchen, denen nationaldeutsche Größe ein untergeordnetes Ding war, ja ein Vorurteil neben dem demokratischen Weltgedanken, denen nationale Kunst und Wissenschaft ein bedenklicher Luxus, eine überständige Pedanterie — debattieren wir! Debattieren wir darüber, daß nicht bloß gesagt werde: „Die Preßfreiheit darf nicht wieder aufgehoben werden“, denn dies ist matt und sichert nicht genug. Es muß hinzugesetzt werden: „Unter keinen Umständen“; dann erst haben wir die Zukunft gerettet.

Und so geschah's. Die Fahrt nach Köln blieb eine Zeitlang ein verdächtiger Wunsch, welcher sich nicht hervorwagen

sollte. Lernen? Zu lernen sollen wir dort finden?! Schlechtes nur könnte man dort lernen unter Pfaffen und Höflingen. Wir haben Zeit genug gehabt, um zu lernen. Handeln wir, indem wir für die Grundrechte keinen Schlupfwinkel ungefegt lassen.

So ging denn die Redeübung weiter. Die Karikatur meldete sich zwar schon an den Fenstern der Bilderläden. Aber man erkannte nicht, was sie als Symptom bedeute; man wiegte sich immer noch in dem Spiegelbilde französischer Revolution von 1789. Während dem eigentlichen Drange jener Revolution war es keinem Adeligen beigekommen, die Redner des Berges durch Zeichnungen populär zu machen, wie Herr von Boddien, ein hochgewachsener und tapferer preußischer Reiteroffizier, zu tun begann an seinen Kollegen in der Paulskirche. Er saß auf der Rechten und hielt die Herren auf der Linken selbst damals schon für so wenig gefährlich, daß er einen ihrer grimmigsten Adelstöter, welcher mit Abschaffung aller Standesvorrechte noch lange nicht zufrieden war, daß er Herrn Rösler, einen Schullehrer aus Öls, als Kanarienvogel herausgab. Kurzgeschoren rothärig, schnabelnasig und ganz in gelben Nanking gekleidet, erregte er als „Reichskanarienvogel (singt wenig, spricht viel, lebt von Diäten)“ mit der Brille vor den Augen ohne sein Verdienst allgemeine Heiterkeit. Solcher Reichsämter wurden nun täglich vergeben, und die Karikaturen schwollen an wie der Nilstrom. Schlöffel als Parlamentshyäne; Blum als Sir Robert, welcher die dargereichte Bruderhand des französischen Generals ergreift, infolgedessen sich sofort die ganze französische Armee auflöst; Eisenmann, mit Fernrohr auf Fernrohr bewaffnet, welcher die Reaktion nicht entdecken kann und endlich entdeckt; Moritz Mohl, welcher einen Antrag stellen will gegen Emanzipation der Juden, und welchem der schwerwiegende Israelit Riesser so ruhig auf der Schulter sitzt, daß der übel beratene Moritz tief gedrückt von der Tribüne herabstöhnt: „Er wird mir gemütlich schwer — dieser Antrag.“

Besonders interessant waren die Spottbilder, welche ein beredsames und wirklich geistreiches Mitglied der Linken, den Naturforscher Vogt aus Gießen betrafen. Ein fetter Leib mit fetten, frechen Augen behandelte dieser unendlich dreiste Redner Gott und die Welt wie ein Kartenspiel, welches man mischen kann nach Belieben, und mit welchem man je nach Witterung oder Laune Whist oder L'hombre, am passendsten aber Faro spielen mag. Nie ist eine leichtsinnigere Mischung revolutionärer Bestandteile gesehen worden, als in diesem politischen Abenteurer. Etwas von Baron Holbach, etwas von Camille Desmoulin, etwas vom landsmannschaftlichen Studenten deutscher Bierbank, etwas vom vergessenen Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn, welcher die Wunder skandalös aufklärte, und etwas vom lüsternen Feinschmecker, welchem die Trüffel und der Chambertin und die üppige Neigung aus den Augen leuchtet. Dies alles auf den Demokraten von 1848 gepfropft und mit unbeschreiblicher Sicherheit auf der Rednerbühne aufgepflanzt, welch ein Reis, welch ein Früchtlein!

Hier sind allerdings Kenntnisse und Geist und Witz und Talent, und es kann nicht die Rede sein vom mangelnden Hinterkopfe seiner Nachbarn. Aber diese armen Nachbarn hatten neben ihm fast etwas Ehrwürdiges. Sie liebten doch wohl ihr unklares Ideal; viele von ihnen waren dafür zum Opfer bereit; sie waren beschränkt, aber hatten ein Herz für ihre Sache. Vogt dagegen war Klopffechter, war Komödiant. Nichts Widerwärtigeres, als wenn er den sittlichen Zorn abspielte. Offenbar war er selbst Schwamm durch und durch und ohne irgend einen haltbaren Nerv sittlicher Dauer. Nichts Empörenderes als wenn er vom deutschen Vaterlande sprach, welches ihm eigentlich so gleichgültig ist wie Mexiko oder Vandiemensland. Es ist nur zufällig das Schlachtfeld für seine Kriegszüge, und es mag ihm allenfalls das liebste sein, weil er unsere Sprache redet und unser Terrain kennt. Wäre ihm Frankreich ebenso geläufig, so würde er mit ebensolchem

Genüge in Frankreich seine Rolle spielen; denn er und seinesgleichen sind eben die modernen Landsknechte. Das politische Kriegshandwerk, das revolutionäre Handwerk interessiert sie als Mittel zu freigeistigem, buntbewegtem Treiben; für den letzten Zweck der Menschen und Dinge sind sie gedankenlos und unbekümmert.

Deshalb war die Karikatur Vogts mit der Überschrift „Gar kein Standpunkt“ so schlagend. Als Bummler mit dem Knotenstocke und ohne Hut wandert er durch die Luft, ein Paar strangulierte Konservative als Ränzel an den Schultern, eine zusammenstürzende und brennende Stadt unter den Füßen. Vorzüglich die Kirchtürme fallen links und rechts und alle großen Gebäude dazu. Er hatte in der grundrechtlichen Kirchenfrage ganz naiv geäußert: „Hier, kann ich sagen, stehe ich wirklich erhaben über allen Parteien, auf einem so vollkommen neutralen Standpunkte, daß ich fast sagen möchte, es wäre gar kein Standpunkt.“ Die allgemeine Heiterkeit für diese Offenherzigkeit nahm er wie immer heiter hin; jeder Erfolg ist ihm willkommen. Der Zynismus ist niemals wählerisch, und jede Wirkung ist ihm genügende Probe der Geisteskraft. Er vertiefte sich denn auch gelegentlich in Skizzen ministerieller Zukunft, um anzudeuten, daß man auch ohne Vorurteile Geschäfte übernehmen könne, und der Zeichner folgte ihm behende, und machte ihn zum grasfressenden Nebukadnezar. Dieser „Nabuchodonosor, der Minister der Zukunft“ liegt nackt und platt auf Gottes Erde und vertilgt mit Zähnen und Krallen das bißchen Grün des Erdbodens. Der untere Leib, in dieser Stellung der hintere Leib, geht in Schlangengestalt aus, und die stechenden Augen erläutern diesen Übergang zum Tiere. Denn wohin führt der Geist des Menschen, wenn er den Charakter verspottet, weil er ihn nicht erwerben kann! — Es wurde ebenso eine nachfolgende Karikatur als eine Verherrlichung dieses fleischlichen Ruge und Genossen angesehen, eine Karikatur mit der Überschrift

„Neue Errungenschaft“. Zwei bestialische Kerle, die phrygische Mütze bis über die Augen herabgezogen, tragen auf ihren Schultern eine verdorrte grundgarstige Weibsperson, und jeder hält auf einem Stocke sein Motto hoch in die Luft. Das eine Motto heißt: „Kein Jenseits mehr!“ Das andere Motto heißt: „Der Himmel nur auf Erden!“ Zwei ältere Zuschauer aber, deren Hund den Aufzug anbellt, sagen dazu folgendes: „Wen bringen denn die da? Die Physiognomie kommt mir bekannt vor — ist das nicht die alte Pariser Göttin der Vernunft?“ — „„I herrje! die ist recht alt geworden! und findet doch noch ihre Liebhaber!““ —

Unter diesen „Liebhabern“ gab es denn glücklicherweise auch harmlose, deren Reden über Grundrechte und europäische Politik im Interesse der Speisewirte gehalten wurden. Frühstücksredner. Die Herren Wiesner, Nauwerck und Kompanie wurden durch gemeinschaftliches Übereinkommen immer nach Kräften in die zwölfte Stunde verlegt. „Fortlaufender Beifall“ hieß ein für allemal das Genrebild, welches für sie erfunden wurde, und welches die allgemeine Flucht der Zuhörer darstellte, sobald mit „maßlosem Erstaunen“ und mit dem obligaten Taschentuche Herr Wiesner, oder sobald der bleiche, stiere, bärtige Kopf Herrn Nauwercks mit der unkenhaften Beschwörungsstimme auf der Rednerbühne erschien. Des Reiches Totengräber, hu! und alles entwich, was nicht ungestört schreiben oder gelegentlich lachen wollte über die Zornesworte eines redlichen, ziemlich tauben Polterers, welcher vor Jahren seine Lektion eingelernt hatte und immer gleichmäßig über die Gräber der Freiheit dahin stöhnte oder heulte, immer gleichmäßig, weil er eben schwer hörte und nicht viel erfuhr von den Veränderungen des politischen Ausdrucks. Und solch einen Maximilian, regierenden Grafen von Moor, dessen Sohn „gejagt in Not und Tod, gefallen in Verzweiflung“, solch einen „unvermeidlichen Alten“ auf kleinen Theatern hatte das moderne Berlin gesendet! Welch einen

Widerschein warf das auf die Wahlkraft der anspruchsvollen Hauptstadt! Wien hatte doch Wiesner mit gutem Glück vermieden, obwohl er ein österreichischer Atlas im Vorparlamente die ganze Monarchie auf seine Schultern genommen, obwohl er im Fünfziger Ausschusse, der nie in seinen Reden fehlte, unerschrocken regiert hatte, obwohl die gemeine Nachrede ihn geradezu „Wiener Tränkchen“ (Aqua Viennensis laxativa) nannte, und obwohl die frivole Zeichnung ihn darstellte als Inhalt des kleinen verhängnisvollen Fläschchens. Damit niemand sich irren konnte, bildete sein feistes, mit sich einiges und zufriedenes Antlitz den Stöpsel des von allen Kindern gefürchteten Fläschchens. Ja, und hiermit war der Neid auf flüssige Rednergabe noch nicht gesättigt: Schwetschke, der Vertreter von Halle, machte ihn später zum Helden einer Geschichte, welche sich nur in Küchenlatein vor anständigen Leuten erzählen ließ. Diese „epistolae obscurorum virorum“ sind das Ärgste von verdächtiger Nachrede, was aus den Reden über Grundrechte empfangen, was speziell über die Wirkungen Wiesnerscher (Adolphus Pratensis) Vorträge erzählt werden konnte. Rothschild, bei dem die österreichischen Diäten ausgezahlt wurden, ist da unzart mit dem Abgeordneten in Berührung gebracht. Rothschild leidet an einer Obstructio dura oder tenax, ich weiß nicht mehr wie der verfängliche Ausdruck lautet, und dessen Arzt weiß absolut nicht zu helfen. Er spricht beiläufig dem Bankier von Wiesners Reden über Finanzpläne, und entnimmt aus dem Eindrucke, welchen diese Mitteilung hervorbringt, daß hiervon etwas zu hoffen stehe. Er läßt den berühmten Redner einladen, er veranlaßt ihn vor dem leidenden Bankier sein Talent zu entwickeln. Wiesner zögert nicht, und der Arzt erhält die Genugtuung, daß seine Diagnose die richtige gewesen. Die günstigen Symptome häufen sich — Schwetschke ist darüber sehr ausführlich — Wiesner, obwohl es mitten in der Nacht ist, läßt seinem Talente, angespornt von den ganz überflüssigen Ermunte-

rungen des Bankiers, freien Lauf, und — besiegt die Hartnäckigkeit des Übels.

Die Linke rächte sich natürlich nach Kräften. Radowitz und Vincke von der Rechten, die Professoren vom Zentrum waren das beliebteste Stichblatt. Radowitz, immer mehr oder minder als Mephistopheles oder sonstiger Diavolo, erschien dabei stets zu mächtig, als daß eine Lächerlichkeit erreicht werden konnte. Die Macht, sei sie nun wirklich oder sei sie nur vorausgesetzt, ist nie lächerlich. Es mußte also immer ein katholischer Herr von Bally aus Oberschlesien, Trabant des Herrn von Radowitz, als „Reichspudel Aly" oder in ähnlicher Livree die Kosten tragen. Von Vincke, selbst witzig und immer herausfordernd, bot schon mehr Anlaß, weil er jeden Tag und auf jedes Scharmützel einging aus natürlicher Lust am Kampfe, und weil er auch mit vierschrötiger westfälischer Gestalt derbe Linien bot für den Zeichner. Etwas ganz und witzig Treffendes ist indessen auch gegen ihn nicht vorgebracht worden. Die Szene mit Brentano war wohl noch das Beste. In einer lästigen Debatte um Heckers Zulassung nämlich machte es sich jener badische Advokat zum Geschäfte, so aufreizend und beleidigend als möglich zu sprechen gegen die sklavisch monarchische Majorität. Er ist eine dürre Figur mit einem fleischlosen, dünn behaarten Kopfe und einer trocknen, schrillen Stimme. Juristisch abgeschlossen in republikanische Vorstellung des Staatslebens suchte er und brauchte er nicht den geringsten Verkehr mit dieser unklaren, romantischen Paulskirche. Verächtlich und malitiös sah er auf sie hinab und suchte nach Begriffen und Worten, welche beleidigen könnten, ohne juristisch beleidigend zu heißen. Diesen Begriff und diese Worte fand er endlich darin, daß er die Teilnehmer am Hecker-Aufstande in gleiche Linie stellte mit dem Prinzen von Preußen, und daß er für jene Amnestie verlangte, wie dieser sie gefunden. „Wollen Sie die, die in Baden die Waffen ergriffen haben" — also drängte er in

dürre Worte seine Galle zusammen — „zurücksetzen gegen einen Prinzen von Preußen?“

Nach diesen Worten fuhr die Rechte und das Zentrum wie ein Mann in die Höhe, und mit dem Geschrei „zur Ordnung! Herunter von der Tribüne!“ drängte sich der Knäuel an die Rednerbühne, mit Worten und Gesten den Redner dergestalt anfahrend, daß des präsidierenden Soiron Klingel und Rufen untergingen, wie ein Pistolenschuß untergeht im Sturme. Der hagere Brentano, welchem dieser Ausbruch ganz erwünscht kommen mochte, kreuzte die Arme und wich nicht. Es gibt nichts Ratsameres bei solcher Gelegenheit, als schweigend Stand zu halten. Die Situation sieht sehr gefährlich aus, ist es aber nicht im geringsten. Wie heftig auch die Andrängenden sich gebärden, es sind lauter gebildete, gesetzliche Leute, unter denen auch die Leidenschaftlichsten von dem ihnen inwohnenden Gesetze gezügelt werden. Was denn da auch erzählt worden ist, Brentano sei hier körperlich angefaßt worden, es ist nicht wahr. Schreiber dieses eroberte im dichtesten Gedränge einen Stuhl fünf Schritte von der Rednerbühne, und nicht das Mindeste konnte seiner Beobachtung entgehn. Die Hand auf Brentanos Schulter gehörte einem von Brentanos Freunden, welcher ihn veranlassen wollte, sich nach der anderen Seite zu wenden, um das Zuraten seiner Genossen anzuhören, da der Bestürmte unverwandt nach rechts auf die Apostrophe Plathners, Kersts, Stavenhagens sah und hörte. Dies waren gewöhnlich die Vordersten des rechten Zentrums, wenn eine Revolte ausbrach, und Droysen pflegte bei entstehenden Stürmen von dem äußerst handfesten, tapfern und ingrimmig ausbrechenden Kerst zu sagen, man müsse ihn anbinden, da er sich selbst nicht halten könne. Aber wie gesagt, kein Gegner hat in diesem wildesten Ausbruche die Hand an Brentano gelegt, und Soiron schlichtete endlich die Szene dadurch, daß er, auf Gehör verzichtend, durch das Aufsetzen seines Hutes die

Sitzung aufhob. Komisch genug führte er einen gelben Strohhut, welcher allerdings weithin leuchtete.

Diese Szene gab zu einer Karikatur Vinckes Veranlassung, welche etwa der Rede wert sein mag. Auf dem Corpus juris stehend — dem Rechtsboden, welcher so viel zu schaffen gab — und den Hut in die Stirn gedrückt hält Vincke dem auf der Tribüne verharrenden barhäuptigen Brentano die geballten Fäuste unter die Nase, und ruft: Ich bewege mich, wie Sie sehen, rein auf dem historischen Rechtsboden.

Lichnowsky bot viel pikantere Angriffspunkte, und wurde bald als Lola Montez auf der Tribüne, bald als Fürst Schnatteratowski dargestellt, „welcher seine politische Toilette zwischen dem rechten und linken Spiegel macht“, bald als Hahn mit einigen Pfauenfedern, welcher nach Heineschem Titel als Schnapp-Hahnsky ein schüchternes, auf Emanzipation neugieriges Gänschen über das historische Eherecht beruhigt. Mit der Schulgrammatik lebte er auf etwas gespanntem Fuße, und hatte einst auf der Rednerbühne mit Hartnäckigkeit wiederholt: „Das historische Recht hat keinen Datum nicht.“ Das wiederholte er hier denn zur Beruhigung des Gänschens. — Man sieht, der Wille des Spottes war gut, aber das Fleisch war schwach. Noch weniger gelang es, wie oft es auch versucht wurde, den alten Jahn witzig zu verspotten. Dieser war an und für sich schon als Greis mit langem Silberbarte und standhaft eigentümlicher Art schwer zu verwerten für den witzigen Spott. Er verbarg nicht nur seine kuriose Eigenschaft, sondern er betonte sie selbst nachdrücklich. Dadurch verdarb er den Gegensatz für den Witzbold. Nun war er bei all seinem demokratischen Sinne ein offner, unerbittlicher Feind der modernen demokratischen Wühlerei und Gottlosigkeit, und hatte also in den meisten seiner Kraftäußerungen den gesunden Sinn der Unbefangenen für sich. Verwunderlich war's, daß die Karikatur auch dem lebens-

lustigen Soiron nicht beikommen konnte, wie oft sie es auch versuchte gegen diesen verhaßten Abtrünnling der Linken. Immer balgte sie sich nur mit der Geschäftsordnung herum, welche nun doch ein für allemal nicht als etwas Lebendiges anerkannt wird. Da putzte Gagern den als Zwerg dargestellten Vizepräsidenten bald so, bald anders herunter. Das Beste brachte endlich wiederum Boddien, indem er das Verhältnis Soirons zu einem Teile des Hauses als bildliche Folge darstellte. Gagern nämlich, der so majestätische, durch moralisches Ansehn zusammenhaltende und herrschende Präsident, war in der Fragestellung und in solcher formellen Technik Soiron keineswegs überlegen. Im Gegenteile! Aber Soiron hatte die moralische Stimmung eines Teiles der Paulskirche unwandelbar gegen sich, und deshalb brachen unter seiner Leitung immer die Tumulte aus. Boddien setzte ihn also als grünen Frosch, und zwar als „umgekehrten Laubfrosch“ auf den Präsidententisch, und schrieb darunter: „Wenn der heraufklettert, gibt's Unwetter.“

Die Professoren endlich, immer in Schlafröcken mit langen Pfeifen und Zipfelmützen, „entwerfen immer den Entwurf eines Entwurfs für die Verfassung.“ Solche Professoren alten Stils waren es aber gar nicht, und was an dem Vorwurfe richtig war, das wurde verdorben durch unrichtiges, abgedroschenes Kostüm. Kurz, diese ganze Karikaturepoche im Sommer war nicht eben wichtig als Zeichen witziger Schöpfungen, sie war aber leider wichtig als Zeichen einer müßigen Situation.

Einen dauernden Kunstwert durch Zeichnung und Ausführung werden unter diesem lustigen Ungeziefer der Historie die Ätzbilder von Friedrich Pecht behalten. Da ist ein Genrebild von „Drei Souveränen“, welche volkstümlich im Negligée am Wege lungern und einem „Volksverräter auf der Rechten“ brutal nachsehen, ein Genrebild für eine geschichtliche Galerie. Das „Ministerium der Gegenwart“ ferner, von Gagern be-

schützt, während Dahlmann und Hermann im Grase kauern und sich über das unmögliche neue Waffenstillstandsministerium zersinnen, karikiert vortrefflich die Führer des rechten Zentrums; das „Ministerium der Zukunft“ endlich, in welchem Vogt den Kultus, Ruge das Äußerste, Schlöffel die Gerechtigkeit, Itzstein den Wirklichen Geheimen Rat, einen Blasebalg unter dem Arme, Wigard die Stimme des Volkes übernommen, wird wohl nur solchergestalt sinnig in die Zukunft übergehn. Rauschendes und allgemeines Glück machte der Frankfurter Theaterzettel, welchen Pecht und Robert Heller, Verfasser der Brustbilder aus der Paulskirche, komponiert hatten: Gagern Direktor und Dramaturg, Radowitz edle Väter, heroische Greise, Moritz Hartmann keine Helden aber zweite Liebhaber, Welcker polternde Alte, Vogt Naturburschen, Blum und Itzstein Intriganten in Pfaffenkostüm, Mittermaier zärtliche Mütter, Ruge gelehrte Hanswürste mit einem großen Zopfe, Biedermann Anstandsdamen, Schlöffel Hausknechte, Wurm Ballettmeister, und am Schluß die tröstliche Versicherung, daß Herr von Soiron das Büfett übernommen.

Alles das wurde übertroffen durch die wahrhaftige Zusammensetzung einer neuen Kategorie. Eine Karikatur war eine wirkliche Charakterschöpfung und wurde dadurch klassisch. Das war der Piepmeyer. In ihm wurde eine neue Gattung dargestellt. Die modernen Schwächen politischer Männer waren in ihm zu einer Figur vereinigt; diese Figur kann deshalb in ihren Hauptzügen vom Geschichtschreiber nicht mehr umgangen werden. Gerade unsere Zeit, in welcher eine große Reform Bedürfnis war und in welcher, durch den Zufall begünstigt, eine große Revolution erkünstelt wurde, konnte und mußte den Piepmeyer erzeugen, den gesinnungslosen Gesinnungshelden, den Sklaven der Freiheit, den Wicht der Popularität, den Lump der stolzen Phrase.

Der berühmte Genremaler Schrödter, Verfasser des toten Esels und Sir John Fallstaffs, kam von Düssel-

dorf nach Frankfurt und vereinigte sich zu diesen Skizzen mit Detmold.

Piepmeyer hat vor der Wahl einen Teil seiner Wähler von der Stärke seiner konstitutionell monarchischen Gesinnung, und in der anderen Ecke einen anderen Teil seiner Wähler von der Reinheit und Kraft seiner republikanischen Gesinnung überzeugt. Er wird einstimmig gewählt. Zum ersten Male in der Paulskirche ist er ungewiß, ob er auf der Rechten oder Linken Platz nehmen soll. In dieser Lage macht er die Bekanntschaft eines Journalisten, der ihn über manches ins klare bringt. Die Neigung nach links stellt sich als zeitgemäß dar und befestigt sich. Er kauft sich einen Parlamentshut und gibt demselben durch Fußtritte die nötige parlamentarische Form. Zur Erklärung diene, daß die Mode der Hüte genau den herrschenden Grundsätzen in Sachen der Politik entsprach während der Jahre 1848 und 49. Der steife, unbiegsame Zylinderhut verschwand mit der Märzrevolution und machte Platz dem weichen, jedem Eindrucke nachgiebigen Filze. Je höher die Revolution stieg, desto verbogener der Hut, je tiefer sie sank, Anno 49, desto fester wurde auch wieder der Hutstoff. Hand in Hand ging damit der Bart, dessen Üppigkeit ein Symptom der üppigen Freiheit wurde. Piepmeyer, kein ganz junger Knabe mehr, beschließt der Natur freien Lauf zu lassen auch in diesem Betrachte, und erreicht bald das Ansehen eines verwogenen Mannes. Inzwischen überreicht er Robert Blum sein Stammbuch, und dieser schreibt ihm den Vers hinein: „Üb' immer Treu und Redlichkeit." Sein Freund der Journalist ferner macht ihn darauf aufmerksam, daß es noch stets an einem eigentlichen ausschließlichen Nationalgetränke für Deutschland fehle, und stürzt ihn damit in die Wehen einer großen politischen Idee. „Die Aufgabe ist, ein Getränk herzustellen, das die richtige Mitte zwischen Wein, Bier und Branntwein hält und dadurch sowohl einerseits den Neigungen und Richtungen der ver-

schiedenen deutschen Stämme" Rechnung trägt, „als andrerseits auch der Idee der deutschen Einheit entspricht". Er macht kostspielige, nicht gerade unangenehme Versuche. Zu seinem Schrecken hört er, daß der „volkswirtschaftliche Ausschuß" auch mit dieser Angelegenheit sich beschäftige, ihm also leichtlich mit der Erfindung zuvorkommen könne. Moritz Mohl, Philipp Schwarzenberg, Lette, Eisenstuck führen ein großes Wort in diesem gefürchtetem Ausschusse; der brennende Wunsch entsteht in Piepmeyer, Mitglied eines Ausschusses zu werden, für welchen er sich durchaus geschaffen fühlt. Er weiß sich wenigstens in die Registratur Eintritt zu verschaffen. Einsam arbeitet dort ein Mann im grauen Paletot und blondem Lockenhaupte. Auch von hinten erkennt er den unerbittlichen Volkswirtschaftslehrer Moritz, und tritt leise auf, um des Archimedes Zirkel nicht zu stören; er will nur die Etiketten der Registratur lesen und genießen. Er liest: „Über Heerwesen." — „Über die Vexationen der Schiffsjungen durch die Matrosen." — „Über die Unsterblichkeit der Seele." — „Über verschiedene Mittel gegen Ungeziefer. NB. vertraulich zu behandeln." — „Über den Umgang mit Menschen." — „Über eine Verbesserung an Papierscheren. Berichterstatter Freiherr von Reden." — „Zur deutschen Reichsverfassung." — „Über die Mittel zur Pazifikation Mexikos." — „Über Verbesserungen an Hosenträgern." — „Desgleichen an schwerem Geschütz." — „Über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche." — „Über die Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts." — Bewundernd hat er dies durchmustert, selig und neidisch entfernt er sich leise, wie er gekommen. Die unerläßliche Zeitungslektüre ist so störsam! Heute nötigt sie ihn zur Überlegung, „ob es in Anbetracht der neuesten Zeitereignisse nicht zweckmäßiger sei, mit seiner politischen Überzeugung etwas weiter rechts zu rücken, morgen, ob es nicht zweckmäßiger sei, etwas weiter links zu rücken. Inzwischen hat er sich wiederholt zum Worte gemeldet, immer aber erst, nachdem die

Diskussion geschlossen und der grimmige Gagern berechtigt ist, ihn abzuweisen. Pflichtschuldigst meldet er es jedesmal seinen Wählern. Endlich aber gelangt er zum ersten Male auf die Tribüne, und — nimmt einen zurückgenommenen Antrag wieder auf. Dies meldet er seinen Wählern und seiner Frau. Bei nächtlicher Weile und im Hemde übt er nichtsdestoweniger vor dem Spiegel eine Rede ein nebst den dazugehörigen Redensarten und Gesten. Namentlich folgende Ausdrücke mit den entsprechenden Stellungen empfehlen sich selbst: Ich interpelliere das Reichsministerium! — Wir wollen den Wünschen des Volkes Rechnung tragen. — Von meinem Standpunkte aus. — Der Konvent, meine Herren, der Konvent! — Reaktion, die offenbare Reaktion! — Eine verräterische Kamarilla, eine brutale Soldateska! — Kein Fuß breit deutschen Bodens! — Das brechende Himmelsauge der Freiheit!

Folgen Szenen im Klub und Beratung über unerläßliche Interpellationen. Auf diese wirft sich denn auch Piepmeyer mit Vorliebe, nachdem er mit zweifelhaftem Erfolge eine Rede gehalten und dafür bei Herrn Wigard um eine angemessene Anzahl „Bravos" und „allgemeinen Beifall" in den stenographischen Berichten nachgesucht hat. Interpellationen sind das Interessanteste. Der demokratische Verein seines Wohnortes, welcher ihn überhaupt veranlaßt weiter links zu rücken, hält grundsätzlich auf Interpellationen. Er tritt also auf mit einer sehr ausführlich motivierten, nach welcher der Bürger und Schuhmachermeister Jakob Friedrich Götze zu Rederkosa, zweiter Vorstand und aushelfender Schriftführer des demokratischen Vereins daselbst, zwischen 10 und 11 Uhr nachts bei der Heimkehr aus einer Sitzung mit dem Hunde des Nachtwächters Pittschaft in störenden Konflikt und infolgedessen mit besagtem Nachtwächter in einen Wortwechsel geraten, welcher Wortwechsel von seiten des Nachtwächters mit dem unziemlichen Ausdrucke „Er demokratischer Lump!" ge-

schlossen worden sei. (Unruhe auf der Linken. Hört! Pfui! Pfui!)

„In Erwägung nun dieser Tatsachen," fährt Piepmeyer mit strengerer Stimme fort, „in Erwägung, daß bureaukratische Übergriffe solcher Art, die an die schlimmsten Zeiten des Metternichschen Polizeistaates erinnern, freien deutschen Staatsbürgern gegenüber unwürdig und unzulässig sind, daß sie eine Verkümmerung der Märzerrungenschaften des deutschen Volkes enthalten — (auf der Linken: bravo! bravo!) in Erwägung ferner, daß namentlich darin, daß jene Mißhandlung eines deutschen Staatsbürgers gerade in einem Augenblicke geschah, als dieser aus einer Sitzung des demokratischen Vereins heimkehrte, offenbar eine Verkümmerung des freien Vereinsrechtes und ein Eingriff in dieses Recht enthalten ist — (auf der Linken: hört! hört!) in Erwägung endlich, daß der gebrauchte Ausdruck „demokratischer Lump" ein offenbar tendenziöser, daß namentlich die Verbindung der Worte „demokratisch" und „Lump" ein klarer Beweis einer gar nicht zu leugnenden Reaktion sind — (hört! hört!) in Erwägung aller dieser Tatsachen frage ich das Reichsministerium: was dasselbe diesen Tatsachen gegenüber zu tun gedenke, um die Märzerrungenschaften des deutschen Volkes zu wahren und deutsche Staatsbürger, welche in der Ausübung ihrer Grundrechte gestört werden, zu schützen? — Ich bemerke noch, daß, falls der Reichsminister" (natürlich sitzt der immer malitiös lächelnde Schmerling vorn auf der Ministerbank) „auf diese meine Frage die gewöhnliche Antwort geben sollte, ‚daß das Reichsministerium das Nötige bereits vorgekehrt habe,' ich mich damit nicht begnügen werde, sondern mir weitere Anträge vorbehalte." (Bravo!)

Später erhob sich diese denkwürdige Beschäftigung der Linken in so teurer Zeit, es verstieg sich die Interpellation Piepmeyers aus Rederkosa nicht nur in die europäische Frage, sondern in die Weltfrage. Er war daheim bei den Seinen

gewesen, und wollte ihnen nicht nur durch einen der alltäglichen Anträge auf namentliche Abstimmung, er wollte ihnen noch pikanter durch die Zeitung ankündigen, daß er wohl und links eingetroffen sei zu Frankfurt, er „rief also an“ in Erwägung Kaliforniens: „Was hat das Reichsministerium getan, um der Entwertung des Goldes in den Reichskassen vorzubeugen?“

In dieser und ähnlicher Richtung züchtigte die Karikatur verdientermaßen jenes aufgeblasene, nichtsnutzige Treiben, welches unser Vaterland überfiel, wie der Heuschreckenschwarm gerade zur Zeit der Ernte ein Land überfällt und bedeckt und um die längst ersehnte Ernte betrügt. Der demokratische Heuschreckenschwarm des Jahres 1848 wird als ein merkwürdiges Unglück in unserer Geschichte figurieren und Piepmeyer wird leider unvergeßlich bleiben. Alle Fehler und Schwächen werden sich zusammendrängen in diesen Namen.

Anders geschah es damals in der Paulskirche. Da verfeinerte sich der Name durch die Auffassung, welche er fand. Alles Gröbliche überließ man billig der eigentlichen Linken, gestand sich aber bald, daß ein tief liegender feiner Fehler auch im Zentrum, besonders im linken Zentrum gefunden werde. Piepmeyerei wurde bald eine Eigenschaft genannt, welche freilich zu allen Zeiten als Schwäche des Charakters vorhanden, aber besonders nur zu den Zeiten eines gelinden Terrorismus sichtbar ist. Wer nicht die Kraft hatte, unpopulär zu werden, der piepmeyerte. Bei den Debatten über Grundrechte entwickelte sich dies hundertfältig. Ein Freiheitsbegriff, ein wertvoller, jedem Menschenfreunde teurer Begriff wird aufgestellt an falscher Stelle oder in frecher Ausweitung, wie das täglich bei jenen Debatten geschah; er wird aufgezündet mit unsauber qualmenden Feuerstoffen, mit Schwefel und Pech und stinkenden Harzen — wer hat den Mut ihn abzuweisen unter Zischen und Pfui der Heuschreckenwolke? Der Poltron im linken Zentrum nicht; auch der Kurzsichtige

nicht und der Leichtsinnige nicht, der es nicht sieht oder nicht wissen will: wie weit und tief die Folgen eines grundgesetzlichen Wortes greifen — sie piepmeyern alle. Die Linke terrorisiert das linke Zentrum, und das linke Zentrum terrorisiert manchen Schwachen im rechten Zentrum. Piepmeyer hier, Piepmeyer da! Ganz so geschieht es umgekehrt von rechts her, wenn die herkömmliche Gewalt die Schreckensfäden in der Hand hält. Piepmeyer ist eben der Gegensatz zum wahrhaft selbständigen, zum wahrhaft freien Manne, zu demjenigen, der sich in seinem Votum nicht durch Lob und nicht durch Tadel, nicht durch Lohn und nicht durch Strafe beirren läßt.

Gewiß war es also ein Vorteil, daß die Satire so zeitig eine Figur und einen Namen fand für solche Schwäche. Wo der ausführliche Beweis nicht fruchtete, da fruchtete bald der leicht hingeworfene Name „Piepmeyer! Auch du Piepmeyer!?“ Die Besseren unterzogen sich dann wohl noch lieber den Ausbrüchen des Hasses und Hohnes von seiten der Linken und der Galerie, als dem mitleidigen Lächeln ihrer Umgebung und dem abscheulichen, wenn auch noch so leise gepflüsterten Worte „Piepmeyer“.

Solch einem leisen Widerstande gegen demokratischen Terrorismus entsprang es, daß die nochmalige Anfrage Gagerns, „ob man denn nicht der Einladung nach Köln folgen wolle“, daß diese bisher stumm aufgenommene Anfrage auf einmal eine vielfältig bejahende Antwort fand. Einer erkräftigte sich am andern, man emanzipierte sich. Die Linke spottete wirkungslos und ging zum Spott und Trotz südwärts nach der Rheinpfalz zu demokratischen Übungen. Selbst von ihr schlossen sich einige patriotisch Gesinnte den plötzlich wachsenden Kölner Pilgern an.

Zwei Dampfschiffe faßten nun in Biberich die Menge kaum, die sorglos gewordene Menge. Es war gegen Mitte August. Die Schiffe schwammen nach Norden, aber niemand

sah hinab nach dem skandinavischen Norden, wo sich das Gewitter zusammenzog, welches binnen Monatsfrist die Paulskirche in ihren Grundfesten erschüttern sollte.

12.

Über den Rhein war sonnenhelles Sommerwetter ausgebreitet. Wer dachte an die Nebel des Nordens?! Die Ufer links und rechts, ja selbst die Inseln des Stroms waren besät mit Bürgerwehren, mit deutschen Fahnen, mit Zuschauern. Nicht das kleinste Kind, nicht das älteste Mütterchen schien zurückgeblieben zu sein, jedermann wollte die neu erstandene deutsche Herrlichkeit, den kaiserlichen Reichsverweser und die deutsche Nationalversammlung begrüßen. Die ganze Bevölkerung schien an den schönen Ufern des stolzesten deutschen Stromes aufgestellt zu sein, und das Wehen der Flaggen, Fahnen und Tücher bildete oft ein lang, lang hinflatterndes einziges Band; der Knall aus Flinten, Büchsen und Mörsern war oft minutenlang ein ununterbrochenes Getöse, und hatte bei Koblenz und Ehrenbreitstein, durch die Festungskanonen verstärkt, eine so erschütternde Kraft und Stärke, daß man mitten im Viktoriaschießen nach gewonnener Schlacht zu sein glaubte. Ein Viktoriaschießen des neuen Deutschen Reiches leider vor der Schlacht! Die Täuschung wurde dort erhöht durch die langen Reihen preußischer Truppen, welche an den Uferhöhen von Koblenz, an den Terrassen des Ehrenbreitstein aufgestellt waren, immer eine Reihe über der andern, bis hoch hinauf zu den Gipfeln der steinernen Feste. Ein prachtvoller Anblick, für welchen die immer frisch hervorquellenden grauen Pulverwolken den feinen Schatten bildeten. Die zur Parade aufgestellten Preußen waren ja ein wichtiges Merkzeichen; der nördliche Großstaat Deutschlands salutierte ja hierdurch das neue Regiment, welches

auf den Dampfern „Schiller“ und „Der König“ daher schwamm. Der Reichsverweser auf dem „Schiller“. Der ideale Dichter war zur ersehnten Wirklichkeit geworden. Noch am Abende dieses Triumphtages sollten sich der Reichsverweser und der König von Preußen in Köln begegnen. Rheinländer konnten nicht genug sagen, wie gründlich deutsch man am Niederrhein, wie unbeliebt der „Prüß“ wäre, wie deutlich man dort die bisherige Staatenmacht verleugnen würde. Den meisten von uns war es gar nicht darum zu tun, eine gesammelte deutsche Staatsmacht abgeschwächt zu sehen für ein Tagesspiel wüster Opposition. Sie wünschten starke Glieder für ein starkes Ganze; nur sollten die Einzelnglieder nicht stärker sein als das Ganze. Sie waren zudem für konstitutionelle Monarchie, eine Erniedrigung des Fürsten widersprach ganz und gar ihrem Sinne. Ein edel gehaltenes Zeichen, daß man eines Deutschen Reiches tief bedürftig, das allein war's, was die Mehrzahl auf den Dampfschiffen wünschte. „Ja“, sagte man uns vom Ufer herüber, „so nuanciert macht sich das nicht bei einem kräftigen Volksstamme. Wir sagen ja oder nein einfach und derb. Und hierbei werden die Kölner, die gröbsten von uns, sagen: ‚Ja, Deutsches Reich, nein, preußisches Reich!‘“ Dies klang so bestimmt, daß auch gut deutsch gesinnte Preußen ihre Besorgnis nicht verhehlten, es könnten die Rheinländer diese Gelegenheit benützen zu einer Demütigung des Königs. Man war auf dem Höhepunkte des Idealismus, und niemand dachte, daß man an dem Wendepunkte des Schwunges angekommen sein könne, eben weil man auf dem höchsten Punkte angekommen war.

Auf den Schiffen war man so guter Dinge! Die Linksten waren nicht da, welche den Widerspruch zornig zu machen pflegten; man fühlte sich in Ferienfreiheit und jeglicher Widerspruch wurde launig. Der Humor waltete durchweg. Des Traumartigen und der verhüllten Gegensätze waren sich die Klügeren wohl bewußt, aber eben so ist sich mancher ältere

Knabe des Phantastischen im Studentenleben bewußt und ist doch herzlich mit Student, lebt sie doch mit die romantische Kunst, welche nur in Deutschland sich erhalten hat. Man fühlte sich in Ferien nach Vorlesungen über Grundrechte und erwartete am Ausgange der Ferien wieder Vorlesungen über Grundrechte. Da befing keine Sorge um irgend eine unmittelbar nötige Tätigkeit den Geist oder das Gemüt und man hatte die Ruhe zum Humor. Die komischen Züge der phantastischen Reichslage wurden belächelt, die komischen Züge einzelner Abgeordneten wurden ausgebeutet. Da war der berühmte Abgeordnete aus Stad, welcher von Natur klein und breit alles mit großartigem Ernste behandelte und den leichtsinnigen Hasen auf dem Stoppelfelde mit demselben Pathos zitierte, wie der Tyrann und die Volkssouveränität zitiert wurde. Offenbar verleumderisch sagte man ihm nach, daß er die wilde Rede über Jagdfrevel schon in verschiedenen Ständekammern wörtlich so deklamiert habe, wie er kürzlich in der Paulskirche getan, und daß der verbrecherische „Hase im Kohl“ von ihm zur stehenden Maske erhoben worden sei, wie Pierrot von den Italienern. Zu leugnen ist nicht, daß die Hannoveraner auf diese und ähnliche feste Ausdrücke gespannt warteten, als Freudenteil über das feudale Jagdunwesen sich erzürnte, und daß sie unbemessen dankbare Heiterkeit an den Tag legten, als ihnen der Redner diese Erinnerung an die Klänge der Heimat nicht vorenthielt. Zuverlässig war es wohl auch nicht, wenn sie immer behaupteten, er trage noch tagtäglich denselben schwarzen Frack, in welchem er Anno 34 den Mangel an Liberalismus im Staatsgrundgesetze nachgewiesen. Von der dicken Uhrkette war dies eher glaublich, allenfalls auch von dem aufrührerisch sich sträubenden Kastorhute aus Hasenfell. Dies alles dahin gestellt, zugestehen mußte man, daß Freudenteil wie der immer in Grau gehüllte Grävell an dem aktiven Humor der Schiffsmannschaft keinen Anteil nahm. Freudenteil gab nie die würdevoll ernsthafte

Haltung eines Abgeordneten auf, und betrachtete auch in solcher Haltung eines gewissenhaften Staatsmannes die Naturschönheit der Rheinufer. In solchem Momente wurde er damals gezeichnet, und es war wohl ein Mißgriff, ihn im Kostüm der Loreley darzustellen. Sein Physisches, kurz, untersetzt und rötlich, entspricht nicht ganz den Vorstellungen, welche man sich von einem grausam schönen Wasserweibe zu machen pflegt. Auch sind seine Haare nicht blond, sondern bereits grau gewittert, und niemand hat je gesehen, daß er sie kämmte oder „strählte“. Natürlicher war's, was Grävell begegnete auf dem Schiffe. Dieser alte Herr lebte in Scheidung von Tisch und Bett mit der Paulskirche und dem Präsidenten derselben. Er stammt aus ergrauter eigensinniger juristischer Schule des preußischen Landrechtes, und er hielt es für seine Schuldigkeit, jeden zur Abstimmung vorkommenden Paragraphen nach seiner Erfahrung und nach seinem sorgfältigen aber etwas schwierigen Stile umzuarbeiten. Dagegen hätte man vielleicht nichts eingewendet, aber er brachte jeden seiner eigentümlichen Paragraphen als Antrag ein und verlangte das Wort und die Abstimmung darüber. Da er nun leise und ohne irgend eine Rücksicht auf den Gang und Stil der Zeitverhältnisse sprach, und dem äußeren Anscheine nach rücksichtslos Zeit und Geduld in Anspruch nahm, so entstand eine gereizte Stimmung zwischen ihm und der Versammlung, wie zwischen ihm und dem Präsidenten. Letzterer vergaß zuweilen einen Antrag aus der unerschöpflichen Quelle, und die unartige Versammlung pflegte Schluß! Schluß! Schluß! zu rufen, sobald nur der in Sommergrau gehüllte alte Jurist auf der Rednerbühne erschien und ehe er noch seine Auseinandersetzung beginnen konnte. Auf diesen Mangel an Logik machte Grävell deutlich genug aufmerksam, indem er seine Reden, die man nicht angehört, als Broschüre herausgab unter dem Titel „Schluß! Schluß! Schluß!“ Er glaubte trotz aller Revolution „den Menschen“ zu kennen, er hatte ihn

schon vor dreißig Jahren konstruiert und herausgegeben; er hatte seine fest gefaßte Meinung über sich und die Versammlung, und trippelte jetzt auf dem unruhigen Schiffe allerdings etwas mürrisch umher im weißgrauen Staubmantel. Dabei stieß er an die langen Beine eines der Schläfer, welche sich in augenblicklicher Ermüdung auf dem Verdecke ausgestreckt hatten. Diese Beine gehörten Heinrich von Gagern, und als dieser, von dem Anstoße erwachend und den bekannten grauen Mann vor sich sehend, sofort in die geläufige Präsidialfrage ausbrach: „Herr Grävell, wollen Sie einen Antrag stellen?“ so erweckte dies nicht nur einen allgemeinen Ausbruch der schon vorherrschenden humoristischen Stimmung, sondern erhöhte auch die Spannung auf bedenkliche Weise. Denn Grävell, mit Humor nicht begabt, nahm die Frage sehr ernsthaft auf*).

Es regnete, als wir abends nach Köln kamen, und das Wetter war auch den nächsten Tag unsicher. Ein abergläubischer Römer würde dies nicht übersehen haben an dieser stets gefährlichen Colonia. Ein Landeskundiger unter uns sagte auch an jenem Abende zum ersten Male nachdrücklich: „Stützt euch in euren Hoffnungen nicht allzu fest auf Rheinland. Es hat keine Staatskraft, und wird stets auseinanderfahren. Glaubt auch nicht, daß in Rheinpreußen die deutsche Burg in Preußen sei. Die ist viel eher noch in Westfalen. Diese Rheinprovinz war stets unsicher und ist und bleibt es für alle das, was sie erwarten läßt in politischen Dingen. Sie tut gern sehr unwirsch und äußerst unabhängig und leicht etwas großsprecherisch. Wenn es aber dann zur Sache kommt, so geht nichts recht zusammen, sondern alles zersplittert sich,

*) Wer hätte gedacht, daß er sie nie vergessen und dereinst mit der Anzeige beantworten werde: das Ministerium Gagern ist zurückgetreten vor dem Ministerium Grävell! Wer hätte gedacht, daß sich der Humor so grell in geschichtliche Tatsache verkörpern werde!

und das Resultat ist Ohnmacht. Sie kann die geteilten Kirchenregimenter, sie kann die vielen Einzelnherrschaften, aus denen sie zusammengesetzt ist, nicht verwinden. Der einzelne ist immer sogleich schlagfertig, wenn's aber zum ganzen Schlagen kommen soll, dann überlegt er sich doch recht praktisch, was dabei herauskommen könne. Und die vielen einzelnen sind nicht leicht für irgend einen Zweck in ein wirklich Ganzes zu vereinigen. Daher die täuschende Erwartung, welche so leicht aus der Rheinprovinz erregt wird; es ist eine sehr große Zahl tüchtiger Leute dort zu Hause, aber zwischen den verschiedenen Klassen und Städten und Landschaften fehlt der gemeinsame Kitt. Zu einer gemeinschaftlichen Verneinung und Opposition sind sie allenfalls zu versammeln, zu einem gemeinschaftlichen Opfer aber für etwas Positives bringt man sie schwerlich zusammen. Und unter allen Umständen sind sie nicht leicht zu berechnen; denn sie sind launisch, und unterscheiden sich darin ganz und gar von ihren Nachbarn am rechten Rheinufer, welche langsamer und einfacher, aber zuverlässiger sind.

Der König von Preußen, welchem man ungünstigen Empfang voraussagte, war übrigens noch nicht da. Erst am nächsten Abende kam er auf dem Bahnhofe in Deutz an, und es hieß, er werde nicht über die Brücke, sondern zu Dampfschiff über den Rhein herüber kommen. So geschah es, und zwar unter einem ringsum rollenden Kanonendonner. Die Fenster erzitterten von den Geschützesschlägen, und im Vergleich zu dem gestrigen Empfange des Reichsverwesers mußte jedermann inne werden, daß der jetzt Ankommende noch der Kriegsherr sei in diesen Landen. Man weiß wie sehr die massenhaft gelöste Schußwaffe das Gemüt steigert, man konnte also keinen Schluß ziehn aus dem Empfange der Zuschauer. Auf der Straße begegneten sich Reichsverweser und König und umarmten sich wie zwei Männer, denen herzliche Wallung und Äußerung natürlich ist. Man mußte warten,

bis sie getrennt seien, um die Stimmung für den König beurteilen zu können. Eine Stunde später konnte man das. Der König und das strenge Preußentum war im Regierungsgebäude; er empfing die Behörden und wollte auch die Mitglieder der Nationalversammlung empfangen. Als diese ankamen, fanden sie die Straße vollgepfropft von Zuschauern, und es war offenbar nicht Oppositionssinn, welcher diese Zuschauer erfüllte; es war äußerliche oder wirkliche Teilnahme an der Ankunft des Landesfürsten. Das Regierungsgebäude selbst strotzte von Uniformen, und was man hier sah und hörte, paßte nicht im geringsten zu den Äußerungen des demokratischen Berliner Parlaments, zu den demokratischen Äußerungen Berlins und Breslaus, die man seit Monaten täglich in den Zeitungen zu lesen fand. Hier waren die Formen und waren die Empfindungen, welche man äußern hörte, monarchisch wie ehedem. Die Abgeordneten fanden kaum Platz zum Eintritt, und mußten sich drei bis vier Mann tief hintereinander aufstellen in einem Zimmer, wo der König sie empfangen wollte und also als physiognomielose Masse empfangen mußte. Mit dem Helme in der Hand trat er ein, und Heinrich von Gagern begrüßte ihn mit würdigen, der damaligen stolzen Stellung des Parlamentes entsprechenden Worten. Sein männliches, edles und bis auf einen gewissen Grad auch immer verbindliches Wesen wußte hier wie anderswo das Stolze und allenfalls Herausfordernde der Stellung so zu mildern, daß seine Ausdrücke auch hier nicht eigentlich dogmatisch, sondern vor allem patriotisch klangen. Der König unterbrach ihn, um dem Reichsverweser adieu zu sagen, welcher aus einem rückwärts gelegenen Raume gerade jetzt durch dies Empfangszimmer passierte. Die Unterbrechung war kurz und wahrscheinlich zufällig, verstimmte aber manchen. Gagern selbst, in geselliger Haltung sicher und würdig, fuhr dann unbeirrt fort in seiner Anrede und brachte sie zu Ende. Das bloße Zuhören schien dem Könige schwer zu sein, er hatte

ein paarmal Bemerkungen eingestreut, schwieg aber jetzt, als Gagern geendigt hatte, und ließ sich von ihm die Abgeordneten vorstellen, indem er dicht an dem Halbkreise derselben herumging. Es war die äußerlichste Förmlichkeit, da die Schichten zu tief waren und Gagern nur die Namen der Vordersten nennen konnte. Dann stellte der König seinen Helm auf einen nahestehenden Tisch, machte mit der Hand, in welcher er sein Taschentuch hielt, eine gleichsam einleitende oder auffordernde Bewegung, und sprach dann fließend und rasch mit geschmeidiger Tenorstimme ein paar Worte über die „Bekanntschaft von Auge zu Auge“ und daß er mit Aufmerksamkeit den Verhandlungen in der Paulskirche folge. Unerwartet erhob er nun plötzlich die Stimme und in offenbarer Beziehung auf Gagerns Anrede, auf den „kühnen Griff“ und auf die Nationalsouveränität, welche die Paulskirche in Anspruch nahm, setzte er artikulierten Tones hinzu: „Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt und daß ich einer von ihnen bin.“

Damit wendete er sich zum Abgehen, und einer der preußischen Offiziere, welcher Abgeordneter war, brachte ein Hoch aus, in welches die zahlreichen Anwesenden aus allen Räumen lebhaft einstimmten.

Diese Erinnerung an die Vereinbarungstheorie zu Köln im Monate August war wichtig und merkwürdig. Die Nationalversammlung war unter all den versammelten Parlamenten die mäßigste, man kann sagen, sie war die am meisten monarchische Versammlung, und nur gerade diese Vereinbarungstheorie war kaum bemerklich in ihr vertreten; das preußische Parlament war unverhältnismäßig anspruchsvoller und demokratischer; die preußische Regierungsgewalt war sehr schwach und man stand auf dem Boden des Rheinlandes, welches unablässig als unpreußisch und als oppositionell gegen den König bezeichnet wurde. Unter solchen Umständen erfolgte so jählings eine Mahnung an die Fürstenmacht und

an das Fürstenprinzip in der deutschen Verfassungsfrage. Niemand wird dieser Mahnung in solchem Augenblicke eine rücksichtslose Offenheit absprechen. Wohin deutete sie ferner? Wenigstens dahin, daß man nicht zeitig genug an die Verfassung gehen könne in der Paulskirche.

Die Domfeier selbst trat für die zahlreichen Politiker in den Hintergrund. Sie war auch für die geladenen Gäste nicht eben verführerisch angeordnet und erregte die alten Vorwürfe gegen Kölnische Höflichkeit. Man war am meisten darauf gespannt, wie sich nach solchen Vorgängen die rheinische Stimmung der mittleren und höheren Klassen im Gürzenich äußern werde, wo am folgenden Tage offenes Gastmahl stattfinden und Reichsverweser, König und Nationalversammlung vor dem tonangebenden Ausschusse des Rheinlandes auftreten sollte.

In der Nähe des großen Gürzenichsaales ist eine kleine Abtei, dem heiligen Albans gewidmet. Dort in den kleinen Zimmern des Erdgeschosses, welche mit einem kleinen Garten in Verbindung stehen, sollte sich die Aristokratie des Gürzenichfestes versammeln: die beiden Fürsten mit ihrem Geleite, die Deputation der Nationalversammlung mit ihren Präsidenten, die hohe Geistlichkeit und der Vorstand des Dombauvereins. Von dort sollte sie sich durch einen freigehaltenen Eingang nach der Estrade im Gürzenichsaale nach der erhöhten Tafel begeben.

Zuerst an diesem Stelldichein erschienen die Männer der Nationalversammlung, und der dort wohnende Pfarrer beeilte sich, ihnen das Album des Dombaus vorzulegen, damit sie nach den beiden Fürsten an erster Stelle ihre Namen einschrieben in dies Kunst- und Prachtwerk eines Gedenkbuches. Eine spätere Zeit wird in dieser Reihenfolge die Stimmung des Sommers 1848 bezeichnet finden. Allmählich fanden sich hohe Geistliche ein in ihrer seidenen Tracht, und endlich kamen die Fürsten mit ihrem Gefolge, der Reichsverweser in

preußischer Generalsuniform, welche ihn ganz unkenntlich und überhaupt viel zu reden machte. Der höfliche Gruß, welcher in diesem Kleide ausgedrückt war, und welcher doch auch das Zusammengehen zu deutscher Einheit andeutete, wurde in der damaligen Stimmung nicht gewürdigt. Man wollte den Reichsverweser in bürgerlicher Tracht sehen und nicht in Uniform; man war eigensinnig und vorherrschend antipreußisch. Die Österreicher spielten sogar darauf an, es müsse etwas vorgegangen sein mit den Kleidungsstücken des Erzherzogs: sie seien alle hinausgeschickt nach Schloß Brühl, und nur diese Uniform sei noch vorhanden gewesen. Die klugen Österreicher! All diese Kleinigkeiten bezeichnen aber, welche Wichtigkeit man damals noch auf die österreichische Grundlage eines Deutschen Reiches legte, oder richtiger wie stark man noch war im Idealismus.

Dem Könige von Preußen sah man aufmerksam zu in dem kleinen Salon der Sankt-Albans Abtei. Der Raum war so eng, daß man gegenseitig mit den Kleidern aneinander streifte und daß man alles hören mußte. Regnerisches Wetter erlaubte nur selten jemand, in das Gärtchen hinauszutreten. Man fand das Antlitz des Königs sehr ermüdet; das ungemein kurzsichtige blaue Auge desselben, welches man jetzt in solcher Nähe sah, mochte wohl beitragen zu diesem Eindrucke. Im ganzen war er auch gegen seine sonstige Gewohnheit passiv und still. Ein Bischof, dem er die Hand, reichte, drückte ihm in halblauter inniger Rede aus, wie sehr man mit ihm gelitten habe unter den argen Forderungen und Ausschweifungen der letzten Monate. Diese Innigkeit der Rede wurde so lebhaft, daß der König selbst den bewegten Prälaten beschwichtigen mußte.

Endlich kam das Signal zum Aufbruche. Die Deputation der Nationalversammlung, Gagern an der Spitze, hatte sich an der Ausgangstür aufgestellt, um sich unmittelbar an die beiden Fürsten anzuschließen. So geschah es denn auch in

dem Zuge über die Straße hinüber, und erst am Eingange zum Gürzenich sah man zwei Prinzen des preußischen Hauses hastig herzuschreiten, um ihren Platz hinter dem Könige in Anspruch zu nehmen. Daß auch in solcher Zeit Etikette in Frage kommen könne, hatte man kaum vorher bedacht, und Gagern, schon auf der Treppe zum Saale, machte eine seiner unnachahmlichen, gleichzeitig würde- und liebevollen Bewegungen gegen diesen Oheim und Bruder des Königs, um ihnen den Platz einzuräumen, welchen sie ansprachen. Beim Eintritte selbst zeigte sich übrigens, daß die ungeheure Tischgesellschaft im Saale ihren Willkomm und Beifall genau verteilen wollte an die verkörperten Prinzipien, welche da oben auf der Estrade wie auf einem Theater vor ihr auftraten, und daß der Reichsverweser, der König und der Präsident der Nationalversammlung gleichsam ein Turnier um Popularität bestehen sollten.

Das Ganze machte einen märchenhaften Eindruck. Der gewaltige Gürzenichsaal war mit bunten Teppichen auch an den Fenstern bekleidet, so daß das Tageslicht nur gelb hereinquoll und von den brennenden Kronleuchtern überstrahlt wurde. Dadurch entstand ein eigentümliches weißgelbes Kolorit, welches an die Bilder des Orients gemahnte. Auch ein Springbrunnen mit seinem Brüseln und Plätschern fehlte nicht. Sicherlich hat er kölnisches Wasser gesprüht. Musikchöre und allgemeiner Gesang erhöhten die Stimmung, und in aller Aufregung schien sich doch jedermann bewußt zu sein, daß große Fragen hier vor die öffentliche Meinung träten. Nie ist ein materieller Aufwand für alle Leckereien der Welt und für die kapitalsten Weine, welchen die Stadt Köln den Tafeln der Estrade hatte angedeihn lassen, nie ist dieser sonst dankenswerte Aufwand so zur Nebensache geworden wie bei jenem Gastmahle im Gürzenich. Man spannte die Aufmerksamkeit nur auf die Reden und Trinksprüche und auf den größeren oder geringeren Beifall, welchen sie finden würden.

Man glaubte, es würde hiermit entscheidend abgestimmt über die herrschende Macht in Deutschland.

Der König erhob sich zuerst und trat an das Geländer, welches die in dreifacher Terrasse aufsteigende Estrade von dem wogenden Saale schied. Welches Hoch wird er wählen? Wie wird sich die Stimmung erweisen? Er spricht mit großer Leichtigkeit, rasch und wohllautend. Feine Wendungen und populärer Ausdruck edelsten Stils sind ihm so leicht zu Gebote, daß sie von selbst hervorzuquellen scheinen. Er pries den Reichsverweser und trank auf dessen Wohl, und somit war das erwartete Turnier zu einer allgemein gefälligen Galanterie gewendet. Der Erfolg wurde also kein maßgebender.

Es folgte der Reichsverweser in seiner schlichten kurzen Ausdrucksweise, welche mehr das Herz und die Tüchtigkeit als den Schwung offenbaren will. Sein Hoch war durch den Vorgang des Königs vorgezeichnet: es galt dem Könige, welcher für deutsche Einheit das Seinige beizutragen nirgends anstehe. In solchem Zusammenhange gab auch hier der Erfolg keine Auskunft, und da bald hierauf in einem Tischliede das Zusammenwirken beider Fürsten zum Preise kam, und beide einander umarmten, so schienen die erwarteten Unterscheidungslinien aufzugehen in diesen zur Hälfte persönlichen, und zur Hälfte nur politischen Beziehungen allgemeinster Art.

Da erhob sich Gagern, und sein Empfang bekundete schon, daß ein unmittelbar lebendiges, durch alle Schichten der Gesellschaft strömendes Element mit größter Spannung in ihm begrüßt wurde. Er schloß auf die „Einheit, welche die Nation nicht mehr entbehren kann“, und fand hierfür allerdings nicht nur Beifall, sondern jauchzenden und donnernden Zuruf. Es war nicht zu verkennen: hier war die Seele berührt.

Kaum hatte die große Aufregung sich einigermaßen beschwichtigt, so stand nun auch der König von neuem zur

Rede bereit, das volle Römerglas in der Hand. Nach der Szene vom vorhergehenden Abende waren wir nicht gefaßt auf das was erfolgte: er brachte sein Hoch der deutschen Nationalversammlung! und erweckte damit unendlichen Jubel. Allen Sanguinikern schienen alle Gegensätze ausgeglichen, als er in populärster Weise mit seinem gründlich geleerten Römerglase die Nagelprobe machte vor aller Welt, und als von allen Seiten die Männer herbeistürzten, um sein Glas neu zu füllen und anzustoßen und zu danken. Dies war der Höhepunkt; dem Turniere war glücklich ausgewichen worden, und in diesem Augenblicke störte nur Lichnowsky, welcher ganz unpassend sich beflissen zeigte, die herzueilenden Männer dem Könige vorzustellen. Die Fülle deutscher Hoffnung, welche überschwillt, das nach Größe des Vaterlands schmachtende Herz hatte sie herbeigezogen, um Freude und Dankbarkeit auszudrücken; Annäherung als so oder so benannte Personen suchten sie nicht in diesem Momente, und diese unpoetische Zwischendringlichkeit des fahrenden Ritters verscheuchte die Nachfolgenden.

Eine halbe Stunde später geleitete ich Gagern über eine mühsam entdeckte kleine Stiege hinab nach einem abgelegenen Seitenausgange. Die Repräsentation beim Feste war vorüber, und nur der zechende Deutsche war noch im Zuge. Welch eine Deutung hatte das Fest geboten? Einer fragte den andern; keiner wollte zuviel schließen. Das Bedürfnis der Einheit sei unzweifelhaft; aber das hatten wir nie bezweifelt. Über den Weg war ein drohender Fingerzeig geworfen. Die Vereinbarung wurde verlangt. Vereinbarung hieß so viel als Unmöglichkeit, und zum Teil deshalb fanden sich in der Paulskirche so wenig Stimmen dafür. Mit dreißig Ansprüchen, die einander direkt widersprachen in den Lebenspunkten, soll sich ein Parlament vereinbaren! Ein Parlament, welches mit jenen dreißig Einzelnheiten innig verwachsen ist, welches sich am Ende also doch all der Parti=

kularfäden erinnern muß, an die es in der Heimat geknüpft ist. Was müßte die Folge sein einer formell voraus gesagten Vereinbarung? Auflösung des Parlaments in atomistische Landsmannschaften, Unmöglichkeit eines Majoritätsbeschlusses.

So stellte sich praktisch die Vereinbarungslehre dar. Es war die Übertragung der größten diplomatischen Schwierigkeiten auf die ungeeignetsten Unterhändler, auf eine Versammlung von sechshundert Männern der mannigfaltigsten Ansicht einerseits und auf einen Diplomatenverein andererseits, welcher in nichts Wesentlichem vereinigt war. Der Westfälische Friede 1648 zu Osnabrück und Münster, welcher die Erschöpfung und Verzweiflung von dreißig Kriegsjahren zur Hilfe, welcher dennoch mehrere Jahre gebraucht und das ungenügendste Resultat zuwege gebracht hatte, dieser Westfälische Friede war gleichbedeutend mit einer formellen Vereinbarung Anno 1848.

Nicht um eines Prinzips willen, oder wenigstens nicht bloß um eines Prinzips willen, sondern um der Zweckmäßigkeit willen war ein großer Teil des rechten Zentrums gegen Vereinbarung, und beharrte darauf, daß der Nationalversammlung das letzte Wort, die endgültige Entscheidung gebühre. Seit dem „kühnen Griff“ bei Schaffung der Zentralgewalt wurde Gagern in dieser Frage weiter links gedacht als das rechte Zentrum, und die älteren Herren des rechten Zentrums grollten lange wegen dieses kühnen Griffs. Man würde aber trotzdem sehr irren, wenn man Gagern in dieser Lebensfrage prinzipiellen Eigensinn beimessen wollte. Daß er diesem nicht unterworfen sein wolle, hatte er schon damals gezeigt, als er das vielfach gemißbrauchte Wort „Volkssouveränität“ absichtlich nicht gebrauchte. Dem tieferen Begriffe desselben war er keineswegs fremd, aber zur Zeit einer nach Absolutismus trachtenden Demokratie vermied er darum das Wort, um der Übertreibung eines Prinzips nicht neuen Vorschub zu leisten. Der Staatsmann hat ja nicht bloß einen

wissenschaftlichen, sondern einen künstlerischen Beruf: das Gleichgewicht der Ansichten und Kräfte will er erhalten oder herstellen. Deshalb hatte Gagern mit starker Betonung damals und später von Souveränität der Nation gesprochen. Die Nation war zu schaffen, und dies Prinzip war deshalb an die Spitze zu stellen. Er ließ es dabei nie an Zusätzen und Erläuterungen fehlen, welche die billige Beteiligung der Einzelnregierungen, dieser wichtigen Faktoren der Nation, bei Feststellung des nationalen Grundgesetzes als gerecht und notwendig bezeichneten. Die Verständigung war ihm stets Gesichtspunkt.

Die Sorge um ein Prinzip also war es nicht, was ihn seit jener Äußerung des Königs von Preußen im Regierungsgebäude zu Köln bekümmerte. Er hatte nie außer acht lassen wollen, daß es Fürsten in Deutschland gäbe. Ihm war darum zu tun, daß ein Reich deutscher Nation zustande komme. Dafür war er zu jedem Opfer bereit. Es fragte sich nur, welches Opfer zum Ziele führe. Hätte sich der trennende Abgrund mit einem Male aufgerissen wie damals zu Rom, hätte das Orakel wie damals klar genug ausgesprochen: spring hinein in voller Rüstung deiner Prinzipien und deiner Vaterlandsliebe, und dann wird sich die Trennung Deutschlands für immer schließen! — O dann hätte es uns an einem Curtius nicht gefehlt. Heinrich von Gagern würde keinen Augenblick gezögert haben.

Unser Unglück bestand und besteht aber darin, daß unsre Zerrissenheit niemals die Kraft entwickelt, sich als ein einziger Abgrund, sei er noch so breit und so tief, aufzuspalten. Ihn auszufüllen würde es der Nation nicht an Opfermut fehlen. Wir würden den Augenblick segnen, wo die Aufgabe, wäre es auch eine Herkulesaufgabe! nur einmal klar und einfach vor uns läge.

Das war etwa der damalige Gedankengang, als zur Zeit so tiefer Schwäche das Fürstentum doch für die deutsche Zu-

kunft gedroht hatte mit seinem Einspruche. Welcher Besonnene mochte verkennen, daß diese Drohung nichts Vereinzeltes sein würde — der Krieg in Schleswig leuchtete sogleich wie Wetterschein über unsern Gedankenhorizont. Eine fertige Form! Die Verfassung! Die Verfassung! rief jeder, und jeder mußte hinzusetzen, daß gar keine Aussicht vorhanden sei zu raschem Angriffe der Hauptsache. Der Verfassungsausschuß rücke langsam, langsam! und die linke Seite der Paulskirche lasse nicht ab von Interpellationen und unendlicher Fadenspinnung der Grundrechte, lasse nicht ab von jener Luftspiegelung, welche zuerst sie, die Linke selbst, und uns alle hinterher in die Wüste, ins Verderben ziehen werde. Diese Luftspiegelung, diese bunte Fata Morgana der verblendeten Linken war nichts anderes als folgender Gedankenkreis: Freiheiten beschließen, Freiheiten ohne Grenze und mit ihnen dann die ohnedies immer zu früh kommenden Paragraphen eines doktrinären Verfassungsausschusses vollblasen oder umblasen, je nachdem es die Gelegenheit hergibt. Je länger es dauert, desto mächtiger schwillt die demokratische Woge an im Volke, und die Deklamationen über Grundrechte treiben sie höher und höher, bis die lästige Majorität in der Paulskirche gebessert oder entwertet ist, bis wir dann von innen oder von außen unsere einfache französische Verfassung diktieren.

„Sie wissen nicht, was sie tun!“ seufzte Gagern bitter vor sich hin, und wie groß sein moralischer Einfluß war als Präsident der Versammlung, in diesem Gange konnte er nichts ändern. Wenn er auch den Besseren die Zukunft, die bedrohte, in unserm Lichte darstellen mochte, er fand bei diesen lächelnden Unglauben; die andern aber begannen damals schon das Mißtrauen auch gegen ihn zu schüren, gegen ihn, welcher im ersten Vierteljahre die Achtung auch tief in die Linke hinein gefunden und später immer noch erzwungen hatte durch moralische und persönliche Überlegenheit.

Er sah dies voraus. Er machte sich überhaupt trotz seines

vertrauensvollen, innerlich heiteren Naturells keine Illusionen, er war nie verblendet über die Kräfte eines immer noch idealen Deutschen Reiches. Die Kräfte wären unüberwindlich gewesen, wenn die Linke sie nicht zerspalten hätte. Seit der Kern des Liberalismus alle Anstrengungen gegen links hin richten mußte, war das Gelingen tief bedroht. Das wußte er sehr wohl, und das verdüsterte täglich mehr seine Stirn. Er widersprach nicht, als sich andre Flüchtlinge aus dem Gürzenich zu uns gesellten und aus den Beobachtungen der Rheinländer folgerten: daß man von diesen im entscheidenden Augenblicke nichts Entscheidendes erwarten dürfe, wie deutsch sie sich auch äußerten, wieviel kräftige, dem freien Deutschland tief ergebene Leute auch unter ihnen zu Hause seien. — „Wieso?“ — „Sie sägen nur weiches Holz, nicht aber hartes!“ rief ein Westfale, und um keinen Zweifel über seine Meinung zu lassen, setzte er hinzu: „Wenn sie morgen wählen sollen zwischen Frankfurt und Berlin“ — „so wählen sie Frankfurt“ — „jawohl. Wenn sie aber die Wahl standhaft und mit Opfern vertreten, wenn sie dieselbe im äußersten Notfalle geharnischt wie ein Mann vertreten sollen“ — „was der Himmel verhüte!“ — „Amen; dann werden wir sehen, daß ihnen dies Holz zu hart ist. Und der Fingerzeig im Regierungsgebäude hat uns doch wohl belehrt, daß wir bei harter Vertretung der Wahl angekommen sein können, wenn wir am Ende unsrer Aufgabe angekommen sein werden.“ —

Gagern verkannte nicht einen Augenblick die Wichtigkeit der Erfahruug, welche man in Köln gemacht. Es war auch damals schon unter Vertrauten davon die Rede: ob er nicht jetzt schon an die Spitze treten solle. Handelnd, nicht bloß präsidierend. Es galt für untunlich; es war untunlich mit einer Linken, welche, von französischem Weine berauscht, eine dauerhafte deutsche Verfassung nicht fördern wollte.

Nachdenklich fuhr man bei regnerischem Wetter den Rhein wieder aufwärts, ermutigt durch Gagern, welcher einen un-

erschöpflichen Born von Hoffnung und Zuversicht in sich trägt. Er glaubt an den Genius unsers Vaterlandes. Von der geheimnisvollen germanischen Insel Rügen, der Heimat des alten Arndt, von wo die Gagernsche Familie stammt, scheint ein unzerstörbarer Hauch vaterländischer Religion vererbt zu werden. Er hofft und vertraut, wenn niemand mehr zu hoffen wagt. Manchmal erscheint an ihm eine solche Zuversicht fast nur studentisch; sie hat aber in der Tat einen tieferen Halt, eine tiefere Bedeutung. Der Halt ist ein sittlicher Kern, der in sich empfindet, daß keinerlei bloße Geschicklichkeit eine ehrliche Nation um ihr Recht betrügen kann, um ihr Recht des staatlichen Charakters und der bürgerlichen Freiheit, welche durch staatlichen Charakter verbürgt wird. Die Bedeutung Gagerns aber ruht in dem Stile seines Geistes. Dieser Geist ist nicht reich, er hat aber ein gesundes, weittragendes Auge. In der Nähe mag er manches übersehn und deshalb unberührt bleiben, wenn der andere mit Recht schon mißtrauisch wird und besorgt. Das Ganze und Große übersieht er aber gut, oft sogar bis ins Feine, und das verleiht ihm den Stil eines Staatsmannes, welcher die Gemüter erhebt, solange er selbst Vertrauen äußert.

Daß damals schon binnen wenig Wochen ein harter Schlag bevorstehen könne, das konnte auch er nicht voraussehen. Er stand nicht in den eigentlichen Geschäften, und Herr Heckscher, damaliger Minister des Auswärtigen, ist gerade in dem Maße kurzsichtig, in welchem Gagern weitsichtig ist.

15.

Der Schlag drohte zunächst dem Auswärtigen Ministerium, und traf in demselben den Hauptnerven der neuen Zentralgewalt.

An drei Punkten der deutschen Grenze war unmittelbare Gefahr: im Norden, im Süden und im Osten. An der

dänischen Grenze führte die Zentralgewalt selbst einen Krieg gegen die Dänen; im Süden führte Österreich Krieg gegen die Italiener; im Osten hatte Preußen vor kurzem noch einen Krieg geführt gegen blutigen Aufstand der Polen im Großherzogtum Posen.

Diese drei Fragen unterbrachen während des Spätsommers die Verhandlungen über Grundrechte. Sogar die Vorlesungen über Staat und Kirche, ein unbeschreiblich anziehendes Thema für Deutsche, mußten davor in den Hintergrund treten. Es mußte ein Zweikampf wie zwischen Döllinger und von Beisler, zwischen zwei ganz verschiedenen Bayern, auf einige Zeit vergessen werden. Das war nicht leicht! Der Leopard gegen den Stier ist nicht nur in Spanien, ist nicht bloß in gemeiner Wirklichkeit ein reizendes Schauspiel. Man konnte auch nicht leicht zwei vollere Vertreter feindlicher Prinzipien sehen, welche zugleich eine feinschattierte Geschichte hinter sich hatten in ihrer Heimat. Der Ultramontan entsprach in Döllinger allen Anforderungen der Phantasie; er wurde nach dieser einen Rede Matador seiner Partei; all seinen Genossen an Feinheit, Kälte, Hilfsmitteln der Kenntnis und der Wendung überlegen, wenn man Radowitz nicht unmittelbar zu diesen Genossen zählt. Und dazu hat man doch kein Recht. Dieser folgte dem Gegner auch nie in das eigentliche Getümmel; Döllinger aber tat dies in gerechtem Vertrauen auf seinen spitzen Degen und auf seine behende schmale Gestalt, welche in geschmeidigem Sprunge überall einen Ausweg findet aus dem Gedränge. Sogar sein Haupt ist schmal und spitz und vollkommen geeignet, überall durchzuschlüpfen, in jede Ritze der gegnerischen Behauptung sich einzubohren. Von den kurzen dünnen Haaren wird er nicht viel lassen, wie eng auch der Durchgang sei, und das spitze braune Auge bohrt voraus, desgleichen die spitze Nase und der kleine scharfe Mund mit scharfen Zähnen. Was tut's der gelben Haut! Sie ist so trocken wie Pergament, und die schwarzbraune Kleidung ist knapp und unscheinbar —

durch! hindurch durch die engsten Spalten, damit der kirchliche Gedanke diesen unkirchlichen bureaukratischen Kultminister Beisler an so wichtiger Stelle, in so wichtigem Augenblicke beschädige und zerreiße an allen Ecken und Enden, damit auch die norddeutschen Theoretiker fest gemacht werden in ihrem prinzipiellen Widerwillen gegen ein juste milieu. Unabhängigkeit der Kirche vom Staate war ja zufällig der liberale Gedanke, welcher auch den Wünschen der Ultramontanen entspricht. Sie bewiesen also lächelnd mit unsern Beweisen, und Beisler wie Welcker, welche darzutun hatten: wie die praktischen Folgen dieses Liberalismus zur Macht der illiberalen Pfaffen und Jesuiten führten, sie mußten das Prinzip knicken. Alle Parteistellung verwirrte sich, und auch die Linke ging mit dem juste milieu; sie wollte der Freiheit nur soweit vertrauen, als sie sich berechnen und mit den positiven Zwecken der Linken vereinbaren ließ. Nur im Zentrum war eine große Schar, welche das Prinzip der Freiheit auch da ausgesprochen sehn wollte, wo voraussichtlich die nächsten Folgen unwillkommen sein würden. Das Pfaffentum war hier nicht minder verhaßt, aber man glaubte es nicht verantworten zu können, wenn der echt germanische große Gedanke kirchlicher Freiheit verunstaltet würde. Man glaubte es nicht verantworten zu können, wenn die freie Entwickelung eines so großen und tiefen Momentes dem deutschen Volke beeinträchtigt werden sollte. Die augenblickliche Lage des Vaterlandes mochte außerdem manchen drängen, seinem Widerwillen gegen mögliche kirchliche Umtriebe Gehör zu versagen. Alles wird ja aufgelöst in der Seele des Volkes, sagte mancher, und keiner tieferen Beziehung wird mehr irgend ein Wert zugestanden! Wo bleibt denn da noch für die Zukunft ein Quell innerlicher Befruchtung, wenn auch die Religion den gesetzgeberischen Tagesmeinungen überliefert wird?! Wo bleibt denn die Vielfaltigkeit, deren ein Staatsleben bedürftig ist, wenn es nicht in bloßem Schematismus und wirklich

in Beamtenschematismus vertrocknen soll? Die Religionsentwicklung einengen heißt den stärksten Born deutscher Eigentümlichkeit absperren. Tun wir dies nicht, obwohl Döllinger und Lassaulx und Philipps und wie sie weiter heißen für uns sprechen zu Zwecken, welche nicht die unserigen sind. Wir müssen heute mit ihnen stimmen und morgen gegen sie wirken — das Ziel ist weiter, der Zweck ist größer als Ziel und Zweck dieser Parteimänner!

Bei solcher Stimmung fand der kanonische Logiker Döllinger eine Aufmerksamkeit, welche seinen gewaffneten Geistesgaben galt, keineswegs aber dem Endziele, welches man ihm zutraute. Und der vierkantige Beisler mit dem grauen Knebelbarte fand die Unterstützung bei denen nicht, welche in nächster Linie ganz zu ihm hielten in Bekämpfung hierarchischer Ansprüche. Man mochte bedauern, daß er da auf der Rednerbühne sein Kultministerium verspielte gegen die Ultramontanen, denn er stand uns herzlich viel näher als die kirchliche Parteiung, aber er stand auf dem dürftigen bureaukratischen Standpunkte. Diesen wollte man nicht gutheißen in so großer Frage. Das Prinzip, wie gefährlich es auch erschien durch seine Verteidiger, siegte in der Paulskirche; aber selbst dieser Kampf und Sieg erregte nur geringe Aufregung neben den praktischen Debatten über Auswärtiges; Es war den Deutschen doch ein ganz neuer Reiz, in europäische Fragen handelnd einzugreifen, ja Krieg und Frieden zu verteilen.

Am wenigsten galt dies von einer Frage im Westen. Denn damit man nach allen Himmelsgegenden sehen müsse, gab's auch im Westen eine auswärtige Frage. Die Limburger. Sie war rasch abgemacht worden. Ein Abgeordneter Limburgs, von Scherpenzeel, hatte sie frühzeitig auf die Tagesordnung genötigt, weil er seinen Eintritt in die Versammlung abhängig machte von einem Votum der Versammlung. Es ist diese Limburger Frage ein unausstehliches Gewirr von

kleinen Fragen, in denen sich großer Streit und Hader für die Zukunft verbergen. Was dort in den Niederungen des Rheins, der Maas und der Schelde verloren gegangen ist für Deutschland durch Saumseligkeit deutscher Herrschaft, das ist geradezu beschämend für uns. Die Politik der Binnenlande hat Deutschland am Herzen beschädigt; mögen unsere süddeutschen Binnenlande, die heute noch sehr geneigt sind zu unbedachten Ansprüchen, mögen sie doch zuweilen erwägen, daß diese Binnenpolitik zwar nicht allein, doch gar sehr unter anderem das Deutsche Reich entkräftet und unsere Strommündungen wie unsere Gestade alle den kleinen Herrschaften oder gar den fremden Herren in die Arme getrieben hat von der Elbe bis an die Schelde.

Unser jetziges Geschlecht weiß kaum noch, daß es dort in den Niederungen zwischen Maas und Schelde einen deutschen Reichskreis, den burgundischen, gegeben!

Das Limburg, so wie es jetzt dem Namen nach mit zu Deutschland, der Tat nach ganz zu Holland gehört, ist unter den erkünstelten Schöpfungen der Diplomatie eine der heillosesten, eine staats- und völkerrechtliche Zwittergestalt, und für sich selbst eine lebensunfähige zerschnittene Gliedmaße. Es ist so raffiniert gelähmt, daß seine Grenze immer einige Büchsenschüsse von der Maas abgedrängt ist, so wie man einen zudringlichen Liebhaber vom Gegenstande seiner Neigung abdrängt.

Dies Stück Limburg, denn es ist nur noch ein Stück vom alten Limburg, ist eine Entschädigung an den Deutschen Bund für den abgetretenen wallonischen Teil vom Luxemburg, welchen in den dreißiger Jahren die Diplomaten brauchten, um die Gantmasse zwischen Belgien und Holland in einem Frieden auszugleichen. Man griff dabei harmlos nach einem deutschen Bundesteile, um einen passenden Fetzen abzuschneiden. Das ist ja Bund und deutsch, zwei vage Dinge, die nicht so empfindlich sind! Der Deutsche Bund hat sich auch hierbei

generös und ohne strenge Sorge für deutsche Ansprüche verhalten. Er ließ sich dies mangelhaft begrenzte Limburg dafür zuteilen, und er ließ es unter schwachem Vorbehalte unter eine Verfassung und Verwaltung mit Niederland vereinigen. Er nannte dies eine „Unzukömmlichkeit“, und gab sich der Hoffnung hin, daß die Erklärung des Königs der Niederlande „die unbedingte Anwendung der Bundesgesetze in Limburg sichern werde“.

Unsre Herrschaften deutscher Ströme und deutscher Gestade sind sämtlich Kaufleute, die sich auf den Vorteil viel besser verstehn als unsere Seigneurs, welche die Diplomatie versehn. Das gilt nicht nur von den Dänen und deren Nachbarn, es gilt im höchsten Grade von den Holländern. Holland gegenüber war jene sanfte Verwahrung in betreff der Bundesgesetze nicht sicher stellend genug, und 1848 mußte das zur Sprache kommen, als es sich um Beschickung der deutschen Nationalversammlung von seiten Limburgs und um Gültigkeit der deutschen Parlamentsbeschlüsse auch in Limburg handelte.

In dieser fatalen modernen Situation hatte denn Holland zwar nach Frankfurt wählen lassen, aber es hatte keinen Anstand genommen, Limburg eine „niederländische Provinz“ zu nennen, welche nur in moralischem Verbande zu Deutschland stehe, und es hatte hinzugesetzt, daß die deutschen Beschlüsse in Limburg nur gelten könnten, wenn sie den niederländischen Gesetzen nicht zuwider und von der niederländischen Regierung ratifiziert wären. Hätten also zum Beispiele die deutschen Staaten Religionsfreiheit und das Königreich Holland nicht, so könnte Limburg, diese moralische Provinz des Deutschen Reiches, der Religionsfreiheit nicht teilhaftig werden.

Dazu kam noch die von holländischer Gemeinschaft unzertrennliche Frage um Teilnahme an der unbequem großen Staatsschuld. Holland wünscht Limburg daran zu beteiligen,

obwohl Limburg für einen Teil Luxemburgs an Holland gekommen, und Luxemburg ganz frei gewesen ist an irgend einer Schuldverpflichtung für Holland.

Über dieses Thema lag ein sehr gründlicher Ausschußbericht vor, welcher darauf antrug: — „Daß die bisherige Vereinigung Limburgs mit dem Königreiche der Niederlande unter einer Verfassung und Verwaltung als unvereinbar mit der deutschen Bundesverfassung betrachtet werde" und

„daß der Beschluß der Nationalversammlung vom 27. Mai*) auch für das Herzogtum Limburg verpflichtend sei," endlich

„daß die Frage über Verpflichtung Limburgs zur Teilnahme an der holländischen Staatsschuld überwiesen werde an die Zentralgewalt zur Vermittelung und einer die Rechte Limburgs wahrenden definitiven Regulierung, deren Ratifikation der Nationalversammlung vorbehalten bleibe."

Es wäre befremdlich für Deutschland gewesen, wenn sich bei dieser Debatte nicht Deutsche gefunden hätten, welche vom Standpunkte feinster Unparteilichkeit die Ansprüche Hollands in Schutz genommen hätten. Es geschah dies auch, geschah indessen mäßig und nur auf einen formellen Punkt hin. Dahin nämlich, daß es sich hierbei um einen Vertrag handle, und man deshalb nicht kurzerhand darüber absprechen könne. Zwei Redner traten dafür auf. Der eine, Herr von Linde, hatte frühzeitig die Versammlung taub gemacht für seinen westfälischen Akzent, welcher unbeirrt von der Ungeduld der Zuhörer immer alles das weitläufig ablispelte, was in altministeriellem Staatsrechte ganz wohl geordnet und begründet sein mochte, was aber einer im großen konstituierenden Versammlung gegenüber wie ein zweifelhaft gewordenes ABC

*) Alle Bestimmungen einzelner deutschen Verfassungen, welche mit dem allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, sind nur nach Maßgabe des letzteren (ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet) als gültig zu betrachten.

erschien. Man betrachtete diesen früheren hessischen Minister von unstörbarer Gleichmäßigkeit wie einen Grävell mit Eichenlaub, und behandelte ihn nur um einen solchen Ordensgrad artiger. Das heißt, man lachte ihn nicht aus, aber man kümmerte sich nicht um seine nirgends ausbleibenden Reden. — Der andere war Professor Michelsen von Jena, ein stark geprägter Glatzkopf, den man respektierte. Kaltblütig und unerschrocken, fest und streng in seinem wissenschaftlichen Gewissen hatte er sich oft dem Strome populärer Meinung entgegengeworfen, und hatte schneidend zu beweisen gesucht, daß dieser große Strom nur eine Überschwemmung sei. Der Staatsrechtskundige dürfe nicht unterlassen, mit hartem Finger nachzuweisen, wo unter dem Wasserschwall die rechtlichen Ufer verborgen seien. Dies meinte er auch hierbei tun zu müssen mit seinem spitzen nordalbingischen st und sp, indem er behauptete, der rechtliche Kern der Sache sei wesentlich ein Vertrag zwischen Holland und Deutschland.

Professor gegen Professor! Der schwarzlockige Zachariä aus Göttingen, ein sehr zäher, niemals um pragmatische Wendungen verlegener Gegner, nahm als Berichterstatter diesen Vorwurf auf und erwiderte, gerade dies, daß ein vertragsmäßiges Verhältnis vorliege zwischen Deutschland und Holland, sei positiv in Abrede zu stellen. Allerdings seien der Feststellung des Verhältnisses von Limburg durch den Bundesbeschluß Traktate und Verhandlungen vorhergegangen, und das ganze Bundesverhältnis beruhe ja auf Verträgen. Allein wenn über die Verpflichtungen eines Bundesgliedes, die hier nicht in Abrede gestellt werden konnten und auch nicht in Abrede gestellt worden sind, durch einen Bundesbeschluß unter eignem Zustimmen des beteiligten Bundesgliedes das Verhältnis reguliert werde, so sei das kein Vertrag, sondern ein Akt der Bundesgesetzgebung.

Man war fast einstimmig dieser Ansicht, und die Anträge des Ausschusses wurden fast einstimmig angenommen mit dem

Zusatze: daß die Zentralgewalt diesen Beschlüssen eine, der Dringlichkeit der Umstände entsprechende, möglichst schleunige und wirksame Folge geben möge.

Man verhehlte sich nicht, daß hiermit in ein tieses Wespennest gestochen werde — der steife holländische Stachel ist bekannt! — daß es aber nicht zu umgehen gewesen sei. In nächster Zukunft schien doch auch das Austragen dieser Frage nicht bevorzustehn; man rechnete sie also nicht zu den auswärtigen Kriegsfragen. Diese begannen erst mit der italienischen Frage.

Aber auch diese hielt man für ziemlich fern stehend. Nur die Linke mochte ernsthaft daran glauben, daß ein Votum der Paulskirche auf das Kriegstheater am Mincio Einfluß üben werde. Wie schwach auch damals die Macht Österreichs sein mochte, die Mehrzahl in der Paulskirche hatte doch die Überzeugung, daß die Politik großen Stiles, daß die Politik der Kaiserburg sich tatsächlich in Nichts ändern werde vor einem Ja oder Nein des noch nicht gefestigten deutschen Parlamentes. Wie viele Österreicher ferner auch mit dem kosmopolitischen Strome schwammen, und österreichische Lebensbedingungen als Nebensache behandelten, es gab doch ihrer noch in der Paulskirche, die von irgend einem Aufgeben österreichischer Besitzung nichts wissen wollten. Von Meyern zum Beispiele, ein österreichischer Oberst mit fein und schlau drein blickendem Antlitze, hörte die stolzen Grundsätze um Nationalität ruhig an, und hatte nicht gar viel dagegen einzuwenden; als man aber vom Aufgeben der Lombardei sprach, da fuhr er zornig auf, selbst während der übelsten Zeit des Kriegszuges. Man kann weichen müssen, aber man muß nicht aufgeben! diese österreichische Devise blitzte dann aus seinen entzündeten Augen. Viele von dieser Gattung räumten bereitwillig ein, daß für freiheitliche und nationale Institutionen der Norditaliener Wesentliches geschehen müsse, aber daraus folge nicht, daß Österreich seinen Besitz aufzugeben habe. Die einzig ver=

bliebene Äußerung des österreichischen Ministers Wessenberg aus jener Zeit, eine Äußerung, welche das Aufgeben der Lombardei in Aussicht stellte — auch diese halboffizielle Äußerung fand selbst in der damaligen Zeit Kopfschütteln unter dem stolzeren Teile der konservativen Österreicher. Das andere Extrem aber, von Ruge angeführt, kam diesen Konservativen geradezu zu Hilfe. Von der Rednerbühne deutschen Parlamentes hören zu müssen, daß eine Niederlage Radetzkys erwünscht sei, das empörte auch die Zweifelhaften, und ein allgemeiner Schrei der Entrüstung folgte diesen Worten Ruges. Zur Ordnung! schrie man aus den Zentren wie von der Rechten, und Gagern sagte hierauf in all seinem Stolze, er könne den Redner nicht zur Ordnung rufen, weil er ihm die eigentümliche Weltanschauung nicht wehren könne, aber ein halber Landesverrat liege allerdings in diesen Worten.

Unter solcher Stimmung erfolgte die Debatte über die italienische Angelegenheit. Sie betraf zwei Fragen. Erstens hatten fünf Welschtiroler Abgeordnete, die in der Paulskirche saßen, ihren Sitz zu dem Antrage verwendet, daß die Kreisbezirke Trient und Roveredo aus dem deutschen Bundesverbande entlassen werden sollten. Und für diesen naiven Antrag fanden sie Unterstützung im deutschen Parlamente. Sie war freilich danach. Herr Wiesner, Herr Nauwerck und Herr Vogt traten dafür in die Schranken. Letzterer bewies, daß es ja eben Welschtirol heiße, weil es nicht von Deutschen bewohnt sei, und daß in Mailand und Rom mehr deutsches Element sei als in Trient und Roveredo, daß man also auch Mailand und Rom in den Deutschen Bund aufnehmen müsse. Überhaupt werde es zu arg mit dieser „Länderfresserei“ Deutschlands, und dies verderbe sich daran den Magen. Einer der Antragsteller, a Prato, führte seinen Antrag gegen Deutschland von der Tribüne, und zwar anfangs in sehr gebrochenem Deutsch. Es wurde zwar fließend, sobald er an eine Beweisstelle kam, die ihn erwärmte, und alle Welt versicherte,

er spreche sonst ganz geläufig österreich-deutsch, wenn er nicht gerade beweisen wolle, daß er mit seiner Heimat wildfremd in Deutschland sei. Aber allerdings hatte auch sein Äußeres das Ansehn eines jungen italienischen Geistlichen, welcher vorsichtig den Beweis führt: Der Zweck heiligt die Mittel. Die Haltung des Parlamentes während dieser Rede war charakteristisch deutsch. Man empfand das Unpassende des Antrags ärgerlich, besonders da er mit unpatriotischer und abstrakter Übertreibung von unzweifelhaft deutsch Geborenen unterstützt wurde, man war auch sehr unangenehm berührt von dem ersichtlichen Jesuitismus dieses Welschtirolers — aber das Gefühl der in Anspruch genommenen Gastfreundschaft und die Pietät, welche dadurch auferlegt wurde, beherrschte doch die ganze Kirche. Man hörte aufmerksam und schweigend zu.

Über den Sachverhalt war man bereits aufgeklärt durch die Tiroler Flix aus Landeck und Schuler aus Innsbruck. Diese hatten schlagend nachgewiesen, daß weder die Landesgeschichte, noch das materielle Interesse, noch auch der Sinn der Bevölkerung für eine solche Trennung Welschtirols spreche. Es sei dies Parteiung einer italienisch aufgeregten kleinen Anzahl von Signoris und Nobilis. Der feiste Prediger aus Landeck, Flix, hatte das ganze Thema in einer bündigen, vortrefflichen Rede unter allgemeinem Beifalle vollständig erschöpft. Darin war nachgewiesen, daß Welschtirol seit Kaiser Otto I., seit 950 deutsches Reichsfürstentum gewesen, daß Trient im 16. Jahrhunderte zum Sitze des Konzils gewählt worden, gerade darum weil es noch eine deutsche Stadt sei, daß deutsche Kolonien zahlreich vorhanden in Welschtirol, und daß selbst in denen, welche durch Betrieb der Bischöfe in der Sprache verwelscht worden, das deutsche Wesen heute noch das allein herrschende sei; daß zum Beweise dafür jetzt in so aufgeregter Stimmung die Welschtiroler Bauern bewaffnet den Italienern entgegengetreten und die vortrefflichsten Kaiserjäger seien, ja daß man sich überhaupt vor unbedingter

Durchführung des Nationalitätsprinzipes doch weislich hüten möge, wenigstens solange als Elsaß und Lothringen, Kurland und Livland noch nicht zum Deutschen Reiche gehörten.

Von der Paulskirche war nun bereits ein Beschluß festgestellt worden: „Den nicht Deutsch redenden Volksstämmen Deutschlands ist ihre volkstümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen soweit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, dem Unterrichte, der Literatur, der inneren Verwaltung und Rechtspflege.“ Darauf sich beziehend, wies die große Mehrheit diese Welschtiroler Ansprüche zurück.

Die zweite Frage wendete sich unmittelbar an den österreichisch-italienischen Krieg. Zahlreiche Anträge lagen vor, daß für oder gegen diesen Krieg von seiten Deutschlands etwas geschehen möge. Der völkerrechtliche Ausschuß trug am Schlusse seines Berichtes über all diese Verlangnisse darauf an, daß man das ganze Material an die Zentralgewalt verweisen und von dieser eine Erklärung fordern möge: „Ob es nach den vorliegenden Verhältnissen zweckmäßig sei, den kriegführenden Mächten eine Vermittelung Deutschlands anzubieten.“ Die ausführlichste Politik der Rednerbühne war zu erwarten, obwohl niemand glaubte, daß von uns etwas geschehen könne, obwohl niemand innerlich bezweifelte, daß trotz der österreichischen Abgeordneten in der Paulskirche eine praktische Vereinigung Deutschlands mit Österreich hierbei am wenigsten zu beginnen sei. Nauwerck hatte sich schon völlig geäußert über die Schmach, daß man fremde Völker unterdrücke, über die Schmach, daß wir noch nicht dabei seien und dem österreichisch-italienischen Kriege Einhalt geböten — da machte eine einzige Rede der ganzen Debatte ein Ende. Sie war erschöpfend und doch kurz, sie war schlagend und doch sanft. Radowitz hielt sie. Er pries die Kriegstaten des österreichischen Heeres, und andauernder Beifall aus dem Zentrum und der Rechten begleitete diesen Preis. Er setzte

militärisch auseinander, daß das Adriatische Meer nicht zu halten sei für Deutschland, sobald die Österreicher aus Italien weichen müßten, daß die Rheinlinie nicht zu halten sei, wenn Österreich die Minciolinie verlöre. Er beschränkte sich auf die Minciolinie, die Lombardei aufgebend, weil die Stimmung der Zeit ein Opfer verlangte und es nur beiläufig gesagt werden konnte, daß sie doch nicht unabhängig bleiben und die österreichische Hoheit nur mit der französischen Hoheit vertauschen werde. Er deutete an, wie Österreich dem italienischen Verlangen nach Nationalität Rechnung tragen müsse und könne, und allerdings sei die provisorische Zentralgewalt berufen, die Vermittelung nicht ferner den Engländern und Franzosen allein zu überlassen. „Sie wird kaum einen größeren und gedeihlicheren Anfang für ihre politische Tätigkeit finden können.“ Stürmisches Bravo. Man wünschte und brauchte nichts weiteres zu hören, man wußte nichts Bestimmteres zu verlangen, man schloß und beschloß also, wie der Ausschuß vorgeschlagen.

Ganz anders verhielt es sich mit der Frage im Osten, mit der polnischen Frage. Hier wußte man, daß jedes Wort eines Beschlusses von unmittelbarer Geltung war. Hier stand unmittelbare, große Gefahr an der Pforte, und — der Erfolg dieser verhängnisvollen Debatte war keineswegs vorherzusehen. Man erinnere sich des Vorparlamentes! Unfreundlich gegen die Deutschen im Großherzogtum Posen, freundlich für die Polen hatte es sich erwiesen. Was war darauf erfolgt? Die Polen waren in hellen Aufstand, in grimmen Krieg ausgebrochen gegen die Deutschen; noch vor kurzem war dort blutig gekämpft worden, und nicht nur die Widersacher der deutschen Bewegung, sondern auch die gemäßigten Teilnehmer derselben behaupteten anklagend oder zugestehend, daß die Polen überall den Zunder für die Explosionen in Deutschland gebildet, namentlich in Berlin und Wien. Nicht ohne Nachdruck wurde hinzugesetzt, daß es ihnen dabei ja

gar nicht um einen neuen liberalen Rechtszustand in Deutschland, noch weniger um deutsche Einheit zu tun sein. Nein, die immerwährende Feuersbrunst, die permanent revolutionäre Zerstörung Deutschlands sei ihnen das Mittel: Polen wieder herzustellen. Sturmvögel hießen sie bereits überall, und man sah sie jetzt nach der Paulskirche fliegen. Wenn die polnische Frage dort nochmals zu ihren Gunsten entschieden wurde, so durfte man einen neuen Ausbruch unabsehbarer Revolution erwarten.

Die Frage knüpfte sich an die Wahlen, welche gegen die Absicht des Vorparlamentes in Deutschposen dennoch vorgenommen worden waren für die deutsche Nationalversammlung. Deutschposener saßen in der Paulskirche. Preußen hatte die versprochene Reorganisation des Polentums dahin ins Werk gesetzt, daß es dies Großherzogtum in einen polnischen und einen deutschen Teil gesondert, und den deutschen Teil zu Deutschland geschlagen hatte. Beides, diese „Demarkation“ und jene Wahl für die Paulskirche, wurde angegriffen von den Polen und von der Linken des deutschen Parlamentes. Die deutschen Abgeordneten des Großherzogtums, bis jetzt interimistisch zugelassen, sollten hinaus aus der Paulskirche, die Demarkationslinie sollte nicht bestätigt werden. Auf diesen Linien bewegte sich ein Kampf, dessen Ausgang wie gesagt durchaus nicht vorher zu bestimmen war. Denn eine ursprünglich edle und wahrhaft tragische Sache Europas kam in Frage vor einer deutschen Nation, die noch gar nicht darin geübt war: die Selbsterhaltung höher zu stellen als den poetischen Schimmer. Piepmeyerei in großem und wirklich verführerischem Stile stand zu befahren.

Der ergraute Historiker Stenzel aus Breslau, ein liberaler, sanfter Mann, innerlich voll Wohlwollen für die Polen, leitete als Berichterstatter mit historischer Übersicht ein in den grollenden Streit, und schloß damit, daß er die Demarkation empfahl. Seine Schlußworte lauteten also: „Darum, meine

Herren, sage ich Ihnen mit voller Aufrichtigkeit, gehen Sie ab von dem Gedanken, irgendwie etwas Altes wieder herzustellen — reichen Sie vielmehr den armen Bauern die Hände, damit diese nach und nach in die Höhe kommen, damit es ihnen vielleicht gelinge, ein freies Polen herzustellen, aber nicht nur herzustellen, sondern auch möglicherweise einmal zu erhalten. Das ist die Hauptsache."

Von den zwölf posenschen Abgeordneten, um deren Fahne gestritten werden sollte und die sich alle ins Treffen drängten, begannen Göden und Senff den Reigen. „Üben Sie erst Gerechtigkeit gegen Ihre gemißhandelten deutschen Brüder, ehe Sie dieselbe einem fremden Volke zuteil werden lassen!" waren Gödens Einleitungsworte, mit denen er auf eine geschichtliche Darstellung des wirklichen Verhältnisses überging. Daß man einmal die Wirklichkeit schildern und nicht bloß Räsonnements hörte, das war überhaupt der große Vorteil, welchen die Anwesenheit und Teilnahme der Deutschposener gewährte. Diese Deutschposener — Eckert, Göden, Graf Goltz, Kerst, Löw, Nerreter, Senff, von Sänger, von Schlotheim, Viebig, von Treskow — waren sämtlich besonnene, mäßige, in der politischen Geschichte erfahrene Männer, welche der Debatte ein unschätzbares Material zubrachten. Der zwölfte nur, Janiszewski, war ein Pole, ein Wahlergebnis, welches die deutsche Stimmung des Landesteils schlagend dartat. Durch die Teilnahme dieser Deutschposener wurde zum Beispiele auch für das allgemeine Verständnis aufgeklärt, daß es sich hier bei Posen nicht völkerrechtlich bloß von der Teilung Polens handle, sondern von einem Landesteile, der im ehrlichsten, notwendigsten Kriege gegen Napoleon, dessen treueste Bundesgenossen die Polen waren, erobert worden ist, von einem Landesteile, der von Preußen selbst der provinziellen Abrundung wegen aus polnischen und deutschen Gebieten zusammengesetzt ist. So daß die Absorderung desselben zu einem Polenreiche soviel heißt als: deutsche Gebiete weg=

schenken gegen den Willen der deutschen Bewohner in diesen Gebieten. Ja, setzte Göden hinzu, wäre auch das alles nicht der Fall, der letzte polnische Aufstand, die Revolution in Posen, hätte den letzten Schleier der Phrase zerrissen, und man könnte sich ganz auf den Standpunkt der Gegner stellen und sagen: Revolutionen verändern nicht allein die inneren Lebensprozesse eines Volkes, sie bilden nicht nur Zeitabschnitte in seiner Geschichte, sie trennen auch und binden die Völker. Die letzte Revolution in Posen habe das dortige Verhältnis zwischen Deutschen und Polen faktisch und rechtlich verändert. Nach der Märzkatastrophe in Berlin hätten sich Deutscher und Pole jubelnd in den Armen gelegen, der deutschen wie der polnischen Freiheit entgegenjauchzend. „Vergessen hatte der Deutsche, daß Haß gegen ihn das Evangelium der Polen, vergessen, daß in der Verschwörung von 1846 seine Vertilgung durch jegliches Mittel vom Polen beraten und beschlossen worden war. Wir wurden dennoch Brüder, wir steckten ihre Kokarden an, wir hingen ihre Adler neben den unseren auf, und gingen in Eintracht und Frieden einer großen Zukunft entgegen. Mußten wir doch glauben, der Pole erkenne es endlich an, daß die Wiederherstellung seines Vaterlandes allein durch die Sympathie ermöglicht werde, daß bei dem Zusammenfassen der Nationen fortan der vernünftige Wille, der Drang nach Einheit allein das entscheidende Moment sei, und nicht mehr die bloße Scholle, an welche wir uns übrigens feste Rechte erworben“ — so geschah es aber nicht. „Der Pole gestattete sich sogleich Übergriffe, die für jegliches Volk, das nicht in Knechtschaft verdumpft ist, verletzend sein mußten. Wir wurden behandelt wie die Besiegten, auf deren Nacken der Sieger seinen Fuß setzt. Diese Phase der Revolution, die hie und da mit empörenden Szenen von Raub und Gewalttätigkeiten gegen Deutsche verbunden war, währte bis in die ersten Wochen des April. Viele Deutsche flüchteten, und selbst Polen, die mit diesem Treiben

nicht zufrieden waren, verließen das Land." Lange habe der Deutsche mit gewöhnlicher Geduld gezögert, spät erst traten „die Deutschen endlich zusammen, wiesen die Übergriffe zurück und bildeten Vereine, deren gemeinsames Ziel bei dem immer wilder sich gestaltenden Drama die vollständige Trennung beider Völker notwendig sein mußte." Aus dem Vernichtungskampfe gegen die Deutschen, in welchen sich dieser Aufstand für polnische Freiheit verwandelt, sei nun ein für allemal ein neues Rechtsverhältnis hervorgegangen zwischen Deutschen und Polen. Die Deutschen wollten zu Deutschland gehören, und nun und nimmermehr in einem gemeinschaftlichen Verbande mit den Polen bleiben.

Senff setzte hinzu, um der Linken keinen Zweifel übrig zu lassen: daß von der Paulskirche, vom Vorparlamente aus das Unglück über die deutschen Brüder in Posen gekommen sei. Daß man sich da in der Paulskirche ohne Einschränkung für die Polen erklärt, das habe die gefährlichste Wirkung hervorgebracht. „Die deutschen Bewohner wurden die Opfer!" Höhnisch hätten die Polen gerufen, sie seien ja von den Deutschen selbst aufgefordert, gegen die Deutschen aufzutreten.

Robert Blum, welcher diesem Redner folgte, fand es nicht geraten, auf diese Wendung zu antworten, obwohl er beim Vorparlamente ein Hauptsprecher in dieser polnischen Richtung gewesen war. Er verhielt sich wie immer in den allgemeinen Wendungen des Pathos, welches ja in der Polenfrage zu unser aller Herzen geht. Wer trete nicht mit Schmerz an diesen Kirchhof eines Volkes! Wird aber mit solchem Mitgefühle, welches der Jugend so wohl ansteht, eine Aufgabe gelöst, welche nun seit beinahe hundert Jahren, ja eigentlich seit Jahrhunderten tief verwachsen ist mit der Existenz anderer Völker? Ich sage seit Jahrhunderten, denn eine Wiederherstellung Polens würde auf altpolnische Grenzen zurückgehen, würde zum Beispiele das ganze Weichselgebiet bis ins Meer ansprechen müssen. Heutiges Tages kann ja nicht mehr von

der selbständigen Existenz eines Binnenvolkes die Rede sein, und ein bloßer Reiterstaat ist jetzt nichts weiter als eine romantische Phantasie. Die Posener Frage mit unsern deutschen Landsleuten würde sich also verzehnfacht wiederholen, und Danzig wie Königsberg würde dem Netzdistrikte nachfolgen sollen. Was konnte es also in einer politischen Versammlung deutscher Nation für Eindruck machen, wenn Blum eine „Sühne" verlangte, eine Sühne! Wenn das einen praktischen Sinn haben sollte — und eines solchen bedarf es in einem Parlamente, wo man nicht bloß seine lyrischen Wünsche zu vertreten hat — dann bedeutete es eine gründliche Umgestaltung des nordöstlichen Europa, eine Umgestaltung, wenn nicht Auflösung Preußens, Rußlands und Österreichs, und es bedeutete, da diese Staaten doch nicht ohne Zusammenhang sind mit dem Westen, einen europäischen Krieg. Wofür! Für eine romantische Idee der Jugend. Für ein Volk, das keinen Staat zustande gebracht, das von Jahrhundert zu Jahrhundert zusammengeschrumpft war, weil es keinen Staatsnerv auszubilden imstande gewesen war. Dafür ein europäischer Krieg?! Nicht einmal für eine Idee, sondern nur für die lyrische Saite einer Idee. O nein, lächelten die Ruge und alle spekulativen Verwüster, für den neuen Staat, für den Weltstaat.

Wir standen also hier der bodenlosen Verwüstung gerade so gegenüber wie bei irgend einer der radikalsten Prinzipfragen. Die armen Polen waren nur der Anknüpfungspunkt dafür, und sie waren den Ultras der erwünschteste Anknüpfungspunkt, weil in ihrer Sache wirklich ein menschliches Pathos, also eine Wirkung auf die Herzen der Menschen enthalten ist. Die Polen wurden teils als Tränendrüse, teils als Gallensack benützt. Auch von Blum, der übrigens nicht zu den verwegen Spekulativen gehörte, der zunächst immer nur die Aufregung, immer nur die Auflösung bis zu einem gewissen Punkte wollte, bis zu dem Punkte, wo er dann als

Beschwichtiger herrschsam eintreten, und sich die Pfeifen schneiden könnte aus dem geil aufgeschossenen Rohre. Er verlangte also auch nur Aufschub der Demarkationsfrage. Das war zunächst genug für die Sturmvögel, welche lautlosen Flügelschlages um die Paulskirche flogen. Solch ein Aufschub wäre der gärenden Revolution hinreichender Sauerteig gewesen. Seht Ihr, hätten sie gerufen, selbst die flaue und fast reaktionäre deutsche Nationalversammlung nimmt Anstand, die deutsche Anmaßung gegen polnisches Land gut zu heißen, auf zum Kampfe gegen die deutschen Grenzer!

Stürmisches Bravo von der Linken und von der Galerie — ehrliche Deutsche die für Polen klatschten — begleitete die politische Haltung Blums, und ihm entgegen, auch von der Linken, kam sein Nachfolger für die Rednerbühne. Ein hochgewachsener Mann mit kleinem Haupte. Das blasse Antlitz von kurzem dunklem Haare und dünnem Barte umsäumt sah wunderlich lächelnd auf die Linke hinüber. Verspricht er ihr einen ungewöhnlichen Triumph? Es liegt eine herausfordernde kalte Sicherheit in diesem jungen Manne, dessen muskulöse Arme sich übereinanderschlagen. Und doch herrscht eine schwirrende Unruhe auf der Linken, die er lächelnd abzuwarten scheint. In der Tat, er will gegen seine Partei sprechen, und seine Rede soll der Mittelpunkt des ganzen Treffens werden. Es ist Wilhelm Jordan, aus Berlin geheißen, weil er in der Mark gewählt ist. Er stammt aus Königsberg, und gehörte zu den sogenannten Literaten, welche in den zwei letzten Jahrzehnten so viel zu schaffen gemacht. Was sich aus dieser freiwilligen unbesoldeten Legion durcharbeitete zu einer Spezialität, will sagen zu einer Schöpfungskraft in abgeschlossener Form, das wurde Schriftsteller geheißen und reihte sich mehr oder minder in die bestehende Gesellschaft ein, die Interessen derselben verteidigend auch in so stürmischer Zeit, welche solche Verteidigung mit Widerwillen aufnahm und mit Unpopularität strafte. Was sich nicht so weit brachte,

sei es aus Unfähigkeit, sei es aus eingewurzeltem Vorurteile gegen jede Beschränkung in Form und Grenze, das gehörte jetzt erst recht als freier Literat zum großen Revolutionsheere. Von Wilhelm Jordan mußte man das letztere glauben. Er gehörte zu den Nachzüglern eines norddeutschen, insbesondere Berliner Philosophentums, welche aus dem Systeme der Meister nur die Seitenwege lieblich gefunden hatten. Die Hilfsmittel der Schlußfolge hatten sie mehr angesprochen als die Schlußfolge selbst. Die Dialektik wurde ihnen lieb und wert als Sophistik. Sie hatten keinen Inhalt und wollten keinen, sie hatten nur Interesse an dem unendlichen Spiele ihres Geistes, und waren also als echte Sophisten zu allem fähig. Ob das heutige Ziel Atheismus, das morgige Ziel Hochverrat am Vaterlande hieß, das galt gleich. Eins wie das andere mag nur den Bornierten schrecken, vor der ewigen Freiheit des Geistes sind Gott und Vaterland wandelbare Begriffe. Die Herren Bauer in Berlin, Ruge und wie sie weiter heißen, die sich natürlich ihrem unendlich freien Prinzipe gemäß auch gegenseitig verhöhnten und verurteilten, bildeten die Spitze dieses liederlichen Epigonentums in der philosophischen Literatenwelt. Wilhelm Jordan hatte öfters Verwandtschaft an den Tag gelegt mit diesen Epigonen. In Leipzig hatte er sich durch Verherrlichung des Atheismus Verfolger zugezogen, in der Paulskirche hatte er sich schon hervorgetan durch jene geistesübermütigen Folgerungen, welche selbst über den politischen Radikalismus hinaus Purzelbäume schlagen in zynischer Behaglichkeit. Was war bei der Polenfrage von ihm zu erwarten? Sie gerade öffnet ja politischer Dialektik alle Tore und Türen. Die Unvernunft des Gemachten und selbst des Gewordenen ist ja gerade an ihr auch dem gemeinen Menschenverstande plausibel nachzuweisen. Aber Jordan hatte sich doch auch mit realer Wissenschaft, namentlich mit Physik beschäftigt. Das drängt doch zu einigem Respekt vor gewissen Gesetzen. Er hatte ferner Gedichte gemacht. Nicht

bloß so beiher dilettantisch, sondern mit dem Anspruch auf etwas Ganzes, wenigstens auf eine Sammlung, die auch erschienen war. Das setzte doch Sinn für Form voraus. Endlich aber war er immer kapriziös, eines eigentümlichen Lobes bedürftig, widerspruchslustig — sollte es ihn nicht gerade reizen, dem gäng und gäbe gewordenen Polenräsonnement entgegenzutreten? Hier konnte er all seine tüchtigen Eigenschaften zu einem Schlage vereinigen: scharfe Auffassung, starke Wissenskraft, wenn er etwas wirklich wissen will, kalte Bravour und Herausforderung, für welche aus dialektischer Schule gerade da die schärfsten Waffen zu Gebote stehen, wo die Anforderungen am ungestümsten eindrängen. Und was noch mehr sagen will als dies alles: er war ja von da unten zu Hause, wo einst die Polen zu Hause gewesen sind, wo jetzt noch so viel slawischer Untergrund ist, wo die slawischen Grenzen überall herandrängen. Er konnte wirklich Eigenes und Gründliches beibringen.

So erklärte sich's, daß er auf dies Thema gründlich vorbereitet war, und daß er nun als natürlicher Parteimann auch mit schneidender Kraft in den Streit trat gegen seine bisherige Partei. Daß er damit sich selbst fesseln würde, daß er in Herbeiziehung inhaltsvoller Beweise seiner eignen losen Dialektik den Stab brechen und sich ein für allemal in eine verhältnismäßig konservative Partei hinein sprechen werde, das hatte er wohl selbst nicht bedacht, aber er hat als logischer Kopf hinterher diese Konsequenz standhaft auf sich genommen. Und so hat ihn seine Heimat und sein harter Sinn zum Vaterland zurückgeführt aus den Kometenbahnen des ziellosen Literatentums.

Seine Rede, unbestritten eine der wichtigsten und gewaltigsten im deutschen Parlamente, nahm folgenden Gang:

Er nannte es einen Irrtum, daß Posen überhaupt je ein schlechthin polnisches Land gewesen. Der Netzdistrikt habe ursprünglich zu Pommern gehört, und sei erst durch den

Vertrag von Thorn als eine Eroberung an Polen gekommen. Durch Eroberung sei er im Vertrage von Warschau an Preußen gelangt. Preußen habe infolge des Berliner Aufstandes eine polnische Reorganisation versprochen, aber die Deutschen im Großherzogtume, nicht die preußische Regierung, hätten für solch eine Reorganisation eine Abgrenzung der deutschen Distrikte verlangt. Daraus sei die Demarkationslinie entstanden, und wenn sie einen Sinn haben solle, so müsse sie auch so ausfallen, daß die deutsche Abgrenzung eine wirkliche Grenze, also ein Schutz für die Deutschen werde. Dazu sei die mit ungeheurem Geldaufwande gebaute Festung Posen mit ihrer Verteidigungslinie unerläßlich. Berufe man sich hierbei auf die Sympathie für Polen, so berufe man sich auf einen hergebrachten politischen Glaubensartikel, welcher gar sehr eine genauere Untersuchung verdiene. Er sei fern davon, dieser Sympathie einen edlen menschlichen Grund abzusprechen. Ein tapferes Volkstum, das nicht mehr stark genug sei, sich unter ebenbürtigen Nationen zu erhalten, verdiene diese Sympathie. Ein anderes sei es aber, ergriffen zu sein von einem Trauerspiele, und ein anderes, dies Trauerspiel gleichsam rückgängig machen zu wollen. „Polen bloß deswegen herstellen zu wollen," setzte er hinzu, „weil sein Untergang uns mit gerechter Trauer erfüllt, das nenne ich eine schwachsinnige Sentimentalität. (Bravo von der Rechten, Zischen von der Linken.) Es ist eine heitere Abwechslung für mich, diesen Ton einmal von dieser Seite zu hören. (Gelächter.)"

Er setzte hinzu, daß er gegen Herstellung Polens spreche nicht obgleich, sondern weil er ein Demokrat. Und nun ging er darauf über, daß Klugheit, Gerechtigkeit und Humanität die Herstellung Polens fordern solle. Da werde Polen die Vormauer gegen Rußland und die asiatische Barbarei genannt, eine Vormauer die Deutschland brauche. Wenn es aber auch, was er leugne, so trübselig um uns stünde, was in der Welt

berechtige uns denn, einen Bundesgenossen in einer Nation zu erwarten, welche immer unser Todfeind gewesen? Und Bundesgenosse gegen ein Volk, mit welchem sie stammverwandt, und mit welchem sie vom Augenblicke ihrer Selbständigkeit an verbündet sein werde gegen uns! „Polen reicht bis an die grüne Brücke in Königsberg!“ sei heute ein noch lebendiges Wort in Polen, werde man das überhören, sobald man selbständig sei in Polen? Was also habe man denn bei alle dem vernünftigerweise für ein Ziel in Deutschland? „Es ist hohe Zeit für uns,“ rief er, „endlich einmal zu erwachen aus jener träumerischen Selbstvergessenheit, in der wir schwärmten für alle möglichen Nationalitäten, während wir selbst in schmachvoller Unfreiheit darniederlagen und von aller Welt mit Füßen getreten wurden, zu erwachen zu einem gesunden Volksegoismus, um das Wort einmal gerade heraus zu sagen, welcher die Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes in allen Fragen voranstellt. Ihn gerade, ohne den ein Volk niemals eine Nation werden kann, verdammen die Polenfreunde, sie verlangen von uns Gerechtigkeit für die Polen. Gerechtigkeit, weil wir — und dies sei der Fall bei Posen — ein Land erobert? Denn im Westen seien wir erobert worden, im Osten aber hätten wir das Unglück gehabt zu erobern, und ganze Schwärme unsrer Poeten benützten dies zu Jeremiaden über die verschiedenen Nationalitäten, welche der Wucht des deutschen Stammes erliegen müßten. Aber dann, wenn die Gerechtigkeit fordere, daß alle Eroberungen herausgegeben würden, dann müßten wir halb Deutschland herausgeben, denn bis an die Saale erstreckte sich sonst die Slawenwelt, die wir erobert. Solche Eroberung datiere schon vom 12. Jahrhunderte her, und auch nach Posen seien schon seit Jahrhunderten die deutschen Kolonisten von den polnischen Edelleuten gezogen worden; an der Warthe wie an der Saale sei es nicht nur eine Eroberung des Schwertes, sondern der Pflugschar. Wer ein deutsches Landgut mit einem polnischen vergleichen

könne, dem erst werde das Rätsel dieser Eroberung vollständig gelöst. „Das Recht der Geschichte kennt nur Naturgesetze, und eins derselben sagt, daß ein bloßes Volkstum noch kein Recht hat auf politische Selbständigkeit, sondern erst durch die Kraft, sich als Staat unter andern zu behaupten.“ Und diese Kraft habe eben Polen nicht gehabt; in einer vorschreitenden Zeit habe es aus Edelleuten, Juden und Leibeigenen bestanden. Sogar Rousseau habe 1772 gesagt, es sei ihm das größte Wunder, daß ein Staat wie der polnische noch einen Augenblick länger existieren könne. In demselben Jahre habe auch das Wunder ein Ende genommen. Die verschriene Teilung sei nicht ein Mord, sondern die Proklamation eines längst erfolgten Todes gewesen, „die Bestattung einer längst in der Auflösung begriffenen Leiche, die nicht mehr geduldet werden konnte unter den Lebendigen.“ Die sehr schwache Reformpartei damals in Polen sei ohnmächtig gewesen bei der völligen Stumpfheit leibeigener Massen, und die sehr zahlreiche polnische Partei habe sich ja selbst den Russen in die Arme geworfen. Hätten Preußen und Österreich Krieg anfangen sollen für die Fortdauer eines so verrotteten Staates, oder Rußland die Beute allein überlassen sollen zur Gefährdung der Weichsel, vielleicht gar der Oder? „Ja, meine Herren,“ setzte er hinzu mit seiner malitiös betonenden, ruhigen Baritonstimme gegen die Linke, welche wiederum zischte, „ja, Sie werden mich gleich noch mehr auszischen, denn ich habe den Mut, einem Gemeinplatze entgegenzutreten, und die Handlung einer Kabinettspolitik in Schutz zu nehmen in einer Zeit, wo es noch keine andere Politik gab, weil das politische und nationale Bewußtsein in der Tat noch nirgends erwacht war als im Gehirne des Absolutismus, ja, ich habe den Mut, diejenigen der Unwissenheit oder der Fälschung der Geschichte zu zeihen, welche die Teilung Polens in einem so fürchterlich schwarzen Lichte erblicken, daß sie keine andere Bezeichnung für dieselbe haben als die einer nichtswürdigen Schandtat“.

Hier zischte Linke und linkes Zentrum gemeinschaftlich, Jordan aber unbeirrt davon führte seinen Beweis zu folgender Wendung gegen den Absolutismus: Es sei eine tragische Ironie gewesen, daß der Absolutismus so gewaltsam eine Aristokratie habe brechen müssen, während er sonst die Aristokratie als Verbündeten gehätschelt. Denn die Teilung Polens habe ja eine revolutionäre humanistische Bedeutung. Sie erst habe ja die Leibeigenschaft in den von Deutschland eroberten Teilen beseitigt und überhaupt das Land kultiviert. Was man denn mit Anrufung der Humanität wolle? Man solle doch den nun freien Bauernstand, man solle doch außer den Edelleuten das Volk auch im polnischen Teile Posens fragen, ob es polnisch oder deutsch regiert werden wolle. Die Leute drängen sich herbei, um doch ja in die westliche Seite der Demarkationslinie aufgenommen zu werden. Dies sei der wahre Zustand.

Nun ging er noch auf das Treiben eines Teiles der polnischen Geistlichkeit ein, welche sich den Edelleuten anschließe, und verlas eine Proklamation „An das römisch-katholische Volk des Großherzogtums Posen." Sie benützte den polnischen Sprachgebrauch, nach welchem polnisch soviel bedeutet als katholisch und deutsch soviel als protestantisch und stellte die deutsche Herrschaft dar als eine Proselytenmacherei zum Protestantismus. Er hielt auch dies für machtlos, denn jetzt sei der Bauer aus Posen auch hierüber aufgeklärt und sei in Erinnerung seines früheren Schicksals und verbittert durch soche Wühlereien bereits nahe daran, ebenso grausam feindlich gegen den polnischen Edelmann aufzutreten wie der Bauer in Galizien. „Es ist also eine seltsame Humanität," fuhr er zum Schlusse eilend fort, „welche uns die Herstellung Polens gebietet. Das Deutschtum hat einen größeren Inhalt an Humanität als das Polentum. Wie kann denn von einer solchen Herstellung überhaupt früher die Rede sein, als bis ein polnisches Volk geschaffen ist? Und hierzu hat Preußen

wirksamere Anfänge gemacht als jene Aristokraten, die in der Welt herumziehen und sich nicht um das Volk kümmern, für dessen Emporbildung sie sehr wohl und sehr wirksam hätten sorgen können, wenn sie die ihnen bereitwilligst offen gehaltene Staatskarriere minder übermütig verschmäht hätten. Preußen erst hat einen freien polnischen Bauernstand geschaffen, und es wäre doch wahrlich eine eigentümliche Humanität, diesen freien Bauernstand unter die Knute seiner Edelleute zurückzugeben! — Da kommen aber die Polenfreunde und halten uns mit siegesleuchtendem Angesicht den demokratisch-kommunistischen Katechismus entgegen, der bei dem Aufstande im Jahre 1846 zu Krakau als Programm des Aufstandes proklamiert wurde. Steht es hier nicht deutlich geschrieben, die neue polnische Republik werde fortan volle Freiheit und Gleichheit aller, Wohlleben den Armen und Freude den Unglücklichen gewährleisten — welcher Staat hat bisher solches geboten? Soll ich hierauf noch antworten?" (Robert Blum: Jawohl!) „Gut, so will ich es tun. Ich meine, es ist eben keine große Kunst, französische Phrasen ins Polnische zu übersetzen (Bravo! Sehr gut! Gelächter), und sie nun als ein neues Evangelium der Menschheit in alle Welt hinaus zu posaunen. Es ist nur schade, daß die moderne Staatskunst es sich gestehen muß, daß sie noch immer so blind ist, die Pfade zu jenem irdischen Paradiese nicht finden zu können, und daß der letzte Versuch, den man gemacht, dieselben zu entdecken, zu nichts anderem hinführte als zu einem gräßlichen Blutvergießen. Es ist nur schade, daß man mit einem solchen demokratisch-sozialistischen Katechismus nicht auf einmal die Erinnerung von Jahrhunderten aus dem Gedächtnis der Völker, das sehr treu ist, auszulöschen vermag durch noch so freisinnige Verheißungen, wenn sie ausgehen von den Nachkommen einer Kaste, die so lange nur im entgegengesetzten Sinne gelebt und gewirkt hat. Ich will gern annehmen, daß die Verkünder dieser Verheißungen es mit der erwähnten

Proklamation ganz ehrlich gemeint haben. Allein wie sehr ich auch bereit bin, die Sympathie für diejenigen Polen, die sich befreit haben von den Vorurteilen ihrer Vorfahren und denen es Ernst ist mit der Wiedergeburt ihres Volkes im Sinne des 19. Jahrhunderts, als eine vollkommen gerechte anzuerkennen; wie gern ich auch gestehe, daß ihr Schicksal uns mit seiner ganzen tragischen Gewalt ergreift, so bleibt es doch auch gegen sie unerschütterlich wahr, daß man ein Volk keineswegs aus dem Nichts hervorrufen kann mit irgend einem politischen Katechismus, und keine noch so vortreffliche Verfassung imstande ist, ohne alle Grundlage plötzlich ein lebendiges und dauerfähiges Staatsgebäude zu errichten." Nachdem er endlich noch versichert, er spreche durchaus nicht gegen eine Wiederherstellung Polens, er spreche vielmehr für dieselbe in der Weise, wie sie allein möglich und wie sie von den Deutschen angefangen und versucht ist, schloß er mit den Worten: Freiheit für alle, aber des Vaterlandes Kraft und Wohlfahrt über alles!

Der Eindruck dieser energisch vorgetragenen und von Inhalt strotzenden zweistündigen Rede war so überwältigend, daß am Schlusse nichts dagegen aufkommen konnte, und selbst der stenographische Bericht „andauernden stürmischen Beifall" vermerken muß.

Die Rede hatte wohl gerade darum, weil sie von solcher Seite kam, manchen erschüttert in seiner vorgefaßten Meinung. Glaube man aber ja nicht, daß damit ein Sieg für deutschnationale Abstimmung gesichert war. Die Scheu vor der herrschenden Meinung ist sehr tief, der Eindruck kosmopolitischer Phrase ist auf den Deutschen sehr groß. Unsere Natur ist kosmopolitisch, wir müssen uns zwingen, national zu sein. Es ist bei uns geradezu umgekehrt als bei anderen Nationen. Vogt sogar mit seinen frivolen Wendungen und Beweisführungen fand unmittelbar auf Jordan seine Bravos, und am nächsten Tage stand eine schwere Prüfung bevor. Ein

nationaler Pole namens Janiczewski trat für die polnische Sache auf. Er sprach klug und verhalten, und appellierte in Entsagung an die Gerechtigkeitsliebe und Gewissenhaftigkeit deutscher Nation. Da widersteht keiner von uns. Gut und edel zu sein ist uns viel mehr Bedürfnis als politisch- und national-gescheit zu sein. Selbst das Fremdartige, das priesterhaft Berechnete in diesem talentvollen Polen — und die feine Berechnung erkannten wir wohl — trat für uns zurück vor der Scham, einem Fremden und Leidenden an Großmut nachzustehen. Der derbe Kerst von Birnbaum, eine eichenartige deutsche Natur, mußte lange an uns rütteln, um unsere mitleidige Stimmung auf die Bahn zu lenken für die deutschen Brüder in Posen, und ein schmächtiger Ultramontan, Herr Clemens aus Bonn, mußte für Polen sprechen mit all dem schleichenden Grimme gegen protestantische Herrschaft, mit dem Grimme, welcher Vaterland und alles drein gibt für konfessionelle Genugtuung, und ein unreifer dreister Jüngling aus Löwenberg in Schlesien Rongeschen Wuchses mußte ebenfalls für die Polen sprechen, um uns Janiczewski vergessen zu machen, und die Gefahren der Abstimmung in dieser Frage wieder in unser Gedächtnis zu rufen. Dennoch schloß der zweite Tag sehr unsicher, obwohl Lichnowsky zum Schlusse desselben mit gewöhnlicher beifälliger Wirkung seinen Ritt gemacht und seine Lanze eingelegt hatte für die deutsche Sache. Lichnowskys Wirkungen verflogen immer so rasch wie die Staubwolken, welche ein Reiter aufstampft. Am dritten Tage freilich brachte es das polnische Unglück mit sich, daß Ruge eine Stunden lange Staatsrede hielt. Dessen Fähigkeit, alles zu beweisen und absolut zu beweisen, ruinierte immer die Sache, welche er beweisen wollte. Er brauchte nicht zu versichern, daß „die ganze russische Armee von den Ideen der Neuzeit infiziert“ sei, er nur gerade brauchte zu versichern, daß die Ehre Deutschlands hierbei verpfändet sei, er nur brauchte die Wiener Verträge anzurufen gegen eine Ein-

verleibung Deutschposens in den Deutschen Bund, er nur gerade brauchte bei dieser Gelegenheit die Niederlage Radetzkys, des modernen Tillys, als einen deutschen Wunsch auszusprechen — um auch alle Schwankenden ungläubig zu machen und wie einen Mann gegen das zu vereinigen, was er zu verteidigen wähnte. Selbst wenn er was Gutes geraten hätte, man würde es abgewiesen haben, weil man eine instinktartige Abneigung vor ihm hatte als vor einem sophistischen Konfusionarius. Er also hatte für Löw von Posen vorgearbeitet, welcher die deutschen Landsleute mit genauester Sachkenntnis ausführlich verteidigte. Ja, das deutsche Glück ging an dem Tage so weit, nach Löw Herrn Wiesner auf die Rednerbühne zu schicken. „Mit tiefster Wehmut, mit niedergeschlagenem Geiste“ und seinem langen Schnupftuche stellte er, „der die ganze große Bewegung unserer Revolution von Anfang an durchgemacht,“ stellte er die unerbittlichen Vergleiche an mit dem Vorparlamente und dem Fünfzigerausschusse. Ach! — von Sänger aus Grabow konnte keinen günstigeren Moment finden als nach ihm, fließend, klar und gründlich für unser deutsches Interesse zu sprechen, und auch ihm folgte wieder ein Ultramontan. Alles schien an diesem Tage gut zu gehen. Die Ultramontanen hatten indes unter Anführung Döllingers einen ihrer Verbesserungsanträge eingereicht, die immer fein und durch artigen Schein oder durch Unscheinbarkeit gefährlich waren. Hierbei gingen sie deutsch noch über den Antrag des Ausschusses hinaus, und verlangten, daß das ganze Großherzogtum einverleibt würde, das ganze!

Hierdurch konnte die Majorität gespalten werden. Was lag dahinter? Es war direkt von „Realunion“ mit Preußen die Rede. Wollte man unter anderem hiermit vorsorgen, daß später Preußen wie Österreich ein nichtdeutsches Land unlösbar in seinem Organismus habe?

Kurz, wie günstig sich alles zu ordnen schien, es war eine Schwüle vorhanden, und man traute diesem weichen

Wetter nicht. Jedermann wußte doch: Es ist diese polnische Frage an jedem Zipfel ein zunderhaftes, verhängnisvolles Ding, es ist ja nicht möglich, daß sie keine bedeutendere Verteidigung findet, es muß ein Streich für sie im Hintergrunde kauern! Auch Giskra, der selbst leibhaftig aussieht wie ein Pole, der alle die raschen, glänzenden Eigenschaften eines slawischen Naturells entwickelt auf der Rednerbühne, das prasselnde Feuer, die jähe Wendung, das galoppierende Wort, auch der Mähre Giskra sprach ungebunden für die Deutschen. Die Deutschösterreicher kennen allerdings die Gefahr besser als irgend andere Deutsche, und was aus Böhmen und Mähren kam, das konnte die ganz analoge Tschechengefahr keinen Augenblick vergessen. Von der Linken des linken Zentrums also sogar trat man gegen Polen in die Schranke! War man seit dem Vorparlamente so tief aufgeklärt worden? Man rief nach Schluß, Schluß, Schluß, und um das Maß zu füllen, erschien Venedey noch mit einem großen Papierhaufen, eine spezialisierende Rede gegen den Antrag des Ausschusses ankündigend. Das konnte entscheidend wirken. Venedey durfte immer nur eine kurze Wirkung ansprechen durch kurze Bemerkungen. Seine Politik besteht aus aphoristischen Wallungen eines guten Herzens und einer manierierten Erfahrung. Er hat seine Erfahrungen nur dazu benützt, sich vorgefaßte Sentenzen bestätigen zu lassen, nicht aber dazu, etwas wirklich zu lernen. Deshalb setzte er stets die wichtigsten Punkte voraus, die täglich neu bewiesen sein wollen, und wunderte sich immer höchlich, wenn man ihm zurief, er solle doch nicht immer drohen. Er hatte soundsoviel Axiome, auf die er sich pochend berief, und da es eben nur seine Axiome waren, so konnte er gar nicht begreifen, daß man seine wohlweisen warnenden Worte immer wie Drohworte auffaßte. In dieser Ausrüstung, die an und für sich dem Gemeinplätzigen viel entlehnt hatte, was konnte er am dritten Tage in dieser ohnehin gemeinkundigen polnischen Angelegen-

heit für eine große Rede halten? Davon schien er eine Ahnung gehabt zu haben, und dafür hatte er sich einen Ausweg gesucht. Den unglücklichsten von der Welt. Er brachte den ganzen Wust von Ministerial- und Regierungsedikten zur Sprache und zur Verlesung, welcher sich angesammelt hatte in Preußen und Posen seit der Märzverkündigung bis zum Tage der Demarkation. Da widerspräche dies jenem und jenes widerspräche diesem, und das Ganze sei nicht einfach und lauter. Als ob es bei Lösung einer so tiefen Frage darauf ankäme, wie sich ein Minister oder ein Gouverneur zu helfen gesucht im wechselnden Drange der Umstände! Damit mußte er bitter langweilen, und bei immer steigender Unruhe flogen seine Papiere und seine Worte in den Wind; man hörte nichts mehr als Schluß! Schluß! Hätte er sich innerhalb seiner Kräfte verhalten, und sich mit den paar Bemerkungen seines Einganges begnügt, dann wäre ihm der allgemeine Beifall sicher geblieben und er hätte geleistet, was in seinem Berufe war. So unerschütterlich ist die Wahrheit, daß man nur sich und seiner Sache schadet, wenn man sich größer machen will, als man ist. Er hatte zum Eingange gesagt: Wenn Deutschland in dem Zustande wäre in welchem Polen ist, so würde ich auf jeder Barrikade stehen, hinter der ein Schimmer der Hoffnung für Deutschland hervorleuchtete! — Und er hatte gleich darauf gesagt: „Das erste Wort, welches das freie Deutschland gesprochen, hieß: Polen soll frei sein, und das Erste, was Polen tat, erschien als ein Angriff auf Deutschland, und es hieß eine Weile sogar, daß die Polen die deutschen Preußen besiegt hätten. Das war für mich ein Umschwung, denn ich denke nicht so, daß wo Deutsche kämpfend auftretend, ich ihnen eine Niederlage wünsche, im Gegenteile! Von dem Augenblicke an, wo der Kampf ausgebrochen ist, gibt es keine andre Sache für mich als die des kämpfenden Deutschlands.“ — Eins wie das andre entsprang aus dem patriotischen Gefühle, welches uns Venedey unter

allen Umständen wert macht; für den polnischen und den deutschen Patriotismus aber einen gemeinschaftlichen Weg zu finden, das ohnedies kaum Mögliche lösen zu wollen, das mußte er mit seinen Kräften nicht versuchen.

In solche Stellung aber hatte sich die ganze Opposition gegen den Ausschußantrag gebracht. In ihrer Konsequenz mußte sie eine „neue Politik“ für ganz Europa beantragen. War das die angemessene Aufgabe für die erste deutsche Nationalversammlung? Zwei ungeheure Aufgaben lagen schon vor: Deutschland in einen freien Rechtsstaat und in einen nicht nur vereinigten, sondern bundesmäßig einheitlichen Rechtsstaat zu verwandeln, die Freiheit und die Einheit Deutschlands. Frankreich kämpft seit sechzig Jahren ohne günstigen Erfolg für die eine Aufgabe, für die Gestaltung der Freiheit, denn die Einheit hatte es schon 1789, und Frankreich ist ausgezeichnet durch Talent der Gestaltung. Sollen wir, denen die unermeßlich schwere Aufgabe der Einheit zu gleicher Zeit obliegt, wir, die wir schwerfällig sind für formelle Gestaltung, sollen wir gleichzeitig auch noch das dritte, einen neuen Grundriß für Europa herausfordern? Während zudem jedem Verständigen sonnenklar vor Augen liegt, daß Europas Großmächte gar kein Interesse haben, Deutschland als Großmacht hervorgehn zu sehn aus seinen Bewegungen, sollen wir die europäischen Großmächte offiziell herbeirufen? Und darauf gingen tatsächlich die Verlangnisse einer „neuen Politik“, gingen die Anträge der Opposition hinaus. War das, was mit der Zeit von selbst kommen mußte und was uns als einheitliches Deutschland dann stark und mächtig finden konnte, war das vorzeitig herauf zu beschwören durch die erste deutsche Nationalversammlung? Gewiß nicht.

Dahin ging aber auch unsere schwüle Besorgnis nicht vor der Abstimmung über diese Frage. Wir fürchteten nicht — und die Diskussion bestärkte uns in unsrer Zuversicht — daß ein Antrag der Linken die Mehrheit erhalten könne.

Wir fürchteten, daß auch die deutsch-nationale Politik einer Demarkation als eine „neue Politik“ überwiegende Besorgnis erregen würde, und daß also auch der Ausschußantrag in der Minderheit bleiben, oder wenigstens durch Abschwächung entstellt werden könne. Darum waren wir so gespannt, als nach Venedey Viebig von Posen noch praktisch für die Deutsch-Posener gesprochen, und dabei Janiczewski herausgefordert hatte, welcher vom Slawenkongresse in Prag nach der Paulskirche gekommen sei, wir waren gespannt, ob nun endlich der Schluß oder ob nicht irgend ein unvorhergesehener Streich eintreffen und den wohlerwogenen Ausschußantrag beschädigen werde. Solch einen Streich herbeizuführen ist ja ganz im Talente der polnisch Gesinnten, und die Sturmvögel hatten sich wohl nicht umsonst Tag für Tag vermehrt während der langen Debatte. Ein Strohhalm Anerkennung für polnische Zwecke hätte ihnen genügt in so glimmender Zeit, die Flammen überall wieder emporzublasen.

Wirklich verlangte auch Janiczewski, als der Schluß ausgesprochen werden sollte, noch einmal das Wort und erhielt es. Sentimentalen Deutschen gegenüber war er bei weitem der gefährlichste Gegner.

Er sagte, seine Person sei angegriffen worden, man habe ihn Lügen gestraft und dagegen müsse er sich rechtfertigen. Er hatte auch einen Protest seiner Wähler mitzuteilen. Er habe nicht behauptet, wie ihm nachgesagt worden, daß seine „sämtlichen“ Wähler — er hatte gesagt „insgesamt“ — protestierten, sondern nur „seine Wähler“. Dann verlas er diesen Protest, welcher ganz so schloß, wie er selbst zu schließen pflegte: „Wir Unterschriebenen erklären hiermit, daß wir geborene Polen unsrer Nationalität bis zum Tode treu bleiben wollen; zugleich bitten wir ein hohes Parlament, uns zur Aufrechthaltung unsrer Nationalität behilflich sein zu wollen“ — an Großmut und Mitleid sich richtend, was am stärksten wirkt auf den Deutschen. Wie ungenügend und verdächtig

er nun auch seine Teilnahme am Slawenkongresse zu beseitigen suchte, er fand auch aus diesen Irrgängen den richtigen Weg zu unsern Herzen, indem er fragte, warum er denn auch nicht dahin gehen solle, wo es sich um Hilfe für sein Vaterland handle? „Wer mir das zum Vorwurfe zu machen imstande ist, der weiß noch nicht was Vaterlandsliebe ist. Damit schließe ich und zwar mit dem tiefsten Schmerze über solche unerwartete Ausfälle auf meine Person."

Die letzte ganz unrichtige, aber wohlberechnete Wendung verzieh man, und ein lebhaftes, langanhaltendes Bravo erfolgte. War es nur Ritterlichkeit des Parlaments für den einzelnen Fremden? Oder bedeutete es mehr? Die Debatte wurde hiermit geschlossen, die Abstimmung auf den nächsten Tag ausgesetzt.

Sie erfolgte endlich, und — wir hatten uns geirrt. Die Paulskirche war völlig geändert seit dem Vorparlamente, das deutsche Interesse hatte große Majorität. War durch Zusammentritt und Zusammensein des Parlamentes selbst deutsches Nationalgefühl so rasch gestärkt? Ja. Hatten die Polen durch ihre Barrikadenpropaganda in ganz Europa die Sympathien verloren? Ja. Ihre tragische Angelegenheit war Parteisache geworden und lebte und starb von jetzt an mit der Partei. Von der äußersten Linken geführt zu einer Zeit, welche die Revolution permanent zu wollen schien, galt eine Erklärung für Polen soviel wie eine Erklärung für Permanenz der Revolution — der Rugesche Antrag (Kongreß mit England und Frankreich zur Wiederherstellung Polens) fiel gegen eine schwache Minderheit. Ja, der Blumsche Antrag, welcher nur eine neue Untersuchung des Sachverhalts wollte, fand nur 139 Stimmen für sich. 333 stimmten dagegen. Auch die ultramontane Wendung fand nur eine ganz karge Anzahl Kreuzritter. Radowitz hatte von der Rednerbühne diese Wendung positiv verleugnet. „Wenn es sich in der Posenschen Frage um die Verteidigung der katholischen Kirche

handelte," hatte er unumwunden gesagt, „so würde ich und viele mit mir über unsre Stellung hierzu nicht einen Augenblick in Zweifel sein; jede andere Rücksicht, politische wie nationale müßte schwinden." Soviel hatte er nie gesagt, so direkt hatte er sich nie als „kriegerischer Mönch" ausgesprochen. Er mußte also die Gefahr für nicht gering erachtet haben. „Jener Fall", setzte er in seiner kategorischen Weise hinzu, „liegt nach meiner gewissenhaften Überzeugung nicht vor."

Der Ausschußantrag endlich wurde mit großer Majorität angenommen. Was an ihm geändert wurde, ward keine Abschwächung, und das Resultat war folgendes:

Die Nationalversammlung anerkennt wiederholt die Aufnahme derjenigen Teile des Großherzogtums Posen, welche auf den Antrag der königlich preußischen Regierung durch einstimmige Beschlüsse des Bundestages vom 22. April und 2. Mai in den Deutschen Bund aufgenommen worden sind, und erklärt die zwölf Posenschen Abgeordneten für endgültig zugelassen. Die vorläufige Demarkationslinie ferner wird ebenfalls vorläufig anerkannt, es wird aber die letzte Entscheidung darüber der Zentralgewalt vorbehalten nach dem Ergebnisse von Erhebungen, welche sie veranstaltet. Die bestimmte Erwartung wird endlich ausgesprochen, daß die preußische Regierung den im polnischen Teile des Großherzogtums Posen wohnenden Deutschen den Schutz ihrer Nationalität unter allen Umständen sichern werde.

Hiermit war diese gefährliche Frage im deutschen Sinne entschieden — die neuen Erhebungen durch die Zentralgewalt sind später auch endgültig festgestellt worden — und die Opposition versuchte einen Verzweiflungsstreich. Sie erzwang die Abstimmung über folgende Sätze:

Die Nationalversammlung erklärt die Teilungen Polens für ein schmachvolles Unrecht. Sie erkennt die heilige Pflicht des deutschen Volkes, zur Wiederherstellung eines selbständigen Polens mitzuwirken.

War das nicht ganz Schaffrath? Er stand denn auch an der Spitze dieses advokatisch frivolen Antrags, durch welchen alle bisherigen Entscheidungen in die Luft gesprengt würden. Auf Piepmeyer war darin gerechnet. Wie kann er nein sagen, daß die Teilungen Polens ein schmachvolles Unrecht seien?! Und die Kleinigkeit muß er mit in den Kauf nehmen, daß das gute Deutschland sich heilig verpflichtet, Polen wieder herzustellen!

Die Spitze war aber doch zu spitz. In solcher Form und solchem Zusammenhange sagten Hunderte nein, welche allerdings die Teilung Polens für Unrecht hielten. 331 sagten nein gegen 101, und die Hälfte jener 331 gaben für befangene Zuhörer und Leser die Erklärung ab: „Da es nicht in der Aufgabe der konstituierenden Versammlung liegt, ein Urteil über vergangene geschichtliche Ereignisse auszusprechen, und für die Zukunft unbestimmte Verheißungen zu geben, haben die Unterzeichneten gegen den Antrag von Schaffrath und Konsorten gestimmt."

So hatte man eine tragische Sache auf die letzte Notbrücke gedrängt, und trotz des Vorparlaments war diese Brücke gebrochen.

Auch vom Osten her also war es nicht gelungen, die Wolken über der Paulskirche zu entladen. Das geschah vom Norden her, von wo man sich am sichersten dünkte. Und als man die Wetterwolke endlich erkannte, da hatte sie sich auch schon entladen, und Guß und Sturm und Blitz und Schlag stürzten wie ein Orkan herein von Schleswig-Holstein.

14.

Wer sich einigermaßen auf die politischen Dinge Europas verstand, dem war es von Anbeginn der schleswig-holsteinschen Lösung nicht zweifelhaft geblieben: hier ist ein unser Deutsch-

land ganz zufriedenstellender Friede sehr schwer, und nur mit voller Anstrengung, mit vollem Wagnis einer ganzen Nation möglich. Denn er verändert gründlich die Existenz eines kleinen Staates, welcher kaum noch etwas zu verlieren hat, wenn von seiner Existenz die Rede sein soll. Und nichts ist ja schwerer in der Welt als das Eintreiben einer Schuld, deren Bezahlung den Schuldner zugrunde richtet. Wenn Dänemark noch im Besitze von Norwegen wäre, dann hätten wir viel weniger zu lesen gehabt über Dänemarks unveräußerliche Ansprüche auf Schleswig.

Trat man also kriegsmäßig ein in die Lösung dieser Frage, so mußte man auch zum Kriege und zu allen Anforderungen desselben entschlossen sein. Man durfte nicht mit der dilettantenhaften Hoffnung tändeln, als würden hierbei kriegerische Neckereien genügen.

Und man trat ein. Alle moralischen und formellen Gewalten hatten sich dazu verpflichtet. Die öffentliche Meinung, das Vorparlament, die Bundesversammlung. Der König von Preußen selbst schrieb einen Brief an den Herzog von Augustenburg, in welchem das gute Recht dieser deutschen Sache dargestellt wurde.

Der Krieg war entzündet, und wenn deutsches Wort und die neu sich sammelnde deutsche Nation eine Wahrheit werden sollte, so durfte er nur enden mit der Behauptung Schleswigs, soweit Schleswig deutsch ist. Das kann erstaunlich viel kosten, sobald Dänemark Verbündete findet; aber das wußte man voraus, darauf mußte man gefaßt sein. Man konstituiert sich nicht als neue Großmacht, ohne seine heldenmäßige Berechtigung dafür an den Tag zu legen. Man hatte die Würde verpfändet an diese Frage und mit gutem Fug, man kann die Frage nicht ungelöst lassen, ohne diese Würde zu beeinträchtigen. Wie ruhig man Fanfaronaden unsrer unbedachten jungen Welt abweisen darf, damit Wohlstand und Leben deutscher Bürger nicht mutwillig in Gefahr

gestürzt werde, so fest muß man auch darauf beharren, daß die deutsche Seele nicht beschädigt werde aus Besorgnis vor Verlusten an Wohlstand und Leben. Einer geschwächten Seele — um recht merkantilisch zu reden — bleibt auch Wohlstand und Leben nicht treu. Diese Seele war einmal eingesetzt. Wich man hier, so brach man das Herz, um welches eine wieder erstehende Nation das Blut all ihrer Adern versammelt hatte.

Als die Sache schon monatelang auf den Spitzen der Schwerter geschwebt, war sie am 9. Juni zum ersten Male in der Nationalversammlung zur Sprache gekommen. Die deutschen Truppen waren zum ersten Male unerwartet und ohne sichtbare Veranlassung von der Grenze Jütlands, ja aus dem Norden Schleswigs zurückgezogen worden. Üble Gerüchte von Waffenstillstands- und Friedensunterhandlungen flogen wie Möwen von der Seeküste herauf ins Land mit ihrem beängstigenden Geschrei. Damals gab es noch keine Zentralgewalt, es war unerläßlich, daß die Nationalversammlung das öffentliche Wort aufnahm in dieser deutschen Herzensangelegenheit. Dahlmann, der treue Anwalt derselben, erschien zum ersten Male dafür auf der Rednerbühne, und nachdem Waitz und Heckscher sich vorzugsweise an der Debatte beteiligt hatten — und zwar Heckscher besonders in einem vorsichtig unsere Ansprüche begrenzenden Sinn — faßte die Nationalversammlung zum ersten Male Beschluß in dieser Sache und verpfändete nun auch ihr Wort für dieselbe in folgender Fassung:

„Die Nationalversammlung erklärt, daß die schleswigsche Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß energische Maßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen; daß aber bei dem Abschlusse des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogtümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde.“

Darauf waren die deutschen Truppen wieder vorgerückt, und die deutsche Zentralgewalt war seitdem geschaffen und anerkannt. Ihr war die Befugnis beigelegt, über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten im Einverständnisse mit der Nationalversammlung zu beschließen. Jetzt war also nicht der geringste Zweifel mehr über die entscheidende Behörde in der schleswigschen Frage, und als im Juli wiederum Gerüchte sich verbreiteten über einen ungünstigen Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark, so waren die Interpellationen ans Ministerium ganz angemessen. Francke stellte sie, und das Ministerium war imstande, die beruhigendsten Nachrichten und Versicherungen mitzuteilen. General Wrangel hatte gemeldet, daß er jedenfalls nur einen solchen Waffenstillstand eingehen werde, welcher der Ehre Deutschlands angemessen und so beschaffen sei, daß er von seiten der Zentralgewalt genehmigt werden könne. Das Reichsministerium selbst berichtete acht Tage später durch Schmerling und Peucker über energische Maßregeln, welche ergriffen seien, um Dänemark zu einem ehrenvollen Frieden zu zwingen, und ihm die bisher verweigerte Anerkennung der Zentralgewalt abzunötigen. Nur ein durch die Zentralgewalt ratifizierter Waffenstillstand oder Friede — was Dänemark bisher abgelehnt — sei gültig. Das Reichsministerium selbst also hatte die stolzen Erwartungen nicht im mindesten herabzustimmen gesucht, und da es mitten aus den praktischen Schwierigkeiten heraus so zuversichtlich aufgetreten war, so war man in Sicherheit gewiegt, und beachtete nicht mehr so argwöhnisch während des Augustmondes die immer wieder erregten Gerüchte. Hatten sie sich doch schon zu wiederholten Malen als unwahr erwiesen.

Welch ein furchtbarer Donnerschlag also, als am 4. September plötzlich gleich beim Beginn der Sitzung der damalige Minister des Auswärtigen, Heckscher, bleich und sichtlich angegriffen, auf der Rednerbühne erschien, um die Eröffnung

zu machen, daß am 26. August der Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen worden, und daß er allerdings nicht unwesentliche Abweichungen enthalte von dem Inhalte derjenigen Bedingungen, welche die Zentralgewalt bei der Erteilung ihrer Autorisation zum Abschlusse desselben aufgestellt.

„Es folgt daraus", fuhr er fort, „zunächst die Berechtigung der Zentralgewalt, die definitive Genehmigung dieses Waffenstillstandes zu erteilen oder vorzuenthalten." Ebenso, weil er kein rein militärischer und weil er auf so lange Zeit abgeschlossen sei, folge, daß die Zentralgewalt im Einverständnisse mit der Nationalversammlung vorgehen müsse. Und nun las er den Waffenstillstand und die letzte Zuschrift Camphausens, des preußischen Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt. Eine peinliche Stunde. In kurzen Stößen nur machte sich der Eindruck Luft.

Die Akten seien zum Druck bereits abgegeben. Sobald sie gedruckt und verteilt wären, möge ein Tag der Erörterung anberaumt werden. „Die Vollmacht! Die Vollmacht!" schrie man. Man wollte vor allen Dingen hören, wie weit Preußen bevollmächtigt worden. — Sie sei in der Druckerei.

Ehe sich aus der aufwallenden Unruhe etwas entwickelte, erschien wie ein alter Priester für vaterländische Gerechtigkeit, wie ein Obmann für Rache, Dahlmann auf der Tribüne. Ein kleines Blatt Papier zitterte in seiner Hand. Es wurde totenstill. „Am gestrigen Tage," sagte er mit seiner ohnedies kargen und jetzt sorgenschwer wankenden Stimme, „am gestrigen Tage, mithin bevor ich auf offiziellem Wege die Bedingungen des Waffenstillstandes kennen konnte, habe ich eine Interpellation an unseren Herrn Präsidenten schriftlich eingereicht. Ich bitte um die Erlaubnis, diese Interpellation vorlesen zu dürfen."

Er hob das zitternde Blatt Papier, stützte es auch mit der zweiten Hand und las:

„Da der erfolgte Abschluß eines Waffenstillstandes mit

Dänemark gegenwärtig außer Zweifel steht, die Bedingungen desselben aber sehr verschiedenartig angegeben werden, so stellt der Unterzeichnete an den Herrn Reichsminister des Auswärtigen folgende Fragen:

1. Ist es gegründet, daß vermöge dieser Bedingungen die provisorische Regierung von Schleswig-Holstein nicht allein aufgelöst wird, sondern auch die von derselben erlassenen Gesetze und Verfügungen sämtlich aufgehoben sein sollen? wodurch jener von der deutschen Bundesversammlung, von der Krone Preußen, und endlich von der deutschen Zentralgewalt förmlich anerkannten provisorischen Regierung, deren Bevollmächtigter in Frankfurt residiert, kraft deren Anordnung die Abgeordneten von Schleswig-Holstein in der deutschen Nationalversammlung sitzen, plötzlich der Charakter einer ungesetzlichen Gewalt beigelegt wäre.

2. Ist es gegründet, daß eben diese Stillstandsbedingungen den Grafen Karl von Moltke, also den Mann, auf dem ganz hauptsächlich die Anklage der Schleswig-Holsteiner lastet: daß er die Beschwerden der Herzogtümer gegen Dänemark auf die äußerste Spitze getrieben habe — an die Spitze der neuen interimistischen Regierung über die Herzogtümer stellen? was nichts anderes hieße als die innere Ruhe und Ordnung dort der höchsten Gefahr aussetzen.

3. Ist es gegründet, daß bei der Ausführung des Waffenstillstandes die schleswigschen Truppen von den holsteinschen getrennt werden sollen? wodurch außer der Störung der militärischen Organisation eine Trennung beider Herzogtümer angebahnt würde.

4. Ist es endlich gegründet, daß dieser Waffenstillstand auf volle sieben Monate geschlossen ist? wodurch den deutschen Waffen gerade die gelegenste Jahreszeit, um von der dänischen Regierung einen vorteilhaften Frieden zu erzwingen, entzogen wäre.

Würden diese vier Fragen bejaht, so würde sich

5. die Frage daran knüpfen: Sind jene vier Zugeständnisse unter Genehmigung des Reichsministeriums des Auswärtigen erfolgt, oder beabsichtigt das Ministerium seine Genehmigung zu versagen?"

Das Papier sank; es trat eine kurze schmerzliche Pause ein — jene vier traurigen Fragen waren schon bejaht. Dahlmann setzte nur folgendes hinzu:

„Meine Herren! Sie haben inzwischen die Bedingungen des Waffenstillstandes auf offiziellem Wege vernommen. Ich darf Sie nur an eins erinnern: Am 9. Junius, vor noch nicht drei Monaten, wurde hier in der Paulskirche beschlossen, daß in der schleswig-holsteinschen Sache die Ehre Deutschlands gewahrt werden solle — die Ehre Deutschlands!"

Dies war der Blitzstrahl, in welchem sich das über der Kirche stehende Gewitter dermaßen entlud, daß nicht ein Herz unbetroffen blieb in dem weiten Raume, und daß alles auffuhr von den Bänken in stürmischem Zurufe, als der alte Priester und Obmann ohne ein Wort weiter zuzusetzen herabstieg unter die tief aufgeregte Versammlung.

Das schon so oft gemißbrauchte Wort „die Ehre Deutschlands!" hier war es echt.

Ein zweiter Basler Friede! sagte knirschend einer zum anderen, selbst der Rechteste vom rechten Zentrum sagte es. Man wollte auf der Stelle Beschluß fassen, die Acht aussprechen über solche Tat. Mühsam brachten es die Ruhigeren dahin, daß volle Aufklärung durch den Druck der Aktenstücke abgewartet und bis dahin die Verhandlung über das Ganze ausgesetzt werde. Aber den Rückmarsch unserer Truppen können und müssen wir sogleich verhindern, damit die volle Ausführung nicht begonnen, damit der Deutsche in Schleswig nicht unterdes preißgegeben sei!

Dieser dringende Teil der Frage wurde wirklich abgegrenzt von der ganzen Frage. Die vereinten Ausschüsse

für internationale Verhältnisse und für Zentralgewalt sollten sofort zusammentreten, sollten alle Mitteilungen, die bereits zu machen wären, entgegennehmen, und binnen vierundzwanzig Stunden Bericht erstatten. Dies ward beschlossen.

Den Tag darauf also schon, am 5. September um die Mittagsstunde, stand Dahlmann wieder als Berichterstatter jener Ausschüsse auf der Rednerbühne. Wird er vorschlagen, daß zunächst und sofort die Ausführung des Waffenstillstandes im Rückzuge der Truppen „sistiert“ werde?

Allerdings, sagte er, habe es noch an den Aktenstücken gefehlt, aber Reichsminister Heckscher habe mündlich ausführlichen Bericht erstattet. Folgender historische Hergang sei ihnen dabei ins Gedächtnis zurückgerufen worden:

Anfangs Juli zuerst sei von der Krone Preußen ein Waffenstillstand zu Malmö geschlossen worden, doch nicht definitiv. Preußen sei dazu von der Bundesversammlung beauftragt gewesen, doch sei es ein beschränkter Auftrag gewesen, indem die Bundesversammlung sich die Genehmigung vorbehalten. — Nachgehends seien auf dem Schlosse Bellevue bei Kolding die Verhandlungen am 19. Juli zur Stipulation von Bellevue gediehen. Auch in dieser sei die Ratifikation, diesmal des Erzherzog-Reichsverwesers, vorbehalten gewesen. In dieser Stipulation sei zwar auch eine gemeinsame Regierung (gemeinsam einzusetzen von den kriegführenden Teilen) eingesetzt worden, aber eine solche gemeinsame Regierung, welche die Herzogtümer nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen — nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen! wiederholte Dahlmann — verwalten sollte. Diese Stipulation sei damals nach Wien zum Reichsverweser gebracht worden mit dem Begehren, er möge volle Autorisation zum Abschlusse erteilen. Man möge sich erinnern, wie ungünstig damals jene Stipulation angesehen worden sei in Deutschland. Die Zentralgewalt habe auch die Autorisation zum Abschlusse nicht erteilt. Nun beginne das neueste

Verhältnis. Minister Camphausen habe am 5. August unbeschränkte Vollmacht zum Abschlusse für Preußen begehrt. Darauf sei das Reichsministerium nicht eingegangen. Vielmehr sei unterm 7. August Preußen zum Abschlusse zwar ermächtigt worden, aber mit dem Vorbehalte, daß der Abschluß im Namen der Zentralgewalt, und auf Grundlage der Bellevuer Stipulation und mit folgenden Modifikationen geschehen müsse:

1. Die Personen einer neuen gemeinsamen Regierung müßten vor dem Abschlusse ausdrücklich und namentlich unter den kontrahierenden Teilen in solcher Art vereinbart werden, daß hierdurch der Bestand und die gedeihliche Wirksamkeit der neuen Regierung verbürgt erscheine.

2. Unter „den bestehenden Gesetzen und Verordnungen“ müßten ausdrücklich alle bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes in den Herzogtümern erlassene mit inbegriffen sein.

3. Die in den Herzogtümern zurückbleibenden Truppen müßten sämtlich unter den Befehlen des deutschen Oberbefehlshabers bleiben.

Von dieser Vollmacht sei niemals, versichert der Reichsminister, etwas zurückgenommen worden, Preußen aber sei wesentlich davon abgewichen.

Nun habe Unterstaatssekretär von Würth, ein Mitglied des Ausschusses, bemerkt: die Zentralgewalt habe immer vorausgesetzt, daß es einer Ratifikation von seiten der Nationalversammlung bedürfe. Worauf er selbst, Dahlmann, zu bedenken gegeben, ob auch das preußische Kabinett dieselbe Voraussetzung möge aufgefaßt haben. Das Ausschußmitglied Herr Wurm habe hinzugefügt: dieser Vorbehalt möge nötig gewesen sein, er liege aber schon in dem Gesetze über die Zentralgewalt, und die Hauptsache sei, daß das preußische Kabinett die Bedingungen nicht eingehalten. „Dies ist der Fall“, habe Minister Heckscher geschlossen, und deshalb wiege die andere Frage gar nichts. Derselbe habe ein Schreiben

des Kriegsministers Peucker an General Wrangel vom 26. August mitgeteilt, aus welchem allerdings klar hervorgehe, daß das Reichsministerium noch damals geglaubt habe, es sei nur von einem dreimonatlichen Waffenstillstande die Rede.

Nach alledem, sagte Dahlmann, ist denn keine der Befürchtungen aus meiner gestrigen Interpellation unbestätigt geblieben, und obwohl Reichsminister Heckscher bemerkt habe, jene Überschreitung von seiten Preußens sei zwar eingetreten, vieles Traurige sei zwar in den eigenmächtig hinzugefügten Bedingungen enthalten, aber doch wohl, wie ihm scheine, nichts eigentlich Entehrendes; — obwohl er dringend abgeraten habe, sich durch Verwerfung in die drohende Gefahr eines europäischen Krieges zu stürzen; — obwohl er an die Versammlung berichtet haben wolle, daß die abgezweigte Frage um Sistierung des Rückzuges den ganzen Vertrag als eine geschlossene Einheit angreife und umstoße, ja daß es auch mit dieser Sistierung nicht solcher Eile bedürfe — so sei der Ausschuß in seiner Mehrheit nichtsdestoweniger eines anderen Weges gegangen, und er beantrage:

> Die hohe Versammlung möge die Sistierung der zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und sonstigen Maßregeln beschließen.

Warum nun ihr Ausschuß, fügte Dahlmann hinzu, jene erste folgenschwere Entscheidung getroffen? Gewiß nicht, weil er jene großen Folgen übersah oder gering anschlug. Aber er ward durch folgende Erwägungen gelenkt. Und nun führte er, allerdings mit grellen Farben, alle innerlichen Punkte Schleswig-Holsteins noch einmal auf, welche alle gefährlich betroffen würden, und schloß also:

„Ist denn nicht die schleswig-holsteinische Sache eine deutsche? Und so lassen Sie mich denn sagen, was noch ungleich mehr, noch ungleich schwerer in dem versammelten Ausschusse gewogen hat als Schleswig-Holstein: es war der Hinblick auf unser gesamtes deutsches Vaterland. Dürfen

wir unsere neue Laufbahn mit dem Bruche der heiligsten Zusagen beginnen? Dürfen wir unsere Landsleute, unser eigenes deutsches Fleisch und Blut dem sichern Verderben überliefern—? Das ist es, wozu ich den Mut nicht besitze, und darum eben bin ich so mutig! (Anhaltender Beifall.) Meine Herren! Was ist es, das den Engländer so groß gemacht hat? Nicht wahrlich seine weltbeherrschende Flotte, wahrlich nicht seine glänzenden und reichen Eroberungen in allen Weltteilen! Eines, ein ganz Einfaches hat ihn groß gemacht: jeder einzelne Engländer wiegt für England so schwer wie das ganze England; jeder einzelne Engländer wiegt für England das ganze Vaterland — und hier gilt es viele Hunderttausende! Meine Herren! Vorahnend hab' ich schon am 9. Juni zu Ihnen gesprochen: Es sei das keineswegs diese isolierte schleswigsche Frage, welche so viele Strebungen, so vieles Ankämpfen gegen uns veranlaßt, sondern es sei die Einheit Deutschlands. (Von allen Seiten lebhaftes Bravo.) Diese neue deutsche Macht, welche, solange Deutschland besteht, noch nie erblickt ward, welche ihren Mittelpunkt hier in der Paulskirche hat und über welche das Vertrauen des gesamten deutschen Volkes wacht, sie soll von Anfang her in ihrem Aufkeimen beschnitten, sie soll, wenn es möglich wäre, nach allen Seiten hin zersetzt und endlich zerbrochen werden. (Vielseitiges Bravo.) Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmütig beim Anfange dem ersten Anblicke der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben. (Lebhaftes Bravo.) Denken Sie an diese meine Worte: Nie! (Wiederholter Beifall.) Zwar gewiß nicht die Despotie, davor bin ich sicher, aber die Anarchie wird in diesen Räumen herrschen und darüber hinaus, und die werden fallen, welche jetzt in ihrem Wahne glauben, sie triumphierten über uns. (Lebhafter Beifall. Bewegung.) Ich habe gesprochen. Möge die Hand dessen walten, der die Beschlüsse der Menschen zu

gerechten Entscheidungen zu lenken weiß." (Außerordentlicher, anhaltender Beifall.)

Ihm folgte der Berichterstatter für die Minderheit der vereinigten Ausschüsse, Schubert aus Königsberg. Er hatte ein schweres Amt, und die Natur hat ihm nichts Bestechendes verliehn für so unwillkommene Aufgabe. Dahlmann ist keine Schönheit, Schubert noch weniger. Sein Mund ist noch übler gestaltet, sein Kopf mit widerspenstigem Haare ist noch eckiger und dabei doch zusammengequetscht, seine Augen sind noch kleiner und haben einen fettigen Strahl, sein Organ ist ebenfalls schwach, wenn auch in der Zähigkeit etwas ausgiebiger als Dahlmanns. Er war zudem ein Preuße, was in dieser Frage nicht empfahl. Zu statten kam ihm nur, daß er als ein billiger, liebreicher, gerechter Mann gekannt und beliebt, als ein kenntnisvoller Mann geachtet war. Weich und versöhnend wußte er immer vorzutragen, wenn es auch Dinge waren, die man anders gewünscht hätte. Er verlangte jetzt auch für die acht Mitglieder der Minderheit gegen die elf Mitglieder der Mehrheit nichts mehr als: über die Sistierung des Waffenstillstandes erst dann abzustimmen, wenn über den Waffenstillstand selbst Beschluß gefaßt werde.

Die Sistierung, wiederholte er, ist ein Bruch des Waffenstillstandes, und dieser ist ratifiziert. Preußen hat ihn am 2. September zu Lübeck ratifiziert. Beschließen Sie die Sistierung, so beschließen Sie den Bruch mit Preußen, denn Preußen kann nicht mehr zurück. Dann haben Sie, um einige Hunderttausend Deutsche in die Einheit zu ziehen, vielleicht sechzehn Millionen verloren. Zweierlei ferner möge man doch hierbei nicht vergessen: von einer Peinigung der Schleswiger durch die Dänen könne ja nach diesen Bedingungen nicht die Rede sein, und nicht nur mehrere Millionen Preußen, sondern auch Hannoveraner, Mecklenburger und Hanseaten begrüßten dankbar einen Waffenstillstand.

Es war nicht zu verkennen: diese Minderheit war nicht

nur für Aufschub der Entscheidung, sie war für Anerkennung des Waffenstillstandes.

Kriegsminister Peucker kam ihnen zu Hilfe. Er setzte auseinander, daß sofortige Sistierung der Truppenmärsche keine Bedeutung habe. Solch ein Rückzug in Etappenmärschen gehe sehr langsam, und deshalb brauche man sich nicht zu übereilen mit der Entscheidung.

Gewicht an Gewicht! Schmerling trat auf und verkündigte, daß das Ministerium seinen Entschluß gefaßt in dieser Frage: — „aus unabweislichen Gründen der Notwendigkeit werde es nicht auf Verwerfung des Waffenstillstandes antragen.“ Und einstimmig habe es diesen Entschluß gefaßt. Also auch seine Mitglieder aus dem linken Zentrum, auch die Robert Mohl, Widenmann, Fallati, von denen man ein Behaupten idealer Forderung am sichersten erwarten durfte, auch sie hatten für solche Nachgiebigkeit gestimmt. (Fallati entwickelte noch an demselben Abende im Württemberger Hofe die Gründe dafür. Nie hat er so warm, so innig, so hinreißend gesprochen. Man sah, daß das ganze Herz dieser Männer zerrissen war ob dieses Entschlusses, aber das Wohl des Vaterlandes fordere diesen Entschluß, und sie könnten einen anderen nicht verantworten.)

Solche Erklärung des Ministeriums machte natürlich einen starken Eindruck. Man wußte, daß diese Männer Tag und Nacht in Beratung gewesen, in Abwägung aller Vorteile und Nachteile, und — einstimmig hatten sie sich dahin entschieden, daß sie das Reichsregiment nicht fortführen könnten, wenn der Waffenstillstand verworfen würde!

Ach, der weitere Gang der Debatte zeigte das nur zu deutlich! Wie nun bei eröffneter Debatte der Waffenstillstand angegriffen wurde von Heinrich Simon, Zimmermann von Stuttgart, Wesendonck, Blum, Ludwig Simon, das war freilich trostlos. Das war freilich tief erschreckend auch für diejenigen, die ihn verwerfen wollten aus den Gründen, welche

Dahlmann vertrat. O da flog die deutsche Ehre einmal um das andere durch die Luft wie ein Lappen. Beschämt schloß man die Augen und gestand sich, daß man ganz Verschiedenes begreifen könne und begreife unter demselben Worte. Hohl! hohl! hohl! sauste es einem um die Ohren wie trockner Wind. Ja man gestand sich, daß einem die beste Sache verleidet, vergällt, vernichtet werden könne durch oberflächliche oder unwahre Verteidiger derselben.

Das war ein trübseliger Eindruck, eine zerschmetternde Erfahrung. Man fing an zu ahnen, daß die große vaterländische Sache bereits kraftlos sei, weil ihr Inhalt verfälscht worden durch Übertreibung, durch Parteiung, durch Herzlosigkeit, durch Unvernunft. War denn das unser Glaubensbekenntnis, für welches jetzt gegen Preußen und für Schleswig-Holstein deklamiert wurde? War es unsere Meinung, daß diese Gelegenheit nun doch dahin führen könne, sämtliche Einzelnregierungen zu beseitigen? Kurz, war es unsere Meinung, die Verwerfung des Waffenstillstandes sei willkommen, weil durch sie die Revolution in Deutschland erneut und vollständig gemacht werden könne? Zu welchem Ende vollständig? Wer wußte es nicht bereits! Was diesen Rednern das nationale Moment bedeute, das hatten wir ja eben erst in bezug auf die Deutschen in Posen gesehn. Sie waren ihnen nichts gewesen neben den polnischen Freiheitshelden. Was konnte denn also jetzt ihre nationale Sympathie für die Schleswiger bedeuten! Was ist dem Schauspieler Hekuba?! Was waren unsern Schauspielern die deutschen Schleswiger! Hatten wir nicht bereits Andeutungen genug, daß sie allenfalls für Eroberung ihrer abstrakten Freiheit mit dem Auslande sich verbinden würden gegen die „sklavischen“ Deutschen, um diesen zähen Toren französische Freiheit zu oktroyieren? Kurz, ward es nicht offenbar, daß es ihnen keineswegs um den Inhalt der schleswigschen Frage, sondern um die sich darbietende Gelegenheit zu neuer Auflösung zu tun war? Jawohl, um die

Gelegenheit! Wir hatten nichts mit ihnen gemein in dieser schmerzlichen Frage als die Aufrechterhaltung der Einheitsautorität, als die Sicherstellung der Zentralgewalt. Alles übrige, Mittel wie Zweck, hatten wir nicht mit ihnen gemein.

Was enthüllte sich also damals schon? Ohnmacht der Nationalversammlung, sobald tatsächlich etwas durchgesetzt werden sollte gegen den Partikularismus. Denn die Majorität konnte sich nicht mehr verhehlen, daß sie mit irgendwelchem kräftigen Beschlusse gegen den Partikularismus die Sache des Vaterlandes einer im letzten Grunde unvaterländischen, bloß revolutionären Partei überantwortete.

Dies waren offenbar die letzten Gründe der Erwägung, welche das Ministerium zur Einstimmigkeit gebracht hatten.

Die Gründe konnten bis auf einen gewissen Grad entkräftet werden, wenn das rechte Zentrum geneigt war, in Masse gegen den Waffenstillstand aufzutreten. Dann konnte die jetzige Majorität dennoch auch draußen in der Nation die Führung in Händen behalten und den Ultraismus zügeln. Dann konnte man vielleicht wagen, was gewagt werden mußte.

Aber das rechte Zentrum bestand zumeist aus Norddeutschen, deren Heimat unter dem dänischen Kriege litt und für den Waffenstillstand gesinnt war, und diese Norddeutschen konnten nicht mehr vergessen, wie träg und widerwillig Vertreter des Binnenlandes sich gezeigt hatten, als von Entschädigung der Küsten für deren Einbuße, als von gleichmäßiger Verteilung der Schadenbeträge auf ganz Deutschland die Rede gewesen war. Viele von ihnen, voll Zorn über solchen partikularen Abschluß eines durchweg mittelmäßigen und schwachen Waffenstillstandes, schwankten wohl noch, ja waren innerlichst geneigt nein zu sagen, da kam der Entschluß des Ministeriums, da kam der Eindruck dieser Debatte. Was soll werden, sagten sie zueinander, wenn wir diesen seichten oder uns widersprechenden Motiven der Simon und Wesendonck beistimmen? Warum tritt denn außer Dahlmann

niemand auf, der unsre Sache moralisch und geistig stützt in dieser Frage! Ist dies nicht ein Zeichen, daß wir einen solchen Bruch mit Preußen und dem ganzen Norden nicht wagen können, ohne das Werk der Einheit hoffnungslos aufs Spiel zu setzen?!

Statt eines solchen Redners kam Bassermann, welcher im rechten Zentrum großes Vertrauen genoß in bezug auf klare Auffassung praktischer Politik. Er war immer derjenige vom Ministerium, welcher Bresche schießen mußte von der Rednerbühne, und welcher immer Bresche schoß. Denn er schoß immer nachdrücklich auf einen Fleck, und schonte sich und seine Leute nicht. Es kam ihm nicht sonderlich darauf an, beschädigt oder verwundet zu werden, wenn er die Bresche nur legen und gangbar machen konnte.

So tat er auch hier, und vielleicht tat er's, was stets seine Gefahr gewesen, vielleicht tat er's zu früh.

Er nannte in dieser Rede den Kampf gegen Dänemark den Kampf der Dogge gegen den Fisch, und er stützte all seine Beweisführung auf die Gefahr, daß ein Bruch mit Preußen die Einigung zu einem deutschen Staate unmöglich machen werde. Dagegen werde Preußen, welches jetzt vor aller Welt so sehr im Unrechte, sich hieraus die Lehre entnehmen, für die noch bevorstehenden Fragen nachgiebig zu sein.

Es ist recht menschlich spekuliert, auf moralische Beschädigung zu rechnen. Politisch ist es kaum.

Ebenso war es ganz gut, daß er von diesem Unglück folgerte: es werde uns zu rascherem Betreiben der Verfassung drängen. Hätte er nur der logischen Folgerung eine praktische Folge verschaffen können.

Auch Radowitz, welcher natürlich für den Waffenstillstand in die Schranken trat, konnte für uns nichts Genügendes beibringen. Der Kernpunkt für uns, die Umgehung der Zentralgewalt, war nicht sein Interesse. Dieser Punkt war zwar auch für ihn durch sein eigenes Votum und durch die

Anerkennung Preußens ein unzweifelhafter historischer Rechtspunkt. Aber bei aller sonstigen Doktrin für historisches Recht gestattete er sich hierbei, den Rechtspunkt unberührt zu lassen. Alles zu seiner Zeit! Er warf sich absichtlich nur auf die Frage, ob ein besserer Waffenstillstand möglich sei, und ob man den Krieg kräftiger führen könne unter der Drohung eines europäischen Krieges. Da war denn aus den sprichwörtlich gewordenen „strategischen Gründen" die Besetzung Jütlands ein tollkühnes Wagnis, und für die Nationalversammlung sei in diesem mißlichen Falle nichts zu tun als — eine Kommission einzusetzen. Diese solle vertraulich Einsicht erhalten in alle Verhandlungen, auch in diejenigen, welche in London und Petersburg gepflogen worden, und die also eingeweihte Kommission von fünf Mitgliedern habe alsdann wie eine politische Jury ihren Schluß in dieser Versammlung zu verkünden.

Ist dies nicht ungemein charakteristisch für den Erfindungsgeist des Mannes, welcher gleich einem Romanschreiber um formelle Wendung und um Hilfsmittel nie verlegen ist? Das hat einen gewissen Schein, das ist ein beachtungswertes Kompromiß! In Sachen der Erfindung ist es nichts Gewagtes, nichts eigentlich Neues. Das Vorliegende nur ist geschickt verwendet, und — über den gefährlichen Lebenspunkt der Sache ist man hinweg, und hat Zeit, hat neue Gesichtspunkte gewonnen. Man nennt dies Talent, und dieser talentvolle Vorschlag eines Auswegs fand auf der rechten Seite großen Beifall.

Für Leben und Sterben ist es aber doch gut, aus dieser Radowitzschen Rede folgendes festzuhalten:

„Holstein hat ein unzweifelhaftes Recht darauf, in seiner steten Verbindung mit Schleswig geschützt zu werden. Als die übelberatene dänische Regierung diese Verbindung durch einseitige Gewaltschritte zu zerreißen drohte, mußte Deutschland das ihm angehörige Bundesglied Holstein selbst mit

Waffengewalt schützen. Ein hiervon ganz verschiedener Akt war die Einverleibung Schleswigs in den Deutschen Bund; hierbei stand uns nicht das positive Recht zur Seite. Ich weiß vollkommen, daß es politische Notwendigkeiten gibt, die einen solchen Schritt gebieten; aber wir dürfen nicht erwarten, daß andere unabhängige Regierungen denselben mit gleichem Auge ansehen." — „Soll dieser Streit durch einen für die Interessen der Herzogtümer und also auch für die unsrigen, für die deutschen, gedeihlichen Frieden geschlichtet werden, so wird derselbe folgende Punkte sicher stellen müssen: Daß Holstein in seiner unzertrennbaren Realverbindung mit Schleswig gesichert werde, und infolgedessen eine in allen Teilen getrennte Verwaltung von Dänemark erhalte; — daß die Personalunion beider Herzogtümer mit der dänischen Krone klargestellt werde, damit es bei der einstigen Anwendung der verschiedenen Erbfolgegesetze keinem Zweifel unterliege, daß Schleswig bei Holstein verbleibe — und daß endlich Dänemark die Einverleibung Schleswigs in den Deutschen Bund anerkenne."

Man konnte es der Betonung abhören, daß der letzte Punkt ihm zweifelhaft scheine, und daß sich auf ihn der Zusatz bezog: „Dies sind die höchsten Ziele, welche einem solchen Frieden von uns gesteckt werden können; wir wollen von ganzem Herzen wünschen, daß es gelinge sie zu erreichen."

Zum Schlusse sprach noch Wurm für die Mehrheit des Ausschusses. Er sprach ganz gut und gehaltener, als er sonst in seiner Ausführlichkeit zu sprechen pflegte. Er sprach auch mild über Preußen und verleugnete nicht, daß ein deutscher Gesamtstaat allerdings seinen Hauptstützpunkt in Preußen suchen müsse. Aber es war nicht zu erwarten, daß er auf den entscheidenden Teil der Versammlung, daß er auf das rechte Zentrum einen Eindruck machen werde. Er pflegte gern von etwas Überschwenglichem zu sagen: „das geht über die Bäume!" Das rechte Zentrum aber wendete diesen Ausdruck

auf ihn selbst an, fand ihn selbst charakterisiert mit diesem Ausdrucke. Es gestand ihm Reichtum an Kenntnissen und ausgiebige Gewandtheit der Rede zu, aber es hatte kein Vertrauen in sein politisches Urteil, kein Vertrauen in seine praktische Schlußfolge. Es wollte immer etwas vom Gaskonier in ihm wittern. Solch ein Gegensatz von Dahlmann war also nicht geeignet Proselyten zu machen.

Die Debatte ging zu Ende. Ungenügend, verhängnisvoll! Der entscheidende Teil des Hauses war nicht überzeugt und war nicht entschlossen. Er klammerte sich an formelle Ausflüchte, um den Entschluß von sich abzuhalten. Er sprach von der „unstaatsmännischen" Übereilung und Unziemlichkeit, so jach den Teil eines Vertrages zu verneinen, während der ganze Vertrag unbeurteilt bleibe. Das sei im völkerrechtlichen Verkehr eine Unförmlichkeit. — Als ob das der Rede wert gewesen wäre bei einer Frage um Leben und Tod! Als ob man dem Ertrinkenden nicht zu Hilfe ins Wasser springen dürfe, weil man auf dem Wege zu einem angekündigten Besuche und nicht berechtigt sei, zu spät zu kommen. Man sucht Handschuhe und findet Vorwände, wenn man nicht anfassen will!

Ach, das Verzweifelnde lag darin, daß diese Unentschlossenheit nur zu sehr motiviert war durch die Stellung der Dinge. Wenn man nicht durchdrungen war wie von einem Glaubensartikel, daß um der deutschen Seele willen hier gehandelt werden müsse, es koste was es wolle, wenn man nicht zu einer poetischen wie politischen Ganzheit in diesem Falle entschlossen war — dann war die Unsicherheit unvermeidlich. Denn alle naheliegenden Nützlichkeitsgründe sprachen gegen das Aussprechen eines „Schuldig!" Das Ministerium hatte diese Frage ganz und gar vorweg entschieden, und man mag darüber streiten, ob es wohlgetan.

Am eifrigsten zu solcher Entscheidung war Schmerling gewesen im Ministerrate, und das ist merkwürdig für die

Charakteristik dieses Mannes. Er war damals ein unbefangener deutscher Reichsminister. Als partikularistisch gesinnter Österreicher hätte es ihm nahe gelegen, den Bruch mit Preußen eintreten zu lassen. So faßte er es nicht auf, sondern als praktischer Minister des Innern kam er am 4. September im Ministerrate vormittags und nachmittags darauf zurück, daß alles gefährdet sei, wenn man den Waffenstillstand verwerfe. Ein merkwürdiger Brief eines Österreichers noch aus der Sommerzeit 48, von welchem später die Rede sein wird, nannte ihn, den Schmerling! einen Dupe Preußens. Immer wieder fragte er damals im Ministerrate, womit man denn den Krieg weiterführen wolle, wenn sich Preußen, wie unzweifelhaft geschehen würde, zurückzöge? Womit man denn die lauernde Revolution, welche jeden Tag im inneren Deutschland ausbrechen könne, bekämpfen wolle, wenn nicht nur die preußischen Truppen abgingen, sondern wenn man auch noch mühsam aus den kleineren Staaten Truppen für Schleswig-Holstein zusammengerafft und fortgeschickt hätte? Die Vermehrung des Heeres war damals noch im Entstehen, und man war wohl nicht imstande, wie Peucker im Frühjahr 49 es zustande bringen konnte, auch ohne Preußen zahlreiche Kontingente über die Elbe zu fördern. — Mevissen schloß sich ihm am lebhaftesten an. Er glaubte doch den preußischen Boden zu kennen, und er riet dringend ab, sich auf die deutsche Tatkräftigkeit der Preußen zu steifen, sobald sie gegen den Willen der preußischen Regierung in Anspruch genommen würde. Herr Heinrich Simon versicherte zwar in der Paulskirche gerade das Gegenteil, indem er vollständige Umwälzung des preußischen Staates in Aussicht stellte, wenn die Preußen wählen müßten zwischen Preußentum und Deutschtum. Aber Mevissen mit gesünderem politischem Verstande verdiente mehr Glaubwürdigkeit. Ebenso urteilte im Ministerrate Beckerath. Und doch waren beide Rheinpreußen! Widenmann, ebenfalls Rheinpreuße, wollte in diesem Punkte nichts Bestimmtes

voraussagen, aber er wie Robert Mohl und Fallati waren am Vormittage des 4. September hartnäckig gegen Annahme des Waffenstillstandes verblieben. Letztere beide aus Schwaben hatten natürlich ihren heimatlichen Eindrücken gemäß die Opposition viel leichter. Aber selbst diese drei — sie fuhren nach dem Ministerrate in den Mittagstunden hinaus ins Freie, um frisch und ungestört das Für und Wider gründlich noch einmal zu erwägen — selbst diese drei kamen kleinlaut wieder in die Stadt. Es gehe nicht weiter, wenn der Waffenstillstand verworfen würde! war das Ergebnis ihrer erneuten Beratung, und nachmittags im Ministerrate hatten sie zugestimmt für die Annahme.

Das alles wußte man im rechten Zentrum. Sind sogar aus dem linken Zentrum die Minister zu solchem Resultate gekommen, was war da noch anzuführen?! Das Ministerium war ja gar nicht genötigt gewesen, einen vorgreifenden Beschluß zu fassen! Wenn es sich ohne Vorurteil der Nationalversammlung anschmiegte, so war es ja gar nicht gefährdet, so tat es ja zur Not alles, was man von ihm verlangen durfte! Hatte es mehr getan, hatte es die Frage voraus entschieden und seine Existenz eingesetzt, so mußte dies freiwillig übernommene Wagnis doch aus der klarsten Überzeugung stammen: es sei die Verwerfung nicht durchzuführen.

Hier liegt die schwer zu lösende Frage. Tat das Ministerium nicht besser, die Versammlung nicht zu befangen durch vorauseilenden Beschluß? Wer in den Geschäften steht, sieht allerdings die Schwierigkeiten besser. Er sieht sie aber auch so nahe, daß sie ihm größer erscheinen, als sie bei großen Lebensfragen einer Nation erscheinen dürfen. Es gibt Lagen, wo für die Existenz des Ganzen das Außerordentliche gewagt werden muß. Dies Außerordentliche ist nicht Sache eines Ministeriums. Es kann sich dazu bereit erklären, aber es wird nicht leicht, seiner verwaltenden Natur gemäß, aus freien Stücken dazu auffordern.

Wie dem sei, es war geschehn, und nun hing sich die Sorge für das Ministerium noch außerdem an diese ohnehin schwere Frage, und unter solchen Umständen kam es zur ersten Abstimmung unter einer unsichern, gedrückten, zerrissenen Stimmung.

Die Zahl entschied für Sistierung, gegen den Waffenstillstand, aber mit einem dürftigen Mehr von 17 Stimmen (238 gegen 221).

Die Linke und die Galerie jauchzte in Beifall. Das Zentrum sah sorgenschwer darein. Siebzehn Stimmen in solcher Frage, deren Beantwortung in der ganzen Nation Echo finden mußte, wenn sie richtig sein und wahr werden sollte! Die Frage war hiermit schon verloren; denn sie war nur zu lösen, wenn sich die Nationalversammlung mit großer Wucht auf einen geschlossenen Gang und Marsch vereinigte.

Wer sollte sie nach solchem Ergebnis lösen? Das Ministerium war hiermit gestürzt. Wer trat an seine Stelle, und worauf mußte er sich stützen? Auf die Linke, auf die lärmenden Kräfte einer harrenden Revolution.

15.

Noch an demselben Tage verlangte das Ministerium Leiningen seine Entlassung vom Reichsverweser und erhielt sie. Noch an demselben Tage ward Dahlmann zu ihm berufen und mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt.

Der Verkehr mit dem Reichsverweser galt auch in solchen formellen Staatsgeschäften für sehr einfach und bequem. Der Erzherzog besitzt durchaus die Haltung, die objektive Reife eines konstitutionellen Regenten. Er geht in das Materielle der Streitfragen nicht weiter ein, als die gesetzliche Form darüber festgestellt hat. Seine eigne Meinung drängt sich nirgends vor, und doch erscheint er nicht zurückhaltend. Wenn

also die Bildung eines neuen Ministeriums Schwierigkeiten fand, so lagen sie nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen.

Man hat Dahlmann heftig angegriffen, daß er in so folgenschwerer Frage ein Ministerium gestürzt und doch nicht nur kein neues gebildet, sondern nicht einmal die Absicht gehabt habe, ein neues zu bilden. Dahlmann hatte allerdings wohl keine Neigung zu einem Ministerposten. Seine Lebensgewohnheiten stimmen nicht dazu. Vielleicht mißt er sich auch nicht besondere Fähigkeiten bei für das unmittelbare Handeln. Ganz gewiß hilft ihm ein gewöhnlicher Stachel nicht über die Schwierigkeiten hinweg, welche an der Schwelle jedes öffentlichen Amtes liegen: der Stachel des Ehrgeizes.

Dennoch ist es eine irrtümliche Behauptung, daß er seine Schuldigkeit nicht getan. Seine Schuldigkeit bestand darin, daß er den Auftrag übernahm, daß er ein Ministerium zu bilden versuchte. Das tat er.

Nach dem Ausfalle der Abstimmung war es kaum möglich, daß er eins zustande brachte. Auch wenn er sein Ministerium zu nichts weiter als zur Beseitigung des Waffenstillstandes, also vielleicht nur für die kürzeste Zeit bilden wollte. Denn sein Verfahren auch für diesen Zweck würde der Linken nicht vierundzwanzig Stunden lang genügt haben. Die Beseitigung des Waffenstillstandes allein war sein Zweck; diese Beseitigung war aber für die Linke nur der erste Schritt, sie war ihr überhaupt nur Mittel. Das Mittel mußte also auch so angewendet werden, wie es ihr dienlich schien und nicht anders. Herr Wesendonck sprach schon tags darauf von einem „Vollziehungsausschusse" für den Sistierungsbeschluß der Nationalversammlung, wenn die Bildung eines neuen Ministeriums noch länger verzögert würde.

Es blieb nur eine Aussicht übrig für ein Ministerium Dahlmann. Sie bestand darin, daß das rechte Zentrum wirklich nur den eiligen, den „voreilig" benannten Ausspruch der Sistierung verneint habe, daß es aber doch geneigt sei,

nach reiflicher Prüfung den Waffenstillstand selbst abzulehnen. — Diese Aussicht wurde von Stunde zu Stunde unwahrscheinlicher. Die schreienden Punkte des Waffenstillstandes einerseits nämlich wurden von Stunde zu Stunde milder durch Nachrichten und Vermittelungsschritte Camphausens. Graf Moltke zum Beispiel galt schon für beseitigt. Andrerseits aber breitete sich die Gefahr für das Zustandekommen einer deutschen Einheit von Stunde zu Stunde immer deutlicher und drohender aus vor den Blicken der bisherigen Majorität, wenn so unumwunden mit Preußen gebrochen würde, noch dazu in einer Frage gebrochen würde, in welcher die materiellen Interessen des ganzen Nordens für Preußen sprachen. Es traten für die bisherige Majorität von Stunde zu Stunde die einander widersprechenden, also im Grunde nur auflösenden Elemente der Waffenstillstandsgegner hervor: persönliche Feindschaften gegen die bisherigen Minister, ministerielle Gelüste einzelner Personen, welche einen Anhang mit sich zogen, süddeutsche Gleichgültigkeit gegen ein Kriegslos, welches nur den Norden betraf, Antipathie gegen Preußen. Vereinsamt und machtlos stehen in diesem Gewirr, setzten die Männer des rechten Zentrums hinzu, die aufrichtigen Teilnehmer am Schicksale Schleswigs, die aufrichtigen Teilnehmer an Deutschlands Ehre. Vereinsamt und machtlos stehen sie sogar unter einer großen Schar deutscher Enthusiasten, welche alles nur idealistisch und ohne praktischen Verstand ansehen, und welche den Konventspredigern der Linken verfallen müssen. „Seht euch doch um,“ setzten sie hinzu, „wohin die Agitation geht auf den Straßen und in den Wirtshäusern, seit der Waffenstillstand in Rede gekommen! Wohin? Auf neue Revolution in demokratischem Sinne, für welche Schleswig eine Nebensache, ein bloßer Fahnenstreif, ein bloßer Vorwand ist! Können wir das Vaterland diesem Chaos überantworten, indem wir den Waffenstillstand verwerfen?“

Es wurde unzweifelhaft, daß die 221 vom 5. September

nicht bloß gegen die „Sistierung" gestimmt, sondern daß sie jetzt auch gegen die ganze Verwerfung des Waffenstillstandes stimmen würden.

Damit fiel jede Aussicht für ein Ministerium Dahlmann. Es war nur möglich, wenn er seinen ganzen politischen Charakter umwandeln wollte, um für den einen Zweck eine ganz neue Bahn mit bisherigen Widersachern zu wandeln. Und das war für Dahlmann eine Unmöglichkeit. Oder: wenn Männer des rechten Zentrums zu ihm traten. Und das geschah nicht. Er gab also seine Vollmacht in die Hände des Reichsverwesers zurück.

Wen sollte dieser nun berufen! Darin ist er immer auffallend unglücklich gewesen, sobald er aus dem herrschenden Kreise in der Nationalversammlung hinaus ging. Er muß wunderlich beraten gewesen sein über die Charakteristik der Personen. Diesmal berief er einen ältlichen Mann mit ganz altmodischen Formen und Gesichtszügen. Dieser hatte es durch akzentuiertes Stimmen mit der Linken dahin gebracht, daß er als zweiter Vizepräsident oben auf der Estrade zur Linken Gagerns saß. Für diese Würde pflegten die Parteien ein Zugeständnis zu machen, damit das Präsidium nicht ganz einer Seite des Hauses angehöre. Dort oben hatte dieser Professor aus München seit einiger Zeit seinen Sitz gefunden, und der große Kopf mit großer Nase, ganz wie aus Sandstein gegraben, hatte immer mit bösem Ausdruck auf die Versammlung herabgeblickt. Die Mehrheit des Hauses sah mit tiefem Mißtrauen auf ihn. Es war dieser Herr von Hermann als Lehrer der Nationalökonomie für manchen von Bedeutung als ein nachdrücklicher Verstand, der in plausibler Wendung seine Wissenschaft zu verwerten wisse. Wie er, welcher der bayrischen Regierung nie eine trübe Stunde gemacht, jetzt plötzlich dahin komme, sich in prinzipiellen Abstimmungen geflissentlich der Linken zu nähern, das wußte man geschichtlich und organisch nicht zu erklären. Die böse

Zunge sagte also: er spekuliert auf links, sowie der Börsenspieler auf die Hausse oder die Baisse spekuliert, nachdem er dies oder jenes in nächster Zukunft erwartet.

Wie dieser Mann in den nächsten Tagen sich benahm, das gemahnte uns nur zu sehr an eine politische Komödie kuriosester Art. Wie betroffen wir auch waren von der kritischen Lage des Vaterlandes, wir konnten uns der Satire nicht entschlagen über die ministeriellen Wendungen und Werbungen des Herrn von Hermann. Er war Mitglied des Württemberger Hofes, welcher damals im wesentlichen das linke Zentrum bildete, obwohl schon gegen dreißig Mitglieder von ihm — die Westindier — nach links ausgeschieden waren und die Partei in „Westendhall“, den Übergang zur eigentlichen Linken, gebildet hatten. Der Württemberger Hof war trotzdem noch eine Partei von achtzig bis neunzig Mitgliedern, und Herr von Hermann gehörte zum linken Flügel derselben. Hier mußte man also doch die neuen Minister suchen. Herr Mittermaier, von demselben Flügel, lächelte auch noch süßer als gewöhnlich und sprach noch viel tapfrer. Man wollte auch Wurm, von demselben Flügel, große innere Beweg ng abmerken, und als man eines Abends die Rückkunft Hermanns von einem entscheidenden Zwiegespräche mit Camphausen erwartete, sagte ein trockner Schwabe zu seinem Nachbar, indem er auf den tiefsinnig umherschreitenden Wurm deutete: „Wisse Sie noch, wie's im ersten Akt von Schillers Räubern ausschaut? Moritz Spiegelberg geht schwanger mit dem Gedanken umher, daß man sich in die böhmischen Wälder werfen und einen Hauptmann erwählen solle.“

Endlich kam Herr von Hermann. Alles drängte sich herzu. Er nahm die große Brille ab und säuberte die Gläser derselben. Die Auskunft war aphoristisch, dunkel. Man konnte nicht entdecken, wohin der Mann eigentlich wollte. Er hatte sich wie ein zum Zerreißen geborener Löwe gegen den Waffenstillstand ausgesprochen, er hatte sich vorzugsweise

nach links geneigt — er mußte in der Linken des linken Zentrums seinen Schwerpunkt suchen, er mußte ein Bewegungsministerium bilden. Dahin deuteten aber seine dunkeln Ausdrücke nicht, ja er trieb's endlich selbst zu einer Beichtformel, um zu erproben, wieviel Stimmen des Württemberger Hofes sich um diese Formel scharen würden. Die Formel klang nach Vermittelung. Man wußte sich gar nicht auszufinden, man fand nur, daß dies alles konfus war. Die Abstimmung wollte auch gar nicht gelingen, und man mußte endlich nach zwei Seiten des Saales gehn, um die Böcke von den Schafen zu sondern. Die Zahl war ziemlich gleich, und eins war nun deutlich: der Minister in Hoffnung stand nicht mehr bei der linken Seite des Württemberger Hofes. Also noch viel weniger bei der wirklichen Linken. Aber was wollte er? Woher sollte ihm in solcher Stellung die Mehrheit der Paulskirche kommen? Das rechte Zentrum hielt ihn für einen höchst verdächtigen Politikus, und hätte ihm nicht eine Stimme gegeben, wenn er selbst mit einem plausibeln Vorschlage aufgetreten wäre. Und der Württemberger Hof selbst in seiner Rechten wie in seiner Linken war nun durchaus mißtrauisch gegen ihn. Es tauchte die Vorstellung auf und gewann täglich mehr Raum: Dieser alte Herr bildet sich ein, es lasse sich mit einem Hokuspokus die Sache abmachen und ein Ministerium einrichten! Die dreiste Intrige in kleinen Kreisen lasse sich auch bei so großen Interessen und vor so viel Augen durchführen.

Das ist doch nicht möglich! sagten andere. Nun, morgen beginnt die Debatte über den ganzen Waffenstillstand, da muß sich das Rätsel ja lösen. Da muß der Ministeriumskandidat ein Programm entwickeln; Müller aus Damm bei Aschaffenburg soll sein Genosse sein. Wer ist Müller aus Damm!?

Es gehört zu den wunderlichsten Vorkommnissen in der Geschichte des deutschen Parlamentes, daß man in dieser un=

lösbar scheinenden Aufgabe nicht nur neun Tage in der Ministerkrise befangen bleiben, sondern auch am neunten Tage die geheimnisvollen Vorbereitungen zu einem neuen Ministerium zerplatzen sehen sollte wie Seifenblasen ohne Inhalt.

Am 14. September begann die entscheidende Debatte. Die vereinigten Ausschüsse hatten sich in gleich große Lager gespalten. Elf auf jeder Seite. Der alte Arndt war anfangs neben Dahlmann geblieben und trat bei Beginn der Diskussion zurück von dieser Seite des Ausschusses, welche heut' wie damals auf Verwerfung des Waffenstillstandes beharrte. Neben Dahlmann blieben stehen: Hans von Raumer, Esmarch, Stenzel, Wippermann, Wurm, Cucumus, Höfken, Claussen, Blum, Trützschler. Man sieht aus dieser Namensfolge, welche ungefähr von rechts nach links geordnet ist, daß nur Männer aus dem linken Zentrum und der Linken Dahlmann unterstützten.

Auf der anderen Seite des Ausschusses standen Stedmann, der auch zum linken Zentrum gehörte, Zachariä, Duncker, Max von Gagern, Schubert, Zenetti, von Würth, von Mayern, von Flottwell, Gombart — und Arndt. Ihr Antrag lautete folgendermaßen:

I. Die deutsche Nationalversammlung beschließt:

In Hinblick auf eine durch die kgl. preußische Regierung vermittelte Erklärung der dänischen Regierung, daß sie auf das Eintreten des Grafen Karl von Moltke-Nütschau in die interimistische Regierung der Herzogtümer Schleswig-Holstein verzichtete, und auf Modifikationen und Konzessionen, welche für die Ruhe der Herzogtümer wünschenswert erscheinen, bereitwillig eingehe;

In der Voraussetzung, daß die Erklärung der dänischen Regierung auch für das Herzogtum Lauenburg zu verstehen sei;

In der Voraussetzung, daß die erwähnten Zusagen sofort durch Vermittelung der Zentralgewalt in Erfüllung gehen werden,

1. daß der Waffenstillstand vom 26. August l. J. ihrerseits nicht weiter beanstandet werde;
2. daß die Friedensverhandlungen mit Dänemark durch die Zentralgewalt direkt und unverzüglich zu eröffnen seien.

II. Die Nationalversammlung beschließt:

Daß sie nach Einsicht der Verhandlungen über die Verhältnisse Deutschlands zu Schleswig, vom 2. April bis zum 26. August l. J., den Ausschuß für Zentralgewalt beauftrage, über das von der preußischen Regierung der provisorischen Zentralgewalt gegenüber eingehaltene Verfahren der Nationalversammlung zu berichten.

Der einstige sächsische Minister von Lindenau, ein sauberer Greis, eröffnete die verhängnisvolle Debatte, für welche weder nach rechts noch nach links ein günstiger Ausgang abzusehen war. Man hatte nur die Wahl zwischen den Todesarten: Blutsturz oder Schwindsucht.

Es war gleichgültig was er sprach und daß er zum Frieden, zur Vermeidung eines Bruches mit Preußen riet: man verstand ihn nicht, er sprach zu leise. Spannende Aufmerksamkeit auf seine Meinung aber hatte er sich in der Paulskirche nicht mehr erwerben können. Seine Meinung hatte nicht mehr die Energie, welche man jetzt brauchte, und ganz als wohlwollender Greis, der nicht mehr schaffen kann, glaubte er vermitteln zu müssen, was sich nicht vermitteln ließ, Aufbau und Zerstörung. Mit Schrecken sah er fast all seine sächsischen Landsleute unter den Fahnen der Zerstörung, aber an diesen Fahnen hingen die alten geliebten Bänder „Aufklärung, Freisinn, Fortschritt“, die Bänder seiner eigenen ministeriellen Popularität, die wollte er doch nicht verleugnen! So suchte er sich wenigstens durch Arbeit außerhalb der scheidenden Grundsätze nützlich zu machen aus unverlöschlichem Triebe nützlicher Tätigkeit und versah die Geschäfte

des Legitimierens für alle neueintretenden Mitglieder der Paulskirche, bis er erschöpft war, und sein Mandat niederlegte. Ein neuer Radikaler nahm es auf. Für zu welkes Alter zu grüne Jugend! Dies war unser Los.

Ihm folgte Heckscher, der in zu langer, mehrstündiger Rede den ganzen Operationsplan und all seine Verteidigungsmittel entwickelte und — erschöpfte. Bleich und angegriffen glaubte er doch jeden einzelnen Punkt einer halbjährigen Geschichte noch einmal genau ins Licht stellen zu müssen, glaubte er nicht schließen zu dürfen, solange noch ein pragmatisches Wort der Verteidigung aus irgend einem Winkel der Akten hervorzuziehen war. Te morituri salutant! war der poetische Gruß der Gladiatoren an Prätor oder Kaiser, wenn sie in die Arena traten. Zum Sterben bestimmt, auch im Siege drückten sie dies mit einer Resignation und Kürze aus, welche Poesie über sie warf. Solch ein zum Sterben bestimmter Gladiator, solch ein moriturus war Heckscher, das fühlten alle, auch diejenigen, für welche er sprach. Nur er selbst gestand es seiner Eitelkeit nicht zu, und suchte nicht in Resignation und Kürze die Kraft, durch welche auch der Tod imponiert.

Und warum denn mehr als jedes andere Mitglied des Ministeriums war Heckscher gerade zum Sterben bestimmt? Weil er das zunächst betroffene Ministerium des Auswärtigen zu vertreten hatte? — Nein. Weil er Heckscher war. In allen Tonarten der politischen Sätze war er aufgetreten und immer eigensinnig; immer lieblos für die links oder rechts gesammelten Wünsche. Lieblos hatte er sich gegen alles und gegen jedermann verhalten; egoistisch für seine Meinung, oder auch gar für seine Rechthaberei. So wurzelte er denn auch nirgends, und es ereilte ihn nun die Nemesis seines eigenen Wesens, als er sich jetzt auf das Wohl des Ganzen berief. „Das Ganze wünschen wir zu retten, aber dich nicht!“ murmelten sie rechts. — „Das Ganze ist immer

Heckscher, wenn Heckscher spricht, nieder mit ihm!" riefen sie links.

Und bei alledem war es interessant anzusehen, wie er sich wehrte jetzt am Eingange und nach dreitägiger Qual am Schlusse. Keine Faser wollte er fahren lassen zur Verteidigung, zur Rettung. Als advokatischer Jurist meinte er, in den einzelnen Fasern und in Verknüpfung derselben liege der Sieg. Er meinte, es sei ein Prozeß vor Richtern, die nach Beweisstücken Recht sprächen; er stand aber vor einem Gericht von Geschworenen, welche die ganze moralische Welt hineinzogen in ihren Schluß. Sie konnten sagen: Die Sache ist, damit noch größeres Unheil verhütet werde, hinzunehmen, das ganze Ministerium ist frei zu sprechen, auch das Ministerium des Auswärtigen ist frei zu geben, aber Heckscher ist nicht länger möglich in diesem Ministerium. Und so taten sie. Heckscher weiß sich auch heute noch nicht zu erklären, welch eine Logik das sei, und er hat nie vergeben und vergessen, was er von seinem abgesonderten Standpunkte aus Ungerechtigkeit nennen durfte.

Die Palme des ersten Tages errang der Schleswiger Francke durch eine staatsmännische und durchweg einleuchtende Rede. Er hatte sich mit den Schleswig-Holsteinern Droysen, Michelsen und Neergard zu einem wirklich vermittelnden Antrage geeinigt, und entwickelte diesen auf eine wirklich überzeugende Art in seinem schlichten, recht an die englische Debatte gemahnenden Vortrage. Freilich im Lebenspunkte gab er nach, das heißt er wich dem Waffenstillstande, und das verletzte Verhältnis zwischen Preußen und der Zentralgewalt überließ er, wie der oben wörtlich angeführte Antrag von Stedmann, Duncker und Genossen, einer besonderen Verhandlung. In der Sache selbst, soweit sie ausführbar erschien, war er praktischer als irgend ein anderer.

Er schlug vor, die Vollziehung des Waffenstillstandes nicht länger zu hindern, *soweit* er nach der gegenwärtigen Sachlage noch *ausführbar* sei —

Von seiten der Zentralgewalt die geeigneten Schritte zu tun, damit über die notwendigen Modifikationen des Vertrages baldigst eine Verständigung eintrete auf Grund der dänischerseits hierzu amtlich erklärten Bereitwilligkeit, und

die Zentralgewalt aufzufordern, wegen schleuniger Einleitung von Friedensverhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen.

Er unterschied sich im ersten Satze in dem „soweit er noch ausführbar" von jenem zweiten Ausschußantrage Stedmanns, und die Rede Franckes ergänzte alles, was zu sagen war, wenn man die Lebensfrage zwischen der Zentralgewalt und Preußen nicht auf die Spitze treiben wollte. Das konnte nicht ohne großen Eindruck bleiben, da es von Schleswig-Holsteinern selbst ausging. Das entscheidende rechte Zentrum mußte hiervon tief berührt werden, und man durfte vermuten, daß zwischen diesem Antrage und dem von Dahlmann geführten das Zünglein der Wage schwanken werde — wenn nicht der geheimnisvolle, in Wehen begriffene Ministerpräsident der Zukunft, wenn nicht der auf das Wort harrende Herr von Hermann ganz neue Grundlagen zu bieten hatte.

Franckes Rede war da natürlich am wirksamsten, wo sie die Punkte erörterte, in denen der Vertrag durch Dänemarks eigene Schuld nicht mehr ausführbar sei. Nicht nur Moltke sei schon als unmöglich erwiesen, auch von den andern vorgeschlagenen Kandidaten lasse sich kein einziger bestimmen, dies unmögliche Regierungsamt anzutreten. Die Schleswig-Holsteinsche Verfassung aber — sei jetzt fertig, und von der provisorischen Regierung bereits genehmigt; es sei gar nicht mehr möglich, ohne Einwilligung derselben oder ohne Befehl der Zentralgewalt die kommissarische Regierung dort einzuführen, wenn nicht Preußen mit Waffengewalt sie einführen wolle. Man brauche also nur von Frankfurt aus die provisorische Regierung von Schleswig-Holstein in alledem zu unterstützen, was gegen die Einführung der Waffenstillstands-

bedingungen an Widerstandsmitteln legal bereits vorhanden sei. Ohne gewaltsames Einschreiten sei die Einführung des Waffenstillstandes nicht mehr möglich, und es würden also die übelsten Bedingungen des Vertrages hinfällig. Darunter namentlich die Zweifel über die Gültigkeit der bisherigen Gesetze und über die Fortdauer der Gesetzgebung. Beides würde von einer verfassungsmäßigen Regierung aufrecht erhalten, man brauche nur diese Regierung zu halten. Ja, Dänemark selbst werde nicht das Äußerste gegen eine Verfassung unternehmen wollen, in welcher die Personalunion mit Dänemark ausgesprochen sei. Auch die Trennung der Truppen sei nicht mehr durchzusetzen, sobald die bestehende Verfassung und die bestehende Gesetzlichkeit von Frankfurt aus geschützt, und sobald nicht von Preußen Gewalt angewendet werde. General Bonin sei bereits Oberbefehlshaber der vereinigten schleswig-holsteinschen Truppen.

Das alles — Annahme der Verfassung und Übertragung solch eines Oberbefehls — war in Schleswig mit staatsmännischer Raschheit und Feinheit ins Werk gesetzt worden während des Lärmens um einen Waffenstillstand, und es wurden jetzt vom Diplomaten der Herzogtümer diese Punkte auf der Rednerbühne ganz fein geltend gemacht als gesetzliche faits accomplis, denen der Waffenstillstand nicht mehr beikommen könne außer durch neue Waffengewalt.

Die Opposition gegen den Waffenstillstand innerhalb der eigentlichen Linken bemerkte so wenig, was sich in diesen feinen Wendungen Franckes plötzlich ereignete für die innerlichste Sachlage, daß sie Francke zurief: Schluß! Schluß! Oder hatte sie's bemerkt, und rief deshalb Schluß?

Das Zentrum wurde dieser Wendungen genau inne, und deshalb wurde die Rede so einflußreich — wenn nicht der mysteriöse Ministerpräsident ein Radikalmittel brachte.

Jetzt trat er auf; in Feierkleidung. Er räusperte das etwas blecherne Baßorgan und begann mit der überraschenden

Versicherung, es seien unbedeutende Ursachen schuld an der Verwickelung, in welche die schleswig-holsteinsche Sache geraten sei. Der Tausend, das ist ein Glück! dachte man. Der weiß also zu helfen, und schlägt sein Verdienst der Hilfe nicht einmal hoch an. Vortrefflich! — Jedermann horchte gespannt.

Die erste Ursache sei die ausgestellte Vollmacht an Preußen gewesen. Darin sei der Vorbehalt der Genehmigung vergessen. Preußen habe ja nicht zu wissen gebraucht, daß gesetzlich eine solche Genehmigung hinterher nötig sei. — Ah!

Warum man nicht zuvor die harmlosen Punkte, um welche es sich bei diesem Vertrage handelt, dieser Versammlung vorgelegt! Sie würde die Vollmacht nicht verweigert haben. — Ah!

Hätte man überhaupt gleich, weil Reich und Reichsverweser als Paciszenten in dem Vertrage nicht genannt sind, den Vertrag zurückgegeben, so wäre die gegenwärtige Verwirrung gar nicht entstanden.

Mit wiederholtem Ah! Ah! sah man sich an; man wußte noch nicht, ob Humor oder Naivität aufgetreten sei. Der Kuckuck mochte das auch wissen, als der Redner mit allerliebster Gemütlichkeit hinzusetzte: Das Ministerium habe die leichte Aufgabe gar nicht begriffen! Hätte es zu rechter Zeit die vertraulichen Schritte gemacht, er sei überzeugt, die preußischen Staatsmänner würden dann auch sogleich die nötige Modifikation mit der dänischen Regierung abgemacht haben. — War das albern oder war es ironisch? Es herrschte eine reizende, ganz theatralische Spannung in der Paulskirche. Und nun setzte der neue Akteur hinzu, es handle sich bei diesem Malmöer Vertrage überhaupt um nichts als um die Eitelkeit einiger Minister — ah! — Ja! Wozu sei denn das konstitutionelle System erfunden? Etwa dazu, damit die Monarchen verantwortlich seien? — Nein! hauchte man vor sich hin, aber ein von der Krone ratifizierter Vertrag — Also, kann der König von Preußen angefochten werden, weil

ungeschickte Unterhändler einen Vertrag abgeschlossen haben? Nein! Wir ratifizieren nicht, und damit ist nicht ratifiziert.

Welch eine himmlische Anschauung der konstitutionellen Monarchie für die Komödie! und nur so leise und fein im Vordersatze angedeutet: daß wenn man einen Vertrag abgeschlossen, welcher einem hinterher nicht gefiele, dann setzte man die Minister ab, und beseitige damit auch den Vertrag, denn man sei konstitutionelle Monarchie. Himmlische Erfindung solch eine Regierungsform, absonderlich in betreff auswärtiger Politik — wir wurden all unsrer Sorgen ledig, und es kam ein so gewiß gaunerhaftes Behagen über all die beruhigten Gewissen. Dies Behagen teilte sich dem Redner mit, und er ließ sich des Näheren aus über sein persönliches Verhältnis zu den europäischen Fragen und zu dem Ministerium, welches er bilden solle. Der Reichsverweser habe ihn beauftragt mit der Bildung eines Ministeriums, „weil gerade kein besserer Mann sich dargeboten," — kurz, von jetzt an wurde die Stimmung des Hauses eine ausgesprochene Heiterkeit. Die Besseren auf der Linken wußten wohl auch, was diese Heiterkeit zu bedeuten habe, und die Beschränkteren lachten befriedigt in der Erfahrung: daß Staatsgeschäfte und Diplomatie, wie Figura zeige, ganz gut in populärem Tone abgemacht werden könnten. Zentrum und Rechte rüttelten sich zum Vollgenuß dieser Szene zurecht, und spendeten hie und da ein „Sehr gut!" um es an der einträglichen Ermunterung nicht fehlen zu lassen. Die unglücklichen Minister aber verhehlten mühsam, daß sie eine selige Stunde genössen, ja Schmerling konnte es nicht erwarten, daß der Präsident sein pantomimisches Ansuchen ums Wort nach diesem Akteur bemerkte. Auf seinen Backen- und Mundrinnen tanzte ein ganzes Corps de Ballett von Mephistos Schalken und Schelmen.

Der lustige Ministerkandidat entwickelte nun seine Unterredungen mit Camphausen, nachdem er versichert, er hänge

nicht so sehr an seiner eignen Ansicht, daß er geglaubt hätte, es müsse absolut die Nichtgenehmigung ausgesprochen werden, nein, er hätte wohl einen Mittelweg angenommen, und Herr Camphausen habe sich auch recht willfährig gezeigt. Nur die Fraktionen dieses Hauses hätten ihm bei näherer Zufrage weniger willfährig erschienen, und so kehre er denn zu seinem früheren Standpunkte der Nichtgenehmigung zurück, der einfachen Nichtgenehmigung. Man solle sich nicht bange machen lassen. Diese sei einfach und leicht, sie habe „im Gegenteil Vorzüge, und auch die preußische Regierung befinde sich besser dabei, wenn geradezu die Genehmigung verweigert werde, denn in diesem Falle sei das Ganze bloß Sache der Minister, es sei eine Ministerfrage, oder, wie man es auch nenne, eine Ministerkrisis. (Große Heiterkeit und Beifall.) Darin, meine Herren, ist keine Gefahr für Preußen als Staat. Lassen Sie die Minister fallen — ich glaube, sie sind schon gefallen. (Heiterkeit.) Wenn einfach ausgesprochen wird: Wir genehmigen nicht, so hat die ganze Sache ein Ende." (Beifall.)

Die Wirkung war nun auf ihrem Höhepunkte, und alle anmutigen Wendungen wurden mit Beifall überschüttet. Zum Beispiele die vertrauliche Frage: „Haben wir denn solche Feindschaft gegeneinander im Leibe?" Der Genuß war um so pikanter, als man sah, daß ein Teil der Linken und die Galerie ganz ehrlich und wirklich dankbar applaudierte.

Schmerling schwelgte darin, daß er das Wort erhielt, und diese auswärtige Politik der „freundschaftlichen Gespräche von Frankfurt nach Sachsenhausen und von Sachsenhausen nach Frankfurt" auch seinerseits empfehlen konnte, und so schloß der erste Tag einer hochwichtigen Verhandlung mit einer Farce. Die ministeriellen Wehen waren mit einem Male und völlig erledigt, kein Mensch machte ernsthafte Ansprüche an Herrn von Hermann. Es war ein psychologischer, nicht aber ein politischer Vorgang. Daß man mit solchen Begriffen, Anschauungen und Formen der politischen Dinge sorglos einen

Tag um den andern links hinein stimmen konnte, das war zu begreifen. Daß man aber auch in solcher Ausrüstung das Heft in die Hand nehmen konnte während einer Krisis, welche Wohl und Wehe des ganzen Vaterlandes im Schoße trug, das war eine Dreistigkeit, vor welcher man betroffen zurücktreten mußte, nachdem man gelacht hatte. Von dieser psychologischen Frage sprach man in den nächsten Stunden mehr als von der Waffenstillstandsfrage. Wollen Sie's so? Gut, so verwerfen wir. Wollen Sie's anders? Auch gut, so genehmigen wir; bloße Geschwindigkeit, keine Hexerei, meine Herren!

Wenn alle Ärzte einen Kranken aufgegeben haben — hieß es unter anderm — dann ruft man den Bader von der Hintergasse. Man glaubt nicht, daß er helfen könne, aber man will das Letzte nicht unversucht lassen. Vater und Mutter dürfen nichts davon wissen. Wenn sie den alten Wurmdoktor und abgehärteten Praktikus sähen und hörten mit seinem „Kleinigkeit, das woll'n wir schon machen!“ so würden sie einstimmig rufen: Um Gottes willen nicht unser Kind in die Hände solcher Quacksalberei! Und die Mutter würde hinzusetzen: Nimmermehr! Dies verwitterte, steinerne, böse Gesicht ist Unheil, nichts als Unheil. Der soll mein Kind nicht anrühren, wär' es selbst schon Leiche!

Aber wie sollte unserm gefährdeten Kinde geholfen werden? Sollte man es lieber dem Tode aussetzen, als es augenblicklich am Leben erhalten um den Preis einer vergifteten Gesundheit?

So lag die Frage. Sie wurde am zweiten Tage so wenig gelöst als am ersten. Die wichtigste Rede an diesem Tage war die von Waitz, ein staatsmännisches Mosaik von großer Feinheit, aber ohne Schluß, ja ohne Forderung. Sie vernichtete durch historische Kritik den ganzen Waffenstillstand, sie vernichtete auch den geringsten Wert derjenigen preußischen Diplomatie, welche ihn abgeschlossen. Nicht bloß dadurch,

daß sie, Preußen als Grundpfeiler für deutsche Verfassung bezeichnend, den viel größeren Standpunkt übergangener preußischer Staatsmänner wie Bunsen und Freiherr von Arnim*) nachwies, sondern auch dadurch, daß sie die Ungeschicklichkeit der voreilig abschließenden Unterhändler ins Licht stellte. Denn diese hatten in der Hast sogar Dinge aufgegeben, welche Dänemark nachzulassen bereit gewesen, und welche hinterher sogar Dänemark nachließ. Die ganze Rede war Gift für alle Poren des Waffenstillstandes, aber zunächst keine Hilfe gegen ihn. Waren wir in der Lage, die Wirkung eines langsamen Giftes abzuwarten? Schleswig-Holstein war vielleicht in der Lage, das entstehende Deutschland aber nicht.

Und für den Herzpunkt der Frage, für das Ignorieren der Zentralgewalt überhaupt und von seiten Dänemarks insbesondere, auch dafür brachte Waitz eine feine Bemerkung: „Ist denn nicht", rief er, „der König von Dänemark Herzog von Holstein?" Also Herzog eines unzweifelhaft zu Deutschland gehörigen Landes, der als solcher doch wenigstens die Zentralgewalt anerkennen mußte! — Aber er zog auch hier die Folgerung nicht für eine Zentralgewalt, die sich ignorieren läßt, er wendete sich zu einem anderen wohlgeschliffenen Steine seiner Mosaik, welche für Herrn von Radowitz eingesetzt wurde und für die strategischen Beweise in preußischen Zeitungen: daß Dänemark nur auf den Inseln, nicht aber auf der jütischen Halbinsel zu besiegen sei. Gegen diese sogenannten strategischen Beweise zitierte er die einfache histo-

*) Gegen diesen besonders herrschte unter den Preußen, welche diesen ganzen Krieg verwünschten und am liebsten ohne Opfer Deutschland befehligt hätten, eine gallige Animosität. Die Gefahren des Märzen waren ja vorüber, und hinterher konnten diejenigen recht weise und anspruchsvoll sein, welche zur Zeit der Gefahr, zur Zeit des ersten, Arnim in sich begreifenden Märzministeriums ohnmächtig gewesen waren. Sie pflegten ihm nachzusagen, daß er eine Wegnahme deutscher Schiffe für unverträglich gehalten habe mit der Zivilisation des 19. Jahrhunderts.

rische Tatsache, daß Dänemark fast immer auf der Halbinsel besiegt worden sei, und hier niemals einem Feinde nachhaltig habe Widerstand leisten können. Was aber die auswärtigen, Dänemark begünstigenden Mächte betreffe, so solle man sich doch klar machen, was diese im Sinne hätten: „Die Einheit Deutschlands wollen sie hindern, und Schleswig-Holstein ist nur der Vorwand, der äußerliche Anlaß. Geben wir in diesem Punkte nach, so werden wir den Drohungen auf anderen Punkten begegnen."

Endlich schien Waitz, von seinen eigenen Argumenten getrieben, doch einen Entschluß zu finden. Er faßte den Fall ins Auge, daß Preußen für sich allein den Waffenstillstand halten wolle, wenn er von der Nationalversammlung verworfen würde. „Ich glaube, wir müßten es zugestehen," sagte er zögernd, „daß Preußen den Vertrag für sich hielte; (nein!) nicht nach dem strengen Rechte, denn selbst die frühere Bundesverfassung verbot den Einzelnstaaten den Abschluß von Verträgen, von Friedens- und Waffenstillstandsverträgen. Aber wir müßten es zugestehn, weil die auswärtigen Mächte Preußen dieses Recht des Sondervertrages zugestanden zu haben scheinen, weil sie zugestanden, daß ein Vertrag, den sie vermittelten, oder dessen Garantie zu übernehmen sie gebeten wurden, in seinem und des Deutschen Bundes Namen abgeschlossen wurde. Meine Herren! Es wäre dann unsre Lage eine schmerzhafte, traurige, unglückliche; aber sie wäre wenigstens eine klare und offene, und ich meine, es wäre besser: wir legten die Sachen klar hin ohne zu vertuschen, ohne zu verhehlen, was geschehen ist, und dann die Mittel zu beraten, wie wir über dieses Unglück hinaus und zu einem besseren gedeihlicheren Zustande kommen. Meine Herren! Es wäre das ein Bruch, aber wie ich meine ein solcher, der nicht zur Trennung führen dürfte, sondern welcher uns und Preußen gemeinschaftlich auffordern müßte, nun da wir sehen, wohin eine solche abwartende, mißtrauische Politik geführt

hat, zu sehen, wie wir aus diesem Zustande hinauskommen, um zur Einigung, zur vertrauensvollen Einheit zu gelangen. Wir müssen die Wunde bloßlegen, um sie heilen zu können." (Stimmen: Sehr gut!)

Nun, wenn Waitz hiermit schloß, so war ein Entschluß für das Ganze geboten, es war ein Eindruck des Notwendigen hervorgebracht, welchem sich vielleicht jetzt noch eine stattliche Anzahl des rechten Zentrums hingab — aber Waitz verwischte selbst und absichtlich diesen Eindruck wieder, indem er vom deutschen Gesichtspunkte noch einmal abging und zum schleswig-holsteinschen hinüber schweifte, und wie Francke dartat, daß dort der Waffenstillstand in seinen üblen Punkten bereits unmöglich geworden, daß es also nicht mehr nötig sei ihn zu verwerfen.

So versank die Rede ins Willenlose. Vielleicht, um nicht zudringlich zu erscheinen in Forderungen an Deutschland, bestanden diese Schleswig-Holsteiner nicht auf strenger Forderung an das deutsche Prinzip. Bescheidenheit in politischen Fragen ist nur zu oft gleichbedeutend mit Selbstmord. Ein Redner wie Waitz, der nicht zur Linken gehörte, konnte in dieser Frage die Majorität fesseln, als er aber selbst die Ankerkette wieder hob, da schwankte das ganze Schiff der Versammlung wieder ins Ungewisse hinaus.

Was an diesem Tage noch folgte, das übte nicht die Kraft, das Hin- und Herschwanken des Schiffes zu endigen. Blömer aus Rheinpreußen sprach aus Besorgnis vor Zerspaltung Deutschlands fein verständig für Genehmigung, indem er die Rechtsfrage wendete und — verwendete, daß sie am Ende ganz zugunsten Preußens erscheinen konnte; Schoder vom süddeutschen Zorne aus für Verwerfung. Gerade dieser Zorn aber wurde in dieser Frage mißtrauisch angesehen. Mühlfeld aus Wien für Franckes Antrag, Giskra aus Mähren mit hinreißendem Feuer für Verwerfung. Er riß für den Augenblick hin durch außerordentlichen Zauber des Rede-

schwunges, aber mit dem Augenblicke verflog seine Macht. Er überzeugte keinen Zweifler, denn er gründete seine Beweise auf gemütliche Voraussetzungen, er unterstützte sie durch Verheißungen revolutionären Inhaltes, er verkündigte sogar mit unglaublicher Zuversicht Österreichs Hilfe für Schleswig-Holstein. Man freute sich und applaudierte, aber man glaubte nicht.

Eine interessante Wendung nahm wieder Wilhelm Jordan. Nachdem er Giskra lächelnd gedankt für die Zusicherung österreichischer Bundespflicht, infolge deren also auch künftig der Gesandte Österreichs nicht mehr freundlich bei einer mit Deutschland im Kriege stehenden Macht residieren werde, wie doch bis dato in Kopenhagen geschehen, warf er seine ganze Beweisführung auf Preußen. Der Waffenstillstand sei unbefriedigend, aber auch die Erhebung Schleswig-Holsteins sei unbefriedigend gewesen: sie habe die Personalunion mit Dänemark bestehen lassen. Jetzt seien die Herzogtümer immerhin rein von dänischen Soldaten, und es sei niemand verpflichtet, den Waffenstillstand mit bewaffneter Hand aufrecht zu erhalten. Der erste dänische Soldat, der über die Grenze komme, breche den Waffenstillstand und gebe uns das Recht zu neuem Einschreiten. Jetzt sollen die Schleswig-Holsteiner zeigen, was sie eigentlich wollen. Das Verhältnis zu ihnen sei nicht so drängend für uns als das Verhältnis zu Preußen. Damit solle man sich beschäftigen und nicht mit dem Waffenstillstande. Diesen solle man weder genehmigen noch verwerfen, sondern darüber solle man, unter Aufhebung des Sistierungsbeschlusses, zur Tagesordnung übergehen.

Was nun aber mit Preußen? Gegen die preußische Regierung eine Mißbilligung aussprechen!

Eine wunderliche Folge für ein übrigens ganz richtiges Räsonnement, welches er folgen ließ, und in welchem er dartat, daß das preußische Ministerium in dieser Waffenstillstandsangelegenheit den größten Teil des preußischen Volkes hinter sich habe, und daß das preußische Volk gar nicht geneigt sei,

sich für eine deutsche Zentralgewalt zu opfern und sich von seiner Regierung zu trennen.

Die Ausführung dieses letzten Satzes war für die Idealisten in der Paulskirche sehr beherzigenswert, und wäre für die hochmütigen Verächter Preußens sehr heilsam gewesen, wenn sich dem Redner nur eine bessere Schlußfolge dargeboten hätte, als die obige abstrakte „Mißbilligung“. Diese würde negativ keine andere Folge gehabt haben als der positive Befehl einer Huldigung vom 6. August, welchen der Redner bitterlich tadelte. Dennoch war es gut, daß es einmal gesagt wurde, was Jordan hierbei sagte, als er den Partikularismus par excellence, den preußischen Partikularismus in Rede zog, als er ihn gar nicht leugnete, und — bis auf einen gewissen Grad — für berechtigt erklärte. Denn was wäre denn ein Bundesstaat, ein aus Teilen zusammengesetztes Ganze, dessen Teile sich nicht fühlten, dessen Teile nichts wären. Aus solchen Teilen braucht man nicht einen Bundesstaat zu bilden, solche Teile gehören zu einem Einheitsstaate, und sind für diesen von keinem besonderen Werte. „Ein solches preußisches Selbstgefühl“, sagte Jordan also mit Recht, „existiert, und Sie werden es dem Volke nimmer aus dem Herzen reißen. Wenn Sie Preußen in ganz gleiche Kategorie bezüglich seines Partikularismus mit den kleineren Staaten stellen, so tun Sie ihm ein großes Unrecht. Es würde dies an jenen armen Mann erinnern, welcher mit einem Millionär über eine Brücke ging und zu ihm sagte: Du vermagst doch nicht zu tun, was ich jetzt tun will! Du kannst nicht dein ganzes Vermögen ins Wasser werfen! und dabei zog er ein Viergroschenstück aus der Tasche, und warf es in den Fluß. (Gelächter.) Das ist die Ungleichheit, meine Herren, zwischen dem preußischen und dem anderweitigen Partikularismus. (Bravo auf der Rechten.) In demselben Maße schwer ist es für Preußen, denselben los zu werden. (Unruhe auf der Linken.) Ich werde meiner vorigen Be-

hauptung jetzt widersprechen; aber nur scheinbar. Ich sage, das preußische Volk ist deutsch, aber, meine Herren, es weiß es nicht — (Große Heiterkeit auf der Linken. Auf der Rechten lauter Beifall. Stimmen: Ganz richtig! Sehr gut bemerkt!) aber es weiß es nicht, und das ist eben sein Partikularismus." — „Sie sollten sich bemühen, Preußen das Bewußtsein beizubringen, daß es als ein Glied des großen Ganzen am besten beraten ist." — „Es weiß nichts mehr von der deutschen Geschichte"; aber für die preußische Geschichte sei es begeistert. „Und ich gestehe es offen ein, wer diesen Partikularismus ganz und gar aus seinem Herzen zu reißen vermag, von dem hege ich deswegen wahrlich nicht eine bessere Meinung. (Im rechten Zentrum: Ja, das ist wahr! Bravo! Unruhe auf der Linken und Galerie. Der Präsident klingelt.) Ich sage, gehen Sie in das (preußische) Volk, und Sie werden dort ein starkes, gewaltiges Nationalbewußtsein finden. Noch niemand in Preußen, auch der Geringste nicht, hat es vergessen, daß Preußen, als es noch viel kleiner war, ganz allein einer ganzen Welt in Waffen siegreich gegenüber zu stehn vermochte. Und können Sie sich wundern, daß es sich eine gleiche Kraft noch heute zutraut?"

Es war alles dies richtig und an gutem Orte, auch der Zusatz, daß Eitelkeit und Eigensinn der Preußen nicht verteidigt sein sollten, daß Preußen nimmermehr das Schwert ziehn könne brudermörderisch gegen Deutschland, daß Preußen es aber zuerst aus der Scheide reißen würde, wenn ein Feind von außen Deutschland anzutasten wagte, und daß man solchen Partikularismus nicht herausfordern, sondern versöhnen solle. Aber die Schlußfolge einer „Mißbilligung" in dieser obschwebenden Frage, was war sie? Wahrlich nichts weiter als die Kehrseite jener Huldigung.

Bei solcher klaren Einsicht in die wirkliche Sachlage und bei entschlossenem Sinn für das Zustandekommen eines deutschen Staates, wäre es da nicht richtiger gewesen zu schließen:

Verwerfen Sie den Waffenstillstand! Zeigen Sie Preußen, daß ein fester deutscher Wille vorhanden ist. Der Starke respektiert nur den Starken, sei dieser auch nur moralisch stark. Lassen Sie Preußen schmollend zurücktreten und allein an seinem abgeschlossenen Waffenstillstande halten. Lassen Sie es zur Einsicht kommen, was es ist ohne Deutschland in einer Zeit, deren Aufregung nur vom deutschen Mittelpunkte aus beschwichtigt werden kann, was es ist mit abgesonderten großen Provinzen, die mit Leib und Seele zu Deutschland halten wollen. Wagen Sie den Bruch eben darum, weil Sie's mit einem gründlich deutschen, mannhaften Staate zu tun haben, der durch solchen stolzen Bruch zum deutschen Bewußtsein kommen wird, wagen Sie den Bruch, indem Sie die Notwendigkeit desselben maßvoll und würdig aussprechen. Nur wer sich selbst achtet, wird geachtet — — Wäre dieser Schluß nicht so preußisch-deutsch gewesen, wie Jordan das Preußentum geschildert hatte?

Ohne solchen oder ähnlichen Schluß war seine Rede eine Episode. — Zuletzt sprach noch mit gewöhnlichem Behagen Herr Vogt, und empfahl die Entfesselung der Leidenschaften, empfahl einen Konvent, tat also seinem Charakter getreu alles, was die Lösung der Aufgabe im deutschen Sinne erschweren konnte. Hätten nicht Leute wie Herr Vogt die linke Seite der Paulskirche vertreten, so wäre diese unselige Waffenstillstandsfrage in einem Tage und mit ungeheurer Mehrheit entschieden gewesen, denn man hätte sich auf Maß und deutschen Sinn der entfesselten Nationalsache verlassen können.

So schloß der zweite Tag. Die Situation blieb trostlos, und es wurde nun gleichgültig, was noch geredet wurde. Wo es noch nicht geschehen war, da geschah es an diesem Abende: die Parteien schlossen in voraus ab über die Abstimmung. Sie machten das Votum der ihrigen zur Parteifrage, das heißt derjenige, welcher nicht dem Parteivotum

gemäß stimmte, war dadurch für die Zukunft von der Partei ausgeschlossen. Da mußte denn also ein Redner wunderkräftig sprechen, wenn er auch nur einige dazu veranlassen sollte, daß sie sich ihrem bisherigen Kreise und ihrem Versprechen gewaltsam entreißen mochten. Es liegt auf der Hand, wie illusorisch dadurch das öffentliche Redenhalten gemacht wurde. Man sprach für das Publikum, für die Presse und vielleicht für einige Abgeordnete, die keiner Partei angehörten. Deren Zahl war gering.

Das Kasino, das rechte Zentrum also, hatte sich für Genehmigung oder höchstens Nichtbeanstandung des Waffenstillstandes, der Württemberger Hof, das linke Zentrum, hatte sich für Verwerfung entschieden. Das burleske Scheitern des Ministerkandidaten hatte irgend ein mögliches Zusammengehen scheitern gemacht und zwar in der zwölften Stunde. In heilloser Verblendung hatte dieser Mann bis zu den entscheidenden Tagen eine Aufgabe in verschlossenen knöchernen Händen gehalten, eine Aufgabe allerdings von großer Schwierigkeit, aber auch von unermeßlichem Segen, wenn sie in glücklichen Händen gelöst wurde. Jetzt war es zu spät für jede Lösung, und es stand ein Resultat bevor, welches trostlos blieb, mochte es den Waffenstillstand annehmen, mochte es ihn verwerfen. Um ein Dutzend Stimmen etwa mußte sich's handeln, das sah man am Abende des 15. September nach den gefaßten Parteibeschlüssen, um ein Dutzend Stimmen in einer Frage von solcher Bedeutung, von solchem Anspruche an die Tätigkeit der Nation. Man kann einen Diktator wählen mit einer Stimme Majorität. Diese eine Stimme ist hinreichend, um die Gesetzlichkeit der Wahl festzustellen. Aber um eine Politik zu beschließen, die nur lebendig werden kann, wenn sich die Nation durch Opfer und Taten dafür beteiligt, um einen Waffenstillstand zu verwerfen, für welchen Preußen einstand, um eine solche Krisis, eine über Tod und Leben deutscher Bewegung entscheidende Krisis heraufzubeschwören — dazu

gehörte nicht bloß der Punkt über dem i, dazu gehörte nicht bloß der juristische Begriff von Majorität, dazu gehörte eine imposante, den Zweifel unterjochende Mehrheit. Nur eine solche erzeugt den Umschwung; eine Dutzendmehrheit konnte den Bürgerkrieg erzeugen.

Deshalb wünschte mancher unversöhnliche Feind des Waffenstillstandes am dritten zur Abstimmung bestimmten Tage seinen Gegnern den Sieg.

Von Vincke begann diesen Tag der Entscheidung. In der ersten Hälfte seiner Rede schwächer als ich ihn je gesehen. Nicht als ob es ihm an witzigen und schlagfertigen Mitteln der Polemik gefehlt hätte! Denn mit der Polemik pflegt er einzuleiten. Die Schlachtopfer von Personen und Begriffen, welche er sich auf einem abgerissenen Zettel flüchtigst notiert hat, erledigt er gern zu Anfange, um damit gleichfalls Material aufzuhäufen, sich in Wärme zu setzen, und dann voller und gereizter auf das Zentrum der Stellung einzudringen. O nein, an den Waffen der Polemik fehlte es ihm auch heute nicht. Aber sein besseres Selbst fehlte, seine moralische Person fehlte. Nicht bloß durch sein Talent, nein, durch seine Gesinnung, durch sein strenges, oft sogar eigensinniges Rechtsgefühl ist er ein wichtiger politischer Redner. Und was tat er an diesem Tage? Den rechtlichen Nerven der ganzen Frage mißhandelte er und verdrehte er, indem er leichtfertig polemisch mit ihm verfuhr. Das Verhältnis des Reichsministeriums zu Preußen behandelte er sophistisch. Der Tatbestand war, daß Preußen die Vollmacht des Reichsministeriums überschritten hatte. Das mußte dem Vinckeschen Rechtsgewissen die Kapitalfrage sein, nimmermehr aber die Veranlassung zu Halbwahrheiten und Unterstellungen, mit denen er spielte. Preußen hatte sie doppelt überschritten: in Auslassung von bedingenden Punkten, und in Ausdehnung des Inhalts über den Begriff eines militärischen Waffenstillstandes hinaus. Aus letzterem Grunde hatte es dem Reichs-

ministerium vor der Nationalversammlung eine Verantwortlichkeit zugewälzt, welche das Reichsministerium nicht übernommen hatte, indem es Preußen die Vollmacht zu einem bloßen Waffenstillstande unter bestimmten Bedingungen erteilte und nun einen Vertrag zugeschoben erhielt, der in seiner Ausdehnung den Begriff eines Waffenstillstandes überschritt, und der die vorgezeichneten bestimmten Bedingungen nicht enthielt. Nur wie er jetzt war, der Waffenstillstand, wie er durch Preußen geworden war, gehörte er zur Ratifikation der Nationalversammlung und hatte er kaum Aussicht sie zu erhalten, nicht aber wie das Reichsministerium ihn an Preußen überlassen hatte. Was war es also anders als Sophistik, wenn Vincke jetzt folgerte, daß „der Vertrag von Preußen ohne Vorbehalt abgeschlossen werden konnte“, und daß die Verantwortung dem Reichsministerium zukomme, eine Sophistik welche dem gewandten Parteigänger anstehen mag, Vincke aber nicht.

Der zweite Teil seiner Rede, Schleswig-Holstein selbst und Preußen schildernd, enthielt manches eindringliche Wort. Mit großer Wärme pries er die Schleswig-Holsteiner, weil sie nicht eine offene Revolution gemacht, sondern den Weg des legalen Widerstandes betreten, den Rechtsboden behauptet. „Ich weiß es wohl,“ setzte er hinzu, „daß es leichter und bequemer ist, eine Revolution zu machen; denn dazu gehört nur die Benutzung des günstigen Augenblickes und in diesem Augenblicke ein starker Arm. Soweit ich aber nach meinen geringen Fähigkeiten urteilen kann, gehört mehr Seelenstärke dazu, lange Jahre auf dem Boden des legalen Widerstandes sich zu bewegen. Ein solches Verfahren beginnt für den einzelnen gewöhnlich damit, daß er von oben Demütigung und von unten übertriebene Lobhudeleien einerntet; im weiteren Verlaufe der Dinge aber von oben Gunstbezeigungen und von unten Schmähungen zu gewärtigen hat. Um diesen Wechsel der Empfindungen mit Gleichmut zu tragen, ohne von dem

schmalen Pfade des Rechtes abzuweichen, dazu gehört doch wohl etwas mehr, als gerade im Augenblicke das zu tun, was in diesem Augenblicke faktisch ausführbar ist." Er erinnerte an die Geusen und an ihre Devise „dem Könige treu bis zum Bettelsack", welche die politische Freiheit der Niederlande entwickelt; er erinnerte an John Hampden, der nur die Steuer von einigen Schillingen verweigerte, ohne jedes revolutionäre Beginnen und damit die Entwickelung englischer Freiheiten begann, die fester gegründet seien als die eines anderen Staates von Europa. Und in solchen Analogien, die sich bloß wehrenden Schleswig-Holsteiner feiernd, verlangte er in demselben Atem, daß man ihnen das entziehe, was ihnen vom staatsrechtlichen Standpunkte legale Hilfe gewähren konnte! Nie ist mir die Sehkraft seines politischen Blickes zweifelhafter geworden. Die augenblicklich unbequeme Lage Preußens und das Hinwegbringen darüber war ihm alles. Ganz wie die prinzipiell getadelte Revolution ergriff er selbst mit Kraft und Geschicklichkeit des Wortes nur den Augenblick. Er wußte es nicht, daß man dem Gedeihen Preußens den übelsten Dienst erweist, wenn man es in seinen gewöhnlich mittelmäßigen diplomatischen Wendungen unterstützt, statt es auf seinen Beruf der tapferen Durchfechtung zu drängen; er ahnte es nicht, daß dieser Waffenstillstand von Malmö nur der erste Schritt abwärts sein müsse — er sah nicht weit.

Recht wie zum Spotte — denn es konnte nichts mehr ändern — wurde an diesem dritten Tage von allen Seiten besser gesprochen als früher; auch von seiten der Linken. Löwe von Kalbe, ein wohlrednerischer, reinlicher Führer der mäßigen Linken machte sich an den künstlichen Beweis, daß ein so gestellter Waffenstillstand den materiellen Interessen mehr schade als nütze, und auch Blum hatte in langer, manches entstellenden, vieles übertreibenden Rede wirklich kräftige Partien. Seine Ruhe und Nachdrücklichkeit in An=

ordnung und Betonung des Stoffes hatte lange nicht einen so günstigen Stoff zur Ausbeute gehabt. Es tat ihm not. Sein Ansehen war ins Sinken gekommen. Links war er durch Forderungen überflügelt, rechts durch Bildung; er mußte eine Rede bringen, welche für den bevorstehenden Ministerwechsel ihn als Führer einer streng parlamentarischen Opposition zeigte, einer Opposition, die gelegentlich auch regieren könnte. Das empfand er, das versuchte er. Freilich mit bedenklichen Rückfällen in die französische Deklamation, aber doch auch mit bemerkenswerten Zugeständnissen. Er sagte zu großer Überraschung folgendes: „Offen und ehrlich, meine Herren! Man sagt, ein Teil dieses Hauses strebe danach die Revolution für permanent zu erklären; er strebe danach, die Ruhe nicht wiederkehren zu lassen; er trachte nach nichts anderem, als die Bewegung zu erhalten und zu steigern. — Meine Herren! Wenn dies der Fall wäre, so würde ich Ihnen mit aller Kraft die mir zu Gebote steht, raten: Ratifizieren Sie den Waffenstillstand! Es ist aber nicht wahr, und ich will Ihnen ehrlich sagen weshalb — weil wir die ernste Besorgnis hegen, daß die Bewegung, wenn wir sie nicht behalten, in Hände übergeht, die weit von uns nach dieser oder jener Seite liegen, und die vielleicht ohne Schuld die gesamten Errungenschaften unseres geistigen Daseins bis diesen Augenblick in Frage stellen. (Bravo auf der Linken und dem linken Zentrum.) Deshalb wollen wir es nicht, und deshalb bitten wir Sie: Wagen Sie es nicht darauf, daß es dahin komme, daß die Bewegung sich steigere!"

Zu spät! Für ihn und für die Sache zu spät. Es ist möglich, daß diese Äußerung am ersten Tage der Debatte Einfluß und Folge gehabt hätte — jetzt nicht mehr. Für ihn und für die Sache war der tragische Ausgang zu tief eingeleitet. Es war Blums letzte größere Rede, und ihm folgte Lichnowsky, der ebenfalls zum letzten Male sprechen sollte.

Für diesen noch zwei Tage, für jenen noch zwei Monate Leben, — mehr hatte das Schicksal nicht für sie vorbehalten.

Zwei Tage nur noch! Wie hätte der lebenslustige Lichnowsky daran gedacht! Und doch ging auch er seit kurzem einer Vermittelung nach, die nicht zu seinen Lebenselementen paßte: er sonderte sich strenger ab von seinen Freunden auf der Rechten, er kam ins Kasino — nicht eben zur Erbauung der Führer im rechten Zentrum. Sie wollten die Färbung nicht, welche sein Eintritt mit sich brachte. Er sprach heute, als triebe ihn eine traurige Ahnung, nur zur Versöhnung und Vermittelung für den Franckeschen Antrag.

Alles neigte zum Ende; niemand war zuversichtlich. Sogar Simon von Trier, der sonst immer energisch schwimmende Fisch der Revolution, ein schlanker Hecht, der seiner Natur gemäß links und rechts schnappt zu seiner Nahrung, sogar er lähmte seinen Strich, indem er sich in einen statistischen Beweis einließ, daß ganz Preußen für die Verwerfung des Waffenstillstandes stimmen werde. Man glaubte zwar nicht an diese äußerlichen Kennzeichen einer gemachten öffentlichen Meinung, aber er fand doch mitten in diesem Gewirr eine Wendung, welcher man die Schönheit und Tiefe nicht absprechen konnte und welche ihren Eindruck auch auf die preußischen Partikularisten nicht versagte. Auf den Großen Kurfürsten, auf Friedrich den Großen hatte man sich berufen, und mit Recht berufen, um auf ein preußisches Nationalbewußtsein hinzuweisen. „Auch wir," rief plötzlich Ludwig Simon, „die wir die Verdienste großer Männer zu achten wissen, verweilen mit Wohlgefallen auf den Bildnissen des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen. Aber, meine Herren, der große Kurfürst und Friedrich der Große würden sich im Grabe herumdrehen, wenn sie es vernehmen könnten, wie ihr Andenken mißbraucht wird, um Deutschland vor Dänemark in den Staub zu treten!"

Diese frappante Wendung wirkte wie ein Erdstoß, und es folgte ihr stürmischer Beifall.

Alles umsonst. Man schloß, nachdem man noch den ebenfalls zur Vermittelung sprechenden Max von Gagern gehört, und nachdem sich Heckscher noch einmal das Wort erstritten hatte. Max von Gagern, obwohl kein Redner, hatte einen günstigen Eindruck gemacht durch die unverkennbare Loyalität seines Wesens, und durch die feinen Züge gründlich politischer Bildung und echter Vaterlandsliebe, welche sich darstellten aus seiner bloßen Zeichnung der Dinge. Denn wie in bloßer Bleistiftzeichnung schilderte er gleichsam beiher die Verhältnisse des Waffenstillstandsabschlusses, welchem er in Rendsburg nahegekommen war. Nur so nahe, daß ein Dampfboot seinen Brief an General Below noch hinüber bringen konnte in das schwedische Städtchen Malmö. Nicht näher. Als Abgesandter der Zentralgewalt hatte er nicht hindern können und doch auch nichts vergeben wollen. Wenigstens als unberührte Sache, als res integra für die Reichsbehörde hatte er mit gutem Takte die verlorene Sache erhalten wollen, und war deshalb spornstreichs nach Frankfurt zurückgekehrt. Ihm erwies man von allen Seiten Achtung und Zustimmung. Heckscher dagegen ward von der Hälfte des Hauses mit Grollen empfangen. Wie er diesem grollenden und bald auch ausbrechenden Sturme die Stirn bot, das war an sich, abgesehn von aller politischen Frage, ein interessanter Anblick. Sein Eigensinn ruhte allerdings auf unbeugsamem Mute. Er forderte den Sturm heraus wie einer, der sich festen Standpunktes gewiß ist. Er verhöhnte die Debatte, welche von allem möglichen mehr als vom Waffenstillstande in Rede gebracht, und welche sich ohne Sinn gegen das Ministerium geworfen. „Hat denn das Ministerium einen Waffenstillstand abzuschließen gehabt? Es hat Preußen beauftragt. Und ich habe noch keinen gehört, der gesagt hätte, man hätte Preußen nicht beauftragen, man hätte als Minister Preußen das Ver=

trauen abschlagen sollen." — „Ich weiß es aber, warum man alles mögliche in diese Debatte hineinmischte. Es sind diejenigen dabei, denen die Einheit Deutschlands auf die Art wie die Majorität sie bisher verstanden ein Dorn im Auge ist (Unruhe auf der Linken.) Es sind diejenigen — (Fortdauernde Unruhe auf der Linken.) O, ich werde mich nicht irre machen lassen, ich rede hier und bleibe, bis ich ausgeredet habe. (Bravo auf der Rechten. Zischen auf der Linken.) Es sind diejenigen welche planmäßig darauf ausgehn, die Fackel der Zwietracht in unser Volk zu werfen." (Lärm auf der Linken und im linken Zentrum. Stimmen auf der Linken: Zur Ordnung! Das ist Verdächtigung! Steigende Unruhe.)

Präsident. Herr Heckscher! Ich muß Sie bitten, mit Ruhe, die gewiß in Ihrer Sache die beste Stimmung ist, zu sprechen.

Heckscher. Meine Sache hat nichts zu scheuen. Ich trotze allen Anklagen. Es sind diejenigen darunter, die planmäßig darauf ausgehn, die Fackel der Zwietracht in unser Vaterland zu werfen. (Heftiger anhaltender Lärm. Viele Stimmen auf der Linken: Zur Ordnung!)

Präsident. Herr Heckscher, ich muß Sie bitten, sich zu mäßigen. (Stimmen auf der Linken: Weiter nichts? Er muß zur Ordnung gerufen werden!) Ich frage Herrn Heckscher, ob er eine Partei dieses Hauses unter denen gemeint hat, die beabsichtigen, Zwietracht in das Vaterland zu werfen? Wenn das wäre, so müßte ich Sie zur Ordnung rufen.

Heckscher. Ja, das muß ich sagen, das habe ich allerdings gemeint. (Großer Lärm in der Versammlung.)

Präsident. Herr Heckscher! Ich rufe Sie hiermit zur Ordnung. Sie müssen von jeder Partei und von jedem annehmen, daß er gewissenhaft handle, und Sie haben nicht das Recht zu sagen, daß er beabsichtige, die Fackel der Zwietracht in das Vaterland zu werfen. Das ist mit der Ordnung nicht verträglich.

Heckscher. Es sind ferner — ich muß mir diesen Ordnungsruf gefallen lassen — (Stimmen auf der Linken: Allerdings! Natürlich!) Es sind ferner diejenigen darunter, welchen eine Entzweiung mit Preußen nicht unwillkommen wäre. (Wiederholter Lärm. Mehrere Stimmen: Nochmals zur Ordnung! Von der Tribüne herunter!)

Präsident. Sie werden selbst einsehn, Herr Heckscher, daß es nicht so fortgehn kann. Ich muß Sie bitten, Ihre Worte auf die Wagschale zu legen.

Wigard von Dresden (vom Platze): Ich trage darauf an, ihm das Wort zu entziehn.

Präsident. Meine Herren! Ich bin überzeugt, Herr Heckscher wird nicht mehr in der früheren Stimmung fortfahren. Ich ersuche Sie, ihn jetzt zu hören.

Heckscher. Es sind mannigfaltige Gründe, warum man diese Debatte von ihrem wahren und ausschließlichen Gegenstande abzulenken gesucht hat. Ich könnte hier noch manche aufzählen. Aber da man von einer Seite des Hauses nicht alle Anklagen, die auf mich geworfen wurden, beantwortet wissen will, so muß ich darüber hinweggehn. Ich wende mich unmittelbar zu dem Gegenstande, der uns beschäftigt, aber das will ich noch hinzufügen, ich hätte nicht geglaubt, daß so wenig Gerechtigkeit und Billigkeit in diesem Hause wäre!"

Damit begann denn der Tumult ärger als vorher, und Herr Wigard setzte die Abstimmung darüber durch, daß Heckscher das Wort entzogen werde. Dieser beharrte bleich und fest auf der Tribüne, und als die Abstimmung für ihn ausgefallen war, ging er auf den Waffenstillstand ein, nicht ohne gesagt zu haben, daß er genötigt sei seinen Gefühlen Gewalt anzutun.

Das Wichtigste war, daß er auf die von Blömer und Vincke verwendete Rechtsfrage einging und darauf erwiderte:

Erster Satz. Das Reichsministerium hat die Krone

Preußen beauftragt, diesen Waffenstillstand abzuschließen im Namen und aus Auftrag der Zentralgewalt.

Zweiter Satz. Das Reichsministerium hat die Krone Preußen beauftragt, diesen Vertrag abzuschließen, ohne daß es sich eine Ratifikation vorbehalten hätte.

Dritter Satz. Das Reichsministerium hat in der Vollmacht für die Krone Preußen ausdrücklich geschrieben, daß man sich an die Stipulationen von Bellevue und die Zusätze, welche das Reichsministerium gemacht, zu halten habe.

Was folge nun daraus? Erstens daß Auftrag und Vorschrift dahin ging, im Namen und aus Auftrag der Zentralgewalt abzuschließen. Das sei nicht geschehen. — Zweitens daß sich das Reichsministerium allerdings keine Ratifikation vorbehalten. Drittens aber sei dies unter Vorbehalt und Bedingungen geschehen, und dieser Vorbehalt und diese Bedingungen seien nicht gehalten worden. „Da wir nun aber“, setzte Heckscher schlagend gegen Vinckes Beweisführung hinzu, „die Verantwortlichkeit nur in dem Falle übernehmen wollten, wenn nach unsern Bedingungen abgeschlossen wäre, so konnten wir bei ganz veränderten Bedingungen die Verantwortung nicht übernehmen, sondern mußten die ganze Sache an die Nationalversammlung bringen.“

Dies war wirklich der Grundriß des Ganzen.

Nun kam's zur Entscheidung, nachdem noch Wurm für den verwerfenden Teil des Ausschusses, Stedmann für den annehmenden Teil des Ausschusses und noch mehr für den Franckeschen Antrag der Schleswig-Holsteiner gesprochen hatte. Letzterer mit ersichtlicher innerer Bewegung. Er hustete stark, als er die Rednerbühne betrat, und darüber lachte die Linke. „Es ist nicht der Augenblick zu lachen!“ rief er ihr zu mit seiner tiefen Stimme — „es ist der Augenblick ernsten Nachdenkens.“ Jedermann wußte, daß dieser brave Patriot nur nach innerster, lauterster Überzeugung sich für sein Votum entschied. Noch eine Stunde vorher hatte er mich, der ich

bei Anerkennung aller Gründe dagegen die Verwerfung für eine politische Notwendigkeit hielt, er hatte mich mit schmerzlichstem Tone und mit Anrufung der alten Zauberformel „Auch du, mein Sohn?!“ gefragt, und hatte mir die Frage tief ins Gewissen geschoben, ob ich solch ein Wagnis für das Vaterland verantworten könne? — Und dabei sah sein lichtblaues Auge auf die Linke hinüber, auf die Galerie hinauf. —

Es mochte gegen sechs Uhr sein, als die Abstimmung begann. Der Herbsttag leuchtete nur noch matt zu den Kirchenfenstern herein von der linken Seite, hinter welcher die Sonne unterging. Man mußte Anstalt treffen zu einiger Beleuchtung der Präsidentschaftsestrade; denn solche Abendsitzung war eine Ausnahme, und es fehlte noch an den Anstalten zur Beleuchtung des ganzen Raumes. Schon deshalb, weil man das Haus nicht mehr deutlich übersehen konnte, hätte namentlich abgestimmt werden müssen. Natürlich wurde es aber auch von allen Seiten verlangt. Durch solch düsteres Kolorit wurde die peinliche Spannung nur noch erhöht.

Niemand wußte zu sagen, wohin die Wage sinken würde. Man wußte nur, daß eine kleine Anzahl Stimmen, die sich nicht im voraus ermitteln ließ, die Entscheidung bringen werde. Die eigentlichen Männer des Zentrums wußten nur, daß das eine wie das andere große Gefahr sei. Welches ist die größere?

Selten geschah es, daß man noch einmal alles Für und Wider abwägen mußte, während der Schriftführer schon die Namen von der Tribüne aufruft zu Ja oder Nein. Heute geschah es bei mehr denn einem Manne des Zentrums. Sie hatten zudem die Trennung der beiden Sätze des Antrags auf Verwerfung verlangt, sie hatten verlangt, daß zuerst nur über die Verwerfung des Waffenstillstandes, und zu zweit besonders darüber abgestimmt werde, ob das Reichsministerium „die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Maßregeln ergreifen solle sofern die dänische Regierung sich nicht bereit-

willig finden sollte, die Friedensunterhandlungen mit der Zentralgewalt des deutschen Bundesstaates sogleich zu eröffnen." Die Trennung war verworfen worden. Sie lag weder im Interesse der Rechten noch der Linken. Die Linken wollten die ganze Konsequenz, auch die des Kriegs; die Rechten erwarteten, daß mancher Schwankende deshalb noch mit ihnen stimmen werde, weil er nicht sofort und rund den Krieg votieren wolle.

Sie hatten ganz richtig spekuliert. Weil die Trennung der Anträge verworfen wurde, entschlossen sich einige, gegen diese dergestalt unumwundenen Anträge zu stimmen. Ob dadurch die Mehrheit entstehen würde, konnte man nicht übersehen. Die Pein der Männer des Zentrums erhöhte sich aber dadurch außerordentlich in demselben Momente, welcher auch schon ihre Stimmen einforderte. Es war eine Aufregung ohnegleichen, obwohl kein besonderes äußerliches Geräusch sie kund gab. Die Zweifelhaftgewordenen kämpften in sich den schmerzlichen Kampf. Ein sonst streng gefaßter, fester Mann, Compes aus Köln, ein voller Feind des Waffenstillstandes, stand schweigend neben mir im Mittelgange, als sein Name gerufen wurde — eine Sekunde nur ließ er warten — man war seines Jas gewärtig — dann sagte er nachdrücklich nein zu diesen verbundenen Verwerfungsanträgen. Wieviel hatte es ihn gekostet! Wie lebhaft und einleuchtend standen mir alle die Gründe vor Augen, welche ihn endlich dennoch bewogen hatten! Wie mißtrauisch machte es mich, so viele aus den Binnenländern, so viele aus Österreich schlankweg ja sagen zu hören — und dennoch schwieg mir die Stimme im geheimnisvollsten Innern nicht, sie schwieg nicht vor allen naheliegenden Gründen, sie sprach unaufhörlich, sie sprach stark wie die Stimme vom Berge, wie die Stimme vom Mastbaume, sie sprach: „Verwirf! Denn die Seele ist dahin, wenn hier gewichen wird! Nicht nur das Ideal, die Idee eines deutschen Reiches ist verschachert aus Furcht, wenn hier gewichen wird.

Aus Furcht erwächst kein Reich, und wer den Seinigen nicht Wort hält bis zum letzten Atemzuge, der gewinnt und verdient kein Vaterland. Die Opfer werden doch nicht erspart, und dann fallen sie den mittelmäßigen Gedanken, hier sind sie noch darzubringen dem großen Gedanken einer deutschen Ganzheit. Verwirf! Es ist der erste Schritt. Wird er abwärts getan, so geht es weiter, immer weiter abwärts, und das Kind unsers Herzens, der ersehnte deutsche Staat, ist der Diskretion überliefert, der Diskretion guter, oder schwacher, oder schlechter Freunde. Verwirf! Es ist auch das erste Gebot in der Verschleuderung Schleswig-Holsteins, das nächste Gebot wird noch mehr verschleudern, wenn nicht sogleich, wenn nicht energisch Einspruch erfolgt nach innen und nach außen. Verwirf! Wer sich nichts zutraut, dem wird nichts zugetraut, und hier geht's nicht um eine Parteifrage, es geht um eine nationale Frage! Ihrer muß sich annehmen, was eine Nation werden will, und dadurch werden wir auch der Ultras Herr werden, welche die Frage nur ausbeuten wollen, und all unsre jetzt zaghaften Freunde werden, zwischen Leben und Sterben gestellt, sie werden genötigt sein, die ganze Maßregel gut zu heißen und das Heft wieder in die Hand zu nehmen zur Durchführung in unserm Sinne. Verwirf! Preußen mag zurücktreten. Für einige Zeit mögen sich die Schleswig-Holsteiner des dänischen Feindes allein nach Kräften erwehren, bis Rat und Hilfe geschafft wird aus dem Inneren Deutschlands. Sie ist zu schaffen, wenn sie als Bedürfnis für unsre nationale Entstehung, für unsre Nation verlangt wird. Und dann wird auch Preußen erkennen, daß es immer am übelsten beraten worden ist von seiner Diplomatie, daß es immer am besten beraten worden ist von seinem tapferen Herzen, ja daß es entstanden und gewachsen ist nur durch dies tapfere Herz und nur bestehen wird durch diese Tapferkeit des Herzens. Es wird erkennen, daß es nicht lassen kann von Deutschland, sowie wir wissen, daß wir nicht

lassen können von ihm. Verwirf! Begeh' nicht die Torheit, flicken zu wollen, was noch kein Kleid gewesen ist! Habe nicht den Mut der Besorgnis! Habe den Mut der Unternehmung, welche dir auferlegt ist, wenn du nicht als ein Sterbender hierher gekommen sein willst! Verwirf!"

Einzelne Lichter waren indessen angezündet worden auf der Estrade und der Tribüne. Ihr schwaches Licht zeigte erst recht, wie dunkel es im Hause sei, aus welchem die letzten Ja und Nein aufstiegen. Die Abstimmung war zu Ende; das Bureau rechnete die Ja und Nein zusammen. Diejenigen Abgeordneten, welche mit Bleistift oder Feder mitgezählt, stritten sich leise über das Resultat. Der eine hatte, wie es zu geschehen pflegte, einige Stimmen mehr, der andere einige Stimmen weniger für die Mehrheit — darüber waren sie einig, die Anträge des Dahlmannschen Ausschußteils seien verworfen.

Soiron verkündete das Resultat: 237 hatten die unumwundenen Anträge auf Verwerfung des Waffenstillstandes bejaht, 258 hatten sie verneint. Sie waren also mit 21 Stimmen verworfen.

Es war kein Bruch herausgefordert, es war kein Krieg beschlossen. Auf den strotzendvollen Galerien erhob sich jenes unheimliche Geräusch, welches droht.

Im Hause selbst kam ohne Zwischenakt und Aufschub der Franckesche Antrag zur Abstimmung: 257 stimmten dafür, 236 dagegen. Mit derselben Mehrheit von 21 Stimmen war er angenommen.

Blieb übrig der zweite Hauptsatz des Ausschußteils, welchen Stedmann vertreten hatte: „Über das von der preußischen Regierung der provisorischen Zentralgewalt gegenüber eingehaltene Verfahren" noch besonderen Bericht einzufordern vom Ausschusse für Zentralgewalt.

In anderem Zusammenhange würde fast die ganze Versammlung hierfür sich erklärt haben. Jetzt nach diesen Ab-

stimmungen hielt ein großer Teil der Opposition solch eine Beratung für müßige Förmlichkeit ohne Lebenskraft und verließ das Haus oder stimmte unwillig dagegen. Der Antrag fiel.

Die neunte Stunde war herangekommen. Unter düsterem Schweigen leerte sich die Kirche. Die Mehrheit mochte sich auch eines Sieges nicht freuen, welcher ihr, das wußte sie vorher, eine so tiefe Wunde schlug.

Es war ein Tag des Verhängnisses, dieser 16. September, ein Sonnabend.

16.

Schon am Sonnabende abends hatten Volkstumulte begonnen. Man hatte einzelne Abgeordnete gesucht, namentlich Heckscher; man war vor den „Englischen Hof", wo viele Abgeordnete des Zentrums und der Rechten zu speisen pflegten, in drohender Masse gezogen, und hatte mit den Fäusten auf einzelne geschlagen; man war in ein anderes Lokal vor der Stadt eingedrungen und hatte alle Geräte zertrümmert. Es hieß, Heckscher habe flüchten müssen und die Massen fahndeten auf ihn. Auch Jahn sei gemißhandelt worden. Am Tage darauf, am Sonntage, strömten die demokratischen Massen durch die Frankfurter Vorstädte. Der Signalschuß schien abgefeuert zu sein. Blums Wort „Ratifizieren Sie den Waffenstillstand, wenn Sie die Bewegung steigern wollen!" schien in Erfüllung zu gehen.

Nordöstlich am Ausgange einer Vorstadt auf der Bornheimer Seite ist ein großer Anger, genannt die Pfingstweide. Dorthin strömten die Massen. Dorthin war bei guter Zeit eine Volksversammlung ausgeschrieben worden. Man hatte längst gewittert, daß die Waffenstillstandsfrage ein fruchtbarer Stoff für Gärung und Bewegung sein werde, und wer gern tanzt, dem ist leicht aufgespielt: man lechzte nach einem Tanze.

Die Nationalversammlung war den süddeutschen Demokraten ein Greuel. Süddeutsche Demokraten schien es aber zu geben wie Sand am Meere; alle die kleinen Städte, an denen Süddeutschland so überreich, strotzten von Demokraten. Frankfurt selbst war umsponnen wie von einem Netz: Mainz und Hanau voran bildeten nur ein paar Hauptpunkte in dem großen Netze, und wenn diese beiden Zentralstädte der Demokratie die Signalfahne erhoben, so strömte aus dem ganzen Rheingau herauf, von der ganzen Taunuslinie herab der moderne Bauernkrieg mit dem Bundschuh vorauf gegen die Mainstadt der Geldsäcke, gegen die Paulskirche der Volksverräter. Bockenheim und Bornheim, mit denen die Vorstädte von Frankfurt in unmittelbarer Verbindung stehn, waren die natürlichsten Sammelplätze für das Volksheer.

Nur das linke Mainufer, die Darmstädter Seite, schien weniger aufgeregt zu sein. Offenbach freilich war nicht minder bereit zum endlichen Streiche, und sogar die derben Sachsenhäuser, welche sonst nicht gerade sanguinisch in dieser Richtung sich hervorgetan, sogar diese niedersächsischen Kolonnen mitten unter Franken, sollten aufgewühlt und verdreht worden sein. Wer Frankfurt selbst genau beobachtet hatte, der wußte ferner deutlich genug, was es mit den sogenannten Geldsäcken für eine Bewandtnis haben konnte, insoweit diese zur Nationalversammlung halten sollten. Die Reichen bilden auch in einer wohlhabenden Stadt die unverhältnismäßige Minderzahl, und sie sind wie nicht vorhanden, wenn die Straße in Bewegung kommt zu einer Revolution. Die Wohlhabenden in Frankfurt, allerdings eine sehr große Zahl, und der Kern der dortigen Bürgerwehr sind eine aufgeweckte, wohlgebildete Klasse mit gesundem Sinn und verständigem Naturell. Sie gehörten nicht zu den Faseleien der Demokratie, aber sie waren keinesweges frei davon; sie wünschten durchaus nicht eine eigentliche Revolution in Frankfurt, durchaus nicht eine wirkliche Sprengung der Paulskirche; aber eine besondere

Anstrengung dagegen, das war vorauszusehn, würden sie nicht machen. Diejenigen, die selbst zu einer solchen besonderen Anstrengung dagegen bereit waren, bildeten eine sehr kleine Truppe der vornehmeren Bürgersöhne und des gründlicher gebildeten Teiles der Bevölkerung, welcher in dem großen geselligen Klub „Bürgerverein“ später vorurteilsfrei und kräftig die einzig mögliche Form eines Bundesstaates bei jeder schwierigen Gelegenheit unterstützte unter dem Vorgange patriotischer Männer wie Varrentrapp, Heinrich Hoffmann, Spieß und Genossen. Die große Mehrzahl Frankfurts war geneigt, es an sich kommen zu lassen. Der politische Standpunkt des Frankfurter Journals, welches so leicht und so leichtsinnig als möglich auf der Woge schwimmt, das war auch ihr Standpunkt. Von lauter ohnmächtiger Kleinstaaterei umgeben, getrieben vom raschen fränkischen Blute waren sie großenteils verblendet über die Schwierigkeiten einer staatlichen Umgestaltung Deutschlands, und nicht ohne Ärger und Überhebung sahen sie auf die vorsichtigen oder gar zaghaften Schritte der Nationalversammlung. Etwas mehr Dekretieren und Proklamieren hätten sie ganz richtig gefunden.

Kurz, die Paulskirche war in Wahrheit ganz ohne Schutz gegen eine heranbrausende Sturmflut. Auf Schutz durch Truppen rechnete man damals so gut wie gar nicht; er war durchweg aus der Mode, und zeigte sich überall nicht bloß unzureichend sondern sogar gefährlich. Es war auch nur ein ganz kleines Häuflein Truppen in Frankfurt vorhanden, namentlich aus Kurhessen, aus sehr hübschen Leuten bestehend, und gerade diesen traute man nicht über den Weg. Sie würden, hieß es, sogleich gemeinschaftliche Sache machen mit den Demokraten, und sich ihren Heimatsgenossen aus Bockenheim und Hanau wenn auch nicht anschließen, doch gewiß nicht widersetzen.

Unser solchen Umständen war dieser Sonntag und war diese Aktion auf der Pfingstweide wie ein drohendes Vor-

spiel zu betrachten. Man hörte zugleich: In Soden haben sie Heckscher erkannt und verjagt, in Höchst haben sie ihn lebensgefährlich gemißhandelt. Draußen am Taunus ferner rufen die Sendlinge alles herbei aus den kleinen Ortschaften, was eine Faust führen kann, und die ankommenden Eisenbahnzüge bringen immer neue Scharen nach Frankfurt!

Die Zeit war denn auch so weit vorgerückt, daß die ruhelose Opposition nun die Volksvertretung selbst angreifen mußte. Man hatte sie zwar selbst gewählt, sie war ja aus allgemeinem Stimmrechte hervorgegangen, aber die Demokraten sagten schon lange: Sie hat unser Vertrauen, also auch das Vertrauen des Volkes nicht mehr, sie muß abtreten, und wenn sie nicht abtreten will, so „wird sie abgetreten“, wie Blum von Bundestage gesagt hatte.

Das war im Werke. Wie weit die Linke der Paulskirche damit einverstanden war, ist schwer zu ermitteln. Man kann da sehr viel einzelnen positiv Unrecht tun, wenn man es bejahen wollte, und wenn man's im ganzen verneinen wollte, so würde man unrichtig Geschichte schreiben. Einverstanden ist ja auch ein weites Wort. Einzelne wohl von der äußersten Partei mochten mit den Führern der Massen in Verabredung sein. Man hat natürlich nicht darüber abgestimmt, man hat nicht als Korporation gehandelt, wie lebhaft auch der Verkehr war zwischen den Führern auf der Pfingstweide und den Führern des „Deutschen Hofes“ und des „Donnersberges“, diesen beiden Gasthöfen der Linken und der äußersten Linken. Der Klubort der Linken, der deutsche Hof, lag zu passend am breiten Heerwege in der Bockenheimer Straße, und daher zum Teil mochte es kommen, daß sich die Führer der Volksversammlung, Germain Metternich an der Spitze, offen und mit Massen dorthin verfügten von der Pfingstweide um zu unterhandeln, um aufzufordern, um vorzuschreiben, um zu drohen. Letzteres war dort wohl noch nötig, wo doch mancher war, welcher den offenen Aufruhr

nicht gutheißen mochte in der Parlamentsstadt und wo Robert Blum das Wort führte. Dieser war kaum dafür gestimmt, den Aufruhr ganz zu entfesseln. Dieses „ganz“ war nie seine Sache. Er wußte übrigens, daß es wahr sei, was er eben in der Paulskirche gesagt: Wir hegen die ernste Besorgnis, daß die Bewegung über uns hinausgeht! Er konnte auch jetzt nicht aus seiner Rolle hinaus, aus der Rolle: halb zu reizen, halb zu beschwichtigen.

Die Leute vom Donnersberge waren ganz anderer Art. Sie gingen selbst hinaus auf die Pfingstweide, und Zitz, Schlöffel, Ludwig Simon sprachen. Zitz und Schlöffel so gerade wie möglich zum Zwecke. Zitz hatte das Glück, einen bildlichen Ausdruck zu brauchen, und er war später sehr erfreut, daß es auch auf der Pfingstweide diese Art von Kunst noch gegeben hatte, in deren Falte man die nackte Absicht hüllen könne. Er hatte gesagt, man müsse jetzt „Frakturschrift schreiben“. Auf der Pfingstweide war es unzweideutig gewesen, einige Wochen später in der Paulskirche ließ es sich deuten.

Der abgeschmackten, doch einmal hergebrachten Form wegen wurde auf der Pfingstweide eine Petition — pfui doch! — eine Eingabe an die Nationalversammlung angenommen, welche dahin lautete:

„Die Volksversammlung zu Frankfurt am Main am 17. September, bestehend aus mindestens 20000 Bürgern aller Städte und Dörfer der Umgegend, beschließt: 1) Daß die Majorität von 258, welche in der Nationalversammlung am 16. d. M. den schmählichen Waffenstillstand angenommen hat, von dieser Volksversammlung hiermit für Verräter des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre erklärt; 2) daß dieser Beschluß der deutschen Nation auf das Schnellste bekannt gemacht werde; 3) daß eine Deputation obigen Beschluß morgen der Nationalversammlung mitteile.“

Der letzte Satz, gegen alles Herkommen in der Pauls-

kirche, zeigte das Samenkorn, welches bis zum andern Tage aufgehen sollte. Die Pariser Besuche vor der Barre des Hauses und über die Barre hinweg standen in Aussicht. Man war am Vorabende einer Revolution, und es war jedermann klar, daß sie wie ein Waldbrand über ganz Süddeutschland laufen und alles in Rauch und Flammen hüllen werde. Nirgends war eine Aussicht auf Widerstand. Sogar in den großen deutschen Militärstaaten hatte, mit Ausnahme Prags, bis jetzt jede, aber jede revolutionäre Bewegung gesiegt, und hier in Süddeutschland konnte sie noch viel leichter sich entfalten.

Der erste und allerdings entscheidende Schritt dazu sollte sein: Erstürmung der Paulskirche, Sprengung der Nationalversammlung. Sie allein, sie aber auch mit ganzer Schwere eines deutschen, ursprünglich nicht revolutionären Volkes lag im Wege. War sie hinweggeräumt, dann sprang und sauste der Brand über alles hinweg.

Montag am 18. September sollte es geschehn. Die Mehrzahl der Abgeordneten hatte wohl von der Größe, nicht aber von der Nähe der Gefahr eine Vorstellung. Das Ministerium hatte sie. Dies interimistische Ministerium, welches gestern durch 21 Stimmen wenigstens in interimistischer Macht geblieben war, hatte für alles zu sorgen. Wäre es schon völlig abgetreten gewesen, das heißt: hätte Herr von Hermann nur einen Grad mehr Gestaltungskraft besessen, und sich mit zwei bis drei Genossen vorläufig in Besitz des Taxisschen Palastes gesetzt gehabt — dann wäre aller Wahrscheinlichkeit nach der große Handstreich der Demokraten vollständig gelungen. Denn die Koketterie mit der Linken hätte nicht in der Nacht vom 17. zum 18. Lokomotiven heizen und nach Truppen sausen lassen hinüber in die Mainzer Festung.

Dies tat das Ministerium, welches nach der Abstimmung vom Sonnabende wenn auch zerfetzt, doch in Bruchstücken einstweilen hatte bleiben können.

Als wir Montag morgens zur Sitzung kamen, fanden wir die Zugänge zur Paulskirche in weitem Kreise eingehegt durch weiße Röcke und schimmernde Pickelhauben — durch österreichische und preußische Truppen, welche des Morgens aus Mainz gekommen waren.

Ihre Anzahl aber war klein, und wie sich bald zeigte fehlte der einheitliche Wille, sie für genügenden Schutz zu verwenden. Jetzt schon am frühen Morgen hatten sich Volkshaufen dicht an der Kirche verhalten und standen zwischen den Eingängen der Kirche und den Truppen. Angesichts der Truppen, drei Schritte von ihnen hielten sie uns Fäuste und Stöcke unter die Augen und sprachen dazu: Ihr müßt alle gehenkt werden! Dies spielte am nördlichen Eingange zur Kirche, wo man unmittelbar von der Gasse nur fünf Schritte zu machen hat, um im Innern der Nationalversammlung zu stehn, gerade im Angesichte der Rednerbühne und des Präsidenten. Zwei unbewachte Türen nur, eine starke äußere und eine schwache innere, trennten hier die Gasse vom Parlamente.

Auf dieser Nordseite standen früh österreichische Truppen, tschechische Böhmen, welche die Drohworte des Volkshaufens gar nicht verstanden.

Gagern präsidierte. Natürlich begannen sofort Anrufungen von der Linken gegen die Heranziehung von Truppen, deren „Dringlichkeit man nicht einsehe, und welche die Freiheit der Beratungen hindere.“ Schmerling rechtfertigte sie sofort durch ein Gesuch des Frankfurter Senates, welches um Mitternacht eingegangen sei. Sie seien zum Schutze der Nationalversammlung da, und das Ministerium übernehme die volle Verantwortlichkeit. Er machte schließlich diejenigen außerhalb der Versammlung, die allenfalls einen gewaltsamen Angriff gegen die Versammlung zu machen beabsichtigten, darauf aufmerksam, daß ein solcher Angriff Hochverrat sei.

Unmittelbar darauf folgte ein „höchst dringlicher“ An-

trag der Linken: „Da Zweifel erhoben worden sind, ob die Nationalversammlung in ihrer jetzigen Zusammensetzung noch das Vertrauen der Mehrheit des deutschen Volkes besitze, so seien sofort neue Wahlen anzuordnen in der vom Vorparlamente festgesetzten Weise.“

Der Präsident fragt, ob Herrn Rühl von Hanau das Wort gegeben werden solle zur Begründung der Dringlichkeit dieses Antrags? — Es wird verweigert.

Ein zweiter „höchst dringlicher“ Antrag folgt dem ersten auf dem Fuße. Er geht gegen die „Masse von Soldaten um die Paulskirche“, gegen eine „Maßregel, die ganz geeignet erscheine, die Freiheit der Beratung des deutschen Parlamentes zu beschränken, und das Vertrauen des deutschen Volkes in die Nationalversammlung und die Zentralgewalt zu schwächen.“

Das Wort zur Begründung der Dringlichkeit wird verweigert.

Nun verzettelt man sich in eine äußerliche Frage der Geschäftsordnung, recht als wollte man sich zerstreuen über den Drang des Augenblicks.

Mitten in diesem Gespräche erfolgte der Überfall von außen. Die Volksmassen drängten plötzlich durch die nördlichen Eingangstüren, geradeein vom Redner und vom Präsidenten, in die Kirche herein —

Um dies zu verstehn muß man nachträglich ins Auge fassen, was draußen vorgegangen war. Die österreichischen Truppen, welche noch vor einer Stunde hier gestanden, waren weggezogen worden. Niemand weiß warum! Wohl möglich, daß von irgend einer Autorität in der Paulskirche selbst ein Wink erfolgt war, nicht so nahe, nicht so schutzeifrig zu erscheinen. Solche Faselei des Herzens in politischen Dingen war damals an der Tagesordnung. Es wäre ein Ereignis von unabsehbarer Wichtigkeit gewesen, wenn an jenem Morgen die Nationalversammlung auseinander gesprengt worden wäre, und dennoch war man eigentlich sorglos. „Das kann doch

nur auf eine Stunde, auf ein paar Stunden, allenfalls auf einen Tag gelingen!" sagte man wohl. Als ob man in solcher Lawinenzeit die nächste Minute, die nächste Stunde in der Hand hätte, sobald die erste Flocke einmal gelöst ist. Der Sturz Ludwig Philipps ist dafür eine schreiende dramatische Lehre: im Besitze aller, aller Widerstandsmittel, von denen noch dazu eigentlich keins völlig versagt, geht er doch verloren, weil die Widerstandsmittel unordentlich und nicht in genauer Folge ins Werk gesetzt werden, weil nicht einheitlich befohlen wird, weil man halb Strenge, halb Milde will, weil man hierdurch die eigne Atmosphäre des Widerstandes verdirbt, den Glauben daran auflöst und den Glauben daran am Ende selbst verliert. Man geht unter im Besitz aller Waffen, weil man keine Kraft und keinen Platz mehr hat, sie zu führen.

Ganz Frankfurt war auf der Stelle geändert, die ganze moralische Atmosphäre schlug um, wenn die Nationalversammlung einmal aus der Paulskirche gejagt wurde. Nur wenn es zum Handgemenge darin kam, war sie schwer beschädigt, und das Handgemenge begann doch eigentlich schon. Die Abgeordneten selbst mußten bald die Eindringenden hinausdrücken. Von den blutigen Folgen eines vollständigen Faustkampfes in der Kirche ganz zu schweigen! Einige hundert Männer weichen doch nicht ohne Widerstand, und Kampf erzeugt Wut. Welche Roheit in der Menge zu entwickeln war, zeigten doch die Nachrichten über brutale Mißhandlung Heckschers, zeigten doch an demselben Tage noch die gräßlichen Szenen mit Auerswald und Lichnowsky.

Also, dieser nördliche Eingang zur Kirche, gerade der, durch welchen man am kürzesten mitten in die Versammlung dringen konnte, war frei gegeben worden. Die österreichschen Truppen hatten sich westlich davon bis an die Ecke der Kirche zurückgezogen, die preußischen Truppen östlich davon. Und zwar die letzteren in ziemlich weite Entfernung bis an die

Mündung des Paulsplatzes in die „Neue Kräm“ hinüber. Gerade aber diesem nördlichen Eingange gegenüber öffnet sich eine kleine Gasse in die innere Stadt. In diese Gasse fluteten die Volksmassen, und von hier drängten sie hervor, eine Zeitlang ungewiß, ob sie den schmalen Zwischenraum bis zum Eingange in die Kirche überschreiten sollten. Die tschechischen Österreicher zu ihrer Rechten waren ihnen am nächsten und konnten ihnen mit dem Bajonett in die Flanke fallen. Aber der Raum ist dort sehr eng, die Kirche stößt nahe an einen Häuserwinkel. Es waren also sehr wenig Soldaten zu sehen und diese nicht Deutsch verstehenden Soldaten hatten nicht den Anschein, als verständen sie die Bedeutung der Lage. Der Offizier derselben war drüben vor der westlichen Front der Kirche; er sah nicht, was auf der Nordseite vorging.

Als es nun so zweifelhaft stand, kamen einige verspätete Abgeordnete von der Nordseite, unter ihnen Riesser, und gingen auf den Eingang zu. Dies benützten die Massen als Gelegenheit und drängten nach. Umsonst wendete sich Riesser um sie abzuhalten; die Masse schob, und drang mit ihm durch die erste, und durch die nur zwei Schritt davon entfernte zweite Tür. Hinter dieser zweiten Tür ist noch ein ganz kleiner, etwa zwei Schritt breiter Raum durch eine unverschließbare Glastür abgesondert vom Innern der Kirche. Bis in diesen Raum drang schon die Flut, als einige Parlamentsdiener es bemerkten und herzu eilten, um den abwehrenden Riesser zu unterstützen. Einige Abgeordnete, die links und rechts unmittelbar neben der Glastür saßen, taten desgleichen, und so wurde die plötzlich totenstillwerdende Versammlung des Überfalls inne.

Es war etwa zehn Uhr. Gagern erhob sich in der ganzen Kraft und Schönheit seines gebieterischen Ansehens — mit seinem weitsichtigen Auge konnte er den Tumult hinter der Glastüre genau erkennen — und verlangte, daß die Versammlung ohne irgend ein Zeichen von Unruhe ihren Platz

behalten sollte, er erwartete, daß sie würdigen Schweigens dem drohenden Angriffe entgegensehen werde. Die moralische Wucht dieser Worte wirkte augenblicklich. Wer sich erhoben hatte, setzte sich wieder, nur die Damen auf den untern Zuschauerplätzen an der Mittagseite der Kirche fingen an zu flüchten.

Das Getümmel an der Glastüre dauerte nur kurze Zeit. Es gelang den Dienern und einigen Abgeordneten, die zunächst hereingedrungenen Angreifer — es waren Proletariergestalten — hinter die mittlere Tür zurückzustoßen, und diese Tür durch einen glücklicherweise vorhandenen kleinen Riegel zu schließen. Nun begann der Sturm auf diese mittlere Tür, welche man sprengen oder einschlagen wollte. Sie war viel schwächer als die erste Tür, welche auf die Straße geht, und eine Holztafel sprang von den Stößen und Schlägen. Dieser Sprung erweiterte sich von der Wucht des Andranges dergestalt, daß man hindurchsehen konnte, und es war nicht wahrscheinlich, daß der schwache Riegel der Gegenwucht lange widerstehen würde. Wir da oben Sitzenden waren jeden Augenblick auf den hereinbrechenden Strom gefaßt. Die kolossale Figur des ebenfalls in dortiger Gegend sitzenden Geschichtschreibers Gfrörer hat sich in der Paulskirche nie so gut ausgenommen als in diesem Momente. Er stand mit seinem Stocke bewaffnet dicht an der Glastüre, unzweideutig an den Tag legend, daß jeder Eindringling einen bemerklichen Widerstand an ihm finden werde.

Jetzt weicht die Tür, hieß es — trotzdem daß man sich mit aller Schwere von unserer Seite dagegen stemmte — jetzt kracht sie! — da schwieg auf einmal das Schlagen und Lärmen draußen, der Druck hörte auf, und man sah, daß auf der Diplomatengalerie, etwas weiter westlich an dieser Seite, alles zu den Fenstern drängte. Es mußte draußen etwas Neues vorgehen.

Gagern rief: „Meine Herren, verlassen Sie die Fenster!“

„Keine Komödie hier!“ rief eine Stimme aus der Linken, ich glaube Blums.

„Keine Komödie draußen!“ entgegnete eine Stimme von der Rechten.

Übrigens war es still, und da Gagern seinen Redner über Geschäftsordnung standhaft auf der Tribüne erhalten hatte, während dieses geheimnisvollen Zwischenspiels hinter den Mauern, so fuhr er als Präsident ungestört fort: „Es sind drei Anträge gestellt, die ich zur Abstimmung bringen werde“ —

Die Hilfe draußen war von den preußischen Truppen gekommen. Obwohl entfernt vom Orte des Einbruchs hatte doch der Offizier bemerkt was vorging, hatte seine Leute antreten und heranmarschieren lassen. Die Masse war trotzdem nicht gewichen. Jeden Augenblick glaubte sie, die Tür springen zu sehen; dann ging's hinein trotz der Soldaten! Die hätten sich dann im wirren Getümmel heraussuchen mögen, wer Abgeordneter, wer Volk sei. Der Offizier hatte die Masse aufgefordert, sich zu entfernen. Sie wich nicht. Er hatte seine Leute laden lassen. Sie wich nicht — die Tür konnte jeden Augenblick springen. — Fällts Bajonett! hatte er endlich kommandiert, und der Bajonettangriff hatte die Masse gesprengt, und auch die an der Tür Stürmenden zum Rückzuge genötigt.

Bei dieser Vertreibung hat sich die erste Verwundung durch einen Bajonettstich ereignet, und diese gab nun das nächste Losungswort zum Aufruf gegen die „Soldateska“, oder vielmehr gegen die „Preußen“. Infolgedessen begann man in den engen Straßen der alten Stadt mit dem Aufbau von Barrikaden.

In der Paulskirche wußte man davon nichts. Man wollte nicht schließen, um den Schein der Sicherheit nicht zu verleugnen, und ging über zur ewigen Grundrechtdebatte, welche keine strenge Aufmerksamkeit erheischte. „Die Wissen=

schaft und ihre Lehre ist frei“, und Eisenmann und Tellkampf und Linke und Ultramontane hielten Reden.

Man eilte hinaus auf den Platz, um Erkundigung einzuziehen über den Stand der Dinge. Trotz des erfolgten Bajonettangriffes war immer noch eigentlich Friedenszustand. Die Soldaten sperrten den Platz nicht förmlich ab, und die „Bummler“ standen truppweise auf demselben umher. Namentlich am Fuße der großen Treppe auf der Mittagseite. Die Sonne schien warm; man sonnte sich, und niemand schien eigentlich zu wissen, ob es vorbei sei, oder ob es erst angehen solle.

Wir standen auf der Treppe und rauchten, und einer sagte ganz richtig: „Man macht heutiges Tages alles nur halb, sobald es sich um Widerstand handelt; es wäre ja ein Wunder, wenn nicht jeder Angriff gelänge, denn jeder Angriff wächst zum Siege, sobald er spürt, daß ihm der Sieg nicht herzhaft bestritten wird.“

Dieser Sprecher war Auerswald, der älteste von drei Brüdern aus Ostpreußen, ein magerer Mann mittler Größe mit einem tief gefurchten blassen Antlitze, welches ohne eine blonde Haartour den bejahrten Fünfziger noch viel älter und sorgenvoller angekündigt hätte. In Köln beim Dombaufeste war ich näher mit ihm bekannt geworden, und ich hatte immer gefunden, daß er über politische Streitfragen mild und ausgleichend sich äußerte. Realen Grund und Boden wollte er für alles sehen, und er machte stets leise aufmerksam auf die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche der Idealismus übersehen mochte. Vorgreifend und abmachend zeigte er sich bei solchen Streitpunkten niemals, und man hatte deshalb wohl auch den Eindruck von ihm, als ob er manches von Bedeutung zugeknöpft behalte. Immer aber war die wohlwollend menschliche Rücksichtnahme vorherrschend in seiner Anschauungs- und Redeweise. Er war zum Gesandten des Reiches nach Petersburg bestimmt, und ich erinnere mich namentlich eines langen

Gespräches mit ihm über diese Aufgabe. Er vertiefte sich dabei in den Schmuggelkrieg an der preußisch-russischen Grenze und in die Verwilderung des menschlichen Gemütes, welche durch solche Grenzsperren genährt werde. Einzelne Züge aus den Freiheitskriegen, welche er tapfer mitgefochten, flossen mit ein, und die Unterhaltung mit ihm war stets lehrreich, stets auf praktische Zwecke hinausgehend. Jetzt machte er mich aufmerksam auf einen dicht am Fuß der Treppe stehenden jungen Mann, welcher dem Aussehen nach ein Handwerker sein mochte und einen starken Knüttel dergestalt gehoben in der Hand hielt, daß es nur eines Schwunges bedurft hätte zum Dreinschlagen. Irgend ein Abgeordneter auf der Treppe schien besondrer Gegenstand seines Grimms zu sein, wahrscheinlich Soiron, wenigstens blickte er starr nach der Stelle herauf, wo dieser stand, und sprach heftig, für uns unverständlich, zu einer Gruppe von Gefährten, die neben und hinter ihm standen. Auerswald bemerkte: „Was mag nun wohl solch ein Handwerksmann für Vorstellungen haben von den Abgeordneten, und nach welchem Maßstabe mag er einen Vertreter Deutschlands bemessen!“ Während er in ähnlichem Sinne weiter sprach, bemerkte ich, daß man in dem engen Gäßchen, welches vom Römerberge nach dem Paulsplatze führt, Budenbretter zusammenschleppte, um eine Barrikade zu errichten. Die preußischen Truppen auf dem Paulsplatze sahen zu, und ich fragte Auerswald, ob er nicht veranlassen könne, daß dies im Entstehen verhindert werde. Ich will's sogleich versuchen! erwiderte er und stieg hinab, um einen Offizier dazu aufzufordern. Langsam folgte ich ihm, und erfuhr, daß keine Order vorläge, über den Paulsplatz hinaus etwas zu unternehmen. Aus weiterem Gespräche ging hervor, daß die Truppenmacht gering sei, und das Wichtigste, den Schutz der Paulskirche, nicht aus dem Auge lassen dürfe, solange die Nationalversammlung Sitzung halte. Erst wenn diese geschlossen, könne an ein Wegräumen von Barrikaden gedacht werden. Zu

diesem Gespräche gesellte sich auch Lichnowsky, der in seiner gewöhnlichen Stellung, das heißt die Hände in den Hosentaschen, mit den Soldaten sich unterhielt. „Es sind meine speziellen Landsleute,“ sagte er mit der ihm eignen schiefen Kopfwendung — Schlesier? — „Nein, Oberschlesier! und ich will unsre Wasserpolacken nach mir selber fragen.“ — Er sprach dann einige polnische Worte zu ihnen, welche bedeuteten, daß ihre Väter und Brüder ihm eine Mißtrauensadresse votiert hätten, und damit hätten sie ihm unrecht getan. Das sind nicht unsre Väter oder Brüder, antwortete ein Soldat, das sind Lumpazi! Diese Antwort setzte natürlich Lichnowsky in die lebhafteste und beste Laune, und er bewies mir, den er mit Recht immer als einen politisch Andersgesinnten behandelte, triumphierend, wie ganz anders das eigentliche Volk seiner Heimat gesinnt wäre, als man in Zeitungen und von Rednerbühnen verkündige. Bei alledem gab er sehr viel auf Zeitungen und kümmerte sich aktiv und passiv um jedes gedruckte Blatt. Es war sogar in letzter Zeit eine seiner halb scherzhaften Drohungen: Ich werde dem oder jenem einen Zeitungsartikel auf den Hals bringen! Übrigens hat sich nach seinem Tode erwiesen, daß jene Adresse von seiten seiner Wähler eine Vertrauens- und nicht eine Mißtrauensadresse war, daß er also in betreff seines Wahlbezirks allerdings Recht hatte mit seiner Schilderung des Volkes. Zufälligerweise — ich sage mit Absicht zufälligerweise, denn eine tiefere Bedeutung und Wahrheit lag nicht darin — hatte er sich auch, wie schon erwähnt, seit einigen Wochen von der rechten Seite ein wenig abgewendet und an das Kasino angeschlossen; er hatte also im Augenblicke wirklich keine herausfordernde Parteistellung, und er hatte, wie wir wissen, in der Waffenstillstandsdebatte zur Vermittelung und Versöhnung der Parteien gesprochen, hatte sanfter und matter gesprochen, als man es von ihm gewohnt war. In seiner Heimat ist bei solchen ungewöhnlichen Erscheinungen an einer scharf gezeichneten

Persönlichkeit der Ausdruck Sitte: Es muß nahe vor seinem Ende sein! Er war unwohl. Das ist der Schlüssel zu seinem nicht hinreichend raschen und entschlossenen Benehmen am Nachmittage. Hätte er gehandelt, wie es sonst wohl seine Art war, er hätte sein Leben hindurch gebracht durch die Fährlichkeit. In diesem schlank gewachsenen eleganten Körper floß überhaupt ein gut Teil slawischen Blutes, welches ungleiche Stimmung und rascheren Wechsel in gutem und schlechtem Mute mit sich zu bringen pflegt. Er war ein Sanguiniker, der ebenso zu Übermut geneigt war, wie er unerwartet zu nachgiebiger Ausgleichung selbst da Gelegenheit fand, wo ein eng und streng gefügter Deutscher nur auf Biegen oder Brechen bedacht gewesen wäre. Zum Schwunge geneigt und befähigt nach allen Richtungen bestand sein Vorzug in der ausgiebigsten Schmiegsamkeit und Anmut nach jeder plötzlich ergriffenen Richtung. Er war ganz und gar Talent. Dreist, zuversichtlich und graziös ergriff er alles, was er ergriff, mit allen Hilfsmitteln zugleich, welche ihm zu Gebote standen, und erreichte deshalb überall Erfolge. Ganz so als Sache des Talentes betrachtete er auch alles als ein Turnier, als einen Kampf, bei welchem Zweck und Inhalt gleichgültig, ein Augenblicks siegreich erscheinender Ausgang die Hauptsache. Ich glaube, es war seine vorletzte Rede im Parlamente, da ging er an mir vorüber zur Rednerbühne und sagte halblaut: Halten Sie mir den Daumen, ich will eben sprechen! — Den Kuckuck auch, erwiderte ich, ich stimme für das, was Sie bekämpfen wollen! — Das ist ja einerlei! entgegnete er, und stieg hinauf. So wenig kümmerte ihn der Inhalt, welcher jenseits des augenblicklichen Erfolges, jenseits der Tat des Talentes liegen mochte.

Er wurde mit Interesse gehört und zwar von allen Parteien. Trotz seiner schlechten Stimme, wie Porzia sagt im Kaufmann von Venedig. Die Stimme war dünn und hatte einen Beisatz von Heiserkeit, über welche der Tenorton

mit einiger Anstrengung hinweg setzen mußte. An dieser Anstrengung ließ er es nie fehlen, so daß er überall verstanden wurde. Aber trotz dieser erhöhten Kraft, die er anwenden mußte, verließ er die Form des Salonvortrages nicht und geriet niemals ins Deklamieren, in dieses Symptom von Unwahrheit oder doch Halbwahrheit, welches jeden stärkeren Eindruck aufhebt. Er begann immer mit Aufräumung des Zimmers, welches er vorfand. Da hatte jener dies und dieser jenes gesagt, und dies und jenes mußte er erst in den Winkel schieben, ehe er an seine Bemerkungen kam, die zu einer Rede gruppiert werden sollten. Das geschah immer mit Raschheit und Lebhaftigkeit, und je mehr Zwischenfälle oder Zwischenbemerkungen ihm widerfuhren, desto besser gelang es. Denn wie alle Leute pikanter Konversation hatte er eigentlich keinen tiefen und langen Atem des Vortrages, hatte aber volle Geistesgegenwart, und jede Unterbrechung war ihm deshalb nicht nur nicht störsam, sondern hilfreich. So hat er nie eine bessere Wirkung gemacht, als da er in einer Rede wegen Räumung der Galerie von der Galerie herunter ausgepfiffen wurde, und flugs dieses Pfeifen willkommen hieß als ein Argument für seine Sache, als einen tatsächlichen Beweis, wie nötig die einschränkenden Maßregeln seien gegen die Galerie. Er konnte natürlich mit diesen Gaben nie den Anspruch eines wirklichen Parteiführers, eines nachdrücklichen Verfechters von Prinzipien machen, er war nur ein gewandter, wohl ausgestatteter und mitunter ganz empfindlich einhauender Reiter seiner Partei, der sich denn auch am besten ausnahm, wenn es sich um Aufgebung oder Verteidigung eines Standesvorzugs handelte. Da hatte er alle Waffen, nämlich auch die poetischen Gedankenwaffen einer besonderen Erziehung für sich. Die Waffen eines ganzen Standes sind ja unter allen Umständen von einer eigentümlichen Wirksamkeit, denn es haben Jahrhunderte daran geschmiedet. Er hat mir nie besser gefallen, als wenn er den Mut zeigte,

unpopulär zu sprechen. In der Frage um Aufhebung des Adels hatte er ein paar Wendungen, welche den demokratischen Zeitgeist geradezu verletzten, und welche als Zeichen einer ganzen Anschauungsweise besseren Gehaltes waren als zehn Wendungen versuchter Ausgleichung, mit denen er sich in andern Reden herum quälte. Seine persönliche Haltung auf der Rednerbühne war frei und gewandt: er hielt sich nicht an, er lehnte sich nicht an, und der kleine dunkelhaarige Kopf mit blitzenden Augen, die nicht ohne Falschheit waren, warf sich dabei gern auf den Nacken zurück. Von größerer Bedeutung war weder seine Rede noch sein Gesicht, welches durch einen Säbelhieb und Schnurrbart an das sensualistische Antlitz eines Reiteroffiziers erinnerte. Ob er gefallen oder nicht gefallen? war denn auch immer seine dringende Frage, nachdem er gesprochen, und in dieser dringenden Nachfrage zeigte er oft so viel Naivität, daß die Eitelkeit liebenswürdig wurde, wenn man sich einmal darein ergeben hatte, so wichtige Fragen und Formen auf persönliches Genüge herunter gebracht zu sehn.

Die Truppen hinderten die Zirkulation auf keine Weise, und ich ging mit andern Bekannten nach der neuen Kräm hinüber. Dort, hieß es, habe man den Eingang in die enge Schnurgasse hoch verbarrikadiert. Es war so. Niemand war aber hinter der Barrikade, und man besah sie wie man eine Jahrmarktsbude ansieht, die noch keine Waren enthält, weil der Jahrmarkt noch nicht begonnen. Wird er denn beginnen? Man wußte es nicht. Wir wenigstens wußten es nicht. Vielleicht auch Blum nicht, der hier neben uns stand, und seine Zigarre rauchend, halb lächelnd diese für ihn ehrwürdige moderne Erfindung betrachtete.

Es war die Stille vor dem Gewitter. Ich wüßte aber nicht, daß es uns besonders schwül vorgekommen wäre. Wenn man nicht zur Revolutionspartei gehört, so ist man ganz ohne Instinkt dafür, ob etwas bevorstehe oder nicht. Die ewigen

Deklamationen hatten uns gleichgültig gemacht, und von den praktischen Vorbereitungen wußten wir nichts. Daß es wirklich losgehn werde gerade heut' oder morgen, wissen auch von den Revolutionierenden immer nur wenige.

Um ein Viertel vor zwei ward die Sitzung geschlossen, nachdem noch die Eingabe von der Pfingstweide vorgelesen worden war. „Ihres besonderen Inhalts wegen verdiene sie das“ hatte Gagern gesagt. Sie wurde gleichgültig hingenommen; es war schon zuviel vorgefallen. Man ging zu Tische. In Wahrheit besorgten wir nach dem verunglückten Streiche des Überfalls eine größere Revolte nicht mehr.

Ein Militär unter uns sagte freilich, als wir in den „Englischen Hof“ traten: Die Lage sei gefährlich wenn ein Ausbruch erfolge; denn die Truppenmacht sei viel zu gering, die enge innere Stadt zwischen Zeil und Main sei vortrefflich geeignet zur Barrikadenfeste, und wenn sie sich bis zur Nacht halte, so ströme das Demokratentum von halb Süddeutschland herzu, und das Parlament müsse flüchten, wenn zur Flucht noch irgend eine Straße übrig bleibe; welches letztere nicht wahrscheinlich. — Also? — Also müssen wir auf eine Katastrophe gefaßt sein! setzte er hinzu, und nahm seinen Platz neben Lichnowsky, welcher einer der ersten an der Tafel sich niedergelassen und vom Kellner Suppe und Wein gefordert hatte. Er zeigte so wenig als einer von uns ungewöhnliche Teilnahme oder Aufregung, er war etwas gedrückt durch sein Unwohlsein. Beifällig nickte er mit dem Kopfe, als ein neuer Ankömmling erzählte, Peucker habe schon eine Lokomotive nach Darmstadt geschickt, um Artillerie von dort zu holen.

Erst gegen Ende der Mahlzeit erfuhren wir, daß die Barrikaden verteidigt würden, und daß es zum Schießen gekommen sei. Österreichische Truppen hatten den Kampf beginnen müssen. Auf diese Nachrichten nahm Lichnowsky seinen Hut und ging über den Roßmarkt hinüber, um nähere

Erkundigung einzuziehn. Wer hätte gedacht, daß man ihn da zum letzten Male hinschreiten sähe! — Persönliche Bekannte von ihm, preußische Mitglieder der Nationalversammlung, von Boddien und von Deetz, welche beide dem Reichsministerium des Krieges zugeteilt waren, wollte er aufsuchen, um näher über den Stand der Dinge unterrichtet zu werden. Man erwartete, hieß es nun bestimmt, von der Westseite Zuzug von neuen Truppen, und befürchtete von der Ostseite, von Hanau her, Zuzug neuer Insurgentenscharen. Zu einem vollständig sich organisierenden Barrikadenkampfe hatte man keineswegs Truppen genug, wenn man vor neuem Andrange von außen her nicht sicher sein, also die vorhandene Truppenmacht nicht ganz verwenden durfte. Das unruhige Blut hat Lichnowsky getrieben, sich durch eine Rekognoszierung zu vergewissern, was zu erwarten stünde. In dieser Absicht hat er sich bald nach drei Uhr bei einem österreichschen Abgeordneten, dem Obersten von Mayern, ein Pferd geliehen, und ist nach dem Eschenheimer Tore zu geritten. Dort sieht er General Auerswald gehn und fordert ihn zur Begleitung auf. Auerswald hat keine Lust gehabt; es war aber Lichnowskys Art, bei solchen Einladungen lebhafter und dringender zu sein, als man es sonst bei so gelegentlichen Dingen zu sein pflegt. Alle Einwendungen und Hindernisse wußte er dann durch unerschöpfliche Auskunftsmittel zu beseitigen. So wußte er denn auch Rat dafür, daß Auerswald kein Pferd habe. Kriegsminister Peucker wohnte am Eschenheimer Tore, und aus dessen Stalle wurde ein Pferd geholt. So waren gegen vier Uhr beide Schlachtopfer zu Rosse, und ritten unter dem altertümlichen Eschenheimer Torturme hinaus in die Vorstadt. Anfangs scheint Lichnowsky die Richtung nach links hin, nach der Westseite vorgehabt zu haben. Dort außen in der Vorstadt wohnte der Reichsverweser, und Lichnowsky hat diesem eine Mitteilung, eine Meinung ausdrücken wollen über die Art und Weise, wie seiner Ansicht nach der Kampf

nachdrücklich zu Ende gebracht werden müsse. Davon ist er aber abgehalten worden durch eine Warnung. Dort außen auf der Seite von Bockenheim, hat man ihm gesagt, seien zahlreiche Haufen, denen man keine freundliche Absicht zutraun dürfe. Der Reichsverweser sei auch schon zu Fuß über die Promenade nach der Stadt gegangen. Nun hat Lichnowsky wahrscheinlich nach der Hanauer Seite hin sich umschaun wollen, um in betreff des gefürchteten Zuzugs von Demokraten eine sichere Kunde mitzubringen. Kurz, die beiden Reiter hatten ihre Pferde nach rechts gewendet, und waren auf der Promenadenchaussee nach dem Friedberger Tore zu geritten.

Man dachte nicht weiter an sie; man war in der Stadt hinreichend beschäftigt, man lief soweit es ohne augenscheinliche Gefahr geschehen konnte den Orten zu, wo der Kampf begonnen hatte. Auf dem Liebfrauenberge schossen die Österreicher, unten an der Zeil beim Türkenschusse schossen die Preußen, Barrikaden angreifend. Oben in der Bleichstraße, hieß es, also weit nördlich außerhalb des vermuteten Barrikadenviertels, werden auch Barrikaden von den Preußen angegriffen, und die ganze östliche Stadt nach der Hanauer Seite zu ist verrammelt und in den Händen des Aufstandes. Das Friedberger Viertel nicht minder. Nur die obere Zeil und der Roßmarkt, das Eschenheimer-, Bockenheimer- und Gallusviertel, die westliche Stadt war frei bis an die Tore. Außerhalb der Tore sei man nirgends sicher. Die Musketenschüsse knatterten fortwährend, und ein elegant gekleideter junger Mann trat zu uns auf der Zeil mit dem Bemerken, wir möchten die Biegung der Straße nicht überschreiten, denn auch außerhalb der vermutlichen Richtung irrten gedankenlose Kugeln umher. Zum Beweise zeigte er seine angerauchte Zigarre vor, welche ihm soeben durch eine solche Kugel aus dem Munde gerückt worden und verdorben sei. Sie hatte, wie man zu sagen pflegt, zuviel Luft bekommen, und der

junge Mann war bei dieser heiteren Wendung doch ziemlich erregt. Man sah Verwundete vorübertragen, man sah Adjutanten sprengen, namentlich einen jungen schlanken Österreicher, welcher wie zum Tanze geputzt schien mit dem engen weißen Leibrocke, mit der schwarz-goldenen Schärpe darüber, mit dem Federhute und mit weißen Glacéhandschuhen in den Zügeln des Pferdes. Auch Boddien hoch zu Rosse flog einmal vorüber die Zeil hinunter mitten ins Kugelfeuer hinein, und man hörte, daß er auf dieser Seite den Angriff leiten helfe. Man rücke langsam vor, entweder weil man schonen wolle, oder weil man zuwenig Truppen habe.

So ging es eine ziemliche Zeitlang, ohne daß man etwas Entscheidendes vernahm. Plötzlich hieß es: Es tritt eine Waffenruhe ein! Abgeordnete von der Linken sind beim Ministerium gewesen und sind von Boddien über die Barrikaden zu den Aufständischen geleitet worden, um mit diesen zu unterhandeln.

Dies mochte gegen sechs Uhr sein, und der Tag neigte sich. Solche Nachricht wirkte niederschlagend auf viele Abgeordnete von der Rechten und vom Zentrum. Dies ewige Vermitteln, riefen sie, wo nichts zu vermitteln ist, richtet alles zugrunde; denn jeder Bestand, jedes Gesetz wird unsicher. Wir wollen reines Wasser, setzten die Entschlossensten hinzu, Sieg oder Untergang! Denn wenn nun auch in der Stadt der neuen Zentralgewalt und Nationalversammlung das Putschen und Revoltieren nur beschwichtigt werden kann wie in Berlin und Wien, dann ist auch die neue Gesetzgebung unmächtig und haltlos.

Der Reichsverweser, hieß es, sei zur Ausgleichung geneigt, das Ministerium aber nicht. Besonders Peucker und Schmerling widersetzten sich standhaft, unterstützt durch Deetz und Boddien.

Geduld! flüsterte einer, der aus der Eschenheimer Gasse kam, der Waffenstillstand ist für uns. Wir haben zuwenig

Mannschaft, und Deetz hat eben wieder eine Abteilung nach dem Hanauer Bahnhofe hinaus senden müssen, wo Kurhessen stehn sollten und wo, wie es heißt, nur ihre Gewehre noch stehn, wir sind zu schwach, wir warten sehnlichst auf die Geschütze von Darmstadt — hurra! hurra! hörten wir plötzlich von der Bockenheimer Seite her, und schweren Hufschlag und schweres Rasseln. Die Darmstädter Geschütze kamen an und fuhren auf am Roßmarkte und an der Hauptwache; Darmstädter Truppen, aufgeweckte, intelligent aussehende, fixe Leute, kamen aus einer anderen Straße an und begrüßten ihre Geschütze mit brausendem Hurra.

Die Geschütze machten sich fertig, die Zeil hinunter zu rasseln. Es entstand eine ängstliche Pause, der Tag sank immer mehr, unser Berichterstatter war wieder in die Eschenheimer Gasse hinübergeeilt, ob er was erfahre über die Waffenruhe. Alles harrte gespannt, ob sie wirklich länger dauern und die Entscheidung knicken solle. Um diese Zeit hörte man zum ersten Male von einigen Vorübergehenden, daß Lichnowsky verunglückt sei. Ach, nicht doch! berichtigte einer, er ist gar nicht in der Stadt, wo allein gefochten wird. Man schlug's aus dem Sinn, man war darauf gespannt, ob die Waffenruhe verlängert oder beendigt würde. Die Artilleristen saßen zu Pferd vor und neben den Kanonen und harrten ebenfalls, da hörte man auf einmal das Kommando „Vorwärts!“ und weiterhin ebenfalls „Vorwärts!“ und noch einmal „Vorwärts!“ und in vollem Trabe ging's mit den Kanonen und mit der Bedeckung die Zeil hinab. Der Eindruck nach solcher Spannung war so groß, daß die zahlreichen Zuschauer, allerdings wohl zumeist Feinde des Aufstandes, in ein allgemeines Bravoschreien ausbrachen. Man hörte, daß die Kanonen still hielten unten an der Zeil, man erwartete, ob der donnernde Schuß folgen werde. Gleichzeitig glaubte man auch weit drüben südlich, etwa nach der alten Brücke zu, neues Musketenfeuer zu hören. „Das sind

die Darmstädter Schützen," rief unser von der Eschenheimer Gasse zurückkehrender Kundschafter, „sie arbeiten sich mit bewundernswerter Bravour und Geschicklichkeit durch die Barrikaden der Fahrgasse herauf, um den Unsrigen die Hand zu bieten!" — Also die Waffenruhe ist aus? — „Aus! Die Linken drohten mit Himmel und Hölle, wenn neues Bürgerblut vergossen würde, und schoben Schmerling die ganze Verantwortung zu, ‚ich werd's verantworten,' erwiderte er trocken österreichisch hinter dem Tische hervor, und Boddien und Deetz sind auf dem Platze und —"

Da donnerte der erste Schuß des hessischen Geschützes —

Es war die wunderlichste Lage einer Revolutionsschlacht, die man sich denken kann. Die Aufständischen fochten gegen Behörden, welche eben erst aus allgemeinem Stimmrechte der Nation hervorgegangen waren; es fehlte ihnen also ganz und gar der Schimmer und Duft eines gekränkten, zur Gewaltsamkeit gezwungenen Rechtsgefühls. Die Angegriffenen aber verteidigten sich mit Truppen, deren ursprüngliche Befehlshaber kurz vorher noch Widersacher der jetzt Angegriffenen waren, und — wahrscheinlich in kurzem wieder sein würden.

Dabei wandelten diese Angegriffenen ohne Waffen umher auf der oberen Zeil und dem Roßmarkte, als ob sie unparteiische Zuschauer wären. Zum Teil hatten sie ihre Frauen am Arme, welche anfangs vor den nahen Gewehrsalven zurückschreckten, sich aber bald mit der physikalischen Notiz beruhigten, daß Kugeln nicht um die Ecke flögen. Eine wunderliche und bald auch malerische Promenade, als der Abend hereingebrochen war. Die neu ankommenden Truppen lagerten sich auf dem Roßmarkte, ehe sie ins Gefecht geführt wurden, und zündeten Wachtfeuer an. Es ist ganz was anders um Soldaten, die nach der nächsten Viertelstunde ins tückische Kugelfeuer, in Not und Tod schreiten müssen nach der angrenzenden Straße. Sie entzünden die natürlichste Teilnahme. Man sammelte Geld, um Wein und Nahrungs-

mittel ankaufen und unter sie austeilen zu können. Die elegantesten Frauen gingen umher unter ihnen und verteilten, was aus dem englischen Hofe herausgebracht wurde, und besonders die Truppen aus Mainz äußerten sich gerührt und dankbar, denn es sei ihnen dort ergangen, als ob sie gar nicht mehr Menschen wären.

Der englische Hof war eine Art zweiten Hauptquartiers. Wichtige Befehlshaber traten oft dort ein, um sich zu erfrischen, und es gab immerwährend neue Nachrichten. Ein junger preußischer Offizier, hieß es, sei auf einen Wagen gesprungen, um besser kommandieren zu können. Umsonst hatte man ihm zugerufen, sich nicht dergestalt auszusetzen; er war geblieben in voller Bedeutung des Wortes: eine Büchsenkugel hatte ihn umgeworfen. Dies sehend springt sofort sein Bruder, ebenfalls Offizier, auf dieselbe Stelle hinauf, und wird in der nächsten Minute, ebenfalls in die Brust getroffen, niedergeworfen. Dieser lebt aber, wurde hinzugesetzt, er hat zufällig seine Epauletten in die Brusttasche gesteckt, und auf diesen ist die Kugel, keine Spitzkugel! sitzen geblieben — die Truppen machen Fortschritt auf Fortschritt, der Aufstand wird Niederlage! Die traurige Nachricht von Lichnowsky freilich bestätigt sich. Man hat ihn soeben in Bethmanns Gartenhaus gebracht. Er lebt noch; Auerswald aber ist tot. „Auerswald auch?!“ — Ja wohl, der alte Soldat aus den Freiheitskriegen ist von den heutigen Freiheitsmännern gräßlich ermordet worden in der Vorstadt der freien Stadt Frankfurt! — —

Gegen Mitternacht konnten wir durch die Barrikaden der Allerheiligen=Straße hinaus nach unsrer Wohnung in der Hanauer Vorstadt. Offiziere ließen höflich Platz machen für die Damen. Rechts unten nach Sachsenhausen zu war der Kampf noch nicht beendigt, aber er ging zu Ende. Links drüben im Friedberger Viertel, wo Germain Metternich Anführer gewesen und abends verschwunden war, schwieg alles

— am dortigen Tore sollten Auerswald und Lichnowsky zuerst angegriffen worden sein.

Am andern Tage, wo beide als unzweifelhafte Leichen vor uns lagen, wurde ihr Schicksal aufgeklärt bis auf diesen ersten Angriff am Friedberger Tore, den ich trotz aller Nachforschungen nicht genau habe ermitteln können.

Vor diesem Tore steht ein Denkmal, welches der verstorbene König von Preußen tapferen, im Kampfe gegen Franzosen gefallenen Hessen hat errichten lassen, und nahe bei diesem Denkmale sind die beiden preußischen Abgeordneten, vom Eschenheimer Tore herkommend, zuerst mit Schüssen angegriffen worden von hessischen Insurgenten. Allen Anzeichen nach sind die Haufen, welche Lichnowsky erkannten — er war ja überall, auf der Rednerbühne, in den Straßen und Bilderläden zu sehn — vorzugsweise Bewohner aus hessischen Ortschaften, namentlich aus Bockenheim gewesen. Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß sie eine persönlich vorgefaßte Absicht dabei gehabt. Der Anfall ist wohl der augenblicklich entzündeten Wut gegen die beiden zu Pferde daher kommenden, sicherlich der aufständischen Sache abgeneigten Männer zuzuschreiben. Das Erkennen Lichnowskys von der verhaßten preußischen und aristokratischen Richtung mag diese Wut zu Schuß und Wurf gesteigert haben. Man sagt, Lichnowsky habe beim Eschenheimer Tore, wo er anfangs nach links wenden wollte, laut davon gesprochen, daß er rekognoszieren wolle, und es wäre allerdings möglich, daß zuhörende Insurgenten vorausgeeilt wären, um ihren Genossen die Reiter zu signalisieren. Wahrscheinlich ist dies nicht. Sie wurden ja auch weiter draußen an der Friedberg-Homburger Straße von einem Trupp ohne weiteres mit Schuß und Wurf angefallen. Die bloße Erscheinung von zwei solchen Reitern hat also wohl genügt, die aufgeregte Leidenschaft zu mörderischem Anfalle zu treiben. Freilich ist ein vorbedachter Zusammenhang auch mit dem Trupp draußen

auf der Friedberger Chaussee möglich, wenn einmal der ganze Ursprung der Tat von dem Eschenheimer Tor her abgeleitet werden soll. Dieser zweite Trupp ist allerdings auch weiter außen von der Eschenheimer Seite durch Gartenstraßen dahinüber gekommen nach der Friedberg-Homburger Straße, wo er den beiden Reitern den Weg kreuzte, und er konnte also allerdings vom Eschenheimer Tore her das Signal erhalten haben zu dieser Kreuzung des Weges.

Das alles scheint mir indessen doch eine ziemlich künstliche Deutung zu sein. Die Untersuchung hat darüber nichts Zuverlässiges ergeben, und die eigentlichen Täter sind bekanntlich zu den Franzosen geflüchtet, und diese haben sie neuerdings von Verdun entschlüpfen lassen. Ich glaube immer noch, die ganze empörende Jagd und Mordtat ist der augenblicklichen Roheit zuzuschreiben, welche, zum Kampfe aufgestachelt, bestialisch sich auslassen mochte an jedem Gegenstande, der halbwegs zum Hasse berechtigte.

Ob Auerswald dort am Hessendenkmale schon getroffen worden ist, das weiß man nicht. Ebensowenig ist genau zu ermitteln, ob sie erst noch eine Strecke gerade fort an der Promenade gegen die Hanauer Seite hin gesprengt, dort wiederum angefallen worden und nun erst umgekehrt sind, um die Friedberger Chaussee nach Homburg hinaus zu gewinnen. Es scheint so, obwohl sie dann nochmals zu ihren Feinden unweit des Hessendenkmals zurück und an der andern Seite des Denkmals vorüber mußten. Man weiß nur gewiß, daß sie die Häuserstraße, welche nach Homburg hinaus führt, beide nebeneinander noch hoch zu Rosse gewannen.

Diese Friedberger Chaussee wurde die Straße zu ihrem Tode.

Der ästhetische Grundgedanke einer Tragödie, welcher seit so vielen Jahrhunderten alle möglichen Schwankungen religiöser Satzung überlebt, dieser Grundgedanke trat, ja sprang wie ein Riese vor meinen Geist, als ich zum ersten Male

positiv erfuhr: Lichnowsky und Auerswald sind draußen vor dem Friedberger Tore ermordet worden.

Der ästhetische Grundgedanke einer Tragödie, ja jedes Kunstwerkes lautet ja doch: Innerhalb der Anlagen eines Menschen entwickelt sich Wille und Tat dieses Menschen und innerhalb Anlagen, Wille und Tat entwickelt sich für jeden sein persönlicher Zauberkreis, welchem er nicht entrinnen kann und welchen man sein Schicksal nennt. Der leichtsinnige Lichnowsky flog an meinem Geiste vorüber in all den Wandelungen, welche ich an ihm gesehn seit einem Jahrzehnt: wie der übermütige Edelmann die Kämpfe um Nationalität, Volksrechte und Freiheitsformen von Hause aus betrachtet hatte als die beliebige Aktion eines Theaterstücks, an welchem man sich beteiligen könne beiläufig und um seiner eignen Person willen, nicht eigentlich aus tieferem Bedürfnisse für eine Sache; um der Person willen, die sich auszeichnen wolle auf irgend einem Theater. So war's im abenteuerlichen Rittertume. Die Tat wurde gesucht, gleichgültig welchen Sinnes sie sei. Von diesem Rittertume haben wir noch einzelne Partisane. Sie gingen dahin, wo gefochten wurde und suchten sich wohl diejenige Partei, die ihnen etwas näher stand als die andere. Aber es brauchte nur eines solchen „etwas näher" und mehr nicht. Der dogmatische Vorwand war eben Vorwand. Sie wollten sich persönlich auszeichnen, das war die Hauptsache. So ritt Lichnowsky damals über die Pyrenäen zu den Scharen des Don Carlos. Es hätte nur kleiner Zufälligkeiten bedurft, und er hätte auch für Christinen gefochten, wenn zum Beispiele Christine eine schöne Dame und zu erobern gewesen wäre. Der ritterliche Abenteurer täuscht nur die Menge mit dem Schilde von Prinzipien. Er hat deren wohl, aber es sind vielmehr Bedürfnisse, Gewohnheiten, Neigungen. Deshalb weiß er sich zur Not abzufinden, wenn Gewohnheiten und Neigungen ein Abkommen möglich machen, und wenn der Strom von Zeit und Dingen zu groß wird.

Er weiß sich abzufinden, denn er braucht auch Beifall. Und wenn selbst diejenigen verschwinden, welche einer abgesonderten Sache Beifall rufen wollen, dann ist die Mode entschieden und er wirft sein Roß lachend herum und nach einer anderen Seite. Mit dem unmöglichen Siege ist seine fernere offene Parteinahme unmöglich. So ging Lichnowsky über zum Vereinigten Landtage in Berlin und suchte sich dort einen besonderen Pfad zwischen dem alten und dem neuen Heerlager. So erschien er ferner auf den Kampfplätzen in den Berliner Märztagen und fragte hier, fragte dort: Wo ist ein ausgezeichneter Posten zum Handeln? Will mich der König hinstellen, um quos ego! rufen zu lassen, will er mich hinstellen um zu vermitteln? So erschien er endlich bei der Nationalversammlung. Wie war er verändert seit dem Karlistenkriege! Was hatte er innerlich für Zugeständnisse machen müssen, um in der Paulskirche wirksam auftreten zu können! Welche steilen Übergänge waren dazu nötig gewesen! — Ach nein. Sie hatten sich von selbst gemacht, eben weil ihm das Dogmatische ganz unwichtig war, das Persönliche alles. Ein allgemeiner Umschwung war eingetreten; der Beifall, der Erfolg war nur erreichbar, wenn man sich selbst bis auf einen gewissen Punkt einrichtete in die Fugen dieses Umschwunges. Dies ist eine Sache des Talentes und desjenigen Taktes, welcher im Talente wohnt. Da ist nicht Verstellung, nicht ausgebildete, feine Absicht nötig. Das macht sich von selbst, wenn man eben kein hartnäckig dogmatisches Gewissen hat, wenn man mit den Herrschern der Welt gehen will und über ein bewegliches, gewandtes Wesen gebietet. Nicht gerade mit dem Strome, aber auch nicht gerade gegen den Strom schwimmt man. Es wird sich finden, wohin man kommt; nur den Kopf lustig oben halten über dem Wasser!

Gerät solch ein Mann in das grobe Treffen, welches Dogmatiker, hier also in Frankfurt am 18. September fanatische Demokraten liefern, da ist er an seine wahrhaften Tod-

feinde geraten und er ist seinem Schicksale verfallen. Den tiefen Gegensatz hat er immerdar umgehen wollen, weil ihn seine Gewohnheiten, Bedürfnisse und Anlagen trieben und rüsteten zur Umgehung dieses Gegensatzes. Sobald er aber wirklich durch einen falschen Schritt in die wahren Strudel dieses Gegensatzes gerät, dann geht er unter, denn er taumelt über die Grenze seines Wesens, in den Abgrund seiner Person, er verfällt seinem Schicksale, seiner Nemesis. Die ästhetische Bedingung seines Wesens erfüllt sich krachend zur Tragödie.

Und Auerswald? Ein sanfter, wohlwollender Mann! Er ist ein Altpreuße, der dem Vorurteile zum Sühnopfer fällt. Zum Sühnopfer. Die blutigen Schatten Friedrich von Gagerns, der Fürstin Windischgrätz, des Erzbischofs von Paris erhoben sich vor meiner Seele, sie reichten dem zerschmetterten preußischen Generale die Hände und verschwanden mit ihm nach der Höhe, Pfänder der Sühne und des Sieges.

Die Friedberger Chaussee wurde die Straße zu ihrem Tode. Unter diesen Chausseen vor den Toren Frankfurts versteht man nicht bloß Landstraßen, sondern auch Vorstädte. Zwischen den verschiedenen Vorstädten liegen Gärten und Gartenhäuser, welche durch breite, vielfache Wege miteinander verbunden sind. Diese Friedberger Chaussee, welche vom Hessendenkmale aus nach Bornheim, nach Friedberg, nach Homburg führt, ist eine mit zierlichen Häusern besetzte Straße. Sie geht vom Denkmale etwa tausend Schritt gerade hinaus, dann biegt sie jählings rechts. Gerade in diese Biegung mündet von links her, also von der Eschenheimer Vorstadt her, eine Gasse. Und durch diese Gasse kam eben ein bewaffneter Trupp daher, als unsere Reiter in die Friedberger Chaussee hineinsprengten. Er mochte den Hufschlag hören, und stürmt herzu, um noch vor den Reitern an der Biegung zu sein. Er trifft auch richtig mit den Reitern in der Biegung zusammen, und macht sofort einen Angriff auf sie mit Schuß und Wurf.

Hier sind die Reiter voneinander getrennt worden. Lichnowsky ist der Landstraße vorwärts gefolgt. Aber nur etwa fünfzig Schritte. Da kommt eine zweite Biegung der Straße; man schaut ins Freie, auf die Bornheimer Heide, einen von Alleen durchkreuzten Angerplatz hinaus, und hier sieht Lichnowsky, daß dort wiederum Haufen kommen. Er wirft also sein Pferd in einen gerad' vor seiner rechten Hand sich öffnenden Gartenweg hinein. Dieser Pfad verläuft in einen Garten und eine Wiese. Wenn der verfolgte Reiter links nach der Wiese zu seine Richtung nahm, so kam er endlich an eine Hecke, über welche ein gutes Pferd wohl hinüber zu bringen war. Aber eben weil die Hecke nicht hoch war, übersah Lichnowsky auch einen großen Teil der Bornheimer Heide und sah, daß an vielen Punkten derselben Leute waren, wahrscheinlich feindliche Leute. Die Verfolger, denen er eben entronnen, brauchten auch nur zum Teil — denn ein Teil kam wahrscheinlich unmittelbar hinter ihm — der Landstraße gefolgt zu sein, dann sahen sie ihn wieder über die Hecke herauskommen, und feuerten entweder selbst auf ihn, oder bezeichneten ihn den weiter außen Stehenden als Wild, auf welches ein Schuß nicht zu sparen sei. Dies alles mochte ihn wohl bestimmen, nicht da hinaus zu trachten, sondern quer über die Gartenbeete auf einen Plankenzaun zu, hinter welchem ein Haus gebaut wurde, sein Pferd zu treiben. Dort angelangt springt er zur Erde und reißt in hastiger, starker Kraftanstrengung eine Pfoste dieses Plankenzaunes und mit dieser Pfoste ein ganzes Fachwerk nieder, so daß er und das Roß hinüber können auf den Bauplatz. Neben diesem Bauplatze führt ein anderer breiter Gartenweg vorüber, und nachdem er sein Pferd einem Bauarbeiter zum Halten gegeben und zu Fuß aus der Baueinfriedigung getreten ist, sicherlich schon geneigt, lieber zu Fuße die weitere Rettung durch die Gärten und in einem Versteck zu versuchen, kommt auf diesem neuen Gartenwege Auerswald herzu gejagt. Sie finden sich zu=

sammen in diesem Winkel, um zusammen unterzugehen. Auerswald war vor dem Anfalle drüben umgekehrt und wieder nach der Stadt zu geritten, wo er allerdings die ersten Feinde zu erwarten hatte. Wer weiß, ob er es vorhin gesehen hatte im Vorübereilen, daß ein Gartenweg von der Friedberger Chaussee abführte, oder ob er ihn jetzt erst auf dem Rückwege entdeckte! Dieser Gartenweg führte ohne Hindernis ebendahin, wohin Lichnowsky durch den Zaun gedrungen war. Eins nur wissen wir bestimmt, daß Auerswald hier ankam mit schwerverletztem rechtem Arme. Ein Steinwurf hatte ihn getroffen, ob schon am Denkmale, oder erst oben an der Chausseebiegung, wer kann es sagen? Wahrscheinlich ist's, daß durch diese Wunde ihm die Sicherheit auf dem Pferde erschwert, seine moralische Kraft beeinträchtigt und auch er sehr geneigt war, von einer weiteren Flucht zu Rosse abzustehen. Zunächst blieb er indes noch im Sattel und wendete sich im Vereine mit Lichnowsky an den Bewohner eines Gartenhauses, welches schrägüber von jener Baueinfriedigung steht. „Retten Sie uns! Verbergen Sie uns!" rufen beide dringend. — „Wer sind Sie?" — „Fragen Sie um Gottes willen nicht, sondern helfen Sie uns!" — Der Mann ist dazu bereit, empfiehlt ihnen aber, beritten zu bleiben, weil sie dann rascher von dannen kämen. Deshalb eilt Lichnowsky zurück in die Einfriedigung der Baustelle, um sein Pferd zu holen. Man hört übrigens bereits von mehreren Seiten das Rufen der Verfolger. Als Lichnowsky mit dem Pferde auf den Pfad herauskommt, ist Auerswald verschwunden. Wahrscheinlich seiner Wunde wegen ist er von weiterer Flucht zu Pferde abgestanden und hat sich in das Haus geflüchtet. Sein Pferd wird soeben in den Kuhstall geführt. Dennoch ruft jener Mann Lichnowsky zu, sich aufs Pferd zu schwingen: er wolle ihn zu einem Ausgange hinten an seinem Gärtchen führen, durch welchen er nach der Stadt hinüber zu Pferde weiter könne. Mit einigem Rechte entgegnet nun aber Lichnowsky, er möge sich nicht von

seinem Kameraden trennen — wäre er dem Manne gefolgt, so waren sie wahrscheinlich beide gerettet! — und so folgt er denn Auerswald ins Haus, während allerdings die schreienden Stimmen der Verfolger immer näher herankommen Er bedenkt leider nicht, daß die Spuren der Hufe über das Gartenland und die Sandwege den Verfolgern zur Richtschnur dienen, ganz wie den Jägern die Spur des angeschossenen Hirsches, welchen sie suchen. Er bedenkt auch nicht, daß er Auerswald ebenfalls rette, wenn er durch Weiterreiten die Aufmerksamkeit von diesem Häuschen ablenke. Aber rasch freilich mußte der Entschluß gefaßt sein, und es ist nicht zu verkennen, daß beide Männer in ihrer Kraft zu Entschluß und Tat sehr gedrückt und beeinträchtigt erscheinen. Offenbar hat das Unwürdige und Gemeine des Angriffs und der Verfolgung das meiste dazu beigetragen, zwei als tapfer bekannte Männer so zu verwirren und zu bestürzen. Einer Lebensgefahr, einem mörderischen Kampfe begegnet man viel getroster als einer Mißhandlung und Schlägerei, gegen welche man ohne irgendwelche Waffen. Dazu kommt noch zweierlei. Eins habe ich schon oben erwähnt; Lichnowsky war unwohl und dadurch in seiner moralischen Tatkraft geschwächt. Er war ferner, was bei einem solchen Partisan unerwartet ist, kein fester und guter Reiter, der als solcher sein Roß als sicheres Hilfsmittel betrachtet. Und dies Roß war endlich ein fremdes, mit dessen Führung er nicht vertraut war.

Ich verweile an dieser Stelle so lange, viel länger als der Hergang selbst gedauert, weil in diesen Momenten durch falschen Entschluß der Untergang dieser beiden Männer entschieden wurde. Wären sie herzhaft über die kleine Brücke vor dem Gartenhäuschen hinaus auf die Bornheimer Heide und weiter oben auf dieser fort gegen die zum Teil doch wohl friedfertigen Leute gesprengt, sie wären wahrscheinlich entkommen.

Kaum waren nun zum zweiten Male Roß und Reiter

in dem Gartenhäuschen verschwunden, so waren auch die Feinde da, wie Schweißhunde den Pferdehufen folgend. „Hier sind die Pferde hinein! Hier müssen sie sein!“ — Und nun ward der Garten umstellt, das Haus durchsucht. In dem Hause selbst war man den Verfolgten auf das Bereitwilligste zu Hilfe gekommen: Auerswald hatte man einen Schlafrock gegeben, damit er wie ein Bewohner des Hauses erscheinen möchte; Lichnowsky hatte man den Keller und dort einen Lattenverschlag geöffnet zum Verstecke. Umsonst! Auerswald, dessen Gesicht wahrscheinlich von niemand erkannt worden wäre und den sie denn auch wirklich totgeschlagen haben, ohne daß sie gewußt, wen sie totschlugen, blieb in seinem Schlafrocke nicht wie ein Hausbewohner im offenen Zimmer, sondern flüchtete auf den Boden und ward dort gefunden. Man schleppte ihn die Treppen hinab und schlug nach ihm. Ohne weiteres Parlamentieren riß man den Betäubten bis vor das Häuschen, aus derselben Gartentür hinaus, durch welche er eingetreten war, und an jenem erwähnten Brückchen dicht an der Gartentür wurde er wie ein wildes Tier erschlagen. Der sterbende Leib rollte in den trocknen Graben hinab. Ein durch Politik entmenschtes Weib, welche man Schriftstellerin nennt, hat mit dem Regenschirme nach ihm gehauen und die verwilderten Männer angefeuert zum Totschlage.

Wahrscheinlich hat Lichnowsky das alles gehört. Der Keller ist so seicht, daß nur ein paar Stufen hinabführen, und an der Kellertür vorüber hat man Auerswald hinausgeschleift. Nun kam man auch in den Keller. Dort sind drei Brettverschläge nebeneinander. In dem mittleren war Lichnowsky und hatte sich auf ein sogenanntes Obstbett im Hintergrunde geworfen. Dies Obstbett war gebrochen und er war deshalb wirklich versteckt, dadurch, daß das Brett dem Zuschauer entgegenstand, und den nach der Mauer Hinabgeglittenen deckte. Aber das Schicksal spielte tückisch mit ihm: ein Zipfel seines Rockes war oben am Brette hängen

und soweit sichtbar geblieben. Der Hausbewohner, welcher den Mordlustigen öffnen mußte, versucht es, sie über das Vorhandensein des mittleren Verschlages zu täuschen: er öffnet den zur rechten und den zur linken Hand, und die Täuschung gelingt. Sie verlassen fluchend den Keller, und der Gefangene kann aufatmen. Aber die zwei Pferde, welche man im Kuhstalle entdeckt, sprechen zu stark dafür, daß auch der zweite Flüchtling vorhanden sein müsse. Das Haus wird nochmals von oben bis unten durchsucht, und so kommt man zum zweiten Male in den Keller, und — entdeckt die mittlere Tür. Der Gartenbub, welcher leuchten muß, will verhindern, daß man ohne weiteres die Tür einschlage und wird dabei verwundet. Unter dem Klaggeschrei des jungen Burschen wird die Tür erbrochen und man tritt ein. Nichts! — Man sieht niemand — halt! Da! — Man sieht den Rockzipfel; das Schlachtopfer ist gefunden. — Der hervortretende unglückliche Mann hat in diesem entsetzlichen Augenblicke herzliche Worte an seine Verfolger gerichtet, welche ausgedrückt haben, daß er nach seinen besten Kräften dem Volke zu helfen bereit sei. Erfolglos. Man ist desselben Weges mit ihm gegangen wie mit Auerswald, und nur einem aus dem nahen Bornheim herzukommenden Manne von Bildung namens Dr. Hoddes ist es gelungen, den Gedanken aufzubringen, daß Lichnowsky nicht sofort getötet, sondern nach Bornheim gebracht werden solle. Dort hat er, wie die augenblickliche Wendung gelautet, als Geisel dienen sollen, ein gefangener „Preuß“ für irgend einen Aufständischen, der in der Stadt von den Preußen gefangen würde. Unter dieser Form der Verschiebung, welche eigentlich wohl keinem der Übeltäter gefallen hat, und ihnen nur durch eindringliches Reden jenes Dr. Hoddes abgezwungen war, hat ihn der grimmige Haufe über das Brückchen, vorüber an Auerswalds Leiche transportiert. Von dort führt eine schmale Pappelallee, ein breiter Fußweg, über den Anger hinüber nach Bornheim. In dieser Allee war man etwa

dreihundert Schritt unter wildem Toben und Drohen gekommen, da reißt einem der Henker die Geduld und er greift nach dem Kleide Lichnowskys. Dieser wendet sich zur Abwehr und faßt einen Gewehrlauf, welcher auf ihn gerichtet ist, das Handgemenge wird vollständig, die Waffen fallen und fliegen auf ihn, er wird zusammengehaun. Weg da vorn! schreien einige; man macht vorne Platz und die Schüsse knallen auf den zusammenbrechenden Redner der Paulskirche, auf den Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung, welcher den Souveränen aus einem Städtchen mißfällig war.

Dort auf jenem Anger, welcher hoch gelegen ist, sieht man den Taunus rechts und Frankfurt mit seinem alten Dome links; dort lag der so lange glückliche Mann schmerzvoll in seinem Blute, im Angesichte die schöne Welt, an welcher er so lebhaft hing, und konnte nicht leben, nicht sterben. — Unter wildem Hohne gingen die Mörder von dannen.

Den langsam Sterbenden, denn seine Lebensgeister schieden mit eben solcher Zähigkeit und Widerstrebung aus dem Körper wie seine Seele von dieser Erde, den schmerzhaft Sterbenden hat man in das Gartenhäuschen des Unglücks zurückgebracht. Dort hat er sein Testament diktiert. Mein Erbe ist mein Bruder Karl — nein, ich widerufe, hat er mit brechender Stimme gesagt, und dies ist das Liebenswürdigste was ich aus seinem Leben kenne — ich widerrufe! Mein Erbe ist die Herzogin von Sagan. — Sie ist, die frühere Herzogin von Dino-Talleyrand, eine der reichsten Frauen des Landes, und er war wohl von ihr geliebt.

Spät Abends noch unter dem knatternden Gewehrfeuer ist er ins Hospital nach der Stadt gebracht worden, und dort erst gegen Mitternacht verschieden, ein Opfer politischen Hasses. Noch heute glaub' ich nicht daran, daß er nicht mehr lebe, obwohl ich ihn selbst habe begraben sehn. Er gehörte eben zu den Menschen, denen alles für dies Leben und nur dies Leben geschenkt schien.

So verlief der achtzehnte September, eine doppelte Niederlage für die Aufständischen. Doppelt durch die Niederlage selbst, und durch diese Ermordungen, welche Entsetzen und Abscheu weckten überall.

So wurde zum ersten Male 1848 an entscheidendem Orte die bewaffnete Revolution besiegt in Deutschland. Das junge Reichsministerium schloß mit Energie diese erste Epoche der Bewegung, welche ein halbes Jahr angedauert hatte.

Daß dies nötig war nach Verlauf eines halben Jahres, dies war das Unglück des deutschen Parlamentes. Denn was setzte es voraus? Ein vereiteltes, ein vertrödeltes halbes Jahr, die erste, die beste Zeit für das erste deutsche Parlament. Vereitelt und vertrödelt wurde dies kostbare erste Halbjahr durch dies revolutionäre Übertreiben aller Forderungen, durch dies unablässige Steifen auf revolutionäre Forderungen. Statt die mögliche Gestaltung zu fördern hemmte man sie durch unbändige Ansprüche.

Daher der tiefe Widerwille gegen die Ultras linker Hand, welcher damals Tag um Tag in unsre Seele sickerte. Das Volk ward verwildert durch sie, der günstige Zeitpunkt verloren. „Sie wissen nicht was sie tun!“ — Beim Waffenstillstande fühlte schon jedermann, daß die Kraft dahin sei, weil sie gespalten war durch die Ultras, denen man mit gutem Gewissen keinerlei Durchführung mehr anvertrauen konnte.

Wir fühlten wohl auch, daß mit dem siegreichen achtzehnten September diese Epoche beendigt sei, und daß wir nun unsre Augen auf andre Gegner richten könnten. Aber wie war nun unsre Zahl geschwächt, da wir den eigentlichen Bewegungsmännern, die mehr oder minder offen in blutigen Kampf mit uns getreten waren, nichts, nichts mehr anvertrauen konnten. Das mußten ja unsre andern Gegner, die partikularistischen, sehr bald entdecken!

Und sie kamen jetzt an die Reihe. Mit der eigentlichen Verfassung mußte der Kampf beginnen gegen den Partiku-

larismus. Das Maß der allgemeinen Rechte mußte den Linken, die gesammelte Form eines deutschen Staates mußte den Einzelnstaaten abgerungen werden.

Brachten wir es in diesem zweiten Kampfe nicht auch zum Siege, oder brachten wir es wiederum erst nach so viel Zeitverluste und wiederum so geschwächt zum Siege — dann war am Schlusse der zweiten Periode der dritte Feind uns sicher: die Reaktion. Die Reaktion zu überlebten Grundsätzen und Formen. Aus ihnen war der Partikularismus wie aus seiner Wohnung verdrängt, und dadurch war er schwach geworden. Konnte er die Wohnung wieder erringen, so griff er auch wieder nach seinen früheren Grundsätzen und Formen, weil er in ihnen seine Stärke fand. Mochten wir uns auch sagen: dieser letzte Feind kann Siege, aber keine Dauer mehr erringen, denn er muß ein gewecktes Bedürfnis wieder ersticken, welches nicht eine Parteifrage, sondern das Bedürfnis eines Volkes ist, er muß die endlich gefundene deutsche Nation wieder ersticken; mochten wir uns auch trösten damit, daß ein Volk mit dem Dichter spricht:

„Ich besaß es doch einmal
Was so köstlich ist"

und daß es „auch zu seiner Qual" dies „nimmermehr vergißt" — es war doch dies alles nur ein Trost für die Zukunft, nur poetischer Trost. Das wahrhaft Poetische ist oder wird Wahrheit, aber wann? Nach der Kürze eines Menschenlebens fragt es nicht.

Die Reaktion lebt wie der Krieg von den Fehlern ihrer Gegner. Konnte es ihr an Nahrung fehlen nach alle dem, was wir sehen und hören mußten? Wahrlich nicht! Die Ultras der Paulskirche füllten die Magazine der Reaktion.

Das alles wußten wir schon im Herbste 1848. Im eigentlichen Zentrum war niemals Überspanntheit, niemals Täuschung über die eigentliche Lage der Dinge. Diese eigentliche Lage der Dinge ist nicht zu erkennen an den Stoß-

und Sturzwellen der Tagesstimme. Man täuscht sich und andere, wenn man in der Tagesstimme nur die öffentliche Meinung suchen will. Diese ist wie das Klima eines Landes nicht nach einzelnen Wintertagen, nicht nach einzelnen Sommertagen zu bestimmen. Der Durchschnitt im Wechsel, die Stetigkeit im Wechsel charakterisiert das Klima des Landes, bestimmt die öffentliche Meinung eines Volkes. Auf gleichheitlichem Grunde — demokratische Grundlage geheißen — wollte man gesetzliche Freiheit, soweit Ordnung und Entwicklungsfähigkeit damit bestehen konnte. Nicht mehr, nicht minder. Wenn man vom Hauche des nur demokratisierenden Sommers in etwas betäubt war, so betraf dies den Begriff der Gleichheit. Auch mancher Mäßige verwechselte wohl Gleichheit vor dem Gesetz mit absoluter Gleichheit, welche die belebende Gliederung im Staatsleben ausschließen will und damit auf französische Weise das Staatsleben verflacht, es also jedem Sturme, jeder Überschwemmung schutzlos preisgibt. Aber auch die Schwäche in diesem Punkte — an einzelnen Strichen in den Grundrechten mag man sie erkennen — war nicht erheblich, und wurde gemildert durch ganz feste Vorstellungen über die Form, innerhalb welcher die staatliche Freiheit sich bewegen müsse. Das eigentliche Zentrum hat nie geschwankt zwischen Monarchie und Republik. Es war stets und ganz konstitutionelle Monarchie. So war es und so blieb es, als die linke Seite des linken Zentrums in diesem Punkte mehr und mehr der sogenannten öffentlichen Meinung wich, und die monarchische Form nur höchstens darum noch gewähren mochte, weil sie in Deutschland die hergebrachte sei. Das eigentliche Zentrum gestand nicht zu, daß dies die wahre öffentliche Meinung in Deutschland wäre. Es gestand etwas nicht zu, was ihm für die Kapitalfrage willkommen sein mußte. Für die Frage um deutsche Einheit. Diese vor allen lag dem Zentrum am Herzen, und diese war ja allerdings am leichtesten zu lösen, wenn Deutschland eine

Republik werden konnte. Dann war man ja mit einem Sprunge über die Hindernisse des dynastischen Partikularismus hinweg.

Aber um welchen Preis? Das Zentrum sagte: Um den Preis der Wahrheit. Auf welche Dauer also? Auf französische Dauer.

Die Verschiedenheiten, setzte man hinzu, sind sogar ein Glück, wenn sie kernige Eigenschaften haben, und wenn sie die Einheit nicht hindern. Und was mehr als alles sagen will, schloß man, sie sind deutsch, und können nicht geleugnet werden, wenn von einem wahrhaftigen deutschen Staate die Rede sein soll. Sie können und sollen in ihrem Eigensinn, in dem, was wirklich Partikularismus ist, gebrochen werden, aber wenn die jetzige öffentliche Meinung uns zuruft: Beschließt zentralisierend! Die Einzelnstaaten sind tot! Der Monarchismus ist tot! Deutschland will die Republik! — so behaupten wir, daß dies nicht die wahre öffentliche Meinung ist.

Jetzt, wo die Sommerhitze von 48 einer ganz anderen Jahreszeit Platz gemacht hat, jetzt wird man sehr deutlich ermessen können, ob die Mehrheit des Parlamentes in diesem Urteile über Deutschlands öffentliche Meinung recht gehabt. Jetzt im Sommer 49 kommen schon alle die Stimmen zu Gehör, welche ein Jahr lang mit absoluter Heiserkeit behaftet waren. Die Heiserkeit ist plötzlich gehoben. Und was so schweigsam war, als der Kampf gegen Links so hoch und so gefährlich ging, das ist nun beredt, da der Kampf ausgefochten scheint. Scheint! Jetzt wird das Zentrum von der rechten Seite angegriffen werden, jetzt werden die Stoß- und Sturzwellen der Tagesmeinung wieder ganz anders aussehen, und man wird auf der andern Seite herausfordernd rufen: Dies ist die öffentliche Meinung! — Jawohl, alle die gehorsamen Diener der augenblicklichen Macht, alle die schwachen Seelen, welche für das deutsche Vaterland kein Herz haben, welche

es knabenhaft aufblasen zur Zeit der Flut, und welche es erbärmlich verleugnen zur Zeit der Ebbe, sie alle, alle, die sämtlichen Legionen der Mittelmäßigkeit werden jetzt den Ultras von der rechten Seite dienen. So läuft die Welt in allen Zonen.

Was folgt daraus? Ist's Gottes Wort, so wird's bestehn; wo nicht, so wird's zugrunde gehn. Ist's unsers deutschen Volkes Wort, daß ein freies Deutsches Reich entstehen solle, so wird's entstehn. Die Wahrheit siegt immer, wenn auch zuweilen spät.

Von den Übertreibungen unsrer linken Ultras werden sich die rechten Ultras eine Zeitlang sättigen. Aber das ist keine Speise, die einem hungernden und dürstenden Volke Nahrung gewähren könnte. Das ist Wind, und die Blähung ist seine Folge.

Wer da zu gebieten hat, der sehe genau zu, was wahr gewesen ist in den Forderungen von 48! Auch die tollsten Linken forderten wahrhaftig manches, was uns allen wahrhaftiges Bedürfnis ist. Er täusche sich darüber nicht, weil die Sprache übertrieben gewesen, in der es gefordert wurde. Er sehe genau zu! Ein Volk gleicht jenem kuriosen Spielzeuge Nürnberger Ware, welches man „Stehaufmännchen“ nennt: Ihr könnt es links, ihr könnt es rechts, ihr könnt es auf den Kopf werfen, es kommt immer wieder auf seine breite Grundlage zu stehn; sie ist sein Schwerpunkt. Diese breite Grundlage ist nicht nur eine gesunde Freiheit. Nicht nur. Denn diese gesunde Freiheit ist nur um einen Preis zu haben, und dieser Preis heißt: ein Deutsches Reich.

Dem hochmütigen Partikularismus in Deutschland ergeht es unfehlbar, wie es dem hochmütigen Tarquinius in Rom ergangen ist mit den neun Büchern der Sibylle. Er wies sie zurück als er alle neun haben konnte um allerdings hohen Preis.

So geschah's in Deutschland Anno 15.

Er wies sie zurück, als er noch sechs haben konnte, allerdings um denselben hohen Preis.

So geschah's in Deutschland Anno 49.

Das drittemal wies er sie nicht zurück, als er nur noch drei Bücher haben konnte für denselben hohen Preis, und dennoch — was wurde aus Tarquinius?

Der Monarchismus ist ein tiefes, weises Gesetz der Menschenregierung. Die übelsten Monarchen können darüber nicht täuschen. Aber wenn geschehen ist, was geschehen ist in Deutschland, wenn gesehn, gehört und erlebt worden ist, was gesehn, gehört und erlebt worden ist in Deutschland, seit ein erstes Parlament fast ein Jahr lang getagt, eine deutsche Nation vor Europa verkündigt, ein Deutsches Reich und ein monarchisches Oberhaupt beschlossen hat, wenn und seit das alles in drei lebende Generationen eingedrungen ist — da ist es ein unglaubliches und verderbenschwangeres Beginnen: auf eine Reaktion der Partikularmonarchien hoffen zu wollen. Da ist es ja nicht mehr eine Reaktion für Monarchie, sondern im Gegenteile für Vielherrschaft. Die Einherrschaft, die Monarchie ist ja bei den Satzungen des Parlamentes. Der nächste sich erhebende, wenn auch nur leise Wind wird zum Schrecken der Verblendeten klar stellen, daß die Lager ganz anders stehn, als man geglaubt, daß nicht um die vielen einzelnen Throne, sondern um den deutschen Thron die Monarchisten sich scharen würden, kurz, daß der Bundesstaat verloren sei mit den letzten Büchern der Sibylle und der Einheitsstaat unvermeidlich.

Es ist nicht wahr, daß auch das Zentrum des Parlamentes den Einheitsstaat gewollt. Es ist so wenig wahr, daß die Mehrzahl einen Bundesstaat nicht nur nicht für ein pis-aller, sondern daß es ihn für das Bessere in Deutschland hielt. Das Zentrum des Parlamentes wird geschlagen wie der Einzelnfürst, wenn man die Entwicklung in Deutschland zum Einheitsstaate hin forciert. Gerade der gefährliche Hinter=

gedanke des Partikularismus, gerade der Gedanke, welcher das monarchische Prinzip gefährdet, er hat den Vorwurf zuwege gebracht, das Parlament habe den Einheitsstaat gewollt. Hinter diesen Vorwurf schlüpfte das Bestreben, die Vielherrschaft obenauf zu erhalten in Deutschland.

Hier ruht der Schwerpunkt für die zweite Hälfte des Parlamentes. In der ersten Hälfte stürmten die unreifen Republikaner, mit denen auch keine Republik möglich wäre; in der zweiten Hälfte minierten die überreifen Monarchisten, mit denen keine Monarchie möglich wäre. Sie minierten und sie waren überreif, weil sie von den dreißig Einzelnherrschaften eigentlich nichts opfern wollten für die deutsche Gesamtherrschaft.

Im nächsten Bande wird man bei allen Einzelnpunkten sehn, daß das Zentrum der Paulskirche die lebensfähigen Einzelnstaaten Deutschlands wirklich erhalten wollte, auch in ihrer monarchischen Regierungsform erhalten sehen wollte. Kein eigentümlicher Lebenskreis des durch Mannigfaltigkeit reichen Vaterlandes sollte zerstört, er sollte nur dem Ganzen eingeordnet werden.

Wenn es nicht gelungen ist, so bedenke man sich zweimal, ehe man es dem Parlamente zur Last legt. Man betrachte sorgfältig die großen und kleinen Schritte, die großen und kleinen Gedanken der Führer in den Einzelnstaaten! Man hat Gelegenheit dazu gefunden seit dem Frühjahre 49.

Erinnern wir uns doch, mit welcher Zuversicht verkündigt wurde, die Einigung werde nur durch die Anmaßung des Parlamentes gefährdet! Nicht nur um des Prinzips willen, nein, auch um der Zweckmäßigkeit willen wurde bitterlich angeklagt und angegriffen, daß das Parlament endgültig entscheiden wolle. Solches stünde nur den Kronen zu, und werde zweckmäßig von ihnen entschieden werden. Betrachten wir unser armes Vaterland im Sommer 49! Das Parlament ist längst zu Ende. Alles ist in den

Händen der Kronen — und nie war Deutschland weiter vom Ziele.

Die Schwierigkeit liegt in den geschichtlichen Verhältnissen Deutschlands, von denen auch die nicht überlebt sein wollen, welche längst überlebt sind. Es ist verkehrt, die einzelnen anzuklagen, und es ist ebenso verkehrt, durch die einzelnen es schlichten zu wollen. Nur offener Krieg schlichtet das. Der Krieg mit Worten oder der Krieg mit Schwertern — das Parlament oder der Eroberer.

Möge jeder Gebietende sich wohl überlegen, was er verantworten, was er erwarten kann, und in wessen Interesse es liegt, daß ein deutsches Parlament vorhanden bleibe.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Achtunddreißigster Band.

Das erste deutsche Parlament.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1909.

Das erste deutsche Parlament.

Von

Heinrich Laube.

In drei Bänden.

Dritter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1909.

III.

Die Reichsversammlung.

1.

Nachdem die ersten Abschnitte der Verfassung, „Das Reich“ und „Die Reichsgewalt“, angenommen waren in der Paulskirche, veränderte man den bisherigen offiziellen Namen des deutschen Parlamentes. Die „deutsche konstituierende Nationalversammlung“ hieß nun: „Verfassunggebende deutsche Reichsversammlung“.

Diese ersten Abschnitte der Verfassung erschienen am 19. Oktober 1848 in der Paulskirche; also ungefähr ein halbes Jahr nach Eröffnung der Nationalversammlung. Die Debatte darüber begann ominös genug mit dem Streite über Schleswig. Die Mehrheit im Verfassungsausschusse und ebenso die meisten und wichtigsten Abgeordneten aus Schleswig-Holstein selbst wollten, „daß die Verhältnisse Schleswigs definitiver Anordnung vorbehalten blieben“. Die Linken aber wollten, daß Schleswig ohne weiteres zum Deutschen Reiche gerechnet und nur die Grenzbestimmung wie bei Posen vorbehalten werde.

Gleich bei diesem ersten Paragraphen erhielt die Mehrheit des Verfassungsausschusses auch die Mehrheit in der Paulskirche, und dies ist fast durchgehends eingetreten bei allen wichtigen Voten über die Verfassung. Der erste Paragraph wurde noch am 19. Oktober angenommen, wie er vorgeschlagen war, dahin lautend:

„Das Deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen Deutschen Bundes. — Die Verhältnisse des Herzogtums Schleswig und die Grenzbestimmungen im Großherzogtume Posen bleiben der definitiven Anordnung vorbehalten."

Der nächste Paragraph aber schon brauchte eine Woche, nachdem er mehrere Wochen lang in Vorversammlungen und Klubs debattiert worden war. Er enthielt den Schlüssel zur ganzen Stellung eines Deutschen Reiches: das Verhältnis zu Österreich. § 2 und sein Nachbar § 3 sind berufen und beschrien worden vom Aufgange bis zum Niedergange. Mit Recht, wenn man keinen Bundesstaat mit Volksvertretung wollte; mit Unrecht, wenn man diese Form wollte. Alle Welt aber wollte sie, ja wollte sie wenigstens!

Ehe wir eintreten in diese Frage, an welche sich die Lösung der ganzen deutschen Verfassung knüpfte, muß dargestellt werden, wie sich auf der Wetterscheide vom September zum Oktober die Gruppierung der Parteien geändert, und wie sich alte und neue Führer entwickelt hatten.

Zeit und Veranlassung war dazu dagewesen. Das Benehmen der linken Seite nach den blutigen Szenen des 18. Septembers war ein Beschönigen, ja fast ein Gutheißen des blutigen Aufstandes gewesen; die Haltung der Zentren hatte sich von einer so herzschwachen Mattigkeit gezeigt, daß selbst eine Ansprache an die Nation in betreff des eben erfolgten grimmigen Attentates keine hinreichende Unterstützung gefunden hatte. So ging es nicht weiter, und es war nun doch endlich im weiten Zentrum das Bedürfnis aufgewacht, man müsse sich schärfer sondern, man müsse sich gleichartiger und geschlossener zusammenscharen. Dies Bedürfnis äußerte sich am lebhaftesten im linken Zentrum. Der Württemberger Hof, welcher es fast allein bildete, war sich seiner gar so verschiedenartigen, durchaus nicht zusammen verträglichen Bestandteile bewußt geworden. Die Ausscheidung nach links,

welche er schon im Spätsommer erfahren, hatte durchaus nicht genügt, ihn auf gleichartige Teile zurückzuführen. Was sich damals als Übergang zur Linken, als Fraktion in der „Westendhalle“ abgesondert hatte unter Führung von Schoder, Heinrich Simon, Raveaux und Reh, das hatte noch zahlreiche nahe verwandte Elemente im Württemberger Hofe zurückgelassen, wie Giskra; von Hermann, Mittermaier, mit welchen die rechte Seite dieses Klubs, Wernher von Nierstein, Widenmann, Rümelin, Stedmann, Hans von Raumer, von Breuning und Genossen, durchaus nicht mehr gehen konnten.

Blieb so Verschiedenartiges zusammengewürfelt, so wurde der Gang der Nationalversammlung unsicher und schwankend. Denn schon seit längerer Zeit wurden dadurch die Abstimmungen verwirrt. Namentlich die unvorbereitet eintretenden. Und daß es an denen nicht fehlte, dafür sorgten die immer ärger werdenden Interpellationen und „dringlichen Anträge“. Beispielsweise sei aus der wüsten Zwischenzeit von Mitte September bis Mitte Oktober ein Tag hervorgehoben, um dem Leser einen vielleicht vergessenen Eindruck wieder zu erwecken. Es war der 16. Oktober, an welchem zuerst Herr Förster aus Hünfeld mit provinziellem Pathos langen Atems „anrief“ über Ungarn, die Moldau und Walachei zur Beunruhigung des kleinen Mannes auf abgesondertem Polstersessel unter der Damengalerie links. Dort saß gescheitelten Hauptes und im Attilarocke magyarischer Phantasie Herr Eisenmann, welcher Ungarn als Interpellationsdomäne behandelte, und jeden vorsprengenden Anrufer zu unterbrechen pflegte, damit seine Zeitungslektüre zur Kenntnis und damit noch mehr Zeit in Verlust käme. Umsonst murmelte sein Nachbar, der nichts als die bayrische Heimat mit ihm gemein und dort neben ihm wie in partibus infidelium seinen Platz hatte, umsonst murmelte Herr von Beisler abmahnend; das heiße Blut ließ den zappelnden Eisenmann nicht sitzen, und wohl nur dieser äußerlichen Nachbarschaft und der Namens-

klänge halber nannte man diese Gruppe „Eisele und Beisele“, denn Herr von Beisler ist ein gesetzter, fester Mann, welcher sich in diese Interpellationen „fliegender Blätter“ niemals mischte. Kaum aber saß der unterbrechende Eisenmann wieder, so kam ausnahmsweise an jenem Tage auch einmal einer von der Rechten, um „anzurufen“. Er ist nur dies einzige Mal auf der Rednerbühne gesehen worden, oder vielmehr nicht gesehen worden. Denn die Kürze seines Leibes reichte nicht über das Pult hervor; man sah nur sein großes Blatt Papier. Es enthielt einen malitiösen Trumpf gegen die laufenden Interpellationen, nämlich eine Anfrage, ob das Reichsministerium noch nichts angeordnet habe gegen die Mörder Latours?! Der kleine Anrufer war natürlich Detmold, welcher diese störende Bemerkung in die täglichen Aufforderungen der Linken, „die glorreiche Revolution in Wien zu unterstützen“, werfen wollte. Er war kaum verschwunden, so stand schon der glorreiche Schmidt von Löwenberg da und wollte die Namen derjenigen Beamten wissen, welche die „Flugblätter“ von Jürgens, eine Zeitschrift der Rechten, welche damals erschien, unter Reichssiegel verschickt haben sollten. Ehe ihm Schmerling noch mit der Abfertigung dienen konnte, daß er, gerade so wie eine unanständige Interpellation Vogts, solche Frage nicht beantworten werde, weil sie einem Polizeidirektor unter Metternich zukomme — stand schon hoch wie ein weißlicher Espenstamm Freiherr von Reden oben und verlangte ausführliche Auskunft über Umgestaltung des Zollvereintarifs. Dann antwortete eine Viertelstunde lang Schmerling auf ältere müßige Interpellationen. Dann stürmte der dicke Vogt hinauf in moralischer Entrüstung über „solche Streiche“ und solche Zensur, welche sich der Reichsminister anmaße, und entwickelte dann, hiermit nicht begnügt, einen „dringlichen Antrag“ wegen der Oberpostamtszeitung. Diese hatte eine Note an die Schweiz mitgeteilt. Wie sie sich das unterstehen könne?! Und einen dringlichen Antrag gegen die badische

Regierung, welche ernstlich vermahnt werden solle, künftig nicht wieder unrichtige Berichte über die Flüchtlinge in der Schweiz zu geben. Und einen dringlichen Antrag in betreff der Schweiz, gegen deren „heiliges Asylrecht“ das Reichsministerium sich schicklicher benehmen solle. Wahrscheinlich ungefähr wie Raveaux, welcher sich vom Ministerium als Beamter nach Bern hatte schicken lassen und dabei tat oder ließ, blieb oder ging, wie es ihm als Oppositionsmann des Ministeriums gutdünkte. — Auf Vogt wartete schon Venedey mit einem ähnlichen „dringlichen Antrage“. „Nur zwei Worte! Sie sehen darin, daß ich —“ (Von der Rechten: Keine Motivierung!) Kaum war aber auch diese Dringlichkeit abgelehnt, so erschien „aus derselben Veranlassung“, das heißt wegen angemessener Beantwortung von Interpellationen, Herr Wesendonck mit einem neuen dringlichen Antrage. Dann noch einmal Herr Schmidt von Löwenberg, dann auch noch Herr Schaffrath mit einem unerläßlichen, äußerst dringlichen Antrage. — Herr Schneer aus Breslau konnte das nicht länger mit ansehn. Es war Mittag geworden, und er hatte sich's zur amtlichen Aufgabe gemacht im Parlamente, die Abkürzung in ein System zu bringen. Wohlgenährt und auf jede Beleidigung gefaßt, trat er solchen Ausschweifungen entgegen, und wie er bei den Grundrechten sich verewigt hatte durch eine systematische Abbreviatur, „Schneerscher Antrag“ geheißen, so beharrte er in diesem Berufe und suchte nur sich selbst zu übertreffen, nichts weiter.

Dieser eine Vormittag, wie oft hat er sich wiederholt zur Verzweiflung aller soliden Mitglieder, ja der Zuhörer und Zuschauer im Vaterlande! Mitunter gelang es denn doch, solch einen dringlichen Antrag bis zu sofortiger Debatte durchzusprengen und eine unerwartete Abstimmung zu erzwingen. Dabei war denn der Württemberger Hof als entscheidendes linkes Zentrum unberechenbar. Er hatte keinen Halt und segelte keinen Strich. Er unterstützte das Voreilige

und stimmte verworren wie Kraut und Rüben durcheinander. Einer veranlaßte den andern bei überraschenden Fragen, weil ja doch alle anderen sich dafür erhoben hätten, und so entstanden öfters Mehrheiten, von denen auch diejenigen nichts wissen wollten, deren Fraktion dafür gestimmt.

Die rechte Seite des Württemberger Hofes empfand, daß dies nicht so fortgehen könne, namentlich nicht bei der bevorstehenden Debatte über die Verfassung selbst, und daß sie sich selbständig absondern müsse.

Dies geschah jetzt, und dadurch entstand der „Augsburger Hof", recht eigentlich ein Zentrum der Versammlung. Denn er behielt doch einige Verbindung mit dem Württemberger Hofe und trat in feste Verbindung mit dem Kasino, der Hauptfraktion des rechten Zentrums, und mit dem „Landsberge", einer Abzweigung des Kasinos. Diese drei Klubs — Kasino, Landsberg, Augsburger Hof — bildeten von nun an die vereinigte Partei des Zentrums, und sie fesselten die Majorität an sich, teils durch ihre eigene Anzahl — über zweihundert — teils durch Heranziehung der Rechten im Café Milani, teils durch Festhaltung einer Anzahl von Stimmen im Württemberger Hofe.

Um so geschlossen wie möglich einherzugehen, organisierten diese drei Klubs des Zentrums einen stehenden Ausschuß unter sich, einen Ausschuß der Zentren, welcher alle wichtigen Fragen zuerst unter sich erörterte. Von ihm aus brachten dann die Ausschußmitglieder je einzeln die Frage in ihren besonderen Klub, indem sie die Gesichtspunkte mitteilten, unter welchen sie von den Deputierten der andern beiden Klubs aufgefaßt worden wäre, und in diesem Zusammenhange eröffnete sich in jedem besonderen Klub die Debatte. Vor der Abstimmung innerhalb der einzelnen Versammlungen pflegte man sich dann durch Abgesandte zu beschicken, welche Stimmung und Motive ihres Klubs vor dem versammelten andern Klub entwickelten und eine Vereinigung vorzubereiten suchten, wenn

sich diese nicht von selbst ergab. Gewöhnlich einigte man sich in der Hauptsache und stellte dann das Resultat fest durch Abstimmung in den einzelnen Fraktionen. Solcherweise erschien man denn von nun an als eine fest geschlossene Phalanx in der Paulskirche.

Es war von großer Wichtigkeit, daß dieses Bündnis zustande gekommen war vor dem Eintritte in die so schwierige Verfassungsdebatte.

Wer dem Labyrinthe von Motiven genau nachforschen wollte, welche der ersten Reichsverfassung zum Grunde liegen, der mußte abends in der zehnten Stunde am Liebfrauenberge in Frankfurt sich aufstellen. Dort kreuzten sich bei nassem Herbst- und Winterwetter oft jeden Abend die Abgesandten der drei Klubs. Wenn er ihnen nachging, so erfuhr er im voraus die wichtigsten Beschlüsse der Paulskirche. Besonders den Abgesandten vom Augsburger Hofe mußte er nachgehen ins Kasino. Der Augsburger Hof, zumeist rasch entschlossen und bündig, hatte fast immer zuerst seine Meinung festgestellt, und schickte zuerst zwei seiner Mitglieder ins Kasino, um diese Meinung zu empfehlen, zu vertreten, zu verfechten. Der Kasinoklub, an sich fast ein kleines Parlament, denn seine Zahl schwankte zwischen hundert und anderthalbhundert Mitgliedern, gab natürlich schon wegen seiner numerischen Stärke das schwerste Gewicht ab. Er war aber auch zusammengesetzt aus einer überwiegend großen Anzahl kenntnisreicher, durchgebildeter, beredter Männer. Ihn vorzugsweise nannte man die Professorenpartei, und wenn die „Augsburger“ dort am Roßmarkte in einem Saale des Kasinos ihre zuerst gefaßte Meinung vortrugen, so entspann sich oft sogleich die interessanteste Diskussion. Die Meinung der „Augsburger“ galt durchschnittlich für die energische, die Haltung des Kasinos aber zeichnete sich aus durch Maß und Umsicht. Der „Landsberg“, vom Kasino abstammend, wäre eigentlich zur Vermittelung berufen gewesen, leistete diesen

Dienst aber selten und mußte sich vielfältig Eigensinn nachsagen lassen. Das entsprang aus seiner Zusammensetzung. Er wurde größtenteils aus Norddeutschen gebildet; zahlreich waren darunter die Hannoveraner. Braunschweiger und Oldenburger fehlten nicht. In Freiheitsprinzipien hatten diese niederdeutschen, meist Ackerbau und Seehandel treibenden Provinzen wenig oder gar keine Rücksicht zu nehmen auf ein zahlreiches Proletariat. Ihre Vertreter waren also z. B. beim Wahlgesetze keiner einschränkenden Vorsicht bedürftig, sie kamen zustande mit dem allgemeinen Wahlrechte und hielten sich nicht für berufen, auf das übrige Deutschland eine Rücksicht zu nehmen, welche ihnen selbst nicht behagte und bei ihnen daheim nicht erwartet wurde. An Ostfriesen und Hannoveranern dieses Klubs scheiterte später wirklich die Beschränkung des allgemeinen Wahlrechtes. Sie gaben den dringenden Zureden des Kasinos und Augsburger Hofes nicht nach. Dadurch wurde hierbei das Zentrum zersplittert und ein so wichtiges Grundgesetz den Linken überliefert. Daß dies unabsehbare Folgen haben müsse für das Ganze, auch für die Annahme der Verfassung, wurde umsonst von den Abgesandten des Augsburger Hofes und des Kasinos an jenen Winterabenden entwickelt in dem Parterrezimmer, welches dieser Klub in dem Gasthofe zum „Landsberge" inne hatte.

Im allgemeinen warf man diesem Klub vor, daß er kleinem Stile anheimfalle, und daß es ihn mehr interessiere, etwas Besonderes zu sein und Recht zu behalten, als sich dem Ganzen förderlich zu erweisen.

Es bestätigte sich hier die merkwürdige Erfahrung, daß der Charakter eines Vereins etwas ganz anderes sein könne als der Charakter der einzelnen Personen, welche den Verein bilden. Tüchtige und wertvolle Männer fand man in diesem Klub. Dahin gehörten von den wenigen Süddeutschen, welche hier zu finden waren, drei Bayern: Bauer aus Bamberg, Krafft aus Nürnberg, Graf Hegnenberg-Dux aus Altbayern,

welcher leider frühzeitig aus dem Parlamente schied. Aus dem Hannöverschen: Wachsmuth, Merkel, Lang, Lüntzel, Groß; ferner der an seinen Krücken und mit dem weißen Haupte immer heitre Quintus Icilius, dessen französischen Vorfahren der alte Fritz lateinisch eingebürgert in Deutschland; ferner der liebenswürdige und fein verständige Dammers und sein Nachfolger Behncke, ein fein gebildeter, fester, ruhiger Mann. Aus demselben Lande endlich ein alter Freund Stüves, der herzhafte Breusing, und der rauhe, junge Ostfriese Röben. Aus Braunschweig Hollandt, aus Oldenburg von Buttel. Aus den preußischen Provinzen mehrere Posener, Sellmer aus Landsberg an der Warthe, aus Magdeburg Löw, aus Pommern der aller Welt wohlwollende, brave Graf Wartensleben, aus Stendal Wichmann, aus Küstrin von Maltzahn, aus Breslau Fuchs, aus Sorau Sturm, aus Neiße Scholz und alle drei Jordan der Versammlung, drei zuverlässige Stimmen des Zentrums beim Namensaufrufe; der erste aus Gollnow in Pommern, der zweite unser Redner, der dritte unser alter Sylvester, der gepeinigte Märtyrer, schwer hustend, tief gekränkt von dem linken Ultratume, welches anfangs zu glauben gewagt, daß er zu ihm gehören könne.

Einige vierzig Stimmen brachte dieser Klub. Ungefähr ebensoviel der Augsburger Hof. Höchstens zehn bis fünfzehn wurden bei feierlicher Gelegenheit aus dem zerklüfteten Württemberger Hofe erobert. Alle diese Stimmen vereinigt, wogen also die Stimmenwucht des Kasinos noch nicht auf. Auch dann noch nicht, als sich später in der Oberhauptsfrage dreißig bis vierzig Österreich zugeneigte Stimmen vom Kasino trennten unter Welcker, Reichensperger, Edel, Jürgens und Genossen.

Dies Kasino war in seiner Zentrummacht durch alle Abfälle nicht zu erschüttern. Es hatte in seinen großen Fähigkeiten und ausgebildeten Charakteren eine nachhaltige Kraft des Zusammenhalts. Hierher gehörten, außer den drei

Mitgliedern des Ministeriums aus dem Augsburger Hofe — Robert Mohl, Widenmann, Fallati, — alle Minister und erste Präsidenten. Heinrich von Gagern nur gehörte seiner Stellung wegen nie unmittelbar zu einem Klub, hatte aber auch fast all seine persönlichen Anknüpfungen im Kasino, und erst in zweiter Linie im Augsburger Hofe. Beckerath, Bassermann, Mathy, Max von Gagern, Mevissen, Schmerling, Eduard Simson waren Mitglieder des Kasinos und erschienen bei wichtigen Fragen. Beseler, Waitz, Droysen waren hier zu Hause. Auch Dahlmann, der indessen am Klubleben wenig Anteil nahm. Sehr tätig waren dort: Duncker, Professor aus Halle, ein unermüdlicher, grundtüchtiger Arbeiter für die allgemeine Sache, dessen milder und doch fester Charakter immer günstig wirkte für Vereinigung und Durchsetzung, ein noch junger Mann mit ergrautem Haupt- und Barthaar, mit durchgearbeitetem, streng geprägtem Antlitze. Ferner: Langerfeldt aus Wolfenbüttel, ein blonder, liebenswürdiger Niedersachse, mit unwandelbarer, innerlich heitrer Ausdauer, von stattlicher Erscheinung, dessen Hingebung für den großen Zweck jede Probe des Willens und der Fähigkeit bestanden hat. Desgleichen Rüder aus Oldenburg, Bernhardi aus Kassel, Briegleb aus Koburg, dessen maßvolle, gesunde Bildung nirgends versagte. Ebenso Hergenhahn aus Wiesbaden, von Saucken, Schubert aus Königsberg. Immer bereit zu jeder förderſamen Tätigkeit waren Haym aus Halle, Schrader aus Brandenburg, Veit aus Berlin, welche von diesem Klub die Verfasser zur stenographischen Korrespondenz der Zentren stellten. Diese sogenannte Parlamentskorrespondenz, erst im Winter errichtet, wurde schnell eine große Waffe.

Übrigens fanden sich im Kasino, eben weil die Fraktion so ungemein zahlreich war, Persönlichkeiten und Richtungen zusammen, welche nur gegenüber einer revolutionären Linken zusammenzuhalten waren. Da gab es katholische Männer, welche den Ultramontanen nahe stehen sollten, da gab es

Österreicher, welche bei der Verfassungsfrage am letzten Ende schwerlich mit den an Zahl überwiegenden Preußen gehen mochten. Gar streng also konnte dieser Klub nicht immer und überall seine Parteiforderung anspannen, und je näher die Hauptentwicklung kam, desto mehr mußte er durch Abtrennungen geschwächt werden. Die Gruppen in seinem Kreise waren gar zu mannigfaltig. Unbefangene protestantische Vertreter aus kleinen Staaten, wie Becker aus Gotha, Fischer aus Jena, Zittel, der wahrhaft milde und humane Prediger aus Baden, zeigten ein ganz anderes Kolorit als Reichensperger, Knoodt, Österrath, oder der gemachte Herr Müller, ein „würzburgisch" gemachter Norddeutscher, oder gar der kleine, römisch faselhafte Herr Sepp, dessen unerwachsener, mit katholisch-poetischen Reichsgedanken überfütterter Fanatismus frühzeitig ausgelacht wurde. — Zwischen solchen zwei Gruppen standen denn Bayern, wie Neumayr und Haubenschmied, die weder mit der Signatur der Katholischen behaftet sein wollten, noch mit den nördlichen Protestanten gehen konnten in den Reichsoberhauptsgedanken. Es war für solche Leute, die doch so gern ein Ganzes herbeigeführt hätten, gar schwer! Haubenschmied brachte sich über manche Sorge hinweg durch den Humor seiner Zeichenfeder. Er zeichnete in der Paulskirche die reizendsten Karikaturszenen, von denen leider außerhalb der Kirche nichts erschienen ist. Er war ein Partikularist für die Freunde des Zentrums und für seine Mappe. — Solche Bayern im Kasino hatten wiederum nur wenig Gemeinschaft mit neben ihnen sitzenden Österreichern gleich Sommaruga, Mayern, Würth, Graf Deym. An landsmannschaftlichem Sinn und Wunsche standen sie ihnen wohl näher als den zahlreichen preußischen Führern des Kasinos, aber ihr politischer Verstand zwang ihnen doch die Überzeugung auf, daß ein deutscher Bundesstaat nicht zu erwarten stehe von der untern Donau, wohl aber eher von dem untern Laufe aller übrigen deutschen Ströme.

Von den Preußen selbst waren außer den schon angeführten noch viel rüstige Leute in diesem Klub: Plathner mit der Trompetenstimme, welcher seine juristische Logik in jedem Getümmel unerschrocken durch den Lärm hindurchschmetterte, Bürgers aus Köln, Hagenow aus Vorpommern, Martens aus Danzig, von Salzwedell aus Gumbinnen, Pagenstecher aus Elberfeld (jetzt schon ausgetreten), Lette aus Berlin, Graf Keller aus Erfurt, Schulze aus Liebau, Schwarz aus Halle, von Stavenhagen und Teichert aus Berlin, Edmaier aus Paderborn, Bock aus Minden, welcher später im traurigen Badischen Kampfe durch kundige Tapferkeit sich hervorgetan. Wie denn überhaupt die verschiedenartigsten Fähigkeiten hier vereinigt wurden auf politischem Plane. Der eine war über öffentliches Recht zu beachten wie Bürgers, der andere über den Ostseehandel wie der wohlwollende Martens; von Salzwedell lieferte einen scharf erwogenen, gründlichen Bericht; Graf Keller, der längste Mann im Parlamente, war als erfahrener Mann der Verwaltung überall hinzustellen, wo Ruhe, Billigkeit und abgemessene Handlung erfordert wurde. Er erschien denn auch als Reichskommissar beim zweiten Struveschen Einfalle in Baden während des Septembers, dem zweiten Aufstande, welchem der Waffenstillstand ein erwünschter Vorwand wurde. Schwarz war in formeller höherer Wissenschaftlichkeit ein Ratgeber ohne Pedanterie, Schulze in Erfahrungswissenschaften ein kundiger Arbeiter, von Stavenhagen und Teichert in den wissenschaftlichen Fragen des Krieges.

Kurz, es war eine stattliche, an Kräften ungemein reiche Gesellschaft, dieses Kasino. Für die politische Handlung aber eben seines Umfangs und seiner Mannigfaltigkeit wegen eine schwer zu handhabende und nur schwerfällig in Bewegung zu setzende Gesellschaft.

In diesem Betracht war und blieb der Augsburger Hof der wirksamste Mittelpunkt im Zentrum. Er war auch ge-

schichtlich ein Sammelpunkt derer aus dem Zentrum geworden, welche mehr Maß als links und mehr Entschlossenheit als rechts durchsetzen wollten. Denn auch von rechts traten solche zu ihm, welche dem Kasino selbst angehört hatten, wie Francke aus Schleswig und Dröge aus Bremen, oder welche ihre nächsten Freunde sämtlich im Kasino hatten, wie Wilhelm Beseler, der ältere Bruder, der Statthalter Schleswig-Holsteins.

Es gab kaum einen Klub, welcher dergestalt alle Stämme des deutschen Vaterlandes so gleichmäßig in sich vertreten gesehen hätte als der Augsburger Hof, ein vereinigtes Deutschland im Auszuge. So daß man sagen konnte: Auf den Ansichten und Abgrenzungen dieses Vereins ist der Durchschnitt gefunden. Die Österreicher, die Preußen, die Bayern, die Schwaben, die Sachsen, die Niedersachsen, wie sie hier waren, vereinigten sich in allen wichtigen Fragen bis zur Einstimmigkeit. Nicht ohne Opfer, aber sie brachten alle dies Opfer, wenn sich herausstellte, daß nur vermittelst eines Opfers die Vereinigung möglich sei. Erst als es zur Oberhauptsfrage kam, konnten auch hier die Österreicher nicht mehr alle beim Vereine erhalten werden, und auch einer der liebenswürdigsten von ihnen, der schlanke und wahrhaft „gentile" Arneth aus Wien, ein gesunder Kopf und gesundes Herz, mußte ausscheiden. Von der ganz kleinen Zahl aber unter den Österreichern, welche alles, auch die wahrscheinliche Rückkehr in die Heimat, opferten für den vollen Begriff eines deutschen Staates, gehörte Rößler dem Augsburger Hofe an. Er und Makowiczka, welcher dem Württemberger Hofe verblieb, zum Teil auch Groß von Prag — sämtlich aus dem nördlichen Böhmen abstammend — führten ihre ideale Aufgabe mit voller Konsequenz durch, ohne deshalb den Übertreibungen der Linken zuzustimmen.

Im Augsburger Hofe waren auch diejenigen Bayern, welche bei übrigens gemäßigten Gesinnungen dem starken

deutschen Bundesstaate selbst in letzter Forderung ihre Stimme, ja ihre eifrige Tätigkeit nicht versagten, welche die süddeutsche Empfindlichkeit und jegliche Neigung des Partikularismus völlig überwanden. Dies waren Hans von Raumer aus Dinkelsbühl, Stahl aus Erlangen, Barth aus Kaufbeuren, von Zerzog aus Regensburg. Sie und die drei fränkischen Bayern im Landsberge, Bauer, Krafft und Lammers, hielten zum Kredo des Zentrums bis zum letzten Worte. Sie waren Kernmänner im Augsburger Hofe. Zerzog, eine bärtige große Gestalt, war ein rechtes Urbild des süddeutschen Bergbewohners, in dessen steierischem Rocke er einherging. Voll Fröhlichkeit und Mutterwitz haben sich dort im Oberlande auch die gründlich Gebildeten den einfachen natürlichen Ausdruck, den deutschen Ausdruck bewahrt. Unscheinbar, aber schlagend ist ihre Rede, ungesucht und doch so wohl erwogen offenbart sich ihr Gedankengang. Anspruchslos, aber fest. Oft beschämend für unsern Flitterkram der Schule und der Mode, für den Flitterkram der französischen Phrase im Westen, der gelehrten Phrase im Norden. Was diese Leute in ihre heimatlichen Blätter schrieben von Frankfurt aus, das war immer von eigentümlicher Einfachheit und Kraft, und die Aufsätze Zerzogs namentlich hatten immer das Gepräge einer vortrefflichen, in unsrer Schriftstellerei nur zu selten gewordnen Volkstümlichkeit, hatten immer die Laune der Gesundheit, den Treffer eines gebildeten, unverbildeten Sinns. „Die ganze Welt ist toll geworden," schrieb er 1848 an seinen Sohn, „und daß die Jugend allein gescheit bleibt, ist nicht wohl zu verlangen — aber Jugend soll sie doch bleiben und nicht aussehen wie eine ekelhaft abgelebte Affenfrühgeburt, die nach der Pfeife eines schmutzigen Schurken tanzt, der behauptet: ‚es wäre der Zeitgeist.' Man sollte glauben, es gehörte blutwenig Grütze dazu, um einzusehen, daß einer, der etwas gelernt hat, es besser wissen muß als der, der's erst lernen will. Man sollte meinen, das wäre

ein ausgezeichneter Hohlkopf, der behauptet: ‚Was man nicht erfahren und probiert, verstehe man besser, als was man erfahren und probiert.‘ Ich glaube auch steif und fest, daß dies große Esel sind — aber sie glauben's selber nicht, und Du kannst alle Tage sehen und hören, wie ein so unbärtiger Fuchs, der Dir gern zugeben wird, daß er den Geschäften eines Oberschreibers bei weitem nicht gewachsen ist — das Deutsche Reich einrichten, regieren und retten will, daß es eine Art hat!“ — „Die Alten sollen tagen und die Jungen sich schlagen, aber nicht umgekehrt!“ — „Ums Wohl und Weh des Vaterlands soll sich der Junge kümmern, das muß sein und soll recht sein; aber nicht wie ein naseweiser Gelbschnabel, sondern herzlich und natürlich.“ — „Dem Vaterlande gehört Ihr Jungen, aber nicht das Vaterland Euch! Wenn man Euch braucht, wird man es Euch sagen“ — „es gibt kein Blut, was dann zu kostbar ist.“

Und 1849, als man zu einem Nachparlamente heruntergekommen war, welchem nichts übrig blieb als ein trauriger guter Rat, da schrieb Zerzog nach Gotha:

„Was die Stimmung (in Bayern) noch schlechter gemacht hat, ist die absurde, heuchlerische und verräterische Erhebung Badens und der Pfalz. Der ehrliche Altbayer, der den superklugen, spöttelnden und hochfahrenden Pfälzer nie leiden mochte, ist über diese bübische Lüge, die deutsche Reichsverfassung mit Hilfe französischen Galeerengesindels und polnischer Abenteurer durchführen zu wollen, so empört, daß er es mit wahrhaftem Jubel begrüßte, wenn plötzlich bekannt gemacht würde, die Pfalz sei weggeschenkt worden — ganz gleichviel an wen. Sogar die gebildeten Leute wünschen endlich ihrer los zu sein, da sie herausgebracht haben, daß alle Pfälzer vollkommen unbrauchbare und unleidliche Elemente in Volksvertretungen sind. — Opposition! auch die übelangebrachteste, sinnloseste, hirnverbrannteste; nur Opposition! dies ist die ganze politische Weisheit eines Pfälzers! ‚In

der Minorität bleiben‘ aber ist seine ewige heimliche Hoffnung, der stille Wunsch seines Herzens, seinen Strohrenommagen unentbehrlich! — Die Majorität ist sein Verderben! Alle angebliche Courage geht dabei zum Teufel. Er ist wie ein Kettenhund, der durch seine gezügelte Wut sehr zu imponieren weiß; springt aber die Kette — dann ist er erschrockner als der Angebellte, zieht verlegen den Schwanz ein und kriecht verschämt in die Hütte. — So sieht man sie hier vom politischen Standpunkte an, und es ist, abgesehen von ihren sonstigen guten Eigenschaften und geselligen, vorzüglich kneipalen Tugenden, leider etwas viel Wahres daran.“

„Wenn man in die Zeitungen von Unzufriedenheit sogar im Gebirge schreibt, so ist das dummes Zeug und geht die deutsche Frage nichts an.“ — „Die Demokraten haben der guten Sache sehr viel geschadet. Das Volk ist leicht so zu verwirren, daß es die ganze Frankfurter Versammlung mit diesem Gelichter verwechselt.“ — „Was nun dem Fasse vollends den Boden hinausschlägt, ist die preußische Politik von Gottes Gnaden und Teufels und Manteuffels Ungnaden! Der beinahe gänzlich erloschne Haß gegen Preußen ist wieder aufgewacht, und es braucht nur noch die Ausführung eines Streiches in Holstein, um ihn auf die größtmögliche Höhe zu bringen! Und Österreich wird diese preußische Politik sehr klüglich zu benutzen wissen! — Das ist nun alles sehr schlimm, aber doch noch Trost genug übrig, um nicht zu verzweifeln, wenn der liebe Gott nur ein klein wenig Verstand an die spendieren wollte, die er nach ihrer eigenen Aussage zum Nutzen und Frommen von uns andern Menschenkindern eingesetzt haben soll! — Und ich hoffe, er tut’s am Ende doch! Das wenigstens ist unsrer Regierung klar und sehen alle, auf die überhaupt etwas ankommt, deutlich und herzlich ein — daß in der deutschen Frage etwas geschehen muß, und wär’ es am Ende der herzhafte Biß in einen sauren Apfel.“ — „Und wenn wir die Pfälzer und Badenser Mann

für Mann totschlagen und stellen die Einheit Deutschlands nicht unter irgend einer haltbaren Form her, so sind wir übers Jahr auf einem viel schlechteren Fleck als heute, die meisten Throne aber wahrscheinlich auf keinem mehr. Nur das einige, befriedigte Deutschland kann dieser Hydra, die ihre blutigen Ringe von Paris bis Pest um uns legt, widerstehen."

So schrieb er und so sprach er. Aber er sprach nur in kleinem Kreise. Nicht einmal bei voller Versammlung des Augsburger Hofes. Da fuhr er höchstens mit einer humoristischen Bemerkung, mit einem körnigen Spruche unter eine ganze Diskussion, gleichsam wie der Wirt, welcher den Kreidestrich zieht unter alle die angeführten Posten. Er und die Bayern waren auch eigentlich die Wirte im Augsburger Hofe. Sie hatten dieses kleine Gasthaus ausgesucht mitten in den versteckteften Gassenwinkeln des innersten Frankfurt. Gute Beköstigung geht ihnen über den gestochenen Speisezettel; der Inhalt der Schüssel und des Glases ist ihnen wichtiger als die Form des Sessels und des Spiegels. Der gerade Gegensatz zu den Sachsen. So hatte dieser Klub das anspruchloseste und bescheidenste Ansehen erhalten, ganz wie es dem Süddeutschen erwünscht ist. Nicht ganz so erwünscht wie in der „Himmelsleiter" zu Nürnberg, aber nicht viel üppiger in der Lokalität. Ein moderner Luxus war indessen auch hier vorhanden: die Gasflamme.

Zerzogs nächster Gefährte war Hans von Raumer, der Liebling des ganzen Klubs und der halben Paulskirche. Der junge, grundehrliche, wohlgebildete Sohn eines edlen, natürlichen Vaterlandes, wie wir's in unserm Herzen tragen seit den Weihejahren der Burschenschaft. Der blonde Knebelbart, der umgeschlagene Halskragen, die einfache Anrede, alles ist noch so, wie wir's vor zwanzig Jahren verlassen auf der Universität, und doch ist die Erfahrung und Bildung dieser zwanzig langen Jahre erlebt und verarbeitet. Unter den einfachsten Formen gründliche Kenntnis, reifes Urteil, feine

Unterscheidung. Kein Zug von Übertreibung und Prahlerei, und doch tiefer Mut zum Ganzen und Großen. Die Sanftmut, welche sanft spricht und mutig handelt.

Kaum hat jemand inniger und herzlicher gelitten unter den traurigen Wendungen unsers Vaterlandes abwärts von einem Deutschen Reiche, als Hans von Raumer. Tag und Nacht! Und als der Frühling 49 einen so kümmerlichen Verlauf nahm, da gab er Amt und Heimat hin und ging nach Schleswig, um wenigstens die Büchse des Jägers in die Hand zu nehmen für die Sache des Vaterlandes, um Blut und Leben einzusetzen für die Hoffnung des Herzens! Nicht vom Aufstande im Süden erwartete er Heil, nicht vom Bürgerkriege. Ach, und auch dort, gegen den auswärtigen Feind, fand er nicht die herzhafte Führung, nach welcher er sich gesehnt hatte, auch dort fand er die Mittelmäßigkeit und Schwachherzigkeit, an welcher die Reichsverfassung hingesiecht war, auch dort fand er ein Fridericia, wo die edelsten Kräfte, das reinste Blut an einen Rückzug verschwendet werden mußten wie anderswo — ohne Not, ohne Zweck, ohne Sinn und ganz gewiß ohne deutschen Geist. Armer Hans! An dir spiegelt sich unser aller trauriges Schicksal. Ein Mann! Ein Mann! Das Reich ist zu haben noch immerfort, nur der Mann fehlt, welcher es ergreifen könnte.

Die beiden andern Bayern von diesem vierblättrigen Kleeblatte, Stahl und Barth, waren nicht minder tüchtige Leute. Barth, tief aus dem südlichen Bayern, gestand mit überlegner Ruhe, daß seine Heimatgenossen ihn leicht verleugnen könnten. Denn es gäbe der verwirrenden Blendungen für die Kurzsichtigen gar zu viele, und derer gäbe es gar zu wenige noch, welche den nächsten Vorteil gering zu achten wüßten neben dem großen Segen der Zukunft. Aber die Verblendung sei äußerlich, das Volk sei gesund, und wo es nur an der Erkenntnis des richtigen Weges fehle, da bleibe man zu aller Hoffnung berechtigt, da bleibe man verpflichtet,

allenfalls auch allein, immer stracks vorauszuwandeln mäßigen Schrittes, aber fest. — Stahl daneben, ein frisches, zum Handeln drängendes Naturell, war ein spitzer Stachel für die bayrischen Landsleute. Als kundiger Nationalökonom zergliederte er scharf die süddeutschen Vorurteile und Übertreibungen, und da er alles in großem, pragmatischem Zusammenhange lebhaft, eindringlich, praktisch darzustellen wußte auch auf der Rednerbühne, so war dieser kleine schwarzhaarige Mann den Partikularisten eine gefürchtete Erscheinung. Er riß alle die kleinen Schlingen besorgter oder störriger Landsleute entzwei, und tat dies nicht zornig, nicht heftig, sondern lächelnd und mit schneidendem Verstande. Erst wenn er für jedermann einleuchtend dargetan hatte, daß der Knoten der Schlinge ein künstlich gemachter, ein durchaus nicht notwendiger sei, erst nachdem er ihn, wie verworren er aussehen mochte, mit leichten Fingern geöffnet hatte, erst nachdem er gefragt hatte: Wollen Sie ihn gelöst sehn? erst dann schnellte er ihn auseinander. Diese Vorträge Stahls, rasch und ohne Deklamation einherschreitend, waren stets eindrucksvoll. Wie sehr er auf ganze Maßregeln drang, so sehr beharrte er darauf, daß für gewisse Punkte der materiellen Einigung Übergangsstufen betreten werden müßten, und gerade dadurch entwaffnete er die Partikularisten.

Die zweite Linie von Bayern bildeten die lang gewachsenen Männer: Paur von Augsburg, Pötzl von München, Reitmayer von Regensburg, Schlör aus der Oberpfalz, Burckart aus Bamberg, sämtlich Juristen. Sie gingen mit zu einem einheitlichen Bundesstaate, so weit es sich nur irgend vereinigen ließ mit den Antipathien der Heimat. Offenbar nur die Furcht vor solchen Antipathien, nicht aber ein politischer Grundsatz ließ sie zögern vor der letzten Konsequenz, vor dem erblichen Kaisertume der Hohenzollern. Es ging bei ihnen daheim gar zu sehr wider den Strich, das Reich für immer dem unbeliebten Preußentume zu überantworten.

Wenn nur ein kleiner, allenfalls nur ein scheinbarer Aufschub möglich gewesen wäre! In der Sache selbst wollten sie ja, wie gesagt, nichts dagegen einwenden, nur nicht so jäh, nur nicht so mit einem Male sollte es geschehen! Und einige Bürgschaft von preußischer Seite wäre doch sehr zu wünschen, aber wie?

Diese zweite bayrische Linie im Augsburger Hofe wurde erst spät, erst bei der Oberhauptsfrage eine zweite Linie. Bis dahin schritten auch diese Bayern gleichen Schrittes mit der großen Majorität des Klubs. Ja, zwei von ihnen, Paur und Pötzl, waren vielleicht mit gutem Bedacht vom Ministerium auserwählt worden zu Reichskommissarien für Österreich nach der Erschießung Blums. Die Neigung Bayerns zu Österreich sollte durch bayrische Männer, durch gewissenhafte Männer belehrt werden über den Tatbestand. Paur wie Pötzl kamen gleichmäßig aufgeklärt von Kremsier zurück nach Frankfurt. Es war ihnen sonnenklar, daß ein deutscher Bundesstaat mit einem Volkshause in Österreich keinen Genossen, keinen auch nur halben Genossen finden könne. Sie hatten darüber nicht nur Stadion und Bach hinreichend vernommen, sie hatten in allen maßgebenden Kreisen des Kaisertums Erfahrungen gesammelt, welche gar keinen Zweifel übrig ließen. Es war also auch nicht die Hoffnung auf Österreich, welche sie später vor dem letzten Worte zurücktreten ließ, es war die Sorge für Bayern.

Die andern süddeutschen Gruppen im Augsburger Hofe, die Schwaben und die Rheinhessen, gingen standhaft hindurch bis an das vorgesteckte Ziel. Es ist das einzig Mögliche, es ist also das Notwendige, sagten sie, zur Herstellung eines deutschen Staates, was hilft nun das Seufzen, was hilft nun das Zögern! An der Halbheit haben wir immerdar gesiecht, sie nehme jetzt ein Ende! Mag man daheim in „Stuckert“ und in „Nürtingen“ und gar droben im katholischen Oberschwaben Schwefel und Pech und Kreuzigung

gegen uns brüllen, wir stimmen für das Notwendige, und ganz und gar.

Neben Robert Mohl und Fallati stand solcherweise nur Rümelin von Nürtingen, ein Kernschwabe von der edelsten Sorte. Ruhig und mild, geläutert durch jegliche Bildung, fest im Wissen und Wollen war er eine der festesten Stützen des Augsburger Hofes und des abwägenden Zentrums. Da war nie der leiseste Zug von persönlicher Absicht, von irgend einer Nebenabsicht, da war alles lauteres Metall eines deutschen Abgeordneten. Er suchte die Wahrheit aufmerksam und kundig, wenn er sprach, er stimmte für sie, wenn er sie erkannt zu haben glaubte, sie mochte noch so ungünstig für ihn erscheinen in der aufgewühlten Heimat am Neckar. So sind die Genossen Paul Pfizers, zu dessen näheren Freunden Rümelin gehörte, sie sind die schwäbischen Triarier für die Erkämpfung eines deutschen Staates. Vielleicht nirgends so wie im Augsburger Hofe ist auch David Strauß damals mit Zuruf begrüßt und gefeiert worden, als er im demokratischen Toben der Württemberger Kammer seine Stimme erhob gegen das wüste gedankenlose Wesen des Tagesgeistes, der Geist gegen den Aftergeist, der Mensch gegen den Homunkulus. Rümelin versagte uns nie die Vorlesung aus dem „Schwäbischen Merkur“, wenn Strauß gesprochen hatte, und jene einsame Stimme in der schwäbischen Wüste war uns immer eine Herzstärkung für die Aufgabe in der Paulskirche.

Leichter hatten es die südlichen Hessen, vertreten im Augsburger Hofe durch Orest und Pylades, durch Wernher von Nierstein und Emmerling. In der Regierung ihres Landes blieb unter einem aufmerksamen Fürsten, unter einem wirklichen Reform=Ministerium Jaup und mit einer, der Mehrzahl nach, nicht betörten Bevölkerung das Maß immer aufrechterhalten. Jaups weise Maßregeln ließen wenigstens den Taumel nie schrankenlos werden. An Leuten wie Wernher hatte er eine feste Stütze. Dieser an das Nibelungenlied,

an Volker den Spielmann erinnernde stattliche Recke mit dem schönen blauen Auge, mit dem hoch getragenen schönen Kopfe, mit dem geradeaus weisenden Gestus war immer auch zu Darmstadt auf der Bresche, in der Kammer um sich tapfer den Mainzer Wühlern entgegenzuwerfen, wenn er abends von wichtiger Tagesordnung drüben gelesen hatte, und zum anderen Abende war er wieder im Augsburger Hofe und sprach gedankenvoll und sinnig, stets eigentümlich, über das zunächst vorliegende Thema der Paulskirche, und war am folgenden Tage in der Paulskirche treu auf seinem Posten wie ein Soldat der alten Garde. Welch ein wohltuendes Bild eines echten Deutschen ist unserm Gedächtnis für immer eingeprägt worden durch Wernher von Nierstein! So sanft und sinnig und die Poesie suchend, das Echte und Bleibende suchend im Wechsel war er außerhalb der Kampfesreihen, und so zornig und kühn angreifend, so hartnäckig seinen Stand behauptend war er im Gefechte! Ein Bauer bin ich! pflegte er mit Stolz zu sagen, wenn er auf sein Gütchen jenseits des Rheines hinwies. In dortiger Gegend hat auch Heinrich von Gagern, sein geprüfter Freund, das seinige, Monsheim geheißen, der Siegfried neben dem Volker. Es ist als ob der alte Schauplatz der Nibelungenrecken, als ob das Wormser Land immer noch seiner starken Ahnherren eingedenk bleiben sollte.

Die Preußengruppe war gar nicht besonders zahlreich im Augsburger Hofe, obwohl man hier einhelliger als in irgend einem andern Klub das neue Reich auf Preußen stützte. Neben Widenmann war von Breuning ein tätiges Mitglied aus Rheinpreußen. Compes war fort, Stedmann war lange abwesend als Reichskommissar in Schleswig-Holstein. Und aus den alten Provinzen gehörten hierher nur Göden, Stenzel und Falk. Letzterer, ein echter Schlesier in lebhafter Ergreifung des Augenblicks, war anfangs nach links hinüber in die Westendhalle verschlagen worden, und

kam so geheilt von den Illusionen in den Augsburger Hof, daß er hier zur Rechten hielt.

Die Gruppe der Schleswig-Holsteiner bildeten Esmarch, Francke, Wilhelm Beseler, welcher erst zu Anfang des Winters auf einige Monate in die Versammlung trat, und vor Ablauf des Winters schon wieder hinab berufen wurde nach Schleswig. Er ist eine große nordische Figur mit rundem, kurzhaarigem Haupte; weniger fein als sein jüngerer Bruder, auch mit etwas schwererer Zunge. Ziemlich zugeknöpft hört er aufmerksam und spricht nur, wo es sich um Wichtiges handelt. Alsdann pragmatisch, in ebener Linie, ausführlich, alle Seiten beleuchtend, abschließend, wie einer, der im Handeln geübt worden ist. Er nahm als erfahrener, auf energisches Handeln bedachter Mann bald eine einflußreiche Stellung ein im Augsburger Hofe, und wurde zum ersten Vizepräsidenten in der Reichsversammlung vorgeschlagen und erwählt, ehe er noch ein Wort in der Paulskirche gesprochen hatte, und ehe er näher bekannt geworden war. Im ganzen hat er dies Vertrauen gerechtfertigt durch einfache, feste Leitung. Die Strenge seines Charakters hielt bei tumultuarischen Auftritten auch diejenigen in Schranken, welche ihm nicht absonderlich zugetan waren, welche aber seinen Zorn respektierten. Im Spätwinter erschien er in erster Linie, als hinter den Kulissen der Kampf entbrannte gegen die persönliche österreichische Beteiligung am Reichsregimente, als Schmerling aus dem Ministerium scheiden sollte. Da führte Wilhelm Beseler im Augsburger Hofe, wo einige diesen Schritt für unpolitisch hielten, die Sturmfahne.

Neben den Schleswig-Holsteinern im Augsburger Hofe standen die Mecklenburger, Sprengel, Thöl, Böcler, Mann, zuverlässige, kräftige Leute, von denen der lange Sprengel aus dem Parteikriege im Württemberger Hofe erprobt, Thöl aber als feiner Rechtskundiger in den Klubdebatten so förderlich wie willkommen war durch bescheidene, gründliche Bemerkungen.

Endlich die Hanseaten Wurm, Godefroy, Dröge, Riesser. Wurm aus Hamburg vertrat einen schwäbischen Bezirk und nahm wohl Rücksicht darauf. Vielleicht zum Teil aus diesem Grunde hatte er eine ganz vereinzelte Stellung im Augsburger Hofe, und gab oft zu der Frage Veranlassung, ob er nicht im Württemberger Hofe richtiger an seinem Platze wäre? Indes ist jede gut räsonierende Opposition von Vorteil, wenn man genau weiß, was man will. Das wußte man in diesem Klub, und die von Wurm vertretene linke Seite ward angehört, ohne für irgend einen wichtigen Punkt Proselyten zu finden. Bei den Reden für die linke Richtung war zunächst immer Riesser geneigt, halb und halb ja zu sagen. Es war der Ton jenes Alpenhorns, welchem er von Jugend auf gefolgt war. Nur die täglich wachsende Erfahrung, nur die täglich wachsende Bildung des politischen Geistes warnte ihn und die beiden Sachsen des Klubs, Biedermann und Koch, ja hielt sie allmählich völlig ab, diesem Tone nachzugehen.

Alle drei gehörten ursprünglich tief ins linke Zentrum hinein. Biedermann, durch Vorparlament und Fünfziger-Ausschuß eingeführt, war ein Führer gewesen im linken Zentrum, und man hatte fast nicht erwartet, daß er bei der Trennung vom Württemberger Hofe mit ausscheiden könne. Aber so wie ihn das nüchterne Sachsentum dorthin gebracht, so befreiten ihn von dort andre gute Eigenschaften des Sachsentums. Die sächsische Sauberkeit und Reinlichkeit und Ordnungsliebe verleideten ihm jene konfuse Wirtschaft im Württemberger Hofe. Äußerlich fein und zierlich und vornehm scheint er zum Diplomaten geschaffen zu sein. Innerlich hat er eigentlich gar keinen Zug davon. Er ist gewissenhaft ehrlich und brav. So hing er an jenem Württemberger Hofe so lange, bis er es vor seinem Gewissen nicht mehr verantworten konnte. Das Gelingen des Ganzen lag ihm am Herzen, und sein klarer Verstand konnte sich nicht länger

verhehlen, daß das Ganze gefährdet sei durch die unberechenbare Schwankung im Zentrum, ja daß sein demokratisches Staatsideal tiefe Brüche erlitten habe durch gemeine Deutung und Auffassung von seiten der Linken. Er mußte zu lernen und zu vergessen, weil er schaffen helfen wollte. Nicht die hämische Polemik der Linken, welche ihn schon im linken Zentrum unablässig verfolgt hatte, wohl aber die Konfusion und Ausschweifung auf der Linken trieb ihn ins eigentliche Zentrum. Das reinste Motiv also leitete ihn und das schwerste Opfer, welches ein solcher theoretisch aufgewachsener Mann bringen kann, eine Umbildung seiner Theorie brachte er, als er zu dem verhältnismäßig konservativen Augsburger Hofe trat. Im Grunde blieb er auch hier noch lange Zeit weiter links als der Kern des Klubs, und die sächsische Heimatsquelle mußte dies nähren. Mit Ausnahme von zwei physiognomielos verbliebenen Abgeordneten war er und sein Schwager Koch allein aus dem ganzen Königreiche Sachsen so weit entfernt von der linken Seite. Koch, welcher seines Leipziger Bürgermeisteramtes halber ab- und zuging zwischen Leipzig und Frankfurt, konnte ihm nicht verhehlen, und andere Besucher bestätigten es fortwährend, daß man überall in Sachsen dem Parlamente vorwerfe, es neige zu weit rechts, daß sie beide also eine vereinsamte, heftig beschossene Stellung einnähmen. Biedermann hat einen stolzen, fast stoischen Unabhängigkeitssinn; die heimatlichen Nachteile der Stellung bestimmten ihn also nicht im mindesten. Aber das Opfer, zu welchem er sich einmal entschlossen hatte, wurde dadurch allerdings nur noch erschwert. Er hielt standhaft die Linie ein, welche ihm seine Theorie vorzeichnete, und so blieb er besonders im „Zentralisieren" des deutschen Staates oft allein im Augsburger Hofe, wo man nur „konzentrieren", wo man streng nur den Bundesstaat wollte.

Dennoch waren seine Vorzüge einer scharfen Auffassung, eines klaren logischen Vortrags, einer prompten Geschäfts-

tüchtigkeit, einer uneigennützigen Hingebung an den großen Zweck so anerkannt und geachtet, daß er auch im Augsburger Hofe stets vorsitzender Leiter der Debatte blieb. Dies Amt hat er nach innen und außen — nach außen in den Komitee-verhandlungen mit den andern Fraktionen des Zentrums — vortrefflich geführt.

Das lebensvolle Element des Klubs ergriff dann auch diese beiden vereinsamten Sachsen allmählich so ganz und gar, daß sie bald zu den eifrigsten und standhaftesten Vertretern des Augsburger Hofes gehörten. Für Koch wurde kein Opfer zu groß, um für jede wichtige Abstimmung von Leipzig herbeizueilen, und sein unbefangenes offenes Wesen, sein im Geschäftsleben erprobtes Geschick eines praktisch juristischen Verstandes, sein warmer patriotischer Eifer hat dem Kreise des Zentrums manchen Schwankenden zugeführt, hat dem Zentrum manchen Schwankenden erhalten. Im entfremdeten abgewandten Lande war der Bürgermeister von Leipzig ein getreuer Anhaltspunkt fürs erste deutsche Parlament.

Das Verhältnis und die Entwicklung Riessers war ähnlich; es war in hohem Grade interessant, weil sich in seiner Parteistellung gleichzeitig ein großes Talent entwickelte, vielleicht das größte Rednertalent der Paulskirche.

Dies hätte sich nicht entwickelt, wenn Riesser nicht ins Zentrum gezogen worden wäre, denn die Seele dieses Talentes ist der Drang nach Vermittlung, nach schöpferischer Vermittlung. Was die Rede eines andern abschwächt, das hob die Rede Riessers. Von Humanität quillt sein Inneres über, und von da quillt seine Begeisterung. Nicht also Kampf, nicht irgend eine Reizung, nicht ein Aufruf an die Leidenschaften entwickelt in seinen Worten die Beredsamkeit, nein, aus einem gleichsam religiösen Grunde arbeitet sich die Kraft und Macht seiner Rede hervor. Vermitteln, versöhnen, in Liebe und Frieden schaffen will er. Liberale Grundsätze in einem zur Macht gesammelten einigen Deutschland er-

schienen in ihm wie eine Religion. Er ist Israelit, und das unzerstörbar Priesterliche dieses seines Volkes, jene altbiblische Neigung alles und jedes nach Jehova und seinem Tempel hinzuleiten, dies durch Unglück verewigte lyrische Duo zwischen Gott und dem Juden — es war der Grundton Riesserscher Beredsamkeit.

Und nicht der alte Jehova zürnte aus seinen Worten. „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ war niemals von ihm zu hören. Der Jehova einer neuen, milderen Zeit sprach aus ihm. Daher die wunderbare Erscheinung, daß Riesser alles, daß er die härtesten Vorwürfe sagen konnte ohne zu verletzen, ohne herauszufordern. Er sagte sie in einem großen religiösen Zusammenhange, in einem liberal- oder vaterländisch-religiösen Zusammenhange, und so erzürnte er die Getroffenen nicht, er beschämte sie. Er erhob die nicht geradezu Verstockten zu edlen Vorsätzen. Er durchdrang immer die ganze Kirche mit einer höheren Weihe, er wurde der geliebte Priester des Parlamentes.

Die Starrsten auf der Linken knirschten unter diesem Zügel, aber sie konnten sich ihm nicht entziehen. Riesser unter sie hineinsprechend hat mich, wie oft! erinnert an Daniel in der Löwengrube: die gierigsten Raubtiere vergaßen ihres Hungers und duckten sich verlegen in die Winkel der Grube.

Riesser war auch für die Linke ein zerschmetternder Vorwurf. In Wahrheit gehörte er von Hause aus zu ihr. Jeder Tag aber hatte ihn weiter entfernt von ihr. Von dem gemeinschaftlichen Glaubensartikel eines einigen Gottes waren sie zusammen ausgegangen, und Riesser war zum christlichen Gotte der Liebe gelangt, jene aber waren die fanatischen Krieger Allahs geworden, welche mit Feuer und Schwert die Einzelnsätze ihres Propheten verbreiten wollten. Wenn Riesser nun die gemeinschaftliche Idee ihres Ursprungs berührte und entwickelte, so stellte sich von selbst dar, wie roh sie dieselbe ausgebildet hätten. Er schalt sie nun deshalb

nicht, aber er enthüllte die Roheit solcher Entwicklung, und traf deshalb um so tiefer.

Riesser ist von dicker, schwerer Leibesbeschaffenheit, und die hängenden Arme scheinen zu kurz und zu schwach als Ruder für die schwimmende Masse. Er fährt auch oft damit in eigentümlicher Bewegung über das Haupt hinweg, als ob er Hilfe brauche. Desgleichen scheint sein Atem kurz zu sein. Er ist es aber nicht, und liefert der weichen, angenehmen Tenorstimme unerschöpflich scheinende Hilfe, wenn die Gedankenfülle des großen, runden Kopfes in volle Bewegung gerät und steigt und sich ausdehnt nach allen Seiten. Dies tritt gewöhnlich langsam ein. Einfach, mit Bemerkungen beginnt er seine Reden, und der kleine, schöne Mund lächelt wohlwollend wie das gute blaue Auge. Die Stirn ist noch trocken unter dem krausen, unglaublich dichten Busche des dunkelblonden Haares, welches einem gemachten Toupet gleicht aus dem vorigen Jahrhunderte. Es ist aber so echt bis an den kurzen, breiten Nacken hinab, wie die Locke Simsons es war, und scheint wie jene die zähe Kraft des Redners zu bergen. Gedanke entwickelt sich aus dem Gedanken, und der immerdar edle Stil derselben steigert sich zur Höhe, und breitet seine Schwingen wie der Vogel, wenn er in höhere Regionen kommt.

Riesser ist dabei so unbefangen und frei und ist so reich an Gedanken, so sicher in Ergreifung der edlen Ausdrücke, die überreich zu Gebote stehen, daß er stundenlang sprechen kann, ohne sich zu erschöpfen, ohne die Zuhörer zu ermüden. Er gleicht dem begabtesten Pianospieler, welcher phantasiert und Zeit und Raum vergessen läßt über dem quellenden Reichtume seiner Motive. Es geht nicht auf Schlußeffekt, es geht überhaupt nicht auf plötzliche Wirkungen — ein weiter, gesegneter Raum der menschlichen Seele soll durchzogen und geschildert werden für den Fliegenden selbst und für den sinnigen Zuhörer. Gedankenvoll trocknet er sich die

perlende Stirn, wenn er einen Ruhepunkt erreicht hat und für diesmal schließen will.

Ein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Worts ist er gar nicht. Er ist arglos und naiv wie ein Kind. Nach sich scheint er auch die Menschen zu berechnen, welche die Handlungen im Staate veranlassen und leiten. Da weiß er denn weder Eigennutz noch Nebenzwecke, noch sonstige Hintergedanken oder Verstellung einzurechnen. Ah! pflegt er zu sagen, als ob von etwas Erstaunlichem die Rede sei, wenn man ihm davon spricht und Vorsicht wie Folgerung davon abhängig macht. Zum Führer einer politischen Partei taugt er also nicht im mindesten. Er taugte auch nicht zum Vizepräsidenten, wozu er einmal gemacht wurde. Die formellen Geisteseigenschaften hat er alle dafür, aber die Beurteilung und Behandlung der Menschen und ihrer Leidenschaften versagt ihm gänzlich. Er ist ein Denker. Durch Philosophie und Rechtswissenschaft vorgebildet wurde er also erst mächtig, als er gegen den Winter in den Verfassungsausschuß kam und hier das reiche Material verarbeiten konnte. Darin wurde er denn bald von außerordentlicher Ausgiebigkeit, besonders für seinen Klub, den Augsburger Hof. Die feinsten und weitesten Beziehungen jedes einzelnen Punktes in der Verfassung entwickelte er hier mit wahrer Meisterschaft. Wenn er um Auskunft befragt wurde, so begann er immer mit einem leichten Ja! und setzte noch ein Ja! hinzu, als ob er nur eine dürftige Notiz mitteilen werde; aus diesen leichten Jas entspann sich aber immer ein weiter Kreis von den wichtigsten Fäden des Verfassungsnetzes.

Er war geliebt von jedermann, und in der Tat auch liebenswert in hohem Grade. Ich habe nie einen Mann gesehen, der alle guten Eigenschaften des Juden und nur die guten Eigenschaften so besessen wie Riesser. Er allein wäre eine schlagend beredte Entgegnung gewesen für die besseren Gegner der Emanzipation. Deshalb war er auch unwider-

stehlich, als er das erstemal hervortrat auf der Rednerbühne gegen Moritz Mohl, welcher auf eine beschränkte Emanzipation der Juden angetragen hatte, ganz so unglücklich, ungeschickt, halbwahr, und ganz so mit der Tapferkeit der Selbstverblendung darauf angetragen hatte, wie es dem „Er mengt sich in alles“ Moritz Plumper entsprach.

Dies waren die drei Klubs, dies waren die wichtigeren Personen derselben, welche beim Eintritte in die Verfassungsdebatte das Zentrum bildeten. Die Anzahl ihrer Stimmen — über zweihundert — hätte bei gewöhnlicher Ebbe in der Versammlung hingereicht, die Mehrheit zu bilden. Denn die Versammlung, obwohl auf sechshundert angelegt, stieg nicht hoch über vierhundert, solange nicht eine ungewöhnlich wichtige Entscheidung zu treffen war. Aus Österreich fehlten ja auch standhaft ein halbes hundert Abgeordnete, weil die slawischen Bezirke, namentlich in Böhmen, das Deutsche Reich perhorreszierten und nicht gewählt hatten. Eine gewisse Anzahl sogenannter „Strandläufer“ oder „Wilder“ ferner, die zu keiner bestimmten Partei gehörten, war trotz all den Fraktionen übrig geblieben. Frei geblieben, wie sie selbst poetisch zu sagen pflegten, damit im Farbenfächer der Freiheit auch das Weiß, die Nichtfarbe, vorhanden sei. Diese Eklektiker stimmten durchschnittlich mit dem Zentrum. Endlich muß man ja doch für jede Abstimmung eine Anzahl Stimmen von weiter rechts oder von weiter links als unvermeidlich hinzurechnen. Denn entweder nach rechts oder nach links neigte ja doch der Entschluß des Zentrums, und so entstand von selbst mit einem so kompakten Zentrum eine starke Majorität.

Sie wurde bald dadurch noch sicherer, daß die eigentliche Rechte unter Führung Vinckes den Fraktionen des Zentrums, wenn auch nicht die Hand, doch einige Finger bot. Während des Winters selbst näherte sie sich oder näherte

man sich ihr dergestalt, daß auch sie bis auf einen gewissen Grad teilnahm an den Vorbesprechungen der vereinigten Zentren. Das heißt die Abgesandten der Klubs erschienen am Spätabend auch im Klub der Rechten, um Mitteilung zu machen und Ausgleichung zu versuchen, oder Abgesandte vom Klub der Rechten erschienen im Kasino und Augsburger Hofe. Mit Ausnahme des Vereinbarungsprinzips hatte man ja doch sehr vieles gemeinschaftlich, namentlich den weiten konstitutionellen Boden, und es hatten sich auf der Rechten allmählich mehrere Männer hervorgetan, denen ein Zusammengehen mit den Zentren so weit als möglich wünschenswert schien. Zu diesen gehörte Naumann aus dem Oder=Frankfurt, von Selchow, von Wegnern, von Rotenhan und Vincke selbst.

Letzterer war eine Zeitlang willens gewesen, ganz und gar von dannen zu gehen. Er hatte die Parteibildung auf der Rechten nicht so gefunden, wie er sie wünschte. In dem „steinernen Hause“ waren die katholisierenden Elemente seiner Natur zuwider, wie er denn auch zu Herrn von Radowitz gar nicht paßt und zu dessen diplomatischer leiser Gangart keineswegs Vertrauen hegt. Er ist zu derb, zu unvorsichtig, zu offen neben den Staatsmännern des ewigen Geheimnisses, so offen und redselig, daß er nur in einem frei ausgebildeten Konstitutionalismus ein Ministerium führen könnte.

Das „steinerne Haus“ war nun übrigens ohnedies zerfallen, und es war ein Bedürfnis, die Rechte neu zu organisieren bei dem Eintritte in die Reichsversammlungsepoche. Man forderte ihn also dringend auf zu bleiben und gruppierte sich um ihn. So entstand die rechte Fraktion „Café Milani“, also benannt von einem Kaffeehause am Roßmarkte, wo sie zuerst einige Wochen lang zusammenkam. Sie siedelte bald über in den englischen Hof, und war während des Winters dort in einem Hinterzimmer des Erdgeschosses zu finden, in demselben Zimmer, wo die Konstituierung des Augsburger Hofes im Herbste stattgefunden hatte.

Die Existenz dort war trotz der aristokratischen Insassen und alten Schneesieber, welche hier beratschlagten, nicht eben komfortabel. Wie dies überhaupt nicht erreicht wurde in dem drangvollen Parlamentstreiben zu Frankfurt. Die alten Räte und Edelleute, die magern österreichischen Herren von höheren Ämtern, die Großkaufleute aus Hamburg, die kantigen Bayern saßen hier eng geschichtet beieinander. Der kleine Detmold, welcher auch hier nur auf Papierschnitzeln sprach, mußte mit der Lupe herausgesucht werden, der feiste Graf Schwerin pflegte aufzustehen, soweit dies anging, um seine ordnungsmäßige Rede zu halten, Grävell in einer Sofaecke schlief leider nicht immer, von Bothmer stotterte öfters, von Wedemeyer äußerte sich über Abzugsgräben nach Ungarn, es war eine dicke schwere Atmosphäre, und Vincke mit dem Zepter in der Hand litt nicht bloß dadurch, daß er hören mußte. An Geist und schöpferischem Leben war Mangel wie an frischer Luft. Indessen fehlte es nicht an klar geprägten Charakteren, die unbeirrt blieben vom Wirbelwinde der Zeit.

Unter solcher Gruppierung begann die Verfassungsdebatte. Die Gruppen waren noch keineswegs echt und homogen in ihrem Verhältnisse zu den Wasserscheiden in der Verfassung selbst. Man kannte diese noch nicht, man übersah sie wenigstens noch nicht. Man behandelte die erste Lesung wie eine große Rekognoszierung. Die partikularistischen Heerhaufen sollten sich erst auf dem Schlachtfelde selbst, dem Feinde gegenüber sondern. Wer weiter sah wußte jetzt schon, daß diese Rechte nicht beisammen bleiben würde, und daß im Kasino eine itio in partes, eine Absonderung in Teile eintreten werde, sobald die Verfassung auf dem Bergrücken anlange, von wo seit alter Zeit die Wasser nach Norden und die Wasser nach Süden abfließen.

2.

Die Vorstellungen über die Form einer deutschen Einheit waren auch im Oktober 48 noch unklar und schwankend. Kaum die, welche es am leichtesten und seichtesten nahmen, kaum die republikanisch Gesinnten waren imstande, eine runde fertige Gestalt vorzuzeichnen. Denn es herrschte ein großer Unterschied zwischen republikanisch Gesinnten und Republikanern, und es herrschte unter den Republikanern selbst wieder die verschiedenartigste Vorstellung von der nächsten Form einer deutschen Republik. Die einen wollten die Republik nur im ganzen, die andern wollten eine Unionsrepublik nach nordamerikanischem Vorbilde, die dritten wollten eine Einheitsrepublik, la république une et indivisible.

Die Nichtrepublikanischen, also die Mehrzahl unter den vierzig Millionen, die Mehrzahl in der Paulskirche hatte nur zwei bestimmte Verlangnisse, welche in der neuen Form gegründet sein müßten: ein deutsches Volkshaus, ein deutscher Bundesstaat.

Nur in Österreich waren diese beiden Verlangnisse nicht so scharf ausgeprägt. Der Leser möge sich aus dem ersten Bande erinnern, daß man in Wien schon im April 48 den Bundesstaat für Österreich nicht raten zu dürfen meinte, daß man im Gegenteile damals schon in der Wiener Presse Beibehaltung des Staatenbundes forderte.

Aber auch die Mehrzahl, welche Bundesstaat und Volkshaus als Grundbedingung forderte, hatte weder über die innere Struktur des Bundesstaates, noch über die Spitze desselben eine ausgeführte Vorstellung.

In den kleineren Staaten erwartete man eine weitgehende Zentralisation. Die Phantasie des Hungrigen richtet sich auf starke Speisen. In den größeren Staaten beschäftigte man sich mit Vorstellungen über die Spitze des Bundesstaates. Ein Direktorium oder auch ein Turnus, ein unter

den großen Staaten wechselndes Oberhaupt, war die bequemste vorläufige Idee. Ob die aufgestellten Grundbedingungen dazu paßten, das erörterte man noch nicht gründlich. Man erwartete die Vorlage des Verfassungsausschusses.

Als diese nun im Oktober erschien und wenigstens einen Teil des neuen Organismus übersehen ließ, da zeigte sich im eigentlichen Deutschland nirgends ein absonderliches Bedenken. Scharfe Vorlinien zu einem Bundesstaate hatte man erwartet, also befremdeten auch die Paragraphen 2 und 3 nicht. Sie betrafen mit ihrer Forderung einer Personalunion außer Schleswig, Holstein und Limburg mit ganzer Schwere nur Österreich. Dies war tiefer denn je in der Krisis. In Wien tagte ein Reichstag, zu welchem auch galizische Bauern gehörten, und von dem man nicht recht absehen konnte, wohin er wolle. Es duftete dort alles nach provisorischen Zuständen, und die Studentenaula herrschte. Gerade in diesem Monate noch kam es zu blutigem Aufstande, zur Ermordung Latours, zu dauernder Insurrektion. Während man Paragraph 2 und 3 in Frankfurt beriet, zog Windischgrätz ein Heer zusammen, zogen einige Abgeordnete der Linken, Blum an der Spitze, nach Wien hinab, um dort eine Revolution führen zu helfen, deren Ziel unentdeckbar war in einer Allianz mit den heranziehenden Ungarn, in einer Allianz mit schwarzrotgoldnen Ultras, mit Polen und Italienern. Zersprengung Österreichs in national abgesonderte Teile schien das Ziel zu sein, und doch widersprach auch dem wieder mancherlei, namentlich der österreichische Reichstag selbst. Gewiß war nur, daß die Mehrheit der Paulskirche kein Heil erwartete für die deutsche Sache von dem wüsten Gebahren in Wien. Gewiß war ferner, daß die Äußerungen aus Österreich über Paragraph 2 und 3 unter solchen Umständen spärlich und unsicher erscheinen mußten.

Einige Zeit vor Beginn der öffentlichen Debatte versammelte Gagern in seiner Wohnung an drei Abenden hinter-

einander etwa dreißig Abgeordnete. Er lud diejenigen ein, welche er für die wichtigsten hielt, und diejenigen von denen teils unbefangene, genaue Auskunft über die tatsächlichen Verhältnisse teils ein reifes politisches Urteil zu erwarten stand. Solch ein freier Ausschuß ist von jetzt an immer vor öffentlicher Verhandlung wichtiger Fragen bei ihm zusammengetreten. Er zog dazu von der Rechten nur die freier Gesinnten und ging auf der linken Seite nur bis an den Württemberger Hof hinan, von diesem gewöhnlich nur Zell einladend. Was darüber hinaus lag nach links, das galt für völlig unvereinbar mit den Anschauungen und Absichten der Parlamentsmehrheit.

Gagern wohnte damals an der Promenade zwischen dem Bockenheimer Tore und der Mainzer Chaussee in einem schön eingerichteten Landhause, welches einen kleinen Saal darbot zu solchen Versammlungen. Dort ist das Entscheidende vorbereitet worden. Ringsum an den Wänden saßen auf roten Sammetsesseln diese Ausschußmänner aus allen Teilen des Vaterlandes, und die nicht sprechenden blickten sinnend auf einen spiegelblanken getäfelten Fußboden. So eben und glatt wie dieser Fußboden schien noch alles zu sein auf dem deutschen Verfassungsboden, und jeder von diesen Dreißig mußte sich doch eingestehen, daß dies nur ein täuschender Schein sei.

Dennoch ging man auch hier, wo in kleinem Kreise die offenbar maßgebende Vorentscheidung gesucht wurde, dennoch ging man auch hier nicht vollkommen offenherzig mit der Sprache heraus in betreff Österreichs. Dennoch wagte niemand, seinen eigentlichen Gedanken oder wenigstens seine Vermutung naiv zu äußern. Gagern selbst mußte am zweiten Abende damit den Anfang machen, daß er plötzlich mit ganzer Schwere auf das Eis der konventionell gewordenen Vorstellungen trat, indem er ausrief: „Sie werden sehen, daß es bricht!“

Allerdings waren Schmerling, Würth, Schrott, Somaruga und noch andere Österreicher zugegen, vor denen man nicht geradezu aussprechen wollte, was man fürchtete, wenn sie nicht selbst den Anfang machten. Und das taten sie nicht. Allerdings war man aber auch durchaus nicht so absichtlich, so voraus bedacht in bezug auf Österreich, wie man's gewesen sein soll nach den Anklagen der sogenannten Großdeutschen. Man war es nicht. Soll durchaus auf dem Grunde des Verfassungsentwurfs die klare Absicht gesucht werden, daß Österreich ausgeschlossen sein müsse aus dem deutschen Bundesstaate, so wird man sehr tief hinabsteigen müssen in die Arbeitsgemächer, in die Laboratorien einzelner Männer. Und auch da wird man sich zurückgeführt sehen auf zwei oder drei Männer, und selbst bei diesen wird man nicht eine Animosität gegen Österreich, wird man nicht den Wunsch nach Ausschließung Österreichs finden, man wird höchstens den schwer gefaßten Entschluß finden: ein deutscher Staat soll entstehen, ein Staat mit deutscher Politik, und wenn Österreich nicht dahinein zu bringen ist, so soll sich dieser deutsche Staat auf Kosten des österreichischen Ganzen oder neben und ohne Österreich errichten.

Das wird der Kern des Pudels sein, welchen man später zu einer Kreatur Mephistos, zu einem Pudel preußischer Rasse hat machen wollen.

Nicht im Ausdrucke, wohl aber dem Eindrucke nach war jene Vorversammlung bei Gagern naiv. Sie suchte. Sie suchte die Lösung des Rätsels. Niemand hatte sie. Und wer sie in der Theorie etwa am festesten haben mochte, wie Dahlmann, wer wie dieser, auch damals bei Gagern schon steinern, gleich einem steinernen Manne sprach für die unerschütterliche Notwendigkeit dieser Paragraphen, selbst der enthüllte nicht einen Zug von Animosität gegen Österreich. Auch Waitz nicht, welcher an seine Doktrin glaubte wie an sein Evangelium und vermöge dieser Doktrin felsenfest über=

zeugt war, Österreich müsse von nun an unter konstitutionellem Regimente so weit auseinandergehen in seinen Fugen, daß die beiden Paragraphen durchgesetzt werden könnten. Auch Georg Beseler nicht, Droysen nicht, obwohl diese am völligsten nordisch waren und für den ganzen neuen Organismus keinen anderen Mittelpunkt und Entwicklungspunkt für möglich hielten als einen nordischen. Von Luther an, über den alten Fritz hinweg, durch die deutsche Literatur, durch die Freiheitskriege hindurch ging ihr Meridian unverrückt nordwärts in Deutschland. Sie erwarteten nicht so große Wirkung von den Revolutionen und dem Konstitutionalismus in Österreich wie Waitz, sie waren also wohl am meisten darauf gefaßt, daß Österreich nicht unmittelbar in den deutschen Bundesstaat kommen werde.

Aber selbst Männer wie Mathy und Bassermann, später so eifrige Vertreter des also definierten Bundesstaates, sie waren damals noch ganz fern von der Konsequenz des Gedankens, von der Ausscheidung Österreichs aus dem eigentlichen Bundesstaate. Namentlich Bassermann. Er war ungemein gedrückt und gepeinigt an jenen Abenden bei Gagern. Sein guter Verstand sah zu deutlich, wohin diese Paragraphen, wohin eine Absonderung Österreichs führen müsse, und doch wußte er keinen positiven Ersatz für solche Grundpfeiler des Bundesstaates.

Wir werden mit Staunen sehen, daß eigentlich niemand die Grundzüge der also angelegten Verfassung angriff in der öffentlichen Debatte, was doch hätte geschehen müssen, wenn die spätere Opposition der „Großdeutschen" einen organischen Sinn haben sollte. Nur Reichensperger, ein recht feiner, aber ultramontan angekränkelter und eigentlich unfruchtbarer Kopf, tippte in der Paulskirche mit einem Amendement und mit seiner Rede darauf hin. Aber er tippte auch nur. Er verriet, daß er hier ein Bedürfnis errate, aber daß er positiv nichts dafür wisse. — Wenn einer mit dem Gedanken um-

ging, es müsse eine breitere Grundlage für den ganzen Bundesstaat gesucht werden, so war es Bassermann. Aber er fand sie nicht, oder er fand immer, daß sie noch gefährlicher werden könne für das Ganze, als die Herausforderung und wahrscheinlich erfolgende Absonderung Österreichs. In dieser Pein verbrachte er jene Abende, viel mehr hörend als sprechend.

Es lohnte zu hören. Ungläubig, von der Seite hinüberschauend, hörte er und hörte die Mehrzahl Schmerlings gewundener Auseinandersetzung zu, daß Österreich doch auch in einen eng gefaßten Bundesstaat passe, wenn man nicht rigoros sein, wenn man bei der diplomatischen Vertretung und beim Heerwesen „Modifikationen" gestatten wolle. Modifikationen! Dies unvermeidliche Wort, wenn man Flöhe vertreiben will und sie nicht fangen kann. Man schüttelte dazu den Kopf, und schüttelte ihn nicht minder zu den schwülstigen Versicherungen Würths und Somarugas. Der Schwulst lag nicht im Talent dieser Männer, er lag in den Schwierigkeiten der Sache. Sie wollten beweisen, das Wasser mache nicht naß und das Feuer brenne nicht. Österreich könne freilich nicht gesetzlich in alle Forderungen eines Bundesstaates willigen, aber praktisch könne es sie alle erfüllen.

Jedermann fühlte, der gute Wille diktiere diese Worte, aber auf diesen guten Willen hin könne man kein Reich errichten.

Durchweg hatten die Österreicher nicht mehr beizubringen, als daß sie in den einzelnen Punkten Modifikationen für Österreich wollten. Sie gingen zunächst nicht einmal über diese beiden Paragraphen hinaus, und es mußte ihnen zugebracht werden, daß sie dann doch lieber gleich für alles eine Ausnahmsstellung und infolge derselben eine spätere definitive Anordnung verlangen sollten. Denn fast bei jedem einzelnen Paragraphen würde sich ja ihr jetziges Bedürfnis wiederholen, da sie mit ihrem mannigfach zusammengesetzten

und bedingten Staate nicht in die Folgerung des strengen Bundesstaatsprinzips eintreten könnten. Besonders Vincke nahm sich eines solchen vorgeschlagenen Zusatzes an, daß für diese „und die folgenden Paragraphen eine definitive Anordnung in betreff Österreichs vorbehalten bleibe“. Zu etwas weiterem, zu irgend einem positiven Vorschlage erhoben sie sich nicht — es begann also hiermit die traurige Negative und Verschiebung, zu welcher sie durch die Lage ihres Heimatsstaates gezwungen sein mochten.

Diese Negative hat es denn auch im Laufe des nächsten Halbjahres zu keiner andern positiven Satzung gebracht als zu dem schimärischen, lebensunfähigen Vorschlage eines „europäischen Mittelreiches“ mit 70 Millionen, Deutschland und den ganzen österreichischen Staatenkomplex umschließend.

Wir bringen es in einem kleinen Hausstande nicht zu einer Ordnung und zu einem familienhaften Charakter, wie wir beides wünschen, vergrößern wir also diesen Hausstand um das Doppelte und ziehen wir ebensoviel Fremde herein, als wir jetzt Familienglieder sind, dann werden wir unsern Wunsch erfüllt sehen!

Dies war der Sinn jenes Vorschlags, ein unbedachter Hohn auf das deutsche Verlangen nach einem nationalen Staate.

Damals im Oktober bei Gagern unternahm indessen die Phantasie noch nicht diesen Ikarus-Flug, und man sprach, wie gesagt, von nichts als Modifikationen und Modifikationen und von Aufschub und Ausnahmen. Da nahm Gagern das Wort und erklärte sich gegen alles das. Er entwickelte die ersten Züge seines späteren Programmes. Das geschah nicht in großer vorbedachter Rede; es geschah fast unscheinbar. Man sah, der Gedanke war nicht alt, wenigstens war er nicht gepflegt, nicht ausgebildet. Er meldete sich auch vorzugsweise als Entgegnung auf alle die halben Vorschläge. „Es ist unsrer großen Aufgabe nicht angemessen,“ sagte Gagern, „der Hauptschwierigkeit einer deutschen Verfassung

unschlüssig aus dem Wege zu gehen. Wir wollen und sollen nicht eine verschiebende und ausweichende Diplomatenversammlung sein, wir wollen und sollen eine konstituierende Versammlung sein. Konstituieren wir also!" — Und nun zeichnete er mit wenig Strichen die zwei Notwendigkeiten für Deutschland, welche vorlägen. Der Bundesstaat sei für Deutschland eine Notwendigkeit, und — die Erhaltung Österreichs sei ebenfalls eine Notwendigkeit für Deutschland. Es sei falsch, falsch unter allen Gesichtspunkten, auf die Zertrümmerung Österreichs zu spekulieren. Aus alle dem folge denn: Österreich könne nicht in den deutschen Bundesstaat gezogen werden, und es müsse ein weiterer Bund mit Österreich gegründet werden.

So war das Ei des Kolumbus hingestellt, und es war eben beschädigt, wie ein Ei beschädigt werden muß, wenn es stehen soll.

Der Eindruck jener Gagernschen Worte schien nicht gar groß zu sein. Ein Teil der Versammelten, und zwar der doktrinäre Teil, meinte doch immer, Österreich könne nicht zusammenhalten. Wozu sich sträuben gegen solchen Naturprozeß? Wozu jetzt ein weiteres Band schürzen, während das engere Band wahrscheinlich binnen kurzem gar keine Schwierigkeit haben werde? — Ein anderer Teil fand die Gedankenfolge Gagerns ganz richtig, denn es war ihre eigne Gedankenfolge; aber sie hielten es nicht für politisch, dies jetzt schon positiv auszusprechen, dies positiv zu machen durch die ersten Paragraphen der Verfassung, durch die erste Lesung der Verfassung. Sie wollten dasjenige werden lassen, entstehen lassen, was doch werden und entstehen müsse, sie wollten es nicht machen. Wenn wir es machen, sagten sie, so gewinnt es als Vorwurf Süddeutschlands eine gefährliche Kraft gegen uns. Wenn es von selbst entsteht, wie ja doch nicht ausbleiben kann, so wird es wie ein Schicksal hingenommen. — Ein dritter Teil hatte sich die Folgerungen

der Dinge nie in solcher Schärfe vor Augen gehalten; er erschrak vor dieser Absonderung in zwei große Teile; er hielt es auch jetzt nicht für nötig, so weit vorzugreifen, und scheuchte sich diesen Gedanken vor den Augen hinweg, wie man eine Fliege wegscheucht. Er konnte glauben, daß es nur eine Fliege sei, denn niemand ging näher ein auf solch eine entscheidende Wendung. — Die Österreicher endlich waren tief davon betroffen. Sie empfanden am besten die Stärke der Folgerung, weil sie selbst am besten wußten, in welcher haltlosen Halbheit sie sich befänden gegenüber solchen tief greifenden bundesstaatlichen Grundsätzen einer deutschen Verfassung. Sie schwiegen und horchten ängstlich, ob dies unterirdische Feuer fangen und den Boden aufsprengen werde. Dies schien nicht zu geschehen, und sie atmeten tief auf, beim Nachhausegehen diese Gagernsche Idee als eine radikale Schimäre bezeichnend.

Aber ein wahrer Gedanke lebt, wie eifrig wir seine Lebenskraft leugnen, weil er uns nicht gefällt; er lebt und wächst auch in uns, die wir ihn tot nennen. Und so war denn zum ersten Male, wenn auch ohne Nachdruck, die tragische Situation der Österreicher im deutschen Parlamente bezeichnet. Tragisch in allen Beziehungen. Tragisch für die echt deutschen Österreicher selbst, welche die volle Beteiligung an deutscher Nation, an deutschem Staate wollten und doch die Macht ihres Heimatsstaates nicht verleugnen mochten, nicht verleugnen durften oder nicht verleugnen konnten. Tragisch für jeden Deutschen, welcher die edlen schönen Brüderstämme an der Donau und an den Alpen von Herzen liebt, welcher im deutschen Staate eng beieinander haben wollte alles was mit deutscher Zunge redet, und welcher sich doch nun eingestehen mußte, daß die bittere Wahl wirklich so vorliege, wie Gagern gesagt hatte: Entweder das endliche Erringen eines Bundesstaates, nach welchem das innerste Bedürfnis deutscher Nation hindrängt, in welchen die ganze nationale

Bewegung von 48 mündet, und dann Absonderung Österreichs — oder Einschließung Österreichs in derselben Weise wie aller übrigen deutschen Staaten, und dann kein Bundesstaat, kein deutscher Staat.

Wenn man nun von Gagern erwartet hatte, die laue Aufnahme seines Gedankenganges werde ihn veranlassen, demselben keine weitere Folge zu geben, so hatte man sich sehr in ihm geirrt. Was er für recht und notwendig erkennt, das betreibt er, mag es gefallen oder mißfallen, mag es Aussicht auf Erfolg haben oder nicht. Gerade er sägt und bohrt das Holz da, wo es am härtesten und dicksten ist; dies ist sein Charakter eines Anführers, welcher einen ganzen Erfolg erstrebt, mag auch er und seine ganze Genossenschaft darüber zugrunde gehn. Er verhielt sich am zweiten Abende der Vorversammlung ziemlich passiv, und ließ nur durchblicken, daß er all diese halben Dinge, all diese Palliative und Aufschubsmaßregeln bei so großer, entscheidender Gelegenheit für unpassend, ja den großen moralischen Anforderungen einer Nation gegenüber für fehlerhaft halte. Am dritten Abende brachte er zu großer Beunruhigung der Versammlung ein förmliches Amendement im Sinne seines engern und weitern Bundes und erklärte, daß er es vor der Reichsversammlung führen werde.

Fast all seine Freunde rieten ihm ab. Sein Bruder Max in erster Linie. Später auch sein alter Vater, welchem er eine Skizze nach Hornau hinaus geschickt hatte. Dieser achtzigjährige Staatsmann kam zuweilen herein, und ich erinnere mich, daß er in dem gastfreien, allen Notabilitäten der Zentren jeden Abend offenen Salon des Konsul Koch ausführlich über diese Idee seines Sohnes Heinrich sprach. Auch er teilte sie nicht und behandelte sie ganz unbefangen tadelnd wie die eines Fremden. Sie war natürlich damals noch unvollständig entwickelt. Dieser Sohn Heinrich aber, das energische Element in der Familie, hörte dies und andres

ruhig an und — blieb bei seiner Meinung. Am wenigsten Eindruck machte es auf ihn, daß er seine ganze Popularität aufs Spiel setze mit diesem Vorschlage, Österreich von Deutschland zu sondern. — „Wofür hab' ich denn diese Popularität, wenn ich sie habe," rief er stolz, „als um sie hinzugeben für unser Volk. Gerade darum ist es meine Pflicht, das Undankbare auf mich zu nehmen. Ich halte das, was ich vorschlage, für nötig, und also ist es gar nicht meine Wahl, es ist meine Pflicht, den Undank herauszufordern und auf mich zu nehmen."

Es war die Lage eines Arztes, der ein dauerndes Siechtum mit einem bittern, entscheidenden Mittel heben will. Der Kranke schreit und die Angehörigen schreien, und es ist auch Gefahr dabei, das Siechtum in tödliche Krisis zu verwandeln. Der Arzt sieht und hört und weiß das alles; er folgt aber schweigend seinem Gewissen und handelt. Solcher Ärzte bedarf eine Nation, welche sich konstituieren will. Die Mittelmäßigkeiten erregen zwar kein besorgliches Geschrei, aber sie helfen niemals und schaden oft. In den Zeiten der Krisis verderben sie aber die Heilung immer.

Der Klub des Café Milani hatte die schwerste Stellung zu diesen Paragraphen und verhandelte am spätesten, kurz vor der Entscheidung in der Paulskirche, noch darüber. Er hoffte auf einen Ausweg durch Herrn von Radowitz, welcher über diese Frage noch sprechen wollte. Er sprach und zwar zu wiederholten Malen an einem Abende. Es war ein äußerst künstlicher Organismus, welcher Österreich mit dem sogenannten deutschen Bundesstaate verbinden sollte, eine Kette mit zwei bis drei Scharnieren. Der eigentliche deutsche Bundesstaat, eine Gruppe von Ringen, die erste Gruppe. Deutsch-Österreich die zweite Gruppe, durch ein Scharnier mit der ersten Gruppe verbunden. Das nichtdeutsche Österreich die dritte Gruppe, durch ein Scharnier mit der zweiten Gruppe verbunden. Das ganze Österreich die vierte Gruppe,

auch nicht ohne ein kleines Scharnier zur Verbindung mit der ersten Gruppe. Es wirbelte dem Zuhörer vor diesem vielfach verschlungenen Gliederwerke, welches der Meister behende um die Finger schlang, und man hatte einen zwiefachen Eindruck. Erstens, ob man nicht nach Regensburg und ins vorige Jahrhundert versetzt sei, wo über das heilig-römisch-deutsche Reich, das schwerste Staatsrechtsgehäuse, ein geschickter Vortrag gehalten werde. Zweitens, ob nicht wirklich der Begriff des Einfachen untrennbar sei von dem Begriffe der Dauer und Größe.

Diese Eindrücke schienen auch bei den Wortführern des rechten Klubs vorhanden zu sein. Vincke rasselte unter diesen verketteten Gruppen umher wie ein ungeduldiger Gefangener und packte hier ein Scharnier und dort eins und drückte es auf und sprang heraus und schob die Ketten hinter sich. Und auch Schwerin, sonst rücksichtsvoll und milde gegen den General, erklärte unumwunden, daß er einen so künstlich vernieteten Staatenzusammenhang nicht für brauchbar und nicht für haltbar erachtete. Radowitz hätte es seinen Freunden wohl leichter machen können, wenn er nicht hundert Rücksichten zu decken gehabt hätte. Mit all diesen Rücksichten war größere Einfachheit nicht möglich, und für die harrenden konservativen Bayern und Österreicher war denn unter solchen Umständen auch von dieser erfinderischen Seite kein repräsentables Amendement herzustellen. Man mußte auch nicht das Unmögliche verlangen! In Berlin sollte es sich sehen lassen können, was er vorschlug, und vor den katholischen Mächten auch! Überhaupt mußte ja doch mit diesem strengen Bundesstaate und einer Volksvertretung erst abgewartet werden, wie sich das ausnehmen wird auf dem Spiegel alt bestehender Mächte. Dieser Spiegel ist jetzt getrübt; er wird wieder rein werden. Dann wird man ernsthaft an diese Aufgabe gehen und wird sie auf dem Wege lösen, welcher allein dafür geeignet ist, auf einem diplomatischen Wege oder

Kongresse. Wer wird sich vor den Fünfhundert der Paulskirche unnötig dafür in Unkosten setzen! Wer wird hier eine absolute Lösung versuchen! Eine Beschäftigung mag man hinwerfen, eine Einschachtelung ihnen zur Probe vorlegen, damit was getan scheine.

So mochte er denken und ging hinweg. Herr von Radowitz war mit „Entschuldigung" abwesend, als die Debatte und Abstimmung über diese Paragraphen erfolgte.

Ist diese verschiedene Haltung Gagerns und des Herrn von Radowitz nicht überaus bezeichnend bei dieser Lebensfrage deutscher Verfassung? Denn die österreichische Beteiligung am Deutschen Reiche war die Lebensfrage geworden und ist die Frage um Leben oder Tod geblieben. Vergessen wir nicht, daß sie nicht im Plane der Patrioten gelegen war, welche einer deutschen Staatswendung bis zum Februar und März 1848 entgegenharrten. Noch in den vorbereitenden Schritten zu Eppenheim, Heidelberg, Darmstadt spielte sie keine Rolle. Die Hoffnungsrede Gagerns, welche er als hessischer Minister in Darmstadt hielt vor Ausbruch der allgemeinen Bewegung im März, sie richtete sich auf die Großmacht im Norden Deutschlands, sie sagte nichts von Österreich. Daß Österreich so weit mit hineingezogen wurde, daß es Abgeordnete nach Frankfurt sandte, daß man also mit den beiden Großmächten des Deutschen Bundes zu tun bekam bei Errichtung des herbeigesehnten Bundesstaates, das war unerwartet gekommen, und daran drohte für den Kundigen die Errichtung des Bundesstaates um so mehr zu scheitern, je enthusiastischer, je anspruchsvoller, je unklarer dieser außerordentliche Zusatz von der öffentlichen Stimme aufgenommen wurde. Wäre es nicht natürlich gewesen, daß die Männer des Vormärzen jetzt im entscheidenden Momente auf ihren ausgebildeten Plan zurückgegangen wären, um sicher zu gehen, um das Werk ihrer Vorbereitung durchzuführen? Das taten sie nicht. Sie nahmen sie an, diese große gefährliche Zugabe,

und Gagern selbst, der hierbei am vorsichtigsten erschien, war unvergleichlich viel sorgsamer für Österreich, wollte vielmehr eine organische Beteiligung Österreichs am Deutschen Reiche als die Mehrzahl derer, welche jetzt unbesehen Österreich einordneten in das Ganze und welche später Österreich völlig absonderten. Gagern trat eben deshalb jetzt schon mit Vorschlägen zu einer organischen Sonderung hervor, weil er die Verbindung erhalten wollte, und weil er voraussah, daß das bloße Dekretieren solcher Paragraphen die Verbindung zerschneiden werde. Kurz, er wollte binden und schaffen, indem er für den oberflächlichen Zuschauer zu lösen und zu scheiden schien.

Von Radowitz aber hatte im Vormärzen durch jene Broschüre den vollen Anschein genommen, als wolle er und wolle man auf dem organischen Wege der Reform die deutschen Mächte zu einer engeren Staatsform führen. Gerade Österreich hatte er als bedrohlichen Eckstein bezeichnet. Wäre es nicht natürlich gewesen, daß gerade er nun im entscheidenden Momente mit Rat und Tat eingetreten wäre? Er aber ging hinweg, und Gagern setzte seinen ganzen Einfluß ein und aufs Spiel.

An solchen Früchten mag man erkennen und unterscheiden lernen. Der eine, obwohl ein Gläubiger, glaubt doch nicht recht an den höheren Drang im Volksleben und versucht es immer wieder mit der Handarbeit des alten Flick- und Stückwerkes. Der andere, obwohl kein Gläubiger, glaubt doch an den Genius seiner Nation und arbeitet mit Lebensgefahr für sich selbst aus dem Ganzen.

Jener eine wird vielleicht, wie man hochdeutsch zu sagen pflegt, „reussieren“ für heut' und morgen. Jener andere aber wird unterliegen für heut' und morgen, und der süße Pöbel oben und unten wird seiner spotten. Und doch hat der eine nur geflickt und der andere hat geschaffen. Er hat geschaffen! Das Notwendige, einmal gewollt und ausgesprochen, wird von selbst zur Tat, und der es zuerst gewollt und ausgesprochen, bleibt in der Geschichte einer Nation.

In der Paulskirche blieben die weiteren Gesichtspunkte in dieser Frage zunächst ohne Einfluß. Den Paragraphen war die Mehrheit sicher, da für dieselben die ganze Linke mitstimmte. Diese Paragraphen zentralisierten, und waren ihr deshalb willkommen. Den Zentren galten sie für einen unerläßlichen Grundsatz des Bundesstaates, und übrigens hatte jede Fraktion ihre eigentümlichen Hintergedanken dabei. Sie würden Österreich, meinten viele, endlich zu einer runden Erklärung nötigen, wie es sich in Wahrheit zum neuen Reiche verhalten wolle. Denn der Tat nach war Österreich bis jetzt stumm und taub verblieben bei allen Anfragen und Verlangnissen von Frankfurt. Soviel es äußern konnte in seiner gestörten Beschaffenheit, hatte es ablehnend geäußert. Nur die phantastische Linke konnte es zur Botmäßigkeit der Zentralgewalt rechnen; jeder Unbefangene sah voraus, daß es zu allen wesentlichen Dingen des neuen Reiches nein sagen würde, sobald es zum Sprechen ermächtigt sei. So sage es denn nein! dachten eben viele, und wollten auch deshalb diese entscheidenden Paragraphen votieren. Erhält es aber die Kraft hierzu nicht mehr vor der fortschreitenden Auflösung in seinem Innern, setzten andere hinzu, nun dann sind diese Paragraphen erst recht am Orte. Sie bringen dann Deutsch-Österreich grundsätzlich zum Deutschen Reiche.

Unter solchen Umständen begann am 20. Oktober die Debatte. Die Österreicher waren ratlos, und im Hotel Schröder an der Bockenheimer Straße, wo sie sich versammelten, jagte immer ein Amendement das andere. Jedes ging auf Ausnahme oder Aufschub. Ihre Lage war auch unbeschreiblich schwer. Sie wußten nicht, wie das Staatswesen ihrer Heimat sich gestalten werde, und wenn sie selbst ein schöpferisches Staatsmannstalent unter sich gehabt hätten im Sinne des Zentrums oder der Rechten, sie hätten nicht die Energie gehabt, sich ihm anzuvertrauen. Das sah man aus ihrem Verhältnisse zu Gagern. Die weitere Ausführung der Gagernschen

Idee verhieß eine schöpferische Stellung für Österreich im weiteren Bunde. Mit ihm hätten die liberal-konservativen Österreicher sich in Verbindung setzen müssen, wenn ihnen um eine mögliche Gestaltung zu tun war. Ihn scheuten sie aber völlig. Sie wollten nur aufschieben. Die zahlreiche Partei der Linken endlich unter den Österreichern war kurzweg darüber einig, daß die Scheidung der kaiserlichen Monarchie durch Personalunion nicht nur wünschenswert, sondern auch leicht ausführbar sei. Sie widersprachen zuversichtlich, wenn man ihnen entgegnete, daß die Mehrzahl der Deutsch-Österreicher nicht um diesen Preis in ein Deutsches Reich eintreten wollte. Im Gegenteile, riefen sie, dieser Preis scheint den Deutsch-Österreichern gering!

Am ersten Tage der Debatte sprachen zahlreiche Österreicher; unter ihnen ein Schoßkind der Paulskirche, Arneth von Wien. Ihm persönlich hätte man gern die verlangten Modifikationen gewährt. Ferner von Würth aus Wien. Ausführlicher, leidenschaftlicher, drohender, da man ja nur ein paar Modifikationen in betreff des Heeres und der Vertretung nach außen gestatten solle. Die weiter Sehenden wußten nur zu gut, daß die Vertretung nach außen verzweifelt viel bedeute, und daß es mit ihr und mit der Modifikation im Heerwesen nicht abgetan sei. Endlich Giskra der Mähre, mit dem ganzen Aufgebot seiner Suada und seiner Scheingründe diese Vorgänger stürmisch bekämpfend, die pragmatische Sanktion, das morsche, „vergilbte Pergament“, welches längst zerfallen sei, in die Lüfte streuend. Umsonst versicherten nun selbst seine Landsleute, daß er nicht nur ein übertreibender Parteimann, sondern auch als Parteimann bedenklich wandelbar und unzuverlässig sei, in dieser Frage hatte er alle Wünsche eines großen Germanien, hatte er das ganze Farbenspiel verführerischer Hoffnungen für sich, und rauschender Beifall begleitete ihn.

Als dieselben Paragraphen, an deren Annahme das

Glück Österreichs hängen sollte, ein halbes Jahr später zur Abstimmung kamen, da hatte sich die Parteistellung so geändert, daß auch das Glück Österreichs wo anders hing, und daß der fanatische Fürsprecher nun eigentlich dagegen stimmen mußte gemäß seiner neuen Parteistellung. Gibt es eine empfindlichere Satire auf die Parteiung und auf die „echauffierte“ politische Weisheit. Er ging hinweg vom Kohlenfeuer, um nicht wie Petrus ausdrücklich nein sagen und seine Rede vom 20. Oktober ins Angesicht verleugnen zu müssen. Er stimmte nicht und weinte auch nicht. Der leichte Sinn hilft über alles hinweg, und unsre rührigsten Apostel von diesem Jahre waren leichtsinnig. Leichtsinniger als ihre Jünger, welche für sie zahlten, litten und bluteten.

Dies war der erste Tag. Der nächste Sitzungstag schon mußte der österreichischen Wirklichkeit geopfert werden. Was Zukunft! schrie man, was Verfassungsparagraphen! Der Windischgrätz ist mit Kroaten vor Wien! Wollt ihr ein deutsches Parlament sein, so helft vor allen Dingen gegen diesen Dränger, welcher mit ausländischen Horden die Freiheit der Aula erwürgen will! (Hier waren die nichtrevolutionären Ausländer plötzlich einmal Horden.) Laßt ein Reichsheer marschieren, ruft das Volk zu den Waffen, sprecht die Acht und Aberacht aus, wenn der Kaiser nicht sofort nach Wien geht unter die Demokraten, wenn er nicht sofort seine Truppen zurückzieht!

Wieder und wieder war es dieselbe Lage unvereinbarer Elemente in der Paulskirche. Der eine Teil bestand darauf, es herrsche eine allgemeine Revolution, oder es solle wenigstens von Rechts wegen eine herrschen. Höchstens die Zentralgewalt, soweit man sie beeinflussen könne, sei eine Behörde. Sie habe zu gebieten überall, diktatorisch, einheitsstaatlich, über das Kleinste also wie über das Größte.

Der andere Teil sagte: So ist es nicht. Durch eine Verfassung haben wir revolutionäre Zustände zu endigen, wir

sind nicht berufen, um sie zu nähren. Die Einzelngewalten des Deutschen Bundes sind erschüttert, sind in ihren Formen geändert worden, aber sie sind nicht gestürzt. Unser eignes Gesetz über provisorische Zentralgewalt gibt ja darüber Auskunft und bildet ja auch für uns eine Grenze. Es mag sein, daß unsre Aufgabe leichter zu lösen ist, wenn die Einzelngewalten gestürzt wären. Aber sie sind es nicht, und eure Aufforderung ist nur eine Aufforderung zu nachträglicher Revolution. Abgesehen davon, ob nicht dadurch der ganze erworbene Boden für einen deutschen Bundesstaat aufs Spiel gesetzt würde, abgesehen davon, daß Revolutionen nicht dekretiert werden nachträglich, sondern daß sie entstehen müssen aus hundert zusammentreffenden inneren Notwendigkeiten, wenn sie wahr und fruchtbar sein sollen, abgesehen von Berechtigung oder Nichtberechtigung, eure Stimme dafür ist für uns am wenigsten verführerisch. Ihr, gerade ihr habt soviel Oberflächlichkeit und Irrtümer über Staatsleben verbreitet, so schlimme Leidenschaften erregt, so verderbliche Zielpunkte einer Staatszukunft enthüllt, daß wir doppelt vorsichtig sein müssen, die noch bestehenden, wenn auch wankenden Autoritäten antasten zu helfen. Und nun gar nach Wien hin können wir nimmermehr zu euren Dekreten und Aufgeboten ja sagen. An und für sich ist unsere Zentralgewalt dort am schwächsten, sie hat nur eine künstliche, nur eine in eurer Aufgeblasenheit wirksame Geltung. Wir setzen sie aus durch Dekrete, kompromittieren sie, schwächen sie also auch für das übrige Deutschland im Ansehen. Greifen wir aber, wie ihr mit Forderung eines Reichsheers wollt, tatsächlich zu Aufgeboten, so versagt uns wahrscheinlich in erster Linie schon dies Reichsheer. Wird es uns aber auch gestellt, was erregen wir damit in zweiter Linie? Wir erregen volle Revolution in einem Staate, dessen revolutionäres Schicksal unberechenbar ist für Deutschland, ja äußerst gefährlich sein kann für Deutschlands Integrität und Macht. Denn gerade

dadurch können wir den deutschen Staat in Österreich den undeutschen Bestandteilen Österreichs überliefern, können slawische und magyarische Staaten hervorrufen, welche Deutschlands Macht beschädigen und welche doch nur den Herrn wechseln, den russischen Herrn für den deutschen Herrn eintauschen würden.

„Ach was da!" rief ein magerer junger Österreicher, ein zynischer trockner Logiker, ein logischer Fanatiker nach der Art von St. Just, „was da!" rief Berger von Wien, „wenn ich die Gewißheit hätte, daß die Slawa mir als Inhalt die Demokratie bietet, so würde ich mich für den slawischen Gesamtstaat erklären, wenn Deutschland mir keinen demokratischen Inhalt bietet." (Auf der Linken: hört! Beifall.)

Brauchte man mehr zu wissen? War diese Offenherzigkeit, war dieser Beifall nicht völlige Aufklärung für eine deutsche National- und Reichsversammlung? War es da verwunderlich, daß die Zentren wie ein Mann gegen jedes Ansinnen wirklicher Einschreitung für die revolutionäre Partei in Wien stimmten, 250 Stimmen hoch? Gewiß nicht.

Aus dieser Zahl 250 sieht man aber auch, wie nötig die endlich gefestigte Organisation der Zentren war. Die Mehrheit war gering unter 416 Stimmenden für eine so wichtige Sache. In welchen verworrenen Zustand von Intervention, die doch keine Wirksamkeit entwickelt hätte, wäre man geraten, wenn die unklare Wirtschaft des Württemberger Hofes auch hierbei noch zwanzig bis dreißig Stimmen abgewendet hätte!

Am 24. erst wurde die Debatte über § 2 und 3 wieder aufgenommen, und an diesem Tage sprach der einzige Österreicher, welcher eine klare, feste Stellung einnahm zu diesen Paragraphen, Mühlfeldt von Wien. Er hatte mit Detmold, Rotenhan und Lassaulx folgenden Zusatzantrag zu § 2 unterschrieben:

„Insofern die eigentümlichen Verhältnisse Österreichs

die Ausführung dieses § 2 und der daraus abgeleiteten Paragraphen hinsichtlich desselben nicht zulassen, soll die angestrebte Einheit und Macht Deutschlands im größtmöglichen Maße durch den innigsten Anschluß Österreichs an Deutschland im Wege des völkerrechtlichen Bündnisses zwischen der Reichsgewalt und der österreichischen Regierung erzielt werden."

Im Wege des „völkerrechtlichen" Bündnisses! Welch ein Verrat an der deutschen Einheit und Österreich! rief man diesen vier Männern entgegen, unter denen beiläufig auch Herr von Lassaulx war, welcher späterhin Österreich als ein und alles, als Mittel- und Ausgangspunkt Deutschen Reiches hingestellt sehen wollte. Hingestellt!

Mühlfeldt ließ sich durch kein Geschrei erschüttern. Er antwortete kühl: das Wort „völkerrechtlich" ist das einzig richtige, wenn Österreich nicht in den Bundesstaat eingereiht werden kann. Ein Verhältnis im Staatenbunde ist ein völkerrechtliches. So lautet die Technik, und wenn man etwas präzis ausdrücken will, muß man sich an diese Technik halten. Es nützen die schmeichelnden Worte nichts. „Ein völkerrechtliches Bündnis kann eine Fülle haben, die das Verhältnis des Staatenbundes dem des Bundesstaates sehr nahe bringt. Wir sind sehr weit entfernt davon zu glauben, daß nur ein Schutz- und Trutzbündnis, nur militärische und politische Zwecke, nicht vielmehr auch ökonomische, kommerzielle und nationale Zwecke erreicht werden sollen. Wir würden nicht bloß Sicherheit und Unabhängigkeit, nicht bloß innere Sicherheit des Staates, sondern auch die allgemeine Wohlfahrt durch Freizügigkeit, Gleichheit in Zoll- und Handelsverhältnissen, Einheit in den Verkehrsmitteln und Anstalten durch ein solches Bündnis erreicht wünschen." Er wies ruhig ab, daß man ihn undeutsch nenne, weil er das allein Mögliche nüchtern hervorhebe. Er, Schilling und Endlicher seien die ersten gewesen, welche in Wien eine Beschickung deutschen Parlamentes bei der Wiener Universität in An-

regung gebracht, und erst diesem Beispiele seien der Wiener Bürgerausschuß und die Stände Niederösterreichs gefolgt. Das Minoritätserachten sei ja auch durchaus mit Rücksicht auf Deutschland und dessen Interessen, oder wenigstens mit gleicher Rücksicht auf diese wie auf die Österreichs entstanden. Denn „vor allem erkläre ich, daß ich mit den übrigen Herren Antragstellern das Minoritätserachten zu den §§ 2 und 3 diese für eine so notwendige Folgerung aus der Form des Bundesstaates ansehe, daß eine Ausnahme davon nicht gemacht werden dürfe. Ich erkläre weiter, daß wir die §§ 2 und 3 dergestalt im Interesse Deutschlands gelegen, und so wesentlich für die Erreichung der Einheit desselben erachten, daß nie und niemals abgewichen werden dürfe. Wenn aber auf der andern Seite ich die mir bekannte Lage, die mir bekannten Verhältnisse Österreichs betrachte, konnten ich und jene Herren, die in meine Ansicht eingegangen sind, nicht verkennen, daß die §§ 2 u. 3 für Österreich Schwierigkeiten nach sich ziehen können. Wir wollen nicht darüber entscheiden, ob es möglich sei, sie in Österreich auszuführen oder nicht, mußten uns aber den Fall denken, es sei nicht möglich, und dafür Vorsorge treffen, daß auch unter dieser Voraussetzung die Zwecke, die wir hier anstreben, soweit als möglich erreicht würden. Als Zweck erkannten wir die Einheit und Macht Deutschlands; sie können verfolgt werden in Form eines Bundesstaates, und wir glaubten, Österreich könne nicht verlangen, daß die notwendigen Bestimmungen dieser Form in seinem Interesse aufgegeben werden, denn auch Österreich ist nur ein Teil, und der Teil kann nicht verlangen, daß das Ganze leide. Wenn aber die Formen des Bundesstaates mit einer solchen Bestimmung, wie sie die §§ 2 und 3 enthalten, in Beziehung auf Österreich nicht möglich sind, wenn darum die Zwecke nicht zu verfolgen möglich sind in der Form des Bundesstaates, so muß man die Form suchen, in der es möglich ist.“ — „Und diese

Form finden wir in der des Staatenbundes, bei dem die Verfolgung der Zwecke, die erreicht werden sollen, allerdings möglich ist. Denn wenn Sie die trockenen Worte ‚im Wege völkerrechtlichen Bündnisses‘ in dem Minoritätserachten lesen, so bitte ich Sie der früheren Worte nicht zu vergessen: die angestrebte Einheit und Macht Deutschlands im größtmöglichen Maße durch den innigsten Anschluß Österreichs an Deutschland.“

Das war eine so offenherzige, folgerichtige Darstellung von seiten eines Österreichers bei den ersten Paragraphen deutscher Verfassung, daß sie immerdar von großer Wichtigkeit bleiben wird in der Geschichte deutschen Parlamentes. Weder von österreichischen noch von deutschen Lieblingsgedanken ließ sich damals Mühlfeldt bestechen. Auch nicht von Hintergedanken einer politischen Hegemonie. Ehrlich und unbefangen hatte er das Ganze vor Augen und die Möglichkeit eines verhältnismäßigen Ganzen. Damals wurde auch seine Rede in Österreich von allen Konservativen gelobt, denn im zweiten Teile derselben führte er aus, daß die Personalunion von größter Gefahr sei für Österreich, und nicht bloß für Österreich, auch für Deutschland. Die südlichen Alpenabhänge und die Küsten mit Triest zum Beispiele würden nicht nur für Österreich, auch für Deutschland verloren gehen im Wege des Ablösungsprozesses, welcher unzertrennbar sei von Einführung der Personalunion. Damals! Man war noch tief in den Gefahren der Zerklüftung. Man dachte zunächst nur an Sicherstellung der Integrität; man hatte noch nicht die Freiheit, weiter zu spekulieren. Als man diese Freiheit wieder gewann, da genügte es nicht mehr sicher gestellt zu werden vor den Einheitsansprüchen Deutschlands, da kam in Rede: wie man den überwiegenden politischen Einfluß auf Deutschland wiedergewinnen könne, und da wurde diese ehrliche Rede Mühlfeldts unpolitisch. Jetzt mißfiel sie den österreichischen Linken, später mißfiel sie den österreichischen Rechten, und Mühlfeldt selbst ging ein halbes

Jahr später nicht mehr diesen seinen eigenen Weg. Er verließ ihn nicht geradezu, er ging im März 49 nur dann mit hinein in die Hohlwege seiner Landsleute, wenn er's durch einen juristischen Schluß leidlich oder wenigstens scheinbar rechtfertigen konnte; aber der offene Mühlfeldt vom 24. Oktober erschien doch nicht wieder. Nachdem er einen Teil des Winters in Wien zugebracht, kam er still und schweigsam zurück und stimmte nicht mehr so klar und charaktervoll wie früher. Andrian allein hat sich diesen Ruhm der offensten Unbefangenheit bewahrt. Auch zur Zeit der leidenschaftlichsten Parteiung sagte er offen, was er früher gesagt: In den Bundesstaat mit Volksvertretung kann Österreich nicht eintreten. Hindern aber soll es ihn nicht, sondern die nächstmögliche Verbindung mit ihm zu seinem und Deutschlands Vorteile fördern.

Auch am dritten Tage der Debatte, am 26. Oktober sprachen vorzugsweise Österreicher. Keiner schloß sich an Mühlfeldt, wenn auch einige eventuell für das von ihm geführte Minoritätserachten stimmen wollten. Die Ausnahmsstellung für Österreich wollten sie wohl, nicht aber einen so geschlossenen deutschen Bundesstaat. Beda Weber aus Meran, ein stark gebauter gelber Geistlicher, ganz mit der südlichen Physiognomie eines katholischen Weltgeistlichen, sprach im Stile von Abraham a Santa Clara gegen die revolutionären Widersacher Österreichs, und erregte schallendes Gelächter namentlich durch folgende Worte: „Was Herr Eisenmann in bezug auf Ungarn gesagt hat, ist eine rührende und romantische Liebe. Sie ist mir höchst ehrwürdig, denn wie jede uneigennützige Liebe, so ist auch diese nur um so inniger und besser, je weniger Ursachen hierzu vorhanden sind." — Über die Hauptfrage brachte er zweierlei zum ersten Male auf die Tribüne. Erstens daß Österreich keine föderative, sondern auch jetzt eine einheitliche Verfassung erhalten solle und werde, und zweitens daß das ganze Österreich „dem Reiche deutscher Nation beitreten könne."

Man nahm keine Notiz von diesen Äußerungen. Der Redner selbst aber hat seine streng österreichischen Ansprüche konsequent, hartnäckig, oft giftig geführt und verfochten bis zum letzten als einer der entschlossensten Parteimänner. Er hat Gedichte herausgegeben, und da er das „Deutsche“ mit großem und oft willkommenem Nachdruck zu betonen pflegte, so nahm sich Uhland, der an diesem Tage gerade unmittelbar vor ihm gesprochen hatte, gar eigentümlich aus. Der Dichter neben dem Dichter, der Deutsche neben dem Deutschen, der Süddeutsche neben dem Süddeutschen, der eine rechts, der andere links. Beide auf Österreich pochend; der eine dergestalt, daß Deutschland sich nach Österreich richten müsse, der andere dergestalt, daß Deutschland über Österreich zu verfügen habe.

In der Paulskirche hörte man oft die Klage, daß Uhland durch seine öffentliche Erscheinung beim Parlamente die schöne Illusion zerstört habe, welche man vom Dichter Uhland gehegt. Für mich hat er sie eher erhöht. Daß er ein rötliches, unbehagliches Antlitz hat, was tut denn das einer Illusion, die den Poeten doch nicht zum Frauenzimmer machen will. Daß er standhaft links gestimmt, das ist ja einem Lyriker angemessen. Der Lyriker hat seine Kraft darin, daß er die Stärke der Dinge empfindet und den Umkreis derselben dahingestellt sein läßt. Unbeirrt von den Einwendungen und Beschränkungen der Prosa geht er seinen Fußpfad und sieht und hört nur, was in den schmalen Rahmen eines lyrischen Gedichtes paßt. Ein guter Politiker wird er freilich nicht sein, aber in einer Nationalversammlung mag es auch schlechte Politiker geben, wenn ihre lyrische Bahn von patriotischem Drange vorgezeichnet und so streng wie einfach innegehalten wird. Das war bei Uhland der Fall. Er stimmte konsequent mit der Linken, soweit sie nicht unpatriotisch war und nicht parteiische Exzesse beging. Er ging eines festen, einfachen Schrittes. Erwäge man doch,

daß ein Dichter seiner Art aus einem kleinen süddeutschen Staate ein Deutschland vor sich hat, welches von den faktischen Verhältnissen deutscher Mächte nichts weiß, nichts wissen mag, nichts wissen kann. Wenn er sich die Wissenschaft von einem großen Österreich und Preußen und einem kleinen Deutschland einprägen sollte, so müßte er sich seinen poetischen Inhalt zersetzen und zerstören. Das Gefühl seiner Kraft beruht eben darin, daß er sich nicht irre machen läßt in seiner Vorstellung von einem einstigen Deutschland, einstig in bezug auf die Vergangenheit und in bezug auf die Zukunft. Man erzählte von seiner Frau, einer stattlichen, schön gewesenen Schwäbin, daß sie bekümmert geäußert habe, sie habe sich's wohl gedacht, daß ihr Mann so sein würde! — Dies will eben sagen: Uhlands lyrische Kraft der Absonderung ist immer stark und streng gewesen; seine nächste Umgebung sogar hat nichts vermocht über ihn und seinen Beruf, seine nächste Umgebung hat sich eingestehen müssen, er werde unter allen Umständen den einen Ton seines Wesens, und dies ist der lyrische Ton, festhalten. Jawohl! Der harte schwäbische Schädel ist lehrreich an Uhland zu studieren. Einsam und schweigsam wie auf seinem Tübinger Garten war er auch in Frankfurt, saß er hier wie ein unnahbares Wesen unter den Linken, mit deren Parteiversammlungen er nichts gemein hatte. „Wohl präpariert, Paragraphos wohl einstudiert“, ein gewissenhafter Abgeordneter erschien er täglich an seinem Platze und auch einige Male auf der Rednerbühne. Das ganz lichte Auge unter lichter Braue sieht über die Menge hinweg ins Leere, es haftet an keines Menschen Blicke, es erwidert keinen, und wie ein Einsiedler spricht der Mann mit herber, schwäbisch akzentuierter Stimme da oben, als ob ihn niemand hörte. Keine Spur von Dramatik! Langsam, in kleinen Pausen, aber sicher klimmt ein Satz nach dem andern hervor, und die Paulskirche gewöhnt sich bald daran, die politische Ansicht seiner Rede zu übersehen,

einige schöne Bilder aber und Vergleiche, die nie in seiner Rede fehlen, mit Beifall auszuzeichnen. „Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar“ — sprach er heute — „weil der Kalk mit Blut gelöscht sei. Österreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit.“ Aber ganz im Gegensatze zu Beda Weber will er nichts von Ausnahme, nichts von Aufschub, nichts von Abwarten der Gärung in Österreich; „diejenigen Beschlüsse“, sagt er, „sind immer die besten, die an der brennenden Sachlage angezündet sind. — Eben weil es gärt, müssen wir die Form bereithalten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte hochwüchsige Germania aus der Grube steige.“ Dieser süddeutsche Dichter schnurstracks gegen den Tiroler Dichter will nichts nach einer Dynastie fragen in Österreich, er will nichts Geringeres als sofortige Einführung der beiden Paragraphen. Im grellsten Gegensatze zum konservativen Österreicher bringt er einen Antrag ein, welcher lautet: „Die Nationalversammlung möge die §§ 2 und 3 des Entwurfs von der zweiten Beratung ausnehmen und dieselben, unbeschadet der Aufnahme in die Reichsverfassung, sogleich zum definitiven Beschluß erheben.“

Der böhmische Graf, welcher diesen so verschiedenartigen Poeten auf der Rednerbühne folgte, hätte sich die Ohren zuhalten müssen, um in seinen Planen fürs deutsche Riesenreich nicht gestört zu werden durch eine wichtige Bemerkung Uhlands. Aber auch mit offnen Ohren hörte er nicht. So wie der Poet auf dem Fußpfade unbeirrt von irgend jemand, so sauste dieser Graf auf ungarischer Heerstraße, die bekanntlich meilenbreit, also nur so genannt ist, er sauste auf einem zottigen, in der Bukowina eben erst eingefangenen Rößlein von Bremen bis Varna, von Krakau bis Salonichi. „Bundesstaat?! Dummes Zeug!“ hätte er gemurmelt, wenn er’s gehört hätte, und weiter wäre es gegangen.

Uhland hatte nämlich daran erinnert, daß der „Bundesstaat“ gar nicht so in Zweifel zu ziehen sei, wie in dieser österreichischen Frage geschehen wolle. Er sei bereits gesetzlich, er sei bereits anerkannt, auch von Österreich. Das Gesetz vom 28. Juni über Einführung einer provisorischen Zentralgewalt für Deutschland sage im zweiten Artikel wörtlich: Die neue Zentralbehörde habe die Vollziehungsgewalt zu üben „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen.“ Im Gegensatz dazu sage der 13. Artikel: „Mit dem Eintritte der Wirksamkeit der provisorischen Zentralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf.“ Der Staatenbund sei also hinabgesunken mit seinem Organe, dem Bundestage, und der Bundesstaat sei heraufgestiegen. Dieses Gesetz sei von allen deutschen Regierungen anerkannt und verkündigt, und infolgedessen ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zum Reichsverweser gewählt — „hiernach besteht,“ hatte Uhland geschlossen, „der Bundesstaat anerkannt und gesetzlich. Der Verfassungsentwurf ist bestimmt, diesen politischen Grundsatz des Bundesstaates ins Leben zu führen, ihn durchzuführen in der Gliederung und Ordnung des neuen Staates. Mag die durch das Gesetz vom 28. Juni geschaffene Zentralgewalt auch nur eine provisorische sein, der Grundsatz, auf welchem sie beruht, ist ein definitiver, er ist ebenso endgültig als die Bestimmung jenes Gesetzes, daß der Bundestag aufgehoben sei, denn dieser ist definitiv, nicht provisorisch aufgehoben.“

Graf Deym ist ein alter politischer Praktikus, oder richtiger Spekulant. Er ist unerschöpflich in Projekten, und diese Projekte sind niemals äußerlich oder oberflächlich. Sie sind organisch durchdacht, und bis auf einen gewissen Grad auch geordnet. Sie erscheinen verworren, weil sie ganz eigentümlich sind und von den laufenden Vorstellungen wenig oder gar keine Notiz nehmen. In Wahrheit sind sie's nicht.

Sie sind nur zur Hälfte in Phantastik empfangen, wie dies bei vielen Österreichern der Fall ist. Die lange Stockung in ihrem Staatsleben hat sie über die nächsten Stufen hinweggetrieben und ins Luftige hinausgenötigt. Die bunte, ans Fabelhafte streifende Völkermischung ihres Staates hat das Ihrige beigetragen, sie an phantastische Vorstellung zu gewöhnen. Es war daher eigentlich kein Wunder, daß ihnen die sofortige Herstellung eines europäischen Mittel- und Riesenreiches so natürlich vorkam und so behende von den Lippen ging, es war kein Wunder, daß sie uns für kleinlich hielten, die wir gegen solche Zukunft nichts einzuwenden hatten, die sofortige Geburt aber für einen monströsen Versuch, im Falle des Gelingens für eine Mißgeburt hielten.

Deym hatte auch den Kopf voll davon. Die eigentlichen Gedanken über sein „Riesenreich" wurden indessen nicht bemerkt, weil er seine Rede geradeso anfing, wie er sie schon im Kasino und bei Gagern gehalten, und weil man diesem zerhackten, nach zehn verschiedenen Seiten sich ausbreitenden Vortrage nicht noch einmal folgen wollte. In der Tat hatte Form, Kolorit und Inhalt solcher österreichischen Reden etwas Fremdartiges in der Paulskirche, auch wenn sie von den bedeutenderen Mitgliedern — und zu diesen gehörte Deym — vorgetragen wurden. Was die Linken brachten, hielt man für Phrase, und vielen Rechten hörte man an, daß eine wirklich deutsche Bundesstaatswelt ihnen gar nicht natürlich sei. Die Grundanschauungen, die Grundbedingungen sind seit zu langer Zeit gar zu verschieden geworden bei ihnen und bei uns, als daß eine völlige Vereinigung so rasch möglich wäre. Ohne alles weitere, aus diesen Reden allein mußte man zu dem Schlusse kommen: Hier sind Übergänge und Abgliederungen nötig, ehe von einem vollständigen Zusammengehen die Rede sein kann. Gelingen diese Übergänge, dann gibt es von diesem Süden und Südosten her ein große Bereicherung deutschen Wesens; werden sie aber

übersprungen, so entsteht ein ungegliedertes, konfuses Wesen, nimmermehr ein Reich. Deym begann mit der Versicherung, sein Standpunkt sei ein reindeutscher, und doch setzte er sogleich hinzu, die Mission des zu gründenden neuen Deutschlands sei die Gründung eines „mitteleuropäischen Riesenstaates", „eines Riesenreichs von 70 und womöglich von 80 oder 100 Millionen". Man schüttelte den Kopf und sagte leise: Damit wollen wir nicht anfangen. Ein Mann wollen wir sein, denn wir waren bisher ein Kind; aber ein Riese wollen wir nicht gleich werden. — Und in diesem Verhältnisse zwischen dem Redner und dem Zuhörer ging es fort. Dieser knochige Mann mit stachelbuschigen Augenbrauen und darunter hervorschießendem schiefen böhmischen Blicke hatte offenbar etwas ganz anderes im Sinne als die eigentliche deutsche Nation. Man fand es ganz begreiflich, daß er gegen die Paragraphen sprach, man fand es einleuchtend, daß durch die ganze österreichische Monarchie mit Ausnahme Italiens jeder Gebildete Deutsch spreche, daß also dort durchaus deutsche Zukunft sei, so gewiß als die Bildung in ihrem Schoße die Zukunft trägt, aber wenn er hinzusetzte, daß er lieber gar keine deutsche Verfassung zustande gebracht sehen wollte als eine, die nicht all diese Bestandteile deutscher Zukunft in sich schließe, da rief man unwillig: Warum nicht gar! Man erkannte, daß dieser spekulative böhmische Graf von ganz wo anders her, nur nicht von deutscher Stätte in die Absichten deutscher Nation eintrete. Das waren Spekulationen auf ein Völkerreich geistvoll gedacht und recht sehr der Rede wert als Perspektive, aber ohne Zusammenhang mit allen Vorbedingungen, aus denen die Paulskirche entstanden war.

Dadurch wurde man zerstreut und beachtete nicht mehr, was er wirklich Bedeutendes sagte. Denn er sagte dessen, weil er wirklich ein im großen Stile organisierender Kopf ist. Wäre er nicht gründlich ein Fremder gewesen innerhalb

der deutschen Pläne, so hätte sich eine nahe Beziehung zwischen ihm und Gagern errichten müssen. Folgende Sätze werden dies dem Leser klarmachen, wenn er sie vergleicht mit dem, was Gagern noch eine Stunde später andeutete. Deym sagte:

„Wir können es unmöglich wünschen und es ist nicht ausführbar, daß alle diese 70 Millionen Abgeordnete hierher schicken; wir bekämen eine Versammlung von mehr als tausend Gliedern, Abgeordnete mit den verschiedensten Sprachen, eine babylonische Verwirrung — der Körper ist zu groß, darum sind zwei Parlamente erforderlich und ein Generalparlament, um beide zu verbinden.“

„Es ist auch mein Wunsch,“ sagte er ferner, „daß wir hier zu einem definitiven Beschluß kommen.“ „Nun,“ setzte er hinzu, „es ist ein definitiver Beschluß, daß Österreich nicht als Bundesstaat, sondern als Staatenbund im Verhältnisse zu uns stehen soll. Dadurch ist die Sache sicher auf einmal entschieden.“ — „Sollte irgend ein Amendement vorkommen, welches die Frage definitiv entscheidet und Österreich aus dem engern Staatenbunde ausschließt, so werde ich mich dem unbedingt anschließen.“

Das vereinigte sich ja also mit Mühlfeldt und ganz gewiß mit Gagerns „engerem und weiterem Bunde“, welcher bald darauf in Rede kam. Hier ist also wieder ein kundiger Österreicher, mit welchem sich aus der Negative herauskommen und auf ein positives Verhältnis hin anknüpfen läßt. Wirklich? Die Wolke kommt, die Wolke geht! Als es einige Monate später zur Abstimmung kam über denselben Gedankengang, welchen Deym soeben für den seinigen erklärte, da stimmte Graf Deym tapfer dagegen. Man fesselt die Wolke nicht.

In solcher Voraussicht waren denn auch so viele Führer des Zentrums gegen Gagerns positive Vorschläge in bezug auf Österreich. Sie beharrten dabei, es nütze in Österreich gewiß

nichts, und schade gewiß in Deutschland. „Entweder,“ sagten sie, „es entschuldigen sich die Österreicher nach wie vor mit der Unsicherkeit ihrer Zustände, welche ihnen jede positive Zusage unmöglich machten, oder sie sagen vorläufig ja wie hier auf der Tribüne, und tun am Ende doch was die Zeit und wiederkehrende Macht ihnen erlaubt. Sie sind ein europäischer Großstaat, der von Deutschland ausgegangen und allerdings auf Deutschland gestützt ist, der aber nun und nimmer offiziell zugibt, daß er von Deutschland irgendwie abhängig sei. Um letzteres nicht einmal zu scheinen, geht er auf keine definitive Anordnung ein, welche einen geschlossenen deutschen Bundesstaat feststellt. Natürlich unter Preußen feststellt. Aus der banalen Vorstellung: daß dadurch sein Ansehen und seine Macht geschwächt sei, ist er nicht herauszubringen. Er verbündet sich eher mit Rußland als mit einem von Preußen geführten Deutschland. Das ist so wie unter Verwandten, die sich lieber Fremden in die Arme werfen, als sich gegenseitig zeitweilige Schwäche eingestehen. Gagerns ehrliche Vorschläge zu einem engern und weitern Bunde beruhen also in betreff Österreichs auf politischer Illusion. Dergleichen macht sich nicht auf dem Wege der Gesetzgebung, sondern nur auf dem Wege der Eroberung, wenigstens der Quasieroberung. Gehen wir voran mit Feststellung unsers Bundesstaates. Wenn es zum Abschlusse kommt, wird sich's zeigen, was Österreich kann. Nur das, was es kann, oder was es nicht kann, wird entscheiden. Was es will, ist keinem Politiker verborgen, und kein Politiker wird sich deshalb an seinen Willen wenden, von seinem Willen etwas für einen deutschen Bundesstaat erwarten.“

So sprachen unter sich nicht gerade viele, und es waren nicht viele aus so bestimmten Gründen gegen Gagerns Vorhaben. Aber sehr viele waren instinktmäßig gegen Gagerns Auftreten mit neuen Vorschlägen in betreff Österreichs. Man hoffte immer noch, er werde nicht sprechen, er werde wenigstens

kein Amendement einbringen. Besorgt sah man hinauf, als er schon vor Uhlands Auftreten das Präsidium Simson überlassen und sich auf dessen Platz gesetzt hatte.

Die Gruppierung in betreff Österreichs bildete sich damals unter der Oberfläche. Sie ist aber auch dann nicht richtig gewürdigt worden, als sie an der Oberfläche erschienen war und als so gern von einer Dahlmann-Gagernschen Partei geredet wurde. Gagern und Dahlmann gingen in der Frage um Österreich nicht zusammen. Die Gruppierung ist immer falsch geschildert worden, insofern das Parteigeschrei Gagern die Abschiedsfahne für Österreich in die Hand drückte. Die einzig mögliche Verbindungsfahne hat Gagern aufgepflanzt. Denn das volle Eingehen Österreichs in einen deutschen Bundesstaat mit Volksvertretung war und ist eine Unmöglichkeit, solange der österreichische Kaiserstaat bestand und besteht. Um dieses völlige Eingehen durchzusetzen, mußte man sich den Linken anschließen, welche denn auch ganz konsequent die Zerschlagung des Kaiserstaates erstrebten.

Jene, welche mit bestimmten Gründen das erwartete Auftreten Gagerns nicht wollten, sie waren antiösterreichisch. Sie fürchteten einen Gagernschen weiteren Bund mit Österreich als einen organischen Bund, welcher den Einfluß, respektive Druck österreichischer Politik auf Deutschland erneuern und verewigen würde. Zwischen ihnen und den Österreichern in der Mitte stand Gagern, ein wirklicher Zentralpunkt, ein wahrhafter Einheitsmann. Denn die Einheit aller deutschen Stämme und der verlangte Bundesstaat war nur möglich unter der Form, welche er vorschlug, oder wenigstens innerhalb der Grundlinien, welche er vorzeichnete. Was sich von ihm trennte unter dem prahlenden Namen Großdeutschland und dabei doch den Bundesstaat mit Volksvertretung versprach, das täuschte und log, oder täuschte wenigstens sich selbst.

In jenen Tagen freilich waren die Konsequenzen dieser Kapitalfrage erst wenigen klar. Von den Österreichern wußten

nur die Linken, was sie wollten; die andern wußten nur, was sie nicht wollten. Wer von ihnen mehr wußte, der sagte es nicht, weil es zu grell gegen die herrschenden Ansichten verstieß, oder er sagte es halb, um sich den Rückweg offen zu halten. Die österreichischen Abgeordneten steckten in einer unlösbaren Aufgabe. Sie konnten nicht wissen, über was sie zu verfügen hätten, und doch sollten sie täglich verfügen.

Das konnte Gagerns wahrhafte und ehrliche Natur nicht länger mit ansehen. Er hielt es für religiöse Schuldigkeit, dem Vaterlande offen darzulegen, was möglich sei und was nicht. „Sie mögen schreien, sie mögen mich verketzern," sagte er zu allen Abmahnenden, „ich muß das Meinige beitragen, die herrschend gewordne Täuschung zu zerstreuen. Die Wirkung wollen wir abwarten."

Und so stand er plötzlich auf der Rednerbühne, und jeder stürzte nach seinem Platze, das ganze Haus empfand: Jetzt beginnt eine große Entscheidung!

„Das deutsche Volk war in Erniedrigung gesunken, und wir suchen nach den Mitteln, es wieder zu erheben. Um es vor abermaligem Falle zu sichern, wollen wir diese Mittel zu Grundsätzen der künftigen Verfassung formulieren. Es war natürlich, daß man zuerst sich fragte: Welches waren denn in den bisherigen Zuständen hauptsächlich die Gründe jener Erniedrigung? Welches waren die Hindernisse, die es verschuldeten, daß unser Volk nicht zu der Macht aufsteigen konnte, die ihm gebührt? Unter diesen Gründen obenan stand das Verhältnis der gemischten Staaten."

Also begann er mit jenen tiefen Tönen, welche aus der Seele die Wahrheit selbst heraufzutragen scheinen, und welche auch diesmal die Stimmung der Weihe über die Paulskirche verbreiteten.

Unter den gemischten Staaten, fuhr er fort, müsse man zunächst die ins Auge fassen, deren Hauptland nichtdeutsch. „Dieses Verhältnis, das von Luxemburg und Limburg zu

Holland, von Holstein zu Dänemark, hindre eine nationale Politik und setze uns dem aus, selbst von mindermächtigen Nationen mißachtet und in unsern Interessen gekränkt zu werden. Mit solchen Mischverhältnissen könne kein nationales Leben bestehen; sie müßten gelöst werden. Die §§ 2 und 3 würden allerdings auch hier nicht sofortige Lösung bringen, da internationale Rechtsverhältnisse erst geordnet werden müßten.

Preußen habe das Seinige getan zu solcher nationalen Lösung, Ost- und Westpreußen und Posen betreffend, und hier könne man sagen: Wir sind ineinander aufgegangen. (Lebhaftes Bravo auf der Rechten und in den Zentren.)

Ein anderes sei es mit Österreich. Hier könne es zweifelhaft scheinen, was der nationale Hauptbestandteil sei. Aber wenn auch das deutsche Element der Zahl nach in der Minorität, so sei doch nicht zweifelhaft, daß es das einflußreichste in dieser Monarchie sei und mehr noch werden müsse. Darum dürfe eine solche Abtrennung Deutsch-Österreichs nicht verlangt werden. Sie würde eine Auflösung der Monarchie nach sich ziehen, wie man dies auch bemänteln möge. (Bewegung.)

Dies führte er aus und setzte dann die wichtigen Worte hinzu: „Wir haben zwar den Beruf, der Nation eine Verfassung zu geben, dem gesamten deutschen Volke; aber wir haben auch die Verpflichtung mit diesem Berufe übernommen, den Verhältnissen, den Tatsachen diejenige Rechnung zu tragen, welche getragen werden muß, wenn wir die Verfassung lebensfähig schaffen wollen."

Im deutschen Bundessinne sei die österreichische Gesamtmonarchie nicht zu zerstören, sondern so zu sichern, daß sie „ein mächtiges Reich bleibe, eng verbunden mit Deutschland zu der großen nationalen Aufgabe." „Andre Nationen würden für ihre erste Pflicht halten, durch das Verfassungswerk den Besitz nicht eines Dorfes in Frage zu stellen, und wir sollten leichtsinnig eine ganze Saat der Zukunft, eine reiche Anwartschaft künftiger nationaler Entwickelung dem

bisherigen Zusammenhange entfremden, dem Zufalle preisgeben wollen?"

„Ich habe den Beruf des deutschen Volkes als einen großen, weltgebietenden aufgefaßt. Man mag darüber spötteln, mit Zynismus wegwerfend einen solchen Völkerberuf leugnen. Ich glaube daran und würde den Stolz verlieren, meinem Volke anzugehören, wenn ich den Glauben an solche höhere Bestimmung aufgeben müßte. Das enthält nicht den Umfang unserer Aufgabe, daß wir eine Verfassung schaffen, die nur auf die engen Schranken unserer jetzigen Staatsverhältnisse beschränkt ist; daß wir ein Einheitsprinzip in die Verfassung aufnehmen, welches uns von demjenigen, was die einheitliche Macht bedingt, losscheidet, das uns, während andere Nationen an Macht und Einfluß sich ausdehnen, verurteilt, solange unsere Nachbarn uns dazu Ruhe und Freiheit lassen, in stiller Zurückgezogenheit uns am Ofen zu wärmen. (Bravo.) Welche Einheit haben wir zu erstreben? Daß wir der Bestimmung nachleben können, die uns nach dem Oriente zu gesteckt ist! Daß wir diejenigen Völker, die längs der Donau zur Selbständigkeit weder Beruf noch Anspruch haben, wie Trabanten in unser Planetensystem einfassen."

„Ich glaube also, daß wir ein Verhältnis suchen müssen, wobei Österreich nicht genötigt wird, seine deutschen von seinen nichtdeutschen Provinzen abzulösen, dennoch aber im innigsten Verbande mit Deutschland erhalten wird. Die Frage steht also so: Ist es mehr im Interesse Deutschlands, daß das gesamte Deutschland sich nur so gestalte, eine so laxe Einheit eingehe, daß Österreich, ohne zur Trennung der Staatseinheit seiner deutschen und nichtdeutschen Provinzen genötigt zu werden, unter gleichen Verhältnissen wie die übrigen deutschen Staaten dem Reiche angehören kann. Oder ist es nicht im Gesamtinteresse der Nation, sowohl Österreichs als des übrigen Deutschlands, daß wenigstens das übrige Deutschland sich fester aneinander anschließe, auch wenn Öster-

reich wegen seiner außerdeutschen Provinzen unter gleichen Bedingungen in diesen engsten Bund nicht eintreten kann; dabei aber nichtsdestoweniger ein enges Bundesverhältnis zwischen Österreich und dem übrigen Deutschland aufrecht erhalten werde? Die Begriffe von Bundesstaat für das eine, Staatenbund für das andere" (Verhältnis) „sind unbestimmte; es können auch Bundesverhältnisse gedacht werden, die zwischen beiden in der Mitte liegen und die Übergänge bilden."

Hiermit trat er unmittelbar an die Andeutungen dessen, was er unter seinem „weitern Bunde" verstanden wissen wollte. Er sprach von den gemeinschaftlichen Interessen, von materieller Einigung nach dem Vorbilde des Zollvereins. Alles das lag damals noch neu und roh in seiner Seele. Von jetzt an erst beschäftigte er sich mit Ausarbeitung einer Akte des „weitern Bundes", und er tat dies mit der ihm eignen Standhaftigkeit immerdar, auch als Ministerpräsident mitten unter den aufgetürmten Anforderungen des Tages, sobald nur eine freie Stunde zu gewinnen war, sobald das Gespräch mit Freunden nur einen Augenblick von den Erfordernissen der Tagesordnung abgehen konnte.

Jetzt schloß er zum Schrecken seiner Freunde dennoch mit einem förmlichen Antrage und mit einigen Umrissen der Architektur seines „weitern Bundes", Umrisse, welche die Antiösterreicher in Bestürzung setzten, weil die organische Verbindung eines großen Österreich mit dem Deutschen Bundesstaate darin vorgezeichnet war. „Ein neues römisches Deutsches Reich! Verewigung österreichischer Politik in Deutschland!" murmelten sie unwillig einer zum andern.

Der Antrag lautete: „Österreich bleibt in Berücksichtigung seiner staatsrechtlichen Verbindung mit nichtdeutschen Ländern und Provinzen mit dem übrigen Deutschland in dem beständigen und unauflöslichen Bunde."

„Die organischen Bestimmungen für dieses Bundes-

verhältnis, welche die veränderten Umstände nötig machen, werden Inhalt einer besonderen Bundesakte."

Diesen Satz wollte er eingeschoben sehen zwischen dem ersten und zweiten Paragraphen des Abschnitts „vom Reiche."

Über die Umrisse sagte er folgendes, indem er gegen alle politische Klugheit, aber ganz im Wesen seiner treuherzigen Ehrlichkeit, die empfindliche Oberhauptsfrage unmittelbar berührte:

„Man hat die Frage von der künftigen Stellung Österreichs in und zu Deutschland in Verbindung gesetzt mit derjenigen von dem zukünftigen Oberhaupte, von dem Inhaber der künftigen Reichsgewalt. Wie ich über diese Frage denke, das habe ich öffentlich vor Monaten ausgesprochen." (Als Minister in der Darmstädter Kammer hatte er Preußen als den Stützpunkt des Bundesstaates bezeichnet.) „Ich würde es aber für vorgreifend und nicht passend halten, wenn ich vorlesen wollte, was ich im Beginn unserer Revolution darüber geäußert habe. Ich habe der Entscheidung dieser Frage durch mein Amendement keineswegs präjudizieren wollen. Ich bin allerdings der Meinung, daß an die Spitze des Bundesstaats ein einheitliches Oberhaupt gehört, was schon den Begriff einer Hegemonie Preußens ausschließt. Für die Gesamtleitung Deutschlands aber, Österreich einbegriffen, wird eine weitere Einrichtung geschaffen werden müssen, und es würde dies allerdings eine sehr wichtige und schwierige Frage sein, die ihre Lösung von der Zukunft erwartet. Wir würden einen Organismus schaffen müssen, wonach eine zentrale Leitung der gemeinsamen Interessen des ganzen Deutschlands unter Mitwirkung seiner vereinigten Vertreter statt hätte. — Ich habe mich in meinem Antrage auch nicht darüber ausgesprochen, ob die organischen Bestimmungen für das weitere Bundesverhältnis, welche neu zu treffen sein werden, in die Verfassung aufzunehmen seien. Ich wünsche, daß sie Bestandteile der Ver-

fassung würden. Da aber ein solches Verhältnis bisher außer dem Gesichtskreise des Ausschusses lag, so wollte ich durch meinen Antrag, für den Fall auch, daß er Anklang fände, der Ansicht des Ausschusses in dieser Hinsicht nicht vorgreifen." — „Hüten wir uns, daß wir zu enge Formeln wählen, die nationalen Interessen in eine Zwangsjacke drängen gegen ihre Natur; tun wir vielmehr das Tor weit auf, daß der Eintritt nicht erschwert sei in die deutsche Familie und in ihr großes gastliches Haus."

Wie überraschend auch für viele, wie bestürzend für manche diese Rede Gagerns geworden, der herabsteigende Redner wurde doch von anhaltendem Beifalle begleitet. Jedermann fühlte, daß große Auffassung und Wahrhaftigkeit zum Grunde lag, und Hunderte riefen nach dem Schlusse der Sitzung, um diesen Eindruck verarbeiten zu können. Die Sitzung, es war die 103te, wurde geschlossen.

Brausend in lebhaftem Gespräche ging die Versammlung auseinander. Es sei unpolitisch! hieß es hier; es sei unzeitig! hieß es dort; es gehe nicht! hieß es da; es sei staatsmännisch! sagten wenige; es sei ehrlich und allein möglich! sagten andere, wenn von staatlicher Einheit die Rede sein solle; es sei Verrat an der Einheit! sagten zahlreiche Südländer.

Den Süddeutschen und Österreichern hatte Gagern in Voraussicht des Vorwurfes zugerufen: „Man hat gesagt, es sei gegen unser Mandat, ein doppeltes Bundesverhältnis zu begründen und zuzulassen. Wir sind berufen, die Einheit zu schaffen, soweit sie unter den gegebenen Verhältnissen nützlich ist; weiter kann unser Beruf nicht gehen. Wenn wir aber Paragraphen annehmen, von denen wir voraussehen, daß sie Österreich nicht befriedigen, daß Österreich dadurch gezwungen würde, sich von Deutschland zu trennen, gar nicht mehr zum Deutschen Reiche zu gehören — dann, meine Herren, haben wir nicht die Einheit geschaffen, sondern zerrissen, und diesem Zerreißen der Einheit tret' ich entgegen!"

Die Süddeutschen und Österreicher mußten ihre Augen nicht verschließen vor der Wahrheit, daß Österreich wirklich nicht in einen Bundesstaat mit Volkshaus eingeordnet werden könne. Statt jetzt bloß nein! zu rufen und von Verrat an der Einheit zu sprechen mußten sie an der Schwelle der Verfassung eintreten in eine praktisch mögliche Definition des Begriffes Einheit. Sie mußten positiv werden. Gagern bot ihnen dazu die Hand. Statt dessen verhielten sie sich immer bloß abwehrend. Wie mochten sie sich am Ende wundern, daß die Natur der Dinge nicht verändert werde durch bloße Abwehr, daß die Natur der Dinge am Ende nichts übrig ließ als den Bundesstaat ohne Österreich oder ein Verlorengeben der ganzen Aufgabe. Dem Einsichtigen war es damals schon klar, daß solches Verhalten auf die Fabel hinauskommen werde, in welcher der Hund mit dem Stück Fleisch im Rachen über den Wassersteg läuft. Dies eine Stück kann er festhalten, wenn er sich nicht einer Täuschung anvertrauen will. Er sieht aber den Schatten des Stückes im Wasserspiegel, er gibt sich der Täuschung hin, er schnappt auch nach dem Schatten, und verliert dadurch auch das, was er schon hatte.

Die Einheit im Doppelbunde war zu erringen, wenn man sich daraufhin zusammenhielt. Man war damit nicht zufrieden, und nötigte denn auch Gagern, sich zunächst auf das Sichere, auf den Bundesstaat ohne Österreich zu beschränken.

Am folgenden Tage, am 27. Oktober, kam es zur Abstimmung. Mit Gagerns Amendement mußte begonnen werden. Umsonst eilte Freund auf Freund hinauf zu ihm, um ihn zur Rücknahme desselben zu veranlassen. Man übersah die Stimmung und wußte, daß nur seine entschlossensten Freunde und nur seinetwegen dafür stimmen würden, daß es also in greller Minorität bleiben müsse. Die Ansichten und der Entschluß waren nicht hinlänglich

gereist. Wozu einen so wichtigen Mann eine äußerliche Niederlage erleiden lassen?! Er verweigerte hartnäckig die Zurücknahme. „Und wenn nur zehn mit mir gehen," sagte er ärgerlich, „es soll heraus."

Da beantragte ein Linker namentliche Abstimmung über alle Punkte. Es lagen wohl ein Dutzend Amendements vor. Und nun stieg Gagern zu allgemeiner Erleichterung herab von der Estrade und ging auf die Rednerbühne, unter dem tiefsten Schweigen der Versammlung folgendes sagend:

„Ich weiß, daß mein Antrag die Mehrheit des Hauses nicht erhalten wird. Die Lösung der Frage, wie ich sie von der Zukunft erwarte, habe ich nach meiner Überzeugung darstellen zu müssen geglaubt. Bis zur zweiten Abstimmung über die Verfassung wird die Nationalversammlung Gelegenheit haben, aus den Ereignissen und den entwickelten Ansichten ein Resultat zu ziehen. Die Zeit dieser Versammlung will ich mit einer namentlichen Abstimmung über meinen Antrag nicht verschwenden lassen, und ziehe ihn deshalb bis zur zweiten Abstimmung (über die Verfassung) zurück. (Vielstimmiges Bravo.)"

Binnen wenig Monaten wird man ihn über dieselbe Frage wieder auftreten und an die Mehrheit des Hauses appellieren sehen. Dann wird die Frage schärfer und unmittelbar praktisch auftreten, und die Mehrheit des Hauses wird sich dafür erklären müssen.

Jetzt wurde der § 2 mit 340 gegen 76, der § 3 mit 316 gegen 90 Stimmen ohne irgend einen beschränkenden Zusatz angenommen. Das Mühlfeldtsche Amendement fand nur 38 Stimmen. Österreich, wenn es nicht auseinanderfiel, war für jeden Kundigen hiermit abgesondert, der scharf geschlossene Bundesstaat war theoretisch vorgezeichnet in Schloß und Riegel. — Die Paragraphen lauteten damals:

§ 2. „Kein Teil des Deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein."

§ 3. „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen."

3.

„Die Freiheit, nach deren goldenen Früchten tausend lüsterne Hände greifen, so oft nur ein neckender Wind einige Zweige niederbeugt, ist kein Zustand des Genusses. Sie ist ein Werk der Arbeit, die, mit der Sonne jedes Tages neu geweckt, sich in der Richtung klar erkannter Zwecke bewegt. Von dem guten oder edlen Inhalt dieser Zwecke hängt dann ihr Wert und größtenteils auch ihre Dauer ab."

Diese Worte Dahlmanns hatten sich uns im ersten Halbjahre des Parlamentes bitter genug bewährt. Daß der Dienst für die Freiheit ein saurer Dienst sei, daß er mit der Sonne jedes neuen Tages neue Anstrengung, neue Entsagung, neue Selbstverleugnung fordere, wie peinlich hatten wir's erfahren! Glaubt man denn, es sei den Männern des Zentrums leicht geworden, fortwährend gegen die Mißdeutung ihrer eignen Grundsätze auf die Schanzen zu eilen? Wahrlich nein. Mit Schmerzen waren sie inne geworden, daß es ein herbes, das Herz austrocknendes Geschäft sei: den eignen Kindern gegenüber immer und immer nur abwehrend erziehen zu müssen. Sie waren der Schanzarbeit, sie waren der Schulmeisterrolle herzlich müde, und hatten sich lange damit getröstet: mit der eigentlichen Verfassung, mit den Paragraphen für die Einheit wird uns Erholung kommen!

Und nun zeigte sich's gleich bei den ersten Paragraphen fürchterlich, daß die Arbeit nicht leichter, ja daß sie noch

schwerer werden sollte. Es zeigte sich, daß die Schöpfung der Einheit tief abhängig davon sei, wie man die Freiheit verstehe, daß die Verwirrung der Begriffe nur noch größer, die Aussicht auf Erfolg nur noch geringer werde, wenn die Sympathien und Antipathien der Volksstämme, die Ansprüche der dynastischen und Territorialrechte noch hinzuträten. Es zeigte sich, daß nun erst recht organische Vorstellungen vom Staatsleben unerläßlich seien, und daß die Gleichmacherei nun erst recht ins Nichts hinabführen werde.

Welch eine Reife politischer Erkenntnis forderte die österreichische Frage bei ihrem ersten Auftreten heraus! Hatten die abgelegten Proben Aussicht auf diese Reife enthüllt? Schien nicht die oberflächliche Gleichmacherei auch hier das herrschende Prinzip abgeben zu sollen!

Wien war unterdes genommen worden von Windischgrätz, und nun stürzte man auf unsere armen, machtlosen Reichskommissarien los, als ob sie imstande gewesen wären irgend etwas zu ändern. Welcker und Oberst Mosle aus Oldenburg waren hingeschickt worden, und Welcker mußte nun auf der Rednerbühne verteidigen, warum er nicht siegreicher Prokonsul oder Proprätor gewesen sei gegen die Sereschaner und Grenzer. Welcker schalt die Unvernunft der Anforderung, die Linke schmähte die Unmacht der Zentralgewalt. Da war keine Begegnung möglich zu einem irgendwie ergiebigen Verhältnisse. Nur eins sah man deutlich: daß jene Anforderungen, die an Österreich ebenso gestellt würden wie an Nassau, zur grimmigsten Enttäuschung führen müßten.

Andere Staaten regten sich nun auch gegen die Oberherrlichkeit der parlamentarischen Zentralgewalt. Während die Abschnitte von „Reich und Reichsgewalt" in der Paulskirche diskutiert und durchgehends nach den Vorschlägen des Verfassungsausschusses beschlossen wurden, erhob in Dresden vorsichtig, in Berlin ungestüm der Partikularstaat sein Haupt.

In Dresden unter Zustimmung, in Berlin unter Anführung der Linken. Die Linke ordnete sich solidarisch in ganz Deutschland gegen die Zentren in Frankfurt. „Wir kommen gegen diese Mehrheit der Zentren nicht auf," hatte die Linke der Paulskirche ihren Genossen in Dresden und Berlin zugerufen, „ergreift ihr also in den Kammern der Einzelnstaaten das Schwert des Partikularismus gegen die Paulskirche, um die Paulskirche zu stürzen." Des Partikularismus? Gegen die Paulskirche? Jawohl. An diesem Punkte im Herbste 1848 setzte sich der vollständige Verrat deutscher Einheit ins Werk von seiten derselben Linken in der Paulskirche, welche bis daher die Souveränität der Einheit nicht groß genug haben konnte, ja, welche noch in demselben Augenblicke gegen Österreich eine diktatorische Souveränität derselben Paulskirche in Anspruch nahm. Man schämt sich fast, diese Data eines Verrates gegen das Unterpfand deutscher Zukunft niederzuschreiben. Sind sie niedergeschrieben, dann wird man sich nicht mehr wundern, daß die also verratene Paulskirche von den partikularistischen Gegnern der rechten Seite erstickt werden konnte.

Die Linke spekulierte folgendermaßen: Es wird uns von der Paulskirche die Freiheit nicht in dem Maße gewährt, in welchem wir sie wollen. Die weisen Zentren nennen dies ein Unmaß. In den Kammern zu Dresden aber und zu Berlin haben unsre Leute die Mehrheit oder sind nahe daran sie zu erlangen. Von dort ist also mehr Freiheit zu erhalten als von Frankfurt. Damit die dort errungene Freiheit nun volle Gültigkeit erlangt, müssen wir Frankfurt stürzen. Die „volle Gültigkeit" und der Sturz Frankfurts wird erreicht, wenn der oberherrliche Grundsatz Frankfurts, der Raveaux=Wernersche Antragsbeschluß, in Sachsen und in Preußen gründlich beschädigt, ja wenn er beseitigt wird. Darum sei von nun an die Partikularsouveränität unsre Losung.

Und so geschah es. In Dresden wurde der Anfang gemacht. Ein Dekret, wonach das deutsche Verfassungswerk der Begutachtung und Genehmhaltung der sächsischen verfassungsmäßigen Gewalten unterstellt werden müsse — erhielt die Zustimmung der sächsischen Kammer. Derselben Kammer, welche um ihrer bodenlosen linken Tendenz willen den Taufnamen „souveräner Unverstand“ erhalten hat. Herr Schaffrath und Genossen leiteten diese Kammer, und als Biedermann diese Angelegenheit im deutschen Parlamente nachdrücklich zur Sprache brachte, hatte Herr Schaffrath die Stirn, dies zu bestätigen und ganz in der Ordnung zu finden. Derselbe Herr Schaffrath, welcher gleichzeitig, ja in der nämlichen Sitzung, in welcher Biedermann dagegen auftrat, dergestalt für diktatorische Gewalt des Parlamentes sich gebärdete, daß er zur Ordnung gerufen werden mußte.

Als Zeichen, bis zu welchem Grade des Zynismus solche Opposition gediehen war, sei beiläufig diese Szene des Ordnungsrufes aus der Sitzung vom 6. November erwähnt:

Um Beleuchtung und Heizung herzurichten in der Paulskirche war das Parlament soeben auf einige Zeit in die reformierte Kirche verlegt worden. Diese ist viel kleiner als die Paulskirche, man saß sich also sehr nahe, und jeder Tumult erhielt viel mehr den Charakter einer persönlichen Zänkerei. Die sächsische Frage war zuerst angeregt, und durch Beschluß der Versammlung war dem Biedermannschen Antrage die Dringlichkeit zuerkannt worden. Es folgte nun den hundertfach dagewesenen österreichischen Anträgen ein neuer österreichischer Antrag, und Gagern verkündigte das Resultat der Abstimmung dahin, daß diesem Antrage die Dringlichkeit nicht zuerkannt sei.

Schaffrath (vom Platze). Also die sächsische Frage war dringlich, aber die österreichische ist nicht dringlich?! (Bewegung; Stimmen von der Rechten: Ruhe! Einige Stimmen von der Linken: Pfui!!)

Präsident. Meine Herren! Ich muß diesen Zuruf, diesen unschicklichen Tadel eines Beschlusses der Nationalversammlung zurückweisen, und denjenigen, der das Pfui gerufen, rufe ich zur Ordnung.

Schaffrath (vom Platze). Ich bin es gewesen!

Präsident. Sie also (zu Schaffrath gewendet) rufe ich zur Ordnung!

Eine Stimme (von der Linken). Ich bitte auch darum! (Viele Stimmen daselbst: Ich auch! Ich auch! Große Unruhe.)

Präsident. Alle die rufe ich zur Ordnung, die diesem Rufe zustimmen.

Schaffrath (vom Platze). Nochmals sage ich: Pfui! (Lärm. Stimmen von der Linken: Wir alle!)

Präsident. Meine Herren! die Nationalversammlung wird darüber entscheiden müssen in der nächsten Zeit, wie es zu halten ist, wenn der Ordnungsruf, das letzte Mittel des Vorsitzenden, auf diese Weise verhöhnt wird von einer ganzen Partei. (Stimmen von der Rechten: Jawohl! Disziplinargesetz!)

Wenn man solch' Betragen sieht und solchen Ton hört, so drängt sich die Frage auf: Fühlte sich denn die Ultrapartei auch nach der Niederlage in Frankfurt noch immer zuversichtlich und mächtig? Ja, so fühlte sie sich. Was sie am Zentralpunkte verloren, das hoffte sie reichlich in den Einzelnstaaten zu ersetzen. Nicht der deutschen Frage wegen, sondern der ultrademokratischen Freiheit wegen tobte sie so gegen die Bezwingung Wiens. Aber Sachsen gehörte ihr noch ganz und zwar auf unabsehbare Zeit hinaus. Preußen, das große Preußen, schien ihr ganz zu gehören. Berlin war ein Spielball der Demokratie. Die dortige Kammer, ominös genug auch Nationalversammlung geheißen, war ihr wichtigster Stützpunkt. Wenn dort in einem großen Reiche die Partikularsouveränität durch die Linke durchgesetzt werden

konnte gegen das deutsche Parlament, so war ein furchtbares Gegenparlament fertig, ein Gegenparlament, welches mit viel größerer realer Macht ausgerüstet war an der Spitze eines realen Staates, als das deutsche Parlament mit seiner nur idealen Macht aufbringen konnte. Kürzlich noch hatte sich ein Demokratenkongreß im „Englischen Hause“ zu Berlin versammelt, in welchem die Linke der Paulskirche noch bei weitem überboten worden war, und obwohl er sich unmächtig gezeigt hatte, so war doch durch ihn der Durchschnitt demokratischer Begriffe immerhin gesteigert worden, und Ultras in der Berliner Kammer gewannen immer mehr Boden, je deutlicher sich durch das Gebaren des Demokratenkongresses herausgestellt hatte, daß sie ja gar noch nicht Ultras genannt werden könnten neben den Demokraten, welche im Englischen Hause getagt hatten. Man kletterte dort immer weiter hinauf in die dünnste Luft wie Münchhausen an der Bohnenranke, die über Nacht bis an den Mond hinauf aufgeschossen war. Bald hoffte man den Mond und die unirdische Mondesmacht erreicht zu haben. Der tödliche Angriff gegen die Paulskirche war denn auch in der Berliner Kammer bereits versucht worden. Und zwar in Wiederaufnahme der Posener Frage. Mit einer zweifelhaften Stimme hatte man bereits die Mehrheit dahin erlangt, daß den „Bewohnern des Großherzogtums Posen die ihnen bei der Verbindung des Großherzogtums mit dem preußischen Staate eingeräumten besonderen Rechte gewährleistet würden, und daß ein gleichzeitig mit dieser Verfassungsurkunde zu erlassendes Gesetz diese Rechte näher festsetzen werde.“

Hiernach war, ganz abweichend von dem Beschlusse der Paulskirche über Einverleibung Deutschposens ins Deutsche Reich, Posen im ganzen als eine selbständige Provinz bezeichnet, und ihr als einem ungesonderten Ganzen eine selbständige eigne Verfassung und Verwaltung in Aussicht gestellt worden. Die Konsequenz hiervon mußte sein, daß

entweder ganz Posen, der deutsche und der polnische Teil, zu Deutschland käme, oder, daß weder der deutsche noch der polnische Teil an Deutschland fiele. Auf diesem verdeckten Wege, angeführt von den Polen, hatte sich die Berliner Kammer gegen einen Hauptbeschluß des deutschen Parlamentes erklärt. Die Kompetenz gegenüber der Paulskirche ward gar nicht erwähnt und verstand sich also im Sinne der Berliner Kammer von selbst. Hiermit war denn die Oberherrlichkeit der Paulskirche ganz fein beseitigt, und es war gleichgültig, daß in dieser Frage die preußische Regierung selbst auf seiten der Paulskirche stand.

An diesen Punkt knüpften sich die preußischen Debatten im deutschen Parlamente, welche am 7. November mit einem dringlichen Antrage Wilhelm Jordans begannen, und welche sich so ereignisreich über den Schluß des Jahres 48 ausbreiten sollten, der Wendepunkt für die ultrademokratische Herrschaft in Norddeutschland. Wie hier am Anfangspunkte, so war die Mehrheit des Parlamentes im ganzen und großen fortwährend auf seiten der preußischen Regierung, da diese in der deutschen Einheitsfrage dem deutschen Parlamente willfährig war.

Jordan faßte seinem Naturell gemäß diesen demokratisch-partikularistischen Stier von Berlin bei den Hörnern. Gerade weil er es tat, einst selbst ein Linker, und weil er es an ihrem jetzt hoffnungsvollsten Verbündeten tat, tobte und schäumte die Linke ingrimmig während dieser Rede. Er hätte sie nicht zu Ende bringen können in diesem engen Raume, wo das Unterbrechen so grell tönte, wo jede Auflehnung betäubender Aufstand wurde, wenn ihn nicht Gagern nachdrücklich geschützt hätte. Dieser deckte ihn gleichsam vorgelegten Leibes mit Schild und Schwert des Präsidiums.

„Wir haben uns diesmal nicht zu wenden!" rief Jordan, „gegen Unten oder Oben, sondern gegen die Mitte, gegen einen Teil der gesetzlichen Vertretung des Volkes

selbst, welche ihren Beruf überschätzt und die Grenzen desselben verkennt. — (Von der Linken. Es ist unparlamentarisch, ein solches Urteil gegen eine andre Versammlung auszusprechen!)"

Gagern wies die Erinnerung zurück. Jordan fuhr fort: „Nachdem es mißlungen ist, diese Versammlung mit Gewalt zu sprengen, oder ihrem Willen Gewalt anzutun, versucht man jetzt, dasselbe Ziel auf anderem Wege zu erreichen. Man versucht sie ohnmächtig zu machen durch Vernachlässigung und Umstoßung ihrer Beschlüsse" — und welche Partei tue das? Dieselbe, welche für die aus ihrem Schoße hervorgegangene Zentralgewalt die allerweiteste Machtvollkommenheit verlangt habe! Dieselbe, welche dem Partikularismus bei jeder Gelegenheit das fulminanteste quos ego! zugeherrscht. Dieselbe, welche dem deutschen Parlamente gerade deswegen am meisten gegrollt, weil das Parlament nicht immer gleich ihrem Begehren genügt: Alles was sich nicht gleich fügen wollte zu zermalmen. Dieselbe Partei, welche mit der ausschließlichsten Eifersucht nur sich die demokratische nenne, und diesen Namen niemand außer sich zugestehen wolle. „Das Blatt hat sich mit einem Male seltsam gewendet. Wenn wir nicht schon vielfach Gelegenheit gehabt hätten, uns alle Verwunderung abzugewöhnen, so hätten wir alle Ursache zu glauben — (Von der Linken: Bravo, Dakapo!) in die Zeit der Wunder zurückversetzt zu sein. Aber wir wissen es schon, daß diese Partei" — (Unterbrechung von der Linken) „Ich spreche ja nicht von Ihnen!" Und nachdem er sich hierdurch das Weitersprechen ermöglicht, zeigte er, wie diese Partei mit jedem Winde segle, jetzt auch mit dem partikularistischen, weil sie nicht wisse wohin. „Ja, eine schlimmere Vermutung muß jetzt gerechtfertigt erscheinen. Sie haben vielleicht nur deshalb beigedreht, weil es ihnen nicht gelungen ist, durch Meuterei die Herrschaft über das Schiff in ihre Gewalt zu bringen."

Unterbrechung und Zuruf: Das ist freche Verleumdung! Der Präsident muß wieder einschreiten — Jordan aber wiederholt sein Bild und führt es aus dahin, daß sie nun das Schiff auf den Strand zutreiben wollten, um beim Schiffbruche an sich zu reißen, wonach sie bisher vergebens getrachtet. „Hat es nicht das ganze deutsche Volk vernommen aus dem Munde eines vielgenannten deutschen Volksmannes, die Anarchie sei das einzige Rettungsmittel, die einzige Hoffnung, auf die sich das deutsche Volk noch stützen könne? Das sind Tatsachen. Meine Herren! Als sich Preußen am 6. August nicht in unbedingter Proskynesis niederwerfen wollte vor der Zentralgewalt, da verdammte man es in den Abgrund, da wollte man es in den Staub treten. Jetzt tut man das Gegenteil. Damals predigten die Berliner Volksmänner (Von der Linken: Zur Sache!), auf die ich hier notwendig kommen muß, weil der in Rede stehende Beschluß mit ihrem Treiben zusammenhängt, die deutsche Gesinnung mit solchem Erfolge in Berlin, daß das Volk sich schnell begeisterte und der Viktoria auf dem Brandenburger Tor, sowie den Marmorbildern der Generale Seydlitz, Ziethen und Schwerin die schwarzweiße Fahne entriß, um ihnen die deutsche in die Hand zu geben, und jeden, der sich mit einer preußischen Kokarde sehen ließ, auf das wütendste verfolgte. Das arme souveräne Volk! Es weiß kaum mehr, wohin es sich wenden soll. Jetzt muß es seine Souveränität wieder nach einer andern Seite hin gebrauchen lassen.“ Jetzt sei Frankfurt in tiefste Verachtung gesunken, weil die „souveränen Ideen jener Demokraten par excellence“ hier nicht durchgedrungen, jetzt sei es ein elendes Dorf und Berlin wieder die Kapitale. „Auch hat es allen Anschein, daß die Berliner Versammlung mehr geneigt und befähigt sei, der beliebten Frakturschrift in ihre Herzen Eingang zu gewähren als wir.“ — Stürmische Unterbrechung! Herr Venedey muß bitten zur Ordnung — Herr Rösler

von Oels muß protestieren als Preuße — Herr Ziegert muß bestätigen — Gagern schützt den Redner standhaft, und dieser fährt fort: „Ich bin nämlich der Meinung, daß in Berlin an der einsamen Pappel, unter den Zelten und an der Lindenecke der zweite Akt der Pfingstweidentragödie zu spielen beginnt, und ich bin der Meinung, daß die Berliner Versammlung — und das nur habe ich mit jenen Worten sagen wollen — diesem Treiben nicht mit derselben Energie entgegentreten will oder kann, mit der es hier von unsrer Seite geschehen ist. Wir haben, nach dem Urteil einiger die Schwäche gehabt, uns nicht zu begnügen mit dem Schutze des Volkes, sondern wir haben beraten, ja wir haben sogar abgestimmt unter dem Schutze der Bajonette, als das Volk, oder doch ein Teil desselben, etwas ungestüm an unsre Pforte um Einlaß pochte, vermutlich in der Absicht unsre Abstimmung zu sichern. (Heiterkeit.) Die Berliner Versammlung hat es bis jetzt auf das entschiedenste verschmäht, unserm Beispiele nachzuahmen. Es sind Abgeordnete der Berliner Versammlung auf das gröblichste mißhandelt worden. (Von der Linken: Gehört das zur Sache?!) Es wird sich sogleich zeigen, wie sehr es zur Sache gehört. Wenn ich den Beschluß einer Versammlung besprechen will, so habe ich auch die Quellen anzudeuten, aus welchen derselbe meiner Meinung nach zusammengeflossen ist. Jene mißhandelten Abgeordneten haben Sicherheit ihrer Person verlangt; aber man hat ihnen geantwortet: Wir stehen unter dem Schutze des Volkes. Beinahe täglich läßt man die mißliebigen Mitglieder der Versammlung, um mich eines Berliner Ausdrucks zu bedienen, Spießruten laufen, und überschüttet sie mit Hohn und schmählichen Drohungen, und wenden sie sich deswegen an die Versammlung, so werden sie an den Schutz des Volkes verwiesen. (Aus dem Zentrum: Sehr wahr!) Man hat einen Seilerladen ausgeleert, Schlingen in die Stricke geknüpft, und sie den heraustretenden Ab-

geordneten ins Gesicht gehalten. (Auf der Linken wird gelacht.) Sie lachen? Ich gratuliere Ihnen dazu, hierüber lachen zu können. Man hat diese Schlingen mit gräßlichem Witze bezeichnet als Wiener Würstel und Hanfkrawatten. Aber auch diese Vorkommnisse haben noch keinen Beschluß zur Folge gehabt, um die persönliche Sicherheit der Versammlung herzustellen." (Tumultuarische Unterbrechung von der Linken: das gehöre nicht zur Sache.) Der Präsident erklärt, es gehöre zur Motivierung des Redners.

Jordan fährt fort: „Mit beispielloser Nichtachtung der selbstgewählten Vertretung, mit einer Nichtachtung, welche denjenigen nur zuviel Vorschub leisten wird, die nur zu bald in reaktionärem Sinne das verbrauchte Stichwort des Absolutismus wiederholen werden: das Volk sei noch nicht reif zur vollen Freiheit; mit frecher Schamlosigkeit hat das Berliner Volk, oder vielmehr eine Fraktion desselben, denn ich scheue mich, dieses ehrenvolle Wort zu gebrauchen, von Leuten, die solches tun — hat ein Teil des Berliner Gesindels es gewagt, der Versammlung die Türen zu vernageln und sie gezwungen, bei vernagelten Türen stundenlang zu beraten, damit die Versammlung womöglich einen Beschluß fasse, der im Sinne der draußen Wachehaltenden ausfiele. Ich aber sage, wenn die Versammlung noch unter dem Schutze des Volkes stehen bleibt, dann — denken Sie an mein Wort — dann werden unsre beiden gemordeten Kollegen vielleicht bald wo anders Nachfolger finden. Ich halte diesen scheinbar heroischen Mut, der einem Teile der Berliner Versammlung sehr leicht wird, bei einem sehr großen Teil derselben für nichts anderes, als für die aufgequälte Maske der inneren Verzagnis an den dortigen Zuständen, und behaupte geradezu, diese Versammlung, deren Majorität schon seit Wochen umherschwankt wie ein Rohr im Winde, abhängig von irgend einer einzelnen Stimme, die im Laufe einer Viertelstunde dreimal ihre Meinung ändert,

diese Versammlung ist nicht mehr frei in ihren Beratungen. (Beifall auf der Rechten.) Sonst würde ein solcher Beschluß, wie der über Posen, der dem unsrigen geradezu entgegentritt, von ihr nicht gefaßt worden sein," sonst würde ein Antrag wie der von Waldeck und d'Ester, der etwa den Sinn habe: „Jetzt müssen wir preußisch bleiben, und uns die Beschlüsse von Frankfurt erst ansehen, ob sie uns gefallen, ob wir sie einführen oder nicht" — mit Entrüstung und imposanter Majorität zurückgewiesen worden sein, als ein Verrat an der deutschen Einheit. (Beifall auf der Rechten.) „Sollen wir ruhig diesem Treiben zusehen? Sollen wir ruhig zusehen diesen Krämpfen, die jeden Augenblick ausarten können in Todeszuckungen, unter denen der preußische Staat zugrunde geht? und nicht nur Preußen, denn siegt in Berlin jene Partei, dann — davon bin ich überzeugt — dann lodert der Brand in wenig Wochen weithin über unser ganzes deutsches Vaterland. Eine Regierung ist in Berlin bei den jetzigen Zuständen schlechterdings nicht mehr möglich, wenigstens keine konstitutionelle" — „die Anarchie steht dort nicht mehr vor der Tür, nein, sie ist bereits über die Schwelle getreten, sie schüttelt ihr blutiges Medusenhaupt mit furchtbarem Dräuen." (Vielfache Zustimmung.)

Bei solchem Abgrunde waren in der Tat die Zustände Berlins und dadurch die Zustände Preußens angekommen. Eine Katastrophe stand sichtlich bevor. Man war gewärtig, daß sie zugunsten der Ultrademokraten eintreten, und daß dadurch eine weitere Revolution über Deutschland hereinbrechen werde, eine Revolution, ebenso gegen Zentralgewalt und Nationalversammlung, wie gegen die Monarchie gerichtet. Der Partikularismus in Preußen war also bis zum entgegengesetzten Pole vorgedrungen. Nicht Absperrung des Einzelnstaates war sein Zweck, sondern nur sein Mittel. Die Einzelnstaaten und die bisher gewonnene Form des Gesamt=

staates wollte er dann überschwemmen mit den Freiheiten und Gewaltsamkeiten der Demokratie.

Dies war gewiß nicht klare Absicht der entstehenden Mehrheit in der Berliner Versammlung, ja wahrscheinlich auch nicht klarer Zweck der großen Minderheit in jener Versammlung, sondern nur Zielpunkt einer kleinen Minorität im Konzertsaale des Berliner Schauspielhauses, wo die dortige Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt. Aber es war vorauszusehen, daß nach eingetretener Katastrophe die jetzige Versammlung im Konzertsaale das Heft nicht in der Hand behalten, daß vielmehr dies Heft unmittelbar an die Ultras jener Versammlung übergehen werde. Es war vorauszusehen, daß Berlin alsdann ein nordisches Paris werden könne mit all den Fehlern und all den zentralisierenden Nachteilen, welche dem französischen Paris eigen sind. Ein Paris ohne irgend einen weiteren Vorzug als den des gewaltsamen Tonangebens. Das wäre vielleicht trotz all der ihm inwohnenden Übelstände manchem willkommen gewesen vor einem halben Jahre, damit die deutsche Bewegung einen nachhaltigen, weil auf einen großen Staat gestützten Mittelpunkt gehabt hätte. Das wäre wohl auch in diesem Augenblicke noch für manchen annehmbar gewesen, weil die deutsche Märzbewegung zu oberflächlich verfahren sei und zuviel Hindernisse eines gemeinsamen deutschen Staates stehen gelassen habe. Solch ein Nachholen versäumter Beseitigung hätte wohl auch jetzt noch für manchen etwas Verführerisches gehabt — wenn es nicht von einer gewissenlosen, innerlich haltlosen Partei hätte ausgehen müssen.

Dies halbe Wollen und halbe Wünschen aber führt stets zum Verderben. Nur ein unwiderstehlicher Zwang von der einen, ein unwiderstehlicher Drang von der andern Seite, bringt es zu Revolutionen, die sich durch Unerläßlichkeit rechtfertigen und die eben deshalb auch die notwendige neue Form schon in ihrem Schoße tragen. Das Raffinieren auf Revo-

lution, das nachbessernde Wiederholen von Revolutionen ist ein krankhafter Zustand, welcher immer mit irgend einem Despotismus endigt. Ein Volk will leben oder sterben, nicht aber siechen.

In der deutschen Nationalversammlung war auch manches Mitglied des Zentrums, welches den ganzen Zuschnitt von der Märzbewegung her anders gewünscht, welches die Territorialgewalt der Einzelnstaaten lieber ganz anders begründet gesehen hätte gegenüber einer Reichsgewalt; aber dennoch war jetzt im eigentlichen Zentrum kein Mitglied, welches bei diesen Berliner Ansichten und Revolutionserneuerungen geschwankt hätte. Nichts, absolut nichts hoffte man von da; alles mögliche aber glaubte man befürchten zu müssen für die Entwickelung des Vaterlandes, wenn von dort aus und von den Ultras eine erneuerte und sogenannte verbesserte Umwälzung ausgehen sollte. Nur Anarchie und Despotismus sah man in ihrem Gefolge.

Das Ministerium sandte sogleich Bassermann nach Berlin. Die Regierung sollte — dies war der Grundgedanke — ermutigt werden, solcher anarchischen Entwickelung kräftig entgegenzutreten.

Während man dies in Frankfurt beschloß, hatte man in Berlin von Regierungs wegen ebenfalls beschlossen und zwar eine ganze Maßregel. Es sei dahingestellt, ob die Einnahme Wiens durch Windischgrätz die Ganzheit der Maßregel bestimmt hatte. Ohne Einfluß darauf ist sie natürlich nicht geblieben.

Am 7. November hielt Jordan obige Rede, und beschloß die Reichsversammlung, die Berliner Änderung der Posenschen Frage als nichtig zu betrachten und in bezug auf die Beschlüsse der Paulskirche vom 27. Mai (Raveaux-Wernerscher Antrag) sowie vom 27. Juli (Einverleibung des deutschen Posens) zur Tagesordnung überzugehen. Am 8. November beauftragte das Reichsministerium Bassermann

mit der Mission nach Berlin, und in Berlin ward an diesem Tage im Kabinett des Königs eine königliche Botschaft beschlossen, welche — die Einsetzung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel und die Verlegung der Kammer nach Brandenburg ankündigen sollte.

Am 9. verkündigte Graf Brandenburg diese Botschaft im Konzertsaale. Einige Stunden vorher an demselben Tage wurde Robert Blum in der Brigittenau bei Wien standrechtlich erschossen.

Diese Nachrichten folgten einander in Frankfurt auf dem Fuße. Eben trat man am 14. November in Beratung über den sogenannten Staatsstreich von Berlin, so wurde die Erschießung Blums gemeldet in der reformierten Kirche.

Unter solchem Eindrucke ging es an die Erörterung dessen, was „Reaktion" heißen mußte, während man eben noch auf Maßregeln gegen die neu drohende Revolution bedacht gewesen war. Der April kann die Atmosphäre nicht hastiger verändern.

Binnen 24 Stunden hatte der Ausschuß über die preußische Angelegenheit berichten und vorschlagen müssen. Die Lage der Reichsversammlung war von unerhörter Schwierigkeit. Zwischen zwei Feinde war sie gestellt, zwischen Reaktion und Revolution, und ihre Kompetenz selbst, ob und bis auf welchen Grad sie einzuschreiten habe, war fraglich. „Es ist lediglich eine innere Angelegenheit Preußens!" rief man rechts, „und was ihr jetzt gegen die neue Regierung tut," setzte man hinzu, „das tut ihr für eine neue Revolution!" — Links aber rief man: „Brandenburg-Manteuffel vertritt den vormärzlichen Standpunkt, der noch lange nicht einmal konstitutionell ist. Manteuffel saß auf der Rechten des vereinigten Landtages, wo Vincke, der Führer unserer Rechten, auf der Linken saß. Danach ist Manteuffels Glaubensbekenntnis zu bemessen. Es ist die Reaktion weit über den März zurück, welche also auch die ganze Reichsversammlung

beseitigen wird. Die Verlegung der Berliner Nationalversammlung ferner, einer konstituierenden Versammlung, ist die Beseitigung aller Errungenschaften in Preußen, ist die Revolution von oben. Wozu sind wir da? Wenn wir hier nicht handelnd auftreten, so verraten wir die ganze, mühsam errungene Freiheit des deutschen Volkes. Das ist euer verheißener Konstitutionalismus: die Berliner Nationalversammlung empfängt das Ministerium Brandenburg-Manteuffel mit einem Mißtrauensvotum, und das Ministerium steckt dies in die Tasche, wie einen Wisch Papier! Jetzt endlich zeigt, daß euer ewiger Trumpf „keine Revolution, aber auch keine Reaktion!“ Stich hält!

Es hatte wieder eine Vorversammlung bei Gagern stattgefunden. Die Mehrzahl dort war darüber außer Zweifel gewesen, daß das Einschreiten der preußischen Regierung gegen den anarchischen Zustand nicht geschwächt werden dürfe. Dieser sichere Feind, die Ultrademokratie, dürfe in nichts unterstützt werden. Der wahrscheinliche Feind, die über den März zurückgehende Drohung einer Reaktion, zunächst doch nur angedeutet in dem politisch-geschichtlichen Namen Manteuffels, sei erst in zweiter Linie ins Auge zu fassen. Daß dieser Feind vormärzlich werden könne, glaubte man nicht. Wie er sich in der deutschen Frage verhalten werde, wußte man nicht. Man hatte aber auch keinen Grund, ihm darin geradezu Mißtrauen entgegenzubringen. Diese Mehrzahl bei Gagern glaubte ja in Preußen den Hauptstützpunkt suchen zu müssen für den deutschen Bundesstaat, sollte und konnte sie gegen ein preußisches Ministerium, welches sich dem gefährlichsten Kampfe aussetzte, welches in diesem Kampfe zunächst auch für die Mehrheit der Reichsversammlung focht, die Faust zeigen?

Indessen waren doch auch welche zugegen, welche der aufwogenden öffentlichen Stimme gegen Reaktion und der wahrlich nicht unbegründeten Besorgnis vor derselben ein festes Wort des Zugeständnisses gewährt sehen wollten.

Das ließ sich nicht abweisen, obwohl man sich unumwunden eingestand, daß man sich in solcher Position gegen die Zukunft des Ministeriums einerseits und gegen die gefährliche Versammlung im Konzertsaale andererseits zwischen zwei Stühle setze.

Das war nicht zu ändern. Es war dies in der unglückseligen Lage der Dinge begründet. Ein Reichsministerium ohne reale Macht konnte dem größten reindeutschen Einzelnstaate gegenüber nur vermittelnd auftreten, wenn es sich nicht auf die Revolution stützen wollte. Die Vermittlerrolle erntet stets von beiden Seiten Undank.

Dieser Gedankengang ungefähr war auch maßgebend für den Ausschuß. Auch er war in seiner Majorität für Unterstützung der preußischen Regierung und wollte dies nur vorsichtig und unter sicherstellenden Ausdrücken beantragen. Die Nachrichten aus Preußen klangen zwar einstimmig dahin: daß sich das ganze Land erhebe gegen diesen Staatsstreich, daß sich also die Reichsversammlung völlig vereinsamen werde, wenn sie nicht uneingeschränkt dagegen auftrete. Aber das beirrte und bestimmte die Zentren und ihren Ausschuß nicht. Sie waren darüber im klaren, daß die erneuerte, unabsehbare Revolution beginne, wenn die preußische Krone in diesem Kampfe unterliege. Sie beklagten es schmerzlich, daß ein Name in diesem Ministerium sei, welcher positiv auf reaktionäre Tendenzen deute und unwiderleglich den Argwohn unterstütze, aber sie konnten sich dadurch doch nicht zu dem politischen Fehler bestimmen lassen: eines Namens wegen alle weiteren Gesichtspunkte zu verleugnen. Der Name in solchem Zusammenhange und in seiner Bedeutung sollte gerügt werden, aber die Maßregel nicht.

Zachariä aus Göttingen war Berichterstatter. Er war nicht der Mann, sich von anstürmenden Anforderungen auf ein Extrem werfen zu lassen. Mit einer objektiven Ruhe, welche die extremen Parteien in Verzweiflung setzte, berichtete

er auch über diesen Fall, als ob es sich um einen feinen Streitpunkt im Detail der Verfassung handle.

Nachdem er die Tatsachen nochmals vorgelegt und hinzugesetzt hatte, daß die Berliner Versammlung gegen die königliche Botschaft Protest eingelegt und nur der Gewalt weichen zu wollen erklärt habe, trat er mit seinem Berichte in die zwei Fragen ein: Ist die Vertagung und Verlegung der Berliner Versammlung im Rechte der Krone begriffen? und ist die Bildung und Behauptung des Ministeriums im formellen Rechte?

Die Vertagung und Verlegung betreffend sei zu erwägen, daß die Berliner Versammlung allerdings zur Vereinbarung einer Verfassung mit dem Könige berufen und ins Leben getreten sei, daß sie daneben aber auch die Eigenschaft eines das Volk vertretenden Organs angenommen habe bei der Ausübung der Staatsgewalt.

Solch einer Versammlung gegenüber habe die Krone nicht das absolute Recht einer Verlegung von einem Orte zum andern. Gewiß aber sei nicht in Abrede zu stellen, daß die Krone, kraft ihres Berufs, die Versammlung gegen Angriffe und Einschüchterung zu schützen, unter außerordentlichen Umständen berechtigt, ja verpflichtet erscheinen könne, eine solche Verlegung zu beschließen.

Diese außerordentlichen Umstände seien zweifelsohne in Berlin eingetreten. Die Versammlung müsse für unfrei gelten, und deshalb könne auch ihr jetziger Protest, eben weil er in diesem vorausgesetzten Zustande der Unfreiheit erfolge, nicht die rechtliche Kraft eines Protestes haben.

Die Versammlung werde es in Händen haben, durch Votierung von Schutzmaßregeln für fernere Freiheit ihrer Beratungen die Beweggründe der Verlegung aufzuheben.

Die Bildung des Ministeriums betreffend, sei die Krone formell im Rechte. Ein also vorauseilendes Mißtrauensvotum der Versammlung widerspräche der unzweifelhaften

konstitutionellen Befugnis der Krone: ein Ministerium zu bilden.

Tatsächlich stehe freilich fest, daß das öffentliche Vertrauen diesem Ministerium gänzlich fehle, und daß eine friedliche Lösung des Konfliktes nicht zu erwarten stehe, wenn sich die Krone nicht mit Räten umgebe, welche in der frei beratenden und beschließenden Versammlung eine Majorität fänden.

Dies müsse die Reichsversammlung ebenfalls ausdrücken, um dem öffentlichen Frieden zu dienen und ein bestimmtes Zeugnis abzulegen, daß sie ebenso der Reaktion wie der Anarchie in Deutschland entgegentreten werde. Aus solchen Erwägungen solle die Reichsversammlung, in Übereinstimmung mit den beschlossenen Maßregeln des Reichsministeriums, beschließen, daß sie es für nötig erachte:

1. Die königlich preußische Regierung dahin zu bestimmen, daß sie die angeordnete Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg zurücknehme — sobald solche Maßregeln getroffen sind, welche ausreichend scheinen, um die Würde und Freiheit ihrer Beratungen in Berlin sicher zu stellen;

2. daß die preußische Krone sich alsbald mit einem Ministerium umgebe, welches das Vertrauen des Landes besitzt und die Besorgnisse vor reaktionären Bestrebungen und Beeinträchtigung der Volksfreiheiten zu beseitigen geeignet ist.

In dieser ganzen Angelegenheit vereinigten sich so viele Streitfragen der feinsten Art, daß sie immerdar eine der merkwürdigsten bleiben wird in der politischen Geschichte unseres Vaterlandes. Sie werden sich am deutlichsten anreihen an die Rede Vinckes, welcher ganz konsequent auf Übergang zur Tagesordnung antrug, weil die Reichsversammlung das Königreich Preußen nicht zu regieren habe. Dies klingt vielleicht jetzt ganz einfach und richtig, jetzt, wo man den aufbäumenden Erdboden von damals nicht mehr unter

seinen Füßen fühlt. Und doch war es nicht einmal formell richtig seit Einführung der Zentralgewalt, welche in dieser Frage direkt an die Reichsversammlung appellierte; politisch aber war es grundfalsch, auch im Interesse der preußischen Krone falsch. Man hilft seinen Verbündeten nicht immer am besten, wenn man einfach billigt, was sie getan.

Heinrich Simon gegen den Ausschußantrag und für die Linke sprechend, begann die Debatte. Soweit sein innerlich trocknes und durchweg angelerntes Wesen wirken konnte, soweit wirkte er heute. Das heißt mehr denn irgendwann. Es war nur zu richtig, was von einer siegenden Reaktion zu besorgen stünde, und wenn er einen Artikel der „Neuen Preußischen Zeitung“, des mutvollsten Reaktionsorganes, vorlas, in welchem damals, damals schon! schlankweg die Wiedereinführung des absoluten Königtums verheißen wurde mit Einführung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel — so mußte dies Eindruck machen. Simon selbst nur konnte den Eindruck dadurch wieder knicken, daß er die Verteidigung der Berliner Versammlung hiermit verband, ja Lob und Preis derselben versuchte.

Ihm folgte Welcker, und er sprach schnurstracks gegen diese Beweisführung. Er sei neulich durch Berlin gekommen, und was habe er gesehen und gehört? Berlin gleiche einem Dorfe. Alles Vertrauen, alles Leben sei zerstört. „Ich sah wohl auch Leben und Bewegung!“ rief er, „aber es waren Jungen, welche die Freiheitshelden machten, von Volksbeglückern aufgeregt, welche die Unruhe vor allem einzuführen suchten, und es fiel mir da ein, was ein Landsmann von mir in Baden sagte, ein achtbarer Bürger, der neulich zu seinen Mitbürgern sprach. Er sagte: Woher ist all das Unglück gekommen über unser schönes Land, woher ist es gekommen, daß wir nicht wissen, ob die Freiheit gut für uns ist? Daher ist es gekommen, weil die Männer bisher die Hände in den Taschen hatten, und deshalb regieren die Buben!“

Welcker setzte richtig hinzu, daß es vielleicht besser wäre, den zweiten Satz des Ausschußantrages dahin zu fassen, „daß die konstitutionelle preußische Regierung nicht Minister in ihrer Wirksamkeit lassen werde, welche in den Verhandlungen mit den Ständen das Vertrauen nicht erhalten könnten.“ Denn die einzige Handlung, welche von jenem Ministerium vorliege, die Verlegung nach Brandenburg, billige man ja. Indes wolle er der Einstimmigkeit all seiner preußischen Freunde nachgeben. Alle sagten ihm, daß der eine Name jegliches Mißtrauen aufrege, und daß es zur Aufklärung des Königs von Wichtigkeit sein möge, dies so positiv als möglich auszusprechen. „Es ist keine Frage,“ sagte Welcker, „wir befinden uns auf einem andern Standpunkte als die Vertretung in Berlin. Wir stehen nicht hier als Repräsentanten desselben Volkes dem Könige von Preußen gegenüber; wir stehen als höhere Autorität, als Autorität von ganz Deutschland vermittelnd und schiedsrichterlich da. Wir sagen, was dem Frieden in Preußen notwendig ist; wir sagen, weil wir die Besorgnisse vor der unseligen Reaktion verbannen wollen, daß wir der Reaktion wirklich entgegentreten wollen.“

Welcker war, wie wir wissen, immer am hartnäckigsten dagegen gewesen, wenn es sich um Einmischung des Parlaments in die Regierungshandlungen des Einzelnstaats gefragt hatte. Hier war er gar nicht in Zweifel, daß das Parlament auftreten müsse; hier handelte sich's um Wohl und Wehe des Ganzen. Er fand es auch gar nicht für nötig, an das anerkannte Gesetz für die Zentralgewalt und an den Passus zu erinnern, welcher ihr die Befugnis zum Handeln überträgt „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaats betreffen.“

Dieser Vorgänger und jene Gesetzesstelle mochten Vincke die Beweisführung etwas erschweren. Es war nicht abzuleugnen, daß die Reichsminister geradezu die Reichsversammlung aufgefordert hatten, in dieser preußischen Angelegenheit

eine Willensmeinung auszusprechen zur Richtschnur für die vollziehende Zentralgewalt. Deshalb schlug Vincke heftiger als je auf ein Ministerium hinein, welches im voraus eine Richtschnur verlangt habe, statt die Kritik abzuwarten. „Das sei in der Geschichte der konstitutionellen Monarchie ganz unerhört und nicht mit der Stellung eines konstitutionellen Ministeriums zu vereinigen.“ — Es war nicht nur erhört, sondern es ist auch ganz wohl mit dem konstitutionellen Begriffe zu vereinigen, daß das Ministerium im einzelnen Falle eine Initiative des Parlaments selbst in Anregung bringt, welche das Parlament ohnedies besitzt und ohne Anregung geltend machen kann. Was in die Kategorie des konstitutionellen Stolzes gehört, das brachte der ergrimmte Redner unter dem mißlichen Beifalle der Linken in die Kategorie des konstitutionellen Rechts.

Er sprach an jenem Tage mit der ganzen sprudelnden Kraft seines Talents und mit der ganzen bedenklichen Kraft eines Parteimannes, welcher zuviel beweist, um viel zu beweisen.

Er sprach zuerst darüber, daß auch eine konstituierende Versammlung kein eigenes Recht in Anspruch nehmen könne, das heißt kein anderes, als einer Volksvertretung überhaupt in einer konstitutionellen Monarchie zustehe. Die Berliner Versammlung sei aber nicht eine konstituierende, sie sei nur eine vereinbarende.

Der Redner fuhr also sehr kurz ab mit einer sehr langen Frage. Das Recht konstituierender Versammlungen ist so wenig zu schematisieren als das Recht und der Gang der Geschichte. Durchschnittlich erscheinen konstituierende Versammlungen als Machthaber ganz neuer Rechtsverhältnisse, und sie leugnen die alten, soweit sie eben die Macht haben zu solcher Leugnung. Sie führen also gerade ein eigenes Recht mit sich, wie die Gewitter ihren eigenen Wind mit sich führen.

Was nun aber den Begriff der Vereinbarung betrifft,

so müßte ihm ein Mann wie Vincke recht geflissentlich aus dem Wege gehen. Es ist der allerzweifelhafteste Rechtsbegriff, es ist ein gezwungenes Diskretionsverhältnis. Zwei Streitende sollen sich über einen Punkt vereinigen, ohne daß über diesen Punkt ein objektives Rechtsverhältnis für beide Teile feststünde, und ohne daß ein Obmann, ein Schiedsrichter zugelassen würde. Es ist dies so wenig ein Rechtsgang, als ein Messer ein Messer ist, welches keine Klinge hat und welchem der Stiel fehlt. Es ist der maskierte Krieg, und der Stärkere diktiert die Verfassung, wenn man sich über eine Verfassung vereinbart. — Kein Mensch bestritt es, daß die Berliner Versammlung nur eine vereinbarende sei, aber man empfand, daß mit all diesen juristischen Deduktionen dem Kern der Dinge nicht beizukommen sei innerhalb neuer politischer Konstituierung. Herr von Vincke hat drei Viertel Jahre später eine Erfahrung machen müssen gegenüber demselben preußischen Ministerium, welches er damals als ein rettendes mit gutem Fuge unterstützte, eine Erfahrung, die ganz geeignet ist, sein Nachdenken zu wecken über den absoluten Wert solcher staatsjuristischen Folgerungen. Gegen die preußische Verfassung wird ein Wahlgesetz oktroyiert, und er kann die auf ihn fallende Wahl deshalb nicht annehmen, weil er die infolge solchen verfassungswidrigen Wahlgesetzes zusammentretende Kammer nicht für ein gesetzliches Ergebnis ansehen kann. Diese also entstandene Kammer wird aber ihren Einfluß ausüben auf die preußische Verfassung, einen nach seiner Beweisführung verfälschten Einfluß, welcher denn auch die Verfassung verfälschen muß. Jegliches Verfassungs- und daraus fließende Rechtsverhältnis ist somit in die ganze Zukunft hinaus für seinen staatsjuristischen Standpunkt verfälscht, solange das jetzige Preußen sich regelmäßig in diesem jetzt begonnenen Gange entwickelt. Eigentlich müßte er auswandern. Wir wollen aber hoffen, daß er seine stattliche Kraft nicht einmal einer späteren Kammer entzieht, und wir

wünschen selbst, daß ihm eine Rechtsfiktion zu Hilfe komme. Es sei dies nur angeführt, um ein Beispiel mehr anzuführen, daß er auch im besten Rechtssinne, auch da, wo er für das rechtliche Motiv seiner Handlung die allgemeine Zustimmung erzwingt — die unfruchtbare Seite des Rechtes zu erwählen liebt, die bloß rechthaberische.

Leider hängt dieses Spitzen und Schneiden eng zusammen mit seinem Naturell. Er hat sich eine Neigung zum immerwährenden und deshalb kleinen Witze angewöhnt, als ob er nur unter den leersten Berlinern aufgewachsen wäre. Diese Neigung zeigte sich im geselligen Verkehre anfangs so stark, daß man erschrocken davor zurücktrat. Sie verminderte sich, je länger Vincke in Frankfurt war. Aber bei delikaten Fragen rumort sie stets in ihm und treibt ihn zu Spitzfindigkeiten und Sophismen. Denn diese sind eben auch nichts weiter als kleiner Witz. Wissenschaft und Talent werden alsdann dazu verwendet, über den Inhalt der Dinge zu täuschen dadurch, daß täuschende Ähnlichkeiten aufgesucht und mit Hilfe derselben überraschende Folgerungen gefunden werden. Dergestalt überraschende Folgerungen, daß die Lächerlichkeit entsteht. Mit der errungenen Lächerlichkeit ist man über den Inhalt der Dinge hinweg, und der scheinbare Sieger ergeht sich in beliebigen Nebenwegen.

Vincke ist glücklicherweise erst ein Mann von 36 Jahren, und es steht zu hoffen, daß er mit den steigenden Mannesjahren sich selbst befreit von den üblen Konsequenzen solcher Neigung. Sie hätten ihn längst zum Formalisten gemacht, wenn nicht seine robuste westfälische Natur mit ihren zahlreichen inhaltsvollen Eigenschaften standhaft reagiert hätte gegen die angewöhnte Neigung. Er sollte nur zuweilen die sehr empfehlenswerte Rechnungsprobe anstellen, wohin das Vaterland gekommen wäre, wenn sich immer die Majorität um seine formalistischen Wendungen geschart hätte? In haltlose feinste Verwirrung, in eine solche Inhaltslosigkeit durch

Proteste auf Proteste, daß man den Ausweg seiner Gegner, die vollständige Revolution, als das einzig übrig bleibende Rettungsmittel hätte annehmen müssen. Darum, weil er sophistisch motiviert und weil er egoistisch rechthaberisch sich verhält auch gegenüber den großen Notwendigkeiten im Vaterlande, die er selbst nicht leugnet. Er bringt nicht das geringste Opfer seines Kredos — das soll nicht angegriffen werden! — aber auch nicht seiner Formel; er bringt nicht das Opfer eines augenblicklichen Schweigens, einer unterlassenen Abstimmung, wenn er selbst zugestehen muß, daß unabsehbare Zerstörung entstehen könne, sobald seine Abstimmung die Mehrheit bildete. Fiat justitia, pereat mundus! — Dies mag der Wahlspruch eines Richters sein, der eines Staatsmannes ist es nimmermehr. Die Staatswelt zu erhalten *mit* der Justiz, ja im Notfalle *trotz* der Justiz ist des Staatsmannes Aufgabe, und soeben verteidigte er selbst nichts anderes als dies, indem er das Ministerium Brandenburg-Manteuffel verteidigte. Die politischen Fragen immer nur auf die Spitze der Formel, auf die Schneide des Rechtssatzes treiben, das ist ein zweifelhaftes Verdienst des gewandten Kopfes und ist ein unzweifelhafter Fehler des politischen Kopfes. In Zeiten geordneten Staatswesens mag man günstiger hierüber urteilen, im Jahre 48 und 49 aber, wo vor allen Dingen schöpferische Teilnahme erforderlich war, mußte man es nachdrücklich rügen.

Verhängnisvoll gegen sein eigenes Wünschen berief sich denn Vincke in dieser Rede auch wie so oft mit Recht auf England, und zwar auch auf den jüngeren Pitt, der gegen die Majorität des Unterhauses mit seinem Ministerium eingetreten sei und sich behauptet habe trotz der vier bis fünf Majoritätsadressen des Unterhauses gegen sein Ministerium. Dies sollte am Anfange dieses Jahrhunderts kurz vor dem Frieden von Amiens geschehen und sollte ein Beweis sein, daß ein Ministerium, welches gegen die Majorität eingesetzt

werde und gegen eine dauernde Majorität standhalte, ein ganz konstitutionelles Verhältnis genannt werden müsse.

Die geschichtlichen Data waren wohl irrig. Kurz vor dem Frieden von Amiens trat Pitt ab. Aber es war klar, was Vincke meinte. Er meinte Pitts Eintritt infolge der Indiabill gegen Ende des Jahres 1783. Damals ignorierte der vierundzwanzigjährige Minister standhaft die Majorität des Hauses, er regierte standhaft mit der Minorität, und löste das Parlament erst auf, nachdem er über einen Monat lang gezeigt hatte, das Ministerium brauche nicht absolut die Majorität des Unterhauses, solange es nicht die Bewilligung der Gelder brauche.

Dieser Fall gilt für eine merkwürdige Ausnahmserscheinung in der konstitutionellen Geschichte, und es ist noch niemand eingefallen, ihn als einen Beweis für reinen Konstitutionalismus anzuführen. Dies war Vincke vorbehalten, welcher wirklich und ehrlich einen streng konstitutionellen Staat will. Der sophistische Trieb jagte ihn zu einer Beweisführung gegen seine eigenen Wünsche, gegen seine eigene Überzeugung, daß unmöglich in einem werdenden Konstitutionalismus die verfänglichsten Ausnahmen als maßgebend angeführt werden dürften. — Daß ein Oberhaus neben Pitt gestanden, konnte nicht erwähnt werden, um Pitt und Temple mit Manteuffel und Brandenburg zu vergleichen.

Viel richtiger nach außen aber auch wieder nur nach außen, war die Erinnerung Vinckes, warum man denn gegen Österreich nicht so positiv aufgetreten wäre, wo doch viel mehr vorgelegen, wo ja der Zusammenstoß blutig erfolgt, der Reichstag verlegt wäre?! Man sei ja zur Tagesordnung übergegangen über einen Antrag, welcher die Verlegung des Wiener Reichstags hindern gewollt. „Wenn Sie nicht eingeschritten sind in Österreich, wie kommen Sie denn dazu, Preußen schlechter zu behandeln als Österreich?“

Er wußte innerlich sehr gut, daß diese sogenannte

„schlechtere“ Behandlung eben nur die nähere Verbindung an den Tag legte, in welcher sich das Parlament mit Preußen fühlte oder wußte. Fühlte oder wußte! Er selbst war in dieser Lage, und er hätte lachen können zu seiner zornigen Frage, wenn er nicht die Frage gerade zornig gebraucht hätte. Er konnte sich auch nur an seinen Vorgänger Welcker wenden. Dieser war soeben aus Österreich gekommen, dieser hatte sich soeben als angegriffener Reichskommissär heftig dahin verteidigt, daß man in die österreichischen Angelegenheiten nicht so eingreifen könne wie — ja, das hatte er freilich nicht ausgeführt. Aber er hatte soeben tatsächlich darüber aufgeklärt, indem er für ein viel weiteres Einschreiten in die preußischen Verhältnisse gesprochen.

In diesem Betrachte war die preußische Debatte äußerst lehrreich. Sie enthüllte ein Verhältnis, welches man immer wieder verhüllen zu müssen glaubte, vor sich selbst verhüllen zu müssen glaubte. Welcker ging auch nach solcher Erfahrung in Österreich, nach solchem eignen Vorschlage eines verschiedenen Maßes für Österreich und Preußen, er ging plötzlich ein ganzes Vierteljahr lang dafür in den Kampf, daß Österreich und Preußen ganz gleich beteiligt sein müßten im deutschen Bundesstaate, und er sprach in diesem Kampfe für eine ganze Schar, welche doch jetzt ausdrücklich Preußen mit ganz anderem Maße richtete als Österreich.

In solchen feinen Zügen befreit sich am deutlichsten, weil ganz objektiv, die Wahrheit von den Parteiungen.

Wie dem aber auch sein mochte, die überwiegend und unzweifelhaft guten Eigenschaften Vinckes blieben im Vordergrunde und die wie immer rasch und unwiderstehlich heranbrausende Rede ließ keine Zeit und keine Überlegung frei für die täuschsamen Vordersätze. Er trat ab unter großem Beifalle nicht nur der Rechten, sondern auch des Zentrums. Es schien fraglich zu werden nach diesem Eindrucke, ob es diesmal ein Zentrum der Majorität geben werde für den

Ausschußantrag, wenn die ganze Rechte mit Vincke für Übergehen zur Tagesordnung stimmte. Die Ansicht der Linken umgriff diesmal den ganzen Württemberger Hof. Ein Redner desselben, Herr von Wydenbrugk, trat auf und sprach gegen den Ausschußantrag, sprach für stärkeres Einschreiten gegen das preußische Ministerium zugunsten der Berliner Nationalversammlung. Hielt also der Augsburger Hof nicht fest, und gingen einige Stimmen des Kasino an den Vinckeschen Einfluß über, so wurde in so unmittelbar eingreifender Frage die bisherige Mehrheit des Hauses gesprengt. „Um bloß zu vermitteln sind wir nicht da!" rief die durchdringende hohe Stimme des kleinen, immer klug räsonierenden Weimarschen Staatsmannes hinter dem Taschentuche und Pulte hervor, und es tat not, daß Beckerath nach ihm und Vincke die Rednerbühne bestieg. Als gemäßigter Mann des rechten Zentrums mußte Beckerath entscheidend wirken können auf diejenigen, welche durch Vincke unsicher geworden waren. Und Beckerath sagte: „Es ist in Zweifel gezogen worden, ob von hier aus eine solche Einwirkung ausgeübt werden könne. Meine Herren. Wenn wir nur irgend ein Verhältnis voraussetzen wollen zwischen der Zentralgewalt und der Nationalversammlung einerseits, und den Staaten mit ihren Regierungen andererseits, so müssen wir anerkennen, daß hier allerdings die Berechtigung zu einem solchen Schritte vorhanden ist. Sollte diejenige Autorität, der die ganze deutsche Heeresmacht zur Verfügung gestellt ist, die über Krieg und Frieden zu entscheiden und die Wohlfahrt des ganzen Vaterlandes zu überwachen hat, nicht das Recht haben, da wo die größte Gefahr besteht für die teuersten Güter der Nation einzuschreiten?"

Auf ihn folgte ein Mitglied des Augsburger Hofes, in welchem die Entscheidung der Mehrheit lag, Biedermann. Er wies die bloß juristischen Definitionen Vinckes ebenso zurück wie die revolutionären Folgerungen der Linken. Politische Verhältnisse müßten politisch bemessen werden und

könnten selten auf unbedingte Sätze Anspruch machen zur Zeit neuer Konstituierung. Er könne der preußischen Regierung kein unbedingtes Recht zusprechen, aber so wie die Lage sei, müsse er ihr ein Notrecht einräumen zur Rettung des Ganzen. Zu großem Ärger der Linken machte er noch darauf aufmerksam, daß das Reichsministerium im Sinne des Ausschußantrages auftrete, daß also auch für den Bestand desselben die Abstimmung maßgebend sei.

Diese erfolgte sogleich. Nur 45 Stimmen gingen mit Vincke und stimmten für motivierte Tagesordnung. Die linken Anträge von Heinrich Simon wurden mit einem Mehr von Hundert abgelehnt. Der Minoritätsantrag des Ausschusses dagegen, vom Württemberger Hofe unterstützt, nur mit 43 Stimmen. Eine Anzahl Mitglieder des Landsbergs waren hierbei dem Zentrum untreu geworden. Der eigentliche Ausschußantrag kam nun an die Reihe. Wenn die Rechte nach Vinckes Vorgange mit der Linken dagegen stimmte, so war das Resultat sehr zweifelhaft. Vincke stimmte denn auch dagegen. Ein Teil der Rechten aber würdigte die Gefahr, daß kein Beschluß zustande kommen, alsdann aber wahrscheinlich eine Fusion der Parteien zugunsten der linken Verlangnisse eintreten werde — und ging hinaus, um nicht stimmen zu müssen. So erhielt der Ausschußantrag eine Mehrheit von 40 Stimmen.

Dies war indessen nur die erste Instanz in dieser brennenden Frage, welche täglich höher aufloderte. Die Berliner Nationalversammlung leistete einen Widerstand, welcher zum Äußersten entschlossen schien, und das ganze Land schien ihr beizutreten. Wie sehr sie durch wüstes Wesen die Teilnahme des Landes verwirkt hatte, in dieser entscheidenden Krisis traten auch ihre zahlreichen Gegner zu ihr, weil ihre Angreifer für Reaktionäre über den März zurückgehalten wurden.

Schon vier Tage später war Bassermann von Berlin heimgekehrt, und die Debatte erneuerte sich. Die Linke schrie ihm entgegen, er sei einseitig in Berlin verfahren, er habe nicht vermittelt, er sei lediglich zur Regierung übergetreten. Mit schwacher Stimme, denn er war ungewöhnlich angegriffen, aber mit starkem Willen antwortete Bassermann von der Tribüne und gab unter zuckender Unruhe der Linken jene Darstellung der Berliner Zustände, welche von da an sprichwörtlich geworden ist, die Schilderung jener „Gestalten", jenes „Traums eines Republikaners", welcher auf rotem Papier an den Straßenecken Berlins geklebt gewesen und dem schlafenden Republikaner die „Laternenpfähle voller Leichen" gezeigt habe. Er gab ferner Data und seine Meinung dahin ab, daß an eine konstitutionelle Ausgleichung mit der Berliner Versammlung nicht zu denken sei, sondern daß diese nach den Eigenschaften eines Konventes trachte, und daß mit ihrem Siege das freie Walten einer Schreckensherrschaft unfehlbar eintreten werde. Weder im Interesse der Freiheit, noch im Interesse der Einheit sei von ihr das mindeste zu hoffen.

Dieser Vortrag, ohne irgend welche Leidenschaftlichkeit gehalten, machte den tiefsten Eindruck. Die Linke geriet in den heftigsten Zorn, denselben gefürchteten Staatssekretär, welcher auch gegen das Einschreiten in Wien und für Entwertung der dortigen Revolution am wirksamsten gesprochen, wieder am Wege zu finden, am Wege der jetzt so kurz und sicher zu voller Revolution in Berlin führen konnte. Gerade im entscheidenden Augenblicke war er wieder da, und die verhaßte dürftige Stimme erhob sich wieder so weit tragend und tief treffend gegen sie. Ja, dieser Unterstaatssekretär, welcher immer und immer gegen jedes halbe Vergleichen mit revolutionären Forderungen sprach, er handelte auch in diesem Augenblicke ebenso gefährlich gegen sie als er sprach: er bot dem Reichsverweser seine Entlassung, wenn auch nur in dem

Sinne des obigen mit 40 Stimmen Mehrheit gefaßten Beschlusses eine Vermittelung erstrebt werden solle, welche der preußischen Versammlung noch zuviel, der preußischen Regierung zuwenig einräume.

Die Verhandlung steigerte sich also zu noch größerer Leidenschaftlichkeit. Nichts mehr von einem Ausschusse wollte man wissen, nichts mehr von einem auch nur 24 Stunden andauernden Verzuge! Raveaux, der aus der Schweiz heimgekehrt, eilte auf die Rednerbühne und verlangte unter donnerndem Beifalle sofortigen Beschluß: „Berlin steht auf einem Vulkane! Der Funfzigerausschuß befahl, befahl einem Fürsten, befahl einem Ministerium! Und jetzt schleppen wir uns mit halben Maßregeln! Österreich haben wir schon verloren; wenn wir heute abermals die Sache an einen Ausschuß verweisen, geht vielleicht auch Preußen verloren!" Es flogen Anträge wie Schloßen zum Präsidenten hin, einer immer stärker als der andere gegen die preußische Regierung. Die sogenannte „Gründlichkeit" der Ausschüsse ward verhöhnt. Venedey sprach wieder von seinen „18 Jahren im Auslande", während welcher er mit Stolz auf Deutschland gesehen, und seit er zurück sei, weiche dieser Stolz alle Tage mehr, und es sei ein Mangel an Courage, wenn man bis Montag warte — es war Sonnabend — so daß selbst der sanftmütige Riesser entrüstet hinter ihm auf die Tribüne hinaufstürzte und rief: „Es darf sich niemand, wer es auch sei, erdreisten, in den Abstimmungen seiner Gegner einen Mangel an Mut zu suchen" — „die Gegenwart zeigt schon und die Zukunft wird es noch deutlicher lehren, auf welcher Seite der politischen Überzeugungen die größere Gefahr vorhanden, der größere Mut erforderlich ist."

Trotzdem rief Nauwerk: „Sie morden sich selbst, wenn Sie nicht sogleich beschließen", und trotzdem wurde beschlossen, der Ausschuß solle alle vorhandenen Zeugen über die Berliner Zustände vernehmen, und solle Montag Bericht erstatten.

Es waren auch Mitglieder der Berliner Versammlung angekommen, und deren Auskunft bestätigte in den neuen Vorversammlungen Sonnabends und Sonntags bei Gagern die Bassermannsche Ansicht. Das Zentrum war entschlossen, so weit es die zum Mißtrauen berechtigte öffentliche Stimme nur irgend gestattete, der preußischen Regierung beizustehn.

Da kam das Äußerste hinzu: die Steuerverweigerung der Berliner Abgeordneten! Ein Akt, zu welchem sie gar nicht berechtigt waren. Die direkte Erklärung einer allgemeinen Revolution in Preußen.

Hiermit war der Würfel geworfen auch für manchen Zweifelvollen. Die entscheidende Sitzung am 20. November mußte nun, wie drohend auch der Widerstand auftreten mochte, rund und ganz gegen die Berliner Nationalversammlung ausfallen, oder das Parlament verlor seinen bisherigen Charakter, gab sich und das Vaterland hin an eine vollständige Revolution.

Die Dinge standen auf der äußersten Spitze. Die leiseste Bewegung nach links von seiten des Parlaments, und der ganze preußische Staat stürzte in dieser Richtung. Nachricht auf Nachricht kam aus allen preußischen Provinzen, aus allen preußischen Städten, daß alles, alles zu der verzweifelten, von Rathaus zu Wirtshaus, von Saal zu Saal ziehenden Berliner Versammlung träte — ein leiser Hauch der Legalisierung von dem konservativ gescholtenen deutschen Parlamente und — krachend ging der Umsturz des Ganzen ins Werk.

Jetzt, weit davon entfernt, wird man gern leugnen wollen, daß es so gefährlich gewesen sei. Es war aber so. Man täuschte sich im Zentrum darüber nicht. Man täuschte sich auch darüber nicht, daß man auf immer breche mit den Bewegungsmännern, wenn man sie in solchem Momente verleugne; — daß man andererseits auch nur Undank zu erwarten habe von einer erretteten Regierung. Die Gefahr

wird schnell vergessen, und der tägliche Vorteil verlangt täglich seine Speise. Man wußte, daß in der Politik die sentimentalen Ansprüche Albernheiten sind.

Was hoffte, was wollte man denn also? Man hoffte wenig; aber man vertraute auf die Macht der Wahrheit, welche ihre Entwickelung im Vaterlande finden werde. Man wollte sich von ihr nicht trennen durch Verleugnung des Charakters. Und man hätte seinen Charakter verleugnet, wenn man den Helden oder Schreiern hohler Grundsätze das Vaterland überliefert hätte in der Hoffnung, daß aus ihrem Siege, daß aus dem Sturze Preußens Gewinn entstehen könne für deutsche Freiheit und Einheit.

Letzteres wäre so wenig geschehen, als in Frankreich eine demokratische Republik entstehen wird, weil hohle Politiker immer geschickt und mechanisch den Moment ausbeuten zu einer Staatsumwälzung und Umwandelung. Ein Staat wird nur, was er werden kann. Ebenso hohl war der Gedanke, die deutschen Großstaaten zu beseitigen durch die klug benützten Augenblicke von Revolutionen. Wenn sie beseitigt wären, solcherweise zugunsten eines Deutschen Reiches, so meinte man oberflächlich ein Deutsches Reich gewonnen zu haben! — Man hätte ein solches nicht gewonnen, auch wenn man die Linke patriotisch hätte machen können, auch wenn man die monarchischen und republikanischen und ultrarepublikanischen oder kurios-republikanischen Parteien unter einen Hut hätte bringen können. Man hätte für die Zersetzung, man hätte für das Verstorbene in Deutschland gekämpft trotz alles Geschreis, daß man für das Lebensvolle und Neue kämpfe. Die kleinen Staaten sind die Zersetzungen, sind das Verstorbene in Deutschland. Indem man die großen zerbricht und ihnen gleich macht, um ein altes Deutsches Reich in neuer Form zu errichten, bringt man Zersetzung und Tod in das mechanisch errichtete Ganze. Neu und lebensvoll sind nur die deutschen Großstaaten, die Ergebnisse

der neuen deutschen Geschichte. Wer das leugnet, der ist der ärgste und sinnloseste Reaktionär, denn er will reagieren auf zwei Jahrhunderte zurück.

Die kleinen Staaten und abstrakten Revolutionsideen überschätzten sich schreiend, und täuschten sich und andere, und werden die friedliche deutsche Einigung noch lange hin unmöglich machen, wenn sie nicht zu der Einsicht kommen, daß zwei europäische Großstaaten nicht zufällig und nicht über Nacht wie Pilze aus dem früheren Deutschen Reiche hervorgewachsen sein können; wenn sie nicht zu der Einsicht kommen, daß solche Großstaaten ein stärkeres Wurzelgeflecht errungen haben müssen als kleine Staaten, die in neuer und neuester Teilung und Entstehung aus alten Resten zusammengesetzt sind.

Begreiflich war der Glaube, daß der so verschiedenartig zusammengesetzte Staat Österreich nicht halten werde. Und doch sah man jetzt schon, daß er unerwartete Lebenskraft entwickelte. Ungehindert, ungestört hatte sich ein halbes Jahr lang die Revolution in ihm zu gestalten versucht, und soeben war sie doch durch den Feldherrn erschlagen worden. Das Wort Grillparzers an Radetzky: „In deinem Lager ist Österreich", hatte sich bewährt. Was half der Spott, daß ein Heer nicht ein Staat sein, daß ein Heer den Staat vielleicht retten aber nicht erhalten könne! Zunächst erwies sich das Heer doch mächtiger als die Revolution, es war doch ein so starkes Mittel des Großstaats, wie die zerteilende Revolution keins hatte entwickeln können. Zunächst hatte sich doch schon gezeigt, daß Österreich nicht so verschwinden werde, wie man sich vorgespiegelt.

Ganz unbegreiflich war der Glaube, daß Preußen durch eine bloße Revolution zu rasieren sei. Sein immer aufsteigendes Wachstum seit zwei Jahrhunderten liegt so vor jedermanns Augen! Man hat gesehen, daß sein Kern von robuster Gesundheit ist und sich alles anzueignen weiß zum

wirklichen Eigentume, nicht bloß zur Zugabe, die morgen wieder abfallen kann. Der Kurzsichtigste muß eingestehen, daß ein solcher Bandwurm von auseinandergezogenen Landesteilen die zäheste Haltkraft besitzen müsse, da er diese äußerlichen Hindernisse und die noch größeren innerlichen, das Aneignen widerwilliger Stämme, fortwährend und zweifellos überwunden hatte. Preußen hatte in keiner Krisis dauernd eingebüßt, es hatte in jeder Krisis dauernd gewonnen, es hatte auch das Widerwillige, das ursprünglich Unpreußische zu einer unverkennbaren preußischen Nationalität erstarkt — und das alles, was unverkennbar immer noch im Aufsteigen begriffen war, das alles sollte durch eine konfuse Revolution beseitigt werden können? Konfus, weil Ziel und Inhalt des neu zu Erstrebenden zehnfach verschieden angegeben wurde. Das hätte man glauben und in diesem Glauben ja sagen sollen zu einer Revolution, die Preußen rasieren würde zugunsten eines Deutschen Reiches?

Wer nicht im Glauben der Tagesmeinung verdummt war, der sah jetzt schon ziemlich deutlich, daß Österreich seinen deutschen Großstaatsberuf auch ferner, und ferner nachdrücklich dahin erhalten würde: das deutsche Leben über die angrenzenden gemischten Nationalitäten auszubreiten. Er sah deutlich, daß Preußen Wurzel und Stamm werden müsse für den engeren deutschen Staat. Er sah, daß die neue preußische Revolution nichts, nichts bringen könne, als gesteigerte Verwirrung, gesteigerte Verluste an Deutschlands Kräften, gesteigerte Täuschung, als ob ein Deutsches Reich herzustellen sei im Sinne der kleinstaatlichen Überschätzung. Stürzt jetzt das Königtum in Preußen, sagten die meisten Mitglieder des Zentrums, und ihr habt mehr verloren als gewonnen für eure eigne deutsche Sache. Das gesund aufgewachsene und noch in vollem Wachstum begriffene Preußen ist monarchisch. Es will eine wahrhaftige Konstitution, aber einen preußischen König an der Spitze derselben. Heute könnt ihr das König-

tum dort stürzen, und morgen ballt es sich in den alten Kernprovinzen unter einem Walde von Waffen zusammen und kehrt zurück als soldatische Diktatur — was dann für euch, für ein deutsches Parlament? Eroberung gegen euch; Teilung Deutschlands zwischen Preußen und Österreich! Nichts anderes bringt eure phantastische Politik, wenn sie siegen sollte, am letzten Ende zuwege. Sie mag sich reindeutsch, sie mag sich großdeutsch, sie mag sich radikal oder sonstwie nennen, sie ist haltlos, weil sie das geschichtlich Gewordene, die zu Großstaaten angewachsene Kraft leugnen, überspringen zu können meint.

Die Stimmführer im Zirkel bei Gagern waren entschlossen, jetzt das unwillkommene und mit Recht verdächtige Ministerium in Berlin ganz zu schützen gegen die erklärte Revolution. Sie wollten den Satz in betreff des Ministeriums nicht wiederholen. Er sei im ersten Beschlusse ausgedrückt, das genüge. Jetzt sei vor allen Dingen die Steuerverweigerung für null und nichtig zu erklären.

Nur Biedermann und noch mehr Riesser und Wurm bestanden auf Wiederholung des Satzes. Andere Sprecher, auch des Augsburger Hofes, bestanden nicht darauf.

Am 20. November kam diese lodernde Frage zum letzten Male und zur entscheidenden Verhandlung und Abstimmung. Der frühere Ausschuß brachte diesmal, von Wilhelm Jordan vorgetragen, einen so unumwundenen Bericht gegen die Berliner Versammlung, daß ihn Bassermann abgefaßt haben konnte.

Vincke begann wieder. Solch einer Steuerverweigerung und solch einer Gefahr gegenüber fand er nicht mehr, daß die Reichsversammlung in die preußischen Regierungsangelegenheiten nichts einzureden habe! Nun hatte auf einmal eine Nullundnichtigkeitserklärung von seiten des Reichsparlamentes große Bedeutung für Preußen.

Ihm antwortete der radikalste Gegner, Ludwig Simon von Trier. Mit außerordentlichem Talente, meisterhaft.

Staatsjuristik gegen Staatsjuristik, so daß man an die zwei Löwen erinnert wurde, die einander auffraßen bis auf die Schwänze. Satz für Satz in dieser bloß juristischen Führung der Staatsfragen folgte er vom entgegengesetzten Standpunkte dem Vinckeschen Nachweise, welcher die ganze preußische Staatsfrage auf die Beschlüsse des vereinigten Landtages zurückzuführen suchte, und schlug diese Nachweise Satz für Satz durch den Beweis, daß wirklich ein faktischer Bruch stattgefunden. Er überspitzte nach links, wie jener nach rechts überspitzt hatte, und nie hatte man so deutlich ersehen können als hier an zwei großen Talenten: daß solche Juristik bei großen Staatskrisen nur einen Beitrag, nimmermehr aber eine Erledigung bringt.

Es wäre beklagenswert, wenn uns ein so begabter junger Mann wie Ludwig Simon verloren gehen sollte in dem Getümmel einer verworrnen Neugestaltung. Diejenigen sind nicht Patrioten, welche in solchen Zeiten auch nach hergestellter Ordnung einer sogenannten Racheverfolgung das Wort reden und die Fähigkeiten des Landes dezimieren. Im politischen Streite kämpfe man bis zur Niederlage des Gegners, aber man lasse sich nirgends zur Rache hinreißen. Sie allein schon ist ein Zeichen mangelhafter Berechtigung. Herzhaftigkeit im Kampfe, Herzhaftigkeit in Benutzung des Sieges, das ist nötig, um nicht im Schlamme sentimentaler Schwäche die notwendigen Entscheidungen stecken zu lassen. Aber in der Herzhaftigkeit steckt ein Herz, und zwar ein Herz fürs Vaterland. Dies unterscheidet den gesunden und tüchtigen Gegner vom Wichte. Ein gesunder, tüchtiger Gegner ist dem Vaterlande ebensoviel wert als der Sieger. Und ein solcher Gegner war Ludwig Simon mit seinen großen Gaben. Wer so jung wie er, ungestüm und doch logisch, ohne Phrase und doch mit Fülle des Worts, revolutionär und doch voll scharfen Rechtsgefühls, ein Parlament wie das deutsche zur Bewunderung hingerissen hat, der muß dem Vaterlande erhalten werden unter allen Umständen.

Ihm folgte damals wie der segnende, schließende Priester in dieser preußischen Frage Gabriel Riesser. Ach, wenn man jetzt seine Reden eines edlen Herzens nachliest, so empfindet man noch stärker, als man es damals beim ersten Hören empfand, daß Riesser von der Ahnung erfüllt war, es sei nur der Entwurf einer Verfassung, welcher dem ersten deutschen Parlamente beschieden werde. Die Verheerung werde hinwegschreiten über diesen Entwurf, und er werde wie ein Saatfeld nur dann nicht ganz zugrunde gehen, wenn er tief und fest wurzle in edlen Absichten.

Er sprach für Unparteilichkeit auch hier, und er hatte wohl im vorliegenden Falle die falsche Vorstellung: Unparteilichkeit bestehe darin, daß man jedem Teile der Streitenden gleich viel Recht zuspreche. Er war kein entschlossener Politiker, aus Milde der Seele unterhandelte er nachsichtig auch mit dem Todfeinde. Aber wie er es tat, so war es doch immer eine Läuterung auch für diejenigen, die nicht mit ihm stimmen konnten.

Das positive Recht, sagte er, reiche in dieser gewaltigen Frage nicht aus. „Da wo ein neues Recht unter Schmerzen geboren wird, wo eine neue Staatsordnung sich erst entwickeln soll, da wird es nicht möglich sein, nach alten bestehenden Rechtsnormen jede Frage zu entscheiden.“ — Er sei beklommen über die Schritte der neuen preußischen Regierung, er sei aber auch im klaren, daß es in Berlin nicht so bleiben konnte wie es war, und daß die dortige Nationalversammlung nicht gehandelt habe, wie sie hätte handeln sollen.

Seine Erwägungen führten ihn auf die Frage der Macht, welche dem ersten deutschen Parlamente beiwohne. „Ich halte diese Macht“, sagte er, „für eine große und gewaltige in bezug auf die künftige Verfassung Deutschlands. Gelingt es uns, eine Form derselben zu finden, welche der alten heißen Sehnsucht des Volks nach Einheit und Größe entspricht, so wird unsre Kraft in dieser Richtung unwiderstehlich

sein, sie wird den Widerstand jeder Einzelgewalt zu brechen imstande sein. Auch im Fall einer von außen drohenden Gefahr würde sich, dessen bin ich gewiß, das gesamte deutsche Volk einig um uns scharen. Die Macht der Versammlung aber, meine Herren, bei innern Konflikten — ich spreche es offen aus auf die Gefahr hin, vielen zu mißfallen — diese Macht halte ich nur für eine moralische, nicht für eine materielle. Ich glaube, es liegt dies in der Natur der Sache. Wir wollen einen Bundesstaat bilden, das heißt, wir wollen die Kräfte der einzelnen Staaten in einen gemeinsamen Mittelpunkt nach freier Übereinkunft, nach dem freien Willen des deutschen Volkes zusammenfassen. Wenn aber jene Kräfte, die erst nach beendigter Verfassung und auch dann nur allmählich der Gesamtheit angehören werden, jetzt, während wir am Werke sind, in furchtbarem Hader feindlich zusammenstoßen, mit welcher materiellen Macht wollen wir sie bändigen und den Frieden gebieten, da unsre werdende Kraft doch eben ihnen selber erst entwachsen soll?"

So wie er das Verlangen nach geharnischtem Einschreiten in Österreich für einen „wahnsinnigen Versuch" gehalten hätte, so wiederhole er hier, das Parlament habe nur eine auf Freiheit, Gerechtigkeit und Mäßigung gegründete moralische Macht.

Über die Anwendung derselben sei man verschiedener Meinung. Ein Teil des Hauses habe fortwährend verlangt, man solle sich auf die auflösenden Elemente der Einzelnstaaten stützen, um das Werk der Einheit auszuführen. „Wir haben diesen Weg nicht eingeschlagen, und ich glaube, wir haben recht gehandelt im Sinne dieses Werkes. Ich bezweifle sehr, daß alle diejenigen, welche den Gesetzen der Einzelnstaaten den Krieg erklärt hatten, bereit gewesen wären, dem Gesetze der Gesamtheit sich willig unterzuordnen. Ich meine, wir sollen für das Werk der Einigung Deutschlands alle Kräfte, nicht bloß die des raschen Fortschritts und der heftigen Bewegung, sondern auch die der Ordnung und des Friedens zu

gewinnen-streben. Bei den Konflikten zwischen Freiheit und Ordnung ist man freilich noch immer daran gewöhnt, die Ordnung als Sache der Regierungen, die Freiheit als die des Volkes aufzufassen. Ich glaube, diese Auffassung ist eben nichts als die Frucht der alten knechtischen Zustände, wo die Ordnung eine uns von oben abgedrungene, nicht eine aus dem Volke selbst durch das Organ des freien Gesetzes entsprossene war. Diejenigen, welche jenen Standpunkt noch immer nicht aufgeben wollen, scheinen die neue Zeit nicht zu begreifen und in den alten Vorstellungen befangen zu sein."

„Ein anderer Grund des Zwiespaltes in diesem Hause liegt in der verschiedenen Art, wie wir die im März dieses Jahres errungene Freiheit auffassen. Ich zähle mich zu denen, die in den Entwickelungen dieses Jahres die Erfüllung langjähriger, innig gehegter Hoffnungen des deutschen Volkes, die in ihnen den Preis der heißen Kämpfe eines Menschenalters erblicken, in denen die Besten und Edelsten unsers Volks uns vorangegangen sind, die aber nicht glauben, daß mit dem März dieses Jahres eine ganz neue Art von Freiheit, ganz neue Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung zur Welt gekommen sind." Er halte die dreißigjährigen Kämpfe nicht, wie im Nachbarlande gesagt worden, für eine dreißigjährige Komödie, und halte die Errungenschaften für das, was sie sein sollten, für Mittel und Gewähr, die Freiheit auf friedlichem und gesetzlichem Wege zu festigen. „Diejenigen aber," ruft er zürnend, „die eben im Augenblicke nach der Erringung dieser Freiheiten, anstatt sie zu benutzen, einen gewaltsamen Weg einschlugen, die haben die errungenen Freiheiten gefährdet und befleckt!"

„Eines freilich kann man uns mit Recht entgegenstellen, und das ist das Mißliche unserer Lage. Die alte Ordnung ist in vielen Dingen gebrochen, und wir wollen sie nicht wieder herstellen; die neue Ordnung, die aus dem Bewußtsein des Volkes geboren werden soll, ist noch nicht in allen Teilen

vorhanden. Darin liegt eine nicht zu verkennende Gefahr. Aber sollen wir etwa in diesem Übergangszustande der Unordnung geopfert werden? Nein. — Ob die Fahne der rechtlichen, der gesetzlichen, der gemäßigten Freiheit, die wir erheben, in diesem Augenblicke schon siegen wird, ob wir unter dieser Fahne siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werden, oder ob erst nach langen, blutigen Kämpfen unser Vaterland zu den Grundsätzen, die wir vertreten, zurückkehren wird, ich weiß es nicht, meine Herren; aber das weiß ich, daß, wenn wir auch unterliegen sollten, unsre glücklicheren Nachfolger einst dasselbe Panier auf unsern Gräbern aufpflanzen und unter ihm siegen werden. Denn es gibt kein anderes, unter dem das Wohl unsers Vaterlandes dauernd gedeihen kann." (Lebhafter Beifall auf der Rechten und im Zentrum.)

Diese Rede trug wesentlich dazu bei, daß man es aufgab, nicht mehr auf die ministerielle Frage in Preußen zurückzukommen. Es war so innig, es war so deutsch durch Riesser bevorwortet, daß auch jetzt noch gegen beide Seiten ein Wort gesagt sein müsse! Haym und Schwarz nahmen ein Amendement zurück, welches den erneuten Passus über das preußische Ministerium gestrichen hatte. Sie wollten in so wichtiger Sache das Resultat nicht zweifelhaft machen. Und so wurde denn der neue Ausschußantrag angenommen in folgender Fassung:

„Die Reichsversammlung in Verfolg ihrer Beschlüsse vom 14. l. M. und in Berücksichtigung der inzwischen eingetretenen Ereignisse fordert die Zentralgewalt auf, durch die in Berlin anwesenden Reichskommissarien hinzuwirken auf Ernennung eines Ministeriums, welches das Vertrauen des Landes besitzt.

Sie erklärt den auf Suspension der Steuererhebung gerichteten, offenbar rechtswidrigen, die Staatsgesellschaft gefährdenden Beschluß der in Berlin zurückgebliebenen Versammlung ausdrücklich für null und nichtig.

Sie erklärt endlich, daß sie die dem preußischen Volke gewährten und verheißenen Rechte und Freiheiten gegen jeden Versuch einer Beeinträchtigung schützen werde."

Der Satz in betreff der Steuerverweigerung hatte nur die ganze Linke mit Einschluß einer Anzahl Stimmen aus dem Württemberger Hofe — 150 Stimmen im ganzen — gegen sich. Er wurde trotz allen Pfuis! auf der Linken mit 125 Stimmen Mehrheit angenommen.

In Preußen begegnete er einer ungeheuren Woge, die hoch aufgerichtet stand wie eine Mauer, und die jeden Augenblick auf den ganzen preußischen Staat zu stürzen drohte. Diese Mauerwoge stürzte nun nicht. Die Wasser zerteilten sich. Wieviel davon dem Beschlusse des Parlaments zuzuschreiben sei, mag unerörtert bleiben. Der Gerettete pflegt gern seiner eigenen Kraft die Rettung zuzuschreiben. Von großem Einflusse auf die Rettung war dieser Beschluß sicherlich, und von furchtbar zerstörender Gewalt wäre es ohne allen Zweifel gewesen, wenn dieses „null und nichtig" verworfen worden wäre vom deutschen Parlamente.

Hiermit war zunächst für die Reichsversammlung die preußische Frage erledigt, die letzte große Hoffnung der Linken verneint und die tiefste Feindschaft gegen Zentrum und Rechte erregt, von nun an eine unversöhnliche Feindschaft. Wie man denn immer dann unversöhnlich haßt, wenn man gegen den Widersacher keine genügende Waffe mehr in den Händen hat.

4.

Sowie die Nachricht von Blums Erschießung in das erste Gewehrfeuer der preußischen Debatte fiel, so erschien auch Fröbel, Blums Gefährte in der Wiener Gefangenschaft, plötzlich in der Reichsversammlung, während diese eben nach Bassermanns Rückkunft zum zweiten preußischen Treffen schritt.

Man hatte den Kopf und die Hände voll, und sollte auf einmal wieder die Gedanken nach Wien richten. Dennoch erhob sich der größte Teil des Hauses, als Gagern am 18. November fragte, ob dem gestern abend von Wien zurückgekehrten Herrn Fröbel das Wort gegeben sein solle.

Er kam wie Roller in Schillers Räubern „recta vom Galgen“. Der schwarzhaarige schöne Kopf sah auch ganz so durchwühlt aus, wie man erwarten mußte. Not und Tod war da angesiedelt gewesen. Die Linke und das linke Zentrum begrüßten den Erretteten mit lautem Beifall.

Fröbel hatte eine Ausnahmsstellung im Parlamente. Obwohl er zur äußersten Linken gehörte, trat ihm weder Zentrum noch Rechte mit irgend welcher Ungunst entgegen. Man hielt ihn für einen ehrlichen, vielfach begabten Schwärmer, für welchen man sich interessierte, wenigstens insofern interessierte, als man neugierig war, den innern Zusammenhang seiner Gedanken und Absichten kennen zu lernen. Parteistreiche oder irgend eine Gewaltsamkeit für die Verwirklichung seiner Ideen glaubte man ganz fern von ihm, und gleichzeitig wußte man, daß er die neusten sozialen und republikanischen Ideale gewissenhaft in sich gepflegt, talentvoll in Wort und Schrift vertreten hatte. Die Schrift betreffend, erinnerte man sich namentlich seiner Schilderungen aus der Schweiz, welche die Kräfte und Aussichten der Parteigruppen klar und unbefangen und mit nüchterner Schärfe bezeichnet hatten, und erinnerte sich eines Schauspiels, „Die Republikaner“, welches er hatte aufführen lassen. Letzteres war nicht ohne schöne Gedanken, aber es war völlig leblos gewesen. Ist es nicht ein Spiegel, fragte man sich, all der Figuren, Szenen und Akte aus jener politischen Welt, welche in seinem Hirne arbeitet? Auch in seinem Herzen! setzte ein Verteidiger hinzu. Man bezweifelte das nicht, aber man bezweifelte, daß eine gesunde organische Verbindung stattfinde zwischen seinem Hirne und seinem Herzen.

Nähere Bekannte von ihm leugneten denn auch nicht, daß dieser Zweifel berechtigt sei, und daß er sie manchmal anmute wie einer, dessen Seelenkräfte nur durch den dünnsten Faden zusammengehalten seien, ja, daß dieser Faden wohl einmal plötzlich reißen könne. Aller Zusammenhang in ihm, und zwischen ihm und der wirklichen Welt, und zwischen ihm und der Linken sei erschreckend abstrakt und apart. Anfänge und Velleitäten ohne Endfolgerungen. Andere machten diese Endfolgerungen für ihn, und sie würden sein Herz, seinen Geist, vielleicht auch seinen Körper töten, wenn es jemals zur Verwirklichung seiner eigenen Schwärmereien käme. Er sei auch selbst überzeugt, daß er in dieser seiner jetzigen Partei ganz vereinsamt stehe und bei irgend einem Ausbruche von niemand so gefährdet sei als von seiner Partei.

Er neben Blum im Stabsstockhause zu Wien! Welch ein witziges Genrebild unserer Geschichte. Der wesenlose Geist neben der klugen Materie. Und gegen alles Herkommen war der kluge Materialist zu Fall gekommen, der unkluge Spiritualist aber war entschlüpft, und erzählte uns da eben in schlichter, anspruchsloser, allgemein ansprechender Weise den Hergang.

Die Reise zur Revolutionsschlacht nach Wien war nicht Blums Wahl gewesen. Solches Äußerste war seinem Wesen nicht angemessen. Der heroische Entschluß also, in Wien endlich entweder zu siegen oder unterzugehen, war weder bei der Abreise von Frankfurt, noch bei der Ankunft in Wien, Blums Gedanke und Beweggrund gewesen. Eine fulminante Rede, auf der Hinreise in Breslau gehalten, hatte danach gelautet und hatte die allgemeine Vorstellung in diesem Glauben befestigt. Dies war aber Phrase gewesen, tönende Schelle wie so vieles. Der „Deutsche Hof“ hatte ihn, der „Donnersberg“ hatte Fröbel gewählt, damit sie als Deputation der Frankfurter Linken eine Adresse nach Wien bringen und den dortigen Leitern die Sympathie ausdrücken möchten für die

Wiener Revolution. Blum war schwerlich erbaut von dieser Aufgabe. Sie abzulehnen war kaum möglich. Wenigstens war die Gefahr einer Ablehnung so groß und fast noch sicherer als die Gefahr in Wien. Sie reisten und reisten in der Absicht, nach Überreichung der Adresse zurückzukehren, nicht aber in der Absicht, sich tätig an der Revolution in Wien zu beteiligen. Darüber lassen Fröbels dürre Worte nicht den geringsten Zweifel übrig. Nachdem sie am 17. Oktober in Wien angekommen gewesen und ihre Adresse dem permanenten Ausschusse des Reichstags, dem Oberkommando, dem Gemeinderate und dem Studentenausschusse mitgeteilt hatten, nachdem am selbigen Tage der Reichstag diese Adresse unter allgemeiner Akklamation entgegengenommen, „waren wir am 20.,“ sagte Fröbel, „bereit, Wien wieder zu verlassen.“

Blum hat sich zu diesem Zweck beim sächsischen Gesandten einen Paß geben lassen. Fröbel ist ein solcher verweigert worden, weil er kein Sachse sei. Dadurch ist die Abreise in Verzögerung geraten. Mit jedem späteren Tage ist das glückliche Hindurchkommen durch die Zernierungstruppen schwieriger erschienen. „Die Tage vom 20. bis zum 26. vergingen auf diese Weise in der Ungewißheit, ob es möglich sei, abzureisen.“

Erst nachdem sie sich von der Unmöglichkeit überzeugt, dann erst haben sie sich entschlossen, am Kampfe teilzunehmen.

Diese offene Äußerung Fröbels leitete ein und gab den Standpunkt für die Beurteilung. Hiermit war der Heroismus abgelehnt.

Aus Wien selbst wissen wir, daß Blum in öffentlichen Reden seine früheren Antoniusreden zum ersten Male aufgegeben und ganz und offen kriegerische Revolution gepredigt hat. Zum ersten und auch zum letzten Male. Die abgebrochene Rückzugsbrücke nötigte ihn, aus seinem eigentlichen Wesen hinauszutreten. Damit verließ er seinen eignen Zauberkreis, und der Zauber verließ ihn — er ging ver-

loren. Dies Schicksal ist nicht ohne Ähnlichkeit mit dem Schicksale Lichnowskys. Jeder geriet unmittelbar an seine Todfeinde: Lichnowsky an die handelnde Demokratie, Blum an die handelnde, nicht mehr bloß nippende und versuchende Revolution. Entsprechend ist auch die Erfahrung, daß sein großes Redetalent in Wien kein besonderes Glück gemacht hat. Er war eben in fremder Welt, und alle Stützen, welche vom Untergang retten können, verließen ihn. Sein norddeutscher Predigerton paßte weder zu den heißeren Menschen, deren Beredsamkeit rasch auflodert und um sich greift wie die Flamme, noch paßte er zu der Lage der Dinge. Mit dem Aufregen, mit dem „möchte" und „sollte", mit den Verschränkungen, auf welche seine Beredsamkeit eingerichtet war, mit alle dem war es vorbei. Er empfand das auch, und versuchte den Sprung, und nun ging der Sprung zu weit, weil er ihm nicht natürlich war, und er sprach von „Latourisieren", was ihm so wenig wie den Wienern echt und erwünscht sein konnte.

Fröbel erzählte weiter, in welcher Art sie am Kampfe beteiligt worden, und wie dieser Kampf durch Zweideutigkeit in der Leitung ihnen sogleich verleidet worden sei. Am 26. habe ihre Tätigkeit begonnen, am 28. schon seien sie zurückgetreten. Es sei eine Unwahrheit, daß Blum nach der Kapitulation noch teilgenommen. Ganz zurückgezogen hätten sie bis zum 4. November die Zeit in ihrem Gasthause verlebt. Während der Zeit war die Stadt genommen worden, und sie hatten an die Militärbehörde geschrieben, daß sie durch die Ereignisse allein gegen ihre Absicht zurückgehalten worden seien und jetzt um einen Geleitschein bäten. Am 4. des Morgens sind sie verhaftet worden, trotz eines mündlichen Protestes, der sich auf ihre Eigenschaft als Abgeordnete der deutschen Nationalversammlung berief. Am 8. haben sie diesen Protest schriftlich eingereicht. „Blums Tod", sagte Fröbel, „ist die augenblickliche Antwort auf diesen Protest.

Der Protest wurde geschrieben um 4 Uhr, um 6 Uhr wurde Blum zum Verhör gerufen, um 8 Uhr war das Verhör aus, am andern Morgen um 6 Uhr früh wurde ihm das Urteil verkündigt, und er um 7 Uhr erschossen."

In betreff des Protestes setzte Fröbel hinzu, daß er nicht für die energische Fassung desselben gewesen, zu welcher Blum augenscheinlich durch einen am 8. November erst zu ihnen gebrachten zweideutigen Gefangenen verhetzt worden sei. Er selbst, Fröbel, habe bei der Abschrift noch eine Drohung am Schlusse dieses Protestes weggelassen. Blum selbst habe er nach jener Abführung zum Verhöre nur eine halbe Minute wiedergesehen. Sie seien getrennt worden, und auch er habe die Folgen des Protestes empfinden müssen. Bis dahin sei die Behandlung ganz mild gewesen, jetzt sei sie streng geworden. „Sie werden in der Art, wie ich behandelt wurde," sagte Fröbel, „eine gewisse Raffinerie bemerken, die ich so auslege, daß man mit einem Opfer schon genug zu haben glaubte, daß man aber mich wenigstens so empfindlich als möglich zu strafen suchte. Ich sehe sonst nicht ein, warum Robert Blum mild behandelt wurde bis zum letzten Augenblicke, während ich in die härteste Gefangenschaft kam, und vier Tage absichtlich in der Meinung gelassen wurde, daß ich den Tod durch den Strick zu erwarten habe." (Bewegung.)

Fröbels Meinung nach war der Protest nach Hetzendorf hinaus zum Fürsten Windischgrätz geschickt worden; die Zeit von zwei Stunden — 4 bis 6 — sei ungefähr das was notwendig, um den Protest hinaus und einen Befehl hereinzubringen.

Über das Ende selbst, welches Blum so jählings ereilte, hatte Fröbel nichts mitzuteilen. Was in öffentlichen Blättern darüber gesagt worden ist, das widerspricht sich vielfach. Schreiber dieses Buches hat sich bald nach der Katastrophe an einen über den Parteien stehenden Mann in

Wien gewendet, mit der Bitte um genaue Nachforschung und um Auskunft. Dieser Mann war in der Lage, den Hergang wenigstens so genau erforschen zu können, als dies einem unbefangenen, mit hoch und niedrig bekannten Privatmanne überhaupt möglich ist. Seine Mitteilung lautete folgendermaßen:

„Man hört hier" (in Wien) „in den verschiedensten Schichten die mißliebigsten Äußerungen über Deutschland, welches seine Deputierten als Prediger der Anarchie und der Blutherrschaft in Wien wirken ließ, ohne ein Wort des Tadels offiziell gegen sie auszusprechen, und jetzt als einen derselben das ganz verdiente Schicksal auf gesetzlichem Wege ereilt hat, maßlos über Österreich schimpft und Totenfeiern für denselben veranlaßt, wie deren weder Lichnowsky noch Auerswald zuteil geworden. Daß diese Meinung hier nicht bloß einseitig jene der Schwarzgelben, sondern in allen Schichten verbreitet ist, dafür finden Sie den Beweis in dem Notrufe, welchen die Allgemeine Zeitung, ungeachtet ihrer hinlänglich deutschen Gesinnung, an Deutschland ergehen ließ, daß man mit der Blumschen ‚Entrüstung' vis à vis von Österreich einhalten möge. Ihre hiesigen Korrespondenten mögen ihr wohl geschrieben haben, wie dies in Österreich böses Blut mache. — Die Nationalversammlung in Frankfurt hat in Österreich viele Sympathien verloren, als sie die Blumsche Totenfeier mit großer Mehrheit angenommen. Die beschränkte politische Bildung, welche hier von einer Bekanntmachung der Reichsgesetze nie etwas vernommen, wird durch diese Ovation auf die Überzeugung geführt, daß die Nationalversammlung sich dadurch mit dem Treiben des Deputierten identifizieren wolle."

„Die Fröbelsche Darstellung hat nicht minder verletzt, und über seine zuversichtliche Behauptung, daß man zu ihm und Blum einen Spion ins Gefängnis gesteckt, hat sich das, Gott sei Dank! in der Armee vorhandene ehrenhafte Gefühl

revoltiert. Alles verlangte nach Untersuchung, welche denn alsbald herausstellte, daß der Mitgefangene ein bekannter und allen Anzeichen nach bezahlter italienischer Wühler Matteo Padovani war, welcher seither zu 12 Jahren Festung verurteilt worden. Wie dieser selbst sich bei Fröbel bedankt, mögen Sie aus der beiliegenden Wiener Zeitung ersehen. Es mag nicht ohne Absicht geschehen sein, daß Fröbel in seinem Berichte nichts davon erwähnt, daß der Mitgefangene nur gebrochen Deutsch geredet; natürlich! die Fabel von dem österreichischen Spion wäre dadurch unwahrscheinlich geworden."

„Da ich von Blum spreche, habe ich Ihre Anfragen zu beantworten. Zunächst ob sich das ‚Latourisieren' bestätige. Wie die hiesigen Blätter während des Terrorismus über Blums Rede sich ausgesprochen, wollen Sie aus der beiliegenden ‚Presse' entnehmen. Nach Einnahme der Stadt wurde das Wort Latourisieren alsbald zur Sprache gebracht, und daß es wirklich in der Aula von Blum gebraucht worden, dafür spricht außer den Wiener Blättern noch das sicherlich unverdächtige Zeugnis des Studenten Köcher aus Budweis in seinem bekannten Briefe, welcher zuerst in den hiesigen Blättern, dann auch in der Allgemeinen Zeitung, Hauptblatt vom 28. November Nr. 333, erschien."

„Was die Haltung Blums betrifft, so habe ich, da Sie Näheres zu erfahren gewünscht, an der besten Quelle Erkundigungen eingezogen. Als er aus dem Arresthause — dem sogenannten Stabsstockhause nächst dem Neutore — in den viersitzigen Fiaker gebracht war, in welchem ein Offizier und ein Unteroffizier ihm gegenübersaßen, fragte er, ob die den Wagen umgebende Jägertruppe zur Begleitung bestimmt sei? Der Offizier bejahte es. Der Wagen war nur wenige Schritte gefahren, als Blum die Frage stellte, ob dies denn wirklich der Weg in die Brigittenau sei? Diese Frage hat er während des nicht langen Weges noch zweimal wiederholt.

Der Offizier will aus der Frage wegen der Begleitung der Truppe entnehmen, daß Blum zuerst geglaubt, in einen andern Verwahrungsort oder an die Grenze gebracht zu werden, und daß ihn die Infanterietruppe als Begleitung betroffen gemacht habe. Das dreimalige Fragen über die Richtung des Weges will der Offizier als Fortsetzung jener Hoffnung gelten lassen, und bemerkt hierzu, daß die Haltung Blums bei jeder erfolgten Bejahung merklich ungewisser geworden. Als der Wagen, am letzten Hause vorbei, nach kurzem Raume auf die Wiese ausbog, mochte die Hoffnung geschwunden sein, denn Blum fuhr mit der Hand über die Augen und murmelte halblaut von ‚Frau und Kindern‘. Daß er nach dem abermals verlesenen Urteile zu reden verlangt, ist nicht wahr, hätte auch keinen Zweck gehabt, da nur einzelne Leute, und diese ganz entfernt zugegen waren. Der Offizier sprach gegen mich subjektiv die Meinung aus, daß er Blum in jenem Augenblicke nicht hinlängliche Fassung zu einer Anrede zugetraut hätte. Mit einem Worte: Blum ist nicht feige, er ist aber auch nicht als Held gestorben; er hatte nicht geglaubt, daß der Urteilsspruch vollzogen werde, hatte sich daher mit der Idee des Todes nicht vertraut gemacht und war auch nicht mehr an der Zeit sich zu fassen. — Sie haben in der Voraussetzung ganz recht, daß Messenhauser durch die Art, wie er gestorben, auch bei dem Militär Mitgefühl gefunden habe; er allein und kein anderer!“

Dies der Bericht eines Österreichers, welcher allerdings nicht zur Linken gehörte, aber an der deutschen Frage ein lebhaftes Interesse nahm. Seine Äußerungen am Eingange des Briefes mögen deshalb auch als Zeugnis der damaligen Stimmung in den höheren Kreisen Wiens dienen.

Ein bekannt gewordener Abschiedsbrief Blums an die Seinigen scheint der Angabe zu widersprechen, daß er die Vollziehung der Todesstrafe nicht erwartet habe. Er *scheint* es wohl nur. So weit war Blum doch gewohnt, auf Vor=

aussetzungen und Möglichkeiten hin ein kurzes Schreiben aufzusetzen. Und es sind nur einige Zeilen, die er des Morgens nach sechs Uhr, also sogleich nach Anhörung des Urteils geschrieben haben kann, erschüttert von dem Eindrucke der Verurteilung. Bald darauf kann doch wieder die zuversichtliche Hoffnung, es werde das Urteil nicht vollzogen werden, vorherrschend geworden sein. Seine ganze politische Laufbahn berechtigte ihn ja zu solcher schmeichlerischen Hoffnung: immer und überall hatte er am Staate gezerrt und gerüttelt, und niemals hatte ihm der Staat das Antlitz strenger Gesetze, unumstößlicher Formen entgegen gehalten. Nicht einmal ein zum Nachdenken zwingendes Gefängnisleben war ihm widerfahren. Und nun sollte ihm jetzt plötzlich, jetzt zur Zeit allgemein revolutionären Schwunges und aus dem Staate, welcher offenbar am tiefsten erschüttert war, in welchem seit einem halben Jahre alles Abenteuerliche, ja Fabelhafte straflos aufgetreten war, aus dem übrigens so lebenslustigen, menschenfreundlichen Österreich sollte ihm das äußerste angetan werden? Eine Hinrichtung! Ihm, einem so namhaften Redner des deutschen Parlaments, welcher nach einem Reichsgesetze unverletzlich war, bis das Parlament die Erlaubnis zum Verfahren gegen ihn gegeben! Eine Hinrichtung, welche alles, alles herausfordern würde?! Nein, nein, ganz gewiß nicht!

So mochte er wohl auch zwischen sechs und sieben Uhr noch, in seiner letzten Lebensstunde, denken. Auf seine parlamentarische Eigenschaft hat er sich ersichtlich ganz besonders verlassen.

Ein Geistlicher aus Österreich hat mir übrigens erzählt, daß der Priester von den „Schotten“, welcher zu ihm ins Gefängnis geschickt worden, sich sehr günstig über Blum geäußert habe. Blum war Deutschkatholik. Er war in Leipzig einer der dreistesten und wirksamsten Stifter dieser Dilettantensekte gewesen, welche eingestandenermaßen den Titel einer

Religion nur als Titel einer politischen Wendung verwerten gewollt. Wenigstens hat einer ihrer Priester namens Dowiat dies öffentlich ausgesprochen mit einer erschreckenden Gottverlassenheit. Gewiß hat er damit mehr ausgesprochen, als die meisten Mitglieder dieser nüchternen Sekte sich selbst oder der Welt eingestehen möchten. Wie vorherrschend auch das Nichtbedürfnis einer Gottesverehrung oder gar eines Gottesdienstes unter ihnen gewesen sein mag, so bewußt und absichtlich wie Herr Dowiat waren sicherlich nur wenige unter ihnen. Blum selbst eigentlich nicht, obwohl er mit einem lustspielartigen Leichtsinn an die Errichtung dieser sogenannten Kirche gegangen war. Über die erste vorbereitende Versammlung zum Beispiele, welche in der Buchhändlerbörse zu Leipzig gleichsam als Vorspiel einer modernsten Kirchenversammlung stattfand, existieren Data, welche einer Komödie entnommen sein könnten. Von den stiftenden Veranlassern durften doch nur geborne Katholiken auftreten, und unter diesen war Blum der Hauptredner. Er war aber ohne irgend welche kirchen- und dogmengeschichtliche Kenntnis, und doch war vorauszusehen, daß auf diesem Felde eine Polemik sich erheben werde. Wie war da zu helfen? Ein kleiner Professor, der überall zur Hand ist, wo eine dauernde Unruhe in Gang zu bringen ist, derselbe, welcher im ersten Bande dieses Buchs die Klubs als den natürlichen und ausreichenden Organismus des Staates empfahl, hatte sich über Nacht hingesetzt und alle kanonischen Hauptpunkte aus einem Lehrbuche ausgezogen und auf numerierte Papierstreifen geordnet. Diese Papierstreifen wurden Blum eingehändigt, und der kleine Professor wurde als unsichtbarer Souffleur beim Konzilium angebracht. Sobald nun von den Gegnern ein wichtiger Punkt in Rede gebracht wurde, soufflierte der Professor die Nummer des Papierstreifens, auf welchem darüber Auskunft zu finden. Blum suchte, fand, las, studierte, während ein Phraseur das „allgemeine Wort“ ergriff und

eine Zeitlang redensartlich führte gegen den Angreifer. Unterdes hatte sich Blum, der eine sehr tüchtige Auffassungsgabe besaß, aus dem Papierstreifen unterrichtet, und bat ums Wort, und erhob sich und leitete ein über den mißverstandenen, dem Volke fremd gebliebenen gelehrten Kram der Pfaffen, der so und so und so und so gewesen sei, und zerschmetterte die Gegner, erhob die Anhänger zu bewunderungsvollem Beifall.

Trotz alledem war Blum nicht herzlos, also auch nicht ohne Empfänglichkeit für Gott und göttliche Dinge, und ich möchte es an sich nicht bezweifeln, daß jener Schottengeistliche Zugang zu seinem Inneren gefunden. Es möge dahin gestellt bleiben, ob Blum sich wirklich und förmlich — wie der österreichische Geistliche mir versicherte — zur katholischen Kirche wieder bekannt und die entsprechenden Tröstungen und Befreiungen hingenommen habe. In diesem förmlichen Punkte ergänzt die priesterliche Erzählung gar leicht. Aber ich bezweifle gar nicht, daß Blum sich weich und hingebend erwiesen. Auch dann, wenn er die Vollstreckung des Todesurteils nicht erwartet hat. Die ganze Lage brachte denn doch eine sehr bewegte Stimmung mit sich; hartnäckig, oder gar dogmeneigensinnig war Blum in diesem Punkte gewiß nicht, ja es konnte sich seinem spähenden Verstande in solcher Situation gar wohl der Gedanke aufdringen: „Ist nicht vielleicht dieser Geistliche entscheidend über Leben und Tod für dich? Denn der Deutschkatholizismus gilt ja eigentlich in Österreich für gefährlicher als irgend eine politische Ketzerei!“

Über alles das sind die Vermutungen, welche eine Stunde, die letzte Lebensstunde eines begabten und wichtig gewordenen Menschen ausfüllen, so frei gegeben wie unsicher. Es ist die Katastrophe fast unter unsern Augen erfolgt, und doch kann sie schon von uns nicht mit zuverlässiger Genauigkeit der Geschichte überliefert werden. Die verschiedenartigsten

Darstellungen drangen sogleich von allen Seiten herbei, der Parteidrang schmückte aus, die Mythe bildete sich vor uns, unbekümmert um die tatbeständliche Einsprache, und die Bilderläden steigerten die romanhafte Versinnlichung. Deshalb scheint der obige, von Augenzeugen ausgehende Bericht von doppeltem Werte.

Fröbel selbst konnte darüber nichts beibringen. Er war noch in der Nacht, welche auf Blums Verhör folgte, aus dem Stabsstockhause abgeführt und in ein anderes, strengeres Gefängnis gebracht worden. Dort war er also abgesperrt, während Blums letzte Stunden verrannen. Am 10. erst des Abends kam er ins Verhör. Der Hauptgesichtspunkt ist gewesen, ob er nach dem 23. Oktober, das heißt nachdem Fürst Windischgrätz Wien in Belagerungsstand erklärt, die Waffen noch geführt. Das hatte er. Er hatte sich nur darauf berufen können, daß der Reichstag die Erklärung des Belagerungszustandes für ungesetzlich erklärt habe. Hierauf war ihm geantwortet worden, mit Erklärung des Belagerungszustandes hörten alle Zivilautoritäten, auch die des Reichstages auf. Unter solcher Erwiderung habe er auf weitere Verteidigung verzichten wollen, sei aber human aufgefordert worden, alles beizubringen, was zu seinen Gunsten sprechen könne. Das hatte er, wie es scheint, auf eine geschickte und milde Weise getan, während Blum, anderen Berichten nach, entsprechend seinem Auftreten im Proteste, herausfordernd sich geäußert zu haben scheint im Verhöre. Fröbel war in seiner Verteidigung auch an eine Broschüre gekommen, „Wien, Deutschland und Europa“, welche er herausgegeben und welche den Gedanken durchgeführt, daß die österreichisch-deutsche Frage nicht durch eine Teilung Österreichs, sondern durch eine Verbindung des ganzen österreichischen Länderkomplexes gelöst werden müsse. Der Oberstleutnant hatte dies sehr wichtig befunden, und den ganzen Ideengang der Broschüre zu Protokoll geben lassen. Glücklicherweise war

die Broschüre auch unter den Papieren, und Fröbel setzte hinzu, daß Fürst Windischgrätz mit mehreren Generälen sie aufmerksam gelesen, und hierauf die Begnadigung unterschrieben habe.

Fröbel hatte seine ganze Darstellung rasch, natürlich und mit sorgfältiger Vermeidung jeder Parteimeinung gesprochen. Lautlos und mit vollem Interesse hörte die Versammlung zu, und jedermann, auch die Rechte, applaudierte, als er abtrat. Die Angelegenheit war in dieser Form eine rein menschliche, und obwohl die Versammlung in ihrer großen Mehrheit solche Beteiligung an der Wiener Revolution gemißbilligt hätte, wenn sie aufgefordert worden wäre, sich über die Rechtsfrage zu äußern, so unterschied sie doch fein und streng zwischen Person und Sache. Ein anderes Mitglied der Linken wäre nicht imstande gewesen, den Tatbestand so objektiv darzustellen, und hätte also auch mit diesem Berichte nicht solche Aufnahme gefunden.

Dies zur Erklärung über die obige Äußerung des österreichischen Berichterstatters. Die Frage um Blum lag für die Reichsversammlung ganz anders als für den österreichischen Zuschauer, der mit Fug und Recht darüber empört sein mochte, daß Parlamentsmitglieder die für das Parlament legitim bestehende österreichische Regierung mit den Waffen in der Hand bekämpften. Ein Reichsgesetz vom 29. September lag vor, des Inhalts, „daß ein Abgeordneter der Reichsversammlung während der Dauer der Sitzungen weder verhaftet noch in strafrechtliche Untersuchung gezogen werden dürfe, mit Ausnahme der Ergreifung auf frischer Tat. In diesem letzteren Falle ist der Reichsversammlung von der getroffenen Maßregel sogleich Kenntnis zu geben, und es steht ihr zu, die Aufhebung der Haft oder Untersuchung bis zum Schlusse der Sitzungen zu verlangen."

Alles übrige, Lob oder Tadel, Sympathie oder Antipathie für Blum oder die österreichische Behörde mußte zu-

nächst vor diesem formellen Gesetze zurücktreten, als Ludwig Simon am 14. November infolge der Todesnachricht einen dringlichen Antrag einbrachte. Die ganze Versammlung mußte dafür aufstehen, denn es galt ihr eignes Gesetz. Zwei Tage darauf kam der Antrag zur Verhandlung. Der aufregende Eindruck jener Erschießung war in Deutschland außerordentlich, der Sinn, welcher darunter lag, abgesehen von jeglicher Formfrage, wurde von Freund und Feind empfunden, und die Reichsversammlung ging in gutem Takte ohne Diskussion zur Abstimmung über. Fast einstimmig wurde folgendes angenommen, daß die Nationalversammlung gegen die mit Außerachtlassung des Reichsgesetzes vollzogene Verhaftung und Tötung Blums feierlich Verwahrung einlege und das Reichsministerium zu Maßregeln auffordere, die Schuldtragenden zur Verantwortung und Strafe zu ziehen.

Soweit zeichneten die bestehenden Rechtsformen alles vor. Wenn die österreichischen Behörden ein Reichsgesetz ignorieren zu dürfen glaubten in einer solchen Frage um Leben und Tod, so war es doch wenigstens nicht Sache der Reichsversammlung, dies in der Ordnung zu finden. So wie diese Reichsversammlung beschaffen war und sich zu Blum und dessen Handlungsweise einerseits, und zu den Rechtsansprüchen eines legitim bestehenden Staates andererseits verhielt, so war es keinem Zweifel unterworfen, daß die Untersuchung gegen den nach Frankfurt gehörigen und in Wien aufständisch auf frischer Tat ergriffenen Abgeordneten von der Reichsversammlung bewilligt worden wäre. Es war aber nicht Sache des Parlaments, in erster Linie zu erwägen und zu entschuldigen, warum das Gesetz unbeachtet gelassen sei.

Acht Tage später trugen Raveaux und Venedey, Blums kölnische Landsleute, auf eine Totenfeier an für Robert Blum. Daß dies auch mit großer Mehrheit an eine Kommission gewiesen wurde, gibt dem legalen Österreicher eine scheinbar

größere Berechtigung des Vorwurfs. Das Parlament reklamiert also nicht nur für den Insurgenten gegen uns, konnte er rufen, es feiert ihn auch! Die Berechtigung ist aber auch nur scheinbar größer. Es sei nicht von der Stimmung geredet, welche damals alle, auch die Gegner Blums trieb; es sei nicht auf den Drang und Zwang hingewiesen, welchem sich in den ersten Tagen kaum jemand entziehen konnte. Die deutsche Nationalversammlung war dem Terrorismus gegenüber nicht schwach; sie würde den bloß demokratisch-revolutionären Preis Robert Blums trotz allen Lärmens verneint haben, wenn bloß dieser in Rede gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall. Es war bei dieser jähen Wendung alles in Rede, was einem deutschen Parlamente Lebensbedingung war. Glaubt man denn, es sei verborgen geblieben, was dies kurz angebundene „Feuer“ des österreichischen Feldherrn zu bedeuten hatte? Glaubt man denn, es sei nicht bemerkt worden, daß diese Schüsse unmittelbar in die Paulskirche gefeuert wurden gegen den revolutionären Unfug einer deutschen Einheit, und daß der im Wege stehende Blum, ein notorischer Aufwiegler und Demagog, nur beiläufig und als gelegentliche Warnung von jenen Schüssen mit beseitigt wurde? Man kann sich versichert halten, Fürst Windischgrätz und seine Umgebung hat nicht soviel Motive gehabt, als man ihm unterlegte; seine feinsten wie seine gröbsten sind gewürdigt worden. Und deswegen hatten auch viele von denen nichts einzuwenden gegen die Ankündigung einer Totenfeier, auch viele von denen nicht, welchen die Eroberung Wiens willkommen war, welche Österreichs starkes Bestehen, welche keine nivellierte deutsche Einheit wollten. Auch *sie* erklärten, daß feine und edle Beziehungen verletzt seien, und daß einer Demonstration des Soldatentums die Demonstration eines Parlamentes immerhin entgegengestellt werden möge, unbekümmert um den Namen des Opfers. Das wußte man ja, daß alles Weitere keine Folge haben werde! Man wußte, daß der Feldherr sagen

werde: „Was weiß ich von euren Gesetzen! Mich kümmern in solchen Ausnahmszeitläufen höchstens die von meiner Regierung erlassenen Gesetze. Was ihr da von einem Reichsgesetze sprecht, das hat nicht in der Wiener Zeitung gestanden, ich kenn' es nicht!"

Man wußte, daß der österreichische Minister die Achseln zucken und sagen würde: „Ja, am 29. September haben Sie solch ein Gesetz beschlossen in Frankfurt; das ist im Laufe des Oktobers erst nach Wien gekommen; erinnern Sie sich, wie es im Laufe des Oktobers in Wien ausgesehen, und ob die Regierung in der Lage gewesen ist, Parlamentsgesetze zu publizieren, während die tief schwierige Kompetenzfrage in diesem Betreff noch unentschieden und durch den permanenten Aufstand im Lande niedergehalten war."

Kurz, man wußte, daß die Absendung der Herren Paur und Pötzl ein formeller, resultatloser Schritt sein und bleiben werde. Man wußte aber ebensogut, daß den gebietenden Kriegsleuten solche formelle Ausnahmsstellung eines Parlamentsabgeordneten auch ohne Zeitung und Gesetzblatt bekannt gewesen, und daß es von ihnen absichtlich und mit gutem Bedacht ignoriert worden sei. Wohlan denn, sagte man, Schein gegen Schein, Mangel an Kenntnis gegen Mangel an Kenntnis, Form gegen Form. Österreich hat uns nicht angezeigt, was unser Abgeordneter verbrochen haben soll, wir wissen offiziell nichts davon, es ist also kein offizieller Grund vorhanden, der uns abhalten könnte, das Andenken eines plötzlich getöteten, wichtigen Parlamentsmitgliedes zu feiern.

So weit, aber nicht weiter wollte man gehen. Es sei gern zugegeben, daß ein Anschmiegen an das schreiende Verlangen für manchen politisch richtig erschien, daß gemütliche, sentimentale Auffassung bei manchem vorherrschend war. Das alles fand bald seine Grenze. Die Linke versäumte es, die Ausführung rasch zu betreiben; sie vergaß, daß die Zeit im Galopp einherging, nicht bloß mit ihr, nein, auch gegen

sie. Fünf Tage ließ sie verstreichen, ehe der Bericht der Kommission über die Art der Feier zur Sprache kam, und als dies nun geschah, war die Mehrheit des Hauses bereits gefaßt und wußte genau, was sie nicht wollte. Sie erklärte zunächst, daß die Kommission nur Vorschläge zu machen, nicht aber die Feier ohne neues Votum der Reichsversammlung anzuordnen habe. Ja, von der Rechten wurde nun auf Übergang zur Tagesordnung über solche Totenfeier angetragen. Dies wurde zwar noch verworfen, aber das Verlangen der linken Mitglieder in der Kommission, in feierlichem Zuge als Nationalversammlung und unter Zuziehung der städtischen Behörden und Korporationen nach der Katharinenkirche zu gehen — dies wurde ebenfalls rundweg abgelehnt.

Die linken Mitglieder waren hierüber ergrimmt und ließen sich zum Trotze dahin verleiten, ihren Austritt aus der Kommission anzukündigen. Man nahm den Austritt ruhig an, und — ließ die ganze Angelegenheit versinken.

So kam es, daß überall Totenfeierlichkeiten für Blum stattfanden, daß aber in der Parlamentsstadt keine erfolgte.

Zweierlei ergab sich aus alledem. Zunächst veränderte es die Stellung sehr vieler Leute zu Österreich. Gemütliche und kurzsichtige Politiker glaubten sich nun aufgeklärt darüber, daß Österreich nicht so deutsch gesinnt sei wie irgend ein anderer Staat.

Zweitens erhöhte diese Blumsche Angelegenheit die gereizte Stimmung gegen die Mehrheit des Parlamentes. Nicht bloß weil sie mit den unpopulären Entscheidungen in der preußischen Frage zusammenfiel, an und für sich erbitterte sie bis zu tödlichem Grimme gegen solch ein Parlament, welches nicht einmal den gewaltsamen Tod eines populären Mitgliedes feiern ließ. Blum war so recht der pathetische Vertreter des Kleinbürgers, welcher in diesem politischen Kanzelredner seine politische Religion vertreten sah. Die spekulativen Revolutionsmänner legten schon lange keinen Wert mehr auf ihn, auf

diesen Halben, Vorsichtigen, Gedankenarmen, wie sie ihn nannten; aber sie fanden es natürlich sehr gelegen, die Veranlassung auszubeuten, welche er jetzt darbot als toter, auch vom Parlament gemißhandelter Mann, die Veranlassung zu Haß und Rache. Es wurde verhetzt Tag und Nacht. Das Ende des Jahres 48, der Anfang des Jahres 49 sind der Höhepunkt persönlichen Grolls, durstiger, ingrimmiger Feindschaft in Frankfurt von seiten der Demokratie gegen das Parlament. Bald hier, bald dort erhoben sich verdächtige Anzeichen, daß Überfälle, daß einzelne Attentate beabsichtigt würden, kurz, daß der gemeine Mord plötzlich irgendwo hervorbrechen könne. Man trug „Wipperstöcke,“ sogenannte Lebensretter, um eine unscheinbare Waffe bei sich zu führen gegen einen brutalen Anfall, und die sorglichsten Freunde zwangen zu wiederholten Malen den immerdar unbesorgten Gagern, nicht hinauszugehen in seine Vorstadtwohnung. Unzweideutige Erscheinungen berechtigten und zwangen zu solcher Vorsicht, auf welche freilich Gagern in seiner mutigen Zuversicht immer nicht hören wollte, einmal aber doch hören mußte, als man nächtlings einen bewaffneten Trupp in der Nähe seiner Wohnung überrascht hatte. Gegen seinen Willen wurde er in die Stadt hineinquartiert.

Der blinde Parteigrimm braucht auch ein feindliches Haupt, auf welches er zielen könne. Und Gagern wurde immer wieder dazu auserwählt; auch wenn er zurzeit nicht ungewöhnlich hervortrat. Ging doch die rohe Presse so weit, ihm gerade die Rächer Blums auf den Hals zu hetzen.

Man ist immer schlimm daran, wenn man bloß auf Rache angewiesen ist! sagt der Praktiker, und es ist nicht wahr, setzte er damals hinzu, daß der tote Blum seiner Partei nützlicher werde als der lebende, es ist nicht wahr! wie vielfach und lebhaft man es jetzt auch behauptet und wie sehr auch die Aufregung, ja die Wut gestiegen ist in den unteren Klassen durch die Erschießung Blums. Das wird

verpuffen, und der Tote wird tot sein, wenn geschickte Führung der demokratischen Geschäfte am nötigsten sein wird. Nicht zum Märtyrertode war Blum geeignet; dafür war er nicht gläubig, nicht ganz genug. Die Geschichtschreiber werden den Charakter herabziehen, und werden nachweisen, daß es kein Opfertod gewesen sei, sondern ein verunglückter Streich. Umsonst wird man ihn darstellen, wie er in vollständiger Proletariertracht gegen die Kroaten kommandiert. Die Gegner werden nachweisen, daß dies ja doch nur in Ermangelung eines unzweifelhaft gültigen Passierscheins geschehen sei. Das Resultat ist und bleibt: Die demokratische Partei hat einen populären, begabten und äußerst gewandten Führer weniger, und zwar gerade den weniger, welcher praktisch war, welcher den Kleinbürger wirklich fesselte, welcher mit ungeheuerlichen sozialistischen Plänen nichts zu schaffen hatte und deshalb auf den besseren Teil der unteren Klassen einen dauernden Einfluß behielt.

So sagten damals schon in der Stille die nüchternen Radikalen. Und sie hatten nicht unrecht. „Wenn man tot ist, so ist's für lange Zeit!“ heißt es bei den Franzosen. Blum selbst verschwand ja schon im widerlichen Streite um seine Totenfeier. Sie galt ja schon nicht ihm, sondern dem Parteiausdrucke. Er selbst war nicht dazu gelangt, worauf er seine diplomatische Richtung eines Volksmannes angelegt hatte; von seinem Tun blieb also nichts übrig, und er ging unter im Getümmel herzudrängender größerer Verhältnisse. Später sind nun obenein nach dem badischen Aufstande neue Erschießungen der seinigen zahlreich nachgefolgt; er hat auch die Einsamkeit seines blutigen Platzes verloren.

Wer sein Leben verliert für eine allgemeine Sache, der gewinnt nur dann einen unbestrittenen Nachruhm, wenn er ohne persönlichen Zweck dieser Sache gedient und ohne Rückhalt sein Leben eingesetzt hat für dieselbe. Der Nachruhm läßt nicht mit sich feilschen.

Solch ein Nachruhm ist Blum nur gesichert beim sächsischen

Handwerker, welcher das feinere Geflecht der Charakterfrage übersieht, und welcher in Blum den Apostel der „kleinen Leute“ verehrte. Es war mitten unter dem Geschrei der Parteiwut, welche in Leipzig ausbrach bei der Nachricht seines Todes, welche in der Nacht die Kirchtüren sprengte und an priesterlicher Stelle Rache predigte für dieses vergossene Blut, es war mitten darunter mancher brave Handwerker, welcher in Blum seinen Schutzpatron verloren zu haben meinte. In der Werkstatt dieses Handwerkers wird sein Bild hängen bleiben, wenn die Geschichte auch beweisen mag, daß sein Verdienst um Freiheit und Einheit des Vaterlandes ein sehr zweifelhaftes gewesen.

5.

Die Zeit kam nun übrigens gegen Ende des Jahres herbei, daß Gagern das Heft in die Hand nehmen mußte, wenn das Werk der Reichsversammlung Tat werden sollte.

Wie sehr man sich gescheut hatte vor seinem entschlossenen Gedankengange in betreff Österreichs, von Woche zu Woche überzeugte man sich deutlicher, daß eine andere Entwickelung nicht möglich sei, falls man nicht die ersehnte Form eines Bundesstaates mit Volks- und Staatenhaus und mit einheitlicher deutscher Politik nach außen aufgeben wolle. Das Programm von Kremsier erschien endlich und überzeugte auch die Schwankenden, daß die österreichische Regierung eine Zentralisierung der österreichischen Länder vorhabe, eine Zentralisierung, welche die Einordnung Deutschösterreichs in einen deutschen Bundesstaat unmöglich machte. Der Reichstag selbst zu Kremsier ging auf diese Bildung eines eng geschlossenen Österreich ein, und Volksvertretung also wie Regierung des Kaiserstaates entfernten sich gleichmäßig von dem beabsichtigten deutschen Bundesreiche. Fürst Schwarzen-

berg und Graf Stadion, die neuen Leiter des Kaiserstaates, entwickelten einen Organisationsplan für das wieder erstehende Österreich, wie er allerdings gebilligt werden konnte von denjenigen, welche ein starkes Österreich hervorgehen sehen wollten aus der unklaren Krisis, wie er aber unvereinbar war mit den Formen eines deutschen Bundesstaates. Im Reichstage wie in der Presse Österreichs war gleichzeitig von irgend einer Rücksichtnahme auf die entstehende Konstitution Deutschlands nicht die Rede.

Kummervoll sahen diejenigen drein im deutschen Parlamente, welchen die gleiche Beteiligung Österreichs am deutschen Staate unerläßlich schien. Kummervoll, aber ohne irgend einen vorbauenden schöpferischen Gedanken. Abschnitt auf Abschnitt der deutschen Verfassung wurde in den Monaten Oktober, November und Dezember debattiert und votiert; auf „Reich und Reichsgewalt“ folgte das „Reichsgericht“, folgte der „Reichstag“, folgte die angekündigte zweite Lesung der Grundrechte und die bedrohliche sofortige Einführung derselben durch ein Einführungsgesetz. Man rückte mit dem letzten Monate des Jahres unmittelbar vor zum entscheidenden Abschnitte, zum Abschnitte über das „Reichsoberhaupt“. Hier wollte man sich zwar aus allen Kräften dem herannahenden monarchischen Oberhaupte, dem drohenden Kaisertume widersetzen, welches unter den vorliegenden Umständen an die preußischen Hohenzollern fallen und voraussichtlich Österreich dauernd aus dem engeren Staatskreise Deutschlands ausschließen werde. Aber man hatte nichts vorbereitet als den Widerspruch. Ein wirklicher Ersatz hätte auf die ganze Verfassung zurückgehen, hätte die ganze Verfassung ändern müssen. Nur ein ganz anderer Verfassungsplan konnte organisch den Abschnitt vom Reichsoberhaupte anders und ersetzend gestalten.

Davon verlautete nichts. Abschnitt auf Abschnitt wurde ohne wesentliche Änderung votiert.

Eine unscheinbare Gelegenheit zu tiefgreifender Änderung des ganzen Plans oder wenigstens der Grundlage desselben bot sich bei den ersten Paragraphen des Abschnittes vom „Reichstage“. Hier drängte sich die Mediatisierungsfrage auf, und es ist der Versammlung von vielen Seiten der gewichtige Vorwurf gemacht worden, in diese Frage nicht energisch eingetreten zu sein. Der Vorwurf wäre sehr berechtigt, wenn man gleichzeitig die Verfassung und etwas ganz anderes hätte wollen können. Eins hob das andere auf. Gelang die Verfassung, so bedurfte es nicht einer weiteren Mediatisierung, als bereits in der Militärordnung vorgeschrieben war. Danach wurden die Gebiete bis zur Einwohnerzahl von einer halben Million zusammengelegt, und man konnte versichert sein, daß sie von selbst zusammenwachsen und die lebensunfähigen Besonderheiten abstoßen würden. Unorganisch, bloß dekretierend konnte man ohnedies nicht verfahren, ohne den Grundsatz der annoch zu Recht bestehenden Einzelnstaaten, der kleinen wie der großen, umzustoßen, einen Grundsatz, den man überall anerkannt hatte und nur verleugnen konnte, indem man der Linken ein schrankenloses Recht der Revolution einräumte. Wollte man dies plötzlich mitten in der Verfassung einräumen, so gab man all seinen Boden auf, und gewann in diesem Zusammenhange sicherlich auch nicht die geringste Frucht für die Einheit. In solchem Sinne ging am 5. Dezember nur ein Antrag des Augsburger Hofes durch, welcher dahin lautete:

„Es ist die Zentralgewalt aufzufordern, daß sie die Vereinigung kleinerer Staaten unter sich oder mit größeren Staaten, da wo die Wünsche der Bevölkerung sich deutlich dafür aussprechen, auf dem Wege der Übereinkunft zwischen den betreffenden Regierungen und Volksvertretungen vermittle.“

Die strengen Anhänger des Bundesstaates hatten, da man einmal bis auf diesen Punkt der Konstituierung gelangt

war, keine Befugnis und keinen Grund, die Mediatisierung energischer zu betreiben. Die kleinen Staaten zeigten sich nirgends hinderlich für das Zustandekommen der Einheit, wohl aber die größeren und die großen. Die Widersacher also des Bundesstaates, wie er nahe am Abschlusse war, diejenigen also, welche eine gründliche Änderung des ganzen Planes wünschten, sie hätten sich auf diesen Punkt stürzen können. Sie taten es nicht. Sie tappten durchaus im Dämmer; sie wußten nicht wo hinaus. Später, viel später als die Verfassung längst in zweiter Lesung beendigt war, da ist aus Österreich der ganz richtige spekulative Wink gekommen, die deutschen Staaten auf fünf bis sieben Staaten zusammenzuziehen. Wäre das vollbracht, so wäre man vom Bundesstaate mit einem Volkshause auf immer entfernt, und die stete Dauer des bloßen Staatenbundes wäre unvermeidlich.

Es wäre also eine ganz falsche Politik der Bundesstaatsmänner gewesen, die Mediatisierungsfrage solchergestalt zu betonen. Die Gegner einer staatlichen Einheit Deutschlands werden nicht ermangeln, auf solche Siebenherrschaft in Deutschland zurückzukommen, und das Ausland wird sie darin unterstützen, denn das Interesse des Auslandes geht hierin Hand in Hand mit den dynastischen Interessen der deutschen Mittelstaaten. Verstärken sich diese letzteren, dann ist dem Auslande ja der spaltende Einfluß auf Deutschland wieder gesichert.

Die Bundesstaatsmänner dagegen drangen darauf: jetzt nach dem Programme von Kremsier, jetzt beim Eintritte in die Oberhauptsfrage, dem letzten Hauptabschnitte der Verfassung, jetzt beim Abschlusse der Verfassung müsse entscheidend gehandelt, Gagern an die Spitze des Reichsministeriums gehoben werden.

Gagern stellte sich und seine Kraft zur Verfügung. Ihn gelüstete es nicht nach einer so schwierigen Gewalt, aber er

war bereit, sich der schwierigen Aufgabe zu unterziehen. „Überlegt es reiflich, ob es an der Zeit ist, ob ich der richtige Mann bin!" sagte er. „An der Zeit ist es nach meiner Meinung durchgreifend aufzutreten, entscheidet ihr, ob es durch mich geschehen soll, oder durch einen andern; ich werde mich eurer Willensmeinung fügen."

Man war außer Zweifel, daß es Gagern sein müsse. Dazu war er aufgespart worden. Seine edle Ehrlichkeit, seine grunddeutsche liebevolle Tüchtigkeit, sein erhebender, lebensmutiger, heiterer Ernst, seine religiöse Hingebung an die Schaffung eines nationalen deutschen Staates hatte ihm das Vertrauen aller deutschen Patrioten unerschüttert erhalten, wie sehr auch Parteitrieb und Verleumdung daran gerüttelt und genagt hatte.

Zu dem Ende mußte Raum gemacht werden in dem bisherigen Ministerium. Natürlich fiel der Blick auf Schmerling als den Österreicher. Wenn Österreich nicht in den Bundesstaat eintreten kann, sagte man, so ist es ja doch verkehrt, österreichische Staatsmänner in einem Ministerium zu behalten, welches diese Auseinandersetzung zuwege bringen soll. Das hieße ja, fügte man hinzu, den Bock zum Gärtner setzen.

Diesen Angriff gegen Schmerling führten namentlich die beiden Beseler. Der jüngere im Kasino, der ältere im Augsburger Hofe. Sie fanden gegen Erwartung zähen Widerstand, und zwar nicht bloß von österreichisch Gesinnten. Der ganze Kern konservativer Gesinnung im Zentrum erklärte sich bei Beginn dieses Angriffes für Schmerling. Es mischten sich natürlich Freiheitsmotive in den Angriff, und man sprach von der Unpopularität Schmerlings. Dies war aber nicht der Boden, auf welchem er verurteilt werden konnte vor dem Kasino und dem Augsburger Hofe. Die Mehrzahl nannte dies Undankbarkeit, und eine Gesandtschaft des Augsburger Hofes erklärte eines Abends im Kasinosaale:

Diese Unpopularität Herrn von Schmerlings ist unsere eigene! — Schmerling war selbst zugegen und hörte, nachlässig an die Wand gelehnt, diesen Parteiverhandlungen über seine Absetzung zu.

Dieser erste Angriff führte zu keinem Resultate. Gegen den Sinn der Leiter war er auf das Feld der Freiheitsgedanken getrieben worden durch einige Mitglieder des Landsberges. Man ließ die Sache fallen, um sie eine Woche später mit erhöhter Kraft wieder aufzunehmen. Das Bedürfnis nach energischem Verfahren wuchs von Tage zu Tage, und an Anzeichen fehlte es allerdings nicht, daß Schmerling jenes österreichische System in der deutschen Verfassungsfrage, das System des Hinhaltens, unterstütze, den Schritt und Gang des Reichsministeriums also innerlichst aufhalte.

Das ist nicht der Fall! entgegneten nun selbst Mitglieder des Reichsministeriums, deren völlige Hingebung an das Interesse des Bundesstaates gar nicht in Zweifel zu ziehen war. Bassermann schüttelte sinnend den Kopf zu dieser Austreibung Schmerlings und war zweifelhaft, ob der Zeitpunkt dafür schon gekommen sei. Mathy war ganz und gar dagegen. Als weitsehender Politiker ging er überhaupt sehr schwer und sehr vorsichtig an die scharfe Absonderung Österreichs. In Süddeutschland zu Hause wußte er nur zu gut, wie viel das zu bedeuten habe, welche endlosen Schwierigkeiten das bereiten werde. Seinen Fähigkeiten gemäß hätte er dies lieber fein und unscheinbar ins Werk setzen mögen, und im vorliegenden Falle nannte er es absolut unpolitisch, offenen Krieg zu beginnen und den Gegnern einen gewiegten Anführer geflissentlich zuzutreiben. In unserm Lager, meinte er, wird Schmerling wenig oder gar nicht schaden, ganz gewiß nicht halb so viel schaden können, als wenn er zu unsern Gegnern hinüber gesprengt, von uns selbst zu unserm Feinde erklärt wird.

Dieser Meinung ist Mathy hartnäckig verblieben.

Beckerath neigte zur entgegengesetzten; Gagern verhielt sich neutral.

Die Beseler mit norddeutschen Scharen wiederholten aber nun den Angriff mit allem Nachdruck und aller Nachhaltigkeit friesischer Naturen. Wilhelm Beseler, sonst wohl schweigsam, sprach jetzt im Augsburger Hofe halbe Stunden lang unerschöpflich in großen und kleinen Gründen für ganze Maßregeln, für energische Schritte; und auch in der reformierten Kirche sprach er nun einmal von der Tribüne als wieder erwählter Vizepräsident in derselben Richtung für ganze Maßregeln, für energische Schritte.

Es wurde durchgesetzt. Schmerling trat zurück. Mit ihm sein Unterstaatssekretär von Würth; es war kein Österreicher mehr im Reichsministerium.

Es ist dies wahrscheinlich ein Fehler gewesen. Schmerling konnte nicht viel schaden in einem Ministerium Gagern, und hätte wohl auch nicht schaden gewollt, wenn er im Amte geblieben wäre. Wie man auch von ihm denken mag — und seine eigentlich deutsche Laufbahn in Frankfurt ist für unsern Aristophanes ein Thema, welches nur einfach kopiert zu werden braucht für die schlagendste politische Komödie — einen starken Esprit de Corps hatte er immer, und den würde er nicht verleugnet haben für seine Kollegen, wenn er im Ministerium geblieben wäre. In einem Ministerium mit so ausgesprochener Tendenz und mit so klaren Männern wie Gagern, Beckerath, Mathy, Bassermann, Robert Mohl, Widenmann war sein Verbleiben keine andere Gefahr als eine theoretische, will sagen eine eingebildete. Der gefährlichste Feind wurde durch Freundschaft, wenn auch nicht entwaffnet, doch gelähmt. Vor allen Dingen wurde er genötigt, den einmal seit fast einem Jahre gesegelten deutschen Strich leidlich weiter zu segeln. Man mußte aber versichert sein, denn man kannte Schmerlings schneidige Natur, daß er schaden können und ganz und gar wollen werde, sobald er

verdrängt würde. — Das alles würde nicht zutreffen, wenn es sich um ein Ministerium in einem regelrechten Staate handelte. Aber ein solcher war gar nicht vorhanden, und nur in einer die Verwaltung kaum berührenden Frage, nur in der österreichisch-deutschen Verfassungsfrage war Schmerling gegenüber Mißtrauen geboten. Was hatte sie mit der speziellen Verwaltung seines Ministeriums zu tun? Was hatte sie unter einem ohnedies vollkommen aufrichtigen, vor den Augen aller Welt regierenden Minister wie Gagern zu befahren? Nichts. — Noch mehr! Es hat sich als Täuschung erwiesen, daß man durch Führung von Unterhandlungen mit Österreich etwas erreichen könne. Was hat man denn erreicht? Das, was durch das eigne Programm zu erreichen war: klaren Ausdruck des Möglichen und des Unmöglichen. Sonst nicht das mindeste. Jenen Ausdruck konnte aber doch Schmerling nicht verhindern. — Dadurch, daß man ihn aus dem Ministerium sprengte, machte man ihn zum entschlossenen Feinde, gab man das Signal zur Bildung einer verfassungsfeindlichen Parteiung, gab man dieser Parteiung den erfahrenen Führer. Prinzipiell die Österreicher aus dem Ministerium weisen, hatte nur einen politischen Sinn, wenn man gleichzeitig die Österreicher aus der Paulskirche weisen konnte. Da man dies kaum wollte und jedenfalls nicht konnte, so mußte man auch jenes zu vermeiden suchen und gewiß nicht auffallend ins Werk setzen.

Es ist müßig, von Wahrscheinlichkeiten zu sprechen, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß eine Koalisierung von Parteien, die entgegengesetzter Prinzipien waren und die sich um das Österreichertum vereinigten — nie in solchem Maße eingetreten wäre, wenn man die Österreicher nicht aus dem Ministerium ausgeschieden hätte.

Am 16. Dezember verkündigte Gagern von der Rednerbühne in der reformierten Kirche, daß er das Präsidium der Versammlung, welches er beinahe acht Monate geführt, nieder-

legen müsse, daß er die Leitung des Reichsministeriums übernommen habe.

Obwohl dies mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurde, fühlte man doch, daß jetzt die letzte große und die gefährlichste Scheidung eintrete innerhalb dieser Versammlung, welche im Frühlinge desselben Jahres fast einstimmig hatte erscheinen können.

Je bestimmter man wirken will, desto kleiner wird die Zahl der Genossen um uns. Zu unbestimmtem Ziele geht alles zu Hauf und jubelnd; zu fest vorgezeichnetem Ziele vereinigt sich stets nur eine geringe Anzahl, und sie schreitet um so schweigsamer darauf zu, je deutlicher sie den Weg, und also auch die Schwierigkeiten des Weges vor sich sieht. Der Jubel und die Fülle verliert sich, wenn der Zug sich dem Gipfel des Berges nähert, und der Ernst wie die Einsamkeit wächst.

Um diese Zeit im Winter hatte der Reichsverweser regelmäßig an einem Tage der Woche seine gastlichen Räume des Abends geöffnet für die Mitglieder des Parlaments und für die Notabilitäten der Diplomatie, der Stadt und der fremden Besucher. Diese großen Gesellschaften hatten nun eine eigne Färbung dadurch, daß sie gerade inmitten des letzten großen Scheideprozesses und doch gleichsam auf österreichischem Boden stattfanden. Die Heerlager, welche sich draußen in zwei großen Massen sammelten zu Welfen und Ghibellinen, hier mischten sie sich wie unter einem Waffenstillstande und versuchten gesellig über Dinge zu sprechen, welche sie gar nicht interessierten. Es kamen wohl auch einige hin von der eigentlichen Linken, und die kriegerische Tracht der Revolution war hier verschwunden, der Frack war wieder hervorgesucht, der verstaubte, mitunter selbst die weiße Halsbinde, und doch war der gefährlichste Krieg, der eigentlich deutsche, schlimmer heraufbeschworen als jemals. Leute gingen sich grollend aus dem Wege, die in so wilder Zeit

über ein halbes Jahr lang Hand in Hand miteinander gegangen waren. — Die Gemahlin des Erzherzogs ließ sich Abgeordnete aus allen Teilen des großen Vaterlandes vorstellen, und man sprach über das Leben in den Alpen, nach denen sich die Familie des Erzherzogs herzlich zurücksehnte. Der Erzherzog selbst ging langsam durch die Säle und sprach mit den verschiedenartigsten Parteileuten, überall einen neutralen Punkt heraussuchend und findend. Das kocht und gärt, das wird sich auch wieder legen! meinte er. Mit großer Kunst einer geläuterten Regentenbildung vermied er jedes absprechende, jedes entscheidende Wort. — Damals fehlte es übrigens noch nicht an Österreichern in wichtiger Stellung, welche dort in den Zimmern des Reichsverwesers offen erklärten, daß Gagerns Vorschlag der richtige sei, daß ein großes Deutsches Reich zweifach gegliedert werden müsse in einen Bundesstaat mit Preußen an der Spitze und in einen Staatenbund mit Österreich an der Spitze. Sie billigten nicht, daß man dagegen wirke. Österreich hatte noch so ungeheure Aufgaben zu lösen, daß es ihnen unpolitisch erschien, wenn man sich auch noch den Ausweg aus den deutschen Schwierigkeiten verschließen wolle. Indem man sich ihn verschließe, versage man sich auch den natürlichen Bundesgenossen, dessen man bald bedürfen könne, wenn auch nicht gegen Italien, so doch wahrscheinlich gegen Ungarn.

Hätten solche Äußerungen Einfluß gewonnen und Stich gehalten, dann wäre freilich die Lösung des Knotens einfacher und leichter geworden.

Damals wurden diese Worte mit Freuden angehört. Man hielt sie für ein Symptom und durfte sie dafür halten, denn die Noten des Wiener Ministeriums lauteten immer noch einfach und logisch im Sinne des Kremsierer Programms, welches die Konstituierung des deutschen Staates ebenso unbehindert lassen wollte, wie es unbehindert die Konstituierung Österreichs ins Werk setzen wolle.

Nur wenige Wochen hielten jene Worte Stich. Schmerling reiste nach Wien, und die nächste Wiener Note verließ jene Logik von Kremsier, begann eine ganz andre Sprache.

Im Parlamente selbst enthüllte sich die neu ausgebrochne Gärung der Parteien in der Wahl eines Präsidenten. Die immer große Mehrheit für Gagern war nun nicht mehr vorhanden für seinen Nachfolger. In der neuen Wahl zählten sich die neuen Heerlager. Das österreichische vereinigte sich mit dem linken im — Nein. 461 Stimmen wurden abgegeben, Simson erhielt 233 Stimmen, also nur zwei Stimmen über die absolute Majorität.

Dies Widerstreben galt durchaus nicht der Fähigkeit und Tüchtigkeit Simsons, welche er bereits als Vizepräsident an den Tag gelegt, es galt dem Preußen. Man wußte bereits hinlänglich, daß er vortrefflich präsidiere, ja daß er an logischer Schärfe in Fragstellungen und in all den feinen Sonderungen, welche von einem Vorsitzenden stündlich gefordert werden, Gagern überlegen sei.

Eduard Simson von Königsberg ist ein feiner Mann in all seinen Eigenschaften, ein feiner Kunde, wie der Volksausdruck vielsinnig zu sagen pflegt. Fein an Verstand, fein an Bildung, fein in der Erscheinung und Äußerung. Man sollte glauben, dies sei nicht eben angemessen für eine so große stürmische Versammlung. Er war es aber doch; denn es kommt nicht auf die Dicke des Taues an, welches ein gepeitschtes Schiff am Anker erhalten soll, es kommt auf die Zähigkeit und Haltbarkeit des Fadens an. Der Simsonsche Faden bestand jede Probe, die ihn zu zerreißen suchte. Das war freilich nur in einer solchen Versammlung möglich, welche trotz allen lärmenden Streites doch eine so ungemeine Fülle von Bildung in sich vereinigte. Wie arg getobt werden mochte, die zartesten Nerven von Kultur waren doch außerordentlich zahlreich in ihr vorhanden, und wer diese Nerven leise zu berühren verstand, dem fiel die Herrschaft anheim durch solche

leise Berührung. Simson verstand das. Er ist nicht nur dialektisch durch und durch gebildet, er hat auch diese und andre Hilfsmittel der Bildung zu jener Harmonie und Grazie in sich verbunden, welche man nach dem römischen Ausdrucke „Urbanität“ zu nennen pflegt, weil ein umfassender deutscher Ausdruck in unsrer Sprache fehlt. Klassische Kenntnis wird durch diesen Ausdruck vorausgesetzt im Gegensatze zu bloß moderner, mehr oder minder äußerlich angelernter Wissenschaftlichkeit und Übung. Daher kam es, daß Simson ohne die moralische Gewalt Gagerns, ohne den unterjochenden Einfluß einer großen sittlichen Natur dennoch eine tief aufgeregte, mehr und mehr zu grimmigen Ausbrüchen der Parteiung geneigte Versammlung leiten, sänftigen, zusammenhalten konnte. Den klassisch geformten Geist hielt er ihr scharf entgegen, wenn nichts verfangen wollte, und weil diese Form ein zwar betäubtes, aber doch völlig verstandenes Anerkenntnis fand in der Versammlung, so siegte er immer über den rohen Drang zum Streite.

Zum Ersatz der etwa nicht hinreichenden moralischen Gewalt tat er ein übriges. Er verfuhr systematisch nach einem Prinzip, welches in weniger geschickten Händen lebensgefährlich werden konnte. Er war nicht bloß auf strenge Unparteilichkeit bedacht, er war darauf bedacht, diese täglich und stündlich zu zeigen und — auf Kosten der Seinigen zu zeigen. Er behandelte die Seinigen, wie man sie in guter Gesellschaft zu behandeln pflegt. Er stellte sie in zweite Linie, solange es sich nicht geradezu um Lebensfragen handelte. Dadurch gewann er besonders bei den Linken ein verhältnismäßiges Zutrauen, und da er sich in das Materielle der Fragen gar nicht mischte, so erwarb er sich wirklich bald die ganze Kraft einer neutralen Stellung, die Kraft eines scheinbar gänzlich uninteressierten Obmanns.

Dazu alle äußeren Mittel eines Achtung gebietenden „Gentlemans“. Ein immer schwarz gekleidetes sauberes Äußere,

ein sehr ernsthaftes, dunkel beschattetes, blasses Antlitz mit großem, klarem, treffendem Auge, ein sehr einfaches, in der Form weiches, im Inhalte festes Benehmen und ein wohltuendes, mildes, überall hin deutlich verstandenes Organ, welches akzentlos das reinste Schriftdeutsch redete, kurz alles, was zu „nobler Repräsentation“ für nötig erachtet wird. Nicht die geringste, nicht die wichtigste Veranlassung fand ihn unvorbereitet, fand ihn unzulänglich. Des fließenden Wortes und doch vorsichtigen Ausdrucks war er allezeit mächtig, und die treffende Erwiderung versagte ihm niemals. Immer ruhig parierte er wie der geschickteste Fechter die von entgegengesetzten Seiten hageldicht fallenden Streiche, und galt bald für unnahbar, ja bald für ein gefährliches „Rühr' mich nicht an!“ Denn inmitten geschlossener, ruhiger Abwehr wußte er scharfe, augenblicklich kaum sichtbare Stöße beizubringen, deren man sich erst erinnerte, wenn er schon längst Stellung gewechselt und mit überlegener Geschäftsführung auf unbestrittenen Boden der Tagesordnung übergegangen war.

Kann es verwundern, daß ein Mann mit solchen Eigenschaften die Parteianschauung bald von sich abdrängen konnte? Es kam nie wieder vor, daß er nur als Mann des preußisch-deutschen Bundesstaats bei der Präsidentenwahl angesehen und nur mit zwei Stimmen Mehrheit erwählt wurde.

Simson gehörte zum Kasino und hatte nur einmal, noch in der Sommerzeit und bei nicht erheblicher Veranlassung, gesprochen. Man hatte es kaum bemerkt, daß er meisterhaft, daß er mit klassischer Grazie sprach. Der Reichtum des Parlaments war damals noch ungezählt, und wieviele seiner Goldstücke sind auch später, sind auch bis ans Ende nicht in Umlauf gekommen. — Simson blieb schweigsam im Hintergrunde. Er hielt die Aufgabe des Parlaments für sehr schwer, ja für kaum lösbar. Man nannte dies damals „schwarz sehn“. Nur zu gut wußte er, als noch die große Mehrzahl mit vollen Hoffnungssegeln dahinstrich, nur zu gut

wußte er dies Mißtrauen mit seinem klaren Verstande zu begründen im Privatgespräche! Den Prinzipien nach gehörte er zur strengsten Doktrin des rechten Zentrums. Maß und Form verlangte er überall, politische Umsicht wollte er nirgends verleugnet sehen. Aus dem Stegreife dichte sich nichts Haltbares, das politische Wagnis sei das gefährlichste, und vom guten Genius oder gutem Glücke dürfe man nichts erwarten.

Derjenige also, welcher im letzten Dritteile des Parlaments den Sitz Gagerns einnahm, hatte sie nicht, die unerschütterliche Zuversicht Gagerns; aber er legte bei jeder Gelegenheit ungemessene Achtung für Gagern an den Tag. Ungemessene. Wie er denn durchgehends da, wo er Lob ausdrückte, seine streng abgegrenzten Bahnen des Urteils verließ, und die Übertreibung nicht fürchtete. Vielleicht weil er sehr wenig Hoffnung hegte für das Gelingen des Ganzen, vielleicht weil er für seinen eng gezogenen formellen Kreis Entschädigung bieten zu müssen glaubte, legte er einen überschwenglichen Ausdruck in das, was er anempfehlen und loben konnte. Er schmeichelte. Dieser Zug in ihm, ein Zug seiner Lebenskunst, verbreitete sich weithin, und ist durchgehends in ihm ausgebildet. Also auch zu diplomatischen Aufgaben wäre Simson sicherlich eines unsrer größten parlamentarischen Talente, vortrefflich ausgerüstet. Als Professor und einem Gerichtshofe in Königsberg beigegeben, lebt er in ganz unabhängiger wohlhabender Stellung, und hat nur über Kränklichkeit des Körpers zu klagen. Sie überfiel ihn auch gegen Ende des Parlaments und hat ihn über die peinliche Ankündigung seines Austrittes hinweggebracht. Selbst jetzt bei dieser bestrittenen ersten Wahl am 18. Dezember war er nicht zugegen und erschien erst mit dem neuen Jahre in seinem neuen Amte.

Heinrich von Gagern dagegen beeilte sich, an diesem 18. Dezember sein Ministerprogramm so ausführlich, offenherzig und vorgreifend der Versammlung hinzubreiten, als sei die Diplomatie

noch gar nicht erfunden, oder als befinde er sich unter lauter herzensguten Freunden, welche auch das Unwillkommene mit einem Händedrucke aufnehmen würden. In der Tat gehörte es zu Gagerns Eigentümlichkeit, daß er die deutsche Reichsfrage auch darin wie eine Sache des Herzens behandelte, daß niemals und niemandem vom Stande dieser Frage etwas verschwiegen werden dürfe. Jedes Familienglied sollte immer genau wissen, was bevorstünde, und sollte nur in Vorkenntnis aller möglichen Konsequenzen seine Stimme abgeben. So sprach er denn an diesem 18. Dezember das gefährlichste Wort „man müsse jetzt auf gesandtschaftlichem Wege mit Österreich unterhandeln“ nackt und ehrlich aus, und ohne eigentliche Not. Was seinem Sinne gemäß zu tun war, das konnte geschehen, soweit es überhaupt damals möglich war, ohne so spezifische Ankündigung der Form. Sein empfindliches deutsches Gewissen gestattete ihm aber in deutscher Verfassungsfrage auch nicht einmal den Hinterhalt, welcher nur von den Gegnern als Hinterhalt hätte bezeichnet werden können.

So wiederholt er denn das Programm des österreichischen Ministeriums vom 27. November, das Programm von Kremsier:

1. Alle österreichischen Lande sollen in staatlicher Einheit verbunden bleiben;

2. die Beziehungen Österreichs zu Deutschland können dann erst staatlich geordnet werden, wenn beide Staatenkomplexe zu neuen und festen Formen gelangt sein, das heißt ihre innere Gestaltung vollendet haben werden; —

und setzt hinzu, daß dies Programm vom Reichstage in Kremsier beifällig aufgenommen worden sei und auch den Wünschen und Ansichten der großen Mehrheit in den deutsch-österreichischen Landen zu entsprechen scheine. Dies also sei die Antwort auf die Frage, welche in den §§ 2 und 3 ausgesprochen worden. Das Reichsministerium glaube, nun

in Beurteilung der Stellung der Zentralgewalt zu Österreich von folgenden Sätzen ausgehen zu müssen:

1. „Bei der Natur der Verbindung Österreichs mit unsern deutschen Ländern beschränkt sich für jetzt und während des Provisoriums die Pflicht der Reichsgewalt darauf, das bestehende Bundesverhältnis Österreichs zu Deutschland im allgemeinen zu erhalten. Es ist aber das Sonderverhältnis Österreichs anzuerkennen, wonach es anspricht in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat unter Bedingungen, welche die staatliche Verbindung der deutschen mit den nichtdeutschen österreichischen Landesteilen alterieren, nicht einzutreten." (Bewegung in der Versammlung.)

2. „Österreich wird also nach den bis jetzt durch die Nationalversammlung gefaßten Beschlüssen, wodurch die Natur des Bundesstaates bestimmt worden ist, als in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintretend zu betrachten sein."

3. „Österreichs Unionsverhältnis zu Deutschland mittels einer Unionsakte zu ordnen, und darin alle die verwandtschaftlichen, geistigen, politischen und materiellen Bedürfnisse nach Möglichkeit zu befriedigen, welche Deutschland und Österreich von jeher verbunden haben und in gesteigertem Maße verbinden können, bleibt der nächsten Zukunft vorbehalten." (Bewegung; Äußerungen der Mißbilligung auf der Linken.)

4. „Da Österreich zu dem von der provisorischen Zentralgewalt repräsentierten Deutschland zwar in einem unauflöslichen Bunde steht, in den Bundesstaat aber nicht eintritt, so ist die Verständigung über alle gegenseitigen, sowohl bereits bestehenden als künftigen Bundespflichten und Rechte auf gesandtschaftlichem Wege einzuleiten und zu unterhalten."

5. „Die Verfassung des deutschen Bundesstaates, deren schleunige Beendigung zwar in beiderseitigem Interesse liegt, kann jedoch nicht Gegenstand der Unterhandlungen mit Österreich sein."

Nachdem er das Programm verlesen, suchte er noch ausdrücklich um Ermächtigung nach für den mißlichsten Punkt, für die „gesandtschaftliche“ Verbindung mit Österreich, und bat, die Vorlage zu schleuniger Begutachtung an einen Ausschuß zu verweisen.

Hieran erprobte sich auf der Stelle der Wirrwarr, in welchen die Reichsversammlung geraten war mit dieser Frage: es konnte sich keine Mehrheit bilden für einen der bestehenden Ausschüsse. Die Abteilungen mußten also zusammentreten, um einen neuen Ausschuß zu wählen.

Sie wählten vorzugsweise Linke. Recht ein Zeichen, daß man Opposition gegen das Programm wollte, ohne doch einen positiven Inhalt zu wissen für diese Opposition.

Über den unfruchtbaren Beratungen dieses Ausschusses verstrichen die letzten Tage des Jahres 1848. Am 11. Januar 1849 kehrte die Versammlung wieder in die Paulskirche zurück, und an demselben Tage begann auch die große Debatte, ob dem Ministerium Gagern das geforderte Vertrauensvotum zu einer sogenannten „Trennung“ Deutschlands gegeben werden solle. Jedem andern Ministerium wäre es für einen solchen, immer noch die größere Anzahl beunruhigenden Zweck nicht gegeben worden. Nur das war manchem zweifelhaft, ob man ein Ministerium Gagern im Entstehen beseitigen dürfe, ein Ministerium desjenigen Mannes, auf welchen das Vaterland wirklich seine sichersten Hoffnungen gesetzt.

Es war nicht abzusehen, was für eine Mehrheit, was für ein Zustand aus dieser Debatte hervorgehen werde. Der große Haltpunkt bisheriger Majorität, das Kasino, schien in Auflösung begriffen zu sein, so abweichend, so widersprechend erklärten sich dort zahlreiche Mitglieder, und nicht bloß Österreicher.

Das Majoritätsgutachten des Ausschusses, welches zwei Redner der Linken, Venedey aus Westendhall, Giskra aus dem Württemberger Hofe, vertreten sollten, schlug folgende Beschlüsse vor:

1. Die vom Reichsministerium in dessen Erklärung vom 5. Januar c. ausgesprochene Zurückweisung eines Vereinbarungsprinzips für die deutsche Reichsverfassung im vollsten Maße anzuerkennen.

2. Die Zentralgewalt zu beauftragen, über das Verhältnis der zum früheren Deutschen Bunde nicht gehörigen Länder Österreichs zu dem deutschen Bundesstaate zur geeigneten Zeit und in geeigneter Weise mit der österreichischen Regierung in Unterhandlung zu treten.

Dieser zweite Punkt rührte wahrscheinlich von Somaruga, Giskra und einem oder dem anderen Österreicher im Ausschusse her. Er ging völlig ab von dem bisherigen Organismus, insofern er das ganze Österreich herbeizog. Man wußte sich keinen Rat mit Deutsch-Österreich, und statt dafür einen Rat vorzuschlagen, brachte man in unbestimmtester Weise ganz Österreich in Rede, dessen Beschaffenheit wahrscheinlich den deutschen Bundesstaat mit Volksvertretung dadurch erleichtern sollte, daß es eine nichtdeutsche Mehrheit herzubeschwor. Deshalb kursierte auch damals nach Verlesung dieses Vorschlags die spaßhafte Bezeichnung solchen Gutachtens in der Paulskirche: Sprechen Sie Französisch? — Nein, aber mein Bruder bläst die Flöte.

Was war nun mit einem solchen unbestimmten Vorschlage gegenüber der eingeleiteten Frage anzufangen? Gar nichts. Das Gagernsche Ministerium konnte damit nicht bestehen, irgend ein anderes aber auch nicht. Denn die Verleugnung des deutschen Bundesstaates hatte unter allen Umständen eine Majorität in der Paulskirche nicht zu erwarten. Wenn dieser zweite Punkt aber eine Bedeutung haben sollte, so hatte er die, daß er einen deutschen Bundesstaat mit Volksvertretung ins Reich der Fabel verwies.

Der erste Punkt, die Vereinbarungsfrage anlangend, bezog sich auf eine Mitteilung, welche das Reichsministerium am 5. Januar dem Ausschusse hatte zugehen lassen. Dieser

Mitteilung waren zwei einander widersprechende österreichische Aktenstücke beigefügt gewesen. Zuerst die Anzeige des bisherigen österreichischen Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt, des Freiherrn von Menßhengen, daß er vom 11. Dezember ein Schreiben des kaiserlichen Ministers im Auswärtigen Amte zu Wien erhalten habe, welches alle amtlichen Beziehungen zwischen Wien und Frankfurt auf den diplomatischen Weg von einem auswärtigen Amte zum anderen verweise. Also ein direktes Eingehen auf den vorgeschlagenen Weg Gagerns, auf den Weg gesandtschaftlicher Unterhandlung. — Zweitens aber ein Schreiben des Auswärtigen Amtes in Wien vom 28. Dezember, welches ganz entgegengesetzt lautete. Herr von Schmerling, welcher unterdes in Wien gewesen und welcher an Baron Menßhengens Stelle als österreichischer Bevollmächtigter nach Frankfurt zurückgekehrt war, hatte dies zweite Schreiben mitgebracht und unterm 4. Januar dem Reichsministerium zugesendet. Mit diesem Schreiben verließ das österreichische Kabinett seine Stellung, welche es mit dem Programm von Kremsier Deutschland gegenüber eingenommen hatte. Es besagte dieses Schreiben, daß Österreich durchaus nicht ausgesprochen habe, nicht in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat einzutreten. Österreich werde in dem neuen deutschen Staatskörper, wenn ein solcher zustande käme, seine Stelle zu behaupten wissen, und die „gesandtschaftliche und diplomatische Verbindung“ weise es zurück. Eine gedeihliche Lösung der Frage werde nur auf dem Wege der Verständigung mit den Regierungen, unter welchen die kaiserliche den ersten Platz einnehme, zu erreichen sein.

In bezug hierauf hatte denn Gagern in der Mitteilung an den Ausschuß[1]) ein Programm noch einmal in neuer Fassung folgendermaßen dargestellt:

---

[1]) Vom 5. Januar. (A. H.)

„Es ist vom Reichsministerium nicht in Zweifel gezogen worden, daß Österreich eine deutsche Bundesmacht und berechtigt sei, im Bundesverhältnisse zu verbleiben.

Das deutsche Volk in seiner Mehrheit will unbestreitbar die frühere Bundesverfassung so umgestaltet wissen, daß die Gesamtinteressen der Nation durch eine Gesamtregierung mit Volksvertretung, unter Aufrechthaltung der Selbständigkeit der Einzelnstaaten, insoweit sie damit verträglich ist, souverän verwaltet werden.

Der Charakter dieses Bundesstaates ist deutlich in den bisher angenommenen Abschnitten der Verfassung vorgezeichnet, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die zweite Lesung diesen Charakter wesentlich ändern werde.

Kein rein deutscher Staat wird diesem Bundesstaate beizutreten verweigern können. Österreich wird bei der Natur seiner Zusammensetzung mit außerdeutschen Ländern eine Sonderstellung einnehmen, es wird sie einnehmen müssen.

Das Verhalten Österreichs gegenüber den Anordnungen der Zentralgewalt und Nationalversammlung, sowie das Programm von Kremsier haben dies auch unzweideutig ausgedrückt. Dieses Programm sagte ja: Österreichs Fortbestand in staatlicher Einheit ist ein deutsches wie ein europäisches Bedürfnis.

Die Fortdauer einer staatlichen Einheit der österreichischen Monarchie ist unvereinbar mit der Unterordnung eines Teils[1]) unter einen, von der Gesamtmonarchie unabhängigen, starken, einheitlich regierten, kurz, dem Willen der Nation entsprechenden deutschen Bundesstaat.

Was die Verständigung mit den Regierungen anlangt, so wird sie nicht zu vernachlässigen sein, wo sie zum Ziele

---

[1]) Deshalb schlugen die Linken schnell ganz Österreich vor mit Italienern, Polen, Ungarn und Kroaten.

führen kann. Das allgemeine Vereinbarungsprinzip aber wird von der Nationalversammlung zurückgewiesen.

Die Hoffnung, den starken Bundesstaat mit einheitlicher oberster Gewalt in der Geburt zu ersticken und durch ein Surrogat zu ersetzen, welches dem alten Bundestage mehr oder weniger ähnelt, diese Hoffnung wird zuschanden werden.

Aber auch abgesehen von dem Verfassungswerke, der Note vom 28. Dezember, und den Erläuterungen des neuen österreichischen Bevollmächtigten bleibt eine Verhandlung mit der österreichischen Regierung nötig. Sowohl um das Inslebenführen der deutschen Verfassung dadurch zu beschleunigen, daß eine gegenseitige Erklärung über das Verhältnis des nichtdeutschen Österreichs zu dem Gesamtdeutschlande oder eventuell eine Union des Gesamtösterreichs zu dem übrigen Deutschland vorbereitet werde; als auch zur Erreichung der unmittelbaren Regierungszwecke der Zentralgewalt und zur Erfüllung ihrer Pflicht, welche einen Bevollmächtigten an dem Orte notwendig macht, wo die Neugestaltung eines Reiches sich entscheidet, welches zu einem großen Teile zu Deutschland gehört, und wo große europäische Interessen ihren Mittelpunkt finden.

In welcher Form die Verhandlung geführt wird, ist *an sich* Nebensache. Indem das Reichsministerium die Ermächtigung nachsuchte, die *gesandtschaftliche* Verbindung mit dem österreichischen Kaisertume anknüpfen zu dürfen, geschah dies aus dem Grunde, weil die Sendung von Reichskommissarien von seiten der Zentralgewalt den Anspruch auf eine exekutive Gewalt begründet, welche ihr in Österreich geradezu abgesprochen worden ist.

Das Reichsministerium wiederholt daher seinen in der Proposition vom 18. v. M. begründeten Antrag dahin: daß es autorisiert werde, zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weise mit der Regierung des österreichischen Kaiserreichs,

namens der Zentralgewalt über das Verhältnis Österreichs zu Deutschland in Verhandlung zu treten."

Solcherweise neu begründet und gemildert lag die Frage vor am 11. Januar, und die Minorität des Ausschusses, für welche Rüder Bericht erstattete, trug darauf an: die erbetene Ermächtigung dem Reichsministerium zu erteilen.

Venedey begann die Verhandlung mit sentimentalen Phrasen, welche zur Lösung der schwierigen und allerdings schmerzlichen Frage nicht das mindeste beitragen konnten. Ihm folgte sofort Heinrich von Gagern. Er sprach gleich zu Anfange den Grundgedanken der Zentren aus, welches eben nicht der Grundgedanke der Linken war: das Bedürfnis einer starken Einheit habe die deutsche Revolution zu einer Nationalversammlung in der Paulskirche geführt. Das niederdrückende Gefühl, dem deutschen Volke die ihm gebührende Rolle in Europa vorenthalten zu sehen, habe die Revolution hervorgebracht. Die Aufgabe der Paulskirche also, welche das wahre Bedürfnis Deutschlands erfüllen solle, gehe dahin, eine Verfassung zu finden, welche der Nation die gebührende Stelle in der europäischen Völkerfamilie sichert.

Dies Bedürfnis sei in Österreich, welches bereits ein Großstaat, am schwächsten empfunden.

Man habe den beabsichtigten Bundesstaat einen Schulbegriff genannt. „Nenne man die künftige Verfassung Deutschlands wie man wolle, das Bedürfnis von Deutschland ist, daß eine Gesamtregierung, welche durch die Vertretung der Nation beraten und überwacht ist, die Geschicke der Nation leite und die nationalen, notwendig einheitlichen Interessen verwalte." Eine solche Verfassung zu schaffen sei und bleibe deutsches Bedürfnis.

Die zu bringenden Opfer würden nicht mit einem Male gebracht werden, darüber mache er sich keine Illusionen.

Österreich habe eine erkennbare Aufgabe für sein Sonderleben. Es habe am Wiener Kongresse abgewiesen, die große

Rolle in Deutschland, welche früher seinem Herrscherhause beschieden gewesen, wieder aufzunehmen. — Es habe seine deutschen Vorlande aufgegeben; es habe nur seinen Einfluß in Deutschland zu erhalten gesucht, seine Zwecke und Bestrebungen aber nach dem Osten und wesentlich nach Italien gerichtet, wo es Ersatz gesucht. (Bewegung.) Das sei die neuere Geschichte Österreichs. Preußen dagegen sei streng auf Deutschland, Deutschland auf Preußen angewiesen. Auch die große Mehrheit einsichtsvoller Preußen sehe ein, wie Preußen nur im innigsten Zusammenhange mit und in Deutschland bestehen und darin seine Zukunft suchen müsse. (Beifall.)

Wisse man einen andern zum Ziele eines deutschen Bundesstaates führenden Weg vorzuschlagen, so sei er auf der Stelle bereit, den seinigen zu verlassen. Er sei himmelweit entfernt von der Behauptung: Österreich dürfe nicht eintreten; er behaupte nur: Österreich könne nicht, werde nicht eintreten. Und gerade, weil dem so sei und weil er eine Trennung nicht wolle, dringe er darauf, den allein möglichen Zusammenhang mit Österreich, den Zusammenhang im Staatenbunde beizeiten festzuhalten, beizeiten darin weiter auszubilden, worin er ausbildungsfähig sei.

In betreff der Vereinbarungstheorie sagte er bei dieser Gelegenheit folgende wichtige Worte:

„Ich habe es stets als die Bedingung der Macht und des Einflusses der Nationalversammlung erachtet, daß nicht Machtsprüche rücksichtslos erlassen werden, sondern daß die Beschlüsse der Nationalversammlung solche seien, die der unzweifelhaften Unterstützung der öffentlichen Meinung sich zu erfreuen haben. Haben die Beschlüsse der Nationalversammlung sich dieser Zustimmung der öffentlichen Meinung zu erfreuen, dann zweifeln Sie nicht, die Nation besitzt die Energie, diesen Beschlüssen ihre Wirksamkeit zu sichern. Es ist keine Drohung, was ich ausspreche, es ist meine Ansicht vom natürlichen Verlauf der Dinge in der Zeit und unter

den Verhältnissen, in denen wir leben. Wenn auch Hindernisse bestehen, die wir nicht gerade zur Seite stoßen können, sondern mit Schonung und Überlegung würdigen müssen, um das größere Übel durch das kleinere zu vermeiden, so ist das ein Weg der Vereinbarung, den ich mir gefallen lasse. Dabei nehme ich nichts zurück von dem, was ich über den Beruf dieser Versammlung und über die Macht der Nation gesagt habe." (Beifall aus dem Zentrum.) „Was wir Souveränität nennen, ist für mich nicht bloß ein Rechtsbegriff, sondern auch ein Machtbegriff; und gerade weil häufig die Macht bei dem Rechtsbegriffe fehlte, hat dann die Souveränität den Inhaber gewechselt, und ist übergegangen an die Macht der Nation, die unwiderstehlich in dem Bewußtsein des Rechts gerechtem Wollen Geltung schließlich verschaffen wird." (Beifall.) „Aber wenn das der wahre Sinn der Souveränität ist, so heißt das nicht, daß wir hier rücksichtslos beschließen dürfen, sondern daß wir denjenigen Anforderungen Rechnung tragen müssen, die den Zweck nicht vereiteln, sondern die Erfüllung leichtern und sichern. Es gibt Schwierigkeiten, die man freilich zu lösen suchen muß, solange irgend Hoffnung zur Lösung bleibt und ehe man zum Äußersten greift. Bürgerkrieg wollen wir nicht. Haben wir uns mit den mächtigsten aller deutschen Staaten verständigt, dann werden die minder mächtigen geneigter sein sich zu fügen. Österreich muß also gefragt werden über das Verhältnis, in welches es zu Deutschland treten will. Ich kann nicht voraussetzen, daß es jemand in den Sinn kommen könnte, Österreich müsse gegen seinen Willen in ein bestimmtes Verhältnis zu Deutschland gezwungen werden!"

Dies war aber der Sinn der Linken, welche jetzt mit den Österreichern gegen ein „weiteres" Bundesverhältnis Österreichs stimmten. Die verschiedenartigste Meinung vereinigte sich immer in der österreichischen Frage zu gleichem

Votum gegen die Bundesstaatlichen, und dies war von vornherein jener lügenhafte Keim, welcher die Konstituierung Deutschlands vergiftete.

Unmittelbar nach Gagern sprachen zwei Österreicher von entgegengesetzten Standpunkten gegen Gagern. Arneth, welcher die Verfassung so erweitert sehen wollte, daß Österreich darin Platz habe; Camillo Wagner aus Steyr in Oberösterreich, der auch jetzt noch die §§ 2 und 3 für anwendbar hielt auf Österreich, der die Theorie unbekümmert um den nächsten Erfolg durchgeführt sehen wollte. Er gehörte zu den gebildetsten und talentvollsten Österreichern, und empfahl seinen Stamm durch alle die liebenswürdigen Eigenschaften der Bescheidenheit, Innigkeit und Herzlichkeit, an welchen man in der Parteiwut so leicht irre werden konnte. Ach, es war ein tragisches Schauspiel, solche gründlich deutsch gesinnte Männer hoffnungslos ringen zu sehen gegen das Unvermeidliche! Volksstämme wie in Tirol, Salzburg, Ober- wie Nieder-Österreich und Deutschböhmen aus der engen Gemeinschaft gewiesen zu sehen, weil ihr Staat ein Großstaat geworden und so große Ansprüche zu erheben, so viel weitere Aufgaben zu erfüllen hatte. All diese österreichischen Debatten waren eine endlose Pein.

An diesem Tage und an diesem Thema kam auch ein Redner zu Falle, welcher die Hindernisse hart, fast grausam anzufassen pflegte, Wilhelm Jordan. Er hatte seinen Vortrag zu weit angelegt in Bildlichkeit und begegnete in dieser Schwäche einer längst angelegten starken Unsitte der Linken, welche unwillkommene Redner durch systematische Unruhe zu vernichten suchte. Dies gelang ihr heute gegen den gefürchteten Renegaten vollständig, weil in seiner breiten Rede dem Zentrum keine Gelegenheit geboten war, Aufmerksamkeit für dieselbe zu erzwingen. Schmerling dagegen erzwang sie für sich schon dadurch allein, daß er in solchem Augenblicke seiner Rückkehr und solcher Rückkehr auf der Rednerbühne erschien.

Nie hatte es dazu einer dreisteren Stirn bedurft, nie war die öffentliche Meinung aufgeregter gegen ihn. Denn auch das Zentrum und ein großer Teil der Rechten, ja selbst die Aristokratie von Frankfurt, eigentlich Österreich zugeneigt, war jetzt entrüstet gegen ihn. Er hatte vor seinen Wählern in Wien eine Rede gehalten, in welcher er nach dem damaligen Eindrucke stocköstereichisch gesprochen und den ganzen deutschen Standpunkte, welchen er sogar offiziell drei Vierteljahre vertreten, wie ein Spiel verleugnet hatte. Das war auch den österreichischen Frankfurtern zuviel! Abseit von ihm waren sie getreten in den Gesellschaften, und gereizt von der allgemeinen Mißhandlung, welche ihm widerfuhr, hatte er, der soeben noch Reichsminister im vollen Sinne des Bundesstaates gewesen, er hatte ingrimmig geäußert: Euer Bundesstaat kommt ja doch nicht zustande.

Dies in den ersten Januartagen des Jahres 1849 war eine unerhörte Ketzerei, und war von solchem Manne ausgehend, welchem man die jähe Wendung des österreichischen Kabinetts abseit vom Kremsierer Programme lediglich zuschrieb, eine persönliche Herausforderung ohnegleichen. Gerächt hat er sich, schrie man, gegen die Vertreibung aus dem Ministerium, gerächt hat er sich persönlich — an der deutschen Zukunft. Es gehörte das ganze kalte Blut dieses politischen Kriegsmannes dazu, um solcher Stimmung auf der Tribüne entgegenzutreten. Er leistete noch mehr. Er trat ihr auch mit der Absicht entgegen, in nichts nachzugeben, nichts zuzugeben und — doch nichts zu sagen. Und das brachte er wirklich zuwege. Er sprach, sprach viel länger als gewöhnlich, besprach alle die wunden Stellen, verletzte sie sogar aufs neue, indem er sagte, „es gibt gar keine deutsche Geschichte!" und — sagte doch nichts. Indem er „unumwunden" und „umfassend" alles zu erledigen versprach, umwand und umwickelte er alles so lange, bis man von der ursprünglichen Frage nichts mehr sah; ja er „faßte" die ursprüngliche Frage

so lange „um“, daß sie am Ende gar nicht mehr zu erkennen war. Und nach dieser bemerkenswerten diplomatischen Leistung im Vortrage ging er wie ein weichmütiger, edelsinniger Sieger sogar an superlative Versprechungen, pries seinen „hochachtbaren“ Freund Gagern, welchem er den Weg „anbahnen“ helfen wolle mit allen Kräften, und stieg unter lebhaftem Beifalle lächelnd herunter.

Woher der Beifall? Die Bedürftigen hatten den neuen Führer erkannt. Unter solcher klugen, jetzt von ministeriellen Banden freien Leitung konnten all die verschiedenartigsten Oppositionselemente gegen den beabsichtigten Bundesstaat „koalisiert“ werden. Der Instinkt einer „Koalition“ äußerte sich zum ersten Male in diesem Beifall. Von diesem Instinkte geleitet zischten diesmal die Linken nicht, und aus dem Zentrum, wo man gern objektiv ästhetisch war, applaudierte mancher mit, um die Kunstfertigkeit Schmerlings anzuerkennen.

So schloß der erste Tag dieser Programmdebatte mit einem furchtbaren Fingerzeige für die Zukunft. Um die Fahne „Österreich“ wird sich das bunteste Kriegsvolk wie im Dreißigjährigen Kriege, wird sich alles sammeln, was den Bundesstaat des Zentrums nicht aufkommen lassen will.

Unter solchen Umständen war es innerlich ganz unwirksam, daß Ludwig Simon am folgenden Tage alle seine Streiche gegen Schmerling richtete. Ja, es machte nur einen geringen Eindruck, als Beckerath in feiner Wendung, welche moralisch verpflichten sollte, der Versammlung mitteilte, daß Herr von Schmerling als Minister noch kurz vor dem Eintritte Gagerns demselben Programm beigestimmt habe, daß es also gar nicht überraschend sei, wenn er jetzt feierlich erkläre, die Verfassung des Bundesstaates nicht nur nicht hemmen, sondern fördern zu wollen. Für solche Feinheit der Moral waren die Herzen schon viel zu sehr verhärtet. Was Moral! den Vorteil gilt's. Ultraistisch mit dem Ideale hatte

man begonnen Anno 48, altraistisch für die hausbackene Realität schlossen Anno 49 alle diejenigen, denen die deutsche Sache ein aufzublasender Schlauch gewesen war mit eigennützigem Atem und weiter nichts.

Die bedeutendste Rede am zweiten Tage ging vom Herrn von Wydenbrugk aus. Er übertraf darin weit den „kleinen Staatsmann“, welchen er bis dahin stets in unerfreulicher Opposition gezeigt hatte. Auch heute war er Opposition, aber in größerem Stile und mit so viel gutem Verstande, daß man darauf achten und seine klugen Folgerungen anerkennen mußte. Darin bestand der nicht geringe Wert seines Vortrags, daß er die wahrscheinlichen gefährlichen Folgen solch einer Absonderung Österreichs überzeugend auseinandersetzte. Er hatte darin ganz recht, auch für viele recht, welche den großen Schritt mit Gagern zu tun entschlossen waren. Hätte er nur auch so gut vorzuschlagen gewußt, wie er zu kritisieren wußte! In dem aber, was er vorschlug, war nicht die mindeste Hilfe. Was war denn, abgesehen von Oberhauptsfrage und Volkshaus, in welchen beiden Punkten die österreichische Schwierigkeit sich verpuppte, was war denn das Kapitalhindernis? Ein Teil Österreichs sollte von Wien und Frankfurt regiert werden, sollte zwei gleichberechtigten Herren angehören, sollte zweien Herren dienen, und zwar zweien gleichberechtigten. „Jeder organische Körperbau kann nur einen Schwerpunkt haben; es ist nicht denkbar, daß die deutsch-österreichischen Länder zugleich nach dem Zentralpunkte der deutschen Regierung gravitieren.“ So hatte es Beckerath bezeichnet. „Eine Gesamtregierung soll über den Bundesstaat herrschen“, hatte bündig Gagern den Grundgedanken ausgedrückt. Wie sollte denn das möglich sein, wenn Österreich seine deutschen Provinzen nicht abzweigen ließ?! Diese Provinzen konnten doch nimmermehr zugleich zwei Souveränitäten unterworfen sein! Es war ja eben mit ihnen ganz anders als mit den Provinzen anderer Staaten. Alle andern

Staaten sollten sich ganz einordnen unter die deutsche Souveränität. Sie hatten zu ihrer Einzelnregierung ein klares, einfaches Verhältnis, welches abgemessen war nach den Souveränitätsrechten des Deutschen Reichs. Die deutsch-österreichischen Provinzen aber, staatlich ganz und gar verbunden bleibend mit dem souveränen österreichischen Kaisertume, bekamen wirklich zwei Souveräne, den Kaiser von Österreich und das deutsche Reichsoberhaupt, und zwar den Kaiser von Österreich als Herrn außerdeutscher und deutscher Länder völlig unabhängig vom deutschen Reichsoberhaupte. Das war doch in alle Wege ein Doppelleben, welches nicht nur die Verwirrung und den ewigen Streit, sondern den Tod in sich trug. Entweder der österreichische Befehl oder der deutsche Befehl mußte gelten, und damit dies möglich wäre, mußte man von der naiven Voraussetzung ausgehen, sie würden einander immer gleich lauten.

Über dies Kapitalhindernis, durch welches eben alles bedingt wurde, war Herr von Wydenbrugk hinweggeschlüpft. Was half also alle Weisheit der Opposition? Sie entwickelte uns die großen Schwierigkeiten des von Gagern vorgeschlagenen Ausweges, aber sie täuschte über die Möglichkeit eines andern Ausweges entweder geflissentlich oder leichtsinnig. In Wahrheit hatte sie keinen.

Dieses Nippen und Naschen, Tadeln und Kritteln, dieses Halbwissen und Halbwollen, welches in jeder gesetzgeberischen Versammlung vom Übel, in einer konstituierenden aber von dreifachem Übel ist, dies schlimmdeutsche Möchte und Könnte nahm Vincke am dritten Tage der Debatte vor und schüttelte es unbarmherzig. Von Wydenbrugk erlebte dabei eine schlimme Stunde. Er hatte sie verdient, um so mehr verdient, je deutlicher er in dieser österreichischen Frage an den Tag gelegt, daß er ein scharfer politischer Verstand und ganz wohl ausgerüstet sei, den Lebensnerv der Dinge herauszufinden, daß er aber den Parteiwendungen die Wahrheit unterordne.

Vinckes Stellung war in dieser Frage eine sehr vorteilhafte. Er hatte die konservativen Österreicher bei allen kritischen Fragen unterstützt, und konnte nun mit gutem Fuge sagen: „Jetzt bleibt bei der Stange!“ „Ich habe,“ sagte er, „dagegen gesprochen und ich und meine Freunde haben dagegen gestimmt, daß Österreich zu einer entscheidenden Antwort genötigt werde zu einer Zeit, als Österreich selbst kaum wußte, wo seine Regierung sich befand. Wir haben es getan, um der Regierung in Wien“ (der revolutionären im Oktober), „welche gern eine teutonische Maske anlegen wollte, keinen Vorschub zu leisten, wir haben es getan, um Österreich das geeignete Wort zu lassen, wenn es an der Zeit wäre, endlich auch entschieden aus dem deutschen Gesichtspunkte, um für den Fall, daß infolge der Bewegung in Wien denn doch ein Auseinanderfallen Österreichs statthaben möchte, die deutschen Provinzen für den Bundesstaat retten zu können. Darum haben wir früher so gestimmt. Wodurch sind wir nun genötigt, in entschiedenerem Sinne uns auszusprechen, wodurch anders als durch Österreich selbst? Das verehrte Mitglied für Weimar hat uns gesagt, wir wenigstens sollten den Schnitt nicht tun. So sagte uns auch damals der Referent des Ausschusses: Wir sollten nur eine Frage richten an Österreich. Nun wohl. Wer hat die Antwort gegeben, wer anders als das Programm von Kremsier? Wenn angesichts von Europa uns eine solche Antwort ins Gesicht geschleudert wird, was sollen wir tun? Sollen wir dazu in die Hände klatschen, oder dabei weinen wie die Kinder, oder sollen wir uns einfach fragen, wie es besonnenen Männern ziemt, welche Bedeutung hat das Programm für Deutschland?“

„Wir sind berufen, eine Verfassung Deutschlands zu machen, nicht eine einförmige, sondern eine solche, welche dem Interesse des Gesamtvaterlandes entspricht, und wenn wir der Ansicht sind, daß Österreich nicht in den Bundesstaat eintreten kann, sondern in einem andern Verhältnisse mit

uns innig und fest verbunden sein wird, wollen Sie dann die österreichischen Deputierten ausschließen, an diesem gemeinsamen Werke mitzuarbeiten? Wollen Sie den Insinuationen des verehrten Mitgliedes für Gießen" (Vogt) „denn Stoff geben, daß die ganze Frage nichts weiter heiße als die Oberhauptsfrage, die österreichischen Deputierten hinauszuärgern im Interesse von Preußen? Die Meinung ist von mir fern und wie ich überzeugt bin, von allen meinen Landsleuten." (Stimmen auf der Linken: „Ja, so ist es!" Bravo auf der Rechten und im Zentrum.)

Übrigens hatte er, wie vor ihm Georg Beseler in seiner kräftigsten Rede, gesagt, daß einen Teil des Zentralstaates Österreichs in den Bundesstaat aufnehmen, das Unmögliche unternehmen, und daß die Aufnahme des ganzen Österreich eine monströse Mißgeburt versuchen heiße. Einen deutschen Staat wenigstens könne man dies niemals nennen, und einen deutschen Staat zu schaffen sei ja doch die Nationalversammlung berufen. Kurz, er erklärte sich mit seiner ganzen Kraft und Entschiedenheit für das Gagernsche Programm, für den engeren und weiteren Bund.

Trotzdem war nicht abzusehen, wohin sich die Wagschale senken werde. Von der Rechten gingen in solcher Frage keineswegs alle mit Vincke. Aus dem rechten Zentrum trennten sich viele von ihren bisherigen Genossen. Auf dem linken Zentrum hatte man durch Wydenbrugk eine Opposition aus dem Württemberger Hofe ankündigen hören. So nahe am eigentlichen Zentrum also schon begann die Opposition. Weiter links war gar nichts zu erwarten. Und dazu kam die jetzt immer deutlicher hervorbrechende Stammeseifersucht, welche während der Debatte mancherlei giftige Nahrung erhalten hatte. Würth aus Wien, nächst Somaruga und Beda Weber zu den leidenschaftlichsten Parteigängern Österreichs gehörig, hatte sich verleiten lassen, von seinen besonderen Kenntnissen aus dem Unterstaatssekretariat Gebrauch zu machen

auf der Rednerbühne, um zu belegen, daß Preußen ebenso-wenig wie Österreich der Zentralgewalt zu Willen gewesen, und hatte damit eine garstige Szene herbeigeführt. Vincke hatte mit Leichtigkeit nachgewiesen, welch ein Unterschied darin zugunsten Preußens vorliege vor aller Augen, er hatte sich aber seinem Naturell gemäß mit dem faktischen Nachweise nicht begnügt, sondern die Abwehr ausgedehnt auf den persönlichen Unterstaatssekretär, welcher, eben aus dem Amte geschieden, seine Amtskenntnis zu solchen Verdächtigungen auf der Tribüne benütze. Das sei gegen alle deutsche Ansicht von Amtstreue, und jetzt fände er es auch begreiflich, warum man keinen Österreicher mehr im Ministerium wolle. Diese Verallgemeinerung eines allerdings bedenklichen Schrittes, welchen sich der einzelne erlaubt hatte, erregte nicht nur Tumult, sondern war freilich geeignet, die gegenseitig gereizte Stimmung zu erhöhen. Vogt, welcher schadenfroh mit der Linken jubelte, daß man ohne gründliche Revolution nichts zustande bringen könne, warf mit gutem Bedacht diese österreichische Debatte auf die Oberhauptsfrage, und stachelte manchen auf, welcher bis dahin unbefangen geblieben war. Wenn Österreich aus dem engeren Bunde hinaus ist, rief er, dann ist die Oberhauptsfrage für Preußen entschieden, und dies ist der Kern unter der ministeriellen Schale!

Unter solchem Eindrucke tief aufgeregter Eifersucht schloß man am dritten Tage gegen zwei Uhr ohne das Ende erreicht zu haben, ohne des Ausganges nach der einen oder der anderen Seite sicher sein zu können. Eine Nachmittags- und Abendsitzung sollte nach Verlauf einer Stunde folgen. Gagern wollte noch einmal sprechen vor den Berichterstattern.

Die Gasflammen waren angezündet, als er zu diesem Ende auf der Rednerbühne erschien, groß und ernst, weich und mild, eine Zeitlang auch gegen die Linke, bis diese ihr zum Stil gewordenes Dreinsprechen und Schreien auch gegen ihn versuchte, und mit einigen zornigen Zurechtweisungen

von seiner Seite büßte. Er war nie gewaltiger als im Zorne, weil auch der Feind nie einen Augenblick bezweifeln konnte, daß alles was er wollte, sagte und tat auf sittlicher Grundlage ruhte, auf ehrlicher patriotischer Absicht. Wie der Jupiter wendete sich dann seine mächtige Gestalt in voller Bewegung gegen den Feind, und unter den starken zusammengezogenen Brauen hervor warf das Auge seine Blitze.

Wer hätte einst geglaubt, daß ein Ministerium Gagern jeden Fußbreit Bodens werde erkämpfen müssen zu seinem Eintritte! Es war aber jetzt so, weil Gagern erst eintrat, als die gefährlichste Arbeit zu tun übrig war.

Er begann gegen diese heraufbeschworenen Dämonen der Stammeseifersucht. Er wollte den Standpunkt festzuhalten suchen, der ihm „während seines ganzen Lebens der natürliche“ gewesen, „nicht irgend einem deutschen Volksstamme zuliebe oder zuleide“ wollte er reden, „das ganze Volk, das Vaterland wollte er im Auge behalten.“

„Wir sind noch weit von der Einheit,“ rief er, „wenn solche Stimmungen sich wiederholen sollten. Sympathien und Antipathien müssen niedergekämpft werden, sonst ist die Lösung der Frage, die uns vorliegt unmöglich.“

Dann zeichnete er deutlich die zwei Wege, welche vorgelegen für das Errichten einer deutschen Einheit: die tabula rasa der Linken, welche er nicht gewollt und nicht wolle, und die Verständigung auf dem Boden der Tatsachen, welche allerdings schwer sei. „Ich mache nicht Anspruch darauf, Prophet zu sein,“ fuhr er fort, „und weiß nicht, wie diese Frage endlich gelöst werden wird. Das aber halte ich für meine und unsere Pflicht, und diese Pflicht werde ich erfüllen, daß ich vor der Nation ausspreche, was ich als die Bedingungen erachte, unter denen bei den gegebenen Verhältnissen die Einheit, der starke Bundesstaat hergestellt werden kann. Wird er so nicht hergestellt, nun denn, so sind wir für die Verwirklichung noch nicht reif; die allein praktische

Idee wird sich in der öffentlichen Meinung weiter Bahn brechen, und nach uns, vielleicht nach abermaligen starken Erschütterungen wird es dann andere geben, welche die Aufgabe zu lösen nochmals versuchen werden."

„Kann Österreich in den Bundesstaat treten?" fragte er mit vollem Nachdruck. „Das ist die Frage, die zunächst gelöst werden muß. Ich habe mich verpflichtet" — und dies war die Erweiterung, für viele die Abschwächung seines Programmes — „dem Beweise der Möglichkeit mich nicht zu verschließen. Wenn der offene und entschiedene Wille Österreichs dargetan wird, mit seinen deutschen Provinzen in den Verfassungsstaat einzutreten, den wir mit den Eigenschaften des Bundesstaates zu bilden im Begriff stehen, dann würde ich ebenso offen dazu die Hand bieten, und ich würde es für die beste Tat meines Lebens betrachten, wenn ich auch nur ein Geringes dazu beizutragen vermocht?" (Lebhaftes Bravo im Zentrum und auf der Rechten. Unruhe auf der Linken.) „Was mir aber," setzte er mit schwächerer Stimme hinzu, „die Schwierigkeit, die Unwahrscheinlichkeit recht verdeutlicht, welche dem Eintreten Österreichs in den Bundesstaat sich entgegenstellen, das ist auch der Umstand, daß selbst unter den Mitgliedern dieser Versammlung, die sich über diese Frage nicht etwa seit Tagen, sondern seit Monaten zu verständigen suchen, daß dennoch selbst in dieser Versammlung nicht drei Österreicher sind, die übereinstimmend darüber denken, wie es ermöglicht werden soll." (Hört!)

Und nun untersuchte er nochmals die beiden Formen sogenannter Möglichkeit. Entweder Österreich mit den deutschen Provinzen, oder Österreich als Ganzes. Jenes, „die früher viel verbreitete Idee, haben wohl die meisten aufgegeben. Wenige beharren noch dabei. Ich glaube nicht daran." Es handle sich nicht bloß um §§ 2 und 3, zwanzig andere stünden entgegen. Dieses, der Eintritt ganz Österreichs, werde doch nur von wenigen geglaubt und noch

wenigere wünschten es. „Ich achte alle Meinungen, auch die, welche sich in kriegerischem Ruhme gefällt, der an die Idee einer großen weltgebietenden Macht sich anschließt. Dem Ehrgeiz, einer so großen Nation anzugehören, bin ich nicht verschlossen. Aber die vorwaltende Idee unserer Zeit, von der wir uns ungestraft nicht entfernen dürfen, ist die Entwickelung der Freiheit auf nationaler Grundlage. Mit dieser Bedingung unserer Entwickelung ist die Bildung eines solchen Gesamtstaates nicht vereinbar. Mit den Forderungen der Nationalität ist es nicht vereinbar, daß wir ein Dutzend fremder Nationen hier mit uns tagen lassen, deren Stimmenverhältnis wir kaum kennen. Mit den Bedingungen der Freiheit ist es aber noch weit weniger vereinbar, und das scheinen doch diejenigen, welche jener Ansicht das Wort reden, als eine notwendige Folge derselben zugeben zu müssen, daß dann gar keine wahre Volksvertretung bestehe, indem Deutschland alsdann sich als Föderativstaat im weiteren Sinne konstituieren und darauf sich beschränken müßte, etwa durch Deputierte der Provinzialstände der verschiedenen föderierten Nationen die gemeinschaftlichen Interessen vertreten zu lassen. Das, meine Herren, bietet nicht die Erfüllung der Aufgabe, für deren Lösung wir hier zusammengetreten sind, die Freiheit auf der Grundlage nationaler Einheit zu begründen." (Bravo im Zentrum und auf der Rechten. Unruhe auf der Linken.) „Wenn aber Österreich nicht mit seiner Gesamtmonarchie eintreten könnte, wenn es auch nicht bloß mit seinen deutschen Provinzen eintreten kann ohne, was es nicht will, die Gesamtmonarchie zu zerreißen — wie dann? Dann sehe ich keine andere Lösung, als daß es Österreichs Bestreben sein müßte, die Bildung des Bundesstaates zu verhindern zu suchen, oder nur unter so laxen Formen zuzulassen, daß er keinem Interesse genügt, und die Hoffnung unserer nationalen Entwickelung vereitelt wird."

Bis daher gingen nun wohl manche noch mit ihm, die

sich vor der Entscheidung all dieser Fragen fürchteten, und die eigentlich der Meinung waren, Wasser und Feuer ließen sich vorsichtig aneinander gebracht doch versöhnen: in warmem Wasser. Gegen Gagern zu stimmen wurde ihnen doch gar zu schwer. Aber wie erschraken sie, als er ihnen den schützenden Nebel der Zukunft schonungslos hinwegriß, als er die Oberhauptsfrage, dies stachlige Ungetüm, resolut in die Hand nahm und blankhin sagte, er sei und bleibe für ein einheitliches, ja, wenn man es denn jetzt schon wissen wolle, für ein erbliches Oberhaupt. Stürmischer Jubel des Zentrums und der Rechten überschüttete diese, wie manche seufzten, unnötige Aufrichtigkeit, aber dieser Jubel bedeckte nicht die Wunde, welche nun auf einmal wieder weit aufgerissen war. Ein klein wenig Balsam träufelte nur Gagerns Versicherung, daß er hiermit nicht die Ministermeinung, sondern daß er nur seine persönliche Meinung ausspreche.

Er setzte hinzu, daß er nie anders gedacht; daß er es für einen inneren Widerspruch halte, die Monarchie in den Zweigen und die Republik im Gipfel haben zu wollen, „wo es gerade erst recht der einheitlichen Führung bedürfe“. Wolle man dem republikanischen Gipfel leidlich ausweichen, so komme man auf nichts anderes als den alten Bundestag. „Von der Vernichtung dieses Zustandes aber sind wir ausgegangen, etwas Besseres an die Stelle treten zu lassen, ein Prinzip der einheitlichen Regierung, das betrachteten wir als die Aufgabe. Als zuerst die Idee der Vertretung der Nation am Bundestage angeregt wurde von meinem verehrten Freunde Bassermann“ — (Gelächter auf der Linken, welche diesem verhaßtesten, weil gefährlichsten Gegner solch einen Titel verleiden wollte) — „Jawohl, meine Herren,“ rief Gagern, indem er sich mit lang vorgestrecktem Arme und furchtbar anschwellender Stimme gegen die Linke wendete, „jawohl, von meinem verehrten Freunde Bassermann“ (Stürmischer Beifall des Zentrums und der Rechten) „und es ist keiner

zu gut, der nicht durch seine Freundschaft geehrt würde." — „Als zuerst die Frage" (daß Welcker sie früher, Behr, Görres sie am frühesten angeregt, gab er verbindlich zu) „mir entgegentrat, da kam ich zu dem Resultate, daß eine Vertretung der Nation am Bundestage — da hier eine einheitliche, verantwortliche Regierung nicht bestehe, noch seiner Natur nach bestehen könne — nicht tunlich sei. So sehr ich von der Idee ergriffen war, so setzte ich doch die größten Zweifel in die Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Es mußte das Vaterland in neue Phasen eintreten, um diese Idee in praktischer Weise zu verwirklichen; man mußte eine Regierung schaffen, die selbständig durch verantwortliche Minister der Volksvertretung gegenübersteht. Eine solche Regierung ist nicht möglich bei der republikanischen Spitze, welche von dem Auftrage der Staaten abhängt; sie ist zum Heile der Nation nur möglich, wenn ein einheitliches Oberhaupt an der Spitze steht."

Alle Schwierigkeiten gab er bereitwillig zu, darauf zurückkommend, daß sie zu lösen seien, wenn man sich mit Österreich verständigen könne. „Glaubt man denn übrigens," setzte er noch hinzu, „die Schwierigkeiten würden geringer sein, und es würden dann nicht die Mächte einander gegenüberstehen, wenn nicht aus der preußischen, sondern aus der österreichischen Familie das Oberhaupt erwählt würde?!" O nein! rief das Zentrum.

Nachdem er noch das Direktorium als die Verewigung des Opfers, des Streites und der Intrige bezeichnet hatte, ging er denn schließlich auf den „weiteren Bund" ein, welchen mit Österreich vorzubereiten er bevollmächtigt sein wolle.

Die Anhaltspunkte für eine solche Union böten sich sehr natürlich dar, und er müsse geradezu in Abrede stellen, daß nur von einem völkerrechtlichen Bündnisse wie mit jeder andern Macht die Rede sein könne. „Ist das", fragte er, „ein bloß völkerrechtliches Bündnis, wenn wir eine gemein=

schaftliche Handelspolitik und Zollgesetzgebung, wenn wir eine Schiffahrtsakte gemeinsam haben? Wäre das bloß ein völkerrechtliches Verhältnis, wenn in der Weise wie bisher zwischen den Zollvereinsstaaten die Kassen gemeinschaftlich sind? Ist das nicht ein Verhältnis, wobei die volle Selbständigkeit des beteiligten Einzelnstaates für die Wahl seiner politischen Richtung zum voraus aufgegeben und ein Unterpfand geleistet ist, für ein Zusammenhalten bei politischen Eventualitäten? Es gibt eine Reihe von Interessen, sowohl materielle als politische, welche bei einer Union als gemeinschaftliche erklärt und geregelt werden können und welche geeignet sind, die nationalen Unionsbande zwischen den beiden Staatenkomplexen enger zu verknüpfen."

Er sah voraus, daß man nach der neuesten Note Österreichs vom 28. Dezember, welche Herr von Schmerling gebracht, kein Eingehen Österreichs auf solche Unionsverhältnisse, oder doch wenigstens große Schwierigkeiten in den Einzelnpunkten voraussetzen müsse. Er zog also ein Aktenstück des österreichischen Handelsministeriums hervor, welches klar und überzeugend dartat, daß eine gleichmäßige Teilung der Konsulargeschäfte zwischen Österreich und Deutschland leicht und förderſam sei. Österreich werde gegen Osten und Süden als Verfechter des deutschen Handels, Deutschland solle gegen Westen als Beschützer des österreichischen Verkehrs auftreten. Beides werde in solcher Solidarität mit mehr Nachdruck und Wirkung geschehen können, als den beiden Mächten jeder für sich erreichbar sein würde.

Dies mit lebhaftem Beifalle vom Zentrum und der Rechten aufgenommene Aktenstück war vom — 26. Dezember datiert.

Hiermit schloß Gagern, nachdem er noch in wenig Worten begründet hatte, warum eine solche Lebensfrage deutscher Verfassung, deren sofortige Betreibung dem Ministerium unerläßlich scheine, zur Kabinettsfrage gemacht worden

sei und gemacht werden müsse. Unter anhaltendem stürmischen Beifalle trat er ab.

Der Berichterstatter der Minorität, Rüder, verzichtete nach solcher erschöpfenden Rede auf das Wort, und nur der Berichterstatter der Majorität, Giskra, sprach noch eine Stunde lang mit all der Behendigkeit seines Talentes, welche Richtiges und Mißliches zu Steigerungen aufzuhäufen und den Beifall des Augenblicks zu erringen weiß. Irgend eine Stimme konnte solch ein Parteigänger nicht ab- und nicht zuwenden.

Es war Abend geworden, und die Abstimmung erfolgte. Das Ministerium und die Minorität des Ausschusses hatten sich auf ein Amendement vereinigt, welches von der Rechten und namentlich von den Bayern Wulffen, Gombart und Genossen eingebracht worden war. Sie klammerten sich an die Zusage, daß die Unterhandlung mit Österreich nicht den möglichen Zutritt Österreichs ausschließen solle, sie klammerten sich als vermittelnde Männer daran, um nicht gegen Gagern stimmen zu müssen. Das Amendement lautete:

„Die Nationalversammlung wolle dem Reichsministerium die in der Vorlage vom 18. Dezember 1848 — modifiziert durch das Schreiben vom 5. Januar 1849 und erläutert durch die Erklärung des Ministerpräsidenten in der Sitzung vom 11. desselben Monats — erbetene Ermächtigung erteilen.“

Kurz vor der Abstimmung schloß sich noch Reh von Darmstadt mit einigen Freunden an dieses Amendement, und somit waren doch einige Stimmen aus Westendhall gesichert. Die Aussicht stieg, daß eine kleine Mehrheit, eine kleine! für das Ministerium Gagern entstehen könne. Die Abstimmung war maßgebend für den ganzen noch übrigen Hauptteil der Verfassung, und wenn hier schon, wo noch manches in der Schwebe blieb und wo es sich persönlich für oder gegen den Hauptmann der Paulskirche handelte, wenn hier schon eine

kleine Mehrheit zweifelhaft war, wie sollte es werden in der Oberhauptsfrage?!

Mit Spannung folgte man jedem Namen. Der Buchstabe A brachte ebensoviel Nein als Ja, und als der alte Arndt sein Ja mit tapferer Stimme rief, da machte sich die künstliche Erbitterung Luft, und von der Linken schrie man dem alten Sänger spöttisch den Endreim seines Liedes entgegen: „Das ganze Deutschland soll es sein!“

Die Zeitungen verfehlten nicht zu erzählen, der Greis sei erschöpft und erschrocken über diese Verleugnung, dies Opfer und diese herbe Erinnerung hintenüber gesunken. Es ist kein Wort davon wahr. Ernst Moritz Arndt ist ein so gesunder alter Knabe, daß er sich von Stichworten nicht bestechen und nicht einschüchtern läßt. Der engere und weitere Bund, sagte er jedem, der es hören wollte, ist die einzige Möglichkeit, Deutschland aus seiner politischen Nichtigkeit zum politischen Staatswesen zu erheben. Dieser engere Bund allein, setzte er hinzu, schafft aus dem literarischen Deutschland den Anfang eines politischen Deutschlands. Der engere und weitere Bund trenne Österreich nicht nur nicht, sondern er ziehe es näher heran, als es je gewesen, während die Gegner des engeren und weiteren Bundes mit unklarer Phantasie nichts weiter zuwege bringen würden in ihrer Feindschaft gegen organischen Anfang, nichts weiter als Verewigung des bisherigen deutschen Breies, welcher stets durch die Finger gleite, sobald man dies Deutschland zu anderem Zwecke als zu dem eines Liedes anfassen wolle.

Mit solcher Gesinnung war er weit entfernt davon, von jenem höhnenden Zurufe peinlich berührt zu werden. Im Gegenteil machte das weiße Haupt und der immer noch rüstige Körper im blauen deutschen Rocke eine halb abschmeckende, halb zornige Bewegung gegen die Schreier, als wollte er sagen: Ihr versteht's nicht besser, und ihr am wenigsten werdet mir mein Lied deuten! Bald darauf aber

lachte er in seiner gutmütigen Weise, welche die Meinungsverschiedenheit als zum Menschenwesen gehörig hinnimmt. Diese Milde hat ihn während der Parlamentszeit nie gehindert, sehr feste Meinungen zu haben und sehr fest zu vertreten. Er ging bei den verfänglichsten Fragen unbekümmert um Unpopularität auf die Tribüne und redete gegen den französischen Nivellierungskram hinein, daß die Fetzen flogen. Es war überall ein sicherer Verlaß auf ihn wie auf einen viel erprobten Wanders- und Kriegsmann, der alles wohl erwogen hat und weder nach links noch nach rechts ein Blatt vor den Mund nimmt. Ein Kernmann! Der Splint mag von den Jahren schadhaft werden, und auch dieser bleibt ihm, dem täglichen Fußgeher, welchem man immer auf den Spazierwegen Frankfurts begegnete, auch dieser Splint des Leibes bleibt dem siebzigjährigen Greise wunderbar fest; der Kern aber ist nur stärker geworden seit der Opposition gegen Napoleon und gegen polizeiliche Restauration. Er war mit seiner lauten Stimme in den Gesellschaften ein Schrecken für alle zarten Gewebe, die nichts brauchen konnten von einem durchgreifenden Entschlusse; er war bis zum letzten Atemzuge des Parlaments einer der Entschlossensten für den parlamentarischen deutschen Bundesstaat in erster, die Union mit Österreich in zweiter Linie.

Überhaupt erwiesen sich die alten Herren der Märtyrerzeit tapfer und fest. Sylvester Jordan, der Tiroler, stimmte auch an diesem Tage wie immer mit dem Zentrum, stimmte trotz des Tiroler Herzens für Gagern. Er wußte zu gut, daß seine geliebte Heimat dadurch nicht von Deutschland getrennt, daß sie aber Deutschland gefährlich würde, wenn sie zur Verneinung des Bundesstaates beitrage.

Jakob Grimm war nicht mehr da. Der schöne alte Kopf mit krausem ergrautem Haare und den schönsten blauen Augen war verschwunden vorn aus dem Mittelgange, dicht an der Rednerbühne, wo er so beredt zuzuhören wußte, beredt durch Aufmerksamkeit auch für den mittelmäßigsten Redner.

Ganz wie ein Literarhistoriker, welchem jedes Buch von Wichtigkeit. Mochte er sich auch in der Periode der Grundrechte, wo er zuweilen über allgemeine Freiheitsfragen liebevoll phantasierend sprach, mochte er sich da auch mitunter gar zu hingebend an abstrakte Wünsche erwiesen haben, in den letzten Fragen um deutsche Einteilung erwies sich doch sehr bündig. „Wo drei Deutsche über Deutschland sprechen, da gibt es vier verschiedene Meinungen!“ Das vergaß er nicht, und in Gotha erschien Jakob Grimm wieder auf der Bühne als ein zum Gagernschen Programm gehöriger Mann.

Das überhaupt kann man nicht leugnen, daß zu dieser Fahne die große Mehrzahl jener Notabeln in Deutschland getreten ist, welche im öffentlichen Leben Übung, Ruf und Achtung voraus hatten. In wie hohem Grade dies der Fall war, dafür sprach das Aufsehen, welches die Abwesenheit Welckers erregte. Welcker fast allein stand von den Männern staatskundigen und patriotischen Rufes nicht bei dieser Fahne. Er stimmte auch heute gegen sie. Noch sechs Wochen lang focht er gegen den engeren Bundesstaat, dann erst ergriff er die Gelegenheit der österreichischen Verfassung, welche ein Zentralreich verkündete, und wurde aus dem Saulus gegen den Bundesstaat ein Paulus für denselben.

Gegen acht Uhr des Abends am 13. Januar ergab die Abstimmung für das oben erwähnte Amendement, also für das Ministerium Gagern, 261 Stimmen. Dagegen 224.

Mit einer Mehrheit also von 37 Stimmen nur — und unter diesen 37 war wiederum die Mehrheit damals noch nur dem Charakter Gagerns anhängig, nicht aber seiner Politik in der österreichischen Frage — wurde dem Ministerium Gagern die bestrittene wie gefürchtete Aufgabe anvertraut.

Man konnte ahnen, daß unter solchen Umständen das Werk schwerlich vom ersten Parlamente vollendet werden könne. Diese Frage, die größte deutsche Frage, war ersichtlich noch nicht reif. Man schritt aus der Kirche in die Dunkelheit des

Abends hinaus und behielt von all den Gedanken nur einen vor der Seele. Dieser eine wich und wankte nicht und hat uns nicht mehr verlassen. Es mußte endlich, wenn je ein deutscher Staat entstehen soll, in den romantischen Wirrwarr politischer Vorstellungen Deutschlands scharf eingeschnitten sein, damit ein organischer Gedankengang geweckt werde. Auf solchem Gange allein kann ein Volk zur Nation werden. In dem alten unorganischen Reichtume fortträumend, verzettelt es seinen Reichtum immer mehr zu Reichtümern, welche wie Schweiz, Elsaß, Lothringen, Burgund, Schleswig, Kurland im Säckel fremder Herren liegen. Nie hat sich das deutsche Reich scharf abgliedern mögen, und darum ist es stets vermindert worden. Jetzt ist's bereits so weit, daß eigentliches Deutschland nur noch der geringere Teil genannt wird. Die abgegrenzten Staaten Österreich und Preußen haben es bereits überholt. Entschließt es sich auch jetzt noch nicht zu klarer, fester Form, indem es sich mit einem seiner Großstaaten völlig vereinigt, so geht sein Name und ursprünglicher Charakter rettungslos zur Neige. Diejenigen, die alles halten wollen in einem schlotternden Bande — verlieren alles. — Was aber in solchem öffentlichen Ringen der Geister einmal als Resultat herausgebildet worden ist vor einem zuhörenden Volke, das ist nicht mehr zu verlieren. Dies Parlament kann untergehen wegen dieser Lösung des Rätsels; die Lösung wird nie wieder vergessen. Die Mutter stirbt, das Kind wird aufwachsen.

Schmerzlich genug für uns, die wir in den Vollgenuß eines nationalen Staates und Lebens mit beiden Füßen einzutreten dachten, und die wir uns auf die langsame, vielleicht unser persönliches Leben überdauernde Erziehung eines Kindes angewiesen sehen.

6.

Nun schritt man schon in der nächsten Sitzung, am 15. Januar, zur Oberhauptsfrage.

Jetzt galt es zum letzten Male, sich klar zu machen, was sein könne, was man wollen könne. Ungefähr in folgender Weise argumentierte die immer enger zusammenschmelzende Mehrheit des Parlaments, die aber doch immer noch Mehrheit war.

Es sind zwei Großmächte in Deutschland vorhanden, eine Mittelmacht Bayern, eine mittlere Macht Hannover, zwei Königreiche, zwei Großherzogtümer und ein Kurfürstentum, welche geschichtlich und faktisch den Anspruch mittlerer Mächte erheben. Außerdem kleinere, kleine und kleinste Staaten. Allen zu genügen scheint nur dadurch möglich, daß ein Kollegium an die Spitze gestellt werde, ein Direktorium.

Wer allen genügen, allen gefallen will, der pflegt charakterlos werden zu müssen und gefällt dann niemand recht oder höchstens denjenigen, welche die geringsten Ansprüche zu machen haben.

Ein Kollegium an der Spitze wird eine neue Auflage des Bundestags, man mag sich anstellen wie man will. Eine verbesserte Auflage vielleicht dadurch, daß man das Kollegium an Zahl verringert und auf sieben, oder fünf, oder drei vereinfacht. In der Sache selbst wird nichts verbessert, es wird wie beim Bundestage nach Instruktionen regiert, man mag die Instruktionen ausschließen oder nicht. Die Direktoren haben und üben ein von den Kronen übertragenes Recht und müssen und werden zusehen, daß sie dies übertragene Recht im Sinne ihrer Verleiher ausüben. Dies wird also nun und nimmer eine selbständige Bundesregierung; es wird eine vielfach und dauernd abhängige, welche schon deshalb Mangel an Energie, schleppendes Wesen, Raum zu Intrigen mit sich bringt. Der Partikularismus ist dadurch sanktioniert

und zur Intrige herausgefordert. Des parlamentarischen Regimentes gar nicht zu gedenken, welches mit seinen verantwortlichen Ministern einer solchen zusammengesetzten, unselbständigen Spitze gegenüber entweder gelähmt oder zu republikanisch-despotischen Übergriffen genötigt würde. Solch ein Direktorium ist mit einem Worte eine republikanische Form ohne republikanische Konsequenz, ein Zwitter.

Wäre dies aber auch besser als es sein kann, was wird es denn im deutschen Bundesstaate für einen Erfolg haben müssen? Den Tod des parlamentarischen Bundesstaates. Ist man wirklich so naiv zu glauben, es werde sich die Großmacht Österreich, es werde sich die Großmacht Preußen von einem deutschen Parlamente die Politik vorschreiben lassen, wenn jede dieser Großmächte keinen weitern Einfluß, keinen weitern Vorteil als das Mitstimmen seiner übrigens unabhängigen Abgeordneten, als das Mitstimmen seines Direktors hätte?! Auf Diskretion will man einen so künstlich zusammengesetzten Staat bauen! — Lassen wir einmal beiseite, daß die eifersüchtigen Spaltungen zwischen Österreichern und Preußen, um welche sich der Norden und Süden gruppierte, permanent würden, wie wir sie in der ersten Reichsversammlung gesehen haben. Dieser nur zu tief begründete Streit würde nie ruhen, denn er ist nicht nur auf Stammesunterschiede, er ist auf Mächte gegründet, welche historisch gegen einander Mächte geworden sind. Er kann nie zum Aufgehen des einen Ganzen in das andere Ganze, er kann nur zur Zerstörung des einen oder andern Ganzen führen. Lassen wir diesen Streit, welcher das Zusammensein Österreichs und Preußens in einem gesetzgeberischen Staatsorganismus unmöglich macht, beiseite. Es ist nur zuviel anderes übrig, welches die Abhängigkeit Österreichs und Preußens von einem gesetzgeberischen deutschen Parlamente zur Schimäre macht. Jede dieser Großmächte für sich ist stärker als das übrige Deutschland. Jede würde ausdrücklich

oder tatsächlich nein sagen, wenn ein Beschluß des Parlaments ihr unerwünscht wäre. Denn im täglichen politischen Leben ist das schöne großdeutsche Wort ein leerer Schall; der Vorteil und das Machtverhältnis entscheidet. Was dann? Dann soll wohl das vielberufene Gleichgewicht zur Wirksamkeit kommen und die eine Großmacht mit dem übrigen Deutschland soll die rebellische andere Großmacht zum Gehorsam zwingen? Dieses Mittel zur Herstellung des Gleichgewichtes ist eine andere Schimäre. Es hilft nur allenfalls, um ein unwillkommnes Drittes abzutöten durch gegenseitiges Zögern und Hinhalten, es hilft nur zum Gleichgewichte des Bundestages, das heißt dahin, daß nichts geschehe. Es hilft aber nimmermehr dazu, daß ein unwillkommnes Drittes, ein Beschluß des deutschen Parlaments lebendig gemacht werde. Oder glaubt man, Österreich werde gegen Preußen, Preußen werde gegen Österreich die Exekution des Parlamentsbeschlusses übernehmen und nötigenfalls mit den Waffen in der Hand durchführen? Aber Österreich, welches heute diese Exekution übernähme gegen Preußen, weiß sehr gut, daß es morgen in dem Falle sein kann, einen andern Parlamentsbeschluß bei sich nicht einzuführen, und daß also morgen Preußen das Exekutionsheer gegen Österreich marschieren ließe. Glaubt man wirklich, die beiden Großmächte würden in einen solchen immerwährenden Kriegsstand eintreten zum Besten eines schwächeren Dritten?

Summa: das deutsche Parlament geht zugrunde oder wird ein verächtliches Schattenbild unter einem solchen Direktorium. Denn keine Großmacht hat ein Interesse, es zu respektieren.

Österreich hatte damals noch nicht ausgesprochen, daß es kein Volkshaus wolle. Jedem Unbefangenen war es aber längst klar, daß es keins wollen könne. Wenn es den Worten nach etwas zulasse, was es der Tat nach nicht zulassen kann, so heiße dies nur, den Kindern ihren Willen tun, um langsam abzutöten, was man nicht schnell beseitigen will.

Wie verhielt sich denn nun aber das Direktorium, wenn Österreich nicht in den engeren Bundesstaat gehörte, und die Großmacht Preußen allein darin blieb? Nicht viel besser. Der Mangel einer selbständigen Regierung bleibt derselbe, und die Unterwerfung Preußens unter die Parlamentsbeschlüsse bleibt eben auch für Preußen eine Sache der Diskretion. Als europäische Großmacht, die allein stärker ist als das aus dreißig Teilen zusammengezogene übrige Deutschland, soll es sich diesem Konglomerate von kleinen Staaten ganz gleich stellen lassen? Das ist eine ideale Forderung, welcher die Praxis eben nicht entsprechen wird. Seine auswärtige Vertretung als preußischer Großstaat wird es eben nicht aufgeben ohne Entschädigung, und wenn man ihm diese Entschädigung in der deutschen Oberhauptsfrage nicht gewährt, so wird es sein großstaatliches Preußentum eben nicht aufgeben, das deutsche Parlament mag sagen was es will. Den Schaden wird wieder nur das deutsche Parlament haben, dessen Beschlüsse von Preußen nicht befolgt werden, sobald sie ihm nicht gefallen. Wenn die gegenseitigen Interessen nicht ausgeglichen werden, so kommt keine Wahrheit in solch einen Bundesstaat. Abgesehen von allen Übelständen, welche eine übertragene vielköpfige Exekutivgewalt an sich hat, ist ein Direktorium überhaupt nur lebensfähig unter vereinigten Staaten, wenn diese Staaten keinen so unverhältnismäßigen Unterschied an Macht besitzen. Sobald ein Staat, welcher alle anderen besiegen kann, hineingezogen werden soll, dann ist die absolute Gleichheit der Ansprüche und Befugnisse eine törichte, weil unhaltbare Forderung.

Dies sahen nun wohl diejenigen ein, welche von der Praxis der Dinge etwas verstanden, und ihr Studium trachtete nach einem anderen Auswege. Die fatale Perspektive auf einen neuen Bundestag, welche mit dem Direktorium so deutlich eröffnet war, wollten sie gern vermeiden. Besonders Welcker flüchtete also zum sogenannten Turnus.

Nach diesem Auskunftsmittel sollten Österreich und Preußen abwechselnd auf eine Reihe von Jahren, am liebsten auf sechs Jahre, an die Spitze gestellt werden. So sei eine selbständige Bundesregierung gewonnen, und das Unvermeidliche sei gewährt: es sei den beiden Großmächten Rechnung getragen. Dies Auskunftsmittel konnte sich aber noch weniger Gunst erwerben, selbst nicht bei den Gegnern des eng geschlossenen Bundesstaates. Von den Bundesstaatlichen wurde es geradezu verspottet. Dies wäre, riefen diese, das immerwährende Provisorium, das „fortgesetzte Reichsvikariat“, innerhalb dessen nie ein Reich, viel weniger ein Staat entstehen kann. Dies heißt Deutschland den Großmächten wie eine Domäne überliefern ohne irgend einen organischen Keim der Gestaltung. Die beste Aussicht dieses Auskunftsmittels ist noch die üble Aussicht, daß Deutschland mit der Zeit wirklich geteilt werde zwischen Österreich und Preußen. Wie wird sich denn zunächst Österreich verhalten während der sechs Jahre preußischer Herrschaft? Um nichts besser, wahrscheinlich um etwas schlechter als unter der provisorischen Zentralgewalt, welche nicht den geringsten Einfluß ausübte in Österreich, obwohl ihr Inhaber ein österreichischer Erzherzog war. Nun soll gar der König von Preußen die Beschlüsse eines deutschen Parlamentes in Wien durchsetzen! Wer glaubt daran! Und während der sechs Jahre österreichischer Herrschaft soll Preußen aufhören, ein europäischer Staat zu sein und vom Kaiser von Österreich befehligt werden! Wer hält das für möglich?!

Soll eine deutsche Regierung entstehen, fuhr man fort, so muß eine Großmacht allein an die Spitze gestellt werden, und sie muß ihr Interesse darin finden, im deutschen Staate aufzugehen. Österreich ist an sich ein großes Reich, welches nur in zweiter Linie Deutschlands bedarf. Es braucht also auch nur im weiteren Bunde mit Deutschland vereinigt zu sein. Preußen aber ist auf Deutschland angewiesen; es steht

und fällt mit Deutschland. Preußen nur kann, nachdem der kleine polnische Anteil abgezweigt ist, in Deutschland aufgehen, denn es ist nur deutsch und hat nur deutsche Interessen.

Nun wohl, sagten diejenigen, welche nicht schimärisch großdeutsch sein wollten, stellt Preußen auf sechs Jahre, auf zwölf Jahre oder auf die Lebenszeit des jetzt regierenden Königs an die Spitze. Dann wollen wir zustimmen, weil wir eure Gründe richtig finden, und weil wir durch eine solche Oberherrschaft auf Zeit nicht die Zukunft vergeben für Österreich!

Das können wir nicht, riefen die Bundesstaatlichen, weil mit einer Oberherrschaft auf Zeit der Dualismus wie ein Schwert über Deutschland hängen bleibt, weil unter dieser Drohung kein Bestand gewonnen wird, weil mit so bedrohter Oberherrschaft Preußen sich nicht hingeben kann an Deutschland. Letzteres muß geschehen, weil ein deutscher Staat entstehen soll, und es kann nur geschehen, wenn Preußen seine ganze Zukunft rückhaltlos mit der deutschen vereinigen kann. Bei einer Oberherrschaft auf Zeit wird Preußen seine Aufgabe wie eine Pachtung behandeln. Es wird Deutschland auszubeuten suchen, und wird sich für das Ende seiner Herrschaft sicherstellen. Auch darin sicherstellen, daß es sein preußisches Parlament in leidlicher Kraft zu erhalten trachtet neben dem deutschen Parlamente, um gegen Ablauf des Termins einen Widerpart zu haben gegen dies deutsche Parlament. Es wird wie zur Wahlzeit der deutschen Kaiser naturgemäß seine Hausmacht pflegen und im Auge behalten, und der deutsche Staat wird zu keiner Wahrheit gedeihen. Um dies zu vermeiden, soll es erblich an die Spitze gebracht werden. Dann erst kann es naturgemäß und nicht redensartlich in Deutschland aufgehen; denn alsdann ist wie durch Eigentum und Familie sein Interesse ein deutsches.

So nur, setzten sie hinzu, durch engeren, preußisch erbkaiserlich abgeschlossenen Bund einerseits, und durch weiteren, in organischen Formen sich entwickelnden weiteren Bund mit Österreich werden die Großmächte, auf welche am letzten Ende doch alles ankommt, derart zu Deutschland gestellt, daß ein deutscher Staat und ein Deutscher Bund möglich wird.

In betreff des weiteren Bundes mit Österreich war übrigens unter den Erbkaiserlichen eine Verschiedenheit vorhanden, die nicht laut zur Sprache gekommen ist, weil in erster Lesung die Opposition gegen das Erbkaisertum siegte. Dieses Sieges wegen ließen die näher um Gagern Gruppierten zunächst die Rücksichten für Österreich fallen, welche aus dem entworfenen „weiteren Bunde“ entnommen werden sollten. Beim dritten Paragraphen des Abschnittes vom „Reichsoberhaupte“ wird diese unbekannt gebliebene Schattierung in Rede kommen.

Die Debatte über den ersten Paragraphen „die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen“ dauerte vier Tage, den 15., 16., 18. und 19. Januar. Sie wurde eröffnet durch den republikanisch gesinnten Professor Schüler aus Jena, von dessen Beweisführung zwei Sätze einen Eindruck machten. Er meinte, die Einführung der republikanischen Spitze leide „höchstens an einer äußeren Unmöglichkeit“, und da ihm dies geringfügig, erschien, und da er Preußen gerade darum nicht an die Spitze wollte, „weil ihm eine große materielle Macht zur Seite stehe“, so empfahl er ein „leichtes, bewegliches Laubdach“. Jeder Deutsche sollte wählbar sein, und der Erwählte sollte sechs Jahre lang das bewegliche Laubdach vorstellen. Dies wurde ein gefährliches Stichwort, besonders da ja in unserm Klima die Hälfte des Jahres hindurch das Laub fehlt.

Von dieser Seite, von dem Standpunkte dessen was „höchstens“ unmöglich sei, sprachen die Linken in ihrer Opposition gegen den Paragraphen. Noch dazu Schwätzer

auf Schwätzer in dieser für sie hoffnungslosen Frage. Nur Eisenstuck aus Chemnitz fand hier und da im Zentrum Gehör, weil er von allem Ersinnlichen und noch einigem anderen zu sprechen pflegte. Man war nicht ohne Wohlwollen für ihn, weil er selbst in den Ausschüssen für wohlwollend und für so gewiß „kulant“ gehalten wurde, auf der Rednerbühne auch eine nicht geringe Flüssigkeit und Wortfülle hatte, welche manchen über die Schwammigkeit des Inhalts täuschte. Seine politische Wissenschaft ging aus von Kattun und Schutzzöllen und Radikalismus, und kam hinaus auf konfuse Radikalveränderung, auf höchste Schutzzölle und teuren Kattun. Davon mußte er denn auch bei Gelegenheit des entstehenden Kaisers ein langes und breites sprechen, weil der Kaiser nicht hinlänglich eingenommen sein würde für Kattun. Immerhin war aber dieser Chemnitzer Industrielle beobachtenswert mit den Talenten und der beneidenswerten Sicherheit einer halben Bildung, mit dem warmen und ehrlichen Ausdrucke der Bürgerliebe und mit dem hitzigen Hasse gegen Tyrannei. Er ist ein Typus für eine lehrreiche und belehrungsfähige Mittelgattung des industriellen Radikalismus. Sein Zorn gegen das alte Regiment war so echt, daß sein rotes Gesicht beim Vorparlamente blau geworden und man in Besorgnis vor einem Schlagflusse gewesen war, als er durch innerlichsten Ausdruck seiner Wut die vielen Vorredner überbieten zu müssen geglaubt hatte. Das vergaß man nicht, wie unangenehm auch der Eindruck gewesen. Zorn und Wut eines sonst milden Bürgers nimmt man gern hin für ein Zeugnis redlichen Glaubens. Der ehrliche Ausdruck und der redliche Glaube hielt ihn aber doch nicht ab, später eine Mission Gagerns nach der aufständischen Pfalz anzunehmen, welche seinen Ansichten nicht entsprach und welche er denn auch seinen Ansichten gemäß, nicht aber seinem Auftrage gemäß ausführte. Dieser moralische Widerspruch, oder um es deutlicher zu sagen, dies unmoralische Fazit guter Einzeln-

posten ist nicht unwichtig in einer Zeit, welche der talentvollen aber halben Bildung so viel Einfluß gewährt hat.

Bei allem Schreien und Pochen fehlt dieser Gattung des industriellen Radikalismus denn doch auch die echte Energie. Als Herr Eisenstuck jetzt bei der letzten Frage der Verfassung wiederum stundenlang in den Vermutungen hoher Schutzzölle herumfuhr, geriet man im müßigen Spiel der Gedanken auf die Frage, ob mit dieser streng materiellen Richtung nicht dennoch etwas Großes anzufangen gewesen wäre für die deutsche Einheit? So wie sie verfuhren diese Zollkämpen, diese Herren Eisenstuck, Moritz Mohl, und oft auch von Reden und Genossen, so schöpften sie in ein Sieb, wenn sie mitten in den Verfassungsfragen immer und immer wieder die beiläufige Erledigung der Handelsfragen versuchten. Das ging nun doch einmal nicht so beiher und ehe man die Form eines Reiches hatte. Wie aber, fragte man sich, um die Zeit der müßigen Rede auszufüllen, wenn sie gleich zu Anfange des Parlamentes die Frage der Zolleinigung als eine präjudizielle erhoben und die Beantwortung derselben durchgesetzt hätten? Wäre das nicht eine echte, wäre das vielleicht eine fruchtbare Energie gewesen? Der Beginn des ganzen Werkes mit einer solchen ganzen Maßregel hatte wohl etwas Scheinbares. Wenn man bei Eröffnung des ersten Parlamentes die Zolleinheit über alles deutsche Land ausgesprochen, so war dies allerdings eine ganze, eine ungeheure Maßregel für die Einheit Deutschlands. Ein Jahr lang wären die Deutschen materiell verbunden gewesen, bis es zur Entscheidung über die Einheitsverfassung kam, und es wäre nicht so leicht gewesen, sie wieder zu trennen! Während ohne solch ein Band, ohne solch ein materielles, für jedermann fühlbares Band die Rückkehr zum Alten unsern Landsleuten nur vorkommen mag wie das Ende eines Traumes!

Aber welch ein Wagnis! Man hätte sich nur darauf einlassen können, wenn man der redlichsten Vaterlandsliebe

und der gewiegtesten Bildung sicher sein durfte. Zunächst hätte die Einigung über das Prinzip der Zolleinheit nicht viel weniger Zeit in Anspruch genommen als die Debatte über Grundrechte, und diese Debatte über Grundrechte wäre nicht erspart, wäre nur noch radikaler geworden. Wie sehr ferner wäre Wildheit, Wüstheit, Rand- und Bandlosigkeit gesteigert, wie sehr wären die auflösenden Elemente gefördert worden bei einer so plötzlichen allgemeinen Entfesselung auf einem Gebiete, wo Besitz und Vermögen von Millionen in die Lüfte geschleudert wurden, wie man eine Hand umkehrt!

Es war ein mittelbarer, aber ein unfehlbarer Weg zu voller Revolution, und zu welch einer Revolution! Da die Lenkseile des Volks in den Händen von Demokraten unbedachtester Art, von sozialistischen Träumern und wohl gar von Kommunisten waren.

So stößt man bei jeder Spekulation um ganze Maßregeln für die Einheit Deutschlands immer wieder auf dasselbe Hindernis, auf dieselbe Gefahr: auf die unreife Übertreibung der Linken, welcher nichts anvertraut, nichts überlassen werden konnte.

Nebenher zur Charakteristik sei hierbei erwähnt, daß jener sächsische Redner im Vorparlamente, welcher sich so abschmeckend gegen die Österreicher verhielt und ihre zahlreichere Zuziehung in den Funfziger-Ausschuß aus den nichtigsten Formgründen abwies, derselbe Herr Eisenstuck war, der jetzt äußerst großdeutsch gar nicht begreifen konnte, wie es einen deutschen Staat ohne Österreich geben könne. Wie ist der Begriff Österreich zu unvereinbaren Parteizwecken und Vorwänden ausgebeutet worden! Heute für die nivellierenden Linken, morgen für die partikularistischen Rechten, übermorgen für jeden gedankenlosen, zukunftlosen Stammesneid, der die großdeutsche Maske vornimmt, um sein neidisches Antlitz zu verbergen und unerkannt gegen jede mögliche Einheit des Vaterlandes stimmen zu können. Kuranda hatte ganz

recht, als er um jene Zeit zu Wien selbst in seiner Ostdeutschen Post rief: Es ist wahr, Österreich ist der böse Genius deutscher Einheit.

Niemand konnte Welcker solcher parteiischen Schwenkungen zeihen. Er wurde also der moralische Mittelpunkt einer österreichischen Opposition in der Oberhauptsfrage, als er gegen den ersten Paragraphen in einer stundenlangen leidenschaftlichen Rede auftrat. Man mußte sich erinnern, daß er stets den Vorversammlungen bei Gagern ferngeblieben, man mußte sich eingestehen, daß er guten Glaubens, redlichen Willens und mit manchem guten Grunde eiferte gegen dies ganze System eines engeren und weiteren Bundes. Er eiferte heftiger, ausgiebiger denn je. Aus allen Winkeln politischer Geschichte Deutschlands holte er in seiner unerschöpflichen Improvisation Beweisstücke gegen seine Gegner. Aber dennoch wirkte diese wichtigste Oppositionsrede auf seine Gegner gar nicht. Er beging den Fehler, zuviel beweisen zu wollen. Wenn er gesagt hätte: Ja, es ist wahr, der Bundesstaat ist kaum in Gang zu setzen mit Einordnung Österreichs, welches sich nicht einordnen lassen kann, aber dieser Übelstand ist geringer als der Ausschluß Österreichs — wenn er so gesprochen hätte, so wäre das Nachdenken von neuem geweckt, so wäre ein Eingehen auf seine tieferen Gründe möglich gewesen. So sprach er aber nicht, sondern er bewies tobend, daß Österreich eigentlich in gar keiner anderen Lage sei als irgend ein anderer Staat, daß es sich überall einordnen könne in den Bundesstaat, daß nur ein gemachtes, absichtlich aufgebautes Vorurteil behaupte, Österreich könne in solche Formen eines Bundesstaates nicht eintreten.

Das war nicht wahr, und die Versammlung war nicht von der Beschaffenheit, sich etwas Unrichtiges einreden zu lassen. Er machte den Eindruck eines Streitenden, der seine Beweise dadurch zu verstärken sucht, daß er sie schreit, und daß er dem Gegner die Ohren betäubt. Der Verstand eines

Unsicheren oder Furchtsamen mag dadurch mit betäubt werden, der Verstand einer großen politischen Partei, welche diese Sachen zehnmal reiflich erwogen hatte, blieb davon unberührt. Gerade weil er Unrichtiges beweisen wollte, gewann er auch diejenigen nicht, welche immer noch geneigt waren, einem Auskunftsmittel für Österreich zuzustimmen. Und, wunderlich genug! Weil er ganz ehrlich und patriotisch und nur über die Richtigkeit des Weges anderer Meinung war, blieb er in dieser hochwichtigen Frage trotz seiner mächtigen Persönlichkeit, trotz seiner aufregenden Reden jetzt und später ganz allein. Jetzt wie später als er zu den Erbkaiserlichen überging. Einsam und allein blieb er hier wie dort ohne Proselyten, weil es nur ein Prozeß seines Kopfes und weil es nicht der Prozeß einer größeren organischen Vorstellung war. Jetzt rief er unter stürmischem Zujauchzen, er werde eventuell jedem Amendement zustimmen, welches nur den preußischen Erbkaiser abwenden könne, und er setzte in demselben Atem hinzu: „Wenn aber Österreich ausscheidet oder zustimmt, dann sage ich mit vollem Herzen: Es lebe der preußische Kaiser hoch!“ Diese Wendung fand nicht ein Bravo, sie machte nur Sensation. Sie verriet, daß er zu keiner Partei gehöre, und daß ihm niemand nachgehe, sie verriet, daß er patriotischer Partisan, aber kein Führer sei. Für seinen Charakter, welcher beim späteren jähen Übertritt zu den Erbkaiserlichen in Frage kam, für seine persönliche Berechtigung zu solchem Übertritt ist diese Äußerung allerdings wichtig. So wie sie ihn jetzt wirkungslos machte und ein Symptom seiner Wirkungslosigkeit war, so bewies sie später, daß er zur totalen Änderung seines Rates innerlich berechtigt war.

Es war freilich auch noch ein anderes Symptom, daß diese Äußerung kein Echo fand. Wieviele sagten nicht, daß sie bloß wegen Österreichs kein Kaisertum wollten, und jetzt schwiegen sie doch, als Welcker rief: Es lebe der

preußische Kaiser, wenn Österreich zustimmt! Durften sie schweigen, wenn Österreich ihr wahrer Grund war? Nein. Ihr Schweigen verriet also, daß Österreich ihnen zum Vorwand diente.

Reichensperger, ebenfalls Opposition gegen ein einheitliches Oberhaupt, sagte denn auch mit eigentümlicher Offenherzigkeit, daß ein protestantischer Kaiser nicht zu wünschen sei, und daß man der österreichischen Katholiken nicht entbehren könne zur Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den Konfessionen. Es wurde dies Heraufbeschwören traurigen Angedenkens, diese Geringschätzung der eben erst beschlossenen Grundrechte, in welchen also ohne Dank dem katholischen Priestertume die bedenkliche Unabhängigkeit vom Staate uneingeschränkt gewahrt worden war, es wurde dies merkwürdige Wort wenig bemerkt, weil Reichenspergers fein gefädelter Vortrag leicht für langweilig gehalten wurde und keine besondere Aufmerksamkeit fand. Auf diejenigen aber, welche dieser Rede folgten, machte es einen tief niederschlagenden Eindruck. Weiter also waren wir in Deutschland noch nicht! Jetzt noch konnte von einem fein gebildeten Manne der Religionsunterschied auf der ersten Rednerbühne des Vaterlandes so betont werden, daß er ein Hindernis sei für ein einheitliches Oberhaupt!

Von Seite der Erbkaiserlichen war man bedacht gewesen, nichtpreußische Redner aufzustellen. Der Augsburger Hof also schickte die zahlreichsten Redner ins Treffen. Biedermann, Stahl, Barth, Falck, Wernher und im gleich darauffolgenden Erblichkeitsparagraphen Rümelin den Schwaben. Unter ihnen war nur Falck ein Preuße. Von ihm, der einst zu Westendhall gehört, die Empfehlung des Erbkaisertums einleiten zu hören, schien den Linken unerträglich zu sein. Sie versuchten es, ihn durch Unruhe zu „dämpfen“, wie sie's kürzlich mit gutem Erfolge an Wilhelm Jordan getan. Falck aber holte nicht weit aus mit seinen Reden,

und konnte deshalb rascher abtrumpfen. Das Reden war überhaupt unter solchen Umständen ein Kunststück geworden. Wie bei verwirrtem Treibjagen man Schuß und Treffer geschickt anbringen muß, so in der Paulskirche eine Rede, falls man nicht zur Linken gehörte. Die Linken wurden höflicher behandelt und wurden von einem unübertrefflichen Korpsgeiste gestützt. Alles was aus ihrer Mitte kam wurde applaudiert und auf jede ersinnliche Weise gefördert. Selbst der albernste Antrag blieb, des Korpsgeistes wegen, nie ohne Unterstützung.

Mit besonderer Teilnahme hörte man in dieser wichtigsten Frage die Bayern Stahl und Barth. Es war männiglich bekannt, daß ein deutsches Kaisertum dem stärksten Widerwillen begegnen werde an der Isar. Nicht bloß ein Kaisertum der Hohenzollern, wenn man auch so betonte. Ein Kaisertum der Habsburger nicht minder, wenn man auch zunächst nicht so sagt, weil es nicht in Rede steht. Eine solche Mittelmacht ist übel daran. Übel für sich, übel für das Ganze. Jenes sogenannte Gleichgewichthalten besteht darin, daß auseinander gehalten, nicht aber darin, daß unter abwägender Vermittelung zusammengebracht wird. Zerteilen wohl, nicht aber vereinigen. Solche negative Aufgabe mitten in einer Nation ist ein herbes Los. Das konnte man recht erkennen, wenn man die Äußerungen über Bayern anhörte. Nicht bloß im Zentrum, nein links und rechts. Überall wurde das Bitterste über Bayern geäußert, weil Bayern jeder gedeihlichen Kombination im Wege zu stehen schien. Heftig entrollte man die deutsche Geschichte und wies nach, daß es stets ein Zusammengehen Deutschlands gehindert und vorzugsweise den Reichsfeind herbeigerufen habe, um seine schwache, aufs Zerteilen angewiesene Stellung zu stärken. Solche heftige Gegner schalten denn auch lebhaft, daß man, offenbar nur Bayerns halber, einen Reichsrat an die Oberhauptsfrage geklebt, ein fünftes Rad an den Wagen. „Bayern

wollt ihr dadurch versöhnen mit dem Kaisertume," riefen sie „und täuscht euch völlig. Es tut nur, was es muß. Jede Ausgleichung ist ihm zuwider, denn jede ist ihm zu gering. Es sucht seinen Vorteil lediglich darin, daß nichts Mächtiges entstehe, damit es selbst verhältnismäßig mächtig erscheine. Das ist Tradition, das ist seine Lage. Wie mögt ihr ihm beikommen wollen dadurch, daß ihr guten Willen zeigt, daß ihr einem Rechenexempel gegenüber sentimental werdet!"

So steht's in unserem Vaterlande. An dem einen Staate haßt man die Macht, an dem andern den Neid, an dem dritten die Schwäche. Die Leute hatten wohl recht, welche von vornherein behaupteten, es müsse ein Wunder geschehen, wenn Deutschland mit einem Male einig werden sollte. Nun, sagte man im Zentrum darauf, deshalb versuchen wir's auch nicht sogleich in ein und derselben Form mit vierzig Millionen, sondern zunächst nur mit dreißig.

Stahl sprach sich überraschend dahin aus, daß auch das Volkshaus stets partikularistisch sein werde. Die nächsten Wochen, welche aus partikularistischen Entstehungsgründen eine Koalition in der Paulskirche zeigten, gaben ihm überraschend schnell recht. Da nun das Staatenhaus prinzipiell den Partikularismus darstelle, so müsse ein strenges Einheitsorgan an die Spitze gestellt werden. Wenn auch Österreich fehle, der Süden Deutschlands sei deshalb nicht zu schwach gegen den Norden. Bayern, Württemberg und Baden zusammen hätten allein schon nach dem neuen Vorschlage des Verfassungsausschusses soviel Stimmen im Staatenhause als Preußen. — Er glaubt nicht nur nicht, daß Bayern unterdrückt werden könne in dieser neuen Stellung, er glaubt vielmehr, daß es eine Stelle einnehmen werde, die es noch nicht gehabt. Bayern sei bisher nichts gewesen in deutscher Politik; es habe Österreich und Preußen nachgehen müssen. Jetzt werde es der Sammelpunkt für alle kleineren Staaten

werden, die unter seiner Führung oppositionell gegen Preußen politischen Einfluß ausüben würden.

Die immer vorgehaltenen materiellen Interessen, welche in Süddeutschland bedroht sein sollten durch einen preußischen Kaiser, brächten ihn dahin, eine Erbmonarchie zu wünschen. Nichts sei Nordamerika so nachteilig als der alle vier Jahr drohende Wechsel im Handelsprinzip. Damit lasse sich nichts Gründliches erfahren, darauf lasse sich kein solides Geschäftsleben gründen. Man möge die Schutzzölle so hoch nehmen wie man wolle, damit schaffe man in einem wandelbaren Reiche keine Industrie. Und das süddeutsche Schutzzollgeschrei gegen Preußen sei ein ganz unklares. In Preußen sei ja das Fabrikleben größer als in Süddeutschland, und sei überwiegend. Bei dem Kongresse in Berlin 1845 haben sich die dort versammelten Preußen entschieden für das Schutzzollsystem erklärt. Man solle doch abwarten, wie sich das gestalte im nun erst begonnenen parlamentarischen Wege. Ein Gegensatz zwischen Preußen und Süddeutschland bestehe darin gar nicht. Sogar in Sachen der „Gewerbfreiheit", womit man in Bayern so geflissentlich die Unvereinbarkeit mit dem Bundesstaate und Preußen zu beweisen suche, übertreibe man ohne Kenntnis der Dinge. Gerade in Preußen gehe die neu entworfene provisorische Gewerbeordnung jetzt von engerem Prinzipe aus als in Bayern; und was die Aussicht auf materielle Verbindung mit Österreich betreffe, von der man neuerdings rede, so wies er nach, daß dies eine Fata morgana sei. „Bayern war nächst Württemberg", schloß er, „der Staat, welcher sich zuletzt dem Deutschen Bunde mit Widerstreben anschloß." Und doch sei dadurch allein seine Existenz gesichert worden. Es werde ebenso zum Bundesstaate treten müssen.

Barth von Kaufbeuern erinnerte an Elisabeth, welche den ihr unangenehmen Stuart zu ihrem Nachfolger eingesetzt, damit das Reich zusammengehalten werde, und setzte hinzu: der Mächtigste sei Kaiser! „Um der Nation die Freiheit zu

sichern, müssen wir sie umgeben mit Macht." Macht sei aber nicht jene ideale Einheit, welche sich als loses Band um eine große Ländermasse schlingt, sondern eine organische, eine wahre, eine praktische Einheit allein sei Macht.

Nichts war den Gegnern des Kaisertums lästiger als diese erbkaiserlichen Bayern, deren lautere Gesinnung und gute Einsicht nicht anzuzweifeln war. Es fehlte zum Leidwesen nur noch, daß ein künstlicher Bayer gegen das Kaisertum sprach, und das tat Herr Phillips, ein aus Preußen in München eingewanderter ultramontaner Politikus.

Den Paragraphen des Verfassungsausschusses vertraten im allgemeinen und ohne näheren Bezug auf Landsmannschaften ausführlich Biedermann und wie immer eindringlich Bassermann. Ob sich aber wirklich eine Mehrheit dafür ergeben werde, wußte man nicht mit Sicherheit vorher, wenigstens durfte man nur auf eine geringe Mehrheit hoffen. Die Anhänger des Direktoriums und des Turnus namentlich waren nicht genau zu berechnen. Darüber war kein Zweifel, daß jedes kollegiale Oberhaupt in sehr tiefem Mißkredit stand und den Anforderungen deutscher Nation an einen parlamentarischen Staat nicht entspreche, da es den Charakter desselben untergrabe und gefährde. Aber trotzdem mußte man gewärtigen, es werde aus partikularistischen Gründen oder aus Besorgnis vor aufreizender Hegemonie Preußens mancher für ein Direktorium stimmen, welcher diese Oberhauptsform für schlecht halte.

Die Spannung war also groß, als diese Form bei der Abstimmung zuerst an die Reihe kam. In Gestalt eines Amendements des Herrn von Rotenhan kam das Direktorium zur namentlichen Abstimmung, und es fand — nur 98 Stimmen. 360 stimmten dagegen. Unter jenen 98 Stimmen waren 90 nur aus Bayern, Österreichern und Ultramontanen zusammengesetzt.

Darauf folgte Welckers Turnus. Nur des Anstandes

halber, damit er nicht mit einer lächerlichen Minorität abfalle, stimmten manche dafür, da er doch nicht die geringste Aussicht auf Annahme hatte. So sammelten sich 80 Stimmen für ihn von 457.

„Wählbar ist jeder Deutsche“, dies republikanische Minoritätserachten des „Laubdaches“ erhielt 122 Stimmen von 461.

Der Antrag des Verfassungsausschusses: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen“ kam zuletzt daran und wurde mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen. (Stürmischer, anhaltender Beifall auf der Rechten und im Zentrum. Zischen auf der Linken.) In der nächsten Sitzung gab es von den Gegnern dieses Beschlusses Zahleneinwendungen gegen das Protokoll, und es wurde behauptet, der Paragraph sei nur mit 252 gegen 212 angenommen. Item er war angenommen und die monarchische Form hiermit festgestellt.

Alles drängte nun zur näheren Bezeichnung dieser monarchischen Oberhauptswürde. Erblich oder nicht? Diese Frage war so bestritten, daß selbst im Verfassungsausschusse keine Mehrheit zu erreichen gewesen war für einen Vorschlag. Waitz zum Beispiele war gegen alles Erwarten für einen zwölfjährigen Kaiser. Mittermaier war für einen lebenslänglichen, und der sechsjährige hatte zahlreiche Gnade gefunden, als Auskunftsmittel sogar bei Herrn Detmold und Wigard, welche sich hierfür zum ersten und letzten Male die Hand reichten. Solche Allianz war wohl geeignet, die Ragoutqualität eines sechsjährigen Kaisers zu empfehlen. Der Vorschlag der Erblichkeit mußte als Minoritätserachten § 1a eingebracht werden. Später für die zweite Lesung fand er auch im Verfassungsausschusse die Majorität. Jetzt war er von zehn Männern unterschrieben: von Dahlmann, Beseler, von Soiron, Droysen, Briegleb, Deiters, Max von Gagern, Hergenhahn, Tellkampf, Scheller.

Montag, den 22. Januar kam die Erblichkeitsfrage,

welche schon seit Monaten allen Wendungen zum Grunde gelegen, direkt zur Debatte. Man widmete ihr zwei Tage, und unter den Gegnern tat sich hervor Edel von Würzburg, Uhland, Beda Weber und Fröbel. Unter den Verteidigern, Dahlmann, Vincke, Grumbrecht, Rümelin, machte dieser letztere durch einfachen und wahrhaftigen Vortrag den tiefsten Eindruck.

Daß ein Schwabe so sprach für das erbliche Kaisertum und ersichtlich seinem innersten Gewissen nach so sprechen zu müssen glaubte, das war von unabweisbarer Gewalt.

Rümelin sagte: „Ich bekenne mich offen zu denjenigen, welche den Eintritt Österreichs in den deutschen Bundesstaat, wie wir ihn nötig haben, für unmöglich, welche die Lösung unsrer Aufgabe nur in der Gründung von zwei selbständig nebeneinander stehenden, durch Sympathien, Interessen und unauflösliche Verträge aneinander gebundenen Bundesstaaten für erreichbar halten. Ich will in dem engeren deutschen Bundesstaate, den wir hier zu gründen berufen sind, den König von Preußen als erblichen König der Deutschen.“ — „Ich habe in dieser Frage nur das Wort erbeten, weil ich einer der wenigen Süddeutschen bin, welche entschieden auf dieser Seite stehen, und weil ich wünsche, daß auch aus meinem engeren Vaterlande ein Zeugnis dafür abgelegt würde, daß es auch dort an solchen nicht fehlt, die sich in das Unvermeidliche fügen, die bereit sind, mancherlei Sympathien und Interessen um den Preis eines großen Vaterlandes hinzugeben. (Bravo.) Ich bedaure, daß es einem andern Manne aus meinem Vaterlande nicht gegönnt ist, dieses Zeugnis hier abzulegen, daß Paul Pfizer verhindert ist, in diesen Tagen auf dieser Tribüne zu stehen (Hört! hört!) und für eine Idee zu sprechen, welche er ein Recht hat, sein Eigentum zu nennen, und worin er schon vor Jahren mit staatsmännischer Voraussicht die künftige Form der deutschen Einigung gefunden hat. (Bravo.) Allein so sehr wir ihn alle hier vermissen, so wünschte ich doch nicht, daß gar

keine Stimme aus meiner Heimat in diesem Sinne sich vernehmen ließe."

„Es ist gegenüber einer bestimmten, so schwierigen Frage wie die über das Oberhaupt schwer von einer öffentlichen Meinung zu sprechen, zumal in einem Lande, wo das politische Urteil sich selbst noch erst aus einer trüben und verworrenen Gärung herauszuarbeiten hat. Ich weiß sehr wohl, daß auch bei uns die demokratischen Vereine gegen jede monarchische Spitze sind. Ich weiß und begreife es vollkommen, daß diejenigen Teile von Württemberg, welche in den letzten Kriegsjahren mit uns verbunden wurden und bis heute noch nicht zu einem rechten Ganzen zusammengewachsen sind, teils im Hinblick auf geschichtliche Erinnerungen, teils aus konfessionellen Rücksichten nicht für ein preußisches Kaisertum sein können, ich mute es ihnen auch nicht im allermindesten zu. Ich gebe ferner zu, daß, wenn es uns gelingen sollte, diesen Plan durchzuführen, er bei uns nicht mit Jubel begrüßt werden dürfte, daß das Volk lange Zeit dazu brauchen würde, ehe es sich hineinfinden könnte. Ich muß aber auch die Überzeugung aussprechen, daß diese Idee in unserm Lande bei ihrer Ausführung wenigstens nicht auf wesentliche und unübersteigliche Hindernisse stoßen, und daß das Urteil des Volks vorzüglich von der Stellung abhängen wird, welche die Regierung gegenüber dieser Frage einnehmen wird."

„Meine Herren! Wir Bewohner des südwestlichen Deutschland befinden uns dieser Oberhauptsfrage gegenüber in einer eigentümlichen und peinlichen Stellung. Es hat niemand, kein deutscher Stamm ein größeres Interesse an der deutschen Einheit als wir, aber keiner hat auch das so schwer zu empfinden, wenn Deutschland entweder nicht einig oder kein Ganzes werden wird. Wir Schwaben haben den Fluch der Zerstückelung und Schwäche Deutschlands schwerer getragen als irgend ein anderes Volk —" „das können Sie

also glauben, uns ist es Ernst damit, daß es ein starkes Deutschland gebe. Wir sind zu jedem Opfer bereit. Wir treten nicht mit Ansprüchen auf eine selbständige Stellung wie unsre östlichen Nachbarn auf; wir stehen zurück; wir sind die Flehenden, die Hilfe Heischenden bei den mächtigen Freunden. Allein es ist wahr, wenn man nun den Süddeutschen sagt, die deutsche Einheit sei ein preußisches Erbkaisertum, so ist das eine harte Lehre. Wer mag sie hören!"

Was also die Sympathien betreffe, so lasse sich nicht leugnen, daß diese nicht dafür seien. Was die materiellen Interessen betreffe, so werde übertrieben. Er stehe ganz auf süddeutschem Standpunkte und wünsche eine „kurze, vorübergehende, mäßige Nachhilfe, damit dem verarmenden Volke neue Erwerbszweige geschaffen werden", allein darin liege kein Hindernis für die Gründung eines starken Deutschlands. Er glaubt mit Stahl, daß hierin Süddeutschland gar nicht in der Minorität sein werde, und daß es sich überhaupt hierbei nicht um einen Gegensatz zwischen Norden und Süden handle. Er verlange auch nicht, daß zwischen Schutzzöllen und Freihandel ein Extrem siege. Eine Verständigung solle und werde erreicht werden, sobald einmal alle Interessen sich hören lassen können. Die Frage über Zoll und Handelseinigung mit Österreich, die er sehnlich wünsche, bleibe doch jedenfalls eine Sache für sich und hänge von Unterhandlungen ab, es möge mit der deutschen Verfassung werden wie es wolle. Nicht die heutige Abstimmung, sondern was die Interessen beider Länder gebieten, sei hierin bestimmend. Denn diese Interessen seien mächtiger als alle politischen Rücksichten des Augenblicks. Werde denn auch eine Zollunion verzögert durch die Entscheidung in der Oberhauptsfrage, so könne man von einer solchen Verzögerung doch niemals die „Auferstehung eines starken Deutschlands abhängig machen".

Dann berührte er in bescheidener Äußerung den mili-

tärischen Gesichtspunkt. Er will nicht daran erinnern, wie denn in der Kriegsgeschichte Süddeutschland immer beschützt worden sei durch Österreich. So, daß es immer der Tummelplatz der Feinde geworden. Auch nicht, wie neuerdings durch die Anlage von Ulm, welches ja hinter Württemberg liege, und eine bayrische oder österreichische Festung sei. Württemberg sei dadurch wiederum zum voraus dem Feinde als Beute bezeichnet und überlassen. „Wir können", fuhr er fort, „nur recht geschützt werden dadurch, daß wir mit einem starken Norddeutschland verbunden sind, daß am mittleren Rheine Norddeutschland eine eben so starke und drohende Stellung an der schwachen Seite Frankreichs hat, wie Frankreich am Oberrheine gegen die schwachen Seiten Deutschlands. Der Schutz Österreichs bleibe ja sicher, da dies nicht einen neuen Rheinbund an seinen Grenzen entstehen lassen könne, und wenn der Kriegsschauplatz zwischen dem mittleren Rheine und der Maas sei, dann werde „ein Krieg zwischen Österreich und Frankreich entweder in Deutschland gar nicht geführt werden können, oder es wird zugleich ein Krieg gegen Deutschland sein. Dieser Bund macht nicht nur uns sicher, sondern er schützt und stärkt zugleich Österreich. Österreich ist um vieles stärker, wenn es diese Vorlande nicht mehr zu schützen hat, wenn ein starkes Deutschland zwischen ihm und Frankreich steht. Es kann dann um so viel stärker nach andern Richtungen hin wirken, in welchen es seine geschichtliche Aufgabe hat, und in denen es bisher so wenig getan hat."

Wäre aber auch dies alles falsch, er wolle lieber auf einem verlassenen, preisgegebenen Vorposten eines deutschen Reiches stehen, er und die Seinen wollten „lieber die Stiefsöhne eines deutschen Vaterlandes sein, als gar kein Vaterland haben." (Bravo.)

So werde es aber mit allen anderen Anträgen in der Oberhauptsfrage. Sie seien, wie Dahlmann einmal gesagt, alle gleich viel wert, sie seien alle gar nichts wert.

„Es handelt sich bei allem darum, ob Sie einen Bundesstaat mit zwei Großmächten haben wollen, von denen die eine noch eine Stellung außerhalb Deutschlands hat. Wenn Sie zwei Großmächte haben, so haben Sie auch dreißig kleine Staaten, das hängt aufs innigste zusammen. (Sehr gut!) Die beiden Großmächte werden entweder miteinander gehen und auf die Kleinen drücken, und sie werden dies besonders dann tun, wenn es sich darum handelt, die politische Entwickelung zu retardieren, oder sie werden nicht zusammengehen — und das wird in allen großen politischen Fragen sein — dann werden sie sich gegenseitig neutralisieren und gegeneinander intrigieren, und die Folge wird sein, daß es weder vor unserm Volke noch in den Augen des Auslandes ein großes Deutschland geben wird." (Lebhafter Beifall vom Zentrum und der Rechten.) „Dem können Sie nicht entgehen, mag Herr Welcker sagen was er will — es sind alle die großen Gebrechen des alten Bundestages!" (Sehr richtig.)

Einleuchtend wies er nach, daß kein Parlament dabei helfen oder bestehen könne, daß es ein Spielball Preußens und Österreichs werden müsse. Was Welcker in bezug auf abgesonderte auswärtige Vertretung Österreichs, auf österreichisches Heer und dergleichen „Kinderei" genannt, das sei „das Wesen der Sache!" (Sehr gut!) „Wenn in Petersburg, London und Paris neben dem deutschen Gesandten ein Gesandter für Ungarn ist, so wird man wohl wissen, daß hinter diesem Gesandten die 600000 österreichische Bajonette stehen. Die Folge würde dann sein, daß Preußen seine europäische Stellung aufgibt, nur eine Stellung in Deutschland hat und hier seinen gesetzmäßigen Drittelseinfluß ausübt, während Österreich innerhalb Deutschland ganz dieselbe Berechtigung mit Preußen, daneben aber seine europäische Stellung beibehält." Dies sei das Direktorium, und wer möge denn glauben, daß sich Preußen dies jemals zumuten ließe!

„Die Gegner unsrer Ansicht,“ fuhr er fort mit seiner ruhigen Stimme, welche im folgenden wahre Rührung atmete, „die Gegner sind in einem sehr stark, nämlich darin, uns die Mängel unseres Planes vorzuführen. Sie können das, und machen auch redlichen Gebrauch davon. Sie können alles das, was uns das Herz schwer gemacht hat, bis wir zu diesem Entschluß kamen, wieder an uns vorüberführen, sie können die Wunde jeden Tag wieder aufreißen, und ich meinerseits gestehe Ihnen, daß so oft sie mir die Worte zurufen: das ganze Deutschland soll es sein! wenn ich auch alles weiß, was sich gegen diesen Vorwurf einer Teilung sagen läßt, es mich doch jedesmal wieder trifft. Sie können unsere Sache schlecht machen, eins aber können sie nicht: sie sind nicht imstande, ihr etwas Größeres, etwas gleich Großes, ja sie sind nicht imstande, ihr nur irgend Etwas entgegenzustellen, was dem Auslande und dem Volke gegenüber einen kleinen Grad von Verständlichkeit, von Lebensfähigkeit hat.“ (Lebhaftes Bravo vom Zentrum und der Rechten.) „Unser Gedanke ist offen und klar, seine Mängel liegen zutage, niemand kann sie verdecken. Aber es ist ein klarer durchschneidender Gedanke der Einheit und der Macht, und er ist allem dem Halben und Verworrenen, das Sie ihm gegenüberstellen, weit überlegen. Ich gebe nicht zu, daß man das eine Zerstückelung, eine Teilung von Deutschland nennen darf, was gegenüber den früheren Zuständen nur eine noch unvollkommene, nicht für alle gleichmäßige, aber jedenfalls weit größere Einigung von Deutschland ist. Allein selbst wenn Sie recht hätten, wenn es eine Verstümmelung von Deutschland wäre, so sage ich Ihnen: ich würde mir lieber einen Arm abhauen lassen und einarmig durch die Welt gehen, als zwei gesunde Arme haben, wovon der eine auch noch einer zweiten Person angewachsen ist, welche das gleiche Recht hätte sich desselben zu bedienen wie ich.“ Es sei keine Teilung, keine Trennung. Es sei zunächst wie mit den

griechischen Kolonien, welche dem Mutterlande eng verbunden blieben. Und hier liege kein Meer dazwischen, und es seien alle Bedingungen vorhanden, die eine innige, dauernde Verbindung möglich machen. (Bravo.) Die Namen Groß- und Kleindeutschland betreffend wüßte er nicht, daß man das kleine Griechenland mit Athen, Sparta, Corinth und Argos jemals herabgesetzt hätte gegen Großgriechenland in Italien. (Bravo.) „Sie reizen nur mit Ihrem großen Deutschland und spiegeln uns einen Traum von einem einheitlichen unermeßlichen Koloß von 70 Millionen vor, der zu gründen sei. Ich muß gegenüber von solchen Unmöglichkeiten sagen, mir ist dies Kleindeutschland, von dem Sie so verächtlich reden, immer noch lieber als gar keins.“ (Sehr gut.)

Auf die angezweifelte Union mit Österreich übergehend erinnerte er, daß gerade die acht Millionen Süddeutscher im Bundesstaate eine Bürgschaft für Österreich seien, daß keine preußische, antiösterreichische Politik im neuen Deutschland gelten werde. „Schon in Preußen selbst hat das eigentliche Preußentum kaum eine Mehrheit; wie soll es sie haben im übrigen Deutschland, wo das Gewicht aller kleinen Staaten dazu kommt, welche zusammen größer sind als Preußen! Wenn man ferner sagt, Österreich werde dann auf Deutschland keinen Einfluß mehr haben, so muß ich Ihnen gestehen: ich fürchte eher, daß der Einfluß Österreichs zu groß als zu klein sein wird.“

„Was zum Schluß die Erblichkeit betrifft, so möchte ich dafür nur einen Grund anführen, der für mich ein entscheidender ist. Wir wollen uns ganz hingeben, aber wir verlangen das gleiche auch von Preußen. Wir verlangen, daß es seinen staatlichen Organismus als ein fügsames Glied in die deutsche Verfassung einreihe, daß es uns in Berlin nicht ein Parlament als den Doppelgänger eines Reichstags hinstelle, daß es nicht die Stellung und Gliederung einer Großmacht fortbehalte, daß der Unterschied unter den deutschen

Staaten kein anderer werde als der zwischen mittelbaren und unmittelbaren Reichslanden. Diese Forderung können wir aber nur dann stellen, wenn die Verbindung keine zeitliche, sondern eine unauflösliche ist. Wir können nicht erwarten, daß Preußen, wenn es nach sechs Jahren wieder abzutreten hat, seine gesamte Staatsverfassung so lange suspendiere. Es muß bleiben, was es ist, und wir kommen aus dem Gegensatz von großen und kleinen Staaten nie heraus, denn wenn Preußen seine selbständige Stellung behält, so werden es die andern auch tun. Ein vollkommenes Zusammenwachsen ist nur unter dieser einen Bedingung möglich."

Rümelin stieg unter dem lebhaftesten Beifalle des Zentrums und der Rechten von der Rednerbühne herab. Er hatte schlicht und tüchtig alles gesagt, was zu sagen war, und weil er ein Schwabe, so wurde dies aus seinem Munde das Herzblatt der ganzen Verhandlung. Kein Norddeutscher, auch nicht Dahlmann, nicht Vincke konnten in dieser Frage so überzeugend sprechen, wenn auch Vincke die Gegenanträge schlagender züchtigen, das „bewegliche Laubdach" und „den Pickenick (Turnus), „die Anarchie nacheinander" schärfer geißeln, das Direktorium aber, „die Anarchie nebeneinander" witziger bekämpfen konnte. Das erbliche Kaisertum blieb am ergreifendsten empfohlen durch den ruhigen Lehrer aus Nürtingen, welcher offen gestand, daß ihm der Entschluß schwer und schmerzlich gereift sei.

Neben diesem rührenden, tief erwogenen, gründlich patriotischen Ernste Rümelins nahm sich Inhalt und Form Beda Webers übel aus. Er hielt einen lustigen Ton für angemessen solcher Frage und eine lustige Verleugnung all seiner Grundsätze. Er, der zur strengen Rechten gehörte, empfahl heute die Volkssouveränität, Urwahlen für den Kaiser, und wenn das nicht möglich, einen Präsidenten. Dahlmann selbst, welcher sich sonst so wenig um die Reden anderer Leute bekümmerte, bemerkte zum Eingange, daß ein so tief

ernster Gegenstand nicht mit mannigfaltigen Späßen zu überschütten sei. Die Späße mögen dahingestellt bleiben, aber derlei unlautere Wendungen entschlüpfen nie dem öffentlichen Gewissen und fallen wie Mehltau auf die Sache, welcher sie dienen sollen. Sie hätten hier doch gute Dienste geleistet, meint man? Diese Berufung auf Volkssouveränität und einen Präsidenten hätte ja die glückliche Koalition mit der Linken so fruchtbar eingeleitet? Ach ja, die Lüge hilft wohl von einem Tage zum andern.

Auch Frater Lassaulx wollte hierbei nicht zurückbleiben und ließ sich sehen mit seinen hölzernen Figuren, ließ sich spüren mit dem Moschusgeruche seiner Ingredienzien. Seine Weisheit hat so etwas von abgestandener Brühe, die vom Abhub aller möglichen Tafeln zusammengegossen worden. Von Epikurs, von des Horazius Flaccus, von des heiligen Augustins, von König Ludwigs Tafel. Der Neuling nennt diesen Brodem pikant, der alte Kunde gebraucht das grobe Wort „ranzig“ dafür. Frater Lassaulx serviert heute mit der bekannten Bescheidenheit eines Kellners, der nicht auf Trinkgelder, sondern auf festen Gehalt angewiesen ist. Morgen putzt er seine hölzerne Figuren auf und läßt sie mit den Sprüchen des Gymnasiums aufmarschieren. Rhetorische Heerschau; Sentenz auf Sentenz von der Lebensdauer der Staaten, von Rom und Byzanz, das ganze hundertfach zerknickte, also unter hundertfachem Gesichtspunkte darzustellende Schema der schöngeistigen Aphorismen kam daher und produzierte seine Kunststückchen an der deutschen Oberhauptsfrage. Das Herz leitet die Wahl, pflegt man zu sagen. Da dieser Frater sententiosus nun aber für unsere vaterländische Sache kein Herz hat, so widerfuhr ihm das Unglück, daß er in ein falsches Fach seines Figuren- und Sentenzenkastens gegriffen und alle Beweise für die mächtige Einherrschaft eines Großreichs hervorgelangt hatte, um — schließlich ein Direktorium zu empfehlen.

Wenn man auf nichts weiter gestellt ist als auf Klugheit, so muß man doch wenigstens klug sein. Wie mag man erwarten, daß durch solche ersichtliche Spiegelfechterei jemand getäuscht werde. Noch klang uns das Mühlfeldtsche Minoritätserachten zu den §§ 2 und 3 in den Ohren, welches bündig erklärte, daß Österreich nicht in einen deutschen Bundesstaat eintreten, sondern nur ein völkerrechtliches Bündnis mit Deutschland schließen könne. Dies hatte auch Herr von Lassaulx unterschrieben, und jetzt empfahl er uns die Direktorialregierung des deutschen Bundesstaates und in diesem Direktorium Österreich. Vor wenig Monaten also, als die meisten noch im Rausche auf ein bundesstaatliches Zusammengehen mit Österreich hofften, waren solche Leute nüchtern genug, die Unmöglichkeit des deutschen Bundesstaats mit Österreich einzusehen, und jetzt spielten sie die Trunkenen, welche den Ernüchterten sententiös vorwarfen, daß sie Österreich nicht einreihen wollten in den engen Kreis! — In einer Herzensangelegenheit, wie die Konstituierung des Vaterlandes ist, erfüllt uns doch nichts mit größerem Ekel als die Frechheit egoistischer Willkür, als das Komödiantenwesen, welches mit unsern teuersten Interessen ernsthaftes Possenspiel treibt. Frater Lassaulx hier, Bruder Vogt dort.

Darum war es eine rechte Herzstärkung, Dahlmann in dieser Frage auftreten zu sehen und mit ihm wieder sittliche Zuversicht zu gewinnen.

Die Erblichkeit zu verteidigen komme ihm vor, sagte er unter Oh! Oh! der Linken, als solle er eine Lobrede auf das Einmaleins halten. Dem lasse sich nichts Scharfsinniges oder gar Liebenswürdiges nachsagen, es sei nur einfach richtig und es lasse sich ohne dasselbe nicht auskommen in Haus und Hof. Dennoch habe das System der Erbherrschaft neben seinen Herbigkeiten auch seine zarte und in das innere Wesen der Menschheit dringende Seite. Nachdem es vor allen Dingen den Staat festgestellt, „denn der Staat muß in alle

Wege die Hauptsache bleiben", führe es in das Staatswesen die Wärme der Familie ein, indem es die Herrschaft an ein regierendes Haupt knüpfe.

„Ja, meine Herren, nehmen Sie den Völkern, nehmen Sie dem Volksleben seine tieferen Anhänglichkeiten, die sich wohl beobachten aber keineswegs modeln lassen, ich gehe weiter: nehmen Sie selbst den einzelnen ihre edleren Täuschungen, so nehmen Sie das Leben selbst, Sie töten das Leben ab. Sie verwandeln damit in eine Wahrheit den melancholischen Ausspruch eines großen Dichters, der in der Wiege des Menschen nur den umgekehrten Sarg erblickt, und selbst ihr Freiheitsjubel, von solchen Täuschungen — nennen Sie es immer so — nicht getragen, verwandelt sich in eine leere Schimäre."

Nun pries er, daß man ein Haupt beschlossen; denn in der Einheit Deutschlands sei die Zukunft Deutschlands enthalten, und ging darauf ein, daß er als Unitarier verschrien sei. Er sei dies nicht aus Theorien der Schule geworden, sondern durch eine Kette bitterer vaterländischer Erfahrungen in einem langen Leben. Hierbei schilderte er die Hauptzüge seines Lebens. In Wismar sei er geboren und aufgewachsen, als diese gute deutsche Stadt schwedisch gewesen. Dann sei er in Kiel Professor gewesen und habe nicht in den Krieg gegen Napoleon gedurft, denn Kiel war dänisch und Dänemark war Napoleons Verbündeter. Solle er noch Hannovers gedenken? Man möge ja glauben, daß er erfahren, was uns fehle, man möge die rechte Zeit der Heilung ja nicht vorüber lassen! „Einer einheitlichen Gewalt bedürfen wir, einer Einheit, welcher das Ganze des Vaterlandes eins und alles ist. Alles was ich früher in Deutschland erblickte, alle jene sogenannten kleinen Ganzen, die waren nur da, um das große deutsche Ganze gründlich totzuschlagen. Uns tut ein Herrscherhaus not, welches gänzlich sich unserm Deutschland widmet, gänzlich in Deutschland lebt und in nichts

anderem. Ein solches Herrscherhaus kann uns Österreich nicht sein, es kann es nicht, denn es hängen diesem Österreich, bei all seinem verdienten Ruhme, zuviele außerdeutsche Sorgen an. Österreich krankt an seiner Stärke ebenso sehr wie andere Staaten an ihrer Schwäche. Die schwersten Sorgen Österreichs werden erst dann beginnen, wenn es den langen Lauf seiner Siege vollendet hat."

Er bezweifelt, daß die Unterhandlung mit Österreich zu einem praktischen Ziele führen werde „in einer langen Dauer der Zeiten". — „An den Hohenzollern Preußens können wir ein solches Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht hätten. Es ist gar keine Zukunft für Deutschland möglich ohne Preußen. Hier kommt es also durchaus nicht darauf an, eine Wahl zu treffen, sondern uns dieses Hauses von Anfang an dergestalt zu versichern (Gelächter auf der Linken. Von der Rechten: Ruhe!), daß wir die Gewißheit haben, es widme sich gänzlich dem deutschen Vaterlande, alle seine Kraft und Sorge, nicht bloß als Nebengeschäft. Das ist aber keineswegs so leicht, wie viele unter uns glauben wollen!"

Folgte eine Schilderung des spezifischen Preußentums, welches nicht begreife, daß seine Stellung mit dem Ende des absoluten Königtums eine ganz andere geworden. Die Anarchie werde nie mehr gedämpft, wenn nicht durch die Einheit der deutschen Volkskraft eine Bahn eröffnet sei, die zur Macht führe. „Denn es ist nicht bloß die Freiheit, es ist zur größern Hälfte die Macht, die ihm bisher versagte, nach welcher es den Deutschen gelüstet. Deutschland muß als solches endlich eintreten in die Reihe der politischen Großmächte des Weltteils. Das kann nur durch Preußen geschehen, und weder Preußen kann ohne Deutschland noch Deutschland ohne Preußen genesen. Und so komme ich denn doch am Ende wieder auf das zurück, was ich das Einmaleins

nannte. Denn das ist denn doch wohl ein ganz Einfaches, daß eine Macht wie Preußen nicht auf die Probe berufen werden kann. Man kann einen Teil seines Wesens allenfalls hingeben an ein anderes, man kann allenfalls mithelfen zur Herrschaft, man kann das politische Pfuscherwerk einer Trias oder eines Turnus mit aufputzen helfen; allein sein ganzes Wesen, das gibt man nicht für drei, sechs oder zwölf Jahre hin, sein ganzes Wesen gibt man nur hin, um in ein höheres Wesen für alle Dauer der Zeiten überzugehen. (Bravo!) Meine Herren! Ich verdamme niemands Abstimmung (Bravo!), allein was mich persönlich angeht, ich würde glauben, gebrochen zu haben mit allem, was mir vaterländisch teuer und heilig ist, gebrochen zu haben mit meinem Vaterlande, wenn ich anders meine Stimme abgäbe als für die Einheit Deutschlands (Bravo!), für die erbliche Krone meines deutschen Vaterlandes. (Bravo! Zischen auf der Linken.) So bin ich gesonnen und werde so gesonnen bleiben und bis an mein Ende den Glauben festhalten, daß eine unbegreifliche Barmherzigkeit des Himmels uns vielgeprüften Deutschen endlich die Rettungsbahn eröffnet hat, die wir einschlagen müssen, wenn wir das Heil des Vaterlandes finden wollen." (Lebhafter Beifall im Zentrum und der Rechten. Zischen von der Linken.)

Neben diesem klaren Einsehen und klarem Wollen wie staubig und trübe nahm sich Fröbels Wollen aus! Er meinte es ehrlich und gut und sanft, er war wirklich ein Demokrat. Aber welche Träumerei! Mückenschwarm auf Mückenschwarm, wo alles sich begatten und doch alles ruhelos weiter will. Nicht einmal Zeit und Kraft zur neuen Mückenzeugung. Jeglicher Glaube an irgend eine Autorität sei dahin und der absolute Unglaube herrsche. Dies sei die Hauptbedingung der Demokratie. Die freie Selbstbestimmung müsse also in allen Dingen eintreten, und auch nicht das aus allgemeinem Wahlrechte hervorgegangene Parlament, sondern das ganze

Volk habe das Reichsoberhaupt und zwar auf die kürzeste Zeit zu wählen. Eine solche Oberhauptsautorität wie vorgeschlagen, sei übrigens auch gegen § 7 der Grundrechte, wonach jedes Amt für jeden dazu Befähigten zugänglich und jeder bevorrechtete Stand abgeschafft sei. War jetzt Zeit zum Mückenseihen im deutschen Vaterlande! Vincke nahm sich die Mühe darauf zu erwidern, daß nach solcher „Gleichheit vor dem Gesetz“ niemand ein Amt annehmen dürfe, weil der Beamte eine andere Stellung habe als derjenige, welcher ihm untergeordnet ist. Die Gleichheit vor dem Gesetze, die doch nur eine ideale, sei nur so zu verstehen, daß jeder Anspruch auf gleiche Behandlung vor dem Richter, nicht daß er auch dieselbe Lebensstellung haben solle. Übrigens benützte er die günstige Stellung Preußens zu dieser Frage dahin, daß er ebenfalls idealisierte, und der Konsequenz wegen noch einmal wie früher versicherte, er würde für das Haus Österreich sprechen, wenn Österreich nicht noch andere Interessen zu vertreten hätte als rein deutsche. Das war nicht ohne Künstlichkeit und Gemachtheit und gewiß nicht von so reinem Quellwasser wie Dahlmanns Wort. Keinen Zweifel, daß Vincke sich selbst beim Worte gehalten hätte, wenn über Nacht Österreich sich aller nicht deutschen Lande entäußert hätte. Und wie dann? Um sein Wort zu halten, wäre er gegen seinen ganzen politischen Kreis von Gedanken und Wünschen, wäre er gegen seine ganze eigene Welt in die Schranken getreten. Die Spitzfindigkeit ist unter allen Umständen eine Gefahr in der Politik. Allerdings verschaffte ihm seine Konsequenz in dieser Frage glänzende Vorteile auf der Rednerbühne. Nachdem er links und rechts die Gegner niedergeworfen hatte wie ein Herkules, der mit der Faust Stiere erschlägt und dabei noch nebenher mit einem Finger giftige Schlangen erdrückt, welche die Peterskirche in die Paulskirche einschleppten, konnte er allerdings rufen: Wer ist denn damals verlacht worden mit den 34 deutschen Nationen? Ich war's,

der unsre Misere so bezeichnete als eine Misere, welcher ein Ende gemacht werden müsse. „Jetzt, wo wir nach acht Monaten fast am Ende unserer Aufgabe uns befinden, bin ich mir bewußt, treu geblieben zu sein; ich höre aber jetzt viele Stimmen in diesem Hause, die eben nichts anderes wollen als die 34 Nationen! (Großer Beifall.) Ich habe hier kein anderes Interesse als die Zukunft Deutschlands. (Allseitiger lebhafter Beifall.) Wenn die Geschichte unsre Namen aufzeichnet, woran man uns hier so oft erinnert hat, so wird man hoffentlich unsere Namen alle auf die Seite derjenigen stellen, welche ein einiges Deutschland wollten. (Lebhafter Beifall.) Die Namen der Gegner aber wird man in allen Winkeln Deutschlands suchen müssen, da wo man die Republik will und nur jetzt noch nicht ausführen kann, da wo man die katholische Kirche gefährdet glaubt und man für einen erblichen Kaiser nicht stimmt, weil unser König einmal das Unglück hat, Protestant zu sein, und da wo man nur deshalb nicht für den Erbkaiser ist, weil es nicht der österreichische ist; zu einer solchen Ansicht werden wir Preußen uns niemals herablassen." (Stürmisches Bravo und anhaltendes Händeklatschen in der ganzen Versammlung — sagt sogar der stenographische Bericht.)

Das heißt die günstige Stellung ausbeuten. Der nächste Redner, Edel von Würzburg, suchte die ungünstige auszubeuten. Er behandelte Nord- und Süddeutschland wie berechtigte staatliche Gegensätze, und diejenige Einheit war ihm ein Unrecht, in welcher Süddeutschland schwächer vertreten sei als Norddeutschland. Er pochte geradezu auf den Partikularismus als so und so großen Komplex, und erklärte diese Oberhauptsfrage für eine Existenzfrage Süddeutschlands. Da war im Drange gar kein idealer Schleier mehr übrig geblieben, und er verlangte ganz zuversichtlich diejenige Form, welche unser Vaterland ruiniert hat, das Wahlkaisertum! „Damit kein deutscher Stamm", wollte sagen

damit nicht Bayern, bleibend „vom Reichsregimente ausgeschlossen“ werde.

Ein nordischer schwarzer Bart folgte dem südlichen schwarzen Barte, ein Hannoveraner dem Bayer, und Grumbrecht erklärte nach solchem Vorgange denn doch auch jetzt am Ende des Werkes noch feierlich, daß er nicht wie Edel im Namen Bayerns im Namen Hannovers sprechen wolle, sondern als Deutscher, obwohl den Hannoveranern das partikulare Gefühl ebenso nahe gelegt sei wie den Bayern. Ihm und den Seinigen sei wahrlich das preußische Kaisertum etwas sehr Unerwünschtes, und auch in den materiellen Interessen stünden ihnen nur Opfer, große Opfer bevor. „Er persönlich habe gehofft, es würden die Großstaaten zugrunde gehen in einer deutschen Bewegung, und er habe deshalb mit der Linken gestimmt — aber er könne sich nicht mehr verhehlen, daß die Mehrheit dieses Hauses Deutschland richtiger beurteilt habe, und so müßten denn, um das Ziel zu erreichen, auch die schwersten Opfer gebracht werden. Er stimme mit schwerem Herzen, aber er stimme für ein erbliches Oberhaupt. Dies nur könne, wie die Lage der Dinge in Deutschland sei, Macht nach außen, Freiheit im Innern verbürgen.“

Dieser ehrliche Sinn Grumbrechts mußte nach Herrn Edels Rede einen erhebenden Eindruck machen. Denn die nackte Berufung auf ein selbständiges Süddeutschland oder Bayern, diese Berufung nach achtmonatlicher prinzipieller Einheit wirkte damals noch empörend. Süddeutschland hatte ja vorzugsweise nach deutscher Einheit gerufen; Preußen hatte dies nicht getan. Nun war man am Abschlusse, und weil dieser Abschluß Preußens Königshaus an die Spitze brachte, nun sollte auf einmal Süddeutschland dies und das und das und dies mit besonderem Rechte zu fordern haben, nun sollte am Ende des Turniers Einsatz und Bedingung rundweg geleugnet werden! Und nicht einmal ein Staat mit gewissen nachdrucksvollen geschichtlichen Rechten, nein,

eine Gegend, die ganz verschiedenartig begrenzt werden konnte, sollte alles für ungültig erklären können. Ein anderes Mal rechnete das Rheinland, welches großenteils preußisch, zu Süddeutschland, heute war Preußen nur ein Gegensatz zu Süddeutschland und Trier unter gleichem Breitengrade wie Darmstadt, Saarbrück unter gleichem Grade wie Heidelberg waren nicht mehr preußische Städte.

Dies war ein übler Ton, den Herr Edel so zuversichtlich anschlug. Er sagte nichts weiter als: wir wollen nur eine deutsche Einheit, wenn wir persönlich dabei unsere Rechnung finden, wenn wir die Rechnung so finden, wie wir sie uns gemacht. Daß die Süddeutschen in ihren Sympathien betroffen sein mochten bei solchem Ausgange, wer begriff das nicht, wer beklagte das nicht! Wer war nicht bereit auszugleichen, wo es ohne Gefährdung des ganzen Zwecks irgend geschehen konnte! Aber diese grelle Verleugnung des Prinzips am Schlusse einer auf solches Prinzip begründeten, begeisterungsvoll gepriesenen Parlamentssession, sie war das Signal zur Zerstörung des Werkes. Bisher hatten nur die Linken, wie sie meinten im Interesse der Freiheit, den Partikularismus aufgepflanzt. Jetzt erhob er sich nicht nur auf der Rechten, nein im rechten Zentrum, zu welchem Herr Edel und Genossen bisher gehört hatten, im rechten Zentrum, wo man sich zur Einheit streng wie zu einem Dogma bekannte.

Dies erste Anzeichen eines offenen Abfalls vom Grundprinzipe des Parlaments hat sich in den nächsten Wochen entsetzlich bewährt. Von hier aus hat sich eine prinziplose Opposition entwickelt und gestaltet gegen das Zustandekommen eines parlamentarischen deutschen Staates, eine Opposition, welche zuerst das Parlament in die Nichtigkeit zu ziehen suchte, und welche später alle Trennungsgründe in Deutschland eifrig wieder belebt hat. Dieser Signalgeber Edel war nun immer voran, wenn Verzögerung erstritten werden sollte, und wie er im großen das Prinzip deutscher Einheit

verleugnet hatte, so verleugnete er im kleinen, was er bei Gelegenheit eines verlangten Aufschubs soeben zugesagt hatte. Die vorgespiegelte oder törichte Erwartung, Österreich werde über Nacht sich zum Eintritte melden, gab in den nächsten Wochen den Vorwand zum Hinhalten, und wenn Herr Edel soeben von der Tribüne versichert hatte: er wünsche nur noch acht Tage Aufschub, und werde nach Verlauf derselben mit seinen Freunden bereit sein, dem Beginn der zweiten Lesung zuzustimmen — so stand er in der nächsten Stunde arglos wie ein unkundig Kind für eine Forderung der Linken auf, welche Erledigung des Wahlgesetzes, eine Aufgabe von Wochen, vor der zweiten Lesung eingeschoben sehen wollte. Nichts, nichts hat das Verhältnis in der Paulskirche, hat Treu und Glauben so sehr vergiftet als solch Betragen.

Mit Freude und Zuneigung hörte man daneben einen Süddeutschen wie Uhland an, obwohl er nichts Besseres wollte als ein Wahlreich. Aber er war echt im Prinzip, treu in seinem Worte. Die Wurzel des neuen deutschen Staates sei eine demokratische; der Gipfel schieße nicht von den Zweigen empor, sondern von der Wurzel: „das wäre dem natürlichen Wachstum der neu entstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir in ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten.“ Ja als er damit schloß: es werde kein Haupt über Deutschland leuchten, welches nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt sei, da rief mancher dem Dichter Beifall zu, mancher, der gar nicht einverstanden war mit dem luftigen Gedankenzuge des Schwaben. Es war aber eine deutsche und poetische Ganzheit.

Der Worte sind genug gewechselt! hieß es denn am zweiten Tage, am 23. Januar, bekehrt wird niemand mehr durch Reden, stimmen wir ab!

Man durfte nicht sicher auf einen Sieg der Erblichkeit

rechnen. Das Zentrum selbst hatte starken Abfall zu erwarten, wie sich schon bei Edel und Genossen an den Tag gelegt hatte. Die Rechte ging voraussichtlich nur in geringer Zahl mit Vincke, denn alle Bayern und Österreicher dort wollten keine Erblichkeit — für den Hohenzollern. Vom Württemberger Hofe waren wohl, wie Grumbrechts Rede verheißen, einige Stimmen zu erwarten. Aber Grumbrecht selbst gehörte zur rechten Seite des Württemberger Hofes und war nur darum nicht zum Augsburger übergegangen, weil er in zweifelhaften Fragen die Meinung des Zentrums im Württemberger Hofe vertreten wollte.

Ein Sieg der Erblichkeit war unwahrscheinlich, war jedenfalls nur dann möglich, wenn die Frage um Erblichkeit zuletzt an die Reihe kam. Leute wie Waitz, Zachariä und ähnliche, welche sich hierin vom Zentrum absonderten, mochten wohl zum Votum für Erblichkeit sich entschließen, wenn alle anderen Bestimmungen keine Majorität erlangten, und mancher andere war ebenso entschlossen, damit ein Beschluß zustande käme. Aber in erster Linie wollten viele nicht für Erblichkeit stimmen, die sich allenfalls dazu entschließen wollten, wenn keine andere Wahl mehr übrig bliebe.

Das Schicksal der Erblichkeit hing also von der Fragstellung ab, und die Abstimmung über die Folge der Fragen fiel nicht zugunsten der Erblichkeit aus. Vierundzwanzig Stimmen Mehrheit bestimmten, daß zuerst über Erblichkeit votiert werden solle.

Zu dieser Mehrheit hatte sich ziemlich alles vereinigt, was nicht durchaus für Erblichkeit gesinnt war. Auch diejenigen, welche der partikularistischen und demokratischen Opposition keinen Vorwand lassen, und die Zeit bis zur zweiten Lesung für Österreich freilassen wollten, welche also deshalb erst bei der zweiten Lesung ihr letztes Wort abgeben wollten.

Das erbkaiserliche Zentrum verzichtete also nach diesem

Ergebnisse auf einen absoluten Sieg. Es spannte seine Aufmerksamkeit nur dahin, ob die Erblichkeit einen relativen Sieg erringen werde, das heißt, ob sie heute die zahlreichste Minderzahl aufweisen könne. Auf alle anderen Formen, das wußte man, vereinigen sich die verschiedenartigsten Elemente, für den sechsjährigen Kaiser namentlich sogar der gemäßigte Teil der Linken; um die Erblichkeit aber schart sich nur ein geschlossenes Prinzip.

211 Stimmen vereinigten sich für die Erblichkeit gegen 263. Die Minderheit betrug also nur 52 Stimmen. Von 20 Stimmen ungefähr wußte man jetzt schon, daß sie in zweiter Instanz für Erblichkeit stimmen wollten. Es blieb also ein Minus von 12 Stimmen zu gewinnen für die endliche Entscheidung:

Die Wahl des Kaisers auf Lebenszeit erhielt nur 39 Stimmen von 452.

Die Wahl des Kaisers auf zwölf Jahre erhielt gar nur 14 Stimmen von 456.

Nun ging es an das sechsjährige Reichsoberhaupt, wofür sich Republikaner, die einen solchen Präsidenten hofften, Süddeutsche, Österreicher, Rechte und fast alle Feinde des Erbkaisers vereinigten. Herr von Bothmer neben Vogt, Römer neben Giskra stimmten dafür. Dennoch brachten sie's nur auf 196 Stimmen gegen 264.

Das Reichsoberhaupt auf drei Jahre erhielt 120, fast nur linke Stimmen.

So war denn keine Bestimmung über die Dauer des Reichsoberhauptes durchgegangen. Die Erblichkeit hatte aber eine relative und zwar prinzipiell einige Mehrheit. Die definitive Entscheidung blieb der zweiten Lesung überlassen.

7.

Hiermit war der Gedankenkreis einer neuen deutschen Verfassung erschöpft. Es blieben in der Oberhauptsfrage nur die gewöhnlichen Konsequenzen der konstitutionellen Monarchie übrig. Dann war der „Reichsrat", sichergestellt durch das Zugeständnis des Zentrums, es war ein Abschnitt „Gewähr der Verfassung" zu votieren, und es war endlich ein Wahlgesetz festzustellen. Letzteres sollte nicht integrierender Teil der Verfassung werden, und man wollte erst nach zweiter Lesung der Verfassung an die dornige Lösung solch einer Aufgabe schreiten, welche doch gewiß nur dann passend gelöst werden konnte, wenn man vollständig übersah, für welchen Staat, also für welche Vorbedingungen die Wahlen anzuordnen wären.

Dies hoffte man und dies war im Laufe eines Monats, also bis gegen die Mitte des Februar, zu erledigen. Unterdes konnten die Bemerkungen und Einwendungen der Staaten über und gegen die Verfassung eingegangen und vom Verfassungsausschusse für die Vorlage zur zweiten Lesung berücksichtigt sein. Auf diesem Wege sollte die „Verständigung" zwischen Reichsversammlung und Einzelnstaaten stattfinden. Preußen selbst hatte dies mildere Wort „Verständigung" vorgeschlagen und hatte den technischen Ausdruck „Vereinbarung", welcher so viel Widerstreben fand, absichtlich vermieden. Darauf einzugehen, war die Mehrheit der Paulskirche bereit. Die endgültige Entscheidung nur sollte in ihr als der Vertreterin eines deutschen Ganzen gegenüber den deutschen Bestandteilen beruhen und sich betätigen.

Die Entwickelung schien also nun doch endlich ihrem Ziele glücklich zu nahen. Bis zur Wiederkehr des Märzes konnte die Konstituierung des Vaterlandes vollendet sein. Ach, „zwischen Lippe und Bechersrand" findet noch alles mögliche Verderben Raum. Bis zur zweiten Lesung sollten

diejenigen deutschen Elemente, welche sich über Gebühr benachteiligt glaubten, den Boden dergestalt aufwühlen, daß kaum ein endlicher Beschluß entstehen, dieser endliche Beschluß aber vergiftet werden könne.

Innerhalb dieses Monats vor dem wiederkehrenden März bildete sich eine Koalition aus, welche nichts weiter gemeinschaftlich hatte als: Hinderung und Zerstörung der deutschen Reichsverfassung.

Ehe dies näher dargestellt wird, ist aus dem Abschnitte der Oberhauptsfrage noch dasjenige zu erwähnen, was früher schon angedeutet worden ist als etwas, was nicht zur Verhandlung gekommen sei. Es betraf etwas scheinbar Äußerliches, den Titel des Reichsoberhauptes. Der Verfassungsausschuß hatte den Kaisertitel vorgeschlagen. Dagegen war von einigen Mitgliedern des Zentrums ein Amendement vorbereitet worden, welches den Titel „König der Deutschen" vorschlug. Es stützte sich auf folgende Erwägung:

Der Kaisertitel erweckt Gedanken, Erinnerungen und Ansprüche, welche gar nicht beabsichtigt werden. Er war der Ausdruck eines ganz andern Reichsverhältnisses, als das heutige sein kann und sein soll. Er betraf den Zusammenhang mit Rom, er war aus dem Süden geholt für ein heilig-römisch-deutsches Reich. An solch einen Zusammenhang des modernen Deutschen Reiches denkt niemand. Wozu also etwas Lebloses mit einem Namen heraufbeschwören, welcher nur Anlaß gibt zu Mißdeutungen? König der Deutschen war der heimatliche deutsche Titel, für welchen es keines Römerzugs, keiner päpstlichen Weihe bedurfte. Im eigentlichen Sinne des Wortes war er der nationale Titel.

Österreich ferner wird schon um des bloßen Kaisertitels willen doppelte Schwierigkeiten erheben. Wir Menschen sind nun einmal so, daß wir an Unwesentlichem mit besonderer Hartnäckigkeit haften.

Ja, auch eine große Anzahl katholischer oder süddeutscher

Stimmen, für welche die Tradition des Kaisertums noch eine ganz bestimmte religiöse oder poetische Bedeutung hat, werden eher mit ihrer Opposition verstummen, wenn der für sie bedeutungsvolle Titel vermieden wird. Das Neue mit neutralem Namen wird eher eine neutrale Stimmung gewinnen bei seinen Widersachern.

Für den engeren und weiteren Bund endlich ist ein zwiefacher Titel angemessen. Soll und kann eine Architektonik erstrebt werden, innerhalb welcher der österreichische Kaiser dem weiteren Bunde präsidiere als mächtiger Herr all seiner Lande, dann möge ihm auch allein der Kaisertitel verbleiben. Jedenfalls wird durch den „König der Deutschen“ der organische Verband mit Österreich im weiteren Bunde erleichtert.

Dagegen sprach nur, daß sich das Volk bereits des großen faßlichen Kaisertitels bemächtigt habe, und daß er besonders in Norddeutschland, wenn auch nicht unter dem demokratischen Parteibegriffe „Volk“, doch unter Bürgern und Bauern bereits populär sei. Es sei nicht gut, daran wieder zu rütteln. Das war ein gegründeter Einwand. Er hätte aber doch untergeordnet werden müssen, wenn wirklich für die Befriedigung des Ganzen durch solchen Wechsel des Titels etwas zu erreichen war. Daß Norddeutschland übrigens, wo ja die Eifersucht gegen Preußen noch größer ist als in Süddeutschland, seinen Widerwillen gegen ein preußisches Kaisertum so heroisch niederkämpfte, das hing allerdings zusammen mit religiöser und poetischer Tradition wie sie hier zu Hause. Man mag sich noch so sehr hüten es auszusprechen, verleugnen kann man nirgends ganz, daß der protestantische Sinn, wenn auch den meisten unbewußt, in all diesen Fragen seinen Einfluß übte. Mochten nun auch hier die norddeutschen Protestanten ihr Opfer bringen zum Gedeihen des Ganzen, indem sie auf einen stolzen Titel verzichteten!

Sie wendeten ein, es werde ja dieser deutsche Königstitel gar so unbequem und verwirrend werden, weil man noch vier kleine Könige behalte. — Die verwirrenden Titel, welche über die Macht täuschen sollen — wurde darauf erwidert — haben diejenigen nicht zu kümmern, welche für entsprechende Macht den Namen zu wählen haben. Es ist von ihnen dafür zu sorgen, daß ein deutsches Königtum entsteht, und daß andrerseits die Einzelnstaaten nicht weiter in ihren Herrlichkeiten verkürzt werden, als zum Bestehen eines mächtigen Ganzen nötig ist. Wie weit den Einzelnstaaten eines vereinigten Reiches der königliche Name und Prunk, zumeist eine Errungenschaft Napoleons in Deutschland, unerläßlich sei, das werde die Sitte von selbst verfügen.

Dieser letztere Gesichtspunkt galt indessen für Nebensache. Die Erleichterung für Österreich, die Versinnlichung eines sich abzweigenden engeren und weiteren Bundes war der Grund dieser Titelfrage.

Um den Königstitel gruppierten sich zunächst diejenigen, welche zwar den Bundesstaat in ganzer Konsequenz aber auch die organische Beteiligung Österreichs wollten. Die Folge wird lehren, daß in dieser engeren Gruppe, welche sich um Gagern gebildet hatte, nicht nur warme Teilnahme für Österreich, sondern auch klare Erkenntnis der auf friedlichem Wege erreichbaren Formen lebendig war. Heinrich von Gagern erklärte sich für dieses Amendement des Königstitels, und die Mehrzahl des Zentrums schien einzuwilligen. Es begann eben die Runde zu machen für Unterschriften — da kam jene Entscheidung gegen die Erblichkeit. Jetzt war es nicht mehr an der Zeit, das Oberhaupt noch weiter abzuschwächen. Man legte das Amendement zurück für die zweite Lesung. Es war nicht vorauszusehen, daß diese zweite Lesung so sturm- und drangvoll vor sich gehen, und daß sie keinen Raum gestatten werde für eine solche feine Abstufung.

Der Kaisertitel selbst war nur mit einer Mehrheit von neun Stimmen durchgegangen[1]). Viele die soeben für einen sechsjährigen Kaiser gestimmt, ja manche, die später für einen erblichen Kaiser stimmten, hatten jetzt gegen den Titel votiert mit den Linken, den Ultramontanen, den Bayern und den Österreichern, welche letzten drei Kategorien ein römisch-deutsches Kaisertum votiert hätten, wenn Aussicht vorhanden gewesen wäre, einen Habsburger erwählt zu sehn.

Solche Parteiung gegen dieselben Staatsformen, welche man selber wollte, welche man aber des unwillkommenen Eigentümers wegen jetzt verleugnete, führte nun nach der ersten Lesung zur berüchtigten Koalition. Nachdem auch die „Gewähr der Verfassung“ und die verschobenen Paragraphen der Grundrechte votiert, nachdem die Einwendungen der Staaten eingegangen waren und als man nur noch den letzten Berg, die entscheidende zweite Lesung vor sich hatte, da vereinigten sich zu bloß negativem Zwecke Parteien, welche über Form und Inhalt entgegengesetzter Ansicht waren. Was da Prinzip! Was da deutscher Staat und deutsche Einheit klein oder groß! Es sollte nichts zustande kommen, weil das nicht zustande kam, was — sie wollten? O nein. Wenn sie noch gewußt hätten, was sie wollten! Wenn sie nur eine Form hätten bezeichnen können! Sie wußten nur, was sie nicht wollten. Sie konnten also nur zerstören, und deshalb war unter ihnen eine lügenhafte und unmoralische Koalition möglich. Lügenhaft und unmoralisch dadurch, daß sie einander zu Gefallen, namentlich die Rechten den Linken zu Gefallen, für Sätze stimmten, welche ihrem Prinzip und sonstigen Wunsche direkt widersprachen. Sie wollten diese Sätze nicht, sie stimmten nur dafür als für Zerstörungsmittel.

Dies wurde schreiend offenbar beim Wahlgesetze, welches sie nun vor der zweiten Lesung herauszutreiben suchten.

---

[1]) Am 25. Januar. (A. d. H.)

Die Besseren taten dies, um noch einige Zeit zu gewinnen bis zu der gefürchteten abschließenden zweiten Lesung. Die Schlimmeren drängten das Wahlgesetz dazwischen, weil sie wohl wußten, wie nackt hierbei nochmals die Gegensätze zwischen Rechts und Links hervorspringen, die Leidenschaft reizen, die Einigung zu einer Verfassung erschweren müßten. Es war dies vorzeitige Heranbringen des Wahlgesetzes selbst das erste Zugeständnis, welches sie den Linken machten. Diesen lag nicht das mindeste am Fertigwerden solcher konstitutionell-monarchischen Verfassung; „im Gegenteile!" hatte der schwatzhafte Herr Vogt gesagt; es lag ihnen in dem ganzen, durch Mäßigung einmal doch verpfuschten Parlamente nur an den Grundrechten und an einem Wahlgesetze mit unbeschränktem Wahlrechte. Diesen Hebel noch wünschten sie zu erlangen, dann wollten sie in Zukunft das Verfassungswerk schon in die Lüfte sprengen. Ist aber erst die Verfassung auch in zweiter Lesung beschlossen — berechnete man — dann tritt ein Genügen ein, welches einem weit greifenden Wahlgesetze ungünstig ist, dann will man das Fertiggewordene konservieren, dann wird also auch das Wahlgesetz konservativ. „Jetzt aber," riefen die Linken, „jetzt wo die Ungewißheit noch so vortrefflich gärt, jetzt an das Wahlgesetz! Wollt ihr Unzufriedenen mit uns zusammengehen, so gebt ein Pfand, und helft uns zum und beim Wahlgesetze!"

Dies geschah. Es erschienen südliche Figuren auf der Rednerbühne, die man nie gesehen. Lange dunkle Röcke mit hohen Glanzstiefeln! Singend fanden sie's unbegreiflich, daß man mit dem wichtigsten Gesetze zögern könne. Das Volk, das Volk! das ganze Volk lag ihnen, die bisher im Hintergrunde der Rechten ganz verborgen gewesen waren, so sehr am Herzen, das ganze Volk sei zur Wahl berufen. Wie Herr Beda Weber angekündigt: die Volkssouveränität war plötzlich unter sie gefahren.

Ein nicht unwichtiger Bundesgenosse für die Malkontenten

war seit kurzem in Frankfurt wieder eingekehrt. Heckscher, welcher zur Vertretung der Zentralgewalt nach Italien, nach Turin, gesandt worden war, da er als Mitglied des Ministeriums fernerhin für unmöglich gegolten und man ihm doch eine Aufmerksamkeit erweisen gewollt hatte. Schwer verdrießlich sah dieser ehrgeizige Mann jetzt drein, daß die Entwickelung tiefe, feste Bahnen gewonnen hatte und seiner nicht bedurfte. Er war der advokatische Mann, dem Gagernschen Wesen nicht bloß die ewige Verneinung, sondern wenigstens scheinbar positive Punkte entgegenzustellen. Anonym ward eine Einladung erlassen zu einer Zusammenkunft in Schröders Hotel. Er selbst, die beiden Österreicher von Würth und Somaruga, Welcker und der weiland Ministerkandidat kuriosen Angedenkens, von Hermann, traten zusammen, und griffen es am richtigen Ende an: es sollte eine andere Verfassung der bisher beschlossenen entgegengestellt werden. Dagegen war gewiß nichts einzuwenden. Wenn es möglich war, die unerläßlichen Grundbedingungen: Volkshaus und Bundesstaat, auf anderem, Österreich einschließenden Wege zu erreichen, so konnte diese Gegenverfassung sicher darauf rechnen, die Mehrheit in der Paulskirche, selbst ohne die Linke, zu gewinnen. Denn die jetzigen Bundesstaatlichen, die Kaiserlichen genannt, würden in großer Anzahl bereit gewesen sein, sich eines Besseren belehren zu lassen. Es war ihnen gar nicht um den Ausschluß Österreichs zu tun, wenn mit Österreich das Ziel erreicht werden konnte.

Für dieses großdeutsche Verfassungsprojekt wurde im Hotel Schröder eine Kommission von neun Mitgliedern ernannt, und während sie innerlich ans Werk ging, schritt man äußerlich zur Anknüpfung mit der Linken.

Es wurde eine Koalition sogar offen und geräuschvoll ins Werk gesetzt. Auf der Mainlust war eine Versammlung versucht worden, in welcher man sich öffentlich über Allianzbedingungen einigen wollte. Das war aber doch nicht ohne

skandalösen Anstrich abgegangen. Die Frivolität der Linken hatte es nicht lassen können, ihre Späße zu machen über die großdeutschen Pharisäer, und man mußte versuchen, die Losungsworte in kleineren Zirkeln vorzubereiten. Selbst manchem gewissenhaften Manne von der Linken war der Schacher zuwider, war die Äußerung Vogts, „er sei allerdings käuflich für vermehrte Volksrechte“ ein Greuel, und der bessere Mann von der Linken hielt sich fern. Positiven Vorteil konnten dabei übrigens unter allen Umständen nur die Linken haben, da eigentlich von ihnen gar kein artikuliertes Zugeständnis gefordert, sondern nur ein Beharren auf jeweilig vorkommenden, völlig vagen großdeutschen Sätzen verlangt wurde. Das war ein Verlangen, welches den Linken von selbst entsprach: vage Redensarten mit dem Paukentone eines ganzen großen Deutschland, damit konnten sie aufwarten. Und übrigens Opposition gegen die verhaßten Bundesstaatszentren, Opposition in alle Wege, Verzögerung, Vernichtung, heidi! was konnte Leuten wie Vogt Erwünschteres kommen?!

Die Stifter der Liga mochten wohl wissen, daß dem so sei, und daß für sie keinerlei positives Resultat dabei erzielt werden könne. Wie vorsichtig und täuschsam auch die Verfasser einer Gegenverfassung unter Heckschers Leitung die Sätze drehen und verdrehen mochten, sie blieben doch aus Mangel an Schöpfungskraft am Zuschnitt der bisherigen Verfassung haften, und schnitten nur hie und da Löcher, welche den Linken gerade nichts weniger als erwünscht sein konnten. Die Absicht einer neuen Verfassung also, welche sich langsam und flickweise zu betätigen suchte, konnte auch nicht über den lügenhaften Begriff einer aus feindlichen Elementen zusammengetriebenen Koalition hinaus bringen. Ein positives Ergebnis mit den Linken noch weniger. Man wollte nur eine Zeitlang zusammen marschieren, um stärker auszusehen. Es drängt sich also die Frage auf, warum dann nicht lieber das Aufsehen vermeiden, welches ihnen in der

sittlichen Meinung so unauslöschlichen Schaden brachte? Warum dann nicht einfach geschehen lassen was von selbst geschah, wenn man mit den Linken stimmte?

Einmal hatte man doch wohl nicht vorausgesehen, daß die Linken sogar prahlerisch und hochmütig sein würden, und zweitens bedurfte es doch immerhin einer genauen Verständigung, um gegenüber dem kompakten Zentrum die Fragen über Tagesordnung und Abstimmung genau so zu stellen und zu vereinbaren, daß ein Erfolg möglich war. Wenn irgend möglich, mußten diese Fragen doch einen Schimmer von Entschuldigung und Berechtigung mit sich führen, sonst schämten sich doch manche, die gern mitgegangen wären. Und um die Mehrheit zu erlangen, die auch im günstigsten Falle nur eine ganz geringe werden konnte, mußte die Verabredung sehr fein gefädelt sein. Das Wahlgesetz war dafür unschätzbar. Da mußte Piepmeyer hie und da erwachen, da war Unerfahrenheit auszubeuten, da war Vereinigung auf beschränkende Punkte so ungemein schwer in dem zwanzigfach verschiedenartigen Deutschland, und da konnten die zwei oder drei soufflierenden Koalitionsführer unbekümmert ins Ungemessene laufen lassen oder auch treiben. Es war ja doch nicht daran zu denken, daß Österreich jemals zu einem solchen gesetzgeberischen Volkshause wählen ließ, am wenigsten daß es nach einem so nivellierenden Gesetze wählen ließ, mochte dies nun ein Quentchen mehr oder ein Quentchen weniger laxativ sein.

Hierbei wurde es zum ersten Male deutlich und wurde es bitter ausgesprochen, daß eine so große Anzahl Stimmen über Form und Wesen eines Bundesstaates entscheiden sollten, dem sie doch sicherlich nicht zugehören würden. Alle übrigen Regierungen hatten zur sogenannten „Verständigung“ ihre Noten eingereicht, in welchen das bezeichnet war, was sie in der zweiten Lesung geändert sehen wollten an der Verfassung. Österreich allein hatte vom 4. Februar eine

wiederum ganz allgemein gehaltene Note gesendet, in welcher es sich gegen das Gagernsche Programm erklärte, und übrigens nur hinzusetzte, daß ihm ein einiges, mächtiges Deutschland „vorschwebe.“

Dies Wort an solcher Stelle sagte alles. Selbst diejenigen, welche noch allenfalls einen bestimmten Fingerzeig erwartet, gestanden jetzt, daß gar nichts von dort zu erwarten sei für einen deutschen Bundesstaat, und zum ersten Male mußte man die bittersten Ausdrücke hören, daß in dieser Note immer das dritte Wort Österreich die „erste deutsche Macht“ nenne, daß es aber die erste fremde Macht in Deutschland sei. Der Ärger und die Animosität gegen Österreich stieg jetzt nach dieser „hochfahrend“ genannten Note und bei Abstimmung über das Wahlgesetz zu beunruhigender Höhe. Als ein übrigens unbekannter Schwarzrock am 13. Februar mit unverkennbarem Dialekte plötzlich zum ersten Male auf der Tribüne erschien und in gezogenen, schleimigen Wendungen zu beweisen suchte, daß die Vornahme des Wahlgesetzes jetzt, und gerade jetzt an der Zeit und dem Ganzen höchst förderlich sei, da erhob sich eine so eigentümliche Unruhe im Hause, daß man einen bisher noch niemals verlauteten Widerwillen erkennen mußte. Die Versammlung geriet in ein letztes Stadium der Gereiztheit, welches die ärgsten Ausbrüche befürchten ließ.

An demselben Tage wurde übrigens, nachdem auch Herr von Hermann aus ministeriellen Gründen — so hartnäckig interessierte er sich fürs Ministerium! — die Vornahme des Wahlgesetzes bevorwortet hatte, es wurde trotz wirklich ministeriellen Widerspruches von seiten Beckeraths die Diskussion des Wahlgesetzes auf die nächste Tagesordnung gesetzt. Man wußte nicht, woher die Mehrheit kam; aber hierbei fand man auch rechts hinreichenden „Schimmer von Entschuldigung und Berechtigung.“ Es war unscheinbar Verzögerung und ein Zankapfel zu gewinnen.

Die Vorberatungen des Wahlgesetzes in den Klubs des Zentrums verhießen kein günstiges Resultat für diejenigen, welche das unbeschränkte Wahlrecht für unverträglich hielten mit einem geordneten Staatsleben. Teils war ein Klub, der Landsberg, nicht dahin zu bringen, daß er sich ganz oder auch nur in großer Mehrzahl dem Prinzipe einer notwendigen Beschränkung angeschlossen hätte. Es war einer Anzahl dieser Abgeordneten nicht glaublich zu machen, daß weder eine monarchische noch eine republikanische Staatsordnung zu irgend einer Stetigkeit gelangen könne, wenn die Entscheidung aller politischen Fragen in die Hände der unberechenbaren, links und rechts verführbaren Masse gelegt werde. Teils erkannte man mit Schrecken, wie groß die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, der Steuerverhältnisse, ja der Gemeindeverbände in Deutschland sei. Letztere, auf die man sich stützen wollte, fehlen in vielen Landschaften noch ganz, und erstere ruhen auf so verschiedenartigen Kriterien, daß es unmöglich schien, sich auf gewisse Punkte der Beschränkung im weiten Deutschen Reiche zu einigen. Kaum hatte man endlich einen Punkt aufgefunden, welchem eine große Anzahl Landschaften zustimmen konnten, so erhob sich ein Mecklenburger und sagte: Bei uns ist dieser Punkt ganz unbekannt! Und ging man davon ab, so erhob sich ein Rheinhesse, oder ein Bayer gegen den neuen Vereinigungspunkt. Der Vorschlag des Verfassungsausschusses bot keine Hilfe. Er wollte Kategorien ausgeschlossen sehen: Dienstboten, Handwerksgehilfen, Fabrikarbeiter, Tagelöhner. Das gefiel nicht. Man wollte nicht einen Ausschuß nach Klassen. Man wollte ein allgemeines Kriterium finden.

Gegen das unbeschränkte Wahlrecht war man einig im Augsburger Hofe, im Kasino, im Café Milani. Im Augsburger Hofe, welcher doch am weitesten links stand von diesen Fraktionen, war nur etwa ein Mitglied für dasselbe. Ein anderes sagte geradezu: Das unbeschränkte allgemeine Wahl-

recht ist im Vergleich zu den galoppierenden kommunistischen Schriftstellern der Kommunismus im Schritt. Die große Mehrzahl der Einwohner ist besitzlos. Gibt man ihnen den Staat preis, so bringt es die Konsequenz und die Natur des Menschen mit sich, daß sie über das ihnen fehlende Eigentum zu ihren Gunsten verfügen, wenn auch nicht in plötzlichen Maßregeln.

Hier im Augsburger Hofe vereinigte man sich allmählich zu der geringen Beschränkung, daß nur derjenige ausgeschlossen sei, „welcher nicht einen eigenen Hausstand und nicht ein volles Jahr lang unmittelbar vor der Wahl zu Gemeindelasten beigetragen oder wo es noch keine Gemeindeverbände gebe irgend eine direkte Steuer entrichtet habe, oder endlich der, welcher nicht ein Einkommen von 350 Gulden (200 Taler) nachzuweisen vermöge." Dies Amendement trug Biedermanns Namen.

Im Kasino vereinigte Georg Beseler eine Anzahl um einen niedrigen Zensus: Wer nicht mindestens entweder 5 Gulden 15 Kreuzer Rheinisch (3 Taler pr.) direkte Steuern jährlich an den Staat entrichte oder ein jährliches Einkommen von 350 Gulden (200 Taler) nachweisen könne, solle nicht wählen dürfen.

Daneben scharte sich eine Anzahl um einen Vorschlag von Veit, Plathner, Graf Keller und Genossen, welcher den Höchstbesteuerten die Hälfte der Wahlstimmen beilegte.

Dieser Vorschlag entzog dem Beselerschen Stimmen, wie dieser jenem, wenn mancher auch eventuell für diesen und jenen stimmen wollte. Der einfache Zensus im Beselerschen schreckte durch seinen nackten Namen manchen Piepmeyer ab, und trieb ihn zu diesem anderen Vorschlage, welcher reich und arm zuließ, aber den ganz Reichen grell bevorzugte vor dem Bemittelten, indem letzterer der großen Masse zugeschoben wurde.

Nun war aber auch das Kasino schon außerdem geschwächt durch den Austritt der österreichisch Gesinnten, welche

im „Pariser Hofe“ einen eigenen Klub gebildet hatten unter Welcker, Jürgens, Reichensperger, Edel. Hier gab es wohl manchen ehrenhaften Mann, von dem man nicht fürchten durfte, daß er auf mögliche Zerstörung des Ganzen hin, oder den Linken zu Gefallen ein hochwichtiges Gesetz verstümmeln helfen werde. Aber es war nicht zu hoffen, daß dieser Klub sich als solcher einer vorgeschlagenen Beschränkung anschließen werde, es war im Gegenteil zu fürchten, daß er die Zersplitterung vermehren, ja daß dieser und jener aus ihm dem Koalitionsstile des „Nein und Nein“ sich anschließen werde.

Vom Café Milani endlich brachte von Wulffen einen Vorschlag, nach welchem „jeder auf eignem Herd oder durch Grundbesitz, Gewerbe oder öffentliches Amt ansässige, unbescholtene“ 25jährige Deutsche wahlberechtigt sei. Dies war sehr zerfließend und unbestimmt; einen Sammelpunkt konnte man auch darin nicht vermuten.

Kurz, man ging ziemlich hoffnungslos in die Debatte eines so tiefgreifenden Gesetzes. Und doch ahnte man noch nicht, daß die Koalition sich hier am wohlfeilsten und sichersten betätigen könne dadurch, daß der einzelne eben immer nein sage zu jeder Beschränkung. Gerade diese oder jene Beschränkung gefiel ihm nun eben nicht. Die ihm zusagende ist ausgeblieben! und daß auf solchem Wege eben gar keine Beschränkung, sondern das allgemeine Wahlrecht der Linken beschlossen werde, ja, das sei ein Schicksal! Deshalb könne niemand angeklagt werden!

Die Debatte selbst, welche am 15. Februar begann, war an Kraft des Vortrags und Kraft der Gründe eine der mächtigsten, welche das Zentrum je geführt hat. Die Reden Bassermanns, Beckeraths, Wernhers von Niernstein, Friedrichs von Raumer, Mathys, Gagerns beweisen dem In- und Auslande, daß man in Deutschland von keiner Blendung betört sei über Volk und Staat, und daß eine gediegene, reife politische Bildung in Deutschland zu finden sei. Jene Männer,

und ihnen zunächst Scheller als Berichterstatter, Matthies von Greifswald und Plathner sprachen sämtlich für die unpopuläre Beschränkung.

Welcher Menschenfreund hätte nicht für allgemeines Stimmrecht geschwärmt und nur mit Widerstreben solch ein Ideal aufgegeben! Es war also diesmal ein historischer Vortrag über dieses Thema auch in einer politischen Versammlung von Interesse, und Friedrich von Raumer, welcher sich mit geschichtlicher Erforschung politischer Formen anhaltend beschäftigt hat, wurde mit Aufmerksamkeit angehört. Der politische Professor also, gerade als solcher war einmal allen Parteien willkommen, denn jedermann mochte eine rasche Übersicht der menschlichen Bestrebungen in dieser Grundfrage des Staates hinnehmen von Solon bis Schlöffel.

Der Gedanke Solons sei gewesen, daß allerdings die Person frei werden solle, daß aber zu der Person ein Besitz gehöre. „Er teilte seine Athener, mit ihrer Zustimmung, in vier Klassen, und gab den höheren Klassen größere Rechte, aber, wohlgemerkt! auch größere Pflichten. Und zwar namentlich in bezug auf Steuer und Kriegsdienst."

Nach den Perserkriegen ließen sich die niederen Klassen dies System nicht mehr gefallen, und es wurde durch Aristides allgemeine gleiche politische Berechtigung eingeführt.

Perikles nach Art eines konstitutionellen Monarchen sei noch in großem Stile damit zurechtgekommen, bald aber „reihte sich der Verfall Athens zur Zeit des Gerbers Kleon" und anderer Demagogen „an dieses allgemeine Stimmrecht und diese unbedingte Gleichstellung."

Servius Tullius, der wichtigste politische Gesetzgeber in Rom, stufte die politischen Rechte nach dem Eigentume ab, nicht nach den Einnahmen. Er verband mit der Einteilung in Klassen noch die Einteilung in Zenturien, „das heißt, er gab den Reicheren außerordentlich viel größere Rechte, und gründete dadurch eine lang dauernde Aristokratie, welche die

niedrigste Klasse wie von den Rechten so auch von den Lasten ausschloß."

Dies Bevorzugungssystem brach man durch Einführung der Tribus. „In den Tribus fragte kein Mensch nach dem Gelde; aber es fand dessenungeachtet keineswegs ein allgemeines Stimmrecht statt, so wie es in unsern Tagen verstanden wird. Jede Tribus — durchschnittlich 35 — bildete nämlich eine Korporation mit einer Stimme. Es waren aber nicht gleich viel Personen in einer Tribus, sondern der zahlreiche Stadtpöbel Roms ward zusammengenommen in wenige städtische Tribus, und minder viel Personen bildeten eine ländliche Tribus."

Man sage, in Amerika sei kein Zensus. Das ist falsch. In einigen Staaten muß Vermögen nachgewiesen werden, in fast allen Staaten muß der Wählende Steuern bezahlt haben; und in allen Staaten muß er ansässig sein, womit immer die Pflicht des Steuerzahlens verbunden ist. „Sie ist die Bedingung, ohne welche niemand zur Wahl kommt."

Jefferson, der berühmte demokratische Präsident in Amerika sage positiv, für die bevölkerten, eingeengten Länder Europas passe durchaus nur eine ganz andere Regierung als in den amerikanischen Staaten. In diesen sei jeder durch sein Eigentum für Aufrechthaltung von Gesetz und Ordnung wesentlich interessiert. Solchen Männern sei Aufsicht über die öffentlichen Angelegenheiten anzuvertrauen, eine Aufsicht und Kontrolle, „welche in den Händen des Gesindels der europäischen Staaten sogleich gemißbraucht werden würde zum Niederreißen und Zerstören aller öffentlichen bürgerlichen Rechte und Güter."

Robespierre sogar habe gesagt, es sei eine Ehre Steuer zu zahlen. In Amerika aber würde man sich schämen zu wählen, wenn man nicht zum allgemeinen Besten seinen Steuerbeitrag entrichtet hätte.

Dies alles sprach also doch für den Zensus, oder für die Einteilungen in Tribus.

Die Übereinkunft für eine Beschränkung wurde aber den Zentren noch dadurch erschwert, daß die große Mehrzahl für direkte Wahlen und öffentliche Stimmgebung eingenommen war. Wollte man sich zu indirekten Wahlen entschließen, sagte Mathy, dann bedürfe es nur geringer oder gar keiner Beschränkung. Das wollte man aber nicht, und die Erfahrung in Sachsen und Preußen sprach nicht so sehr für mäßigende Sicherheit in indirekten Wahlen. — Geistvoll hatte Gagern als hessischer Minister die indirekte Wahl darum vorgezogen, weil sie freie Erörterung und Verständigung möglich mache. Darin bestehe wesentlich die Freiheit. Er hielt jetzt noch das System für das verderblichste, welches unmöglich macht, den wahrhaften Ausdruck der Volksgesinnung kennen zu lernen. Und das herrsche bei direkten Wahlen, „wobei in einem großen Wahlbezirke, ohne Versammlung und Verständigung der Wähler, in jeder Gemeinde des Wahlbezirkes, ohne daß die eine weiß, was die andere tut oder beabsichtigt, von den dort stimmfähigen Bürgern ein Abgeordneter gewählt würde."

Bei indirekter Wahl können sich die Urwähler, die einen Wahlmann zu wählen haben, verständigen, weil sie eben in mäßiger Zahl und in verwandten Kreisen zusammentreten. Die erwählten Wahlmänner können dies ebenfalls unter sich und mit den Kandidaten. Da kann sich ein freies Urteil bilden.

Er will auf die indirekte Wahl verzichten, wenn das Stimmrecht kein allgemeines ist. Er will einen mäßigen Zensus. Die Verteidiger des allgemeinen Stimmrechtes, welche doch scheinbar die Mehrheit für sich hatten, kamen selbst in ihren besseren Rednern wie Löwe von Kalbe und Simon von Trier nicht über die allgemeinen Behauptungen zweifelhaften Wertes hinaus, und machten keinen bestimmenden Eindruck. Was sie von den Ansprüchen der „Arbeiter" und Arbeit überhaupt sagten, wurde in seiner grellen Einseitigkeit von Bassermann aufgedeckt und vernichtet. „Was Sie Arbeit

nennen," sagte Bassermann, „das ist ja immer nur das gehässige Gegenüberstellen von der rohen Handarbeit der Tagelöhner und Handwerksgehilfen gegen alle edlere geistige Arbeit des Kaufmanns, Fabrikherrn, der Professoren und Staatsbeamten, der sogenannten Bourgeoisie, wie Sie diese Klassen nennen. Das hängt damit zusammen, daß man die Sache nach der untersten Stufe benennt, auf welcher sie erst recht beginnt, und nicht nach der, auf welcher sie sich veredelt hat. Es erinnert mich dies an den widerlichen Gegensatz, welchen die Sozialisten unserer Tage gleicherweise zwischen Volk und Bourgeoisie aufstellen." (Heiterkeit auf der Linken.) „Sonst suchte man den Begriff des Volkes in dessen Kern, gerade in dem Bürgertume, im Mittelstande, den man jetzt nachäffend Bourgeoisie nennt" — „aber jetzt ist es für diese Herren zweifelhaft, ob sie den Bürger, welcher durch Talent, Fleiß und Mäßigkeit sich ein Besitztum erworben, dessen Bestreben dahin geht, sein Errungenes für seine Kinder, für seine Familie zu erhalten, ob sie einen solchen Bürger zum Volke rechnen sollen. Daß aber derjenige, welcher sich nicht anstrengt, welcher verschuldet oder unverschuldet in Ungebildetheit verblieben ist, welcher seine ganze Weisheit aus irgend welcher Phrase, oder irgend einem Lokalblättchen schöpft, zum Volke gerechnet werden müsse." (Auf der Rechten: Bravo! Sehr gut! Auf der Linken Heiterkeit.) „Ich glaube, sowie wir diesen herabziehenden Begriff von der Arbeit verwerfen müssen, wenn wir nicht die niedrigste Stufe für das eigentliche Wesen halten wollen, so müssen wir auch diesen Begriff des Volkes verwerfen. Denn was hat der deutschen Nation von je ihre Zierde und ihren Stolz gegeben? Sind es nicht jene Männer, die nach ihren Begriffen nicht zu den Arbeitern, die nach ihrem Begriffen nicht zum Volke gehören?" (Von der Linken: Das ist nicht wahr!) „Es war doch Herder ein Geistlicher, es war doch Goethe ein Minister, und es war doch Schiller einer der geschmähten

Professoren!“ (Gelächter auf der Linken. Bravo auf der Rechten. Unruhe.)

Und nun fragte Bassermann mit seiner so gefürchteten Beweisführung auf den Mann: wer denn die Freiheitskriege gemacht? Ob sie nicht von den Universitäten, von den Professoren, von der gebildeten Klasse ausgegangen? Wer denn Fichte gewesen sei? Wer denn neuerdings so lange Bresche geschossen ohne allgemeines Stimmrecht, bis ein Umschwung von 1848 möglich geworden? Etwa die Arbeiter im Sinne der Linken? „Nein, meine Herren, die Weltordnung wird nicht anders, es wird doch immer verschiedene Schichten in der menschlichen Gesellschaft geben. Und solche wird es geben müssen, welche das Banner der Intelligenz vorantragen müssen und die Führung haben; und es wird immer eine Masse bleiben, welche statt selbst zu führen, den Führern zu folgen hat.“ Und deshalb sei es der größte Frevel an der Zukunft des Vaterlandes, den niederen Ständen zuzurufen, daß die intelligenteren, die höheren ihre natürlichen Feinde seien, die sie auf Tod und Leben bekämpfen müßten, statt ihnen zu folgen.

Jeder dieser Stöße traf und erregte Schrei und Unruhe. Die Verteidiger des allgemeinen Stimmrechtes hatten nur ein wirksames Wort für das Zentrum, und für das eine war man empfindlich, daß ja die Nationalversammlung kraft allgemeinen Stimmrechtes entstanden sei, und daß sie jetzt ihren Ursprung verleugnen wolle. Dies veranlaßte auch den gewissenhaften Riesser zu folgender Äußerung:

„Ich nehme keinen Anstand, das Bekenntnis abzulegen, daß ich mit vielen, die sich für jenen einstimmigen Beschluß des Vorparlamentes, welcher jeden Zensus ausschloß, erhoben haben, mir darüber nicht klar gewesen bin, daß durch die flüchtige Debatte, die jenem Beschlusse voranging, die Frage über das absolute allgemeine Wahlrecht für alle Zeiten entschieden sei. Vielmehr schien es uns ein sehr verschiedener

Fall zu sein, ob die politische Gesellschaft in einem Momente des regsten politischen Bewußtseins, um sich in ihrer Grundlage neu zu konstituieren, auf den Urquell aller Macht im Staate, auf die Gesamtheit des Volkes zurückkomme, oder ob es sich darum handle, die bleibende, regelmäßige Gewalt für alle Zeiten zu organisieren, also auch für solche Zeiten, in welchen nach der Ansicht vieler das völlig schrankenlose direkte Wahlrecht der Freiheit mehr noch als der Ordnung gefährlich werden könnte. Ich nehme keinen Anstand, dieses Bekenntnis vor Ihnen, vor dem Vaterlande und vor meinen Wählern abzulegen."

Es half bei manchem nicht, daß man ihn aufmerksam machte: nach seiner Theorie wäre es ja nimmer möglich, ein Wahlgesetz zu ändern. Denn diejenigen, welche ändern, müßten ja immer die Form ihres Ursprungs durch solche Änderung verleugnen. Es war dies bei Furchtsamen und Beschränkten ein förmlicher Ehrenpunkt geworden, und gerade sie litten am tiefsten unter Bassermanns Rede, welche die Gefahren des Vaterlandes solch einer pedantischen, persönlichen Befriedigung dergestalt gegenüberstellte, daß man hinsehen mußte. Diese unmittelbare Sprache, dies Freisein von jeglicher, aber jeglicher! Phrase, dies wundärztliche Anfassen der gesunden und kranken Glieder verlieh Bassermann die bewunderte und gehaßte Macht des Vortrages. Kein Versteck, kein Ausweg blieb übrig ihm gegenüber. Man mußte Rede stehen und sich entscheiden.

„Hoffen Sie wirklich," fragte er schneidend, „daß allgemeines Stimmrecht die politischen Probleme löse?" Unbedachtsame nur konnten ja sagen, während er sie an Frankreich erinnerte, während er auseinandersetzte, daß vor allem Dauer einem Staatswesen nottue, am allermeisten einem Staatswesen, auf welches die armen arbeitenden, gerade in Frankreich durch Experimente der Art erst recht unglücklich gemachten Klassen hoffen sollten. Wo solle Dauer herkommen,

wenn man den Staat an die ungebildeten Massen überantworte. Absolutismus höchstens als Hilfe in der Not komme dann. Auf Napoleon schelte man mit Recht als auf den Vernichter der Freiheit, wer habe denn Napoleon zum erblichen Kaiser gestempelt? Das allgemeine Stimmrecht. Jetzt habe es den jungen Napoleon berufen als Präsidenten, und wer wisse denn, ob es nicht das nächstemal Monarchisten und durch sie einen Monarchen bringe! „Dann werde ich Sie wieder fragen, ob das Ihr vernünftiger Volkswille ist.“ (Vogt: „Nein, dann ist er es nicht!“) „Sie sagen, dann ist er es nicht! Damit geben Sie zu, daß es mit dem Subtrahieren und Addieren der Stimmen noch nicht getan ist. Das ist der einzige Beweispunkt, den ich haben will, und womit ich Ihre ganze Theorie aus den Angeln hebe.“ (Bravo.) „Aber wenn es nun kein Zweifel mehr ist, daß es zweierlei Volkswillen gibt, und daß man sich auf den vernünftigen allein stützen muß und darf, so ist zu fragen: wie findet man diesen?“ Und nun berief er sich auf die freien Länder, auf England, das 10 Pfund Zensus habe, auf Nordamerika mit seinen Wahlschranken, auf das glückliche Belgien, welches ebenfalls Zensus habe. (Auf der Linken: Aber in Norwegen?!) Danach gerade hatte er die Angel geworfen, und da der Fisch anbiß, so war er zur Hand und zog. „In der Norwegischen Verfassung“, sagte er lächelnd, „heißt es so: Stimmberechtigt sind nur norwegische Bürger, welche 25 Jahre zurückgelegt haben, im Lande fünf Jahre wohnhaft gewesen sind, sich daselbst aufhalten und entweder 1. Beamte sind oder gewesen sind. 2. Landbesitz haben oder länger als fünf Jahre matrikuliertes Land gebaut haben. 3. Bürger in Handelsstädten sind oder in einer Kauf- oder Landstadt einen Grundbesitz haben, dessen Wert wenigstens 300 Rtlr. beträgt; und dies sind nicht Wähler, sondern erst Urwähler, welche erst Wahlmänner zu wählen haben.“

Diese prompten Data waren äußerst unangenehm für

die idealistische Unwissenheit. Noch mehr! Gerade weil man das, wofür er stimme, ein konservatives Wahlgesetz nenne, gerade darum sei es empfehlenswert. Wolle man denn die soeben unter dem Odem der größten Freiheit beschlossene Verfassung nicht konservieren? Die Linken freilich hätten kein Interesse daran, daß die Verfassung erhalten werde (Unterbrechung). „,Im Gegenteile,' sagte ja damals Herr Vogt! Sie sind ganz konsequent, aber alle übrigen Fraktionen sollten daraus die Lehre nehmen, daß sie gerade nicht das allgemeine Wahlrecht adoptieren dürfen."

„Hätte ich den populärsten Namen in Deutschland," schloß er unter stürmischem Beifall, „und wüßte ich, daß ich durch das Votum gegen allgemeines Stimmrecht ihn in Fluch verwandelte, ich würde dennoch so stimmen, um nicht die Zukunft meines Vaterlandes preiszugeben."

„Ich bin ein Bauer," sagte Wernher von Nierstein, „ich ehre das Volk, ich liebe alle Klassen desselben, ich habe mein Leben zum größten Teile mit den untersten Klassen zugebracht und an deren Seite mit Hand angelegt. Ich habe, als ich hierher kam, die Schwielen noch mitgebracht von der Arbeit, und ich habe in dem Volke eine Masse häuslicher Tugenden kennen gelernt — aber zwischen der häuslichen Tugend und der politischen Einsicht ist noch ein großer Unterschied. — Ich behaupte nach meiner getreuen Erfahrung, daß zur Beurteilung der Bedürfnisse eines großen Staates die untersten Klassen nicht geeignet sind."

„Das allgemeine Wahlrecht ist nur ein Rahmen und noch kein Wahlgesetz. Es hat keinen Inhalt. Es paßt für den Naturzustand der Völker, oder es ist der Vorbote und Weg zu ihrem politischen Tode." — Bei Romulus und Remus in der Kindheit des römischen Staates sei es gewesen und — kurz ehe die Cäsaren mit ihren Prätorianern Herren von Rom geworden.

In Italien sei es immer Vorbote der Tyrannei ge=

wesen, und als dort in den Republiken das allgemeine Wahlrecht eingeführt worden, da seien die Condottieris gekommen, die de la Scala, die Bentivoglios, Visconti, Sforza und sogar die Medicis. So und dort sei auch der Polizeistaat entstanden.

Es gebe und werde immer geben ein physisches Volk, wozu alles bis auf den Säugling gehöre, und ein politisches Volk. Dies hätten früher die Waffenfähigen gebildet, jetzt bilden es die Besitzenden.

Weil er das Volk liebe, wolle er es nicht gemißbraucht sehen. Es würde nur gemißbraucht durch Zuteilung eines Rechtes, das es nicht üben könne. Er wolle es nicht bestochen und verführt sehen von Aristokraten und Demokraten. Letztere werden dem Volke noch den letzten Glauben an die Treue nehmen.

„Lassen wir dies allgemeine Wahlrecht gelten, so handeln wir wie ein Arzt, der bei einem hitzigen Fieber statt besänftigender Mittel noch Spirituosa gibt. Ich mag nicht zu diesen Ärzten gehören, und wenn der Kranke in seinem Delirium selbst nach Spirituosen schreit.“ (Bravo.)

Alles dies ward in den Wind gesprochen! Wir brauchen keine Weisheit! hatte man in der klassischen Demokratenkammer zu Dresden gesagt.

Die Abstimmung über den Beselerschen Vorschlag eines niedrigen Zensus fand nur 117 Stimmen für sich unter 449. Unter diesen 117 Stimmen war ein einziger Österreicher, ein alter, etwas schwerhöriger Jurist aus Kärnthen.

Also ein Zensus von etwa vier Gulden Konventionsmünze war zuviel für die tief ausgebildeten konstitutionellen Verhältnisse im Staate Österreich! Wer zahlt denn nicht vier Gulden Steuern! Oder wer hat denn nicht 300 Gulden Einnahme, dessen Ausschluß vom Wählen wirklich zu beklagen wäre in Österreich?

Nicht doch! sagt man vielleicht, den vierzig bis funfzig

konservativen Österreichern war der Satz zu niedrig! — Ei, es konnte ja jeder von ihnen einen höheren vorschlagen, warum taten sie dies nicht, wenn ihnen an einem brauchbaren Wahlgesetze gelegen war?

Es war ihnen so wenig um das eine wie um das andere zu tun, so wenig, daß sich für den nächsten Vorschlag, den Biedermannschen, welcher für noch etwas billiger galt als der Beselersche, doch etwa ein Dutzend entschloß. Unter 204 Stimmen doch eine kleine Anzahl österreichischer.

Auch dieser Antrag fiel gegen 248. Ein dritter, von Hofmann aus Friedberg, der noch etwas billiger war, und nur im allgemeinsten Grundbesitz oder eignen Haushalt oder Gemeindebürgerrecht verlangte, ja der zur Wahl zuließ, wenn man Staats-, Kirchen- oder Gemeindediener sei, der also, und mit Recht, den Nachtwächter nicht ausschloß, gewann wenigstens einige zwanzig Österreicher. Ein Zeichen, daß sie höchstens abwärts mitzugehen geneigt waren. Konservativste Mitglieder unter ihnen stimmten konsequent Nein gegen jede Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts.

Auch dieser Hofmannsche Antrag fiel mit 239 gegen 209. Nur 24 Stimmen mehr für den Biedermannschen, nur 20 mehr für den Hofmannschen und das Wahlgesetz war begrenzt. Diese karge Zahl wurde von konservativen Abgeordneten versagt. Mußte dies nicht aufregen und zu garstigem Nachdenken reizen?

Der Veith-Plathner-Kellersche wich bei solcher Aussicht auf Nichterfolg einem ähnlichen Antrage von Lette, welcher den Zensuszahlenden im Beselerschen Satze unmittelbare Wahl, allen übrigen aber mittelbare Wahl beilegte. Je zehn solcher Urwähler sollten einen Wahlmann wählen.

Auch dieser Antrag fiel gegen eine noch viel größere Majorität, welche nein sagte. Vier Österreicher hatten sich dafür entschlossen.

Kurz, das ganze Wahlgesetz wurde durch dies Zusammen-

stimmen verschiedenartigster Töne, durch solche vollständige Katzenmusik der Prinzipien im Sinne der Linken entschieden. Alle Schranken wurden beseitigt und die direkten Wahlen blieben, die geheime Abstimmung blieb. Die Abstimmung über dies Ganze gab noch eine Mehrheit von 62 Stimmen[1]). Unter diesen Leute des rechten Zentrums und der Rechten, wie Edel, Reichensperger und Beda Weber. Auch Herr von Wydenbrugk bekannte sich zu solchem Wahlgesetze, wenn auch nicht zu solchem Machwerke.

Die Bestürzung in der Bundesstaatspartei war sehr groß. Es besteht kein gesellschaftliches Leben ohne Treu und Glauben, es besteht keine politische Versammlung ohne festen Boden von Prinzipien. Weicht und wankt dieser dergestalt, so erschreckt dies wie ein Erdbeben. Nichts ist mehr sicher, am wenigsten irgend eine Bildung. Man flieht ins freie Feld, man flieht dahin, wo nichts ist. Auf das Nichts wurden die Blicke hingezwungen.

In jenen Tagen mußte die erneute Mitteilung eines Briefes, welchen man früher kaum verstanden hatte, einen krampfhaften Eindruck machen. Der Leser möge sich erinnern, daß eines Briefes gedacht worden ist, in welchem Schmerling der Dupe Preußens genannt wurde. Das konnte sich auf den Kaiserentwurf der Siebzehner beziehen, welchen Schmerling im damaligen noch so unklaren Werden mit angenommen hatte. Jetzt aber trat eine ganz andere Partie dieses Briefes in gelbes Licht. Man glaubte sich in eine Schicksalstragödie versetzt, deren verhängnisvolles Wort „Koalition“ heißt, und jetzt sei dieses Wort jählings zur Tat geworden.

Jener Brief eines österreichischen Abgeordneten, welcher durch ein unaufgeklärtes Versehen des Briefstellers unter die Akten des Reichsministeriums geraten war, datierte vom Sommer 1848, und berechnete die Reichsversammlung in

---

[1]) Am 2. März. (A. H.)

denjenigen Kategorien, welche jenseits aller sonstigen Parteiunterschiede um Österreich zu sammeln und für Österreich zu verwenden seien gegen Preußen. Solche Berechnung war zu einer Zeit angestellt, da niemand in deutschen Landen an solch eine Partikulartaxierung großen Stiles dachte, weil alles noch im idealen Rausche eines einigen deutschen Ganzen wandelte. Und solche Berechnung — zeigte dieselben Gruppen, welche jetzt koalitionsmäßig stimmten.

Das war eine so bemerkenswerte Strategik, daß man von ihr die Unbefangenheit eines deutschen Einheitsstrebens gar nicht erwarten konnte. Daneben waren die Bundesstaatlichen bis zum letzten Augenblicke gedankenlose Freiwillige.

Man schrieb selbst jetzt diese Führung der Koalition nicht eigentlich den Österreichern zu, wenn man auch einige von ihnen tief beteiligt glaubte. Man würdigte immer die peinliche Lage so vieler gut und deutsch Gesinnten unter ihnen, die keinen Rat mehr sahen für volle Beteiligung ihres Heimatsstaates am neuen deutschen Staate, und die nun in halber Verzweiflung mitstimmten zu Verzögerung und scheinbarer Änderung, wie einzelne Landsleute den Ton angaben. Man hatte auch immer noch außer den zwei oder drei zu Gagern haltenden einzelne Österreicher vor sich, wie Andrian, Arneth, Heyden, welche sich nie zu einem zweideutigen Votum bewegen ließen.

Allerdings aber wurde gegen das Dasein der Österreicher die Stimmung von nun an immer entschiedener. Ihre Existenz in der Paulskirche wurde verwünscht, und man war wiederholt auf dem Punkte darauf anzutragen, daß sie ausscheiden sollten. „Nimmermehr", hieß es, „tritt Österreich in den Bundesstaat, wie können seine Abgeordneten einen Bundesstaat bestimmen helfen, an welchem sie nicht teilnehmen werden!" Und wenn dieser Ausschluß nicht durchzusetzen ist, setzte man hinzu, so solle man dieser nur durch Verneinung zusammenhängenden Koalition die Paulskirche überlassen, und

solle nach Kassel gehen, um ein Bundesstaatsparlament zu bilden. Es würde sich bald zeigen, daß eine solche Paulskirche das blanke Nichts sei, welches binnen acht Tagen als solches erkannt und der eignen Auflösung verfallen sei.

Die Führer widersprachen standhaft solch einer äußersten, die Zerspaltung Deutschlands faktisch beginnenden Maßregel. Werde dennoch, sagten sie — und man müsse die Hoffnung nicht aufgeben — ein Verfassung fertig, werde sie selbst nur mit Mehrheit einer Stimme fertig unter Mitwirkung der Österreicher, dann sei sie durch Vertretung aller Staaten des Deutschen Bundes zustande gekommen und habe hierdurch einen rechtlichen und moralischen Boden, den nichts ersetzen könne, den irgend eine reaktionäre oder kriegerische Wendung vielleicht erschüttern könne, der aber in der zukünftigen deutschen Geschichte ein immer wiederkehrender Angelpunkt bleiben werde. Solch eines Angelpunktes, solch einer fertigen Form habe Deutschland bisher immer entbehrt, und deshalb seien alle Bestrebungen staatlicher Reform immer ins Vielfache wirkungslos auseinandergegangen. Nach dieser fertigen Form müsse gerungen werden unter Beteiligung aller deutschen Staaten bis zum letzten Odemzuge. Was jetzt dem Partikularisten vorteilhaft erscheine für Zerstörung eines deutschen Staates, die Hilfe der verneinenden Österreicher, das werde einst, wenn dennoch eine Verfassung beschlossen werde, ein Rechtsboden von unzerstörbarer Kraft. Darum sei denn auch der zerstörende Gedanke einer Koalition ein so furchtbarer. Gegen ihn müsse standhalten bis auf den letzten Mann, wer ein wirkliches Deutschland, wer einen deutschen Staat wolle, und die Österreicher selbst, setzte besonders Gagern in unerschütterlicher Billigkeit hinzu, solle man am wenigsten im Zorn die lebensgefährliche Lage des Vaterlandes entgelten lassen.

Aber die Hetzer, die Geschäftsträger zur Zerstörung wurden mit einem nicht verhehlten Hasse angesehen. Für solche galten die Ultramontanen. Man sah ihnen zu wie

den Leitern eines Intrigenspiels, und glaubte bewundern zu dürfen, wie geschickt sie sich verteilten, und nur in Hauptsachen wie die „geheime Abstimmung“ bei den Wahlen zusammentrafen. Da erschienen sie von Döllinger in allen Abstufungen herab wie ein Mann, und nur der widerlichste von ihnen wollte auch hier über die Solidarität ihrer Ansichten beruhigen und sonderte sich ab. Dieser Herr Buß aus Freiburg, ein Knabengesicht mit grauen Haaren, genoß von allen Seiten einer Geringschätzung, welche nur er zu bestehen wußte mit einem vollständigen Sansculottentum der Gesinnung. Mancher ehrliche Mann fluchte bei seinem Anblicke: er werde an die Dirne erinnert, welche sich zu allem herbeilasse und dabei doch in gute Gesellschaft sich dränge. Hier lasse sie wiederum alles über sich ergehen, und lächle auch zum unangenehmsten, aber sie weiche nicht. Sie wisse, daß man in guter Gesellschaft nicht leicht jemand aus der Türe hinauswirft.

Die Stimmung nach dem 2. März wurde von Tage zu Tage ingrimmiger. Es waren die meisten Erklärungen der Einzelnstaaten über die vorliegende Verfassung eingegangen, es gingen in den nächsten Tagen die noch rückständigen ein, man wollte, wollte zum Abschlusse, wollte an die zweite Lesung. Und täglich erhoben die koalitionsmäßig Gesinnten neue Gründe und Mittel zum neuen Aufschube. Als sich gar nichts mehr auftreiben ließ zu diesem Zwecke, da sollte nun gar dies saubere Wahlgesetz unter so günstigem Winde für dasselbe in zweiter Lesung durchgetrieben werden, ehe man an zweite Lesung der Verfassung ginge. Die Bundesstaatlichen waren empört über diese Zumutung, welche von Herrn Vogt ausging, und welche Herr Eisenstuck wiederholte, aber sie mußten jeden Tag gewärtig sein, daß die verfälschte Majorität sich dafür erkläre. Mußte man sich nicht dessen versehen, wenn ein Mann wie Edel soeben in ganz achtungswerter Weise für einen noch kurzen Aufschub Österreichs halber

gesprochen hatte, und eine Viertelstunde später für vorhergehende zweite Lesung des Wahlgesetzes stimmte? Er wollte nur noch „acht oder zehn Tage“ Aufschub und schlug selbst zur Ausfüllung dieser Zeit die zweite Lesung der noch nicht publizierten Grundrechte vor. Dies wurde, weil er es so loyal motivierte, angenommen, und dennoch stimmte er augenblicklich nach Eroberung des verlangten Aufschubs für darauf folgende zweite Lesung des Wahlgesetzes, welche voraussichtlich bei dem Stande der Parteien nicht nur verzweiflungsvolle Kämpfe bringen, sondern auch eben deswegen sehr viel Zeit in Anspruch nehmen mußte.

Wie er übrigens damals in betreff Österreichs sprach, das verdient zur Erinnerung vermerkt zu werden.

„Ich habe mit vielen meiner Gesinnungsgenossen“, sagte er, „bisher offen und redlich dafür gekämpft, Deutschland ganz und Österreich bei Deutschland zu erhalten. In diesem Sinne werden wir ausharren, solange noch eine Hoffnung des Erfolges möglich ist. Allein, meine Herren, wir wollen nicht Österreich um jeden Preis, sondern wir wollen Österreich um den Preis, daß es sich dem deutschen Bundesstaate einordne, und sich jene Bestimmungen gefallen läßt, die für das Wesen eines Bundesstaates unerläßlich sind.“ (Hört! Hört! Vielseitiges Bravo.) — „Ist das äußerste Maß von Nachsicht, von billigem Entgegenkommen gegen Österreich erschöpft, und hat Österreich seine Schuldigkeit nicht getan, dann werden wir dieselbe Entschiedenheit auf das kleine Deutschland konzentrieren. (Sehr gut!) Denn wir wollen lieber ein *kleines* Deutschland, als *keines*.“ (Lebhafte Zustimmung von vielen Seiten.)

Er sagte also den Welckerschen Antrag voraus. Hat er ihm später zugestimmt? O nein. Oder hat er doch etwas Ähnliches befördert, was obigen Worten irgend entspräche! O nein! Hat Bayern, für welches er sich so recht mit Nachdruck als wohlbefugter Sprecher erklärte, ihm zugestimmt? O nein.

Die tiefer Sehenden sagten dies wörtlich voraus, sie nannten dies unwahre Bayern- und Österreichertum nach Soirons Worte die „Metternichsche Rechte.“ „Es ist alles Lug und Trug,“ riefen sie in Entrüstung, „was diese Leute vorspiegeln vom deutschen Bundesstaate; sobald es angeht, akzeptieren sie auch einen erneuten Bundestag!“ Betrachten wir doch genauer, was es mit diesem verbesserten Verfassungsplane für eine Bewandtnis hat, welcher jetzt nach Ollmütz gebracht wird!

In der Tat war dieser Plan unter der bescheidenen Form „vorläufige Verbesserungsanträge“ in der Paulskirche verteilt worden, und Heckscher, Somaruga, von Hermann waren nach Ollmütz abgegangen, um für solche Verbesserungen Österreichs Zustimmung einzuholen.

Für die Linke war darin zunächst die Versicherung, daß es keine Zivilliste geben solle. Welch ein armseliger Punkt, da jeder halbwegs Kundige doch nur zu gut wußte, daß die „Wohlfeilheit der deutschen Kaiser dem Deutschen Reiche sehr teuer zu stehen gekommen“ war. Ferner die Versicherung, daß es beim suspensiven Veto bleiben solle. Man glaubte sich dieses Punktes, welcher bei der ersten Lesung durchgegangen war, nicht so recht sicher auf der Linken. Unter den Kaiserlichen glaubte man die Zahl derer, die ein absolutes Veto wollten, sehr groß, und in dem Abschnitte „Gewähr der Verfassung“ war denn auch, was sich von selbst verstand, für das absolute Veto in Verfassungsfragen eine große Mehrheit erreicht worden.

Soviel für die Linke. Für Österreich aber war das Zugeständnis eines siebenköpfigen Direktoriums, dem ein Reichsstatthalter vorsitzen solle. Ferner statt der verlangten Personalunion der unbestimmte Ausdruck: es solle die „politische Verbindung eines außerdeutschen mit einem deutschen Lande“ keinen Eintrag tun in Durchführung der Reichsgesetzgebung. In betreff des Heerwesens und der Vertretung

nach außen ferner waren die Sätze so geschmeidig als möglich, um Österreich Spielraum zu verschaffen, und es wurde darüber standhaft auf spätere Gesetzgebung verwiesen, auf eine Gesetzgebung unter siebenköpfigem Direktorium, welche ein aufschiebendes Veto im partikularistischen Sinne so leicht zustande bringen konnte. Dies war das Wesentliche des Flickwerks, welches als etwas Positives, als Gegenverfassung angekündigt war. Daß damit kein geschlossener Bundesstaat, daß damit sicherlich kein gesetzgebendes Parlament bestehen könne nach konstitutionellem Sinne Deutschlands, das war schon so hundertfach dargetan worden! „Noch mehr!“ riefen die Führer der Kaiserlichen, „auch Österreich kann selbst auf diese Form nicht eingehen[1]). Es schweigt schon jetzt vom Volkshause, es wird damit endigen, daß es ein Volkshaus nicht zugeben kann, und es hat in seinem Sinne und Interesse ganz recht darin, es kann nicht einem deutschen Volkshause gesetzgeberische Rechte auf Österreich einräumen. Dies ganze neue Flickwerk geht also auf nichts hinaus als auf neue Täuschung und Hinhaltung, und wir werden innen und außen durch alle diese Schritte nur der Vernichtung eines deutschen Bundesstaates immer näher gebracht.“

Dies alles und namentlich die Gefahr in Sachen des Wahlgesetzes hatte nicht nur den Zorn zur äußersten Höhe gesteigert, es hatte nun auch die Klubs der Zentren zu einer noch kompakteren Parteibildung getrieben. Als bundesstaatliche, als kaiserliche Partei vereinigte sich nun alles im Saale des Weidenbusches, was von der Rechten bis hart an die eigentliche Linke in der Hauptfrage zusammenging. Die Einheitsfrage in Form des Bundesstaates mit erblichem Kaiser war das Panier, welches im Weidenbusche aufgepflanzt wurde. „Insbesondere betrachten wir“, hieß es im Programm, „die

---

[1]) Dies hat sich bald bestätigt. Die Deputation fand kein Gehör und kehrte kleinlaut zurück.

Bestimmungen der §§ 2 und 3 vom Reiche, des § 1 vom Reichstage" (Staatenhaus und Volkshaus) „und des § 1 vom Reichsoberhaupte" (ein regierender deutscher Fürst an der Spitze) als solche, welche für den deutschen Bundesstaat nicht aufgegeben werden dürfen."

Diese 221 Männer im Weidenbusche standen zusammen von Vincke aus dem Café Milani bis zu Reh aus Westendhall. Letzterer sagte geradezu: Alles was unsere Fraktionen bisher auseinander gegliedert hat, beruht seinem Prinzip nach auf einem sekundären Interesse. Über die Abstufungen in der Freiheit haben wir uns gesondert, während wir die Freiheit alle wollen. Jetzt kommen wir an die Einheitsfrage, welche an Bedeutung die Freiheitsfrage weit überwiegt. Die Hauptaufgabe der Nationalversammlung liegt noch vor uns und sie sei es denn, welche fortan die patriotisch Gesinnten aus den engen Kreisen bisheriger Parteigesellung zu einer neuen großen Gemeinde zusammenführt. — Vincke desgleichen läßt seine schweren Fußgänger auf der äußersten Rechten hinter sich, und mit ihm kommen die noch rüstigen Männer des Café Milani nach dem Weidenbusche. Er selbst freilich ist im Begriffe, nach Berlin in die dortige neue Kammer abzugehen, und kann nur seinen Beitritt zum Weidenbusche erklären. Sein tüchtiges Herz für Deutschland fühlt, daß es jetzt gilt die Unterscheidungen aufzugeben, soweit sie nicht unmittelbar und schreiend zur Sprache kommen: er läßt das Vereinbarungsprinzip auf sich beruhen. Vielleicht ist es ja auch durch Entgegenkommen der Regierungen, vielleicht ist es durch bloße Verständigung zu umgehen. In der preußischen Kammer will er deshalb für das deutsche Prinzip sprechen. — Er hat es getan; er hat sich dem deutschen Staate oft eigensinnig und deshalb störsam, oft herbe, aber treu bewährt, treu wie Gold. Dank und Ehre diesem Ajax von Hagen, Dank und Ehre vom deutschen Parlamente!

Mit tiefer Wehmut sah man ihn scheiden. Ein so

tapferer Führer weniger in so bedrängter Lage, ein so ehrlicher Mann. Und gegenüber — o, es ist nicht zu beschreiben, wie diese Stimmung war! Je mehr man sich zusammenschloß mit Aufopferung von trennenden Nuancen, je deutlicher man sich bewußt wurde, daß man zusammengehöre, je klarer man einsah, daß jetzt das ganze Schicksal von Deutschlands Neugestaltung auf der Spitze schwebte, desto grimmiger wurde diese Stimmung gegen Widersacher, welche nichts Gemeinschaftliches aufzuweisen hatten — alles nahm Partei wie zur wildesten Zeit der Welfen und Ghibellinen; man mußte jeden Tag einer Katastrophe in der Paulskirche gewärtig sein.

8.

Diese Katastrophe erfolgte. Aber ganz anders als man sie erwartet hatte.

Ebenso unerwartet kam der Anstoß dazu von außen.

Nicht durch die Presse, nicht durch die Erklärungen der Staaten, welche damals noch im Zuge waren.

Die Presse war bei kritischen Perioden zurückgeblieben hinter der Haltung des Parlamentes, oder war hitzig vorausgesprengt, oder war sonstwie anderen Weges gegangen. Namentlich während der gefährlichen preußischen Krisis war sie großenteils mit fortgerissen worden in die strudelnde Bewegung, und das Parlament war eine Zeitlang verlassen gewesen. Immer indessen hatte sich diese Reiterei wieder eingefunden beim großen Heerkörper, und im ganzen durfte man anerkennen, daß die deutsche Presse außerhalb der professionsmäßigen Linken stattliche Kraft, Bildung und Haltung entwickelte. Jetzt hielt sie sich eng und nachdrücklich zum Parlamente, und je näher die Aufgabe ihrem Ende zugerückt wurde, desto nachdrücklicher vertrat die Presse das Bedürfnis einer geschlossenen Form. Die wichtigsten Blätter gingen mit

dem Zentrum, und nur wenige sprangen ab, als Koalition und Weidenbusch einander gegenübertraten. Dasjenige wichtige Blatt freilich, auf welches Deutschland immer stolz zu sein Ursache hatte auch zur Zeit politischer Erniedrigung, dasjenige, welches unsere Nation im weitesten Umkreise vertritt, die Allgemeine Zeitung in Augsburg, wurde schwankend von dem Augenblicke an, wo das Gagernsche Programm in den Vordergrund trat. Von seinen drei Redakteuren hielten Mebold und Altenhöfer fest an der Bundesstaatspartei, der dritte aber, welcher speziell den deutschen Teil des Blattes mit feiner Bildung leitet, Gustav Kolb, war mit all seinen Sympathien eines Schwaben bei Süddeutschland und Österreich, und das geforderte Opfer für einen Bundesstaat schien ihm zu groß. Er ging wohl einen Schritt weiter als die Gegner in der Paulskirche, die eben nur wußten, was sie nicht wollten. Er bezeichnete richtig den Punkt, auf welchen es für seinesgleichen ankam: die verfassungsmäßige Union mit Österreich, den Organismus eines weiteren Bundes. Umsonst wurde ihm entgegnet, daß nur eins nach dem anderen entstehen könne, daß besonders unter der zehnfach sich durchkreuzenden Ansicht in der Paulskirche und bei der hartnäckig unpraktischen Haltung der meisten Österreicher absolut nur eins nach dem anderen, und nicht eins neben dem anderen entstehen könne. Umsonst wurde ihm entgegnet, daß Gagern mit einem reiflich erwogenen Plane hervortreten werde, sobald das eine, der Bundesstaat festgestellt sei. Als erfahrener Politiker beurteilte er ganz richtig, daß der entscheidende Punkt, die Vertretung nach außen, kaum zu lösen sein werde, und die hastige Lösung, welche später eine preußische Note nach Wien durch einfache Gesamtvertretung improvisiert hat, ist ganz geeignet gewesen, ihn zu bestärken in seinem ungläubigen Bedenken. Solch eine unbedingt gemeinsame Vertretung des engeren und weiteren Bundes, welche merkwürdigerweise von Österreich nicht der Erwägung wert er-

achtet worden ist, würde von den streng Bundesstaatlichen, würde von denen nicht hingenommen werden, welche zuerst und zuletzt einen nach außen eigenen deutschen Staat wollen. Die Gagernsche Lösung war nicht so rund. Aber die Verwirrung hat gar nicht gestattet, sie offiziell in Rede zu bringen, und der Bundesstaat, welchen Kolb mit aufrichtiger Seele wollte und will, hat solcherweise die einhellige Unterstützung eines so wichtigen Blattes in den Tagen, Wochen und Monaten der Krisis nicht gefunden. Möge dem patriotischen Herzen Kolbs die traurige Erfahrung erspart werden, daß ein Bundesstaat überhaupt nur auf dem eingeschlagenen Wege des Parlamentes zu erringen war.

Auch im weiteren Süden waren die größeren und älteren Blätter dem geschlossenen Bundesstaate nicht feindlich. In den Großherzogtümern Hessen und Baden zum Teil entschieden günstig. Auch im bayrischen Franken hielt die Sehnsucht nach einem deutschen Staate der Abneigung gegen einen Erbkaiser fast die Wage. Der Nürnberger Korrespondent brachte manches zur Unterstützung gegen die Koalition, und der Schwäbische Merkur desgleichen aus Stuttgart. Wie denn diese schwäbische Zeitung überhaupt eine sehr achtungswerte Fülle von politischer Kraft und von politischem Takte entwickelte in verworrener Zeit.

Nordwärts von Frankfurt waren alle größeren Organe für den Weidenbusch, die einflußreiche Kölner Zeitung an der Spitze. Die Weserzeitung in Bremen, wirksam neben ihr an der Nordküste und in Hannover. Die deutsche Reichszeitung in Braunschweig war heiß und dringend von Andree geführt für den kaiserlichen Bundesstaat, und von Wochenschriften zeichneten sich die „Grenzboten“, von Freitag und Julian Schmidt geleitet, in der langen wirren Zeit des Interims auf das rühmlichste aus durch besonnene, kräftige, tapfere Haltung gegen all den brausenden Unverstand, durch

verständig begründeten Anschluß an Zentrum und Weidenbusch bis zur äußersten Konsequenz.

Die Presse der großen Städte, namentlich auch Hamburgs und Berlins, tat sich nicht hervor durch sichtbaren Einfluß. Es schlug da zu vielerlei gegeneinander; ein größeres Prinzip mit vollem Atem für die deutsche Sache kam da nicht zu Einfluß, und wo es in Berlin einmal der Entwicklung nahe schien, da wurde es durch irgend eine heimatliche Wendung der zu naheliegenden Staatspolitik Preußens immer wieder unterbrochen. Auch eben darum, weil es aus der preußischen Hauptstadt kam, gestattete man ihm nicht unbefangen den Einfluß, den es verdienen mochte. Ähnlich war es mit Wien, dessen Organe in Deutschland wenig gesehen blieben, und wohl in der Paulskirche selbst, wo täglich alle Blätter des großen Vaterlandes bei den Abgeordneten zu finden waren, noch am vollständigsten gelesen wurden. Sie waren alle gegen den Bundesstaat des Zentrums, und zum Teil mit so fremdartigen, in Deutschland unerhörten Motiven, daß sie vorzugsweise zur Polemik gegen österreichische Redner benützt wurden. Diese vermieden natürlich gern Gesichtspunkte, welche zum Bilde eines einigen Deutschland nicht paßten; die Blätter aber in Wien, im Mittelpunkte eines Großstaates geschrieben, der noch viel dringendere Interessen hatte als die deutschen, sie nahmen solche Rücksicht nicht auf das Ideal. Sie zeichneten Vedutten, welche in der frei komponierenden Paulskirche äußerst befremden mußten.

In diese Zeit fällt aber der ungemeine Einfluß, welcher die nach Frankfurt selbst verlegte „Deutsche Zeitung“ an sich riß. Sie vertrat den erbkaiserlichen engsten Bundesstaat mit der größten Energie. Tag für Tag wurde in ihr dafür gefochten, daß Funken und Fetzen stoben. So unmittelbar in den Kampfesreihen einer Entscheidungsschlacht, so jäh im Gebrauche der Waffen, so begabt in Führung derselben, so

ungestüm und reich an Wendungen, die alle nach ein und demselben Ziele führten, war nie ein deutsches Blatt gesehen worden seit dem Rheinischen Merkur von Görres. Und dieser blieb weit hinter ihr zurück in enger und einseitiger Anschauung. Hier in der Deutschen Zeitung wurde der deutsche Staat gefordert mit all seinen Konsequenzen und mit vollem Bewußtsein all dieser Konsequenzen. In brennender Sprache, schonungslos nach links und rechts. Besonders schonungslos gegen Österreich. Gervinus, welcher nicht mehr Redakteur aber Hauptmitarbeiter war von Heidelberg aus, focht hier in täglichen Artikeln „vom Rhein“ wie ein Percy Heißsporn, alle Bildung, allen Mut, alle Tatkraft aushauchend. Nie ist der Gegensatz deutschen Bedürfnisses zu Österreichs Geschichte und Österreichs Aufgaben furchtbarer dargestellt worden, nie ist eindringlicher, ja wie mit Peitschenhieben empfindlich getrieben worden: rücksichtslos den Bundesstaat, den strengsten Bundesstaat, und nur den Bundesstaat ohne Österreich durchzusetzen, wenn jemals noch von einer politischen Existenz Deutschlands die Rede sein solle.

Dies Blatt entflammte denn auch zu Tatkraft auf der einen, zu Haß auf der andern Seite. In jenen ersten Märztagen 1849 konnte man wohl glauben, es werde einen Ausbruch der Feindschaft unter den Abgeordneten zur Folge haben, wenn des Morgens das Hauptblatt der Deutschen Zeitung in die Paulskirche kam, und darin täglich die fortdauernde Anwesenheit der Österreicher, deren Regierung eigentlich ein deutsches Parlament gar nicht kenne, mit den stärksten Ausdrücken bezeichnet wurde.

Von dieser Seite kam indes die Katastrophe nicht, wenn auch dies nie ruhende Drängen und Treiben sie herbeiführen half. In jedem andern Lande wäre sie hierdurch schon unmittelbar entstanden. Nur Deutsche konnten eine solche Spannung ertragen, konnten einen Ausbruch niederhalten unter Berufung auf gesetzliche Formen. Die Ungestümsten

im Weidenbusch ließen sich beschwichtigen durch den Hinweis auf den Deutschen Bund, welcher die Österreicher immerhin formell berechtige zur Teilnahme. Sie tobten dagegen, sie behaupteten, der Bund sei eine Fiktion geworden, sei in die Zentralgewalt übergegangen, und diese werde mißachtet von Österreich, Österreich weise alle Verpflichtungen, die in der Form lägen, weit von sich ab, und nehme doch alle Vorteile derselben willkürlich in Anspruch, Österreich verleugne gar nicht mehr, daß es diese Verfassung niemals beachten werde, und doch hetze es jetzt förmlich die Seinigen, sie machen und verderben zu helfen. — Das müsse ein Ende nehmen, dem müsse, da der moralische Trieb nicht verfange, gewaltsam ein Ende gemacht werden.

So hörte man sie täglich toben, und einzelne, wie Kerst, warfen bereits Bruchstücke solchen Räsonnements von der Rednerbühne. Das kann nicht mehr länger zusammenhalten! sagte in der zweiten Märzwoche selbst der unbefangene Zuschauer, wenn es noch einen solchen gab.

Jetzt wurden auch nach und nach alle die Einwendungen kund, welche von den Staaten ankamen gegen die Verfassung. An jedem Punkte war gerüttelt; — es bleibt kaum etwas Verfassungsähnliches übrig, hieß es, wenn jede dieser Forderungen der 38 Staaten bedacht sein soll!

Man durfte glauben, daß hierbei die Ungeduld, ja die Verzweiflung zum Ausbruch kommen würde.

Gagern war dabei unermüdlich beflissen, die Vermittelung mit den Einzelnregierungen in weiche Formen zu bringen. Er versammelte, was sonst nie geschehen war, die Bevollmächtigten kollegialisch im Taxisschen Palais auf der Eschenheimer Gasse, dem einstigen Bundestagshause, welches jetzt das Haus des Reichsministeriums war. Dort berichtete jeder einzelne Staat über die Ansicht seiner Regierung, und schon dadurch, daß die Einwendungen so unmittelbar, so persönlich nebeneinander und vor die Öffentlichkeit traten,

wurde unter damaliger Atmosphäre die Störsamkeit der Einzelnstaaterei bis auf einen gewissen Grad gedrückt, wenn nicht beschämt. Es mochte auch nicht außer Berechnung geblieben sein, daß sich Schmerling charakteristisch ausnahm, wenn er allein unter allen für seinen Staat — gar nichts einzuwenden hatte, weil eben Österreich gar nicht auf die Verfassung einging.

Preußen hingegen zeigte, daß es ihm voller Ernst sei mit der Verständigung, und sammelte die meisten der kleineren Staaten um sich, für sie und sich selbst gleichzeitig eine Kollektiverklärung abgebend. Die Königreiche kamen ebenfalls herzu. Bayern und Hannover zögernd. Natürlich widersprachen sich die Forderungen ganz direkt. Die einen wollten ein Direktorium, die andern wollten ein erbliches Oberhaupt. Den günstigsten Eindruck hatte Baden gemacht, dessen Fürst sich zu jedem Opfer bereit erklärte, und dessen Bevollmächtigter Welcker schnurstracks gegen seine Ansicht als Abgeordneter zur Überreichung der zustimmendsten Erklärung genötigt wurde.

Die einen waren vollkommen zufrieden mit dem auf drei Sessionen sich erstreckenden Suspensivveto nach Vorbild des Norwegischen, wie es in erster Lesung angenommen war. Dem Bundesstaate, hieß es damals von vielen Seiten und nicht ohne eine gewisse Berechtigung, entspricht das Suspensivveto. Das absolute Veto gebührt dem monarchischen Einheitsstaate. Mit größerem Rechte hatten die Verteidiger des absoluten Veto in lebhafter Diskussion geltend gemacht, daß ein absolutes Veto unzertrennlich sei von jeder monarchischen Form, sei diese Einheits- oder Bundesstaat. Jede konstitutionelle Monarchie verliere den moralischen Halt, verliere die ideale Grundlage eines Gleichgewichts unter den Staatsgewalten, wenn der Exekutive das absolute Veto genommen werde. Gerade damit es jahrhundertelang ruhen könne, müsse es absolut sein. Wie wunderlich nahm es sich

nun aus, wenn Sachsen und Bayern den bequemsten, weil allgemeinsten Vorwurf Österreichs aufnahmen, und erklärten, das Parlament habe nicht einen Bundesstaat, sondern einen Einheitsstaat votiert, und doch in derselben Erklärung hinzusetzten: aber das absolute Veto fehle! Sie müßten für den neuen deutschen Staat durchaus das absolute Veto verlangen! Für den Bundesstaat, welchen sie übrigens so locker als möglich wollten!? Ach nein. Besonders in der bayrischen Erklärung sah man recht deutlich, wofür sie das absolute Veto wollten. Für Sicherstellung des absoluten Veto im bayrischen Staate. Es hieß also eigentlich: Euer Einheitsstaat ist nicht Einheitsstaat genug, um unserm Partikularstaate volle Souveränität zu sichern; wir können aber nicht zutreten, weil er ein Einheitsstaat ist.

Eins hob das andere auf. Einzugehen in diese Vorwürfe und Forderungen war nur im Abschnitte von der „Reichsgewalt“. Hier waren viele Punkte, über welche sich mit gutem Fuge vom Partikularstandpunkte streiten ließ auch bei gutem Willen für das Zustandekommen eines Bundesstaats. Hier war auch die feine Linie, welche immer zickzack durchs Zentrum gegangen war, und hier konnte der Verfassungsausschuß an den Punkten nachgeben, welche nicht die Exekutivkraft des Bundesstaates gefährlich aufs Spiel setzten, welche also nicht leicht dahin führten, daß man wiederum ein schlotterndes, verschiedenartigem Einzelnwillen ausgesetztes deutsches Staatswesen schaffe.

Das tat auch der Verfassungsausschuß mit redlichem gutem Willen. Er war immer froh, wenn er bei der Redaktion zur zweiten Lesung der Forderung eines Einzelnstaates nachgeben konnte, ohne das Ganze zu gefährden. Der schwierigste Punkt war und wird immer bleiben: die Geldkraft des Bundesstaates sicher zu stellen. Sie auf bloße Matrikularbeiträge anzuweisen, ist der schreienden Erfahrung gemäß lebensgefährlich. Dies wünschten aber die kleineren

Königreiche. Einwand und Sorge von ihrer Seite drängte sich am engsten darum zusammen, daß die Reichsgewalt sich nicht im voraus durch die Zolleinnahmen ihr Bedürfnis decken dürfe, so wie um die §§ 35 bis 37 der „Reichsgewalt“. Hierbei schloß sich auch Baden aus süddeutscher Zollbesorgnis an Bayern und Württemberg. Daß die Reichsgewalt ausschließlich die Gesetzgebung über das gesamte Zollwesen, sowie über die gemeinschaftlichen Produktions- und Verbrauchsteuern haben, daß sie bestimmen solle, welche Produktions- und Verbrauchssteuern gemeinschaftlich sein sollten, daß sie bestimmen solle, auf welche Gegenstände die einzelnen Staaten solche Steuern für Rechnung des Staates oder einzelner Gemeinden legen dürfen und unter welchen Bedingungen und Beschränkungen — dies wurde als ein zu tiefer Eingriff in die Rechte und in den finanziellen Haushalt der Einzelnstaaten bezeichnet.

Nach reiflichster Überlegung beharrte der Ausschuß auf den Paragraphen und begründete dies wie folgt:

„Bisher erfolgte die Ausgleichung der verschiedenen Interessen der Zollvereinsstaaten durch Verträge; in Zukunft muß die Gesetzgebung die Ausgleichung bewirken. Eine solche Gesetzgebung kann nur auf die sorgfältige Prüfung der Sachverständigen der verschiedenen Länder gebaut werden. Unverkennbar wirken die Produktionssteuern so tief auf den ganzen Wohlstand einer Gegend und die Industrie ein, daß eine unvorsichtige Behandlung und Zentralisierung des Steuersystems empfindliche Folgen für einzelne Staaten haben und den notwendigen Schutz der Arbeit empfindlich gefährden könnten. Es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß eine Ausgleichung der Interessen von Norden und Süden bei der Zolleinigung notwendig ist, und dann eine Zollgemeinschaft auch eine gewisse Gemeinschaft der Produktionssteuern erfordert. Die Mehrheit des Ausschusses, der nicht unbeachtet lassen darf, daß manche über das Verhältnis des Nordens

und Südens geltend gemachten Ansichten auf Mißverständnissen beruhen, fand es aber nicht für notwendig, einen Zusatz deswegen in § 35 aufzunehmen, weil wir voraussetzen, daß die Gesetzgebung, welche in geeigneten Übergängen vermittelnd einwirken muß, durch die Vertreter der verschiedenen Staaten genötigt werden wird, allen Interessen, vorzüglich auch denen des Südens, Rechnung zu tragen" — „und weil ein Zusatz wegen seiner Allgemeinheit und Unbestimmtheit doch keinen erheblichen Wert haben könnte."

„Wenn der Ertrag der Zölle und der gemeinschaftlichen Produktionssteuern folgerichtig nach dem Grundsatze der Zolleinheit als Gegenstand zu betrachten ist, aus welchem die Ausgaben des Reichs bestritten werden sollen, so rechtfertigt es sich auch, wenn die Reichsgewalt sogleich und zunächst an diesen Gegenstand sich hält, das Zahlungsmittel benützt, und nur den Rest an die Einzelnstaaten verteilt. Wir schlagen jetzt aber vor, das ordentliche Budget, also das auf dem Reichstag in Beziehung auf die ständigen Ausgaben festgestellte Budget als Grundlage anzunehmen, wobei eine annähernd angenommene Summe in das Budget eingetragen wird, und die Einzelnstaaten nach dem Teilungsmaßstab ebenso annähernd auf die sie treffenden Summen rechnen können."

Aber nicht nur ein solches Verhältnis wurde bestritten. Auch die Münzeinheit wurde angegriffen, Eisenbahn und Post, welche in eine Hand kommen sollten. Bayern wünschte selbst „die Verpflichtung deutscher Truppen spezieller Vereinbarung" vorbehalten, ja sogar die Erteilung von Patenten, wofür eine Gesamtbehörde von jedermann als Segen erachtet wird, den Einzelnstaaten belassen zu sehen. Besondere Vertretungen nach außen, dieser schlimmste Feind der Einheit, wurden unter verschiedenen Vorwänden und Formen angestrebt, und auch die Rechtseinheit, meinte Sachsen, müsse im Zivilrechte Partikularformen zulassen.

Nochmals, was wäre wohl übrig geblieben für die Ein=

heit, wenn der Ausschuß — wie er es tat bei der zahlreichern Vertretung der süddeutschen Staaten im Staatenhause — an allen Ecken und Enden hätte nachgeben wollen?! Er schloß ganz richtig gegen den Vorwurf eines Einheitsstaates mit folgenden Worten:

„Der Bundesstaat erfordert eine Gesamtregierung, eine einheitliche Vertretung gegen außen, eine einheitliche Vertretung im Innern in allen Gesamtangelegenheiten der Nation. Er beschränkt deshalb die Bundesglieder und muß sie beschränken, insofern diese den verfassungsmäßigen Beschlüssen der Bundesgewalt Gehorsam zu leisten verpflichtet sind. So sahen schon die vereinigten Fürsten und freien Städte im Jahre 1815 die Sache an, als sie auf dem Kongresse zu Wien erklärten:

‚Die deutsche Verfassung würde ihren festesten Bestand erst alsdann behaupten können, wenn ein gemeinsames Oberhaupt an der Spitze der deutschen Verbindung dem von den Ständen des Bundes gemeinsam Beschlossenen die unverbrüchliche Vollziehung sichere, die Säumigen und Weigernden ohne Unterschied mit Nachdruck zur Erfüllung des Bundesvertrages anhalte, der Bundesjustiz schnelle und vollkommene Folge verschaffe, die Kriegsmacht des Bundes leite und so im Innern und gegen Außen allen Staaten desselben, auch dem mächtigsten, als Beschützer, erster Repräsentant der deutschen Nation, der Verfassung als kräftigster Gerant, als deutscher Freiheit Ägide sich darstelle.‘

„Man wird nicht behaupten können, daß die Fürsten damals, so wenig wie jetzt die meisten Regierungen, einen **unitarischen** Staat angestrebt hätten.“

„Unter Zugrundlage unsers Verfassungsentwurfes bleibt den Einzelnstaaten noch selbständiges Leben genug, um sehr bald zu erkennen, daß sich die Verfassung unsers Bundesstaates sehr weit von der Verfassung eines Einheitsstaates unterscheidet. Daß sie aber einen **Teil** ihrer Hoheitsrechte

opfern müssen, das müssen die Regierungen anerkennen, wenn es ihnen um die Einheit, Macht und Größe Deutschlands Ernst ist."

Diese gesunde Haltung des Verfassungsausschusses mochte den Ausbruch des Grimmes zurückdämmen in der Paulskirche. Man tröstete sich, solche Vernunft müsse doch siegen. Desgleichen tröstete und hielt vom Äußersten ab die immer deutlicher hervortretende Haltung der Nation. Was hatte die wortführende Demokratie im Frühjahre 48 gespottet über das Kaisertum des Siebzehnerentwurfs! Wie hatte sie es als etwas der Nation Wildfremdes nachgewiesen mit Zeugnissen, die manches für sich zu haben schienen! Jetzt konnte kaum noch jemand leugnen, daß ein solches Kaisertum trotz allen demokratischen und partikularistischen Tobens Boden und Stätte gefunden. Jetzt kam Zeugnis auf Zeugnis, daß sich das Volk dafür erwärme, daß man's aller Orten im Norden wünsche, ja daß man sich auch im Süden dafür erkläre. Wer dies bezweifelt, der sehe das Verzeichnis der Petitionen und Adressen an, welches vom Abgeordneten Tafel zusammengestellt ist und zu großer Überraschung aus Bayern die verhältnismäßig größte Anzahl Unterschriften nachweist für die endlich beschlossene Reichsverfassung[1]). Man spürte an Luft und Boden, daß die Zeit erfüllt, daß ein Abschluß allgemeines Bedürfnis, daß solchem Drange nicht mehr zu widerstehen sei. Das Wort wollte Fleisch werden. Aber wie? Wann? Wo? In der Paulskirche?

In der Paulskirche, wo sich die Parteischaren in fast gleicher Anzahl mit gezückten Schwertern gegenüber standen? Wo die uralte Eifersucht der deutschen Stämme gegeneinander ärger denn je, ja bis zum brutalen Drange nach gegenseitiger Vernichtung aufgewühlt war? Wo der Freund den Freund

[1]) 426 Eingaben aus Bayern neben 369 aus Preußen. 14014 Unterschriften aus Berlin, 12000 aus München.

nicht mehr kannte, wo eine Majorität nicht mehr zu finden war für etwas Positives? In dieser als Tempel des einigen Vaterlandes vor einem Jahre begrüßten und jetzt zum geöffneten Janustempel verwandelten, mit Zorn und Fluch erfüllten Paulskirche konnte doch das Wort nicht mehr Fleisch werden! Hier war ja jedes einst teure Wort in Hader und Streit verkehrt. Und wenn nicht hier, wo sonst?

Hier in derselben Paulskirche, wo keine Majorität mehr zu finden war, ereignete sich am Morgen des 12. März die unvermeidliche Katastrophe dahin, daß für die Dringlichkeit eines Antrags über drei Vierteile des Parlamentes sich erhoben, eines Antrags, welcher nicht mehr und nicht weniger wollte als: — Annahme der Verfassung in Bausch und Bogen und Übertragung der erblichen Kaiserwürde an den regierenden König von Preußen.

Schreiber dieses kam an jenem Tage gegen 10 Uhr in die Kirche, sah Welcker auf der Tribüne, sah, daß eine ungewöhnlich gewordne Aufmerksamkeit und Spannung im ganzen Hause herrschte, und fragte den nächsten, an dem er vorüber kam: was ist? — Welcker spricht für den preußischen Kaiser! erwiderte dieser unter erzwungenem Lachen. Ich war an einen Ultramontanen geraten.

So war es. Unter diesen eigentümlichen Umständen erschien der Welckersche Antrag, welcher durch ganz Deutschland eine beispiellose Aufregung und Spannung und — Teilnahme hervorrief. Er betäubte; auch die Gegner.

Am Tage zuvor, am 11. März, war die Kunde nach Frankfurt gekommen: der Reichstag zu Kremsier ist aufgelöst und eine Verfassung oktroyiert für die österreichische Gesamtmonarchie! Für die Gesamtmonarchie, für einen zentralisierten Staat Österreich, für eine „freie, selbständige, unteilbare und unauflösbare konstitutionelle österreichische Erbmonarchie!"

Da war also das Programm von Kremsier in vollem Maße erfüllt, die Hoffnung der deutsch-österreichisch Gesinnten

auf einen Föderativstaat, welcher seine deutschen Bundeslande in irgend einer besondern Verbindung mit Deutschland erhalten könne, war mit einem Streiche zu Boden geschlagen, ja sogar eine Grundbedingung der Bundesakte, auf welche man sich eben noch berufen hatte, verletzt durch solche unterschiedslose Vereinigung der deutschen Erblande mit den übrigen Provinzen.

Der Schlag traf dergestalt in Frankfurt, daß selbst Schmerling, der kaltblütige Diplomat, an demselben Tage seine Entlassung einreichte als österreichischer Bevollmächtigter. Man erwartete den Austritt der österreichischen Abgeordneten. Im „Pariser Hofe" war die Bestürzung so groß, daß man sich nun erst recht verstecken zu müssen behauptete und jeden dringlichen Antrag abweisen wollte, wie Vogel Strauß den Feind nicht sehen will und deshalb erwartet, der Feind werde auch ihn nicht sehen. Welcker allein in dieser Gesellschaft, wo nur Prediger Jürgens, ein Braunschweiger von edler Bildung und hypochondrischer Furcht vor jedem energischen Plane, ihm nicht eigentlich fremd war, Welcker allein war tief und aufrichtig betroffen. Es ist nichts, rief er sich zu, es ist blinder Zeitungslärm, und ich will gegen die Kaiserlichen sprechen morgen, wenn sie dies Ereignis benützen sollten.

Die Verfassung selbst aber stand in den Zeitungen; so viel pflegen sie doch nicht zu erfinden. Auf dem Heimwege vom Klub soll Welcker darauf aufmerksam gemacht worden und dann mit tiefem Atemzuge in die Worte ausgebrochen sein: Dann ist Österreichs Ausschluß fertig, dann muß jeder Patriot in der Übertragung der erblichen Kaiserwürde an die Krone Preußen die Rettung des Vaterlandes suchen.

Daheim habe er Zeitungen mit dem österreichischen Verfassungstexte gefunden und in der Nacht seinen Antrag aufgesetzt. Er lautete ganz so wie Welckers stoßweise erfolgende Rede. Simson las ihn:

„Die deutsche verfassunggebende Nationalversammlung,

in Erwägung der dringlichen Lage der vaterländischen Verhältnisse, beschließt:

1. Angesichts der wiederholten öffentlichen Nachrichten von fremder Einsprache gegen die von der deutschen Nation zu beschließende Verfassung, gegen solche Eingriffe Auswärtiger [1]) in das heiligste Urrecht freier Völker ihre Entrüstung, gegen jeden Deutschen aber, sei er Fürst oder Bürger, welcher landesverräterisch solche Eingriffe hervorrufen möchte, den tiefsten Abscheu und zugleich die feste Erwartung auszusprechen, daß die deutsche Nation wie ein Mann ihre Ehre verteidigen und deren Verletzung zurückweisen werde.

2. Die gesamte deutsche Reichsverfassung, so wie sie jetzt nach der ersten Lesung mit Berücksichtigung der Wünsche der Regierungen von dem Verfassungsausschusse redigiert vorliegt, wird durch einen einzigen Gesamtbeschluß der Nationalversammlung angenommen und jede etwa heilsame Verbesserung den nächsten verfassungsmäßigen Reichstagen vorbehalten.

3. Die in der Verfassung festgestellte erbliche [2]) Kaiserwürde wird Sr. Majestät dem Könige von Preußen übertragen.

4. Die sämtlichen deutschen Fürsten werden eingeladen, großherzig und patriotisch mit diesem Beschlusse übereinzustimmen und seine Verwirklichung nach Kräften zu fördern.

5. Es wird eine große Deputation der Nationalversammlung abgesendet, um Sr. Majestät dem Könige von Preußen die Wahl zum deutschen Erbkaiser anzuzeigen.

6. Se. Majestät der Kaiser von Österreich als Fürst der deutsch-österreichischen Lande und die sämtlichen Bruderstämme in diesen Landen, einzeln und vereint, sind zum Eintritt in

---

[1]) Sie lagen, außer dem herkömmlichen Gerüchte über eine russische Note, gar nicht vor; es war nur der gewaltsame Versuch zu einem einleitenden Übergange.

[2]) Sie hatte jetzt, wie schon erwähnt, die Mehrheit erhalten im Verfassungsausschusse.

den deutschen Bundesstaat und seiner Verfassung jetzt und zu aller Zeit eingeladen und aufgefordert.

7. Die deutsche Nationalversammlung legt gegen ein etwa von der Regierung der deutsch-österreichischen Lande oder von diesem Lande selbst beanspruchtes Recht, von dem deutschen Vaterlande und aus der von seinem Gesamtwillen beschlossenen Verfassung auszuscheiden, für alle Zeiten feierlichen Protest ein.

8. Sie ist aber bereit, solange einer definitiven Verwirklichung des völligen Eintritts der deutsch-österreichischen Lande in die deutsche Reichsverfassung noch Schwierigkeiten im Wege stehn sollten, die bestehenden nationalen brüderlichen Verhältnisse, jedoch unbeschadet der Selbständigkeit der deutschen Reichsverfassung, zu erhalten."

Dies zu verteidigen, war der kleine gedrungene Mann auf der Rednerbühne erschienen. Sein gerötetes Antlitz mit dem kurzen grauen Haar sah aus dem lichtblauen Auge auf die unbeschreiblich erstaunte Versammlung herab, ohne von der eigentlichen Seelenstimmung etwas zu verraten. Dafür sind ihm in ewigen Kämpfen die Züge erstarrt, und der leicht geöffnete Mund mit englischer Kiefer- und Zahnbildung verkündigt nichts, bis er die Worte, auf einen harten Satz zusammengekeilt, hervorgestoßen hat.

„Meine Abneigung gegen das Erbkaisertum", rief er jetzt — denn er „rief" dergleichen immer — „ging weder von einer Abneigung gegen Preußen, noch von einer Vorliebe für Österreich aus." — „Ich habe entschieden abwarten wollen, bis ich nicht nach subjektiven Wahrscheinlichkeitsgründen, sondern nach objektiven Gründen die Überzeugung hätte, daß Österreich jetzt nicht eintreten wolle in den Bundesstaat." — „Jetzt glaube ich, die Mittel sind erschöpft" — „jetzt glaube ich, daß die Zeit drängt, das übrige Deutschland desto fester, desto stärker, desto inniger zu vereinigen." (Lebhaftes Bravo im Zentrum und der Rechten.)

„Wenn ich hier hinblicke auf meine alten Freunde, so werde ich vielleicht einem kleinen Triumphe in ihrem Herzen, wenn auch nicht in ihren Mienen begegnen, daß sie schon vor Wochen und Monaten und ich erst so spät das Richtige erkannt hätte. Seien Sie stolz darauf, wenn Sie wollen, aber vergeben Sie mir, auch ich bin — obwohl jetzt mit traurigem Herzen — stolz darauf, daß ich, soviel wie möglich war, nach allen Kräften eine Verzögerung der Trennung bewirkte.“ Die Schuld treffe nun allein das österreichische Kabinett. — Nun denn, jetzt gelte es, als ein einziger gemeinschaftlicher, wohlgerüsteter Körper dazustehen. „Die Gelüste in den Kabinetten wachsen, die Einheit wird täglich mehr gefährdet.“ — „Lassen Sie keine Verfassung oktroyieren; wir wollen die Verfassung selbst machen mit Anerkennung der Rechte von jedermann. Ich sage Ihnen, das Vaterland ist in Gefahr. Wir können nicht mehr mit Österreich unterhandeln. Es wird die Aufgabe des Königs von Preußen sein, durch ein Ultimatum seinen Beschluß zu bedingen. — Ist es möglich, daß Österreich eintritt, so ist dann nichts verloren. Ist es nicht möglich, so wollen wir gerüstet sein gegen die Gefahren, welche dieser Bruch herbeiführen wird.“ „Ich sage nichts weiter als: das Vaterland ist in Gefahr! Retten Sie das Vaterland!“ (Stürmischer Beifall vom Zentrum und der Rechten.)

Die Aufregung war ungeheuer. Welcker selbst hatte keine ungewöhnliche Eile verlangt für die Erledigung seines Antrags, er hatte von acht Tagen gesprochen. Mehrere der Bundesstaatlichen meinten, es müsse sofort, wenigstens so schnell als irgend möglich daran gegangen werden, sonst verrauche das endlich entzündete Feuer wieder, oder werde erstickt durch die Partikularisten. Sie eilten nach den vordersten Bänken zu Bassermann, zu Mathy, zu Gagern und forderten diese auf, irgend ein beschleunigtes Verfahren von der Rednerbühne vorzuschlagen. Aber es gab keine Form dafür. Solch

ein Antrag, welcher die ganze Verfassung betraf, mußte an den Verfassungsausschuß, und was nicht heute, spätestens binnen vierundzwanzig Stunden geschah, verfiel eben der Zeit. Es war kein verwegner Feldherr vorhanden. Die Führer alle waren so gewissenhaft, daß sie keine Überrumpelung der Nation wollten mit dem Grundgesetze der Nation.

So viel ist wahrscheinlich: konnte am 12. März über den Welckerschen Antrag abgestimmt werden, so wurde er angenommen.

Die Ungeduld war so groß, daß man sich nicht mit der Tagesordnung, Verhandlung über das Reichsgericht beschäftigen konnte, sondern daß man schon vor elf Uhr die Sitzung schloß.

Die bestürzten Parteiungen fanden Zeit, sich wieder zu fassen und zu scharen. Nur etwa diesen Tag lang war die Meinung allgemein, das Parlament sei am Ziele. Diese Meinung ging hinaus in alle Lande und erregte die Nation von einem Ende bis zum andern. Überall stieg die Zustimmung siegreich auf, der Widerspruch schwieg. Von allen Gegenden strömten Patrioten nach Frankfurt, um diesem großen Abschlusse beizuwohnen.

An jenem Abende erschien auch Radowitz zum ersten Male im Weidenbusche. Auch er also hielt das nun für reif, was er bisher immer nur sehr bedingungsweise anerkannt hatte. Er war jetzt für den vorgeschlagenen Abschluß und wollte nur die definitive Ernennung des Königs von Preußen nicht eingeschlossen sehen.

Die natürlich vorliegende Frage war das Wahlgesetz. Welcker hatte es nicht erwähnt, und doch war es nötig, wenn die ganze Verfassungsfrage mit einer Abstimmung erledigt sein sollte. Wenn es auch kein integrierender Teil der Verfassung war, so war es doch die unmittelbare Zukunft derselben, der Schlüssel zum nächsten Reichstage.

Die Hinnehmung dieses Wahlgesetzes und des suspensiven

Vetos in der Gesetzgebung von seiten der Weidenbuschpartei hat man gern in Parallele bringen wollen mit der Kuppelei entgegengesetzter Prinzipien innerhalb der Koalition. Sehr mit Unrecht. Dies Wahlgesetz und jenes Veto waren ja nicht nur vorliegende Beschlüsse der Reichsversammlung, die als solche gegründeten Anspruch auf erneute Annahme hatten, wenn die Annahme der Vorlage in Bausch und Bogen einen einfachen Sinn haben, wenn sie nicht zum Kriegsmittel für eine Minorität in diesen Fragen gemacht werden sollte. Dies Wahlgesetz und jenes Veto hatten ja auch zahlreiche Stimmen im Weidenbusche selbst. Sie bildeten ja einen integrierenden Teil der Ansichten, welche sich zur Kaiserpartei vereinigt hatten. Das Wahlgesetz hatte aus dem Landsberge zahlreiche Stimmen erhalten, und wenn nun ein Teil des Württemberger Hofes, ja einige Mitglieder der Westendhalle (Neuwestendhalle) zum Weidenbusche getreten waren im Interesse der Einheit, so erklärten sich dieselben doch nicht bereit, diese Fragen der Freiheit ohne Not opfern zu wollen. Sie selbst, Zell an der Spitze, verlangten jetzt zuerst innerhalb des Weidenbusches, daß bei einer Abstimmung in Bausch und Bogen diesen einmal angenommenen Freiheitsbestimmungen Rechnung getragen werde. Der erste Andrang danach kam nicht von außen, und am wenigsten von einer prinzipiell entgegenstehenden Partei, sondern aus dem Schoße des Weidenbusches. Dabei ist also eine versuchte Parallele mit dem Treiben der Koalition unberechtigt und unwahr. Denn auch die Vetofrage in der Gesetzgebung — nicht zu verwechseln mit der in Verfassungsfragen, welche später wirklich der Koalition verfiel — war ja auf einen Antrag des Zentrums, war auf den Fallatischen Antrag im Sinne des Norwegischen Vetos beschlossen worden.

Zell verlangte schon am Abende des 12. März, daß man sich für Hinzunahme des Wahlgesetzes erklären solle. Dies fand strengen Widerspruch namentlich von seiten Basser=

manns und Soirons, und die Mehrheit des Weidenbusches schien dagegen zu sein. Am nächsten Tage erst errang dies Verlangen eine sehr wichtige und wie immer entscheidende Zustimmung; der Verfassungsausschuß erklärte sich dafür. Er bestand nur auf der „öffentlichen" Abstimmung bei den Wahlen. Mit vierzehn Stimmen gegen sechs hatte sich dieser konservative Körper dafür erklärt. Paris lohnt eine Messe! hatte Heinrich IV. gerufen. Das Zustandekommen des Ganzen lohnt ein Opfer! hatten konservative Männer gerufen, denn die Verfassung und das Vaterland sei wirklich in Gefahr.

An diesem 13. März war wirklich eine österreichische Note vom 9. eingetroffen, in welcher zum ersten Male das längst Befürchtete klar ausgesprochen war: Österreich wolle kein Volkshaus, sondern nur ein Staatenhaus. Zu diesem Ende wolle es mit seiner Gesamtmonarchie eintreten.

Einer der verunglückten Missionäre, welche mit Heckscher nach Ollmütz gegangen waren, ergänzte diesen Antrag dahin, daß auf jede Million eine Stimme, für Österreich also 38 Stimmen gefordert würden neben den 31 Stimmen des übrigen Deutschland.

Dies erhöhte den Drang für den Welckerschen Antrag. Man nannte dies einen Hohn auf deutsche Einheit, in welcher Deutschland gegen nichtdeutsche Völkerschaften in der Minderheit und österreichisch wäre. Wäre noch in der Nacht vom 13. zum 14. abgestimmt worden, so wäre an einer Majorität für den Welckerschen Antrag nicht zu zweifeln gewesen. Aber erst am 17. begann die Diskussion, und den 21. März erst erfolgte die Abstimmung, also am neunten Tage erst, am entscheidenden erst in allen Krankheitskrisen erfolgte die Abstimmung.

Welcker begann auch die Diskussion. Ob er selbst gestiegen oder gefallen sei im Ansehen durch die jähe Wendung? Weder das eine noch das andere. An seinem uneigennützigen,

redlichen Willen hatten auch seine Gegner nie gezweifelt. Steif, schwerfällig, eigensinnig hatte man ihn genannt. Man nannte es auch jetzt wohl faselhaft, daß er sich über die Natur der Dinge so habe verblenden können, daß er ein seit dem Programme von Kremsier so deutlich angekündigtes Edikt habe erleben und wirklich betasten müssen, um daran zu glauben. Ein staatsmännischer Kopf, sagte man, kann nicht dergestalt vom faktischen überrascht werden, wenn die tiefere Notwendigkeit längst, ja immer ersichtlich gewesen. Daher auch der Unterschied, daß die alten Bundesstaatlichen nie so scheltsam und heftig gegen Österreich aufgetreten sind, als Welcker jetzt in seiner Rede auftrat. Sie hatten eben nie verkannt, und daher stammten ihre Folgerungen, daß Österreich noch ganz andere Interessen habe als der deutsche Bundesstaat und den deutschen Bundesstaat. Sie beklagten und tadelten wohl auch, daß die österreichischen Staatsmänner sich nicht zu der Anschauung erheben konnten, es diene ihnen wie Deutschland, im deutschen Bundesstaate den natürlichen Bundesgenossen anzuerkennen, und sich ihn um so stärker zu verpflichten und zu verbinden, je aufrichtiger man ihn fördere, je aufrichtiger man die möglichen Verbindungspunkte hervorhebe statt der täuschenden Redensarten über unmögliche, welche nur hinhalten sollten. Sie bezweifelten niemals, daß letzteres nur geschehe, um bei günstigeren Zeitumständen den hegemonischen Einfluß Österreichs über Deutschland wieder zu gewinnen; sie bezweifelten aber, daß dies politische Trachten, welches Deutschlands Verfassung zerstöre und Deutschlands Feindschaft herausfordere, im höheren Sinne politisch sei. Österreichs Entwickelung hänge eng zusammen mit der deutschen. Diese letztere neuen Stürmen aussetzen, heiße Österreich aussetzen, und verweise Österreich im Falle der Not auf Allianzen, welche größere politische Opfer kosten würden als das Opfer einer Hegemonie in Deutschland. Soweit diese Hegemonie schöpferisch sein könne, werde sie nie und nirgends durch

einen „weiteren Bund" behindert werden. Man hindere nicht eine Macht von 38 Millionen durch aufgeschriebene Sätze. Eine solche Macht wirke schon durch ihre Schwere allein. Soweit jene Hegemonie aber auch fernerhin nur durch Hemmen und Verneinen sich betätigen wolle, werde sie Österreich nicht minder schaden als Deutschland, denn sie werde Österreich schwächen in ungeteilter Entwickelung seiner Kräfte. Die Freiheitsgefahren würden nur durch Deutschland selbst beseitigt, indem man seinen Einheitstrieb befriedige. Aus dieser Befriedigung nur wüchse konservativer Sinn, und dieser sei in Deutschland viel reichlicher vorhanden als in Österreich, wo es erst aller ungeteilten Kräfte für Entfaltung der Vorteile im Gesamtstaate bedürfen werde, um so viel einleuchtende Vorteile eines Gesamtstaates darzustellen, daß ein konservativer Sinn allgemein entstehen könne.

Man sieht, dies Räsonnement war so bedingt, daß ein so greller Angriff auf Österreich, wie er jetzt von Welcker ausging, gar nicht damit verträglich war. Welcker aber schalt so, weil er sich für getäuscht ausgab oder auch wirklich getäuscht war, wenigstens sich selbst wirklich getäuscht hatte.

Ja, rief er, um dieses Österreichs willen habe ich bisher meinen eigenen Lieblingsgedanken verleugnet. Anno 1814 schon habe ich den Staatsmännern eine Rede übergeben, welche eine nationale Repräsentation, welche einen deutschen Kaiser wollte, welche damit schloß:

„Es ende nach langem verderblichen Streit
Die kaiserlose, die schreckliche Zeit!"

„Ich habe diesen Gedanken als den herrlichsten für die deutsche Verfassung nie aufgegeben." Nur um Österreichs willen habe ich „für die schlechteste Form, ich gestehe es, für das Direktorium gestimmt."

Jetzt höre das auf, denn es sei nunmehr klar und entschieden, daß Österreich nicht zu gewinnen sei für den Bundesstaat. „Sind wir Männer oder sind wir Träumer? Ist für

Männer deutlich geschrieben die österreichische Verfassung und die damit übereinstimmende letzte Note Österreichs und, ich setze hinzu, der damit übereinstimmende Bericht unsrer Abgesandten nach Wien? Klar und entschieden wie der Tag liegt vor, daß Österreich nicht eintreten will in den Bundesstaat, nein, daß es gar nicht mehr kann! Des Kaisers Wort steht im Wege, eine von ihm feierlich verkündete, großenteils angenommene Verfassung steht im Wege. Meine Herren! Spielen die Kaiser und die Regierungen Vexierspiele, wie wie man uns zumutet zu glauben? Dürfen wir glauben, daß in einigen Tagen sie das zurücknehmen werden und andere neue Erklärungen geben werden, als das neue kaiserliche Wort, vor seinem Volke und in Europa verkündet?"

Kein Bundesstaat, kein Volkshaus mit Österreich mehr, aber Kroaten, Magyaren, Italiener, Galizier — „wo finde ich denn nun den Mann in diesen Räumen, der unsere Versammlung und die deutsche Nation bankbrüchig erklären will? Wie, Sie wollen das heilige Mandat des Volkes ein deutsches Parlament zu schaffen wegwerfen? Sie wollen es zu Füßen legen diesen Kabinettsbeschlüssen, wenn Sie noch daran denken, mit Österreich in Verbindung zu sein im Bundesstaat?!"

Und nun donnerte er gegen diese Anerbietung des ganzen Österreich, welches „Schamröte und Empörung" errege. Achtunddreißig Millionen Österreicher, die zu fünf Sechsteilen aus Feinden der Deutschen zusammengesetzt seien, sollten Deutschland regieren! Ja, „uns übrigen Deutschen soll es verwehrt sein, uns ebenso zu einigen, wie die 38 Millionen Österreicher geeinigt sind? (Hört! Hört!) Sie sind einig durch einen Erbkaiser, und uns will man ihn nicht gönnen? Sie sind geeinigt durch ein Volkshaus, und wir sollen es nicht haben?" Dort verschiedenartige Völker geeinigt, hier lauter Deutsche, die sich soweit nicht einigen dürften! „Ist das ein ehrenwerter Antrag an eine ehrenwerte Nation

oder ist es nicht vielmehr eine Löwengesellschaft?“ (Große Bewegung in der Versammlung.)

Nein, darauf sei nicht einzugehen. In Österreich seien nicht Knaben, sondern Männer am Ruder und ein Fürst, die ihr Wort halten. Jetzt müsse man auch hier seines eigenen Weges gehen.

Österreich, indem es unser Recht zum Bundesstaat ohne Österreich bestreitet, berufe sich auf die Bundesgesetzgebung. Wie? „Wer ist es denn, der diesen alten Bund völlig gebrochen? Österreich durch seine definitive Verfassung. Die deutschen Länder in der großen Minderheit den andern außerdeutschen Nationen untergeordnet im Reichsparlamente“, wie könne da von den deutschen Bundesbeschlüssen noch die Rede sein? „Die österreichische Verfassung steht mit dürren Buchstaben entgegen. Mit keinem Sterbensworte ist der deutschen Bundesgrundgesetze gedacht; der Bund ist ganz aufgelöst! Ich will nicht mehr davon sprechen, ich könnte Verletzungen auf Verletzungen häufen. — Aber noch eines! Ein Gesamtbeschluß war nötig, um in den Deutschen Bund neue Glieder aufzunehmen. Österreich mit seiner Verschmelzung ladet uns zugleich die Gemeinschaft mit seinen außerdeutschen Ländern, die Garantie für Ungarn und Italien und ihre mit den deutschen Provinzen gemeinschaftlichen Kriegsbeschlüsse auf. Und dann ruft es die europäischen Mächte für diese von ihm verletzten Verträge von 1815 auf! So also ist das Verhalten von Österreich! Verlassen Sie die Paulskirche, werfen Sie Ihre Verfassung zu Boden, geben Sie Ihr Mandat in die Hände des betrogenen Volkes zurück, oder sagen Sie sich los von dem unseligen Gedanken, in ein Bundesstaatsverhältnis mit Österreich trotz seiner neuen Verfassung einzutreten.“

Dann wendete er sich, nachdem er die Notwendigkeit der Eile dargetan, an die Republikaner. Er bewies ihnen, daß sie dafür sorgen helfen müßten, aus der Paulskirche eine

Verfassung hervorgehn zu sehn. Gelänge dies nicht, dann wären alle Parlamente, auch die, welche einst Republik wollen könnten, entwertet und unmöglich. Es könne eine Zeit kommen, wo er und seinesgleichen die Republik wollen könne, wenn man des Vaterlandes ehren- und kraftvolle Gestaltung ferner verhindere. Keiner Form und keinem Fürsten auf Erden habe er seine Überzeugung verschrieben. Der starken Form des Vaterlandes werde er, wenn es nicht mehr anders ginge, jede Form unterordnen. Jetzt hätten die Republikaner auf die Zustimmung der Nation nicht zu rechnen. Die Nation stehe zum Königtum. Trotzdem aber könne es zur Republik kommen, wenn das Königtum sich in der deutschen Frage vernichte, wenn die Zeiten wiederkehrten, von denen Hinkmar von Rheims geschrieben „die Oberen des Reichs fangen an, sich um die Ehren zu zanken" — „wenn die deutschen Fürsten selbst das Vaterland preisgeben, wenn sie nicht zusammenstimmen in dem, was dem Vaterlande not tut, wenn kein Glaube mehr ist an die deutschen Fürsten, wenn auf diese Weise Männer, die bisher nicht auf der linken Seite saßen, sagen werden: ‚Es ist keine Rettung mehr als durch die Republik!' dann wird sie siegen in Deutschland —"

Endlich richtete er sich an die Österreicher, und berief sich darauf, wie treu er zu ihnen gehalten, solange noch Aussicht vorhanden gewesen. „Sie sind in der fürchterlichsten Lage, in welche Menschen gesetzt werden können. Sie wünschen mit Deutschland zusammen zu sein, und vielleicht bestimmt Sie dieser Wunsch zu tun, was Sie vor Gott und dem Vaterlande nicht verantworten können. (Linke: Oho!) Sie sind jetzt in Österreich geeinigt, 38 Millionen unter einem einzigen fürstlichen Hause. Sie haben ein Volkshaus, und uns will man es versagen?! Wollen Sie uns verderben?! Wollen Sie uns entgegentreten und uns hindern, das zu erringen was Sie haben?! Wollen Sie uns trösten mit armseligen, jämmerlichen Hoffnungen, die nur Kinder täuschen können?!

Wollen Sie uns entgegentreten in einem Augenblicke, wo wir das Vaterland retten wollen, dasselbe Vaterland, das noch Ihr Vaterland ist und es, will es Gott, bleiben soll bei einer neuen Entwickelung der Verhältnisse?! Wollen Sie diesem Vaterlande verwehren, sich zu retten auf dem einzigen Wege, auf dem die jetzige Mehrheit, wenn Sie abgesondert sind, überzeugt ist, daß sie die Rettung des Vaterlandes finden wird? Stehen Sie gegen uns?! — Aber das sage ich Ihnen: Sie knüpfen damit kein Band zwischen diesen Ländern! — Das innerste Gefühl der Entrüstung über diese Missetat wird in Deutschland herrschen und regieren" — „wir stehen vor Gott, dem Vaterlande und der Geschichte; sie wird die Namen aufzeichnen, die Namen derer, welche das Vaterland retteten, und derer, welche es verdarben!" (Stürmischer, anhaltender Beifall bis in die Linke hinein. Zischen von mehreren Seiten auf der Linken.)

Zwei Österreicher zeigten am folgenden Tage in Berufung auf die österreichische Reichsverfassung ihren Austritt an; von Würth und Arneth. „Meine Hoffnung und mein Wunsch", hieß es in der Austrittserklärung, „liegt darin, daß die künftigen Beziehungen zwischen Österreich und dem übrigen Deutschland so innig als irgend möglich geregelt werden mögen. Dafür in Österreich zu wirken, soll mir stets eine heilige Pflicht sein."

Dies wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Man erwartete zuversichtlich, daß dieser Schritt zahlreiche Nachfolge finden werde. Er fand sie nicht. So wie man bei Welckers Übertritt gesagt hatte: Es ist nur eine Stimme weniger! so sagte man jetzt: Nun sind drei Stimmen weniger. Keine Rede verfing mehr.

Auf Welcker folgte von Radowitz. Er riet zur Annahme des Welckerschen Antrages. Das verjüngte Österreich stehe da; man solle ihm ein verjüngtes Deutschland an die Seite stellen. Sogar für Einschluß des Wahlgesetzes nach

18*

Vorschlag des Verfassungsausschusses hatte sich diese Rechte des Weidenbusches mit Radowitz an der Spitze entschlossen. Das war außerordentlich und machte großen Eindruck. Nur die namentliche Bestimmung des Kaisers wollte diese Partei nicht eingeschlossen haben. „Nach eingegangener Erklärung“, besagte ihr Amendement, „sämtlicher Regierungen über ihren Beitritt wird die Wahl des Reichsoberhauptes erfolgen.“

„Wir müssen erst zu größerer Übereinstimmung unter uns selbst gelangen,“ sagte er in bezug hierauf, „ehe wir auf eine zweifelhafte Ziffer gestützt einen Namen hinausgeben in das deutsche Volk, und diesen Namen jetzt in die verderblichste und peinlichste Alternative drängen. Ich glaube, daß, wenn nicht alles täuscht, eine solche Frist die Wege nicht erschweren, sondern ebnen wird, was man auch dagegen sagen möge. Wenn die österreichische Monarchie dem engeren Bunde nicht beizutreten vermag, so werden deren Abgeordnete aus dieser Versammlung scheiden wollen, wenn auch zum unvergänglichen Schmerze aller Teile.“ (Bewegung. Beistimmung.) „Die mittlern Staaten, wenn sie die Grundlage des Bundesstaates angenommen haben, werden ihre Ansichten über die Mittel, welche zum vorgesteckten Ziele führen, ändern müssen. Während Preußen jetzt dasteht, gerufen von den einen und zurückgewiesen von den anderen, welches das eine nicht gesucht, das andere nicht verdient hat (Beifall), so wird es dann seine natürliche Stellung da finden, wohin es durch eine schwankende Majorität dieses Hauses allein nicht gewiesen werden kann.“

Solcher Vorschlag konnte dem Könige von Preußen die Stellung wesentlich erleichtern und wäre deshalb manchem auch im Zentrum erwünscht gewesen. Für die Reichsversammlung war er nicht mehr annehmbar. Ganz abgesehen von der einmal angenommenen und standhaft behaupteten Position in Sachen der deutschen Souveränität, eine Position, die in der zwölften Stunde nicht ohne Lebensgefahr von der

Versammlung gewechselt werden konnte, worauf stützte sich die Aussicht auf Erfolg in dem Radowitzschen Vorschlage? Auf den Austritt der Österreicher, auf die Zustimmung Österreichs zum Bundesstaate. Jenes erwies sich nachgerade als sehr unwahrscheinlich; dieses stand nach allen Vorgängen nicht zu erwarten. Traten aber die Österreicher nicht aus, so änderte sich das Stimmenverhältnis nicht, und das Parlament lastete sich die unlösbare Verwickelung auf, mit einer unentschiedenen Mehrheit durch unabsehbare diplomatische Verhandlungen noch wer weiß wie lange zu lavieren, und in vereinzelten Schiffbrüchen sich jämmerlich ohne irgend einen abschließenden Akt zugrunde zu richten. Während es jetzt wenigstens einen abschließenden Akt gewinnen konnte. Was ist er wert?! rufen spöttisch die Gegner. Unermeßlich viel! heißt hierauf die Antwort. Diese Gegner haben ihn noch lange nicht ermessen, wenn sie ihn auch jahrelang mit faktischem Erfolge leugnen können.

Übrigens muß Radowitz zur Ehre nachgesagt werden, daß er sich nicht nur mit fein abgemessenen logischen Schritten diesem der Majorität so nahen Ausgangspunkte genähert, und sich also in die Lage gebracht hatte, ein Mögliches zu unterstützen, sondern daß er auch, einmal auf diesen Punkt gelangt, dies Mögliche von nun an standhaft, fein, ruhig vertreten, und in den gefährlichsten Augenblicken gerettet hat — bis jetzt[1]). Die Zukunft wird lehren, ob der deutsche Bundesstaat ihm großen Dank schuldig ist.

Ich muß das Zeugnis ablegen, daß er früher schon, ehe noch die allein mögliche Form so klar herausgearbeitet war, diesen abweichenden Punkt, auf welchem er jetzt beim Welckerschen Antrage beharrte, im Privatgespräche unerschütterlich betonte. Während einer der erwähnten Soireen beim Reichsverweser, wo er in ordensfeindlicher Zeit stolz mit seinem

[1]) Herbst 1849.

strahlenden Ordenssterne zu erscheinen pflegte, gab er sich die Mühe, mir mit einer an ihm ungewöhnlichen Lebhaftigkeit auseinander zu setzen, daß der König von Preußen niemals auf einen solchen einfachen Beschluß der Paulskirche eintreten könne und werde. „Das würde ich Verwegenheit von seiten der Paulskirche nennen", sagte er damals wie heute, und er setzte sogar heute öffentlich hinzu: „um kein anderes Wort zu gebrauchen."

Was er außerdem in jener letzten Rede — es waren die letzten beachteten Reden! — aussprach, das verdient festgehalten zu werden: „Der Verfassungsentwurf ist auf gesetzlichem Wege zustande gekommen, er hat in den wesentlichsten Teilen vielseitige Zustimmung gefunden, er kann nie direkt oder indirekt beseitigt, oder durch Machtsprüche ersetzt werden. Wer für den Ausgang unsrer Wirren einen solchen Gedanken hegte, dessen Vermessenheit könnte nicht tief genug beklagt werden."

Was war denn nun solchen Rednern, an die sich Waitz, Beseler von Schleswig, jetzt in letzter Stunde auch Herr von Wydenbrugk und von noch weiter links Reh von Darmstadt anschlossen, an die sich ferner Bauer von Bamberg in wohltuender Einfachheit, Zittel aus Baden mit dem körnigen, tief wahrhaftigen Ausdrucke der Überzeugung und Notwendigkeit anreihten, für welche zuletzt noch Gagern und Riesser mit der ganzen Hingebung ihrer edlen Naturen eintraten, was war ihnen denn entgegen zu halten? So wenig, daß man sich immer und immer verwundern muß, wie auf solche Motivierung hin jemand nein sagen konnte. Die Motivierung tat es eben nicht mehr. Es war gleichgültig, was Herr Vogt, Eisenmann, Raveaux, Moritz Mohl schwatzten. Sie schwatzten alle nach allen Richtungen, da die scharf gestellte Frage ihnen unbequem war. Sogar Ludwig Simon erging sich nur in Rekriminationen, die zu gar nichts helfen konnten, und Herr Berger versicherte zum hundertsten Male, es sei ja

absolut gleichgültig, was die österreichische Regierung sage oder tue. Er und die Seinigen seien Österreich. Herr von Hermann nur, welcher soeben glorreich von Wien zurückgekommen war, blieb konsequent im Unglaublichen und behauptete wie bei Malmö: Ei, es geht auch so! Und nun entwickelte er zum Trost derer, welche frühstücken gehen wollten, die Zolleinheit mit Österreich. Damit nichts fehle, sprach auch Herr Buß gegen den Welckerschen Antrag.

Die Unwirksamkeit dieser Reden, die durchgreifende, fortreißende, um und um siegreiche Wirkung dagegen aller derer, welche für den Welckerschen Antrag sprachen, war schlagend. Ich glaube, sie wurde auch von den Gegnern des Welckerschen Antrags nicht bezweifelt. Natürlich war es also, daß man sich mit der Sage trug, die von Gagern oft angekündigte allgemeine Erhebung der Versammlung zu einem der Einmütigkeit nahe kommenden Entschlusse werde hierbei noch zustande kommen, wie es einst annähernd bei der Abstimmung über die provisorische Zentralgewalt geschehen; die Linke namentlich werde sich in ihren besseren Elementen dazu ermannen, und ein großer Teil der Österreicher werde sich der Abstimmung enthalten. Das war eine Illusion. Die Sorge für das Ganze war in den Parteileidenschaften zu tief untergegangen. Die Bundesstaatlichen waren in solchen Erwartungen zu sanguinisch, weil in ihnen der Drang nach einer geschlossenen Einheit am stärksten, ihnen also auch der Gedanke am nächsten lag, daß man für irgend eine geschlossene Einheit die größten Opfer, auch das Opfer des Lieblingsgedankens bringen könne. In diesem Sinne wurde unter ihnen im kleineren Kreise mehrmals während gefährlicher Zeitpunkte, während der Zeitpunkte, wo für nichts eine Mehrheit erreichbar schien, sorgenvoll erörtert, ob es nicht Pflicht sei, die Gegner nur zu irgend einem festen Vorschlage zu veranlassen und dann diesem Vorschlage beizutreten. In solcher Folgerung blieb der Gedanke immer ein müßiger, weil er ein

bloß sentimentaler war, weil er ein Verrat an dem war, was man für richtig hielt, und was ja eben ein ganz positiver Plan war, nicht bloß eine Verneinung. Ganz gewiß wäre es ein Verrat gewesen, solange eben nicht der Fall eintrat, daß der positive Plan zur absoluten Unmöglichkeit geworden. Das Sentimentale hierin aber ist ein Fingerzeig, daß der Drang nach Einheit in dieser Partei über alles stark, edel und uneigennützig war, und daß die Mehrheit dieser Partei sich unzweifelhaft für Österreich erklärt hätte, wenn Österreich in der Lage Preußens gewesen wäre, eine geschlossene Einheit für Deutschland zu ermöglichen, und wenn ein Welckerscher Antrag unter den vorliegenden Umständen für die Berufung Österreichs zur deutschen Kaiserkrone eingebracht worden wäre.

Himmelweit entfernt von diesem Standpunkte waren die zusammengewürfelten Gegner. Der Weidenbusch hoffte zum Beispiele, es werde ein Führer der Westendhalle, Heinrich Simon, in diesem entscheidenden Augenblicke sich der einzigen Möglichkeit eines Abschlusses anschließen mit seinen Genossen. Nicht weil er ein Preuße war, nein, das war man gewohnt, daß eine Anzahl Preußen hartnäckig gegen das preußische Kaisertum stand. Aber weil er doch von Hause aus zu dem liberalen Gedankenkreise der Bundesstaatlichen gehört hatte, und nur im Parlamente, wahrscheinlich um eine Führerschaft im kleineren Zirkel zu gewinnen, weiter links gegangen war. Er stürzte auch eiligst herbei von Berlin, wo er bei Einbringung des Welckerschen Antrags gewesen, er stürzte herbei — um sich wichtig zu machen, um zu feilschen und zu schachern bei solcher Gelegenheit, welche er wie einen Ausverkauf ansah. Eiligst und vollständig setzte er zu, was er etwa noch zuzusetzen hatte an Reputation eines beachtenswerten politischen Charakters. Mit Ekel wird die Geschichte des ersten deutschen Parlamentes hinweisen auf solches Schacherwesen in großartig mahnender Stunde des Vaterlandes. Er hatte die Dreistig=

keit, mit zehn Stimmen hinter sich, der Weidenbuschpartei am 19. März des Abends schriftlich folgende Transaktion anzusinnen: 150 Mitglieder des Weidenbusches sollten schriftlich erklären, das Anerbieten der deutschen Krone an Preußen sei als ein definitives zu betrachten, als ein unabänderliches. Wenigstens dürfte von Modifikationen oder Zugeständnissen, die etwa später noch verlangt würden, ohne sie, das heißt ohne Zustimmung dieser Simonischen Zehnmänner, nicht die Rede sein. § 1 ferner sollte hergestellt werden, wie er in erster Lesung bestimmt worden, so daß Deutschlands Recht auf die deutsch-österreichischen Provinzen ausgesprochen bleibe. Das absolute Veto ferner, welches der Verfassungsausschuß für diese zweite Lesung wiederum vorgeschlagen hatte, sollte wiederum wie bei der ersten Lesung ins suspensive verwandelt werden. — Statt der öffentlichen Abstimmung endlich bei den Wahlen sollte die geheime Stimmabgebung, wie in erster Lesung des Wahlgesetzes bestimmt worden sei, wiederhergestellt werden. (Hierfür hatte sich auch Welcker auf der Tribüne erklärt.)

Es brach nach dieser Mitteilung im Weidenbuschsaale lebhafte Entrüstung aus, und man ging über diese Vorschläge einer Transaktion ohne Diskussion zur Tagesordnung über.

Die Stimmen dieser venezianischen Zehnmänner verblieben somit den zehnerlei Fraktionen der Verneinung. Es sollte ihnen der Ruhm bleiben, auch nicht die dürrste Abstraktion der so unerhört schweren Lebendigwerdung eines deutschen Bundesstaates geopfert zu haben.

Stand es so mit dem dürren Holze der Linken, was durfte vom grünen erwartet werden! Man hat es beklagt, daß Gagern gerade bei dieser letzten großen Rede so grimmige Keulenschläge gegen die Linke gerichtet, und dadurch vielleicht Stimmen abgewendet habe. Das ist schwächlich gedacht und irrig vorausgesetzt. Wenn auch die Freieren unter den Linken wie Löwe von Kalbe sich lebhaft beklagten nach der Gagernschen

Rede, sie hätten auch nach einer sanften Rede nicht anders gestimmt. Sie waren völlig unzugängliche Doktrinärs geworden mit riesengroßen Scheuledern an beiden Augen. Das Vaterland lag gar nicht mehr in ihrem Gesichtskreise. Gagern hatte gar keinen weiteren Einfluß mehr auf sie als den der Züchtigung. Diese verdienten sie überhaupt, denn sie hatten in erster Linie das erwartete Werk des Parlamentes untergraben. Diese verdienten sie in diesem Augenblicke durch freches Betragen, welches auch die Feierlichkeit des wichtigsten vaterländischen Momentes nicht mehr verschonen konnte. Es war von größerer sittlicher Wirkung, daß dieser rohe Unpatriotismus im feierlichen letzten Augenblicke noch mit Schlägen der Entrüstung zur Seite und in den Winkel geworfen wurde, wohin er gehörte, als daß ihm geschmeichelt worden wäre. Das stärkt die Seele, auch in der Niederlage.

Gagern rechnete ab mit den Linken und mit den Partikularisten, indem er auf die Zeiten vor dem Vorparlamente zurückging. Wie habe es denn da gelautet in Süddeutschland, als die „Wühlereien“ noch nicht eingetreten waren? Wie habe es gelautet zu Heppenheim und zu Heidelberg? Es hätten sich allerdings abweichende Ansichten geltend gemacht. „Es waren darunter solche, die sich damals schon zur Staatsform der Republik offen bekannten. Andere, welche die Monarchie und zwar das Erbkaisertum wollten, und damals schon das Bedürfnis der Lösung“ (Preußen an der Spitze) „voraussahen, wie es jetzt vorliegt. Man vereinigte sich; und diejenigen, die ihrer Überzeugung nach die republikanische Form für die vorzüglichere hielten, in jener Versammlung kamen sie damals mit den anderen überein, daß sie diese ihre Überzeugung dem von ihnen als überwiegend anerkannten entgegenstehenden Willen der Mehrheit des Volkes unterzuordnen hätten“ — „Jenes Wort ist nicht gehalten worden!“ (Unruhe auf der Linken: Von wem nicht?) „Von allen denen nicht, die seitdem offen für die Republik wirken!“

Die Linke geriet außer sich, und wollte Namen hören. Der Name Heckers wurde ihr sogleich gewährt.

Damals, fuhr Gagern fort, habe die später erst gemachte Antipathie gegen ein preußisches Kaisertum nicht bestanden, und wenn man sich immer auf die Märzbewegung berufe, so solle man sich fein hieran erinnern lassen. Er las nun das Programm vor, welches damals sein Bruder Max den süddeutschen Regierungen vorgelegt, und welches deren Zustimmung erhalten. Auch die der württembergischen und des Königs von Württemberg. Auch der König von Württemberg habe dem Könige von Preußen die oberste Leitung zu übergeben sich entschlossen, vorausgesetzt, daß Preußen eine konstitutionelle Verfassung wie die süddeutschen Staaten erhalte.

Warum es jetzt so anders klinge? Er wies alle vorgeschützten Erklärungsgründe in ihrer Blöße nach, und in betreff der konfessionellen sagte er unter donnerndem Beifalle des Hauses: „Ich achte den religiösen Sinn in jedem Volke; ich bin aber durchdrungen davon, daß die große Masse des Volkes in Deutschland, dessen vorzügliche Tugend in Toleranz besteht, von keinerlei religiöser Antipathie beseelt ist, und daß, wenn solche Antipathien aufgestachelt werden, es gewiß mehr das Produkt der Tätigkeit Gebildeter ist, welche sich damit abgeben und abmühen." Aus dem rauschenden Beifall drang der Ruf hervor: Wo ist denn Herr Buß?

Nein, sagte Gagern, es ist der Partikularismus, welcher sich jetzt auflehne gegen den Bundesstaat mit erblichem Oberhaupte. Wie sei es denn auf dem Wiener Kongresse gewesen? Alle kleineren Staaten hätten wie jetzt das erbliche Kaisertum gefordert. Die Mittelreiche und Österreich, obwohl es selbst damals zur Oberhauptswürde berufen worden, hätten widerstrebt und abgelehnt. Diejenigen Mittelreiche — nicht Preußen! — haben widerstrebt, welche auch heute widerstreben unter Vorschützung aller möglichen Gründe, die mittleren Reiche, deren heutige

Größe und Bedeutung aus der Auflösung des deutschen Kaiserreichs hervorgegangen ist.

Ach, was half der Nachweis, was halfen Beweise auf Beweise, wo man überführt werden konnte und doch nicht nachgeben wollte. Wie sprach Riesser zum Schluß als Berichterstatter des Ausschusses! Unerschöpflich, stundenlang, jeden Widerspruch erörternd und auflösend, jeden Widerspruch versöhnend! So war gar noch nicht gesprochen worden als in dieser Rede, welche denn auch die letzte Rede des Parlamentes sein sollte. Die Tränen stürzten uns aus den Augen, als er an den Schluß kam zu seiner urchristlichen, hinreißenden Entsagung, welche den Barbaren beschämen mußte, als er mit seiner rührenden Stimme zu den Österreichern sprach, sie möchten uns den deutschen Staat nicht zerstören, unsertwegen und ihretwegen nicht zerstören! als er fragte, was denn zu tun sei, wenn wiederum das Nein siege, wenn wiederum dem deutschen Patrioten die letzte Hoffnung verneint würde? Was zu tun sei? Und als er sich fassend ruhig antwortete: Nicht verzweifeln! „Die Behaglichkeit, mit der jetzt manchmal Buben am Geschicke des Vaterlandes verzweifeln, gehört zu den widrigsten Erscheinungen der Gegenwart. — Nein, wir wollen nicht ermüden, wie sehr auch unsere Hoffnungen gesunken sein mögen, Paragraph für Paragraph mit treuer Arbeit wie Sandkorn auf Sandkorn nach dem Worte des Dichters zu dem Bau der Ewigkeiten zu tragen. Wir werden, wenn der Stein, den wir dem Gipfel nahe glaubten, sich abermals herabwälzt, und mit ‚Donnergepolter‘ zu unsern Füßen niederfällt, wir werden ihn immer von neuem heben und emporzuwälzen suchen und in duldender Arbeit beharren, bis der erwachende Genius des Vaterlandes die Fessel bricht, und uns von der Qual vergeblicher Arbeit erlöst.“ Es war ein Sturm von Beifall, der unter Tränen hervorbrach. Wieviele weinten heiße Tränen! Wieviele und darunter die besten Männer eilten dem herab=

steigenden Riesser entgegen und stürzten ihm in die Arme, und herzten und drückten ihn.

Alles wirkungslos auf die Gegner. Auf der Linken war man so roh, so herzlos für die Sache, daß man auch diese Rede, diese Rede Riessers durch Schlußrufen unterbrach und zu schwächen suchte. Es war keine Gemeinschaftlichkeit, kein gemeinschaftliches Ziel möglich mit dieser entseelten Parteiung.

Dennoch herrschte der allgemeine Glaube, auch bei den Gegnern, die Abstimmung müsse für den Welckerschen Antrag ausfallen. So groß war der moralische Eindruck, daß niemand mehr an dem Siege des Bundesstaates zu zweifeln wagte. Auch Radowitz erklärte, daß er auf sein Amendement verzichten und für den Ausschußantrag stimmen werde.

Welch ein Schlag, als der Antrag der Gegner auf Übergang zur Tagesordnung nur mit fünf Stimmen abgelehnt wurde. Dies Resultat brachte die überfüllte, bis dahin totenstille Kirche in fiebernde Bewegung, auf welche wieder plötzliche Stille folgte. Diese fünf Stimmen waren ein furchtbares Anzeichen. Fünfhundertneununddreißig Abgeordnete! Welch eine Zahl! Wieviel Vergessene waren da aus vergessenen Winkeln herzugekommen! Und wenn so viele für das Ärgste, für Übergang zur Tagesordnung bei einem solchen Antrage stimmen konnten, da mußte alle Hoffnung sinken.

Eine Stunde später war jede Hoffnung vernichtet. 252 hatten für den Antrag, 283 gegen ihn gestimmt. Er war mit 31 Stimmen Mehrheit verworfen.

Dies geschah in der dritten Stunde nachmittags, Mittwoch, den 21. März.

9.

Jener große Saal im Weidenbusche, welcher die Bundesstaatlichen zu versammeln pflegte, wie er zur Zeit des Vorparlamentes die erste allgemeine Zusammenkunft und dann

vorzugsweise die Zusammenkunft der Nichtrepublikanischen gesehen hatte, er sah an jenem Mittwochabende die traurigste Gesellschaft. Sie glich einem geschlagenen Heere, welches eine Niederlage nicht erwartet hat und nicht dulden will. Ohnedies war dieser weite leere Raum, ungenügend beleuchtet und nur mit den dürftigsten Mitteln für eine parlamentarische Gesellschaft versehen, ziemlich wüst und unbehaglich.

An jenem Abende gruppierte man sich im verschiedenartigsten Sinne, wie es bei drohendem Eintritte einer Auflösung zu geschehen pflegt. Die Verzweiflung wollten zwar nur wenige eingestehen, und doch saß sie am Herzen einer Partei, welche nur das Verlangen eines starken Bundesstaates gemeinschaftlich hatte, über die Mittel zur Herbeiführung aber und über die Bestandteile desselben von verschiedenartiger Anschauung geleitet war. Das gemeinschaftliche Ziel schien der Koalition gegenüber unmöglich, was sollte, was konnte nun geschehen? Wozu die Verhandlung fortsetzen in einem Parlamente, riefen einige, welches kein positives Ergebnis haben kann! Von mehr denn hundert Österreichern wird doch zur Lüge gemacht, es mag beschlossen werden was da will. Denn wem darüber noch ein Zweifel bestanden hat, ob Österreich sich unsern Verfassungsparagraphen bequemen könne, dem ist er ja doch jetzt seit Verleihung der österreichischen Zentralverfassung benommen worden. Wozu also solch eine auf nichts hinauslaufende Votierung fortsetzen!

Besonders Henkel von Kassel drang darauf, jetzt müsse die Trennung durchgesetzt werden. Er hatte schon in der Kammer des Kurfürstentums Hessen auf Entfernung der Österreicher aus der deutschen Reichsversammlung gedrungen. Jetzt wies er unter vielfacher Zustimmung nach, wie recht er gehabt und wie unerläßlich dieser Schritt geworden.

Unterdes war auch die Nachricht gekommen, daß das Ministerium Gagern seine Entlassung eingereicht habe, und man setzte hinzu, der Erzherzog Reichsverweser werde sie als

österreichischer Prinz bereitwillig annehmen und ein dem deutsch-kaiserlichen Bundesstaate feindliches Ministerium einsetzen. Wozu, rief der kleine, strenge Scheller, das Mitglied des Verfassungsausschusses, wozu weiter beraten, weiter verhandeln!? Die, welche ein Positives wollen, werden immer und immer wieder überstimmt werden, und wir werden obenein auf der Ministerbank ein österreichisches Ministerium haben. Machen wir ein Ende! Ich sehe nur noch Heil in der Gründung eines norddeutschen Bundesstaates unter Preußens Ägide.

Bravo! Bravo! riefen einige; nein! nein! riefen andere.

„Ich weiß ja," fuhr Scheller fort, „was sich dagegen sagen läßt! Mir selbst blutet das Herz, wenn ich an die Notwendigkeit solch einer Trennung denke. Aber für jetzt und unter solchen Umständen müssen wir die Süddeutschen gehen lassen. Sie werden sich, so Gott will, wieder zu uns finden. Jetzt und zuerst muß das Sichere und das Mögliche ergriffen werden. Ein ganzes einiges Deutschland ist jetzt unmöglich. So möge denn statt dessen ein starkes Preußen den Kern eines norddeutschen Bundesstaates bilden!"

Da war also das gefürchtete Wort zum ersten Male von erhöhtem Orte bei voller Versammlung ausgesprochen in grimmiger Stunde der Not, als das Ideal der Tat nach längst schon besudelt und zerrissen war.

Die Aufregung schlug nun ein Wort gegen das andere, wie die Welle gegen die Welle, als ob Ebbe und Flut gleichzeitig eingetreten wäre. Rede auf Rede zerschellte gegen solchen Vorschlag, welcher die sofortige Möglichkeit eines deutschen Staates allerdings für sich hatte. Da erschien Gagern auf dem erhöhten Rednerplatze und sprach dagegen.

Allerdings habe das Ministerium seine Entlassung eingereicht. Es sei nötig gewesen, da sich bei dem partikularistischen Egoismus der meisten mittleren Staaten die Zentralgewalt fast ausschließlich auf Preußen habe stützen müssen,

Preußen aber nach dem heutigen Beschlusse schwerlich geneigt bleiben werde, die Zentralgewalt fernerhin zu halten. Ein neues Ministerium möge zusehen, ob es etwa mit österreichischer oder bayrischer Hilfe regieren könne. Das bisherige Ministerium könne nach dem heutigen Beschlusse sein Programm nicht inne halten, und habe auch deswegen zurücktreten müssen.

„Das Wichtigste von alledem aber ist," fuhr er fort, „daß wir unser Werk, die Einheit Deutschlands zu schaffen, dennoch nicht aufgeben. Dies wäre ein unermeßliches Unglück für die Nation. Man irre sich auch in der Voraussetzung, es könne Preußen in Zukunft für sich und ohne Deutschland fortbestehn. Wir alle sind schwach, wenn wir nicht zusammenhalten. Ich beschwöre Sie, wenden Sie Ihren ganzen Einfluß auf, daß keiner seinen Platz verlasse. Lassen Sie uns zusammenhalten bis unwiderleglich die Überzeugung eintritt, daß nichts mehr zu erreichen ist."

Noch sei es nicht so weit, und die Nation werde jetzt treiben. Man solle auch dem unwillkommenen Ministerium den Gehorsam nicht versagen, man solle es unterstützen, so weit es die Regierung im wahren Interesse des Vaterlandes führen könne und wolle. „Man muß nicht verzweifeln", schloß er, „bei augenblicklichen Unglücksfällen! Das wäre nicht politisch, nicht patriotisch. Halten wir fest, halten wir geschlossener zusammen als je!"

Ebenso mahnte Welcker, ebenso Beseler, der eine vorgeschlagene Ansprache an die Nation bekämpfte. „Diese weiß," rief er, „was vorgeht. Nicht Worte erwartet sie, sondern Handlung. Bleiben wir, handeln wir nach Kräften."

So faßte man sich, und kam auf Riessers Wort zurück, unverdrossen Paragraph auf Paragraph, Sandkorn auf Sandkorn wiederum zum Bau der Ewigkeiten zu tragen. Unter den Gegenanträgen zum Welckerschen Antrage, welche noch zur Abstimmung vorlagen, waren in der jetzigen Lage zwei von Bedeutung.

Einer von Heckscher mit dem siebenköpfigen Direktorium bildete während dieser Szenen im Weidenbusche bei der Koa=

litionspartei die Aussicht auf morgen. Auf diesen Vorschlag suchte man sich dort zu einigen. Man machte also in derselben Bahn wie vor einigen Wochen den Versuch, ein Positives zu gewinnen, obwohl man bereits genau wußte, daß auch dies von Österreich abgelehnt würde. Natürlich riß sogleich das Koalitionsband, und einige Mitglieder der Linken traten sofort zurück. Es war aber doch nicht unmöglich, daß man eine Majorität zusammenbrächte, um nur endlich einmal den schweren Vorwurf bloßer Verneinungsfähigkeit los zu werden.

Diesen Plan erfuhr man im Weidenbusche, und hier vereinigte man sich auf einen ganz formellen Gegenantrag, welchen die Linke unter dem Namen Eisenstucks dem Welckerschen Antrage entgegengestellt hatte. Er enthielt nur ein sehr wirksames Abkürzungsverfahren für die zweite Lesung. Eigentlich mußte ja doch die Linke morgen für ihn stimmen, und wenn der ganze Weidenbusch dazu trat mit seinen 250 Stimmen, so war ihm die Mehrheit sicher, und es war alsdann wenigstens die so lange bestrittene zweite Lesung und zwar in abgekürztester Form errungen trotz der Niederlage des Welckerschen Antrages. Das Ganze war nicht gewonnen, aber ein kurzer Weg zum Ganzen. Man wäre alsdann doch im Verhältnis zur Lage vor dem Welckerschen Antrage ungemein vorwärts gekommen.

So standen die Dinge, als die Sitzung am 22. März begann. Die Stimmung wird am deutlichsten bezeichnet durch eine Erklärung, welche an diesem Tage der Abgeordnete Wiethaus einreichte. Sie lautete folgendermaßen:

„Abgesehen von allen ausdrücklich gegebenen, wie stillschweigends mit Pulver und Blei vollzogenen, die Neugestaltung Deutschlands gänzlich desavouierenden früheren Erklärungen der österreichischen Regierung, hat dieselbe den gesamten österreichischen Landen nunmehr eine einheitliche Verfassung in der Art gegeben, daß dadurch die deutsch-

österreichischen Lande von aller Teilnahme an der Neugestaltung Deutschlands ausgeschlossen sind. — Solange diese Verfassung besteht, solange sie namentlich von dem Volke der deutsch-österreichischen Lande ausdrücklich oder stillschweigends anerkannt bleibt, so lange ist und bleibt auch das von dem Volke der deutsch-österreichischen Lande zur deutschen Reichsversammlung unter andern Umständen und unter andern Voraussetzungen erteilte Mandat stillschweigends erloschen.

In Erwägung nun, daß die österreichische Verfassung von dem österreichischen Volke bis jetzt stillschweigends anerkannt ist, die Österreicher, Herr von Schmerling und dessen Konsorten aber bei ebenso stillschweigend als selbstredend erloschenem Mandate des Volks dennoch und wider Erwarten an der Abstimmung über den Welckerschen Antrag teilgenommen haben;

In Erwägung, daß dies unlegitimiert rechtswidrig geschehen ist;

In Erwägung, daß nach Abzug der rechtswidrig abgegebenen 102 österreichischen Stimmen dem Hause Hohenzollern die deutsche Kaiserwürde mit 252 gegen 181 Stimmen, also mit einer absoluten Majorität von 71 Stimmen erblich bereits wirklich übertragen ist;

In Erwägung, daß dieser Beschluß alle und jede weitere Abstimmung über eventuelle Anträge ausschließt;

In Erwägung, daß die hohe Versammlung aber dennoch zu solcher überzugehen beschlossen und dadurch die Abänderung jenes Beschlusses in die Hände der mit von Schmerling und dessen Konsorten verbundenen Minorität gelegt hat:

protestiert der Unterzeichnete seinerseits gegen alle weitere Abstimmung über die gedachten eventuellen Anträge, und erklärt, daß er sich aller und jeder Teilnahme an denjenigen Verhandlungen enthalten wird, die nicht auf die Ausführung des Beschlusses gerichtet sind, der dem Hause Hohenzollern die erbliche Kaiserwürde übertragen hat, und daß er

endlich zu diesem Behufe und so lange sein Mandat niederlegt."

Andere, zum Beispiele Kerst, waren mit ähnlichen Erklärungen unterwegs und nahmen sie nur infolge des gestrigen Beschlusses im Weidenbusche zurück. Die Ironie der Verhältnisse wurde hierbei dadurch recht offenbar, daß die Bundesstaatlichen solchergestalt noch eine Stimme verloren, weil Wiethaus für die nun eintretende weitere Verhandlung sein Mandat niedergelegt.

Damit denn auch über die stillschweigende und selbstredende Anerkennung der österreichischen Verfassung kein Zweifel übrig bleibe, wurde in dieser Sitzung noch eine Abstimmung vollzogen, ob diese Verfassung unverbindlich sei für die deutsch-österreichischen Lande und deren Verhältnis zum Deutschen Reiche. An-funfzig Österreicher stimmten mit nein, erklärten also: Die österreichische Verfassung ist verbindlich für uns — und dennoch wollt ihr, rief man jetzt mit erneuter Heftigkeit, über einen deutschen Bundesstaat bestimmen, von welchem ihr euch selbst hiermit für ausgeschlossen erklärt?! Wollt bestimmen, setzten die Heftigsten hinzu, über Neugestaltung deutscher Bundesverhältnisse überhaupt, während ihr einräumt, daß selbst die alte Bundesakte keine Bedeutung für euch habe. Denn diese alte Bundesakte sogar ist ja aufgelöst durch eure neue heimatliche Verfassung, welche ihr soeben anerkannt habt. Aber in welcher nicht bloß moralischen, in welcher rechtlichen Stellung seid denn wenigstens ihr fünfzig noch hier?!

All das war erschöpft; die Nerven dafür waren abgestumpft, da doch ein Beschluß in dieser Frage nicht herausgefordert werden konnte. Die koalisierten Parteien würden hierbei die Mehrheit behauptet und die Österreicher gehalten haben, weil sie selbst ohne dieselben in grelle Minderheit gesunken wären.

Die lebendige Frage des Augenblicks war der Heckschersche

Antrag und der Eisenstuckſche. — Letzteren ließ der Antragsteller fallen, um jenem behilflich zu sein. Heckſcher selbst, der so lang Verschollene, versuchte wieder einmal von der Rednerbühne unter advokatischen Quergängen seinen Antrag an die Reihe zu bringen, fand aber in der viel größeren dialektischen Kraft Simsons einen furchtbaren Gegner, der ihn so schneidend und schlagend beseitigte, daß kein weiterer Widerspruch aufzutauchen wagte. Der verdrießliche Exminister war nur von neuem aufgetreten, um augenblicks von neuem unter einem kläglichen Fiasko zu verschwinden. Der von der Weidenbuschpartei wieder aufgenommene Abkürzungsantrag des Herrn Eisenstuck erhielt eine Majorität von 36 Stimmen[1]), und so war man über Leichen und Trümmer hinweg dennoch so weit gelangt, daß auf die Tagesordnung gesetzt wurde: Zweite Lesung der Verfassung!

Man hatte dafür Sitzung an jedem Tage, doppelte Sitzung an jedem Tage, und ein so summarisches Abkürzungsverfahren gewonnen, daß man binnen einer Woche am letzten Paragraphen anlangen zu können hoffen durfte. Im Vergleich zu früher hatte man also dennoch außerordentlich gewonnen durch den Welckerschen Antrag, denn nur in dessen drängendem Gefolge waren all solche Zugeständnisse auf beschleunigten Abschluß erobert worden.

---

[1]) Der Antrag bestimmte:

1. Über den vorliegenden modifizierten Verfassungsentwurf wird einschließlich aller Minoritätsanträge des Ausschusses ohne weitere Diskussion und ohne Zulassung fernerer Verbesserungsanträge mit Ausnahme solcher, welche mindestens 50 Unterschriften haben, durch Abstimmung über die einzelnen Paragraphen Beschluß gefaßt.

2. Die Abstimmung erfolgt in der Reihenfolge der Paragraphen des Entwurfes, jedoch der Abschnitt 3 „Das Reichsoberhaupt" zuletzt.

3. Die Abstimmung wird sofort begonnen und in fortlaufenden Sitzungen das Verfassungswerk in der vorgezeichneten Weise vollendet. (A. H.)

Noch mehr war gewonnen. Die Nation war aufgeweckt worden von neuem für die Paulskirche. Die endlich nahe gebrachte Vollendung des langen, ermüdenden Werkes hatte tausend schweigsam Gewordene wieder zum Reden gebracht. Von allerwärts her kam Zuruf und Ermunterung. Die Niederlage war nun plötzlich wieder ein gemeinschaftliches Unglück. Die Standhaftigkeit des Weidenbusches flößte erneutes Vertrauen ein auf diese so fest geschlossene Phalanx für einen deutschen Staat, ja in Frankfurt selbst, in der süddeutschen Stadt, wo doch die süddeutschen Gäste immer in Mehrzahl einkehrten, ging die öffentliche Stimme ganz mit den Bundesstaatlichen, und die Zuhörerräume waren jetzt vorzugsweise von solchen eingenommen, welche zu den Neukaiserlichen hielten. Das große Kontingent der Linken, auch der oberen Galerie war gelichtet und unsicher, und die verneinende Koalition als solche fand nirgends Sympathie.

Im einzelnen wieder gewinnen, was im ganzen nicht hat erreicht werden können! wurde die Losung. Zu 252 sicheren Stimmen ist die Partei angewachsen. Langsam aber sicher ist sie fortwährend gewachsen. Nur 16 Stimmen fehlen ihr noch zur Mehrheit, und die Reste von Westendhalle, welche ihren Genossen bis jetzt nicht hatten folgen mögen in den Weidenbusch, sie standen ja doch prinzipiell in der Einheitsfrage auf demselben Boden wie der Weidenbusch. Sie wollten ebenfalls kein Fürstendirektorium, wollten ebenfalls ein positives Resultat der Reichsversammlung. Sie konnten ja die Mehrheit schaffen! Mehrere von der vereinigten Linken waren bei jener momentanen Vereinigung auf Heckschers Direktorium ganz zurückgetreten von der Koalition, und waren jetzt in den „Braunfels“ gekommen, wo sich die Reste der Westendhalle versammelten. Diese neuste kleine Fraktion hatte den Ausschlag in Händen, und sie bekundete jetzt den besten Willen, in der Hauptsache mit dem Weidenbusche zu gehen. Der Weidenbusch selbst war nur in der Einheitsfrage eine

geschlossene Partei. Das war ja doch klar genug geworden, als selbst die starren Rechten unter herzlichem Beifall erklärt hatten, das Wahlgesetz bei dem Welckerschen Antrage mit in den Kauf zu nehmen; das machte man endlich zum Programme, welches nur ein erbliches, einheitliches Oberhaupt als unerschütterliche Parteifrage feststellte, welches aber in allem übrigen freie Bahn ließ. Für diese Partei war es ja doch eigentlich leicht, die fehlenden Stimmen zu erlangen. Wenn man ihr von der Gegnerschaft zuletzt auch „Transaktion“ nachgesagt, um in diesem Vorwurfe eine kleine Entschädigung zu haben für den Vorwurf unmoralischer Koalition, so ist diese Nachrede doch gar sehr auf das richtige Maß zurückzudrängen. Übergang unter verwandten Parteien, Ausgleichung unter denen, welche ein gemeinschaftliches Ziel haben, ist ja der unerläßliche Hergang in allen Parlamenten, welche durchschnittlich ohne solche Ausgleichung zu gar keinen positiven Mehrheitsbeschlüssen kämen. Hier im vorliegenden Falle war es aber nicht einmal eine Ausgleichung unter Parteien. Als Einheitspartei durfte der Weidenbusch die Leute im Braunfels zu sich rechnen; sie gehörten in der Einheitsfrage zu seinem Programm. Nur in Freiheitsfragen, namentlich das Veto und Wahlgesetz betreffend, stimmten sie mit vielen Männern des Weidenbusches nicht überein. Mit vielen andern Männern des Weidenbusches stimmten sie aber gerade in der Veto- und Wahlgesetzfrage überein, und diese letzteren waren durch nichts verpflichtet, mit den Konservativen des Weidenbusches zu votieren. Sie waren ungebunden. Bei dieser Lage der Dinge — nicht bloß nach dem Vorgange der Rechten mit Annahme des Wahlgesetzes zum Welckerschen Antrage — war es nie zweifelhaft, daß suspensives Veto in der Gesetzgebung und daß das vorliegende Wahlgesetz die Mehrheit bei der zweiten Lesung finden werde, und es ist eine Tücke der Gegner, dies Resultat Transaktionen des Weidenbusches zuzuschreiben. Dies Resultat entstand von

selbst, weil beide Fragen von Hause aus zahlreiche Stimmen im Weidenbusche hatten. Hätte der Weidenbusch darin konservativere Bestimmungen vorschreiben wollen, so hätte er sich selbst sprengen müssen.

So ging es denn erneuten Mutes am 23. März an die zweite Lesung. Das Gagernsche Ministerium mußte interimistisch bestehen bleiben, da sich für den endlich und mühsam versuchten positiven Satz, für das Heckschersche Amendement, keine Mehrheit hatte bilden lassen, sich also auch kein Ministerium bilden ließ.

Gleich an diesem ersten Vormittage aber erleiden die Bundesstaatlichen eine solche Niederlage, daß sie bestürzt vor der Frage stehen: ist es denn überhaupt unter solchen Umständen, ist es bei einer gründlich verstümmelten Verfassung noch ein Vorteil, eine Verfassung votiert zu sehen? In den ersten Paragraphen wollten sie nach dem Hauptsatze: „Das Deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen Deutschen Bundes" die Worte aufgenommen haben: „Die Teilnahme der österreichischen Bundeslande an den verfassungsmäßigen Rechten und Pflichten bleibt vorbehalten", und — wurden mit funfzig Stimmen überstimmt. Dies der Eingang. Sie konnten die Lücke allenfalls verschmerzen. Nun kam aber mit § 2 und 3 die Grundlage ihres ganzen Bundesstaatssystems. Man erinnert sich, mit welcher außerordentlichen Majorität diese Paragraphen als unerläßliche Grundsteine bei der ersten Lesung votiert worden waren. Damals gab es nur 76 Stimmen gegen die Paragraphen, und unter diesen noch solche, welche wie Mühlfeld unumwunden zugestanden, die Paragraphen seien einem Bundesstaate unentbehrlich. Heute wuchsen diese 76 zu 266. Für § 2[1]) gab es nur noch 265. Also eine Stimme Mehrheit gegen diesen Paragraphen!

[1]) Kein Teil des deutschen Staates darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein. (A. H.)

Diese winzige Mehrheit ward gebildet durch drei Abgeordnete aus Welschtirol, welche eine Stunde vorher öffentlich und feierlich erklärt hatten, daß Welschtirol nicht zum Deutschen Reiche gehöre und daß sie die Rechte Welschtirols verwahren müßten gegen § 1. Nichts destoweniger hatten sie tapfer gegen § 2 gestimmt, der sie doch eher noch um einen Schritt entfernte von der Verpflichtung ans neue Deutsche Reich.

Solchen Stimmen erliegen zu sollen, welche sich eben feierlich vom Reiche losgesagt, das ging über menschliche Geduld, und Reh eilte auf die Tribüne, um gegen die Gültigkeit des ganzen Votums Protest einzulegen, da diese drei Abgeordneten nicht mehr befugt seien, ihre Stimmen abzugeben. Dieser Protest erfolgte unter donnerndem Zurufe der Bundesstaatlichen, unter heftiger Opposition der Österreicher, Linken, Ultramontanen und Partikularisten. Die Aufregung war so furchtbar, daß Simson die Mittagsstunde zum Vorwande nahm, die Sitzung auf der Stelle zu schließen. Simson selbst, sonst so kühl und gefaßt in Entscheidung formell rechtlicher Fragen, war von dem Eindrucke des moralischen Unrechts in solch einer Abstimmung dergestalt betroffen, daß er Rehs Protest nicht zurückwies, und das Resultat der Abstimmung von dem Entscheide abhängig erklärte, welchen die Versammlung über diese Präjudizialfrage fällen werde.

Unter tobendem Lärmen trennte man sich, und hier auf dem Heimwege setzte Simson bereits seinen Begleitern auseinander, daß, sowie diese formellen Rechtsfragen einmal lägen in der Paulskirche, der Rehsche Protest keinen Einfluß üben könne, die Verwerfung des Paragraphen für gültig erklärt werden müsse.

Die Bundesstaatlichen eilen in den Weidenbusch, um dieselbe Frage zu erörtern. Auch hier beweisen die Führer unter sichtlichem Schmerze, aber mit voller Überwindung ihrer Wünsche, daß formellen Rechtes die Abstimmung jener

Welschtiroler nicht umzustoßen, der wichtige Paragraph also gültig beseitigt sei.

Unter solcher Entsagung von seiten des Weidenbusches beginnt um vier Uhr die Nachmittagssitzung. Reh erklärt von der Tribüne, daß er eingestehen müsse, die Welschtiroler wären eben in derselben Lage wie alle Österreicher. Der Widerstreit ihrer Pflichten, welche sie für ihr spezielles Vaterland hätten, mit der Pflicht gegen das gemeinsame deutsche Vaterland müsse ihrem Gewissen überlassen bleiben. Er erkennt an, daß sein Protest auf einem Irrtum beruhe; „aber," setzt er hinzu, „ich schäme mich des Gefühls nicht, das ihn hervorgerufen. Es war das Gefühl tiefsten Schmerzes um mein Vaterland."

Man ging an § 3[1]). Auch dieser fiel gegen eine Mehrheit von 18 Stimmen.

Ich erinnere mich nicht, eine so herzzerschneidende Trauer unter den Patrioten in der Paulskirche gesehen zu haben. Die bravsten Männer sprachen mit niemand mehr. Sie hatten entweder den Kopf in die Hände auf dem Pulte gedrückt, oder waren hinten hinauf gegangen auf die dünn besetzten Bänke des Berges am rechten Zentrum. Mancher bekämpfte mühsam die hervorquellende Träne. Dort hinten hinauf war auch Gagern gegangen. Die Qual duldete ihn nicht mehr vorn auf der Ministerbank. Den Kopf tief rückwärts an eine Säule lehnend, starrte sein Auge ohne Blick ins Leere. „O es ist zum Sterben!" sagte ein langsam vorüberschleichender Freund. „Ich bin schon gestorben", erwiderte Gagern mit tiefer tonloser Stimme, ohne das trostlos irrende Auge zu wenden.

Man sah diesen Anfang der zweiten Lesung an, und man mußte ihn ansehen, für die hereinbrechende Vernichtung

[1]) Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen. (A. H.)

des ganzen Werkes. Auf irgend ein Prinzip konnte man bei diesen willkürlich gemischten Gegnern nirgends rechnen. Die ganze Verfassung würde also, das sah man vor sich, ein unlogischer Haufe von Paragraphen, eine verstümmelte Lebensunfähigkeit werden.

Inmitten dieser Pein begann, fast unbeachtet, die Abstimmung über ein Minoritätserachten zu den verworfenen Paragraphen, welches die Personalunion in deutscher Umschreibung gab[1]). Es konnte nach solchem Vorgange keine Aussicht auf Annahme haben, und dennoch hörte man hier und dort von unerwarteter Stelle Ja! und Ja!

Man wachte auf aus der Erstarrung. Man fragte wieder; es kam wieder Leben in dies gebeugte Zentrum, und ehe man sich zurecht gefunden, verkündigte der Präsident, daß dies Minoritätserachten mit 50 Stimmen Mehrheit angenommen sei.

So war mit einem Schlage alles geändert; das bereits verlorene Verfassungsprinzip war gerettet.

Unter solchen drohenden Wechselfällen ging nun Tag für Tag, immer sieben bis acht Stunden lang die Abstimmung weiter, dem Ende immer näher. Rastlos, oft lautlos, mochte hier ein erwünschter Paragraph fallen, dort gegen Erwarten stehen bleiben. Man war wie auf gefährlicher Reise, und durfte es nicht genau nehmen, wenn auf der oder jener Station ein kleines Eigentum vermißt wurde.

So ging es bis zum 27. März, einem Dienstage, welcher die Oberhauptsfrage, die gefürchtete, an die Reihe bringen sollte. Man war im bundesstaatlichen Lager guten Mutes geblieben, denn es waren bis daher fast alle Punkte wie in der ersten Lesung errungen worden. Zwar auch die

---

[1]) Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so soll das deutsche Land eine von dem nichtdeutschen Lande getrennte eigene Verfassung, Regierung und Verwaltung haben. (A. H.)

Vetofrage nach der Norwegischen Fassung als aufschiebend durch drei Sessionen. Aber das war nicht anders erwartet worden. Die halben Freunde aus dem Braunfels, mit denen ja doch eine große Anzahl im Weidenbusche hierüber gleicher Ansicht waren, hatten nun auch für die Erblichkeit zu stimmen versprochen. Man war guten Mutes, denn auch von außen kamen ermunternde Zuschriften. Sogar aus Schwaben, aus Stuttgart selbst kam eine solche in den Weidenbusch. Getrost ging man Dienstag vormittags an die letzten Paragraphen, welche noch der Oberhauptsfrage in dem Abschnitte „Gewähr der Verfassung“ vorausgehen sollten. Da brach unerwartet eine prinzipielle Niederlage tief in die Verfassung ein. Das Veto in Verfassungsfragen kam zur namentlichen Abstimmung. Niemand im Weidenbusche hatte je dies Veto, welches eine Änderung in der Verfassung abzuwehren hat, mit dem Veto in der Gesetzgebung verwechselt, niemand im Weidenbusche war je zweifelhaft gewesen, daß daran nicht gerüttelt werden dürfe, denn man wollte ja doch die Verfassung nicht mit unsichrer, bedrohter Lebensdauer der Nation überliefern. Niemand hatte geahnt, daß konservative Männer aus Österreich, Bayern, ja aus Hannover den unsaubern Streich im Schilde führen könnten, in solcher kapitalen Prinzipfrage gemeinschaftliche Sache mit den Republikanern zu machen. Die Republikaner mochten wünschen, die monarchische Form mit dem Krankheitsstoffe zu behaften, daß sie durch ein dreimaliges Veto des Reichstages tot gemacht werden könne, aber was konnte konservative Monarchisten von der Rechten zu solchem Verrat an ihrem Prinzipe treiben?! Der gemeinste Neid, die unwürdigste Mißgunst. Sie sahen mit steigendem Ärger, daß trotz allen Intrigierens dagegen doch eine Verfassung zustande kam, jetzt wollten sie, recht staatsmännisch! ihr hinterrücks eine eiternde Wunde versetzen, daß sie vielleicht um dieser Eiterstelle wegen nicht angenommen werden könne von dem verhaßten Kaiser. Sie wollten, wie der Franzose

sagt, den Widersachern wenigstens in die Suppe spucken, um sie den Essenden zu verderben.

Diese Handlungsweise ist ein ewiger Schandfleck in unsrer Geschichte. Jede Opposition mag ihre Berechtigung haben, nur die nicht, welche sich in ihrer Schwäche am Vaterlande zu rächen sucht.

Zu allgemeinem Erstaunen vernahm man bei der namentlichen Abstimmung, daß der Bevollmächtigte des Königreichs Hannover, Herr von Bothmer, in dieser Handlungsweise den Bayern und Österreichern von der Rechten vorausging. Er tat, was er nicht lassen konnte. Ich vermag nicht zu beschreiben, welch einen peinlichen Eindruck der Unsittlichkeit dies machte, in welchen Abgrund unsers Vaterlandes voll giftigen Stammes- und Staatenneides dies den Blick nötigte. Ihm folgten einige Bayern von der Rechten, unter ihnen Herr Edel; bei Herrn von Lassaulx verstand sich's wohl von selbst. Die Ultramontanen mochten bei so was nicht fehlen; sogar Herr Reichensperger konnte sich's nicht versagen. Mit Freude indessen nahm man wahr, daß die Bayern in geringer Zahl sich dazu herbeiließen. Heckscher freilich durfte nicht ausbleiben, er hatte eine systematisch klingende Formel dafür zugestutzt, und von Schmerling mit fast allen Österreichern warf die Entscheidung in die Wagschale. Was da Prinzip! Prinzip ist ein Ding wie ein andres. Man kann's nicht alle Tage brauchen. Wir sagen nein, weil diese uns mißfällige Verfassung vergiftet werden soll. Das ist auch ein Prinzip, wenigstens eine Waffe. Wir wären Narren, sie nicht zu brauchen.

Während und nach dieser Abstimmung — sie warf mit 29 Stimmen das absolute Veto zu Boden — stieg die Erbitterung in der Paulskirche zur äußersten Höhe. Nicht der Art, daß ein allgemeiner Zornesausbruch zu fürchten gewesen wäre, nein, über den Zorn war man weit hinaus. Es war viel schlimmer. Zahlreiche, mit gewöhnlicher Stimme mitten

unter den Gegnern hingeworfene Äußerungen bekundeten, daß die notwendigste persönliche Achtung nicht mehr eingeräumt wurde.

Deshalb auch nur, um solchen inneren moralischen Grundes willen nur, war nach dieser Vormittagssitzung die Trostlosigkeit im Weidenbusche so erschreckend und verzweiflungsvoll, wie man sie nie gesehn. In der Tat war die Niederlage mit diesem Veto, wenn auch ein Schandfleck für die Verfassung, doch nicht von so unmittelbarer Bedeutung, daß man deshalb hätte verzweifeln müssen. Der nächste Reichstag brauchte nur halbwegs besonnen zu sein, so brachte er nicht nur die nötige Zweidrittelmajorität, um diesen Makel auszulöschen, welcher ja doch nur ein theoretischer war, er brachte eine Dreiviertelmajorität. Denn welches gesunde Volk wird sich denn in seiner Verfassung bloß für heut' und morgen einrichten wie ein liederlicher Mietsmann! Es war also eigentlich nicht die Sache, welche zur Verzweiflung stimmte, es war das Kennzeichen, welches so grenzenlos bestürzte. Man glaubte sich jeder Tücke und Unehrlichkeit ausgesetzt, man hielt es jetzt eigentlich dicht am Ziele zum ersten Male für ganz unmöglich, mit dieser Versammlung an ein gedeihliches Ende zu kommen. Noch für diesen Nachmittag stand die Oberhauptsfrage an der Tagesordnung, und man meinte, sie sei nun nicht mehr zu lösen. Das Unerhörteste glaubte man befahren zu müssen. Es waren diese Mittagstunden im Weidenbuschsaale unwidersprechlich die traurigsten Stunden, welche von diesen dritthalbhundert Mitgliedern des Parlaments während des verflossenen Jahres erlebt worden waren. Die Ehre ist dahin, alles dahin! rief der eine. Ich reise ab, hier duldet's mich nicht mehr! rief der zweite. Wir stimmen nicht mehr mit einer Partei, die sich solche Felonie gefallen läßt! rief ein dritter, vierter und fünfter. Wirklich schien die Partei auseinanderzugehen. Man sammelte sich in Trupps und beredete Einzelnmaßregeln, Austrittserklärungen, Proteste.

Protest! Um dies Wort sammelten sich allmählich größere und größere Gruppen. Der Protest gegen die Österreicher gewann die Oberhand. Er wurde aufgesetzt, er wurde verlesen, es wurde zur allgemeinen Unterschrift aufgefordert. Dies allein sei noch übrig! Die Paulskirche befreien oder selber gehen.

In diesem Augenblicke einer entsetzlich drohenden Auflösung erscheint Georg Beseler auf dem Rednerplatze und bittet um Gehör. — Man schwieg; man hörte ihn.

Er leugnete nicht, daß Grund vorhanden sei zu tiefster Trauer um das Vaterland. Aber — mutlos solle nie eine Schar von dritthalbhundert deutschen Männern sein! Der endliche Sieg sei nicht unmöglich. Der Flecken von heute morgen werde auch manchen außerhalb des Weidenbusches dahin bringen, daß er nun für die Erblichkeit stimme. Durch einen Protest, der doch nicht formell begründet werden könne, sei nichts zu erreichen. Er brächte nichts zuwege als den Austritt des Weidenbusches, und alles lasse man in den Händen der Gegner. Nein, schloß er, wenn die Erblichkeit fällt, so lassen Sie uns für Lebenslänglichkeit, ja für Zwölfjährigkeit stimmen, damit die Nation sieht: nicht wir sind schuld an Vereitlung jeder Hoffnung!

Dies wirkte günstig. Man hörte, Gagern sei da und habe sich zum Wort gemeldet. Gagern! Gagern! rief man von allen Seiten. Er trat hinauf und schloß sich an die Worte Beselers an. Protest und Austritt sei nur der Ausdruck einer freilich gerechten Indignation über solch Verhalten — hier brauchte auch er zum ersten und letzten Male ein bittres und schweres Wort gegen das Verhalten der Österreicher, denn auch sein Herz floß über von sittlicher Entrüstung — eine rechtliche Folge würde weder Protest noch Austritt haben. Letzterer könne aber die deutsche Nationalversammlung zerstören, und eine zweite werde schwerlich sobald wieder zusammenkommen. „Der Austritt ist eine neue Revolution,

und wir sind doch berufen, die Revolution zu schließen. Wir sind berufen, bis zur letzten Möglichkeit festzuhalten an der Versammlung, von welcher die deutsche Nation ihre Einigung erwartet. Wir dürfen uns auch nicht selbst untreu werden!"

Auch der immer wieder erregten Hoffnung auf ein von Preußen allein selbständig ausgehendes Staatsleben, welchem man sich anschließen könne, gedachte er nochmals, und nochmals in warnendem Sinne. Man möge sich und Preußen darüber nicht verblenden. Dieses dort verjüngte Staatsleben könne nur in inniger Verschmelzung mit Deutschland gedeihen.

Durch diese Männer und diese Reden wurde dicht vor der letzten Schanze eine Auflösung abgewendet, die schlimmer gewesen wäre denn alles. Nur wenig Hände erhoben sich noch für den Protest von seiten derjenigen, welche nicht mit Unrecht sagten: Was ist dann ein Protest und was sind wir dann, nachdem wir in den nächsten Stunden in der Oberhauptsfrage überstimmt sind?! — Diese blieben vereinzelt, und auch sie fügten sich dem Beschlusse der Mehrheit. Es schlug vier Uhr, und in langem Zuge ging die ganze bundesstaatliche Schar zur letzten entscheidenden Sitzung nach der Katharinenpforte zu in die Paulskirche.

Dicht vor der letzten Schanze hatten einige den Rücken wenden wollen. Diese Nachmittagsitzung überlieferte ihnen die Festung.

Die Übertragung der Oberhauptswürde an einen deutschen Fürsten erhielt die Mehrheit, und das Direktorium, auf welches sich die Gegner zu vereinigen drohten, war somit erdrückt. Allerdings war es nur eine Mehrheit von 24 Stimmen — auf die Hälfte also zusammengeschmolzen seit der ersten Lesung — und es war anzunehmen, daß hierbei noch mancher sein dürfte, der einen lebenslänglichen, einen zwölfjährigen oder sechsjährigen Kaiser wollte. Zwölf solcher brauchten in dieser Mehrheit zu sein, und die nun zur Entscheidung kommende Erblichkeit war nicht erreichbar! Was

wurde damals gerechnet Tag für Tag von den statistischen Talenten? Und nie war mit Gewißheit etwas vorauszusagen, weil man immer nicht unerwartete Ankömmlinge einrechnen konnte und der Anwesenheitsstand täglich wechselte. Um zwölf Stimmen, im glücklichsten Falle schätzte man die Kaiserlichen, vermehrt seit dem Votum über den Welckerschen Antrag, also 264 Stimmen hoch. Die Gegner, und bei dieser Frage war jeder Gegner, der nicht entschlossener Freund war, mußte man ungefähr ebenso schätzen. Ein oder zwei Stimmen also mußten den Ausschlag geben, mit ihrem Plus oder Minus hierhin oder dorthin eine Mehrheit von zwei oder vier Stimmen bildend. Kein Mensch konnte es voraussagen. Nach Albas Worten griff man wie in einen Lostopf unter dem tiefsten Schweigen der überfüllten Kirche.

Simson verkündigte endlich, daß 263 gegen, 267 für den erblichen Kaiser gestimmt. Das Ziel der Bundesstaatlichen war erreicht, und eine ungeheure Bewegung wie eine haushohe Meereswelle wogte durch die Versammlung.

Zwei Deutsche aus dem nördlichen Böhmen, Makowiczka und Rößler, sagte man, hatten durch ihr Ja die Mehrheit erzielt. So einfach war es nun wohl nicht. Neun von der gemäßigten Linken, welche alle prinzipmäßig nein gesagt haben würden, hatten sich der Abstimmung enthalten, um nicht dennoch am letzten Ende die Oberhauptsfrage dem Fürstendirektorium überliefert zu sehen. Dies war ja doch eigentlich allen Linken noch vielmehr zuwider als ein erblicher Kaiser, und es war demnach geradezu unbegreiflich, daß sie den Direktorialen so lange zu Willen gewesen waren. Sie waren auch sichtbar wie von einem Alpdruck befreit nach diesem Votum, und alle Bessern und Gemäßigten strömten ins Zentrum zu den Kaiserlichen herüber, um diesen auszudrücken, daß ihnen der Sieg des Zentrums denn doch noch lieber sei als ein Sieg ihrer unnatürlichen Bundesgenossen.

Sie hatten nun aber auch Unterstützung zu suchen bei

den Zentren für die noch bevorstehende Durchsetzung ihres Wahlgesetzes. Hier im linken Zentrum saßen ja diejenigen, welche prinzipiell immer mit ihnen gegangen waren in dieser Frage, und auf welche sie doch im Grunde vielmehr Vertrauen setzten als auf ihre koalisierten Bayern, Ultramontanen und Österreicher von der Rechten.

Bei den Kaiserlichen war dies offene Frage, und in der Freude über den großen Sieg machte hier niemand Schwierigkeit, daß auch das Wahlgesetz noch an diesem Abende erledigt werden solle. Alle weitern Bestimmungen des Oberhaupts, Kaisertitel zum Beispiel und Zivilliste, wurde ohne Aufenthalt durch Aufstehen und Sitzenbleiben votiert. Nur der „Reichsrat" stieß plötzlich auf das Verlangen namentlicher Abstimmung und — blieb gleich in seiner ersten Bestimmung in der Minorität. Unerwartet, wie des Morgens für das suspensive Veto in Verfassungsfragen, hatten hier die ärgsten Partikularisten, wiederum Herr von Bothmer und Herr Edel vorauf, gegen ein Institut gestimmt, welches gerade eine tröstliche Ausgleichung für den Partikularsinn sein sollte. Wiederum um das Ganze unannehmlich zu machen für die mittlern Staaten — eine wahrlich nicht beneidenswerte Rolle im Streben nach deutscher Einheit.

Eine Mehrheit von 24 Stimmen beseitigte den ganzen Reichsrat, und wie über eine Leiche schritt man unverweilt zur Abstimmung über das Wahlgesetz, so wie es aus erster Lesung hervorgegangen war. Die große Mehrzahl der Versammlung erhob sich dafür; es war angenommen, und nur die Kaiserwahl und die Bekanntmachung der Verfassung blieben übrig.

Es wurde dem Verfassungsausschusse aufgetragen, darüber morgenden Tages Vorlage zu machen. Hiermit schloß die folgenschwere Sitzung des 27. März abends gegen acht Uhr.

Gagern hatte einen Augenblick Bedenken gezeigt, ob nicht die Verfassung durch die Zentralgewalt bekannt gemacht

werden müsse. Er beharrte aber nicht darauf, und auch der Verfassungsausschuß schlug am folgenden Morgen, Mittwoch, den 28. März, einfach vor:

„Die Verfassung wird von dem Bureau und den Mitgliedern unterzeichnet. — Sie wird von der Nationalversammlung verkündigt und zwar in folgender Form: Die deutsche verfassunggebende Nationalversammlung hat beschlossen und verkündigt als Reichsverfassung: Verfassung des Deutschen Reichs usw. Der Schluß soll lauten: Zur Beurkundung. (Ort.) (Zeit.)

Dies wurde mit großer Mehrheit angenommen. Eine kleine Anzahl Stimmen nur von der Rechten, darunter Radowitz, Naumann, von Selchow, von Rotenhan, verlangte, daß die Verfassungsurkunde den Regierungsbevollmächtigten zugestellt werde mit dem Ersuchen, dieselbe ihren Regierungen behufs deren Zustimmung vorzulegen.

Die Wahl des Kaisers betreffend, schlug der Verfassungsausschuß vor, sie sofort zu vollziehen und zwar durch absolute Stimmenmehrheit. Jeder namentlich aufgerufene Abgeordnete habe den Fürsten zu nennen, welchen er zum Kaiser erklärt sehen wolle. Die erfolgte Wahl solle sofort namens der Nationalversammlung durch den Präsidenten derselben öffentlich verkündet werden. Der erwählte Kaiser solle durch eine Deputation der Nationalversammlung eingeladen werden, die auf ihn gefallene Wahl auf Grundlage der Reichsverfassung anzunehmen. Endlich schloß die Vorlage mit dem Satze aus dem Welckerschen Antrage:

„Die Nationalversammlung spricht das feste Vertrauen aus, daß die Fürsten und Volksstämme Deutschlands großherzig und patriotisch in Übereinstimmung mit der Nationalversammlung die Verwirklichung der von ihr gefaßten Beschlüsse fördern werden."

Dies alles wurde ohne Einwand rund beschlossen, und der Namensaufruf zur Wahl begann. 248 Abgeordnete,

Österreicher, Bayern, Ultramontane, Linke, riefen: Ich wähle nicht! Oder auch: Ich wähle keinen Fürsten; ich wähle keinen erblichen Kaiser; oder auch wie Trützschler: Ich wähle kein Oberhaupt; oder auch wie ein anderer Linker zu noch lauterer Heiterkeit der Versammlung stecken bleibend nur zu Gehör brachte: Ich wähle kein Erbliches —. Einige wenige sagten: Ich enthalte mich der Wahl. Einer rief: Ich habe kein Mandat, einen erblichen Kaiser zu wählen. Ein schwäbischer Fürst, welcher, Orleansegalité widrigen Andenkens kopierend, absolut zur äußersten Linken gehören wollte, tat sich durch den Witz hervor: Ich bin kein Kurfürst! was man freilich auch ohne seine Versicherung wußte.

290 antworteten: Friedrich Wilhelm, König von Preußen, oder nur König von Preußen, oder auch „den regierenden König von Preußen“.

Der Akt wurde in würdiger Haltung vollzogen, und Präsident Simson schloß ihn mit folgenden Worten:

„Die 290 abgegebenen Stimmen haben sich sämtlich auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., vereinigt. 248 Mitglieder haben sich der Wahl enthalten. — Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung hat also in ihrer 196sten öffentlichen Sitzung, Mittwoch, den 28. März des Jahres 1849, auf den Grund der von ihr beschlossenen, angenommenen und verkündigten Reichsverfassung die in derselben begründete erbliche Kaiserwürde auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., übertragen. — Möge der deutsche Fürst, der wiederholt und öffentlich in unvergessenen Worten den warmen Herzschlag für die deutsche Sache sein kostbares mütterliches Erbe genannt hat, sich nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe unsers Vaterlandes bewähren, nachdem eine Versammlung, aus dem Gesamtwillen der Nation hervorgegangen, wie keine, die je auf deutschem Boden tagte, ihn an deren Spitze gerufen hat.“

„An unserm edlen Volke aber möge, wenn es auf die

Erhebung des Jahres 1848 und auf ihr nun erreichtes Ziel zurückblickt, der Ausspruch des Dichters zur Wahrheit werden, dessen Wiege vor jetzt fast einem Jahrhundert in dieser alten Kaiserstadt gestanden hat:

‚Nicht den Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Ziellos fortzuleiten, zu schwanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser; so laßt uns sprechen und fest es behalten.‘

Gott sei mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser!“

In der Paulskirche erhob sich nach diesen Worten ein dreimaliges stürmisches Hoch; auf ihrem Turme und nach ihm von allen übrigen Türmen Frankfurts läuteten die Glocken, und die Kanonen donnerten in den Glockenklang.

So war denn der deutsche Staat, es war eine großartige geschichtliche Aufgabe in die Hand des Königs von Preußen gelegt. Wird er dieser Aufgabe entsprechen?

IV.

Das Rest- und Rumpfparlament.

Das deutsche Parlament war jetzt am Ziele dessen, was es vermochte. Versagte das Ziel den Haltpunkt, welchen man von ihm erwarten durfte und mußte, dann war das erste deutsche Parlament faktisch am Ende seiner Wirksamkeit. So wie es zusammengesetzt war mit Einschluß der österreichischen Abgeordneten, so wie es sich — nur zu herkömmlich und natürlich unter Deutschen! — in Parteien gruppiert hatte, so war es unfähig, noch einen wirksamen Schritt zu tun, sobald der König von Preußen nicht mit der Kraft seines Reiches eintrat in die Aufgabe, welche ihm dargeboten wurde.

Das wußten die Führer der Kaiserlichen, das wußten alle Kaiserlichen, das mußte man in Preußen wissen.

In diesem Betracht hat man lebhafte Vorwürfe dagegen erhoben, daß am 26., also am Tage vor der entscheidenden Abstimmung, die Weidenbuschpartei der Fraktion im Braunfels das schriftliche Versprechen ausgestellt hatte, „für irgend wesentliche Abänderungen der Verfassung nicht stimmen zu wollen" nach Annahme der Verfassung von seiten der Reichsversammlung. Dies Versprechen ist zunächst nicht von der Weidenbuschpartei ausgestellt worden. Diese ist als solche ein für allemal über die Transaktionsanträge der Herren Heinrich Simon und Genossen zur Tagesordnung übergegangen. Den einzelnen Mitgliedern war hierin aber dem Programm gemäß volle Freiheit gelassen, und so hatten achtzig Mitglieder, unter ihnen Gagern, für ihre Person eine Zusage geleistet, welche ihrer Ansicht vom allein möglichen Zustandekommen einer Verfassung entsprach. Sie wußten eben, daß mit der Paulskirche, wie sie einmal war, jeder Versuch einer Vereinbarung scheitern müsse, und zwar in gefährlichster Art scheitern müsse. Sie versprachen also nur etwas, was sich für sie von selbst verstand. Gagern sagte öffentlich darüber, er habe es nicht getan, weil alle Bestimmungen der Verfassung seiner politischen Überzeugung zusagten, sondern weil in der damaligen Lage des Verfassungswerkes jeder Opfer seiner Überzeugung bringen gemußt, wenn etwas von dieser Nationalversammlung geschaffen werden sollte. Mit solcher Zusage die letzten nötigen Stimmen für das monarchische erbliche Oberhaupt zu gewinnen, sei überwiegend wichtig gewesen, und übrigens bleibe er nach wie vor der Überzeugung, daß in der verkündigten Reichsverfassung nichts Wesentliches anders verändert werden könne als auf dem Wege, welchen die Verfassung selbst zeige.

Man kann den Vorgang mit ungünstigem Auge ansehen, man kann es patriotisch aber unpolitisch finden, wenn

für das Zustandekommen einer Verfassung die nächste Zukunft ganz verpfändet wird, man kann daneben jenen immer wiederkehrenden Schachertrieb der Herren Simon und Genossen widerwärtig, garstig und unwürdig finden — in der Lage der Dinge machte jene Zusage nach verkündigter Verfassung keinen Unterschied. Auch nicht die Weidenbuschpartei, welche ja in höchster Steigerung um einige Stimmen unter der Mehrheit in der Versammlung blieb, auch sie hielt nicht 24 Stunden zusammen, sobald eine Vereinbarung mit den Regierungen versucht worden, sobald von wesentlicher Änderung der Verfassung die Frage gewesen wäre. Die Versammlung mußte alsdann in unzusammenhängende Fraktionen zerstieben, denen kein Mehrheitsbeschluß erreichbar gewesen wäre, oder sie mußte den alles verneinenden Elementen verfallen. Diese konnten vielleicht alles wieder auftrennen und auflösen und das erste deutsche Parlament dem Spott und Hohne von Mit- und Nachwelt überliefern. Das allein war noch möglich, wenn man jetzt noch, nachdem die letzte Stunde wirklich geschlagen, zur Vereinbarung übergehen wollte.

Betrachte man doch auch die Regierungen, die sich Anno 49 zu vereinbaren Anstalt zu treffen schienen! Zeigen sie sich geeignet, soll nur heißen geeinigt zur Vereinbarung? Sind sie nicht um einen starken Grad gespaltener, als die Paulskirche war? Von welch himmlischer Geduld und Nichtigkeit müßte das Parlament sein, welches mit solchem Gegenüber eine deutsche Verfassung zustande brächte! Und diese Geduld und Nichtigkeit hätte man von jener National- und Reichsversammlung, welche wir als erstes deutsches Parlament kennen gelernt, erwarten dürfen, auch nur annähernd erwarten dürfen?!

Nein, unter allen Umständen war dies Parlament mit Ende März 1849 am Ziele dessen, was es vermochte. Die Krone Preußen mußte vollenden. Hatte sie nicht den Willen oder nicht die Einsicht oder nicht die Energie dazu, dann war das Werk nicht zu vollenden.

Unter solchen Gedanken sah man die vom Bureau erwählte Kaiserdeputation am 30. März von Frankfurt abreisen. Den Rhein hinab, durch Westfalen, Hannover, Braunschweig ging ihr Weg nach Berlin, sie bestand außer ihrem Führer, dem Präsidenten Simson, aus 33 Abgeordneten, welche allen Stämmen und Zweigen Deutschlands entnommen waren. Für den Süden namentlich Rümelin, Barth, Bauer, Krafft, Federer (ein sehr geschätzter milder Mann aus Stuttgart), Reh, Soiron. Unter den aus dem Norden Erwählten war der alte Arndt, Dahlmann, Riesser, Biedermann, Briegleb, Löwe von Calbe, Rüder, Zell, Zachariä.

Es ist Mode geworden zu fragen, ob man sich denn des Erfolgs einigermaßen versichert gehabt habe. Die Leute können nicht los von dem Herkommen, daß alles in politischer Welt diplomatisch „gemacht“ sein müsse. Auch das was von innerer Notwendigkeit gefordert wird. Diese Notwendigkeit war so stark, daß der König von Preußen an die Spitze des deutschen Bundesstaates mit Volkshaus und einheitlicher Gesamtregierung gerufen werden mußte, auch wenn man gewußt hätte, daß er persönlich diese Berufung abweisen wolle. Nicht dem eben regierenden, dem Könige von Preußen überhaupt galt es. Wie die Konzilien von einem Nein sagenden Papste sich auf den „besser zu unterrichtenden“ Papst beriefen, so mußte man sich hier auf das Königtum in Preußen berufen.

Das Verhältnis zu dem preußischen Bevollmächtigten in Frankfurt war immer ein kühles gewesen. Vielleicht nicht bloß weil der Niederrheinländer Camphausen ein kühles, an den Holländer gemahnendes Wesen hatte. Der Hauch der Zeit brachte ja überhaupt keine Innigkeit mit sich für die Vertreter der Einzelnstaaten. Idealismus und Uneigennützigkeit trieben auch noch dazu, selbst den Schein einer Annäherung zu vermeiden. Geschmeidigkeit und Entgegenkommen sind auf der andern Seite wohl nicht vorherrschende Eigenschaften preußischer Staatsmänner. Es ging so weit, daß

die Zeitungen in Frankfurt, welche für die sogenannte preußische Partei Tag für Tag arbeiteten, auch nicht die dürftigsten offiziellen Nachrichten oder Notizen von den preußischen Beamten in Frankfurt erhalten konnten. Die Redaktoren waren oft außer sich über solche Steifheit.

Trotz alledem war man in der letzten Zeit ziemlich sicher gestellt, daß Preußen in den Beruf, welcher ihm zufallen mußte, eintreten werde. Nur die letzte Woche, welche durch die koalisierten Gegner garstige Makel in die Verfassung gebracht, wirkte ganz so störend, wie die Koalition beabsichtigt hatte. Camphausen zeigte sich sehr verdrießlich, und wollte für nichts mehr stehen. Was den König persönlich betraf, so meinte jedermann zu wissen, daß darüber gar nichts vorauszusagen sei.

Natürlich wurde in jenen Tagen zu Frankfurt, dessen Paulskirche auf acht Tage geschlossen war, nur dies Thema „Annehmen oder Ablehnen“ erörtert. Die große Mehrzahl der Kaiserlichen erwartete weder eine unbedingte Annahme, noch eine unbedingte Ablehnung. So durchdrungen sie von der Notwendigkeit war, daß, wenn je eine volle Verfassung für Deutschland gewonnen werden solle, dies nur durch endgültigen Beschluß der Nationalversammlung geschehen könne, so überzeugt war sie auch, daß die Partikularsouveränität eine formelle Genugtuung beanspruchen werde, und insoweit erhalten könne, als das Zustandekommen des Ganzen davon ungefährdet bleibe. Man erwartete also eigentlich in der Antwort des Königs eine solche formelle Wendung, welche den Vereinbarungsgrundsatz berühren werde, ohne das faktische Gelingen des Bundesstaates preiszugeben. Man erwartete den von Preußen bereits glücklich gefundenen Ausdruck „Verständigung“ wiederholt, und nun auch mit den Regierungen praktisch in Anwendung gebracht zu sehen. Solch ein Satz wurde wohl zehnfach damals in Frankfurt redigiert, und es war für den Bedürftigen die interessanteste Auswahl vorhanden.

Wenig Glauben fanden diejenigen, welche Ablehnung gerade darum fürchteten, weil die Verfassung vom sogenannten Volke komme, und weil sie Suspensivvetos und ein solches Wahlgesetz mit sich bringe.

Sie deshalb abzulehnen, *weil* sie vom ganzen Volke komme, das wäre ja doch — sagte man — eine klägliche Manieriertheit. Man könne darüber streiten, wie der abstrakte Machtbegriff eines Staates schulmäßig zu bestimmen und einzuteilen sei. Wer aber, der nicht krankhaft verbildet, könne leugnen, daß das Ganze denn doch immer und ewig mehr sei als ein Teil, wenn auch dieser Teil nach irgend einem Schulbegriffe das Ganze darstellen solle. Weil das Ganze nicht immer sprechen könne, so verleihe es allerdings in dieser und jener Form seinen Machtbegriff. So der Priester im Alten Testamente, welcher einen König wählen lasse. Das *Verhältnis* also zwischen dem ursprünglichen und dem übertragenen Machtbegriffe werde immer, je nach dem Geiste der Zeit, wechselvoll und streitig sein. Die Volkssouveränität werde der Masse empfohlen werden durch rohe Deutung, und der Monarchismus im Gegensatze davon habe die Erschlaffung der Volks- und Staatsorgane zum heilig gesprochenen Absolutismus benützt. Aber was sei all dieser Dogmenstreit in dem Augenblicke, wo ein Volk bei großer Krisis wirklich in seiner Ganzheit, wirklich durch Urwahlen aller erwachsenen Bewohner einen Ausdruck von sich als Ganzem neu geschaffen habe; wo man über alle bisherigen Dogmen hinweg einmal zum Ursprunge aller Herrschberechtigung zurückgegangen sei?! Was bedeute es, den Beschluß einer *ganzen* Nationalvertretung gerade darum abzuweisen, *weil* er Beschluß der ganzen Vertretung sei? Einen erkünstelten Sektengeist bedeute es.

Davor sind wir nicht sicher! rief man. Nun denn, antwortete man, vor Krankheit ist kein Mensch sicher. Es werde sich wohl ein Arzt finden. Die interessanteste Berufung jenes Sektengeistes bestehe in der Berufung auf göttliches Recht.

Dies benütze der Tyrann, und dies verwirre den Frommen. Letzterer werde doch dem Votum einer ganzen Nation gegenüber den Quell aller Offenbarung prüfen. Die Berufung auf göttliches Recht könne gerade dadurch irreligiös gemacht werden, daß sie sich unter allen Umständen für religiös ausgebe. Sie nehme eine unmittelbare Offenbarung in Anspruch. Was sei denn eine unmittelbare Offenbarung, wenn sie nicht geglaubt werde? Sie sei keine Offenbarung. Sie habe wiederum nur den Wert eines Sektengeistes. Bedürfe es einer Frage, ob der Geist jetziger deutscher Nation **für** solches Dogma unmittelbar geoffenbarten göttlichen Königsrechtes sei? Oder ob er als Geist für konstitutionelles Königtum spreche? Nun also! Sei denn nicht der Geist einer Nation der zunächst erkennbare Gottestrieb einer Nation? Was heiße es denn also, diesen Geist leugnen? Heiße dies nicht Sektieren? Heiße es nicht, dem erkennbaren religiösen Momente eines Volkes Gewalt antun, indem man ihm ein überlebtes, nicht mehr geglaubtes Dogma aufdrängen wolle? Das gelingt entweder, und dann entstehe statt Religion Heuchelei, oder es gelingt nicht, und dann gerate die notwendige höchste Auktorität des Staates in immerwährenden Streit mit allen übrigen Organen des Staates, sich und den Staat und den wahrhaftigen Zusammenhang zwischen beiden unaufhörlich beschädigend. Manieriertheit sei also das gelindeste Wort dafür, wenn eine Verfassung darum abgelehnt würde, **weil** sie aus dem ganzen Volke entsprungen sei.

Wird die Verfassung, setzte man hinzu, aus solchem Grunde abgelehnt, dann ist die fernere Verfassungslosigkeit Deutschlands vielleicht noch ein geringeres Unglück, als wenn der erste Kaiser sie unter solchen Gründen der Ablehnung annehmen wollte. Zweierlei Sinn in Haupt und Gliedern bringt unfehlbar Verderben. Furchtbar verhängnisvoll wäre es freilich, verhängnisvoll für Deutschland wie für den monarchischen Gedanken, wenn die endlich errungene Bildung

eines deutschen Staates daran scheitern sollte, daß der einzig mögliche Monarch nicht möglich wäre.

Nie ist Friedrich der Große eifriger heraufbeschworen worden! Wo gab's einen Zweifel, wenn die Kaiserdeputation zu ihm nach Sanssouci gekommen wäre! Welch eine heitere Szene, wenn ihm ein Schriftgelehrter zugeflüstert: Majestät, es geht doch wohl nicht, weil —!

Was die Suspensivvetos und das Wahlgesetz betraf, so war die konservative Partei der Kaiserlichen keineswegs erbaut von dieser „Knochenzulage zum Fleische", aber sie hätte es für unbeschreiblich kleinlich und verzagt gehalten, deshalb eine deutsche Verfassung und Krone abzuweisen. Über das Schicksal der Wahlen hatte man so deutliche Lehren vor sich! Am letzten Ende gibt bei Wahlen immer die vorherrschende Stimmung den Ausschlag. Ein unzufriedenes Volk wird Oppositionsmänner wählen, man mag noch so viel Beschränkungen der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit häufen. Ein befriedigtes Volk wird mäßige Leute wählen, wenn auch alle Welt mitstimmt bei der Wahl. Von Tag zu Tag breitete sich die Befriedigung weiter aus in Deutschland, daß man endlich eine große feste Form für das Vaterland errungen; es gab bald nichts Populäreres als die deutsche Reichsverfassung, und sogar die Linken mußten gute Miene machen zum unerwünschten Ausgange. Sie verloren sonst allen Boden. Die Reichsverfassung hatte ihnen nie gefallen, sie gefiel ihnen auch jetzt nicht, und sie wären bei den neuen Wahlen gefährlich bedroht gewesen. Die Verfassung war ja gegen sie zustande gekommen, der nächste und natürlichste Gedanke der befriedigten Nation wäre ja gewesen, die Verfasser des Grundgesetzes, die große Zentrumpartei wieder zu erwählen. Das Ausmerzen jenes Vetos, die Feststellung eines dauerhaften Wahlgesetzes wäre von einem unter solcher Stimmung erwählten Reichstage mit Leichtigkeit bewerkstelligt worden. Man verwechsle nur nicht, daß der Ruf für die

Reichsverfassung einen ganz andern Sinn erst dann erhielt, als sie nicht angenommen werden sollte. Dann erst, als die Fürsten sich gegen sie erklärten, wurde sie Schlachtpanier für die verschiedenartigsten Parteien, und in Ermangelung eines anderen auch für die ultrademokratische Partei. Diese Partei haßte die Verfassung trotz Wahlgesetz und Veto, haßte sie so lange, als sie der Einführung nahe war. Sie jubelte, als von Köln die Nachricht kam, der Pöbel, oder nach ihrem Ausdrucke das Volk, habe die Deputation mit einer Katzenmusik versehen. Sie spottete, als aus Westfalen, aus Hannover, aus Braunschweig Botschaft an Botschaft sich drängte, die Deputation werde mit Enthusiasmus aufgenommen. Sie erhob sich erst für die Verfassung, und dann auch sogleich nicht mehr für die ganze Verfassung, als die Deputation in Berlin die für alle Anhänger der Verfassung erschreckende Antwort des Königs erhalten hatte. Dies war die Teilnahme der Demokraten für die Verfassung! Und diese Teilnahme erschreckte die in Preußen bis zur Krankhaftigkeit gestiegene Furcht vor Demokratie!

Die Deputation war am 2. April des Abends nach Berlin gekommen. An demselben Tage hatte der preußische Ministerpräsident Graf Brandenburg in der ersten Kammer erklärt: „Die Regierung erkennt in diesem Beschlusse“ (welchen die Deputation zu überbringen hatte) „einen wesentlichen Fortschritt auf der Bahn der Entwickelung der deutschen Verhältnisse. Sie wird alles aufbieten, daß das erstrebte, jetzt nahe gerückte Ziel bald ganz erreicht werde. Aber sie hat deshalb ihren früheren Standpunkt nicht aufgegeben. (Dies war der einer Verständigung.) Sie hält also dafür, daß dieser Beschluß nur für diejenigen deutschen Regierungen gültig und verbindlich ist, welche demselben aus freier Entschließung beistimmen, und die Regierung wird ihrerseits nichts unversucht lassen, ein Einverständnis darüber zu fördern.“

Das war für jeden, der hören konnte, im wesentlichen

Annahme. Solchen Sinnes äußerte sich Graf Brandenburg gegen die Deputationsmitglieder Beseler und Riesser, welche ihn noch am Abende ihrer Ankunft offiziell sprachen, und solchen Sinnes verhieß er die Antwort des Königs. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Antwort des Königs am folgenden Tage wesentlich anders lautete, als das Ministerium erwarten mußte. Hierbei wird nebenher auch die vielfach erhobene Meinung berichtigt, der König sei immer entschlossen gewesen, abzulehnen. Er ist nach allen offiziellen Zeugnissen bis zum Tage vor der Entscheidung willens gewesen, unter obiger Form anzunehmen.

Was ihn zuletzt noch umgestimmt hat, das haben verschiedenartige Sagen zu erklären versucht. Unter ihnen auch die, daß die spezifisch-preußische und fromme Partei noch am 2. April dem österreichischen Gesandten Prokesch von Osten eine Unterredung mit dem Könige bewerkstelligt habe. Dies sind eben Sagen, die durch Einfluß von außen etwas zu erklären suchen, was seinen hauptsächlichen Grund doch nur in dem Charakter des Königs selber hat. In bezug auf die hier in Rede kommenden Fragen ist dieser Charakter immer dogmatisch gewesen. Nicht wie die Dinge sind, fragen zuerst dogmatische Charaktere, sondern wie sie ihrer Ansicht nach sein sollen.

Den 3. April mittags um zwölf Uhr fand der Empfang der Deputation statt im Rittersaale des königlichen Schlosses. Präsident Simson sprach folgendes:

„Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung, im Frühling des vergangenen Jahres durch den übereinstimmenden Willen der Fürsten und Volksstämme Deutschlands berufen, das Werk der deutschen Verfassung zustande zu bringen, hat am Mittwoch, den 28. März 1849, nach Verkündigung der in zweimaliger Lesung beschlossenen deutschen Reichsverfassung, die in derselben begründete erbliche Kaiserwürde auf Seine königliche Majestät von Preußen übertragen. —

Sie hat dabei das feste Vertrauen ausgesprochen, daß die Fürsten und Volksstämme Deutschlands großherzig und patriotisch in Übereinstimmung mit der Nationalversammlung die Verwirklichung dieser von ihr gefaßten Beschlüsse mit aller Kraft fördern werden. Sie hat endlich den Beschluß gefaßt, den erwählten Kaiser durch eine Deputation aus ihrer Mitte ehrfurchtsvoll einzuladen, die auf ihn gefallene Wahl auf Grundlage der Verfassung anzunehmen. — In der Vollziehung dieses Auftrags stehen vor Eurer königlichen Majestät der Präsident der Reichsversammlung und zweiunddreißig ihrer Mitglieder in der ehrfurchtsvollen Zuversicht, daß Eure Majestät geruhen werden, die begeisterten Erwartungen des Vaterlandes, welches Eure Majestät als den Schirm und Schutz seiner Einheit, Freiheit und Macht zum Oberhaupte des Reichs erkoren hat, durch einen gesegneten Entschluß zu glücklicher Erfüllung zu führen."

Der König antwortete:

„Meine Herren! Die Botschaft, als deren Träger Sie zu mir gekommen sind, hat mich tief ergriffen. Sie hat meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen und unantastbaren Pflichten, welche mir als dem Könige meines Volks und als einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick, meine Herren, macht das Auge klar und das Herz gewiß."

„In dem Beschluß der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie, meine Herren, mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volks. Dieser Ruf gibt mir ein Anrecht, dessen Wert ich zu schätzen weiß; er fordert, wenn ich ihm folge, unermeßliche Opfer von mir; er legt mir die schwersten Pflichten auf.

Die deutsche Nationalversammlung hat auf mich vor allen gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit durch die Tat zu

beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf meine Hingebung, auf meine Treue, auf meine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande stützen.

Aber, meine Herren, ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherung ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entschiedensten Folgen haben muß.

An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem einzelnen wie dem Ganzen frommt; ob die mir zugedachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten, und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen.

Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen deutschen Gauen: bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere und innere Feinde, so werde ich auch ohne Ruf nicht fehlen; ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volks gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue."

Nach diesen Worten war das so unendlich mühsame, mit so schweren Opfern bis zum Schlußsteine gefügte Werk gesprengt und zerstört. Die Geschichte wird darüber richten. So schroff war in diese Antwort die Vereinbarung hineingetragen, daß die Reichsverfassung nur noch ein Entwurf blieb. Die Hoffnung deutscher Patrioten, daß der in deutscher Geschichte endlich einmal vorhandene Moment bei der fliegenden Locke ergriffen werde — sie war dahin.

Als diese Antwort in der zweiten preußischen Kammer

verlesen wurde — beide Kammern hatten sich bereits für Annahme erklärt — da fuhr Vincke jählings von seinem Sitze auf, als ob ihn ein Schuß getroffen. Sie war nicht die Antwort des Ministeriums.

Trat dies nun ab? Nein. Es hat vom Könige, wird versichert, seine Entlassung verlangt, als der Zwiespalt zutage getreten ist. Der König hat sie verweigert und hinzugesetzt, daß er abdanken wolle, wenn er seinen Weg nicht gehen könne. Ein Abgeordneter hat später Herrn von Manteuffel gefragt, warum er diesem patriotischen Opfer in den Weg getreten sei? Es war allerdings die Meinung verbreitet, der Prinz von Preußen werde den Beruf erhalten, die neue, große Aufgabe Preußens mit Entschlossenheit durchzuführen. Diese Sage stützte sich auch auf die Erblichkeit der dargebrachten Kaiserkrone. Weil sie erblich, betreffe sie das ganze Haus der Hohenzollern. Man erinnerte sich an das bekannt gewordene Wort, welches ausgerufen worden war, als der König die drohende Märzbewegung nicht verhindern gewollt durch Proklamierung einer konstitutionellen Verfassung. „Er hat ja keine Kinder!" hatte das Wort gelautet. Nun denn, sagten die Sanguinischen, jetzt kommen ja die Erben des preußischen Thrones unmittelbar in Rede: es wird ja auch für sie die deutsche Krone angenommen oder abgelehnt. Diese Sanguiniker vergaßen, oder wußten nicht, daß im Hause Hohenzollern der regierende Herr traditionell unbestritten über alles verfügt, und daß die Familie in sich selbst einen strengen Monarchismus immer dargestellt hatte, und auch jetzt widerspruchslos und in voller Familieneinheit darstellte. — Die Deputation, die verzweiflungsvolle Sorge um das Vaterland im Herzen, hatte jetzt noch einer Einladung zur Tafel nach Charlottenburg zu folgen. Auch was hier in einzelner Unterredung sich entwickelte, war nicht geeignet, den schmerzlichen Eindruck himmelweit verschiedener Anschauungsweise zu verwischen. Selbst Männer aus der

Umgebung des Throns, welche sichtlich voll Wohlwollen waren für die Botschaft und die Boten, legten durch ihre Auffassung der königlichen Antwort an den Tag, daß sie von den Schwierigkeiten und Gefahren, daß sie von den feinen Fäden und Nerven des deutschen Organismus keine Vorstellung hatten. Sie wunderten sich naiv, daß die Deputation nicht zufrieden schiene mit der Antwort.

Dienstags abends und Mittwoch morgens vereinigte sich die Deputation über die Erklärung, welche solche Antwort von ihrer Seite erforderte. Dahlmann, Riesser und Biedermann hatten daran gedacht, durch eine vorsichtige Äußerung Zeit zu gewinnen und zu geben für eine günstigere Wendung. Nur wenige traten ihnen bei. Die große Mehrzahl war für sofortige kategorische Erklärung von seiten der Deputation. Es war natürlich, daß diese Erklärung einer Verwahrung gleichkommen mußte. Der sonst so vorsichtige und diplomatische Simson ging rein juristischen Schrittes noch weiter, als manchem Mitgliede der Deputation angemessen schien: er trat ausführlich in den Inhalt der Frage ein und setzte auseinander, wie nicht von einem Teile der Verfassung die Rede sein könne, wenn die ganze Verfassung als bloßer Entwurf bezeichnet werde; er erklärte, daß der König abgelehnt habe. Solcherweise fiel die Erklärung aus.

Dies war mehr, als der Deputation zustand, und dies hätte schaden können, wenn hierbei überhaupt noch auf weitere Auseinandersetzung zu hoffen war. In der Paulskirche wurde auch dieser Gang nur von der Linken und dem linken Zentrum mit Beifall aufgenommen. Die große Mehrheit der Kaiserlichen billigte ihn nicht, und versagte auch später einer ausdrücklichen Gutheißung dieses Schrittes ihre Stimmen, so daß eine solche ausdrückliche Gutheißung bei förmlicher Abstimmung darüber die Mehrheit in der Paulskirche nicht fand.

Ohne Zögern hatte übrigens die Deputation Berlin verlassen und war nach Frankfurt zurückgekehrt. Das einzig

Tröstliche, was sie zu erzählen wußte, betraf das Haus des Prinzen von Preußen. Dort war Sinn und Wärme für den deutschen Bundesstaat der Reichsversammlung zu finden gewesen. Der einfache, offene Ton des Prinzen, hatte jedermann wohlgetan, und die Prinzessin hatte aller Herzen eingenommen durch geistvalle und wahrhaftige Teilnahme für die Sache des Vaterlandes.

Übrigens herrschte von nun an in Frankfurt unsägliche Traurigkeit. Zweierlei wußte man nur zu gewiß. Erstens, daß auch mit den Regierungen kein voller Bundesstaat Deutschlands von Berlin aus vereinbart werden könne. Man wußte, daß die Hoffnung hierauf nichts weiter sei als die irrige Voraussetzung des irrigen Dogmas; man wußte, daß Preußen seinen diplomatischen Einfluß ebenso überschätzte, wie es seinen kriegerischen Einfluß, seine wirkliche Macht in Deutschland unterschätzt.

Zweitens wußte man, daß dem Parlamente jetzt nur noch eine schmerzliche Agonie bevorstehe, wenn es nicht die Nation aufrufen wolle zur Revolution gegen die Einzelnstaaten.

Letzteres lag nicht im Charakter der bundesstaatlichen Partei. Nicht auf dem Wege der Gewalt und des Bürgerkrieges erhoffte sie den deutschen Staat. Sie mußte also ohne Verteidigung sterben wie Cäsar, welcher sich schweigend in seine Toga hüllte.

Unmittelbar nach Abschluß der Verfassung hatte die österreichische Regierung am 5. April die Deputierten Österreichs abgerufen aus der Paulskirche. Eiliger als ihr selbst später erwünscht sein mochte. Dieser Abberufung leistete am 13. April eine große Anzahl Österreicher Folge, und diese Anzahl wuchs von Tage zu Tage. Nur ein Teil der österreichischen Linken erklärte durch Giskra: „Vom österreichischen Ministerium sei ihnen das Mandat zur Nationalversammlung nicht gegeben worden, sondern von ihren Wählern — das

Ministerium könne ihnen daher auch rechtlich das Mandat nicht nehmen."

Jetzt also vielleicht, nachdem eine so große Zahl Widersacher des engeren Bundesstaates ausgeschieden, jetzt vielleicht mögen manche meinen, sei die Gagernsche Zusage doch zum wirklichen Unheil geworden, denn jetzt sei doch wohl eine Mehrheit erreichbar gewesen für wesentliche Zugeständnisse an die Regierungen. — Keineswegs. Zahlreiche Mitglieder des Weidenbusches waren ohne alle Rücksicht auf irgend eine Zusage gegen jedes wesentliche Zugeständnis, und selbst die große Mehrzahl derer, welche von Herzen gern eine Verständigung ermöglicht hätten, mußten zugestehn, daß die Schritte Preußens jegliche Verständigung unmöglich machten. Preußen hatte nicht nur infolge des Widerspruchs in der deutschen Frage seine vereinbarende Kammer zum zweiten Male aufgelöst, es erklärte auch am 28. April in einem Schreiben an Camphausen, daß der König wirklich abgelehnt habe und ablehne. Dasselbe Ministerium, welches die „Verständigung" vorgeschlagen und welches noch am 2. April darin die Erreichung des Zieles gesehn, behauptete jetzt, stets die Vereinbarung gefordert zu haben, und forderte sie jetzt in ausgedehnter strenger Form.

Abgesehn also von aller Parteiung, welche irgend ein wesentliches Zugeständnis möglich oder unmöglich mache in der Paulskirche, erklärten nun auch konservative, durch keinerlei Zusage gebundene Mitglieder, daß auf diesem Wege die deutsche Einheit im Bundesstaate nicht zu erreichen sei. Besonders Welcker, der immer standhaft an der Vertragstheorie gehalten, erhob sich mit stärksten Worten gegen solche Anwendung des Vertragsrechtes. „Die große Mehrheit der deutschen Regierungen und alle Ständeversammlungen, so weit sie sprechen konnten, haben sich für diese Verfassung erklärt", rief er, die Mehrheit der Einzelnstaaten sei ermittelt wie die Mehrheit der Nationalvertretung. Was verlange

man nun? Die Einstimmigkeit aller einzelnen deutschen Fürsten, die Zustimmung auch des letzten, selbst zur Oberhauptsfrage. Der Gesamtwille einer ganzen gesitteten, freien Nation solle sich beugen dem Veto eines einzigen Fürsten — das sei Anarchie, sei das anarchische liberum veto des polnischen Reichstages. Und wie betreibe man solche unmögliche Vereinbarung? Man schicke die Stände nach Hause; die fürstlichen Regierungen allein wollten sprechen. Das sei ein Rückfall in das sogenannte göttliche Staatsrecht, das sei hier, wo es sich um einen Vertrag zwischen Stämmen und Staaten und nicht bloß zwischen Fürsten handle, der Bruch jedes möglichen Vertrags.

So sprachen diejenigen, welche Recht und Notwendigkeit einer Vereinbarung nie geleugnet hatten, wie war da an irgend eine Ausgleichung noch zu denken?!

Der Versammlung, welche nur eine ideale Zentralgewalt für sich hatte, blieb nichts übrig, als zu appellieren an die Nation. Dies ist ein weiter, vieldeutiger Ausdruck. Das ehemalige Zentrum verstand darunter einhellige und maßvolle Anwendung aller gesetzlichen Mittel zur Durchführung der Reichsverfassung. Die Linke verstand darunter: Aufruf zur Revolution. Es war vorauszusehn, daß das gröbere Mittel das feinere beseitigen werde. War das deutsche Volk etwa geübt und geschult, die gesetzlichen Mittel taktvoll abzuwägen? Nein. Vor der Erhebung des Jahres 48 war ihm der Anteil an der Regierung versagt oder doch verkümmert worden. Nach der Erhebung war dieser Anteil ausgeweitet worden zu absoluter Massenherrschaft. Der gesetzliche Sinn war entsetzlich verwirrt. Alle Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß jetzt die Demagogen die Aufgabe der Nation an sich reißen und verderben würden. In der Paulskirche konnte man die Zukunft verkündigt sehn in dem Wiederaufwachen der Linken, welche nun zum zweiten Male ihre Zeit gekommen glaubte. Die Raveaux, Vogt, Ludwig Simon wurden

die Vorsprecher des Tages. Im Frühjahre 48 war diese Sorte unreifer Most gewesen, im Frühjahre 49 war sie verdorbener Essig. Von solcher Nahrung konnte nimmermehr Lebenskraft für eine Nation kommen, welche eine Verfassung vermittelst gesetzlichen Widerstandes durchsetzen sollte. Dessen lachten sie auch, die Linken! Einmal in Bewegung gesetzt, wollten sie schon mit dieser Verfassung abfahren wie der Sturmwind mit dürren Blättern. Erst Bürgerkrieg und dann findet sich das Weitere! Als Gagern gegen diese frechen Gedanken ausrief: „Wenn die Waffen gezogen würden zwischen Bruderstämmen, so würde er sich im letzten Augenblicke noch dazwischen werfen“ — da lachten sie auf der Linken hell auf. „Buben lachen darüber!“ schrie Gagern außer sich über solche Frechheit des Unpatriotismus, und ließ den Ordnungsruf über sich ergehen. Er bat den Präsidenten und das Haus um Verzeihung für den Ausdruck, aber es sei doch gar zu empfindlich, „wenn man sich bewußt ist, sein Vaterland zu lieben, und für diese Liebe und Hingebung noch verhöhnt wird.“

Die Einsichtigen wußten alle, daß mit solchen Elementen ein Gelingen kaum möglich sei. Mancher von ihnen schied jetzt schon aus, um nicht das unvermeidliche Todesringen des Parlamentes in all seinen peinlichen Stadien persönlich erleben zu müssen. Man hatte daran gedacht, eine Vertagung des Parlamentes durchzusetzen, um in dem bevorstehenden Gewirr diesen nationalen Körper unbeschädigt zu erhalten. Das schien nicht erreichbar. Ein Dreißigerausschuß war eingesetzt worden, um den Wolkenbruch von dringlichen Anträgen zur Durchführung der Verfassung zu zerteilen und zu bewältigen, und dieser Ausschuß brachte denn folgenden wichtigen Punkt zur Annahme:

„Die Nationalversammlung fordert die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelnstaaten, das gesamte deutsche Volk auf, die Verfassung des Deutschen

Reiches vom 28. März d. J. zur Anerkennung und Geltung zu bringen."

Sie bestimmt den 15. Juli zum Beginn der Wahlen, den 22. August zum Beginn des ersten Reichstages.

Mit zwei Stimmen Mehrheit war dieser kritische Beschluß am 5. Mai gefaßt worden gegen die der Reichsverfassung widerstrebenden Autoritäten. Das unersetzliche und deshalb immer noch bestehende Ministerium Gagerns wollte es auch jetzt noch versuchen, die schmale Linie solcher Durchführung zu finden und einzuhalten. Beckerath war der erste, welcher sich eingestand, daß auf solcher schmalen Linie nicht zu gehen, die Revolution nicht zu vermeiden sei. Er war der erste wichtige Mann, welcher austrat. Die Linken bestritten dem Ministerium die Möglichkeit solcher Durchführung, und — der Reichsverweser ebenfalls. Nach Abschluß der Verfassung hatte dieser schon zurücktreten wollen, und es war kaum zu erwarten, daß er solch ein neues Programm des Ministeriums zur Durchführung einer ihm unerwünschten Verfassung billigen werde.

Unterdes hatten sich die Tatsachen drohend angehäuft. Die Rheinpfalz hatte sich erhoben für die Verfassung, der Aufstand in Dresden war ausgebrochen und hatte ebenfalls die Fahne der Reichsverfassung ausgesteckt, obwohl es den Führern dort um ganz andere Dinge als die Reichsverfassung zu tun war. Nach der Pfalz hatte Gagern auf dringendes Verlangen der Pfälzer einen Abgeordneten der Linken, Eisenstuck, als Reichskommissarius gesendet, und dieser hatte denn auch richtig das Gegenteil von dem getan, was ihm seine Instruktion vorschrieb. Statt den gesetzlichen Weg der Erhebung herzustellen, hatte er den revolutionären legalisiert; ja die Truppen, welche der Reichskriegsminister der schwer bedrängten Reichsfestung Landau, einer Grenzfestung! zugeschickt, waren vom Reichskommissar mit kurzer, volkstümlicher Hand zurückgeschickt worden. So nahe am Ausflusse

der Reichsgewalt, war der gesetzliche Weg nicht inne zu halten gewesen, und durch den Aufstand in Dresden wurde die Verwirrung der Begriffe noch ärger gesteigert. Dort entwickelte sich's gleich nach den ersten Tagen des Ausbruchs schreiend, daß die Reichsverfassung nur äußerlicher Vorwand war für völlige Revolution, bei welcher Ausländer äußerster Gattung wie Bakunin das Wort und den Befehl führten. Dort brachte das Einrücken der Preußen ein neues gefährliches Moment in die Rechtsfrage der Paulskirche. Ganz unabhängig von der Zentralgewalt, unter Berufung auf einen Satz der Bundesakte waren die Preußen eingerückt. Das Ministerium mußte erklären, daß hierdurch die rechtliche Befugnis der Zentralgewalt verletzt sei.

Ehe noch die Paulskirche hierüber einen Beschluß fassen konnte, kam die amtliche Anzeige, daß der Reichsverweser das Programm des Ministeriums nicht gebilligt und das Ministerium Gagern entlassen habe. Eine Stunde später, am 11. Mai, ging ein dringlicher Antrag durch, welcher das Einrücken der Preußen in Sachsen für einen „schweren Bruch des Reichsfriedens" erklärte. 188 hatten für, 147 gegen diesen Antrag gestimmt. Das bisherige Zentrum, oder auch die spätere Weidenbuschpartei war gespalten. Diejenigen, welche immer noch auf gesetzlichem Wege eine Durchführung der Verfassung möglich glaubten und von der Paulskirche aus leiten wollten, zweigten sich ab von den früheren Genossen, und suchten im „Nürnberger Hofe" eine Vermittelungspartei darzustellen zwischen der überdrängenden Linken und der zurückhaltenden alten Zentrumspartei. Riesser und Biedermann waren die Leiter dieser neuen Fraktion, und sie hatten auch für obigen Antrag gegen Preußen gestimmt. Diejenigen aber, welche dagegen votiert, waren überhaupt mehr oder minder zweifelhaft, ob dem Parlamente jetzt noch etwas Gedeihliches gelingen könne, und sie hielten es jedenfalls für einen Fehler, durch eilige Entscheidung dieser

Frage Preußen noch weiter zu treiben in der Opposition gegen Frankfurt.

Das Unvermeidliche rückte näher und näher. Ohne Preußen war Parlament und Verfassung nicht zu halten. Nach obigem Beschlusse traten konservative preußische Abgeordnete immer zahlreicher aus, und die Hoffnung anderer auf das preußische Rheinland und besonders auf Westfalen, wo sich eine Erhebung für die Reichsverfassung entwickelte, diese Hoffnung war nicht stark genug. Sie beruhte überhaupt nur darin, daß die preußische Regierung zu anderer Bahn sich entschließen werde, wenn sie namentlich Westfalen, ein sonst so ruhiges und konservatives Land, aufstehen sähe. Aber, sagte man sich selbst, muß nicht Preußen jetzt durchschreiten, es koste was es wolle, um seine Autorität aufrecht zu erhalten?! Und wird es das nicht? Freilich! seufzten sie, wir selbst müssen es ja übrigens wünschen, um nicht Gesetz und Ordnung auch im Hauptstaate dem unberechenbaren revolutionären Treiben überliefert zu sehn.

In diesem Zwiespalt der eigenen Wünsche enthüllt sich nackt die ganze Unmöglichkeit, welche das Parlament noch durchsetzen sollte. Alle die Leute, welche so sprachen und seufzten, wünschten von Herzen die Durchführung der Reichsverfassung, aber sie mußten sich eingestehn, daß man nicht laufen könne ohne Beine. Entweder Revolution oder Resignation. Ein Drittes war nicht mehr möglich, so wie die Dinge einmal lagen.

Damit kein Zweifel übrigbliebe, kamen von rechts und von links die deutlichsten Ereignisse. Von rechts die Einsetzung eines unparlamentarischen und geradezu lächerlichen Reichsministeriums, welches nicht über drei Stimmen in der Paulskirche zu verfügen hatte. Es klang wie ein übel angebrachter Scherz, als der alte Grävell, der einsiedlerische Antragsteller und Redner der Paulskirche, zum Ministerpräsidenten, und der Kobold des Hauses, Detmold, zum

Justizminister ernannt sein sollten. Als es ernsthaft angezeigt wurde, und Grävell naiv erklärt hatte, „er empfehle sich dem Wohlwollen der Versammlung“, da erklärte diese ganze Versammlung gegen nur zwölf, meist ultramontane Stimmen, daß solch ein Ministerium als Hohn und Beleidigung für das Parlament angesehn werden müsse. — Es war auch die Aufforderung von rechts zur Revolution. Die Zentralgewalt verspottete das Gesetz, durch welches sie selbst eingesetzt und an die Zustimmung der Nationalversammlung gebunden war. Das sogenannte „kleine Laster“, wie Herr Detmold in leichtsinnigen Kreisen Hannovers genannt wird, war nun nicht mehr der konservativ armselige aber witzige Satirikus, es war ärger revolutionär als ein Mitglied des Donnersberges und wurde unverhohlen boshaft geheißen. Nicht ohne Interesse hatte bisher mancher seinen Kapricen zugesehn; jetzt wurde er allen verhaßt.

Diese ganze ministerielle Wendung, welche die Stirn hatte, gegen die Verachtung des fast einstimmigen Parlaments Ministerium zu bleiben, ist nackter Verrat an der deutschen Entwickelung genannt worden. Das satirische Ministerium selbst hat sich zu seiner Entschuldigung darauf berufen, daß es die Einheit Deutschlands habe darstellen müssen zur Zeit, da alles auseinandergefallen sei. Man wird ihm diese Entschuldigung schwerlich zugestehn. Nicht nur weil sein Auftreten das Auseinanderfallen erst recht bewerkstelligte, sondern auch darum, weil eine Gewalt, die auch nicht einmal formell als solche anerkannt wird, doch unmöglich die Einheit Deutschlands auch nur formell darstellen könnte. Die sogenannten großdeutschen Staaten, und auch die nicht alle, stellten sich anerkennend, um mit solcher Puppe Demonstrationen zu machen, und Preußen verweigerte die Anerkennung einer provisorischen Zentralgewalt, welche nur als einstweilige Exekutivbehörde eines deutschen Parlaments belehnt worden, mit dem Verluste des Parlamentes aber seiner Grund-

bedingung verlustig gegangen sei. Hierin kann doch nur die Satire eine Darstellung deutscher Einheit finden.

Die deutliche Erklärung von links, daß der deutschen Sache keine gesetzliche Entwickelung mehr übrig bleibe, kam aus Baden. Dort war die deutsche Reichsverfassung anerkannt, und dort brach unter dem frechen Vorwande, die Anerkennung deutscher Reichsverfassung durchsetzen zu wollen, die frivolste und vollständigste Revolution aus unter Meuterei des Heeres und unter Herbeiziehung ausländischer Elemente.

In solche drangvolle Enge eingekeilt, bedurften die Männer des Zentrums kaum noch neuer Veranlassungen zu ihrem Austritte. Schon war ihre Zahl so geschwächt, daß gegen sie der Antrag durchgegangen war, die bewaffnete deutsche Macht auf die Reichsverfassung zu verpflichten.

Sie waren zum großen Teile nur darum noch geblieben, weil die Abberufung der preußischen Abgeordneten von seiten der preußischen Regierung drohte und am 14. Mai auch von Charlottenburg ausging. Solche Maßregel erklärten sie noch für unverbindlich, und nur zwei Preußen schlossen sich am 17. Mai diesem Proteste nicht an. — Am 19. Mai ging mit zehn Stimmen Mehrheit ein Antrag Biedermanns, Welckers, Kierulfs, Wurms und Eckerts durch, einen Reichsstatthalter als provisorisches Oberhaupt — man dachte damals an Bayern — einzusetzen, und am 20. Mai unterschrieben die Führer des rechten Zentrums ihre Austrittserklärung. Am 21. wurde sie verlesen. Es waren 65 Namen, unter ihnen Heinrich von Gagern, Dahlmann, Mathy, Simson (der früher schon Unwohlseins halber vom Präsidium, welches an Reh überging, abgetreten war), Beseler, Arndt, Waitz, Duncker, Stedmann. Hiermit war die moralische Kraft des Parlaments gebrochen; es war nur noch ein Restparlament vorhanden. Die Austrittserklärung war von Dahlmann. Wilhelm Jordan hatte einige Tage vorher in wenig Worten das Pathos der Lage zusammengefaßt: „Erleidung des Un-

rechts berechtigt nicht zu Gegenunrecht; und es ist kein unehrenhafter Tod, an getäuschtem Vertrauen zu sterben."

Wenige Tage noch wehrten sich die alten Mitglieder des Augsburger Hofes. Sie versuchten es jetzt noch, eine Vertagung durchzusetzen, um die Kontinuität der Versammlung zu retten. Sie drangen nicht durch, und als am 24. die beschlußfähige Anzahl auf Hundert herabgesetzt war, schieden auch sie, Widenmann, Fallati, Rümelin, Hans von Raumer, Wernher, Zerzog, Barth, Stahl, Francke an der Spitze. Es blieben nur noch Riesser, Biedermann und Genossen, und Welcker tat alles mögliche, um den Schatten von Parlament zu erhalten. Er hatte auch am stärksten gegen jenes Ministerium des Spottes und Hohnes gesprochen, „welches die Angelegenheiten Deutschlands nach seinem Ermessen und ohne Rücksicht auf die Nationalversammlung" leiten, welches „ein schmachvoller Absolutismus, eine schmachvollere Rechtsunterdrückung" sei „als die, gegen welche die Revolution entstand, für deren Organ wir die Zentralgewalt erschufen."

Aber auch sie erkannten binnen wenig Tagen, daß jede fernere Aussicht eine Täuschung sei, daß die Linken einen Konvent, und zwar einen unpatriotischen erstrebten. Zu einer Proklamation, würdig abgefaßt von Uhland, verlangten jene Männer einen Zusatz, welcher „Treue gegen die Reichsverfassung" und eine Verwahrung enthielt, daß den Fremden irgend eine Einmischung in deutsche Angelegenheit gestattet werde. Dieser Zusatz, dem auch Uhland sich anschloß, wurde von den Linken verworfen, und nun traten auch jene Männer aus.

Die Versammlung war jetzt auf 130 Mitglieder geschmolzen. Das Verhängnis ließ sie nicht ruhen; sie wollten durchaus ihr Konventschicksal erfüllen. Sie wollten weiter nach Süden verlegt sein, um die dort ins Werk gesetzte Revolution unmittelbar in die Hand nehmen zu können. Keine Warnung half, sie hielten nun endlich ihre Zeit für gekommen, und beschlossen am vorletzten Mai die Übersiedlung

des Parlaments nach Stuttgart. Diese letzte Sitzung in der Paulskirche schloß damit, daß der letzte Präsident der Paulskirche, Reh von Darmstadt, auf die fernere Ehre verzichtete und ebenfalls austrat. Der zeitige Vizepräsident Löwe von Calbe übernahm die Leitung eines Parlaments, welches von nun an allerwärts Rumpfparlament genannt wurde.

Mit Schmerz und Trauer ward bis daher eine Entwickelung hingenommen, welche nach der Ablehnung von seiten Preußens unabwendbar schien. Nicht selten hörte man von Neukaiserlichen den Ausruf: „O wäre Österreich zu Deutschland gestellt wie Preußen und hätte man ihm die Krone anbieten können, nie wäre so was erlebt worden! Denn dort ist noch große Politik vorhanden und großer Mut, dort werden politische Fragen nicht nach dem Katechismus entschieden!“ — Vorwurfsvoll wurde damals und später, besonders von Süddeutschland, darauf beharrt, man hätte durchaus nicht austreten sollen. Die Bedingungen der Existenz waren verloren, man verlangte aber doch die Fortdauer der Existenz. Dies hat was von der Rede der Kinder, welche erzählen, ihr Vater sei heute gestorben und werde erst morgen mit ihnen weiterspielen. — Bei alledem war Schmerz und Trauer allgemein; die Hoffnung der Patrioten war entsetzlich zertrümmert; der Eindruck war ein tragischer.

Aber nicht also betrachtete man das Gebaren eines Rumpfparlaments. Dies galt für eine Farce, und man brachte es kaum in Zusammenhang mit dem deutschen Parlamente. Trotzdem daß die oft verkündigte neue Revolution in vollem Gange war, hatte doch kein besonnener Mensch den Eindruck, es könnten jene Konventspieler in Stuttgart Deutschland bedeuten. Man dachte an Shakespeares Heinrich IV., und erinnerte sich nur der Szenen, in welchen Falstaff mit seinen Gesinnungsgenossen Würde und Macht, Tugend und Anstand

spielt. „Zum Henker alle feigen Memmen“ — „Land ist nun so wohlfeil zu kaufen wie stinkende Makrelen“ — „Gebt mir ein Glas Sekt, damit meine Augen rot aussehn; man muß denken, daß ich geweint habe, denn ich muß es mit bewegtem Gemüte sprechen, und ich will es in des Königs Kambyses Weise tun — und so halte ich meine Rede! Tretet beiseit, ihr Großen!“

„Ich finde keinen Anstand,“ sprach mit Würde Reichsregent Vogt zu Stuttgart, „namens der Regentschaft diese dringliche Interpellation sogleich zu beantworten“, obwohl es noch an „offiziellen Mitteilungen“ von seiten der Württembergischen Regierung fehle. Und mit ebenso heitrer Sicherheit setzte er im Fritzeschen Reithause hinzu, daß er nun, nachdem das eine große Mittel politischer Wirksamkeit beschafft sei, das Kriegsheer, daß er nun das zweite in Vorschlag bringe. „Ich will die Finanzfrage nur kurz anzeigen.“ Ein Kredit von lumpigen fünf Millionen für die schönen Sommermonate Juni und Juli. Wie Prinz Heinz, nur etwas verdrießlicher, hörte Minister Römer zu, und beschloß, auch die besten Grundsätze müssen bei solcher Gelegenheit eine Grenze finden.

Glaubten die Mitglieder des Rumpfparlamentes denn wirklich an ihre oft gebrauchte Phrase, daß das deutsche Volk hinter ihnen stehe und nun kommen werde auf unzweideutigen Ruf? Schwerlich. Nur die kindlichsten Politiker unter ihnen mochten sich dergleichen zutrauen. Die Kundigeren waren teils von den Folgerungen ihrer eignen Worte gehetzt und meinten der Logik Wort halten zu müssen; teils war die Gelegenheit für sie doch des Versuches wert. Rheinpfalz und Baden brannte schon. Württemberg schien hinreichend erhitzt, um nur noch des Kommandos „Feuer!“ zu bedürfen. In wirklich imposanter Demonstration war der König genötigt worden, die Reichsverfassung wenigstens anzuerkennen. Der weitere Schritt, meinten sie, werde hier nicht schwer fallen,

und der Brand sich dann fortwälzen lassen durch schwäbisch und fränkisch Bayern nach Thüringen.

Ganz wohl war freilich so manchem bei alledem nicht zumute. Mancher hatte in Frankfurt eingestanden, es sei keine nachhaltige Einwirkung von ihnen zu erwarten, wenn das Zentrum nicht mitgehe. Mancher war unter Klage und Herzeleid von Frankfurt geschieden und war nur mitgegangen, um der Partei treu zu bleiben. Mancher unter den 103 im Saale des Reithauses war absolut unbegreiflich. Wahrscheinlich auch für sich selbst unbegreiflich, ein Opfer des ersten Schrittes und des Eigensinnes. So Fallmerayer, der Fragmentist, welcher schon in der Paulskirche durch dick und dünn mit der Linken gestimmt hatte, und denn auch hier in seiner kleinen saubern Figur und den frischesten Vatermördern mitten unter denen saß, welche Reichsregentschaft und Aufbietung des deutschen Kriegsheeres votierten. Vor kurzem noch hatte er in seiner Vorrede zu den „Fragmenten des Orients“ drucken lassen: „Wir können uns für die hohlen Träume unpraktischer Schwärmer und Glückseligkeitsdemiurgen nicht mehr leicht erwärmen. Oder ist denn nicht alles Extreme seiner Natur nach hoffnungslos, und ist Sichselbstmaßgeben nicht das große Gesetz, die unerläßliche Bedingung für jeden Bestand?“ — Das reimt sich kurios mit seinen Abstimmungen. Keinen Zweifel, daß er Gründe der erforderlichen Genialität zusammensuchen wird, „Gründe soviel wie Heidelbeeren, nur mit Gewalt keinen einzigen!“ Für dergleichen erkünstelte Größe war aber doch die deutsche Sache zu groß und für das Aparttun war Fallmerayer nicht groß genug. — Der Rechtfertigung solcher Männer vor der Nation konnten allerdings nur die Regierungen zu Hilfe kommen, indem sie später wegen der Teilnahme am Rumpfparlamente Kriminaluntersuchungen einleiteten. Nachdem sie durch Zugeständnis und Zurücknahme, durch Seitenwege nach vorwärts und Seitenwege nach rückwärts die Rechtsbegriffe in deutscher

Nation so verwirrt hatten, wie es kaum in einem zivilisierten Reiche der Welt vorgekommen sein mag, setzten sie sich zu Gericht darüber, daß nur in Frankfurt, nicht aber in Stuttgart zu tagen erlaubt gewesen sei. Wir haben im Vorparlamente gesehn, von wannen diese beiläufige Ortsbestimmung stammte. Die feinste Rechtsfiktion könnte hierbei höchstens bei der Zentralgewalt ankommen, bei einer Zentralgewalt, welche soeben ihre eigene gesetzliche Lebensbedingung gebrochen hatte, welche soeben in ihrer Rechtsbeständigkeit von deutschen Regierungen geleugnet worden war — und nach alledem und trotz alledem sollten wir erleben, daß wegen Ortsverlegung des Parlaments Hochverrat begangen worden sei! Wahrlich, die Regierungen haben Ursache mehr als gut ist, Rekriminationen nie und nirgends zu erwecken. Sie motivieren dadurch nur das Stuttgarter Rumpfparlament in deutscher Geschichte. Sie motivieren es schlagender als die Worte jener zu großem Teile leichtsinnigen Führer nach Stuttgart es zu motivieren vermocht haben.

Selbst Herr Römer erwarte von uns, die wir entschiedene Gegner des Rumpfparlaments sind, keine Bewunderung seiner Grundsätze. Heute am 6. Juni wird von diesem Parlamente eine Regentschaft ernannt — Raveaux, Vogt, Heinrich Simon, Schüler von Zweibrücken, Becher (ein ultrademokratisches Mitglied der württembergischen Kammer) — und Herr Römer stimmt mit. Er stimmt dagegen, aber er stimmt mit. Die Versammlung ist ihm das deutsche Parlament, welchem er, als solchem! souveräne Gewalt über Deutschland zuerkannt hat. Nun erst tritt er aus. Also nicht, weil es nicht mehr die souveräne Versammlung wäre, sondern weil ihm der Beschluß nicht gefällt. Ganz mit Recht gefallen ihm auch die weiteren Beschlüsse nicht, Absetzung der in Frankfurt verbliebenen Zentralgewalt, Aufbietung des Heeres, Vorlage wegen der Finanzen, und am 18. Juni nachmittags läßt er Truppen vor dem Reithause aufstellen, um die Zusammen-

kunft des Parlaments zu verhindern. Sie wird verhindert; das Rumpfparlament ist gesprengt. Er also endigt ein gefährliches Spiel mit den heiligsten Dingen des Vaterlandes, und das ist ihm von vielen guten Patrioten herzlich gedankt worden. Wie er aber mit seinen eignen Grundsätzen hierbei und in der ganzen Parlamentsgeschichte bestanden, das ist eine andere Frage. — Er hat uns in seiner Zeitung zu Anfange Septembers 1849 Material dazu an die Hand gegeben. Er enthält sich, sagt er, des Urteils über die — Kühnheit, die Verfassung als Gesetz zu promulgieren. Wie? Derselbe Römer links am linken Zentrum, welcher im Prinzip immer solcher Meinung gewesen? Ja. „Denn“, setzt er hinzu, „was im September 48 geschehen konnte, das konnte im März 49 nicht mehr geschehn!“ So, so! Er und sein Ministerium hätten die Nationalversammlung für souverän anerkannt, weil — das württembergische Volk so war wie es war (also Nationalsouveränität aus partikularistischen Gründen!), weil ferner die Haltung der Nationalversammlung war wie sie war, das heißt so, daß keine extravaganten Beschlüsse von ihr zu befahren waren. So, so! Unglücklicherweise gehörte er selbst nicht einmal zu dieser Nationalversammlung wie sie war, das heißt wie sie beschloß, er gehörte zur Opposition — dann freilich war's recht hübsch von ihm, doch Opposition zu machen, Mediatisierung in großem Stile zu fordern, munter, immer munter mit der Linken zu stimmen!

Was ist das? Dieser Prinz Heinz ist ein gelegentlicher Schalk in Sachen des Prinzips. Ein Partisan, weiter nichts, ein recht tapferer Partisan, aber — kann man jedes staatsmännische Prinzip naiver verleugnen? Wenn er nicht zufällig Minister gewesen wäre, so hätte er wohl allenfalls zum Rumpfparlamente gepaßt.

Ist dies nicht die volle Ironie, daß von solch einem eigentlichen Gesinnungsgenossen dem linken Rumpfe ein Ende

gemacht wurde? — Ist es nicht auch ein nachträglicher Beweis, daß die zwischen der Linken und dem linken Zentrum umher „Fistulierenden“ nur angetan waren, den Bankerott der Linken einzuregistrieren ins große Schuldbuch?

Armes Vaterland, aus wieviel Gründen konnte deine Errungenschaft von Anno 48 kein deutscher Staat sein? Pedanterie hier und Faselei dort, sie konnten deinen schönen Kern beseitigen. Beschädigen konnten sie ihn nicht. Das galt uns damals für die Moral des ersten deutschen Parlamentes, welches nun bis auf das letzte Blatt in alle vier Winde verweht war. Wie groß das Unglück sei, das unausbleibliche zweite Parlament — meinten wir — werde der Welt beweisen, daß der deutsche Kern doch nicht beschädigt worden und doch fähig sei, zwischen den Ultras partikularistischen Eigennutzes und den Ultras französischer Demokratie hindurch die neue deutsche Frucht emporzutreiben.

Wir übersahn den Umfang deutschen Unglückes noch nicht.

V.

Das Nachparlament.

Die kleineren Staaten alle hatten die Reichsverfassung anerkannt gehabt. Drei Königreiche nur hatten zuerst nein gesagt, und am Ende das erwählte Preußen mit ihnen. Durch diesen Widerspruch war die Rechtsverwirrung im Vaterlande chaotisch geworden. Hier galt für Hochverrat, was dort Gesetz sein sollte, und der revolutionäre Zustand war in schlimmster Weise erneuert. Durch Waffengewalt — und hierin bewährte sich Preußens ungeschwächte Kraft — konnten die akuten Ausbrüche niedergehalten werden, die

chronische Krankheit konnte dadurch nicht gehoben werden, und sie hatte auch die edelsten Teile ergriffen. Sie ist nimmermehr zu bannen, solange eine bundesstaatliche Reichsverfassung fehlt.

Diese Not und Gefahr trieb dazu, daß sich wenigstens drei Staaten über eine Reichsverfassung vereinigten. Das Dreikönigsbündnis bildete sich unter schöpferischer Führung Preußens. Ehe noch die Linken in Stuttgart ihr Grab gruben, hackte und grub Herr von Radowitz in Berlin Tag und Nacht, um einen neuen Verfassungsbaum pflanzen zu können. Es war der Frankfurter Baum; nur die wilden Schößlinge schnitt er ab; nur in der Krone des Baumes verkürzte er den Hauptzweig, den Kaiserzweig zum „Reichsvorstande". Die Nachbarzweige aber verflocht er zu einem „Fürstenkollegium", und die Zuflüsse zur Wurzel verringerte er, indem er sie bloß auf „Matrikularbeiträge" anwies. Noch saßen die eigentlichen Totengräber des Parlamentes in der Paulskirche, da erschien vom 26. Mai die Ankündigung des Dreikönigsbündnisses. Gleich darauf vom 28. Mai die Verfassung zu freier Vereinbarung zwischen den Fürsten und einem neuen Reichstage.

Jetzt zeigt, daß ihr Patrioten seid! erging von Mund zu Mund der Ruf an die Abgeordneten der Paulskirche. Verleugnet eure Autoreneitelkeit! Da ist eine Verfassung, zu welcher bereits an die 20 Millionen Deutsche und euer auserwählter Großstaat gehören. Empfehlt sie, verschafft sie der Nation. Oft genug habt ihr euch gerühmt, es sei euch in letzter Instanz nur darum zu tun, daß etwas zustande komme, daß eine Einheit entstehe, daß nur irgend eine bundesstaatliche Verfassung eingeführt werde. Bewährt es jetzt. Verschmerzt die Änderungen um den Preis des Ganzen! Bürgerkrieg habt ihr nicht gewollt um Durchführung des Werks aus der Paulskirche, Revolution habt ihr verschmäht, worauf hofft ihr? Auf das Manna vom Himmel? Der

Verstand muß euch lehren, daß die unveränderte Verfassung der Paulskirche unmöglich geworden. Ihr habt die Resignation damals erwählt, so bewährt sie jetzt. Erweist euch denn als das, was ihr vor allem sein wollt, als Patrioten!

Pfui über euch! riefen die Demokraten, wenn ihr euer eignes Werk verlaßt!

Das alte Zentrum war nicht im Zweifel über seine Pflicht. Schwer und schmerzlich war der Entschluß, aber rasch wurde er gefaßt. Die verwirrte Nation brauchte einen Wegweiser. Daß dieser immer gefehlt in dem deutschen Labyrinthe von Ansprüchen, war stets der schwerste deutsche Mangel gewesen, und war es jetzt erst recht, wo die verschiedenartigsten Stimmen zum Schreien aufgestachelt waren. Dieser Wegweiser zu sein, war das Zentrum verpflichtet, wie schwer es ihm ankommen mochte. Es war doch wahrlich leicht, daheim zu bleiben; der Ruhm der Konsequenz war so wohlfeil! Man brauchte nur zu schweigen. Aus dem Vaterlande, aus der Einheit, aus dem Bundesstaate mochte werden, was da wollte, man hatte ja das Seinige getan als Abgeordneter. Jetzt war man nicht mehr Abgeordneter, war Privatperson. Die Regierungen, welche unsre Verfassung zerstört, mögen doch zusehn, was sie zustande bringen. Sie haben sich ja als unsre Feinde erwiesen. Jetzt mögen sie basteln und leimen und kitten ein haltloses Blockhaus. Der Tag der Vergeltung wird kommen von selbst. Sie haben das Herz der Nation verraten, am Tage des nächsten Gerichtes stößt es sie alle aus. Diejenigen sind ins Antlitz geschlagen worden, welche für sie in die Schranken getreten sind gegen die Revolution, nun denn, rief man, Rache ist süß! Weist den Kompromiß mit Verachtung zurück!

Und das Vaterland?! antwortete man. Rache und Pessimismus mag ein persönliches Genüge sein, unsre Personen aber müssen zurücktreten vor dem Bedürfnisse des Vaterlandes.

Max von Gagern veranlaßte eine öffentliche Zusammenkunft der Bundesstaatlichen. Sein Bruder Heinrich, Dahlmann, Mathy, Hergenhahn, Soiron und andere Führer stimmten bei. Es wurde eine Einladung erlassen nach Gotha an die Genossen, welche jetzt zerstreut waren über ganz Deutschland von der Schweizer bis an die kurische Grenze. Nur österreichische Abgeordnete wurden nicht geladen.

Von allen Seiten kamen die Bundesstaatlichen bereitwillig zum 26. Juni nach Gotha, über 130 an der Zahl. Sie machten keinen Anspruch darauf, ein offizielles Nachparlament zu sein. Ihr Votum sollte nur soviel gelten, als es wiege.

Ein kühler Sommer wehte durch die hochgelegene freundliche Stadt, welche nordwärts in die thüringische Ebene, südwärts auf das nahe Gebirg, den Thüringer Wald blickt. An freier Promenade steht ein schönes Schauspielhaus, und dessen Rotunde mit einem lichten Saale war der Sammelpunkt, wo man sich wiedersah nach so schwerem Leide, inmitten so schweren Leides. Draußen am Bahnhofe erwartete man die von fern Kommenden und schloß sich in die Arme. Keins der geachteten oder geliebten Häupter fehlte, ja längst Ausgeschiedene hatten sich wieder eingefunden, wie Compes, wie Jakob Grimm. Becker aus Gotha, einer unsrer besten Männer, hatte alles trefflich vorbereitet in der wohlwollenden, herzlich entgegenkommenden Stadt. Er übernahm auch zunächst den Vorsitz, und die Debatte blühte auf, schöner denn je. Die Kräfte und Talente waren alle frisch erhalten trotz der Kümmernis, und da es keine grelle Meinungsverschiedenheit gab unter Männern, die alle ein bestimmtes Ziel hatten, so floß die Rede feiner und reizender, als man es je in der Paulskirche gehört hatte. Nie war ein Tag von solchem parlamentarischen Glanze erlebt worden, als da am 27. Juni in jener Rotunde zu Gotha Gagern, Beckerath, Simson, Waitz, Stahl, Vincke, Bassermann, Soiron hintereinander sprachen.

Um nicht offiziell zu erscheinen, hatte man keine Zuhörergalerie geöffnet, kein Redner war also auf breite oder grobe Wirkung bedacht, jeder konnte sich in den feinsten Beziehungen ergehn, und der Witz, die Satire wie die stechendste Klage hatten das freieste Feld, fanden volles Verständnis.

Man einigte sich leicht. Das Wahlgesetz nur machte Schwierigkeiten, und eine Anzahl von Hannoveranern hielt das für wichtig genug, um das Ganze dafür aufs Spiel zu setzen. Dennoch fanden sich 130 und durch späteren Zutritt von solchen, welche nicht nach Gotha reisen gekonnt, eine noch größere Anzahl Unterschriften für folgende Erklärung:

„Die schweren Bedrängnisse des Vaterlandes, die Gefahren eines Zustandes, welcher keine Bürgschaften des Friedens im Innern, der Stärke nach außen bietet, haben es den Unterzeichneten zum Bedürfnis gemacht, ihr Urteil über die gegenwärtige Lage der Dinge gemeinsam festzustellen und sich über den Weg zu verständigen, auf welchem jeder einzelne von ihnen in Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland dazu mitwirken kann, daß ein der Nation Einheit und Freiheit gewährender Rechtszustand hergestellt werde. — Das Ergebnis der darüber in Gotha vom 26., 27. und 28. Juni d. J. gehaltenen Besprechungen fassen sie in folgenden Sätzen zusammen:

1. Innig überzeugt, daß die deutsche Nationalversammlung, als sie am 28. März d. J. die deutsche Reichsverfassung verkündigte, derjenigen Stellung gemäß gehandelt hat, welche die Lage der deutschen Dinge ihr anwies[1]), dürfen die Unterzeichneten doch die Augen vor der Tatsache nicht verschließen, daß die Durchführung der Reichsverfassung ohne Abänderung zur Unmöglichkeit geworden ist. Da hingegen ist in der Verfassungsaufstellung, welche die Berliner Konferenz bietet,

[1]) Um dieses Satzes willen nur, welcher seinem Vereinbarungsprinzipe widersprach, unterzeichnete Vincke nicht, obwohl er sich zu allen übrigen Sätzen bekannte.

neuerdings ein Weg eröffnet, auf welchem sich der verlorene Einigungspunkt möglicherweise wieder finden läßt. Das Betreten dieses Weges nicht zu verschmähen, mahnt uns das von innern und äußern Feinden schwer bedrohte und vom Bürgerkriege zerfleischte Vaterland, ebenso dringend aber der Inhalt jenes Entwurfs, der, wie entschieden man auch einzelne seiner Bestimmungen verwerfen möge, dennoch die unerläßlichen Grundlagen des deutschen Bundesstaates, namentlich ein erbliches Reichsoberhaupt in der Person des mächtigsten rein deutschen Staates, ein Staatenhaus und ein Volkshaus — und somit den Kern der Reichsverfassung in sich aufgenommen hat.

2. Den Unterzeichneten stehen die Zwecke, welche durch die Reichsverfassung vom 28. März erreicht werden sollten, höher als das starre Festhalten an der Form, unter der man dieses Ziel anstrebte. Sie betrachten die von den drei Königreichen dargebotene Verfassung als eine der Nation erteilte unverbrüchliche Zusage, und erkennen an, daß der von denselben eingeschlagene Weg zum Ziele führen kann, unter der Voraussetzung:

daß alle deutsche Regierungen, welche zur Berufung eines Reichstages auf obiger Grundlage mitwirken, dem Reichstage in einer jede einzelne Regierung bindenden Form gegenübertreten, und

daß die dem Reichstage vorbehaltene Revision sich nur auf solche Verfassungsbestimmungen erstreckt, welche in der Reichsverfassung vom 18. März und dem Entwurfe vom 28. Mai nicht wörtlich oder wesentlich übereinstimmen.

3. Erscheint es daher als politisch notwendig, daß die andern deutschen Staaten — abgesehen von dem den deutschen Bundesstaat verneinenden Österreich — sich an jene Verfassungsvorlage in bindender Weise baldigst anschließen und die schleunige Berufung eines Reichstags möglichst befördern, so erwächst auch für die einzelnen die Verpflichtung, in ihren

Kreisen und nach ihren Kräften zur Vollendung des großen vaterländischen Werkes beizutragen.

4. In diesem Sinne wird es von den Unterzeichneten als die hauptsächlichste Aufgabe betrachtet, für das Zustandekommen eines Reichstages, also auch für die Beteiligung bei den Wahlen zu wirken. Was die Wahlen zum Volkshause betrifft, so sind dem in Frankfurt beschlossenen, die unmittelbare Durchführung voraussetzenden Wahlgesetze nicht zu beseitigende Hindernisse entgegen getreten, und daher erfordert es das Wohl des Vaterlandes, daß für die Wahlen eine andre gesetzliche Norm maßgebend werde. In dieser Rücksicht erkennen die Unterzeichneten es als das Angemessenste an, wenn in jedem einzelnen Staate auf landesverfassungsmäßigem Wege das Wahlgesetz für den nächsten Reichstag festgestellt wird. Wenn dies aber unter den obwaltenden Umständen nicht erreichbar sein sollte, so würde doch (wie dies schon in der Berliner Denkschrift in Aussicht gestellt ist) den Einzelnstaaten überlassen bleiben müssen, bei Ausführung des mit dem Verfassungsentwurfe vorgelegten Wahlgesetzes die durch ihre abweichenden Verhältnisse gebotenen Modifikationen anzuordnen, und jedenfalls glauben die Unterzeichneten nicht verantworten zu können, wenn sie durch ihre Haltung dazu beitragen sollten, das Zustandekommen des ganzen Werkes an den Bedenken gegen ein Wahlgesetz scheitern zu lassen.

Demnach halten die Unterzeichneten, in Erwägung der schwer bedrohten Lage des Vaterlandes, dessen Existenz ohne Betreten dieses Weges gegenwärtig aufs höchste gefährdet ist, sich für verpflichtet, unter den angeführten Voraussetzungen:

1. soviel an ihnen ist, auf den Anschluß der noch nicht beigetretenen Staaten an den von der Berliner Konferenz vorgelegten Entwurf hinzuwirken, und

2. an den Wahlen zum nächsten Reichstage sich zu beteiligen.

Gotha, den 28. Juni 1849.

Albert aus Quedlinburg. Anz aus Marienwerder. Bandelow aus Kranz. Barth, Dr., aus Kaufbeuern. Bassermann aus Mannheim. Becker aus Gotha. von Beckerath aus Krefeld. Behncke aus Hannover. Bernhardi aus Kassel. Beseler aus Greifswald. Bonardy aus Greiz. Biedermann aus Leipzig. Böcking aus Trarbach. Böcler aus Schwerin. Brackebusch aus Hannover. von Breuning aus Aachen. Breusing aus Osnabrück. Briegleb aus Koburg. Brons aus Emden. Bürgers aus Köln. von Buttel aus Oldenburg. Cetto aus Trier. Compes aus Köln. Dahlmann aus Bonn. Dammers aus Nienburg. Deeke aus Lübeck. Degenkolb aus Eilenburg. Dröge aus Bremen. Duckwitz aus Bremen. Dunker aus Halle. Ebmeier aus Paderborn. Eckert aus Bromberg. Emmerling aus Darmstadt. Esmarch aus Schleswig. Falk aus Ottolangendorf in Schlesien. Fallati aus Tübingen. Fischer aus Jena. Franke aus Schleswig. H. von Gagern aus Darmstadt. M. von Gagern aus Wiesbaden. Gevekoht aus Bremen. Giech, Graf, aus Thurnau. Gier aus Mühlhausen. Göden aus Krotoszyn. Jakob Grimm aus Berlin. Groß aus Leer. Hallbauer aus Meißen. Hausmann aus Brandenburg. Haym aus Halle. Henkel aus Kassel. Hergenhahn aus Wiesbaden. Höfken aus Hattingen. Hofmann aus Friedberg. Jakobi aus Hersfeld. Jahn aus Freiburg an der Unstrutt. Johannes aus Meiningen. Jordan (Wilhelm) aus Berlin. Jordan aus Gollnow. Jucho aus Frankfurt a. M. Keller, Graf, aus Erfurt. Kerst aus Meseritz. Kierulff aus Rostock. Koch aus Leipzig. Krafft aus Nürnberg. Kratz aus Wintershagen. Lang aus Verden. Laube, Dr., aus Leipzig[1]). Leverkus aus Oldenburg. Liebmann aus Meiningen. Loew aus Magdeburg. Loew aus Posen. Mann aus Rostock. Marcus aus Bartenstein. Martens

[1]) Nicht als Exabgeordneter für einen österreichischen Bezirk, sondern als Ersatzmann des ausgetretenen Grävell für einen preußischen Bezirk.

aus Danzig. Mathy aus Karlsruhe. Matthies aus Greifswald. Maukisch aus Dippoldiswalde. H. H. Meier aus Bremen. Mevissen aus Köln. Michelsen aus Jena. Robert Mohl aus Heidelberg. von Mylius aus Jülich. Nerreter aus Fraustadt. Oberg aus Hildesheim. Ostendorf aus Soest. Overweg aus Haus Ruhr. Pinder aus Woinowitz. Plaß aus Stade. Plathner aus Halberstadt. Rahm aus Stettin. Rättig aus Potsdam. Friedrich von Raumer aus Berlin. Hans von Raumer aus Dinkelsbühl. Reh aus Darmstadt. Riesser, Dr., aus Hamburg. Röben aus Dornum. Rümelin aus Nürtingen. von Sänger aus Grabow. Schick aus Weißensee. Schierenberg aus Detmold. Schneer aus Breslau. Scholten, Dr., aus Wardt. Scholtz aus Neiße. Schrader aus Brandenburg. Schreiber aus Bielefeld. Schwarz aus Halle. Siemens aus Hannover. Simson aus Königsberg. von Soiron aus Mannheim. Sprengel, Dr., aus Waren in Mecklenburg. Stahl aus Erlangen. von Stavenhagen aus Berlin. Stedmann aus Haus Besselich. Steindorf aus Schleswig. von Thielau aus Braunschweig. Veit aus Berlin. Versen aus Nieheim. Wachsmuth aus Hannover. Waitz aus Göttingen. Wichmann aus Stendal. Widenmann aus Düsseldorf. Wiethaus aus Wipperfürth. Wurm aus Hamburg. von Wydenbrugk aus Weimar. Zachariä aus Bernburg. Zachariä aus Göttingen. Ziegert aus Pr. Minden. Zöllner aus Chemnitz.

Durch Zuschrift aus der Heimat erklärten noch ihren Beitritt: E. M. Arndt aus Bonn. Braun aus Köslin. J. G. Droysen aus Kiel. O. von Keudell aus Berlin. Lette aus Berlin. Marcks aus Duisburg. Nizze aus Stralsund. Fr. Röder aus Neustettin. von Selasinsky aus Berlin. Thöl aus Rostock. Wagner aus Jastrow.

So war das Opfer gebracht. Man verständigte sich über ferneren Zusammenhang als Partei, welche in Frankfurt ihren Mittelpunkt, in der „Deutschen Zeitung" ihr Organ

haben sollte. Dieser Zusammenhang wurde sehr lose angelegt; Parteitreiben war vielleicht zuwenig im Geschmack dieser Männer. Man reichte sich die Hand, und schied. Unter schwacher Hoffnung, unter kummervoller Sorge. Selbst Heinrich von Gagern glaubte kaum noch an nahe Erfüllung, wenn er auch an der endlichen Erfüllung nicht zweifelte. Sein eignes Leben belehrte ihn nur zu klar, wie langsam Stamm und Zweige eines Reiches wachsen. Bei Belleallliance schon hatte der sechzehnjährige[1]) Heinrich eine Nassausche Kompagnie ins Feuer geführt für Deutschlands Befreiung, und — der Wiener Kongreß, der Bundestag war gefolgt. Burschenschaften hatte er stiften geholfen in Heidelberg, Jena und Göttingen zur Erinnerung deutscher Einheit, und — die Karlsbader Beschlüsse waren gefolgt. Für konstitutionelle Regierung hatte er so viele Jahre lang in Hessen-Darmstadt gerungen, und — immer hatte der Bundestag den Gegnern zum Siege geholfen. Immer wieder, immer wieder hatte ihn das Volk gewählt, und als es endlich zur Erfüllung gekommen war, Anno 48, da stimmten die neuen Volksfreunde gegen ihn und warfen das nahezu fertige Werk wiederum in die Hände der Gegner, wieder ins Chaos zurück.

Und doch sind wir vorwärts gekommen, sagte er in seinem heiteren Mute auch beim Scheiden von Gotha, doch sind wir dem Ziele nahe, doch werden wir das Ziel erreichen! Der großen moralischen Kraft unsrer Nation dürfen wir vertrauen. Tue jeder von uns das Seine, mag es auch aussehn, als ob wir wieder von vorn beginnen müßten. Der Genius unsrer Nation wird uns zum Siege führen.

An diesen Genius glaubte er noch unerschütterlich. Was auch geschehen war, um den Unglauben in die Höhe zu bringen, Gagern war deutsch-gläubig geblieben. Wer ihn

[1]) 1799 am 20. August ist er im Schlosse zu Baireuth geboren. Zum Soldaten ward er in München erzogen.

nicht wiedergesehn seit dem Vorparlamente, der gestand wohl bekümmert ein beim ersten Anblicke, daß der hohe, stattliche Führer gealtert sei in der drangvollen Not verzehrender Kämpfe. Das kurze Haar zeigte jetzt grauen Anflug, um das große blaue Auge hatten sich feine Furchen eingenagt, um den Mund war ein schmerzlicher Zug gelagert, solange er schwieg. Ja die Seele war ihm schwer gepeinigt worden, aber gesund war sie verblieben fort und fort. Die Kunst des Hoffens, die Spannkraft des Mutes war unverletzt. So wird er sein bis zum letzten Atemzuge. Er ist das, was Goethe „eine Natur“ nennt, eine Natur für unser Vaterland. Nirgends an den Augenblick und auch nicht an ein System gebunden, überdauert er jeglichen Wechsel; sein Leben kommt nicht von irgend einem Systeme, es ist ein eigenes Leben. Vielleicht nur von Deutschland abhängig, und eben deshalb vielleicht dann in den Tod versinkend, wenn die letzte Hoffnung für den deutschen Staat am Horizonte versänke, wenn sie wirklich versänke, ein verdunkelter Sonnenball unter den grauen Nebeln des Neides und Eigennutzes deutscher Stämme und Staaten. Dann müßte Gagern sterben; keine künstliche Kur diplomatischer Ärzte könnte ihn am Leben erhalten. Aber auch dann noch, wenn ich den gewaltigen Leib dieses unsers Siegfrieds starr im Grase liegen sähe, starr und entseelt, auch dann noch würde ich glauben, die Seele schwebe noch über ihm nahe an der Erde, irgend eines Lichtblitzes gewärtig, und mit solchem Lichtblitze werde sie wieder abwärts schießen in diese breite Brust, und werden den langen Körper wieder aufrichten. Ist's nicht die Sonne, so tut's der Mond. Es gibt eine Sage, daß der Mondesstrahl einen Gefeiten wieder zum Leben erweckt. Und wär's dann nur für eine Nacht, und wär's dann nur für ein Bankett jenes poetischen Deutschlands unter all den Burschenschaften vom Reformationsfeste 1817 bis zum Märzen 1848, diese eine Nacht, erfüllt von unsern alten Liedern „Wir woll'n das

Wort nicht brechen, Und Buben werden gleich, Woll'n predigen und sprechen, Vom Kaiser und vom Reich!“ dieses einzige Geisterbankett, welchem Heinrich von Gagern präsidierte, sie wären imstande, die Räuber und Mörder Deutschlands in Verzweiflung und Wahnsinn zu treiben, sie wären imstande, eine verwilderte Jugend wiederum um die eine, einzig geweihte Fahne zu sammeln, um die schwarzrotgoldne Kaiserfahne unsers Vaterlandes.

Mögen sie lächeln unsre Gegner, daß an nichts weiter zu appellieren wäre als an Poesie. Eines noch nicht verstorbenen Volkes Poesie ist am letzten Ende doch unwiderstehlich. Sie ist die Familienreligion eines Volkes. Einunddreißig Jahre, vom Jahre 1817 an habt ihr gelächelt über die Poesie der Burschenschaft, bis euch plötzlich das Lächeln unter Entsetzen erstarrte, als die deutsche Fahne von allen Zinnen wehte, man wußte nicht woher sie kam, und es war keine andre Verschwörung vorhanden gewesen, als die Verschwörung deutscher Poesie. Ihr schöpftet wieder Atem, als man uns die vaterländische Fahne entweihte durch freche Unbill, die für Freiheit ausgegeben wurde. Das stärkte euch allerdings, denn wir konnten für unsre eignen Farben nicht streiten, wir konnten nicht einen hohlen französischen Staat wollen in Deutschland, wir mußten in erster Linie einstehn für ein organisch gegliedertes Staatsleben, welches in deutscher Sitte und deutschem Gesetz beruht. So konntet ihr uns die Verfassung entwenden. Uns! Nun wird sie Poesie des Volkes. Sehet fein zu, daß ihr Wirklichkeit und Bedürfnis nicht einander gegenüber laßt als Todfeinde, sonst kommt einst mit dem nächsten Märzen unausbleiblich wie das Schicksal die ganze Verfassung des ersten deutschen Parlamentes über euch unter Gottes Donner. Denn also geschieht's mit der spöttisch angesehenen Poesie eines Volkes. Daß jene Frankfurter Verfassung fertig geworden mit vier Stimmen Mehrheit, das habt ihr belächelt, und darin seid ihr kurz-

sichtig gewesen. Das Fertiggewordene ist ewig. Nach euren dogmatischen Protesten fragt der Augenblick, nicht aber die Geschichte. Wo sind die Stuarts mit ihrem Dogma? In den Archiven und Grüften.

Ja, wir geben es gern zu, es ist etwas von Romantik, es ist etwas von Poesie, was in der Politik nicht gelten soll, um Heinrich von Gagern. Gerade das macht ihn uns teuer, gerade das macht ihn mächtig. Er vertrat für uns und vertritt für uns gegen die Feinde innen und außen die deutsche Seele.

Die Diplomaten des Partikularismus sahen mit Genugtuung im Herzen zu, als der geschlagene Reichsminister von Gotha zu Fuß auf den Thüringer Wald hinaufstieg, und uns auf die Zukunft verweisen mußte. Auf der Wartburg und im Hörselberge sollte er getrost das verloren gegangene Reich deutscher Phantasie suchen. Habe er es ja doch eben selbst in Gotha aufgegeben. Gerade daß er kein Phantast ist bei allem Glauben an das Höhere in einem Volke, gerade daß er das zunächst Mögliche mit fester Hand ergreift, das macht den Gegnern so viel zu schaffen. Bei Philippi sehen wir uns wieder, rief des ermordeten Cäsars Geist seinen Mördern zu. Die Gegner werden Gagern wiedersehn.

Und die da auf der andern Seite hinausfuhren aus Gotha, und die für die nächste Zukunft des deutschen Bundesstaates redlich gesorgt zu haben glaubten, sind sie etwa nur Poeten? Der eherne Bürger des konsequenten Gedankens, der Kato des Parlamentes, Dahlmann? Oder der unerbittliche Held des Rechtsbodens Vincke, welcher seine eigenen Wünsche erschlägt, wenn sie nur poetisch sein wollen? Oder jener magere, peinlich gewissenhafte Beckerath, welcher zuerst das herbe Wort: „Wir müssen scheiden!“ in die Paulskirche warf, als die Poesie sich nicht entschließen konnte, den Bürgerkrieg Bürgerkrieg, die Revolution Revolution zu nennen! Oder Mathy, der fein erwägende und abwägende? Oder

Bassemann, der gefürchtete Praktiker, welcher die Leichen zu wittern pflegt, auch wenn sie noch in prahlender Lebenskraft wandeln? Oder Simson, der diplomatische Jurist, Beseler, welcher die Staatsfugen erforscht bis in die unscheinbarsten Spalten? Oder Duckwitz, der Kaufherrnsenator? Oder Soiron, der Lebemann mit kerngesundem Blick? Oder Stedmann, Compes, Widenmann, die kräftigen Rechtsmänner vom Rheine? Sollen diese Führer und Stützen der Bundesstaatlichen etwa nur für Poeten und Professoren gelten? Ach nein, diese Schelt- und Stichworte haben wenig oder nichts zu bedeuten. Die Ungeduld oder der Ärger finden überall ein Scheltwort und müßte es aus dem besten Bestandteile des Gegners herausgeschnitten werden. Der Janhagel spricht es gelehrig nach, und das Geschwätz von Professorenpolitik und Professorenverfassung wird abgegriffene Münze des Tages, mit welcher die Gedankenlosigkeit ihre kleinen Ausgaben der Unterhaltung bestreitet. Im Jahre 1813 war es ebenfalls in hohen Kreisen, selbst in Preußen, gangbare Münze, daß das allgemeine Aufgebot gegen den Reichsfeind Napoleon Poetentreiben und Professorentreiben genannt wurde — es ist diese kleine Münze abhanden gekommen in den Freiheitskriegen. Sie wird jetzt abhanden kommen in Erkämpfung des Bundesstaates. Albern genug ist es, noch im Herbste 49 damit zu klimpern, nachdem sich praktisch erwiesen hat, daß alle politische und diplomatische Praktik nicht eine Spanne weit von den grundsätzlichen Bedingungen jenes Professorenparlamentes hat abkommen können, ohne ins Leere wirkungslos verloren zu gehn. Eiligst und fluchend hat all diese Praktik immer wieder zurück gemußt zu den trennenden oder verbindenden Felswänden, welche die Paulskirche aufgeführt wie aus Granit. Hier ist der Fels, hier springe! heißt es in allen späteren Staatskonferenzen, und wird es heißen, bis man sich entschlossen hat. Nein, da hilft kein Fluchen und kein Beten! Das Notwendige ist richtig vorgezeichnet worden vom ersten

deutschen Parlamente; das Gesetz ist gefunden, und die Männer vom Zentrum, vom Weidenbusche und von Gotha haben konsequent getan, was die Einführung dieses Gesetzes in friedlicher Verständigung möglich machen konnte. Auch das Opfer haben sie nicht gescheut, um statt des Besten wenigstens das Gute zu ermöglichen.

Aber nicht nur die natürlichen Gegner, nicht nur die Partikularisten von Amt und Besitz, auch die natürlichen Freunde haben das Unglück gesteigert. Nicht das erste Scheitern der Verfassung — auf welches man gefaßt sein konnte, denn so Großes wird ohne Gewaltsamkeit mit einem Schritte nicht erreicht — nicht das Frühjahr 49 war unser eigentliches Unglück. Im Herbste 49 erst war's offenbar, daß uns die Augen schmerzten wie das Herz. Da ward es in den Staaten und Stämmen offenbar das wirkliche Unglück, wie weit wir noch entfernt sind von politischem Verstande und vom Lebensdrange einer Nation. Die Misere der kleinen Nationen in Deutschland schoß noch einmal auf in geile, giftige Blüte.

Was den Souveränitäten von Napoleons Gnaden in Deutschland zuzutrauen war für Deutschlands wirkliche Einheit, das wußten wir vorher. Sie haben genau Wort gehalten und haben gründlich motiviert, warum das erste deutsche Parlament die formelle Vereinbarung abgewiesen. Der bayrische Premier hat so lange gearbeitet, durch Auseinanderdrängen die deutsche Einheit in Gestalt bayrischer Souveränität herzustellen, bis dieser kleine Stil auch Österreich zu lange dauerte, bis selbst dicke Schädel in Bayern inne wurden, dies sei wohl nicht der rechte Weg.

Dies hat kaum einen überrascht, der dem Gange des Parlamentes unbefangene Aufmerksamkeit zugewendet.

Überraschender war schon die Offenbarung Hannovers und Sachsens, der Mitbegründer des Dreikönigsbündnisses, welche in Gestalt eines Vorbehaltes zutage kam. Im Augen=

blicke äußerster Gefahr und Not waren sie mit einem Bündnisse hervorgetreten, welches die Aufregung beschwichtigen konnte, weil es den geraden Weg einschlug zu dieser Befriedigung. Und der Vorbehalt, welcher erst später bekannt wurde? Der Vorbehalt knüpfte das Zustandekommen dieses in voller Verfassung vorgelegten Bundesstaates an Bedingungen, nun, an welche Bedingungen? An diejenigen Bedingungen, welche wir eben erlebt hatten, welche — das Zustandekommen eines Bundesstaates unmöglich machten. Die Befriedigung Österreichs müsse stattgefunden haben, und alle, alle übrigen Staaten müßten dem Bündnisse beigetreten sein, ehe von der Vereinbarung der Verfassung mit einem zweiten Parlamente die Rede sein könne. Wenn ein Staat, sei es Homburg! nein sage, so sei man seiner Zusage entbunden. Die römischen Patrizier haben bekanntlich unter ganz ähnlicher Form das Volkstribunat einst zugelassen. Das einzige Veto eines einzigen Tribuns konnte alles rückgängig machen, und die Patrizier hätten sich geschämt, selbst gegen einen Vorschlag der Gracchen einen Volkstribun und dessen Veto für sich nicht gewinnen zu können.

Dies ist geschehn zur Befriedigung deutschen Einheitsdranges Ausgang Mais 1849. Dies ist geschehn von Ministern, welche einige Wochen vorher durch Preußen von einer badischen Katastrophe errettet worden waren; ist geschehn von einem Manne wie Stüve, dessen eigensinnige Ansicht von juristischer Partikularberechtigung wir beklagen, aber immerhin bis auf einen gewissen Grad respektieren konnten. Kein Diplomat des alten Bundestages zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse kann ihm und diesem Vorbehalte die Anerkennung eines advokatenmäßigen Auskunftsmittel versagen.

Aber selbst dies war noch nicht das Überraschendste. Selbst hierbei übersahen wir noch nicht den Umfang deutschen Unglücks. In unserm Volke selbst sollte er sich enthüllen.

Nun jenes Land Sachsen war ja in Frankfurt und da-

heim ultraistisch für Nationalsouveränität und wenigstens für die Reichsverfassung; dieses Land Hannover hatte sich besonnen aber energisch in der großen Mehrzahl seiner Abgeordneten, und offenbar auch in der Mehrzahl seiner Bewohner für die Reichsverfassung erklärt. Solche Länder werden ja solchen Vorbehalt überfluten mit dem entrüsteten Ausbruche der öffentlichen Meinung, wenn nicht alles, was sie kurz zuvor noch gesagt, gewollt und vertreten, eitel Hohlheit und Phrase gewesen sein soll! Werden sie? — Sie haben es nicht getan. Sie haben sich nicht bloß verwirren lassen, sie haben sich recht absichtlich selbst verwirrt, um den Grundgedanken, den Gedanken deutscher Einheit, den Gedanken eines deutschen Staates zugrunde zu richten. Der Hergang in Hannover war zu entschuldigen. Dort war die eigentlich partikularistische Tendenz geringer. Dort steifte sich die unpolitische Unlust gegen den allein noch möglichen Weg in einen Bundesstaat, gegen das Dreikönigsbündnis, sie steifte sich auf die Verfassung des Parlamentes. Man war nur unpolitisch, nicht unehrlich gegen den deutschen Gedanken. So wie die Entwickelung einmal gegangen ist, konnte im Jahre 49 die Verfassung des Parlamentes in ihrer Ursprünglichkeit nicht mehr organisch durchgeführt werden. Sie war in den Bereich des Ideals verwiesen. Sie wird aus diesem Bereiche erst dann wieder in der Wirklichkeit erscheinen, dann aber gewiß! wenn das Bedürfnis eines deutschen Staates auch nicht annähernd befriedigt wird. Solange diese Befriedigung auf verfassungsmäßigem Wege von den Regierungen gefördert wird, so lange ist das ausschließliche Fordern der Parlamentsverfassung ein ebenso unfruchtbarer Dogmatismus wie der Dogmatismus des göttlichen Rechtes auf seiten des Monarchismus, so lange ist dies ausschließliche Fordern nur angetan, die deutschen Patrioten zu spalten und dadurch die Gegner zu stärken. Es sündigt dies ausschließliche Fordern gegen den Geist und Wunsch des Gelingens, es ist recht-

haberisch aber nicht politisch. Die Lage Süddeutschlands mit solcher unpolitischen Rechthaberei, mit dem Steifen auf Österreich ist zeitig genug beim Bankerott solcher Politik angekommen, um den Norden zu belehren. Dort in Süddeutschland schlagen nun im Herbste 49 selbst die Wortführer ihre Hände über dem Kopfe zusammen und rufen: So lange haben wir dem engeren Bundesstaate widerstrebt, bis wir vom Bundesstaate überhaupt ausgeschlossen, und der Hegemonie Österreichs überantwortet bleiben! Österreichs, eines Staates, der ja seiner Zusammensetzung nach nun und nimmer die Ausbildung unsrer demokratischen Ideale dulden kann! — Einem ähnlichen Bankerotte gehen diejenigen Norddeutschen entgegen, welche sich vom neuen Sammelpunkte absondern, auch wenn sie dies aus den ehrenwertesten Gründen tun. Das Gelingen einer politischen Entwickelung verlangt eben auch politischen Verstand.

Und doch, was will dieser Vorwurf besagen gegen die Haltung, welche wir während der Übergangsperiode zur Dreikönigsverfassung in der sächsischen Presse, ja in Sachsen überhaupt erlebt haben! Jener Vorbehalt der Regierung, welcher die Unmöglichkeit einer deutschen Einigung in sich schloß, wurde akzeptiert, und die deutsche Frage, die deutsche Frage! wurde als unzeitgemäß zurückgestellt, wurde der Zukunft, irgend einer Zukunft anheim gegeben! Bei den Wahlen zum Landtage schämte man sich nicht, die deutsche Frage als eine offene Frage zu behandeln. Nur wer sie als eine solche, jeder neuen Wendung preisgegebene Frage ansähe, sollte gewählt werden! In diesem Punkte verneinender Ablehnung war Demokrat und Partikularist ideell koalisiert wie in Frankfurt, und sie stellten die Mehrheit des Landes dar. Dasselbe Land also, welches fast nur Linke nach Frankfurt gesendet und dort ein gedeihliches Resultat so erschwert, welches in seinem Maiaufstande die Bewegung für die Verfassung so schwer kompromittiert hatte, dasselbe Land ließ

jetzt den ganzen deutschen Gedanken wie etwas Lästiges fallen! — Und zwar ein Land mitten in Deutschland, abhängiger denn irgend eins vom Zustandekommen einer deutschen Ganzheit! Es ist kaum je ein so trauriger Anblick erlebt worden in deutscher Geschichte. Erst wird das Bedürfnis der Freiheit und des Vaterlandes übertrieben bis zum Törichten, und dann wird das Bedürfnis des Vaterlandes verleugnet wie eine überlebte Laune.

Diese Erfahrung ist ganz entsetzlich. Über Freiheit, wenigstens über das Maß von Freiheit läßt sich streiten. Soll man auch über das Bedürfnis des Vaterlandes streiten und feilschen müssen, dann muß der Patriot freilich verzweifeln. Und doch ist aus dieser niederschlagenden Erfahrung nicht wegzuleugnen, daß in vielen Teilen Deutschlands weit mehr das Bedürfnis nach Freiheit und zwar nach unklarer, den Staat auflösender Freiheit unsre Landsleute in den Enthusiasmus getrieben hat Anno 48, weit mehr als das Bedürfnis nach einem einheitlichen Vaterlande, nach einem deutschen Staate. Dies größte sittliche Moment eines Volkes, sich als ein Ganzes, sich als ein solidarisches, zu Freud und Leid geeintes Ganzes darzustellen, sich darzustellen und zu betätigen als eine Gesamtheit, die bis zur Persönlichkeit ausgebildet, die zur Nation erwachsen ist — dies Moment hat die Besseren und Edleren getrieben und begeistert zur Idee des deutschen Parlaments, zur Durchführung, nicht nur eines ersten, sondern eines immer wiederkehrenden deutschen Parlamentes. Wer das vergessen und verleugnen kann, der hat keinen vollen Anteil an deutscher Erhebung, der ist unser Feind und ist zu züchtigen, er stehe hoch oder niedrig. Ja, jene bittre Erfahrung vom Sommer und Herbste 49 hat uns belehrt, daß wir nicht nur im Egoismus der Einzelnfürsten die Widersacher deutscher Einheit zu suchen haben. Kaum wich der Zauberbann der Aufregung, so wich auch die Spannkraft des deutschen Gedankens aus Staaten und Stämmen,

welche sich gerade geflissentlich hervorgetan hatten durch große Worte, es wich der patriotische Gedanke des Opfers, ohne welches nun und nimmer eine deutsche Einheit entstehen kann. — Ist dieser Gedanke des Opfers nicht lebendig zu erhalten, dann sind wir der Einheit nicht wert, und werden sie niemals auf dem Wege friedlicher Vereinbarung erreichen. So ist es und so war es: in erster Linie fehlte der mächtige Monarch im mächtigen Einzelnstaate, um das Werk des Parlamentes ins Leben zu führen, wenn's not tat ins Leben zu fechten; in zweiter Linie fehlte das durchgebildete, zur Reife der Einheit durchgebildete Volk. Natürlich schalt man hinterher aufs Parlament! Das hätte nicht nur eine Verfassung, sondern auch ein persönlich mächtiges Oberhaupt und ein politisch kundiges, ein patriotisch hingebendes Volk machen sollen. Ihr werdet, Gott wird es uns gewähren, noch manches Parlament sehn, ihr werdet nie etwas damit ausrichten, solange ihr selbst nicht besser werdet.

Jene Wendung im Sommer und Herbste 49, dieser furchtbare Rückfall in den kläglichsten Partikularismus innerhalb der mittlern Staaten, führt von selbst unsre Gedanken zurück auf Anfang, Mitte und Ende des ersten Parlaments und auf die Grundübel seiner Hindernisse. Die Schlange hat ersichtlich ihr dürftiges Ziel erreicht, sie beißt sich in den eignen Schwanz. Ihr habt nicht hören wollen, daß ein Dualismus bestehe von zwei Großstaaten in Deutschland, und daß ihm zuerst und zuletzt Rechnung getragen werden müsse, wenn aus Deutschland etwas werden solle. Die wirklichen Machtverhältnisse meintet ihr verspotten zu können, und die Abgeordneten aus den kleinen Staaten waren die ärgsten Schreier, die Abgeordneten aus den mittlern Staaten waren die zähesten und treulosesten Gegner des engern und weitern Bundes, des einzig möglichen, einzig hoffnungsvollen Planes. Um dieser Schreier und Gegner willen kam der Plan mit Not und nicht ohne Beschädigung zum Abschlusse

im Parlamente. Was zu weiterer Beschädigung später noch geschehen konnte, hat der kurzsichtige Eigennutz partikularistischer Minister und Beamten, kurzsichtiger Konservativen, übersichtiger sogenannter Volksmänner in den mittlern Staaten eifrigst ausgeführt in der bösen Hoffnung, der dauernde Widerspruch zwischen den beiden Großmächten werde die Mittelstaaten in dauernder Macht der Verhinderung erhalten.

Da kam zu Anfang Oktobers das Interim und mit ihm die erste Andeutung, die beiden Großmächte könnten sich verständigen und in höchster Instanz die mittlern Staaten mediatisieren. Da war der so trotzig geleugnete oder ungetreu gegen Deutschland ausgebeutete Dualismus in Form gefaßt, und zwar stand er plötzlich in gebietender Form vor aller Augen. Geht es in dieser Richtung organisch weiter, so wird auf einem kurzen Umwege der Grundgedanke des ersten deutschen Parlaments erfüllt, und es entstehn dennoch die „Vereinigten Staaten von Deutschland und Österreich,“ der engere und der weitere Bund.

Es fragt sich nur, ob Österreich konsequent auf solche positive deutsche Politik eingehn will. Der Freund Österreichs, wie der Freund Deutschlands muß dies von Herzen wünschen. Österreich hat mit riesenhafter Anstrengung die furchtbarste Krisis überwunden, es hat eine unermeßliche Zukunft vor sich — wenn es sich mit voller Sicherheit und mit ganzem Nachdrucke auf Deutschland stützen kann. Dies kann es nur, dies kann es aber ganz, wenn es Deutschland konstituieren, wenn es den deutschen Bundesstaat errichten hilft. Als deutscher Bundesstaat wird das jetzt tief untergrabene Deutschland ein konservativer, zuverlässiger Staat, seinen unierten Stammesbrüdern in Österreich zu Schutz und Trutz bereit gegen die ganze Welt.

Kann Österreich von der wirklich veralteten Traditionspolitik in Deutschland hemmen und hindern zu müssen, nicht loskommen, dann ist Deutschland, und Österreich nicht minder,

unabsehbar gefährdet. Beider Vorteil und Nachteil ist solidarisch. Neben einem revolutionären Deutschland kann Österreich nicht bestehn, und Deutschland bleibt revolutionär, bis es zu einem Staate geeinigt ist. Wird dies nicht der Bundesstaat, wie jeder Einsichtige wünschen muß, in Kenntnis der tiefen Quellen und Vorzüge unsrer Mannigfaltigkeit — dann wird es der Einheitsstaat. Unter Krampf und Kampf furchtbarer Übergänge hofft man auf diesen Fall im Süden deutsche Eroberungen für Österreich, und zögert man deshalb von überlebter Politik zu lassen, so könnte man sich bitter verrechnen. Die für Freiheitsformen bereits überschäumenden süddeutschen Länder können nur mit einem reindeutschen Staate „befriedigt" werden in voller Bedeutung dieses Wortes. Für Österreich, welches ein ganz anderes Durchschnittsmaß für Freiheit braucht, wären sie ein Pfahl im Fleische. Jene Hoffnung auf süddeutsche Eroberung für Österreich ist aber deshalb doppelt töricht, weil jener Krampf und Kampf für einen deutschen Einheitsstaat unfehlbar den eben gestillten Krampf und Kampf im österreichischen Kaiserstaate erneuen und alle Kräfte Österreichs zur Selbsterhaltung in Anspruch nehmen würde. Das ist nicht mehr zu hindern, daß jeder Pulsschlag Deutschlands in Österreich mitempfunden wird und zu ähnlichem Gebaren treibt. Darum muß es Österreichs erste und letzte Sorge sein, Deutschland zu befriedigen, Deutschland konservativ zu machen. Das ist möglich, das ist leicht jetzt, da ein erstes deutsches Parlament die richtigen Grundlinien vorgezeichnet. Kein Mensch kann wissen, welche Wendung bevorsteht, wenn diese Grundlinien verachtet werden, kein Mensch kann's wissen, solange in Frankreich noch eine Republik besteht, deren Entwickelung oder Änderung unter dichten Schleiern ruht, wie genau auch der dreiste Blick durch diese Schleier hindurchzusehn meint. Österreichs Eroberungen sind naturgemäß vorgezeichnet, das Donauland bis ins Schwarze Meer muß und wird sein Land werden.

Als vereinigte Staaten im engern und weitern Bunde beherrschen wir den Kontinent, als einander hindernde Staaten gehen wir beide zugrunde.

Diese Lösung des Wirrwarrs in der deutschen Frage war mit vollem Fuge das Alpha und Omega in der Paulskirche, diese Lösung hat das erste deutsche Parlament herausgearbeitet aus dem Wuste der Phantasterei und der Intrige. Leugnet die Richtigkeit soviel ihr wollt, macht sie zur Unrichtigkeit durch euer Zutun solange ihr könnt, das Notwendige wird doch hindurchbrechen durch alle künstlichen Dämme und Deiche, und weder wahre Ruhe, noch Recht, noch Sicherheit wird entstehen von Bremen bis Wien, von Memel bis Bozen, bis ihr diesen Spruch eures Parlaments vollzogen.

Wir streiten nicht um Souveränität, wir streiten um Wahrheit. Die Geschichte soll und wird sagen: Das erste deutsche Parlament hat unter unerhörten Hindernissen und Schwierigkeiten die politische Wahrheit für Deutschland gesucht und gefunden. Ihr werdet niemals seinesgleichen sehn.

Personenregister

zu allen drei Bänden von Laubes „Das erste deutsche Parlament".

N.

O.

P.

R.

S.

T.

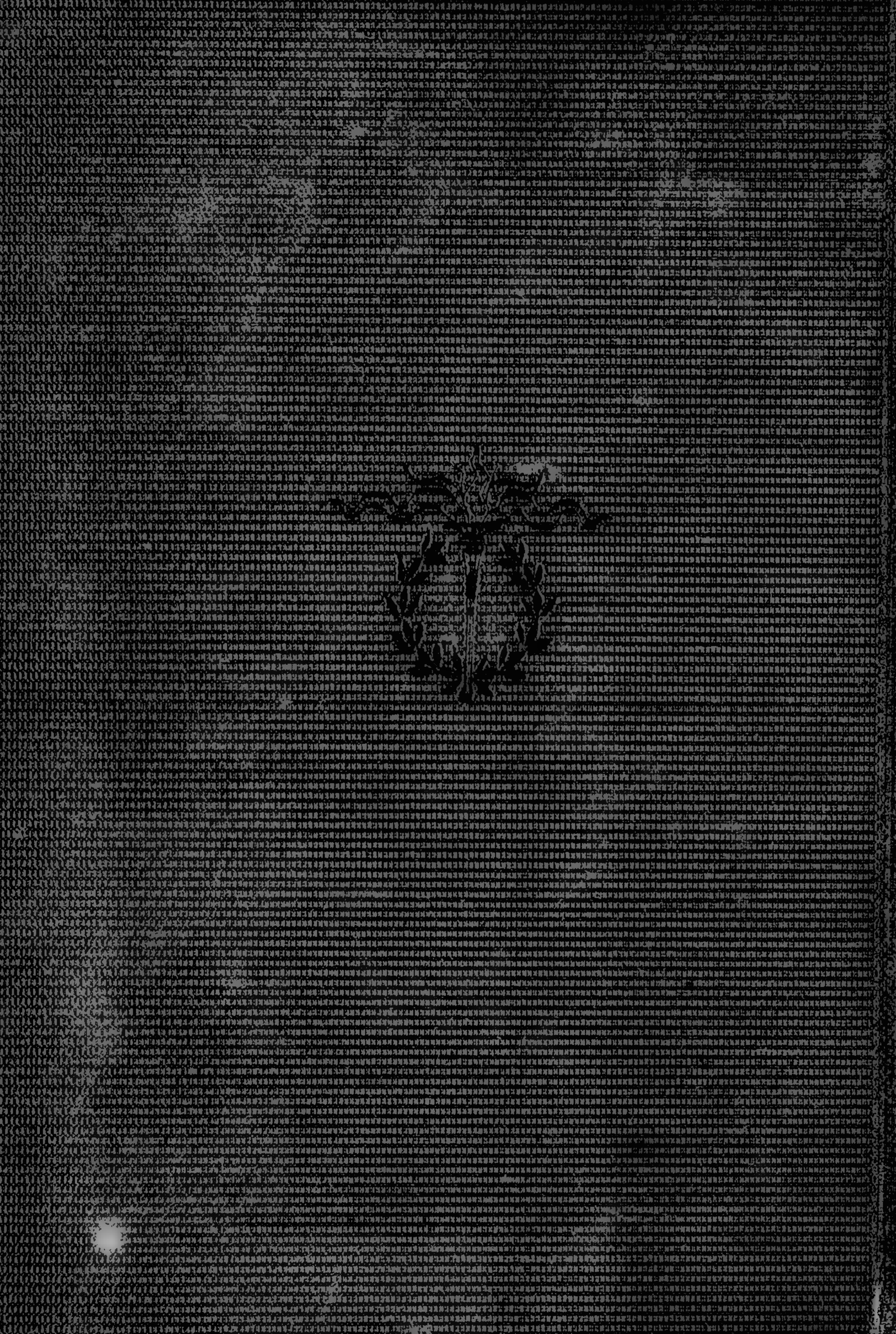
U.

V.

W.

Z.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.






[redacted]

Heinrich Laubes
gesammelte Werke
in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Neununddreißigster Band.

Franz Grillparzers Lebensgeschichte.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1909.

Franz Grillparzers

Lebensgeschichte.

Von

Heinrich Laube.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Als Laube im Sommer 1833 mit seinem jungdeutschen Freunde Karl Gutzkow Oberitalien durchwandert hatte, blieben beide auf der Rückreise einige Tage in Wien und hatten das Glück, in einem kleinen Gasthause zum „Stern" einen Abend in Gesellschaft Franz Grillparzers zu verleben. Schon auf dem Gymnasium zu Glogau hatte Laube das „Goldene Vlies" mit Begeisterung gelesen und für seinen Dichter einen großen Respekt mitgebracht, dem aber diese persönliche Berührung nicht allzu günstig war. Während sich Grillparzer mit Gutzkow eingehend über antike Tragiker unterhielt, hatte der in diesen Dingen nicht so sattelfeste Laube das Zusehen, und der Eindruck des vergrämten, mit sich und der Welt unzufriedenen Dichters auf den lebenslustigen, übermütigen, die ganze Welt in die Schranken fordernden Verfassers der „Reisenovellen" war kein behaglicher gewesen. Gleichwohl widmete ihm Laube in diesem seinem Buche ein besonderes Kapitel, das aber mit den bedauernden Worten schloß: „Dichter der Ahnfrau, mondbeschienener Poet, schlaf wohl, die Nacht und der Schmerz interessieren dich am meisten, es ist dir schwer zu helfen, schlafe wohl!" Wer ihm damals gesagt hätte, daß er selbst der Wiedererwecker des so lange verkannten österreichischen Dramatikers werden würde!

Es war im Frühjahr 1848, als Laube abermals in Wien weilte und den vergeblichen Versuch machte, eine persönliche Beziehung mit Grillparzer anzuknüpfen. Er hatte am Tage zuvor, als Erholung von dem allzu gepfefferten Repertoire des Burgtheaters, das der revolutionären Stimmung jener Monate Rechnung tragen mußte, „Des Meeres und der Liebe Wellen" gelesen und über dieser Lektüre alles um sich vergessen. Der Grund seines Wiener Aufenthaltes war die Inszenierung seiner „Karlsschüler" auf dem Burgtheater; sofort nach ihrer Premiere am 24. April hatte der Leiter der Hofbühne, Graf Dietrichstein, mit Laube Verhandlungen zur Übernahme der Burgtheaterdirektion angeknüpft, und Laube durfte sich bereits gegründete Hoffnung machen, dies Ziel zu erreichen. So hatte er auch Grillparzers Dichtung schon mit den Augen des künftigen Theaterdirektors gelesen, und sich selbst gelobt, dieses Drama sowie die übrigen Werke Grillparzers „ins Repertoire zu drängen". Und er hielt Wort, als er endlich nach langen Verhandlungen mit dem Jahre 1850 seinen Posten antrat. Im ersten Jahre brachte er Neuinszenierungen von „Medea" und „Traum ein Leben", 1851 gingen „Des Meeres und der Liebe Wellen" mit rauschendem Erfolg über die Szene, 1853 folgte „Sappho", 1856 „Ottokar" und 1857 das

„Goldene Vlies“. Keine Warnung des Dichters selbst schreckte ihn zurück, und jedes bittere „Zu spät!“ Grillparzers widerlegte er durch die Tat. Laube verbleibt das unbestrittene große Verdienst, dem Land Österreich seinen Nationaldichter und dem ganzen Deutschland einen seiner Klassiker wiederentdeckt zu haben, und eine seiner größten Auszeichnungen bedeutet das Epigramm Grillparzers selbst:

„Schon tot — wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
Nimm also den Grillparzerorden,
Sonst hast du gar nichts davon.“

Über seine Versuche und Erfahrungen mit Grillparzers Dramen hat Laube in seinen dramaturgischen Schriften ausführlich und anziehend berichtet. Schon einmal vorher, im „Familienbuch des österreichischen Lloyd“ von 1853, hatte er dem verehrten Dichter eine literarische Würdigung gewidmet, die dieser selbst, noch zweifelnd an der Zuverlässigkeit seiner späten Erfolge, recht skeptisch ansah. Zur Feier von Grillparzers achtzigstem Geburtstag hat Laube dann in der „Neuen freien Presse“ vom 1. Januar 1871 nochmals das Wort ergriffen, und nach dem Tode des Dichters fiel ihm an derselben Stelle (28. Januar 1872) die Aufgabe zu, seinen Nekrolog zu schreiben. Im Verein mit dem Wiener Schriftsteller Joseph Weilen hatte er dann die Ausgabe von Grillparzers sämtlichen Werken im Cottaschen Verlage mit wertvollen Einleitungen bedacht, und so durfte er wohl als der Berufenste gelten, im gleichen Verlage eine Biographie des Dichters herauszugeben.

Als dieses Büchlein Ende 1883 erschien, bereitete es den zahlreichen Freunden Grillparzers ein Fest durch die umfangreichen Auszüge aus dessen Tagebüchern, die hier zum erstenmal geboten wurden, und mancherlei unbekannte Miszellen zu seiner Lebensgeschichte. Seitdem die rege literarische Forschung das Lebenswerk Grillparzers in allen seinen Ausstrahlungen dargelegt hat und jene Tagebücher zum festen Bestande der Werke Grillparzers geworden sind, ist dieser Reiz der Laubeschen Schrift natürlich gänzlich verblaßt, und auch in ihren biographischen Details kann sie sich mit modernen Schilderungen nicht messen. Immerhin enthält sie vieles, was als Äußerungen eines Mannes, der den Dichter kannte und liebte und mit seinen Werken gewachsen war, beachtenswert bleibt; zudem ist sie Laubes letzte kritisch-historische Arbeit, und schließlich der Schlußstein alles dessen, was Laube für Grillparzer Gutes gewirkt hat. Aus diesen Gründen durfte sie auch in der Sammlung der Laubeschen Werke ihren Platz behaupten.

Houben.

Unser Dichter Franz Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie, welche in der Gesamtausgabe seiner Werke enthalten ist, sein Leben bis zum Jahre 1836. Es könnte also eine neue Lebensbeschreibung überflüssig erscheinen.

Das ist sie aber doch wohl nicht. Es kann ja wünschenswert sein, nicht den Dichter allein über sein Leben zu vernehmen, sondern auch andere, um neue Gesichtspunkte zu gewinnen, und der Dichter kann mancherlei übergangen haben, was außer dem Wege lag, den er eingeschlagen.

Und so ist es. Grillparzer hat sich in seiner Erzählung durchaus nicht ausbreiten, sondern er hat nur das darstellen wollen, was ihn vorzugsweise interessierte. Wenn er schrieb, so schrieb er immer rasch, ein künstlerisches Ziel vor Augen, und ließ rechts und links Wichtiges liegen, was nicht streng notwendig schien für den Inhalt der gewählten Form.

Außerdem hat er ja sein Leben nur bis zum Jahre 1836 geschrieben, er hat aber von da noch 35 Jahre gelebt. Einer neuen Lebensbeschreibung ist also noch manches übrig geblieben.

Für eine ausführliche Lebensbeschreibung Grillparzers ist ein reichliches Material vorhanden. Ein Cousin von ihm, der Senatspräsident Freiherr von Rizy, hat es von frühauf gesammelt. Seine Mutter war eine Schwester der Mutter Grillparzers, und als der Jüngere ist er gleichsam wie ein Ährenleser hinter dem erntenden Vetter Franz einhergeschritten, alles aufhebend und bergend, was niederfiel. Und alles das hat Baron Rizy sorgfältig aufgezeichnet und bei seinem Tode getreulich hinterlassen. Er starb zehn Jahre nach Grillparzer. Nicht den kleinsten Vorfall im Leben Grillparzers hat er unbeachtet gelassen; aus einer großen Kiste, welche weggeworfene Zettel Grillparzers enthielt, hat er wertvolle Notizen

gesammelt, und nicht ein Wort ist in irgend einem Blatte, in irgend einem Buche über Grillparzer gesagt worden, das er nicht aufgeschrieben hätte. Nun war er aber ein Mann von reicher Bildung, von wissenschaftlicher wie künstlerischer Bildung, er war also wohlgeeignet, seine Sammlung geistig zusammen zu halten und zu ordnen.

Außer ihm ist noch ein anderer persönlicher Freund Grillparzers mit derselben Aufmerksamkeit neben dem Dichter einhergegangen und hat alles mitgeteilt, was er erfahren. Dies ist der Medizinalrat Dr. Preyß, welcher noch lebt. Grillparzer pflegte ihn seinen Leibarzt zu nennen und hatte ein unbedingtes Vertrauen zu ihm. Preyß war außerdem Arzt und Hausfreund der Schwestern Fröhlich, in deren intimem Verkehre Grillparzer die zweite Hälfte seines Lebens zubrachte, und in deren Kreise war wohl alles offenbar aus des Dichters Leben, was er nicht selbst verborgen halten wollte. Und auch das blieb nicht verborgen vor drei gescheiten Frauenzimmern. Preyß also, der ihr Vertrauen genoß, war und ist ein reicher Quell für Grillparzers Lebensgeschichte. Er aber hat mich bei immer noch fraglichen Punkten unterrichtet.

Mit den Hilfsmitteln dieser beiden Männer ausgerüstet, erzähle ich in folgendem das Leben Grillparzers, wohl wissend, daß auch hiermit kein Abschluß über die Charakteristik des Dichters erreicht werden kann. Einen solchen gewährt ja nur die Nachwelt, welche Spreu von Weizen gesondert vorfinden wird.

Inhalt.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Zehntes Buch.

Elftes Buch.

Zwölftes Buch.

1.

Unser Dichter Franz Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 in Wien geboren.

Man hat sich viel damit abgegeben, den Namen Grillparzer zu erklären, weil Lord Byron ihn besonders rauh gefunden und dazu gesagt hatte, er würde doch gelernt werden müssen, weil er einen großen Dichter bezeichne. Eine Nachweisung geht dahin, daß einige Meilen entfernt von Wels in Oberösterreich eine Häusergruppe die Benennung geführt „zum Grillparz". Parz sei Abkürzung von Parzelle. Demnach wäre es ja nur ein Beiname für einen „Grill", und dieser müßte also seinen Namen verlängert haben. — Im alten Wiener Gerichtsbuche, Teil II, Seite 154 findet man einen Weingarten zu Pellendorf „an dem Grillparz". Da ist also die Familie Grillparzer als eine niederösterreichische aus der Umgegend von Wien im 15. Jahrhundert nachgewiesen, und der Dichter stammt hier wie dort von Bauern ab.

Bemerkenswert ist es, daß Grillparzer selbst seinem Namen immer feindlich gesinnt war. Besonders gedruckt war er ihm widerwärtig. Der Zufall brachte es mit sich, daß sein wichtigster Freund, der Sekretär des Burgtheaters, Schreyvogel hieß, also noch einen auffallenderen Namen hatte. Dieser verbarg ihn ganz, indem er sich als Schriftsteller West nannte.

Der Vater unseres Franz war ein angesehener Advokat von streng rechtlichem Wesen und lebhaft patriotischer Gesinnung. Er hat schwer gelitten durch die siegreichen Kriege Napoleons, welche Österreich so große Verluste zuzogen, und nach den Schilderungen des Sohnes ist der Vater ein herb zurückhaltender, schweigsamer Mann gewesen, welcher sich zu

keinerlei Zärtlichkeit für die Kinder herbeiließ, wohl aber aufmerksam für den Unterricht und die Erziehung derselben gesorgt hat. Frühe Neigung unseres Franz zu schöngeistigen Versuchen hat er geringschätzig abgewiesen, und er hat geradezu verhindert, daß der Knabe dafür Anlaß finde, zum Beispiel durch Besuch des Burgtheaters. Er hat ihn dann lieber ins Leopoldstädter Theater geschickt zu einem Possenspiele. Franz sollte nicht in poetische Tändelei geraten, sondern ein fermer Jurist werden.

Die Mutter, aus der wohlhabenden, hochgeachteten Familie Sonnleithner stammend, ist eine schöne einfache Frau gewesen von großer musikalischer Begabung, herzensgut und von besonderer Zärtlichkeit für ihren Erstgeborenen Franz. Auch er hat mit großer Zärtlichkeit an ihr gehangen, und er beklagt es wohl, daß der würdige Vater immer so verschlossen geblieben für jeden Herzenserguß.

Man wird es selten so deutlich erkennen wie bei diesen Eltern und diesem Sohne, daß die Grundelemente des Vaters und der Mutter gleichmäßig auf den Sohn übergehen. Der streng prüfende Verstand und die ebenso streng rechtschaffene Gesinnung waren das väterliche Erbteil unseres Franz, und von der musikalischen Mutter hat er den künstlerischen Drang und die künstlerische Fähigkeit in vollem Maße erhalten.

Die Familie wohnte auf dem Bauernmarkt in einem weitläufigen Labyrinthe von Gemächern, welches unser Dichter in seiner Selbstbiographie genau beschrieben, und welches manchen Leser wohl an die dunkeln Räume der Ahnfrau erinnert hat.

Über seine Erziehung und den Gang seiner Schulbildung hat Grillparzer selbst in jener Biographie so vollständig Auskunft gegeben, daß da nichts zuzusetzen, sondern nur auf diese wertvolle Schilderung hinzuweisen bleibt.

Eine kleine Absonderlichkeit erwähnt Grillparzer nicht: er hat als junger Mensch ein wenig lispelnd angestoßen mit

der Zunge, und hat sich nach dem Beispiele des Demosthenes durch in den Mund genommene kleine Steine dauernd kuriert.

Als eigentümlich in dem Bildungsgange unseres Dichters zeigte es sich, daß er unregelmäßig in seinen Studien dahingeht und sich durchweg von Stimmungen beherrschen läßt. Er vernachlässigt das eben zu Erlernende und holt es dann gleichsam stoßweise nach. Letzteres mit großer Anstrengung, aber auch so vollständig, daß er am Schlusse der Universitätsstudien das Zeugnis voller Reife davonträgt.

Es fehlt nicht an Zeichen, daß der junge Franz trotz dem abwehrenden Vater poetischen Anwandelungen nachgegeben, daß er zum Komödienspiel mit Kameraden ein Lustspiel zu skizzieren versucht und daß er — was wichtiger ist — Gelegenheitsverse gemacht hat. Merkwürdig genug sind es nicht Ergießungen eines jugendlichen Herzens, sondern Verse, welche man politisch nennen möchte. Ein solches Gedicht, welches die damalige zerrüttete Lage des Staates zur Grundlage hat, lautet wie folgt:

Schlecht und Recht.

Mit frechen Feinden kriegen
Und sie auch stets besiegen,
Das wär schon recht;
Doch, ohn ein Schwert zu ziehen,
Noch immer mehr zu fliehen,
Ei! das ist schlecht.

Mit einem andern kämpfen,
Der Feinde Rachgier dämpfen,
Das wär schon recht.
Doch Pläne, die nichts taugen
Und nur das Land aussaugen,
Ei! das ist schlecht.

Im Siebenjähr'gen Kriege
Hatt' man sehr wenig Siege,
Das war nicht recht recht;
Doch jetzt so schrecklich kriegen
Und auch nicht einmal siegen,
Ei! das ist schlecht.

Dem Lande Frieden schenken
Und Land und Leut bedenken,
Das wär schon recht;
Doch jetzt den Frieden machen,
Worüber alle lachen,
Ei! das ist schlecht.

Wenn man uns reformierte
Und alles anders führte,
Das wär schon recht.
Jedoch es bleibt beim alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei, wahrlich! das ist schlecht.

Dies bleibt doch für einen jungen Menschen ein auffallendes Zeugnis. „Kündigt sich in diesen jugendlich unreifen Versen“, sagt ein Kritiker, „nicht schon der ganze Mann Grillparzer an mit seinem ehrlichen, schneidigen Zorn gegen alles Halbe, Schwächliche, Faule in der Welt?“

Da tritt ein trauriges Ereignis ein: sein Vater stirbt. Am Sterbelager kniet Franz heftig weinend und dem Vater die Hand küssend. „Zu spät!“ sagt dieser. — Wie hart von einem Vater! Wie tief mußte dies schonungslose Wort in die Seele des Sohnes greifen.

Dazu, wie wir sehen werden, der erschreckliche Tod der so warm geliebten Mutter.

Als ob der Tod der Eltern dazu bestimmt gewesen, einen ungewöhnlichen, einen erschütternden Eindruck zu machen auf den jungen Mann, dessen innere Welt zu poetischem Ausdruck gedrängt wurde.

Es fand sich, daß die Vermögensverhältnisse des Hauses ganz erschöpft waren. Die Kriegszeiten hatten den Erwerb zerstört, der patriotische Vater, welchem die Not des Vaterlandes das Herz gebrochen, war auch in seinem wirtschaftlichen Leben gelähmt worden — die Mutter mit drei Söhnen blieb fast mittellos zurück. Franz mußte auf einigen Erwerb bedacht sein. Er wurde Hauslehrer auf dem Lande, wurde dort krank, kam in traurigem Zustande zur Mutter zurück und suchte, kaum hergestellt, durch Unterrichtgeben etwas zu erwerben.

Die Selbstbiographie berichtet über diese Jugendzeit ausführlich.

Charakteristisch für unsern Dichter ist es, daß er trotz aller Not immer an poetische Entwickelung denkt, die doch das Höchste und Wichtigste wäre, und daß er demgemäß an die Hofbibliothek will als an seinen richtigen Platz. Zu wiederholten Malen kommt er ein um eine natürlich unbesoldete Anstellung, zu wiederholten Malen wird er abgewiesen, endlich

aber wird es ihm doch gewährt, und stolz als jüngster Beamter wandert er nun täglich über den Josephsplatz, um oben in dem Gebäude voll Bücher zu studieren und unter anderem rasch Spanisch zu lernen.

Da tritt Graf Herberstein zu ihm und stellt ihm eine besoldete Stelle beim Finanzdepartement in Aussicht. Es wird Grillparzer außerordentlich schwer, sich von der Bücherwelt zu trennen — die Lage der Mutter muß den Ausschlag geben. Sie darbt! sagt er sich, ihr kannst du beistehen, wenn du etwas erwirbst — und dies entscheidet. Er geht hinaus ins Zollamt, wo seiner eine kleine Anstellung mit Gehalt wartet.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigt er eine überraschende Fassung: sich selbst verhöhnend schreibt er einen Abschied von der Hofbibliothek, in welchem er die unfruchtbare Gelehrsamkeit verspottet:

Lebet wohl, ihr guten Musen,
Ich verlaß euch bald,
Denn an eurem welken Busen
Ist's verzweifelt kalt.

Für den Kopf, ich muß es sagen,
Sorgtet ihr recht sehr,
Doch ich hab auch einen Magen,
Und den ließt ihr leer.

„Sieh den Lorbeer! Was lohnt höher!“
Ach, ich hab ihn satt.
Schied ich nicht, so braucht ich eher
Noch ein Feigenblatt.

Denn hienieden ist man leider
Nur auf Geld erpicht,
Geld verlangt der harte Schneider,
Ach, und kein Gedicht.

Mit den Göttern nur im Bunde,
Fremd im ird'schen Land,
Schüttelt Gold ihr aus dem Munde,
Kupfer aus der Hand.

Leder habt ihr an den Bänden,
Keines für die Schuh,
Tische g'nug an euren Wänden,
Tischtuch fehlt dazu.

Statt der Handschrift, die für teuer
Jener Schrein uns gibt,
Gilt ein Wechsel mir, beim Geier,
Beßres Manuskript.

Und am Schluß, statt längerm Fabeln:
Lieschens Auge brennt
Nach ganz andern Inkunabeln,
Als Herr Sensel kennt.

Drum lebt wohl, ihr guten Musen,
Ihr seid mir zu kalt,
Mich zieht an des Lebens Busen
Stärkere Gewalt.

Dies flüssige Verstalent des 22jährigen Fants stimmt gar nicht zu dem späteren Franz, welcher hypochondrisch und schwerflüssig geworden war. Der Tüchtigkeit des jungen Beamten tat es übrigens keinen Eintrag. Er ist sehr ernsthaft an sein Geschäft herangetreten. Offenbar auf Grund seiner juridischen Kenntnisse hat man ihm Verhör und Untersuchung der Schwärzer anvertraut und ihm dazu ein kleines abgesondertes Zimmer eingeräumt. Dort hat er denn so sorgfältig seines Amtes gewaltet, daß man auf dem Zollamte ganz betrübt war, als er zu höherem Dienste abgerufen wurde.

Diesen Eintritt in den Staatsdienst nennt Rizy verhängnisvoll für Grillparzer, weil die Anfeindungen während seiner späteren Amtslaufbahn seine Stimmung, seine Ruhe, seine Fassung fortwährend zerstört haben, und er ein glücklicher Dichter geworden wäre, wenn er sich frei erhalten hätte von jeder Bestallung.

Dies ist leicht gesagt, aber ist es richtig? Wir werden ihn später oft lange Zeit unglücklich sehen, weil ihm die poetische Inspiration ausbleibt. Sie bleibt ihm nicht aus, weil ihn das Amt oder ein Verdruß stören, nein, sondern weil er überhaupt und immer fähig sein will zur Produktion und dies nicht vermag. Da war denn das unwandelbare Amt ein Anhalt für ihn, er konnte warten. Ohne Vermögen, wie er war, poetischer Schriftsteller zu werden, das war sicherlich höchst gefährlich für ihn. Ohne Anhalt wäre er wohl bei der unvermeidlichen Stockung der Inspiration gefährlichen Schritten ausgesetzt gewesen.

Trotz aller Warnungen des Vaters war ein Drang zu poetischer Tätigkeit von frühauf lebendig in ihm verblieben, und trotz aller Warnungen, welche sein eigener Verstand immer wieder dagegen erhob, hatte der 17jährige Franz ein großes Trauerspiel geschrieben, Blanka von Kastilien genannt. Es ist wohl nicht unwichtig, Näheres darüber zu erfahren,

um die ursprüngliche dichterische Anlage des jungen Mannes prüfen zu können.

Der Inhalt des Stückes war folgender: Pedro der Grausame hat durch seine Mißregierung sein Volk zu offenem Aufstande gereizt. Von seinen beiden natürlichen Brüdern (Söhnen der von Pedro eingekerkerten und wie es scheint in den Tod getriebenen Eleonora) hat sich Heinrich Graf von Trastamara an die Spitze der siegreichen Rebellen gestellt, von denen Pedro arg in die Enge getrieben wird. Der zweite Sohn Eleonoras dagegen, Federigo de Guzman, hält zu dem König, und seine Loyalität wird lange vergeblich von dem rebellischen Bruder zum Abfalle gereizt. Da erhält er als Kommandant von Xeres den königlichen Auftrag, eine dahin gleichsam als Gefangene eskortierte Dame streng zu verwahren. Mit Entzücken erkennt er in ihr jene Blanka, mit welcher er in Frankreich unter den abenteuerlichsten Umständen als Federigo de Kastro ein Liebesverhältnis geknüpft hatte, ohne ihren wahren Namen zu kennen, welche er zwar auf den Ruf seines Vaterlandes in einer rätselhaft gebliebenen Weise verlassen hatte, zu welcher er aber mit Aufgebung seiner hohen Stellung zurückzukehren entschlossen ist. Die beiden Liebenden erkennen sich. Mit Entsetzen erfährt Federigo, daß seine Blanka die Gattin des verworfenen Königs ist, daß sie zwar nicht aufgehört hat, ihn leidenschaftlich zu lieben, daß sie aber den Gedanken abweist, das eheliche Band zu verletzen, durch welches sie an den grausamen Wüstling Pedro geknüpft ist.

In der furchtbaren Aufregung, in welche Federigo durch diese Lage der Sache versetzt worden, trifft Lara ein, welcher sich im Auftrage Heinrichs des Grafen von Trastamara in Xeres eingeschlichen hat, um ihn für die Sache der Rebellen zu gewinnen, welche für Blanka schwärmen.

Federigos loyale Gesinnungen werden sehr erschüttert — er beginnt zu schwanken und wird vorläufig nur durch seinen

väterlichen Freund Gomez gehalten, welcher die äußersten Anstrengungen macht, ihn auf der alten Bahn der Tugend und Treue zu befestigen.

Da kommt der König, vom Minister Padilla und dessen Schwester Maria begleitet, welche ihm die feierlichsten Versicherungen unwandelbarer Anhänglichkeit an den Minister und die buhlerische Schwester abgewinnen. Der König selbst erklärt ihm, daß er, von den siegreichen Rebellen aufs Äußerste gebracht, sich ganz und gar seiner Treue anvertraut habe, und bewegt dadurch den edlen Mann derart, daß er trotz allem, was sein Herz zum Haß gegen Pedro und zum Abfall von demselben aufgereizt hat, sich neuerdings Treue gegen den angestammten König gelobt und dieser Wandelung seines Inneren den feierlichsten Ausdruck gibt:

Nie wanken soll die Treu' in meinem Herzen,
Im Sarge nur verlaß' ich diese Mauern.

Da tritt unversehens Blanka in den Saal und will, erschreckt durch den Anblick Pedros und Marias, entfliehen. Pedro aber entbrennt in Liebe gegen die ihm fremde Dame, welche ohnmächtig in die Arme Federigos sinkt. Der Ausruf Blankas „Federigo!“ und sein Ausruf „Blanka!“, den sie bei dieser unwillkürlichen Umarmung ausstoßen, verraten sie. Pedro erkennt die Königin, und Maria entdeckt das Liebesverhältnis der beiden.

Padilla weiß seine Schwester, welche den König aufgeben will, zum Ausharren zu bestimmen, indem er den Gedanken andeutet, daß man sich nach Umständen der Königin werde entledigen und Pedro wieder zur Macht bringen können. Dem letzteren, welcher ganz für Blanka entbrannt scheint, wird nun beigebracht, daß Federigo im Einverständnisse mit Blanka und den Rebellen entschlossen sei, ihn sofort vom Throne zu stürzen. Es fällt ihnen nicht schwer, für jeden Fall ein Todesurteil gegen Federigo und Blanka zu erwirken. Dies zeigen sie frohlockend dem Federigo vor, und

dem Kämmerer Haro wird dessen strengste Überwachung aufgetragen.

Federigo eilt zu Blanka und fordert sie zur Flucht auf. Trotz der drohenden Gefahr verschmäht sie die Flucht und will ihren Gattenpflichten treu bleiben. Umsonst macht er sie mit dem geheimen Gange bekannt, welcher ins Freie führt, und legt den Schlüssel hin, welcher diesen Gang öffnet. Blanka bleibt bei ihrer Weigerung. Federigo, hierüber in Verzweiflung, jammert vor dem Bilde seines Vaters und entdeckt, daß sich Haro in die Zimmer Blankas eingeschlichen, um diese — er ist davon überzeugt — zu ermorden. Heftige Szene mit Haro, und Erklärung, daß er Blanka auch gegen ihren Willen retten wolle.

Da erscheint Padilla, nimmt ihm den Schlüssel ab und verweist Blanka in ihr Gemach, wo sie aufs strengste bewacht werden soll. Triumphierend geht er ab. Federigo folgt ihm, entschlossen, nun zur Gewalt zu schreiten:

„Die Würfel liegen, in der Ferne ruft's.
Ist's Teufel oder Gott, der ruft? Ich folge.“

In dieser Stimmung trifft ihn Lara, der auf Entscheidung drängt, da er sich von Spähern belauscht ins Lager der Rebellen zurückzufliehen genötigt glaubt. Entscheidung! Unter furchtbaren inneren Kämpfen, dem Wahnsinne nah, entschließt sich Federigo, an Trastamara zu schreiben, und übergibt den Brief an Lara, nimmt ihn wieder zurück und fällt in Ohnmacht. Dem Bewußtlosen entzieht Lara das verhängnisvolle Schreiben — da tritt Haro mit einer Wache ein, verhaftet den entlarvten, längst als Lara erkannten Pilger und entreißt ihm den Brief, welchen der hinzukommende Padilla jubelnd empfängt, um ihn dem Könige zu überbringen und damit das Schicksal Federigos zu entscheiden.

Haro meldet dem Padilla, daß das für Pedro zusammengeraffte Heer sich der Stadt nähere, daß aber die Stimmung des Volkes feindlich sei. Man hoffe, daß die Königin ihrer

Haft entlassen werde. Padilla mißtraut dem Haro, wird aber von diesem daran erinnert, daß er auf sein Geheiß Eleonoren vergiftet habe, und daß er ihn also als seinen Mitschuldigen verderben könne. Dies veranlaßt Padilla, dem Haro die Schlüssel der Festung anzuvertrauen und unter diesen auch den zum geheimen Gange.

Diese Nachgiebigkeit bereut jedoch Padilla sofort wieder und beauftragt Diego da Robledo, den Haro noch in derselben Stunde zu ermorden und, nachdem er ihm die Schlüssel abgenommen, während der Nacht auch die Königin und Federigo zu töten.

Da kommt Maria vom Könige und spricht dagegen, obwohl sie früher selbst die Ermordung Blankas gewollt. Sie schaudert jetzt davor zurück und sucht ihn durch Bitten und Drohungen davon abzubringen. Vergebens! Unerwartet bringt Diego da Robledo die Nachricht, daß Federigo den Haro umgebracht habe und wahrscheinlich mit dem ihm abgenommenen Schlüssel in die Gemächer der Königin geeilt sei, offenbar, um sie zu entführen. Ihm nach, um dies zu verhindern! Der König aber erscheint im Halbwahnsinn, mit dem Bilde der nun von ihm geliebten, aber als Ehebrecherin den Mördern überlieferten Königin beschäftigt, und erzwingt von der reuigen Maria das Geständnis, daß die Königin unschuldig sei. Maria von sich stoßend und verfluchend stürzt er fort.

Inzwischen hat Federigo mit Gewalt den Eingang zum Zimmer der Königin erkämpft und, indem er sich vor ihr des Mordes, des Hochverrats und ehebrecherischer Gelüste beschuldigt, hat er bei der Geliebten das tiefste Mitleid erregt, und da er ihre Rettung als das einzige bezeichnet, was als Sühne seiner Vergehungen sein furchtbares Leid mildern könne, entschließt sie sich, den neuerdings dargebotenen Schlüssel anzunehmen. Federigo, an die Tage ihrer reinen Liebe erinnernd, spricht:

Es schien was Höheres in uns zu walten,
Dem Fluch der Sterblichkeit nicht untertan,
Das selbst der Tod nur herrlicher entfalten,
Das Grab zu schönerm Leben wecken kann,
Das jenseits wir des Reiches der Gestalten
Am Ziel der reichen durchgewallten Bahn
Dort in der Ewigkeit verschwiegnen Gründen
In unbefleckter Reine wiederfinden.
Fühlst du den Strahl lebendig, segenreich
Die Nacht des Kummers in der Brust durchblitzen?
An meine Brust! Mein Weib! Jetzt wieder mein,
Von Gottes Hand mir selber angetraut!
Nun mag der Tod uns immerhin erscheinen,
Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen.

Blanka. Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen.

An seine Brust sinkend, hört sie die Tür sprengen und ruft:

Hörst du? Er kommt, er kommt, uns zu vermählen.
Frederigo. Ha, was ist das?
Blanka. Es nahen meine Henker.
Frederigo. Zurück! Sie sollen meine Klinge fühlen.
Blanka. O, freudig sterbe ich an deiner Seite.

Nein! ruft Federigo, er habe nicht den Mut, sie sterben zu sehen, er beschwört sie auf seinen Knien, zu fliehen. Wenn sie noch länger bleibe, sei er verloren. Da ergreift sie den Schlüssel und enteilt in den Gang.

Dort wird sie später niedergemacht, nachdem auch Federigo gefallen.

Pedro steht mit Entsetzen an dessen Leiche und ruft, man solle die Königin retten, denn ihre Unschuld sei durch den Mund der sterbenden Maria bestätigt. Aber zu spät. Man bringt ihre Leiche, während die Rebellen die Burg erstürmen. Er flieht nicht, sondern schließt mit den Worten: Hier sollen sie mich finden.

Ist in dieser überreichlichen Komposition eines jungen Menschen nicht das Talent zum dramatischen Aufbau ersichtlich genug? Nur er selbst, der junge Mensch, ist nicht damit zufrieden, er kritisiert es scharf. Folgendes Blatt findet sich von seiner Hand im Nachlasse: „Studien zur Blanka von Kastilien. Aus dem Tagebuche vom Jahre 1809, S. 13—15 (Anfang des Jahres)."

„Ich mag tun, was ich will, ich kann über den Charakter der Maria da Padilla nicht einig mit mir selbst werden. Es ist ausgemacht: ihr hervorstechendster Zug ist Herrschbegierde, nicht Neigung zum Großen; dadurch erklärt sich der Zug, daß sie im zweiten Akte dem König ziemlich unverschämt schmeichelt. Ich stelle sie mir nämlich so vor: Sie war ein Mädchen ohne feste Grundsätze, durch ihren äußerst niederträchtigen Bruder verzogen, und schon früh jeder Keim zum Guten, der wirklich in ihrer Seele lag, erstickt; doch konnte seine Erziehung nie einen gewissen Trieb nach Großem aus ihrer Seele reißen, das aber durch alle Umstände und Verhältnisse in Herrschsucht und Sucht zu glänzen (und in ein gewisses) Wohlgefallen an phantastisch großen Handlungen ausartete. Es ist nicht so viel Geldgeiz, Hang zum Laster, was sie gleich anfangs an den König fesselte, als vielmehr eine ungezähmte Begierde viel zu sein, zu heißen, zu gelten, mit einem Worte bekannt (berühmt oder berüchtigt, einerlei), gefürchtet zu werden, zu herrschen. Diesen ihren Trieb fachte ihr böser Bruder aus Gründen des Eigennutzes immer mehr an, und alle Vergehungen, deren sie sich in der Folge schuldig machte, sind bloß Ausflüsse dieses Charakterzuges. Sie will den König verlassen, als sie bemerkt, daß er auf dem Punkte sei, sein Reich zu verlieren, denn das, was sie an ihn fesselte, seine Krone, ist nun verloren. Was konnte sie zurückhalten? Geliebt hatte sie ihn nie; aller Grund fällt weg. Wäre Pedro ein Held gewesen, Padilla (Maria) würde ihn vielleicht nicht verlassen haben, denn in diesem Falle hätte(n) ihre

Phantasie, ihre romanhaften Begriffe sie zum Bleiben genötigt; aber der Tod an der Seite dieses elenden Schwächlings, ein Opfer Pedron gebracht, hat so wenig den Schein der Größe, der Erhabenheit, daß er (es?) vielmehr das Gepräge der Schwäche, des Unsinns tragen würde. Ihr Bruder beredet sie durch die Vorstellung, daß Pedros Lage bei weitem noch nicht so verzweifelt sei als sie denke, durch die Idee, daß in diesen Umständen fliehen, ihrer Nebenbuhlerin weichen hieße, zu dem Entschlusse, noch länger auszuharren. Der König sah Blanka nun erst zum erstenmal, und ihre Schönheit machte, wie es jedes andere hübsche Gesicht ebenfalls gemacht haben würde, tiefen Eindruck auf Pedros schlaffe Sinne. Nun muß sich Maria entschließen, Blanka zu ermorden. Verträgt sich dieser Entschluß mit ihrem Charakter? — Maria ist nicht grausam, nicht lasterhaft, sie ist nur herrschsüchtig, und eben hieraus, glaube ich, fließt natürlich ihr Beistimmen zu dem gräßlichen Plan ihres Bruders. — Doch genug, und mehr als genug."

Also der 18jährige Kritiker seines Stückes.

Seitdem ist er vier Jahre älter geworden und amtiert im Zollamte. Er hat aber während der vier Jahre nichts getan, um sein Trauerspiel zu verwerten. Er findet es nicht gut genug. Erst später, als einmal die Nahrungssorgen seiner Mutter gar zu dringend wurden und er so gern ein Stück Geld verdient hätte, hat er es seinem Onkel Sonnleithner, welcher am Burgtheater angestellt war, eingereicht mit bescheidener Anfrage. Der ehrliche Onkel hat nein sagen müssen und hat wohl auch darauf hingewiesen, daß es so lang sei, um zwei Theaterabende auszufüllen. Grillparzer hat sich damit begnügt und seine Blanka von Kastilien für immer unberührt im Kasten liegen lassen.

Dennoch war während der vier Jahre und war auch jetzt noch die Hamletfrage Sein oder Nichtsein, ein Dichter werden oder nicht? seine immerwährende Not. Standhaft

sagte er nein, benützte aber alle freien Stunden, welche ihm das Amt übrig ließ, zu literarischen Studien.

Er wohnt damals mit der Mutter und einem Bruder am unteren Nordende des „tiefen Grabens“ — am „Gelände“ war der offizielle Name, „im Elend“ hieß es beim Volke — drei Stock hoch in einer stillen Wohnung. Ein kleines Zimmerchen hat er für sich, und da sitzt er standhaft am alten Schreibtisch seines Vaters, lesend, studierend, schreibend, ob auch die Mutter warnt vor dem Zuvielstudieren. Die alten griechischen Klassiker sind immer aufgeschlagen, und er hat sich ihrer denn auch so bemächtigt, daß sie ihm zeitlebens geläufig waren wie Schiller und Goethe. Noch in seinen alten Tagen las er sie fließend in ihrer Originalsprache. Daneben Jean Paul, welchem er aber fest widersprach in den idealistischen Übertreibungen, die Helden ins unklar Blaue empor zu schrauben. Ferner Shakespeare und die ästhetischen Schriften der Schlegel. Er war damals schon in heller Opposition gegen deren romantische Ästhetik, und es findet sich — wunderlich genug! — ein Blatt vor, welches die Frage des Schicksals in der Tragödie behandelt. Schlegels Behauptung von der „Vorsehung“ statt des Schicksals weist er ab als ganz nichtig, als hätte er den Streitpunkt über die noch nicht vorhandene Ahnfrau vorhergesehen. Ferner widerspricht er Schlegel, daß der Chor der Alten idealisierte Zuschauer bedeute, und auf einem Zettel findet sich folgende Ausführung:

„Die Griechen waren weit entfernt, mit der Idee vom Fatum einen bestimmten abgeschlossenen Begriff zu verbinden. Die verschiedene Art, in welcher das Fatum in der griechischen Tragödie erscheint, liefert hierzu den sprechendsten Beweis. Es war ihnen wohl nichts als der unerklärte Grund (das unbekannte Absolute), das allen Veränderungen, allem Wollen, Handeln, wohl auch Sein zum Grunde liegt. Daher kommt es in ihren Tragödien bald als unausweichliche Notwendig-

keit, bald als schadenfrohe Opposition, bald als rächende Nemesis vor, und es kann deshalb (auch abgesehen von der Form des Christentums) allerdings noch in der neuen Tragödie gebraucht werden. Was Schlegel davon sagt, ist, aufs gelindeste gesprochen, einseitig.

Die Idee der Vorsehung an die Stelle des Fatums als Prinzip der romantischen Tragödie einzuführen, wie dieses in der antiken Welt gewesen sein soll, ist Unsinn. Wenn einmal die Vorsehung den höchsten Grad ihrer Intension erreicht hat und durchaus praktisch geworden ist, hört überhaupt die Möglichkeit eines Trauerspiels auf, denn aus diesem Gesichtspunkte ist der Schmerz und der Tod kein Übel mehr, und jede mit der Vorsehung im Kampf stehende Leidenschaft ist verbrecherisch und hört auf, tragisch zu sein."

Ebenso charakteristisch ist die Entschiedenheit, mit welcher er sich auf einem andern Blatte (es ist ein kleines Heftchen) gegen die bei Schlegel und in der romantischen Schule vorherrschende Tendenz erklärt, welche in der Poesie das Ausgehen von allgemeinen Ideen verlangt. Dagegen erhebt er heftigen Widerspruch und sagt:

„Das Generalisieren in Geschmackssachen erscheint mir ebenso lächerlich, als es mir widerlich ist. Wenn Schlegel sagt, Äschylus wollte in seinem Prometheus dies und das schildern, so erhellt sehr deutlich, daß Schlegel gar nicht weiß, was produktives Genie und dessen Walten für ein Ding ist. Äschylus wollte in Prometheus den Prometheus und weiter nichts. Kein Dichter in der Welt ist wohl je bei Schöpfung eines Meisterwerkes von einer allgemeinen Idee ausgegangen. Das kommt von der beliebten Einmischung (der Philosophie) in die Kunst. Mir kommt ein solches Assert ebenso vor, als ob jemand glaubte, der Natur lägen w i r k l i c h die anziehende und die abstoßende Kraft zugrunde. Die Körper sind schwer, sie fallen, sie verbinden sich, sie werden bewegt, aber von einem allgemeinen ist da nirgends die Rede als im Geiste

des Beobachters. Wehe dem Kunstjünger, der von selbst oder durch Anleitung auf solches Generalisieren verfällt. Als Philosoph mag er vielleicht etwas leisten, zum Dichter ist er verdorben ewiglich."

So kritisch ausgerüstet war unser junger Dichter auf seinem Stübchen „im Elend". Und hier auf dem alten Stuhle, dessen zerbrochenes Strohgeflecht durch ein Brett ersetzt war, kam es zum Schreiben der Ahnfrau.

2.

Die Ursache, daß diese Ahnfrau entstehen konnte, während Grillparzer grundsätzlich nichts Dichterisches schreiben wollte, reicht zurück in seine kurze Dienstzeit, welche er in der Hofbibliothek verbrachte. Dort hatte er sich mit rascher Erlernung des Spanischen beschäftigt und den ersten Akt von Calderons „Leben ein Traum" übersetzt unter schmiegsamer Aneignung der spanischen Form. Diese Übersetzung war in die Hände des Wiener Journalisten Hebenstreit gekommen, und dieser hatte sie wie einen Streitkolben benützt. Im Burgtheater nämlich war die Bearbeitung des Calderonschen „Leben ein Traum" aufgeführt worden. Der Bearbeiter nennt sich West und ist als Schreyvogel in dramaturgischer Stellung am Burgtheater. Es handelt sich darum, ob diese seine Stellung aufgehoben oder verlängert werden soll, und der Wert dieser Bearbeitung soll die Entscheidung bringen. Jener Hebenstreit nun ist ein Gegner Schreyvogels und benützt den Grillparzerschen Akt als Waffe gegen Schreyvogel, indem er ihn abdruckt in seinem Journale und nachweist, daß neben dieser Arbeit Grillparzers die Bearbeitung Schreyvogels eine Schülerarbeit sei.

Schreyvogel ist schmerzlich betroffen von dieser Feindseligkeit des jungen Grillparzer. Er hat in früherer Zeit

einer Schwester von Grillparzers Mutter den Hof gemacht, und sein Zurücktreten von dieser Bewerbung hat einen übeln Eindruck hinterlassen. Er ist nun der Meinung, der Neffe Franz Grillparzer trage ihm jene üble Meinung nach, indem er als sein literarischer Gegner auftritt.

Grillparzer selbst hat keine Ahnung von alledem, und als die beiden Männer endlich durch Leon, einen dichtenden Beamten in der Hofbibliothek, zueinander gebracht werden, entspinnt sich zwischen ihnen ein freundschaftliches Verhältnis, welches für Grillparzer von großer Bedeutung werden sollte. Schreyvogel fragt, ob Franz dichte, und Franz in seinem steten Kampfe zwischen poetischem Wollen und Nichtwollen will nein sagen, muß aber doch eingestehen, daß ihn eine Zusammenstellung zweier Erzählungen zu einem Drama gequält, daß er aber den Versuch aufgegeben habe. Schreyvogel als praktischer Dramaturg überall darauf bedacht, daß Stücke entstehen, rät ihm dringend an, die Zusammenstellung auszuführen, und so scheiden die neuen Freunde.

Grillparzer bleibt seiner schmerzlichen Enthaltsamkeit getreu, er will nicht dichten, und als er nach langer Zwischenzeit einmal wieder Schreyvogel auf dem Glacis begegnet, schüttelt er wiederum den Kopf zu dessen erneuter Aufforderung. Grillparzer beharrt darauf, es ginge nicht. „Ach was!“ ruft Schreyvogel, „so hab' ich auch einmal zu Goethe gesagt, und der hat mir erwidert, man müsse nur in die Hand klatschen, es ginge schon!“

Diese Zuversicht wirkt endlich doch auf Grillparzer. Er rückt diese zwei Erzählungen wieder vor seine Phantasie, und in einer unruhigen Nacht treten sie ihm zusammen. Die eine handelt von einem Räuber, welcher von Häschern verfolgt in ein Schloß flüchtet, wo ein Mädchen seine Geliebte ist. Er wird ereilt und getötet. Die zweite ist eine Gespenstergeschichte in einem alten Schlosse, wo eine Ahnfrau ihr Wesen treibt. Hastig fängt er nun an zu schreiben, und

schreibt in ein paar Tagen mehrere Akte auf graues Papier. Diese bringt er Schreyvogel, das weitere mündlich schildernd. Schreyvogel ist erbaut davon, und in eben solcher Hast schreibt Grillparzer nun die weiteren Akte. Er überreicht das Ganze dem Dramaturgen, unterläßt aber nicht, fortwährend seine Zweifel zu äußern, ob diese Arbeit irgend was taugen könne.

Schreyvogel ist ganz der Mann, dies Zeugnis hinreißenden Talentes sofort zu erkennen und zu würdigen, ja unter enthusiastischen Lobeserhebungen die Ahnfrau zur Aufführung anzunehmen.

Leider tut er sogar noch mehr: als Mann des Theaters, welcher starke Drucker braucht, nötigt er — unter Widerstreben Grillparzers — dem Stücke einige Stellen auf, welche die Schicksalsidee ausprägen. Namentlich durch Müllners „Schuld“, welche in Wien großes Glück machte, war die Betonung des unwiderstehlichen Schicksals damals Mode, und die durch Jahrhunderte einherschreitende Ahnfrau bot dazu willkommene Gelegenheit.

Joseph Schreyvogel war ein stattlicher Wiener, welcher nach vollendeten Universitätsstudien unter sehr günstigen Umständen in eine freie literarische Laufbahn eingetreten war. Durch Erbschaft vermögend, fast reich, war er übrigens von klarem Verstande, von frischer Tatkraft und nicht ohne Talent. Als man aber im damaligen Spionieren nach Jakobinertum auch auf ihn zu fahnden schien, da ging er stracks hinweg von Wien und ließ sich in Jena nieder, dort in der Nähe der großen Dichter seine literarische Ausbildung betreibend. Schiller und Wieland haben auch Beiträge von ihm in ihre Journale aufgenommen, und er hat kleine Theaterstücke geschrieben. Bemerkenswert ist es, daß er, nach Jahren heimkehrend, ein sehr ungünstiges Urteil über das Weimarische Theater fällt.

Er wurde nun, 1802, am Burgtheater angestellt, trat aber bald zurück, weil er keine hinreichende Tätigkeit fand.

Dann zeigte er als Herausgeber einer trefflichen Wochenschrift (das Sonntagsblatt) gute schriftstellerische Eigenschaften, kritische Schärfe und guten Stil. Leider wurde er aber bald genötigt, sich nur um seine persönlichen Interessen zu kümmern. Er hatte mit Freunden ein großes literarisch-artistisches Verlagsgeschäft gegründet, und dies war durch ungeschickte Verwaltung in finanzielle Gefahr geraten. Da hat er denn selbst mit Anstrengung all seiner Kräfte die Leitung übernommen, und hat das Geschäft nach Jahren wohl zu gutem Ausgang geführt, dabei aber einen großen Teil seines Vermögens eingebüßt. Alsdann ist er zum zweiten Male dem Burgtheater — damals hieß es Nationaltheater — nahe getreten und ist 1814 Präsidialsekretär desselben geworden. Gleichzeitig wurde er Vizedirektor des Theaters an der Wien. Dies war Eigentum des Grafen Palffy, und das Burgtheater war an denselben Kavalier verpachtet.

Von da an hat er 18 Jahre lang das Burgtheater geführt, und er hat die Tüchtigkeit und den Ruhm dieses Instituts geschaffen. Er war ein moderner Dramaturg mit literarischem Geschmack, mit Kenntnis der Szene und der schauspielerischen Kunst, und endlich mit derjenigen Energie, welche zur Führung eines Theaters unentbehrlich ist.

Im Jahre 1832 erlag er der heillosen Kavalierherrschaft, welche in Österreich so viel Schaden angerichtet hat. Ein Graf Czernin hat den verdienten Mann in brutaler Weise geradezu fortgejagt, und bald darauf ist er noch in demselben Jahre an der Cholera gestorben. Die Folgen für das Burgtheater waren ein kläglicher Verfall des Instituts.

Dieser wohlgebildete und wohlentschlossene Mann nahm damals den jungen Dichter Grillparzer fest bei der Hand und ist ihm immerdar treu geblieben. Ebenso hat Grillparzer unentwegt treu zu ihm gehalten und ihn stets gepriesen.

Als leitender Dramaturg des Burg- und des Wiednertheaters hatte er die Wahl für die erste Aufführung der

Ahnfrau. Er wählte das Wiedner. Dies große populäre Theater schien ihm besonders geeignet für die in ihrem spannenden, stürmischen Gange gewiß populäre Ahnfrau.

Wir wissen aus der Selbstbiographie, daß Grillparzer sich zu alledem unschlüssig verhielt, da die Scheu vor der Öffentlichkeit und das Mißtrauen in sein Talent ihn lähmten. Er hat uns ausführlich beschrieben, wie er mit seiner Mutter und seinem Bruder bei der ersten Aufführung auf der ersten Galerie gesessen, wie ihm die Vorstellung gespenstisch entgegengetreten, wie die Mutter voll Angst, der Bruder betend sich verhalten, und wie er selbst mit Hersagen all der da auf dem Theater gesprochenen Worte sich geplagt und trotz allen Beifalls den Eindruck erhalten habe, die Ahnfrau hätte nicht gefallen. Er hatte auch seinen Namen nicht auf den Zettel setzen lassen.

Die lange Reihe der folgenden, vom Publikum überfüllten und mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vorstellungen belehrte ihn wohl endlich, daß sein Gedicht großes Glück gemacht habe.

Dennoch konnte er den übeln Eindruck nicht los werden, welchen ihm die Vorstellung angetan. „Ich werde in meinem Leben nicht vergessen,“ sagt ein von ihm beschriebenes Blatt darüber, „wie mir bei der ersten Aufführung (der Ahnfrau) zumute war. Ich denke, wenn man mir unvermutet mein eigenes lebensgroßes Bild, in Wachs geformt, nach der Natur bemalt und doch in seiner ganzen toten Starrheit vor Augen brächte, würde mein Gefühl viel Ähnliches mit jener Empfindung haben. Die Gestalten, welche man selbst geschaffen und halb lebend in die Luft gestellt hat, vor sich hintreten, sich verkörpern zu sehen, den Klang ihrer Fußtritte zu hören, ist etwas höchst Sonderbares. Die Aufführung des Stücks hat aber auch offenbar mein Schamgefühl verletzt. Es ist etwas in mir, das sagt: es sei ebenso unschicklich, das Innere nackt zu zeigen als das Äußere.“

Die Freudentränen der Mutter, das Herbeiströmen der Jugendfreunde zum Glückwünschen, und unter ihnen besonders Altmütters, der ihm am nächsten stand, mußten ihn wohl endlich überzeugen, daß er alle Ursache hätte, erfreut zu sein.

Dieser Altmütter, ein junger Mann von ersichtlicher Selbständigkeit des Charakters, behagte Grillparzer wohl insbesondere darum, weil er nirgends den banalen Phrasen junger Streber nachsprach und auch bald von der literarischen Straße der andern abwich. Er wendete sich zur Technologie und ist darin ein Mann von Verdienst geworden. Er ist der einzige, mit welchem Grillparzer längere Zeit näher verkehrt hat.

Was Freundschaft überhaupt betraf, so war Grillparzer wohl immer freundlich und gefällig, für ein hingebendes Verhältnis aber nicht leicht zu haben. Sein Bedürfnis nach Einsamkeit war zu groß, sein Bedürfnis nach vollständiger Selbständigkeit war zu mächtig.

Auch jetzt half ihm kein Entgegenkommen der Freunde über eine tiefe Störung hinweg, welche er bald nach den ersten Aufführungen der Ahnfrau erleben mußte. Die Kritik nämlich tadelte nicht nur, nein, sie fiel über ihn her wie über einen Verbrecher. Die Schicksalsidee in seinem Stücke wurde zum Verbrechen gestempelt. Dabei wurde der Vorgang in der Ahnfrau mit solchen Übertreibungen und Fälschungen erzählt, daß Schreyvogel raten mußte, das Stück sogleich drucken zu lassen, damit das Publikum nicht den Entstellungen der Modezeitung preisgegeben bleibe. Die Ahnfrau wurde denn auch sogleich gedruckt, und dadurch wurde Grillparzer der Gelderwerb von seiner Arbeit entzogen, denn gedruckte Stücke waren allen Bühnen freigegeben, für sie wurde kein Kreuzer Honorar gezahlt. Ob nun auch alle Bühnen Deutschlands in rascher Folge unter großem Zulauf und Beifall die Ahnfrau aufführten, der Dichter derselben erhielt nichts dafür. Das Honorar des Wiedner Theaters

und das Honorar des Buchhändlers Wallishaußer zusammen betrugen vierhundert Gulden Silber. Das war der ganze Erwerb, welcher für die Hauswirtschaft der Mutter und für den Ankauf einiger Bücher verwendet werden konnte.

„Das mag noch hingehen!“ ruft der junge Dichter, aber diese Angriffe, diese Anklagen für eine Idee, welche gar nicht die seinige war, die erbitterten ihn. Von hier stammt Grillparzers verächtliche Haltung gegen Kritik, welche er zeitlebens gehegt, ja überall geäußert, und welche ihm ein Heer von Feinden zugeführt hat.

Die kritische Übertreibung in Sachen der Ahnfrau ging übrigens in Wien so weit, daß selbst würdige Männer ihre Mißbilligung in die Zeitungen brachten. So der scharfsinnige und feinfühlende Günther, welchen die Welt später als Theologen und Philologen hochzuhalten gelernt hat. Man gebärdete sich, als ob das Christentum in Gefahr sei durch die Schicksalsidee in der Ahnfrau.

Schreyvogel drang darauf, daß Grillparzer ein geharnischtes Vorwort schreibe zu dem gedruckten Buche. Grillparzer schüttelte den Kopf. Da schrieb Schreyvogel selbst dieses Vorwort, welches der ersten Auflage beigegeben worden ist.

Man hielt es und hält es für einen Aufsatz Grillparzers; man irrte sich aber und irrt sich, es ist von Schreyvogel. Der Nachweis liegt vor. Es steht in der Gesamtausgabe hinter dem Schlusse der Ahnfrau.

Grillparzer selbst schrieb folgendes: „Aus der Art, wie mich meine Gegner angreifen, sollte man meinen, ich sei ein aufgeblasener Tor, der in seinem Trauerspiele ein Meisterwerk geliefert zu haben glaubt, jeden Tadel zurückweist und daher auch Züchtigung verdient, so daß nur geschicktere Exekutoren zu wünschen wären, um sie ihm auch wirklich zu geben. Von allen solchen Einbildungen bin ich nun meilenweit entfernt. Ich berufe mich auf das Zeugnis aller der-

jenigen, welche mich kennen, mit welch peinigendem Gefühl ich unmittelbar nach dem Erkalten der mit dem ersten Hervorbringen notwendig verbundenen Wärme die Fehler meines Werkes eingesehen, wie ich selbst der Vorstellung auf der Bühne mich so lange widersetzt habe, bis mich erfahrene Freunde überzeugt, der erste Schritt wolle getan sein, kein Anfänger habe noch Fehlerfreies geliefert, und — so glaubten sie — mein Trauerspiel enthalte mit all seinen Fehlern doch auch manches, um für diese zu entschädigen; endlich: das Publikum werde einem Anfänger jene Nachsicht nicht entziehen, die von seinen Veteranen so oft in Anspruch genommen wird.

Ich hab's gewagt und bereue es nicht. Daß Unfähigkeit, Mißgunst und Neid gegen mich ankämpfen, ist in der Ordnung. Ich werde mich durch ihr Geschrei nicht irre machen lassen, meinen Weg fortgehen, eingeschlichene Irrtümer durch eigene Beobachtung berichtigen und mich übrigens ferne von dem Treiben einer faselnden, frömmelnden, geistlosen Schule halten, die, wenn sie nicht bald in sich selbst zerfällt, unsere deutsche Poesie in ihr ehemaliges Nichts zurückführen wird, und deren Impotenz und Unfruchtbarkeit am Tage liegt.

So will ich es halten und dann sehen, wie weit sich's bringen läßt.

Am Schlusse verspreche ich dem Publikum, es künftig mit allen weiteren Behelligungen, Klagen, Streitschriften und dergleichen verschonen zu wollen. Mir ist derlei Geschreibe verhaßt, und wenn ich gegenwärtig einem sonstigen Grundsatze entgegengehandelt habe, so geschah es nur, um meinen Gegnern zu zeigen, daß ich nicht aus Furcht schweige. Sollte es einem von ihnen gelingen, wie es bei langem Herumtappen nicht anders möglich ist, die partie honteuse meines Stückes auszufinden, so soll es mich um der Sache willen freuen. Bisher ist es noch nicht geschehen."

Daß er dies niedergeschrieben, mochte Grillparzer eine Genugtuung sein — abdrucken ließ er es nicht.

Seine Freude über den Erfolg der Ahnfrau wurde aber nicht nur von der Wiener Kritik getrübt. Das Stichwort „Schicksalstragödie" wurde durch Wiener Korrespondenten sofort hinaus nach Deutschland gefördert und kam als Echo von überall zurück. Er wurde verurteilt wegen eines ästhetischen Grundsatzes, den er gar nicht hatte. Das neue und ungemeine Talent des jungen Dichters in der Führung einer spannenden Handlung, in dem fortreißenden Schwunge der Sprache kam nur beim Theaterpublikum zu enthusiastischer Geltung, denn die Ahnfrau hatte auch in Deutschland auf allen Bühnen den größten Erfolg. Die Kritik nahm davon keine Notiz, sie erließ sich alles Nähere und stellte Grillparzer zu einer eben vorhandenen Gattung der Müllner und Werner, welche man fehlerhafte Autoren der Schicksalstragödie nannte. Schiller mit der positivsten Schicksalstragödie, der „Braut von Messina", wurde beiseite gelassen, und obwohl Grillparzer nie wieder etwas Ähnliches geschrieben, ist er doch zeitlebens aus dem Kerker dieser Gattung nicht mehr herausgelassen worden. Auch notorische Literarhistoriker stolperten über diesen hingeworfenen Stein und erwähnten nur beiher seine sonstigen Werke, er blieb ein für allemal gerichtet als Schicksalstragöde.

Mochte auch der junge Autor solche Zukunft nicht vorhersehen, der Lärm der Gegenwart ärgerte und verstimmte ihn sehr, und in der Folge hat er über nichts so viel geschrieben als über die fehlerhafte Schicksalsidee. Das Wichtigste findet sich in der Gesamtausgabe Bd. IX, S. 131 ff. in dem Aufsatze „Über Schicksal und Fatum".

Jedenfalls beschloß er damals, für seine nächste Arbeit nur einen ganz einfachen Stoff zu wählen. Der Winter aber, der Frühling und der Sommer 1817 vergingen, er entschied sich für keinen Stoff, obwohl in seinen Papieren

zahlreiche verzeichnet sind, welche er vorgenommen hatte. Drahomira zum Beispiel hatte ihn schon 1810 und 1811 beschäftigt, die Pazzi 1812, Spartakus, Römerdramen überhaupt, Marius und Sulla insbesondere.

Schreyvogel mahnte umsonst, er war verstimmt durch die kritische Aufnahme seines ersten Stücks und wollte gar kein Stück mehr schreiben.

3.

In seiner Selbstbiographie erzählt er, daß ihm am Eingange zum Prater ein Herr Joel die Sappho empfohlen habe zu einem Operntexte, und daß er sofort, stundenlang im Prater umherirrend, die Tragödie Sappho im Geiste aufgebaut und dann in einigen Tagen geschrieben habe.

Er erwähnt dabei nicht, daß ihn Sappho schon früher interessiert hatte, wenn auch nicht gerade als Stoff zu einer Tragödie. Und doch war dem so.

Die Anregung durch Joel geschah im Herbste, das rasch geschriebene Stück mußte aber warten, weil Schreyvogel auf Reisen war. Am 21. April 1818 kam es zur ersten Aufführung und fand enthusiastischen Beifall.

Alle Welt war entzückt, und nun nahmen sich auch hochgestellte Staatsmänner des jungen Dichters tatsächlich an, namentlich Graf Stadion, ein ausgezeichnet begabter und durchaus wohlgesinnter Herr, damals Finanzminister.

Er holte Grillparzer herein aus dem Zollamte in sein Ministerium und verschaffte ihm eine höhere Stelle, welche noch obenein keine finanzielle Tätigkeit in Anspruch nahm: er wurde dem Burgtheater zugeteilt mit 1000 Gulden Gehalt und dem Teuerungszuschusse kraft eines fünfjährigen Vertrags, welcher ihn verpflichtete, alle seine Stücke zuerst dem Burgtheater zu überlassen.

Was konnte ihm erwünschter sein, als solch eine Stellung neben dem Freunde Schreyvogel! Sie wurde ihm aber sogleich verleidet durch den Vorstand aus dem Ministerium, welchem er untergeordnet war. Dieser, ein Herr von Fuljod, Hofrat der allgemeinen Hofkammer, hatte die Staatsregie des Theaters übernommen, nachdem die Pachtung des Grafen Palffy abgelaufen war. Seine Stellung wie sein Wirkungskreis waren die eines Direktors der beiden Hoftheater. Grillparzer beschreibt ihn also:

„Des Staats und der Bühne Berater
Erfüllt seine Pflichten er so:
Ist Hofrat für das Theater,
Und Komödiant im Bureau."

Übrigens nennt er ihn einen unwissenden Mann, der vom Theater nichts verstand, aber scharf bureaukratisch kommandierte. Zunächst habe er versucht, Grillparzer und Schreyvogel gegeneinander zu verhetzen, und als dies nicht gelang, habe er beide mißhandelt.

Grillparzer zog sich eiligst zurück und erbat vom Grafen Stadion einen längeren Urlaub. Er erhielt ihn auch.

Dieser Herr Hofrat bildete den Anfang der Mißverhältnisse Grillparzers zur höheren Bureaukratie. Diese Herren sahen in der Förderung eines bloßen Dichters einen Eingriff in ihre Rechte, und später konnte selbst der Minister Stadion Grillparzer nicht hinreichend gegen sie beschützen.

Zunächst blieb der Sapphodichter guten Mutes, obwohl die Kritiker auch dies sein zweites Stück nicht schonten. Er las wohl auch mit Lächeln folgende Weisheit: „Daß diese Sappho ein Trauerspiel sein soll, wäre schwer zu beweisen, denn wo wäre hier ein Sieg über die Notwendigkeit zu finden? Notwendigkeit ist wohl genug vorhanden, aber der Sieg der Freiheit fehlt. Unmöglich kann das ein Sieg der Freiheit sein, wenn eine alternde Jungfrau, von einem jungen Manne verschmäht, Liebe mit Gewalt und Dolch erzwingen

will, und da es ihr nicht gelingt, endlich ins Wasser springt. Wo ist hier irgend eine sittliche Freiheit des Willens? Geht hier die Göttlichkeit der Tugend bewährt aus dem Kampfe? Die Handlung der Sappho hat, was auch darüber geschrieben worden ist, keine tragische Würde und streift bei der Darstellung (ohne Verschulden der Schauspieler) öfters sogar ins Lächerliche."

Konnte solch kritischer Gallimathias Grillparzers erschütterte Achtung vor der Kritik aufrichten? Es kam noch üblere Erfahrung dazu: Müllner, der damalige kritische Rhadamanthus, hatte das Manuskript der Sappho gelesen und außerordentlich gelobt, nur hatte er den albernen Rat erteilt, den ersten Akt wegzulassen. Da Grillparzer das nicht getan, so brach Müllner nun öffentlich den Stab über das ganze Stück.

Von all diesen Angriffen wurde aber Grillparzer diesmal wenig berührt. Der allgemeine Ausdruck über seine Sappho war so sehr ein bewundernder, daß er ihn nicht verkennen konnte. Sogar Geld regnete es zur Sappho: der kaufmännische Verein spendete dem Poeten einen Tausendguldenschein Nominalwertes. Frau Schröder führte das Stück im Triumphe über fremde Bühnen, und als man in Graz ihre Darstellung höchlichst auszeichnete, da rief sie: „Nein, nicht mir gebührt die Ehre, sondern dem jungen vortrefflichen Dichter, welchem ein goldener Lorbeer zu weihen ist."

Und was die Hauptsache ist: ihm, dem immer Zweifelnden, immer mit sich Unzufriedenen, ihm gefiel sein Stück, ihn entzückte seine Sappho. Sie ist auch immer sein Lieblingsstück geblieben, während er an seinen anderen immer viel auszusetzen fand, ja er hat sich an den Schreibtisch gesetzt, um es nochmals im einzelnen zu betrachten und zu rechtfertigen. Dieser Aufsatz lautet wie folgt:

„Als ich die Sappho schrieb, hatte ich im Grunde eine doppelte Absicht. Erstens lebte der Stoff wirklich in mir

und forderte mich auf, ihn nach außen hinzustellen; zweitens aber wollte ich mir dabei selbst eine Aufgabe machen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß dasjenige, was der Ahnfrau den meisten Effekt verschafft, rohe, rein subjektive Ausbrüche, daß es immer mehr die Empfindungen des Dichters als die der handelnden Personen gewesen waren, was die Zuschauer mit in den wirbelnden Tanz gezogen hatte, in dem zuletzt alles sich herumdrehte und der Ballettmeister nach weggeworfenem Taktmesser auch. — Ich nahm mir vor, mein nächstes Produkt ein Gegenstück dieses tollen Treibens werden zu lassen, und suchte daher mit absichtlicher Vermeidung effektreicherer, seit lange vorbereiteter Stoffe nach einem solchen, der es mir möglich machte, mich von den handelnden Personen zu trennen und in der Behandlung eine Ruhe walten zu lassen, die mir des Strebens um so würdiger schien, je fremder sie meiner Individualität ist, und je mehr ich daher verzweifelte, sie je zu erreichen. Ich verfiel auf Sappho, ein Stoff, dessen hervorragende Punkte mich schon in der frühesten Zeit angezogen hatten. Ein Charakter, der Sammelplatz glühender Leidenschaften, über die aber eine *erworbene* Ruhe, die schöne Frucht höherer Geistesbildung, das Zepter führt, bis die angeschmiedeten Sklaven die Ketten brechen und dastehen und Wut schnauben, schien mir für meine Absicht ganz geeignet. Dazu gesellte sich, sobald das Wort: Dichterin ausgesprochen war, natürlich der Kontrast zwischen Kunst und Leben (wenn die Ahnfrau unwillkürlich gewissermaßen eine Paraphrase des berüchtigten d'Alembertschen malheur d'être geworden ist, so dürfte wohl die Sappho ein in eben dem Sinne wahres malheur d'être poète in sich fassen). Mit einem Worte, der Gedanke ergriff mich mit all seinen Beziehungen, und ich war, als ich zur Ausführung ging, vielleicht begeisterter als je in meinem Leben. Aber ich glaubte, mich zurückhalten zu müssen. Ich habe die beiden ersten Akte und die erste Hälfte des dritten, obschon bei

voller Wärme des Gemüts mit einer Besonnenheit, mit einer Berechnung der kleinsten Triebfedern geschrieben, die mir Freude machen würde, selbst wenn ihre Frucht mißglückt wäre, bloß durch das Bewußtsein, daß ich ihrer fähig bin. Es stand übrigens schon vom Anfange her zu befürchten, daß diese durch ein wirkliches Heraustreten aus mir selbst bewirkte Stimmung bei der krankhaften Reizbarkeit meines Wesens von keiner gar langen Dauer sein würde, und diese Besorgnis ward, durch äußere Umstände beschleunigt, gegen das Ende des dritten Aktes wirklich. Ich wurde nämlich krank und mußte mit der Arbeit aussetzen. Als ich wieder daran ging, war meine Stimmung und mit ihr mein ganzer Ideengang verändert. Gerade auf den Punkt, wo ich stehen geblieben, fiel der von vornherein beabsichtigte Wendepunkt in Sapphos Handlungsweise. Ich konnte nicht dazu gelangen, den Faden genau da wieder aufzunehmen, wo ich ihn fallen gelassen, und der vierte Akt kam dadurch in einen ziemlichen Kontrast mit den früheren. Die Schlußszene des dritten Aktes und der größte Teil des fünften war mir schon beim Anfange zu deutlich, als daß meine veränderte Gemütslage darauf einen sehr wesentlichen Einfluß hätte nehmen können.

Das ist in kurzem die Geschichte des minder lebhaften Tons der ersten Akte, der mir in der Freude meines Herzens (wenigstens in Beziehung auf mich, auf die Entwickelung meiner Anlage) beinahe wie ein errungener Sieg vorkam. Ich sah sehr wohl den Kontrast ein, in dem die beiden Hälften des Stücks gegeneinander standen, aber ich war immer bereit, die Partie der ersten Hälfte gegen die letzte zu nehmen. Daß die beiden ersten Akte nicht genug Beweglichkeit, ja der erste selbst nur wenig eigentlich dramatisches Leben habe (insoferne dieses im Gegensatz der Lyra darin besteht, daß die Gesinnung nur als Substrat der Handlung erscheinen darf), mußte ich mir selbst gestehen, aber — der Meister schafft, der Schüler löst Aufgaben. Mich hat überhaupt von

jeher bei jeder eigenen Hervorbringung weniger das Produkt als die Kraftäußerung interessiert.

Aber selbst in dramatischer Beziehung läßt sich, wie mir dünkt, manches zugunsten der Art sagen, auf welche die ersten Akte behandelt sind. Wenn die Idee, deren Versinnlichung ich mir vorgenommen hatte, gehörig herausgehoben werden, wenn das Ende Sapphos all den Eindruck machen sollte, den ich mir vorgesetzt hatte, so mußte ihr erstes Auftreten in der Fülle aller inneren und äußeren Bedingungen geschehen, welche das Glück des Menschen sonst begründen. Daher der Triumphzug, daher der Jubel des Volks, daher diese gesättigte Ruhe, mit der sie auftritt. Auf diese Höhe hat sie die Bildung ihres Geistes, die Kunst, gestellt. Sie wagt einen Wunsch an das Leben, und ist verloren. Weiter! Sappho ist Dichterin. Daß dies hervorgehoben werde, ist durchaus nötig, die Wahrscheinlichkeit der Katastrophe hängt, wie ich glaube, wesentlich davon ab. Ein Meister hätte vielleicht verstanden, Sapphon selbst im Sturme der Leidenschaften die Farbe, die die Dichtkunst ihrem Charakter gab, sichtbar zu machen, die mit unter die erregenden Kräfte des Sturmes selber gehört. Die Dichtungsgabe ist kein in der gewöhnlichen Menschennatur liegendes Ressort, sie mußte daher herausgehoben werden. Ferner, Sappho ist in der Katastrophe ein verliebtes, eifersüchtiges, in der Leidenschaft sich vergessendes Weib, ein Weib, das einen jüngeren Mann liebt. In der gewöhnlichen Welt ist ein solches Weib ein ekelhafter Gegenstand. War es nicht durchaus notwendig, sie noch vor dem Sturme der Leidenschaften so zu zeigen, wie sie in ihrem gewöhnlichen Zustande war, damit der Zuschauer die Arme bemitleide, statt sie zu verabscheuen?

Wenn es mir gelungen ist, den Zuschauer, so sehr er in der Mitte des Stücks geneigt sein muß, die Partie des unschuldigen Paares zu nehmen, dennoch mit seinem Interesse auf Sapphon festzuhalten, so gebührt ein Teil des Ver-

dienstes allerst auch dem ersten Akte. Wie ermüdend lange braucht es, bis in Sappho die Eifersucht Oberhand gewinnt! Das Ermüdende daran ist offenbar meine Schuld; daß es lange braucht, bis der Widerstand ihres Geistes gebrochen wird, dünkt mich gut.

Ferner, Phaon und Melitta haben die Partie des Lebens. Es lag in meinem Plane, nicht die Mißgunst, das Ankämpfen des Lebens gegen die Kunst zu schildern, wie in Correggio oder Tasso, sondern die natürliche Scheidewand, die zwischen beiden befestigt ist. Ja, selbst aus dramatischen Gründen mußten Phaon und Melitta rein gehalten werden; das konnte nur geschehen, wenn sie über ihre Empfindungen gegen Sappho und gegen sich so lange ohne Klarheit blieben, bis ihre Empfindungen eine Stärke erreicht hatten, die bei nicht außergewöhnlichen Menschen ein Vergessen höherer Rücksichten verzeihlich macht, bis Sapphos Eifersucht, die in ihrer Überlegenheit zuerst zur Klarheit kommt, durch verletzende Einwirkung den Trotz Phaons zum Auflehnen bringt und ihn durch die Menschen so gewöhnliche Verwechselung glauben macht, weil er Sapphon unrecht tun sieht, sie sei von jeher gegen ihn im Unrecht gewesen.

Phaon kämpft eigentlich noch nicht, als er auftritt, er ahnt noch nicht, daß die sonderbaren Gefühle seiner Brust je zu einem Kampfe führen könnten. Von Sapphos Ruhm begeistert, wirft er sich in ihre Arme. Der Beifall des Volkes in Olympia, die Reise an ihrer Seite ein fortgesetzter Triumphzug, erhalten ihn im Traume. Nur in Minuten der Einsamkeit fühlt er etwas in sich, das er, weit entfernt es auf den Gegenstand seiner Liebe zu beziehen, auf seine Liebe selbst, auf einen Mangel an Gefühl, an Sinn für wahre Seelenreinheit schiebt. Der Jubel des Empfanges in Lesbos regt seine Phantasie von neuem auf. Sie macht ihren letzten effort in der dritten Szene des ersten Aktes, wo — absichtlich — auch nicht ein Zug vorkommt, der auf eigentliche

Liebe schließen läßt, obschon er darin begeistert genug ist, um Sapphos Träume wach zu erhalten. Selbst als er Melitten schon geküßt hat, ist ihm seine neue Leidenschaft noch nicht klar, erst Sapphos Äußerung bei der Erzählung seines Traumes hellt ihn auf, und seine Liebe tritt heraus, als er Melitten vor Sapphos Dolche schützt.

Ein gleiches gilt von Melitten. Die vorletzte Szene des ersten Aktes ist vielleicht die mäßigste von allen. Ich wollte jedoch hier, nachdem sich Phaon in der vorigen Szene ausgesprochen, auch Sapphos Erwartung und Besorgnis über ihr Verhältnis laut werden lassen, und durch die Art, auf welche Sappho, obgleich poetisierend, ihre Stellung gegen Phaon mit Bangigkeit betrachtet, auf den folgenden Ausbau vorbereiten. Auch dünkte es mich gut, den Kontrast zwischen Sappho und Melitta deutlich hinzustellen.

Ob der unglückliche, weinbegossene Estrich — der wohl füglich hätte wegbleiben können, wenn ich was Besseres dafür gewußt hätte — eine eigene Motivierung durch den Scherz über das Niederschlagen der Augen verdient, weiß ich nicht. Der Schlußmonolog des ersten Aktes könnte leicht mehr dramatisches Leben haben, aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die zweite der beiden übrig gebliebenen Oden, die mir zu passen schien, in dem Stück, das ihren Namen führt, aufzunehmen, damit man mir doch nicht sagen könnte, es sei gar nichts von ihrem Geiste darin.

Die Szene an der Tafel während des Zwischenaktes hat die Liebe noch nicht in Melitten erregt. Sie diente nur dazu, die Aufmerksamkeit des jungen Paares aufeinander rege zu machen und sie in jenen Zustand des Berührtseins zu bringen, das der Liebe den Weg bereitet. Darum machte ich mir auch keine Skrupel, die Szene dazu hinter den Vorhang zu verlegen. Auch reizt er die sanfte Melitta gegen die verletzende Gebieterin, was für die Folge nicht ohne Nutzen ist. Melitta ist bei ihrem Auftreten im zweiten Akte

in jenem dumpfen Staunen, das (um mich so auszudrücken) der Dunstkreis der Leidenschaft erregt, ehe ihr eigentlicher Körper uns berührt. Sie denkt nicht an die Liebe. Das Gespräch mit Phaon, der Kuß, den er ihr gibt, ist der Pfeil des Liebespaktes, und man muß so unschuldig, ja geistesarm sein als Melitta, um noch nicht zu merken, woran man ist. Ich wage es kaum zu gestehen, daß ich mir auf den zweiten Akt etwas eingebildet habe."

4.

Getragen von dieser Sapphoströmung wählte er nun einen bunten Stoff aus einer Voltaireschen Erzählung, um ein breit eingeschobenes Traumleben auf die Bühne zu bringen, und in so eigentümlich theatralischer Fassung die Entwickelung eines jungen Menschenlebens darzustellen. „Des Lebens Schattenbild" war der erste Titel, dann aber wurde es „Der Traum ein Leben" genannt.

Er kam aber nicht über den ersten Akt hinaus, weil plötzlich dasselbe Thema im Theater an der Wien aufgeführt wurde. Es hieß: „Schlummere, träume, erkenne", Märchen in fünf Aufzügen von van der Velde. Das Thema war sehr ungenügend entwickelt, und das Stück konnte im Repertoire nicht bestehen. Aber der Stoff war dadurch befleckt, und Grillparzer ließ ihn liegen.

Er hatte ihn während des Mais und Junis 1818 in Baden angefangen, wohin er seiner kranken Mutter wegen gegangen war. Sie sollte die dortigen Bäder gebrauchen, und dort brachte ihm der zufällige Blick in Hederichs mythologisches Lexikon die Sage der Medea vor die Augen. Dadurch wurde plötzlich der Plan des Goldenen Vließes in ihm entzündet.

Mit allen Kräften dichtete er sich den Ausbau einer

breiten Trilogie in die Höhe, regte sich aber dadurch so auf, daß er nervenkrank wurde und einer Badekur bedurfte. Man schickte ihn nach Gastein, und dorthin ist er am 26. Juli gereist. Die Kur hat ihn geheilt, und wir sehen ihn später mit Vorliebe dahin zurückkehren. Das erstemal war er in Gesellschaft des Bischofs Ladislaus Pyrker, eines ehrgeizigen Dichtungsdilettanten, gereist. Grillparzer hat ihm eines seiner Epigramme gewidmet:

„Den Bischof und den Dichter vergleich' ich ohne Müh';
So ein als anderer dichtet, auf Glauben rechnen sie.
Doch glaubt man nicht dem Bischof, so bleibt ihm doch sein Amt,
Der ungeglaubte Dichter ist darum schon verdammt."

Gestärkt kehrte er nach Wien zurück und ging nun mit allen Kräften und in der glücklichsten Stimmung an die große Aufgabe des „Goldenen Vlieses". Aber als er bis in die Hälfte der zweiten Abteilung (der Argonauten) gelangt war, trat eine Störung ein, welche er selbst verhängnisvoll nennt. Jede Unterbrechung einer poetischen Arbeit war für ihn gefährlich, weil er immer nur in gehobener Stimmung schrieb und, einmal aus dieser Stimmung geworfen, später unfähig war, sich wieder ganz in dieselbe zu versetzen. Und diesmal war die Störung tief erschreckend. Seine kränkelnde Mutter war in Baden nicht geheilt worden, ja ihre Krankheit war bis zur Geistesverwirrung gestiegen, und in einer Nacht von der Magd geweckt, findet er sie hoch aufgerichtet im oder am Bette tot.

Die allgemeine Meinung in Wien war und ist heute noch, daß sie sich im Irrsinn erhängt habe. Grillparzer gibt einen Schlagfluß an als Ursache des Todes. Es bleibt dahingestellt, ob er aus Zartgefühl die peinliche Tatsache verschwiegen oder ob er recht hat neben der allgemeinen Meinung.

Nun war es vorbei mit der Fortsetzung des Goldenen Vlieses. Seine Gesundheit war durch den schrecklichen Ein-

druck tief erschüttert, und die Ärzte rieten dringend zu einer Reise.

Der Zufall brachte ihm einen vornehmen Gefährten zur Reise nach Italien. Er hat sie ausführlich in der Selbstbiographie geschildert. Der vornehme Gefährte, ein Graf Wurmbrand, war ein offizieller Begleiter des kaiserlichen Hofes, welcher Italien besuchte, und Grillparzers intimer Verkehr mit diesem Grafen erzeugte das Gerücht, Grillparzer wäre Sekretär der Kaiserin geworden. Obwohl unrichtig, war doch dieser Ruf ganz dazu angetan, den Neid und die Feindschaft in der höheren Beamtenwelt neuerdings gegen ihn aufzuregen, und er hat denn auch nach seiner Rückkehr bitterlich darunter zu leiden gehabt.

Nur Graf Stadion bleibt ihm treu und bewilligt ihm einen dreimonatlichen Urlaub. Während desselben wird der dritte Teil des Vlieses (die Medea) Ende Januar 1820 vollendet.

Die Einreichung beim Burgtheater fand später statt, und Schreyvogel als Theatermann war nicht ohne Besorgnis, ob ein so weit ausgedehntes Stück, eine Trilogie fremdartigen Themas, einen vollständigen Theatererfolg finden könne. Man begann denn die Vorbereitungen für die nächste Saison.

Grillparzer selbst ging im Sommer wieder nach Gastein und geriet wegen Überschreitung des Urlaubs mit seiner Oberbehörde in das ärgerlichste Verhältnis. Man ließ ihn alle bureaukratische Schärfe fühlen und forderte ihn peremptorisch auf, die Überschreitung des Urlaubs zu rechtfertigen und binnen drei Tagen bei sonstiger Sperrung des Adjutums seine Dienstleistung anzutreten. Selbst der Minister Stadion konnte ihn nicht schützen vor solchen Plackereien, weil er die Administration unabhängig gestellt hatte von seiner ministeriellen Macht.

Grillparzer, ohnehin schon unzufrieden mit seiner Ausführung des Goldenes Vlieses, geriet dadurch in die übelste

Laune und hat bis zur Aufführung der Trilogie den Rest des Jahres 1820 in größerer Zerstreutheit zugebracht, als es sonst seine Weise war. Die Entwickelung einer Liebschaft scheint ihn am lebhaftesten beschäftigt zu haben. Er war in diesem Betracht überhaupt kein Heiliger. Er besaß eine stark sinnliche Natur, welche sich wohl nie zu Ausschweifungen hinreißen ließ, im Falle entgegenkommender Neigung aber nicht unzugänglich war.

Wer ihn nur in seinen alten Tagen gekannt mit seinem harten, fast unschönen Antlitz, der hat nicht leicht daran gedacht, daß ihm die Frauen gern entgegengekommen wären. Nur sein wunderschönes Auge ließ sein herbes Gesicht vergessen. Es ist aber in der ersten Hälfte seines Lebens sein Aussehen ein ganz anderes gewesen. Eine Notiz von ihm selbst in einem Tagebuche ist dafür bezeichnend: er bemerkt einmal vor dem Spiegel, daß er ja garstig geworden sei, und eine Schilderung seines Äußern, welche sich in den Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler findet, stimmt damit überein, daß er sich mit den Jahren sehr verändert hat. Karoline Pichler sagt von ihm: „Grillparzer war nicht hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten, und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichtum eines höchst gebildeten Geistes und eines edlen Gemüts sich nicht so deutlich in allem, was er tat und sprach, gezeigt hätte. Dieser Eindruck war allgemein in der kleinen Gesellschaft — die Einfachheit und Herzlichkeit des Wesens gewann ihm unser aller Achtung und Zuneigung.“

Hierbei muß des merkwürdigen Vorfalls gedacht werden, daß ein junges schönes Mädchen, welches in der Blüte der Jugend starb, in einer testamentartigen Schrift Eltern und

Bruder feierlichst auffordert, sich Grillparzers wohltuend anzunehmen. Sie habe ihn geliebt, obwohl sie es nie ausgesprochen, und er sich ihr nie genähert habe. Sie war die Tochter eines höheren Beamten, eines Norddeutschen, der einer Gesandtschaft zugeteilt war.

Jetzt, im Jahre 1820, war es eine schöne Frau, Charlotte P. geheißen, welche ihm entgegengekommen war, und über welche sich Notizen in den Tagebüchern finden. Eine solche Notiz sagt einfach, daß dies Verhältnis seine bis dahin platonische Natur verändert habe.

Dieser Umgang beschäftigte ihn noch, als es endlich zur Rollenverteilung und zu den Proben des Goldenen Vlieses kam. Am 25. und 26. Januar 1821 fand die erste Aufführung statt, und der Erfolg war zwar ehrenvoll, aber er blieb zurück hinter den Erwartungen, welche man einem neuen Werke des Sapphodichters entgegengebracht hatte, es war ein sogenannter succès d'estime.

Das ist ein Rückschlag im Leben Grillparzers geworden, den alle Welt übertrieben hat, in erster Linie der Dichter selbst.

Immer und immer kommt er darauf zurück, daß ihn die Störung mitten in der Arbeit unfähig gemacht habe, den ganzen Inhalt, die ganze Stimmung wieder zu finden, und daß deshalb die zweite Hälfte schwächer geraten sei. Das mag ja richtig sein, aber wem man davon nichts sagt, der findet, daß diese Trilogie eine mächtige dichterische Leistung ist, ja daß gerade das Schlußstück große Wirkung übt und der Frau Schröder noch mehr als die Sappho Gelegenheit dargeboten hat, auf allen deutschen Theatern Triumphe zu feiern. Von einem so fern abliegenden Thema aber wie diesem kolchischen, welches noch dazu zwei Theaterabende in Anspruch nahm, einen sogenannten durchschlagenden Erfolg zu erwarten, das war eben töricht. Der literarische Wert stand im Vordergrund, und wenn neben ihm ein Ehrenerfolg von der Bühne herab gewonnen wurde, so war dies ruhmvoll genug.

Grillparzer hat einmal ganz richtig geäußert, daß der Begriff des Goldenen Vlieses wohl die größte Schwierigkeit eines populären Erfolges sei. Was bedeutet goldenes Vlies für die Mehrzahl? Etwas Unklares, jedenfalls nichts, was ohne weiteres die Teilnahme weckt.

Der hypochondrische Zug in seinem Naturell hat denn auch das, was in dieser Dichtung fehlte, nie aus den Augen gelassen und immer dazu benützt, sich selbst zu peinigen. Wien trug aber damals auch redlich dazu bei, seine Selbstpeinigung zu rechtfertigen. Während er in Italien gewesen war, hatte man dafür gesorgt, daß er in einer ihm zustehenden Beförderung übergangen worden war, und jetzt brachen von allen Seiten die Feindseligkeiten gegen ihn immer greller hervor, da sich ja in dem beschränkten Erfolge des Goldenen Vlieses enthüllt hätte, es sei dieser verwöhnte Dichter durchaus nicht allmächtig. Die oben erwähnte Behandlung wegen einer Urlaubsüberschreitung war selbstredend. Und nun kam diesen Feinden noch ein unfehlbar wirksames Mittel zu Hilfe, die Anklage wegen ketzerischer Gefährlichkeit Grillparzers. Er hatte in einem großen Gedichte „campo vaccino“ die großen Bilder klassischer Vergangenheit im Kolosseum geschildert und das eingeschobene Bild des Kreuzes als unpassend erwähnt:

Tu' es weg, das heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir,
Üb'rall, nur bei diesen Leichen,
Üb'rall stehe, nur nicht hier.

Das Gedicht war in der „Aglaja“ abgedruckt und auch nach München an den Hof gesendet worden. Ein bayrischer Prinz hatte obigen Vers sakrileg befunden und darüber Beschwerde erhoben am Wiener Hofe. So war die Anklage auf frivoles Ketzertum Grillparzers entstanden, welche in den höchsten Kreisen mit vollem Nachdruck erhoben wurde. Das war im damaligen Wien von großer Bedeutung, denn die Zeiten

der Toleranz, welche Kaiser Joseph gebracht, waren unter Kaiser Leopold verleugnet, unter Kaiser Franz verurteilt. Grillparzer, ohnehin schon als Josephiner verdächtigt, erschien nun im tiefsten Schatten eines gottlosen Menschen, und der Verweis von seiten des Polizeiministers lautet: weil er als Christ kein solches Gedicht hätte machen sollen, weil er als k. k. Pensionär sich hätte in acht nehmen sollen, und weil er die Gnade gehabt, im Gefolge des Kaisers in Italien zu reisen.

Grillparzer war wie geächtet, und dieser Zustand, welchen man ihn ringsum fühlen ließ, quälte ihn so, daß er ganz und gar aus dem Amte ausscheiden wollte, obwohl ihn dies Amt in die Nähe Stadions und in bessere Verhältnisse gebracht hatte. Stadion aber verwarf diesen Gedanken des Ausscheidens nachdrücklich, die nachteilige Lage eines Dichters schildernd, welcher in Österreich ohne Vermögen durch Dichtung allein seinen Lebensunterhalt erwerben wolle.

Unzufrieden mit sich und seinem Schicksale scheint er die ersten Monate des Jahres 1821 untätig dahin gelebt zu haben. In dieser Mißstimmung hat er damals auch seine geliebte Charlotte verlassen, und auch darüber hat er sich wieder Vorwürfe gemacht. In seinen Tagebüchern klagt er sich an, daß seine Liebesneigung ein äußerst gebrechliches Ding sei. Es drängten sich ihm stets Bemerkungen auf, daß Schönheit und Reiz, welche ihn anfangs gelockt, eine Veränderung erlitten habe, und mit diesen Bemerkungen erkalte auch sofort seine Neigung.

Charlotte selbst hat offenbar treuer an ihm gehangen, denn wir finden später die Schilderung eines Besuchs, welchen Grillparzer ihr macht, als sie erkrankt darniederliegt. Sie erinnert ihn an die glückliche Zeit und beklagt den Verlust seiner Liebe; Grillparzer aber verhält sich schweigend, und als sie bald darauf stirbt, muß er sich eingestehn, daß sein schmerzlicher Eindruck ein geringer sei. Er macht sich Vor-

würfe, daß sein Herz keine wärmere Empfindung bereit habe, er kann aber nur diesen Mangel beklagen, und ihn nicht ändern.

Das Liebesglück war ihm nach dem Bruche mit Charlotte anderswo nahe getreten. In einem Konzerte singen und spielen zwei Schwestern Fröhlich in ausgezeichneter Weise, und die dritte Schwester sitzt als Zuhörerin da. Sie heißt Katharina und ist sehr schön. Grillparzer bemerkt die Schönheit nicht augenblicklich, wohl aber allmählich. Er nähert sich ihr und wird von ihr mit Preisen seiner Dichterkraft begrüßt, was ihm eigentlich nicht gefällt. Aber die Bekanntschaft ist gemacht, und die Fortsetzung derselben ergibt das Liebesverhältnis, welches sein ganzes Leben durchzieht, welches ein Rätsel wird für die Welt, weil es zu keiner Ehe führt, und über welches wir aufklärende Äußerungen in Grillparzers Tagebüchern finden werden.

Diese Tagebücher sind zumeist kleine Hefte in Oktavform, in welche er auf schlechtem Papier mit kleiner Schrift seine täglichen Gedanken eingeschrieben hat. Eine Zeitlang, dann brechen sie wieder ab. Er hält es immer wieder für ratsam, ein Tagebuch zu führen, aber er gibt es oft wieder auf.

Angefeindet und literarisch verstört, scheint es jetzt, als ob er der Dichtung ganz den Rücken gewendet habe. Graf Stadion war als freisinniger Mann unberührt geblieben von den politischen wie religiösen Verdächtigungen, welche den Dichter hetzten, und er hatte ihn als seinen Sekretär ganz in seine Nähe gezogen. Man kommt fast auf den Gedanken, daß Grillparzer wirklich in einen politischen Beruf eintreten könne und werde. Es wird sogar eine kleine Staatsschrift finanzieller Art von ihm erwähnt, „Kauf auf Zeit in Staatspapieren“ ist ihr Titel. Aber sein eigensinnig dichterisches Naturell widersprach doch bald dieser Richtung. Er hatte als Sekretär während des Sommers den Minister aufs Land zu begleiten und dort an dem geselligen Verkehr der vor-

nehmen Familie teilzunehmen. Das langweilte ihn, und langweilte ihn bald so, daß er zurücktrat und einem Kollegen die wertvolle Begleitung des Ministers überließ.

Das muß man doch argen Eigensinn und arge Hingebung an Bequemlichkeit nennen. Seine steten Klagen über Nichtbeförderung werden hierdurch abgeschwächt. Wenn man die unmittelbare Nähe des wohlwollenden Ministers aus bloßer Bequemlichkeit aufgibt, dann verliert man auch das Recht, sich über Mangel an Beförderung zu beklagen.

Er war eben ein Dichter, der sich lieber eine Wohnung in Hietzing mietete, sich ein Reitpferd hielt und täglich nach Döbling hinüberritt, wo Katharina Fröhlich bei Bekannten wohnte. Aus dem öffentlichen literarischen Leben schien er ganz auszuscheiden.

Das schien jedoch nur so, denn er sammelte in der Stille Material für ein neues Drama, und zwar Material in großer Ausdehnung. König Ottokars Glück und Ende wollte er dramatisieren. Er sammelte mit großer Emsigkeit, er studierte mit unermüdlicher Ausdauer alle geschichtlichen Quellen, insbesondere die Reimchronik Ottokars von Hornegk. Ein Drama vaterländischer Geschichte sollte es werden, obwohl ihm eigentlich das geschichtliche Drama nicht zusagte, weil es seinen Drang der Inspiration einengte. Aber jetzt nach dem Goldenen Vlies schien es ihm eine Rettung aus den weiten Räumen des Vlieses, die er nicht ausgefüllt hätte, eine Rettung in engere Form, die er beherrschen könne. Dazu das Konterfei Napoleons, welches ihm vorschwebte für den Ottokar!

Und so geschah es; das Stück entstand, es wurde fertig, wurde Schreyvogel übergeben, wurde zur Aufführung angenommen, wurde zur Zensur eingereicht.

Merkwürdigerweise verschwand es bei der Zensur, verschwand für alle Welt, als ob es in einen Abgrund gefallen wäre. Schreyvogel fragte nach und fragte nach, er erhielt

nur ausweichenden Bescheid. Monat auf Monat verging, und endlich gestand man zu, daß man nicht wisse, wo das Manuskript hingekommen sei; es blieb verschwunden.

Der Gedanke liegt nahe, daß ein Böhme die Schuld daran trage. Damals nannte man auch die Tschechen nur Böhmen. Es waren aber zahlreiche Böhmen in allen Ämtern, in hohen wie niedrigen, und ein solcher mochte den Nationalhelden Ottokar vom Theater fern halten wollen, weil derselbe nicht so tadellos heroisch dargestellt sei, wie es der Nationalkultus verlange, und namentlich weil er auf dem Marchfelde dem Rudolf von Habsburg unterlegen sei.

Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie diesen Zensurroman vollständig, und wie die Lösung des Rätsels nur durch das Einschreiten der Kaiserin herbeigeführt worden. Sie hatte von der Direktion des Burgtheaters ein neues Stück zur Lektüre verlangt, Schreyvogel hatte sofort den Ottokar vorgeschlagen, aber dazu gemeldet, daß dies Stück bei der Zensur nicht mehr aufgefunden werde. Als nun im Auftrage der Kaiserin nachgefragt wurde, da fand sich dann doch der Ottokar, und was noch mehr sagen will: er gefiel der Kaiserin ungemein, und sie empfahl das Stück dem Kaiser, ihrem Gemahl. Dieser befahl dann augenblicklich, es aufzuführen.

Am 19. Februar 1825 fand die erste Aufführung statt unter tumultuarischem Zudrange des Publikums, ebenso tumultuarisch war die Aufnahme des Stücks. Das will sagen: es herrschte ein fast wüster Beifall. Ein historisches Stück aus der Geschichte Österreichs, im letzten Akte die Schlacht auf dem nahen Marchfelde, Ortsnamen, die jedermann kannte, das alles war überraschend und alarmierend.

Grillparzer selbst ist der Meinung, der Kern des Stücks sei nicht durchgedrungen, der Eindruck sei ein unklarer geblieben.

Das mag auch richtig sein in bezug auf das Ganze,

und das liegt an dem Titelhelden, welchem man im Gegensatze zum deutschen Habsburg keine warme Teilnahme schenkt, und welchen man ohne tragisches Bedauern zugrunde gehen sieht. Die Teilnahme des Publikums ist in solchem Falle nur eine betrachtende, keine gefühlvolle.

Ich habe diesen Ottokar dreißig Jahre nach dieser ersten Darstellung im Burgtheater und noch später auch im Wiener Stadttheater neu in Szene gesetzt, und es hat sich immer dasselbe Resultat ergeben. Es wird mit großer Aufmerksamkeit und vielfach beifällig aufgenommen, ohne daß ein durchgreifender Erfolg sichtbar würde. Das Publikum ist fortwährend interessiert durch die Vorzüge des Dramas, durch die strotzend einherschreitende Handlung, durch die zahlreichen höchst eigenartigen Charaktere. Der erste Akt, welcher in seinem höher und höher steigenden Ausbau nur seinesgleichen hat in dem prachtvollen ersten Akte der Jungfrau von Orleans, wird mit Enthusiasmus begrüßt, und das ist für den Eindruck des Ganzen abschwächend, da die folgenden Akte keine so gesammelte Wirkung bieten. Man scheidet aber doch mit großer Achtung von dem ganzen Stücke und sieht es nach einiger Zeit gern wieder, weil es einen großen Reichtum ausbreitet und in unsrer dramatischen Literatur wenig Nebenbuhler hat. Mit einem Worte: nur der Held Ottokar, welchem wir bloß ein geschichtliches Interesse widmen, trägt die Schuld, daß die große Komposition im ganzen schwächer wirkt, als man erwarten sollte.

Man kam wohl damals in Wien nicht ins klare über den Grund des geringeren Eindrucks, und dieser Unklarheit wegen bildete sich kein greifbares Urteil. Theatralisches Mißgeschick kam hinzu: Anschütz (Ottokar) wurde nach der ersten Darstellung heiser, die erste Wiederholung ließ acht Tage lang auf sich warten, und nach dieser ersten Wiederholung wiederholte sich auch die Heiserkeit des Ottokar — das Stück mußte wieder hinausgeschoben werden. Solch Schicksal ist

sonst gleichbedeutend mit dem Untergange eines Stücks. Dieser trat nun wohl nicht ein, aber es konnte doch, wie man in der Theatersprache sagt, kein vollständiger Zug zustande kommen.

Außerdem drohte fortwährend ein Verbot des Stücks und trat auch ein, weil eben von den höheren böhmischen Beamten dagegen gehetzt wurde. Zahlreiche böhmische Studenten lärmten überall dagegen und überschütteten Grillparzer mit Drohbriefen. Die guten Deutschen aber dachten nicht daran, neben diesen verhetzenden Umtrieben böhmischer Nationalen den deutschen Dichter, welcher eine deutsche Sache vertrat, in Schutz zu nehmen. So entstand eine öffentliche Meinung, welche verworren war. Grillparzer erzählt, daß selbst seine Freunde sich sorgfältig enthielten, mit ihm über das Stück zu sprechen.

Sein stattliches Werk wurde ihm in solcher Weise verleidet, und er stand da wie gelähmt, kaum imstande, einen Brief an den Polizeiminister zu schreiben, warum denn der patriotische Ottokar verboten werde? Was sollte er denn noch dichten, wenn solch ein reiches vaterländisches Stück von seinen Landsleuten unbeachtet blieb, und er einer deutschfeindlichen Partei preisgegeben wurde!

Grillparzer ist es denn auch am frühesten klar geworden, daß man mit Verleugnung des Josephinischen Prinzips den deutschen Staat Österreich in Gefahr bringe, und er war immer ein hartnäckiger Widersacher des entstehenden Schwindels, welcher eingesprengte nichtdeutsche Stämme zu gebieterischen Nationalitäten erheben wollte. In grimmigem Zorn darüber hat er in übertreibender Weise die Verse geschrieben:

Zu Äsops Zeiten sprachen die Tiere,
Der Menschen Bildung ward so die ihre.
Da fiel ihnen mit einem Male ein,
Die Stammesart sollte das Höchste sein.
Ich will wieder brummen, sagte der Bär,

Zu heulen war des Wolfes Begehr,
Nur wer bellt, schien dem Hunde brav,
Und blöken nur wollte das Schaf.
Da wurden allmählich sie wieder Tiere,
Und ihre Bildung — der Bestien ihre.

5.

Keine Zerstreuung, keine Neigung brachte ihn über dies vermeintliche Unglück seines Ottokar hinweg. Wohin? Wozu? fragte er sich täglich, und der Kummer über sein unzureichendes Talent verdüsterte ihn mehr und mehr.

Die Zeit nach der Ottokaraufführung ist die trübseligste Grillparzers gewesen. Das ist ersichtlich aus einem längeren Tagebuchhefte, welches sich aus dieser Zeit vorfindet. Er klagt über seine Unfähigkeit, zu arbeiten und zu dichten. „In ähnlicher Unfähigkeit" — fährt er fort — „habe ich mich zwar schon öfter befunden, aber das Charakteristische meines gegenwärtigen Zustandes ist, daß, indes ich sonst die Ursache meiner Untätigkeit in äußeren Umständen suchte und fand, mir jetzt ein inneres entsetzliches Gefühl sagt, es sei mit der Dichtergabe selbst zu Ende. Eine stufenweise Erkaltung der Phantasie läßt sich übrigens in meinen bisherigen Hervorbringungen bestimmt nachweisen. In der Ahnfrau ist sie in voller Glut der Jugend, in der Sappho schon ruhiger geworden, Medea schwankt zwischen zuviel und zuwenig, Ottokar ist ein berechnetes Werk (ja berechnet, bis ins kleinste berechnet, was man auch vom Gegenteile sagen mag), aber die Ausführung bleibt oft zurück. Was wäre der vierte Akt geworden, wenn dem Verfasser noch ein Teil der in der Ahnfrau verschwendeten Mittel zu Gebot gestanden hätte!

Auf der einen Seite also Abnahme, stufenweises Erlöschen der Herzenswärme, und auch auf der andern durchaus kein Zunehmen von seiten des Denkens und Wollens.

Die Phantasie wird nach und nach zum Greise, und der Verstand bleibt ewig Kind, oder Knabe besser zu sagen, denn Kind wäre noch allenfalls zu entschuldigen. Schon in der Zeit, da ich noch hoffte, in der Poesie etwas Tüchtiges leisten zu können, und ein vorschneller Wahn mich zu glauben antrieb, ich könnte mich dereinst an die ersten Dichter der Nation reihen, schlug das Gefühl einer inneren Insuffizienz, einer Unbedeutendheit als Mensch jede solche Hoffnung nieder.

Hätte ich nur den Mut, mir selbst treu zu sein, den unnennbaren Schmerz eines verfehlten Daseins in mir fortwalten zu lassen, bis er entweder das Dasein selbst verzehrt oder in höchster Steigerung ein Höheres hervorruft. Aber eine törichte Eitelkeit, eine übel angebrachte falsche Scham zwingt mir bei jeder Berührung mit Menschen eine gewisse Lustigkeit auf, die mich nicht froh macht, die mir nicht von Herzen geht, aber für mich das einzige Mittel ist, mit Menschen zu kommunizieren. Ich muß Scherz treiben oder ganz schweigen und meine innere Seelenmarter, meine Menschenscheu, meinen langweilend gelangweilten Mißmut zur Schau tragen, und das mag ich nicht, kann ich nicht, will ich nicht. Allein, fern von Menschen, so könnte ich mich vielleicht wieder finden und besitzen."

Recht im Gegensatze hierzu verhält er sich aber: er tritt in eine Gesellschaft. Es bestand damals in Wien eine lustige literarische Gesellschaft, genannt „Ludlamshöhle", für welche er wohl gar nicht paßte, in welche er aber eingetreten war mit der stillen Hoffnung, sich aufzuheitern. Aber auch sie brachte ihm Ärger. Ein höherer Polizeibeamter wollte sich hervortun durch eine Entdeckung. Sie bestand darin, daß er die Ludlamshöhle eine Verschwörung nannte und den Überfall derselben übernahm. In der Nacht wurde das Lokal besetzt und durchforscht, bei Schriftstellern aber, welche dazu gehörten, wurde Haft und lokale Untersuchung durch-

geführt. Dies widerfuhr auch Grillparzer, welcher 24 Stunden Arrest in seinem Zimmer erleiden mußte.

Ehe ihm diese unsinnige Störung begegnete, schreibt er: „Ad vocem Scherz treiben: gestern abends die Ludlam besucht. Was man da Spaß macht, wie viel ich gelacht habe, und immer dabei des marternden Seelenzustandes bewußt! Als ich mich in derlei Zerstreuung begab, schwebte mir dabei Goethe, Shakespeare, Mozart vor, alles Menschen, die das tiefste künstlerische Sinnen und Schaffen mit dem Erfrischenden einer bewegten, frohen Umgebung zu vereinigen wußten, aber quot licet Jovi —. Ich sehe wohl, mit derlei compterendus kommt nicht viel heraus. Und doch will ich sie fortsetzen. Ich will die Gemeinheit abhalten wie ein Gestrandeter das Wasser von seinem lecken Schiffe, solange es geht, und hilft endlich kein Schöpfen mehr, dann spült mich fort, brausende Wellen, mein Tagwerk ist getan.

So viel ist gewiß: ist einmal der Dichter über Bord, sende ich ihm den Menschen auch nach.

26. März. Ich will fortfahren. Dieses Geschreibe wird mich wohl nicht in die Stimmung bringen, die zu meiner schöpferischen Arbeit erforderlich ist, es wird mich aber doch wenigstens à la hauteur des Gedankens erhalten und mich zwingen, die Gedanken zu fixieren, was bei mir in Stimmungen gleich der jetzigen so wenig der Fall ist, daß die Vorstellungen mit der Abgerissenheit des Traums aufeinander folgen, und ihr Entstehen und Verschwinden beinahe alle Willkür ausschließt. Und dies ist es eigentlich, was mich empört, das ist's, was ich unter der Würde eines vernünftigen Wesens finde. Man gebe mir die Fähigkeit wieder, mich zu vertiefen, und ich will das Vermögen der Darstellung und Ausführung dafür hingeben.

Äußere Ursachen, die mir seit der Aufführung Ottokars (19. Februar 1825) die Arbeit verleidet haben, waren: Mißmut über das Nichtdurchgreifen des Stückes, über das Un-

beachtetbleiben desselben von seiten der Kritik und der Besseren in Deutschland. Nachwirken des Ärgers über die Zensurkämpfe vor der Aufführung. Ferner die gebrauchte homöopathische Kur gegen mein Halsleiden, die mir den ganzen Frühling und Sommer raubte. Mein Verhältnis zu Lucien," so pflegt er in den Tagebüchern Kathi Fröhlich zu nennen, „das sich zum Bruche neigte und mir keine Ruhe ließ. Den Winter über Daffingers Polizeigeschichte und meine Verwickelung in dieselbe. Endlich mein Körperzustand, der ohne irgend ein bestimmt ausgesprochenes Übel auf eine stufenweis überhandnehmende Abstufung hinweist. Freilich war mein ganzes bisheriges Leben ein immerwährender Wechsel zwischen Überreiz und Abspannung, letzterer war aber noch in keiner Periode so stark, so lange dauernd, so sehr mit dem Gefühle der Hilflosigkeit begleitet als jetzt. Freilich habe ich die Zeit von meinem 18. bis 25. Jahre in einer ähnlichen Dumpfheit und Tatlosigkeit zugebracht, damals waren aber auch die äußeren Umstände danach, und dann — der Henker hole alles Wissen und Schreiben, wenn dem Innern der Ausbildung als Mensch gar nichts davon zugute kommt. Auch war ich damals wohl nach außen hin untätig, aber äußerst tätig nach innen. Es war ein eigentlicher Tiefsinn in mir, eine wahre Grundlage zu großen Dingen.

Wenn man sich ein so äußerst erregbares Nervensystem vorstellt, als das meine von Kindheit an war, und bedenkt, was Baden und Schwimmen im kalten Wasser, z. B. das Hineinspringen, den Kopf zu unterst, darauf für eine Wirkung machen kann und muß, so erschrickt man. Stärken, abhärten — abstumpfen vielleicht. Lord Byron tat das zwar auch, und die Wärme seiner Phantasie litt nicht darunter, aber seine Körperbeschaffenheit war eine andere, er war von Jugend auf daran gewöhnt, ich habe erst nach meinem 30. Jahre die ersten Versuche gemacht, und — wer weiß!

Diesen Winter über beschäftigten mich nacheinander drei

Stoffe zu Trauerspielen. Anfänglich Libussa. Hier konnte ich schon den Plan nicht zur Genüge ausbilden. Die Verwickelung war so spitz, so kaltwitzig, daß ich bald alle Lust verlor. Hierauf kam Hero und Leander an die Reihe. Den Plan dazu hatte ich schon aus früherer Zeit im Kopfe, und, war er dunkel geworden, ich brauchte ihn nur aufzufrischen. Es gelang zum Teile, aber sobald ich die Feder ansetzte und die Ausbildung der einzelnen Teile dem Verfolgen der Arbeit vorbehalten wollte, gerieten gleich die ersten Zeilen so kalt, so leblos. Das was mich eigentlich an den Personen interessierte, kam in der Darstellung so wenig zum Vorschein, daß ich wieder ablassen mußte. Endlich verfiel ich auf die Geschichte des Palatin Bankbanus, dessen Frau der Bruder seiner Königin, Otto von Meran, entehrt. Unter dem Titel ‚Ein treuer Diener seines Herrn' brachte ich eine ziemlich glückliche Anlage zustande, die mich sehr interessierte. Nun glaubte ich, sei alles gewonnen, und ich fing an zu schreiben. Aber es ging wieder nicht. Das Leben fehlt, sogar die Worte fehlen. In dem alten Bankbanus war ich ziemlich tief herunter gestiegen, der König und die Königin waren im reinen. Bankbanus' Frau konnte in allgemeinen Umrissen sehr gut dem Eindrucke der Begebenheit überlassen werden. Aber der Prinz mußte ausgemessen werden, und dazu fehlte die Lust, die Applikation. Dieser Libertin, der seine Leidenschaften als Spielzeug braucht, bei dem sie aber zugleich so heftig sind, daß sie viel zur Wahrheit werden und ihn im dritten Akte körperlich krank machen — diese letzten Worte habe ich hier geschrieben, ohne ihren Zusammenhang innerlich zu fühlen. Die Tragödie muß vorderhand also wohl unausgeführt bleiben."

Er kommt alsdann auf die Musik, welche er als junger Mann wieder aufgenommen, obwohl sie ihm in früher Jugend durch ungeschicktes Lehren verleidet worden war. Wohl von seiner Mutter her erwies er sich darin so begabt, daß er ohne

Noten und sonstige Kenntnis auf dem Klavier phantasieren und sich stundenlang musikalischem Genusse hingeben konnte. Musik war ihm Poesie ohne Worte. So schreibt er denn jetzt:

„Ein weiteres Abhaltungsmittel von poetischen Hervorbringungen in der letzten Zeit war auch das Studium der Musik und des Kontrapunktes. Ich hatte es um die Zeit, als der Streit wegen der Aufführung des Ottokar und mein Mißmut darüber am lebhaftesten war, begonnen, und zwar hauptsächlich, um meine Gedanken von einem Gegenstande abzuziehen, der mich unaufhörlich marterte, und worüber das Sinnen und Ärgern mich wohl gar krank zu machen drohte. Zugleich aber hatte ich immer eine große Neigung für dies Studium gehabt, und es drängte mich, die Grundlage einer Kunst kennen zu lernen, die in ihrer Wirkung auf mein Gemüt immer eine gewaltige Nebenbuhlerin der Poesie war. Das Mittel wirkte, ich ertrug die Kämpfe mit der Zensur, die Angst der ersten Aufführung. Die Mißverständnisse und absichtliche Mißdeutung von seiten des Publikums und der Kritik ertrug ich noch eins so leicht, aber zugleich bemächtigte sich der Gedanke an jene Tonverhältnisse meines Innern so überwiegend, daß ich bald selbst im Traume nur Musik und Generalbaß trieb. Zwei Eigenschaften, die mir mitunter von großem Nutzen waren, aber mir noch öfter auch den empfindlichsten Schaden gebracht. Diese nämlich: daß in meinem Kopfe immer nur für einen Gegenstand Raum ist, der alle übrigen verschlingt, und dann: daß ich etwas einmal mit festem Entschluß Begonnenes nur mit dem äußersten Widerstreben fahren lasse. Die erste Eigenschaft meines Wesens bewirkte, daß die Musik in mir bald das allein Herrschende war, die zweite, daß, obgleich ich den Schaden bald einsah, den dieses außerordentliche Studium mir brachte, ich mich doch nicht entschließen konnte, es aufzugeben, und immer hoffte, es in meine übrigen Beschäftigungen einschieben zu können, was aber nie gelang. Ja, aus Furcht, zu sehr da-

von eingenommen zu werden, fing ich an, es lauer zu treiben, und verlor so die Frucht von einem und dem andern.

Auf eine so unsinnige Weise habe ich immer mit meinen Kräften und Anlagen hausgehalten, so wenig hat die Erfahrung immer Einfluß auf mich gehabt, und wie ein Knabe fange ich mit jedem Morgen ein neues Leben an, dessen Resultate dem folgenden Tage nicht zugute kommen. Ein zuckendes Verlangen, in allen Fächern unterrichtet zu sein, Äußeres und Inneres, Körperliches und Geistiges zu vereinen, läßt mich eine Menge Dinge unternehmen, die mich zersplittern und zerstreuen. Ich weiß es und fühle es lebhaft in den Momenten der Zerknirschung, aber ein durch was immer zeitweilig hervorgebrachtes Gefühl von Kraft und Präpotenz ist hinreichend, mich immer wieder von neuem in ähnliche Bestrebungen zu verwickeln. So habe ich Schwimmen, Fechten gelernt. Der Gedanke, körperlich schwach, kränklich zu sein, war mir unerträglich, und ich bedachte nicht, daß nur mein natürlicher [Zustand] vielleicht derjenige ist, in welchem ich allein imstande bin, als Dichter zu leisten, was ich sollte und auch könnte."

Zehn Tage später schreibt er: „Nach so langer Zeit wieder einmal die Feder zur Hand. Getan nichts, gedacht nichts; fast hätte ich gesagt, noch weniger, denn wahrlich ich bin auf dem Punkte, etwas tun zu können, ohne zu denken. Die Fixierung der Gedanken ist mir in manchen Perioden eine so unsägliche Pein, daß ich mich um alles in der Welt nicht dazu entschließen kann. Ist es bloß Trägheit? Zum Teil gewiß. Ein Brief, den ich empfangen, macht mich unglücklich. Ich trage ihn acht Tage uneröffnet in der Tasche, ich lasse ihn von andern lesen, an Antwort ist nicht zu denken.

Schilt mich nicht arbeitsscheu und träge,
Weil ich zum Werke schwer mich rege;
Dem Manne gleich' ich ganz und gar,
Der Tonnen Goldes schuldig war;

Das Ganze konnt' er ab nicht tragen,
Was sollt' er sich um Groschen plagen!
Auch einen Jäger stell' ich vor,
Mit Kugeln lud er früh sein Rohr
Und geht hinaus durchs tauige Feld,
Dem Hirsche nach sein Trachten stellt.
Der Hase läuft, es fliegt das Huhn,
Er aber läßt die Büchse ruhn;
Stellt nicht den Hirsch sein gutes Glück,
Kehrt ohne Beut' er spät zurück,
Die andern alle schwer beladen.
Warum hat er nicht Schrot geladen?

Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man sterben sich gesehn,
Mit seiner eignen Leiche gehn.

Das vor allem Erforderliche wäre wohl, einen angeborenen Hang zur Untätigkeit zu besiegen. Aber wie? Indem man sich zu regelmäßigen Arbeiten zwingt. Zu poetischen oder anderen Arbeiten? Im ersten Falle ist zu fürchten, daß die Poesie immer mehr in ein leeres Formenwerk ausartet, besonders aber das Gemüt daran endlich gar keinen Anteil nimmt, was ohnehin schon zu sehr stattfindet und überhaupt das eigentliche Grundgebrechen ist. Das absichtliche Vertiefen in nichtpoetische Arbeiten aber würde mich von der Poesie endlich ganz abziehen. — Ich liebe solche Arbeiten nur zu sehr, sie gewähren einen gewissen geschäftigen Müßiggang, der äußerst wohltut und nicht fördert. Dies ist auch die Ursache, warum ich solche Arbeiten vielmehr ganz entfernt und mich dadurch zu zwingen versucht habe, Gedanken und Neigung der Dichtkunst zuzuwenden. Lächerlich! Zwingen! Zur Dichtkunst zwingen! — Wohl! Aber tue ich's nicht, so laufe ich Gefahr, wie es schon einmal der Fall war,

wieder sieben Jahre (von meinem 18. bis 25. Jahre) ohne die geringste poetische Tätigkeit zuzubringen. Überhaupt hat mich nur zu zwei dichterischen Leistungen eine eigentlich innere Nötigung gezogen. Zur Sappho nämlich und zur Medea. Bei beiden aber war es aber offenbar hauptsächlich die durch den Beifall der vorhergegangenen Stücke geweckte Begeisterung. Mein natürlicher Zustand ist ein mit Zerstreuung abwechselndes verworrenes Brüten. Am liebsten ohne Gegenstand mit hin und wieder aufzuckenden Gedankenblitzen. Hat sich aber auch ein Gegenstand dazu eingestellt, so waltet doch immer wieder die Lust vor, es mit ihm innerlich abzumachen. Sobald ich daher etwas nach außen hinstelle, wird es mir beinahe verhaßt, und ich mag nicht mehr daran denken, so widerlich ist mir die Unähnlichkeit des Ausgeführten mit dem Gedachten. Man glaube nicht, daß ich mir darin zuviel nachgesehen. Ich bin von jeher gegen diese Eigenheiten mit Erbitterung zu Felde gezogen, und vielleicht war es gerade dieses unausgesetzte Kämpfen, was meine innere Natur gestört und mir die Äußerung noch schwieriger gemacht hat. Gewiß ist mein Gemüt dadurch verdüstert und meine Empfindung abgestumpft worden. Darin liegt gegenwärtig das Hauptübel. Mein Herz ist anteilnahmslos geworden. Mich interessiert kein Mensch, kein Genuß, kein Gedanke, kein Buch. Ich hätte vielleicht versucht, allem ein Ende zu machen, wenn ich es nicht unter diesen Umständen für feig hielte. Soviel aber ist gewiß, daß, wenn alle meine Bemühungen, mich ruhig und tätig zu machen, fruchtlos bleiben, ein unglücklicheres Dasein kaum gedacht werden kann."

6.

Ohne Einleitung, ohne Übergang schreibt er im Mai 1826 über sein Liebesverhältnis mit Kathi entscheidende Worte.

Das Verhältnis dauerte schon fünf Jahre; Kathi, 1801 geboren, war jetzt 25 Jahre alt, und man wunderte sich, daß es zu keiner Ehe kam. Zank und Streit, welche häufig zwischen den beiden Liebesleuten herrschten, mußten für Erklärung hingenommen werden. Sie waren es aber doch nicht allein.

Es waren vier Schwestern Fröhlich, Anna, Barbara, Katharina, Josephine. Barbara war schon verheiratet und hieß Bogner, als Grillparzer bei den drei in Gemeinschaft wohnenden Schwestern Hausfreund wurde. Sie hatte einen Knaben, welcher oft bei den Tanten einkehrte und ein Liebling Grillparzers war. Sie selbst galt für die schönste und begabteste der vier Schwestern, ein exzentrisches Naturell, welches sich überall hervortat in künstlerischer Hervorbringung als Musikerin, wie als Malerin. Der Vater Fröhlich hatte lange Jahre in der Vorstadt Wieden ein Geschäft mit Ausschwefelung der Weinfässer getrieben und sich in die Stille zurückgezogen, als das Geschäft seine Einträglichkeit verlor. Die Mädchen waren auf eigenen Erwerb angewiesen, und den erreichten sie denn auch reichlich vermittelst ihrer vorzüglichen musikalischen Kenntnisse. Anna und Josephine gaben gut belohnten musikalischen Unterricht, nachdem Josephine die dramatische Laufbahn, welche sie glücklich begonnen, jedoch gern wieder aufgegeben hatte. Nur Katharina nahm nicht teil an diesem Erwerb. Sie war nach der Bogner die schönste, von edlem Wuchse, wohlgebildetem Antlitze, sprechenden dunkeln Augen und mit einem wohlklingenden Organe ausgerüstet. Die Absicht lag nahe, sie dem Schauspiele im Theater zu widmen. Frau Schröder riet dringend dazu, und Kathi war einverstanden. Grillparzer war dagegen, und es unterblieb. Es war ihm zuwider, seine Kathi dem wüsten Verkehr in der Kulissenwelt ausgesetzt zu sehen. Er hat auch nie Umgang gesucht mit Schauspielerinnen. Doppelt zuwider war es ihm, weil er höchst eifersüchtig war. Wenigstens

zeigte dies ein Anfall, welchen er als ganz junger Mann erlitten. Als er nämlich sah, daß seine erwählte Schöne sich von einem Manne die Cour machen ließ, geriet er in ein heftiges Fieber, so daß er sich zu Bett legen und tagelang im Bette bleiben mußte. Eine Antonie, eine Jugendbekanntschaft, war seine erste Flamme. Dann verliebte er sich in eine Sängerin Teimer und schrieb das Gedicht „Cherubin“. Sie kannte ihn nicht und war entzückt über das Gedicht, das keinen Autornamen trug. Nach Jahren erst erfuhr er, daß sie erklärt hatte, diesem Dichter würde sie ihre Liebe schenken. Leider erfuhr er das zu spät.

Als seine nächste Liebe nach dem „Cherubin“ kommt der Name Therese in den nachgelassenen Papieren vor, aber ohne irgend eine nähere Angabe. Desto deutlicher sind die Angaben über sein Verhältnis zu Charlotten. Sie war die Frau eines Freundes von ihm, war bildschön und hat ihn sehr geliebt, wie die schon erwähnte Szene bestätigt, als sie auf dem Krankenbette lag. Die Tochter, welche sie geboren, wurde eine Tochter Grillparzers genannt, vielleicht nur mit demselben Rechte, wie in Karlsbad dem Goethe eine Tochter zugeteilt wird.

Er schildert selbst in herben Worten die Treulosigkeit seines Naturells in der Frauenliebe.

„So war es bei mir immer“, schreibt er, „mit dem, was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblicke an, als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern die Rolle des Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten. Ich habe auf diese Art

das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht. Zwei von ihnen sind bereits tot. Aber ich habe nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte. Vielmehr näherte ich mich nie einem Weibe, das nicht vorher sich mir genähert. Damit kann ich mich trösten und damit, daß ich nie durch fremden Schmerz mein eigenes Wohlbefinden zu erkaufen gesucht habe, und auch nichts erkauft habe als eigenen, nur veränderten Schmerz."

„Du verlangst von mir," schreibt er an Altmütter, „ich soll sie dir beschreiben, die ich liebe? Vor allem: die ich liebe, sagst du? Wollte Gott, ich könnte sagen ja! Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig, dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber — ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es bloß die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle andern Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lang festhalten kann. — Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein wertes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem ‚Heute' voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein ‚Morgen' denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Übereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? Bedaure mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden.

Das Bewußtsein dieser unglücklichen Eigenheit meines Wesens hat auch bewirkt, daß ich von jeher allen Verbindungen mit Weibern, zu denen mich übrigens mein Physisches ziemlich geneigt macht, nach Möglichkeit ausgewichen bin. Jedesmal aber, daß ich mich einließ, bestätigte sich jene traurige Erfahrung, was um so natürlicher ist, da ich mich gerade zu solchen am meisten oder vielmehr ausschließlich hingezogen fühle, die eigentlich am wenigsten für mich passen: zu denen nämlich von entschiedenen Charakterzügen, die meinem Hang zu psychologischer Forschung und dem stoffumbildenden Dichtersinne in der Idee die meiste Nahrung geben, auf der andern Seite aber durch ihr Sprödes und Abgeschlossenes im Wirklichen jedes Zusammenschmelzen nur noch unmöglicher machen.

So ging es auch hier. Ich hatte das Mädchen — laß mich sie Lucia nennen —, deren beide ältesten Schwestern mir durch ihren geistvollen Gesang schon lange interessant geworden waren, in den musikalischen Versammlungen, denen sie mit jenen beizuwohnen pflegte, nicht gesehen oder nicht bemerkt, wohl aber vernommen von ihrer außerordentlichen Darstellungsgabe, die sie auf Privatbühnen zeige, so wie ich öfter einen in Jahren ziemlich vorgerückten Mann aus meinen Bekannten mit einer ins Lächerliche gezogenen Leidenschaft für die kaum Neunzehnjährige aufziehen hören mußte. Weder der letztere Beweis, noch — bei meiner Abneigung gegen das Schauspielerwesen — der erstere waren geeignet, mich auf eine nähere Bekanntschaft besonders begierig zu machen. Endlich bei einem Abendkonzerte erfahre ich durch das spöttische Hinweisen, mit welchem einige Spaßvögel hinter dem Rücken eines Frauenzimmers den erwähnten ältlichen Liebhaber ihr näher zu bringen versuchen, daß diese die vierte jener drei andern sei, die eben durch Ausführung eines schwierigen Gesangstückes rauschenden Beifall einernteten. Das Mädchen stand auf und ging zu ihnen, denen sie ihre Freude über

den eben beendeten Gesang bezeigte. Auch ich ging hin in gleicher Absicht. Einer der Anwesenden stellte mir die vier Schwestern vor mit dem Ausdrucke: Vier Ihrer wärmsten Verehrerinnen! Wer wäre das nicht! rief lebhaft die eben hinzugetretene Nichtsängerin. Lautes Lob, Lob in meinem Beisein hat mich nie erfreut, ich achtete daher nicht viel auf die Lobrednerin, und auch als ich sie während des darauf folgenden ziemlich gleichgültigen Gesprächs einigemal ansah, fand ich durchaus nichts, was mir irgend anziehend geworden wäre. So ging es auch den ganzen übrigen Abend, an dem ich mich mit einer ziemlich geistesarmen, aber außerordentlich schönen Frau unterhielt, die mich gerade damals etwas interessierte. So oft ich meiner Lobrednerin zufällig nahe kam, fiel mir an ihr sowie an ihren Schwestern ein gewisses, beinahe demütiges, einen Unterschied zwischen sich und der Gesellschaft setzendes Betragen auf, dessen Ursache sich mir bald erklärte. Ich erfuhr, daß Vater und Mutter der guten Kinder sehr arm und die älteste von ihnen Musiklehrerin im Hause des Festgebenden sei."

Wehe dem Mädchen, möchte man wohl nach den obigen Bekenntnissen sagen, welches diesen Mann liebt und wieder geliebt zu sein glaubt! Solch ein Naturell ist für die Ehe nicht bestimmt.

Wenn Katharina Grillparzers Naturell gekannt hätte, würde sie ihm entgegen gekommen sein? Am Ende doch. Liebe ist ja unwiderstehlich und traut sich alles zu, auch die Änderung eines Mannes. Nun, sie kam ihm entgegen, als er sich in ihrem Hause einstellte. Sie liebte ihn, hat ihn, den Wankelmütigen, immer warm geliebt. Wunderlich genug, der Charakter dieses Liebesverhältnisses, welches ein halbes Menschenleben dauerte und doch zu keiner Ehe führte, ist der Welt unklar geblieben, obwohl ein Gedicht Grillparzers gedruckt vorliegt, welches jeden hätte belehren können. „Jugenderinnerungen im Grünen" ist der Titel, Numero 15 unter den Tristia ex Ponto.

Im Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.
Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz;
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.
So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich,
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!
Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Gesucht im einzeln, was am Ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.
Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, wo Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärkre Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwächre neigte sich und ward zerknickt.

Ist da noch ein Zweifel möglich? Und wäre er möglich, so löst ihn — traurig genug! — das oben angekündigte entscheidende Wort Grillparzers. Es lautet: „Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entschluß, er war erzeugt durch ein vielleicht bloß ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu tun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderstehlich hintrieben. So kämpfte ich mich ab gegen die fast immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldsvolle hinüberging, setzte auch sie, unbewußt, in Bewegung, und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtstriebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses

Verhältnis nun auch in seinen geistigen Bestandteilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten.

Meine Phantasie kann sich übrigens von jener Niederlage noch immer nicht erholen. Es ist, als ob mir die Darstellung aller innigen Gefühle unmöglich geworden wäre, nachdem ich ein selbstempfundenes, so überschönes in Kälte und Gemeinheit übergehen gesehen hatte."

Ehe dies in so trostloser Klarheit hervorgetreten, war doch einmal — nach längerer Bekanntschaft — der Abschluß einer Ehe im Werke. Um die Zeit, als Grillparzer aus Jamnitz, dem Landgute Stadions, nach Wien zurückkehrte. Er hatte schon eine Wohnung gemietet und Hausrat angeschafft, die Hochzeit sollte gefeiert werden. Da brach wieder einmal, wahrscheinlich wegen der Wohnung und Einrichtung, ein heftiger Zank zwischen den Brautleuten aus, und die Heirat unterblieb.

„Das Mädchen ist durch Liebe und Achtung lenksam bis zur Willenlosigkeit, aber gleich darauf wieder die größte Rechthaberin von der Welt, und, solange die Aufregung dauert, nicht imstande, zu schweigen oder den Streit liegen zu lassen, wenn es auch alles gälte, was zu erhalten sie sonst das Übermenschliche tut und duldet. Warum mußte dieses Wesen in meine Hände geraten, oder je darauf verfallen, sich gleich auf gleich mir gegenüber zu stellen!"

Aus ihrer Heftigkeit erklärt sich wohl der gänzliche Bruch des Verhältnisses, welcher einmal plötzlich eintrat. Das Unglück wollte, daß Kathi von einer Galerie des Burgtheaters aus die Augenzeugin eines freundlichen Zusammentreffens ihres Bräutigams mit Charlotte v. P. sein mußte, von der ihr bekannt war, in welch intimem Verhältnisse sie mit Grillparzer gestanden hatte. Die Ausbrüche ihrer leidenschaftlichen Eifersucht, denen sie sich bei diesem Anlasse überließ, müssen nach Berichten der Schwestern ungeheuerlich gewesen sein, und Grillparzer erklärte denn, daß er eine dauernde Verbindung

mit ihr für unmöglich halte. Er ging von dannen, und Kathi verfiel in eine schwere Krankheit.

Der Bruch war also geschehen, und als die Kranke nach langer Zeit der Genesung entgegenging, schien sie selbst es zu begreifen, daß zwischen ihnen von Heirat nicht mehr die Rede sein könne. Aber den Geliebten gänzlich zu verlieren, schien ihr ebenfalls unmöglich, und in ihrer Umgebung wurde die Meinung nur allzu bestimmt ausgesprochen, daß eine gänzliche Trennung der Tod des Mädchens sein würde. Man war geneigt, anzunehmen, daß ja noch immer ein freundschaftliches Verhältnis fortgeschleppt werden könne, und im weiten Hintergrunde sah man nur allzu gern eine Ausgleichung zwischen den beiden nur allzu reizbaren Naturen, und zuletzt mit Gottes Hilfe dennoch ein glückliches Ehepaar.

Die Schwestern unterrichteten Grillparzer von der Lebensgefahr Kathis, und so stand er vor der schon erwähnten Frage: Schwäche oder Grausamkeit?

Er schauderte zurück vor dem Gedanken, die in seinem Geiste so hoch stehende Geliebte tödlich zu verletzen, und die in seinem Herzen noch immer bestehende Neigung trug dazu bei, dem Andringen der Schwestern nachzugeben und sich auf einen für beide Teile gleich unpassenden Mittelweg verlocken zu lassen, auf dem er, ohne die Geliebte zu beglücken, selbst keine Beglückung finden konnte.

Eine Notiz im Nachlasse sagt alles: „Mittags bei Fröhlich. Es erwachte, wie jedesmal nach jeder Versöhnung, eine Art Verlangen in mir. Ich nahm sie auf den Schoß und liebkoste ihr, das erstemal nach langer Zeit. Aber die Empfindung ist erloschen. Ich möchte sie gar zu gern wieder anfachen, aber es geht nicht."

„Für den Wert des Menschen (Weibes)", schreibt er ferner, „ist die Güte des Charakters allerdings das Höchste, aber für das Zusammenleben, namentlich das nähere und nächste, ist Humor und Temperament beinahe noch wichtiger."

Er hielt Kathi für besonders geeignet, einen Mann zu beglücken, welcher ermüdet von anstrengendem Tagesgeschäfte abends heimkehre, aber nicht für sich, welcher seine Tage in dichterischer Aufregung verlebe und des Abends ruhige Erholung brauche. Übrigens ist bei all den Wirrnissen eine warme Neigung für Kathi immer vorhanden geblieben, und gerade deshalb war diese Zeit so verheerend für ihn, er litt bitterlich unter diesem Zwiespalt und entschloß sich notgedrungen zu einer Reise.

7.

Dies war die Reise zu Goethe 1826. Sie führte über Dresden und Berlin nach Weimar, und die Selbstbiographie bringt eine ausführliche Beschreibung. Dieselbe Beschreibung findet sich im Nachlasse vor, aber sie enthält doch einige Abweichungen von der Selbstbiographie. Namentlich äußert der Dichter sich — gegen Gewohnheit — über die Berliner und Preußen überraschend günstig. „Die Menschen", schreibt er in Berlin, „habe ich hier angenehmer gefunden, als ich mir sie vorgestellt. Ein hoher Grad von Gutmütigkeit ist ja hier nicht seltener als in Wien. Nur die Art, sich anzukündigen und daher auch zu erkennen, ist verschieden. Der Österreicher erscheint im Auslande leicht ein Tölpel, der Preuße ein Großsprecher; zu Hause sind sie beide etwas anders, wenn sie gleich beide einen kleinen Beigeschmack davon behalten mögen. — Die Unterhaltung ist hier ungleich geistreicher als bei uns, selbst wenn sie nicht glänzen will. Eine Tischgesellschaft, die, nachdem sie eine feine Anzahl Rheinweinflaschen überwunden, an ein Gespräch über die moralische Natur des Menschen überginge, wie dies bei Marchand der Fall war, gibt es in Wien nicht."

Auch die preußische Regierung, ja das öde Polizei-

regiment unter Friedrich Wilhelm III. lobt er im Hinblick auf Österreich. Denn die Wissenschaften seien frei.

Es war ihm natürlich interessant, zu erfahren, wie die literarischen Stimmführer über ihn dächten, und die freundliche Aufnahme, welche er bei literarischen Notabilitäten in Berlin und später in Weimar fand, hätte ihn darüber täuschen können. In der Tat aber dachten die Stimmführer geringschätzig von ihm. Diese Stimmführer waren die Führer der romantischen Schule, welche zum Ärger Schillers und Goethes Literatur „machen" wollten. Ihnen war Grillparzer, der in ihre Fächer nirgends paßte, unbequem. Sie ignorierten ihn deshalb völlig, und obwohl ihr Generalquartiermeister Ludwig Tieck ein ganzes Buch „Dramaturgische Blätter" herausgab, in welchen jeder Quark ästhetische Prüfung fand, erhielt Grillparzer doch nicht eine Zeile. Durch Abdruck eines Solgerschen Briefes kam die äußerste Geringschätzung Grillparzers zutage. Solger war der ästhetische Philosoph der romantischen Schule, und Tieck gab Briefe von ihm heraus. Da kam denn ein Brief des jetzt total vergessenen Ästhetikers zum Vorschein, in welchem Solger erzählt, daß er eine Aufführung der Sappho habe über sich ergehen lassen müssen. „Ich muß dieser Fratze doch erwähnen," heißt es da, „weil sie und der Beifall, den sie findet, doch zu merkwürdig ist. Ich sah sie neulich mit meiner Frau. Wir dachten darüber zu lachen, es verging uns aber vor Langerweile. Es war die fünfte Vorstellung, das große Opernhaus gedrängt voll und alles entzückt, kaum atmend vor Aufmerksamkeit und Bewunderung. Dieser Mensch hat es recht getroffen, die schlechten Neigungen der Jetztzeit in Beschlag zu nehmen, wie Kotzebue im Anfange die der seinigen. Die unselige Interessantigkeit, wie ich es zu nennen pflege, das ekelhafte Kokettieren mit Talenten und sogenanntem Geiste, der verruchte Hochmut darauf, der das Edle und Wahre in der menschlichen Natur besudelt — das sind die höchsten Ideen!"

Wir wissen alles besser — muß man hinzusetzen.

Goethe dagegen, die erste dichterische Instanz für Grillparzer, nahm den österreichischen Dichter bekanntlich sehr freundlich auf, auch die Notabilitäten Weimars feierten ihn lebhaft durch ein Bankett im Schießhause, welches von den sonst so stillen, sparsamen Leuten veranstaltet wurde. Es gab also doch noch eine andere literarische Welt in Deutschland als die romantische. Goethe selbst schreibt an Zelter: „Grillparzer ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angeborenes poetisches Talent darf man ihm zuschreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserem freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich."

Da ist es nun doch interessant, um mit Solger zu sprechen, darüber aufs Reine zu kommen, wieviel Goethe damals von den Dichtungen Grillparzers gekannt habe. Er war durch den Hund des Aubry als Theaterdirektor gestürzt worden und hielt sich grundsätzlich fern von jedem Theaterstücke, als die Ahnfrau auftrat. Er hat wohl weder sie noch die Sappho, noch die Medea gelesen und nur durch seine Umgebung davon erfahren, besonders durch Zelters Briefe. In seinen Annalen 1817, 1818, 1819, in denen er die Gegenstände seiner Lektüre mit großer Ausführlichkeit aufzählt, werden Ahnfrau und Sappho mit keinem Worte erwähnt. Endlich vernehmen wir von ihm selbst (Goethes sämtliche Werke in 40 Bänden, XXVII, Seite 375), daß er sich seit 1820 alles Neueren enthalten habe mit Ausnahme von Werners Makkabäern und Houwalds Bild, die ihm von den Verfassern zugeschickt wurden, und die ihm „unerfreulich entgegentraten".

Und wie wurde er durch Zelter unterrichtet? Der stramme Musiker Zelter hat in Berlin die Ahnfrau gesehen und schreibt: „Elend und Jammer vom Anfange bis zum Ende. Die selige Ahnfrau ist von ihrem Manne auf Dilet=

tantismus ertappt und erstochen worden, und nun gibt sich das Schicksal die Mühe, dieses kleine F—ksal am ganzen darauffolgenden Geschlechte zu rächen. Alle Lebenden sind unschuldig und rein wie die Sonne, und der Teufel holt sie alle. Doch ist das Wesen lange nicht so ekelhaft wie der säuische 24. Februar, wo das Tier sein Junges frißt. Talent ist nicht zu verkennen, wiewohl es verloren geht: es fehlt an Licht, und wo das nicht ist, dank' ich für den Schatten."

In Frankfurt am Main sieht Zelter Sappho mit der Schröder. Er entdeckt in ihr — der einzige! — eine hübsche Frau, aber doch gar keine geborene Schauspielerin. Das Stück (Sappho) könne er nicht beurteilen. Es schwebe zwischen Griechischem und Modernem, ohne einen festen Grund zu finden, und alles könnte anders sein, ohne darum schlechter zu sein. Die Personen des Stücks seien zahm bis zur Grausamkeit gegen die Zuschauer.

Seine brave Freundin Madame Birch-Pfeiffer, welche er als Schauspielerin über die Schröder stellt, hat ihn verleitet, Medea anzusehen, was ihr nicht zum zweitenmal gelingen soll. Er nennt das Stück mehr schlimm als schlecht. „Schauspieler und Zuschauer gingen davon wie gebissene Hunde." Das Pfefferrösel stellt er daneben hoch.

Zur Krönung des Geschmacks sagt der stramme Musiker noch über die Schillersche Elisabeth der Schröder das Allernachteiligste. Nach der Szene mit der Maria Stuart sei er denn auch fortgegangen und habe einen Rostbraten gegessen, welcher ihn „wieder versöhnt habe mit der Welt."

So kam zu Goethe die Schilderung Grillparzers. Der alte Herr mochte wohl wissen, wieviel Zelters literarische Kritik bedeute, und wir wissen aus Grillparzers Erzählung, wie liebevoll ihn Goethe aufgenommen. Daß Grillparzer der indirekten Einladung Goethes zu einem privaten Abendbesuche keine Folge gegeben, möchte man unverzeihlich nennen. Seine melancholische Schüchternheit fürchtet sich vor einer

intimen Unterredung mit dem verehrten Dichter! Nie ist eine Schüchternheit widerwärtiger ins Leben getreten. Sie war eine rechte Quintessenz seiner gebrochenen Stimmung, welche ihn auf die Reise gejagt.

Über München kehrte er nach Wien zurück. Der Weg über den Thüringer Wald, wo man jetzt eine Eisenbahn baut, war eine Strapaze, als ob man die Alpen zu übersteigen hätte. Dennoch kehrte er einigermaßen gestärkt heim, ganz mit dem Gedanken beschäftigt, seine nächste dramatische Arbeit Goethe zu widmen. Der lang vorbereitete „Ein treuer Diener seines Herrn“ kam an die Reihe, dies Thema schien ihm aber doch nicht geeignet für den großen Dichter. Briefe pflegte er nicht zu schreiben, und so erhielt der Verkehr mit Goethe keinerlei Fortgang, was Grillparzer selbst bedauerte, aber seiner Rückhaltung gemäß doch nicht änderte.

„Ich habe dies Trauerspiel“, schreibt er, „der Theaterdirektion übergeben. Der Theatersekretär Schreyvogel besteht darauf, daß ihm das Stück nicht gefalle. Ich halte viel auf des Mannes Urteil, und mein innerstes Gefühl gibt ihm recht. Aber mißfällt auch jetzt das Stück, so war es ja doch einmal anders. Als ich es schrieb — freilich kann das täuschen! Auch bin ich mir bewußt, am Plane geändert zu haben, und da kann leicht etwas Unübereinstimmendes in die Teile gekommen sein. Ich fühle meine Kraft versiegen. Mein Herz ist betrübt bis in den Tod.“ Dazu hat er einen Zusatz in griechischer Sprache geschrieben. Die Stärkung durch die Reise hielt also nicht lange vor.

Der Plan zum „treuen Diener“ reicht, wie schon erwähnt, weit zurück.

Jetzt hatte er ihn doch vollendet, er war aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen worden.

Dieser erste einstimmige Beifall ist bei diesem Stück von besonderer Wichtigkeit. Das unbefangene Publikum hatte diese oft peinliche Schilderung eines pflichtgetreuen Mannes

ohne Skrupel aufgenommen, die poetische Charakteristik eines getreuen Staatsdieners hatte ihre poetische Schuldigkeit getan und vollständig angesprochen.

Die Vorwürfe, daß Bankban hündisch treu, daß er servil sei, kamen erst hinterher und ganz abseits vom Theaterpublikum, sie entstanden aus der politischen Parteiung, welche sich damals auszubreiten anfing und überall politische Maßstäbe anlegte.

Ich habe darauf die Probe gemacht: ich habe dreißig Jahre nach jener ersten Aufführung das Stück auf dem Burgtheater neu in Szene gesetzt, also in einer Zeit allgemeiner politischer Agitation, und — das Stück ist gerade so beifällig aufgenommen worden wie bei seiner ersten Aufführung.

Im poetischen Rahmen des Theaters wird einfach der poetische Vorgang gewürdigt, wenn er in edler Form und unter der vollen Rüstung des Talentes auftritt.

Kaiser Franz scheint eine Ahnung gehabt zu haben, daß die Aufnahme des Stücks außerhalb des Theaters eine ganz andere sein, und daß man aus politischen Gründen die Pflichttreue des Palatins mißbilligen werde. Wenn dies aber einträte, dann würde der Gehorsam gegen den Regenten herabgesetzt, und es käme dann die monarchische Herrschaft überhaupt zu Schaden. Er gab also dem Polizeiminister einen ganz ungewöhnlichen Auftrag. Dieser ließ Grillparzer rufen und teilte ihm mit, daß dies Stück dem Kaiser außerordentlich gefallen habe, und daß er es deshalb ganz allein zu besitzen wünsche. — Allein? Was bedeutet das? — Es bedeutet, daß der Kaiser das Manuskript für seine Privatbibliothek begehre, und daß weder Abschrift noch Abdruck anderswohin gelange. Der Dichter möge getrost seine Honorarforderung stellen, es werde ihm auch die höchste ausgezahlt werden.

Grillparzer ging darauf nicht ein und erläuterte seine

Ablehnung in einer schriftlichen Eingabe. Darauf erfolgte kein weiterer Schritt des Polizeiministers, und die Sache schlief ein. Man führte das Stück unter längeren Zwischenräumen noch einige Male auf, und dann ließ man es vom Repertoire verschwinden.

Rätselhaft bleibt es, daß Grillparzer in einem Tagebuche ausdrücklich sagt, der Minister habe die Entschädigungssumme nicht zu hoch gefunden. Der Dichter hätte also doch eine angegeben, und doch ist der Handel nicht zustande gekommen. Wahrscheinlich hat der Minister eine hohe Summe genannt und nicht zu hoch gefunden. Grillparzer aber hat trotzdem abgelehnt.

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet!“ konnte jetzt Grillparzer mit vollem Rechte sagen. Seine hypochondrische Stimmung brauchte da gar nicht mitzusprechen. Überall fand er Schwierigkeiten, überall stieß er auf Mißverstand und Undank. Die Verherrlichung des Hauses Habsburg im Ottokar wurde für nichts erachtet, die Schilderung eines getreuen Staatsmannes im „treuen Diener“ wurde verdächtigt, und bald darauf brachte ihm ein einfaches Gedicht Anklage und Strafe zuwege. Es betraf die Genesung des Kronprinzen. Grillparzer hatte die Herzensgüte desselben hervorgehoben, ganz besonders hervorgehoben und die geistigen Eigenschaften keineswegs bezweifelt, aber deren Entwickelung der Zukunft überlassen. Also, schrie man, ein Schwachkopf! Der Abdruck wurde von der Zensur verboten, aber hundert Abschriften mit aufreizenden Gedankenstrichen, mit — wurden verbreitet. Ein Zensor Rupprecht hatte einen Gassenhauer daraus gemacht. Der Kronprinz wie der ganze Hof waren entrüstet, und die Gehaltserhöhung, um welche Grillparzer eben eingekommen war, wurde abgeschlagen.

Was tun? was lassen? Diese Fragen gehen jetzt durch seine Tagebücher. „Wer mir“, heißt es da einmal, „die Vernachlässigung meines Talentes zum Vorwurf macht, der

sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist ermattet. Wie, um nicht immerfort verletzt zu werden, endlich kein Mittel übrig bleibt, als sich unempfindlich zu machen, wie kein Aufschwung möglich ist, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Zensur anstößt, und die Arbeit aufhört ein Vergnügen zu sein, die Quelle tausendfältiger Unannehmlichkeiten wird."

Er ging jetzt zu Kathi und ihren Schwestern fleißiger, je gedrückter er sich fühlte. Sein Zaubermittel Musik sollte ihn trösten. Er spielte da Klavier, er sang. Sang? Ja, er hatte eine hübsche Stimme und sang damals mit Vorliebe. Natürlich machte er sich auch daraus einen Vorwurf.

Um diese Zeit (1828) starb Beethoven, welchen er hoch verehrte, und mit welchem er besonders wegen eines Operntextes verkehrte. Er hat ihn auch geschrieben und spricht wunderlicherweise wie von einer Arbeit, welche ein großes Honorar eintragen müßte. Melusine heißt er, und Beethoven hat ihn trotz steter Versicherungen nicht komponiert. Er ist dann an Konradin Kreutzer übergegangen, und man legt ihm keinen besonderen Wert bei. Das kam vielleicht daher, daß Grillparzer es in den Opern nicht liebte, wenn die Textesworte sich vordrängten. Musik sei die Hauptsache, nicht das Wort. Grillparzer war der blanke Gegensatz zu Richard Wagner. Aber er war so sehr Musiker, daß es wohl der Mühe lohnt, einen Kenner über sein Musikleben gründlich sprechen zu hören. Eduard Hanslick, unser klassischer Musikhistoriker und Kritiker, hat dies getan. Er spricht wie folgt:

„Es gibt keinen zweiten großen Dichter, der sich so liebevoll und ernstlich mit der Musik befaßt, so tiefe Blicke in ihr Wesen getan hätte wie Grillparzer. — Ich weiß keinen Poeten, der eine solche Fülle tiefer und eigentümlicher Gedanken über Musik und musikalische Kunstwerke aus seinem Innersten geschöpft und mit solcher Klarheit ausgesprochen

hätte. — Ernst, wie er alles getrieben hat, trieb er auch die Musik. — Er genießt die Musik streng musikalisch und will ihr Gebiet rein gehalten wissen von poetischer Gleichnis- und Auslegekunst. — Fräulein Kathi Fröhlich zeigte mir drei Stücke von Grillparzers Komposition, von ihm mit feiner deutlicher Notenschrift aufgesetzt. — Für Grillparzers musikalische Bildung und edles musikalisches Bedürfnis sprechen diese Kompositionen. Ihre schlichte Korrektheit beweist, daß der große Dichter die Musik nicht bloß begeistert anzusingen, sondern sie selbst künstlerisch zu handhaben wußte. Seine Aussprüche über Musik gewinnen uns dadurch an Bedeutung. — Wer nichts anderes von Grillparzer kennte als die unsäglich rührende Erzählung ‚Der arme Spielmann‘, dies Meisterstück in der Kunst anscheinend kunstlosen Erzählens, der weiß, daß er es mit einem großen Dichter zu tun hat. Aber nur ein großer Dichter, der zugleich in die Tiefen des musikalischen Geheimnislebens eindrang und sich darin sicher wie zu Hause fühlt, konnte den alten Geiger verstehen und ihn so schildern, daß wir nicht bloß seine rührende Gestalt zu schauen, sondern sein Spiel zu hören glauben.“

„Von den großen Wiener Tondichtern“, fährt Hanslick fort, „haben Beethoven und Schubert mit Grillparzer verkehrt. Die Individualität Schuberts hat der Dichter in einem kurzen Gedichte zu zeichnen versucht, das zwar die Bedeutung Schuberts nicht entfernt erschöpft, aber doch zwei charakteristische Züge: die gesunde Originalität seines Talentes und seine um Lob und Tadel unbekümmerte Behaglichkeit geistvoll auffängt:

Schubert heiß' ich, Schubert bin ich,
Und als solchen geb' ich mich.

Sonst findet sich auffallenderweise nichts von Grillparzer über Schubert. Um so mehr hat er in einem eigenen Aufsatze und erzählend in der Selbstbiographie über Beethoven gesagt. Er fürchtete während der letzten Lebensjahre Beet-

hovens von seiner gedrückten Stimmung, die sich zu musikalischem Ungestüm aufraffte, daß er weiter und weiter und zu weit gehen könnte in der Steigerung seiner Kompositionen, sagt aber doch geradeaus, daß er ihn eigentlich geliebt. In dem kurzen Gedichte ‚Wanderszenen‘ schildert er ihn treffend als einen kühnen Mann, der einsam durchs Dickicht dringt, einen Strom durchschwimmt, Abgründe überspringt — als Sieger steht er am Ziel, nur hat er keinen Weg gebahnt; der Mann mich an Beethoven mahnt.“

Einige Zeit nach seiner Rückkehr von Weimar mußte Grillparzer von Schindler, dem Freunde Beethovens, erfahren, daß Beethovens Krankheit zum Tode neige, und daß man von Grillparzer eine Grabrede wünsche. Erschrocken ging dieser sogleich an die Abfassung derselben, er war aber kaum mit der Hälfte fertig, da brachte Schindler — es war der 24. März 1827 — die Todesnachricht. „Da tat es einen tiefen Fall in meinem Innern,“ sagt Grillparzer, „die Tränen stürzten mir aus den Augen, und wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte, ich habe die Rede nicht in jener Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war.“

Der Burgschauspieler Anschütz sprach diese von persönlichem Anteile durchzitterte Grabrede auf dem Währinger Kirchhofe, wo man über vierzig Jahre später auch Grillparzer begraben hat, zu tiefer Wirkung.

Auch als später bei Heiligenstadt, wo Beethoven zuletzt gewohnt hat, ein Denkmal errichtet wurde, fand sich Grillparzer ein, um seine Verehrung auszudrücken in schweren Worten.

Bei alledem blieb Mozart das musikalische Ideal Grillparzers. Es finden sich auf einem Zettel folgende Worte über Mozart: „Mittags ein paar Konzerte Mozarts gespielt. Wunderschöne, heitere, klare, melodienreiche Musik, obwohl nicht frei von Gemeinplätzen, aber auch diese mit graziöser

Wendung.“ Das schöne Maß dieses glücklichen Tondichters hat ihn immer und immer begeistert. Als 1842 in Salzburg das Mozartdenkmal enthüllt wurde, schrieb er in einem Gedichte den Vers:

Nennt ihr ihn groß? Er war es durch die Grenze:
Was er getan, und was er sich versagt,
Wiegt gleich schwer in der Schale seines Ruhms.
Weil er nie mehr gewollt, als Menschen sollen,
Tönt auch ein Muß aus allem, was er schuf,
Und lieber schien er kleiner, als er war,
Als sich zum Ungetüme anzuschwellen.
Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt,
Doch wesenhaft und wirklich, wie die erste,
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.
Des seid gedenk, und mahne dieser Tag
Die Zeit, die Größres will und Kleinres nur vermag.

8.

Endlich kommen doch wieder dramatische Pläne in Frage. Beim Frühstücke liest er Griechisch und Lope de Vega, der ihn ungemein unterhält. Dann geht er an begonnene Stücke. Zunächst an Hero und Leander, und zwar an den vierten Akt. „Vergebens!“ — schreibt er — „die Gemütslage Heros, die mir so deutlich war, als ich sie niederschrieb, ist mir nun verschlossen.“ Den Tag darauf (19. Februar 1829): „Tiefer, langer Schlaf, mit schwerem Kopf aufgestanden. Wenig in der Odyssee gelesen. Ebensowenig kam Lope de Vega zuteil. Hero und Leander unklar. Zu dem Brouillon von ‚Traum ein Leben‘ gegriffen. Besseres Glück. Das Vorhandene hat mich mehr befriedigt als sonst. Einiges im dritten Akte schicklich verändert. Der letzte Akt hat sich noch nicht aufgetan. Übles Zeichen. Wenn eine Arbeit gelingen

soll, muß sie mir gleich von vornherein mit der bestimmtesten Notwendigkeit dastehen."

Zwei Tage später: „Hero und Leander will sich aufhellen, wenn der Schimmer nicht bloß vorübergehend ist. Werde den Gedanken der Aufführung wieder ertragen können. Mehreres berichtigt und verbessert. Der zu theatralische Schluß ist aber schon so mit dem Ganzen verwachsen, daß er sich nicht mehr nach der ursprünglichen Idee wird herstellen lassen. Ich rechne auf die große Bildlichkeit des Stücks."

In den nächsten Tagen folgt ein Besuch beim Maler Daffinger, oder richtiger bei dessen schöner Frau, dem sogenannten „Kinde". Er nennt sie „wunderschön". „Habe mich aber doch gelangweilt" — setzt er hinzu. Die erste Liebesperiode mit dieser Frau scheint ungemein reizend gewesen zu sein. „Auch sie", schreibt er, „hat mich vielleicht damals geliebt. Durch mein brüskes Benehmen scheint sie von ihrer früheren Neigung ziemlich zurückgekommen." Er selbst wiederholt, daß „eine gestörte Empfindung sich bei ihm nicht wieder einstellt".

So war ein Jahr vergangen seit der Trennung von ihr, da kommt Daffinger, der von jenem Verhältnis nichts gewußt hat, zu Grillparzer und bittet ihn um Hilfe gegen seine Frau. Was ist's? Er möge ihr den Kopf zurechtsetzen, sie habe einen Liebhaber. Vor einem Jahre war er noch selbst dieser Liebhaber gewesen, und es war ihm schwer aufs Herz gefallen, von dem reizenden „Kinde" scheiden zu müssen. „Es war eben", sagt er, „die Trennung von dem letzten wohltuenden Lebensgefühle." Jetzt war er gleichgültig und setzte wirklich der Frau den Kopf zurecht, las aber auch dem Manne ein Kapitel, kurz, versöhnte das Ehepaar und ging von dannen wie ein salbungsvoller Biedermann in der Komödie.

Er deutet einmal auf eine Ladung vor Gericht im Zu-

sammenhange mit Daffinger. Aber es findet sich nirgends eine nähere Erklärung.

Am Tage nach jener Familienszene schreibt er: „Beschlossen, mit Hero und Leander kurzweg einen Abschluß zu machen.“

Das geschieht, er sagt aber dabei: „Dieser herrliche Stoff ist ohne die erforderliche Liebe ausgeführt worden.“

Statt das Stück nach der Heldin „Hero“ zu benennen, gab er ihm, um das Romantische im griechischen Leben anzudeuten, den manierierten Titel „Des Meeres und der Liebe Wellen“, und es wurde am 5. April im Burgtheater aufgeführt.

Die drei ersten Akte machten großes Glück, die zwei letzten fielen ab. Es verschwand rasch vom Repertoire. Zwanzig Jahre später setzte ich es mit Frau Bayer-Bürck als Hero neuerdings in Szene und gewann einen außerordentlich günstigen Erfolg, so daß es seit dieser Zeit eines der beliebtesten Repertoirestücke geworden ist.

Kam das von anderer Inszenesetzung? Kam es von der günstigen Darstellung der Hero? Oder kam es daher, daß die Schätzung Grillparzers in diesen zwanzig Jahren sehr hoch gestiegen war, und das Publikum dem Dichter eine Genugtuung für angetane Unbill bei „Weh dem, der lügt“ darbringen wollte? All das zusammen wohl kam jetzt dem Stücke zu statten. Die erste Darstellerin der Hero, Fräulein Gley, die spätere Frau Rettich, besaß gerade die Eigenschaften nicht, welche für die Hero unentbehrlich sind: Schönheit im allgemeinen, namentlich Grazie griechischen Wesens und gefällige Hingebung an das erwachende Sinnenleben, welches ja die Entwickelung Heros bezeichnet. Das alles fehlte der äußerst verständigen Frau Rettich, und das alles besaß Frau Bayer-Bürck.

„Hero und Leander“ — so nannte er das Stück in seinem Tagebuche — „hat nicht gefallen. Die ersten drei

Akte wütend applaudiert, die letzten zwei ohne Anteil vorübergegangen. Traurig, daß die Stimme des Publikums mit meinen eigenen Zweifeln so sehr zusammentrifft. Der fünfte Akt ist zwar leider nur zu wirksam, zu theatralisch (weshalb ich ihn auch immer ändern wollte), er litt aber offenbar unter der Wirkungslosigkeit des vierten Aktes, denn auf ein einmal zerstreutes Publikum wirkt nichts mehr. Sonderbar! Diesen vierten Akt schrieb ich gerade mit der meisten Innigkeit, dem nächsten Einleben, und er schien mir vom ersten Augenblicke sehr gelungen, aber schon bei der zweiten Überarbeitung, ein Jahr später, konnte ich mich selbst nicht mehr darein finden. Das Ganze ist offenbar mit zuwenig Folge, abgerissen und mehr mit einer allgemeinen als mit einer besonderen, mit einer Stoffbegeisterung geschrieben. Mehr Skizze als Bild. Wenn die Lösung gelang, war der Gewinn groß für die Poesie. Sie gelang nicht. Und doch! und doch! Wenn ich durch ein paar noch folgende gelungene Leistungen mich in der Zahl der bleibenden Dichter erhalten kann, möchte leicht eine Zeit kommen, wo man den Wert des, wenn auch nur halb Erreichten, in diesem vierten Akte einsehen dürfte."

Diese Zeit ist für das ganze Stück gekommen, aber für den vierten Akt nicht. Grillparzer schätzt ihn hoch wegen seiner psychologischen Wahrheit, übersieht aber, daß ihm die dramatische Wirkung fehlt. Sonderbar! Er ist sonst ein Meister der dramatischen und theatralischen Technik, und doch bleibt es ihm hier verborgen, daß dieser Akt auf ein langsames Abwarten gestellt ist. Das lähmt auf der Bühne immer und ist gerade in einem vierten Akte schädlich, denn so nahe dem Schlusse des Stücks ist dramatischer Vorgang doppelt erforderlich.

Ich selbst habe bei der Inszenesetzung immer eingesehen, daß die wiederholte Zögerung Heros die Langeweile mit sich bringt. Sie will nicht gehen, weil sie müde ist und den

Abend beim Turme erwarten will, und sie kommt mit demselben Gedanken „Ist's noch nicht Abend?“ wieder. Wenn man das Fortgehen ganz wegläßt (die ganze erste Szene des vierten Aktes), so erhält man bei ihrem Kommen ihre Gedanken und ihre Stimmung hinreichend durch das, was sie sagt und tut, und es ist durch Ausfall der ersten langen Szene ungemein viel gewonnen für den Anteil des Publikums, indem das Verschwinden der Langeweile erreicht ist.

Übrigens ist dies Stück immer auf ein gutes, um nicht zu sagen auf ein feines Publikum angewiesen. Doch nein! Gut und fein sind nicht die richtigen Bezeichnungen. Ein naives Publikum ist erforderlich für diese Hero. Naiv in dem Sinne, daß eine unbefangene Hingebung an den Stoff durch keinerlei Bedenken nebensächlicher Art gestört ist, und daß man sich den Stimmungen, welche das Stück mit sich bringt, ohne Vorurteil hingibt. In dieser Hero zeigt die Aufnahme einer Stelle den Unterschied zwischen einem naiven Publikum und einem Publikum, welches nur äußerlich teilnimmt, die Stimmung des Stücks aber nicht erkennt. Wenn Hero auf Leanders Liebesbitte plötzlich und unerwartet sagt: „Komm morgen!“ da lacht auch das naive Publikum, aber es lacht mäßig, freudig überrascht, durchdrungen von wohlwollender Teilnahme für das Liebespaar. Das nicht naive Publikum, die schöne Stimmung der Szene durch Nebengedanken verletzend, lacht roh auf, es lacht aus.

So wurde das Stück in Deutschland vielfach aufgenommen und zerstört. Noch 1856 sagt ein Kritiker in München nach Aufführung des Stücks mit sichtlicher Befriedigung: „Überhaupt fand das Publikum bei diesem Trauerspiele für die reifere Jugend mehr Gelegenheit zu herzlichem Lachen als bei manchem Lustspiele.“

Grillparzer erwähnt in einem Tagebuche nebenher, daß die Stelle in der Liebesszene des dritten Aktes, wo Hero

sagt: „Die Lampe darf's nicht sehn", einem Vorfalle entnommen sei aus seiner Liebesaffäre mit Charlotte. Diese, ein wenig verstimmt, habe ihn entlassen, sei ihm aber plötzlich mit dem Lichte gefolgt, habe dasselbe auf den Fußboden gestellt und ihn dann herzlich umarmt.

Auffallend genug, der Mißerfolg der Hero scheint ihn nicht übermäßig verstimmt zu haben. Seine Gemütslage hat sich ersichtlich gebessert, und die Klagen im Tagebuche lassen nach. Er macht Fußtouren ins Gebirge, er geht wiederum nach Gastein. Dabei spricht er rätselhaft von einer Krankheit, die ihn peinige und von der niemand wisse.

Gastein befreit ihn davon, und seine satirische Ader macht Bemerkungen über den anwesenden Erzherzog Johann: „Wenn ich je meinen Rudolf II. ausführen sollte" — der Bruderzwist war also damals schon in ihm vorhanden — „so wird dieser Erzherzog Johann wohl darin als Erzherzog Matthias aufgenommen."

Wieder in Wien „bosselt" er von neuem an Libussa und zankt sich auch in dem freundschaftlichen Waffenstillstande des öfteren mit Kathi. Glücklicherweise kommt er doch wieder auf die Anlage eines Stücks zurück, welches ihn auch in verdrießlicher Stimmung freundlich angemutet hat, auf „Der Traum ein Leben".

Täglich las er immer noch beim Frühstück nach einem griechischen Autor ein Stück von Lope, und diese Teilnahme, welche ihm die buntesten Erfindungen des spanischen Fabulisten einflößten, brachte es wohl zuwege, daß ihm ein bunter Plan von Begebenheiten ansprechend entgegentrat. Und wie bedeutend hat er diesen bunten Plan ausgeführt! Einen österreichischen Faust hat man das Stück genannt. Die Reinigung und Besserung eines Menschen ist wirklich darin. Die frechen Wünsche Rustans sind in einem Traumleben verkörpert, führen im Traumleben zum Untergange und sinken zu Boden beim Erwachen, ja sinken nicht nur zu Boden,

sondern führen zu der wundervollen Rede, welche auf der Bühne eine bezaubernde Wirkung macht:

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust:
Eines ist nur Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust.
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel,
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel.

Zufrieden mit seiner Arbeit trug Grillparzer sie zu Schreyvogel und erfuhr da zu seiner Überraschung, daß dieser Dramaturg nicht sonderlich erbaut war von dem Stücke, sondern die glückliche Wirkung des Traumes ernstlich bezweifelte.

Diesmal machte dies keinen Eindruck auf Grillparzer, der in seiner Theaterphantasie einen festen Blick hatte und genau vorher wußte, was auf der Bühne Wirkung machte, und wie es sie machte. Er nahm das Manuskript ruhig mit nach Hause und meinte, es werde wohl seine Zeit finden, schrieb aber in seinem Tagebuche eine abfällige Bemerkung nieder über den kurzsichtigen Dramaturgen.

Das Stück fand denn auch seine Zeit, aber es fand Schreyvogel nicht mehr. Er war durch den Grafen Czernin aus dem Burgtheater, welches er geschaffen, vertrieben worden.

Am 4. Oktober 1834 wurde „Der Traum ein Leben" zum ersten Male aufgeführt und machte das größte Glück von dem Momente an, als das Publikum inne wurde, daß es einen Traum vor sich gehabt. Kein Stück Grillparzers ist so oft gegeben worden, jetzt schon (1883) über achtzigmal.

Getrost schreibt aber ein deutscher Kritiker: „Dies Stück eignet sich nicht für die Darstellung."

Dies erinnert an die Urteile von Gervinus, wenn er über die Darstellbarkeit Shakespearescher Stücke weissagt.

Grillparzer war in jener Zeit ersichtlich heiterer als bisher; er gibt auch die trüben Gedichte „Tristia ex Ponto“ heraus, ein Zeichen, daß die Trübseligkeit hinter ihm liegt, und er denkt an eine neue Reise, an eine Reise nach Paris und London.

Die Gesamtausgabe seiner Werke bringt die genaue Schilderung seines Aufenthaltes in Paris und London. Eigentlich erscheint er hier als ein anderer Mensch, als ein freierer, obwohl er sich immer nach dem Sorgenloche Wien zurücksehnt. Er ist durchaus munter, und es macht einen erheiternden Eindruck, wenn er aus diplomatischen Gründen seinen Freund Börne eilig verläßt, um nicht unter die liberalen deutschen Flüchtlinge zu geraten. Die österreichische Gesandtschaft könnte das bemerken und ihm in Wien neuerdings böses Geschirr zuziehen. Börne aber, der schlimme Verfasser der „Briefe aus Paris“, war von lange her sein Freund, wenigstens Freund aus der Ferne: er hatte seine Dramen, namentlich die Sappho, mit enthusiastischem Lobe begrüßt.

Er besucht auch Heine, und der gefällt ihm sehr. Mit diesem war die Unterredung leichter, es brauchte keine Politik zu sein, der Dichter sprach zum Dichter, und einer erbaute sich an dem andern.

Als er nach Wien zurückkam, überfiel ihn sogleich wieder Not und Bedrängnis. Sein Bruder Karl hatte „Weib, Kinder und Amt verlassen, und die Amtskasse hatte sich leer befunden“. In Wien klagte er sich eines Mordes an und zeigte alle Zeichen des Wahnsinns.

Man denkt an den Irrsinn der Mutter und an einen erblichen Familienzug der Überspanntheit, welcher bei unserem Franz als Inspiration auftrat und durch richtiges Maß eingedämmt wurde.

Von seinen Brüdern, und besonders von diesem Karl, ist er zeitlebens arg geplagt worden. Immer wieder kommen Geldforderungen an den mit Geld gar nicht gesegneten Dichter,

und er mußte oft selbst Schulden machen, um den unordentlichen Bruder aus drängender Not zu befreien.

Im Ärger über ein Schicksal, das ihn ewig belastete, hatte er die oben erwähnte abfällige Bemerkung über Schreyvogel geschrieben, welche den alten Freund hart anläßt. „Dieser Theatersekretär", schreibt er, „hat mir zum Teil großen Schaden gebracht. Ich hatte niemand in meiner Umgebung, dessen Urteil über meine Arbeiten ich befragen konnte als ihn. Er glaubte immer den Kritiker spielen zu müssen, und ich brauchte einen Aufmunterer. So kam ich aus dem Zug zu produzieren. Damals, als noch alles vor Lust dazu in mir glühte! Und die äußeren lähmenden Verhältnisse gewannen die Oberhand über die gewaltsam zurückgehaltene Kraft. Kritik fand ich genug in meiner Hypochondrie, nebstdem daß ich auch die Sache besser verstand als er. Loben hätte man mich müssen, aneifern, die Grillen bekämpfen statt sie zu vermehren."

Ebenso im Ärger über die steten Hemmnisse in seiner Beamtenlaufbahn hatte er plötzlich diese Laufbahn aufgegeben, insofern sie noch einer Steigerung fähig war. Er hatte die Stelle eines Archivdirektors nachgesucht und erhalten. Von hier aus gab es kein Aufsteigen mehr in der Beamtenhierarchie. Eins nur wünschte er noch, die Direktorstelle in der Hofbibliothek. Sie wurde ihm abgeschlagen.

Seine Beamtenherrlichkeit hat sich entwickelt wie folgt: 1813 wird er Kanzleipraktikant bei der Zollgefällen-Administration; 1814 Konzeptspraktikant daselbst; 1815 Konzeptspraktikant bei der allgemeinen Hofkammer; 1821 als solcher im Finanzministerium; 1823 Hofkonzipist im Finanzministerium, dem Ministerialbureau zugeteilt; 1832, Abschied nehmend von weiterer Beförderung, Direktor des Hofkammerarchivs.

Hier saß er denn in einem abgeschiedenen Raume, nachdem auch ein zweites Ansuchen auf die ihm wirklich ge-

bührende oberste Stelle in der kaiserlichen Hofbibliothek abgeschlagen und dem jungen Regierungsrate Baron Münch (Friedrich Halm) im Wege der Protektion zugeteilt war, hier saß er denn, bis er sich 1856 pensionieren ließ.

Dieses Archiv ist ein Seitentrakt neben der Staatskanzlei auf dem Ballplatze und erscheint wie ein vom Lichte abgeschiedener Raum. Grillparzer beschreibt, wie schwer es ihm geworden sei, den Chef zu spielen bei den Unterbeamten, welche dem Theaterdichter nicht die erforderliche Sachkenntnis zugetraut hätten, und wie er sich in dieser Beziehung tapfer erwiesen habe. Dabei ist er einmal von einer hohen Leiter herabgestürzt und merkwürdigerweise dadurch gar nicht beschädigt worden.

Allmählich hat er sich dort eingewöhnt, und der stille Aufenthalt hat ihm zugesagt. Wenigstens schreibt er darüber:

Hier sitz' ich unter Faszikeln dicht,
Ihr glaubt verdrossen und einsam —
Und doch vielleicht, das glaubt ihr nicht,
Mit den ewigen Göttern gemeinsam.

Er brauchte die Götter, weil er die Menschen vernachlässigte und nur des Abends die Schwestern Fröhlich aufsuchte, bei denen er herzliche Teilnahme fand, nachdem sein Verhältnis zu Kathi die leidenschaftliche Epoche überlebt hatte und ein inniges Freundschaftsverhältnis geworden war. Freund Schreyvogel war tot; ein unwissender Mann, Deinhardstein, war Direktor des Burgtheaters geworden nach dem Willen des Grafen Czernin, Grillparzers Verkehr mit diesem Institute war nach Aufführung seines „Traum ein Leben“ gleichsam eingeschlafen, und nur Bauernfeld stand ihm noch nahe. Dieser war ihm stets ein treuer Förderer und Genosse gewesen und kam auch ins Archiv zu ihm. Eigentlich machte er Grillparzer viel zu schaffen. Grillparzer hatte lebhaftes Wohlgefallen an Bauernfelds Talente, in dessen Lustspiel „Bekenntnisse“ eine ganze Szene von Grillparzer herrühren

soll, — auch an der „Donna Diana“ Schreyvogels soll er mittätig gewesen sein — und der Dialog in Bauernfelds Stücken hatte einen lebhaften Verehrer an ihm. Dennoch nergelt er in seinen Tagebüchern des öfteren an ihm herum, nicht bloß wegen unzureichender dramatischer Komposition, sondern auch weil ihm die ganze Charakterentwickelung Bauernfelds nicht zusagte. Natürlich! ein lebhafter Mann des Lustspiels mochte oft mit seiner Raschheit anstoßen bei dem schweren Gange des tragischen Dichters.

Und doch erwachte hier in der Archivstille in Grillparzer die Neigung, auch ein Lustspiel zu schreiben. Freilich in ganz anderer Weise. Sinnvoller, tiefer in der Charakteristik. Wenn nur nicht die Fröhlichkeit darin fehlen wird, und demgemäß das Lachen ausbleibt!

Und in der Tat, das neue Stück, welches er im Archive schreibt, gemahnt an die Stille des Archives, wo man nicht lacht. Es ist „Weh dem, der lügt“.

Dem akademischen Grundsatze gemäß, daß ein Stück Lustspiel genannt werden kann, auch wenn es nicht besonders lustig ist, und dem Beispiele der Franzosen nachgebend, welche in den Begriff „comédie“ recht herbe Dinge einschließen, nötigenfalls einen kleinen Totschlag, nannte er auf dem Theaterzettel sein „Weh dem, der lügt“ ein Lustspiel.

In erster Linie dadurch hat er das Mißlingen der ersten Aufführung verursacht. Gegen das Vorurteil des ganzen Publikums ist der größte Dichter ohnmächtig, und im deutschen Theater steht unverrückbar fest, daß ein Lustspiel fröhlich sein und Lachen erregen muß.

Beides fehlt in „Weh dem, der lügt“, und das Publikum lehnte es ab, als es am 6. März 1838 zum ersten Male gespielt wurde, lehnte es ab, nicht ohne Spott.

Die Legende, welche dem Stücke zugrunde liegt, hat Grillparzer aus der Geschichte der Franken von Gregor, dem Bischofe von Tours, entnommen, und der sonst so kundige

dramatische Techniker Grillparzer hat die Legende behandelt, ohne seine dramatische Technik dafür anzustrengen. Er hat eine dramatische Erzählung geschrieben. Nach dem dritten Akte herrscht das epische Nacheinander statt des dramatischen Gegeneinanders.

Übrigens sind die Charaktere äußerst mannigfaltig, und der Inhalt ist reich an Lebensweisheit. Abgesehen vom Theater ist es eine interessante Arbeit.

Die ungünstige Aufnahme des Stückes hat Grillparzer tief verstimmt, und dieser unglückliche Abend ist ein Grenzstein geworden: er hat von da an kein Stück mehr dem Theater gegeben.

Letzteres möchte ich nicht bloß dem anhaltenden Ärger des Dichters zuschreiben, obwohl er im Festhalten eines Entschlusses viel leistete. Nein! was er seit dieser Zeit an Stücken zu bieten hatte, das war so beschaffen, daß er keinem eine sichere Bühnenwirksamkeit zutraute. Weder dem „Bruderzwist in Habsburg“, noch der „Libussa“, noch der „Jüdin von Toledo“, welche er allmählich vollendete, denn angefangen waren sie sämtlich schon. „Esther“ ist auch gar nicht vollendet worden. Er hat dies Mißtrauen später positiv gegen mich ausgesprochen. Auf mein Drängen hat er mir damals endlich doch das Manuskript der Libussa eingehändigt, aber mit der Bemerkung: „Sie sollen es aufführen dürfen, wenn Sie mir nach der Lektüre versichern können, daß Sie dem Stücke einen guten Erfolg zutrauen können. Auch ein solcher würde mich nicht mehr sonderlich freuen, ein Mißerfolg aber würde mich sehr schmerzen.“

Ich fühlte mich nach der Lektüre nicht berechtigt, den alten Herrn in die Lage eines halben Erfolgs zu bringen, und gab das Manuskript zurück. Dies beweist aber, daß es nicht bloß der verhärtete Ärger war über „Weh dem, der lügt“, welcher ihn veranlaßt hat, kein Stück mehr aufführen zu lassen. Er hatte keins mehr, weil er keines für sicher hielt.

Sein dichterisches Ansehen stieg indessen von hier an, von der zweiten Hälfte seines Lebens, in Wien außerordentlich, und man schalt immer lauter, immer allgemeiner auf jenes erste Publikum von 1838, welches einem so würdigen Dichter so unwürdig begegnet sei bei „Weh dem, der lügt“, und dies führte in neuester Zeit dahin, daß nach mehr denn vierzig Jahren — Grillparzer war tot — das Stück wieder in Szene gesetzt und aufgeführt wurde. Die Aufnahme war jetzt eine günstige. Das war vorauszusehen bei der Stimmung des Publikums, welches dem großen vaterländischen Dichter eine Genugtuung bieten wollte. An dem nicht ganz dramatischen Stoffe wird dadurch nichts geändert; es ist auch keine andere Bühne dem Burgtheater nachgefolgt; aber immerhin hat sich der geistvolle und charakteristische Inhalt des Stückes geltend gemacht.

Grillparzer selbst hat damals bei dem Abfalle des Stückes nichts Besonderes gesagt gegen die Verurteilung, wie sehr ihn auch das unhöfliche Betragen des Publikums schmerzte. Er kannte das Theaterpublikum genau, und der Mangel an dramatischer Kraft des Stückes war ihm sicherlich auch nicht verborgen. In den nachgelassenen Papieren findet sich nur eine Bemerkung über die verfehlte Darstellung des Galomir, welchen die Wiener einen „Trottel“ nannten.

Diese Bemerkung lautet: „Der Schauspieler hat ihn ganz als Idioten, als Kretin gehalten. Ganz unrichtig. Galomir ist so wenig dumm, als die Tiere dumm sind. Sie denken nur nicht. Galomir kann darum nicht sprechen, weil er auch nicht denkt. Das würde ihn aber nicht hindern, in einer Schlacht den rechten Angriffspunkt instinktmäßig herauszufinden. Er ist tierisch, aber nicht blödsinnig.“

9.

Der Unfall des „Weh dem, der lügt“ erscheint wie eine Katastrophe im Leben Grillparzers. Mit ihm tritt ein langer Stillstand ein. Die Tagebuchnotizen hören auf; er ist ein völlig schweigsamer Mann geworden.

Schon mit 1835 verlieren sich die Gedichte, welche aus innerer Veranlassung entspringen. Er war überhaupt kein eigentlicher Lyriker. Dafür fehlten ihm die Milde, die Weichheit, die Zärtlichkeit. Auch in all seinen Dramen kommt keine Liebe vor, welche lyrische Töne hätte. Jaromir und Berta sind immer nur heftig, Phaon und Melitta haben gar keine Zeit zu Zärtlichkeit. Nur im „Vliese“ schimmert eine mildere Neigung hervor zwischen Jason und Kreusa. Im „Ottokar“ gibt's gar keine Liebe, ebenso keine im „Treuen Diener“, denn Otto von Meran ist ein frecher Lüstling. Ja, selbst Hero und Leander bieten nur die sinnliche Liebe, wenn auch reizend. Im „Traum ein Leben“ sind Rustan und Mirza als Liebende nur Schattenbilder. In „Weh dem, der lügt“ bleibt die Neigung Edrits still, ebenso die Leons. Libussa liebt wohl, ist aber, eingedenk ihrer höheren Herkunft, erschrocken darüber und spricht es nicht aus. Der „Bruderzwist“ hat keine Spur davon, sondern obenein die garstige Begehrlichkeit Don Cäsars, und die „Jüdin von Toledo“ bietet nur Kaprizen des Liebens. So ist Grillparzer nicht eben eine Lieblingslektüre für Frauen geworden, er ist ein stark männlicher Dichter, vorzugsweise ein Dichter für Männer.

Jetzt bedarf es äußerer Veranlassung, damit er ein Gedicht mache, ein Gelegenheitsgedicht. Nur Epigramme schrieb er immer fleißiger. Sein kritischer und witziger Geist trieb ihn stets, das in geschlossene Form zu fassen, was ihm just entgegentrat. Es geschah zu seiner Befriedigung. Musik natürlich spielte ihre Rolle in diesem noch einsamer werdenden Leben, und er machte Gelegenheitsgedichte auf die Klavier-

virtuosin Klara Wieck und eine englische Sängerin Mrs. Shaw. Mit dem heranrückenden fünfziger Jahre scheint er Abschied zu nehmen von allen Wünschen und Träumen der Jugend, ja von allem dichterischen Ehrgeize. All seine früheren, stetigen Klagen sind verstummt, wenigstens vernehmen wir nichts mehr von ihnen, denn er schreibt nichts mehr nieder, und es scheint auch wirklich die Hypochondrie von ihm gewichen zu sein. Ein neues Reisetagebuch, welches er 1843 geschrieben und welches sich in seinem Nachlasse gefunden — es ist nur mit Bleistift geschrieben — zeigt einen gefaßten Mann.

Wie und wann er an den Stücken Libussa, Bruderzwist, Jüdin von Toledo und Esther gearbeitet, das bleibt uns verborgen. Der Nachlaß verrät darüber nichts.

Außerordentliches Aufsehen macht es, daß er 1840 zu einer Wohltätigkeitsvorstellung den ersten Akt der Libussa bewilligt. Er findet eine enthusiastische Aufnahme. Nicht bloß, weil das Publikum das üble Vorgehn gegen „Weh dem, der lügt“ ausgleichen wollte, nein! der höchst originelle Inhalt dieses Aktes wirkte an sich berauschend. Alle Welt wünschte und erbat sich nun die Fortsetzung, das ganze Stück. Er aber schwieg dazu völlig. Wahrscheinlich war auch das Stück noch nicht ganz geschrieben.

Es ist schon gesagt worden, daß der Nachlaß von all diesen Stücken — Esther ausgenommen — nach Plan und Beginn in frühere Zeit zurückreicht. Überraschend ist diese frühe Zeit in betreff der Jüdin von Toledo, welche man als ein Ergebnis seiner unausgesetzten Lopelektüre angesehen. Der Plan zu ihr liegt aber vor der Zeit, in welcher er täglich den Spanier las und die Unzahl von spanischen Stücken erledigte, welche in der Gesamtausgabe aufgezählt sind.

Diese Vorliebe für spanische Stücke ist nur zu wichtig geworden für die dramatische Entwickelung Grillparzers. Er sagt darüber Seite 192 der Selbstbiographie ein entscheidendes

Wort, nämlich: „Zugleich war ich kein Freund der neueren Bildungsdichter, selbst Schiller und Goethe mitgerechnet; nächst Shakespeare zogen mich die Spanier Calderon und Lope de Vega an. Nicht was durch die Erweisbarkeit Billigung, was durch seine bloße Existenz Glauben erzwingt, das schien mir die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie zu sein. Sich immer auf dem Standpunkte der Anschauung zu erhalten, wird schwer in unserer auf Untersuchung gestellten Zeit."

Man hat mit Recht gefragt, ob er mit diesen Spaniern nicht zu weit gegangen sei und darüber viel Zeit und Produktion verloren habe. Denn er habe an zahlreiche, durch diese Lektüre veranlaßte Halbpläne Zeit und Nachdenken verschwendet, welche bei näherer Prüfung nicht gepaßt hätten zu seinem gründlich deutschen Wesen. Das spanische Stück aber, die Jüdin von Toledo, welches er ausgeführt, sei eben in seiner Fremdheit das in sich uneinigste Stück geworden.

Eine frühe Notiz über diese Jüdin in den Tagebüchern besagt, daß der König zuletzt wahnsinnig geworden sei. Da war der deutsche Dichter beim Werke. Der eingeprägte spanische Stil bringt dafür eine sehr interessante psychologische Wendung — der Anblick der Leiche Rahels kühlt den König ab — und diese Wendung reicht bei uns vollständig aus, unsere Teilnahme an dem Stücke zu vernichten. So wenig verträgt sich die Seelenkunde des deutschen Dichters mit dem Stile der Spanier.

In dieser stillen Zeit taucht wieder einmal das Bedürfnis einer Reise in ihm auf. Seiner literarischen Vorliebe entsprechend will er nach Spanien; aber ein neuer Ausbruch des Karlistenkrieges tritt in den Weg. Da beschließt er, nach Griechenland zu gehn, die Stätten seiner Medea, seiner Hero, seiner Sappho und die Reste des griechischen Altertums anzuschauen. Reisig angetan steht er am 27. August 1843, 4 Uhr nachmittags auf dem Dampfschiffe, welches nach Preßburg fahren soll.

„Die Fröhlichs“, schreibt er, „kamen ans Ufer hinaus. Kathi weinte sehr und war ganz außer sich über die gefahrvolle Reise. Ich suchte ihr zu beweisen, wie widersinnig diese Furcht sei, indes ich mir heimlich gestand, daß meine Reise noch viel widersinniger sei als diese Furcht. Mein vorausgesetzter Reisegefährte hat mich ohne Zweifel ausgesetzt; ich muß auf seine Begleitung Verzicht leisten, und die lange beschwerliche Reise in meinem vorgerückten Alter mit meiner gebrechlichen Gesundheit so ganz allein, so als Student zu machen, grenzt wirklich an den Unsinn. Indes hatte ich sie beschlossen, und da meine hypochondrische Unentschlossenheit eben eines der Hauptübel ist, zu deren Heilung ich das Gewaltmittel anzuwenden beschloß, so konnte ich doch mir selbst gegenüber den gefaßten und durch alle Vorbereitungen durchgeführten Plan unmöglich aufgeben — und die Abreise erfolgte.“

„Meine Laune ist schwer zu beschreiben. Mir war zumute wie einem, der zuerst nicht aufs Wasser, sondern ins Wasser geht.“

„Die Wasserfahrt langweilig. Erst zwischen Petronell und Hainburg wird die Gegend angenehm. Letzteres liegt wunderschön. Ebenso Preßburg, wo wir um halb sieben Uhr anlangten. Des Landtags wegen in den Wirtshäusern nirgends Platz. Muß mich endlich entschließen, im Roten Ochsen mit einer Art Gaststube vorlieb zu nehmen, in der man in aller Eile ein Bett, nicht länger als einer meiner Arme, aufschlägt. Unendlich verstimmt. Konnte mich durchaus nicht besinnen, was denn eigentlich mein Zweck bei dieser Reise sei. Ging ein wenig durch die Stadt, traf den Kapitän des Dampfschiffes, mit dem ich auf dem öffentlichen Spaziergange herumschlenderte. Endlich wieder nach Hause, traf an der Wirtstafel ein paar Offiziere, die mich kannten, aber ich sie nicht. Schwatzten ganz angenehm. Frühzeitig in meiner Gaststube zu Bette. Als ich erwachte, schlug die Uhr zwei

Viertel. Eine Weile darauf rief der Nachtwächter die Stunde aus. Es war zwei Uhr nach Mitternacht. Das Bett war zu kurz, und die Decke so schwer, daß ich wie ein Verdammter schwitzte. Gegen Morgen schlief ich doch noch auf ein Stündchen ein und war um fünf Uhr wieder auf den Beinen. Bekomme endlich doch das Zimmer eines um sechs Uhr Abgereisten, und sitze nun hier etwas getröstet und der Dinge harrend, die da kommen werden."

„Ich will heute einer Landtagssitzung beiwohnen, was der eigentliche Grund ist, warum ich in diesem Neste nur eine Minute über die Notwendigkeit auszuhalten mich veranlaßt finde. Deus providebit."

„28. August. War in der Sitzung. Der Saal ist bloß geweißt, die Draperien, mit Ausnahme der Damengalerien, ärmlich. Das Präsidium sitzt statt im Fond des Saales auf der linken Seite desselben, durch eine Schranke gesondert. Die Mitte ist durchaus eben, mit Bänken angefüllt, wo die Deputierten in zwei Hälften geteilt, sich mit den Gesichtern zugekehrt, einander gegenübersitzen. Dagegen sehen die Abgeordneten selbst gescheit und distinguiert aus. Man sprach ohne Stottern, wobei die meisten jedoch einen geschriebenen Entwurf in der Hand hatten. Der Ton war gesteigert, aber anständig. Längere Reden kamen nicht vor. Es galt die alleinseligmachende Kraft der ungarischen Sprache. Später sollte der Kriminalkodex an die Reihe kommen. Ich ging jedoch um elf Uhr wegen Unkunde der Sprache und daher des Gesprochenen ermüdet. Im Jahre 1836 hatte ich in Stuttgart einer württembergischen Kammersitzung beigewohnt; sie stand, was die Form betrifft, sehr im Nachteile gegen diese ungarische. Hier sprach jedermann besser als dort unser mit Recht gepriesener Dichter Uhland."

„Darauf durch die Stadt geschlendert. Sie ist doch hübscher und städtischer, als es im ersten Augenblicke scheint. Unter den Frauenzimmern mitunter auffallend hübsche. Nach-

mittags stieg ich eine Anhöhe hinauf, die, wie es sich fand, der Schloßberg war. Die Aussicht von der Ruine herab ist wunderschön. Von da auf einem für die Ziegen gebahnten Wege über den berüchtigten Zuckermantel zur Schiffbrücke. An einladenden Gestalten und Mienen fehlte es da nicht. Im allgemeinen ist der Weiberschlag, das Blut in Wien vielleicht hübscher, auffallend schöne Züge aber, deucht mich, gibt es hier mehr. Über die Schiffbrücke in die sogenannte Au. Ein entzückend schöner Spaziergang. Ich erinnere mich kaum, in der Nähe einer Stadt dergleichen gesehen zu haben. Auffallend die allgemeine Eleganz. Vielleicht nur während des Landtags."

„Abends aus Müdigkeit in die Arena, um sitzen zu können. Das Theater war, als ob es Tieck angegeben hätte. Die immer sich gleichbleibende Dekoration, der Wald nämlich, und daß bei Tage gespielt wurde, wenn die Schauspieler auch wegen supponierten Dunkels sich wechselseitig nicht erkannten. Leider nur wurden die Frauenzimmerrollen nicht von Männern gespielt, sonst hätte man sich in Shakespeares Zeiten versetzt geglaubt. Ich kann aber nicht sagen, daß die Vorstellung durch diese romantisch-klassische Einrichtung gewonnen hätte. Gespielt wurde übrigens ganz gut, besonders war der Komiker vorzüglich zu nennen. Der männliche Teil des Publikums rauchte beinahe durchgehends."

„Übrigens gefällt mir Preßburg. Selbst in Wien wird die Gefälligkeit gegen wegunkundige Fremde nicht weiter getrieben."

„29. August. Darum mag ich nicht herschreiben, daß Gutmütigkeit und Gefälligkeit immer dankenswert ist, wenn sie sich auch in der Ausführung vergreifen. Noch einmal in der Landtagssitzung gewesen, die noch weniger Interesse darbot als das erstemal. Was die Magyaren wollen, wäre kaum zu tadeln, wenn sie ein Volk von dreißig Millionen ausmachten; unter den vorliegenden Verhältnissen ist der größte Teil ihrer Anstrebungen lächerlich."

„30. August. Abreise von Preßburg acht Uhr morgens. Eine schöne Ungarin, die mit mir zugleich von Wien gekommen, wieder am Bord, diesmal aber gut gekleidet und sehr zurückgezogen. Zwei Komtessen, von denen die jüngere bildhübsch, aber mit häßlichen plumpen Füßen. Anfangs taten sie höchst zimperlich und vornehm, aber nach Tisch bummelten sie auf allen Bänken herum. Ein Engländer, der in Fiume etabliert ist und gut Deutsch spricht, sonst auch ein angenehmer und gescheiter Mensch. Ein einäugiger Berliner, wohl zwar Jude, ohne jedoch die doppelte Berechtigung, unangenehm zu sein, zu benützen."

„Die Ufer außer Preßburg zwischen den beiden Inseln Schütt höchst einförmig und langweilig. Die Festung Komorn ist wohl fester, als sie aussieht. Hier hört die Insel Schütt auf. Das Dorf Neumühl liegt schon recht hübsch. Nun wird's immer besser. Gran mit seinem im Bau begriffenen Riesendom, dessen Lage ich mir übrigens imposanter gedacht habe. Der Hügel, auf dem er liegt, ist nicht hoch, und das Ganze wird etwas Gartenterrassiges bekommen. Daß der ursprüngliche Plan durch neue Zutaten, in den Säulen nämlich, verpfuscht worden ist, habe ich schon an dem Modell in Preßburg gesehen."

„Bald darauf scheint die Donau das Ziel ihres Laufes erreicht zu haben, aber mit einer gewaltsamen Wendung nach links bricht sie sich nun durch die Berge. Die Gegend bezaubernd. Vissegrad, Waitzen."

„Man begreift die hochstrebenden Ideen der Ungarn, wenn man ihr Land sieht. Ich habe mich ein wenig mit ihren Superlativen ausgesöhnt. Die Sonne geht unter und entzündet Wasser und Luft. Der junge Mond machte sich geltend. Der Berliner fand den Eindruck poetisch, und er hatte recht. Es lag ein unbeschreiblicher Zauber über der Gegend. Nach und nach wird es düster, endlich dunkel. Man muß zu den Mänteln seine Zuflucht nehmen. Es ist schon

Nacht, als Reihen von Lichtern zu beiden Seiten des Flusses die Schwesterstädte Pest und Ofen ankündigen. In der Nacht, wo alle Kühe schwarz sind, hat der Eindruck etwas Ähnliches mit der Reede von Neapel. Böllerschüsse, Ankunft. Der jüngere Stankovics erwartet mich am Landungsplatze und führt mich ins Gasthaus zur Königin von England, wo meine zwei Reisegefährten schon Platz gefunden hatten. NB. Der Kapitän, ein prächtiger Venezianer, der aussah wie ein Lämmergeier mit einem Kinnbarte, hatte sich auf der Reise zu mir gesetzt und mich mit vieler Achtung als einen musikalischen Kompositeur angeredet. Auch die schöne Gräfin schien einige Ahnung von meinen durch das Gesicht nicht wahrnehmbaren Eigenschaften zu haben."

„31. August. Gut geschlafen, aber mit einer unangenehmen Empfindung im Magen aufgewacht, mit Hinneigung zum Durchfall. Ich habe die letzten Tage sehr mäßig gelebt, aber die ungeheure Hitze und der ungewohnte ungarische Wein mögen schuld tragen. Mit Stankovics Pest besehen. Ein plattierte Stadt. Gegen die Donau zu in die Augen fallende Häuserfronten, die den alten Winkelkram maskieren. Herrlich dagegen der Anblick von Ofen. Man muß übrigens beide noch näher betrachten. Die ganze Gentry muß während des Landtags in Preßburg sein, denn in den Straßen trieb sich nur Gesindel herum. Keine Equipagen, wenig Fiaker. Die Unpäßlichkeit nimmt zu. Trockene Zunge. Durchfall. Setze mich ins Theater, um zu sitzen. Das Haus sehr groß, und die Bühne ungeheuer. Der Schauplatz höhlen- und laubenartig zerklüftet, auch mit einer trüben Farbe bepinselt, was einen fatalen Eindruck macht und den Raum scheinbar verkleinert. Gespielt wie in Hietzing oder Baden. Der Direktor Frank ist abgetreten. Wer nicht hören will, muß fühlen. Mich dauert er."

„1. September. Finde mich gar nicht wohl. Schlecht geschlafen. Übermäßiger Schweiß mit Frösteln, dazwischen

Abweichen. Will heute das kalte Bad versuchen, das mir in ähnlichen Fällen schon gute Dienste geleistet. Wenn es nicht viel schlimmer wird, reise ich übermorgen doch weiter. Bis Semlin kann ich überall im Notfall zurückbleiben und krank sein nach Herzenslust. Weiter hinaus wäre es freilich nicht mehr tunlich."

„War in der Schwimmschule der großen Donau. Ist ein etwas heroisches Mittel, aber ich kenne meine Natur. War im Ofener Museum; einen Literaten Frankenstein kennen gelernt. Akzeptabler Mann. Mit ihm bei Stankovics gegessen, oder ich vielmehr gefastet. Trank doch ein paar Gläser starken Wein für den Fall, daß das bekannt schlechte Wasser von Pest etwa an meinem Übel teilhätte. Die Frau vom Hause scharmantes Weib, hübsch, verständig, eine Wienerin, die schon recht artig ungarisch plappert. Auch der Mann gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Nach Tisch der Probe einer ungarischen Dilettantengesellschaft beigewohnt. Alle gut gespielt. Die Sprache im Munde der Weiber häßlich. Bei Männern klingt sie besser, aber grimmig."

„2. September. Fühle mich recht krank. Gepackt, geärgert. Im Wirtshause die schlechteste Bedienung, die mir je vorgekommen. Mein englischer Reisegefährte Mr. Smith suchte mich auf, mir die Arbeiten an der neuen Donaubrücke zu zeigen. Erstaunenswürdig, kolossal. Verstehe nichts davon. Gehen ins ungarische Theater, das ich noch nicht gesehen. Gaben den Barbier von Sevilla. Die Vorstellung schlecht zu nennen wäre niedrige Schmeichelei. Sie war unter aller Vorstellung. Pantaleoni sang den Almaviva Italienisch und ließ alle Rezitative, hier gesprochene Prosa, aus. Eine Mamsell Eder, vielleicht die von Wien, Rosina. Bei ihr allein kann man den Positiv ‚Schlecht' brauchen. Die andern, Pantaleoni eingeschlossen, gehören schon in die Vergleichungsstaffel. Abends noch im Wirtshaus geärgert. Früh zu Bett."

„3. September. Um $^1/_2$2 Uhr nach Mitternacht aufgewacht. Schweiß, heftiger Puls, recht üble Empfindung. Denke schon an die Möglichkeit, auf dieser Reise zu sterben. Non curat Hyppoclides. Um $^1/_2$5 Uhr zum Dampfschiffe, noch vorher von dem ganzen Hause angebettelt und geplündert. Sitze jetzt am Bord und schreibe. Kälte, starker Wind."

„Die Gegend um nichts schöner als zwischen Preßburg und Pest. Ein paar Holländer und ebensoviel Engländer, die die Reise bis nach Konstantinopel machen wollen, zeigen sich als recht artige Leute. Földvar, Tolna, Baja Anhaltungsstationen präsentieren sich recht gut. Meine Gesundheit scheint besser zu werden. Mittagessen in der Kajüte wegen des stürmischen Windes. Überhaupt wenig Genuß. Gegen Abend Mohacs, wo man sonst zu übernachten pflegt, heute aber des Mondscheins wegen vorüberfährt. Überall die ganze Population am Landungsplatze. Abends bietet mir der wackere Kapitän Ferno eine leergewordene Kabine an, und ich schlafe die erste Nacht gut seit Beginn meiner Reise. Da die Kabine gerade der Maschine gegenüber liegt, glaubte ich anfangs wegen des Gepolters nicht einschlafen zu können, es ging aber dennoch, und gegen Morgen wachte ich vielmehr gerade darum auf, weil es ruhig wurde, da nach Untergang des Mondes das Schiff anhielt."

„4. September. Gegen 5 Uhr neues Gebrause. Das Schiff setzt sich in Bewegung. Ehe ich noch aufs Verdeck kam, war Erdöd bereits passiert. In der Nacht waren wir bei Agatin stille gelegen. Ein Graf Seszen mit seiner liebenswürdigen Gemahlin. Beide sprachen recht gut. Die Gesellschaft wird immer kleiner. Der Kapitän und der ältere Holländer, sowie der jüngere der beiden Engländer sind vortreffliche Leute. Ich selbst kann über dem Gestrampfe und Gebrause nicht viel Vernünftiges denken. Um so besser vielleicht. Diät ist nicht bloß dem Körper vorteilhaft. Nicht übel bei Iller usw. Schön gelegen Peterwardein, besonders

von ferne nimmt sich die Festung gut aus. Karlowitz schön. Von da aber bis Semlin niederträchtig."

„Die Gegend steckt die Gesellschaft an, man langweilt sich. Eine hübsche Frau aus Neusatz war noch das letzte gewesen. Auch sie hat sich entfernt. Zwei Minister des abgesetzten Michael Milosch sind zu Peterwardein an Bord gekommen. Der eine, ganz europäisch gekleidet, saß bei Tische neben mir. Er gefiel mir ausnehmend, so verständig und mild waren seine Äußerungen. NB. Ich wußte damals noch nicht, wer er war. Das Wetter, das vormittags leidlich gewesen war, wurde gegen Abend stürmisch und kalt."

„Endlich zeigen sich Berge im Hintergrunde, Belgrad wird sichtbar auf einem sanft verlaufenden Hügel. Macht ganz den Eindruck einer Festung. Semlin scheint ein armseliges Nest. Der Kapitän beschließt, die Nacht durchzufahren. Kann daher Belgrad nicht besehen, wie meine Absicht war. Eine Kajüte wird mir auch heute eingeräumt."

„5. September. Morgens waren wir schon über Semendria hinaus, und die schöne Gegend, die dort sein soll, ging verloren. Baron Forgatsch, der bekannte Regulierer der Donau, war abends auf unser Schiff gekommen. Er gibt sich heute zu erkennen und zeigt seine Pläne, von denen ich nichts verstehe. Ich bin überhaupt ganz dumm von dem ewigen Gestampf und Gepolter. Schon bei der Nacht hat es heftig geregnet. Es setzt mit Unterbrechungen fort, und ist überhaupt kalt und unfreundlich. Wenigstens gibt es jetzt Berge an den Ufern, und man ist der langweiligen Aussicht los."

„Ungefähr um 11 Uhr vormittags kamen wir nach Trenkowa und nahmen dort Abschied vom Samson. Mit kalter Küche und Wein versehen. Da die Fahrt über die ersten Wirbel der Donau sieben Stunden dauern sollte, begaben wir uns auf ein Ruderschiff, mit Walachen bemannt. Die Wirbel der Donau sind bei hohem Wasser, wie jetzt,

völlig unbedeutend. Dafür war das Wetter elend. Regen, Wind, Kälte. Die äußerst schöne Gegend konnte für so viele Unbequemlichkeiten nicht entschädigen. Abends in Alt-Orsova. Besseres Wirtshaus als zu erwarten war. Meine Mißstimmung dauert fort. Veteranische Höhle."

„6. September. Da die Abfahrt erst um 3 Uhr nachmittags stattfindet, beschlossen wir, Mehadia zu besuchen. Um 7 Uhr morgens abgefahren. Die Gegend schön, übrigens nicht schöner, als man vieles schon gesehen. Mehadia hübsch, ja elegant. Räuberhöhle. Die Gegend scheint weiter ins Tal immer schöner zu werden, wir mußten aber zurück."

„Mittagessen. Um 3 Uhr Abfahrt auf einem Ruderboote durch das Eiserne Tor. Die Wirbel kaum stärker als auf der ersten Strecke. Ankunft in Klado Solova. Besteigen die Argo. Sogleich Abfahrt."

„7. September. Morgens um 5 Uhr Ankunft in Widdin. Ein paar recht gebildete mazedonische Griechen, die in Orsova zu uns gestoßen, führen den älteren Holländer und mich in die Stadt. Ein elenderes Nest kennt die Erde nicht. Bazar sozusagen. Straße der Fleischer, furchtbares Pflaster. Steigen in dem äußeren Gang der Moschee empor. Der Tempel ganz leer. Eine Art Hühnerstiege führt zu einer Art Kanzel hinauf. Die Fenster mit farbigen Gläsern. Ungeheure Lampen und Kronleuchter. In einem Winkel am Boden kauert der Priester und singt in klagendem Tone Gebete herab. Die Griechen führen uns zum griechischen Erzbischof ein. Einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, bei oder über sechzig Jahre, weiße Haare und Bart, die Hände noch weißer wenn möglich. Wir sagen uns Komplimente, die die Mazedonier verdolmetschen. Man bringt Pfeifen, eingemachte Früchte und Kaffee. Die Abfahrt des Schiffes nötigt zum Abschied. Das Dampfboot hat sich indes mit Türken, Bulgaren, Juden und Jüdinnen samt Familie gefüllt, so daß wir einer türkischen Kolonie gleichen. Die Kinder amüsieren

sich auf kleinen Nürnberger Trompeten. Die ganze Gesellschaft frühstückt mit Weintrauben, Melonen, stinkendem, mit Ochsenschmalz vulgo Unschlitt bereitetem Brot, wozu sie Wasser trinken, so daß sich einem vom Ansehen der Magen umwendet. Ein reicher Kaufmann, der einen Bedienten zur Begleitung hat, ausgerüstet wie ein Zeughaus. Kaffee um 8 Uhr, Gabelfrühstück um 9 Uhr, so daß wir eigentlich viel ekelhafter ausgehalten als die Türken. Doch die Not zwingt zu essen auch ohne Hunger, denn das Mittagessen soll erst um 4 Uhr stattfinden. Angenehmer Reisetag, das Wetter, den Wind abgerechnet, besser als an den vorigen Tagen. Die ab und zu kommenden Türken, halb Pracht und halb Lumpen, bringen Abwechselung in die Szene. Der bosnische Kaufmann, ein goldgesticktes Schnupftuch vor sich und Löcher in den Strümpfen. Die Donauufer so abgeschmackt wie immer mit kurzen Unterbrechungen durch ländliche Gegenden. Meine Homerlektüre kommt ins Stocken, da ich in der Betäubung manche Stelle nicht verstehe. Nikopolis. Nachts liegen wir in Sistov still. Hatte Tee getrunken, konnte nicht schlafen. Verdächtiges Gekrabbel über den Körper. Der alte Engländer, begleitet von dem älteren Holländer, schnarcht. Der junge Engländer kramt bis Mitternacht herum. Die walachischen Schildwachen von Sistov her rufen sich unaufhörlich an. Das Kalb, das unser morgendes Mittagsmahl bilden soll, blökt auf dem Verdecke. Jeden Augenblick Störung durch einen Aufstehenden, der über die Lagerstätten hinwegsteigt. Endlich doch mit Unterbrechung geschlafen, gegen 4 Uhr das letztemal erwacht. Die beiden mazedonischen Griechen nehmen Abschied. Das Schiff setzt sich in Bewegung."

„8. September. In Rustschuk findet sich endlich mein Reisegefährte ein. Besehe mit ihm die Stadt. Dieses Reich ist verloren. Der Untergang steht nicht bevor, er ist schon da. Ich wollte, unsere Staatsmänner reisten nur bis hierher, um die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen der Wiederherstellung

einzusehen. 800 Kanonen in der Festung mit verfaulten Lafetten ohne Bewachung, ohne Bedienung. Die Straßenjungen spielen mit den Kanonenkugeln und Bomben. Die Häuser Trümmer. Es ist aus, da hilft kein Gott. Silistria, die einst so starke Festung, in noch schlechterem Zustande. Nachts in Czernavoda angekommen. Der furchtbare Lärm auf dem Schiffe hört darum nicht auf. Der Kapitän besitzt die Kunst, immer etwas Störendes zu erfinden, die Wanzen kommen ihm zu Hilfe. Gegen $^1/_2$2 Uhr hört das Gelärm auf und fängt vor Tage wieder an."

„9. September. Liegen in der abgeschmacktesten Gegend des römischen Kanals nach Kustendsche. Müssen hier den ganzen Tag aushalten, bis die Wagen zur Landfahrt anlangen. Also noch eine Nacht in dieser Wanzenhöhle. Die jungen Leute wollen auf die Jagd gehen, und ich werde sie begleiten, um die Zeit hinzubringen, denn Gewehre sind nur zwei vorhanden. Das Wetter beginnt sich zu trüben."

„Die Jagd so unglücklich als möglich. Schoß nur einmal auf einen Pelikan, der zu hoch war, und den ich daher fehlte. Die Hunde schlecht, die Rebhühner hielten nicht aus. Verlieren uns endlich, und kehre mit dem älteren Holländer allein nach dem Schiffe zurück. Überall Wüste, nichts als Wüste. Schlafe in der Kajüte des Majors, wo wenigstens die Wanzen minder häufig sind, und die ungeheuren Mücken, die stechen wie Moskitos, ausgeschlossen sind."

„10. September. Morgens um 7 Uhr zu Wagen weiter. Nirgends ein Dorf, höchstens Kirchhöfe als Überbleibsel von früher. So fort durch zwanzig deutsche Meilen. Die Pferde, wo es möglich, im Galopp, ja in Karriere. Eine Reihe von Seen rechts am Wege, mit Wassergeflügel übersät. Nie in meinem Leben sah ich mehr Rebhühner. Geier, Habichte, auf alten Grabhügeln sitzend. Mitte Weges beim sogenannten Kaffeehause Streit mit einem Türken, dem sein Wagen erster Klasse zu schlecht ist, obwohl er nur für die dritte bezahlt

hat. In der Nähe von Kustendsche Anblick auf das Schwarze Meer. Sieht aus wie ein dunkelblauer Hügel. Ostwind droht eine schlechte Überfahrt. Ankunft in Kustendsche. Zerstört wie alles Türkische. Kollation mit Seefischen, die wohltat, da wir seit 5 Uhr nichts genossen, und da nur eine Schale Kaffee. Wollen das Weitere erwarten."

„Wir waren mit dem Kommissär der Dampfschiffgesellschaft vorausgefahren. Die übrige Gesellschaft kommt nach einer Stunde nach. Gehen an das Meer hinaus. Erfrischender Seegeruch. Ziehen uns aus, zu baden. Der junge Engländer schwimmt zum Dampfschiff auf die Reede hinaus. Ich begnüge mich, meine Übungen näher dem Ufer anzustellen. Unangenehmer Geschmack des Seewassers. Das Wasser ist kälter, als ich vorausgesetzt. Die warme Suppe und der Tenedoswein meines guten Mittagmahles machen erst die Wohltat des Seebades fühlbar. — Um 8 Uhr zum Dampfschiffe, das klein, aber zur Nachtruhe gut ausgerüstet ist. Um Mitternacht setzt sich das Schiff in Bewegung. Schlafe glücklicherweise ein."

„11. September. Morgens um 4 Uhr erwacht. Die gefürchtete Nacht ist vorüber. Das schönste Wetter. Die See ist ruhig trotz der entgegengesetzten Vorhersagungen. Ringsherum nirgends Land sichtbar. Springende Delphine umgeben das Schiff."

„Der Tag ging in Glanz und Annehmlichkeit vorüber. Als wir aber vom Mittagessen, das, halb orientalisch zubereitet, meinem Magen nicht behagen wollte, aufstanden und aufs Deck hinausgingen, hatte schon der dem Laufe des Schiffes entgegengesetzte Wind sich verstärkt, und die Bewegungen wurden unangenehm. Je mehr wir uns den Strömungen des Bosporus näherten, um so mehr vermehrte sich dies, und als wir abends mit einer Partie Whist die Zeit töten wollten, wurde mir wenigstens das Schwanken schon so unangenehm, daß ich, um der heißen Kajüte zu

entgehen und in freier Luft dem Übel besser gewachsen zu sein, aufs Verdeck hinaus ging und mich dort niedersetzte, das Weitere erwartend. Der Wind blieb scharf. Das Schiff wankte, rollte, kollerte, von meinem Magen peristaltisch beantwortet, und bald war mir herzlich übel, jedoch ohne Neigung zu erbrechen. Ich suchte auf alle Weise durch Gedanken der Lage Meister zu werden, und es gelang auch für kurze Zeit. Die Natur behielt aber die Oberhand, und die Anstrengung der Selbstüberwindung verschlimmerte vielleicht meinen Zustand. Ermüdet nickte ich ein, erwachte, fühlte das Übel im Magen vermehrt, lehnte mich wieder zurück und so fort. Nachdem das ein paar Stunden gedauert hatte, überkam mich auf einmal ein sonderbares Gefühl. Eine angenehme, fast wollüstige Empfindung bemächtigte sich meiner, in der mir jede noch so gewaltsam empfundene Bewegung des Schiffes höchst wünschenswert schien, nur der Magen blieb gleich schlecht wie früher. Da dachte ich, es sei Zeit, den Schlaf in der Kajüte zu versuchen. Das Rollen war hier minder, aber meine Übelkeit dieselbe. Endlich schlief ich doch ein und schlief fort, wohl nur, wie ich später hörte, weil der Kapitän sich am Eingange des Bosporus vor Anker legte, da man vor Tagesanbruch in denselben nicht einfahren darf. Während der Zeit mochten wohl die Bewegungen des Schiffes geringer sein. Lange vor Tag erwachte ich, leidend, krank. Man rief uns nämlich in die Kajüte hinab, die Leuchttürme seien im Gesicht. Stieg aufs Verdeck, wo man kaum noch die Gegenstände unterscheiden konnte. Endlich wurde es lichter und lichter, die Sonne ging auf und beleuchtete die europäische Küste."

„12. September. Was man von der Schönheit des Bosporus gesagt hat, ist, mit Einschluß der Übertreibung, buchstäblich wahr, denn die Übertreibung ist der Erhebung natürlich. Anfangs trat mein Übelbefinden störend entgegen, bald aber wurde der Eindruck zu mächtig, und ich gab mich

völlig hin. Man hat die Lage von Konstantinopel der von Neapel vorgezogen, vielleicht mit Unrecht, was die Schönheit betrifft, sie ist aber ausgedehnter, kolossaler und dadurch mächtiger. Beinahe durch vier Stunden Weges folgen sich, anfangs bloß auf der europäischen, dann aber auch an der asiatischen Küste Befestigungen, Schlösser, Dörfer, Paläste in ununterbrochen reizender Fortsetzung. Die Welt hat vielleicht nichts, was sich damit als Ganzes vergleichen läßt. Einzeln betrachtet, dürften bloß die Festungen die Probe aushalten. Die Paläste der Türken sind nur aneinander geschobene Lusthäuser. Ihre Lebensart zeigt auch im Luxus, daß sie aus der Genügsamkeit hervorgegangen ist. Dazu noch all diese Gebäude von Holz. Ich gestehe, daß die Aufklärung über diesen letzten Punkt mir die Hälfte des Genusses genommen hat. In der Ferne jedoch, und ehe man derlei weiß, nimmt sich alles herrlich aus. So geht es denn fort. Ununterbrochen Festungen und Batterien zu beiden Seiten. Das reizende Bujukdere, Therapia, das europäische und asiatische Schloß. Leanders Turm, jetzt, denk' ich, ein Spital. Darüber hinaus die Spitze des Serails mit seinen Mauern, die spanischen Wänden gleichen. Von hinten hervorblickend die Kuppel der Sankta Sophia. Rechts Galata mit der Einfahrt in den Hafen. Links Skutari an der Küste von Asien."

„Das Schiff hält und ist bald von Kaiken und Lohnbedienten umringt. Wir wählen einen der letzteren, vertrauen uns einer der ersteren und stoßen vom Schiffe ab, sehen uns aber bald von einer Barke des Zollamts angehalten mit Beamten, die durchaus auf Visitation dringen. Marinowitsch, der mit uns ist, wirft aber den Beamten ein kleines türkisches Goldstück und ein paar desto größere Grobheiten zu, und man läßt uns passieren. Wir steigen auf der Stiege von Pera aus, wo Lastträger, die sich durch eine Art Sättel zu Kamelen umgeformt haben, jeder eine Last mehrerer Männer auf-

nehmen, und jetzt geht die Wanderung durch die Hotels an, die sich alle besetzt finden. Endlich im Hotel Bellevue notdürftiger Platz. Gewaschen, gebügelt, rasiert. Collazione, an der zwei widerliche Franzosen teilnehmen. Beschließen darauf, unsere englischen und holländischen Reisegefährten aufzusuchen, von denen wir etwas abrupt abgekommen waren. Finden sie in drei Hotels zerstreut. Machen mit ihnen einen Gang durch die Stadt. Zuerst, als in der Nähe liegend, die tanzenden Derwische. Jedermann weiß, was da geschieht. Wie ein übelklingender Gesang mit allerlei Gurgeleien von einer Art Tribüne herab von einer einzelnen Stimme den Anfang macht, dann der Umzug der Mönche, wobei sie ihren sitzenden Vorsteher kadenzenmäßig durch Verbeugungen grüßen. Hierauf Instrumentalmusik, wenn eine Rohrflöte, ein Dudelsack und eine Trommel für Instrumente und die ärgsten Mißtöne für Musik gelten können. Endlich erschallt von derselben Tribüne herab ein heftiges Geschrei, wohl als Gesang gemeint, und nun beginnt, dreimal unterbrochen, anfangs langsam, dann aber immer schneller, ohne je wild zu werden, der Drehtanz der Derwische. Sie werfen dazu ihre verschiedenfarbigen Mäntel von sich und sind darunter weiß in Jacken und Unterröcken gekleidet. Die Füße nackt, das Haupt mit kegelförmigen Filzmützen bedeckt. Der Tanz bewegt sich in zwei oder drei Kreisen, zwischen welchen ein blau gekleideter, nicht tanzender Derwisch gemessen auf und nieder geht. Auch der Vorsteher tanzt nicht, sondern sitzt außer den Kreisen. Man hat die Bewegungen als heftig und wild beschrieben, ich habe sie eigentlich graziös gefunden. Ein paar hübsche junge Bursche von höchstens achtzehn Jahren, der eine in den Farben der Gesundheit, der andere bleich und hager, die Augen geschlossen, das Haupt gegen den emporgestreckten rechten Arm und dieser dem Haupte entgegen geneigt, wobei sie den linken mit herabhängender Hand gerade vor sich strecken, die Verzückung einer süßen Begeisterung auf

den Lippen — sahen so reizend aus, als ein Mann nur immer einen Mann finden kann. Die älteren nahmen die Sache etwas berufsmäßiger. Auch die Begrüßung des Vorstehers im Vorüberwandeln hätte manchem Ballettkorps zum Muster dienen können."

„Hierauf in den Basar. Unabsehbare Hallen mit Kaufmannsbuden oder vielmehr Kramläden, denn die meisten scheinen mit 50 Dukaten auszukaufen zu sein. In eine Bude eingetreten, werden mit Kaffee und Pfeifen bewirtet. Kaufen einige Kleinigkeiten. Ein Damaszener Säbel um 3000 Piaster geboten. Zu Tisch nach Hause. Wenigstens nicht die schmierige orientalische Fettküche. Französischer Wein. Früh zu Bette. Lange vor Tag aufgewacht, vielleicht durch die Kälte, die unter einfacher Bettdecke grimmig war. Im September in Konstantinopel!"

„13. September. Frühmorgens zum Bankier, um Geld zu holen. Später zum Gesandten. Scheint kein unebener Mann. Lädt uns für denselben Tag zu Tisch. Diem perdidi. Das Mittagsmahl und der damit zusammenhängende Abend war angenehmer, als ich mir vorgestellt hatte. Die Gräfin, obwohl geborene Französin, spricht sehr gut Deutsch und hatte den richtigen Takt, in dieser Sprache zu reden, um die andern ungehindert sprechen zu machen. Sie ist ein gescheites, wie es scheint, völlig gebildetes Weib. Das Gesandtschaftspersonal besteht aus angenehmen, größtenteils jungen Leuten. Darunter der junge Schwarzhuber mit dem redlichen Gesichte seines Vaters. Kam mir beinahe sonderbar vor, von Poesie, von meinen eigenen Arbeiten zu reden, was ich seit Jahren nicht getan. So ward aus Morgen und Abend der zweite Tag unseres Aufenthalts."

„14. September. Maierhofer hatte Geschäfte in Therapia, und ich beschloß, ihn zu begleiten, teils weil ich den Bosporus bei der Durchfahrt doch nicht genau genug besehen zu haben glaubte, teils weil unser Lohnbedienter notwendig mit

ihm fahren mußte. Fuhren um 7 Uhr morgens auf einer vierruderigen Barke ab. Stiegen in Jeniköi aus, weil M. den Fürsten der Walachei zu besuchen hatte, der aber eben im Begriff war, nach Konstantinopel zu fahren. Weiter fort an den herrlichen Ufern und an den leider hölzernen und nur im ganzen imposanten, im einzelnen kleinlichen Häusern. In Therapia Herrn Autrant besucht, an den ich Briefe habe. Die Maschinenwerkstätte der Dampfschiffahrtskompanie besehen. Langweilig. Endlich nach Bujukdere, wo wir Essen bestellten und indes spazieren gingen. Aus den Fenstern des Landhauses des spanischen Gesandten tönte Musik. Es waren altitalienische Duette, beinahe schien es Solfeggien für Sopran und Alt mit Begleitung des Fortepiano. Die Stimmen waren nicht gerade schön, sie sangen aber die ungemein schwierige Musik sehr richtig, und es machte mir unendliches Vergnügen, da ich strenge Singsachen liebe und jetzt so lange keine Musik gehört habe. Darauf besahen wir die Gegend hinter dem Orte, wo die Gegend jener von Weidling gleicht und den Vorzug vor ihr nur durch eine Baumgruppe von sieben Bäumen, i setti fratelli, behauptet, dergleichen man bei uns wirklich nicht sieht. Im Rückfahren nahmen wir zu Therapia Herrn Autrant ins Schiff und ließen uns ans asiatische Ufer überfahren, wo wir in dem famös gewordenen Hunkiar Skalessi ans Land stiegen. Zum erstenmal Asien betreten. Wenn ich die Gegend von Bujukdere mit der von Weidling verglichen habe, so brauche ich mich nicht im Verdachte der Exaltation zu haben, ich kann daher sagen, daß ich etwas diesen asiatischen Baumgruppen ähnliches nie gesehen habe. Es ist etwas Weiches, Partien- und Gruppenartiges in ihnen, das den unsern fehlt. Besonders zeichnen sich die Eschen aus, dunkler als bei uns, massenhafter und doch unendlich zarter. Ich war eigentlich hingerissen."

„Der Abend nahte, und wir mußten nach Hause. Die Wasser des Bosporus himmlisch in der untergehenden Sonne.

durch die bereits dunkeln Straßen nach Hause. Ein wunderschöner Knabe zu Pferde. Wahrscheinlich. — Ein Glas Wein getrunken und zu Bette."

„15. September. Unsere englischen und holländischen Freunde holten uns verabredetermaßen ab, um den Zug des Sultans in die Moschee zu sehn. Unglücklicherweise hatte er, da er den Palast Beglerbeg auf der asiatischen Seite bewohnt, für die heutige Freitagsandacht eine kleine Moschee bei Skutari gewählt, wo er denn zu Schiffe ankommen und der größte Teil des militärischen Pompes wegfallen mußte. Wir fuhren in einer vierruderigen Barke hinüber und postierten uns, wahrscheinlich allen Verordnungen entgegen, auf der Terrassentreppe eines leerstehenden Hauses, wo der Sultan vorüberfahren mußte und niemand stand als wir. Lumpige Truppen machten Spalier. Offiziere von allen Sorten und Graden. Bald verkündigten Kanonenschüsse die Ankunft des Herrschers. Ein paar Barken mit Adjutanten als Avantcoureurs. Endlich die von Gold strahlenden Staatsbarken, mit prächtig gekleideten Ruderern besetzt, es waren drei, in der mittleren, wenn ich mich recht erinnere, saß der Sultan unter einer Art Thronhimmel. Er sieht nicht übel aus, und hart an uns vorüberfahrend, blickte er uns scharf an. Die See ging hoch, und ein halb Schiffbruch leidendes Kaik mit einem General am Bord vertrieb unsere Schiffsleute von ihrem Standplatze, so daß wir mit Lebensgefahr über Hals und Kopf in unser Schiff springen und sogleich abstoßen mußten."

„Wir beschlossen, nach den süßen Wassern Asiens zu fahren. Der starke Wind und die gewaltige Strömung machten die Fahrt schwierig. Schon früher war ein kurzer, aber heftiger Regen eingetreten, der uns zwang, in einem Kaffeehause von Skutari Zuflucht zu nehmen, wo man uns mit Kaffee und Pfeifen bediente. Während der Regen noch dauerte, fuhr der Sultan zurück. Diesmal ohne Thron-

himmel, einen roten seidenen Regenschirm (parapluie) über den Kopf gehalten."

„Die süßen Wasser entsprachen als Gegend ihrem Rufe nicht; einige schönere Bäume, unbedeutende Hügel, nicht mit Hunkiar Skalessi zu vergleichen. Das Gras fand ich naß, die Wege kotig, weshalb auch wenig Gesellschaft, größtenteils aus Weibern und Kindern bestehend, da war. Sämtlich in bunten, vergoldeten, kugelförmigen Wagen, teils von Pferden, teils von Ochsen gezogen, wovon mir die letzten mit hohen Quasten gezierten Halbbogen an dem Kopfzeuge geschmückt und nebstdem wunderschöne weiße Tiere, am besten gefielen."

„Ein Gaukler mit einer Baskentrommel und ein sich überschlagender und umkollernder Knabe unterhielten die Weibergesellschaft, von denen die vornehmeren, wahrscheinlich des durchnäßten Grases wegen, ihre Wagen nicht verließen. Sogar komödienartige Reden schienen manchmal eingemischt. Näher konnten wir die Sache nicht untersuchen, denn die Polizeisoldaten wiesen uns, obgleich höflich, von dem Weiberkreise zurück. Nach Hause gekehrt. In demselben Hause die Gräfin Hahn-Hahn. Deren Bekanntschaft gemacht. Sie scheint natürlich, wenigstens spricht sie so. Gefiel mir weit besser, als ich erwartete."

„16. September. Gestern schon hatte uns Herr Surmont angekündigt, daß er durch den holländischen Gesandten einen Ferman zur Besichtigung der Moscheen für heute erhalten habe. Wir gingen daher um 9 Uhr morgens zu ihm, oder vielmehr er kam uns auf dem Wege entgegen. Es hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, und wir machten uns alle auf den Weg über die Hafenbrücke nach Konstantinopel. Die erste Moschee, die wir besuchten, war die Sultan Solimans, nach Sankta Sophia die größte und am meisten bewunderte. Diese kolossalen Porphyrsäulen, aus denen man nichts zu machen gewußt hat als Strebepfeiler für die darauf gestützten Bogen, diese Bogen selbst, die von weiß und

schwarzem Marmor gestreift die Idee der Festigkeit aufheben, welche die Idee des Bogens ist; diese kahlen Wände, durch nichts unterbrochen, machten einen ungünstigen Eindruck auf mich. Dazu diese Menge von Lämpchen und Lampen, die auf Reifen und spinnenähnlichen Kronleuchtern über dem Kopfe des Beschauers schweben; das Gemisch edler Säulen und abgeschmackter Barbarei, das Ganze macht einen wüsten und müßigen Eindruck. Mir gefiel es nicht. Prächtig und würdig zugleich ist das daneben stehende Grab Suleimans, wo er mit zwei Söhnen und drei Weibern bestattet liegt. Die Wände mit einer Art buntem Porzellan überzogen, die Geländer mit Schildpatt und Perlmutter eingelegt. Auf dem Sarge der kaiserliche Turban mit zwei Reiherbüschen."

„Es fing jetzt an zu regnen, und wir mußten uns mit Parapluies bis Stur Osmage, einer kleinen, aber sehr hübschen Moschee, durcharbeiten. Sie ist ohne Prätension, ohne mißbrauchte Säulen ganz im orientalischen Stile gebaut, freundlich und hell, und gefiel mir deswegen."

„Von da nach Sankta Sophia. Da unterdessen die Gebetsstunde gekommen war, wurden wir nicht eingelassen, und setzten uns, um abzuwarten, vor einem nahebei liegenden Kaffeehause nieder, wo Pfeifen und Kaffee, wie natürlich, gereicht wurden. Mittlerweile hatte sich noch ein Anstand erhoben. Der geistliche Vorsteher weigerte sich, mehr Personen, als in dem Ferman angegeben waren, einzulassen, nämlich zwei, indes unsere Gesellschaft beinahe aus dreißig bestand. Die Verdoppelung des gewöhnlichen Geschenks hob auch diese Schwierigkeiten. Wir wurden eingelassen, vorderhand aber nur in die Emporkirche. Es ist schwer, eine Beschreibung von dem Eindruck zu geben, den dieses Gebäude macht. Ich habe nichts Kirchliches gesehen, was sich damit vergleichen ließe. In rötlichgrauen Marmor gekleidet, der an mehreren Stellen höchst glücklich von Tafeln dunklerer Farbe unterbrochen wird, hat das Ganze ein ernstes, aber keineswegs

finsteres Ansehen wie die gotischen Kirchen. Die herrlichen Säulen müssen zwar auch hier Bogen tragen und sind noch dazu doppelt übereinander gestellt, aber die der Kuppel zur Stütze dienenden Pfeilerwände geben einen so massenhaften Gegensatz, daß eines durch das andere gehoben und getragen wird. Die Mosaiken der Kuppel und Decke sind von den Türken überweißt worden. Man beklagt das mit Recht, vielleicht aber auch ist das Ganze durch sie schwer geworden, wie in St. Markus in Venedig. Den Fußboden haben die Türken durch Legen der Teppiche ganz ins Schiefe gezogen, um die Richtung nach Mekka zu erhalten. Man führte uns endlich auch ins Erdgeschoß hinab, obschon das Gebet noch nicht vorüber war. Die Versammlung belief sich nicht auf viele Personen. Darunter mehrere Pilger aus Mekka, dunkle, sonnenverbrannte Araber, und ein wunderlicher Kerl, ein Verrückter, wie uns der Lohnbediente sagte. Mit einem ungeheuren, wenn ich nicht irre, grünen Turban, scharlachrotes Kleid bis an die nackten Knie reichend, den Gürtel besteckt mit Dolchen und Pistolen, eine Art Hellebarde auf der Schulter. Er ging wie der Hahn auf dem Miste umher und maß uns mit zornigen Blicken. Auch unter den arabischen Pilgern schien sich eine erregte Stimmung zu verbreiten, und endlich riet uns der Kawaß, der uns begleitete, fortzugehen, da es sonst zu einem Ausbruch kommen könne. Wir folgten seinem Rate, und am Ausgange verabschiedete uns der verrückte rote Kerl oder ein ihm ähnlicher, da ich nicht begreifen kann, wie der andere vor uns aus der Tür kommen konnte. Auch trug er diesmal statt dem Spieß eine Fahne. Er sah uns furchtbar an und stieß einen Schrei aus, der zwischen dem Wiehern des Pferdes und dem Krähen des Hahnes die richtige Mitte hielt. Es mochte wohl eine Drohung oder Beschimpfung sein."

„Das Serail, obwohl unser Ferman auch darauf lautete, konnten wir nicht besehen, da der Sultan eben am nämlichen

Tage es bezogen hatte. Wir begnügten uns daher mit dem inner des ersten Tores in der ehemaligen Irenenkirche liegenden Zeughause, das höchst unbedeutend ist."

„Nun war aber noch das Wichtigste zu tun, nämlich nach Hause zu kehren, während es in Strömen regnete. Wagen gibt es bekanntlich in Konstantinopel nicht, und unsere Wohnung war leicht eine volle Wegstunde entfernt. Es blieb keine Wahl. Wir stürzten uns in den Platzregen, ließen uns in einem bereits tüchtig durchweichten Kaik übersetzen und kamen endlich durchnäßt wie nie in meinem Leben in unserer Wohnung an. Das bald darauf folgende Mittagessen verbannte die eisige Kälte aus den Gliedern, und wir konnten abends dem Gesandten einen Besuch machen und so liebenswürdig sein, als es die Umstände erlaubten."

„17. September. In der Nacht ein fürchterlicher Sturm. Zwei Schiffe gingen im Hafen zugrunde. Das wichtige Geschäft des Frühstücks abgetan, dies freilich von einer andern Konsistenz als unseres zu Hause. Die Franzosen entgöttlichen sich etwas. Der Major hat Geschäfte. Ich will allein mit dem Dragoman ausgehen. Es regnet. Sind heute bei dem Gesandten zu Tische. Prokeschs asiatische Reiseerinnerungen sollen mir die Zeit verkürzen helfen."

„Doch mit dem Lohnbedienten allein ausgegangen. Ein paar noch nicht gesehene Straßen durchlaufen, die nichts Interessantes darbieten. Die große Zisterne besehen, die ihren Gehalt von den süßen Wassern Europas empfängt. Ein stupendes Werk aus den Zeiten der Konstantine mit ungeheuren Granitsäulen, soweit das Auge reicht. Die Spitzsäule ägyptisch. Die Basis schlecht. Arbeit aus der Zeit des Theodosius. Die halb zerstörte Schlangensäule, die einst dreifach gewunden gewesen sein soll, jetzt aber nur einfach ist, und von der man viel fabelt. Die aller Zierden beraubte und nur noch aus den übereinander geschichteten Quadern bestehende Säule des Konstantin. Diese drei Bildwerke sollen

die Richtung der Spina des ehemaligen Hippodroms bezeichnen. Beginnt zweimal zu regnen. Da ich nicht Lust hatte, noch einmal durchweicht zu werden, nach Hause."

„Mittags beim Gesandten. Das Wetter hatte mich verstimmt und die Verkühlung von gestern. Das Gespräch wollte sich nicht geben. Verfiel in jene beliebten Abwesenheiten, die so angenehm machen. Später kamen mehrere Leute, und das Gespräch wurde französisch geführt. Wäre gerne nach Hause gegangen, aber der Major spielte, und ich wußte den Weg nicht. Schlechter Tag."

„18. September. Die ganze Nacht gegossen. Die Straßen schwimmen im Kot. Suchte Herrn Surmont auf, da der Major Geschäfte hatte. Surmont war auf den Sklavenmarkt gegangen, ließ mich eben dahin führen, traf ihn aber nicht mehr. Besah mir den schändlichen Handel. Die Ware bestand aber bloß aus Negern. Ein hübscher Knabe wurde eben herumgeführt und um 1200 Piaster feilgeboten. Der Bube schien gar nicht betrübt und folgte ungezwungen dem Ausrufer. Der größte Teil Weiber, d. h. Mädchen. Wenige hübsche. Eine sah nicht übel aus und blickte mich an, als wollte sie mich zu einem Gebote auffordern. Das Abscheuliche war in seiner Einförmigkeit bloß widerlich. Ging noch ein wenig in der Stadt herum, bis mir die Füße vom Pflaster schmerzten, und dann nach Hause, da der durchweichte Boden keinen Ausflug gestattet. Es stürmt wieder und droht mit Regen. Nichts gut an der Sache, als daß damit wahrscheinlich die Äquinoktialstürme abgetan sind und unsere weitere Seereise hoffentlich gesichert ist. Setze mich hin, um die Iliade zu vollenden und mit Prokeschs Erinnerungen die Karte von Troas zu studieren."

„19. September. Mit Surmont und den beiden jungen Leuten einen Ritt durch die Stadt gemacht, da der Schmutz das Gehen verbot. Auf den Pferdemarkt, wo wir nichts Schönes, wohl aber viel Hübsches und Wohlfeiles sehen. In

der neuen Münze, die erst im Entstehen ist und eins der hübschesten Etablissements in Europa zu werden verspricht. Ein Engländer der Direktor, die Arbeiter aber sämtlich Türken, die also schon zu brauchen wären, wenn sie angeleitet würden. Dann ins Arsenal. Eine Reihe der schönsten Kriegsschiffe am Ufer. Im Bagno der Galeerensklaven. Finsternis herrscht da in der Mitte des Tages. Die Leute haben außer der Kette an einem Fuße kaum sonst etwas vom Gefangenen und scheinen freier gehalten zu sein als irgend anderswo. Wenn man damit unsere schweren Kerker vergleicht! Ein darunter befindlicher Deutscher, er mochte ein Preuße oder Braunschweiger sein, mit Bart und Haaren wie der wilde Mann im Harz, redete mich an. Ehe ich ihn aber wieder befragen konnte, war er schon weggedrängt und im Dunkel verschwunden. Schiffdocks, Werfte, Seilerwerkstätte, aber nirgends Arbeiter. Mittags beim Minister, abends ins Theater, wo ein italienisches Sängerehepaar seine Künste zeigte. Hätten leicht viel schlechter sein können, als sie waren. Gingen nach dem ersten Akte."

„20. September. Allein mit dem Platzbedienten ausgegangen. Pferde genommen und den Ritt um die äußeren Mauern Konstantinopels gemacht, womit wir in zwei Stunden zu Ende waren. Genau genommen war mir diese Tour das liebste, was ich in Konstantinopel bis jetzt mitgemacht habe. Die Türme und dreifachen Mauern verfallen und mit Efeu umwachsen, militärisch vielleicht lächerlich, aber malerisch einer der schönsten Gegenstände. Auch das rechts der Straße liegende Land sehr hübsch. Ungeheuer die Zahl der Feigenbäume, die in den Gräben wachsen. Den Schluß macht das Schloß der sieben Türme. In der Nähe betrachtet, scheint es unbedeutend, von der Ferne aber tritt erst das Innere auch heraus, und dann ist der Eindruck schön, aber keineswegs grauenhaft, wie man vorauszusetzen geneigt ist."

„In die Stadt zurück. Auf den Turm vor dem Hause

des Seraskiers gestiegen. Eine schönere Aussicht läßt sich nicht denken. Unter sich die ungeheure Stadt, an die sich, durch Meerarme getrennt, Skutari und Pera als Vorstädte anschließen. Zwischen den bunten Häusern, die sich in der Entfernung gut ausnehmen, die stattlichen Moscheen, von ganz anderer Wirkung als unsere kleinlichen oder gotisch angeschmauchten Kirchen. Von der einen Seite der schön umgebene Bosporus, von der andern das Meer von Marmora, über die Prinzeninsel hinaus sich in der Ferne verlierend, und ganz im weiten noch einmal über die Hügel herausleuchtend. Ich habe heute meinen schönsten Tag in Konstantinopel gehabt. Schon weil ich —

„O Pera, Pera, türkisches Krähwinkel!
Mit Bürgermeister Staar und seiner Frauen Dünkel.“

„21. September. Heute den scheußlichsten Eindruck auf der ganzen Reise gehabt. War in Skutari bei den heulenden Derwischen. Hatte mich schon frühmorgens nicht ganz wohl gefühlt, etwa als Folge der Anstrengung auf dem gestrigen Ritte, mußte noch dazu beim Frühstück den Kaffee versäumen, der mir einmal des Morgens notwendig geworden ist, und ging daher schon etwas unwohl vom Hause weg. Besehen noch im Vorbeigehen die Pferde des Sultans, die mir höchst unbedeutend scheinen. Kamen dadurch, von dem Münzingenieur Mr. Taylor geführt, in die äußeren Höfe des Serails. Das Innere kann man leider nicht besehen, da der Sultan es bezogen hat. Hierauf nach Skutari zu diesen Teufeln von Mönchen. Schon Lokal und Kleidung war so bettelhaft und schmutzig als möglich. Ungefähr dreißig Lümmel und drei Kinder zwischen sieben und neun Jahren. Nach Gebeten, deren Anfang wir glücklich versäumten, fingen sie endlich an zu singen oder vielmehr zu stöhnen, zu grunzen, zu bellen, wobei sie den Leib nach ein- und auswärts und den Kopf nach rechts und links bewegten, etwa den Be-

wegungen eines Schiffs im Sturme ähnlich. Der Vorsteher in der Mitte gab das Tempo an. Von langsam immer schneller und schneller. Nun hoben sie auch stampfend die Füße. Das Geheul wurde immer stärker. Tief im Baß stießen sie immer die Silbe hom! hom! aus, während eine schneidende Tenorstimme falsch in einer ganz verschiedenen oder vielmehr gar keiner Tonart schrillend dazwischen sang. Bald schienen sie nur noch das Mittel zu halten zwischen brandenden Wogen und galoppierenden Pferden. Einer von ihnen, ein wilder Kerl mit struppigen schwarzen Haaren, bekam einen Anfall von fallender Sucht. Er brüllte, bäumte sich, schlug um sich. Drei oder vier warfen sich über ihn, die andern galoppierten wie vorher. Einer von ihnen hatte offenbar durch das Schaukeln eine Art Seekrankheit bekommen. Er gröhlte nur noch, sah aus wie eine Leiche, und ich erwartete jeden Augenblick, daß er sein Frühstück von sich geben werde. Da fiel mich der Ekel und das Grauen über die Entwürdigung der menschlichen Natur übergewaltig an. Ich mußte hinausgehen, und im Freien meine Begleiter erwartend, bezahlte ich mit einem heftigen Kopfweh das widerliche Schauspiel."

„Und in dieser Verfassung mittags zum Minister. Es ging aber besser als ich gedacht. Ich saß an der Seite des russischen Gesandten Grafen Titof, der ein gebildeter, vielleicht etwas mystisch angeregter, aber völlig interessanter Mann ist. Die Gräfin Hahn-Hahn war auch da, ich konnte aber mit ihr nicht zum Gespräch kommen. Bei Tische trank ich zwei Gläser gutes Wasser, ein Genuß, den ich in Konstantinopel zum erstenmal hatte. In Pera wenigstens gibt es nur Zisternenwasser. Lächerlich kam mir General Jochmus vor, der sein Fes vor den Damen auf dem Kopfe behielt. Mein Kopfschmerz kam wieder, wir machten uns daher gegen 9 Uhr still aus dem Staube."

„22. September. Schlechte Nacht. Lange vor Tages-

anbruch, etwa um 3 Uhr, aufgewacht. Höchst aufgeregter Puls, starker Schweiß, war nicht ohne Besorgnis. Doch nach dem Aufstehn besser und jetzt gut. Will mich heute schonen. Das verfluchte Steinpflaster von Konstantinopel richtet mich zugrunde. Ging doch nach Sankta Sophia, um den Sultan, den ich neulich in der Barke gesehen, heute zu Pferde zu betrachten. Da war aber nichts von Garden und sonstiger Pracht, wie ich erwartete. Einige Reiter, dann der Sultan in seinem doch nicht unkleidsamen Mantel mit der diamantenen Agraffe und dem prächtigen Fes aus dem Serailtor heraus und zwanzig Schritte weit ins Tor der Moschee hinein. Er ließ sein Pferd gar nicht ungeschickt karakolieren, solange er über den Platz ritt, am Tore aber meinte er vermutlich, es sei genug, und ritt ruhig im Schritt hinein. Das gab dem Ganzen etwas Gemachtes, das mir mißfiel. Dann zum Agenten der Lloydschen Dampfschiffgesellschaft Maninich. Scheint ein unterrichteter Mann. Schenkt mir ein mumifiziertes Krokodil, das ich ihm gern zurückgeschenkt hätte. Nehme Plätze für Sonntag nach den Dardanellen. War froh, wieder fortzukommen. Warum? Weil ich mich nicht freute, herzukommen."

„23. September. Morgens im Bette."

„Schon bin ich müd' zu reisen,
Wär's doch damit am Rand!
Vor Hören und vor Sehen
Vergeht mir der Verstand.

So willst du denn nach Hause?
O nein! nur nicht nach Haus!
Dort stirbt des Lebens Leben
Im einerlei mir aus.

Wo also willst du weilen?
Wo findest du die Statt?
O Mensch, der nur zwei Fremden,
Und keine Heimat hat."

„Da sich eine Gelegenheit fand, noch einmal die Moscheen besucht. Der Suleja anja habe ich abzubitten. Sie ist schön in ihren Verhältnissen und in ihrer Einfachheit, da sie alle Farben ausschließt. Nur die weiß und schwarz ge=

streiften Gewölbbogen sind und bleiben mir unerträglich. Mich abgemüdet und froh gewesen, wieder —"

„Abends Abschiedsbesuch beim Gesandten. Graf Schulenburg mit seiner französischen Frau sind da und bleiben bis 1/2 11 Uhr. Wir mußten aushalten, weil der Major noch mit dem Gesandten über Geschäfte zu sprechen hatte. Spät zu Bette."

„24. September. Erwache um 4 Uhr morgens unter einem bedeutenden Sturme. Gute Aussicht für die heutige Abreise! Schreibe Autographen für das Personal der Gesandtschaft. Der Wind dauert fort. Wie wird das abgehen? Eingepackt. Um 4 Uhr fort."

„Zu Schiffe von Schwarzhuber und Wickenshauser begleitet. Das Meer macht sich besser, als zu hoffen war. Herrlicher Anblick des Serails von der Seeseite. Fürst Metternich vortreffliches Schiff. Während des Essens im Mar di Marmora dunkelt es bereits. Den jungen Chlumezky wieder getroffen. Bald zu Bette. Seit langer Zeit wieder einmal gut geschlafen."

„25. September. Vor Tag erwacht. Aufs Verdeck. Einfahrt in die Dardanellen. Bei weitem nicht so schön als der Bosporus. Sestos und Abydos. Ersteres in einem schön bewachsenen Tal, letzteres von kahlen Hügeln begrenzt, die gelb ins Meer hinausschauen. Bei den Dardanellenschlössern angelangt. Das Schiff hält an. Eine Barke mit der österreichischen Konsularflagge legt an. Weiß steigt an Bord. Kaum erkennbar in dem halborientalischen Barte. Steigen in seine Barke; alle Konsulate flaggen. Frühstück. Legt uns einen Plan vor zur Bereisung der Umgegend, der zehn Tage erfordert hätte. Erkläre, nur über zwei, höchstens drei Tage verfügen zu können. Plan zur Besichtigung der Troas in zwei Tagen. Für heute war Abydos, wo wir uns bereits befanden, und das gegenüberliegende Sestos zu besehen. Ersteres ohne besonderes Interesse. Hierauf zu

Schiffe an die jenseitige Küste gefahren und dort Pferde bestiegen. Der Xantopulos, ein unterrichteter und wackerer Mann, ist mitgekommen. Zu Pferde eine steile Anhöhe hinauf, von wo sich die reizendste Aussicht darbietet. Zum ersten Male die Baumwollpflanze gesehen. Reiten ins Tal von Sestos hinab. Wunderschön mit Baumgruppen bewachsen. Hierauf am Strande des Meeres rechts an der Anhöhe hin. Überall Spuren von alten Bauten. Das Meer an dem Ufer mit Trümmern bedeckt. Auf einem vorspringenden Hügel mag der Tempel Aphroditens gestanden haben. Abends nach den Dardanellen zurück. Schöner Sonnenuntergang. Nirgends habe ich das Meer so lichtblau gesehen. Heiterer Abend, oder vielmehr Mittagsruhe. Gute Betten, vortrefflich geschlafen. Rechne den heutigen Tag zu den angenehmsten meines Lebens. Weiß wird ein tüchtiger Mann werden und es weit bringen. Hat bei vielem Verstand auch ein Herz."

„26. September. Heute soll's nach Troja gehen. Früh aufgestanden, aber unter Zögerungen der Türken mit den Pferden erst spät abgegangen. Hätte gleich anfangs ein großes Unglück haben können. Mein Pferd, das kein anderes vor sich haben will, gleitet noch im Dorfe über eine Brücke aus und stürzt, ich mit, doch ohne mich zu beschädigen oder die geringste Ungelegenheit zu spüren. Von neuem fort. Merke an dem Schmerz in den Füßen wohl, daß ich zwanzig Jahr kein Pferd bestiegen habe. Verzweifle fast, ob ich's aushalten werde, aber mein Verlangen war zu groß, daher frisch weiter. Der Reiseplan dürfte nicht gut angelegt sein. Wir reiten fast den ganzen Tag, bis wir in die Ebene von Troja seitwärts einbrechen und bei Zschiblak die ersten Säulentrümmer und andere Mauern sehen. Den Simois (nach Gewalik) passiert, wo das Wasser den Pferden nicht bis ans Knie reicht. Bei Zschiblak dürfte das Ilium recens der Alten zu suchen sein, also die Stelle, wo einige das alte Troja hinsetzen. Mit welchem Recht, ist mir nicht recht

deutlich. Es war Abend geworden, und wir eilten, Bunarbaschi zu erreichen, wo wir mit einbrechender Nacht eintrafen. Der Kawaß, den uns der Pascha der Dardanellen mitgegeben hatte, machte uns Platz in dem Meierhofe des Paschas; man belegte den Fußboden eines erträglichen Zimmers mit Betten. Vorher stiegen wir noch zu den Quellen des Skamander hinab, deren vierzehn bis sechzehn sind, sämtlich von reinstem, hellstem Wasser. Der Fluß bleibt übrigens höchst unbedeutend. Daß dieser Fluß bei Bunarbaschi entspringt, wie nach Homers Beschreibung der Skamander bei Troja, macht die Meinung höchst wahrscheinlich, daß hier das alte Ilion zu suchen sei. Die Umgebungen der Quellen sind übrigens durchaus steiniges Hügelland. Gut gegessen und ebenso geschlafen, selbst ohne Flöhe, was uns am meisten wunder nahm."

„27. September. Frühmorgens auf und die Umgebungen von Bunarbaschi besehen. Der Hügel, auf dem es liegt, fällt nach rückwärts ab und ist von allen Seiten zu umlaufen, so daß auch dieses Zeichen des homerischen Ilions eintrifft. Einen Grabhügel von aufgehäuften Steinen bestiegen, der Meinung und wohl auch der Wahrheit nach jenen des Hektor. Von hier aus hat man die beste Ansicht des trojanischen Feldes. Ringsum steinichte Hügel. Rechts im Tal die Quellen des Skamander. Weiter drüben, durch Bäume bezeichnet, der Lauf des Simois. Vor sich die Ebene wie zum Schlachtfeld geschaffen, von beiden Seiten durch Hügel eingeschlossen. Rechts die Anhöhen, auf denen das Ilium recens lag, und die wohl die Kallikoloni Homers sind, links der Höhenzug längs des Ägeischen Meeres, der mit dem Kap Sigeum und mit dem Grabhügel des Achill schließt. Längs dieses Höhenzugs mehrere Grabhügel in der Reihe. Die Ebene selbst wellenförmig durch Bewegungen des Bodens unterbrochen und mit Bäumen besetzt. Überhaupt die Gegend schön, und, wie es scheint, gut bebaut."

„Wir da wieder zu Pferde und in der Richtung von

Alexandria Trojas weiter. Der Weg ansteigend, mit Gesträuch und halbwüchsigen Bäumen besetzt. Kommen endlich bei den Ruinen von Alexandria Trojas an. Zwei der ungeheuersten Säulen, die es irgend gibt; am Boden liegend, fünfunddreißig Schuh lang und gegen sechs Fuß im Durchmesser. Trümmer eines andern Prachtgebäudes mit den ungeheuersten Bogen und den größten Bausteinen, die ich jemals gesehen. Ähnliche Konstruktionen und Bogentrümmer überall zerstreut. Schon am Morgen hatte sich heftiger Sturm aus Süden gezeigt, er nahm immer mehr zu. Unser Plan war, ans Meer hinabzusteigen, nach Tenedos überzufahren und dort morgen das Dampfboot zu erwarten. Die Ausführung zeigte sich aber unmöglich. Kein Schiffer wagte, uns überzuführen. Wir ließen Feuer anzünden, das gewohnte Zeichen für die Barken von Tenedos, herüberzukommen, aber keine kam. Der Abend brach ein, und es blieb nichts übrig, wenn wir anders das Dampfboot des Lloyd nicht versäumen wollten, als in der Nacht den ganzen Weg nach den Dardanellen wieder zurück zu machen. Nach einem ermüdenden Marsche zu dem nächsten türkischen Dorfe, wo wir in dem Kaffeehause mit Vertreibung aller übrigen Kunden uns etwas erfrischten, setzte sich mit einbrechender Nacht die Gesellschaft wieder zu Pferde. Ich, der ich von dem zweitägigen Ritte ohnehin erschöpft war, legte mich auf einen mit Ochsen bespannten Karren à la Arabe, und so ging der Zug durch die ganze Länge der Ebene von Troja, leider bei finsterer Nacht, nur von den ungemein glänzenden Sternen beleuchtet und durch den Gesang der Grillen belebt, deren Zirpen hier wirklich dem Gesange der Vögel nahe kommt. Auch Glühwürmer kamen hier häufig vor. So erreichten wir in der Morgendämmerung Kum Kale, nachdem kurz vorher mein Ochsenkarren mich beinahe in einen Abgrund hinabgeworfen hatte. In Kum Kale eine Tasse Kaffee genommen und eine Segelbarke bestiegen, die uns in dem heftigen Winde eine

halbe Stunde vor Ankunft des Dampfboots in die Dardanellen zurückbrachte. Weiß, der uns nach Smyrna begleiten wollte, findet sein Urlaubsgesuch von dem Internuntius abweislich beschieden; wir trennen uns daher und besteigen allein das österreichische Dampfboot."

„28. September. Der Wind war schon bei der Abfahrt ziemlich stark, Sirokko, also gerade unserer Richtung entgegen. Wir fuhren der trojanischen Küste entlang, die hier bloß den Anblick einer felsigen Hügelreihe darbietet. Ungefähr Tenedos gegenüber der Berg Ida, den wir gestern, von Wolken gehindert, nicht sehen konnten. Gleich wie wir aus den Dardanellen herauskamen, wurde der Wind immer stärker und stärker und wuchs bis zum Sturm, um so widriger, da er uns gerade entgegenblies. Das Meer ging sehr hoch und wurde mir immer lästiger. Ich suchte des Eindrucks auf jede Art Meister zu werden. Stellte mir das Ganze als ein erhabenes Schauspiel vor, das es wirklich war. Fixierte Punkte an der Küste, um mir das Auf- und Abklettern des Schiffs in Wellen hinauf und hinab zu maskieren. Eine Weile half es, aber nicht lange, besonders wohl wegen der Anstrengungen der verflossenen drei Tage, der durchwachten Nacht, und weil ich desselben Tages außer einer Tasse Kaffee nichts genossen. Zweimal stieg mir das Brechwasser im Munde, und ich überwand die Entwickelung, endlich aber geschah das Unvermeidliche. Ich glaubte nun ungestraft einen Teller Suppe und ein Glas Wein zur Stärkung des Magens genießen zu können, aber ohne Eßlust und von den ungeheueren Schwankungen der Kajüte sehr belästigt. Da der zum Sturm gewordene Wind jede aufrechte Stellung unmöglich machte, legte ich mich zu Bette. Vor Erschöpfung schlief ich bald ein, wachte aber von der ungeheuer verstärkten Bewegung wieder auf. Kopf und Füße gingen wie die Schalen einer außer Gleichgewicht gebrachten Wage. Der Kopf schmerzte ungeheuer da; ohne besonderes

örtliches Übelsein konnte ich mich noch einmal expektorieren. Von da an ward es besser, und ich schlief nach ein paar peinlichen Stunden wieder ein."

„Gegen Morgen waren wir schon im Eingange des Golfs von Smyrna, die See war ruhiger. Ich konnte frühstücken und fühlte die Wohltat der nötigen, so oft mißbrauchten Stärkung. Gegen zehn Uhr morgens Ankunft in Smyrna. Die Stadt liegt im Hintergrunde einer Felsenkluft, die leider zu kahl ist, um schön genannt zu werden. Aber was käme einem schön vor in solcher körperlichen Verstimmung. Steigen in der Pension du Levant aus, wo wir die Gräfin Hahn-Hahn vorfinden. Besehen uns den Basar, steigen aufs alte Schloß, dessen Aussicht zu genießen der immer steigende Sturm hindert. Kamele, die zuerst in den Dardanellen vorgekommen, durchziehen in langen Reihen die Straßen. Die Stadt besteht aus ziemlich schlechten Häusern, keine einzige bedeutende Moschee. Besuchen den österreichischen Generalkonsul, der weniger Freude äußerte, als ich aus der alten Verbindung unserer Familie erwartet. Essen der Gräfin Hahn-Hahn zuliebe, die ich bisher ziemlich vernachlässigt, schon um 4 Uhr zu Mittag. Angenehme Unterhaltung. Schenke ihr ein paar klassische Baumblätter, die ich von Ilion mitgebracht, was sie zu freuen schien. Indes war auch das französische Dampfboot angekommen, das uns morgen weiter bringen soll. Nach Tische nehmen wir Abschied von der Gräfin und ihrem Begleiter, die nach Beirut gehen, setzen uns am Meeresstrande in ein griechisches Kaffeehaus, und schlendern des Abends in den Straßen umher, wo wir Gelegenheit hatten, die beste Meinung von der Wohlgestalt der smyrnaischen Damen zu fassen. Früh zu Bette."

„29. September. Zahlen die ungeheure Rechnung. Ein Golddukaten fiel auf meinen Teil für das gemeinschaftliche Schlafzimmer, ein Mittagsmahl und ein schlechtes Frühstück, und lassen uns nach dem französischen Dampfboot hinaus-

rudern, das uns nach Syra bringen soll. Das Schiff schön, die Offiziere artig, das Frühstück gut — bis auf das Fleisch, das im Orient überall schlecht ist. Abfahrt. Der Sturm aus Süden hatte während der Nacht zugenommen, aber die vortreffliche Bauart des Schiffs machte die Bewegungen milder. Auch schien mir, als ob trotz des vermehrten Windes die Wellen minder hoch gingen, endlich macht die Gewohnheit alles leichter. Der Wind war übrigens so stark und so konträr, daß der Kapitän davon sprach, in einem Hafen vor Anker zu gehen. So schleppten wir uns fort, leider durch die Unmöglichkeit, aufrecht zu stehen und den den Sirokko begleitenden Dunstnebel gehindert, den Anblick der Küste zu genießen. Ich konnte, ohne mich sehr belästigt zu fühlen, zu Mittag essen. Die beiden Engländer Mr. Kathlik und der langweilige Edwards waren mit demselben Schiffe von Konstantinopel angekommen, zugleich mit ihnen eine ganze Kolonie junger Engländer, so daß man bei Tische in old England zu sein glaubte. Ein italienischer Dominikanermissionar, der mich als Katholiken sehr in Affektion nahm usw. Die Zeit verging aber, wie das ihre Gewohnheit ist."

„So ging der 30. September unter immerwährenden Besorgnissen des Schlechterwerdens und in der Unmöglichkeit, aufrecht zu stehen und irgend ein Objekt mit Behagen betrachten zu können, vorüber. Die Nacht war arg, ich ertrug sie aber leidlich."

„Der 1. Oktober brach an, und wir hatten bald den Ort unserer jetzigen Bestimmung, Syra, vor Augen. Der Anblick der Insel ist kahl, die Stadt aber, wie eine Bischofsmütze bis zur höchsten Spitze eines Berges empor gebaut, nimmt sich nicht übel aus. Gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felsen das Lazarett der Quarantäne. Im Hafen lagen schon zwei französische und ein österreichisches Dampfboot. Unser Schiff hatte die gelbe Pestflagge ausgesteckt. Boote mit demselben Wimpel umkreisten uns. Endlich ward

eine Barke mit uns und unsern Effekten beladen. Vier Engländer, zwei konstitutionelle Griechen und einiges Gesindel gesellten sich bei, und so wurden wir nach dem Lazarett hinüber gerudert. Dort angekommen, warf man unser Gepäck brutal an die Felsen des Ufers und überließ uns unserem Schicksal. Der Major blieb zur Aufsicht zurück, und ich ging in die Quarantäne, konnte aber niemand finden, der Italienisch verstand, so daß, als ich endlich in die Kanzlei kam, der griechische Lohnbediente der Engländer die einzig übrigen guten Zimmer weg hatte, und wir mit einem elenden schmutzigen Loche mitten unter stinkenden Türken und Griechen vorlieb nehmen mußten. Wir sandten sogleich Botschaft an den österreichischen Konsul und an den Direktor der Anstalt Pio Terenzio. Letzterer kam auch, da aber alle Zimmer vergeben waren, mußten wir in unserem Loche aushalten, und das einzige, was wir erreichten, war, noch an selbigem Abende spoglio machen zu können. Der spoglio selbst war die lächerlichste Zeremonie, die sich denken läßt. In kleinen Kämmerchen nächst der Kanzlei hatte man jedem von uns ein heißes Bad bereitet. Die Kleider mußten wir in eine Art Schublade legen, die, sowie wir ins Wasser stiegen, nach außen fortgezogen und erst, als das Bad vorüber war, wieder hereingeschoben wurde. Da fanden wir denn statt unsrer Kleider einen Schlafrock, ein Hemd ohne Haft oder Knopf, Unterhosen, die uns den Bauch zusammenklemmten, eine weiße Schlafmütze. Kurz, wir mußten laut auflachen, als wir uns wechselseitig erblickten. Mein Geld ward während des Bades ebenfalls in ein Gefäß mit Wasser geschüttet. Nur die Uhr durfte behalten werden, der ich motu proprio meine Zigarren beifügte, um sie vor dem Gestank der Räucherung zu retten. Während wir uns nämlich in der Brühe befanden, wurde unser Zimmer mit den ausgepackten Kleidern und den geöffneten Koffern durchstänkert, wir selbst aber für diese Nacht ins erste Geschoß in ein Zimmer geführt, das zu

dem für den erwarteten Fürsten Maurokordato aufbewahrten Appartement gehörte. Die Möblierung übrigens war gar nichts weniger als fürstlich, namentlich die Betten nicht viel besser als ein Bund Stroh, welche Beschaffenheit unsere Lagerstätten während der ganzen Dauer der Quarantäne beibehielten. Morgens erhielten wir unsere Kleider wieder und begaben uns wieder in unsre stinkende Wohnung, die von den Pesträucherungen nunmehr doppelt stank. Fürchterlicher Kaffee zum Frühstück. Zu Mittag gute Suppe, leidliche Fische, vortreffliche Trauben, mittelmäßiger Wein, aber alles Fleisch so ausgesucht schlecht, so zäh und hart, daß kein Messer, viel weniger Zähne dessen Herr werden konnten."

„Das Quarantänegebäude ist ganz zweckmäßig, ja hübsch, gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felsen erbaut. Da ist kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Der Boden mit Felsen und spitzen Steinen bedeckt, so daß jeder Tritt schmerzt, und wir uns erst mit unsrer Hände Arbeit durch Aufräumen der Steine einen Spazierweg bahnen mußten. Noch dazu wird der Aufenthalt im Freien durch die immerwährenden Stürme verleidet, die, wie früher aus Süd, jetzt aus Nord und Nordost über die Insel herrasen. Unser Gesichtskreis wird gegenüber durch die Hauptstadt der Insel Syra, links durch kahle Berge mit dürftigen Bepflanzungen, rechts durch die Insel Tino mit vielen wie Schwalbennester an den Klippen hängenden Ortschaften und die Ausläufer von Mikone begrenzt. Ein- und auslaufende Schiffe beleben einigermaßen die Gegend. Da werden denn mit dem Fernrohr die Wimpel beobachtet, von einer einlaufenden englischen Kriegsbrigg die Kanonen gezählt, die Manöver beobachtet. Die vier Dampfschiffe, die anfangs im Hafen lagen, haben uns verlassen, und der Sturm verscheucht neue Gäste. Ich bezeichne nicht mehr die einzelnen Tage, denn eine große Langweile verschlingt alle Unterschiede. Glücklicherweise hatte ich in meinen Koffer Chalybäus' Geschichte der neuen Philo-

sophie eingepackt. Die Seiten wurden gezählt und fünfzig für jeden Tag schien genug, um die neun Tage der Gefangenschaft auszufüllen. Da wird denn aufgestanden, der entsetzliche Kaffee getrunken, ein wenig im Winde spazieren gegangen, dann gelesen, wo uns denn Herbarts Menades andern gescheiten Männern unerklärlich, Schellings System aber höher als die Klippen, widriger als der Wind und unfruchtbarer als das Meer vorkamen."

„Am 9. Oktober, als meinem Namenstage, ward uns endlich eine bessere Kammer mit der Aussicht auf das Meer und minder den mephitischen Dünsten ausgesetzt, zuteil, ohne unsere Lage erträglicher zu machen, denn jeder Tag mehrt im geometrischen Verhältnisse die Unleidlichkeit. Ein einzelner würde sich in Gedanken vertiefen, zu zweien gehen sie aus, weil zu dem Unangenehmen der eigenen Lage noch das Mitleid über die des andern kommt."

„Als wir ankamen, war das Geschrei im Hofe unerträglich. Da alle Bedürfnisse nur mittels einer Schublade durch das Menageriegitter geschoben werden, das im Hofe abschließt, so war der Anforderungen und des Schreiens kein Ende. Jetzt wird die Zahl der Gefangenen täglich geringer, und fünf Engländer, die sich mit Rattenfangen und Schwimmen unterhalten, zwei konstitutionelle Griechen, deren einer den König Otto einen imbécile genannt hat, zwei liederliche Französinnen aus Ägypten in Begleitung zweier Türken, zwei alte Griechen mit dem Lümmel Adonis machen die ganze Gesellschaft aus. Letzterer ist ein etwas derber Bursche von etwa zwanzig Jahren, prächtig, nur zu stark gebaut, hübsches Gesicht, aber unreines Fell. Am verflossenen Sonntag sah er in brauner Jacke und kurzen Pumphosen, weißer Schürze, rotem Fes und stahlblauen Strümpfen an den modeartig geformten Beinen wirklich prächtig aus. Seitdem hat er mit dem abgelegten Sonntagsstaate viel verloren."

„9. Oktober. Endlich schlug der Tag der Erlösung.

Durch den spoglio war die Dauer der Quarantäne um 5 Tage abgekürzt worden, und heute gab uns der Oberguardiano durch einen Handschlag die Freiheit. Eine Barke war schon bestellt. Wir bezahlten die ungeheure Rechnung, etwas mehr als einen Dukaten für den Tag, warfen Trinkgelder aus nach allen Seiten und ließen uns nach Hermopulos, der Hauptstadt von Syra, hinüber rudern. Schon gestern war uns durchs Fernrohr ein besonderes Treiben unter dem Volke der Hauptstadt unter unaufhörlichem Glockengeläute aufgefallen, das selbst der Sonntag nicht hinlänglich zu erklären schien. Auch heute bemerkten wir festliche Anzüge unter der Menge und erfuhren dann, daß an beiden Tagen die Wahlen für die bevorstehende Ständesitzung stattgefunden hätten. In Athen war nämlich, wie wir schon in den Dardanellen gehört hatten, eine Revolution ausgebrochen und der König genötigt worden, eine Konstitution anzuerkennen. Der Anteil unter dem Volke schien übrigens nicht groß. Man hatte uns das Wirtshaus de toutes les nations als das beste empfohlen. Wir ließen uns dahin bringen, fanden aber nur eine finstere Kammer unbesetzt, die offenbar nicht schlechter war als unser Pestkobel im Lazarett. Doch Not kennt kein Gebot: wir nahmen die Camera obscura . . . Gleich nach dem schlechten Frühstück bestiegen wir im Gefühle der wiedererlangten Freiheit eine Anhöhe im Süden der Stadt und genossen der himmlischen Aussicht auf Meer und Inseln. Gräßlich ist der Weg durch die obere Stadt. Keine Straße oder nur Gasse — nur Kloake und Winkel. Da aber die Häuser sämtlich von Bruchstein sind, machen sie doch keinen schlechten Eindruck. Nach Tisch gingen wir nach der Nordseite bis über den Eingang des Hafens hinaus. Hier ist die Aussicht noch bezaubernder und die Stadt wirklich schön. Wohl gepflastert, die Häuser nach Art der Landhäuser klein, aber durchaus von Stein und geschmackvoll, ja elegant gebaut. Man hat eine neue Straße als Spaziergang an-

gelegt, der zu den Höhen außer dem Hafen führt. Wir stiegen hinauf. Die Berge sind kahl, überall Steine, vom Marmor und Granit bis zum Schiefer und Kalkstein. Kein Baum, kein Grashalm, nichts als Distel und eine Art stachlichter Ginster, aber dafür Salbei, Thymian und andere trockene Pflanzen von einem solchen Wohlgeruche, daß man sich fast betäubt fühlt. Wir lagen da wohl zwei Stunden und genossen der Aussicht auf Meer und Inseln und des himmlischen Abends. Die Formen haben etwas Pittoreskes, dazu der von Natur wohlgesittete, wohlgebildete Menschenschlag, in den mittelländischen Gegenden läßt sich nichts damit vergleichen."

„Früh zu Bette. Vor Lärm im Wirtshause nicht einschlafen können. Die Nacht durch den Luftzug wachgehalten, der durch die Spalten unserer Kammer eindrang, bei Tagesanbruch durch das Krähen der Hähne aufgeweckt. Dazu die Hitze von den widerlich starken Weinen — habe beinahe nichts geschlafen."

„10. Oktober. Spät aufgestanden. Vormittags war viel für unsere morgige Abreise zu besorgen. Hierauf gingen wir vom Hafen aus längs des Meeres hin, wurden aber bald von der Zwölfuhrglocke zurückgerufen, da man hier um diese Stunde zu Mittag speist. Bald nach Tisch mieteten wir eine Barke und ließen uns ins Innerste des Hafens führen, wo wir uns entkleideten und trotz des starken Südwindes ein Seebad nahmen. Hierauf wieder auf unsern geliebten Windmühlenhügel. Die Inseln waren aber mit Wolken bedeckt, und die Sonne geht schon um $^1/_2$6 Uhr unter. Die gestern belebte Abendkonversation mit hiesigen jungen Handelsleuten, worunter einer, der Deutsch spricht (der deutsche Musiklehrer war heute nicht zugegen), wollte sich jedoch nicht geben, und ich sitze gegenwärtig um $^1/_2$9 Uhr schon in unserer Schlafkammer und kritzle diese Zeilen, da mir der griechische Lärm im Vorhause nicht erlaubt, an Schlaf zu denken."

„Im ganzen gefällt mir Syra sehr wohl, glaube aber, was mir die jungen Italiener an der Wirtstafel sagen, daß man nach drei Monaten Aufenthalt Lust zum Aufhängen bekomme. Dürre und Sterilität im höchsten Grade. Die männlichen Einwohner bloß mit ihrem Handel beschäftigt, die Weiber der besseren Stände, halb orientalisch, meist zu Hause. Man mußte hier, wie wir im Lazarett taten, zur Lektüre von Chalybäus' Darstellung der neuesten deutschen Philosophie seine Zuflucht nehmen. Die Aridität lädt kongenial dazu ein."

„11. Oktober. Die ganze Nacht gewittert, Regen und Sturm. Der Regen, der erste seit sechs Monaten in Syra, setzt sich auch den Vormittag über fort. Das österreichische Dampfschiff von Konstantinopel, dessen Briefe wir nach Athen mitnehmen sollen, und dessen Ankunft wir abwarten müssen, ist noch immer nicht gekommen. Wir gehen nachmittags auf unser Observatorium zu den Windmühlen und schauen mit Fernröhren nach der Gegend, woher es kommen muß, zwischen Tino und Mykene, müssen uns aber mit der Aussicht im allgemeinen begnügen, denn von dem Dampfschiffe keine Spur, haben daher in Syra noch eine Nacht zuzubringen. Gegen Nacht verbreitet sich das Gerücht, es sei gekommen, werde aber des schlechten Wetters wegen erst morgen abend abgehen, denn Gewitter, Regen und Sturm haben sich wieder eingestellt."

„12. Oktober. Es regnet noch immer in Strömen. Das gestern angekommene Dampfboot war kein österreichisches, sondern eins der griechischen Regierung, das die Nachricht brachte, daß Kolokotroni wegen eines Versuchs zugunsten des Königs von Athen nach Tino verwiesen worden sei. Die Parteien fangen also an, sich zu zeigen, eine schlechte Aussicht für unsere Ausflüge ins Innere Griechenlands. Das nach Athen bestimmte Schiff wird aber heute gewiß abgehen, auch wenn die Brieftaube nicht einlangt. Desto besser. Länger

in Syra zu bleiben, das man am ersten Tage auswendig weiß, wäre zu arg."

„Im Wirtshause den griechischen Oberstleutnant Fabricius getroffen, der seit 1824 in Griechenland diente und daher samt allen Deutschen entlassen und verbannt ist. Ein gescheiter, wohlgebildeter Mann, der anfangs krank schien, in der Unterhaltung mit seinen Landsleuten aber zu unserer großen Freude sich allmählich zu erholen schien. Er schreibt alles Unglück den Ratgebern des Königs zu, betrachtet aber die Konstitution als eine von vornherein unvermeidliche Sache. Mit ihm den Konsul Forestier besucht, ein gebildeter, gut sprechender Mann mit einem weggeschossenen Bein, der aber in seiner Rede und Berichten, die er uns vorlas, witziger scheint, als für einen Beobachter von Profession zulässig scheint. Endlich abends um 7 Uhr fuhren wir mit dem Kapitän ans Dampfschiff."

„Das Wetter windig und noch dazu konträr. Lege mich gleich bei der Ausfahrt, wo Wind und Wellen das Dampfboot dermaßen zu schütteln anfangen, daß ich das übelste erwarten mußte. So dauert es fort bis gegen 1 Uhr morgens, ohne daß ich ein Auge zutun konnte; von da an wurde es milder, und gegen Morgen schlief ich mit Unterbrechung ein paar Stunden. Gegen 6 Uhr stand ich auf und ging aufs Verdeck. Da hatten wir das Kap Sunium schon passiert. Ägina und Salamis lagen links von uns, letzteres viel kleiner, als ich mir gedacht, so daß man kaum begreifen kann, wie eine Seeschlacht mit der ungeheuren persischen Flotte da stattfinden konnte. Rechts, vom Meere entfernt, wie eine Krone die Anhöhe, auf und an der Athen liegt. Die Sonne beginnt nach und nach die einzelnen Umrisse zu beleuchten. Die Akropolis, ein Palast, wahrscheinlich des Königs, die Spitze des Hafens Piräus kommt uns entgegen. Wir laufen ein. Hier hätte man Neuathen bauen und das alte als Antiquität behandeln sollen. Wahrscheinlich auf

eine Idee des albernen Königs von Bayern, der vielleicht das ganze Unglück seines Sohnes verschuldet hat. Kommen endlich vor Anker. Der Major besucht einen alten Marinekameraden auf der im Hafen liegenden österreichischen Korvette, und ich kritzle indes diese Zeilen. Der Zweck meiner Reise scheint verfehlt, denn Oberstleutnant Fabricius rät uns die Reise ins Innere des Landes aufs entschiedenste ab. Wir werden eben sehen."

„Endlich kommt der Major in dem Boote des Kriegsschiffes zurück und holt mich auf die Korvette ab. Mache die Bekanntschaft des Kapitäns, der eben für den ganzen Tag bei Prokesch zu Mittag geladen ist. Wir gehen zusammen ans Ufer, frühstücken, was vor allem ich notwendig hatte, und fahren in zwei Wagen nach Athen. Eine dürre, staubige Straße, rechts Überbleibsel der langen Mauer. Endlich die ersten Häuser des neuen Athen. Wir fahren beim Gesandten vor und werden in sein Haus aufgenommen. Der Aufstand ist noch in vollem Gange. Lärmende Haufen durchstreifen die Stadt. Erzählung der Hergänge. Es scheint auf das Leben des Königs abgesehen zu sein. Vor Tische fahren wir mit Prokesch zum Jupitertempel hinaus. Die Säulen herrlich. Jedermann weiß, daß der Tempel einer der grandiosesten der Welt gewesen. Mehr aber als all diese Trümmer interessiert mich die Quelle des Ilyssos, an der Plato spazieren ging, die vielgenannten Berge, die das Tal von Attika umschließen, die Aussicht aufs Meer mit Salamis, Ägina, die Natur, die immer war, was sie jetzt ist, und dazu Zeugin jener unsterblichen Taten und Werke. Die Bauwerke machten mich staunen, die Hügel und Flußbetten trieben mir die Tränen in die Augen."

„13. Oktober. Bei Nacht fester und langer Schlaf. Wache aber mit dem Gefühl der Verkühlung auf und bin wirklich dem Durchfall —. Mein Kopf ist einer solchen Masse von Eindrücken nicht mehr gewachsen. Gehen dem-

ungeachtet auf die Akropolis. Wir werden uns auf Athen beschränken müssen, da man im Lande jeden Deutschen für einen Bayern hält, und jeder Bayer so verhaßt ist, daß man ihn überall mißhandelt, verwundet, ja töten würde, wenn nicht Hilfe zu rechter Zeit käme. So ist denn der Hauptzweck meiner Reise verfehlt. Ich werde den Parnaß, ich werde Delphi nicht sehen. Neun Tage Quarantäne halten zu müssen, um mich acht Tage in Athen herumtreiben zu können! Herumtreiben, denn auch hier kann man einsame Gegenden nicht besuchen, und auch diese nur von wohlbekannten angesehenen Personen begleitet. Überall begegnet man mißtrauisch auflauernden Gesichtern. Also auf die Akropolis. Was man hier an Bauwerken sieht, macht im ersten Augenblick einen kaum angenehmen Eindruck, den der Zerstörung. Erst in den folgenden Momenten baut sich an die Überbleibsel das Großartige neu empor."

10.

So schließt das Bleistiftmanuskript, welches den sonst in Worten streng einhergehenden Dichter gleichsam in Schlafrock und Pantoffeln schreibend darstellt. Nicht durch den Satzbau läßt er sich aufhalten, heimatliche Wendungen und Ausdrücke verschmäht er nicht, um rasch den Inhalt der Vorgänge niederzuschreiben. Und eine Menge kleiner Charakterzüge des Schreibenden kommen da zutage, welche uns intim mit Grillparzer bekannt machen.

Er hätte dies Manuskript nie drucken lassen in so nachlässiger Fassung. Aber die Nachwelt macht keine Umstände, wenn sie was Neues, oder auch nur was Näheres erfahren kann.

Die Gräfin Hahn-Hahn erwähnt in ihren orientalischen Briefen, daß sie Grillparzer zweimal begegnet sei. Von der ersten Begegnung in Konstantinopel sagt sie: „Grillparzer ist

ein freundlicher, schlichter Mann, dem man die schauerliche Tragödie (Ahnfrau) gar nicht ansieht." Zur zweiten Begegnung in Smyrna schreibt sie: „Ich freu' mich recht, daß ich in Wien, welches mir immer lieb gewesen ist, eine angenehme Bekanntschaft mehr habe, denn er (Grillparzer) ist mir angenehm wie alle Menschen, die bei einem schönen und großen Talente schlecht und recht geblieben sind, wie Gott sie erschaffen hat. Man sollte meinen, das sei sehr wenig und sehr natürlich. Ja, wenig mag es wohl sein, aber ach! nichts ist so selten als das Natürliche."

Auf dem Adriatischen Meere, das ihn ebenfalls mit groben Wellen plagte, fuhr Grillparzer heimwärts über Triest, und hielt erst in Graz eine kurze Weile still, seinen Ärger aussprechend über das tückische Geschick, welches ihn mit den bayrischen Griechen vertrieben.

In Wien aber entwickelte sich jetzt immer deutlicher und lauter das Bedürfnis, den würdigen Mann als ersten Dichter des Landes zu feiern. Leute wie Bauernfeld, Ludwig August Frankl, Foglar machten es sich zur Lebensaufgabe, seinen Ruhm zu verkünden. Es wurde ihm eine Medaille gewidmet und an seinem Geburtstage 1844 ein großes Fest veranstaltet. Die Schriftsteller Wiens hatten sich zu einer Gesellschaft „Konkordia" vereinigt, der Gefahr polizeilicher Auflösung trotzend, und diese Konkordia verherrlichte den Dichter in mannigfacher Weise. Ja, die Regierung sogar, oder richtiger gesagt der Finanzminister Kübeck nahm Notiz von dem Wunsche, den alternden Poeten auszuzeichnen! Es wurden ihm dreihundert Gulden jährlicher Personalzulage gewährt.

Wahrscheinlich wußte Kübeck dabei gar nicht, daß er Grillparzer Dank schuldig wäre. Als er vor Jahren ans Ruder gekommen und sich durch liberale Maßnahmen hervorgetan, hatte Grillparzer ein flammendes Gedicht auf ihn gemacht, es aber nicht veröffentlicht, um nicht als Schmeichler zu erscheinen.

Bald darauf trat auch die Vakanz ein in der Hofbibliothek, die schon erwähnt worden ist, und zwar trat sie zweimal ein. Beim erstenmal wurde ihm der Slawist Kopitar vorgezogen, und Grillparzer wie die Wiener konnten nichts einwenden, denn Kopitar war eine wissenschaftliche Größe. Als er kurz darauf starb, war ganz Wien der Überzeugung, nun müsse und werde Grillparzer die erste Kustosstelle erhalten. Es erhielt sie aber, wie schon gesagt, der Baron Eligius von Münch, der gar keinen Anspruch aufweisen konnte, als die am richtigen Orte angebrachte Empfehlung durch seinen Onkel, den Präsidenten des Bundestags, Grafen Münch.

Das machte peinliches Aufsehen in Wien, und war eine der ärgsten Kränkungen, welche Grillparzer erfahren. Das kleine Gedicht spricht es aus:

Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längst schon geht zu Tal.

Man hat beim nah'nden Winter
Verweigert mir das Nest,
Und hieß mich weiter wandern
Für meines Lebens Rest.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben sei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Doch ist's der Lauf der Zeiten,
Ein Trost nur stellt sich dar:
Bin ich auch nichts geworden,
Ich blieb doch, der ich war.

Die öffentliche Meinung Wiens äußerte sich über diesen Vorgang mit ungewöhnlicher Schärfe und ohne Scheu. Überhaupt beginnt inmitten der vierziger Jahre die politische Bewegung in Wien und steigert sich von Jahr zu Jahr. Der Ausbruch von 1848 war innerlich längst vorbereitet. Auch Grillparzer nahm warmen Anteil daran, daß der Staat in andere Bahnen gelenkt werde. Er nahm teil an Versammlungen, welche dies Thema erörterten und betrieben, ja in einer dieser Versammlungen stand er einmal plötzlich auf und hielt eine flammende Rede gegen die eingerissene Verknechtung.

In dem weiter unten folgenden Aufsatze gegen die Wiener Märzrevolution verleugnet er jede solche Teilnahme. Sie ist aber verbürgt. Die Zensur war der verhaßteste Punkt, und eine Anzahl von Notabilitäten unterschrieb eine Petition an die Regierung um Beseitigung dieses Zwanges. Grillparzer unterschrieb ebenfalls diese Petition.

Dieser Drang nach einer Staatsveränderung, dieses Überfluten der Politik wurde in der nächsten Zukunft folgenreich für Grillparzer. Er wurde hineingezogen in den Strudel, er erschien als Parteimann, er wurde verkannt, er wurde angefeindet. Von Grund aus war er ein liberaler Mann, aber wie er in der Dichtung streng auf richtiges Maß drang, so verlangte er auch für den Liberalismus konservative Grenzen. Er hatte die tiefste Scheu vor Unordnung. Und er verlangte vor allem, er verlangte überall sein Österreich.

Diese starke Liebe zu seinem österreichischen Vaterlande ist sein Schicksal, man möchte sagen, ist sein Verhängnis gewesen. Durch sie ist er ein sensitiver Teilnehmer an allen Abschwächungen Österreichs geworden, welche dies Reich während Grillparzers Leben erlitten hat. Nie kam eine Stärkung, und am Ende kam sogar die völlige Trennung von Deutschland, während für ihn Österreich und Deutschland Zwillingsbrüder sein sollten. So lebte er immerwährend in einer zornigen Gereiztheit, namentlich gegen Norddeutschland. Er äußerte sich geringschätzig über dessen Poesielosigkeit, er unterließ die Verbreitung seiner Stücke über die österreichische Grenze hinaus und erntete dafür die Nichtachtung seiner Dichtungen. Noch in neuer Zeit schreibt ein norddeutscher Kritiker: „Grillparzer ist ein österreichischer Dichter, der zufällig nicht Magyarisch oder Tschechisch, sondern Deutsch geschrieben hat. Seine Dichtungen können nicht als Manifestation deutschen Geistes gelten.“

Und all das, weil sein Österreich, wie er sagte, gemißhandelt wurde, all das, obwohl niemand so wie er die Fehler

und Gebrechen seines Österreich kannte und beklagte. „Der Katholizismus“, schreibt er einmal, „ist an allem schuld. Gebt uns eine zweihundertjährige Geschichte als protestantischem Staate, und wir sind der mächtigste und begabteste deutsche Volksstamm. Heute haben wir nur noch Talent zur Musik und — zum Konkordate.“

In ruhiger Stimmung pflegte er übrigens auch Norddeutschland günstig zu beurteilen trotz seines Österreichertums, und da pflegte er zu sagen: Schickt unsere jungen Männer nach Norddeutschland, damit sie was lernen, und holt junge Norddeutsche zu uns, damit sie warm werden.

Was half es ihm, daß er all den herrschenden politischen Strömungen geistig überlegen war, an sein spezifisches Vaterland innerlichst gefesselt mußte er immer wieder entsagen und entsagen. Und wie ehrlich war er doch auch politisch bei all seinem Österreichertum! Er besaß einen weiten politischen Blick, und trotz seines Widerwillens gegen die Tschechen bringt er doch am Schlusse der Libussa die Prophezeiung: die Slawen werden alles unterjochen.

Wie er sich zur Wiener Märzrevolution verhielt, bezeugt folgender Aufsatz, welcher sich in seinem Nachlasse vorfindet:

„Ich will meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre 1848 niederschreiben. Da tritt denn gleich von vornherein ein bedenklicher Unstern scheinbar hindernd entgegen. Ich habe an jenen Begebenheiten durchaus keinen Anteil genommen. Nicht allein, daß ich den Vorbereitungen und dem Ausbruch ferne blieb, eine mit meiner innersten Natur verbundene Empfindung hinderte mich sogar, den einzelnen Hindernissen Schritt für Schritt zu folgen. Menschen, die sich ihr ganzes Leben mit dem reinen Verhältnisse der Kunst und Wissenschaft beschäftigt haben, überfällt gegenüber der jede Möglichkeit einer Berichtigung übersteigenden Verkehrtheit leicht das Gefühl eines bis ins Innerste gehenden Ekels,

und man weiß wohl, daß der Ekel die entnervendste Stimmung des menschlichen Wesens ist.“

„Wer wird aber mit solchen Stimmungen sein Betragen rechtfertigen? Warst du mit dem vormärzlichen Zustande zufrieden? Hast du keine Änderung gewünscht? Glaubst du, daß der Mensch nicht Hand anlegen soll, um unleidliche, nichtswürdige Verhältnisse zu verbessern? Alle diese Fragen mit Ja beantwortet, muß doch bei allem Praktischen auf die Umstände Rücksicht genommen werden. Wäre der österreichische Staat ein kompakter, von ein und demselben Volksstamme bewohnter, oder wären diese Volksstämme von dem Wunsche des Zusammengehörens und Zusammenbleibens beherrscht, wäre die Zeit eine solche gewesen, daß ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke vorauszusetzen gewesen, ich hätte die Hand freudig zu jedem Reformversuch geboten, oder — um mir nicht zuviel Tatkraft anzudichten — wenigstens jeden solchen, wenn auch gewaltsamen Versuch mit meinen Wünschen und mit meinem moralischen Einfluß auf meine Landsleute unterstützt. So aber war — und gerade damals im höchsten Grade — von allem dem das Gegenteil. Polen befand sich bereits im Aufstande, Ungarn erwartete nur das Signal zu einem gleichen; die lächerliche Nationalitätsfrage hatte allen Volksstämmen der österreichischen Monarchie eine zentrifugale Bewegung eingedrückt. Die Brandschriften der letzten zehn Jahre, die frischen Eindrücke der französischen Februarrevolution hatten eine solche Stimmung in der Masse verbreitet, daß bei jedem gewaltsamen Ausbruche ein Überschreiten alles vernünftigen Maßes mit Zuversicht vorausbestimmt werden konnte.“

„Aber ungeachtet jener Abhaltungsgründe mußte dem österreichischen Staate ein großer Teil der nötigen Reformen gerade durch ruhiges Abwarten auf eine völlig gefahrlose Weise notwendig zuteil werden. Preußen befand sich durch frühere Versprechungen, durch die unvorsichtigen Redeübungen

seines Königs, durch seine Stellung in der Mitte der allseitigen Bewegung in der notgedrungenen Lage, dem, was die Zeit begehrte, nicht länger widerstehen zu können. Hörte aber Preußen auf, ein absoluter Staat zu sein, so mußte Österreich entweder aus dem Deutschen Bunde ausscheiden oder seinen Völkern Zugeständnisse machen, die, so gering sie gewesen wären, oder vielmehr gerade weil sie gering waren, den glücklichen Anfang zu einer fortschreitenden, dem Bildungsgrade der Nation angemessenen Entwicklung dargeboten hätten. Man sage nicht — da auch in Preußen eine solche Umkehrung nicht ohne Unruhe vor sich gegangen wäre — es sei lieblos, von dem Schaden seines Nachbars Vorteil zu ziehen. Denn einerseits ist ja mit fremdem Schaden klug werden eine oft belobte Lebensregel, anderseits hat Preußen alles das, was Österreich fehlt, um eine solche Bewegung ohne nachhaltigen Schaden zu bestehen. Ein kompakter Staat, die Einwohner zusammengehörig und jedem Trennungswunsche fremd, die innere Verwaltung nur geringer Verbesserung bedürftig. So wie Frankreich aus allen inneren Stürmen als das einige und mächtige Frankreich hervorgegangen ist, dürfte auch Preußen ähnliche, ohne Zweifel unendlich geringere Schicksalsprüfungen ungefährdet überstanden haben."

„So viel von jenen Umwälzungsbestrebungen dem Grundsatze nach. Geht man aber weiter zu den Mitteln der Ausführung, so zeigt sich, daß diese so kindisch als jene gefährlich waren, obwohl die Voraussicht von der Wirklichkeit widerlegt worden ist. Aber bei der Ausführung eines Planes die vollkommene Absurdität seines ganz und gar absurden Gegners voraussetzen, kann doch nie eine vernünftige Berechnung genannt werden."

„Kaiser Franz in seiner Engherzigkeit und Gedankensteifheit hatte beschlossen, seinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten. Kurzsichtig, aber in der Nähe scharf sehend führt er zu diesem Ende einen Polizeidruck ein, der in

der neueren Gesellschaft kaum ein Beispiel hat. Wenn er dann mit Ungarn eine Ausnahme machte, so war es teils die Macht der Gewohnheit, da Ungarn denn doch von jeher eine Konstitution hatte, teils weil er hoffte, in dem dort herrschenden aristokratischen Prinzip ein Gegengewicht gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit zu haben. Er vergaß, daß in den Zeiten der Aufregung jeder durch die Vernunft nicht gerechtfertigte Enthusiasmus immer in den allgemeinen Strom einmündet und die Richtung der Zeit einschlägt, wie denn auch aus den ungarischen Aristokraten augenblicks die wütendsten Demokraten geworden sind. Den Ungarn also ward Spielraum gegeben, auf den übrigen Provinzen lastete ein eiserner Druck."

„Fürst Metternich, von Hause ein liebenswürdiger, geistreicher, aber in seiner ersten Epoche leichtsinniger und sein ganzes Leben lang durch seine Gelüste (im besseren Sinne des Worts) bestimmter Mann, war während der Regierung des Kaisers Franz der entschiedenste Tadler jener beengenden Maßregeln seines Herrn gewesen. Er machte sich mit seinen Vertrauten über die Kleinkrämerei des österreichischen Staatswesens lustig, und seine Begeisterung für Lord Byron und ähnliche Geister zeigte deutlich, wie sehr seine ursprüngliche Natur aller Entwürdigung der Menschennatur fremd war. Als aber Kaiser Franz starb, war er alt, bequem und hochmütig geworden. Zehn Jahre früher hätte er vielleicht Reformen die Hand geboten und sie auch bei dem abgöttischen Ansehen, in dem er bei der Regierungsgewalt stand, durchgesetzt. Jetzt aber wußte er nichts, als in dem alten Schlendrian fortzufahren. Er adelte die unfreiwillig adoptierten Maßregeln mit dem Ehrentitel eines Systems, verlor aber eben durch dieses System alle jene Beweglichkeit des Geistes, die seine frühere Laufbahn so glänzend gemacht hatte."

„Der Umstand, daß er allein es war, der den elenden Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky stützte und hielt, reicht

für sich schon hin, um allen Lobrednern Metternichs Stillschweigen aufzuerlegen."

„Der Träger der Staatsgewalt, Erzherzog Ludwig, besaß fast alle jene guten Eigenschaften, die die Söhne Kaiser Leopolds zur ausgezeichnetsten Regentenfamilie ihrer Zeit machten. Er war von seinem Bruder Franz gleich allem, was in dessen Nähe kam, niedergedrückt und in den Model der kaiserlichen Ähnlichkeit gepreßt worden, unterschied sich aber von jenen noch immer durch Gutmütigkeit und Wohlwollen. Vielleicht hat ihn von Reformen nur abgehalten, daß er sich als den Verwalter fremden Guts betrachtete, und daß er die Gewalt als treuer Pfleger unvermindert ebenso abgeben wollte, als er sie empfangen hatte."

„Es war noch ein Mann da, Graf Kollowrat, eine Art Minister des Innern, der sich liberal gebärdete, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre."

„Alle diese Staatsmänner, so sehr sie auch freiwillig oder notgedrungen das alte System fortsetzten, waren doch zugleich viel zu gutmütig und zu human, um auch den alten Polizeidruck fortsetzen zu wollen. Und das hat sie zugrunde gerichtet. Ihr, wenngleich etwas spärlich fließendes, Billigkeitsgefühl hat die Märzregierung in Österreich gestürzt. Das Regierungssystem Kaiser Franzens ließ sich nur ungetrennt von seinem Polizeisystem fortführen. Wie der Druck nachließ, schnellte die Feder von selbst in die Höhe."

„So sehr nun die Polizeigewalt auf diese Art sich geschwächt fand, war sie noch immer ein Riese gegen die Veranstaltungen, die die liberale Märzpartei zur Durchführung ihrer Absichten ins Spiel setzte."

„Daß die Landstände der verschiedenen Provinzen sich miteinander in Kommunikation setzten, um durch hartnäckiges Petitionieren gewisse, freilich mehr im eigenen, aber immer auch im Volksinteresse gemeinte Zugeständnisse durchzusetzen, war recht und gut, und zwar um so mehr das einzige richtige

Mittel, als dadurch das Band zwischen den einzelnen Länderteilen fester angezogen wurde. Die Bewegungen aber, die man im Mittelpunkte der Monarchie verbreitete, um der Unschlüssigkeit der Regierung einen Anstoß zu geben, diese waren es, die ich unvorsichtig und zugleich kindisch genannt habe."

„Ich muß hier eine Digression machen. Die ersten Revolutionen des neueren Europas, die amerikanische und französische der neunziger Jahre gingen mehr oder weniger von einer Notwendigkeit, von einer Gefährdung der materiellen Interessen, von einer Bedrohung der Grundlagen alles Bestehens aus. Die späteren mit Einschluß der Julirevolution hatten ihren Grund mehr in dem verletzten Selbstgefühl der Nation, ja die allerletzte vielleicht gerade in der Eitelkeit. Alles, was Louis Philipp tat und unternahm, hat die Franzosen nicht so empört als der doktrinäre Hochmut seines Ministers, des sonst so vortrefflichen Guizot. Die durch Robot und Zehnten, durch Abgaben und Finanzzustände am meisten getroffenen Klassen trugen ihr Schicksal in Geduld, aber die Gebildeten konnten nicht mehr ertragen als die Böotier von Europa angesehen zu werden, und als die Regierung bald nach der französischen Februarrevolution einen offenbar offiziellen Artikel in die Staatszeitung einrücken ließ, in dem nach leicht begreiflicher, aber auch gerechter Mißbilligung jener Vorgänge zugleich angekündigt wurde, daß in Österreich nichts geändert werden, vielmehr alles beim alten bleiben sollte, ging die Erbitterung des Publikums, das seine Wünsche mißachtet und sich selbst gewissermaßen verspottet fand, über alle Grenzen."

„Zu diesem verletzten Selbstgefühl gesellte sich auch die Eitelkeit. Um nicht von denjenigen zu sprechen, die bei einer Volksbewegung oder in einem dadurch herbeigeführten Zustande eine Rolle zu spielen hofften, war das Streben nach Freiheit so sehr als Geist der Zeit anerkannt, daß alle Gebildeten sich nur dann dieses Namens wert erschienen, wenn

sie in den allgemeinen Chorus mit einstimmten. Es ist überhaupt gar süß, sich dadurch aus seiner persönlichen Unbedeutendheit herauszuheben, daß man sich einer für erleuchtet geltenden Meinung anschließt und einer Richtung folgt, an deren Spitze die ausgezeichneten Männer des Jahrhunderts stehen. Daß in der vordersten Reihe sich die (s. v. v.) Schriftsteller befanden, versteht sich von selbst."

„Was diese am meisten bedrückte, die Zensur, bestand dem Grundsatze nach in derselben Strenge, wie unter Kaiser Franz; die Praxis aber war freilich größtenteils nur wegen der Unausführbarkeit unendlich milder geworden. Was die Lektüre fremder verbotener Schriften betraf, so war der Umlauf derselben, und zwar der gefährlichsten am meisten, so allgemein als irgendwo in der Welt. Ich habe selbst einen Fiaker auf dem Kutscherbocke ‚Österreichs Zukunft' lesen gesehen. Die Presse im Inlande wurde freilich auf jede Art überwacht. Aber einerseits gefiel sich Fürst Metternich darin, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes zu geben, und Männer von europäischem Rufe, wie Hofrat Hammer, oder Schriftsteller, die Zutritt in die Gesellschaft des Fürsten hatten, konnten so ziemlich drucken lassen, was sie wollten. Anderseits drückte man gar zu gern die Augen zu, wenn Österreicher, namentlich Dichter von einigem Ruf, ihre Werke im Auslande verlegen ließen. Sie brauchten dabei nur als öffentliches Geheimnis ihren Namen um eine Silbe zu verkürzen oder einen falschen anzunehmen, um kaum befragt, am wenigsten aber angefochten zu werden. Ja, die Gewaltträger fühlten vielleicht sogar eine geheime Freude, daß ihre, wie sie glaubten, notgedrungene Strenge der Entwickelung der ausgezeichneten Literatur denn doch nicht hindernd im Wege stehe. Eigentlich politische Schriftsteller konnten freilich auf weniger Nachsicht zählen."

„Wenn nun auf die oben angedeutete Art für die ausgezeichneten Männer der Literatur gesorgt war, so fand sich

eine andere Klasse dafür in der äußersten Bedrängnis, die unbedeutende nämlich, die als solche keine Verleger im Auslande finden konnte. In gleicher Lage befanden sich die dramatischen Dichter, die bei ihren Hervorbringungen hauptsächlich die Wiener Bühnen im Auge hatten, und denen die Gelegenheit entging, durch politische Anspielung und ein ungewaschenes Maul die organischen Mängel ihres Talents zu ersetzen. Damit man nun nicht zweifeln konnte, woher der Wind eigentlich wehe, machten die Agitationen gegen die Zensur den Anfang der ganzen Bewegung."

„Da ich denn doch meine Erinnerungen niederschreibe, und der Vorgang ein Licht auf die meist Beteiligten wirft, will ich denn doch meinen Anteil an jenen literarischen Agitationen hierhersetzen und muß daher um einige Jahre zurückgehen."

„Es erschienen einige Schriftsteller bei mir, die mich aufforderten, an einer gemeinschaftlichen Bittschrift um Milderung der Preßgesetze teilzunehmen. Ich weigerte mich anfangs, da ich bei der bekannten Scheu der Regierung vor Assoziationen im voraus überzeugt war, daß dadurch die Sache nur schlimmer gemacht werden könnte, und das, was viele der andern bei vielleicht gleicher Überzeugung lockte, in den deutschen Journalen als Vorkämpfer des Liberalismus gelobhudelt zu werden, mich keineswegs anzog. Da man jedoch weiter in mich drang, und ich weder den Anschein der Teilnahmslosigkeit oder gar der Wohldienerei auf mich laden wollte, willigte ich endlich ein. Es wurde in den Schriftstellerversammlungen im Hause des Hofrats Hammer eine Bittschrift verfaßt, geändert, angenommen und endlich der Tag zur Unterzeichnung festgesetzt."

„Die Versammlung reihte sich in einem mehrfachen Kreise um das Sofa, auf dem in der Mitte als Hausherr Hofrat Hammer saß, ihm zu beiden Seiten Professor Endlicher und ich. Als es zur Unterschrift kam, beeilte sich Hofrat Hammer

der erste zu unterzeichnen, darauf folgte Professor Endlicher, diesem ich als dritter und sodann in bunter Reihe alle Anwesenden."

„Die Bittschrift wurde dem Fürsten Metternich überreicht und hatte die Folge, wie vorauszusehen war. Der Fürst in großmännischer Heuchelei erklärte, daß dieses Gesuch seine besten Absichten durchkreuze. Man sei eben daran gewesen, eine Milderung der Preßgesetze eintreten zu lassen, aber das gemeinschaftliche Gesuch als ein von den Gesetzen verpönter Schritt mache vorderhand jede Änderung unmöglich, und es bleibe somit beim alten."

„Die Unterzeichner der Bittschrift, die, nebenher gesagt, über das Mißlingen gar nicht so bestürzt waren, als bei ihrem Feuereifer vorauszusetzen war, so daß man wohl merkte, sie seien von der Fruchtlosigkeit ihres Schrittes im voraus überzeugt gewesen, hatten nun nichts Eiligeres zu tun, als das Gesuch mit den Namen der Unterzeichner in auswärtigen Blättern abdrucken zu lassen, um doch wenigstens der zweiten Hälfte ihres Wunsches, als Vorkämpfer der Freiheit zu gelten, nicht auch verlustig zu gehen."

„Da bemerkte nun ich zu meinem Erstaunen, daß ich in der Reihe der Unterzeichner der erste stand, indes ich mir bewußt war, der dritte unterschrieben zu haben. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Hofrat Hammer und Professor Endlicher ihre voranstehenden Namen durch einen Kunstradierer ausradieren lassen und sich in die Mitte des Haufens eingeschrieben hatten, so daß ich, der allein den Schritt mißbilligt, nun als Rädelsführer an der Spitze stand. Mir war dies ziemlich gleichgültig, aber, wie es scheint, den beiden Herren nicht."

„Wie sehr das Bedauern des Fürsten Metternich bei seinem ablehnenden Bescheide reine Heuchelei war, zeigte eine bald darauf erscheinende Schrift von einem seiner Vertrauten, dem Baron Clemens Hügel, in der geradezu eine Verschärfung

der Maßregeln gegen die Presse als unbedingt notwendig dargestellt wurde."

„Da der Verfasser, wie gesagt, ein Vertrauter des Fürsten Metternich war, und die Schrift vor der Veröffentlichung gewiß dem Fürsten vorgelegt und von ihm gebilligt wurde, so mußte die darin ausgesprochene Meinung notwendig als die des Staatskanzlers gelten, und die Indignation des Publikums stieg aufs höchste. Bauernfeld schrieb gegen diese Broschüre, und je derber, je gröber diese Abfertigung war, um so größer war ihre Wirkung. Die Sache ging ins Tagesgespräch über. Überhaupt hat die Eitelkeit Metternichs so viel geschadet als sein Hochmut. Die Gewaltherrschaft muß in Rußland, wie in Österreich unter Kaiser Franz als ein Faktum, als eine keines Erweises bedürftige Notwendigkeit dastehen; von dem Augenblicke, als sie sich verteidigt, hat sie sich zugrunde gerichtet."

„Bauernfeld, der Verfasser der Streitschrift gegen Baron Hügel, hatte seit längerer Zeit angefangen, eine politische Rolle zu spielen, und ich kann nicht vermeiden, von ihm zu reden."

„Er trat in die Literatur halb als Goethianer, halb als Tieckianer ein. Sein unvergleichliches Talent für das einzelne wurde durch das Fließende seiner Natur in bezug auf ein Ganzes sehr in Schatten gestellt. Nichtsdestoweniger hatten seine ersten dramatischen Hervorbringungen noch immer viel Organisches. Sein erstes und vielleicht bestes Stück ging so ziemlich spurlos vorüber, weil bei Bauernfelds Armut an Erfindung das nicht amüsierte Publikum über die Miniaturwelt von Empfindungspointen und Charakterzügen noch hinwegtölpelte. Ein zweites, noch immer im Zusammenhange gedachtes, gelang besser. Bei einem späteren habe ich ihn sogar genötigt, einen dritten Akt hinzuzuschreiben, da er bei dem zweiten geradezu aufhören wollte. Bauernfeld besaß Verstand und literarische Rechtschaffenheit genug, um diesem

Gebrechen seines Talentes entgegen zu arbeiten. Es zeigte sich aber bald, daß, wenn er sich einen leitenden Gedanken vorsetzte, das einzelne kalt und steif geriet, indes er nur auf gut Glück in den Tag hinein schreiben durfte, um alle Teile sprühend von Leben und Interesse zu gestalten. Während er noch so mit sich selber im Kampfe war, tauchte das sogenannte junge Deutschland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles sagen zu können, was einem in den Mund kam, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu sein, das war alles, was er verlangte, und er gab sich von da an einem dissoluten Wesen hin, dessen Hintergrund doch immer eine Art Verzweiflung an sich selbst bildete, wie einer sich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen seines Hausstandes zu entfliehen. Um aber alles zu sagen, was einem in den Mund kommt, muß man es vor allem auch sagen können, und er war von da an der Wütendste unter den Gegnern der Zensur. Ja, als in der Folge in Deutschland die politische Poesie an die Tagesordnung kam, und Bauernfeld merkte, daß die politischen Anspielungen dem Publikum die willkommensten waren, geriet er aus der literarischen Agitation von selbst in die politische, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigstens nicht, daß er vor seinem dreißigsten Jahre eine politische Zeitung überhaupt nur gelesen hat. Dieser psychologisch bedingte Hergang blieb übrigens für Bauernfeld ein Geheimnis, denn er war von Hause aus ein rechtschaffener Mensch, und die Lust an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren ist, hat ihn wohl selbst über den Zusammenhang getäuscht."

„Übrigens ging ihm viel hin, was man andern sehr übel genommen hätte. Der allerhöchste Hof liebte nämlich im Theater — zu lachen, und da ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab, gefiel man sich darin, ihn für einen polternden Sprudelkopf zu halten, dessen Reden ohne Konsequenz seien.

Durch seinen Freund Baumann war Bauernfeld mit dem Minister Kollowrat in Verbindung gekommen, der in Opposition mit dem Fürsten Metternich den Liberalen spielte und Bauernfelds unzusammenhängende Ausbrüche mit Wohlgefallen anhörte, um so mehr, als dessen anfeindender Grimm sich besonders gegen seinen Vorgesetzten, den Finanzpräsidenten Baron Kübeck, wendete, den Kollowrat gleichfalls haßte, und kurzsichtig genug war, nur seinen persönlichen Feind verspottet zu glauben, wo Bauernfeld das ganze System, seinen hohen Gönner mit eingeschlossen, im Auge hatte."

„Weit entfernt sei es von mir, hier Bauernfeld entschuldigen zu wollen. Obgleich bei seiner Verbindung mit Graf Kollowrat er vielleicht an den späteren Ereignissen mehr Anteil hatte, als ich weiß und vielleicht jemals jemand erfahren wird. Er hat in vollkommener Unschuld gehandelt, nur von einer ihm angeborenen zappelnden Unruhe getrieben. Sowie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Mensch in dem höheren Bereich an Gedanken. Er hat immer nur mit fremden gerasselt. An den Modeworten zu zweifeln, fiel ihm gar nicht ein, sowie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angezettelten Verwickelungen etwas Übles entstehen könne. Als das Üble später eintrat, hat er sich allerdings auf eine grauenhafte Weise dagegen verhärtet, wie später vorkommen wird. Da war aber schon ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter soviel Aufregungen befiel und selbst heute ihn nicht ganz verlassen hat. Nicht zu leugnen ist übrigens, daß schon seit längerer Zeit seine liebenswürdige Gutmütigkeit einer halbkünstlichen Unverschämtheit Platz gemacht hatte, die mich allmählich immer mehr von ihm entfernte."

„Ich muß wieder auf Bauernfeld zurückkommen, obwohl ich fühle, daß ich ihm dadurch mehr Bedeutung beilege, als er hatte. Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Insel zur andern übertragen. So wie

er in den höheren Regionen mit Graf Kollowrat, war er, nur auf eine unendlich innigere Art und seit der Jugendzeit, mit Baron Doblhof, dem Verfechter der niederösterreichischen Stände und ehemaligen Minister, in Verbindung. Er wohnte bei ihm und war sein Freund und Vertrauter. Doblhof hat zwar wiederholt gegen mich seine Mißbilligung von Bauernfelds Übertreibungen zu erkennen gegeben, nichtsdestoweniger hatte dieser vielen Einfluß auf ihn — schon aus Achtung für Bauernfelds damals bereits oberflächlich gewordenen gutmütigen Charakter und für dessen unbestrittenes Talent. Die Machinationen der Landstände waren bereits in vollem Gange, es sollten aber auch sonst die Gemüter präpariert werden. Man verfiel darauf, Abendgesellschaften bei Baron Doblhof zu veranstalten, in denen politische, aber auch literarische Gegenstände besprochen werden sollten, in der ostensibeln Absicht, der wirklich gar zu insipiden Wiener Konversation eine bessere Richtung zu geben. Ich wurde auch dazu geladen, und da die meisten Gäste meine näheren Bekannten waren, ging ich einige Male hin. Die Unterhaltung wollte aber in keinen rechten Gang kommen, aus dem einfachen Grunde, weil niemand etwas Besonderes zu sagen wußte. Unter den Anwesenden, die alle später politische Rollen gespielt haben, ist mir nur der ältere Baron Stift aufgefallen, der gut sprach, weil er offenbar konsequent dachte, und Graf Thun, der heutige Kultusminister. Letzterer weniger durch das, was er sagte, als durch das sichtbare Bestreben, die von andern vorgebrachten Phrasen auf eine präzise Geltung zu bringen. Mit letzterem bin ich ein Jahr später (1847) auf dem Linzer Dampfschiffe wieder zusammen gekommen. Ich erinnere mich, ihm damals gesagt zu haben, daß er mir ganz zu einem Deputierten auf einem Reichstage gemacht scheine, wobei wir beide keine Ahnung hatten, daß ein Reichstag uns so nahe bevorstand. Überhaupt scheint Graf Thun ein vortrefflicher Mensch, dem auch die Gemütsseite nicht mangelt,

welche letztere ihn übrigens auch Vorurteilen zugänglich macht. So hat er früher schon in einer böhmisch geschriebenen Broschüre die tschechische Nationalität in Schutz genommen, welche Nationalität nur den Fehler hat, daß sie keine ist, sowie die Tschechen keine Nation sind, sondern ein Volksstamm und ihre Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Dialekt. Auch ultramontane Überzeugungen scheinen dem vortrefflichen Manne nicht fremd zu sein."

„Die Gesellschaft bei Doblhof bestand teils aus niederösterreichischen Landständen, die von dem literarischen Teile der Unterhaltung nicht sehr erbaut schienen, teils aus Mitgliedern des politisch-juridischen Lesevereins, letztere von den Riesenfortschritten der Welt und besonders Deutschlands in den letzten zwanzig Jahren innigst überzeugt und ihrer Überzeugung durch bereits vorgefundene Phrasen Luft machend."

„Dieser juridisch-politische Leseverein war vor kurzem durch junge strebende Männer aus den beiden genannten Fächern gegründet worden. Graf Sedlnitzky, dem wenigstens die Nase des Spürhundes nicht fehlte, wollte durchaus seine Einwilligung nicht geben. Aber der überzuckerte Graf Kollowrat und selbst Fürst Metternich, der, wie schon bemerkt, es liebte, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes in die Welt zu senden, der allenfalls den Barrabas freigab, um Christus kreuzigen zu können — nahmen sich der Sache an, und diese Pulvermühle für eine künftige Explosion wurde gegründet."

„Da ich wohl fühle, aus aller Folge herausgekommen zu sein, und eben von den Liberalitäts-Paroxysmen des Fürsten Metternich die Rede ist, will ich die Entstehung der Wiener Akademie der Wissenschaften hierhersetzen, und zwar um so mehr, als sie gerade in diese Zeit fällt, und ich in gegenwärtigen Aufzeichnungen keinen andern Ort für sie weiß. Diese Akademie der Wissenschaften ist eigentlich von den galizischen Bauern gegründet worden. Damit verhielt es sich so:

Baron Hammer hatte, wahrscheinlich aus Eitelkeit, Präsident einer Akademie zu heißen, seit langem alles in Bewegung gesetzt, um eine solche in Wien zustande zu bringen. Man war jedoch seit lange gewohnt, auf die Einfälle des verdienstvollen, aber unbesonnenen und turbulenten Mannes keine Rücksicht zu nehmen. Ungefähr um diese Zeit griff Professor Endlicher die Sache auf. Als ein verständiger Mann, der er war, änderte er jedoch den Gedanken dahin, daß er statt einer Akademie, wozu alle Elemente fehlten, eine vom Staat unterstützte Privatgesellschaft für gemeinsame literarische Arbeiten gründen wollte. Bei einer zu diesem Zwecke gehaltenen Versammlung, zu der man aus jedem Fache einen und aus dem schönwissenschaftlichen mich zuzog, konnte man aus der Natur der Flügelmänner das Maß der künftigen Kompanie mit Grauen wahrnehmen. Ich suchte anfangs mich und überhaupt alle Dichter, als nicht in eine solche Gesellschaft gehörig auszuschließen, um so mehr als meine poetischen Nebenmänner: Baron Zedlitz, Baron Münch und allenfalls der Erzbischof Pyrker sich in einer Stellung zum Hofe befanden, daß ein Anschluß zu etwas, was dem Hofe mißfällig war, bei ihnen gar nicht vorausgesetzt werden konnte. Die Gesellschaft war anderer Meinung, und ich fügte mich. Das gemeinschaftliche Gesuch war übergeben, und es war nicht mehr die Rede davon. Da entstand der Aufstand in Galizien. Die treu gebliebenen Bauern mordeten, sengten, wüteten, offenbar von den Lokalbehörden unterstützt, welche letzteren deshalb gar nicht zu tadeln sind, da die Staatsgewalten alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatten und die bedrohten Landbeamten ihren einzigen Schutz in den gegen die Gutsherrn wütenden Bauern fanden. Ein Schrei des Entsetzens über diese Greuelszenen ging durch ganz Europa. Da fällt auf einmal wie vom Himmel herunter die Stiftung der Akademie der Wissenschaften. Fürst Metternich wollte eben der öffentlichen Meinung eine andere Richtung geben, dem Brand-

schaden des Staates ein liberales Pflaster auflegen, und dazu war ein solch wissenschaftliches Zugeständnis wie gemacht."

„In diesen widersprechenden Richtungen bewegte sich der österreichische Staat, als die Februarrevolution in Paris ausbrach. Ohne sie wäre in Österreich, ja vielleicht in ganz Deutschland trotz des albernen Kokettierens von seiten des Königs von Preußen die Entwicklung auf wer weiß wie lange hinausgeschoben geblieben, nun hatte man aber ein Muster der Nachahmung, und man ging ans Werk. In Wien waren es die niederösterreichischen Landstände (siehe Baron Doblhofs Abendgesellschaften), der juridisch-politische Leseverein und sämtliche schlechte Schriftsteller, die das aktive Kontingent stellen sollten. Eine Straßendemonstration bei Gelegenheit des bevorstehenden niederösterreichischen Landtages ward abgekartet und dabei die Studenten an die Spitze gestellt, weil sie als alberne Jungen allein bereit waren, ihre Pfoten für die brennend heißen Kastanien herzuleihen. Die Sache wurde auf der Straße besprochen, jedermann wußte es. Tag und Stunde war bestimmt. Ich erinnere mich, mehreren der Verschworenen, die ich alle mehr oder weniger kannte, geradezu ins Gesicht gelacht zu haben. Glaubt ihr denn, die Behörden werden es zu einer Demonstration kommen lassen? sagte ich ihnen. Diese brauchten nämlich nur den Landtag hinauszuschieben, oder den Vätern der hitzigsten Studenten den Rat zu geben, ihre Buben zurzeit aufs Land zu schicken, und in der Zwischenheit einige Bereitwilligkeit zu Reformen blicken zu lassen (welch letzteres auch wirklich, aber zu spät in einem am 12. März erlassenen höchsten Handschreiben geschah), um alle Vorbereitungen avortieren zu machen. Das Nichtvorauszusetzende trat aber wirklich ein. Es wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, und der Krawall des 13. März fand statt."

„Für diese Unterlassung der Behörden gibt es nur eine Erklärung: daß den beiden Parteien, die sich in die höchste

Gewalt teilten, ein solches Ereignis nicht unwillkommen war, das sie beide für ihre Zwecke auszubeuten gedachten. Die Hofpartei wollte den Fürsten Metternich stürzen, dieser aber den Erzherzog Ludwig einschüchtern und — was ich nicht weiß — entweder zu Konzessionen stimmen oder zu vermehrter Strenge veranlassen. Man hoffte, das Ereignis in der Hand zu behalten, und wie gefährlich jeder Funke ist in einer Zeit, wo alle Straßen mit Schießpulver bestreut sind, daran dachte niemand. Vielleicht hat sich der jetzige Minister Bach von allen Märzleuten nur darum in der höchsten Gunst erhalten, weil er damals der entrepreneur des révolutions im Auftrage gewisser Hofpersonen war."

„Am Morgen des verhängnisvollen 13. März, oder vielmehr gegen Mittag, ging ich aus meiner Wohnung, um zu sehen, ob denn von all dem projektierten Unsinn etwas und was allenfalls stattfände. Da die Sache von den Studenten ausgehen sollte, ging ich vor allem auf den Universitätsplatz, den Ort der verabredeten Zusammenkunft. Ich fand ihn nicht allein menschenleer, sondern auch ohne Spuren, daß früher etwas Ungewöhnliches stattgefunden habe. Ich nahm von da den Weg, den ungefähr ein Studentenaufzug bis zum Landhause genommen haben könnte."

„Nirgends eine Spur von etwas Ungewöhnlichem, nicht zwei Menschen, die miteinander sprachen oder auf ein besonderes Ereignis hindeuteten. So kam ich auf die Freiung und ging ein Stück in die Herrengasse hinein. Hier endlich, in der Nähe des Landhauses, sah ich vor demselben etwa 200 bis 250 Menschen zusammengedrängt, die von Zeit zu Zeit einen schwachen Ausruf hören ließen, aber so matt, so erbärmlich, daß ich mich im Namen meiner Landsleute schämte, daß, wenn sie schon krawallen wollten, sie's gar so unscheinbar anfingen."

„Das war um $^1/_2$12 Uhr, indes die Geschichte schon um 8 oder 9 Uhr morgens angefangen hatte. Damals noch

hätte man den Aufruhr mit zwei Bataillonen Soldaten von beiden Seiten wie einen Taschendieb ‚einführen‘ können, denn auf den nächstgelegenen Plätzen gingen die Leute unbekümmert ihren Geschäften nach, ja in der Herrengasse selbst zeigte sich außer der nächsten Nähe des Landhauses nirgends eine Spur von Teilnahme. Aber nirgends Truppen, nicht einmal die gewöhnliche Polizeiwache. Halb verdrießlich, halb beschämt begab ich mich ins damalige Hofkammerarchiv, dessen Aktensaal die Aussicht auf den Ballplatz gegenüber der Staatskanzlei hatte. Hier hatte ich mich aber kaum zur Arbeit gesetzt, als ein paar Bekannte kamen mit den Worten: Nun sind sie beim Fürsten Metternich. Ich folgte in den Aktensaal und sah in der Mitte des Ballplatzes einen Haufen von 40 bis 50 jungen Leuten. Einer von ihnen auf den Schultern des andern oder auf einem Tische über die andern herausragend und im Begriffe, gegen die Staatskanzlei gewendet, eine Rede zu beginnen. Hier endlich waren Grenadiere in dreifacher Reihe, das Gewehr beim Fuße, an der mir gegenüberliegenden Mauer der Bastei aufgestellt. Der junge Mann begann seine Rede, von der ich mühsam den Eingang verstand: Ich heiße N. N. Burian, bin in X. X. in Galizien geboren, 19 Jahre alt — teils konnte ich den Rest nicht mehr verstehen, teils fürchtete ich jeden Augenblick, die Grenadiere würden mit dem Bajonett auf die jungen Leute losgehen und Verwundungen und sonstige Mißhandlungen vorfallen — ich verließ daher das Fenster und ging in mein Arbeitszimmer zurück, dachte aber außer Gefahr für die armen Knaben noch an nichts Arges. Doch hatte das Ganze einen großen Eindruck auf mich gemacht. Die Unbekümmertheit, mit der die jungen Leute wie Opferlämmer sich hinstellten und von den Bewaffneten gar keine Notiz nahmen, hatte etwas Großartiges. Das sind heldenmütige Kinder, sagte ich zu mir selbst. Später trat endlich die bewaffnete Macht ein. Es wurde auf das Volk gefeuert. Wer es immer be-

fohlen hat, er hat die Monarchie an den Rand des Abgrunds gebracht, indem er die Gassenbüberei zu einer Revolution stempelte. Von da an war kein Halt, um so mehr als man den Fürsten Metternich absetzte, der bei allen seinen Fehlern doch noch der einzige war, der Kopf und Energie gehabt hätte, dem Fortrollen Maß und Ziel zu setzen. Ein Opfer war notwendig, dazu wäre aber auch der Polizeipräsident Graf Sedlnitzky hinreichend gewesen, der allgemein verhaßt und wirklich größtenteils schuld an allem Übel war."

„Übrigens muß ich meinen Landsleuten das Zeugnis geben, daß sie sich in der ersten Zeit mit einer Liebenswürdigkeit benommen haben, daß man jeden einzelnen hätte küssen mögen. Ich fing schon selbst an, meinen Besorgnissen zu mißtrauen. Mit so gutmütigen Leuten, schien es, könne man die gefährlichsten Experimente anstellen. Als aber am dritten Tage die Ungarn kamen und sich von der Gesamtmonarchie losrissen, und die Menge, die das wußte, ihnen Vivats und Eljens zurief, da merkte ich, daß die Dummheit oder vielmehr Unbesonnenheit mit Unwissenheit gepaart gefährlicher ist als die Schlechtigkeit, und war überzeugt, daß wir verloren seien."

„Übrigens war es die lustigste Revolution, die man sich denken kann. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, bewegte sich die ganze Population den Tag über auf den Straßen. In der Nähe der kaiserlichen Burg angekommen, die indessen mit Militär und Kanonen besetzt worden war, erhob die Menge ein lautes Jubelgeschrei, so daß die im Innern Abgeschlossenen jeden Augenblick glaubten, es gehe an ihr Leben, und alles bewilligten, was einzelne Unverschämte, die sich als Deputierte darstellten, nur irgend zu begehren Lust hatten. Überhaupt war es Mode geworden, daß jeder, dem es beliebte, in die Burg Einlaß begehrte, dort in den Tisch schlug und den Erzherzögen Grobheiten sagte."

„Am ernsthaftesten, aber freilich auch am absurdesten

nahmen es die Studenten, die sich als die Helden der Bewegung betrachteten. Da man mit Erteilung der Konstitution zögerte, wollten sie die Burg stürmen. Sie dachten dabei weniger an den Sieg als an die Ehre, für die Freiheit zu sterben. Sie stritten sich um den ersten Platz beim Angriff. Ich habe mich überzeugt, daß die Jüngeren und Schwächeren begehrten, vorangestellt zu werden, damit, wenn sie erschossen wären, die Älteren und Stärkeren sich auf die Kanonen werfen könnten, ehe man noch Zeit hätte, wieder zu laden. Ein nichts weniger als aufgeregter Professor sagte mir: Ich bin überzeugt, sie nehmen die Burg ein. Endlich erschien das Versprechen einer Verfassung. Der Kaiser fuhr durch die Stadt. Jubel, Vivats, Anhänglichkeit, Liebe, Treue wie überall, und zwar aus reinem Herzen."

„Ich selbst war zur Passivität verdammt; da meine Überzeugungen in allem das Gegenteil von der allgemeinen Begeisterung waren, so fehlte mir jeder Anhaltspunkt der Verständigung. Ich begrüßte die Freiheit in einem Gedichte an mein Vaterland, wobei ich es aber nicht an den eindringlichsten Warnungen fehlen ließ, besonders vor der Nachahmung der Albernheiten und Schlechtigkeiten Frankreichs und des übrigen Deutschlands. Man nahm das Gedicht gut auf, sogar die Warnung, ohne aber eine Ahnung zu haben, daß man einer solchen bedürfe. Hier wäre der Ort, mich über meinen Mangel an Begeisterung für die Freiheit zu rechtfertigen. Der Despotismus hat mein Leben, wenigstens mein literarisches, zerstört, ich werde daher wohl Sinn für die Freiheit haben. Aber nebstdem, daß die Bewegung des Jahres 1848 mein Vaterland zu zerstören drohte, das ich bis zum Kindischen liebte, schien mir auch überhaupt kein Zeitpunkt für die Freiheit ungünstiger als der damalige. In Deutschland, das immer von Fortschritten träumte, hatte die ganze Bildung einen solchen Charakter von Unfähigkeit, von Unnatur, von Übertreibung und zugleich von Eigendünkel an=

genommen, daß an etwas Vernünftiges und Maßhalten gar nicht zu denken war, und doch war hundert auf eins zu wetten, daß die Literatur, wenigstens anfangs, an der Spitze der Bestrebungen stehen werde. Ich sage anfangs, weil gerade durch das Unausführbare ihrer Theorien der im zweiten Gliede stehenden Schlechtigkeit Tor und Tür geöffnet werden mußte. Zur Freiheit gehört vor allem gesunder Verstand und Selbstbeschränkung, und gerade daran fehlte es in Deutschland. Österreich hatte trotz seiner Zensur das Übergreifen der deutschen literarischen Absurditäten nicht verhindern können, und wenn die Wiener von ‚Aufgehen in Deutschland' träumten, so war es größtenteils, weil sie hofften, das deutsche wissenschaftliche Gebräu mit leichter Mühe und vollen Löffeln in sich hineinschlingen zu können. Deshalb war ich auch zur Passivität verdammt, denn hätte ich gesagt: Was ihr für Weisheit haltet, ist Unsinn, es hätte mir niemand geglaubt. Vor allem weil ich alt und der Fortschritt nur in der Jugend beglaubigt war."

II.

Einen günstigen Eindruck kann dieser Aufsatz wohl nicht machen. Er erinnert zu deutlich an das Spottwort: Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß. Ein schlechtes Regiment soll geändert werden, aber man soll beileibe nichts unternehmen, um diese Änderung herbeizuführen. Die Änderung muß also vom Himmel herabfallen, denn der scheltende Patriot weiß kein anderes Mittel als: Abwarten! Die Änderung sei auch gar nicht an der Zeit, sagt er, denn in Deutschland herrsche Überbildung und Verbildung.

Ist das nicht ein bei den Haaren herangezerrter, erkünstelter Grund, an den er selbst nicht glaubt?

Voraussetzung und Folgerung ist schief, ist Grillparzers

oft krankhaftem Eigensinn entsprungen, welchem ein starker Dichter leicht verfällt. Gerade wie er den Märzaufstand als ein Idyll beschreibt, müßte er sich ja freundlich dazu verhalten — nein! ruft er gegen sich selbst, nein, ich will nicht, justement nicht. Mein Österreich verträgt dergleichen durchaus nicht, und deshalb nein.

In der Besorgnis für Österreich hatte er ja recht. Ein aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzter Staat ist außerordentlich gefährdet bei einem gewaltsamen Regierungswechsel, aber kann denn ein solcher Staat ewig derselbe bleiben, auch wenn er — wie zugestanden wird — versumpft ist? Dies Abwarten Grillparzers mit diesem versumpften Österreich brächte ja ein China nach Europa, falls die Nachbarn Österreichs dieser Chinabildung immer ruhig zusehen wollten. Ach nein, sie würden an die Teilung Österreichs gehen, wie sie an die Teilung der Türkei gegangen sind.

Nein, aus diesem Aufsatze spricht nur die „kindische Liebe" für sein Österreich, wie er selbst seine patriotische Sorge nennt, es ist der Ruf der Kinderwärterin, welche ihre Kleinen vor jeder heftigen Wendung behütet sehen will. Kurz gesagt: es spricht aus diesem Aufsatze die Hypochondrie Grillparzers, des verdrossenen Mannes, welchen seine böse Stunde überfällt. Er wird überrascht von einem großen Wagnisse der Seinen, und da er schon bejahrt und zur Hoffnung nicht mehr befähigt ist, so ruft er erschreckt: Nein! nein!

Sein Verhalten zu dem befreiten Österreich war ja auch später ein ganz anderes, war ein zustimmendes, und als er Reichsrat geworden in diesem Reiche, welches er im Entstehen unmutig abgelehnt hatte, da stimmte er liberal.

Auch hat er ja dies Dokument greller Verstimmung tief in seinem Nachlasse vergraben und nicht an eine Veröffentlichung desselben gedacht. Sein Zorn gegen die Vorgänge brauchte eine Genugtuung, und er verschaffte sie sich durch scharfes Niederschreiben von Vorwürfen, wie er bei

jeder Erbitterung die Hunderte von Epigrammen zu schreiben pflegte.

Bemerkenswert ist es, daß er immer eine gewisse Nachsicht, wenn nicht sogar Vorliebe für Metternich zeigt. Zur Zeit des Sapphotriumphes ist er einmal zu ihm geladen gewesen, und da hat Fürst Metternich einen ganzen Gesang aus Byrons Childe Harold vorgetragen, auswendig vorgetragen. Vielleicht hat sich damals dem jungen Dichter die Vorstellung eingeprägt, ein so poetischer Staatskanzler müsse doch ein edles Herz besitzen.

Übrigens entschloß er sich doch schon in den ersten Wochen des Staatsumschwunges, wie er selbst berichtet, ein Gedicht für die Freiheit in die entstehende Donauzeitung zu geben. Da hatte er sich also schon beruhigt über das Wagnis der Märztage, und er beschränkte sich in dem Gedichte auf Warnungen vor Ausschweifung der Freiheit.

Diese Warnungen fruchteten bekanntlich nicht, sondern die Völkerschaften trafen alle Anstalten, sich vom Reiche zu trennen, das Reich also aufzulösen. Hiermit war sein ursprünglicher Widerwille bestätigt, und jetzt trat er mit vollem Rechte auf für den gefährdeten Staat Österreich; er ließ das Gedicht abdrucken:

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.

Mit diesem Gedichte wurde er ein Herold, dessen Stimme in allen Kronländern gehört wurde. Das Gedicht wurde ein großes Ereignis. Radetzky ließ es feierlich seinen Offizieren vorlesen, alle guten Österreicher riefen Beifall, alle Gleichgültigen wurden aufgeweckt zu der Erkenntnis, der ganze Staat sei in Lebensgefahr, und es blieb wirkungslos, daß die eingefleischten Umsturzmänner ihn einen schwarzgelben Reaktionär schalten.

Er konnte mit Recht sagen: Ich habe meine Schuldigkeit getan als patriotischer Dichter — und in Wahrheit, so wurde auch seine dichterische Tat fast überall angesehen trotz wild aufgeregter Zeit. Er hat selbst damals in der öffentlichen Meinung den Preis gewonnen.

Erschöpft zog er sich mit den Fröhlichs nach Baden zurück und kam erst wieder nach Wien, als die aufrührerischen Zustände beseitigt waren. Und jetzt nahm er seine Wohnung bei den braven Schwestern vier Stiegen hoch in der Spiegelgasse, in welcher er über zwanzig Jahre verblieben ist bis an seinen Tod.

Die Konservativen nannten ihn jetzt den Retter der Monarchie, und sein Verhältnis zu den Machthabern war mit einem Schlage verändert. Bis daher ungnädig angesehen von oben, wurde er nun im letzten Dritteile seines Lebens ein Begnadigter, welchen man auszeichnete mit Lob und Orden. Der Ministerpräsident selbst, Fürst Felix Schwarzenberg, stieg die vier Treppen zu ihm hinauf, um ihm die Auszeichnung persönlich zu überbringen und ihn nebenher zu beklagen, daß er so hoch steigen müsse in seine Wohnung.

Als er weggegangen, sagte Grillparzer lachend: Seine Exzellenz hätte sich die vier Stiegen ersparen können, wenn man mir in Amt und Gehalt mehr gewährt und mich zur Zinszahlung für ein besseres Stockwerk ausgerüstet hätte.

Feldmarschall Radetzky schrieb ihm mit eigener Hand einen Dankesbrief, und als er nach Wien kam, lud er Grillparzer zu einem Bankett, in dessen Verlauf der mächtige Dichter gepriesen wurde.

Auch die Akademie, welche wirklich entstanden war, tat ihre Schuldigkeit: sie erwählte ihn zum Mitgliede. Wie herkömmlich bei ihm, sträubte er sich anfangs, die Ernennung anzunehmen, entschloß sich aber doch dazu und befolgte zu unserem Vorteile ihr Statut: seine Lebensgeschichte zu schreiben.

Literarisch hätte er guten Grund gehabt, die Märztage nochmals zu schelten, denn sie verschlangen in ihrem Lärm eins seiner schönsten poetischen Werke, die Novelle „Der arme Spielmann“, ein wahres Meisterstück, wie oben Hanslick dartut. Allerdings konnte es nur von einem musikalisch gebildeten Dichter ausgehen. Sie ist eine Perle unter den Novellen unserer Literatur. Der Lärm politischen Streites, in welchen ihr Erscheinen hineingeriet, konnte es mit sich bringen, daß sie unbeachtet im Winkel blieb, aber als es wieder ruhig geworden, entdeckte man sie und widmete ihr überall die glänzendste Anerkennung.

Sonst noch eine Novelle, „Das Kloster von Sendomir“, hat er in frühester Zeit geschrieben, aber sie hat keine sonderliche Bedeutung. Er hat sie rasch abgefaßt, weil man einen solchen Beitrag gebraucht hat zu einem Almanach.

Auch die große treffliche Szene „Hannibal“ gehört in die unruhige Zeit der Politik, und ist wohl kurz vor den Märztagen geschrieben. Er scheint nicht vorgehabt zu haben, sie auf ein ganzes Stück auszudehnen.

Still und schweigsam verschwand er fast in seiner kleinen Wohnung, Spiegelgasse Nr. 7 im vierten Stocke. Wer ihn besuchen will und oben rechts anläutet, der erfährt von dem Dienstmädchen der Fröhlichs, daß der Herr dadrüben links wohne. Dort tritt man in ein kleines Gemach, das einzige Fenster geht nach dem Hofe, ein Bücherschrank füllt die Wand gegenüber. Die Bibliothek ist nicht groß, aber auserwählt. Eine Tür führt in das Wohnzimmer Grillparzers. Es ist nicht eben groß und hat zwei Fenster nach der Spiegelgasse. Die Lage ist gegen Abend, es kommt also erst nachmittags die Sonne hinein. Dieses Zimmer umschließt seine ganze Existenz, das Bett, ein Sofa geringer Sorte, ein Klavier, Schreib- und Waschtisch. Die Tür rechts führt in die Zimmer der Fröhlichs, welche den übrigen Teil dieses Stockwerks bewohnen. Sie bringen ihm, wenn er des Morgens

aufgestanden ist, den Kaffee, welchen er als ein echter Wiener liebt. Dazu raucht er eine mittelmäßige Zigarre und liest die Zeitung. Er liest sie genau wie ein politischer Mann. Dann kommt ein griechisches Buch und ein Stück von Lope an die Reihe. Nachdem er eine Zeitlang darin gelesen, schaut er auf. Was vornehmen? Wenn ihn nicht eben ein angefangener Plan beschäftigt, und auch selbst dann geht er zunächst ans Klavier und phantasiert darauf so lange, bis er sich gesammelt fühlt für den Schreibtisch. — Mittags geht er nebenan in den Matschakerhof und speist, einfach aber gut. Dann promeniert er langsam über die Rampe am Albrechtspalais hinauf auf die Bastei. Diese alten Wälle mit der Aussicht auf die Badener Berge, ja bis zum Schneeberge, der nächsten Alpe, waren ihm sehr wert, und als die Stadterweiterung sie niederriß, beklagte er es sehr. — Am späten Nachmittage wurde gelesen, Kathi las ihm öfters vor, besonders wenn das Buch kleinen Druck hatte und ihm die Augen anstrengte.

Da kam unerwartet eine neue Bewegung in sein still gewordenes Leben. In den ersten fünfziger Jahren nämlich begann im Burgtheater die Wiedererweckung seiner Stücke, welche im Staube der Archive vergessen lagen. Nun wird der alte Herr lebendig angeregt worden sein! Nicht sogleich. Man hat ihn wohl einen „Raunzer“ genannt. Nicht mit Unrecht. Raunzer ist ein süddeutsches, vorzugsweise österreichisches Wort, welches ins Hochdeutsche aufgenommen werden sollte, denn das Hochdeutsche hat kein Wort für diesen Begriff. Wer alle Mitteilungen, auch die angenehmsten, zweifelnd aufnimmt und zumeist mit Klagen begrüßt, der ist ein Raunzer. Und Grillparzer hatte immer, auch wenn ihm etwas Gutes verkündigt wurde, zunächst nur das Kopfschütteln und ein gewisses Stöhnen bereit wie ein Mensch, an welchem ja doch das Glück immer vorübergegangen ist und ewiglich vorübergeht. So schüttelte er auch das Haupt, als man

ihm sagte: Hero, die vor zwanzig Jahren abgefallene Hero ist gestern im Burgtheater wieder aufgeführt worden und hat gefallen, hat sehr gefallen. — Ah?! Welcher Zufall hat denn da geholfen? — war seine Frage. — Nein, nicht Zufall, die neue Direktion und die neue Besetzung der Rollen hat diese Auferstehung gebracht; jetzt wird auch das Goldene Vlies neu besetzt und aufgeführt werden. Er verhielt sich schweigend und kopfschüttelnd, und als nach einiger Zeit die Nachricht kam: Das Vlies ist bei vollem Hause und unter großem Beifalle an zwei Abenden aufgeführt worden, da rief er: Wunderlich! — Nicht wunderlich, entgegnete man ihm, es ist eine systematische Wiederherstellung, es wird nun Ottokar folgen und dann der treue Diener.

Und so geschah es. Die Stücke wurden alle wieder lebendig, der Dichter wurde einstimmig gefeiert; es war, als ob eine zweite Jugend für ihn anbräche. Zwar sagte er immer noch: Zu spät, es ist zu spät für mich! Aber in Wahrheit machte es ihm doch eine tiefe Freude, und er schrieb auf einen Zettel:

Laube — mein Paladin

Schon tot, wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzerorden,
Sonst hast du gar nichts davon.

Um diese Zeit — in den fünfziger Jahren — war er wohl mit neuen Stücken beschäftigt, von denen er keinerlei Mitteilungen machte. Man setzte voraus, daß die Libussa fertig sei, und man flüsterte von einem großen Drama, welches eine Anzahl von Erzherzögen handelnd vorführe. Wenn man ihn aber fragte, ob diese Notiz wahr sei, da lachte er und sagte: Ich soll also ein Stück schreiben, dem das Burgtheater verschlossen bleiben müßte! — Jede nähere Frage wies er ab bis auf das Zugeständnis der Libussa,

welches oben erwähnt worden ist. Und als ich ihm das Manuskript zurückbrachte und die Verantwortung für einen Erfolg nicht übernahm, da triumphierte sein Zweifelsinn erst recht. Von einer „Jüdin von Toledo“ verlautete nichts; ebensowenig von einer „Esther“.

Im Jahre 1859 kam er überraschend noch einmal unter zahlreichen Menschen zum Vorschein. Es war zum Schillerfeste, obwohl er auch mancherlei einzuwenden hatte gegen das Fest. Der politische Sinn, welchen es mit sich brachte, war ihm nicht recht, wie er denn auch gegen die politischen Gedichte jener Zeit, gegen die Herwegh und Genossen durchaus absprechend war. Trotzdem kam er am Abend des 10. November in den Sophiensaal, wo das Schillerbankett gefeiert wurde. Die Pietät für den großen Dichter hatte doch stärker gedrängt als die Scheu vor der Öffentlichkeit. Alle Welt freute sich seiner Anwesenheit, und Bote auf Bote kam zu mir, in leisen Worten mich auffordernd — er saß neben mir — sein Lebehoch auf der Tribüne auszubringen. Während ich aber nach der Tribüne ging, schlich er geschwind hinaus aus dem Saale, denn er hatte bemerkt, um was es sich handelte, und solch eine öffentliche Feier seiner Person vermied er um jeden Preis.

Aus den zwanzig Jahren von 1850 bis 1870 ist übrigens an äußerlichen Vorgängen nur zu verzeichnen, daß er 1853 die Selbstbiographie schrieb, daß er 1858 mit dem Titel eines Hofrats in Pension trat mit seinem vollen Gehalte, und daß er einmal eine kurze Reise nach Hamburg unternommen hat, man weiß nicht zu welchem Zwecke. Den kleinen Wilhelm Bogner hat er da mit sich genommen. Er war sein Liebling, wie er denn überhaupt stets ein Wohlgefallen hegte am Anblicke schöner Knaben. In seinen Reisebeschreibungen finden sich öfters Zeichen dafür. Daß der junge Bursche, der Wilhelm, frühzeitig sterben mußte, war ihm ein schmerzliches Leid.

Aufsehen erregte es, daß er, der Einsiedler, noch einmal bei politischer Veranlassung öffentlich erschien. Er, der politische Zweifler! Er war unter Schmerlings Ministerium in den Reichsrat des Herrenhauses berufen worden, und er erschien da eine Zeitlang fleißig und stimmte mit der liberalen zentralistischen Partei, denn er war als treuer Österreicher streng zentralistisch. Als die große Debatte über Abschaffung des Konkordats im Gange war, da machte es einen lebhaften Eindruck, den alten kränklichen Grillparzer am Arme des Anton Auersperg (Anastasius Grün) in den Saal treten zu sehen und gegen das Konkordat stimmen zu hören.

Sein Äußeres hat sich in seinen letzten zwanzig Jahren, während welcher ich ihn gekannt, kaum merklich verändert. Er war von hübscher Mittelgröße, mager und schlank, und erst in den letzten Jahren ein wenig im Nacken gebeugt. Das Haupt blieb bedeckt mit grauem Haar; das Auge ungeschwächt in seiner klaren Macht. Stets gestört, wenn man ihn ansprach, und über Unzulänglichkeit der Kräfte klagend, belebte er sich doch allmählich, wenn man einen Gesprächsstoff traf, welcher ihn interessierte. Und dies war eigentlich bei allen Stoffen der Fall, denn er war außerordentlich unterrichtet, und man hörte bald, daß er überall mit seinen Gedanken verweilt hatte. Dann sprach er eingehend und fließend und immer eigentümlich, das Eigentümliche nicht etwa entschuldigend, sondern mit Festigkeit betonend. Ebenfalls eigentümlich verhielt er sich Lobsprüchen gegenüber, welche ihm galten: er machte eine abweisende Handbewegung und suchte sofort ein anderes Thema der Unterredung. War das Lob nicht abzuweisen, weil es öffentlich ausgesprochen worden, so verhielt er sich dazu, wenn man es ihm erzählte, wie ein Mann, der mit jenem Grillparzer nichts zu tun hätte. In seinem letzten Lebensjahre fand eine große Grillparzerfeier statt im überfüllten kolossalen Musikvereinssaale, und ich verkündete unter enthusiastischer Zustimmung des

Publikums seinen Ruhm, während er selbst nur um einige Straßen entfernt in seinem Stübchen saß und sich in eine Lektüre vertiefte. So fand ich ihn unmittelbar nach jener Feier und wollte ihm den Hergang derselben erzählen. Da folgte obige Handbewegung, und er reichte mir sein Buch, über den Inhalt desselben eine Bemerkung machend.

Auch in seinen älteren Jahren lockte und trieb ihn, wie jeden Wiener, der Frühling aufs Land. Zunächst war Baden darunter verstanden, wo er jedes Jahr eine Zeitlang wohnte, und die Badener haben ihm auch in ihrem Parke ein Denkmal gesetzt. Außerdem aber wurde immer einen Monat lang ein entfernter Brunnen oder Badeort aufgesucht. Medizinalrat Preyß wählte unter den zahlreichen Mineralquellen Österreichs. Auch in ein ungarisches Bad, Slihacs, hat er ihn einmal geschickt, und Grillparzer, stets eine Kur wünschend, folgte gehorsam. Da ist ihm denn im Römerbade bei Tüffer, welches er besonders liebte, das Unglück eines schweren Falles zugestoßen. Eine Freitreppe hinabgehend, will er rückwärts an der Wand eine Inschrift lesen, und indem er sich nach rückwärts wendet, verfehlt er die nächste Stufe und stürzt kopfüber hinab. Besinnungslos bleibt er liegen, und man fürchtet das Schlimmste, als man ihn auffindet. Preyß wird gerufen, und es beginnt eine längere Kur. Der Kopf ist erschüttert, das Gehör schwer verletzt, er ist schwer krank. Kathi und Pepi Fröhlich sind seine Krankenwärterinnen, und es hat etwas Rührendes, wie diese sonst so schamhaften Mädchen die Pflege eines kranken Mannes durchführen. — Nach drei Wochen bringt ihn Preyß nach Wien, muß aber zugestehen, daß sein Gehör nicht ganz wiederherzustellen ist. Dies ist ein harter Schlag für den musikalischen Dichter, welchem nun seine Freude, die Musik, für immer verschlossen ist. Er vernimmt nichts von ihr als ein widriges Geräusch. Dieser Unglücksfall ereignete sich 1863. Er lebte also mit so schweren Gebrechen noch acht Jahre und fand sich all-

mählich geduldiger in die Entbehrung, als man ihm zugetraut hatte.

Abgesehen von der Schwerhörigkeit war sein hohes Alter frei von Krankheit, und als die achtzig nahten, und die Existenz in ihrer Regelmäßigkeit nicht wankte, da fragte er wohl scherzend: Freund Preyß, wie lange wird denn das noch dauern?

Eines Abends jedoch klagte er über Unbehagen und ging zeitiger zu Bett. Pepi, die jüngste Fröhlich, ward besorgt und schlich nachts in sein Zimmer. Sie fand ihn ruhig schlafend. Dennoch kam sie am Morgen gegen Gewohnheit zu ihm, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, was er sich auch gegen Gewohnheit gefallen ließ. Dann brachte sie Kaffee und die Zigarre. Letztere schmeckte ihm nicht recht. Er stand auf und ging zum Lehnsessel am Fenster. Sich setzend, meinte er, noch ein wenig schlummern zu wollen.

Medizinalrat Preyß, welchen die besorgte Pepi hatte rufen lassen, begleitete ihn bis zum Sessel, und da blickte Grillparzer matt aber freundlich zu ihm auf, halblaut sagend: Mein lieber Preyß.

Dies sind seine letzten Worte gewesen. Preyß und Pepi haben sich, entfernt von ihm, auf dem Sofa leise unterhalten, und Pepi hat gefragt, wie denn wohl bei hohem Alter der Tod eintrete. Während Preyß ihr das schildert, springt sie auf und ruft: Da! da geschieht's! Grillparzer nämlich hat einen leisen Seufzer ausgestoßen, und sein Haupt ist auf die Brust gesunken. Sie eilen hin und finden ihn — tot. Die Lebenskraft war aufgezehrt, er hatte unscheinbar aufgehört zu sein.

Was man erzählt von der Verzweiflung Kathis, welche sich schreiend auf den Leichnam geworfen, das ist übertrieben. Sie hatte im Gegenteil eine natürliche Scheu vor Leichen, war aber freilich von Schmerz und Tränen bis zur Ohnmacht erschüttert.

Es folgte ein Begräbnis von unerhörter Teilnahme der Wiener Bevölkerung. Aus der inneren Stadt bis zum Friedhofe in Währing, eine Stunde Weges hinaus, fuhr der Sarg durch dichte Menschenreihen. Tausende auf Tausende drängten hinzu, den großen Dichter, wie man ihn nannte, begraben zu sehen.

Er starb am 21. Januar 1872, einundachtzig Jahre alt.

12.

Wenn man gesehen hat, wie dürftig die Geldeinnahmen Grillparzers immer waren, so ist man erstaunt zu hören, daß er noch zu einer Stiftung hat beisteuern können für hervorragende junge Dichter. Und doch ist dem so. Er hinterließ ein kleines Kapital für seine Universalerbin Katharina Fröhlich, und diese verwendete es samt Honoraren und Tantiemen, welche für Schriften und Dramen Grillparzers eingingen, und samt dem Zuschusse alles dessen, was die Schwestern Fröhlich mühsam zusammengespart, für zwei Stiftungen. Die eine war und ist ein Grillparzerpreis, welcher jedes dritte Jahr für das beste Drama — Trauerspiel oder Lustspiel —, welches aufgeführt worden, ausgezahlt wird. Die andere ist ein Fröhlichpreis für aufblühende Talente in Poesie und in Musik. Außerdem teilten die braven Mädchen noch Legate aus an arme Verwandte Grillparzers.

Außer dieser wahrlich preiswürdigen Bestimmung der Hinterlassenschaft kamen nun auch die Dramen ans Tageslicht, welche er verschlossen gehalten: Libussa, Ein Bruderzwist in Habsburg, Die Jüdin von Toledo und Esther.

Sie sind sämtlich aufgeführt worden. Zuerst im Wiener Stadttheater der Bruderzwist in Habsburg. Dann auch im Burgtheater. Hier wie dort füllten die Vorstellungen eine Zeitlang die Häuser.

Dies historische Drama mit seinem zahlreichen Personal galt für das schwierigste zur Inszenesetzung, und es hat sich am wirksamsten erwiesen. Das Burgtheater hat unrecht getan, dies bedeutende Stück aus seinem Repertoire verschwinden zu lassen.

Es ist eine der wertvollsten Dichtungen Grillparzers, eine historische Tragödie in großem Stile, ausgerüstet mit einem Schatze von Weisheit, Charakteristik und Situationen. Wir haben in unserer Literatur kaum ein zweites so großartiges historisches Schauspiel. Wallenstein ist populärer durch die hinreißende Sprache Schillers, welche dem alternden Grillparzer fehlt, aber der historische Inhalt ist im Bruderzwiste strenger geführt, man möchte sagen sachgemäßer. Die Schilderung Kaiser Rudolfs ist ein unübertroffenes Meisterstück.

An der Sprache mag man tadeln, daß sich die Gedankenfülle oft ungraziös zusammendrängt, und daß eine Häufung im Satzbau das Verständnis wie den Vortrag erschwert. Aber das behandelte Thema ist dafür auch zumeist so fein und schwierig, daß es in glatter Rede schwerlich zu erschöpfen wäre.

Von den andern drei Dramen hat nur das Fragment „Esther“ auf der Bühne Glück gemacht. Libussa hat nur dürftig angesprochen, die Jüdin von Toledo hat nicht gefallen. Libussa und die Jüdin sind nur im Burgtheater aufgeführt, Esther ist auch auf andern Bühnen gegeben worden.

Was Grillparzer in seinen Tagebüchern immer an der Libussa auszusetzen findet, daß nämlich Stoff und Behandlung zu spitz und herzlos geraten, das hat sich bei der Aufführung bestätigt. Man ist deshalb auch in praktischem Theatersinne auf den Gedanken geraten, den letzten tragischen Akt ganz wegzulassen. Dann würde immerhin ein heiteres Schauspiel mit spielender Rätsellösung gewonnen.

Es bleibt nur dann der erste Akt mit den halbgöttlichen Schwestern ein gar zu wunderlicher Luxus. Diese Ver-

körperung der Mythe versagt im ganzen ihren Reiz und wirkt eben nur wie etwas Wunderliches.

Trotz alledem enthält das Stück auf der Bühne so viel Geist und Talent, daß es den Zuschauer lebhaft beschäftigt, und es sollte im Repertoire einer guten Bühne nicht fehlen.

Anders ist es mit der spanisch angehauchten Jüdin von Toledo. Sie hat etwas Fremdes und ist wegen ihres ernüchternden letzten Aktes wohl kaum schmackhaft zu machen für das deutsche Publikum. Die Vorstellung im Burgtheater war freilich nicht ganz maßgebend, weil eine falsche Besetzung der Titelrolle dem ganzen Stücke ein schiefes Gesicht andichtete. Die naive, kapriziöse Rahel wurde von der tragischen Heldin gespielt, und der ganz intime Charakterreiz war dadurch zerstört. Dieser Charakterreiz ist aber in Grillparzers Rahel in hohem Grade vorhanden, und er könnte wohl im Spiele einer passend begabten Schauspielerin das Stück interessant machen.

Das Estherfragment erringt überall durch die große Szene zwischen dem Könige und Esther lebhaften Beifall. Erst hinterher entdeckt man, daß kein junges Mädchen, sei es noch so begabt, die weise Rede Esthers halten kann. Grillparzer spricht sie, und dies begegnet ihm zuweilen in seinen Figuren, daß sie nicht vorsichtig ihrem Charakter gemäß, sondern dem Dichter gemäß sprechen.

Die weitläufige Anlage des Hoftreibens im ersten Akte stellt es außer Zweifel, daß ein größeres Stück beabsichtigt war, und man hat sich den Kopf zerbrochen, wie denn ungefähr die fernere Handlung hätte verlaufen sollen. Eine Wiener Dame, Frau Littrow-Bischoff, welche in Grillparzers letzten Lebensjahren ihn fleißig aufgesucht, gibt in einer Broschüre Auskunft über das, was Grillparzer geäußert habe über die fehlende Fortsetzung. Nämlich:

Mardochai befiehlt der Esther, ihre jüdische Herkunft geheim zu halten. Das sollte den Knotenpunkt des ganzen

Dramas bilden, in welchem Ideen von Staatsreligion und Duldung ausgesprochen werden sollten. Nicht die Liebe, sondern die Religion sollte den Inhalt dieses Dramas ausmachen. Esther also verbirgt sorgfältig ihren jüdischen Glauben und verderbt ihren Charakter bis zur Schlechtigkeit.

Die Enthüllung dieses Planes erlebt das Schicksal, daß ihn niemand glaubt. — Hätte auch der alte Herr — um zu erzählen — dergleichen erzählt, so würde die Ausführung des Stücks wohl gelinder, will sagen, anders geworden sein, Mir persönlich hat er einmal gesagt, daß er den Plan für Esther total vergessen habe.

Übrigens ist das Büchlein der Frau von Littrow-Bischoff „Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer" eine recht ausgiebige Quelle für die Lebens- und Redeweise des Dichters in dessen letzten Lebensjahren. Und es bringt auch — welche Seltenheit! — einen Brief von ihm.

Er schrieb ja äußerst ungern Briefe, und selbst der Briefwechsel mit Kathi scheint sehr gering der Zahl nach gewesen zu sein. Der Nachlaß enthält einige. Sie sind von auffallender Kürze und Trockenheit. Dasselbe gilt von den Antworten Kathis, welche sich vielleicht dem angestimmten Tone angepaßt hat. Das Thema der Schamhaftigkeit, so oft von Grillparzer betont, spricht auch in diesen Briefen zwischen Liebesleuten seine Rolle. Nur keine Zärtlichkeit! ist das Motto.

In einem Briefe an Kathi vom 30. Juni spricht er es deutlich aus: „Du beklagst Dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute gibt, die ein ins übertriebene gehendes, körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei, ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden und mir Herzensergießungen möglich zu machen. Dieses Zurückhalten der Äußerungen der Sensibilität hat zwar allerdings

die üble Folge, daß (wie denn alles durch Nichtübung abnimmt) auch die Erregbarkeit des Herzens nach und nach sich schwächt, aber sie bleibt doch immer da, und wer mich zu fassen wüßte, würde sich sehr wundern, mich früher für kalt gehalten zu haben. Lebe wohl und grüße Pepi und den Vater. — Grillparzer."

Dieser Brief dagegen aus seiner letzten Lebenszeit an Frau von Littrow ist weicher und heiterer, als seine früheren Briefe waren. Er lautet:

„Hochverehrte gnädige Frau! Ich saß betrübt und einsam in meinem Lehnstuhl. Es hatten mir zwar meine Hausfräulein einen kleinen Weihnachtsbaum bereits gespendet — welcher freilich durch die Liebe und Anhänglichkeit unschätzbar wurde —, aber das war vorbei, und ich saß wieder da, mir die trüben Gedanken durch Gedankenlosigkeit vertreibend. Da wird ein Riesenbaum gebracht, behangen mit allen Gütern der Welt. Und von wem? Sollte es die Austria sein, deren Bild wir täglich auf den Banknoten und Bankzetteln verehren? Oder der Minister, der eingesehen, daß man von Titeln und Orden nicht fett wird? Ich erblicke einen Brief, erbreche ihn, Sie sind's."

„Nicht als ob ich nicht so unzählige Beweise Ihrer Teilnahme empfangen hätte, aber daß an dem Tage, der den häuslichen Freuden gewidmet ist, Sie sich meiner erinnert hatten, das überrascht mich. Haben Sie allein von allen Österreichern ein so langes Gedächtnis, daß Sie sich der Zeit erinnern, wo ich noch etwas wert war, oder ist es ein so unbezähmbarer Hang zum Wohltun und Beglücken, daß Sie geben und geben, ohne zu fragen wem?"

„So der Baum, nun erst die Früchte; Zuckerwerk, Früchte, mir keine unbekannten, Teebrot, wie es Goethe zu essen pflegte, der mitunter etwas Schlechtes schrieb, nie aber etwas Schlechtes aß. Die Photographie der Wolter, mir höchst wertvoll, da ich sie nie mit Augen gesehen habe. Ein

Kalender, unentbehrlich, um den Tag zu wissen, an dem man seine Pension behebt, und mir das Schätzbarste an der Astronomie, die ich sonst nicht leiden kann, da sie die artigen Sterne, ja Sonne und Mond zu so unermeßlichen Massen anschwellt, daß mir Hören und Sehen verging."

„Nun noch gar ein Fasan, der, nachdem er aus seinem poetischen Waldleben durch Pulver und Blei in den prosaischen Tod versetzt worden ist, durch Kochen und Braten wieder in idealischen Zustand versetzt werden kann. Kein verächtliches Bild für unser Schicksal nach dem Tode."

„Was soll ich alles nennen? Wem soll ich allen danken? Ihnen, Ihren vortrefflichen Töchtern, Ihrem Gemahl, der den Kalender gemacht hat und nun um meinetwillen einen Fasan weniger zu essen bekommt? Allen! und Gott vergelt's!"

Von sonstigen Kritikern und Mitteilern über Grillparzer haben sich in neuerer Zeit verdient gemacht: Konstant von Wurzbach, trefflicher Herausgeber des biographischen Lexikons des österreichischen Kaisertums, Goedeke, der berufene Textprüfer der Goethe- und Schillerausgaben, Betty Paoli (Grillparzer und seine Werke), Gustav Freytag in „Im neuen Reich", Foglar, Ludwig August Frankl, Wilhelm Scherer in seinen „Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich", Muth (Grillparzers Technik), Hans Hopfen in Feuilletons, Emil Kuh, Josef Weilen desgleichen, Otto Prechtler und in neuester Zeit Adalbert Fäulhammer in einem reichlich ausgestatteten Bande „Franz Grillparzer, eine biographische Studie". Es wird darin mit besonderer Ausführlichkeit der literarische und politische Zustand geschildert, welcher Grillparzer umgab.

Des trefflichen Freundes Rizy muß hierbei schließlich noch einmal gedacht werden, wie in der Einleitung zu dieser Schrift. Er hat nach des Dichters Tode ein „Grillparzer-

Album" zusammengestellt, in welchem unbekannt gebliebene Gedichte Grillparzers gesammelt und mit wertvollen Notizen über die Entstehung derselben ausgestattet sind. Obgleich es nicht sofort in den Buchhandel kam und nur an Freunde verschenkt wurde, hat es doch naturgemäß neuen und tiefen Anteil für den verstorbenen Dichter geweckt und den Kreis seiner Verehrer erweitert.

Langsam ist die Zahl der Anhänger Grillparzers gewachsen, und gerade darum hat sich tief und gründlich die Überzeugung gefestigt, daß unser Vaterland in Franz Grillparzer einen vollen Dichter gewonnen hat, einen Dichter, der nicht für den Augenblick blendet, wohl aber für die Dauer erhebt und beglückt.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Vierzigster Band.

Erinnerungen 1810—1840.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1909.

Erinnerungen

1810—1840.

Von

Heinrich Laube.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Als Heinrich Laube Ende der Sechziger Jahre daran ging, die Summe seines Lebens zu ziehen, seine Erinnerungen niederzuschreiben, die die Ausgabe seiner gesammelten Schriften (1875—1882) eröffnen sollten, hatte er ein reichbewegtes Leben von mehr als 60 Jahren hinter sich. Vom Hallenser und Breslauer Burschenschafter, der sogar einmal Gefahr lief, in der schlesischen Hauptstadt akademischer Fechtlehrer zu werden, um das verbummelte Studententum beizubehalten, aber dabei einträglich zu machen, war er zum Direktor der Wiener Hofburg aufgerückt und im Theater- und Literaturleben Deutschlands eine Großmacht geworden. Vierzig Jahre literarischer Vergangenheit hatte er durchgemacht, als er, rückblickend auf seine Anfänge, sich selbst seine Entwicklung objektivierte. In Breslau hatte er 1829 unter Karl Schalls Fittichen seinen ersten Aufschwung genommen, keck einherflatternd in dem dürftigen Lichte seiner Zeitschrift „Aurora"; in Leipzig hatte er 1833 und 1834 als einflußreicher Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" eine energische literarische Schule geritten, bis ihn die preußische Polizei aus dem Sattel hob. Acht Monate hatte er im Berliner Gefängnis abgebrummt und weiterhin seine unfreiwilligen Landaufenthalte in Naumburg, Kösen und Muskau genommen. Mit jugendlichen Versübungen hatte er sich nicht lange aufgehalten, sondern war schon früh in das kritische Lager übergegangen, die Theaterkritik lockte ihn am stärksten. Dann überwältigte ihn der politische Enthusiasmus des Jahres 1830. Er hatte die polnischen Freiheitskämpfer in einem durch die Charakteristik der polnischen Heerführer mannigfach interessanten Buche verherrlicht, in „Politischen Briefen" die verschiedenen Meinungen damaliger Parteien sich bekämpfen lassen; mit dem Evangelium der Saint Simonisten hoffte er die deutsche Kultur umzugestalten und ein „Junges Europa" zu schaffen; diese so genannte dreibändige Novelle war eine tüchtige dichterische Leistung gewesen. Beeinflußt von Heine und doch nicht ohne bewußte Selbständigkeit gegenüber diesem seinem

Meister und Freunde hatte er sechs Bände „Reisenovellen" folgen lassen, die uns durch die verschiedensten Gegenden Deutschlands, in manche kleinen Winkel der damaligen Bundesstaaten, nach Österreich und nach Italien führen. Allmählich zur Reife gelangt — die Atmosphäre der Berliner Stadtvogtei war Treibhausluft dafür — hatte er sich ganz auf Kritik und Literatur beschränkt und als Dramatiker begann er 1840 eine vielseitige Tätigkeit im Interesse der deutschen Bühne, die ihn nach neun Jahren tapferer Ausdauer auf den kurulischen Sessel des Hofburgtheaterregenten führte. Zwischendurch hatte Laube viele Reisen gemacht, Frankreich die Kreuz und die Quer durchwandert, nach Skandinavien und nach dem Norden Afrikas seine literarischen Fühler ausgestreckt und zudem als Abgeordneter des ersten deutschen Parlamentes, das er in einem glänzenden Buche schilderte, die politischen Eindrücke des Jahres 1848 auf sich wirken lassen. Von 1850 ab war dann die ganze laufende Literatur in Gestalt der Theaterstücke, der Korrespondenz mit den Autoren usw. der Reihe nach durch sein Direktorzimmer gewallfahrtet. Darüber hat Laube noch besonders in seinen dramaturgischen Schriften ausführlich Rechenschaft abgelegt.

Vierzig Jahre so wechselvoller Ereignisse — Stoff genug, unendlich viel zu erleben, ebensoviel zu vergessen und in pikanter Form davon zu erzählen. Da sich Laube zudem für seine alten Tage eine bewundernswerte Frische erspart hatte, so schuf er in der Tat aus seinen Erinnerungen eines der hübschesten Werke autobiographischer Art; besonders der erste Teil, in dem er sein Leben bis 1840 niederlegte, ist ein entzückendes Buch und reißt noch heute den unvorbereitetsten Leser unwiderstehlich mit sich fort. Wieviel mehr denjenigen, der das Werk auch als Quelle für die Geschichte der damaligen Zeit anzusehen weiß.

Diesem letzteren Leser ist aber seit einigen Jahren die Freude an diesem Buche bitter vergällt worden. Die Zensurakten aus dem preußischen Staatsarchive*) wurden herausgegeben und verrieten manches, wovon die Erinnerungen schwiegen, oder vielmehr, um es gleich zu sagen, sie fanden nur eine Auslegung, die mit dem Bericht des Helden selbst nicht nur schlecht übereinstimmte, sondern in bedenklichster Weise kontrastierte. Laubes derbe Natur läßt nur zwei

*) Das junge Deutschland und die preußische Zensur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen von Ludwig Geiger. Berlin 1900.

Möglichkeiten zu: entweder sagt er rücksichtslos die Wahrheit, wie er sie kennt, und das hat man früher wohl angenommen, oder er lügt hahnebüchen, und dieses letztere Urteil war das peinliche Resultat, das sich aus den genannten Akten unter dem Gesichtswinkel des Herausgebers festzustellen schien. Jedermann wird die schmerzliche Enttäuschung mit empfinden, wenn plötzlich ein Buch, das einem seit Jahren des Stoffes und der Form wegen ans Herz gewachsen ist, als eine überaus frivole Mischung von Dichtung und Wahrheit hingestellt wird, und man sträubt sich naturgemäß gegen eine Auffassung, die die Glaubwürdigkeit des Verfassers, der sowohl durch seine Erinnerungen, als auch durch seine theatergeschichtlichen Werke ein breites Stück Literaturgeschichte aus eigener Anschauung beschrieben hat, so sehr erschüttert würde, daß man fürderhin auch seinen übrigen Angaben nicht mehr trauen dürfte, vielmehr aus dem Zweifel und der Verdächtigung nicht mehr herauskäme. Wer ein großes Stück seines Lebens zur Lüge macht, dem kann es gewiß in minderwichtigen Dingen nicht auf ein Quäntchen Unwahrheit ankommen.

Die Literaturgeschichte der Dreißiger und Vierziger Jahre kann aber die Erinnerungen Laubes nicht entbehren, und ehe sie sie preisgibt, erfüllt sie nur ihre Pflicht, wenn sie diese reiche Fundgrube der Literatur- und Menschengeschichte einer ausführlichen Prüfung unterzieht und dabei auch einmal den Aschenregen unter die Lupe nimmt, der bei dem genannten Ausbruch der Zensurakten auf sie niedergefallen ist. Und da kommt sie denn zu dem überraschenden Resultat, daß dieser ganze Aschenregen ein künstliches Produkt ist, das mit jener Eruption kaum mehr in einem organischen Zusammenhange steht. Diese Feststellung „rettet" Laubes Erinnerungen, und kein Ort dürfte zu dieser „Rettung" geeigneter sein, als dieser Neudruck der Laubeschen Autobiographie in der Sammlung seiner Werke.

Wie also steht es mit Laubes Gedächtnis? mit seinen Irrtümern oder bewußten Entstellungen? Soll da keine Irrung vorgekommen sein? Darf man alles als bare Münze, als unbedingt zuverlässig hinnehmen? — Gewiß nicht, denn ihm geht es genau so, wie jedem andern, der nach vierzig Jahren das niederschreibt, dessen er sich erinnert. Goethe war vorsichtig und benannte sein Leben „Dichtung und Wahrheit". Dieses Werk ist ein Markstein in der Geschichte der neuern deutschen Memoirenliteratur. Was sollen nun die Epigonen anfangen, denen jener so fein geprägte Titel vorweg genommen

ist? Und ist er nicht mehr als ein Titel, sondern eine Sachbezeichnung, die jeder hinzufügen müßte, der „Aus meinem Leben“ berichtet, wie dies auch Goethe getan hat? Auch in der Darstellung, die Goethe von seinem Leben entworfen hat, ist mancherlei zu berichtigen, obgleich er Tagebücher führte, in seinen wohlverwahrten Korrespondenzen, in vielen seiner Freunde, die ihn als historisches Ereignis betrachteten, die besten Anhaltspunkte besaß; wir machen ihm so wenig daraus einen Vorwurf, daß wir es vielmehr als selbstverständlich betrachten. Aber wenn Goethe etwa aus falscher Delikatesse die ganze Sesenheimer Episode verleugnet hätte, dann hätte sich das Urteil längst anders gestellt. So aber soll es mit Heinrich Laube stehen; grade bei den Ereignissen, die als schwerwiegende Erlebnisse sich in sein Gedächtnis eingeprägt haben müssen, soll er am stärksten von der Wahrheit abgewichen sein. Träfe das zu, dann hätte in der Tat der Herausgeber der genannten Akten das Recht, Laube der frivolen Fälschung zu beschuldigen.

Nehmen wir gleich das folgenschwerste Ereignis in Laubes Leben, seine Verhaftung in Berlin am 26. Juli 1834, seine Gefangenschaft bis zum 20. März 1835 und das Urteil, das ihn am 25. Januar 1837 traf und ihm weitere anderthalb Jahre Gefängnis zudiktierte. Aus seinem eigenen Bericht und den Akten des preußischen Staatsarchives ergibt sich der folgende Hergang. Die ersten sechs „Honigwochen“ der Gefangenschaft in der mildern Stadtvogtei ließen sich mit leidlicher Fassung ertragen. Die Physiognomie der ersten Untersuchung war höchst harmlos, er schien sich wegen der allgemeinen Immoralität seiner Schriften rechtfertigen zu sollen, besonders auch wegen des Inhalts der „Zeitung für die elegante Welt“, der den Rechtsgrund für seine Verhaftung hergegeben hatte. Am 13. August erfolgte ein erstes Verhör wegen der „Briefe eines Hofrats“, die Laube jetzt und auch später als eine unüberlegte Anfängerarbeit preisgab. Diese Briefe waren Laubes zweites Buch gewesen, und sie bildeten mit dem ersten „Polen“, eine Art Sammelwerk, das den Haupttitel „Das neue Jahrhundert“ führte. Dieses erste Werk über „Polen“ ist keineswegs, wie es bei Geiger heißt, „nach beliebter Manier in Briefen abgefaßt“, es wies ebensowenig „mit großem Nachdruck auf die liberalen Schriftsteller jener Tage hin“, die nur einmal in dem über dreihundert Seiten starken Buche kurz als „unsre besten Leute“ aufgezählt sind, und enthielt noch weniger

„begeisterte Aufrufe für die Befreiung des unterdrückten Volkes“, sondern es ist, von einer flüchtigen novellistischen Umrahmung des Eingangs abgesehen, weiter nichts als eine sehr locker komponierte Übersicht der Geschichte Polens, die vor allem dartun soll, wie diese Nation im Laufe der Jahrhunderte immer gewaltsamer von ihren Nachbarn, besonders von Rußland, geknebelt wurde. Die stückweise und zufällige Entstehung der Schrift läßt sich in vielen Mängeln nachweisen; erst die zweite Hälfte des Buches rundet sich zu einer temperamentvollen Darstellung der großen Woche und der ihr folgenden Kämpfe. Das poetische Element des polnischen Freiheitskampfes ist die Inspiration des Buches; aber die Verherrlichung der Helden von Warschau und Ostrolenka ist doch nicht so einseitig, um nicht auf den inneren Verfall der ganzen Nation, auf ihre Uneinigkeit und selbstische Zwistigkeit als die Quelle ihres Unglücks hinzuweisen. Und nicht weniger deutlich und scharf ist die Tendenz des ganzen Buches gegen Rußland, das kurzweg als die europäische Gefahr hingestellt wird; der tiefursprüngliche deutsche Haß gegen die russische Knute kommt in ungeniertester Weise zum Ausdruck. Weit allgemeiner ist der zweite Teil des „Neuen Jahrhunderts“, der eigentlich „Politische Briefe“ hieß; es existieren davon Exemplare unter dem Titel „Briefe eines Hofrats oder Bekenntnisse einer jungen, bürgerlichen Seele“; unter diesem Deckmantel hoffte der Verleger, ihn dem Verbot zu entziehen, das in Preußen beide Teile des „Neuen Jahrhunderts“ getroffen hatte. Dieser zweite Teil war in Leipzig erschienen bei Philipp Reclam, der als „Literarisches Museum“ firmierte; das Polenbuch trug als Verlagsfirma die Bezeichnung: „Fürth, 1833. Fr. Korn'sch. Buchhandlung“. Der Inhalt dieses zweiten Buches steht zu dem schlechtgewählten Sensationsmittel in keiner Beziehung, der Ausdruck „Hofrat“ kommt in dem Buche nur zweimal in ganz gleichgültigen Zusammenhängen vor. Das Buch zerfällt in zwei ganz lose Teile. Es setzt ein mit dem Briefwechsel eines Schriftstellers einerseits und einem Juristen und einer Dame andrerseits. Der Jurist, der konservative Korrespondent, der aber ebenso „bürgerlich“ ist wie der andre, soll augenscheinlich der Typus des korrekten Staatsbeamten sein, und nur eine flüchtige Andeutung verrät, daß er auf ein nahes Amt zusteuert und in einem höfischen Verhältnis steht. Lag also die Absicht vor, politischen Meinungsaustausch zwischen einem werdenden Hofrat und einem natürlich liberalen Schriftsteller anzustellen,

so ward sie bald aus dem Gesicht verloren; der Briefwechsel bricht ab, noch ehe er auf die Höhe dieses Kontrastes gelangt, und es schließt sich eine ganz neue Reihe einseitiger Briefe des Verfassers Laube an eine Korrespondentin an. Dieser zweite Teil trägt wie ein Tagebuch die Aufschrift „1832“. Ihn eröffnet ein „Zwischenspiel“, die „Hannöversche Charte“, eine Satire gegen Jarkes „Politisches Wochenblatt“, die in Form und Stoff ganz aus dem übrigen Zusammenhang herausfällt und wohl als selbständiger Artikel in irgend einem süddeutschen Blatt erschienen ist. Wie dieses Zwischenspiel, trägt auch der ganze Inhalt des Buches das Gepräge des Aktuellen und ist ein Echo der gleichzeitigen Tagesereignisse, der zweite Teil zudem noch ein wichtiger Schlüssel zu Laubes Biographie. Der erste Teil ist noch in Jäschkowitz, wo Laube hausmeisterte, entstanden, der zweite in Leipzig nach seiner Übersiedelung dorthin Ende Juni 1832 und auf seinen bald darauf folgenden Reisen.

Das erste Buch, „Polen“, war in Preußen sofort verboten worden, weil es nach dem Gutachten des Oberzensurkollegiums Dinge enthielt, wodurch die bestehenden Verfassungen erschüttert und die preußische und die russische Regierung in gröbster Weise verunglimpft würden. Etwas unsanft, gewissermaßen als ein Begriff mit Preußen ist auch Österreich darin angefaßt. Die „Politischen Briefe“ wurden verboten, weil sie „antipreußisch-revolutionär, in religiöser Beziehung lästerlich“ seien, außerdem eine „Lobpreisung der Julitage, rühmende Erwähnungen von Börne, Rotteck und Konsorten“ enthielten und den Grundsatz predigten, daß „die Konstitution nur den Übergang zur Republik bedeute“. Diese Inhaltsangabe seitens des Oberzensurkollegiums bezeichnet wenigstens den ganz allgemeinen Charakter dieses zweiten Buches, über Börnes Bedeutung wird allerdings stark debattiert; ebenso über Goethes Wirkung, mit seinem Tode schließt der erste Teil des Buches ab. Daß neben Börne „besonders Gans erwähnt“ sein soll, ist eine unverständliche Fiktion, da dieser Name nur einmal ganz flüchtig genannt ist. Der Zensor hat übrigens in dem Buche stark gewütet; allenthalben fehlen ganze Briefe, ohne daß die Lücken ausgefüllt wären.

Am 13. August 1834 also erfolgte ein erstes Verhör wegen dieser Briefe eines „Hofrats“ und während der ganzen Untersuchung bestrebte sich das Gericht, dem Verfasser aus diesem Buche einen Strick zu drehen. Das Buch „Polen“ spielt demgegenüber in der

Tat eine geringere Rolle, so fand wohl nur am 23. November darüber ein Verhör statt, zweifellos deshalb, weil die beleidigenden Delikte darin so offenbar waren, daß sie keiner ausgedehnten Untersuchung mehr bedurften. Nur nebenher war Laube, acht Tage nach seiner Verhaftung befragt worden, ob er in Halle oder Breslau einer Burschenschaft angehört habe; er hatte geleugnet, völlig ahnungslos, daß ihn schon am 4. Januar ein früherer Kommilitone, cand. theol. Schramm, als Mitglied einer Burschenschaft genannt und sein Nachfolger in der schon erwähnten Jäschkowitzer Hauslehrerstelle über seines Vorgängers liberale Gesinnung hatte aussagen müssen; wieso Laube „wissen mußte, daß alles ihn Betreffende durch Denunzianten längst angegeben war“, ist geradezu eine Halluzination, denn jene Denunzianten, mit denen Laube keine persönliche Verbindung mehr hatte, saßen weit früher hinter Schloß und Riegel, und es ist wahrlich nicht die Gewohnheit preußischer Untersuchungsrichter, dem Angeklagten erst hübsch die Schnüre zu zeigen, aus denen sie ihm eine Schlinge knüpfen wollen. Und weshalb leugnete Laube? Zunächst mußte er, da er nur literarischer Sünden wegen verhaftet war, annehmen, daß mit jener Nebenfrage diese Angelegenheit begraben sei, es war ja auch nichts mehr in ihm, was ihn mit dem früheren Burschenschafter Laube innerlich verband; ferner wußte er zweifellos, daß auf diese Beteiligung an der Burschenschaft sechs Jahre Haft standen, und danach greift man nicht so eilig; und noch vielmehr wußte er, daß ein solches Zugeständnis ihn in ein Kreuzverhör bringen mußte, das nicht nur ihm selbst, sondern auch seinen Kollegen galt, und daß jede verweigerte weitere Aussage seine Haft nur verlängern würde. Dieser nebensächlichen Frage entsann sich Laube später allerdings nicht mehr, und das ist nur zu begreiflich, da die ersten sechs Wochen der Untersuchung lediglich auf die Feststellung seiner literarischen Vergehen ausgingen. Anfang September 1834 aber wurde das anders; die Untersuchungsakten über seine burschenschaftliche Vergangenheit, von denen er selbstverständlich keine Kenntnis erhielt, waren jetzt abgeschlossen, und die Wirkung zeigte sich peinlich genug: am 12. September beschloß das Kammergericht, den Verfasser der „Briefe eines Hofrats“ wegen frecher Kritik an Staatsinstitutionen, Tadels des Königs und Erregung von Mißvergnügen gegen den Deutschen Bund in Anklage zu versetzen, zugleich aber das Verfahren wegen Teilnahme an der Burschenschaft einzuleiten. Damit

war Laube als schwerer Verbrecher gebrandmarkt, aus den Händen des innerlich überlegenen Polizeirats Duncker kam er in die des berüchtigten Inquisitors Dambach, der von Tzschoppe insluierten Seele der Demagogenverfolgungen; aus der Stadtvogtei wurde er in die schwerste Haft der Hausvogtei gebracht, wo er zwei Monate ohne Buch und ohne die Möglichkeit einer Beschäftigung, mit dem aufs äußerste überreizten Zustand seiner Hypochondrie, dem Wahnsinn nahe, durchkämpfte. Vorerst hielt sich Dambach noch immer an dem zweiten Teil des „Neuen Jahrhunderts", und die revolutionäre Gesinnung des Delinquenten wurde weiterhin durch Verhör der ganzen Familie, bei der Laube Hauslehrer gewesen war, festzustellen gesucht, beides ohne nennenswertes Ergebnis. Am 8. Oktober begann dann die qualvolle Inquisition über die Burschenschaft, deren Existenz Laube nur für unorganisierte „Kränzchen" zugeben wollte. Die Hoffnung des Untersuchungsrichters, weitere Geständnisse von ihm erpressen zu können, schien seine Haft tatsächlich ins Endlose verlängern zu wollen. Zwar wurde er im November 1834 aus dem dunklen Verlies in ein helleres Zimmer umquartiert, er erhielt dürftige Bücher, sogar einen Stubengenossen. Aber bis zum Februar 1835 dauerte es, bis ihm wieder in einer Stube ohne Lichtblende schriftstellerische Beschäftigung gestattet wurde. Durch mancherlei Listen, wie Laube sie in den „Bürgern", dem dritten Teil des „Jungen Europa" geschildert hat, hatte er sich Aufzeichnungen machen können, die einen Teil des furchtbaren Drucks, der auf ihm lastete, fortnahmen; jetzt schrieb er sich diese Qualen ausführlich von der Seele herunter, aber bei der ersten wiederaufglimmenden Hoffnung warf er sich mit der ganzen mittlerweile angesammelten Kraft auf die rein poetische Gestaltung der „Krieger", des zweiten Teils des „Jungen Europa", den er schon in der Stadtvogtei begonnen hatte. Er schilderte hierin die polnische Revolution in packenden Kriegsbildern, die zu seinen besten prosaischen Leistungen gehören. Am 14. Februar hatte das letzte Verhör stattgefunden, und am 20. März wurde er auf Grund seines Gesuchs entlassen. Er mußte die juratorische Kaution stellen, sich dem Urteilsspruche nicht zu entziehen, und seinen Aufenthalt nach den Vorschriften des Polizeipräsidenten zu richten. Zwei Audienzen beim Polizeiminister von Rochow erwirkten es ihm, daß ihm am 9. April der Aufenthalt in Naumburg gestattet wurde, in der Erwartung, so hieß es in der Antwort auf sein Gesuch, „daß Sie von

Ihren ebenso verderblichen wie verwerflichen Ansichten zurückgekommen sind und in ernstlicher Reue über das Vergangene nicht nur durch Ihr Benehmen und durch Ihren Umgang, sondern auch durch Ihre schriftstellerischen Arbeiten den ernstlichen Willen betätigen werden, sich nun so zu benehmen, wie es einem loyalen Untertanen seiner Majestät geziemt."

Und nun das schließliche Urteil, das am 5. Dezember 1836 gefällt und dem Verurteilten am 25. Januar 1837 mitgeteilt wurde: es lautete auf sieben Jahre Festungshaft und Tragung aller Kosten, sechs Jahre für die Burschenschaft, ein Jahr für die literarischen Sünden. Als letztere bezeichnete der Urteilsspruch „das freche, die Erregung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit bezweckende Tadeln der Königlich Preußischen Regierung und der Regierungen verbündeter und befreundeter Staaten und die Verletzung der Ehrerbietung gegen einen auswärtigen Regenten". Nach dem Wortlaut der Akten scheint das Urteil gar nicht enthalten zu haben, wodurch bezw. in welchem Buche dieses dreifache Vergehen, das mit einjähriger Haft bestraft wurde, begangen worden war, und weil nun einmal die „Briefe eines Hofrats" mehrfach die Grundlage der Untersuchung bildeten, meint der Herausgeber der Zensurakten, daß sie nun auch selbstverständlich die Handhabe für das Urteil gebildet hätten, ohne sich weiter danach umzutun, ob auch nur die Spur einer Möglichkeit zu einer solchen Urteilsbegründung vorhanden ist. Es wird daher Laube zum bitteren Vorwurf gemacht, daß er diese Verurteilung wegen der „Briefe eines Hofrats" völlig ignoriere und das Ganze zu dem „wohlfeilen Scherz" benutze: „Also zur Sühne für das Ausland (d. i. der Kaiser von Rußland) wurde ich als Preuße zu einem Jahre Festungsarrest verurteilt. Ist das kosmopolitisch genug?"

Aus dieser Äußerung Laubes ist nun zunächst klar ersichtlich, daß er nichts anderes weiß, als daß er seines Buches über Polen wegen die genannte Strafe erhalten hat; das ist deshalb klar, weil in den „Briefen eines Hofrats" der Name oder der Begriff dieses Kaisers Alexander von Rußland gar nicht vorkommt; er kann ihn deshalb auch nicht mit jenem Buche beleidigt haben. Aber auch das Urteil spricht von der „Verletzung der Ehrerbietung gegen einen auswärtigen Regenten" und stimmt also in diesem Punkte vollständig mit der Ansicht Laubes überein, daß nämlich dieses strafwürdige Vergehen mit dem Buch über Polen begangen worden ist, was sich ja auch

aus der Lektüre ohne weiteres klar ergibt. Der dritte Grund des Urteils wäre damit erledigt. Wie steht es mit den übrigen beiden? Es heißt da „Tadel der Regierungen verbündeter befreundeter Staaten". Der Herausgeber der Zensurakten macht hier eine kühne Konjektur; er interpretiert nämlich den Wortlaut des Urteils dahin, daß es sich um Beleidigung „deutscher Verbündeter" der preußischen Regierung handle, und damit ist Lauben allerdings der Gnadenstoß versetzt, denn dann beziehen sich zwei Drittel des Urteils auf deutsche Verhältnisse, ein Drittel nur auf russische. Nun will es aber ein unglücklicher Zufall, daß weder in den „Briefen eines Hofrats", die absolut keine Angriffe gegen deutsche Staaten mit Ausnahme der preußischen enthalten, noch in dem Buche über Polen diese angeblich „deutschen Verbündeten" in irgend einer Form verletzt werden, denn etwa in der Angabe, daß Dresden in Sachsen liege, kann ja auch der findigste Staatsanwalt keine Beleidigung entdecken. Die „Briefe eines Hofrats" sind zu allerletzt die Veranlassung zu dem zweiten obigen Urteilsgrund gewesen, eher noch das Buch über Polen, das aber auch nur eine einzige etwas herbe Äußerung über Preußen und Österreich enthält, im übrigen aber von Beleidigungen Preußens und seiner Regenten wimmelt. Es handelt sich also in keiner Weise um deutsche Verbündete, sondern um den russischen Verbündeten, der noch dazu in dem Buche Polen ausdrücklich stets höhnisch in Gänsefüßchen „der Verbündete Preußens" genannt wird. (Vgl. z. B. S. 334.) Und diese Tendenz gegen Rußland, die so energisch im ersten Teil des „Neuen Jahrhunderts" hervortrat, ist auch, wenn schon gemildert, in dem zweiten Teile zu verfolgen. Von den drei Punkten des Urteils berührten also zwei das Verhältnis Preußens zu dem damals durch Verwandtschaft und Gesinnung verbündeten Rußland, und Laube war also vollkommen im Recht, wenn er in seinen Erinnerungen behauptete, daß er, ein Preuße, eigentlich zur Sühne für das Ausland verurteilt sei, „daß auch das Gericht in Preußen strafbar fand, was gegen den Kaiser von Rußland in Leipzig gedruckt worden war". An dieser Tatsache ist nun einmal nichts zu ändern, und wenn selbst das Urteil ausdrücklich auf die „Briefe eines Hofrats" allein hinwiese, was aus dem gedruckten Material leider nicht ersichtlich ist, so würde es sich einfach um ein Versehen oder um einen Rechtsirrtum handeln, denn es kann von einem preußischen Gericht nicht ein Buch verurteilt werden wegen eines Inhaltes, den es schlechterdings nicht besitzt, und es kann sich

dabei um keine verschiedenartige Auffassung handeln, sondern um das ganz nüchterne Resultat einer einfachen Registrierung.

Der Herausgeber der Zensurakten richtet sich sogar gegen jene Laubesche Wendung, daß die Beleidigungen gegen den Kaiser von Rußland in Leipzig gedruckt seien, denn, fügt er triumphierend hinzu, und weicht damit unwillkürlich von seiner Behauptung, daß es sich nur um die „Briefe des Hofrats" bei dem Urteil handele, ab: „die Schrift war in Fürth gedruckt worden." Es wäre nun allerdings überraschend, wenn Laube den Verleger seines Erstlingswerkes völlig vergessen hätte, denn solch ein Buch ist doch für jeden Autor ein Ereignis. In seinen Erinnerungen spricht er in der Tat davon, daß der Verleger Reclam („Literarisches Museum") das ganze „Neue Jahrhundert" verlegt habe; in der zwischen den Akten befindlichen Selbstbiographie sagt er, daß er dieses Manuskript zu seinem ersten Buche an den Verleger Korn in Fürth gesandt habe, weil ihn Reclam dorthin empfohlen habe, und aus der übrigen Darstellung seiner Erinnerungen ergibt sich, daß dieser Verleger Anton Philipp Reclam ein starkes Interesse für den seit dem Sommer 1832 in Leipzig aufgetauchten jungen Autor bezeigte. Ebenso sonderbar aber ist, daß zwei Bücher, die ein einziges Sammelwerk bilden, nämlich den ersten und zweiten Teil des „Neuen Jahrhunderts", welchen Titel sie beide einheitlich tragen, in einer kurzen Frist von etwa drei Monaten bei verschiedenen Verlegern erschienen sein sollen. Format und Druck bis auf die Zeilenzahl der einzelnen Seiten und auf die „Norm" der einzelnen Bogen („d. n. J.") sind genau dieselben; der Satz des zweiten Buches muß schon begonnen haben, als das erste noch nicht erschienen war. Wie ist das zu erklären? Schon Johannes Prölß hat, wohl durch gleiche Gründe bewogen, über die er sich aber nicht näher äußert, die Vermutung ausgesprochen, daß Reclam damals einen Teil des Kornschen Verlags in Fürth ankaufte, denn der unternehmungslustige junge Reclam gründete damals erst sein Verlagsgeschäft, das später zu solcher Ausdehnung gedieh.

Eine andere Vermutung aber hat sich als die wahrscheinlichere herausgestellt. Nach der freundlichen Auskunft des Verlegers Herrn Hans Heinrich Reclam glaubt sich dieser Sohn des genannten Anton Philipp Reclam zu entsinnen, daß sein Vater mit dem Verleger Korn eng befreundet war und aus politischen Gründen seine Firma für

einen Teil seines Verlags als Deckadresse benutzte. Denn der 1832 25jährige Anton Philipp Reclam gehörte dem geheimen Komitee an, das in Leipzig zur Unterstützung der flüchtigen Polen zusammengetreten war, und übereinstimmend damit melden wieder Laubes Erinnerungen, daß er bei Gelegenheit einer Unterhaltung über polnische Angelegenheit diesen Verleger Reclam kennen lernte. Diese Unterhaltung fand statt im Leipziger Rosentale mit dem Neffen Jean Pauls, dem Schriftsteller Richard Otto Spazier, der damals gerade sein dreibändiges Werk über die polnische Revolution herausgab, auf dessen Verkauf in Polen die Todesstrafe gesetzt worden war. So schließen sich eine Reihe von Tatsachen zu einem Wahrscheinlichkeitsbeweise zusammen, der an fester Fügung kaum etwas zu wünschen übrig läßt, und wiederum behält Laube recht, daß die Beleidigungen des Kaisers von Rußland auch in Leipzig gedruckt worden sind. Denn wenn jene Verlagsfirma eine Deckadresse Reclams war, die dieser als Mitglied des Polenkomitees bei einem Buche über Polen selbst natürlich an erster Stelle benutzte, so werden die Korrekturen nicht erst von Fürth gekommen, sondern in Leipzig selbst hergestellt worden sein. Ein Druckvermerk hat sich auch auf den broschierten Exemplaren der „Briefe eines Hofrats“, soweit sie mir vor Augen kamen, nicht gefunden. Daß Laube vor Gericht den wahren Verleger des genannten Buches nicht verraten hat, dürfte wohl ebensowenig verwundern, als wenn ein Verleger den Autor einer bei ihm erschienenen anonymen Schrift geheim hält; das ist eine Pflicht der Gegenseitigkeit, an der wohl nichts auszusetzen ist.

Soweit der Wahrscheinlichkeitsbeweis für eine einzelne Tatsache; er ruhte in dieser Form schon längst auf meinem Schreibtisch, als mir ganz kürzlich ein jüngerer Laubeforscher bestätigte, daß er in einem Intelligenzblatt der „Eleganten Zeitung“ die Angabe des Verlags für die obige Schrift in der doppelten Bezeichnung vorgefunden habe: Fr. Korn (Literarisches Museum). Der Verleger Reclam hielt es also hinterher nicht einmal für nötig, aus dieser Deckfirma ein Hehl zu machen. Damit dürfte dieser Punkt ebenfalls endgültig zugunsten Laubes erledigt sein.

Heinrich Laube war dreiundzwanzig Jahre alt, als ihn eines Tages die literarische Tätigkeit überraschte. Er hatte wohl als Gymnasiast diese und jene Schülerliebe angedichtet und auch das übliche Jambendrama „Konradin“ begonnen. Aber daß er zum

Schriftsteller oder Dichter berufen sei, der Gedanke war ihm nie gekommen. Als er 1826 als Student nach Halle ging und sich dem burschenschaftlichen Studentum wie einem Lebensberufe hingab, zwei Jahre später dann in Breslau Gefahr lief, zu versumpfen, war ihm die Literatur ebenso wie sein Brotstudium, die Theologie, der er nur mit Rücksicht auf heimatliche Stipendien und auf eine sich irgendwie ergebende Versorgung frönte, total abhanden gekommen, und nur ein Zufall rettete ihn vor dem ewigen Studententum, dem er mit einem sich selbst betäubenden Leichtsinn zusteuerte. In einer plötzlichen Anwandlung war er eines Abends in das Breslauer Theater geraten, als „Käthchen von Heilbronn" gegeben wurde, und die Wirkung dieses Schauspiels schlug so mächtig bei ihm ein, daß er sich diesem ungewohnten Eindruck noch im Kreise seiner Kollegen auf der abendlichen Kneipe mit Begeisterung hingab. Das brachte ihn einem dieser Trinkgenossen näher, und dieser führte ihn in einen literarischen Studentenverein, dessen Mitglieder sich gegenseitig ihre Manuskripte vorlasen, Balladen im Tone Uhlands vor allem, und dramatische Versuche nach dem Muster der Lustspiele Shakespeares und Tiecks. Die letzteren langweilten ihn, und er genierte sich nicht im geringsten, dabei zu gähnen. Der Dramatiker in ihm revoltierte, und er begann zu kritisieren. Das war merkwürdigerweise den jungen Dichterlingen gerade recht; man hatte sich solch einen Schulmeister längst gewünscht, und als nun ein schon altes Projekt, die Gründung einer Zeitschrift, wieder auftauchte, war Laube der gefundene Redakteur. Er war nämlich unterdes auch in der Breslauer Tages- und Winkelpresse bereits ein gefürchteter Raufbold geworden. Ende 1828 war Wilhelm Wackernagel nach Breslau engagiert worden, als Theaterreferent der „Breslauer Zeitung", durch deren Begründung und Redaktion sich Karl Schall sowohl ein literarisches Verdienst, als auch ein bedeutendes Ansehen erworben hatte. Eine seiner ersten Kritiken, die Schillers „Braut von Messina" zugunsten des Goetheschen „Tasso" sehr herabsetzte, beschwor einen Sturm herauf, der von seinem wenig jüngeren Altersgenossen Laube angefacht wurde. Unter dem Pseudonym „Alethophilos" tobte dieser seine erste kritische Entrüstung in einem kleinen Breslauer Unterhaltungsblättchen aus, das sich „Freikugeln" betitelte, und als gar erst Wackernagel den Mut hatte, Holteis Liederspiele, besonders die „Lenore", die am 16. Januar 1829 in Breslau zum erstenmal über die Bühne ging, mit hoffnungsvollstem Zuspruch zu begrüßen,

wollte die stachlichste Polemik auf beiden Seiten kein Ende nehmen bis schließlich Schall seinen Wackernagel fallen ließ, und Laube im, Sommer und Herbst 1829 zum Teil an seine Stelle trat. Der stets auf frischen Reiz für sein Blatt bedachte Redakteur der „Breslauer Zeitung“ freute sich königlich, ein so streitlustiges Füllen für seinen buntscheckigen Marstall zu gewinnen, Laubes Person, seine ungeschminkte Aufrichtigkeit und wohl auch ein etwas phantastisches Drauflosleben, das der Sir John Falstaff der schlesischen Hauptstadt zu würdigen wußte, gefielen ihm zudem, und aus diesem Engagement wurde eine herzliche Freundschaft dieser beiden durch 26 Jahre Altersunterschied nicht gestörten Kollegen, die sich im Theater oder hinter den Kulissen, am Redaktionspult oder am schlemmerhaft besetzten Mittagstische trefflich zusammenfanden. Schall war es auch, der es nicht unter seiner Würde hielt, den Schrittmacher für Laubes junges Talent zu spielen. Die Ankündigungen jenes ersten von Laube herausgegebenen literarischen Journals „Aurora“ erschienen in der „Breslauer Zeitung“, dem zweiten Prospekt im September 1829 gab Schall einen umfangreichen Empfehlungsbrief mit, und er verfiel nicht im entferntesten in die philisterhafte Anschauung, daß er sich durch eine solche Begünstigung eine „Konkurrenz“ für sein eigenes Blatt erziehen könnte. Auch einen eigenen Beitrag wandte Schall der „Aurora“ zu, eine dramatische „Szene zu Kotzebues ‚Unglücklichen‘“ (vergl. Nr. 22 der „Aurora“ vom 2. Dezember 1829). Es ist daher unerfindlich, weshalb die Nennung Karl Schalls als eines der Mitarbeiter jener Studentenzeitschrift ihrem Redakteur als eitel Flunkerei und „Prahlerei“ ausgelegt worden ist; ganz abgesehen davon, daß in solchen Fällen ja einfach das auf der Breslauer Universitätsbibliothek aufbewahrte Exemplar der „Aurora“ zu befragen gewesen wäre, hat schon Johannes Prölß, der jenes vermutlich einzige Exemplar feststellte und inhaltlich skizzierte, in seinem „Jungen Deutschland“ Karl Schall unter den Mitarbeitern der „Aurora“ aufgeführt. Laubes Erinnerung ist in bezug auf diese erste literarische Tat sogar äußerst genau; jenes Exemplar der „Aurora“ zählt 25 Nummern, vom 5. Juli bis zum 23. Dezember 1829; aber er bediente sich immer der Wendung, daß er diese Zeitschrift bis „Anfang 1830“ herausgegeben habe. Tatsächlich ist auch eine Probenummer des neuen Jahrgangs 1830 erschienen, nicht mehr bei Joseph Max & Komp. wie das erste Halbjahr, sondern bei Joh. Friedr.

Korn d. Ält.; ein Exemplar dieser Probenummer hat sich aber bisher nicht auftreiben lassen, nur mehrfache Anzeigen desselben haben sich gefunden. Das umfangreiche Material über diese erste Zeitschrift Laubes habe ich in dem dritten, vor drei Jahren erschienenen Bande des „Bibliographischen Repertoriums" (Publikation der „Deutschen Bibliographischen Gesellschaft") zusammengestellt.

In einem Punkte verdienen Laubes Erinnerungen über seinen Eintritt in die Literatur in der Tat eine Berichtigung, aber dieser Fall zeigt klar, in welcher Weise das Gedächtnis eines produktiv arbeitenden Geistes im Laufe der Jahre frühere Eindrücke weiterbildet. Laube erzählt, daß er in eben der Zeit, als er in jenen Poetenverein geriet und sich dort als Kritiker in Respekt zu setzen wußte, auch als Dichter vor allen diesen jungen Kollegen einen bemerkenswerten Vorsprung gewonnen habe. Eine Breslauer Monatsschrift, Streits „Schlesische Provinzialblätter", habe ein Preisausschreiben für ein gutes Gedicht verkündet, und aus diesem sei Laube, so berichtet er selbst, als Sieger hervorgegangen, und Johannes Prölß hat sich in seinem genannten Buche durch einen 1884 erschienenen Nekrolog der „Breslauer Zeitung" belehren lassen, daß dieses preisgekrönte Gedicht Laubes eine Romanze „Der Kampf" gewesen sei. Nun habe ich die in Frage kommenden Jahrgänge der „Schlesischen Provinzialblätter" 1828—1831 vorwärts und rückwärts durchsucht, ohne von einem solchen Preisausschreiben eine Spur zu finden; auch lag ein solches Unternehmen dem Charakter dieser Zeitschrift gänzlich fern, sie befaßte sich hauptsächlich mit provinziellen und kommunalen Angelegenheiten, hier und da brachte sie auch literarische Mitteilungen in Form von Nekrologen oder Briefpublikationen aus Nachlässen, und eine besondere literarische Beilage beschränkte sich auf Kritiken über neue Bücher. An Versen ist da weiter nichts zu entdecken, wie stümperhafte Grabgedichte und Totenklagen, wie sie noch heute von guten Freunden zum Andenken eines Verstorbenen auf eigene Kosten ins Wochenblättchen eingerückt werden. Auch eine Verwechselung mit den von Theodor Brand herausgegebenen „Schlesischen Blättern" liegt nicht vor, und in der ganzen gleichzeitigen Presse findet sich über dies Preisausschreiben, das immerhin ein lokales Ereignis gewesen wäre, keine Silbe! Laubes deutschtümelnde Ballade „Der Kampf" existiert gleichwohl, sie wurde aber gedruckt in dem von Theodor Brand herausgegebenen „Schlesischen Musen-Almanach 1829", eine Auszeichnung, die keinem der übrigen, uns mit Namen

bekannten Mitgliedern jenes poetischen Studentenvereins in diesem Jahrgange widerfuhr, und diese Auszeichnung wurde dadurch noch rühmlicher, daß die von Dr. Heinrich Hoffmann (von Fallersleben) herausgegebene „Monatsschrift von und für Schlesien“ in ihrer Märznummer 1829 eine sehr scharfe Kritik jenes Almanachs brachte und nur zwei von den mitgeteilten Gedichten als gute Leistungen bezeichnete, eines von Quint und das andere von Laube, eben jene Ballade. Auch der Musenalmanach weiß nichts von einem Preisausschreiben, aber gewiß haben die dichtenden jungen Freunde Laubes sämtlich tapfer ihre Verse dort eingesandt, Laube aber war der einzige, dessen Gedicht mit dem Preis der Drucklegung gekrönt wurde. Damit ist die Richtung angegeben, in der sich dieser frühe triumphierende Eindruck unbewußt fortbildete in Laubes Gedächtnis und sich zuletzt in der Form eines regelrechten Preisausschreibens symbolisierte. Laubes Bericht gegenüber den festzustellenden Tatsachen erweist also gewiß die Möglichkeit eines Irrtums, aber zugleich auch die unbewußte Logik eines solchen, und an eine bewußte Entstellung ist dabei in keiner Weise zu denken.

Zu derselben Zeit trat Laube auch als Dramatiker vor die Rampen. Über seine Erinnerungen an diese seine literarischen Lehrjahre kann man nicht sprechen, ohne alles das zu kennen, was Laube an biographischen Mitteilungen in die Vorreden niederlegte, mit denen er seine dramatischen Werke (1845 ff.) einzuleiten pflegte, Vorreden, die jedesmal 50 bis 100 Seiten Umfang haben und daher schon an und für sich einen besonderen Band Lebenserinnerungen ausmachen. Schon dieser Umstand machte es unmöglich, den ganzen Inhalt dieser Vorreden in jene zwei Bände aufzunehmen, die als Laubes „Erinnerungen“ bekannt sind; daß er in letzteren etwas mit Absicht verschwiegen oder auch nur vergessen habe, läßt sich daher niemals behaupten, wenn sich die in Frage stehenden Dinge in jenen Vorreden bereits verbucht vorfinden. In der zu den Akten gegebenen „Selbstbiographie“ erwähnte Laube nur, daß er eine Tragödie „Gustav Adolf“, eine Posse „Nicolo Zaganini“ und Prologe zum Krönungsfeste „für die Breslauer Bühne“ geschrieben habe. Das war gewiß nicht alles, was an dramatischen Versuchen zu erwähnen gewesen wäre, jedoch die Untersuchungsrichter mit seinen ungedruckten und unaufgeführten Stücken zu behelligen, hätte wohl keinen Sinn gehabt, denn strafbar konnte ihn nur das machen, was an die Öffentlichkeit getreten war. Die

genannte Posse war das erste, was von Laubes Arbeiten auf die Bühne kam, sie wurde am 17. Oktober 1829 in Breslau mit guter Wirkung aufgeführt; es war eine Pantomime, in deren Mittelpunkt Paganini stand, der im Sommer 1829 in Breslau gastiert hatte; ein Schauspieler namens Just hatte in sich das Talent entdeckt, diesen damals Furore machenden Virtuosen zu kopieren, und um diese Figur herum zimmerte ihm Laube auf seinen dringenden Wunsch eine halb märchenhafte, halb burleske Handlung; diese Parodie des großen Geigenkünstlers wurde sogar für den „Paganini-Just“, wie bald sein Theatername lautete, die Grundlage einer durch ganz Deutschland vagabondierenden Existenz. Paganinis erstes Konzert in Breslau hatte am 25. Juli 1829 stattgefunden, und ich will hier noch eines Umstandes erwähnen, der für Laubes gutes Gedächtnis spricht. In dem Musiksaal, der Aula Leopoldina, in dem Paganini auftrat, hatten nach alter Sitte die Studenten Zutritt zu den Proben, und Laube erzählt in seinen Erinnerungen, wie er und seine Kommilitonen den Künstler zu einer solchen Probe erwarteten, wie er sie aber enttäuschte, indem er nur „markierte“, wie sich das Studentenvölkchen diese List nicht bieten ließ und mit einem kräftigen Radau Paganini zu einem regelrechten Vortrag zwang, der dann aber auch mit dröhnendem Beifall belohnt wurde. Dieselbe Notiz mit allen Details fand ich, übereinstimmend mit Laubes Bericht, in einer damaligen Zeitschrift, die wohl in den weitesten Kreisen unbekannt sein dürfte, dem zu Landshut erscheinenden „Schlesischen Gebirgs-Freund“, in der Nr. 32 vom 7. August 1829. Die hier sich findende „Korrespondenz aus Breslau“ vom 2. August ist unterzeichnet: „—y—“; daß Laube selbst der Verfasser wäre, läßt sich ohne andere Gründe kaum annehmen. Doch dies nur nebenbei. Jener ersten Posse schloß sich eine zweite an, die nach gleichem Rezept den russischen Feldherrn Diebitsch auf die Bühne stellen sollte, der für seinen blutigen Übergang über den Balkan im Februar 1829 den Ehrennamen „Sabalkanski“ erhalten hatte. Dieser zweite Possenversuch wurde aber nicht vollendet.

Die Aufforderung jenes Schauspielers Just hatte eigene dramatische Pläne unterbrochen. Nach Laubes Mitteilung in der ersten Vorrede zu seinen Dramen („Monaldeschi“) hatte er damals schon eine dreiaktige Tragödie „Zwei Edelleute oder die Freunde“ sorgfältig niedergeschrieben, die vermutlich im Stile eines heute gänzlich

verschollenen Tragödienschreibers namens Eduard Arnd, dessen Produkte auf Laube Einfluß ausübten, gearbeitet war, und die späteren Erinnerungen sagen davon nichts mehr. Sie erwähnen nur den am 14. März 1830 ohne sonderlichen Erfolg aufgeführten „Gustav Adolf“ und eine zweite sofort danach in Angriff genommene Tragödie „Moritz von Sachsen“, denn beide Arbeiten waren für Laubes Entwickelung von tatsächlicher Wichtigkeit gewesen. Der Schauspieler Wilhelm Kunst gehörte Anfang 1830 etliche Monate der Breslauer Bühne an, und auf den Wunsch des dortigen Theaterdirektors und Freundes, des Freiherrn von Biedenfeld, schrieb Laube jenem in der Theaterwelt berühmten und berüchtigten Kraftgenie die Rolle des Schwedenkönigs auf den Leib, in zehn Tagen einschließlich der historischen Vorarbeiten, eine Fixigkeit, über die Laube selbst später mit Recht den Kopf schütteln durfte. In dem zweiten Stücke „Moritz von Sachsen“ blieb er kurz vor dem Ende stecken und kam nun zur Besinnung, daß diese Art dramatischer Produktion auf Abwege führe, und auf sieben Jahre hin schweigt der Dramatiker Laube; Politik und Journalistik verdrängen ihn.

Außer jenen Stücken nun schrieb Laube für die Breslauer Bühne „Prologe zum Krönungsfest“ und der Herausgeber der Zensurakten gibt ihm hier wieder eine schlechte „Zensur“, da dieses Geständnis nur vor Gericht abgelegt worden sei, um das „loyale Gemüt“ des Verfassers hervorzuheben. Aber Laube hat daraus niemals ein Geheimnis gemacht; wenn auch nicht in den Erinnerungen, so doch in der Vorrede zu „Monaldeschi“ (S. 47) hat er ausdrücklich erzählt, daß er die „offiziellen Prologe“ für die Breslauer Bühne geschrieben und sogar „Szenen und kleine Akte“ daraus gebildet habe. Somit fällt auch hier wieder jeder Tadel, der in dieser aktenmäßigen Berichtigung stecken soll, völlig fort. Daß jedoch in anderen Punkten, die, ebenso wie das erwähnte Preisausschreiben der „Schlesischen Provinzialblätter“, noch niemandem aufgefallen sind, Laubes Erinnerung einer vorsichtigen Retouche bedarf, ist ganz gewiß. So geht z. B. der Dramatiker mit ihm durch, wenn er, die ersten Theatereindrücke jener Zeit ordnend, die stärkste Wirkung, die ihm von einem Gastspiel Karl Seydelmanns ausging, an das Ende dieser Reihe der verschiedensten Bühnenereignisse setzte, während nach meinen bisherigen Feststellungen das Auftreten jenes großen Mimen in Breslau (Juli 1829) den Darbietungen Wilhelm Kunsts (Januar 1830), über

die Laube sogar Kritiken schrieb, zeitlich voranging, während Vorreden sowohl wie Erinnerungen diese Erlebnisse umgekehrt gruppieren. Nicht unmöglich aber, daß sich auch hierin noch Laubes Bericht bestätigt.

Nach dieser mit der Julirevolution 1830 machtvoll abschließenden Breslauer Lehrzeit folgen die zwei Hauslehrerjahre Laubes. Man kann nicht sagen, daß Laube den Entschluß, Schriftsteller zu werden, schnell und leichtsinnig gefaßt hätte. Er war damals bereits 24 Jahre alt, und die Mehrzahl seiner Kollegen von damals und heute tritt bedeutend früher in die literarische Tätigkeit ein. Und daß Laube sich zunächst auf eine Hauslehrerstelle zurückzog, geschah nur zu dem Zwecke, in einer solchen wenig absorbierenden Tätigkeit Kraft und Zeit zu Studien, besonders historischer Art zu gewinnen, um sich auf eine weitere öffentliche Laufbahn sachgemäß vorzubereiten. Vom Sommer 1830 bis Frühjahr 1831 sehen wir daher Laube in einem kleinen Orte an der polnischen Grenze namens Kottwitz den Sohn und zwei Töchter eines Dr. Rupricht unterrichten, und das Glück begünstigte ihn. Er fand einen Prinzipal, dem an einem stockernsthaften Schullehrer wenig gelegen war und der über die mangelhaften Kenntnisse seines Hauslehrers lachte, wenn derselbe dafür beim abendlichen Gespräch oder Schoppen um so besser zu brauchen war. Auch politisch war er lebhaft interessiert, und das wurde für Laube von Bedeutung. Er war ganz in seine historischen Studien vertieft, die Feder ruhte völlig, da erhob sich in unmittelbarer Nähe des ländlichen Idylls jenseits der polnischen Grenze der politische Sturm. Dr. Rupricht selbst brachte eines Abends die alarmierende Nachricht von dem Aufstand in Warschau (29. Nov. 1830), und nun überstürzten sich die Ereignisse. Die Zeitungen wurden mit Spannung erwartet, man debattierte, ergriff Partei, und der Prinzipal sowie der Hauslehrer wurden von dem poetischen Element des sich entspinnenden Kampfes fortgerissen. Für die polnische Nation hatte Laube von vornherein durchaus keine Sympathie; gerade an der Grenze war der Unterschied der Nationalitäten besonders schroff, der Übermut jener adligen Sippschaft hatte den Gymnasiasten und den Studenten von jeher gereizt, „polnische Wirtschaft“ galt als ein Schimpfwort. Aber der Sache, die sie jetzt verfochten, dem Prinzip der Freiheit, schloß man sich mit dem ganzen Enthusiasmus dieser heißen Jahre an und übersah gern die offenbaren Mängel der Warschauer Revolutionäre. Unter diesen sich immer steigernden Eindrücken kam der Frühling 1831.

Laubes Studien waren den Zeitereignissen gefolgt, polnische Geschichte war ihr Hauptgegenstand, das Bedürfnis selbst zu schreiben, begann sich wieder zu regen, und als ein polenfreundliches Manifest des englischen Reformhelden Lord Brougham ihm zu Gesichte kam, skizzierten sich wie von selbst die Grundzüge zu einem historischen Memoire über die polnische Frage. Ein persönliches Erlebnis aber brachte erst den Stein ins Rollen. Das Ruprichtsche Haus siedelte im Frühjahr 1831 nach Breslau über, und hier, wo die alten Freunde, vor allen Karl Schall, den immer noch mit der Theologie liebäugelnden mit hellem Gelächter begrüßten, begegnete Laube einem polnischen Offizier, der die Heilung einer bei Iganie erhaltenen Wunde abwartete. Das war ein Stück zeitgemäßer Romantik, in dem ein junges Gemüt schwelgen konnte, und der Pole hatte auch nicht so bald das Interesse seines deutschen Bekannten durchschaut und gehört, daß er mit der Feder gleichsam auf dem Sprunge stand, als auch schon das gemeinsame Projekt eines Memoires in Angriff genommen ward. In der Frühjahrsstille des Badeorts Salzbrunn, wo der Verwundete Genesung suchte, spannen sich die beiden nun in die Ausarbeitung einer solchen Flugschrift ein, und wenn im nähern persönlichen Verkehr auch der poetische Zauber von dem Fremden wich, wenn der aristokratisch-despotische Dünkel des Polen den Sprottauer Bürgerssohn abstieß und die stumpfe Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht das gefährdete Vaterland betraf, schon einen weniger unruhigen Geist, wie den Laubes, langweilen mußte — die in alle Details des wogenden Kampfes eingeweihte Kenntnis des polnischen Kriegers mußte das Interesse rege erhalten, und nach einigen Wochen war die Schrift so gut wie vollendet. Da rief die Unglücksschlacht bei Ostrolenka den kaum geheilten Soldaten wieder unter die Fahnen. Noch einige Zeit blieb Laube in Salzbrunn, wo die Bewohner eines gastfreien, töchterreichen Pfarrhauses — aus den Kirchenakten habe ich den Namen des Pfarrers, Melz, feststellen können — den jungen Wildling wieder in das saubere Gehege einer ordnungsmäßigen theologischen Laufbahn zurückzuverpflanzen suchten. Ein halb Bekehrter, reiste er wieder nach Breslau zurück, das Memoire hatte er an Hoffmann und Campe geschickt, er ging wieder mit theologischen Studien um, aber in dem Moment, als von Hamburg die Nachricht kam, daß sein Manuskript zum Druck angenommen sei, stand der widerwillige Theologe wieder mit einem Schlage als der freie

Schriftsteller da. Dieses Memoire über Polen ist also keineswegs in Kottwitz entstanden, sondern in dieser Zwischenzeit in Breslau und Salzbrunn, als sich das Verhältnis zum Ruprichtschen Hause bereits gelöst hatte, denn Dr. Rupricht kaufte zu der Zeit ein entfernteres Gut, wohin ihm Laube nicht folgen mochte. Über diese Zwischenzeit, speziell seinen Verkehr mit dem verwundeten Polen, dem Gericht ein Licht aufzustecken, hatte aber Laube um so weniger Ursache, als er sich ja über jenes Memoire gar nicht zu verantworten hatte, denn dieses Memoire, das als offener Brief an Lord Brougham geplant war, ist gar nicht im Druck erschienen und kann auch nur ganz fragmentarisch für das gedruckte Buch Laubes über Polen, das ich bereits skizziert habe, verwandt worden sein. Die eigentliche Schrift über Polen, der erste Teil des „Neuen Jahrhunderts", wegen der Laube vor Gericht gestellt und verurteilt wurde, ist vielmehr in Jäschkowitz entstanden, dem zweiten Orte, wohin Laube im Juni 1831 als Hauslehrer übersiedelte. Er lebte hier in dem Hause eines Leutnants a. D. von Nimptsch und seiner Gattin Leokadia geb. von Gilgenheimb, die als eine literarisch interessierte Frau galt. Wenn aber in Kottwitz das Interesse für die Polen Prinzipal und Hauslehrer in Begeisterung geeint hatte, so zeigte sich in dem von Nimptschschen Hause selbst ein Konflikt seiner Mitglieder, dem auch Laube nicht ausweichen konnte. Die Hausfrau war liberal gesinnt, und das Töchterlein hielt ihre Partei. Der Vater aber war ein militärischer Landjunker, dem der Begriff Staat mit preußischer Selbstverständlichkeit über aller Diskussion stand und der über das „neue Jahrhundert" seines Hauslehrers spöttisch lachte. Das hinderte ihn nicht, die polnischen Flüchtlinge, die im weitern Verlauf des Krieges und besonders nach der Warschauer Katastrophe in Scharen über die preußische Grenze eilten, gastlich aufzunehmen, denn der Edelmann flüchtete hier zum Edelmann. Aus den Erzählungen dieser Reisenden erhielt Laube das Material zur Fortsetzung seiner Geschichte der polnischen Revolution, zu der jenes Memoire nur ein erster Ansatz gewesen war. Dieser wechselnde Verkehr schaffte politische Debatten und Kämpfe, in denen sich Laube zwar mit Rücksicht auf seine Stellung vorsichtig zurückhielt, in denen er aber auch den moralischen Mittelpunkt seiner Studien und seiner damaligen politischen Weltanschauung gewann. In dieser Zeit wurde der erste Teil des neuen Jahrhunderts, so wie er unter dem Titel „Polen" dem über Laube urteilenden

Gerichte vorlag, niedergeschrieben, und im Sommer 1832, nachdem Laube im Juli nach Leipzig gekommen war, wurde die letzte Hand an das Werk gelegt. Hier in Leipzig traf Laube mit dem Schriftsteller Spazier zusammen, der sich gleichsam eine Registratur der letzten polnischen Vorgänge eingerichtet hatte, für die ihm die vielen durch Leipzig flüchtenden Polen eine zuverlässige Quelle waren. Spaziers Mitteilungen ermöglichten es Laube, seinen Abriß der polnischen Begebenheiten bis auf den letzten Abschluß zu bringen; nach unkontrollierbaren Mitteilungen soll er sogar Laubes erstes Memoire für sein schon erwähntes dreibändiges Werk über Polen benutzt haben, denn dieses Memoire kam jetzt nach häufigem Mahnen von dem Hamburger Verleger zurück, der sich von dem Druck des durch die neuesten Ereignisse inhaltlich überholten Manuskriptes durch ein kleines Honorar loskaufte. Nach Kottwitz ist daher allerhöchstens die erste Idee zu dem Werke „Polen“, nach Breslau und Salzbrunn die als Vorbereitung dienende Abfassung des Memoires, nach Jäschkowitz die eigentliche Ausarbeitung und nach Leipzig die Schlußredaktion des Buches zu verlegen. So stellen sich diese Vorgänge nach Laubes Erinnerungen dar, die ich nur mit den genaueren Daten und Namen geklärt habe, und durchaus nicht anders äußerte sich Laube darüber vor Gericht, nur daß er von jenem polnischen Memoire nichts verriet.

Diese Entstehungsgeschichte des Buches „Polen“ wird nun vollständig bestätigt durch das Buch selbst; es spiegelt seine Geschichte vollkommen wider. Schon das zweite Kapitel ist geschrieben, als sich „alles zum letzten Kampfe um Warschau zusammendrängt“, also im Sommer 1831; ein Pole, ein Graf Napoleon von Stocki, dessen Begegnung mit dem Verfasser den dürftigen novellistischen Rahmen für die ersten Kapitel abgibt, kehrt bereits im zweiten Kapitel verwundet aus der Schlacht von Ostrolenka (26. Mai 1831) zurück. Eine weitere Äußerung im selben Kapitel sieht bereits das tragische Ende des Polenkampfes voraus. Das dritte Kapitel beginnt schon mit dem Rufe „Varsovie est prise!“ und ist auch seiner lebhaften heißblütigen Diktion halber unmittelbar unter dem Eindruck des Falles Warschaus am 8. September 1831 geschrieben, zu einer Zeit also, wo Laube bereits seit einem viertel Jahr in Jäschkowitz war. Das vierte Kapitel verrät sich als zu einer Zeit verfaßt, als bereits „der erste Schnee über den polnischen

Schlachtfeldern" lag (vgl. im Original die Seiten 31 f, 37, 57, 182 f.) Es kommt geradezu selten vor, daß alle Umstände bei einem solchen literarischen Anlaß so völlig übereinstimmen, und es liegt also nicht die Spur eines Grundes vor, Laubes Erinnerungen irgendwie zu belasten oder sein Auftreten vor Gericht 1834 zu bemängeln. —

In dieser Form müßte man nun Punkt für Punkt der Biographie Laubes, soweit sie für die Zensurakten in Betracht kommt, also bis 1843 zerlegen, und mit der Vorsicht eines ernsthaften Untersuchungsrichters die ganze Arbeit noch einmal tun, von der man glaubte, daß sie durch die Herausgabe der Akten durch Ludwig Geiger getan sei, und in all den strittigen Fällen wird sich dasselbe Resultat herausstellen. Das ist nicht immer so einfach, wie etwa in dem Falle, wo Geiger es „nicht leicht verständlich" findet, daß Laube in seinen Erinnerungen aus der Erwerbung seines akademischen Doktortitels durchaus ein Geheimnis gemacht habe, während man nur die Seite 232 (in diesem Neudruck Bd. 40, S. 243) dieser Erinnerungen aufzuschlagen braucht, um ausführlich zu erfahren, weshalb und wie Laube sich in Jena zum Doktor promovieren ließ. Meist erfordert ein solcher Nachweis einen umständlicheren Apparat, wie die obigen Proben bewiesen haben. Aber diese undankbare Arbeit mußte wenigstens teilweise einmal geleistet werden, um Laubes treffliches Erinnerungswerk der Literatur wieder als zuverlässige Quelle zurückzugeben. Die Veranlassung wird um so dringender, da sich neuerdings die literarhistorische Forschung mit Eifer des jungen Deutschlands anzunehmen beginnt und man allmählich einzusehen gelernt hat, daß auch über diese viel angefehdete Epoche unserer Literatur ein endgültiges Urteil nur nach tief eindringendem Studium zu fällen ist. — —

Mit der Niederschrift seiner Erinnerungen begann Laube im Jahre 1869, und sie erschienen kapitelweise nach und nach in der Wiener „Neuen freien Presse". Der erste Teil reichte bis zum Jahre 1840 und bildete den ersten Band seiner „Gesammelten Schriften" in 15 Bänden, die von 1875 bis 1880 herauskamen. Zwei Jahre später wurde aber noch ein 16. Band hinzugefügt, der ebenfalls Erinnerungen enthielt und zwar über die Zeit von 1841 bis 1881, deren Hauptinhalt jedoch schon durch die Vorreden zu Laubes Dramen, durch seine Schrift über das erste deutsche Parlament und besonders durch seine dramaturgischen Schriften vorweg genommen war. 1883

veröffentlichte dann Laube nochmals eine Reihe hübscher Nachträge aus Jugend und Alter ebenfalls in der „Neuen freien Presse“. Diese Nachträge sind, vermehrt um einige Stücke aus Laubes Nachlaß, in dieser Ausgabe mit den beiden Originalbänden der „Erinnerungen“ vereinigt. Angehängt ist ferner eine lateinische Selbstbiographie Laubes aus den Akten der Universität Jena und schließlich die umfangreiche Selbstbiographie aus den Akten des Königlich preußischen Staatsarchivs, die zwar mit den oben erwähnten preußischen Zensurakten bereits gedruckt worden ist, aber nur in der von Fehlern strotzenden, völlig unzureichenden Art ihres mehrfach erwähnten Herausgebers.

Houben.

Erinnerungen.

(Erster Teil.)

1810—1840.

1.

Wie weit reicht unsere Erinnerung zurück in die Kindheit? Das ist wohl so verschieden, wie wir Menschen selbst verschieden sind voneinander in Anlagen und Kräften.

Ich erinnere mich eines Genrebildes, das mir jetzt noch deutlich wie einem Maler vor den Augen steht, und da bin ich kaum vier Jahre alt gewesen: ich stehe auf freiem Felde neben einem Pfluge, vor welchen zwei Pferde gespannt sind. Mein Großvater in einem Schafpelze steht neben mir und stopft sich die Pfeife; ein kleiner weißer Spitz blickt neugierig zu uns in die Höhe. Das Feld ist eben und nur an einer Seite von einem dunklen Waldsaume eingefaßt.

Links und rechts liegt Finsternis in mir über jener frühen Zeit. Nein! Ein Puppenspiel im Wohnzimmer meines Großvaters auf dem Dorfe steht noch beleuchtet in einem Winkel meines Gedächtnisses: Kasperle zu Pferde fällt um, und ich schreie.

Werden einzelne Nervenpunkte in unserem Hirn stärker berührt als andere, und sind dies die Gedächtnispunkte, welche so lange vorhalten?

Und haben ferner diese Gedächtnispunkte in unserem Gehirn nur eine gewisse Reihe von Jahren Haltekraft? Alles aus der Jugend, wenn sie einmal gedächtnisfähig geworden, behalten wir mit schreiender Genauigkeit. Das geht einige Jahrzehnte fort. Dann wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt diese Haltekraft schwächer, und mit fünfzig Jahren scheint sie abgenützt zu sein. Wir vergessen dann ebenso exakt, wie wir früher behalten haben.

Aus meinem fünften Jahre weiß ich noch, daß ich eine vorzeitige Passion hatte, in die Schule zu kommen, und daß meine Mutter allein diese Passion entschuldigte. Sie schnitt und schneiderte mir aus ihrem Brautkleide von fassonniertem braunen Atlas — ich könnte ihn malen! — eine Weste zum feierlichen Eintritte in die Schule. Der Lehrer nahm gar keine Rücksicht auf diese Weste, sondern fuhr mich an: ich sei noch zu jung und also zu dumm für ihn. Ich weinte, blieb aber sitzen, kam wieder und wurde doch regelmäßiger Schüler.

Anderthalb Jahre später kamen große Ereignisse, und die weiß ich nicht nur alle noch, sondern da öffnete sich, jetzt noch erkenntlich, dem sechsjährigen Knaben ein Horizont, welcher ihm ein großes Stück Welt zeigte und für immer einprägte. Nicht sechs Jahre, nein, sechs und ein halbes Jahr war ich alt, als mir die Kriegsgeschichte damaliger Zeit deutlich wurde und sich in mein Gedächtnis grub. Das kann ich ausführlich erzählen, denn das hat viel mehr Interessepunkte für jedermann, als die sonstigen kleinen Punkte eines unreifen Bubenlebens haben mögen.

Auch hiebei zeigt sich das Rätsel, daß einzelne Punkte in unserem Gedächtnisse fortleuchten, während gleichzeitig andere erloschen sind. Von jener Szene auf dem Felde, von der braunen Weste und dem groben Schullehrer hab' ich bestimmte Erinnerung, und von den Truppenmärschen, welche ein Jahr später durch unsere kleine Stadt zogen, habe ich keine. Nur ein dunkles Nachtbild ist übrig. Reiter in weißen Mänteln ziehen in der Nacht unter eintönigem Geräusch über den Markt nach dem Glogauer Tore hin, nach Osten. Spätere Erklärung erst hat mir gesagt: das sind deutsche Reiter gewesen, welche zur französischen Armee gehört haben und nach Rußland geritten sind im Jahre 1812. Was aber ein halbes Jahr später in diesen Kriegsdingen an mir vorübergegangen, das bedarf für mich gar keiner Erklärung, das ist mir von Anfang bis zu Ende klar gewesen.

Jene Reiter sind Sachsen, Bayern, Württemberger und Westfälinger — so nannte man bei uns die Westfalen — gewesen, und meine Mutter war auf diese deutschen Bestandteile der französischen Armee am schlimmsten zu sprechen. Nicht aus vaterländischen Gründen, sondern aus Gründen einer „kujonierten“ Hausfrau. Das Wort „kujoniert“ war damals alltäglich. Besonders die Württemberger und Westfälinger galten für die „kujonierendste“ Einquartierung. Vielleicht auch weil sie deutsch fordern, also geläufiger fordern konnten, vielleicht auch, weil sie mehr Bedürfnisse hatten als die mäßigeren Franzosen, und weil sie im Verkehre gröblicher waren als diese. Wein und Weißbrot nur waren die Qualpunkte von seiten der Franzosen. Der dürftige Erdboden meiner Heimat wußte nichts von Wein und wenig von Weizen. Damals erst erinnerte sich mein Vater, daß sechs Meilen von uns ein Gewächs vorkäme, welches Wein genannt würde, in Grünberg. Sonst ist in diesem nördlichsten Winkel von Schlesien, wo Schlesien und die Lausitz ineinander übergehen, der Wein ein vornehmes Ideal. Meine ersten Eindrücke von diesem Ideal sind denn auch gar nicht verführerisch gewesen. Wir fuhren nun im Jahre 1813 öfters die sechs Meilen hinüber nach Grünberg und holten Fässer voll Wein für die Franzosen. Da gelangte ich denn auch zum Kosten, aber ich schüttelte mich von der Säure, und bin vielleicht deshalb nie ein starker Weintrinker geworden. Der Grünberger Jugendeindruck ist mir heute noch lebendig. Die Franzosen aber waren befriedigt, weil es doch Wein war. Mir scheint, sie haben den Sprit gebraucht in unserem Klima, wie man bei uns den Branntwein braucht.

Von einem Augenblicke an im Jahre 1813 weiß ich eine Zeitlang, wohl ein halbes Jahr lang, alles. Schlugen da wohl mit einem Male die Ereignisse auf eine ganze Reihe von Gehirnnerven? Die Ereignisse kamen wie folgt:

Es war Himmelfahrtstag — wir Protestanten haben

nur einen, Christi Himmelfahrtstag — und die Sonne schien prächtig. Ich spielte mit Kameraden im Hofe eines Kaufmannshauses nahe bei meinem elterlichen Hause, und war eben im Spiele auf eine kleine Leiter geklettert, da stürzte der Hausherr in den Hof. Er war ein kurzer, dicker Mann mit krummen Beinen, gar nicht angetan zu schnellem Laufen. Jetzt lief er unglaublich schnell umher, schloß Türen und warf die Leiter um, auf welcher ich stand, so daß ich durch die Luft flog, und zu alledem sprach er kein Wort. Unheimlich erschreckt stoben wir Jungen von dannen. Als ich in unser Haus trat, kam mein Vater eilig den Flur daher, und die Mutter rief: „Die Franzosen kommen!“

Der Landesfeind! Etwas davon begriff ich, aber nur etwas. Ich lief dem forteilenden Vater nach und faßte ihn an der Hand, daß er mich mitnähme. Er hatte den Kopf zu voll, um an das Unpassende meiner Begleitung zu denken, und rief einem Vorübergehenden zu: „Nach Mückendorf geh' ich zu meinem Vater; ein Bote von ihm ist eben gekommen und hat gesagt, die Franzosen seien im Dorfe und hätten ihn an einen Zaunpfahl gebunden und wollten ihn erstechen.“ — „Franzosen? Das kann ja nicht sein“ — und weiter ging es zum gewölbten Tore hinaus über die Boberbrücken.

Zum Verständnis muß ich später erlangte Wissenschaft einschieben. Es war einige Tage nach der Schlacht bei Bautzen. Bautzen liegt in gerader Linie gegen zwölf Meilen von meiner Vaterstadt entfernt, und die Sage ging seit zwei Tagen: man habe Kanonendonner gehört, als man draußen vor der Stadt das Ohr auf den Rasenboden gelegt. Geradeso hieß es 1866 in Karlsbad, welches noch weiter von Königgrätz entfernt ist, und wo am Tage der Schlacht von vernommenem Kanonendonner erzählt wurde, den man am schütternden Erdboden erkannt habe.

In meiner Vaterstadt war man in hohem Grade patriotisch und hatte den lebhaftesten Anteil genommen an dem

Aufrufe zum Kampfe gegen Napoleon. Die Stadt hatte zwei Reiter ausgerüstet, grüne Husaren, zwei Bürgerssöhne, und von der Treppe des Rathauses hatte der Bürgermeister ihnen eine feurige Abschiedsrede gehalten; Kopf an Kopf war die ganze Bevölkerung versammelt gewesen, um die zu Pferde sitzenden beiden jungen Männer, deren Namen und Physiognomie ich noch heute weiß. Jede Begeisterung ist zuversichtlich. Niemand zweifelte daran, daß unsere gute Sache und unser Mut siegen würden, siegen müßten. Die erste große Kriegesnachricht, unklare Erzählung der Schlacht bei Lützen, hatte niemanden irregemacht. Niemand sagte, daß die Schlacht verloren gegangen; man sprach nur von unserer heldenmütigen Tapferkeit und daß wir uns bloß deshalb zurückgezogen hätten, um eine bessere Position für eine neue Schlacht zu wählen. Der am Erdboden vernommene Kanonendonner könne wohl die neue Schlacht gewesen sein, unfehlbar ein großer Sieg. Unsere Gegend werde jedenfalls von dem Kriegszuge nicht berührt werden, sie liege weitab von der großen Heerstraße. Nach der Lausitz und dem gebirgigen Schlesien hin, wo diese Heerstraße liegt, ziehen sich breite, endlose Waldungen hin. Tagelang hat man von uns aus in dem Sandboden derselben zu fahren, ehe man wieder freies Feld und Görlitz sieht — wir meinten, auch im schlimmsten Falle abgesondert bleiben zu können vom Kriegsgetümmel.

Nach der Seite zu, wo man nach Görlitz fährt, am Saume der großen Waldungen, liegt Mückendorf, wo mein Großvater ein Bauerngut bewirtschaftete. Wenn man über die Brücken kommt, sieht man es liegen.

Was aber sahen wir, mein Vater und ich, als wir jenseits der Brücken waren? Nichts als Himmel und Franzosen. Das ganze Feld vor uns dunkle Menschenmasse, und hier und da blitzende Waffen. Sie schienen stillzustehen oder nur sehr langsam in Bewegung zu sein. Einzelne Reiter aber, grüne Chasseurs, kamen dahergesprengt auf uns zu.

Eiligst riß mich mein Vater nach rückwärts, um Reißaus zu nehmen. Da kamen Kosaken aus der Stadt gesprengt und verschlimmerten unsere Lage. Eine russische Batterie nämlich, auf Nebenstraßen dem großen Heerzuge nachmarschierend, war tags vorher bei uns angekommen und stand auf einer Wiese östlich von der Stadt, auf der entgegengesetzten Seite, von wo jetzt die Franzosen kamen. Ein Kosakentrupp, welcher die Batterie begleitete, hatte vom Herannahen des Feindes gehört und jagte jetzt rekognoszierend an uns vorüber auf die Franzosen zu. „Franzuschki! Franzuschki!“ schrien sie und feuerten ihre Pistolen ab. Dies nutzlose Pistolenschießen verschlimmerte unsere Lage beträchtlich. Die heransprengenden Chasseurs antworteten natürlich auf diese Begrüßung, und die Kugeln konnten sich recht einfach in unsere Leiber verirren.

Das brachte für mich einen Zustand, wie man ihn bei einem qualvollen Traume durchmacht: wenn man um jeden Preis rasch vorwärts will und nicht vorwärts kommt. Ich kleiner Bub' konnte ja nicht so laufen wie mein Vater, der mich am Arme zerrte!

Bekanntlich waren die mit jungen Truppen errungenen Siege Napoleons bei Lützen und Bautzen sehr mühsam errungene und die Rückzüge der verbündeten Preußen und Russen wohlgeschlossene. „Noch immer keine Gefangene!“ hat Napoleon im Vorrücken gegen Löbau, Reichenbach, Görlitz ärgerlich ausgerufen. Duroc, den er liebte, war auch gefallen durch eine Kanonenkugel, die aus dem Rückzuge einschlug, und dort in der Gegend von Görlitz war ein Befehl ergangen, welcher uns jetzt in Sprottau so bitterlich traf. Das Victorsche Korps war beordert worden, links abzuschwenken vom Hauptheere und zwischen Bober und Oder vorzurücken. Dieses Korps kam durch den breiten Wald, durch die „Görlitzer Heide“, wo keine Nahrungsmittel zu finden waren, und kam nach mehrtägigem Marsche unweit

Mückendorf und angesichts von Sprottau auf freies Feld. Bei uns wollte es sich laben. Da trifft es auf Kosaken, da kommen ihm Kanonenkugeln entgegen.

Die russische Batterie fing an zu spielen. Die Franzosen konnten nicht wissen, wie groß die feindliche Macht sei, welche ihnen gegenüberstünde, sie gingen rekognoszierend vor — wir saßen in der Falle eines Schlachtverfahrens.

Alle Haustüren des Städtchens flogen zu, kaum ein Sperling blieb auf den Gassen zurück, als ich keuchend mit meinem Vater den Marktplatz erreichte und in unser Haus schlüpfte. Kanonendonner, sonst unheimliche Stille! Aber die Neugier des Knaben behielt die Oberhand: über der Haustür war ein Fenster, zu dem hinauf kletterte ich, um auf den Markt zu sehen. Oder richtiger auf den „Ring“, wie man in Ostdeutschland den Markt nennt. Das Rathaus, die Fleischbänke, das Gerichtshaus standen in der Mitte, „rings“ um sie her breitete sich der Markt. Da kamen sie! Die Chasseurs! Je zwei Reiter im Schritt, das gespannte Pistol hochhaltend, „den blanken Säbel zwischen den Zähnen“, wurde hinzugesetzt. Ich weiß nicht mehr, ob das wahr ist. Die dunklen Gesichter der dunkelgrünen französischen Reiter, die Bärenmützen, die schwarzwolligen Schabracken der Pferde, das alles sah ich noch, und wie sie in den Gassen verschwanden, die zum Glogauer Tore führten. Schauerlich wirkte das auf den Knaben. Der Krieg! Ich hatte von Menschenfressern gehört, die unter den Russen vorkämen, von Tataren, welche einen mächtigen Schnabel hätten statt des Mundes — Vernichtung und Untergang bedeutete für den Knaben der so gespenstisch sich nahende Krieg.

Immer zahlreichere Trupps von Chasseurs folgten, endlich war der ganze Ring voll, und eine Trompete wurde geblasen. „Dies ist das Signal zur Plünderung!“ rief jemand. Ich weiß nicht, ob es seine Richtigkeit hatte in betreff des Signals. Aber mit der Plünderung hatte es seine Richtigkeit, sie begann.

Die kanonierenden Russen hatten den kriegsrechtlichen Vorwand geboten, wenn es eines solchen bedurfte. Der Franzos war nicht blöde. Man haßte ihn, und er vergalt das Mißwollen, welches ihm entgegentrat. Aus jener Zeit stammt der unvertilgbare Groll gegen das Franzosentum, welcher noch heute in Preußen herrscht und welcher auch auf den Theatern die Übersetzung französischer Stücke trifft. Das Turnertum, die altdeutsche Tracht, Jahns Volkstum, die grimmigen Lieder gegen welsches Wesen, all' das stammt aus den damaligen Franzosenkriegen. Im westlichen Deutschland und in Österreich ist das nie in dem Maße hervorgetreten. Dort hatte man wohl nie in dem Maße von den Franzosen gelitten. Das westliche Deutschland, zum Rheinbunde genötigt, war als sogenannter Verbündeter milder behandelt worden. Selbst in Sachsen, an das wir grenzten und dessen König Napoleons Bundesgenosse, dessen Bevölkerung aber von dieser Genossenschaft nicht erbaut war, selbst da war der Franzosenhaß nicht so allgemein, nicht so intensiv. Ich habe in späteren Jahren manchen gebildeten Sachsen kühler und objektiver über dies Verhältnis sprechen hören, als man je in Preußen sprach. Und Österreich hatte wohl noch zahlreichere Kriege gegen Frankreich geführt, und die französischen Heere waren bis über Graz herein, waren zweimal bis Wien gedrungen, aber es waren immer kurze Feldzüge geblieben — in Preußen dagegen war man eigentlich seit 1806, seit Jena, also sieben Jahre lang, die Franzosen nicht mehr los geworden, und man empfand überall, daß es Napoleon auf den völligen Untergang des preußischen Staates abgesehen hatte. Da war der Haß lange und tief eingewurzelt. Und solch eine Plünderung war ganz geeignet, ihn zu nähren. Ich sah sie als kleiner Bursche an, sie betraf unsere eigenen Habseligkeiten, und dies zornige Gefühl gegen einen brutalen Raub ist nie in mir erloschen.

Im Hausflur stand ich und blickte durch die offene Tür

in unser Vorderzimmer, wo zwei lange Chasseurs all unsere Schränke und Kommoden ausräumten. Als sie ein mir wohlbekanntes Kleidungsstück zu dem Haufen warfen, welcher zusammengeschnürt wurde, da stieß ich empört laute Schimpfworte aus — mein Vater gab mir eine Ohrfeige, warf mich in den Winkel und winkte meiner Mutter, mich mit fortzunehmen. Sie war eine junge Frau und war eben im Begriffe, sich mit meinen zwei kleinen Geschwistern zu flüchten. Da ich mich vorlaut erwiesen, so sollte ich mit.

Wir flüchteten durch den Hof und das Hinterhaus über eine schmale Hintergasse hinweg. Dort war es noch ganz still. Eine Anzahl niedriger Gebäude mit Stallungen stand da vor einem großen Garten. All' das gehörte meinem Großvater, und wir bildeten uns ein, dort würde es still bleiben, und in dem Gartenhause würde uns kein Franzose behelligen. Das Gartenhaus lehnte sich an die Stadtmauer, und über dieselbe hinweg sah man in das Flußtal der Sprotte, hüben und drüben ein Obstbaumgarten. Da war nirgends ein Mensch. Nur den Kanonendonner hörte man hier deutlicher. Für mich etwas ganz Neues, eine spannende Romantik. Plötzlich hörte er auf. „Gott sei Dank, nun wird's ruhig!“ sagte die Mutter.

Es war die Ruhe der Niederlage, von der wir nichts wußten. Die Batterie war genommen. Später erfuhr ich, wie das zugegangen, und wie ein russischer Kanonier alle Kanonen vernagelt. Mit dem Vernageln der letzten sei er beschäftigt gewesen, als die Franzosen persönlich bei ihm eingetroffen und ihn mit ihren Säbeln zusammengehauen hätten. Er habe sich um das Hauen, als ob es ihn nicht angehe, gar nicht gekümmert, sondern habe, auf der Kanone sitzend, fortgenagelt, bis er stückweise heruntergefallen. Dieser Kanonier gehörte zu den homerischen Gesängen, welche sich in den nächsten Jahren bei uns kleinen Leuten zusammenstellten.

Die Stille wurde denn auch bald in unserer Nähe unter-

brochen: aus den Stallungen, die an den Garten grenzten, drang Gepolter und Lärm zu uns herüber. Die Franzosen hatten Pferde da untergebracht. Die Mutter schickte mich auf Rekognoszierung. Mein Bericht lautete schauerlich. Ich hatte einen langen Kerl gesehen von schwarzbrauner Hautfarbe mit wolligem Haar, den ersten Mohren, der mir vorgekommen. — „Fort, fort!“ rief die Mutter, „hier ganz allein sind wir noch schlimmer daran.“

Es ging also zurück, woher wir gekommen. Dort wurde nach wie vor geplündert, und die Plünderer hatten nur Augen für Sachen, kümmerten sich nicht um Menschen, so daß mein Vater alles, was von weiblichem Geschlechte und von Kindern im Hause vorhanden war, in einen Keller schieben konnte. Dort saßen wir mausestill im Dunkeln. Eine Mietsfrau in unserem Hause unterbrach endlich diese Schweigsamkeit. Sie flüsterte meiner Mutter zu, daß sie eine Kanne Kaffee mitgebracht. Diese Kanne machte die Runde und kam auch zu mir. Ich schrie auf über das abscheuliche Getränk und kriegte denn wieder ein „Kopfstück“, wie man bei uns eine unausgebildete Ohrfeige nannte, weil meine laute Äußerung unseren Schlupfwinkel verraten könnte.

Ich bemerke nebenbei, daß der Kaffee in Schlesien und Sachsen noch zwanzig Jahre später ein verdächtiges Getränk war. Man kann sich vorstellen, was diese unter Schreck gekochte Flüssigkeit für eine Beschaffenheit verriet im finsteren Keller. Bekanntlich ist der Geschmack besonders kritisch, wenn man nicht sieht, was man ißt und trinkt.

Jene Franzosenzeit hat mein Verhältnis zum Kaffee beinahe für meine ganze Lebenszeit entschieden. Erst der Kaffee in Wien hat mich in dieser Aversion und in diesem tiefen Vorurteile irregemacht. Kein Mensch hat jetzt eine Vorstellung von dem Worte „Kontinentalsperre“, welches man heute leichtsinnig ausspricht wie irgend ein anderes Wort. Es bedeutete schreckliche Dinge: daß Kaiser Napoleon, um die Eng-

länder zu ärgern, keinerlei Kolonial-Produkte zuließ in die Länder, welche unter seiner Botmäßigkeit standen; Kaffee und Zucker hörten auf, oder wurden — was zunächst noch schlimmer schien — sie wurden neu erfunden, selbständig, bei uns schlesisch erfunden. In betreff der Nahrungsmittel traute ich aber von Jugend auf meinen schlesischen Landsleuten nicht recht. Da war ein kurländischer Baron in unserem Hause als Mietsherr des ersten Stockes, ein vortrefflicher Mann, welchem meine Vaterstadt auch ein Denkmal gesetzt. Der erfand in einem fort, namentlich in Sachen des Kaffees und Zuckers, und wir mußten immer zuerst kosten. Aus Gefälligkeit lobte meine Mutter alles, auch die nichtswürdigsten Erfindungen, und ich als ältester Sprößling mußte aus Gefälligkeit immer in nächster Linie diese Erfindungen verschlucken. Das ging allenfalls mit dem Zucker, der freilich zuerst bitter genug aus der Kartoffel entspringen sollte, für den aber bald die edle Runkelrübe entdeckt wurde. Ich darf sie nicht schelten, denn dieser Parvenu ist ja adelig geworden. In ihrer Jugend war sie freilich voller Ungezogenheiten. Aber der Kaffee aus gerösteten Eicheln und von ähnlicher altdeutscher Faktur, aus Gerste und verwandten Vegetabilien, die Benutzung der Hagebutte und die außerordentliche Entdeckung der Zichorie, welche bald zum fabriksmäßigen Verdienstadel erhoben wurde, das war ein dunkles Kolorit der Franzosenzeit und der Kontinentalsperre. Wer sich dessen deutlich erinnert, der trinkt heute mit Entzücken seinen Kaffee.

2.

Wir stecken noch im Keller. Alles schweigt wieder. Da hören wir das Rasseln von Säbelscheiden und hören den Vater. Die Chasseurs wollen auch unter der Erde plün-

dern; der Vater muß sie in den Keller führen, sie suchen offenbar Wein — wir sind verloren!

Aber nein, es geht an unserer Kellertür vorüber. Der Vater hat sich mit ausgebreiteten Armen vor dieselbe gestellt, und das Licht hat nur den weiterführenden Gang beleuchtet. Das Säbelklirren verliert sich nach dem großen Keller hin.

Dort lag ein halbes Gebräu Bier. Jedes Haus war brauberechtigt und verschänkte dann sein gebrautes Bier. Die Hälfte unseres letzten Gebräus lag noch da. Die Chasseurs haben nun gemeint, den erwünschten Wein gefunden zu haben. Ein Probetrunk hat sie wütend gemacht. Das hab' ich damals schon begreiflich gefunden, denn auch ich gehörte nicht zu den Verehrern unseres Bieres; es ist mir immer sehr altdeutsch vorgekommen. Jedenfalls hatte es nur eine weit entfernte Ähnlichkeit mit dem deutschen und vorzugsweise mit dem Wiener Biere, welches die jetzigen Franzosen zu schätzen wissen.

Aber was haben diese Chasseurs in ihrer Wut der Enttäuschung getan in unserem Keller? Sie haben aus sämtlichen Fässern die Zapfen gezogen — als sie wieder hinaufrasselten, ist unser großer Keller ein Biermeer gewesen.

Eine Stunde später wurden wir frei. Die Infanterie war eingerückt unter Trommelschlag, die Plünderung war abgeblasen worden. Was half uns das?! 's war nichts übrig fürs Plündern; uns fehlte alles.

Und da hörte ich Frauen klagen, daß sie den Infanteristen, die auf den Straßen lagerten, nichts geben könnten! Diese Infanteristen waren allerdings verhungert, verdurstet und verschmachtet; der Marsch durch die Görlitzer Heide hatte sie hingerichtet. Nie Infanterist! dachte ich damals, denn die Kavallerie kommt immer zuerst und nimmt alles weg.

Wie die damaligen Franzosen aussahen? Ich finde, der Unterschied ist nicht groß von den jetzigen. Die kurzen Taillen, die Gamaschen, die Bärenmützen sind jetzt verschwunden,

die Truppen sind jetzt leichter, behender. Aber steif waren die damaligen Franzosen auch nicht, ihr Naturell war wie jetzt.

Sie blieben sechs Wochen bei uns; es war ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und wir lernten sie gründlich kennen.

Daß Napoleon diesen Waffenstillstand einging, ist ihm von seinen Verehrern zum Vorwurfe gemacht worden. Ich glaube, mit Recht. Er war im Siege, und wenn er auch des Nachschubes aus Frankreich bedurfte, um den Sieg auszunützen, und wenn er auch für das Eintreffen dieses Nachschubes Zeit brauchte — auf der anderen Seite setzte er zu viel aufs Spiel mit solcher Kriegspause. Einem nationalen Verzweiflungskampfe gegenüber durfte er nicht darauf rechnen, Entmutigung hervorgebracht zu haben durch die Schlachten von Lützen und Bautzen; er mußte im Gegenteile voraussehen, daß sich die preußischen und russischen Heere ebenso verstärken würden, wie das seinige sich verstärkte, und er mußte endlich Österreichs eingedenk sein! Seit vier Jahren war Österreich in Ruhe; das Schwarzenbergsche Armeekorps, welches für die russische Kampagne in der rechten Flanke offenbar nur figuriert hatte, war den Österreichern kein schwächender Krieg gewesen; der Moment lag für Österreich zu nahe, sich endlich Revanche zu holen für eine zwanzigjährige Kriegsepoche, welche Österreich so vielfach verkürzt hatte. Das konnte nur abgewendet werden, wenn Napoleons Siegeslauf ununterbrochen vorwärtsschritt. Die Pause solch eines Waffenstillstandes in Schlesien, in einer Gegend also, welche für Österreich sofort die Gelegenheit bot, auf die Verbindungs- und Rückzugslinie des Gegners in Sachsen zu rücken, solch eine Pause war ein zu großes Wagstück. Es hatte nichts für sich als eine Schwiegertochter. Marie Louisens wegen sollte Kaiser Franz die ganze endliche Genugtuung von sich weisen? Das war Ifflandisch gedacht.

Wir erfuhren von all diesen Fragen nichts; es gab für

uns keine Zeitungen, und ob unsere Ratsherren in hoher Politik kannegießerten, das weiß ich nicht zu sagen. Das ging über den Horizont des Knaben. Ich weiß nur, daß unser Leben vollständig französisch wurde und daß kein Mensch von einer möglichen Änderung sprach. Die Truppen waren massenhaft da, und ein großer General wohnte im Eckhause der Herrengasse: General Bertrand, derselbe, welcher später mit Napoleon nach Helena ging und von dessen Frau immer erzählt wurde, Napoleon habe ihr eine Liebesneigung zugewendet.

Eines Tages hörte ich auch, der Franzosenkaiser Napoleon, dessen Namenstag eben mit Beleuchtung und sonstigen für uns Kleinstädter ganz neuen Herrlichkeiten gefeiert worden, sei in eigener Person abgestiegen vor dem Eckhause der Herrengasse, und man könne ihn zuweilen am Fenster sehen. In unserem Vorderzimmer war ein Rittmeister einquartiert, und dessen Bursche, Gardy geheißen, war mein intimer Umgang, er radebrechte etwas Deutsch, war gutmütig und gestattete mir allerlei Verkehr mit den Pferden des Rittmeisters. Gardy nun vertraute mir, der Kaiser sei inkognito angekommen; er wolle mit mir hingehen und mir ihn zeigen, sobald der Kaiser ans Fenster träte.

Ich hatte kein besonderes Verlangen. Die Neugier auf historische Persönlichkeiten ist nicht Sache früher Jugend. Sie setzt schon Reflexion voraus, welche dem Knaben noch fehlt. Außerdem war die feindliche Stimmung bei uns so groß, daß nur etwa ein oder der andere Ratsherr mitunter zugab, daß der Kaiser Napoleon ein Mensch von Talent wäre. Wohl aber waren Schimpfworte auf ihn aller Welt geläufig, und Karikaturen waren auch bis in unser Städtchen gedrungen. Recht einfache, aber auf den Geschmack des Knaben wirkten sie; zum Beispiele ein schwarzes Tintenfaß, dessen Stöpsel der Kopf Napoleons. Die Unterschrift lautete: „Napoleon in der Tinte.“ Eine andere zeigte ihn in abgerissener Tracht mit einer Schar verhungerter Hunde, und die Um-

schrift besagte: „Napoleon führt Hunde nach Bautzen". Franzosenfeindlich gesinnt war ich auch, wozu brauchte ich den widerwärtigen Franzosenkaiser zu sehen?!

Ich glaube, Gardy selbst wollte ihn sehen. Beim Napoleonsfeste hatten die Truppen Extra-Löhnung gekriegt, und Gardy hatte noch einige silberne Franksstücke in der Tasche. Für uns beneidenswerte Neuigkeiten, denn wir hatten herabgesetzten Münzfuß und geringwertiges Geld. Er kaufte mir für ein kleines Silberstück Backware und schleppte mich vor das Eckhaus in der Herrengasse.

Hier verläßt mich mein Gedächtnis; ich weiß nicht zu sagen, ob ich den Kaiser wirklich gesehen. Ich weiß nur ungefähr, daß zwei Männer am Fenster erschienen, daß Gardy ins Zappeln geriet, und daß er und andere Soldaten so etwas geschrien haben wie „Vive l'empereur!"

Es hat überhaupt sehr lange gedauert, es hat tief in meine Jünglingsjahre hineingedauert, ehe ich mir gefallen ließ, daß Napoleon wie ein großer Mann besprochen würde. Noch Heine gegen Ende der zwanziger Jahre mit seinem Preise Napoleons in den Reisebildern und Gedichten hat mich höchlich damit überrascht.

Heine hat damit in Preußen das Eis gebrochen, das Eis des Hasses und des Widerwillens gegen Anerkennung. Ich habe über jene Napoleons-Verherrlichung Heines noch kurz vor 1830 sehr ärgerliche und abfällige Reden gehört.

Endlich rasselten die Trommeln und bliesen die Trompeten zum Abzuge. Der Waffenstillstand war aus, der Feind marschierte gegen Süden ins schlesische Land tiefer hinein.

Ich möchte nicht sagen, daß alles aufatmete. Der Nahrungstrieb spricht überall sein großes Wort. Während des Waffenstillstandes hatten die Franzosen wohl einen Teil ihrer Bedürfnisse, wenigstens im Privatverkehr, mit vollgültigem Silbergelde bezahlt, und mancher Bürger sagte: Das hat doch Nahrung gewährt!

Nach einigen Tagen erst rief man „Pfui!“ über solche Äußerungen, und die patriotische Stimmung ward wieder die alleinherrschende. Alles harrte auf Nachrichten von der ersten Schlacht.

Ein Genrebild aus dieser gespannten Erwartungszeit steht vor mir. Die Sonne schien vormittags, und ein mir sehr wohl bekannter Postillion — es gab nur zwei — des Namens Kärgel, fuhr an unserem Hause vorüber. In der einzigen offenen Kalesche des Postmeisters hatte ein einzelner Mann gesessen. Es dauerte nicht zehn Minuten, da wurde ich gefragt, ob ich den Wagen hätte vorüberfahren sehen und den Mann, und ob nach dem Glogauer Tore zu? Ja, antwortete ich. Das ist ein französischer Spion gewesen! — Ah? — Gleich darauf schwangen sich zwei Landwehrreiter — es war Landwehr bei uns eingerückt — auf ihre Pferde und jagten im gestreckten Galopp über das schlechte Pflaster nach dem Glogauer Tore zu, Kärgel mit seinem Spione einzuholen. Allgemeine Spannung.

Was wird mit solch einem Spione geschehen? fragte man. Wie damals der russische Soldat wird er behandelt! lautete die Antwort. Dieser russische Soldat war vor dem Rathause mit Säbeln gefuchtelt worden. Er war bis auf die Hüften nackt, und von jeder Seite hieb ein Soldat mit Leibeskräften mit flacher Klinge auf seinen Rücken. Man hatte zu fürchten, daß die Klinge einmal scharf fallen und den Mann mitten entzweihauen werde. Ein greulicher Anblick, den ich mein Lebtag nicht vergessen. Der Rücken schwoll rot auf, und das Blut spritzte, der Gestrafte mußte weggetragen werden. Die Russen überhaupt beschäftigten unsere Phantasie sehr kurios. Ihre Lieblingsspeise war Sauerkraut — „Kapuste“ verstanden wir — und wann das in den Feldkesseln brodelte, da steckten sie die ordinärsten Talglichte hinein, die im heißen Wasser abschmolzen bis auf den Docht. Das gab die Schmalzwürze.

Der Spion kommt nicht weg wie jener russische Soldat, hieß es, mit flachen Säbelhieben; der wird erschossen!

Da kamen die Landwehrreiter zurück, eines ihrer Pferde war lahm und mußte geführt werden; sie hatten den Spion nicht eingeholt. Kärgel sei gefahren mit den beiden Füchsen von der Post wie verrückt. Kärgel sei ein Verräter und müsse bestraft werden, wenn er zurückkäme.

„Der kommt nie wieder zurück!“ schrie man, „der Spion hat eine Kriegskasse gehabt, aus der wird Kärgel schadlos gehalten.“

Nach einigen Stunden kam Kärgel doch zurück zu Weib und Kind. Er war nahe daran, zerrissen zu werden. Seine Entschuldigung war: „Als der Fremde die Reiter hinter sich sah, da zog er eine Pistole heraus, spannte den Hahn und hielt sie mir hinter den Rücken. Wenn uns die Reiter einholen, Postillion — schrie er — dann schieß' ich dich tot und fahre allein weiter. Also fahr' zu, was die Pferde laufen können, sonst bist du des Todes!“ — „Und du schlechter Kerl bist zugefahren?!“ schrie man. — „Freilich!“ antwortete Kärgel.

Man hat ihn nicht gehauen und nicht zerrissen, aber aufgepaßt hat man jahrelang, wo das Geld zum Vorschein kommen werde, das er doch ganz gewiß erhalten für sein Zufahren. Man hat's nicht entdeckt, und Kärgels „Freilich!“ ist später, in ruhigen Zeiten, von vielen begriffen worden. Große Anspannungen im Bürgerleben dauern nicht ewig.

Die Landwehrreiter mit ihrem Zorn und Eifer, und wohl auch mit einiger Ungeschicklichkeit im neuen Kriegsdienste, stehen noch deutlich vor mir. Die Landwehr überhaupt. Sie ist mir eine tiefe, schöne Erinnerung geblieben. So viel, ja alles einzusetzen für die Befreiung des Vaterlandes, das macht einen unverlöschlichen Eindruck, namentlich wenn man gesehen hat, wie sehr den jungen Landwehrmännern jegliche Vorübung fehlte und wie sie fast waffenlos in

Not und Gefahr hineinliefen. Es kamen einmal vier solcher Landwehrmänner zu uns ins Quartier, und meine Mutter schlug die Hände zusammen über die Unmöglichkeit, daß diese vier jungen, allerliebsten Burschen die Soldatenanstrengungen durchmachen sollten. Es war Sommer, und sie waren mit Staub bedeckt; sich zu säubern in- und auswendig war ihre einzige Sorge, und zu dem Ende entwickelten sie Kämme, Bürsten, Toilettenhilfsmittel, welche in unserem Städtchen ganz unbekannt waren; dazu feine Hände, goldene Uhrketten und allerlei feine Bedürfnisse, — meine Mutter hatte ganz recht. Und doch waren diese Elegants ganz unzweifelhaft entschlossen, wenn's nottäte, geradenwegs in den Tod zu gehen, ja selbst in Schmutz und gemeine Entbehrung, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Sie waren aus Berlin. Berlin war damals musterhaft in Aufopferung und Vaterlandsliebe.

Die Entwicklung dieses preußischen Nationalwesens habe ich von da an aufmerksam mit angesehen und mit erlebt. Die oberste Regierung war auch damals nicht tonangebend, und hat eigentlich immer gedämpft. Friedrich Wilhelm der Dritte, der damalige König, war von Hause aus ein schüchternes Naturell. Eng rechtlich in seinen Anschauungen, wurde er in die große Politik hineingerissen durch Männer wie York, Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Schön, Stägemann. General York hatte das Signal gegeben, als er mit seinem preußischen Hilfsheer zum russischen Feldzuge Napoleons die Mitwirkung versagte für die flüchtenden Franzosen, als er sich geradezu gegen sie erklärte. Der König war außer sich gewesen über diese Handlungsweise und hätte ihn vor ein Kriegsgericht gestellt, wenn York in der Nähe gewesen wäre. Der König hatte auch gar kein Vertrauen zu dem allgemeinen Aufschwunge seiner Untertanen, zu der Errichtung solcher Landwehr, zu der Volksbewaffnung. Gefährlich für die Staatsidee und auch hoffnungslos war ihm dies alles. Lützen

und Bautzen hatten ihm scheinbar recht gegeben, und er nannte das alles unreifes Poetentum, welches zum Untergange führen werde.

Der große Erfolg dieses Aufschwunges hat wohl seine Bedenken ein wenig zurückgedrängt, beseitigt hat er sie nie. Vor und nach dem Kriege und Siege bildeten die führenden Männer, Stein an der Spitze, das moderne Staatswesen durch, welches ein neues Preußen gründete; aber es wurden ihnen nur einige Jahre Zeit dafür gelassen. Dann traten die obigen Bedenken des Königs immer maßgebender, immer strenger in Kraft, und fünfundzwanzig Jahre lang hatten die Freisinnigen in Preußen bittere Not, nur die Grundpfeiler des modernen Staates aufrechtzuerhalten.

Von irgend einer Schwierigkeit, welche dem Aufschwunge in der Heimat selbst entgegentreten könnte, ahnten wir damals in unserem Städtchen nichts, wir warteten nur ungeduldig auf Kriegs- und Siegesnachrichten. Es regnete Tag für Tag, und die Politiker sagten: Das Wetter läßt keine Kriegstaten aufkommen. Da verbreitete sich plötzlich die Kunde: Es werden französische Gefangene gebracht, es ist was vorgefallen.

Dieser Transport der ersten Gefangenen ist mir unvergeßlich. Das Mitleid mit den Verwundeten und mit den armen Burschen, welche gleich einer Herde getrieben wurden, das Mitleid überholte den ganzen Franzosenhaß. Die Frauen liefen mit Nahrungsmitteln herzu, und wenn die eskortierenden Landwehrmänner barsch verfuhren gegen die gefangenen Franzosen, so schalt man auf Unmenschlichkeit. Ich lief überall herum, um zu erkunden, ob etwa Gardy dabei wäre. Ein Verwundeter, welcher auf einem kleinen Leiterwagen durch die Stadt gefahren wurde, setzte uns alle in Alarm; ich zucke noch heute, wenn ich daran denke. Zum ersten Male erschien mir der Krieg abscheulich und entsetzlich. Der Mann war in den Hals geschossen und konnte nicht leben, nicht sterben. Ein kläglicher pfeifender Ton drang immerfort aus

dem weit geöffneten Munde. Wir fragten gar nicht nach dem Treffen; die Landwehrmänner wußten auch nichts rechtes. Erst den anderen Tag kam voller Bericht: die Schlacht an der Katzbach war geschlagen, Blücher hatte sie geschlagen, nur acht Meilen von unserem Städtchen entfernt, und hatte sie gewonnen. Das war ein Jubel! Und gerade der Regen, der lange Regen hatte geholfen. Die Katzbach war hoch angeschwollen gewesen und hatte die Franzosen verschlungen, und unsere Leute hätten das heimische Regenwetter viel besser vertragen als der Feind aus milderem Klima. Als ob die Franzosen mit dem Regen nicht vertraut wären, der in Paris reichlicher zu Hause ist als bei uns!

Der Eindruck dieses ersten Sieges war unermeßlich. Blücher besonders wurde da für unsere Phantasie geboren. Ich sehe die Bilder noch, welche bald darauf zu uns kamen — sie waren ganz schwarz, um das schlechte Wetter zu versinnlichen. Noch einen Grad schwärzer waren die Reiter, welche durch die Dunkelheit sprengten. Nur Reiter; Blücher voran, die nassen Radmäntel flogen steif über den galoppierenden Rossen. Blüchermäntel hießen sie von dieser Stunde an. Es ist dieselbe Form, welche in der österreichischen Armee, ich glaube unter dem Namen Radmäntel, wohlbekannt ist.

Ich habe später die kleine Katzbach oft gesehen. Sie plätschert für gewöhnlich ganz seicht und unscheinbar an der anmutigen Stadt Liegnitz vorüber, und kein Mensch sieht's ihr an, daß sie so voll und so schlimm werden könne, um das Hauptmoment einer Schlacht abzugeben. Das nahe Riesengebirge schwellt sie zuweilen so mächtig an. Nun war sie die Schwester von Roßbach geworden, was in den Schlachtenliedern jener Zeit gewissenhaft ausgebeutet wurde als Omen unserer Bäche für Franzosen-Unglück.

Von da an ist mein Gedächtnis wunderlicherweise wieder lange verstopft. Ich weiß nichts vom Zutritte Österreichs

zur Allianz, nichts von den Schlachten bei Kulm in der Nähe von Teplitz, nichts von der Schlacht bei Dresden, ja nichts von der Schlacht bei Leipzig. Nur der Rheinübergang ist mir haften geblieben, eine nächtliche Szene, die ich wohl habe erzählen hören. In einer finsteren Nacht ist Blücher bei Kaub mit seinen Offizieren in einen Nachen getreten und ans andere, damals französische Ufer gefahren. Dann hat mir ein stammelnder und halbtauber Steuerkontrollor von einer Schlacht bei Brienne vorgelesen und endlich von der Abfahrt Napoleons nach der Insel Elba.

Das gab Entrüstung bei uns, das hör' ich noch. Warum man mit diesem Übeltäter so viel Umstände mache! Warum man ihn nicht, wie Blücher kurzweg gewollt, erschießen lasse!

Das klingt roh fünfzig Jahre nachher, während welcher der Mann in der Geschichte aufgewachsen ist zu der Höhe eines riesenhaften Heros. Die Gegenwart fragt immer nach ihren Schmerzen, das Vaterland nach seinen Leiden, und beide sind berechtigt dazu. Was mit der Zeit über beides hinauswächst und geschichtlichen Bestand gewinnt, das ist was anderes. Und nicht einmal etwas anderes. Jene Schmerzen und Leiden werden auch jenem Helden in Anrechnung gebracht, er muß sie verantworten. Wohl ihm, wenn er auch diese Verantwortung überragt. Und dann auch wohl uns! Wir gewinnen dann große Maßstäbe.

Die Reaktion in Preußen, welche den Freiheitskriegen so rasch folgte, ist den Maßstäben für Napoleons Größe gar sehr förderlich geworden.

Ich habe oben gesagt, daß die oberste Regierung auch 1813 schon und später in hohem Grade nur gedämpft und zurückgehalten habe. Und dennoch ist Preußen fortwährend gewachsen. Wie reimt sich das?

Es reimt sich dadurch, daß dieser Staat von Hause aus auf der Grundlage der Reformation gebildet worden ist, auf der Grundlage eines freien Fortschritts. Diese Grund-

lage hat nie im Stiche gelassen, wieviel auch dagegen gesündigt worden ist.

Österreich hat die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, und das hat der zweite Ferdinand verschuldet in seiner Jesuitenerziehung. Die österreichischen Lande waren bereits protestantisch, namentlich war es der Adel, welcher damals so viel bedeutete. Wenn Kaiser Ferdinand sich diesem öffentlich eingestandenen Bedürfnisse anschloß, dem Bedürfnisse, den Kirchenglauben in Übereinstimmung zu setzen mit der Bildung der lebenden Generation — dann entstand kein Dreißigjähriger Krieg, dann blieb das Deutsche Reich ganz, es erhielt eine allen deutschen Stämmen gemeinschaftliche Kirche, es blieb der Mittelpunkt Europas.

Statt dessen begann Ferdinand eine gewaltsame Reaktion, welche nur einmal nachdrücklich von Kaiser Joseph unterbrochen wurde. Kaiser Josephs Körperkraft unterlag dem ergrimmten Widerstande reaktionärer Elemente, sein erkrankender Körper versagte dem Geiste längere Spannkraft, die spät eintretende Reform unterlag.

In Preußen dagegen hielt die seit Luther dreihundertjährige Gewohnheit freier Forschung und Tätigkeit den allgemeinen Sinn aufrecht, und dieser allgemeine Sinn ließ keine Reaktion tiefere Dauer gewinnen.

In jedem Staate kommen Zeiten großer Not, welcher die Regierung nicht gewachsen ist, welche nur Abhilfe findet im Wesen und Trachten des allgemeinen Sinnes. Hat dieser Sinn eine gute Grundlage, eine Grundlage des Fortschrittes, dann überwindet der Staat seine Not. Und aus solchem Siege wachsen weitere Siege; denn der Kampf hat neue Kräfte befreit und entwickelt.

Hierin liegt die Erklärung, daß Preußen immer wieder aufkam, auch wenn seine Regierung rückwärts gesteuert hatte. Überall wußte man, daß seine Grundlage im Wesen des Fortschrittes beruhte, und zum Teil deshalb strömten ihm

auch 1813 alle schaffenden Kräfte aus Deutschland zu. Stein war ein Nassauer, York stammte aus England, Gneisenau war ein Franke, Scharnhorst und Hardenberg waren Hannoveraner, selbst Blücher war ein Mecklenburger. Weil es der größte protestantische Staat war und ist, strömten und strömen ihm immer alle frei gemachten Kräfte zu, und drängen ihn immer die tiefer liegenden Kräfte seines Landes aus den Reaktionen hinaus, welche aus eigensinnigen Persönlichkeiten und herrschsüchtigen Cliquen entstehen.

Meine Knabenjahre sahen den Aufschwung, meine Jünglingsjahre die Stauung, meine ersten Mannesjahre die vollständige Reaktion in Preußen — in diesen Erinnerungsskizzen wird sich für manchen das wieder abspiegeln, was er vergessen hat.

3.

Nach dem Kriege entwich jede politische Teilnahme aus unserem Städtchen. Wenigstens wurde ein aufwachsender Knabe nicht das Mindeste davon gewahr. Erwerb, Geld ist ein und alles in kleinen Orten, wohl auch in großen.

Politiker, welche diesen Grundzug überspringen, werden immer in Irrtum geraten und zu keinen richtigen Resultaten gelangen.

Übrigens finde ich es vorteilhaft für jeden jungen Menschen, in so beschränkten Landstädtchen aufzuwachsen, wo Ackerbau und Gewerbe vorherrscht. Er bleibt der Natur nahe; er gewinnt wirkliche Einsicht in die Bedürfnisse des einfachen Menschen, in die Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche erforderlich sind zum Kampfe ums Dasein. In die große Stadt mit größeren Gesichtspunkten kommt er später zeitig genug, und er kommt dann mit einer sehr wertvollen organischen Grundlage in die große Stadt.

Was soll der Junge werden? Und was will er werden?

Diese Frage und die suchende Beantwortung derselben ist schon sehr ausgiebig für den jungen Menschen, der das Naheliegende wählt und kennen lernt.

Ich habe mit dem Suchen nach dieser Antwort schon als Gassenjunge Vorstudien machen können. Die Mutter war eine Tochter des Fleischhauerältesten; ihre Schwester war an einen Fleischhauer und Gastwirt verheiratet — dahin lenkte sie meine Aufmerksamkeit. So ging ich mit dem älteren Cousin auf die Schafweide hinaus und lernte die Eigenschaften des furchtsamen Schafes kennen, welches so leicht erschrickt, von dannen „prellt“ und in die Irre gerät. Ich begleitete ihn, wenn er aus meilenweiter Ferne Schweine und Ochsen holen mußte. Das Treiben solcher Tiere, die höchst eigensinnig und sehr wenig marschfähig sind, ist eine Kunst, welche Geduld und Erfahrung heischt. Dabei lernte ich Land und Leute kennen. Daheim beim Schlachten und Verkaufen wurde mir die Anatomie des Tieres geläufig. Die Mutter und ich waren bei Tische Gourmands für besondere Teile des Tieres, welche der Großstädter Zeit seines Lebens nicht kennen lernt.

Aber diese Zukunft für mich fand keinen Beifall beim Vater und Großvater. Beide waren Baumeister; der Großvater war, ehe er sich aufs Dorf zurückgezogen, Stadtbaumeister gewesen, und war doppelt stolz darauf, weil er sich vom Bauernjungen zu dieser Stellung emporgearbeitet. In beiden war so was wie Künstlerstolz den Handwerkern gegenüber, und diesem Stolze sollte der älteste Sprößling gerecht werden. Zum Ärger der Mutter, welche streng aufs Handwerk hielt und immer betonte: Nur Handwerk hat goldenen Boden! — Der Krieg hatte alle Nahrung heruntergebracht, auch die des Vaters; die Leute hatten kein Geld zum Bauen, obwohl ihnen das kaum irgendwo in der Welt so erleichtert wurde als in meiner Vaterstadt. Denn die Stadtkämmerei schenkte fast Holz und Ziegel, und ersetzte noch hinterher

den vierten Teil aller Unkosten. Ein idealischer Zustand, nicht wahr?

In das Baugewerk geriet ich allmählich von selbst hinein, weil ich dem Vater Boten laufen mußte zu diesem und jenem Baue, oft weit aufs Land, die Arbeiter verzeichnen, Rechnungen entwerfen mußte. Und im Winter, wo nicht gebaut werden kann — ein Hauptgrund meiner Mutter gegen diesen Beruf — da wurde gezeichnet, wurden Risse entworfen, ja, es wurde gebildhauert. Der Onkel Gastwirt brauchte einen neuen grünen Löwen an seiner Gasthoffronte. Wir machten ihn. Wir erfanden uns diese Kunst ganz selbständig, denn sie war völlig unbekannt im Städtchen. Wir modellierten in Ton und gossen in Gips. Nur der mathematische Teil des Bauwesens war mir lästig, ich hatte verzweifelt wenig Anlage dafür. Meine eigentliche Passion war: Romane lesen. Einen Bäcker beneidete ich höchlich. Wenn des Morgens seine Bäckerei erledigt war — zweimal Backen hätte man für Unfug angesehen! — da konnte er sich auf die Ofenbank strecken und den ganzen Tag „schmökern“.

Die einzige Leihbibliothek war überaus gering; sie hatte in einem kleinen Kaufladen Platz neben Zucker und Kaffee und allen Spezereien. Sie enthielt nur Ritter- und Räubergeschichten, und ich hatte sie denn auch bald erledigt.

Von Dichtern und großen Schriftstellern hab' ich bis zu meinem vierzehnten Jahre kein Wort gehört. Ich glaube, Schiller und Goethe waren total unbekannt bei uns, obwohl Schiller schon zehn bis fünfzehn Jahre tot war. Der Rat hatte zwei Kutscher, welche Schiller und Wieland hießen. Kein Mensch wußte davon, daß die Namen Schiller und Wieland nicht bloß Kutschern gehörten. Erst als ich mit vierzehn Jahren aufs Gymnasium nach Glogau kam, machte ich die Entdeckung, daß die Namen unserer Ratskutscher berühmt wären.

Außer der elementarischen Schulbildung, die bis zu den

lateinischen Konjugationen reichte und eine erschreckende Elektrisiermaschine unverständlich in sich begriff, gab's keine besondere Kultur. Die Elektrisiermaschine blieb uns auch ein Rätsel, obwohl sich die ganze Klasse oft ohne den Lehrer heimlich mit ihr beschäftigte. Sie gäbe einen Schlag für alle, hieß es, wenn sich alle anfaßten und wenn einer lange genug drehte und dann auf die Glaskugel tippte.

Das geschah denn in dem tiefen menschlichen Bedürfnisse des Schauerlichen, der Schlag kam in horrender, zwickender Gräßlichkeit, und wir liefen schreiend von dannen wie gezeichnete Sünder.

Selbst der Tanzmeister mußte zugereist kommen. Er kam, und Tänze wie „Lang-Englisch", die jetzt kein Mensch mehr kennt, wurden unter Zappeln errungen. Viel wichtiger war uns die nähere Bekanntschaft mit den Mädchen des Ortes. Es ist mir immer merkwürdig geblieben, daß der Geschmack so frühzeitig allgemein anerkannte Linien innehält. Nicht nur welche die hübscheste, sondern auch welche die liebenswürdigste sei, darüber herrschte sofort Einstimmigkeit.

Endlich kam auch ein Theater zum Vorschein, und das verdrängte all' meine anderen Interessen. Eine reisende Gesellschaft, die Butenopsche — unsere verstorbene Frau Anschütz war eine geborene Butenop — eröffnete ihren Tempel in einer Reitbahn. Diese Reitbahn war ein luftiges Gebäude, im Dache wenigstens fehlte eine erkleckliche Anzahl von Schindeln. Ich kannte diese Lücken genau, denn diese Reitbahn stieß auf der Hintergasse an meines Großvaters Garten, dessen hohe Äpfelbäume ich bis ins äußerste Gezweig zu besuchen pflegte. Dies Gezweig reichte bis ans Schindeldach, und mein Plan war gleich gemacht: von da oben durch die Lücken wollte ich zuschauen. Denn Geld hatte ich nicht, um zwei Groschen für den letzten Platz zu bezahlen.

Welches ist nun wohl der Mittelpunkt des Reizes, der mich so frühzeitig zum Theater zog? Das ist nicht so leicht

zu sagen. Denn wenn man glaubt, weil ich eine Anzahl Theaterstücke geschrieben und weil ich lange Jahre Theaterdirektor gewesen: ich hätte eben die Theaterpassion von Jugend auf im Leibe gehabt — so irrt man sich. Dem widerspricht wenigstens vieles in meinem Leben. Auch mitten in der ausschließlichsten Theaterbeschäftigung habe ich nie die geringste Neigung gehabt, selbst zu spielen. Ich las vor, ich übte ein, ja ich soufflierte, ich betrieb nach und nach alles, was man Vorschule heißt, mit gründlichem Eifer, aber ich blieb immer unberührt von dem, was man unmittelbare Theaterpassion nennt.

Worin also lag der Mittelpunkt des Reizes für mich? Ich erinnere mich ganz klar: damals in jener Reitbahn war es der Reiz des Geheimnisses. Der Vorhang mit einer Lyra, die einleitende Musik erregten mich; es war die Ahnung einer mir unbekannten höheren Welt, es war Romantik, wie mancher kurzweg sagen würde. Und in der Tat, der ganze bunte Kram hinter dem Vorhange, zu welchem ich mir bald, die Dachlucke aufgebend, Zugang verschaffte, die kuriose, für einen Knaben dreifach interessante Wirtschaft hinter den Kulissen, das war es nicht, was meinem Interesse Stich hielt. Dort blieb ich niemals, wenn das Stück beginnen sollte; ich kroch stets unter dem Podium hinaus in den Zuschauerraum und siedelte mich im fernsten, dunkelsten Winkel an, um das Zittern des Vorhanges, wenn aufgezogen werden sollte, im Ahnungsschauer mit zu erleben, um in dunkler Einsamkeit die wunderbare Welt eines Ritterstückes zwei, drei Stunden lang an mir vorüberziehen zu sehen.

Auch was mich später nach langer Pause in Breslau wieder ins Theater zog, war Romantik. „Das Käthchen von Heilbronn“ war's.

Und nach neuer langer Pause zum dritten Male „Monaldeschi“. Am Ende auch ein romantisches Thema.

Dabei gehör' ich doch gar nicht zu den besonders roman-

tisch gearteten Schriftstellern. Es muß wohl noch etwas anderes darin ruhen. Bedeutung überhaupt, Erhöhung, Erweiterung der Alltagswelt.

Und wenn ich einmal dabei bin, dann ergreift mich ganz die Macht einer Kunst, welche mehr als irgend eine andere alles berührt, was den sinnigen Menschen beschäftigt und anspricht: Geschichte, Sitten, alle menschlichen Bestrebungen und Charaktere, eine unermeßlich ausgedehnte Welt! Und so wohlfeil kann man das alles haben, man braucht nur still zuzusehen.

Es ist müßiges Geschwätz, das von einseitigen oder blasierten Leuten ausgeht und zu allen Zeiten vorausgegangen ist: die Zeit des Theaters sei vorüber, die Menschen hätten Wichtigeres zu tun. Unwahr zu jeder Zeit! Das Theater ist und bleibt die populärste, wirksamste Kunst. Keine andere kann so viel bieten. Es ist immer des Schweißes der Edlen wert, sich darum zu bemühen, es zu bereichern, es zu erhöhen.

Von diesem Grundgedanken wehte gewiß ein Etwas in den Knaben hinein, der fast ein halbes Jahr täglich zuschaute aus seinem Winkel.

Ich genieße heute noch die Früchte davon. Das Repertoire jener Zeit — etwa 1818 — ist mir eine dauernde Grundlage geworden, und auch wenn ich jahrzehntelang nicht eigentlich ins Theater ging, die neuen Stücke sah ich doch immer an: das Jugendrepertoire in mir verlangte von selbst seine Fortsetzung. Ebenso blieb ich immer aufmerksam, wie Hoch und Niedrig über das Theater urteilte. Ich hatte einmal doch ein Inventarium und wollte wissen, in welchem Werte es stünde.

Die Ritterstücke jener Jugendzeit hielten lange vor. „Die Kreuzfahrer“, „Clara von Hoheneichen“ an der Spitze. Aus ihnen wuchs später auf dem Wege des „Pfefferrösels“, des „Samtschuhes“ und „Hinkos“ Charlotte Birch-Pfeiffer hervor, die ins bürgerliche Stück überging. Und Räuberstücke waren zahlreich; Ungarn vorzugsweise war ihr Schauplatz;

„Horia und Gloska“ ist solch ein Titel, den ich nicht mehr losgeworden bin, der „Räuber auf Maria-Kulm“ nicht zu gedenken, welche in Böhmen spielten zwischen Karlsbad und Franzensbad. Daß Schiller auf das Thema der „Räuber“ gekommen, hatte unter den Schauspielern endlose Propaganda gemacht. Denn zumeist schrieben Schauspieler die neuen Stücke, von Schröder angefangen bis auf Iffland, welcher damals König des deutschen Theaters war, und bis auf Frau v. Weissenthurn.

Die Verfasser der Stücke blieben übrigens in meiner Vaterstadt unbekannt, auch wenn ihr Name auf dem Theaterzettel nicht fehlte. Es ist schon eine höhere Kultur, wenn ein Publikum dem Verfasser nachfragt. Schillers „Räuber“ zum Beispiele wurden in unserer Reitbahn aufgeführt; ich sehe noch den dicken Schauspieler vor mir, welcher den Franz Moor spielte: er hatte sich das Gesicht mit hundert schwarzen Punkten betupft. Sie bedeuteten Blatternarben. Aber den Autornamen Schiller sprach niemand aus, unser Ratskutscher Schiller blieb in alleinigem Besitze dieses Namens. Von Iffland dagegen habe ich sprechen hören. Einige Jahre später — in Glogau — sagte ein Justizkommissarius, ein geistvoller Mann, in meiner Gegenwart: „Heute abend wird „Leichter Sinn“ gegeben; das ist ein feines Stück, es ist von Iffland, welcher vortreffliche Schauspiele schreibt.“ Auch bei dem Namen Kotzebue stutzte man wegen des „ue“ am Schlusse, ob das ü oder ue ausgesprochen würde. U, rief einer. Das war also ein Kenner.

Französische Stücke wurden gegeben trotz des Franzosenhasses und der altdeutschen Richtung, welche damals die großen Städte und Universitäten bewegte. Wir wußten nichts davon, und die Theater scheinen gar keine Notiz davon genommen zu haben. An zwei solcher französischen Stücke erinnern mich ganz besondere Vorfälle. Das eine hieß: „Clementine d'Entragues, oder: Die Belagerung von Aubigny“.

Es war mir an diesem Abende nicht gelungen, in den Tempel der Reitbahn einzudringen, und ich saß traurig auf einem Bauklotze, welcher in der Hintergasse lag. Neben mir strickend die Mutter und eine Klatschschwester derselben. Die leidenschaftliche tragische Schauspielerin, eine Demoiselle Richter, schrie ihre Klementine dergestalt, daß ihre Worte durch das zerlöcherte Schindeldach der Reitbahn bis zu uns drangen. „Das soll nun hübsch sein, dieses Geschrei!“ sagte meine Mutter. Ich schaute auf bei dieser Bemerkung und habe sie nicht mehr vergessen. Eine dramaturgische Reminiszenz.

Das zweite hieß: „Des Hasses und der Liebe Rache“. Es spielte in Spanien, wo die Franzosen unter Napoleon erobernd eingedrungen waren und von den Spaniern auf Weg und Steg verfolgt, eventuell auch meuchlerisch ermordet wurden. Am Schlusse eines Aktes schoß der französische Offizier sein Pistol ab auf einen Spanier. Das Pistol versagte, und der Vorhang fiel unter großem Gelächter des Publikums. Ich kroch eilig unter dem Podium hinauf, um Direktor Butenops Zorn anzusehen gegen den Requisiteur Krebs, den er immer auf dem Striche hatte. Richtig! er hielt ihn bereits am Kragen und schrie immerfort: „Das Publikum muß den Schuß hören, Canaille! Das Publikum muß den Schuß hören!“ — Pautz! knallte der Schuß. Neues, noch stärkeres Gelächter im Publikum.

Als der nächste Akt kam, entdeckte mein junger Verstand, daß der Direktor recht gehabt: der Schuß hatte Folgen, er mußte also losgegangen sein. Ebenfalls dramaturgische Reminiszenz.

Überhaupt täuschen sich die Großstädter mit ihren stattlicher versehenen Theatern, wenn sie glauben, die gering ausgestatteten Theater kleiner Orte müßten einen ganz anderen und viel geringeren Effekt machen. Sie machen ihn durchschnittlich gerade so wie in den großen Städten. Die Phantasie des Zuschauers ergänzt unglaublich, und der andere Rahmen, der andere Maßstab tut seine Schuldigkeit. Der

Kern und die Hauptsache erscheinen hier wie dort, und es machen nur Stücke eine Ausnahme, welche auf absonderlich feinen oder dünnen Nuancen beruhen. Diese Stücke dauern aber auch in den Großstädten nicht; es dauert nur, was starke, allgemein verständliche Grundlagen hat.

Die Persönlichkeiten der Schauspieler gaben mir viel zu schaffen, oder weckten mir doch viel Gedanken. Sie waren ganz anders als die Menschen in unserer Stadt, welche ich alle kannte. Ich kannte sie wirklich alle. Gar mancher von der Neugasse oder von der Judengasse hat mir, dem späteren Schriftsteller, Modell gestanden. Eine kleine Stadt ist eine offene Fundgrube für Charakterstudien. Jeder Hausstand wird hundertmal erörtert in der Klatschunterhaltung, welche in kleinen Städten ungemein ergiebig ist und die Zeitungen weit überbietet. Eine Druckerei gab's gar nicht, also auch nicht einmal ein Wochenblatt. Alles war mündlicher Austausch, und ein neugieriger Knabe sammelte täglich Personalkenntnisse. Dazu hatte ich den fünf Jahre älteren Cousin Fritz aus dem „Grünen Löwen“, der lieferte das Schmalz zu dieser Personalkenntnis. Er war ein ausgesprochener Humorist und wußte die Originale des Städtchens reizend einzutauchen in seine lustige Lauge. Wir hatten von Falstaff bis zum Poins eine äußerst zahlreiche Kompagnie, und nicht nur Schuster und Schneider, auch Standespersonen, denen wir ihre komischen Schwächen ablauschten. Diese komischen Schwächen entwickeln sich viel reichlicher, weil viel sorgloser in kleinen, einsamen Orten. Die Leute werden gar nicht gestört in ihrer behaglichen Entwicklung, welche frühzeitig stillesteht. Der Stadtpfeifer wie der Ratskämmerer und der Rabbiner waren versteinerte Typen von ihrem dreißigsten Jahre an. Dieser Cousin Fritz war mein Verführer zu humoristischer Satire. Von ihm sind auch die Märsche unserer Schützengilde, welche beim Pfingstschießen aufgespielt und vom Stadtpfeifer zu unserem Entzücken unter wunderbarer Mimik

dirigiert wurden, auf die deutschen Universitäten übergegangen. Ich glaube, noch heute hört man dies „Radabum, radabum, tsching, tsching“ unter den Studenten, diese Artikulierung der großen Trommel und der Becken.

Für diese Charakterstudien nun waren die Schauspieler eine allarmierende Neuigkeit. Der „Faust“-Spieler — den Goetheschen kannte man nicht, sondern den von Klingemann — pflegte eine ausgesprochene Liebschaft mit der tragischen Liebhaberin und genierte sich gar nicht. Der Lustspielliebhaber saß im offenen Hausflur neben der Naiven und küßte sie herzhaft. Man schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und die Mutter sagte: Ist das ein Volk! — Ein Genie von jungem Heldenspieler kam zugereist mit sehr schadhafter Jacke, aber Sporen an den Stiefeln, und lachte dem Kutscher ins Gesicht, als dieser Fuhrlohn verlangte. Dieses junge Heldengenie konnte geläufig Französisch sprechen, und unsere Honoratioren verkehrten respektvoll mit ihm; man munkelte, er sei ein „Herr von“.

Mit einem Worte: die Romantik war eingekehrt bei uns mit dem Theater, und die älteren Frauen sagten mit Recht: Nun ist's vorbei mit der Tugend!

So wie die Juden ein Sauerteig geworden sind für große Städte, so waren die Schauspieler eine Gärungshefe für kleine Städte — und für kleine Menschen, wie ich einer war. Die ganze Welt war für mich verwandelt und erweitert, unabsehbar erweitert durch diese Schauspielergesellschaft.

4.

Ich gehe fortwährend scheu an den geheimnisvollen Punkten des Jugendlebens vorüber. Es führt zu weit, oder vielmehr es führt zu sehr ins Enge. Man macht das Ich zu wichtig, und ich möchte das zur Hauptsache machen, was ich

gesehen und erfahren, das, was zur Kenntnis mancher Quellen in unserer Entwicklung seit sechzig Jahren beiträgt.

Ich schweige von den religiösen Eindrücken, von dem Schauer, welchen die öffentliche Konfirmation zum Christen und die erste Abendmahlsfeier in dem Knaben erregte. Die bei uns herrschende Form aber muß ich erwähnen. In der Kirche vor dem Altar wurden wir vierzehnjährigen Kinder geprüft in unserer Wissenschaft vom Christentume. Unsere Eltern und Verwandten, die ganze Stadt hörten zu. Das mag sein Gutes haben, und doch muß ich eingestehen, daß unser Hersagen von religiösen Grundsätzen etwas auswendig Gelerntes hatte. Es ist wohl zu früh für ein vierzehnjähriges Geschöpf, denn ein solches denkt noch nicht eigen, es spricht Gedachtes mechanisch nach.

Die Familien hielten streng an diesen Gebräuchen der lutherischen Kirche, besonders weil ein Teil der Einwohnerschaft katholisch war. Allerdings ein geringer Teil; wir waren die weit überwiegende Majorität, und wir fühlten uns als herrschendes Geschlecht. Es liegt so tief im Menschen, sich zu überheben. Die Katholiken waren uns wie Fremde, die geduldet würden. Fremdartig blieb uns stets ihr Gottesdienst, wie einem anderen Weltteile angehörig. Meine Mutter sprach oft davon, und immer wie von etwas Unbegreiflichem; denn die ganze Verstandeswelt der Reformation und fast ausschließlich diese war in uns lebendig. Was Luther darüber hinaus in unsere Kirche aufgenommen, daran rüttelte man nicht, man ließ es ungeprüft bestehen, aber ich habe nie ein besonderes Interesse dafür entdeckt. Nur wenn man über den katholischen Glauben sprach, wurden diese mystischen Stellen des Luthertums: „Das ist mein Leib und Blut" zum Beispiele erwähnt. Reformierte gab's bei uns nicht, und wir wußten nicht, daß diese sagen: „Das bedeutet meinen Leib und mein Blut."

Eigentlich erhöhte die bei uns vorhandene katholische

Kirche unsern evangelischen Eifer. Ihretwegen wurde er oft ganz lebendig. Namentlich bei der Wahl des Geistlichen. Wenn eine Lücke eintrat, so wählte die Gemeinde den neuen Pastor. In Wahrheit wählte sie nur den neuen Prediger. Es fanden nämlich Gastpredigten statt, und die Gemeinde stimmte ab, welchen der Gäste sie haben wollte. Das war dann immer wochen-, ja mondenlang das Interesse der ganzen Stadt. Die freie Predigt war uns Mittelpunkt der Kirche, und daß die Katholiken schwache Prediger hätten, war der Grundvorwurf, den wir ihnen machten.

Wirklich boten diese Gastpredigten eine eigentümliche und sehr große Anregung in der kleinen Stadt. Die Kirche war dann überfüllt, und doch herrschte Totenstille; man wollte kein Wort verlieren, welches der neue Mann sprach, und hinterher die ganze Woche lang, bis der nächste Gastprediger kam, wurde kritisiert, wurde hin und wider gewogen, wurde der ganze Mann geprüft. Denn das zeigte sich immer: nicht bloß Vortrag und Inhalt der Predigt, nein, das Wesen des Mannes, welches aus Vortrag und Inhalt sichtbar geworden, das wurde geprüft. Zweimal habe ich erlebt, daß des Gastpredigers sympathisches Wesen den Sieg davontrug über stärkeren Inhalt und kunstreicheren Vortrag eines andern. Und doch wurde die Form sehr beachtet. Ein Ratsherr wollte einen Gastprediger durchaus nicht aufgeben, weil er so schöne, so durchdachte Bilder gebracht in seiner Predigt. Eines dieser Bilder führte er immer wörtlich an und fragte stolz: Kann man sich schöner ausdrücken?

Solche intime Beteiligung der Gemeinden am Gottesdienste, der Kirchengesang, an welchem jedermann teilnimmt, die ausführliche Predigt und die selbständige Wahl des Predigers bilden für die evangelische Kirche das hauptsächlichste Bindemittel. Diese Bestandteile ihres Kirchenwesens würden sie sich nie wieder nehmen lassen. Wie tief das wurzelt, zeigte das Reformationsfest, welches ich 1817 mit erlebte.

Vor dreihundert Jahren hatte Luther seine Thesen an die Kirche in Wittenberg angeschlagen — das, den Anfang der Reformation bedeutend, wurde gefeiert, und dabei wurden alle geschichtlichen Vorgänge der Reformation und alle Grundsätze und alle Gründe der Reformation in Predigt und in Schrift erörtert. Auch in Schrift, was bei uns unerhört. Druckwerke in Menge fanden sich bei uns ein. Außer dem Bildnisse der Reformatoren Luther und Melanchthon. Das war eine Bewegung von außerordentlicher Ausdehnung und Macht. Bei uns geradezu eine volle Wiedergeburt der Reformationszeit.

Als ich später erlebte, daß die katholische Kirche ein neues Dogma, das von der unbefleckten Empfängnis Marias, einführte, da wurde ich lebhaft an das Reformationsfest von 1817 erinnert. Welch ein Unterschied! Hier ein neues Wunder und dort eine erneute Prüfung aller Gründe. Und, wie mir scheint, hier keine Teilnahme der gebildeten Katholiken, dort aber eine eifrige Beteiligung aller denkenden Evangelischen.

„Evangelisch" ist in meiner Heimat das Unterscheidungswort, nicht „protestantisch". Man hat nichts gegen letzteres, aber es ist nicht gebräuchlich. Es ist am gebräuchlichsten in katholischen Ländern, weil es eine bloße Verneinung bezeichnet.

Wenn er konfirmiert ist, dann geht es mit dem Knaben ernstlich an den Lebensberuf. Das Baufach blieb für mich im Vordergrunde. Ich war darin durch allerlei Praxis bei den Bauten des Vaters vorgeübt, und es sollte nun an theoretische Bildung gehen; ich sollte zunächst auf ein Gymnasium, Cousin Fritz war schon lange auf diesem Wege voraus; er war schon in der obersten Klasse des Gymnasiums zu Glogau, und dahin sollte ich auch. Er wollte von da auf die Universität. Davon war bei mir nicht die Rede, dafür reichten die Geldmittel nicht. Nach den Franzosenkriegen waren lange Jahre der Verarmung eingekehrt; meine Eltern

waren nicht imstande, Geld für mich auszugeben. Allwöchentlich ein Säckchen Kartoffeln und etwas Speck war für mich in Aussicht, übrigens sollte ich mich selber ernähren. Der gute Schulunterricht unserer Bürgerschule sollte mich dahin gebracht haben, nun selbst Unterricht in Elementarien zu geben. Und außer diesem Erwerb wurde auf sogenannte „Tische“ für die Ernährung des hungrigen Burschen gerechnet. Tisch bedeutete den Mittagstisch, welcher in wohlwollenden Familien gedeckt wurde für einen armen, fleißigen Schüler.

So nahm ich Abschied von der Heimat, von allen Gassen und Häusern, von Feld und Wald. Feld und Wald sind in der kleinen Stadt nahe und wichtig; man wächst zur Hälfte auf wie auf dem Lande. Die Eltern besaßen Äcker, der nahe Großvater ein Bauerngut, man nahm Teil an der Aussaat, am Einernten, am Dreschen und Mahlen, am Holzschlagen draußen im unermeßlichen Walde. Man hütete mit großem Hunde des Nachts in der Feldhütte das Kartoffelfeld oder das Obst im Obstgarten, man ritt die ungesattelten Pferde auf die Weide oder in die Schwemme, man lernte im Bober schwimmen, man suchte Edelsteine auf den Sandbänken und sammelte Jaspisarten, sammelte Vogeleier, hielt sich Kaninchen und Tauben, kurz, man war ein tief verzweigtes, wenn auch kleines Glied der Gemeinde — der Abschied war ein großes Ereignis.

Fünf deutsche Meilen ist Glogau entfernt von Sprottau, und auf der Hälfte Wegs kommt man über einen kleinen Hügel. Was sah ich da! Herr Gott, was ist das? Am Horizont eine blaue Wand — das schlesische Gebirge, superlativisch Riesengebirge benannt. Ich war außer mir vor Entzücken. So was hatte ich nicht für möglich gehalten. Meine ebene Heimat hatte am Horizont nie etwas anderes gezeigt als eintönigen Kiefernwald — und auch bei Glogau fand ich nahe Hügel. Wie schön ward die Welt! Und wer aus schöner Gegend hinkommt, sagt achselzuckend: Wie dürftig

und reizlos! Verhältnismäßig! heißt das große Wort, durch welches wir gereizt und befriedigt werden.

Groß=Glogau, an der Oder gelegen, ist eine starke Festung. Man ist eingekeilt hinter Wallmauern und Schanzen, der Weg ins Freie hinaus ist weit, von Wald und Feld ist innen keine Spur zu entdecken. Das war ein Unterschied! Dazu die Lebensweise: täglich sechs Stunden im Gymnasium, welches wie eine Klosterschule abgesperrt war, zwei Stunden Unterricht an ungekämmte Buben, denen ich eiligst beibringen sollte, was ich soeben selber erst gelernt, dann drei Stunden häusliche Arbeit für die Schulaufgaben — elf Stunden sicherer Zimmerarrest. Zu alle dem wenig Licht, wenig Luft, aber tägliche Nahrungssorge. Diese fünf Jahre liegen in meinen Gedanken wie fünf Jahre Festungsstrafe.

Man soll mit einem Male zu viel lernen, und es wird nicht gut genug gelehrt. Dies ist der Schmerzensschrei über unsere gelehrte Erziehung.

Und was lernte ich mit solchen Opfern? Alte Sprachen, die ich nicht genügend erlernte. Hebräisch so viel, daß ich die Schilder jüdischer Kaufleute nicht lesen kann, weil die Vokalzeichen oben und unten weggelassen werden, in unserer Schule aber nicht weggelassen wurden. Griechisch, so daß ich erst in späteren Jahren durch den alten Voß den Homer ordentlich kennen lernte. Und nun gar die außerordentlich schweren griechischen Tragiker, oder Plato und Pindar! Sie blieben für uns Bücher mit sieben Siegeln. Diese Siegel lösten erst in viel späteren Jahren jene Übersetzungen, welche man sich aus dem Griechisch=Deutschen ins Deutsche übersetzen muß. Lateinisch allerdings, die Römersprache, welche mehr Ausnahmen als Regeln hat, die lernten wir plappern, wie man heutigentags Französisch plappert. Wenn ich sie aber jetzt sprechen soll, da läuft „oui“ und „voilà“ dazwischen. Nur an den päpstlichen Bullen und Allokutionen pflegt man sich heutigentags noch zu üben, und das geschieht nie ohne

bitteren Ärger. Man ärgert sich, daß man so viel vergessen hat, und ärgert sich, daß andere alte Leute gar nichts Unnützes vergessen wollen.

Das Lateinische hatte die meisten Lehrstunden, und der Lehrer desselben verstand zu lehren. Es war der Rektor selbst. Das Lehren ist ein Gewerbe, ist eine Kunst, welche spezifische Anlage voraussetzen. Es wird erschrecklich viel Zeit und Mühe verloren dadurch, daß man Leute lehren läßt, die kein Talent zum Lehren haben. Das Wissen des Lehrers nützt dem Schüler nichts, die Art, wie der Lehrer es wiedergeben, vortragen, erklären, dem Schüler verständlich, ja reizend machen und einprägen kann, nur das nützt dem Schüler, nur das stempelt den Lehrer zum Lehrer. Und das wurde und wird wohl noch in den gelehrten Schulen unverantwortlich übersehen. Pädagogische Übungen galten auch schon damals für nötig, wenn ein junger Gelehrter Lehrer werden sollte. Aber in ganz ungenügender Weise. Heute geschieht allerdings viel mehr dafür, daß Lehrer lehren lernen, aber kaum genug. Und doch ist es entscheidend, wenn Schulen fruchtbar werden sollen. Man muß zuerst nach dem Talente des Lehrers fragen, wenn man jemanden in einer Schule anstellt, und dann erst nach seinem Vorrate im Wissen. Ein Lehrtalent stiftet mit geringerem Wissen viel mehr Nutzen, als ein Koloß von Wissenschaft, der zum Lehren kein Talent hat.

Trotzdem aber, daß ich für so lange Zeit nicht genug erlernt habe in den alten Sprachen, möchte ich den modernsten Realisten nicht zustimmen, welche diese alten Sprachen ausgestrichen sehen wollen in den Schulen. Ich möchte nur, daß man sie besser lehre. Das Hirn des jungen Menschen erhält eine feste, eine unschätzbare Struktur durch die Grammatik der alten Sprachen, und das ganze innere Leben des jungen Menschen gewinnt einen unschätzbaren Gehalt durch Kenntnis dieser Formenwelt, durch Kenntnis

einer klassischen Welt, deren Grundzüge beiläufig alle in den Verstand des jungen Menschen eingepflanzt werden.

Daß man nur das gut lehren kann, was man selbst talentvoll kann, davon gab ein Lehrer den unfehlbaren Beweis. Er war ein Genie, welches zu allem Fähigkeit besaß, offenbar aber die stärkste Fähigkeit und Neigung zu künstlerischer Schriftstellerei in sich trug. Sein Name war Röller. Ich glaube, er lebt als hochbetagter Greis noch, während ich dies schreibe. Also auch für Erhaltung des Daseins war er ungemein begabt. Die Schriftstellerwelt kennt von ihm Parodien auf Schillers „Glocke“: „Der Kaffee“ und „Der Tabak“. Besonders die Bereitung des Kaffees, scherzhaft dem Glockenguß Schillers folgend, machte in damaliger Zeit großes Glück. Dieser Lehrer nun las unsere schlechten deutschen Aufsätze und kritisierte dieselben in der Lehrstunde. Diese Kritik ist mir zeitlebens gegenwärtig geblieben und lehrreich geworden. Es war im Grunde Kompositionslehre. Alle Hilfsmittel für die Spannung eines Vortrages und namentlich einer Erzählung entwickelte der Mann uns einfältigen Tertianern. Wahrscheinlich ganz unnütz für die große Mehrzahl, außerordentlich nützlich für zufällig anwesende Tertianer, die einst Schriftsteller werden sollten. Ich selbst habe bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre nicht im Traume daran gedacht, ein Schriftsteller zu werden, und doch sind mir alle Lehrpunkte Röllers getreulich eingefallen, als ich anfing, öffentlich zu schreiben. Samenkörner sind unberechenbar; sie fallen auf steinigen Boden und sind nichts, sie fallen auf fruchtbares Land und keimen, keimen jahrzehntelang und kommen plötzlich als Frucht zum Vorschein.

Um diesen Lehrer gruppierte sich die Gymnasiastenteilnahme an poetischer Literatur, für einen Kleinstädter wie ich etwas ganz Neues.

Ich wurde als Freund des Sohnes vom Hause in eine wohlhabende Familie wie ein Adoptivsohn aufgenommen, und

da man in dieser Familie die damals gebräuchlichen Journale hielt und die neu erscheinenden Bücher kaufte, so kann ich ziemlich genau berichten, was damals literarisch Mode war. Die „Abendzeitung", von Theodor Hell in Dresden herausgegeben, war in den ersten zwanziger Jahren das gesuchteste Blatt. Die Erzählungen van der Veldes in der „Abendzeitung" interessierten über die Maßen. Auf van der Velde folgte Tromlitz, aber sein Reiz war geringer. Man las überhaupt nur belletristische Journale. Das gediegenste war das bei Cotta erscheinende „Morgenblatt". Seine Mottos auf jeder Nummer, stets in bezug auf den Inhalt der Nummer, waren stupende Zeugnisse von Belesenheit und richteten wirklich die Aufmerksamkeit auf mancherlei schwere Lektüre. Die Gebrüder Hauff waren leitende Genien des „Morgenblatt". Wolfgang Menzel mit seinen in schlagendem Stile einhergehenden Kritiken ergänzte Macht und Einfluß dieses Blattes einige Jahre später.

In jenen zwanziger Jahren erschien die erste zugängliche Gesamtausgabe Schillers. Sie wurde in meiner Adoptivfamilie angeschafft, und ich mußte sie vorlesen vom ersten bis zum letzten Bande.

Aber nicht von da schreibt sich bei mir der Eindruck her, welchen Schiller auf einen jungen Menschen macht. Den hatte Cousin Fritz bewerkstelligt. Der ältere Jüngling hat in all solchen Dingen entscheidenden Einfluß auf den jüngeren. Man empfindet nur stark durch verwandtschaftliche Mittel. Daß Fritz mir Prachtstellen vorlas und daß er mir sagte: Dies ist unser Dichter fürs Leben, das wirkte auf mich, und die Dramen, besonders von Schiller, deren ich in den abgerissensten Exemplaren habhaft werden konnte, die prägten sich ein wie mit glühenden Lettern.

Man las überhaupt damals gedruckte Dramen aufmerksamer als jetzt. Grillparzers „Goldenes Vlies" imponierte uns höchlich; Müllner, der in Mode war, wurde genau ge-

lesen, sogar die „Albaneserin" beschäftigte uns. Im übrigen waren damals noch zwei Richtungen populär, die jetzt ganz verschollen sind, die romantischen Rittergedichte und Wielands heitere Epen. Nicht bloß „Oberon", der sehr hoch stand, auch „Idris und Zenide", „Die Wasserkufe" und all die sinnlichen, leicht versifizierten Erzählungen, welche die Sinnlichkeit allerdings aufstachelten und in heutiger Zeit von den Moralisten schwer verpönt würden, wenn sie neu erschienen. Es war eine Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Sinnlichkeit in der Schrift und auf der Bühne in ausgedehntem Maße zugelassen wurde. Darin sind wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt strenger und abweisender geworden. Ich glaube, ein Heinsescher „Ardinghello" wäre heute gar nicht mehr möglich, und Wielands leichter Sinn erführe die schnödeste Begegnung. Er gehörte aber zu der aufblühenden Klassik, und die Inquisition schwieg öffentlich gegen ihn. Die geschichtliche Entwicklung, organisch vorschreitend, findet da immer unerwartete Wege. Unerwartet sollte man es doch wohl nennen, daß sich für Wieland in der veränderten Geschmacksrichtung nicht Opposition eingestellt hat, und infolge derselben eine polemische Teilnahme. Das ist nicht der Fall, sondern das Gegenteil hat sich eingestellt: Gleichgültigkeit. Man liest Wieland nicht mehr.

Von unseren damaligen Rittergedichten, von Alxingers „Doolin von Mainz" und „Bliomberis" erfährt ebenfalls unser Lesepublikum gar nichts mehr. Ariosto, der Vater solcher Epen, ist ja ebenfalls für die meisten nur ein literargeschichtlicher Name.

Ähnlich ist es mit Ernst Schulzes „Bezauberter Rose" ergangen, welche damals Jünglinge und Jungfrauen weich beschäftigte. Das Sieb der Jahrzehnte hat große Löcher, erstaunlich viel fällt durch, und nur die reichsten und stärksten Naturen lassen sich nicht beseitigen.

Überhaupt ist in unserer Zeit die Lektüre älterer Bücher

beschränkt worden. Die Gegenwart nimmt so gar viel geistige Kräfte in Anspruch, die Interessen der Gegenwart sind überall drängend, ja gebieterisch, und der Ausdruck dieser Interessen, die Zeitungen, verlangen so viel Zeit, daß die gesammelte Lektüre auf immer kleinere Kreise zusammengedrängt wird. Auf kleinere Kreise der Leser und der gelesenen Bücher.

Und doch begann schon damals in Preußen jene peinliche Richtung in der evangelischen Kirche, welche man Pietismus nannte und welche von Jahr zu Jahr ins Muckertum ausartete.

Unser Rektor machte sich zu einem Führer dieser Richtung. Er war ein guter Pädagog, ein sehr arbeitsamer, im Wirken konsequenter Mann; er betrieb es denn auch mit Eifer, das Gymnasium fromm zu machen. So viel ich weiß, mit geringem Erfolge. Alles lehnte sich dagegen auf, Lehrer und Schüler, wenn auch nur in der Stille; aber wir alle konnten doch nicht verhindern, daß durch sein Bestreben eine trübe und klägliche Stimmung auf die Schule fiel, recht wie ein schwarzer Trauerschleier.

Diese Richtung ist zu wiederholten Malen in den protestantischen Kirchen aufgetaucht, vorzugsweise in der evangelisch-lutherischen, und sie wird noch oft auftauchen. Warum? Die Regierungen und ein Teil der Protestanten werden immer das Bedürfnis fühlen, fester zu binden und fester gebunden zu sein. Luthers lebendig gebliebene Anknüpfungen an den römisch-katholischen Glauben werden ihnen dazu immer Verbindungsfäden darbieten. Der preußische König Friedrich Wilhelm der Dritte ergriff die sich darbietende Gelegenheit zu einem gewiß löblichen Zwecke, zu dem Zwecke nämlich: die verschiedenen protestantischen Bekenntnisse in ein Bekenntnis zu vereinigen, in eine Kirche. Man nannte dies die „Union“. Darin sonderten sich auf der einen Seite die „Altlutheraner“ ab, welchen das Unionsbekenntnis zu lax war. Auf der andern Seite die Protestanten, welche den

Sinn dieses Wortes aufrechterhalten wollten, welche den bestimmten Abschluß unter bestimmten Dogmen und Formen fürchteten und absolut nicht wollten. Das wird ein neuer Katholizismus! rief ein alter Konsistorialrat Schulz in Breslau, ein notabler Professor evangelischer Theologie. Und so riefen viele, welche das dogmatische Band lose gehalten, welche die Freiheit aufrechterhalten sehen wollen, die Freiheit für Ausbildung jeglichen Dogmas, jeglicher Kirchenform.

Die Union ist dennoch durchgesetzt worden, aber sie hat kein volles Leben erzielt. Sie hat in mancher Konsequenz bescheiden verbleiben müssen, um nicht zu argem Widerstand und Abfall herauszufordern.

Der römische Katholik ist alldem gegenüber ganz berechtigt zu der spöttischen Frage: „Ist das eine Kirche!?" Aber der Protestant entgegnet mit der sehr wichtigen Frage: „Wozu denn überhaupt nur eine Kirche!?" Hundertfache Abweichung in den strebenden Geistern ist ja doch unvermeidlich, ja ist heilsam für die Ausbildung der Menschen, warum denn diese strebenden Geister ein= für allemal bannen? Kommt ihr zu freier Kirche im freien Staate, dann wird sich das Gleichartige schon zusammenfinden, wenn auch in zehnfach voneinander abweichender Gestalt. Was schadet denn die zehnfache Gestalt? Sie nützt im Gegenteile. Jede will der anderen überlegen werden an Geist und Sinn. Geist und Sinn wird dadurch strebsam und lebendig erhalten, und alle die Leute, welche jetzt lügen und heucheln müssen in einer großen Gemeinschaft, deren Grundsätze ihnen nicht einleuchten, all diese sogenannten Freigeister können sich dann wirksam machen durch ihre guten Gründe. Denn nur die guten Gründe werden alsdann wirken, die leeren und frivolen Vorwände werden verpuffen.

So führte unser pietistischer Rektor zu dem Gedanken: Nicht eine Herde und ein Hirt wird angestrebt werden in

unserem Jahrhundert, sondern zahlreiche Herden und Hirten werden entstehen, aber Herden und Hirten, welche nur das lehren und wollen, was sie wirklich glauben.

5.

Jener pietistische Schleier lag wie Blei auf mir. Ich hatte keine Ader für diese Richtung und sehnte mich anderswohin. Dazu war jener gewisse Freiheitsdrang in mir lebendig geworden, welcher in jungen Menschen klar oder unklar pocht, und welcher nicht immer Arbeit und Pflichten von sich weist, welcher aber Arbeit und Pflichten selber wählen will.

Dieser Drang eines damaligen Gymnasiasten erblickte sein Ideal im Studententume. Das Studententum war in jener Zeit wirklich noch eine eigentümliche und mit gutem Rechte reizende Romantik. Cousin Fritz war schon seit Jahren auf der Universität und war Burschenschafter. Mit den Grundsätzen, Plänen und Hoffnungen dieser Burschenschaft war ich längst vertraut, ich schmachtete danach, in diesen geheimnisvollen Bund einzutreten und mich durch Hingebung hervorzutun. Die Anfangsgründe des Fechtens — des „Schlagens" heißt der Studentenausdruck — hatte ich in Glogau schon erlernt von alten Burschenschaftern, welche ihre Festungsstrafe absitzen mußten für ihre Teilnahme an der verbotenen Verbindung, und der Anblick dieser Strafe hatte mich nicht einen Augenblick irregemacht.

Da ergriff ich denn die Gelegenheit, welche sich darbot zu einem Wechsel. Während der Sommerferien bepackten wir uns mit schweren Tornistern, schnallten wohl auch höchst unnütze große Radsporen an unsere Stiefeln, und wanderten zu Fuß ins Riesengebirge. Die satirische Bemerkung eines Sprottauers kurierte mich von diesen Sporen. Er hatte gesagt: „Laube Heinrich ist vorgestern mit großem Gepäcke

durch Liegnitz geritten.“ Ich trat also diesmal bescheidener auf und kam nach Schweidnitz, welches am Fuße der Berge liegt. Dortige Gymnasiasten, welche ich kennen lernte, zeigten mir, daß man auch auf einem Gymnasium freier und anmutiger leben könnte, als in Glogau. Schweidnitz war zwar auch eine Festung, aber eine verwahrloste; man kam rasch hinaus ins Freie, und dieses Freie hatte Hügel und Berge — kurz, ich ließ mich zum dortigen Rektor führen und bat diesen, mich einem Examen zu unterwerfen. Er tat das, und zum Vorteile meines Schimmers bildete Latein die Hauptfrage; ich bestand und erhielt die Versicherung, daß ich nach einem halben Jahre zur Universität abgehen könnte.

So siedelte ich über und kam in eine ganz andere Welt. Die heitere schlesische Natur herrschte hier, und auch die Wissenschaft hatte ein fröhlicheres Gesicht.

Hier stand das Griechische in erster Linie, weil der Lehrer dieser Sprache das stärkste Lehrtalent war, und infolgedessen erlebte ich einen Vorfall, welcher gar charakteristisch ist für Blindheit und Dünkel, welche auf großen Schulen einreißen können. Beim großen Examen, welches den Übergang zur Universität bestimmt und welches Abiturientenexamen heißt, war es herkömlich geworden, im Griechischen eine ungemein schwere Aufgabe zu stellen und eine geradezu klassische Lösung von den Schülern zu erwarten. Die Tradition besagte eben: Im Griechischen leisten die jungen Leute das Außerordentlichste, und diese Tradition machte alle Augen blind. Wie dies ja dem Traditionsglauben so oft gelingt.

Die Aufgabe war gewöhnlich der deutsche Text eines vorzugsweise schwierigen griechischen Schriftstellers. Dieser Text sollte von den Schülern so gut ins Griechische übertragen werden, daß die Schülerarbeit den Worten des griechischen Schriftstellers vollkommen entspreche oder wenigstens ganz nahe komme. Diese stupende Leistungsfähigkeit war seit vielen Jahren stets im Examen erwiesen worden, sie

war der Stolz des Gymnasiums, sie war das Wunder der Schule.

Solche Aufgabe kam denn auch an uns. Ich erschrak vor der Schwierigkeit. Mein Nachbar aber tröstete mich und versicherte mir, das Wunder würden wir schon zustande bringen. Das Unglaubliche finde in der Stille immer seine nüchterne Erklärung, wie das Fließen des Blutes beim heiligen Januarius in Neapel. Man wisse nämlich immer zu erfahren, wo der griechische Text zu finden sei, welchen der Lehrer übersetzt. Der werde abgeschrieben und unter die Abiturienten verteilt. Der Diskretion jedes einzelnen bleibe es nun überlassen, kleine Abänderungen anzubringen, welche nicht gerade grammatische Fehler sein dürften, und so werde immer das Außerordentliche prästiert.

So geschah es denn auch diesmal, und unsere Lehrer waren sehr erbaut von unserer Gelehrsamkeit. Ach, die Aufklärung blieb diesmal nicht aus für das Wunder unseres Schweidnitzer Januarius. Das Konsistorium an der Breslauer Universität schickte diesmal als Präsidenten der Prüfungskommission jenen schon erwähnten Professor Schulz — David Schulz zur Unterscheidung genannt. Das war unglücklicherweise ein rationalistischer Exeget, also ein in Prüfung des Textes sehr geübter Mann. Die Grundsätze, welche er auf die Bibel anzuwenden gewohnt war, verrieten ihm schnell, daß wir falsche Isidore wären, und das Spektakel war unermeßlich — mit der Tradition aber ging ein gut Teil Ruhmes zugrunde, welchen die Schule mit Recht ansprechen konnte für ihr Griechentum. Moral: Traditionen sind schätzbar, aber offene Augen für alles sind noch schätzbarer.

Ich bezog nun die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Die Absichten aufs Baufach nämlich waren in Glogau stille untergegangen. Zunächst hatte ich in der Mathematik gar nichts gelernt, und Mathematik war notwendig für eine Architektenlaufbahn. Alsdann mußte ich eingestehen, daß

meine Unwissenheit nicht bloß auf den Lehrer zu schieben wäre. Er lehrte freilich, obwohl er ein Mathematiker von wissenschaftlicher Größe, recht unwirksam. Aber der Hauptmangel lag in meinem Unverstande. Unverstand hat Unlust am Arme; manches andere wissenschaftliche Treiben aber lockte mich, und so hatte ich weiter studiert, ohne mich mehr um Mathematik zu bekümmern. Wo hinaus? Das war eigentlich keine Frage bei armen Burschen, die aus kleinen Städten stammten. Die wurden alle Theologen. Dies war das wohlfeilste Studium und brachte zuerst eine Anstellung, wenn auch zunächst nur die eines Hauslehrers. Alle großen und kleinen Landedelleute mieteten junge Theologen zur Erziehung ihrer Kinder.

Nach dem inneren Berufe für Gottesgelahrtheit wurde nicht besonders gefragt. Das „Studieren", wie man die Universitätslaufbahn nannte, war damals Mode, von exakten Wissenschaften wußte man damals nichts. Technik, Chemie oder so etwas zur Lebensaufgabe zu machen, hätte für einen bedauernswerten Irrtum gegolten, und im Grunde klammerte sich alles an den Staat. Eine Anstellung, die mit dem Staate zusammenhing, wurde gesucht, nur eine solche; jede freie Tätigkeit, welche lediglich auf selbständige Kraft angewiesen blieb, galt für abenteuerlich, ja für verdächtig. Uns damaligen Menschen war die absolute Staatsregierung eigentlich ganz angemessen, wir hatten keinen Mut und also auch keine Fähigkeit, auf eigenen Füßen zu stehen.

So wanderte ich zu Fuß nach Halle, das Ränzel und die Gitarre auf dem Rücken. Die Gitarre gehörte zur damaligen Romantik; ich brauchte sie gar nicht, und sie paßte gar nicht zu mir, denn ich spielte und sang auffallend schlecht. Ein Unteroffizier in Glogau von der dortigen Regimentsbanda hatte vergeblich im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, mich musikalisch auszubilden. Der Schweiß war verschwendet, und wenn ich Goethesche Lieder krähte, zum Beispiele:

„Im Felde schleich ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,“

da wurden meine sonst stillen Stubengenossen wild und kündigten mir den Mietvertrag.

Auf jener Wanderung hatte ich nur das Studententum im Kopfe, die Theologie gar nicht. Ich hatte in Glogau eine Erfahrung gemacht, welche ich nicht mehr vergessen konnte und welche meinem Interesse für die Theologie höchst abträglich geworden. Ich hatte dort ein blondes Mädchen verehrt — blond schien mir unerläßlich! — und diese recht kluge Blondine hatte mir eines Tages mitgeteilt, daß es Menschen gäbe — da hatte sie innegehalten und sich selbst laut gefragt, ob es wohl geraten wäre, mir, einem künftigen Theologen, so was mitzuteilen? Es könnte Gift für mich sein. — „Was für Menschen?“ — „Nun denn in Gottes Namen: Menschen, welche nicht an die Wunder in der Heiligen Schrift glaubten und —“ „Und?“ — „Und von unserem Heiland sagten, daß er ein Mensch gewesen sei.“

Ich war hoch aufgefahren. Sie beschwor mich, die Gesellschaft solcher Menschen zu meiden!

Ich hatte es natürlich versprochen. Aber ich war später doch an solche Menschen geraten, und ich wußte jetzt bereits, daß der wichtigste theologische Professor in Halle, des Namens Wegscheider, zu diesen Menschen gehörte, und daß er in solchem Freigeiste das Neue Testament erklärte. Daß ferner der Professor, welcher das Alte Testament erklärte und Kirchengeschichte vortrug, Gesenius geheißen, um kein Haar besser wäre.

Um es ehrlich zu sagen: Mein Verhältnis zur Theologie war bereits mehr das der Neugier, als das eines Berufes. Das Leben auf der Universität war mein Ziel, nicht das Leben in der Theologie.

„Wo wohnt die Burschenschaft?“ war meine erste Frage, als ich, von langer Fußreise ermüdet, im Frühlinge 1826 in

Halle ankam. Sie hatte keine Adresse; sie war verboten, ward verfolgt wie eine hochverräterische Verschwörung. Eine Studentenverbindung? Ja wohl. Ich selbst habe an diesem Artikel zu zahlen gehabt bis tief ins Mannesalter hinein.

Die Burschenschaft war ein Ergebnis des Franzosenkrieges; Kaiser Napoleon I. hat sie eigentlich gestiftet.

Man irrt sich sehr, wenn man den eigentlich deutschen Patriotismus und das Verlangen nach einem einigen Deutschland weit zurücklegt in deutscher Geschichte. Diese Gesinnung und dies Bestreben sind modern. Solange formell ein Deutsches Reich bestand, tauchte solche Gesinnung nur zuweilen in besonders hohen Geistern auf, wie Leibniz zum Beispiel einer war. Männer wie Sickingen und Hutten mochten an etwas Ähnliches gedacht haben. Der Partikulardrang, das Bedürfnis der Stämme, selbständig zu sein, beherrscht unsere ganze Geschichte. Die sächsischen Kaiser brachten es unter den Ottonen am weitesten mit dem gebietenden Kaisertume, vielleicht weil die Stammesmächte noch nicht hinreichend gesammelt waren. Die fränkischen und hohenstaufischen, beide süddeutsch, hatten ewige Kämpfe mit den Norddeutschen, und Heinrich der Löwe machte alle Anstalt, eine Mainlinie einzuführen, ja Bayern dazu zu nehmen, und je schwächer die späteren Kaiser wurden, die immer Süddeutsche waren, desto stärker entwickelte sich der Partikularismus. Die Reformation gab ihm vollends die Weihe. Sie war norddeutsch und machte im Süden kirchliche Eroberungen, welche im Dreißigjährigen Kriege großenteils wieder verloren gingen. Die Einzelherrlichkeit ging aber auf Kosten des Ganzen triumphierend hervor. Sie fand ihre Fortsetzung, ja ihre höchste Steigerung durch den absoluten Staat, welchen Ludwig XIV. mit blendendem Erfolge in Frankreich einführte. Diese Blendung wirkte in unserem Vaterlande überwältigend. Jeder Fürst eines Stammes, oft nur eines Gaues in Deutschland, wollte ein Louis Quatorze sein, und die Vereinzelung stieg

zum Höchsten. Mitunter wohl auch zum Vorteile der einzelnen Kultur, denn um sich glänzend zu zeigen in ihrer Einzelherrlichkeit, widmeten manche Fürsten große Summen auf Kunst und Wissenschaft. Aber der Begriff eines einigen deutschen Staates und eines deutschen Patriotismus trat immer tiefer in Schatten.

Da kam der Eroberer Napoleon, da kam die Fremdherrschaft, da kam die Befreiung. In dieser Befreiung erst wurde der Begriff Deutschland wieder geboren, wurde der Wunsch geweckt, die deutschen Staaten in einen mächtigen deutschen Staat zu vereinigen.

Dieser Begriff und dieser Wunsch brachte es wohl zum „Deutschen Bunde“; aber die Grundideen des Deutschen Bundes wurden bald verleugnet von den Machthabern, namentlich von den großen, von Österreich und Preußen.

Österreich sperrte sich ab, Preußen reagierte inquisitorisch gegen die vaterländischen Freiheitsgedanken, welche als revolutionär verfolgt wurden.

Diese Gedanken hatten vor und in dem Freiheitskriege einen Mittelpunkt gefunden im Tugendbunde, und aus diesem Tugendbunde entsprang nach dem Freiheitskriege die Burschenschaft. Die Ermordung Kotzebues durch Ludwig Sand, welcher in Jena der Burschenschaft angehörte, und das Wartburgfest, wo die Burschenschafter des preußischen Ministers Kamptz Gendarmeriekodex und dem entsprechende Edikte verbrannten, hatten zur Folge, daß sich die preußische Reaktion mit voller Gewalt gegen die Burschenschaft wendete und sie zu einem Staatsverbrechen stempelte, welches zu jedem Amte unfähig machte und mit sechs Jahren Festung bestraft wurde.

Halle war eine preußische Universität, eine öffentliche Adresse der Burschenschaft konnte es also nicht geben. Wer dazu gehörte, trug nur zwei Farben, Schwarz und Rot; die dritte Farbe, das gelbe Gold, blieb weg. Komisch genug. Man wußte ja doch aus den zwei Farben, wen man vor

sich hatte. Aber es hieß: Dies bedeutet nur Neigung, nicht Wirklichkeit, eine eigentliche Burschenschaft ist nicht vorhanden. Und so war es auch; man bildete nur Kränzchen, nicht einen Kranz, der darum doppelt verfolgt wurde, weil er zusammenhing mit allen solchen schwarz-rot-goldenen Kränzen auf sämtlichen deutschen Universitäten. Gerade dieser allgemein deutsche Zusammenhang über die Partikularstaaten hinweg war der Regierung das wichtigste Moment, das gefährlichste, das revolutionäre.

Die Kriminalgerichte machten übrigens später nicht den geringsten Unterschied zwischen „Kränzchen" und vollen Burschenschaften. Dambach, der preußische Reim auf Hambach, wie man in den dreißiger Jahren den Großinquisitor in Berlin gegen die Burschenschaften nannte, dieser blasse, lächelnde Mann sagte in der Hausvogtei zu mir: „Kränzchen, Kranz und sonst was, das ist nach Faust ‚nichts als Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsbild', will sagen Burschenschaft".

War nun dieser patriotisch deutsche Gedanke in den Studenten zu jener Zeit wirklich lebendig? Auch in den jüngsten, in den sogenannten „Füchsen", wie ich einer war?

Ich möchte das nicht ohne weiteres bejahen. Wegen der Verfolgung war es wirklich ein Geheimbund, und die höchsten Ideen und Zwecke kamen nicht von selbst an die teilnehmende Masse, sondern waren wie ein Mysterium der älteren sogenannten „Haupthähne". Man erfuhr sie allmählich und unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Auf unmittelbare Betätigung war es übrigens nirgends abgesehen, nur auf mittelbare Verbreitung, auf Erziehung, auf eine geistige Propaganda.

Ich persönlich kam frühzeitig an jene „Haupthähne" und also zur Kenntnis der Mysterien. Man merkte mir den Eifer an, und ich hatte das Bedürfnis eines Inhalts für die neue Lebensepoche. Man sah auch bald, daß mir der Unter-

halt fehlte, und arme Teufel empfehlen sich dadurch für Verbindungszwecke, daß sie nichts zu verlieren haben, daß man sie also als Kanonenfutter in vordere Reihen schieben kann.

Ich besaß geradezu gar nichts. Durch Unterrichtgeben hatte ich mich die Gymnasialzeit hindurch erhalten, und für die Universitätszeit rechnete ich auf ein kleines Stipendium von meiner Vaterstadt Sprottau. Sie hatte mir's auch bewilligt, und ich erwartete es in Halle. Statt seiner kam ein Brief meines Vaters mit dem Nachweise, daß die Familie die erste Jahressumme absolut gebraucht habe; ich hätte mich ja immer selbst durchgebracht und würde dies jetzt in erhöhter Stellung noch leichter zuwege bringen als sonst. In erhöhter Stellung! Darin lag der schwere Irrtum, welcher mich anderthalb Jahre lang oft zum Hungerleiden verurteilt hat. Nicht um die Welt hätte ich als Student wieder Unterrichtsstunden gesucht. Dem sogenannten Studentenberufe wollte ich ganz und gar leben, leben als freier Mensch. Wohnung und Nahrung sollte sich finden, meinte ich, wie sie sich finden für die Lilien auf dem Felde, für die Vögel unter dem Himmel. Kollegien wurden von den Professoren „gestundet", das wußte ich. „Gestundet" heißt: die Bezahlung wird bis zu der Stunde verschoben, in welcher der Studiosus ein Amt antritt.

Mein Idealismus bestand darin, daß ich die Studentenwelt für eine freie Gemeinschaft hielt, welche in allen Dingen außerhalb der bürgerlichen Lebensbedingungen läge, und welche nun auch eine Art von Kommunismus zu ihren Eigenschaften zählte. Es war immerhin etwas Wahres daran, und ich war auch nach der Lektüre des obigen väterlichen Briefes nicht übermäßig besorgt. Das kleine Gartenzimmer draußen an der Saale, welches ich schon bezogen, mußte ich freilich aufgeben, denn bar Geld wie Miete stand nun gar nicht mehr in meinem Kalender. Wo also zunächst das Haupt hinlegen?

Dies bedenkend, ging ich den anderen Morgen die lange Strecke hinein in die Stadt, um das erste Kollegium, Exegese bei Wegscheider, Erklärung des Neuen Testamentes, zu hören. Halle ist eine weitausgedehnte Stadt und hat in seiner Mitte die „Salzkoten“, in denen von Halloren — einer slawischen Nachkommenschaft, sagt man — Salz bereitet wird. Es war Frühsommer, die Sonne schien prächtig, ich hatte Ruhe genug, um neugierig zu sein und mir im Vorübergehen diese weiten einsamen Plätze der Salzkoten zu betrachten. Ein in die Fremde verschlagener Hallor hatte mich in Sprottau Schwimmen gelehrt — die Halloren sind alle gute Schwimmer. Er hieß Vinediger, und als jemand kurz nach seiner Ankunft fragte: wo er denn her wäre, da hatte ein Schulkamerad weise geantwortet: Natürlich aus Venedig! Ich hatte aber bei dieser Gelegenheit erfahren, daß er aus Halle stammte. Mich heimelte es also an, dies Hallorentum, und über das Vinedig des Schulkameraden nachträglich vor mich hinlächelnd, trat ich auf dem Altmarkt hinaus. Da rief mich jemand an aus einem Fenster des ersten Stockes. Nicht mit Namen, sondern mit dem Worte „Fuchs“. Es war ein alter Student, welcher mir ansah, daß ich ein Neuling wäre. Natürlich hatte ich mir gleich eine schwarz-rote Mütze gekauft. Sie war von rotem Kattun, mit schwarzem Muster bedruckt, und kostete nur einige Groschen. Sie verkündete dem alten Studio da oben im ersten Stocke, daß ich zu seiner Fahne gehörte; er war ein verdienter Burschenschafter aus Pommern und ein gebildeter, seelensguter Kerl. Meine Antworten interessierten ihn, er lud mich ein, in sein Zimmer hinauf zu kommen, und ich stieg hinauf.

Um es kurz zu machen: Effeff — diese zwei F waren sein Spitzname — hatte sich den reinsten Idealismus des Studententums bewahrt, und bot mir Wohnung, Brot und Tabak an, als er meine Lage kennen gelernt. Ich zog selbigen Tages zu ihm und habe anderthalb Jahre glücklich bei

ihm gewohnt, seinen Tabak rauchend, sein Hausbrot essend, wenn sich im Laufe des Tages keine andere Nahrung für mich erschwingen ließ. Gesegnet sei dieser liebenswürdige, feinfühlende Pommer aus der Greifswalder Gegend, des bürgerlichen Namens Puchstein!

Wenn ich mir jetzt klar mache, was von den weiten Ideen der Burschenschaft denn wohl wahrhaftig lebendig in uns war und wurde, so muß ich sagen, das eigentlich politische Moment war uns von geringer, eigentlich von gar keiner Bedeutung. Zeitungen lasen wir gar nicht. Eine dunkle Sage tauchte zuweilen unter uns auf, daß ein deutscher Kaiser wieder erstehen müsse, und daß der König von Württemberg, welcher seinen Schwaben eine Verfassung gegeben, Kaiser werden könnte. Das war alles, was nach Politik schmeckte. Aber das gemeinsame deutsche Wesen war gründlich regsam unter uns. Wir verachteten die Landsmannschaften, in denen nur der Märker zum Märker, der Sachse zum Sachsen, der Westfale zum Westfalen stand. Je zahlreicher die Landsmannschaften unter uns vertreten waren, desto stolzer waren wir auf unsere reiche deutsche Landsmannschaft, und man suchte geflissentlich den Umgang mit den recht fern liegenden. Ich hatte eine Passion für das tiefste Niederdeutsch und suchte ihr Platt zu verstehen. Namentlich die Holsteiner imponierten mir. Sie mußten fünf Jahre studieren, so schwer waren ihre Examina, während wir uns mit drei Jahren begnügten. In Wahrheit zeichneten sie sich auch sichtlich aus durch reiche Kenntnisse, und ich hielt für notwendig, mir ihre spitzen st und sp anzugewöhnen. Es hat mir große Mühe gemacht, sie mir später in Schlesien wieder abzugewöhnen, da der Lehrer und Prediger in Schlesien mit dieser spitzen Aussprache nicht bestehen konnte. Die Sprache überhaupt stand uns bei dieser immer gegenwärtigen Mischung der Stämme fortwährend im Vordergrunde der Betrachtung und der Debatte.

Außerdem herrschte ein starker Ernst unter uns für die Wissenschaft und moralische Gesinnung. Der liederliche Verkehr mit Frauenzimmern war geradezu verpönt, und das bloße Saufen, Pauken und Renommieren der Landsmannschafter wurde höchlich gemißbilligt. Dabei waren wir doch keineswegs Pietisten, und weil wir uns durch Grundsätze sichergestellt wußten, waren wir flott und lustig auf unserer Kneipe und pflegten die edle Fechtkunst dergestalt, daß wir die besten Fechter der Universität stellten. Ja, im engen Kreise scherzten wir wohl auch über unsere strengen Grundsätze und behandelten uns wie einen Staat, der von seinen Untertanen viel verlangen muß, um etwas zu bekommen.

6.

Einem Holländer legt man immer die Äußerung über seinen ausgelassenen Sohn in den Mund: Jugend muß austoben. Nur wenn der Junge als Jüngling ausgetobt habe, werde er später ein solider Mann.

Auf diesen Holländer berufen sich viele Verteidiger des ausgelassenen Studentenlebens, und sie sagen herzhaft: Wer als Bruder Studio nicht frei und fröhlich getollt hat, der ist und bleibt ein Duckmäuser, und dem ist nicht zu trauen.

Jedenfalls galt noch vor einigen Jahrzehnten die Freiheit des deutschen Studenten für etwas höchst Schätzenswertes, ja geradezu für etwas Ideales.

Lief oder läuft da nicht viel Phrase mit unter? War oder ist diese gepriesene Frucht nicht hohl? Suchen wir die Beantwortung dieser Frage dadurch, daß wir jenes sogenannte herrliche Studentenleben einmal vom Morgen bis zum Abend, von einem Tage zum andern in all' seinen Einzelheiten betrachten.

Des Morgens war man einige Stunden wissenschaftlich beschäftigt. Dann ging man ins Kolleg, etwa drei Stunden

lang, vorzugsweise die Brotkollegia zu hören. Bei den Theologen gehört dahin die „Exegese", das ist Erklärung der Bibel, vorzugsweise des Neuen Testamentes — des Alten freilich auch — und Kirchen- und Dogmengeschichte. Ein philosophisches Kollegium, namentlich Logik, darf auch nicht fehlen, obwohl neun Zehnteile der Studenten keine Anlage haben zum theoretischen Philosophieren, und deshalb bei diesen abstrakten Vorträgen eine Zeitlang bedenklich leiden, bis das Naturell obsiegt über gute Vorsätze, und bis dann anmutige Zerstreutheit oder ein sanfter Schlaf Logik und Metaphysik beseitigt. Wenigstens war es so damals in Halle; der Logik lehrende Professor machte uns den Effekt, als ob wir im Sande wateten, und es ist nicht ermunternd, im Sande zu waten. Man sagt freilich, und Mephisto sagt es auch, der Geist werde da dressiert und in spanische Stiefel eingeschnürt, aber durchschnittlich entsteht keine Dressur. Es ist dasselbe Thema wie auf dem Gymnasium: dort ist Talent zum Lehren nötig, hier Talent zum Vortrage. Ein guter Vortrag ist ja darum gut, weil er gut lehrt, oder weckt, oder reizt. Unser philosophischer Professor reizte nur zum Schlafen.

Auch Wegscheider, der berühmte rationalistische Exeget, reizte durch seinen Vortrag nicht, aber er war nicht ohne Geist, und seine trockene Erklärung der Wunder weckte jegliche Aufmerksamkeit. Gesenius endlich, welcher Kirchengeschichte las, trug lebendig vor, und selbst die eintönigen Propheten des Alten Testamentes — er las auch alttestamentliche Exegese — behandelte er in einem so natürlichen Tone, daß man aufpaßte.

Das Verhalten der Studenten in den Hörsälen war durchwegs solid und ruhig, und der Grundcharakter war der eines stillen, gesammelten Zuhörens. Man schrieb auf quartförmig gebrochenen halben Bogen alles nach, was der Professor sprach, und daraus entstanden die sogenannten Kollegienhefte. Dies Nachschreiben hatte ein völliges System von Abkürzungen,

welches durch Tradition dem jungen Geschlechte, den „Füchsen“, überliefert wurde, und welche wohl die Grundlage geworden sind zu der später ausgebildeten Stenographie, zu der systematisch entwickelten Kunst des Schnellschreibens. Man war in kurzem so gewandt darin, daß man längere Sätze abkürzte und überhaupt so frei genug blieb, um unbefangen allen Nuancen des Sinnes zu folgen und die wohl vorkommenden heiteren Wendungen des Vortrages durch Lachen zu markieren. Dies Lachen war diskret und artete niemals aus. Bei den meisten Professoren waren auch diese sogenannten „Witze“ herkömmlich und kehrten alle Jahre wieder; man wartete geradezu auf sie. Das ist eben unvermeidlich, wenn derselbe Gelehrte alljährlich dasselbe Kollegium liest. Er versteinert darin, wenn er nicht ein stets strebsamer Geist ist, und auf diese Weise erstarren so viele Professoren und erwerben sich den Titel enger Pedanten. Ihre Aufgabe wird eng durch stete Wiederkehr, wenn ihre Triebkraft nicht darüber hinausdrängt.

So war man bis zur Mittagszeit mit lauter ernstem Studium beschäftigt, war Studiosus. Von da an wurde man Student im burschikosen Sinne des Wortes: man ging zu Tische, man ging auf den Fechtboden, man ging auf die Kneipe, man lebte. Nur die „Kamel“ gescholtenen Studiosi besuchten auch nachmittags bis in den Abend hinein Kollegia. Von den eigentlichen Studenten taten dies nur einige solide „alte Hähne“ unter uns, welche Feinschmecker waren für irgend eine Nebenwissenschaft. Solche gab es, besonders unter den Burschenschaftern, und sie erzählten uns dann wohl auf der Kneipe, was der besondere Professor da Besonderes vorgebracht und angeregt habe. Der Sinn für Wissenschaft war Grundgewässer.

Was das zu Tische gehen anbelangt nach erledigter Studienzeit am Vormittage, so war ich persönlich einem recht mißlichen Bettelorden verschrieben wegen gänzlichen Mangels an

Geldmitteln. Das Betteln selbst war meinem Charakter arg zuwider, es blieb also nur Mangel und Fasten übrig. Das mag einem Mönche zur Not bekommen, einem jungen Studenten bekommt es schlecht; Tabak und trockenes Brot meines braven Stubenburschen Effeff half einigermaßen, aber doch nur einigermaßen, und für einen Groschen rohen Schinken dazu gewinnen, war einige Male in der Woche meine bestimmte Absicht. Eine Fertigkeit aus dem Jugendleben in Sprottau kam mir dafür zu Hilfe. Im „Grünen Löwen" meines Onkels war ein Billard gewesen und war von mir redlich benutzt worden; ich war ein fester Billardspieler, und das verwertete ich in Halle, um den Schinkengroschen öfter zu erobern und die Fastentage jeweilig zu unterbrechen. Im Kaffeehause „Zum Roland" auf dem Hallischen Markte, in demselben „Roland", welchen Heine in einem Gedichte verspottet, fand sich alle Tage eine Billardpartie zusammen, welche „Boule" spielte — feinere Kenner schreiben „poule" — diese Gesellschaft besteuerte ich so oft, als meine Kasse den Einsatz von zwei Groschen leisten konnte, und dort gewann ich in ziemlicher Regelmäßigkeit meine Schinkengroschen.

Gestärkt eilte ich dann auf den Fechtboden. Das Klirren und Trampeln dort war mir eine prächtige Musik. In Glogau schon hatte ich von einem zur Festungsstrafe verurteilten alten Burschenschafter die Anfangsgründe der edlen Fechtkunst erlernt; in Schweidnitz, wo an freien Nachmittagen die große Klassenstube der Prima zu wilden Fechtübungen benutzt wurde, hatte ich Fortschritte darin gemacht, und jetzt meinte ich als Fuchs schon mit einiger Sicherheit auftreten zu können. Das mußte ich schwer büßen. Der alte Bursche, ein Pommer, welchem ich als einzuschlagender Fuchs zugeteilt wurde, nahm diesen Dilettantismus mißfällig auf, und bleute mich entsetzlich durch, wenn ihm der Ärger aufstieg. Oder richtiger: der vierschrötige Mann stammte offenbar vom nordischen Geschlechte der Berserker, von denen man erzählt,

daß eine unbezähmbare Wut über sie kommt während des Kampfes. Täglich kam diese Wut über den alten Knaben. Eine halbe Stunde schlug er ruhig, dann erwachte die Leidenschaft und wuchs und wuchs — ich wußte genau, das endigt mit einem Hiebe, der einen Ochsen totschlagen konnte, und dieser Hieb, gewöhnlich eine ellenlange Sekonde, ging über meinen Leib. Auch wenn ich sie zweimal, dreimal parierte, die Berserkerwut legte sich nicht, bis der Hieb saß, und endlich saß er doch. Wie ein Lazarus mit klaffenden Wunden bin ich damals monatelang herumgelaufen, das gehörte eben zum Kriegswesen des Studententums, und machte mich in der Tat gleichgültig gegen jedes drohende Schwirren und Sausen der Klinge.

Allerdings mag dies Fechtbodentreiben für manchen die Roheit steigern, welche in ihm nistet. Einige Mecklenburger zum Beispiel pflegten am Schlusse der Stunde ihre Hunde aufeinander zu hetzen und sich am Kampfe derselben zu ergötzen, sowie denn auch jeder Hund nur danach geschätzt wurde, ob und wie er scharf und tapfer jeden Streit aufnahm und führte. Aber der Sinn für Tapferkeit, welcher entschieden geweckt wurde, ist für den jungen Mann doch recht viel wert, und mich unterhielt auch die Betrachtung der äußerst verschiedenen Eigentümlichkeiten in den Charakteren, welche sich da wunderbar deutlich offenbarten. Der Gefahr gegenüber erscheint das innere Wesen jedes Menschen plötzlich nackt und unverhüllt. So war ein Fuchs neben mir, dessen Eigentümlichkeit uns allen zu schaffen machte. Er war auch ein Pommer, und klar oder unklar mußte man bei seinem Anblicke auf den Gedanken kommen: mit solchem Menschen ist kein Gesetz, kein Staat möglich, denn er respektierte gar keine Übereinkunft. Er respektierte sie nicht auch auf die Gefahr hin, für seine Nichtachtung totgeschlagen zu werden. Ist das ein Dickkopf! schrien alle. Er ging nämlich immer und immerfort, und durch nichts aufgehalten,

geradeein auf seinen Gegner los. Hieb für Hieb dieses Gegners mochte auf ihn fallen, er ging vorwärts, bis er Nase an Nase vor seinem Gegner stand. Der beste Fechter — „Schläger“ sagt man — wurde dadurch unmächtig, er mußte ihn mit der Faust zurückstoßen. Da waren alle Fechtregeln müßig, und wir sahen ein, daß eine Übereinkunft vorausgesetzt würde, und daß alle Kunst nichtig würde, wenn der andere diese Übereinkunft nicht anerkennt. Solche Menschen werden wohl furchtbare Helden oder furchtbare Verbrecher.

Der späte Nachmittag und der Abend gehörte der „Kneipe“. Die war in der guten Jahreszeit für die Burschenschaft immer jenseits der Saale, oder wie man zu sagen pflegte, jenseits der Loire in Passendorf, während des Winters in einem Wirtshause der Stadt. Der Ausdruck „Kneipe“ bezeichnete sehr viel. Er bedeutete unser Wirtshaus, einen Geselligkeitsraum, der nur uns gehörte, was man neuerer Zeit, den Engländern folgend „Klub“ genannt. Dort fand man zu jeder Tageszeit Mitglieder der Verbindung, und vom späten Nachmittage an sammelte sich dort die ganze Schar der wirklich teilnehmenden Verbindungsmitglieder, oft mehrere Hundert an Zahl, denn die Burschenschaft zählte damals, alle Mitläufer eingerechnet, gegen dreihundert.

Dort, besonders in Passendorf, war jener heitere und ernste Kameradenverkehr in Blüte, welchen man fröhliches und intimes Studentenleben nennt. Man gruppierte sich zu Gesprächen, gar oft zu sehr ernsten, wissenschaftlichen Gesprächen, man sonderte sich ab zu Erörterungen über Staatsangelegenheiten, will sagen über Angelegenheiten der Verbindung, man veranlaßte lustige Disputationen, denen alle geistreichen und witzigen Gesellen zudrängten, mit einem Worte, man lebte sorglos und fragte lächelnd beim Geschicke an: Wo flattern die unzähligen Bänder des Glückes, des Wissens, des Vermögens, nach denen der Mensch nur die Hand aus-

zustrecken braucht? Noch kürzer gesagt: Man war Student in des Wortes geselliger Bedeutung, sorglos, lustig und doch wißbegierig.

So kam der Abend, und nun scharte sich die Masse zusammen an langen Tischen; das Kommersieren begann, ein Vorsitzender dirigierte mit dem Ziegenhainer, dessen Schläge auf den Tisch die Anfänge und die Ordnung bezeichneten. Der Massengesang erhob sich wie rollender Donner, denn wenn einige Hundert junger Stimmen aufsteigen, getrieben und getragen vom Inhalte der Lieder, da gibt es einen gewitterhaften Klang. Enthusiasmus trägt und treibt da. Die jetzigen Männergesangvereine mögen von diesen Studentengesängen stammen, aber sie sind doch etwas ganz anderes. Der jetzige Männergesang bezweckt musikalische Kunst; für unsere Studentengesänge war die musikalische Kunst nur Begleitung, der Inhalt unserer Lieder war die Hauptsache. Welch einen Inhalt aber hatten wir auch! Einen prächtigen! Vaterland, Ehre, Freundschaft, Tapferkeit, Tüchtigkeit jeder Art waren seine Elemente, und die jungen Herzen machten sich begeistert Luft in diesen Gesängen. Das war ein Schwung, das war ein Leben voll glühender Beschaffenheit! Und dies war eine wesentliche Eigenschaft der Burschenschaft, und nur der Burschenschaft. Denn nur sie hatte Ideale, nur sie knüpfte an die deutschen Freiheitskriege, nur sie pflanzte sie fort, die großen Hoffnungen auf ein starkes, freies Deutschland, auf ein gründlich tüchtiges Geschlecht im Vaterlande. Für uns hatten die Körner, Arndt, Schenkendorf, Follenius ihre patriotischen Gesänge gedichtet, und wenn Schenkendorfs Lied: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu," wenn Arndts: „Das ganze Deutschland soll es sein, o Gott vom Himmel sieh darein," brausend emporstieg, da flog ein heiliger Schauer durch uns alle, da waren Hunderte von jungen Männern zweifellos bereit, Gut und Blut einzusetzen, da war ein echter, funkensprühender Enthu-

siasmus vorhanden, ein wirklich erhöhtes, poetisches Leben. Mit Entzücken denk' ich noch jetzt daran.

Endlich gehört denn auch noch zur Ausfüllung eines Studententages die Schilderung eines Duells, einer Paukerei, wie der Student sagt. Sie kam freilich nicht alle Tage vor, im Gegenteile: sie kam bei der Burschenschaft selten vor, denn sie wurde unter uns nur zugelassen, wenn ein Ehrengericht sie für zulässig erklärt hatte, und zwischen uns und den Landsmannschaftern herrschte Verruf. Man gab sich gegenseitig keine Satisfaktion. Nur von Zeit zu Zeit wurde der Janustempel geöffnet, damit aufgehäuftes böses Blut abfließe und der lang verhaltene Groll nicht in rohe Tätlichkeiten ausarte. Aber die Paukerei gehört doch notwendig zur Charakeristik des Studententums, und gerade damals, in meiner Fuchsperiode, war der Janustempel offen, und ich kam als Schleppfuchs sogleich an dieses Schauspiel. Schleppfuchs heißt nämlich der junge Student, welcher den „Paukapparat“, das ist sämtliches Duellgerät, zusammenschleppen muß. Der Student macht alles selbst, er dingt keine Lohndiener, er hat dasselbe Prinzip wie jedes stehende Heer.

Der Paukapparat bestand aus den Schlägern, den Paukhosen, den Handschuhen, den seidenen Tüchern und einem weichen Filzhute.

Der Schläger, an einigen Universitäten auch „Hieber“ genannt, ist ein scharf geschliffenes Schwert, entweder mit einem Metallkorbe zur Deckung der Hand oder mit einer „Glocke“ zu diesem Zwecke. Die Glocke ist eine flache Schale, golden aussehend bei den Burschenschaftern, welche Schwarz-Rot-Gold führen, silbern bei den Landsmannschaftern.

In Ost-, Mittel- und Norddeutschland herrschte der Glockenschläger. Nur Göttingen, stets apart und vornehm, machte eine Ausnahme: es hatte den Korbschläger, wie Heidelberg, Bonn und Würzburg. Würzburg hatte gemischten Komment; auch auf Stoß paukte man dort. Die Stichwaffe

— Stoßwaffe sagt man — herrschte sonst nur in Jena und Erlangen. Wunderlich genug in der Mitte Deutschlands, während man diese französische Waffe an der französischen Seite, in Bonn und Heidelberg, nicht führt. Vielleicht ist's altes Frankentum; denn Erlangen liegt mitten in Franken, und das thüringische Jena ist auch wohl von fränkischem Zusatze.

Unter heiligem Schauer tat ich meinen ersten Dienst als Schleppfuchs und sah zu, wie diese Gerätschaften verwendet wurden. Die Paukhose war eine neue Mode; sie ist ein wattierter Schurz, welcher Unterleib und Schenkel bedeckt. Hiebe in die Beine hießen Sauhiebe und waren unanständig. Die seidenen Tücher werden um Hals und Arm gebunden, um die Pulsader zu schützen, und das Hemd — man schlägt sich im bloßen Hemde, sogar ohne Hosenträger — das Hemd wurde unter der Achselhöhle naß gemacht, damit auch dort die große Ader nicht leicht durchhauen werden könnte, denn feuchtes Leinen hemmt die Schwertesschärfe. Der weiche Filzhut schwächt ebenfalls den scharfen Hieb, und die großen Fechthandschuhe decken den Unterarm.

Nur gesteigerte Forderung „ohne Hut und Binde“ und in Ballhandschuhen entfernt diese Schutzmittel. „Binde“ ist die alte Bezeichnung trotz der Paukhose, welche statt der früheren Lederbinde um den Unterleib eingeführt worden.

Sind die „Paukanten“ unter großer Stille in verschiedenen Zimmern gerüstet, so treten sie, von Sekundanten und Zeugen begleitet, in die Paukstube. Sie sehen schauerlich aus. Die beiden Sekundanten stecken nun den Kampfplatz ab. Der eine legt sich mit seinem Rappier aus, so lang er kann; die Spitze seines Rappiers muß die Brust des Gegensekundanten erreichen, und mit Kreide wird da, wo der rückwärtige Fuß des sich Auslegenden steht und wo die Füße des anderen Sekundanten stehen, je ein Strich gemacht. Dies ist die Mensur. Weicht ein „Paukant“ dergestalt hinter die Mensur, daß der Gegner auf dieselbe tritt, so heißt der

Weichende „gechaßt“, und das bezeichnet Feigheit. In Halle kam das nicht leicht vor, weil dort „voltiert“ wurde. Man bewegte sich im Kreise und wechselte so die Mensur. Dort hatte es also keine Bedeutung, auf die Mensur des anderen zu kommen. Das „Chassen“ tritt nur ein, wenn der eine direkt so weit hinter seine Mensur entweicht.

Sechs Mann stehen nun auf der Mensur, wenn die Handlung beginnt, drei auf jeder Seite: der Paukant, zu seiner Linken der Sekundant mit dem Rappier, welcher ihm auf dieser Seite den Unterkörper vor Sauhieben decken soll, zu seiner Rechten der Zeuge, welcher den Schläger in der Hand hält. Der unparteiische Zeuge, also die siebente offizielle Person, steht beiseite dazwischen. Kurze Pause. Dann kommandiert der Sekundant: „Auf die Mensur! Ergreift die Waffen!“ — Die Zeugen überreichen den Paukanten die Schläger. „Legt euch aus!“ — Dies geschieht, und die beiden Zeugen treten zurück. — „Los!“ oder „X. haut aus!“ Dies ist an verschiedenen Universitäten verschieden, und nun beginnt der Kampf. Der Sekundant bleibt hart an der Seite seines Paukanten, und wenn er geschickt ist, so deckt er ihn an der linken Seite mehr als er soll, nicht bloß unten, sondern auch oben, solange es der Gegensekundant duldet. Auf scharfe Rede und scharfes Wesen des Sekundanten kommt sehr viel an; er hat die „Paukerei“ in der Hand. Denn er entscheidet auch durch sein „Halt“ das Ende eines Ganges. Auf eine gewisse Anzahl von Gängen nämlich lautet die Forderung, und ein Gang soll nur aus sein, wenn ein Hieb „gesessen“ hat, das heißt, wenn der Gegner getroffen worden ist. Mit diesem „Halt!“ springt der Sekundant ein und hemmt mit seinem Rappier den Schläger des Gegners: er bindet ihm die Klinge, wie der technische Ausdruck lautet. Gewöhnlich widerspricht der Gegensekundant, falls kein fließendes Blut gesehen wird, und der Wortstreit lärmt zwischen den Sekundanten, wie zwischen den Helden Homers, bis der Un-

parteiische entscheidet. Oft stumm nur dadurch, daß er einen Kreidestrich an die Wand macht. Jeder solche Strich bedeutet einen Gang.

Ich war in fieberhafter Aufregung, als ich das Klirren und Poltern der ersten Gänge, das Voltieren und das Schreien der Sekundanten vernahm, und als unser Sekundant nach dem dritten Gange rückwärts zu uns flüsterte: „Unausstehlich! Unser Kerl geht nicht drauf!“ — da meinte ich in einen Abgrund zu sehen. Ich hatte geglaubt, das sei toll genug; und jetzt sagte der: Es genügt nicht! Sein Wort war aber zentnerschwer, er war unser bester Schläger, der erste Schläger auf der ganzen Universität, ein langer, blasser, schwarzhaariger Westfale, im Umgange ein ungemein sanfter Mann, ein Theologe obenein. Später hat er in Westfalen als Geistlicher zur frommen Partei gehört.

Die Beschäftigung bringt eben wunderliche Resultate zum Vorschein: damals focht er täglich und trieb es zur Virtuosität, später predigte er viel, und brauchte allmählich dazu einen virtuosen Inhalt.

Dies Waffenspiel um Wunden und Tod machte mir einen starken Eindruck, es steigerte mir das Studententum zu einer verzweifelt ernsten Bedeutung, denn ich erlebte bald nach dieser ersten Hiebpaukerei eine Paukerei auf Stoßwaffen, welche einen tödlichen Ausgang hatte.

Die ländliche Erziehung in meiner Vaterstadt nämlich hatte mich mit Pferd und Wagen vertraut gemacht; ich war deshalb Kutscher geworden für eine Anzahl Studenten, welche aus Braunschweig, Hamburg, Mecklenburg über Halle nach Jena reisten. Es wurde ein Einspänner ohne Kutscher gemietet; ich fuhr, blieb einige Tage in Jena und brachte dann das Gefährt wieder nach Halle zurück. So kam ich in die anmutige Welt der kleinen Universitätsstadt im Saaltale. Äußerst behaglich sprach mich hier in Jena alles an. Die hübsche Landschaft und das ganz andere Studentenleben hier,

welches gleichsam familienhaft mit der ganzen Stadt verbunden war. Die Stadt schien nur für den Studenten vorhanden, und wie ein heutiges allerliebstes Mittelalter gemahnte mich das Treiben. Der Student trug sein leichtes Stoßrappier in der Kollegienmappe mit sich herum, und auf dem Markte stellten sich die Paare einander gegenüber zu Fechtübungen. Keinem Menschen fiel das auf, es gehörte zum Alltagsleben. Dazu das süddeutsche Element, welches mich zum ersten Male wohltuend anwehte, manchem Lüftchen ähnlich aus meiner schlesischen Heimat! Jena selbst ist noch nicht süddeutsch, aber es grenzt nahe daran, und über den Wald herüber aus Franken kamen damals zahlreiche fränkische Studenten, besonders aus Erlangen. Mit solchen wurde ich bekannt in dem historisch geweihten Burgkeller, von welchem das Wartburgfest ausgegangen war und der ganze Ursprung der Burschenschaft. Wie wohl gefielen mir diese so einfach natürlichen Franken, dies kernige, gesunde Wesen, welches künstliche Rede und Tagesmode nicht kannte und lächelnd nicht kennen wollte. Ein solcher Franke nahm mich mit hinaus auf die Wöllnitzer Berge, wo eine Paukerei stattfinden sollte, eine Paukerei, welche völlig verschieden war von dem Toben auf der Halleschen Stube.

Im Freien fand sie statt auf einem der vielen spitzen Hügel, welche das Saaltal hier einschließen und welche eine liebliche Aussicht bieten. Das Geräusch des Duells war hier so gering in freier Luft und die Gefahr doch so groß, viel größer als auf unserer Stube. Ein sogenannter „Lungenfuchser“, ein Stich in die Lunge, ist so rasch, so unscheinbar angebracht, der Unkundige bemerkt ihn gar nicht, und — der Tod springt wie ein grimmiges Raubtier dem Getroffenen auf die Schulter.

Ich war kaum nach Halle zurückgekehrt, da stürzte einer von meinen neuen Bekannten aus Jena in unser Zimmer. Hastig und ganz verstört. Den Tag nach meiner Abreise

hatte er auf demselben Wöllnitzer Hügel das Unglück gehabt, einen solchen „Lungenfuchser“ auszuteilen. Der Getroffene war tot, der Sieger auf der Flucht, der Steckbrief ihm auf der Ferse, wir sollten und wollten ihm forthelfen. Er wollte nach Amerika, und nur ein Paß fehlte, ein Paß mußte ihm verschafft werden.

Wie fingen wir das an? Jeder Student hatte eine Karte, welche ihn als Studenten ausweist. Sie ist auch nötig, wenn der Student einen Reisepaß haben will. Einer von uns gab seine Karte her für den Flüchtling, und wir geleiteten ihn zum Gerichtshause, denn der Paß mußte wegen des einzuschreibenden Signalements persönlich geholt werden. Die Gefahr bestand nun darin, daß sein Steckbrief schon vorläge und daß er erkannt würde. An jeder Straßenecke blieb einer von uns zurück. Als Wegweiser, wenn er fliehen müßte. Falls man ihn festhalten wollte nämlich, sollte er sich losreißen.

Es dauerte eine Viertelstunde. Diese Viertelstunde Spannung erschien uns wie eine Ewigkeit, und wir waren so gesteigert, daß wir den Rektor selbst niedergeschlagen hätten, wenn er aufhaltend in den Weg getreten wäre. Polizeiliche Hindernisse galten dem Studenten für feindliche Anmaßung; ihre Bekämpfung galt für ein Verdienst. Wir stammten offenbar aus dem Mittelalter.

Er wurde nicht erkannt, und wir spedierten ihn glücklich nach Hamburg, wo er sich einschiffen sollte.

Nun kommt die Romantik. Dieser unglückliche Sieger war ein Poet; er hatte schon ein Trauerspiel geschrieben, er hatte bereits einen jungen literarischen Namen. Diesen verlor er nun aber für immer, denn er mußte jetzt auf den neuen Namen seines Passes weiterleben. So lange wenigstens, als er auf deutschem Boden war. Und ich habe die Überzeugung, daß er sich nicht eingeschifft hat, sondern auf deutschem Boden geblieben ist. Jener Paßname ist

später ein bekannter Schriftstellername geworden — ich werde mich hüten, ihn zu nennen. Denn ich bin nicht mehr Student und respektiere die Polizei.

7.

Es war der gefürchtete „deutsche Stoß“, welcher das letzte Unglück auf den Wöllnitzer Bergen herbeigeführt. Der Stoßdegen und die Stichwaffe sind bekanntlich in Frankreich zu Hause, und wenn sie leicht gehandhabt werden, gelten sie auch für eine leichte Duellwaffe. Unter allen Umständen bieten sie eine zierlichere Fechtweise als die Hiebwaffe, und obwohl ich persönlich die letztere handhaben gelernt, empfehle ich sie allen denen, welche die Gewandtheit des Körpers durchs Fechten ausbilden wollen. Namentlich Schauspielern. In Jena war sie auch in leichter französischer Form einheimisch; aber die Erlanger Studenten brachten damals die deutsche Form in Übung, den festen, nachdrücklichen Stoß, welcher geradeaus zum Ziele dringt, und ein gefährliches Ende macht. Man stritt damals viel darüber, ob man sich nicht dagegen auflehnen sollte. Jener tödliche „Lungenfuchser“ bot Anlaß genug zu solchem Streite.

Und zum Streite über das Duell überhaupt! rufen hundert Leser. Nicht wahr? Diese Roheit aus der Welt zu schaffen, welche als Genugtuung so nichtig, als Urteil und Entscheidung so unwahr, das wäre doch endlich an der Zeit. Namentlich in *unserer* Zeit, welche nüchtern, vernünftig, praktisch sich überall befreit von überlebten Formen, überlebt, weil ein ganz anderer Inhalt Gesellschaft und Staat durchdringt. Wenn das nur so leicht wäre! All' diese Gebräuche sind ja nichts Zufälliges, sondern beruhen auf einer tiefen Notwendigkeit. Es ist so natürlich, gegen das Duell zu eifern! Und doch erinnert mich dies Eifern immer an Jean Pauls

Mittel gegen Zahnschmerz. Hundert Mittel — sagt er — gibt's gegen den Zahnschmerz, aber keines hilft.

Das Duell ist ein Auskunftsmittel, weiter nichts. Aber ein solches ist es, und das braucht man. Freilich ein blutiges und ein gefährliches. Wüßten wir nur ein anderes, das nicht blutig und gefährlich wäre! Die bloße Abschaffung gelingt in Ewigkeit nicht, solange nicht ein Ersatz geboten werden kann, und Ehrengerichte wie Ausgleichsgerichte — übrigens sehr wertvolle Einrichtungen — brauchen es immer als letzte Instanz und verlieren sofort ihre Macht, wenn sie diese letzte Instanz streichen wollen. „Wir tragen jeder unsern Hundsfott im Leibe," hat einmal der alte Blücher gesagt. Diesen „Hundsfott" beizeiten zu knebeln, ist das Duell in jungen Jahren ein probates Mittel. Ich sage probat aus eigener Erfahrung. Das erste Duell beengte mir die Nerven recht unbehaglich, und ich mußte mich moralisch zur Herzhaftigkeit zwingen. Das gelang; später bedurfte es einer geringeren Anstrengung, allmählich bedurfte es gar keiner mehr. Dabei bin ich indessen immer der Meinung gewesen und bin es noch: die verschärften Duelle, selbst die Pistolenduelle, taugen nicht für die Universität. Der alte einfache Stil mit mannigfachen Schutzmitteln ist dem Zwecke entsprechend, und das Pistolenduell schließt die persönliche Behendigkeit aus, welche der Student sich aneignen soll.

Von all diesen Zweifeln und Fragen wußte ich damals nichts, nicht das mindeste. Die Studentenwelt war mir ein Staat, der über aller Frage, über allem Zweifel thronte. Ein privilegierter Staat. Wie der hohe Adel seine Privilegien als etwas Selbstverständliches ansieht, so fühlten wir uns als privilegierte junge Herren der Welt. Es war eine prächtige Illusion, war eine volle Poesie. Sie hatte noch das vor dem hohen Adel voraus, daß sie nicht auf dem Zufalle der Geburt ruhte, sondern auf den erworbenen Kenntnissen, welche allein zur „Matrikel" befähigten. Matrikel ist

das Dokument, welches zum Studenten stempelt, also der erworbene Adelsbrief. Unsere Poesie hatte ferner den Grundgedanken voraus, daß wir unsere Herrlichkeit für jedermann zugänglich hielten, für jedermann erreichbar. Wer genug erlernt, um das Abiturientenexamen zu machen, der kann Student werden, der ist ein ebenbürtiger Genosse.

Mein Schulfreund aus Glogau, in dessen elterlichem Hause ich jahrelang wie ein Adoptivsohn gelebt, kam gleich im ersten Sommer nach Halle und brachte Geld in Fülle zu einer Reise. Wir wanderten in die sonnige Welt hinaus, zunächst nach Thüringen. Wie aber wanderten wir! Wie Götter. Das will sagen: unsere Brust war so voll von Zuversicht, daß uns die ganze Welt gehörte, daß wir uns alles erlauben dürften, daß wir eben in des Wortes vollster Bedeutung Studenten wären, die privilegierten Herren der Welt.

Ja ein tüchtig Stück Mittelalter steckte fest im Studententume, geradezu ein Stück vom Raubrittertume. Götz von Berlichingen wäre unser Held gewesen, wenn wir ihn gekannt hätten. Wir kannten ihn nicht; wir waren literarische Barbaren. Goethe lebte noch in Weimar, er lebte noch sechs Jahre, und zwar in unserer Nähe. Wir aufgeblasenen Bursche fragten nicht nach ihm und fragten nicht nach Weimar. In den Wald hinauf, wie man die thüringischen Berge nennt, welche hier Nord- und Süddeutschland scheiden, in den grünen Wald trachteten wir. Um schöne Landschaft war es uns zu tun, nicht um berühmte Menschen. Und doch stolperten wir zufällig über sie. Im westlichen Teile dieser mit Laubholz bedeckten, weichgeformten Hügel — nach süddeutschen Begriffen sind es doch nur Hügel — ist ein kleines, anmutiges Tal, Wilhelmstal geheißen, zu einer ländlichen Sommerresidenz benutzt worden für die weimarschen Fürsten. Der Weg von hier nach der Wartburg hinüber gehört zu den schönsten Partien dieses Waldgebirges, und diesen Weg suchten wir. Neugierig schlenderten wir durch die parkartigen Anlagen

Wilhelmstals und schritten auf ein paar Zelte zu, welche auf einer Wiese standen. Da stürzten zwei riesengroße Hunde uns entgegen mit wildem Gebell und unter allen Zeichen eines ernsthaften Angriffes. Wir verteidigten uns mit unseren Ziegenhainern und schrien wohl auch fluchend in unserer Bedrängnis. Kurz, beide Zelte öffneten sich, und aus jedem trat ein Mann. Der eine war klein und mit leichter Sommerjacke bekleidet, der andere war groß und trug einen Überrock. Der Kleine pfiff, der Große rief, und die Hunde ließen ab von uns. Statt zu danken für die Rettung; schalten wir wohl weiter über solche Hundewirtschaft, welche friedliche Wanderer bedrohte, und schritten fürbaß. „Der Kleine hat auch noch gelacht!" sagte mein Adoptivbruder grollend, und als wir nicht weit von den Zelten einen arbeitenden Gärtner begegneten, gaben wir diesem schuldlosen Manne unseren Unwillen zu erkennen. Er sah uns ernsthaft an und sagte gelassen: „Das sind die großen Hunde Sr. Durchlaucht gewesen, und der Herr Herzog selbst mit dem Herrn Geheimrate hat Sie errettet, denn mit den vornehmen Beestern ist nicht zu spaßen."

Der Herr Geheimrat war Goethe und der Herr Herzog war Karl August gewesen.

Das machte uns gar keinen Eindruck. Wir hatten noch kein Maß für bevorzugte Menschen; wir fühlten uns als Studenten selbst bevorzugt vor aller Welt.

Unser Weg ging nach Kassel. Dort sollte ein Lustschloß liegen, ebenfalls nach einem Wilhelm benannt, welches erstaunliche Herrlichkeiten darböte. Dies ist die Wilhelmshöhe, das Versailles der hessischen Kurfürsten.

Wir wanderten durch die Pappelallee eine Stunde lang von Kassel hinaus nach diesen Hügeln, auf denen schloßartige Gebäude stehen, von reichen Baumgruppen eingerahmt. Ein steiler Waldhügel steigt auf von dem Plateau, welches die Schlösser trägt, und auf der Spitze dieses Waldhügels steht

eine kolossale Statue, ein Herkules. Von da herab brausen die Wasser, welche Sonntags losgelassen wurden, und unten zwischen den Schlössern öffnete sich mit einem Kanonenschlage die Riesenfontaine, welche höher als die Schlösser einen mannsstarken Strahl in die Lüfte schleudert.

Diese Sonntage waren das einzige Populäre, welches die Kasseler Herrschaft aufzuweisen hatte, und von nah und fern strömten die Menschen herbei, um die Wasser springen zu sehen. Ganz so, wie jetzt noch Sonntags die Pariser nach Versailles fahren, wenn die Journale Samstags ankündigen: „Morgen springen die Wasser in Versailles!“

Das war bekannt in ganz Mitteldeutschland, und wir hatten unsere Reise so sorgfältig eingerichtet, daß wir Samstags in Kassel, Sonntags in Wilhelmshöhe wären. Politische Gedanken lagen uns ferne, und wir hörten gleichgültig zu, als unterwegs in einem Wirtshause ein Weinreisender erzählte: Schiller habe in seinem Trauerspiele „Kabale und Liebe“ Kassel und den dortigen Hof gezeichnet, und der Menschenverkauf nach Amerika, welchen der Kammerdiener in diesem Stücke brandmarkt, sei in Kassel geschehen, weshalb denn auch dieses Stück dort nie aufgeführt werden dürfte.

Es lagen noch vier Jahre zwischen damals und der Juli-Revolution; der Wiener Friede war wie Mohnsaft auf die deutsche Welt geträufelt, und wenn man auch der damaligen Burschenschaft politische Ziele nachsagt, so ist dies nur ideal zu verstehen. Unser ideales Ziel eines deutschen Reiches nahm wenig Notiz von den politischen Einzelheiten des damaligen Tages.

Das Soldatenwesen, welches sich da zwischen den Schlössern auf Wilhelmshöhe entwickelte, war uns zudem aus der preußischen Heimat geläufig. Die Soldaten waren auch gerade so gekleidet wie die preußischen und marschierten in Parade gerade so vor dem Kurfürsten, der auf der Schloßtreppe stand, linealmäßig vorüber, wie wir's gewohnt waren.

Ein blutjunger kleiner Leutnant, welcher den Zug führte, hatte das Unglück, beim Salutieren mit dem Degen gegen den Kurfürsten diesen Degen aus der Hand fallen zu lassen, und er hatte kaum Zeit, ihn aufzuheben, denn das marschierende Lineal hielt nicht inne, und hätte ihn erbarmungslos niedermarschiert, wenn er mit dem Aufheben nicht fertig geworden wäre.

Dieser Vorfall oder Unfall war das wichtige Ereignis des Tages. Überall hörten wir ihn besprechen; der arme Leutnant galt für verloren, denn so was vergäbe der Kurfürst nicht.

Dies charakterisiert jene Zeit. Der Kurfürst, ein mittelgroßer beleibter Herr, sah auch wirklich unwirsch aus, als er nun über den freien Plan hinüberschritt zu einer hohen, stattlichen Frau, welche ihn auf der Treppe des anderen Schlosses erwartete. Es war die Gräfin Reichenbach, die Geliebte des Kurfürsten. Seine vernachlässigte Gemahlin war eine preußische Prinzessin, ich glaube eine Schwester des regierenden Königs von Preußen. Sie war als Märtyrerin verehrt, und man erzählte von dringenden Vorstellungen, welche von Berlin aus dem Kurfürsten gemacht wurden gegen so unwürdige Behandlung der Kurfürstin; man setzte aber hinzu, daß diese Vorstellungen ganz wirkungslos blieben, obwohl sie von einem mächtigen Staate ausgingen. Der Gebieter des Kleinstaates fühle sich um kein Haar weniger souverän als ein mächtiger König, und lasse sich nichts dreinreden in sein herrschsames Leben. Besonders ein hessischer Kurfürst sei ganz unzugänglich in seiner eigenwilligen Machtvollkommenheit. Sie hatten alle einen starken Willenskern, diese hessischen Kurfürsten.

Das Kasseler Hoftheater war denn auch bis in die neueste Zeit das Theater strengster Zensur. Die populärsten Stücke durften dort nicht gegeben werden, weil dieser oder jener unscheinbare Zug Serenissimo mißfallen könnte. Es war

eine Aufgabe für die Phantasie, solche unscheinbare Züge zu entdecken, wenn ein neues Stück erschien. „Der geheime Agent“ zum Beispiele galt für unehrerbietig und wurde vom Kasseler Repertoire ausgeschlossen. Da kam der regierende Kurfürst einmal nach Wien, und ich hatte die Naivität, ihm dies Stück vorzuführen auf dem Burgtheater. Da er's nicht kennt, meinte ich, wird es ihn besser unterhalten als ein anderes. Und ich hatte es getroffen! Ärgerlich hat er seinen Adjutanten gefragt, warum denn dies Stück in Kassel nicht gegeben würde?! Und bei seiner Heimkehr wurde es gegeben. — Die Furcht ist eben die Seele der Zensur und verbietet mehr als nötig ist.

Aus diesem hessischen Kurfürstentume, welches heute als souveränes Fürstentum verschwunden ist, wanderten wir nördlich in ein Königreich, welches heute ebenfalls seinen Titel verloren hat, ins Königreich Hannover.

Hannöverisch-Minden war unsere nächste Station, oder vielmehr der Mindener Wald war es. Da geschieht etwas, was uns interessierte: zwei Flüsse begegnen sich da, umarmen sich und ziehen in der Umarmung weiter, ein neues Wesen. Weser heißen sie von da an, wo die Fulda und die Werra zusammengeflossen sind, und sie wandeln langsam nach Bremen hinab und in die Nordsee. Diese Umarmung betrachteten wir aufmerksam im Mindener Walde, denn unser geographisches Interesse war lebhafter als unser politisches.

Das Göttinger Land, in welches wir dann einzogen, war uns auch viel wichtiger als das Königreich Hannover, zu welchem es gehörte. Der Name Göttingen hatte eine Bedeutung für uns, die Bedeutung einer aristokratischen Universität. Hier war immer ein vornehmes wissenschaftliches Leben gewesen, und zwar nicht bloß darum, weil alle jungen Fürsten hier zu studieren pflegten und alle adeligen Sprößlinge, welche Diplomaten werden sollten. Nicht bloß darum; auch die Professoren hatten etwas Vornehmes. Von Leibniz

her, welcher in Hannover die wissenschaftliche Bildung der Welt in großem Stile vor Augen hatte und zu leiten suchte, war es Göttinger Stil geworden: nur die größten Kapazitäten auf den Katheder zu berufen. Namentlich Jurisprudenz und Philologie hatten hier lange ihre stolzesten Vertreter, und es war ein ganz entsprechendes Ereignis, als in den dreißiger Jahren hier sieben Professoren auftraten gegen den Verfassungsbruch des Königs Ernst August, und als sie wie Römer stolz ins Exil wanderten, den sittlich strengen Dahlmann an der Spitze. Auch die vornehmste Literaturzeitung, die „Göttinger Anzeigen", eine echte Universitätszeitung, kam von hier. Sie war das Obertribunal für alle Gelehrte; eine Kritik in den „Göttinger Anzeigen" war ein Orden für jeden gelehrten Schriftsteller. Die Hallesche und Leipziger Literaturzeitung wurden neben ihr wie redselige Parvenus angesehen. Sie sind alle dahin! Die moderne Zeitung hat alles verschlungen, oder um höflicher zu sprechen, hat alles in sich aufgenommen. Wer lacht da? Ein Gelehrter, welcher die große Wandlung in unserem Leben anklagt, welcher die jetzige Welt gefälliger Oberflächlichkeit zeiht, und den Untergang der Gelehrtenherrschaft beweint. Umsonst entgegnet man ihm: Aber die Naturwissenschaft herrscht ja wie niemals! Auch dazu zuckt er die Achseln und sagt: Stofflicher und nur stofflicher Kram, brutale Tatsache bloß mit kurzer Folgerung bis zur nächsten Ecke, nicht aber höhere Bildung! Das nächste Jahrhundert wird geringschätzig auf unsere Zeit blicken; denn alsdann werden unsere stofflichen Entdeckungen weit überholt sein; man wird die gedankenarmen Anfänge als etwas Selbstverständliches kaum noch beachten und wird ausrufen: Das achtzehnte Jahrhundert mit Voltaire und Kant war ja viel größer als das neunzehnte mit seinen bloßen Notizen!

So spricht heute ein Gelehrter aus der alten Göttinger Zeit.

Wir jungen Burschenschafter waren ganz betroffen von diesem Universitätsleben in Göttingen. Das war total anders,

als wir es kannten. Eine Burschenschaft gab's hier gar nicht, und bei näherem Zusehen fanden wir das ganz begreiflich. Die Burschenschaft wächst aus demokratischem Boden. Hier war alles aristokratisch. Nicht einmal Landsmannschaften traten hier zusammen, sondern alles sonderte sich in kleinere exklusive Kreise. Klubs hießen sie. Wohl nach englischem Muster, wie denn überhaupt das regierende Welfenhaus, damals auch in England auf dem Throne, mannigfaltige Formen und Gebräuche englischen Wesens in Hannover veranlaßt hatte. Wir hätten im Gasthofe einkehren müssen, etwas Unerhörtes bei der studentischen Gastfreundschaft anderswo, wenn uns nicht ein alter Burschenschafter, der hier sein letztes Halbjahr studierend verbrachte, begegnet wäre. Staunend hörten wir seine Schilderungen dieser von uns so verschiedenen Studentenwelt. Der Verkehr unter den Studenten war äußerst kühl, und im Übelnehmen äußerst empfindlich. Letzteres, das ausgesuchte Übelnehmen, ist überhaupt im nördlichen Norddeutschland zu Hause. Daher Paukereien hier in Fülle. Es gab eine eigene Klasse von Anekdoten, welche fein malitiöse Veranlassung zur Herausforderung — zum „Kontrahieren" lautete der technische Ausdruck — schilderten. Auf den entgegengesetzten Seiten der Straße zum Beispiele gehen zwei aneinander vorüber, die ganze Breite der Straße liegt zwischen ihnen, sie haben aber etwas gegeneinander und wollen eine Veranlassung zum Ausbruch ihres Grolls. Sie bleiben also stehen, und der eine ruft zum andern hinüber: Sie haben mich „gerempelt" (gestoßen)! — Das weiß ich wohl! entgegnet dieser — und so haben sie „kontrahiert" und begegnen sich anderen Tages auf der „Mensur". Der „Sie-Komment" gehört natürlich dazu; unser brüderliches Du wäre hier grobe Beleidigung gewesen.

Heine hat bekanntlich eine Zeitlang in Göttingen Jura studiert und promoviert. Von hier ist er nach Langensalza gefahren und hat sich taufen lassen. Ein tiefer Grundton

seiner witzigen Malice entspricht dem Göttinger Tone, welcher mich damals so überraschte. Es waren etwa fünf Jahre her, daß er hier umhergewandelt war.

Die vornehm strenge Gelehrsamkeit Göttingens war übrigens, wie ich in reiferen Jahren bemerkt habe, dem ganzen Bildungswesen der hannoverschen Lande tief entsprechend. Es gibt kaum irgendwo eine so gründliche Kultur unter den Gebildeten, eine so feine Ausbildung in Kenntnis und Geschmack wie hier. Der kleine Detmold aus Hannover selbst war ein rechter Typus dafür. Er stammte schriftstellerisch in gerader Linie von Lichtenberg, welcher seine jetzt vergessenen Satiren auch in Göttingen schrieb, und es ist recht schade, daß seine kleinen Broschüren über Kunstkennerschaft nicht gesammelt vorliegen in einem Bande. Sie sind von klassischer Malice. Im ersten deutschen Parlamente setzte er sich aus Malice gegen die Übertreibungen auf die äußerste Rechte, ja er trat aus blanker Malice in das letzte Reichsministerium, von welchem niemand so gut als er wußte, daß es nur noch ein Puppenspiel aufzuführen hatte. „Denn alles was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht," sagte er lächelnd mit seinem hohen Tenor, als ich ihn damals um seine wunderlichen Gründe fragte, und sein geistvolles Auge zwinkerte dazu, sein breiter Mund verzog sich zum Mephisto-Winkel. Ein Stück Hamlet-Natur ist an unsern Nordseeküsten geradeso zu Hause, wie an der englischen Küste.

Von alledem gab mir Göttingen damals nur eine Ahnung; aber doch eine Ahnung, und diese verdarb mir ein wenig die Reise durch den Harz, welche wir von Göttingen aus antraten. Dieses waldige Hügelland, welches man in Norddeutschland das Harzgebirge nennt, und welches allerdings ein landschaftlicher Segen ist für die Flächen und Haiden nach der deutschen See hinab, genügte uns nicht. Unser heimatliches Hochland, mit noch größerer Überhebung Riesengebirge geheißen, galt uns für stattlicher, und wir stiegen

göttingisch hochmütig die Hügelketten hinab, welche sich nach Thüringen hinuntersenken.

Da kamen wir in ein flaches Tal und erfuhren: hier lägen die niedersächsischen Kaiser begraben, welche ihre Pfalzen oben im Harze gehabt. Diese einzige norddeutsche Kaiserreihe hatte uns da oben schon beschäftigt; wir waren in Goslar herumgekrochen und hatten nach Räumlichkeiten gesucht für die damaligen Reichstage; wir hatten gefragt, wo der erste Heinrich, ein starker, schöpferischer Mann, beim Vogelfang gesessen, als man ihm die Krone gebracht. Wunderliches Schicksal, daß deshalb ein Mann von solcher Bedeutung durch alle Jahrhunderte hindurch den unbedeutenden Beinamen: „der Finkler“ mit sich schleppen muß! Jetzt suchten wir neugierig in Memmleben die Gruft dieser gewaltigen Herren. Nichts! Nichts! Alles zerbröckelt, verwischt in diesem kleinen Ackerbauflecken Memmleben. An den Ecken dieses flachen Tales liegen drei solche Flecken: Wiehe, Wolmirstädt, Memmleben, und der Volksmund läßt einen sterbenden Kaiser sagen: Wie wohl mir steht mein Leben!

Einer dieser Flecken hat denn auch richtig einen Kaiser heutigen Stils hervorgebracht, modern historischen Stiles nämlich. Im Flecken Wiehe ist uns ein Historiker geboren worden, der stand hält vor ganz Europa — Leopold Ranke.

Wieviel glückliche Stunden verdanke ich den Geschichtsbüchern dieses Mannes, glücklich durch die feine Beschäftigung des Geistes, welche sie gewähren. Man schätzt ein Rankesches Buch erst recht, wenn man das Geschichtswerk eines anderen nach der Lektüre eines Rankeschen Buches lesen will. Vor zwei Jahren versuchte ich dies mit Häussers neuerer deutscher Geschichte. Vergeblich! Ich mußte ablassen. Die landläufigen Gedanken schmeckten wie schales Bier auf edlen Wein.

Ein feiner Historiker ist ein dauernder Schatz für seine Nation. Er mildert alles, weil er den menschlichen Quellen der Handlung sorgsam nachforscht, wie ein Arzt den Lebens-

quellen nachforscht; er belebt alles dauernd, weil er die Wahrhaftigkeit zur Geltung bringt. Niemand geht der Phrase so standhaft aus dem Wege, wie Leopold Ranke.

Im Jahre 1834 ging ich an einem trüben Frühlingstage mit Varnhagen Unter den Linden in Berlin spazieren, da blieb dieser plötzlich stehen und sagte: „Betrachten Sie den kleinen Mann da drüben, der so leise vorüberschiebt, das ist der Verfasser der römischen Päpste“. Dies war damals Rankes neuestes Buch. Die rechte Schulter etwas vorausstreckend — der Schreibtisch mag das verschuldet haben — bewegt er sich leicht und leise. Später bin ich ihm ein paarmal in Gesellschaften begegnet. Er spricht ziemlich so, wie er schreibt, ohne Aufwand, unscheinbar der Bemerkung nachgehend und der Folgerung. Die sächsisch-thüringische Heimat hat etwas sächsischen Ton in seiner Rede zurückgelassen, und die harten wie weichen Konsonanten genierten ihn auf dem Katheder. Zur Erleichterung pflegte er sie mit griechischen Buchstaben zu benennen. „Pi, meine Herren,“ rief er, „nicht Beta!“ Ein wenig hat mich Kopf und Figur Rankes an Talleyrand erinnert, ein wenig. Er spricht mehr und trachtet nicht gerade nach Witz, weil er doch mehr Gesinnung hat als jener.

Der Gesinnung halber betrachtete Varnhagen diesen Geschichtsschreiber immer ziemlich mißtrauisch. Die damalige gelehrte Politik des preußischen „Wochenblatts“ von Jarkescher Doktrin und die stockende Zeit waren recht gefährlich für Ranke. Er hatte das Bedürfnis, mitzusprechen, und fing an, sich auch in einer Zeitung zu äußern. Varnhagen zeigte schon mit Fingern auf ihn, als auf einen, der ebenfalls in den künstlichen Sumpf geriete. Aber Ranke bemerkte das zeitig genug selber und zog sich rasch wieder zurück in seine Studien und weiter umschauenden Betrachtungen.

Ein Historiker beschädigt sich durch Parteipolitik. Er

hat die Summe zu ziehen, und sich dafür unbefangen zu erhalten. Im Streite sagt man zu viel; vom guten Historiker verlangt man aber zuerst und zuletzt Weisheit.

8.

Im Winter schon, dem zweiten Halbjahre meiner Studentenzeit, begann das Strafgericht von seiten des Staates für meine burschenschaftliche Passion. Es hat mich zwölf Jahre lang unerbittlich verfolgt, wie den Orest die Furien verfolgt haben. Daß die Furien nie schlafen, habe ich ganz deutlich erfahren. Ich weiß nicht, welch ein Hafer uns stach, bald nach Neujahr 1827 eine große Schlittenfahrt zu veranstalten. Hoher Schnee muß uns verblendet haben; denn was wir sonst sorgfältig vermieden, das legten wir bei dieser Gelegenheit aller Welt vor die Augen: die ganze Burschenschaft präsentierte sich im Schlitten wie auf dem Präsentierteller. Es kommt ja manchmal solch ein Freiheitsgelüste über die vorsichtigsten Menschen; sie bilden sich plötzlich ein, die lang geübte Vorsicht sei unwürdig und unmännlich, und man müsse zeigen, daß man Selbstgefühl habe.

Meine Sprottauer Erziehung brachte es mit sich, daß ich mit der langen Schlittenpeitsche umzugehen und leidlich zu knallen wußte. „Klatschen“, nennt man's mit schwächlichem Ausdrucke in einigen Gegenden. Diese Fertigkeit wurde mein Verderben. Sie brachte mich auf einen der sechsspännigen Schlitten, in welchem unsere „Haupthähne“ saßen, und mein Eifer war nicht zu dämpfen. In der Ulrichsstraße raunte mir ein Haupthahn zu: „Da steht der Universitätsrichter vor der Haustür!“ und plautz! knallte ich dem gefürchteten Manne herausfordernd unter die Nase.

Er hatte sich mein verführerisches Antlitz gemerkt, und am nächsten Vormittage stand ich vor ihm als bezichtigter

Delinquent. Seine Schlußfolge lautete: Im Sechsspänner fahren nur Regenten, also auch Studentenregenten bei einer studentischen Schlittenfahrt, also sei ich ein Matador in der Burschenschaft. Umsonst berief ich mich auf meine Jugend im Studentenstaate, und daß jeder vernünftige Mensch doch wissen müsse, ein Brandfuchs könne kein Matador sein in einer Studentenverbindung. Umsonst! Er lächelte niederschmetternd und verlangte genaue Auskunft über die in Halle bestehende Burschenschaft, widrigenfalls ich im Karzer Muße finden würde, mich zu besinnen.

Ich wurde denn durch den Pedell in den Karzer abgeführt. Die erste Gefangenschaft. „Für die gute Sache!" sagte ich vor mich hin, wie junge Fanatiker zu sagen pflegen, und richtete mich ein fürs Märtyrertum. Nicht um ein Königreich hätte ich die geringste Notiz verraten, und gleichfalls nicht um ein Königreich wollte der Untersuchungsrichter den gefangenen Burschen aufgeben, von dessen Jugend er Aufschluß zu erzielen hoffte. So verging Woche für Woche.

Ein Umstand machte die Angelegenheit pikant; die Ernährung des Delinquenten. Geld besaß ich nicht, ein regelmäßiger Mittagstisch stand nicht in meinem Kalender. Als nun der Pedell fragte, von wo er mein Mittagessen holen sollte, und von mir zur Antwort erhielt, daß ich selten zu Mittag speiste und mich um gemeinen Geldbesitz nie gekümmert hätte — da nahm er das den ersten Tag hin wie eine renommistische Studentenformel und ging achselzuckend fort. Auf seinem Rücken las ich die Worte: Hunger wird dich wohl zahm machen! Als aber am zweiten Tage dieselbe Szene spielte, da wurde ihm doch angst, und er lief zum Richter mit der Meldung: der inkarzerierte Student verhungert!

Flugs folgte neues Verhör. Der abgeschwächte Bursche, mochte der Richter meinen, wird nun wohl bekennen. Als dies aber nicht eintraf, mußte doch Meldung gemacht werden an den Regierungsbevollmächtigten. Es war unerhört, daß

ein Student im Karzer von der Behörde gespeist würde, wie man zweideutig sagt; aber was blieb übrig? Der Hungertod für eine Schlittenfahrt wäre doch zu arg gewesen; am dritten Tage brachte mir der Pedell eine bescheidene Freitischportion. Mürrisch bemerkte er dabei, die Behörde sei sehr ärgerlich, und ich würde um so länger sitzen müssen.

Pedell Seebach war ein Wahrsager: ich mußte sechs Wochen sitzen; für bloße Untersuchung eine unerhörte Karzerdauer. Der Märtyrer war fertig, aber auch der unauslöschliche Makel für meine Zeugnisse: „Der Burschenschaft verdächtig.“

Ich weiß nicht, welcher Zug von Instinkt mir im nächsten Sommer sagte, es sei nun genug der reinen Studentenpoesie, und es müsse eine neue, dem praktischen Ziele näher zustrebende Epoche an die Reihe kommen. Meine burschenschaftlichen Freunde widersprachen und boten mir eine Sicherung der ökonomischen Existenz, wenn ich in Halle bliebe. Es waren viele ältere „Hähne“ abgegangen, der Nachwuchs mußte in die Führung einrücken auf dem Fechtboden, auf der Kneipe und im Rate, und unter diesem Nachwuchse setzte man Vertrauen auf mich. Ich selbst blieb aber der Meinung, der Frühling sei vorüber, und ich zog im Herbste 1827 von dannen, an äußeren Besitztümern noch ärmer, als ich gekommen war, denn das Bett und der Mantel mußten veräußert werden, an inneren Schätzen nicht unerheblich reicher. Das Leben mit weiterem Ausblicke war mir geläufig geworden, der Überblick über meine Brotwissenschaft, die Theologie, war mir gewonnen, und zwar im wesentlichen gewonnen durch den Verkehr mit theologischen Kameraden, durch die Gespräche mit ihnen. Viel mehr hierdurch als durch den Besuch der Kollegien. Endlich hatte der Zweifel in mir Wurzel geschlagen, der Zweifel an den Idealen. Dieser Zweifel war nicht giftig, aber er war nicht ohne Bitternis. Alles hat eine Grenze, gar manches Schöne hat eine nahe Grenze — das war des Zweifels Inhalt. Leere Renom-

misten, eigennützige Bundesbrüder hatten das zweifelnde Nachdenken geweckt; die Bitternis war gesund, sie bewahrte vor Faselei, ohne den idealen Sinn zu vernichten.

Ich wanderte nach der Heimat zurück; diesmal ohne Gitarre. Leipzig war die erste Station. Obwohl nur fünf Meilen von Halle entfernt, und obwohl eine zahlreiche Burschenschaft in Leipzig vorhanden, so stand doch Leipzig in geringem Verkehre mit uns. Es hatte einen ganz anderen Charakter. Halle war der Grenzort für die norddeutschen Stämme. Nach Halle kamen die Pommern, Märker, Mecklenburger, Hanseaten, Westfalen in großer Anzahl; nach Leipzig nicht. In Leipzig war der obersächsische Stamm weitaus überwiegend. Die Universität hier ist reich dotiert, der sächsische Sinn für Bildung hat hier reiche Stiftungen gegründet, und die Landeskinder finden hier ungemeine Erleichterung. Dadurch bekam aber auch die Studentenschaft einen spezifischen Charakter. Selbst in der Fechtkunst unterschied sie sich spezifisch von uns. Man schlug kürzer, feiner. Die Leipziger Terz, ein kurzer, feiner Hieb, war berühmt im Gegensatze zur langen, wuchtigen Sekonde von Halle.

Den einzigen Abend, welchen ich hier verweilte, suchte ich denn, weil ich mir fremd vorkam, die Burschenkneipe nicht auf, sondern geriet ins Theater. Theater! Davon wußte ich kaum noch was. Zweimal etwa binnen anderthalb Jahren war ich zu Halle ins Theater gekommen und war nur mit dem Strome hingekommen. Frau Neumann, später Haizinger genannt, eine bildschöne Blondine, hatte gastiert, und bei dieser Gelegenheit zeigten sich zu unserer Überraschung einige Paare waschlederner Handschuhe unter den Burschenschaftern. Hier in Leipzig sah ich „Minna von Barnhelm". Und wer spielte Tellheim? Herr Emil Devrient. Einundvierzig Jahre später, also in diesem Jahre noch, spielte er mit derselben Lebensfrische, wie es hieß, zum letzten Male in Leipzig. Er kann heute noch den Tellheim spielen. Das nennt man eine

auf Dauer angelegte Konstitution. Keines deutschen Staates Konstitution kann sich mit der Devrientschen messen. Dafür stammen auch diese De Vrients aus dem langlebigen Holland, und die Buchstaben ihres Namens werden richtiger deutsch ausgesprochen.

Die Herbstregen flossen hernieder, da saß ich wieder in Sprottau in unserer Vorderstube und studierte die Halleschen Kollegienhefte ohne Interesse und erschrak, als die Mutter fragte, ob ich nicht bald predigen würde. Das Amt, auf welches ich zusteuerte, lag gar nicht tief in meinem Sinne. Aber um die Mutter zu erfreuen, schrieb ich eine Predigt nieder. „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet“ — das war mein erwählter paulinischer Text. Paulus ist immer der Apostel für die Undogmatischen. Man sieht's dem Texte an, daß er dem Dogma sorgfältig aus dem Wege geht. Diese Predigt wurde meine Gastrolle, welche ich später an verschiedenen Orten des schlesischen Landes wiederholt habe. Es half in Sprottau nichts, daß ich sagte, ich sei ja nur Student und noch nicht Kandidat, ein Superintendent aber, welcher die Erlaubnis geben könnte, sei in Sprottau nicht vorhanden. „Er ist ja nicht weit!“ rief mein energischer Vater, „her mit der Predigt!“ Sie wurde einem Botenläufer eingehändigt, der trug sie in die Wälder.

Einige Meilen tief in den Waldungen nämlich, welche unsere Felder umsäumten, lag ein Heidestädtchen, und in demselben hauste und residierte ein Superintendent, welcher das Kirchenregiment führte über unsere Gegend. Wie ein Johannes in der Wüste lebte er da verborgen und hatte den Ruf eines sehr nüchternen, populären Wüstenpredigers, welcher sich mehr um Moral als um historische Dogmen kümmerte. Er hatte denn auch meine Predigt in der Geschwindigkeit gelesen und gebilligt, und binnen zwölf Stunden war der Botenläufer wieder da und brachte die Approbation des Seelenhirten mit dicker Feder und schwarzbrauner Tinte

unter meinem Manuskripte. Jetzt konnte und mußte ich predigen.

Es geschah in einer Dorfkirche, eine Stunde von der Stadt entfernt. Dort hauste ein Prediger, welcher noch populärer war, als jener Superintendent, oder richtig gesagt, noch „gemeiner“ — so lautete bei uns der Ausdruck für „populär“. Er sprach auf der Kanzel vom Sauerkraut und vom Schweineschlachten zur Verwunderung der Stadtbewohner und hatte den Ruf eines Abraham a Sancta Clara. Dieser Realismus auf der Kanzel hat mir schon damals einen Eindruck gemacht, und wenn mir Pastor Leder — er hieß auch noch dazu wirklich Leder — auseinandersetzte, daß unser vornehmes Predigen in der Stadt seinen Bauern gar nichts nützte, so überzeugte er mich eigentlich. Das Verhältnis hat auch etwas vom Idealismus und Realismus in der Poesie. Man konnte beim Leder die Erhebung vermissen, bei unseren Predigern aber auch die treffende Wahrhaftigkeit und das gesunde Naturell des Talentes. Die Bauern waren mit Leder zufrieden und sagten: „Er schüttelt uns doch!“

Auf diese Kanzel trat ich denn im weiten schwarzen Sergerock, Reverende geheißen, und mit schneeweißen „Beffchen“ von meiner Mutter Hand.

Meine Stimmung war nicht ohne feierliches Bangen. Ich war nicht eben religiös, aber auch nicht freigeistig erzogen. Die Kirche war uns geachtet, der Verkehr mit Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, war uns ein redliches, ehrfurchtsvolles Verhältnis. Das lebte in mir trotz Wegscheiders natürlicher Erklärung der christlichen Wunder. Diese rationalistische Erklärung paßte mir nun nicht recht zu meiner Stellung auf der Kanzel, denn ich wußte, daß ich der Gemeinde davon nichts sagen dürfte. Das gab eine Mischung von Ehrfurcht und Unsicherheit. Die Ehrfurcht überwog, und ich fühlte mich sehr erregt. Es peinigte mich deshalb der Gedanke besonders, daß ich stecken bleiben könnte. Die Pein

ging nicht eben auf mich, der dadurch blamiert würde, sie ging auf den heiligen Ort, welcher durch solche Unfähigkeit entweiht werden müßte. Dieser Gedanke, daß ich der Kirche und der Gemeinde ein solches Ärgernis bereiten könnte, ängstigte mich am meisten und trieb mich zur Hast, so daß ich viel eiliger sprach, als gut war, so daß ich viel schlechter sprach, als ich sprechen konnte. Die Leute da unten, dachte ich, während ich die auswendig gelernten Worte redete — die Leute da auf den Kirchenbänken haben ja gar keine Vorstellung davon, daß ihr Prediger auf der Kanzel ein Mensch sei mit der erbärmlichen Schwäche eines versagenden Gedächtnisses, im Gegenteile! Er ist ihnen ein erhöhtes Wesen, und wenn er so gemein menschlich strauchelt und stecken bleibt, dann beschädigt, ja vernichtet er ihnen den hohen Begriff der Kirche und erregt einen tempelschänderischen Skandal.

Die Gefahr ging an meinem Haupte vorüber, ich verlor zwar einmal den Gedächtnisfaden, aber ich sprach mechanisch weiter, irgend etwas! Daß ich das konnte, das verlieh mir neue Sicherheit, und mit ihr fand ich den verlorenen Faden wieder. Ich hatte sogar nicht nötig, nach einem Hilfsmittel zu greifen, welches ich unserem Primarius abgelernt und mir für den Notfall zurechtgelegt hatte. Dieser Primarius nämlich, ein sehr beliebter, einfach sprechender Prediger, brachte öfters Verse vor in seiner Predigt, besonders Gellertsche, welche einen Seelenzustand rührend ausdrückten. Cousin Fritz hatte mich aufmerksam gemacht, und wir kritischen Buben waren durch längere Beobachtung zu dem Resultate gekommen: wenn so ein Vers kommt, da ist der Herr Primarius heraus aus seiner Predigt, da schiebt er ein, um sich zu besinnen. Denn diese Verse kann er ohne Nachdenken hersagen. Da Fritz auch Theologe wurde, so hatten wir uns dies Rettungsseil zurechtgedreht für den Notfall.

Ich hatte es also nicht gebraucht und wurde beglückwünscht von den Meinigen. Ich selbst war nicht sehr erbaut von

mir, besonders darum nicht, weil ich die Überzeugung hatte: das könntest du doch viel besser machen!

Man kennt oft in der Jugend instinktmäßig seine bestimmte Fähigkeit, ohne daß man ein Bewußtsein davon hat. Ich will sagen: ohne ein Verstandesbewußtsein. Ich hatte gewiß schon als Knabe Talent zu mündlichem Vortrage. Ganz deutlich erinnere ich mich, daß ich in der Sprottauer Bürgerschule dürftige Gedichte deklamierte und Wirkung damit machte. Der Bürgermeister, ein vornehmer Herr von, der sehr zurückhaltend war, rief Bravo! nach meiner Deklamation, was er sonst nie tat. Das hatte meiner Mutter Effekt gemacht, mir nicht. Auf dem Gymnasium in Glogau bekam ich die Hauptrolle in einem sogenannten „Gespräche“, welches der Rektor selbst abfaßte für den Redeaktus, und in welchem er die Modegebrechen der Schüler geißelte. Zweckdienliche Szenen also, sehr verhaßt bei den Schülern der höheren Klassen. Diese machten mir, dem Quintaner, denn auch Vorwürfe über meinen wirksamen Vortrag. Cousin Fritz war deshalb wütend auf mich. Ich sah verdutzt drein, an die Ursache von alledem dachte ich nicht. Im nächsten Jahre — ich war Quartaner geworden — berief mich der Rektor zu sich und trug mir auf, das diesjährige Gespräch den drei Quintanern einzustudieren. Die erste dramaturgische Aufgabe also für den grünen Buben! Mein Verstand erhielt aber gar keine Kenntnis von dieser Fähigkeit; auch später nicht, als ich schon oft mit gutem Erfolge vorgelesen hatte. Trotz dieses Mangels an Kenntnis hatte ich jetzt nach der ersten Predigt die Empfindung: das könntest du viel besser machen!

Ich hab's auch beim späteren Predigen eigentlich nie viel besser gemacht. Die Form einer Predigt ist zu eintönig, wenn der Prediger nicht ganz sicher und behaglich ist in seinem Berufe. Ist er das, beherrscht er in Ruhe und Zuversicht den ganzen Bereich seiner Aufgabe, dann freilich kann er auch die Predigtform mannigfach beleben. Das war nun

nie mein Fall, ich fühlte mich immer eingeschlossen in einen engen Gang. Das dramatische Naturell in mir suchte sich später wohl einen Ausweg, aber auch dieser Ausweg gefiel mir nicht eben und war auch nicht gefällig. Ich wurde ein Eiferer auf der Kanzel. Bessert euch oder es hagelt des Himmels Strafe über euch! Das war etwa der ungefällige Fortschritt meines Predigertalentes. Ich wäre ein moralischer Zelot geworden der bloßen Rhetorik zuliebe.

Ich saß monatelang daheim, während ich in Breslau schon immatrikuliert war und die Kollegien dort längst begonnen hatten. Zunächst weil ich des Kollegienhörens satt war und die Vorstellung hegte, gute Fachbücher, mit Aufmerksamkeit studiert, führten wohlfeiler zum Ziele. Ein paar Jahre Kollegien hören ist ungemein lehrreich; es fällt sehr viel ab beim öffentlichen und gemeinschaftlichen Lernen, und man wird gleichsam in einer weiten Gegend ganz zu Hause. Dann aber soll man sich zusammendrängen lassen durch Fachbücher, in denen man des Kernes sicherer habhaft wird.

Außerdem wartete ich auf den Termin, welcher endlich eine kleine Summe des Stipendiums flüssig machen sollte. In einer neuen, größeren Stadt wieder mit nichts und Hunger zu beginnen, schien mir doch nicht ratsam. Freie Wohnung erwartete mich wohl schon wieder bei einem Halleschen Kameraden aus der Burschenschaft, welcher ebenfalls nach Breslau übergesiedelt war. Aber ich war bei aller Armut anspruchsvoller geworden, und wußte doch gar nicht, wie diese Ansprüche nur einigermaßen zu befriedigen wären. Mein Verhältnis zur theologischen Wissenschaft hatte starken Anteil an einem inneren Mißvergnügen, welches wie ein Nebel in mir herumzog. Ich ahnte unklar, daß dieses Verhältnis ein Mißverhältnis wäre. Und doch sah ich mich vergeblich um in allen Winkeln der Welt, ob und wo für mich eine ersprießliche Laufbahn zu finden wäre. Ich sah keine. Verstimmt reiste ich im Winter nach Breslau. Die größere

Stadt lockte mich gar nicht, sie war mir Provinz neben der Burschenschaft, die sich in alle Stämme Deutschlands verzweigte, und wenn ich auch eine halbfertige burschenschaftliche Verbindung in Breslau zu erwarten hatte, die Grenzlage Schlesiens mußte es doch mit sich bringen, daß fast nur Schlesier zu finden wären. Polen etwa noch, für deren hochfahrendes Wesen ich von der Glogauer Schule her keinerlei Vorliebe empfand. Die Oder, welche durch das Flachland ganz Schlesiens läuft, an Breslau wie an Glogau vorüber, war auf ihrem rechten Ufer weit und breit von slawischen Elementen besetzt, und das hatte mir immer einen wüsten Eindruck gemacht. Links der Oder bis gegen Oberschlesien hinauf sind lauter urdeutsche Bewohner, ursprünglich wohl fränkische und thüringische Einwanderer, und der Gegensatz ist ungemein grell. Die Deutschen sind hier strenger und abweisender als irgendwo, nicht ein Atom slawischen Wesens nahmen sie auf, und „polnische Wirtschaft" war ein herrschender Ausdruck für jegliche Ablehnung.

Als ich den ersten Morgen in Breslau erwachte, stand der Pedell vor meinem Bette. Das Universitätsgericht wünschte meine persönliche Bekanntschaft zu machen wegen des steckbrieflichen Zusatzes in meinem Halleschen Zeugnisse: „Der Burschenschaft verdächtig". Wir waren wie gebrandmarkte Galeerensklaven, die überall den Rock ausziehen und den nackten Arm zeigen mußten, weil man die eingebrannte Marke sehen wollte.

Der Universitätsrichter war indes duldsamer als der Hallesche, und ich konnte ungestört untertauchen ins Breslauer Leben. Das tat ich denn bei Ermangelung eines festen, deutlichen Zieles in ausgiebigster Weise. Wenn das Ziel fehlt, dann wird man melancholisch oder liederlich; ich wurde liederlich.

Ich war bereits „alter Bursch", und war als solcher und mit dem Rufe einer „guten Klinge", mit dem Nimbus

burschenschaftlicher Hingebung eine Notabilität, welcher man zutrauensvoll entgegenkam. Dies Zutrauen hatte lauter Folgen, welche mich zerstreuen mußten. Das „blaue Haus“, der Anfang einer burschenschaftlichen Verbindung, sollte ausgebaut werden zu einer vollen Burschenschaft. Dazu mußte ich mitraten und mittaten. Zu dem „Mittaten“ gehörte die Ausmerzung bisheriger „Blauhäusler“, welche in die strengeren Gesetze der Burschenschaft nicht paßten. Das waren aber rüstige Leute, welche sich nicht ausmerzen ließen mit Rosenwasser. Sie mußten genötigt werden, und hinter solcher Nötigung erschien gewöhnlich eine Forderung, eine Paukerei, die man „pro patria“ wie der alte Ausdruck lautete, übernehmen mußte. Ich geriet über und über ins Paukwesen hinein und hatte eine Zeitlang jede Woche einmal zu sekundieren. Das nimmt Zeit und Aufmerksamkeit arg in Anspruch, denn es läuft nicht immer glatt ab. Starke Verwundungen unter anderem bringen gerichtliche Gefahr auch für den Sekundanten. Gelegentlich wird man auch selbst verwundet und muß geheilt werden, wobei Müßiggang und Spiel an die Tagesordnung kommt. Kurz, es war ein Kriegsleben, welches jede Sammlung vernichtete. Ich hatte auch einmal das Unglück, einen Gegner durch eine sogenannte „Winkelquart“, das ist ein steiler Kopfhieb, dergestalt zu verwunden, daß er besinnungslos zusammenstürzte und die „Pauk-Ärzte“ Tod oder Wahnsinn in Aussicht stellten. Welche Angst und Sorge! Es wurde Flucht vorbereitet, und doch mußte weitersekundiert werden, weil eben zahlreiche Streitigkeiten „hingen“ und sofortige Erledigung heischten. Zufällig verliefen auch diese Duelle wieder blutig; man kam sich wie ein Fleischerknecht vor, und marschierte recta in die Roheit hinein. Was Wunder, daß die Zwischenzeit mit Spiel ausgefüllt wurde! Wagnis und Hasard gehören zueinander, und „das edle Landsknecht“ blühte auf allen Bierbänken. Die Bierhäuser waren charakteristisch für Breslau; in jeder

Straße war ein berühmtes Schild, vom „Wilden Saukopf“ bis zum „Roten Kegel“. Nach alter Städteromantik hatten die meisten Häuser in Breslau noch ihre wunderlichen Namen, und die prosaischen Hausnummern spielten eine ganz untergeordnete Rolle. Vormittags schon saß man in solchem Bierhause und spielte, und draußen in Marienau jagte uns, wie oft! nur die aufgehende Sonne fort von den Spieltischen. Es war ein wüstes Leben. Ein verlornes, wenn man nicht die Anlage besaß, es als psychologische Studie zu verwerten und mit Entschlossenheit einmal plötzlich zu sagen: Bis hierher und nicht weiter!

Dabei übergehe ich noch die Zwischenakte, welche zum Motto: „Wein, Weib und Gesang“ folgerichtig gehören. Und dabei gehörten wir der Burschenschaft zuneigend noch zu den mäßigen, wie sehr wir uns unterschieden vom ernsten Stile der Halleschen Burschenschaft. Die Landsmannschafter und die Wilden waren noch viel ärger. Ein Lieblingswort lautete dort: Ist kein neues Lasterchen erfunden worden?! Wenn da der Holländer noch sagte: „Jugend muß austoben“, so mußte er eben seines Grundsatzes sehr sicher sein.

Ich verwundere mich jetzt selbst, daß ich doch einige Male in das palastartige Haus gekommen bin, welches sich an der Oder hinstreckt und die Universität beherbergt. Ein altes Jesuitenhaus mit prachtvollen Sälen, ich glaube unter Kaiser Leopold eingeweiht, dessen Abbild noch darin prangt, eine Erinnerung an österreichische Herrschaft, welche mir Nachdenken verursachte. Alles gereicht zum Guten! sagt der Rabbi; die Jesuiten haben diesen Palast für ihre Zwecke gebaut, und er dient jetzt Zwecken, welche den Jesuiten nicht gefallen.

War ich trotz liederlicher Lebensweise dennoch schon etwas literarischer Gourmand, daß ich, der kein Brotkollegium besuchte, zuweilen ins Universitätshaus ging, um literarische Notabilitäten kennen zu lernen? Vielleicht. Ein Professor der Geschichte wurde allgemein verehrt, und ein Philosoph

galt für interessant. Der Geschichtsprofessor war der alte Wachler, ein Ideal des Studenten. Moralische Tüchtigkeit, Vaterlandsliebe, schlagende, wenn auch etwas gesuchte Kürze verfehlt nie ihren günstigen Eindruck auf die Jugend. Der alte Herr war von kleiner Gestalt und sprach mit ungemeinem Nachdrucke. Kein Wort ging verloren, der ganze Vortrag war auf unmittelbare Wirkung eingerichtet. Jahr für Jahr mochte er dasselbe wiederholen, gleichviel! Man wußte die Stichworte voraus! Gleichviel! sie waren gut, sie kamen mit etwas schnarrendem Organe immer warm aus dem Herzen, aus dem ganzen Manne, sie zündeten immer.

Wachler hing noch zusammen mit den Tendenzen des Tugendbundes und der Burschenschaft, seine Worte waren für mich ein Kuhreigen meiner Halleschen Zeit. In der Literaturgeschichte sprach er von Klopstock wie ein Sohn von seinem Vater und rezitierte Oden, wie ich es später von Sophie Schröder gehört. Das war eine Signatur der Zeit: man wucherte dankbar und sparsam mit einem kleinen Pfunde poetischen Wertes.

Der Philosoph hieß Henrik Steffens, ein deutsch gewordener Norweger, dessen unwandelbarer Sprachakzent die Studenten unterhielt. „Die alten Deutsken lagen unter den alten Eicken und Fickten“ war ein unvermeidlicher Refrain, wenn von Steffens die Rede war. Sein Vortrag war ein Gegensatz zu Wachler. Bei Wachler alles fest, bei Steffens alles flüssig. Er sprach in Dithyramben wie ein unerschöpfliches Genie von allem Möglichen. Anthropologie hieß das Kollegium, sollte also vom Menschen handeln. Es handelte aber von der Erde, von den Evolutionen und Revolutionen der Erde, so weit man sie damals kannte. Jetzt kennt man mehr, die Steffensschen Voraussetzungen sind überlebt, was bleibt nun von seinen Folgerungen, was bleibt vom ganzen Kollegium übrig? Wie niederschlagend für unsere Weisheit!

Seine Figur, sein Wesen, seine Begeisterung für eine

wunderliche Mischung von Wissen, Geist und poetischer Schwärmerei ist mir übriggeblieben in der Erinnerung. Der hochgewachsene Mann sprach wie in Verzückung; er war uns eine männliche Pythia auf dem Dreifuße. Der Katheder war sein Dreifuß. Und das ist ansteckend. Man schüttelte wohl anfangs den Kopf, aber bald hatte er uns beim Schopfe und riß uns mit fort. Begeisterung macht unwiderstehlich. Trunken oder betrunken waren wir, wenn dies Genie unermeßlicher Kombination zitternd vor Erregung schloß und vom Katheder stieg. Wir taumelten ins Freie. Im Freien gestanden wir uns wohl, daß es Schaumwein wäre.

Seinem Wesen ganz angemessen, schrieb er auch große Romane, welche damals viel Aufsehen machten. „Die vier Norweger" zum Beispiele und „Walseth und Leith", weit angelegte, aber immer etwas wüste Kompositionen. Ganze Kapitel über das tiefe, entdeckte Geheimnis des Pharaospieles erregten die leicht erregbaren Schlesier und drangen wohl auch an unsere Landsknechttische. Vorüber! Wie beleuchtete Wolken vorüber! Wer liest jetzt noch „Walseth und Leith"! Das gesunde Rückgrat, das regelmäßige Knochengerüst hat gefehlt, und ohne dies hat keine Gestaltung Dauer, sei sie noch so genial.

9.

Ich war selbst eine Art Landsknecht geworden in des Wortes nüchternster Bedeutung: ich lebte vom Waffendienste. Was ich in Halle hartnäckig vermieden, das tat ich in Breslau, ich gab Stunden. Fechtstunden nämlich. Die Karten und die Klinge verschafften das nötige Geld. Ja, ein Ereignis führte mich an die letzte Konsequenz dieses wüsten Lebens, will sagen auf den Punkt, daß ich meine ganze wissenschaftliche Laufbahn hinter mich werfen und ein handwerksmäßiges Amt annehmen wollte.

Dies Ereignis kam über mich in Gestalt eines französischen Fechtmeisters, welcher an den Straßenecken einen „grand assaut d'armes“ angeschlagen, und auf den großen Zetteln jedermänniglich aufgefordert hatte, sich mit ihm zu messen. Schauplatz der Saal im „Hotel de Pologne“. Diese öffentliche Probe seiner Fechtkunst sollte das Examen des Franzosen sein, ob er als Universitäts-Fechtmeister angestellt werden könnte.

Alle Studentenparteien schickten ihre Vorkämpfer hin; ich sollte die Aufgabe übernehmen für die burschenschaftliche Partei. In meinem damaligen Leichtsinne hätte ich beinahe auch diese mir so nahe liegende Aufgabe verträdelt. Ich kam zu spät; es hatten sich wenigstens schon zwei Studenten mit dem Franzosen geschlagen, als mir die Französin, seine Frau, Entreegeld abforderte. „Warum nicht gar,“ rief ich, „Hiebe will ich zahlen, sonst nichts!“ Sie verstand mich nicht, und ich kümmerte mich nicht um sie, sondern trat ein. Ein interessanter Anblick! Ringsum auf erhöhten Sitzen lauter würdige ältere Herren, Regierungsräte, Justizräte, Präsidenten, die sämtlich eine innere Teilnahme am tapferen Studententume sich bewahrt hatten, und die jetzt das Turnier betrachten wollten mit einem Ausländer; natürlich alle des lebhaften Wunsches: der deutsche Student möge siegen!

In der Mitte des Saales der Franzose, ein baumlanger Mann, wunderlich gerüstet mit einem Handschuhe weit über den Ellbogen hinauf und mit einer Drahtmaske vor dem Gesichte. Das zweite Gefecht ging eben zu Ende. „Wie steht's?“ fragte ich die Meinen, welche mir entgegenkamen unter Vorwürfen über meine Verspätung. „Was kann er?“ — „Wir wissen's nicht. Die Gänge mit den zwei Landsmannschaftern haben nichts ergeben. Er hat andere Rappiere, ohne Glocken; die beiden Landsmannschafter haben wohl deshalb nur vorsichtig getastet, 's ist nichts herausgekommen.“

Ich kam nun an die Reihe. Befangen war ich gar nicht,

denn die tägliche Übung seit Jahren hatte mir auch für Verteidigung unerwarteten Angriffes Hilfsmittel genug und in diesem Betracht Ruhe erworben. Ich verlor die Ruhe nur dann und wurde leidenschaftlich, wenn ich angriff. Das Angreifen wollte ich hier aufschieben, bis ich über die Fechtweise meines Gegners auf dem Klaren wäre, und so verlangte ich zunächst nur, daß er abwechselnd auch mit meinen Waffen föchte. Drei Gänge mit seinen Rappieren, drei Gänge mit unseren! Das verweigerte er positiv und verlor dadurch an Achtung bei uns allen, bei mir auch an Achtung für seine Fähigkeit. Mit größerer Zuversicht nahm ich's also an, nur mit seiner Waffe zu fechten. Nun schnallte er sich denn seine Drahtmaske vors Gesicht und bot mir eine eben solche. Die lehnte ich ab — das Ding hätte mich nur gehindert — und wies ebenso seinen kolossalen Handschuh zurück. Wie ein ungesattelt Rößlein stand ich in meiner fast kleinen Mittelfigur dem riesigen, über und über gepanzerten Schlachtrosse gegenüber. David und Goliath! rief ein alter Präsident, und ich hatte nun dreifach alle moralische Teilnahme für mich.

Wir begannen. Vorsichtig von beiden Seiten. Daß er auch vorsichtig blieb, bestärkte mich in der Meinung: dies ist kein großer Held. Das Hallesche Voltieren, welches ihn zu rascher Bewegung nötigte, setzte ihn sichtlich in Verlegenheit, und nach einigen Minuten hielt ich es für geraten, zum Angriffe überzugehen. Er sollte mäßig geschehen, aber wie gewöhnlich riß mich die aufsteigende Hitze fort, ich drang heftig auf ihn ein, und da er bloß retirierte, immer heftiger — kurz, ein voll ausgehobener Hieb über den Kopf schlug ein und durch, ein Krachen und Poltern folgte, seine Drahtmaske war auf den Boden geflogen, das Blut schoß ihm aus dem Haare über die Stirn herab, ein donnernder Applaus der Zuschauer erhob sich, die Frau von der Kasse stürzte schreiend herzu und schrie mir französische Scheltworte ins

Gesicht über solche Barbarei; die Niederlage war schreiend und wurde wie im Zirkus ausgebeutet als ein Sieg des deutschen Studenten über den Franzosen.

Das Verdienst war meines Erachtens gering. Ich war jetzt schon der Überzeugung, der Franzose wäre wohl ein Fechtmeister auf Stoßwaffe, und hätte sich nur zur Hiebwaffe herbeigelassen, weil sie bei uns unerläßlich war, und weil er die Anstellung als Fechtmeister suchte. Er benahm sich übrigens tapfer und stellte sich, als das Blut gestillt war, zum zweiten Gange, obwohl er nun sicher wußte, daß er unterliegen müßte. Im zweiten Gange versetzte ich ihm denn die lange Hallesche Sekonde, welche auf dem kolossalen Handschuhe wie eine Petarde knallte. Sie konnte ihn nicht wieder verwunden, gewährte aber den vollen Knalleffekt, und alle Zuschauer drängten applaudierend und lachend in den Saal herab, jede Fortsetzung abschneidend — die Niederlage war vollständig.

Tags darauf ließ mich die akademische Behörde rufen und bot mir die Stelle eines Universitäts-Fechtmeisters an. Die Stelle war mit einem stattlichen Gehalte dotiert, und die Versuchung für mich war groß. Solch eine Summe jährlich und dauernd und sogleich zu haben, eine Summe, welche den stärksten Studentenwechsel verdreifachte und welche ich auch bei gelingendem Brotstudium nur vielleicht im Alter erreichte — das galt ringsum für einen außerordentlichen Treffer. Und dennoch waren nur die rohen Genossen zujauchzend, die näheren Kameraden sahen mich fragend an. Der Zweifel lag auf ihren Mienen. Ich selbst, eigentlich immerfort arm wie eine Kirchenmaus, holte wohl tief Atem bei der Betrachtung, daß nun die ewige Sorge um das tägliche Bedürfnis erledigt sei; aber in Wahrheit erschien mir die Sache doch wie ein Romankapitel, welches man überschlagen müsse, um an etwas Erquicklicheres zu gelangen in der Erzählung von Lebensschicksalen. Es regte sich ein lite-

rarisches Gewissen in mir, welches den Kopf schüttelte zu handwerksmäßig erworbenem Geld und Gut. Nein, nicht zu solchem Erwerbe, aber zu handwerksmäßiger Laufbahn fürs Leben. Was dies literarische Gewissen bedeutete, wußte ich selber kaum, denn meine Brotwissenschaft interessierte mich nicht, und zu irgend einer eigentlichen Gelehrsamkeit spürte ich keine Anlage in mir. An schönwissenschaftliche Literatur dachte ich mit keiner Silbe. Wie wäre ich auf etwas geraten, was besondere Neigung und obenein besonderes Talent voraussetzte! Ich hatte keine Ahnung, daß von literarischem Talente auch nur ein Atom in mir schlummern könnte. Als Gymnasiast hatte ich wohl wie mancher andere mein Trauerspiel „Conradin" angefangen, und die verschiedenfarbigen Feldbinden genau verzeichnet, auch Monologe mit klingenden Reimen zahlreich angebracht. Ich hatte ferner bei verliebter Gelegenheit alltägliche Gedichte gemacht und sie öfters in die Wochenblätter von Glogau und Schweidnitz befördert. Aber das alles war mir ein Dilettantentum gewesen, das ich selbst im Studentenleben vergessen hatte. Nach dieser Richtung regte sich gar nichts in mir. Ich hatte auch von Jugend auf niemals Neigung gehabt für halbwüchsige Fertigkeiten. Was meinte also das literarische Gewissen in mir, welches die Fechtmeisterstelle ablehnte? Das ist schwer zu sagen. War's ein Dünkel? Vielleicht. Aber er entsprang gewiß aus einem tieferen Bedürfnisse.

Es hing vielleicht auch organisch damit zusammen, daß ich bald nach diesem Fechtereignis auf literarische Teilnahme gelenkt wurde. In der Ohlauer Straße sah ich eines Tages einen Theaterzettel an — was mir bis dahin in Breslau nicht eingefallen war — und las: „Das Käthchen von Heilbronn von Heinrich v. Kleist". Das lockte mich zu meiner eigenen Überraschung. Ich griff in die Tasche, die acht Groschen fürs Parterre waren vorhanden; ich ging seit der Leipziger „Minna von Barnhelm" zum ersten Male wieder

ins Theater, und die Poesie des „Käthchens“ erquickte mich vollständig. Ich weiß jetzt genau, daß der Wetter v. Strahl, ein angenehmer Konversationsschauspieler, kein voller Ritter war, und daß Käthchen von einer schon bejahrten Soubrette gespielt wurde, der ich als Theaterdirektor die Rolle nicht gegeben hätte. Es war dieselbe, welche einmal in Weimar beim Gastspiele in Goethes „Laune des Verliebten“ gespielt und die Ehre gehabt hatte, dem Herrn Geheimrat v. Goethe vorgestellt zu werden. Er hat ihr eine Artigkeit sagen wollen über ihr Spiel in seinem Stücke, sie aber, in behaglichster Unkenntnis und Soubrettengleichgültigkeit für die Verfasser von Komödien, hat den Herrn Geheimrat mit den Worten unterbrochen: „Ach reden wir nicht von dem Schmarrn!“ Ihr war also die poetische Bedeutung des Käthchens nicht zuzutrauen, sie hatte aber ein echtes Talent, und dies überholt ja so oft jegliche Bildung — sie hatte mir sehr gefallen und das Stück rumorte in mir. Die Vorhänge waren plötzlich in meinem Innern aufgezogen, die Vorhänge aus der Sprottauer Reitbahn; die Aussichten lagen wieder vor mir in reizende Gegenden, unklar gemacht durch farbige Nebel. Und diese nebelhafte Unklarheit gehörte zum Reize.

Ich erzählte davon, und unter den studentischen Genossen ging einer so darauf ein, daß er mich interessierte. Er hieß „Fähndrich Pistol“ mit seinem Spitznamen, weil er ein Shakespeare-Schwärmer war und Heinrich den Vierten, namentlich die Reden Falstaffs immer im Munde führte. Diese Reden frappierten mich, der Humor darin schmeckte mir. Ich ging einige Male des Abends statt ins Wirtshaus zu diesem „Fähndrich Pistol“, der ein feiner Gesell war, und er bereitete Grog und las mir Falstaff-Szenen vor. Sie harmonieren ungemein mit studentischem Tone und Wesen, sie lockten mich zu näherer Bekanntschaft dieses Dichters, der mir eigentlich noch ganz fremd war. Ich las Shakespeare, und als ungeleckter Naturbursche in dieser Literatur fand ich nicht

alles wohlschmeckend. Ich klagte über Schwulst, der mich ermüde, und geriet dadurch in Debatten mit meinem Fähndrich Pistol und mit anderen Studenten, welche sich abends bei ihm einfanden. Es zeigte sich bald, daß sie sämtlich schöngeistig geartet waren, ja daß sie schrieben. Sie zogen dicke Manuskripte aus den Taschen und lasen vor. Natürlich in erster Linie Gedichte, dann aber auch Dramen. Geistreiche, dem Humor nachlaufende Reden waren die Hauptsache in diesen Dramen. Shakespeare war nachgeahmt und Ludwig Tieck. Von letzterem waren die „Genovefa“ und der „Kaiser Octavian“ die Vorbilder. Das alles waren mir böhmische Dörfer, und mit Erstaunen entdeckte ich, daß ich in einen poetischen Verein geraten war. Ich entschuldigte meine Anwesenheit und bekannte, daß ich nicht daher gehörte, denn ich sei völlig Novize und könnte nicht den geringsten Anspruch darauf machen, hier mitzureden. Ich entschuldigte ferner mein vorlautes Debattieren über Shakespeare und wollte mich entfernen. Sie ließen mich aber nicht gehen, sondern versicherten, mein naiver Standpunkt sei ihnen willkommen, er bringe ihnen neue Gesichtspunkte.

In diesem Kreise fand ich denn eine völlige Schule, und hier hörte ich Kollegien: Poesie und Literaturgeschichte. Vielleicht, weil ich über ein Jahr gewildert und gar nichts gelernt hatte, waren alle Organe in mir bereit und empfänglich: ich faßte und sammelte, wie ein Hamster faßt und sammelt. Wie fruchtbar wirkt auch jede Lehre, welcher man Neugier, Wißbegier und das Bedürfnis eines Interesses entgegenbringt. Auch die Scham über meine Unkenntnis so mancher literarwissenschaftlicher Dinge trieb mich über die Maßen an, mich eilig und gründlich zu unterrichten. Oft über Nacht, um in der nächsten Versammlung kampffähig zu sein. Denn auch hier war der Kampf eine stehende Form. Ich war Laie und schuf nichts, ich bedeutete also nur etwas als Zuhörer, der seine Eindrücke in unbefangener Weise aussprach. Die

Mitglieder meinten, ich urteilte ganz anders, als sie selbst urteilten, und sie schmeichelten mir mit der Versicherung, ich hätte Anlage zu einem Kritiker. Ich war eben der Naturalist unter Fachmännern, und der Gegensatz mochte sie unterhalten; dieser Gegensatz war aber die Veranlassung zu lebhaften Kämpfen, und bei diesen Kämpfen lernte niemand mehr als ich. Die Shakespeare-Erklärung von Franz Horn zum Beispiele war damals im Schwunge und spielte eine große Rolle in unserem Vereine. Ich allein fand sie süßlich, weichlich, überschwenglich, und machte mir's zum Geschäfte, sie für jedes Shakespeare-Stück neuerdings aufs Tapet zu bringen und ins Streitrepertoire zu setzen.

Den Mitgliedern jenes poetischen Vereins in Breslau bin ich zu großem Danke verpflichtet; sie ertrugen wohlwollend meine Unarten und sind die eigentlichen Lehrer meiner schriftstellerischen Laufbahn geworden. Nur einigen bin ich spät, spät im Leben flüchtig wieder begegnet. Einmal des Abends in Berlin, dreißig Jahre nach jener Breslauer Zeit, gehe ich in der Friedrichsstraße an einem hochgewachsenen Manne vorüber und bleibe erstaunt stehen. Er ebenfalls; wir erkennen uns. Es war jener „sanfte Heinrich" aus unserem Vereine, der Unterrichtetste und am mannigfaltigsten Begabte, von dem ich zumeist gelernt. Er ist auch mit poetischen Arbeiten in die Öffentlichkeit getreten. Jetzt war er ein hoher Beamter in Preußen, ich war Direktor des Burgtheaters in Wien, und unser Austausch über Lebensschicksale seit der poetischen Vereinszeit — wir gingen trotz schlechten Wetters und im Dunkeln eine Stunde lang in der Friedrichsstraße auf und ab — war reich an Inhalt. Im Grunde, das heißt im innersten Sein und Wesen, fanden wir einander gar nicht verändert.

Einem zweiten war ich einmal in Paris begegnet. Oder vielmehr er hatte mich aufgesucht und stand plötzlich vor meinem Krankenbette. Ich lag gefährlich danieder, und da

er Arzt geworden, so kurierte er mich in der Geschwindigkeit durch ein gewagtes Mittel. Wagesam, phantastisch war das kleine, zierliche Männchen als französischer Arzt noch gerade so, wie er's als immer schwebender, immer klingender Poet in Breslau gewesen war, ein ganz unmittelbarer Abdruck jener sorglosen Menschen, wie sie die Romantiker Tieck, Arnim, Brentano, Eichendorff so zahlreich geschildert. Sie berühren nur mit den Fußspitzen die Erde, sie leben von Äpfeln und Weintrauben, haben gar keine Galle und warten lächelnd des Glückes, das ihnen in den Schoß fallen wird.

Dann war noch ein Romanzendichter unter uns, der sich vornehmer spanischer Abkunft rühmte und der etwas Unstetes, Fremdes an sich hatte, aber wirklich vom spanischen Romanzenwesen war. Er ist wie auf dem Zaubermantel Fausts in die Luft geflogen, es weiß niemand, wo er hingekommen. Wohl auch sein Bruder nicht, ein bekannter Maler.

Fähndrich Pistol habe ich nie wieder gesehen, ein Gedicht von ihm aber, die Ballade vom „schwarzen Douglas", nie vergessen. Ich glaube, sie würde jetzt noch wertvoll befunden werden, wenn sie auf dem Markte erschiene. Überhaupt waren die meisten Mitglieder, wenn ich sie mir jetzt mit meinen gesteigerten Ansprüchen vergegenwärtige, begabte Menschen mit eigentümlicher Physiognomie. Das ist doch recht Deutschland! In wieviel stillen Winkeln sitzen die tausend Originale voll Kenntnis und Talent, welche durch Zufall im Schatten bleiben, während die unternehmende, leichtere Sorte, zu welcher ich vielleicht selber gehöre, auf den öffentlichen Plätzen erscheint.

Meine ganze Existenz wurde verändert durch Teilnahme an diesem poetischen Vereine. Auch wissenschaftliche Studien fanden sich wieder ein. Ich brauchte sie ja! Wenn ich die unverdiente Ehre einer kritischen Kraft bewähren wollte, da mußte ich doch Kenntnisse entwickeln, Grundlagen verraten können. Die Debatten im „Vereine" berührten alle mög-

lichen Gegenden der Literatur. Ich fing wieder an zu lesen, und gut zu lesen. Man liest immer gut, wenn man aufmerksam den Kern der Bücher aufsucht, wenn man mit der Absicht liest, den Inhalt des Buches sogleich zu benützen. Und wie schnell entdeckte ich, daß ich das vermochte! Recht im Gegensatze zu meinen theologischen Brotstudien. Da hatte ich stundenlang über den Büchern gesessen und nichts lebendig in mich aufgenommen. Jetzt schlug alles Wurzeln. Es war eben wohl jetzt alles meinen Neigungen, also auch meinen Fähigkeiten entsprechend. Wir haben ja gar keine Fähigkeit, die nicht mit unserer Neigung eng zusammenhinge.

Und nun kam ein zweiter Faktor hinzu, das Theater. Seit dem Besuche des „Käthchens“ war ich öfters in ernste Stücke gegangen, in poetische, wie wir sagten. Wir besprachen sie im „Vereine“, und es zeigte sich, daß ich auch darin durch eine naturalistische Auffassung mich absonderte von den Mitgliedern. Durch eine realistische, würde man jetzt sagen. Man bekämpfte mich, ich verteidigte mich und mußte also nach Gründen suchen.

Bald wurde ich dem Theater noch näher gebracht. Ein paar erste Schauspieler suchten mich auf und sprachen mich um Hilfe an. Ich galt für einen Führer der burschenschaftlichen Partei, und jene Schauspieler suchten Massenhilfe gegen eine Ungerechtigkeit der Direktion. Diese wollte ungerechterweise ein Talent beseitigen und würde daran verhindert werden, wenn wir zahlreich ins Parterre kämen und unsere Meinung ausdrückten über das Spiel dieser Dame. Es war eine Dame, und leider war sie nicht hübsch und hatte auch nur ein sehr mäßiges Talent. Aber sie war verfolgt, die Ritterlichkeit gebot unseren Beistand. Seufzend leisteten wir ihn und gerieten darüber in Diskussionen, welche doch wiederum geeignet waren, meine Theaterkritik auszubilden. Und diese Einleitung fürs Theaterinteresse erhielt plötzlich noch einen Ruck nach vorwärts und eine wohltätige Erschüt-

terung nach der Tiefe. Der Heldenspieler Kunst gab den Ruck nach vorwärts. Er trat auf als Karl Moor und alarmierte uns über die Maßen. Eine Antinousgestalt, ein mächtiges Organ, eine kräftige Natürlichkeit wirkte besonders im ersten Akte fortreißend. Als er sich auf die Erde warf und mit den Fäusten auf den Boden schlug, Mitleid „aus den Steinen" zu erwecken, da jauchzten wir wie elektrisiert. Das Drum und Dran seiner Persönlichkeit erhöhte die Illusion. Er sei zu Pferde angekommen, hieß es — es war mitten in einem sehr kalten Winter — und in einem Striche sei er von Braunschweig nach Breslau geritten. Das Pferd sei aus dem Marstalle des Herzogs, und Kunst sei ein Liebling des Herzogs gewesen. Ein Streit habe den stolzen Künstler verstimmt, und mitten in der Nacht sei er von dannen geritten. Wir fragten nicht danach, ob er das Pferd zurückgeschickt, wir fanden das alles Karl-Moorisch.

Es war in diesem Kunst ein tüchtig Stück realistischer Künstlerschaft, und dies traf uns. Ein viel feineres Stück realistischer Künstlerschaft folgte diesem Karl Moor auf dem Fuße in der Gestalt des Carlos aus dem „Clavigo". Das war die wohltätige Erschütterung nach der Tiefe, oder richtiger die geistige Erschütterung von der Bühne herab. Sie traf mich wie ein Blitzstrahl, und sie ging aus von Karl Seydelmann.

10.

Seydelmann stammte aus der Grafschaft Glatz, einem gebirgigen Grenzteile Schlesiens, und hatte in Breslau als junger Mann längere Zeit gespielt. Komödie gespielt! wie er zu sagen pflegte. Und recht mittelmäßig. Wie herkömmlich, war er im Liebhaberfache verwendet worden, und das war eben eine Verwendung gewesen und geblieben. Das Herz saß ihm nicht auf der schweren Zunge, die Figur von

Mittelgröße hatte nichts Verführerisches, sein ganzes Wesen war kühl. So lebte er denn in der Erinnerung der Breslauer kein besonderes Leben, und als er jetzt gastierend auftrat, lockte er die Leute nicht ins Theater. Zudem trat er auch noch im „Clavigo“ auf, der nirgends ein großes Publikum hat.

Er hatte sich später im Charakterfache ausgebildet, war in Darmstadt zur Bedeutung gelangt und kam jetzt von Stuttgart, wo er neben Döring eine erste Stellung einnahm. Von Stuttgart ist er später unter großer Auszeichnung nach Berlin gekommen und dort nach wenigen Jahren hochgeschätzter Wirksamkeit gestorben. An einer Herzkrankheit. „So geht's,“ sagte er zu mir kurz vor seinem Tode, „die Leute haben mir immer kein Herz zugetraut, und nun leide ich so bitter daran und muß am Ende daran sterben. Ich habe also leider ein Herz.“ — Ich glaube, er war noch in den fünfziger Jahren, als ihn der Tod ereilte.

Ich wußte gar nichts von diesem Schauspieler, der als Gast auf dem Zettel stand, aber mich und meine poetischen Genossen interessierte der „Clavigo“. Goethe war mir erst in unserem „Verein“ nahe gekommen, und er hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht durch seine einfache Wahrhaftigkeit, durch seine reizende Unmittelbarkeit des Ausdruckes. Ich meine nur die Schriften seiner ersten Perioden; über die seiner letzten Perioden ward ich als Ketzer berüchtigt in unserem Vereine, und darüber gab's immer Streit.

„Clavigo“ als Jugendstück lag mir am Herzen. Fähndrich Pistol hatte mir erzählt, daß Merk sich so abfällig darüber geäußert und dem jungen Goethe das Fortschreiten in dieser Form und Richtung verleidet hatte durch die Bemerkung: „Das können andere auch!“ Darüber war ich sehr zornig, denn ich fand schon damals, daß Goethe in keinem seiner Dramen so eigentlich dramatisch geschrieben, wie im „Clavigo“. Wenn ihn der naseweise Merk nicht gestört und Goethe seiner

vorgefaßten Absicht gemäß, in dieser Form und Richtung weiter geschaffen hätte —! „Nein," riefen meine dichterischen Brüder, „er war zu Besserem bestimmt, als zum Theaterdichter!"

Das Theater stand diesen Jüngern eben nicht in erster Linie. Sie waren und wurden auch Buchdramatiker, gemaltes Feuer.

Dennoch wurden sie nicht minder als ich getroffen von der ersten Szene dieses Seydelmann-Carlos. Das Haus war schwach besucht, kein Mensch war dieser Wirkung gewärtig.

Man gab „Clavigo" damals noch fälschlicherweise in modernem Kostüme. Nur Seydelmann kam in Eskarpins. Seine Erscheinung und Haltung war vornehm; die Rede klang ein wenig schwerfällig, als ob die Zunge zu groß wäre, und der Ton hatte fast etwas Schnarrendes. In den ersten Minuten befremdete er, aber man empfand Respekt. Es wehte wie eine geistige Luft um den Mann, der ungemein ruhig sprach und sich gebärdete. Diese geistige Luft drang von Satz zu Satz stärker auf uns ein, es wurde in allen Punkten, auch in den kleinen Pausen, welche das Auge oder der Mundwinkel erklärte, es wurde in jeder leichten Handbewegung klar: dieser Schauspieler unterscheidet sich von allen anderen, der weiß genau, was er spricht, ja, der hat die Tragweite jedes Wortes in sich durchgelebt, der spielt gar nicht Komödie, der ist echt. Und mit dieser rasch sich aufdrängenden Überzeugung wuchs im Publikum die Teilnahme reißend schnell, es wurde totenstill im Hause, denn man wollte nicht einen Hauch dieses Carlos verlieren, und als er die letzten unscheinbaren Worte dieses zweiten Aktes sprach, als er mit mäßigem und doch tief eindringlichem Akzente sagte: „Da macht wieder einmal einer einen dummen Streich" — da rief das ganze Haus einstimmig den Namen Seydelmann, das ganze Haus bekundete durch Aufregung und Zuruf die Empfindung: das ist ein erster Schauspieler.

Wir Verbündete sahen uns förmlich betroffen an. Was

ist das? — Etwas Außerordentliches. Warten wir mit Definitionen den vierten Akt ab, da hat er die große Hauptszene.

Er machte Furore mit diesem vierten Akte, und wir kamen wie berauscht in unsere Vereinssitzung, in der nichts getrieben wurde, als der Versuch, diese unerwartete Macht zu definieren, das heißt zu ergründen.

Es ist die Macht des Geistes in der Kunst! lautete das Resultat. Ja, was will das sagen? Ist der Geist nicht überall nötig in der Kunst? Nein, hieß es, nicht in so vorherrschender Art. Das Gefühl und die Schönheit sind ja auch herrschende Potenzen; sie sind es aber nicht, welche bei Seydelmann hervortreten. Wer weiß, ob er Rollen spielen kann, welche Gefühl und Schönheit brauchen. Wahrscheinlich ist er auf einen bestimmten Rollenkreis beschränkt.

Das war gar nicht unrichtig. In Berlin nötigte man ihn später zu manchen Rollen, die seiner eigentümlichen Macht ganz fern lagen. Da mußte er einen Kolumbus spielen, von dessen Natur er nichts besaß, einen Hohenstaufen-Kaiser Friedrich, dessen getragene Jamben seine Zunge und Lunge bitterlich quälten. Er eignete sich nur für einen kleineren Kreis von Rollen. Die Verstandeswelt, scharf, fein, vornehm ausgedrückt, das war seine Domäne. Einige herbe Töne verwitterten Gefühles mochten dazutreten, aber sie mußten verwittert sein und an Erfahrungen mahnen. Leicht und von selbst klang es da nicht aus ihm. Cromwell zum Beispiele war ihm fast ganz erreichbar. Sein Wert in der Theatergeschichte wird nur darum so oft — besonders von Schauspielern — angefochten, weil man ihm zu viel nachsagen will. In seinem Bereiche war er vortrefflich, war er klassisch.

Der Eindruck seines Carlos war auf mich persönlich geradezu entscheidend. Nach einer gewissen Richtung hin ist er mir fürs ganze Leben maßgebend geworden. So gerade lag in mir die Vorstellung einer gut gesprochenen Rede, das Bild eines nachdrücklichen Vortrages. Und daß dies im

Drama, daß dies auf dem Theater möglich und so außerordentlich wirksam sei, das hat mich dem Drama und dem Theater eigentlich zugeführt. Darin beruhte meine Neigung zu künstlerischer Schaffung; das entdeckte ich hier zum ersten Male. Was war es, was ist es in kurzen Worten? Der Rede eine Überzeugungskraft verleihen dadurch, daß man ihr seinen Geist wahrhaftig einprägt.

Das ist und bleibt nur Prosa! riefen meine Vereinsfreunde. Ich aber meinte, daß von dieser Grundlage aus jede Steigerung möglich und daß jede Steigerung nur von dieser Grundlage aus wahrhaftig wirke.

Legen wir unsere Streitfragen Seydelmann selber vor! hieß es. Und wir gingen zu ihm. Wie ein freundlicher Diplomat empfing er uns, wie ein überlegener ruhiger Diplomat wirkte er auf uns. Wir waren ihm junge Enthusiasten, und zu meiner besonderen Genugtuung warnte er uns vor den Shakespeare-Übertreibungen durch die Shakespeare-Erklärer, welche der Bühne Schaden brächten, ja, er spöttelte mit großer Sicherheit über Franz Horn und dessen Verhimmelung Shakespeares. In unserer Streitfrage trat er natürlich auf meine Seite; jegliche Überschwenglichkeit lag weit von ihm ab. Sie mußte von sehr festem Boden aufsteigen und mit seltenen Kräften ausgerüstet sein, wenn er sie nicht mit Achselzucken aufnehmen sollte. Ihm selbst, seinen eigenen Kräften war sie gar nicht erreichbar.

So geriet ich damals Schritt für Schritt — und die Schritte folgten eilig aufeinander — mitten in literarische Frage und Tätigkeit hinein. Das wüste Studentenleben versank hinter mir, und wissenschaftliches Studium auch nach anderen Seiten erwachte wieder. Namentlich Studium der Geschichte, selbst theologischer Geschichte. Die Entwicklung der Glaubenssätze in den ersten christlichen Jahrhunderten, was man kurzweg Dogmengeschichte nennt, interessierte mich wieder bis auf einen gewissen Grad, und die unerschöpfliche Fülle

von Wendungen, ob der heilige Geist vom Vater allein oder auch vom Sohne ausgegangen sei, ob die menschliche Natur Christi eine einige, von seiner göttlichen Natur selbständig abgesonderte gewesen sei, fing an, mich künstlerisch zu unterhalten. Ich sah darin das unerschöpfliche Gedankenspiel eigentümlicher Charaktere, welche sich wie Helden einer Tragödie festrannten auf einzelnen Punkten. Und nun gar die Sekten mit ihrem wunderlichen Ausbaue der Glaubenswelt, die Manichäer an der Spitze, die Gnostiker mit ihren geistvollen Spitzfindigkeiten, und das alles in seiner Ausbreitung auf die lebendige Welt, auf die großen Kirchenversammlungen, Konzilien geheißen, auf diese mächtigen Schlußszenen, in denen abgestimmt wurde über so künstlich erdachte Glaubensartikel — das alles erhielt jetzt Gestalt für mich, seit ich schriftstellerische Fassung zu erstreben anfing, seit ich Feuer gefangen für dramatisches Leben. Ich war eben wohl von Natur aus ziemlich unfähig für jegliche bloße Theorie, und die Gestaltung mußte hinzutreten, um meinen wirklichen Anteil zu erwecken.

So kam ich denn auch unvermerkt dazu, allmählich selbst etwas niederzuschreiben, um es im „Vereine“ vorzutragen. Das Schriftstellern begann, ohne daß ich es eigentlich gewahr worden bin. Die Aneignung, die Anempfindung, welche wir in der Kritik so zuversichtlich tadeln und verspotten, sie ist für mich wohl eigentlich Anfang der Schriftstellerei gewesen. Wenn Balladen und Romanzen vorgelesen wurden, so kreißte es in mir mit solchem Thema, mit solchem Tone. Das ist noch heute in mir der Fall: jede Schrift von Bedeutung prägt mir ihre Stimmung, ihren Rhythmus ein für kurze Zeit, und wenn ich schlechte Stücke gelesen habe, so komme ich mir selbst erbärmlich vor in dramatischer Fähigkeit. Nur die handlungslosen Lustspiele, welche meine Genossen reichlich anfertigten, trafen und erregten mich gar nicht. Sie entstanden aus dem redseligen, Witz haschenden Stile in Shakespeares Lustspielen, mit Zutaten aus den Romantikern, be-

sonders aus den Märchen der Romantiker. Das Märchen galt für eine Quintessenz der Poesie. Diese Lustspiele waren endlose Dialoge, und das Spiel des Geistes — es fehlte nicht an Geist — wurde in jeder Nuance höchlich gewürdigt. Mich langweilten diese Schöpfungen immer bald, und ich verhehlte das nicht. Dadurch ärgerte ich meine Brüder in Apollo, ich errang aber doch durch Behauptung meines nüchternen Standpunktes mehr und mehr die Stellung eines unbestechlichen Kritikers, dem man seine Schrullen nachsah um seiner Wahrhaftigkeit willen. In Sachen Shakespeares zum Beispiele, dessen Lustspiele mich nicht reizten, gewann ich Boden gegen die Genossen, seit ich eines Abends aus einer „Hamlet“-Vorstellung begeistert und entzückt in den Verein gekommen war. Das war mein Shakespeare, und nun wurde meine Abneigung gegen manierierte Shakespeare-Formen aufmerksamer hingenommen.

Ein Ereignis hob mein Ansehen höher, als ich's verdiente. Die „Schlesischen Provinzialblätter“, eine Monatsschrift, hatten einen Preis ausgeschrieben für das beste Gedicht. Wir alle hatten unsere Bewerbung eingeliefert; auch ich, der ich im eigentlichen Gedichtemachen gar nichts bedeutete. Und es begab sich, daß mir der Preis zuerkannt wurde für eine spanische Romanze, welche ich hingeschickt. Niemand war erstaunter als ich. Einen berauschenden Eindruck machte mir aber diese Auszeichnung gar nicht. Jene Romanze — ich habe sie nicht einmal aufgehoben — war das Ergebnis der poetischen Studien, welche ich in unserem Vereine gemacht hatte, war — um es gemein auszudrücken — ein Fabrikat. Offenbar empfand ich das, und deshalb machte mir die Ehre keinen besonderen Effekt. Nicht einmal insofern, als sie doch ein gewisses Talent in mir bekundete. Meine Seele war gar nicht dabei beteiligt gewesen, es fiel mir nicht ein, mich deshalb als Dichter zu betrachten, und ich hatte auch ganz recht mit dieser Geringschätzung. Meine spätere Entwicklung

hat gezeigt, daß ich nach dieser Richtung kaum eine untergeordnete Fähigkeit besitze.

Aber auf die Vereinsbrüder wirkte diese Auszeichnung stark. Sie fanden unsern Verein dadurch geadelt, und ein alter Plan wurde nun ernstlich in Angriff genommen. Der Plan bestand darin, eine poetische Zeitschrift herauszugeben. Jetzt, meinte man, sei der Redakteur in mir gefunden, und die Studentenwelt werde unser Publikum sein. Der Titel der Zeitschrift war natürlich „Aurora“, und die Sache wurde wirklich ins Werk gesetzt.

Da war ich denn mitten in der Schriftstellerei, ja mitten in sogenannter Literatur. Ein Redakteur ist eine Art Regent, er muß also doch wenigstens sein Land, muß die Gesetze desselben ungefähr kennen. Himmel! das kostet Aufmerksamkeit und Lektüre! Was mußte ich da alles nachlesen! Was kann aber auch ein junger Mensch lesen, verschlingen, verdauen! Nie lernt man so rasch und so viel, als wenn man das Gelernte auf der Stelle braucht.

Das alles geschah unter der angenehmen Einbildung, wir hätten einen Kreis von mehreren hundert Abonnenten. Wir hatten sie auch, aber als der Zahltag kam, hatten wir sie nicht. Zahlen ist ein chimärisches Wort für den Studiosus, und chimärisch war dies ganze Reich unserer „Aurora“, welches wir anfangs mit feierlichem Ernste regierten. Allmählich — denn wir waren gesunde Leute — entdeckten wir jedoch, daß wir auf Wolken wandelten, und wir fanden die Fassung, den kuriosen Zustand mit Humor zu betrachten. Die interessante geistige Beschäftigung blieb uns doch, auch wenn sie nicht bezahlt wurde, und die Schulden — ja die Schulden, welche im zweiten Vierteljahre schon beim Buchdrucker ein stattliches Haupt erhoben, die wurden auf meinen Namen geschrieben. Welche Ironie! Auf den Namen desjenigen, der am allerwenigsten hatte. Ich habe noch viele Jahre später von wirklich erworbenem Schriftstellerhonorare

abzahlen müssen für jene „Aurora"-Studien in der Schriftstellerei. Es waren also wiederum „gestundete" Kollegiengelder.

Im Grunde hatten wir aber doch ganz recht, uns kein graues Haar wachsen zu lassen um die lumpige Geldfrage. Wir lebten ja, lebten ein literarisches Leben, welches all unsere besten Kräfte anmutig beschäftigte und steigerte, lebten wie in der Fabel, mit Hoffnungen getränkt, von Plänen gesättigt und immerfort lernend. Wer spielend lernt, der gehört zu den Glücklichen dieser Erde.

Natürlich geriet ich dabei auch mehr und mehr ins Theaterleben hinein. Ich war ein Redakteur, und die „Aurora" brachte Theaterrezensionen. Das Theaterpersonal, ja die Direktion kümmerte sich darum, es regnete Bekanntschaften, es lockten Liebschaften, das phantastische Dasein dehnte sich aus.

Damals fing ich denn auch an, Stücke zu schreiben. Dürftige, sehr dürftige Ware! Nur eins war der Rede wert daran: ihre Entstehungsweise. Sie entstanden nicht abstrakt, wie bei meinen Genossen, sondern sie entstanden aus meinen Lebensschicksalen. Diese erhöhte und erweiterte ich in romantischer Weise, und solchergestalt war ich bei jeder Person, bei jedem Vorgange wahrhaft beteiligt. Der Weg war ganz gut, aber mein Marschieren war herzlich schwach. Anempfindung und Aneignung in der Form spielte mir auch jetzt noch eine zu große Rolle. Da tauchte zum Beispiel damals in Breslau ein neuer dramatischer Dichter auf, dessen Namen wohl jetzt nur noch wenige kennen. Er ist später als Historiker neuer französischer Zeit aufgetreten und wird als solcher manchem bekannt sein. Eduard Arnd ist der Name. Er brachte in den letzten zwanziger Jahren Tragödien („Zwei Edelleute von Venedig"), welche an die Atmosphäre Byrons erinnerten: tiefe Unzufriedenheit mit dem geistlosen Treiben der Welt, und doch Andeutungen tiefer Hingabe an dies und jenes geheimnisvolle Etwas, kurz Romantik verzweiflungsvoller Signatur. Buchhändler Max, in den „Sieben Kurfürsten"

am Ringe, ein Verleger höheren Stiles, brachte diese Arndschen Tragödien neben der deutschen Ausgabe Oehlenschlägers — wie ist dieser Deutsch-Däne jetzt vergessen! — und empfahl sie uns. Max war als ein geschmackvoller Mann eine Autorität für uns, und er war auch nebenbei Kommissionär der „Aurora". Wir schwelgten in dieser Arndschen Romantik, und meine ersten Stücke entliehen ihren Atem ganz von ihr.

Im Grunde blieben es Schulexerzitien, und der kritische Sinn war doch so stark in mir, daß ich mich über ihre Wertlosigkeit nicht täuschen ließ und sie nicht einmal den Vereinsbrüdern mitteilte. In Wahrheit hatte ich noch immer keine Vorstellung, ob und wie Schriftstellerei ein Lebensberuf sein könnte; ich blieb in diesem Betracht immer noch Theologe und machte deshalb eines Tages dem mehrmals erwähnten theologischen Hauptprofessor, dem Konsistorialrate David Schulz, einen Besuch, um mich sicherzustellen. Ich fragte den gestrengen alten Herrn, der immer ziemlich mürrisch dreinsah, ob es der theologischen Behörde vereinbar erschiene, daß man als angehender Geistlicher belletristische Schriftstellerei triebe und zum Beispiele auch Theaterstücke verfaßte.

Ich sehe den gestrengen Mann noch vor mir. Mein Eintritt ins Zimmer hatte ihn überrascht; er war im Begriffe, ins Kollegium zu gehen und sich für diesen Zweck die Stiefel anzuziehen. Er saß in Hemdärmeln da und hatte einen großen blanken Stiefel in der Hand, wie man sie damals noch trug und über das enge Beinkleid bis zum Knie hinauf anzog. Bei meiner verfänglichen Frage hielt er inne in seinem Geschäfte, ließ den großen blanken Stiefel in der Luft baumeln und sah mich von unten herauf schweigend an. Kurzes ergrauendes Kopfhaar, schwarze buschige Augenbrauen über kleinen, stechenden Augen und starke Lippen gaben dem Kopfe etwas Drohendes, als er mich so von der Seite von unten bis oben maß. Ich meinte, es werde ein theologisches Donnerwetter losbrechen. Es war wohl auch im Entstehen,

aber der grundsätzliche Rationalismus mochte es in dieser Pause zerteilen. Er ließ den baumelnden Stiefel auf den Fußboden nieder, und während er ihn langsam anzog und seinen Blick nur auf diese Beschäftigung richtete, sagte er trocken vor sich hin: Wenn der Theologe übrigens ein tüchtiger Theologe sei, so werde man's ihm nicht verargen, daß er Schriftstellerei treibe, vielleicht auch nicht verargen, daß er fürs Theater schreibe. Es komme freilich darauf an, welcher Art seine Theaterstücke wären. Und — jetzt war der Stiefel angezogen, und der Blick schoß wieder auf mich — und aufpassen wird man allerdings, ob der also schriftstellernde Gottesgelehrte nicht seine Zeit und Sammlung zersplittere an abliegende Nebensachen.

Ein Wink mit der Hand, welche nach dem zweiten Stiefel griff, verabschiedete mich, und ich war so klug wie zuvor.

Der anerzogene Trieb, einem Amte nachzustreben, behauptete sein Recht. Meine dreijährige Studienzeit war um, auf meinem Kollegienbogen standen alle notwendigen Vorlesungen als „gehört“ verzeichnet, obwohl ich in Breslau ein gründlich unregelmäßiger Kollegiengänger gewesen; ich reichte also diesen Bogen ein und bat um die Aufgaben zum schriftlichen Kandidatenexamen. „Über die Erbsünde,“ lautete die Antwort. Ich sollte also meine Kenntnis und meine Anschauung von der Erbsünde in lateinischer Sprache entwickeln. Was ist Erbsünde? Wie zeigt sie sich bei dir? Die belletristische oder poetische Spielerei gehört wohl auch dazu? Diese Fragen denkend, legte ich die feierliche Aufgabe zu den profanen Manuskripten und beschloß, ihr eine Zeitlang mein Nachdenken zu widmen, wohl auch in unserem „poetischen Verein“ eine Disputation darüber zu veranlassen.

11.

Die Schwingen wachsen schnell, wenn man sie braucht. Das Theater faßte mich beim Schopfe, und ich mußte eilig fliegen lernen, denn man traute dem jungen Kritiker viel mehr zu, als er an Zutrauen verdiente. Der Heldenspieler Kunst brauchte eine neue Rolle, und da ich mehrmals erzählt hatte, daß ich mich mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf intim beschäftigte, so hieß es: Vorwärts! vorwärts! das ist ein gutes Thema!

Ich weiß absolut nicht mehr, wie ich auf die Idee gekommen, und weiß ebensowenig, woher ich die Mittel geholt zu einer fünfaktigen historischen Tragödie. Was ich an Dramen in der Stille geschrieben, war unbrauchbare Studie gewesen. Das Anschauen größerer Stücke im Theater, wohin ich als Redakteur der „Aurora“ jetzt täglich ging, muß auferbaulich gewirkt haben in mir.

Kritischer Streit hatte wohl auch sehr gefördert. Es war eine öffentliche Polemik ausgebrochen in Breslau über die Dramen Schillers, und in diesen Streit war ich mit beiden Beinen gesprungen. Vielleicht hatte ich dadurch rascher laufen gelernt. Der jetzt berühmte Professor altdeutscher Wissenschaft, Wilhelm Wackernagel, war von Berlin nach Breslau gekommen und war in Karl Schalls Breslauer Zeitung als Rezensent aufgetreten. Er hatte mit ästhetischen Ansichten begonnen, die uns neu waren und die uns zum Teile nicht gefielen. Eigentlich waren sie, wie ich jetzt glaube, besser, will sagen reifer als die unsrigen. Er war von Goethe voll und betonte nachdrücklich, daß Goethe seine Charaktere persönlicher bildete, als Schiller, ja, bei einer Kritik der „Braut von Messina“ führte er das in einer Weise aus, daß ganz Breslau aufsprang und für Schiller in die Schranken rief. Die Beatrice hatte er einen bloß „lyrischen Hauch“ genannt. Dieser lyrische Hauch stieg uns zu Kopfe,

mir besonders, der ich Schiller zum höchsten verehrte, und ich war denn mit einem Satze in den Schranken und fuhr wie ein bellender kleiner Köter auf den mir weit überlegenen Wackernagel ein.

Seine Schwäche lag darin — und diese Schwäche ist eine ganze Kategorie, welche in Deutschland stehend geworden — daß er das eigentlich dramatische Moment, welches in Schiller weitaus stärker ist als in Goethe, nicht zu schätzen wußte und über den Mängeln der Charakteristik die große Kraft dramatischer Führung übersah. Übersehen mußte, weil er selbst keine dramatische Ader hatte; eine Erscheinung, die noch alle Tage unter uns auftritt und unsere dramatische Kritik verwirrt.

Um zu streiten, muß man die Waffe führen lernen; ich lernte also in unseren Vorbesprechungen über den Schiller-Feind wiederum eine Menge literarischer Gesetze, und die mögen mir wohl hilfreich gewesen sein, ein den ganzen Abend füllendes, historisches Trauerspiel hastig niederzuschreiben, welches die Theaterdirektion sofort annahm und in Szene setzte.

In Wahrheit ist's eine Studentenarbeit gewesen, und daß man sie aufführte, ist eben nur ein Zeugnis für leichtsinnige und oberflächliche Bühnenleitung. Gerade in bezug aufs Theater spricht man so gern von der guten alten Zeit, und namentlich von deren Strenge und Gewissenhaftigkeit. 's ist alles nicht wahr, sagt Nestroy. Im Gegenteile! Seit dreißig Jahren wird dem deutschen Theater viel mehr literarische Aufmerksamkeit zugewendet, als in den dreißig Jahren vorher.

Damals wohnte ich zum ersten Male einer Probe bei. Ohne Eindruck, ohne Nutzen. Niemand konnte seine Rolle ordentlich, und das befremdete niemanden, es war also herkömmlich. Ich selbst hatte nicht die Einsicht, das tadelnswert zu finden, und da mir ein befreundeter Schauspieler zuraunte: Gelt, das kommt Ihnen kurios vor! so bildete sich in mir

die Vorstellung, das sei in der Ordnung und könne gar nicht anders sein. Breslau aber hatte ein wohlberufenes Theater; nur einige Jahre vorher war Anschütz von hier ans Burgtheater übergegangen.

Bei der Aufführung selbst indessen fand ich doch dies Nichtwissen der Worte bedenklich. Gustav Adolf selbst, Herr Kunst, leistete darin mehr, als ich vertragen konnte. Der letzte Akt war natürlich die Schlacht bei Lützen in voller Ausdehnung. Daß Shakespeares Schlachten für eine anders eingerichtete Bühne und für eine andere Geschmacksbildung geschrieben wären, kam einem dramatischen Jünglinge nicht zu Sinn. Ich hatte ja überall gehört und gelesen, daß dies vortrefflich wäre. Da es nun auch leicht war, so hatte ich mich mit aller Bequemlichkeit gehen lassen. Daß es höchst jämmerlich auf der Bühne zum Vorschein kam, bestürzte mich freilich. Aber neben mir saßen Offiziere der Garnison, und die zeigten lebhaftes Interesse für solche theatralische Strategie. Jetzt muß von der Seite der Angriff und dann von jener Seite die Umgehung kommen, richtig, richtig! riefen sie und winkten mir beifällig zu. Wir saßen in erster Reihe dicht an der Bühne, denn das Orchester war geräumt, es war Sonntags, und die große historische Tragödie eines einheimischen Studiosi hatte das Publikum gelockt. Dies Publikum wollte denn auch nicht umsonst gekommen sein und applaudierte übermäßig, wo sich nur entfernte Gelegenheit dazu bot, selbst das Schlachtgebet des Schwedenkönigs Kunst. Dies Schlachtgebet ist mir unvergeßlich geblieben als Theater-Symptom. Kunst wußte kein Wort davon auswendig, und kniete als kluger Kriegsmann dicht vor dem Souffleurkasten nieder; die Generale und Soldaten, welche keinen Souffleur brauchten, weil sie nichts zu reden hatten, weit zurück nach dem Hintergrunde. Umsonst! Diesem Schwedenkönige, der bald sterben sollte, konnte kein Souffleur helfen. Wir auf der ersten Reihe verstanden jedes Wort des Einbläsers; der

dem Tode geweihte König war aber nicht so glücklich. Und darüber wütend, schalt er denn immer nach jeder mühsam gesprochenen Zeile leise ins Souffleurloch hinein, vergessend, daß das Orchester geräumt war und daß wir so gut wie der Souffleur seine Scheltworte hörten. Man denke sich nun in die Seele eines Poeten, der laut seine Worte, leise aber die gemütlichen Äußerungen des Schauspielers hört, wie folgt: „Sieh' du auf uns herab, du Herr der Heerscharen“ — nichtswürdiger Bengel, sperr' das Maul auf; — „und segne unsere Waffen, sei mit uns!“ — der Kerl ist nicht einen Schuß Pulver wert — —

Die Offiziere lachten anständig ohne Geräusch, das Publikum, welches die Zwischenreden nicht vernommen, applaudierte, als der fromme König aufstand, und ich, ich hatte einen Blick in das Handwerk getan, der mich bestürzte.

Diese Erfahrung blieb wohl nicht ohne Einfluß auf mich. Obwohl ich kein theatralischer Idealist gewesen, wurmte mich doch solche Wirtschaft, und ich wurde frühzeitig hart gegen Komödiantentum. Der scheinbare Theatererfolg ging spurlos an mir vorüber, und die Wiederholungen des Stückes vor schwach besetztem Hause belehrten mich auch, daß der Erfolg hohl gewesen. Ich hatte aber Blut geleckt und schrieb schleunig einen fünfaktigen „Moriz von Sachsen“. Nur im letzten Akte schrieb ich langsam und hielt mitunter inne. Die Schlacht bei Sievershausen war wieder unumgänglich, und die Schlacht bei Lützen griff mir stauend in die Zügel — es dämmerte mir die Ahnung, daß diese schließenden Schlachtakte mißlich wären. Kurz, ich stockte in meiner Zuversicht und gab das Stück gar nicht an den Direktor, welcher es für einen neuen Sonntag verbrauchen wollte. Das ist „Futter für Pulver“, flüsterte es in mir, und äußerliche Veranlassung warf mich gerade um diese Zeit auf eine andere Seite. Ich hatte Karl Schall, den Redakteur der Breslauer Zeitung, kennen gelernt, und er übertrug mir plötzlich die Theaterkritik für diese Zei-

tung. Er tat dies wohl gerade infolge unserer Gespräche über meine historischen Trauerspiele. Meine ausgesprochenen Zweifel, ob solche Stücke des Schreibens und Aufführens wert seien, sprachen ihn an. Er war ein Humorist und meinte: ich sollte nur so fragsam und nach dem Stein der Weisen suchend die Rezensionen für sein Blatt schreiben. Da käme man aus der Schablone heraus, und das würde die Leser interessieren.

Ich bin Karl Schall lebhaften Dank schuldig; er behandelte mich mit liebenswürdiger Gutmütigkeit, und durch ihn erst wurde ich in die aktuelle Literatur eingeführt, in die Literatur, welche lebte. Wir in unserem poetischen Vereine gehörten zur halbtoten Buchliteratur; Schall aber hatte seit Anfang des Jahrhunderts alles Literarische persönlichst mit durchgelebt. Er kannte die Romantiker persönlich, er kannte Goethe persönlich, er war Goethe gefolgt, wie ein Registrator seinem Chef folgt, bis in die kleinste, nichtigste Äußerung. Sie war notiert bei ihm, als ob sie in den „Faust" gehörte.

So wurde ich wie in einen Freimaurer-Orden eingeführt, besonders während unserer kleinen Diners. Wir speisten allein, er und ich, und wenn der Hunger gestillt war — das dauerte eine gute Weile bei ihm — und er ans Trinken kam, was auch eine gute Weile dauerte, da erzählte und schilderte er mir die innersten Zusammenhänge und die intimsten Begebenheiten der weimarschen Periode und der romantischen Sprünge. Das alles bildete seine Bibel. Er war ein Apostel und war dies mit Bewußtsein. Aus dem Kaufmannsstande hatte er sich als junger Mensch schon dieser Aufgabe gewidmet, hatte all seine Zeit und all sein Geld darangesetzt, die damals in der Tat hochwichtige Entwicklung deutscher Literatur in allen Ritzen kennen zu lernen, und als das Geld völlig aufgezehrt war, hatte er mit großer Geschicklichkeit eine Zeitung in Breslau gegründet, die Breslauer Zeitung, eine Konkurrentin für die allein herrschende

Schlesische Zeitung, dem reichen Hause „Korn“ gehörig. Auf das literarische Moment hatte er diese Konkurrenz gegründet, und mit diesem Momente hatte er gesiegt. Er und seine Zeitung waren der literarische Mittelpunkt des großen Herzogtums Schlesien geworden, eines Herzogtums so groß und bedeutend wie manches Königreich. Für Schlesien, welches immer reichhaltige literarische Fähigkeit entwickelt hat — man denke nur an die Opitz, Lohenstein, Hoffmannswaldau, Logau, Günther, an Holtei, Freytag! — ist Karl Schall ein wirklicher literarischer Apostel geworden.

Goethe war sein Mittelpunkt und Endpunkt. Bis auf das kleinste und feinste Äderchen kannte er diesen großen Dichter, und in all seinen Formen wußte er ihn auf das geschickteste nachzuahmen, namentlich in Gedichten. Das Reimen der zwei letzten Worte in Goethescher Manier war ihm geläufig wie die Muttersprache. Und keineswegs bloß die Formen, nein, die Gesinnung, die ganze Gedankenwelt, das große, freie Wesen des Meisters lebte auf und fort in ihm. Freilich unmächtiger, weil er eine viel schwächere Natur war als Goethe, eine viel leichtere Natur; aber dieses Fortleben eines so reichen Mannes auch in leichterer Persönlichkeit war doch sehr wertvoll und gewährte mir eine ungemeine Belehrung.

Daneben war er witzig, war aufmerksam und geübt für Ergreifung der Tagesbegebenheit, war ein Lustspieltalent, war ein guter Vorleser, war ein ehrlicher Dolmetsch des Shakespeare-Humors. Ehrlich, denn er betonte nur das, was er wirklich wiedergeben konnte; er gestand, daß er mit dem und jenem nichts anzufangen wüßte. Dadurch unterschied er sich vorteilhaft von den Shakespeareromanen, die auch das Unverstandene preisen und auch das Unverdauliche empfehlen. Es steht damit wie mit allem Geschichtlichen: nur das lebt wirklich fort, was auch die Nachwelt mit ihrem Odem beleben kann.

Sein Vortrag des Fallstaff strotzte von Wahrheit. Er

hatte völlig das Äußere Sir Johns; wenn er in Wams, Hosen und Stiefeln des dicken Ritters fuhr, da bedurfte es nicht der geringsten Zutat, keiner Watte und keiner Schminke, er brauchte nur hinauszutreten aufs Theater, und das ganze Haus hätte geschrien: Das ist er wirklich, der dicke Schäker! Auch das kleine Auge, listig und lüstern lachend, war da, und das selige Gelächter über jede Kleinigkeit, ein Gelächter, welches sich Selbstzweck ist, eine fraglose Lebenswelle heiteren Daseins. Auch der Gegensatz fehlte nicht, kläglicher Kleinmut bei Widerwärtigkeit. Von mir jungem Poltron ließ sich der alte Herr trösten und aufrichten, wenn ein empfindlicher Angriff ihn niedergeworfen. Dabei war er jeden Augenblick bereit, sich zu verlieben, jeden Augenblick bereit, wohltätig zu sein weit über sein Vermögen hinaus. Vom Honorarsatz für meine Rezensionen zum Beispiel war nie die Rede. Von Zeit zu Zeit sah er mich mit glitzerndem Auge an, lachte brausend und schrie: Wieder nichts in der Tasche?! — „Nichts." — Verderbliche Jugend — da! Nicht anseh'n! Ich hab' auch nicht viel. — Und so gab er mir zehnmal mehr, als ich verdiente, und so machte er mich zum Journalisten.

Plötzlich trat ein Zerwürfnis ein. Er ließ mich im Stich bei einer Polemik, er begünstigte in seiner eigenen Zeitung meinen Gegner und verstümmelte meine Worte. Auf meine Vorwürfe zuckte er bloß die Achseln; entrüstet ging ich von dannen. Er war nicht ohne starke Schwächen, und ich wußte damals noch nicht, daß man ohne Schwächen selten liebenswürdig ist.

Ich selbst hielt meine Polemik für so wichtig, daß ich sie um jeden Preis ausfechten mußte, und ich war nichtswürdig genug, auf den Ruf der Capulets zu hören. Korn mit der Schlesischen Zeitung war Capulet, Schall mit der Breslauer Zeitung war Montague. Auf allen Straßen zogen sie gegeneinander vom Leder, und selbst der Übertritt eines so unreifen Burschen, wie ich einer war, machte Aufsehen. Schall

schäumte, und ich fühlte mich sehr unbehaglich. Ich vermißte da unter den Capulets jeden literarischen Ton, und als mir Vater Capulet zu einer langen Rezension über „Hamlet" sagte: über solch ein altes Stück dürfe eine Zeitung nicht noch eine Kritik bringen, da büßte ich mein Verbrechen in Sack und Asche. Ich bedurfte dringend einer Erholung. Sie kam in unerwarteter Weise.

Paganini trat zum ersten Male in Breslau auf und begann seine Konzerte im großen Musiksaale der Universität. In diesen Saal hatten nach ehrwürdigem Herkommen die Studenten Zutritt zu den Proben. Wir strömten natürlich in Masse hin, und der Saal war ganz gefüllt, als das bleiche, schwarzhaarige Männchen in schwarzer Kleidung vortrat, um sein Solo zu spielen. Unheimlich schweifte sein dunkles Auge über die Studentenfülle hin, und Kundige unter uns flüsterten: „Das ist ihm sehr unangenehm, denn er sieht sich sehr viel zahlende Zuhörer für den Abend entzogen; er ist ja unter anderm auch geizig!" — Sein moralischer Ruf galt überhaupt für sehr unsicher, war wie sein dürftiger Leib in schwarze Stoffe gehüllt, in düstere Sagen. Er sollte einen Menschen getötet haben, wohl gar seinen Bruder, und deshalb in langer Kerkerhaft verhalten worden sein. Da habe er sich eine Geige verschafft, aber nur eine Saite erlangen können. Auf dieser einen Saite habe er sich jahrelang geübt und es solchergestalt zu dieser enormen Fertigkeit gebracht, zu dieser dämonischen Fertigkeit.

Richtig! Als die Einleitung des Orchesters vorüber war und sein Solo beginnen sollte, da — markierte er bloß.

Das war nicht unsere Rechnung, und das Grollen des Sturmes begann; bei der zweiten Nummer aber, als er es wieder geradeso machte, da brach ein Sturm los, wie ich ihn mein Lebtag nicht gehört habe. Ein paar hundert Studenten, die mit Energie trommeln, pfeifen und schreien wollen, bringen einen Höllenlärm zustande. Umsonst ließ Paganini das Or-

chester fortissimo spielen, um uns zu übertönen, das Orchester wurde von uns überschrien, die ganze Musika erlag der Roheit. Da faßte Paganini einen weisen Entschluß: er lächelte. Wir schwiegen verblüfft vor diesem Lächeln, und in die plötzliche Stille hinein spielte er die ganze Nummer auf seiner Teufelsgeige.

Das gab denn einen Erfolg, wie er ihn vielleicht nie erlebt: wenn ein paar hundert Studenten fanatisch applaudieren, so machen sie einen Himmelslärm. Und nun sagten die Flüsterer: „Das ist in Ewigkeit kein Mörder, das ist ein guter Kerl!“ Und der Ruhm des schauerlich interessanten Geigers wurde durch alle Gassen posaunt, Furore auf Furore folgte des Abends, und Breslau sprach wochenlang von Paganini. Die Stadt war wie verwaist, als er von dannen gezogen.

Am ersten Tage dieser Verwaisung trat früh am Morgen ein Schauspieler in mein kleines Zimmer der „Hutschachtel“. So hieß das vorspringende flache Häuschen in der Ohlauer Straße, welches ich bewohnte. Der Breslauer Humor für Häusernamen war damals noch in Blüte, und „Polnischer Herrgott“, „Laterne“, „Löwengrube“ und derlei Titel spotteten noch der prosaischen Hausnummern. Der Schauspieler wünschte ein kleines Stück von mir, in welchem Paganini die Hauptrolle spielte; er selbst wollte den Paganini darstellen auf der Bühne. Er, der Schauspieler, könne gerade so viel Violine spielen, um die Absonderlichkeiten und Kunststücke des Paganinischen Geigens nachzuahmen, und gerade so wenig, daß man's für nichts anders halten könne, als für eine Travestie. Er habe Weib und Kind und würde sich damit eine Existenz gründen, wenn ich ihm das verlangte Stückchen schriebe. — Ich? — „Ja, gerade Sie!“

Ich war angenehm betroffen von diesem Zutrauen, erklärte ihm aber ehrlich, daß ich das absolut nicht könnte. Traurig ging Herr Just — dies war sein Name — aus der „Hutschachtel“, und ich sah ihm nach die Ohlauer Straße

entlang, sah ihm nach wie einer, der einen kuriosen Trank verschluckt hat.

Der Trank verursachte eine Gärung in meiner Phantasie, und aus der Gärung entwickelte sich ein possenhafter Plan. Das Stück sollte in China spielen; eine wunderschöne Prinzessin gibt dem Drängen ihrer Vasallen nach und verspricht, sich endlich zu vermählen. Aber sie ist eine artistische Natur, sie erklärt, nur demjenigen ihre Hand zu reichen, welcher sie durch irgend eine Kunstleistung zu Seufzern und Tränen rühre. Bon! rufen die Vasallen, und nun beginnt das Turnier. Ein Tenor flötet; die Prinzessin bleibt ungerührt, er fällt durch. Ein Tänzer springt; die Prinzessin gähnt, er fällt durch. Bestürzung verbreitet sich. Da tritt Paganini im schwarzen Frack unter die chinesischen Großen, und schon seine Erscheinung pikiert die Prinzessin. 's ist doch was anderes, ein Mensch ohne Zopf und in diesem merkwürdigen Gewande, in einem Fracke! Vorn, wo man die Bekleidung braucht, kurz abgeschnitten und hinten mit gespaltenen Zipfeln für den schäkernden Wind. Die Aufmerksamkeit der kapriziösen Dame ist geweckt, und nun spielt er in chinesischer Form und doch mit so fremdartigem Reize. Nach der ersten Nummer seufzt die Prinzessin hörbar, und die Vasallen geraten in fragwürdige Bewegung; nach der zweiten Nummer entladet sich die Hysterie der vornehmen Dame in einen Strom von Tränen, es folgt die notwendige Umarmung und das unerläßliche Ballett, welches allgemeines Entzücken ausdrückt; der Vorhang fällt über seligen Gruppen.

Dies dumme Zeug hatte ich bis Nachmittag niedergeschrieben und mit dem Titel versehen: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos", und abends gab ich Just das Manuskript mit der Bemerkung: da sei mein guter Wille für seine Existenz, aber ich verstünde eben nicht, so was zu machen. Er sah hinein, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Warten Sie nur!"

Acht Tage später sah ich auf dem Theaterzettel: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos.“ Und abends wurde der „Schmarrn“ wirklich aufgeführt. Und was noch mehr: er machte Glück. Es ist ganz erstaunlich, was dem Publikum geboten werden kann, wenn es als Lächerliches geboten wird. Das Bedürfnis des Lachens ist geradezu so gebieterisch wie das Bedürfnis des Essens und Trinkens. Deshalb war, ist und bleibt die Posse eine so wichtige theatralische Form, und es verwundert mich immer, daß sich so selten dramatische Talente derselben bemächtigen. Sie macht nicht einmal den allerdings schwierigen Anspruch eines Lustspieles: daß die Seele der Handlung eine heitere Seele sei. Sie verträgt einen ernsten Kern, und das erleichtert die Komposition gar sehr. Wer in gedrängter Form erzählen kann, braucht sich nur einem lustigen Dialogschreiber zuzugesellen, oder umgekehrt, und es würden sofort sogenannte solide Possen entstehen, welche das Alltagsrepertoire sättigen, solange es an poetischen Talenten Raimundscher Art dafür fehlt. Nestroy, der nur satirische Fähigkeit hatte, ist stets diesen Weg gegangen; nur ließ er sich seinen Mitarbeiter immer bloß auf die linke Hand antrauen. Er heiratete vorhandene Erzählungen, vorhandene Stücke. Weisflogs „Arme Seele von Zwickau“, welche mich als Gymnasiasten in Glogau unterhalten hat, habe ich jetzt einige vierzig Jahre später als „Lumpaci-Vagabundus“ wieder gesehen. Weisflogs Erzählung ist lange tot, Nestroys Verheiratung mit ihr lebt noch.

Jener „Schmarrn“: „Nicolo Zaganini“ gründete wirklich auf einige Jahre die Existenz des Schauspielers Just. Er reiste als Theater-Paganini durchs ganze Deutsche Reich und beglückte namentlich die kleinen Städte, welche den wirklichen Paganini nicht gesehen. „Ist doch Eau de Cologne selten echt, warum sollten wir auf dem echten Paganini bestehen!“ riefen die Kleinstädter.

Zwanzig Jahre später trat Just-Paganini zu meiner Über-

raschung in Wien vor mich hin und empfahl sich zu neuem Dienste. Schwarzer Frack und Geige waren verbraucht, aber die Theatererfahrung war üppig gewachsen. Ich machte ihn zum Inspizienten und Komparsendirektor am Burgtheater, und seine fabelhaft wuchernde theatralische Phantasie hat mir manchen ersprießlichen Wink geschenkt. Ein Theater braucht immer phantastische Leute, wie der Weinstock heiße Sonne braucht, sonst wird es schal wie ungenügend ausgesonnter Wein.

Mich ließ der alberne Erfolg dieser Paganini-Posse ganz gleichgültig; aber es war mir gar nicht gleichgültig, daß sich Karl Schall danach erkundigt hatte, und daß er in seiner Zeitung wohlwollend darüber hatte berichten lassen. Ich fühlte lange, daß ich zu ihm gehörte, daß ich unrecht gegen ihn gehandelt, daß ich eine Debatte mit ihm brauchte über die Begriffe Posse und Lustspiel — denn gerade das war ein beliebtes ästhetisches Fahrwasser bei ihm — daß ich ihn besuchen sollte. Und der liebenswürdige alte Herr kam mir zu meiner Beschämung mit dem ersten Schritte entgegen: eins seiner winzig kleinen rosenfarbenen Billetts fand sich wieder ein in der „Hutschachtel" — eiligst und stürmisch wie ein Liebhaber, der seine Geliebte, wie dick sie auch war! — nach langer Trennung wiedersehen konnte, stürzte ich hin und gehörte nun für immer wieder zum Hause Montague.

Das Lustspiel war Schalls steter Gedanke. Er hatte mit kleinen Komödien, namentlich mit der „Unterbrochenen Whistpartie" glücklich debutiert vor Jahren und war nun jahrelang mit einem großen Lustspiele beschäftigt. „Schwert und Spindel" hieß es schon lange, aber es wurde noch immerfort daran gearbeitet. Daß dies immerwährende Daranarbeiten fehlerhaft, verstand ich damals nicht. Jetzt weiß ich's. Schall war ein Autodidakt. So nannte man diejenigen, welche keine gelehrte Universitätsbildung genossen, und daher stammte es, daß er sein Lustspieltalent verdarb. Gerade deshalb wollte er gelehrt, grundsätzlich ästhetisch komponieren, und übersprang

er sein einfaches, natürliches Talent. Der alte Goethe hatte seinen redlichen Teil an diesem Irrgange. Ihm folgte Schall durch alle Windungen der Komposition, welche mit dem Gedanken allein auszukommen meint und die kaum noch vorhandene schöpferische Frische des Talents entbehren zu können glaubt. Sie ist nicht zu entbehren für Komposition. Von Jahr zu Jahr wird's deutlicher, daß die Schriften Goethes aus seinen letzten zwanzig Jahren in undurchsichtige Nebel zurückweichen für das lesende Publikum. Und so blieb Schalls großes Lustspiel, weil es abstrakt empfangen wurde, in den Nebeln der Vergessenheit hängen. Es wurde einmal, ich glaube in Berlin, aufgeführt und ging unter.

Raupach war in jenen letzten zwanziger Jahren allein tätig für das Lustspiel. Dürr und recht trocken. Er veranlaßte mich zu Lustspielexerzitien, die natürlich noch dürrer und trockener ausfielen, und insbesondere unwahr. Der Raupachsche Lustspielweg entstand aus einem possenhaften Gedanken und aus diesem allein. Deshalb führte sein Beispiel ins Unwahre. Ich mußte mir und Schall eingestehen, daß ich gar kein Talent zum Lustspiele hatte. Er lachte und sagte: „Junger Freund! Humor, der sich behaglich breitmachen kann, kommt erst mit den Jahren". — Wenn er kommt! setzte ich hinzu. — „Freilich," antwortete er, „nächste Woche kommt Holtei von Berlin, der wird Ihnen schildern, wie man in der Stille wächst. Seine ‚Lenore' wird aufgeführt."

12.

Das Schauspiel „Lenore", von Holtei, machte damals das größte Aufsehen; es wurde auf allen Bühnen, auf den großen wie auf den kleinen, mit durchschlagendem Erfolge gegeben. Die populären Lieder, für deren Auffindung Holtei geradezu eine Wünschelrute besaß, waren auf allen Straßen

zu hören, ja das „Mantellied" grassierte wie eine sentimentale Marseillaise.

Denselben Erfolg fand das Stück in Breslau. Der Balladenstoff mit seinem poetischen Schauer am Schlusse erhob auch das große Publikum, welches durch bürgerliches, allgemein verständliches Leben hineingeschmeichelt worden war in das Thema. War das nicht sehr anerkennenswert vom Standpunkte des Theaterkritikers? Gewiß. Aber unsereiner wollte den Theaterkritiker tief unter sich sehen, wollte ein literarischer Kritiker sein und verstand nicht das mindeste von irgend einer neuen Bahn.

Zu neuen Bahnen hatte Holtei sehr viel Anlage. Er bewahrte sich immer eine unerschütterliche Naivität. Er war naiv im Erfinden, naiv im Ausführen, arbeitete nie nach der Schablone und erfand viel, weil er mit gesundem Auge da Wirkungen entdeckte, wo die gelehrten Schriftsteller nichts bemerkten. Seine Schwäche war immer nur im Geschmacke zu suchen. Und das ist ganz folgerichtig: wer neu und frei wählt, der wird leicht gegen herkömmliche Maßstäbe verstoßen, und was wir Geschmack nennen, das ist stets mehr oder minder dem herkömmlichen Maßstabe unterworfen.

Zu Ende der zwanziger Jahre, als in Berlin das Königsstädter Theater rüstig voranging in leichter theatralischer Arbeit, war Holtei auf dem Höhepunkte seiner dramatischen Produktion, und „Lenore" war wohl sein größter Erfolg.

Bei mir half ihm das alles nichts. Ich war recht ein Urbild jener jungen Rezensentenbrut in Deutschland, die ohne Erfahrung abspricht und zerfasert. In keinem Lande Europas ist die Produktion so preisgegeben wie bei uns; in keinem Lande Europas ist die allgemeine literarische Wehrpflicht so im Schwange wie bei uns. Kaum unter den Flügeln trocken, krähen wir gelehrte Weisen und gebärden uns wie gebieterische Hähne. Nirgends wird auch so viel und so Unreifes gedruckt, wie bei uns, und die Klage unseres Buchhandels, daß unser

Kaufpublikum so klein sei, ist gewiß zum Teile aus dieser steten Überfüllung des Marktes entsprungen, aus einer Überfüllung mit mittelmäßiger Ware.

Statt zu untersuchen, wo denn die unmittelbare Macht läge, welche diese „Lenore“ doch ersichtlich aufs Publikum ausübte, legte ich meine kaum erlernten Maßstäbe an das Stück, und da sie nirgends paßten, so riß ich das Stück in hundert Fetzen. Ich tat mir noch was darauf zugute, daß ich dem armen Schall zumutete, seinen Freund Holtei so behandeln zu lassen in seiner Zeitung. Unparteiische Gerechtigkeit! In Wahrheit unreifes Geschwätz. Schall ließ es auch wirklich abdrucken, und ich machte ihm am Morgen, da die grimmige Kritik in der Zeitung erschienen, meinen Besuch, um ihm pathetisch zu gratulieren zu seiner großliterarischen Unbefangenheit.

Als ich eintrat, saß ein Mann in der Fensterbrüstung und las. Er war in einen langen blauen Rock gehüllt, trug eine breite weiße Halsbinde und hatte ein blasses, ernsthaftes Gesicht. Schall schrieb in großer Entfernung von ihm an seinem Redaktionstische. Der Mann mit der weißen Halsbinde fragte just bei meinem Eintritte mit lauter Stimme: „Aber, Schall, wer ist denn der Flegel, der das geschrieben hat?“

Schall lachte übers ganze Gesicht, indem er meiner ansichtig wurde, und statt einer unmittelbaren Antwort stellte er mich dem Herrn im blauen Rocke und weißer Halsbinde feierlich vor: Herr Laube.

Erst nach einer schalkhaften Pause vollendete er die Lustspielvorstellung und sprach zu mir: Dies ist Herr v. Holtei.

Ich habe Holtei erst sieben Jahre später in Berlin kennen gelernt, denn an jenem Morgen bei Schall las er ununterbrochen in seiner Zeitung und kümmerte sich mit Fug und Recht nicht im geringsten um den Rezensentenflegel.

Ich kümmerte mich indessen während der nächsten Monate recht dringend um mich selbst, denn meine Schriftstellerlauf-

bahn kam mir bedenklich vor. Das heißt: wie ein Dilettantismus. Und vor allen halbreifen Bestrebungen habe ich von Jugend auf einen Widerwillen gehabt. Hier aber war meine Bedenklichkeit doch sicher am Orte: es konnte sich um mein ganzes Leben fragen. Je intimer ich mit literarischer Welt bekannt geworden war, desto deutlicher sah ich ein, wie viel mir dazu fehlte. In erster Linie Talent. Was ich in etwa zwei Jahren alles zusammengeschrieben hatte für die „Aurora“, für die Zeitungen, für das Theater, das erschien mir doch bei ernstlicher Prüfung leicht, lose, haltlos, und namentlich ohne die Signatur dessen, was man Talent nennt. Erfindung, freie, starke Erfindung, meinte ich, ist das Grundkennzeichen literarischen Talentes, und dies Grundkennzeichen konnte ich mir nicht zusprechen.

Ach, das waren verdrießliche Monate, als ich mich wieder nach der Theologie umsah und mich mit dem Gedanken vertraut machte: die Aufgaben zu erledigen fürs Kandidatenexamen. Konsistorialrat David Schulz mit dem blanken Stiefel in der Hand sah mich mit spöttischem Auge an, und die langweilige Exegese mit hundert Auslegungen unbeschreiblich einfacher Bibelzeilen gähnte mir entgegen — und doch geht's nicht anders, raunte mein Gewissen, denn dies ist das einzige, was du professionsmäßig erlernt hast, und eine Profession, oder, wie meine Mutter zu sagen pflegte, ein Handwerk hat allein einen sichern Boden.

Diese verdrießlichen Monate fielen in den Frühling des Jahres 1830. Die Weltgeschichte kam meinem Entschlusse zu Hilfe.

Ich hatte beide Zeitungen, die Schlesische und die Breslauer, täglich des Morgens gratis auf meinem Zimmer, und ich las sie jeden Morgen. Ich las, ohne zu lesen; etwa wie man über China liest. Es geht einen nichts an, man sieht es gedankenlos durch, nichts haftet, nichts macht einen Eindruck, denn man hat keine wahrhafte Anknüpfung, man hegt

für nichts ein wirkliches Interesse. Solange einen die öffentlichen Dinge nicht irgendwie persönlich berühren, bleiben sie abstrakt, bleiben sie leblos.

So hatte ich denn auch alles gelesen, was in Paris vorging, den Abgang Martignacs, den Eintritt Polignacs, die Ordonnanzen des letzteren und die Prophezeiungen, welche sich daran knüpften, alles aber war nur bei mir durchmarschiert, nichts hatte sich niedergelassen. Da kam die Julirevolution selbst, da kamen Tatsachen, Donnerschlag auf Donnerschlag, das wurde dramatisch, das weckte meine Aufmerksamkeit; nun fielen mir die vorhergehenden Motive ein, nun entstand ein Zusammenhang, nun erwachte mein Anteil, nun las ich plötzlich meine Zeitungen mit voller Aufmerksamkeit, und nun verstand ich auch die Anwendungen auf unsere vaterländischen Zustände.

Zur Schriftstellerei reizte mich dieses übrigens nicht, es brachte mir nur einen neuen Inhalt, der sich langsam in mir aufbaute. Langsam, denn nur allmählich wurde ich inne, daß oppositionelle Schulgedanken und daß namentlich burschenschaftliche Gedanken organisch zusammenhingen mit diesem politischen Liberalismus. Das alles wollte verarbeitet sein und drängte mich viel mehr zu geschichtlichen Studien, als zu irgendwelchen Äußerungen. Ich glaube, dies war der letzte Druck, welcher mich geradezu von der früheren Schriftstellerei hinwegtrieb, welcher mich aus der Stadt trieb und in die Einsamkeit drängte.

So machte ich mir denn mit Gewalt klar, daß ich im Grunde ein Ex-Studiosus der Theologie wäre und den herkömmlichen Gang eines solchen Ex-Studiosus einzuschlagen hätte. Dessen „vidimierte Heerstraße“ war eine Hauslehrerstelle. Da unterrichtet man Kinder von Gutsbesitzern, lebt in einem reizlosen Dorfe, kriegt zu essen und zu trinken und einen jährlichen Gehalt von 150 Talern, führt sich würdig und tugendhaft auf, der Jugend zum erbaulichen Vorbilde,

und beschäftigt sich abends mit den Examenarbeiten, welche einem das Konsistorium auferlegt hat.

Das Idyll beginnt! sagte ich nicht ohne Trübseligkeit, als ich Abschied nahm von den poetischen Genossen, von den Mädchen und lustigen Kameraden und vom alten Freunde Karl Schall, der mich versicherte, daß ich ein Esel wäre und diesen Zustand nicht vier Wochen aushalten würde.

Er irrte sich. Ein treuer Kamerad aus dem Breslauer Patrizierstande hatte mir eine Hauslehrerstelle verschafft bei seinem Oheim, der zwei Meilen von Breslau ein Gut besaß und zwei Mägdlein wie zwei Knäblein. Die Gegend war von erschreckender Nüchternheit, aber mein Prinzipal war ein geistvoller Mann, der früher Arzt in Breslau gewesen war und Welt und Menschen kannte, wie Ärzte sie zu kennen pflegen. Das heißt gründlich realistisch und nur realistisch. Das war eine heilsame Kost für meine phantastischen Schriftgedanken. Ihm war es sichtlich erwünscht, daß sein Hauslehrer kein eingefleischter Theologe war und die Wahrheit suchte; daß er reiten konnte und Zeitungen las und bei einem Glase Rotwein für ein Gespräch brauchbar wurde. Er lachte auch mit überlegener Unbefangenheit, als er entdeckte, daß seine Tochter besser Französisch verstand als ich, der ich sie in dieser Sprache unterrichten sollte, und als ich einen coq d'Inde als „Hahn von Indien“ übersetzte. Truthahn ist kürzer! rief er lustig und ließ sich das Buch zeigen, dessen Schwulst uns viel zu schaffen machte. Es war Victor Hugos „Hernani“, der damals neu war und die romantische Schule in Frankreich mit Sturmglocken einläuten half.

Ich wurde ein stiller, arbeitsamer Mensch, der es geradezu ablehnte, wenn man ihn Sonntags einmal mit nach der Stadt nehmen wollte. Nur einmal lockte es mich wie der alte Kuhreigen: ich las in der Zeitung, daß man an Schillers Geburtstag ein Schillerfest feierte. Das traf mein Herz, und ich wanderte bei abscheulichem Wetter zu Fuße nach Breslau,

unterwegs einen Toast in Versen komponierend für meinen idealen Dichter.

Die Städte meiner literarischen Jugend, Breslau und Leipzig, waren darin den großen Hauptstädten lange voraus: sie feierten Schillerfeste, ehe in Wien oder Berlin an so etwas gedacht wurde. Doch nein! in Berlin gab's frühzeitig eine vornehme Gemeinde für Goethe, die oft einen Anlauf nahm zu Goethefeierlichkeiten, aber immer stecken blieb im vornehmen Anlaufe; denn es fehlte das Publikum für das Fest, und es fehlte das schöpferische Talent unter den Anstiftern. Gedanken allein und Bildung reichen nicht zu, wenn man etwas schaffen will.

Eigentlich war auch die damalige Schillerfeier in Breslau recht dürr und trocken; sie hatte sogar etwas Trübseliges, als an langer Tafel hie und da ein pathetischer Redner sich erhob, um einen wirkungslosen Vortrag aufzusagen. Das hing wohl eng zusammen mit dem leeren Tone der Zeit: trotz Julirevolution fehlte es an Schwingung in den Gemütern, fehlte es an frischer Bewegung im Sinne der bureaukratischen Staatsmenschen. Und streng bureaukratisch waren sie alle erzogen.

Nur einer machte eine Ausnahme, und er hatte mich schon mehrmals lebhaft angesprochen. Es war eine lange, sehr lange Gestalt mit einem kleinen Vogelkopfe und mit Augen in diesem Kopfe, welche immer lustig schimmerten. Er sprach mit starkem Anklange ans Niederdeutsche, was in Breslau auffiel und was mich angenehm an die niederdeutschen Burschenschafter in Halle erinnerte. Dazu eine ganz unmodische Tracht: ein mantelartiger Rock, der die Mitte hielt zwischen einem Bettelmönche und einem fahrenden Schüler, und auf dem Kopfe ein malerisches Zipfelmützchen. So hatte ich ihn mehrmals in dem abgelegenen Teile Breslaus gesehen, welcher zum sogenannten „Sande“ führt, zu einer Insel, welche wohl früher eine Sandbank gewesen und jetzt

eine katholische Kirchenresidenz war. Hier saß er tagsüber in einem Klostersaale als Bibliothekar, und wenn er in die Stadt herüberkam, da war er lustig und sprach verwegen. Wackernagel, welcher mit ihm verkehrte, hat mich ihm vorgestellt, und er sprach mit mir wie ein Meistersinger, der auf Reisen ist: die Gesetze der freien Kunst frei behandelnd. Frei! das war der Charakter, welcher von ihm herabwehte auf mich.

Dieser lange Mann mit dem reinlichen Vogelantlitze war der einzige, welcher einen herzhaft klingenden Toast auf Schiller sprach. Er hieß und heißt noch Hoffmann von Fallersleben. Was hat ihm dies „v. Fallersleben“ für giftige Nachrede verursacht! Adelskoketterie! schrie man in demokratischer Zeit und höhnte den eigenen Genossen. Denn gerade demokratisch war Wesen und Talent Hoffmanns von jeher. Eine alte Manier der Minne- und Meistersänger hatte ihn veranlaßt, sich nach seiner Heimat, nach dem braunschweigschen Städtchen Fallersleben „v. Fallersleben“ zu benennen; eine literarhistorische Grille war's gewesen, weiter nichts, wohl auch ein wenig literarische Eitelkeit, um nicht im Meere der Hoffmanns zu verschwinden. Ist das nicht erlaubt, wenn man Hoffmann oder Müller heißt?

Einige Wochen nach diesem Schillerfeste kam mein Prinzipal aus der Stadt — es war ein gräuliches Spätherbstwetter — und schrie mir zu: Revolution in Warschau! Nun geht's über Europa!

Er war ein kundiger Politiker und machte mich auf alle Fäden aufmerksam, welche Europa zusammenhielten; er bewies mir, daß ich eine polnische Revolution unterschätzte. Sie haben eine Armee! rief er, und sind die besten Soldaten der Welt!

Ich unterschätzte diese Revolution, weil ich in Glogau und Breslau in steter Berührung mit Polen gewesen und durchdrungen davon war, daß sie in ihrem streitsüchtigen

Hochmute sich nicht vertragen und nichts gestalten könnten. Der Ausdruck „polnische Wirtschaft“ war in Schlesien so landläufig, daß man dort absolut nicht an die Möglichkeit eines polnischen Staates glauben mochte. Persönliche Sympathien fanden die Polen außerdem nirgends unter uns. Der Begriff einer Adelsrepublik spritzte überall aus ihnen hervor und machte sie unangenehm für unsere demokratische Empfindung. Das war ganz naturgemäß, und das gerade hat ihnen bisher jedes Gelingen erschwert. Es ist nicht ihre Schuld, es ist ihr Schicksal. Der herrschende Stamm hat sich als Adelsstamm apart gehalten, hat die große übrige Bevölkerung niedergehalten. Was nützte es, daß der polnische Adel unter sich demokratische Gleichheit standhaft durchgeführt und dem ärmsten Edelmanne immer ebensoviel Ansprüche zugestanden, als dem reichsten? Die erobernde Kaste ist Kaste geblieben, hat die Emanzipation der niederen Stände, des eigentlichen Volkes, zu lange versäumt, und hat damit versäumt, ein gleichmäßig teilnehmendes Volk heranzubilden. So sind die unterjochten slawischen Stämme keine eigentlichen Polen geworden und verstehen unter dem Namen Polen nur die herrschende Adelskaste. „Ich bin Masur,“ zum Beispiel, „nicht Pole!“ kann man heute noch hören. Wäre unser Feudaladel nicht vom deutschen Bürgertume überflutet worden, so wäre es uns vielleicht ähnlich ergangen; in Polen aber ist das Bürgertum ausgeblieben, und an dieser Lücke krankt das polnische Wesen immerdar.

Daher stammte auch die Unpopularität der polnischen Gymnasiasten und Studenten, die ich in Glogau und Breslau kennen gelernt. Sie gebärdeten sich als eine bevorzugte Kaste, gebärdeten sich übermütig! Dazu das Renegatentum, an welchem wir Deutsche leiden, unsere widerliche Hingebung an prätentiös auftretende Fremde, dies Verleugnen deutscher Herkunft, deutschen Namens — dies bezahlten wir den Polen mit erhöhter Abneigung. Kurz, die polnische Revolution fand

nirgends wohl geringeren Anklang, als bei uns in Schlesien, wenigstens in dem Odergebiete Schlesiens.

Mein Prinzipal behielt indessen recht: daß ihnen Großfürst Konstantin eine treffliche Armee organisiert hatte, das wurde von entscheidender Wichtigkeit. Grimmige Schlachten folgten, und die Polen blieben obenauf. Wir an der Grenze waren reichlich mit Detailnachrichten versehen, und gewaltige Tatsachen, wie eine dreitägige Schlacht bei Warschau, verdrängten auch in mir die ursprüngliche Gleichgültigkeit. Es war doch wirklich ein interessanter historischer Witz, daß Großfürst Konstantin, der Bruder des russischen Kaisers, immer seine Freude nicht verbergen konnte, wenn die Russen geschlagen wurden von den Polen. Er war ein Vater dieser polnischen Armee, und es war ihm eine Genugtuung, wenn er von seinen Schülern besiegt wurde.

So verbreitete sich dieser polnische Krieg über unseren ganzen Winter, will sagen über alle Interessen desselben, und ich geriet allmählich in Feuer und Flamme. Partei zu nehmen ist meiner Natur angemessen, und ehe der Frühling kam, war ich trotzalledem und alledem ein entschlossener polnischer Parteimann. Mein Prinzipal schürte so wacker, daß ich imstande gewesen wäre, mitzufechten.

Ich ersetzte das durch historische Studien nach dieser Richtung. Als der polnische Krieg auf der Höhe stand und das Zünglein der Wage mitten innehielt, brachte der alte englische Reformheld Lord Brougham — denn da drüben auf der sogenannten Freiheitsinsel wurde die große Reformschlacht geschlagen — ein historisches Essay über die polnische Frage. Er rief auf geschichtlicher Grundlage Europa auf für die Polen. Ich verschlang die Schrift, ich studierte, was er nur angedeutet, ich meinte, selbst schreiben zu müssen — die Schriftstellerei wollte mich wieder beim Schopfe fassen.

Mein Prinzipal lächelte dazu und schüttelte das Haupt. Er war ein praktischer Mann, welcher meinte, es sei gute

Politik, sich nicht voreilig und unmittelbar an fremden politischen Händeln zu beteiligen. Man müsse die Dinge an sich kommen lassen, nicht aber zu ihnen laufen. Die große Politik sei Unterhaltung — ich sollte Hauslehrer bleiben.

So geschah's. Aber der Faden war doch wieder angesponnen, und der Seiler, welchen wir Schicksal nennen, spann den Faden in der Stille weiter. Die Familie zog im Spätwinter einige Monate in die Stadt, und ich natürlich mit ihr. Da kam ich nicht nur mit den alten Genossen wieder in Berührung, welche meinen theologischen Rückzug bespöttelten, ich kam auch in eine Berührung, welche mich dem polnischen Kampfe unmittelbar nahe brachte. Das geschah im russischen Dampfbade, eine damals neue Einrichtung. Ein schöner Mann lag neben mir und stöhnte; ich fragte nach seinem Leiden und erfuhr, daß ihn eine Wunde peinigte. Er sprach gebrochen Deutsch, und es ergab sich bei näherer Erkundigung, daß er ein Pole wäre, daß er in der Schlacht bei Iganie verwundet worden, daß er zu seiner Heilung nach Breslau gekommen und daß er eiligst in den Krieg zurück wollte, sobald seine Wunde sich geschlossen. So war ich denn persönlichst mitten in den Dingen, welche mich schon lange beschäftigten! Und da der Pole sah, daß ich allen Vorgängen genau gefolgt und warmen Anteil hegte, so öffnete er alle Schleusen der Mitteilung und wurde Feuer und Flamme, als er hörte, daß ich ein Schriftsteller und daß ich ein Memoire skizziert hätte. Das gerade wäre es, was sie suchten und brauchten: die Presse und historische Memoires für auswärtige Mächte. Wielopolski werde eben nach England geschickt, ein anderer sollte nach Paris. „Schreiben Sie, schreiben Sie! wir fahren nach Leipzig" — der Pole fährt immer, wenn er von Reisen spricht — „und lassen dort drucken, und dann fahren wir mit der gedruckten Broschüre nach Paris."

Der Seiler drehte also heftig. Mein Prinzipal hatte just ein großes Gut gekauft, welches weit, weit drüben im

sandigen Schlesien des rechten Oderufers lag, da wo Schlesien selbst polnisch (wasserpolakisch) und über die Maßen unschön wird — dahin mochte ich nicht. Wir schieden voneinander, nicht ohne Weh. Er war ein tüchtiger Mann, welcher mich liebevoll gefördert; ja es war mir fast ängstlich zumute in meiner neuen Freiheit, denn der tägliche Verkehr mit meinem Polen belehrte mich bald, daß wir grundverschiedener Nationalität angehörten und daß uns kaum ein allgemeines Prinzip gemeinschaftlich war.

Die ganze Wahrheit zu sagen: wie brav er war, wie tüchtig in völliger Hingebung, in frageloser Aufopferung für sein Vaterland, er mutete mich bei längerem Umgange doch wildfremd an, er schreckte mich zurück durch Züge despotischer Roheit, und was das Schlimmste war: er langweilte mich. Immer und immer nur Vaterland! Vaterland! — „Oicisna"! glaube ich, rief er — und für nichts weiter auch nur eine Aufmerksamkeit, viel weniger einen eingehenden Sinn, das war doch gar zu öde! Und das ist keine Ausnahme, im Gegenteile, es ergeht uns mit Slawen, auch wenn sie recht gebildet sind, französisch gebildet sind — und die französische Art ist stets die Art ihrer Bildung — es ergeht uns mit ihnen wohl immer so. Mit dem Mittelstande, welcher ihnen fehlt, fehlt ihnen das mannigfaltige Geflecht von Interessen, welches uns belebt.

Wir waren ins Gebirge hinauf „gefahren", weil er in einem Badeorte, in Salzbrunn, die Heilung seiner Wunde vollenden wollte. Hier wohnten wir auf einem Zimmer, und ich schrieb täglich an dem Memoire. Es wurde eine genaue Schilderung aller Vorgänge und Persönlichkeiten, welche den polnischen Revolutionskrieg charakterisierten. Mein Pole kannte alles und alle bis in die verborgensten Falten, jeden Schlachtplan, wie er entworfen, wie er verändert, wie er ausgeführt worden, jeden General, jeden Minister. Ich lernte Strategie, für welche ich Fähigkeit in mir zu entdecken meinte; ich lernte

ein Staatstreiben mit all seinen Intrigen kennen, ich lernte lebensvolle Charaktere kennen und die Konstantin, Kaiser Nikolaus, Paskiewitsch, Chlopicki, Skrzynecki, Dwernicki, Czarnowski bis auf den unerschöpflich erfinderischen Strategen Prondzinski wurden mir sämtlich nach dem Leben porträtiert. Auch in Betreff der Fassung lernte ich reichlich. Die Schrift hatte einen bestimmten Zweck, einen diplomatischen, und mein Pole beanstandete oft meine schönsten Phrasen. „Nicht zu viel, nicht zu stark!“ rief er einmal und das andere, „kein Superlativ, der macht die Staatsmänner scheu!“

So war der Frühsommer gekommen, wir waren dem Ende unserer Arbeit nahe; die polnische Armee war auf dem Höhepunkte ihres Glückes, war in voller Offensive über die Narew gegen den Bug vorgedrungen und hatte überall die Russen geworfen; der Tag unserer Abreise nach Leipzig war festgesetzt, und ich kam von einem Besuche im Pfarrhause zurück. Dort erholte ich mich in deutscher Familie, welche ich von meiner Schweidnitzer Gymnasialzeit kannte. Ich kam über den Fürstenstein und durch den romantischen Fürstensteiner Grund zurück, eine romantische Landschaft kleinen Stils, welche die Perle der dortigen, sonst ziemlich dürftigen Landschaft heißt; ein Naturgenuß, den ich immer allein suchen mußte, denn mein Pole hatte kein Auge für Landschaft, er blickte nur nach Innen und seufzte: „Oicisna“! — Da stürzte er mir entgegen, ein Zeitungsblatt in der Hand, geknickt, vernichtet, eine wirklich tragische Gestalt, welche mich tief rührte. In der Zeitung stand die Nachricht von der Schlacht bei Ostrolenka. Die russischen Garden hatten Skrzynecki über die Narew zurückgedrängt, er hatte an der Brücke eine Schlacht geliefert und sie verloren. Der Wendepunkt war eingetreten, Polens Kriegswagen rollte abwärts.

Mein Pole machte sich keine Illusion. „Wir sind in Lebensgefahr,“ rief er, „und ich muß hin!“

Den Abend noch nahm er Abschied. Unsere Schrift kam

nun zu spät. „Ehe sie gedruckt ist,“ sagte er weinend, „werden wir tot sein!“ — Und so stieg er in den Wagen, ich hab' ihn nie wieder gesehen; er ist in der letzten Schlacht bei Warschau gefallen, wie mir polnische Flüchtlinge später berichtet haben.

Ich selbst wollte wenigstens das meine tun, die Schrift in die Welt zu bringen: ich schrieb sie rasch zu Ende und schickte sie nach Hamburg an Hoffmann und Campe. Dies war die Buchhandlung, welche sich zum Stapelplatze machte für freisinnige Bücher und welche denn auch später von einzelnen Regierungen in den Bann getan wurde. Der Bann lautete dahin, daß alle Verlagsartikel dieser Firma unbesehen verboten waren und nicht verkauft werden durften. Die Erbsünde im Staatsleben wurde dekretiert, ein weltliches Papsttum kam in Mode. Allerdings hatte diese Hamburger Buchhandlung Veranlassung gegeben, ihr Seelenleben arg zu verdächtigen: sie verlegte die Bücher Heinrich Heines und hatte soeben eine Gesamtausgabe von Börnes Schriften gebracht. Beide Schriftsteller waren zwar eigentlich damals noch nicht so nackt hervorgetreten in revolutionärer Gestalt; sie trugen beide noch artige belletristische Feigenblätter. Das Direkteste, was Heine gebracht, war eine Vorrede gegen den Adel, und in der Börneschen Sammlung — großenteils Auszüge aus seiner kleinen Zeitschrift: „Die Wage“, welche er in Frankfurt herausgegeben — war neben liberalen Buchkritiken humoristischer Nachtisch die Hauptsache. Sein „Eßkünstler“ von der Table d'hôte im „Schwan“ zum Beispiele war ein gesuchter Artikel. Aber die strengen Regierungen hatten doch die richtige Witterung; es wurde damals schon deutlich, daß sich die liberale Partei die Namen Heine und Börne zu Fahnenträgern erwählen würde. Beide stammten aus freien Städten, aus Hamburg und Frankfurt, beide hatten sich in die Stadt der Juli-Revolution, hatten sich nach Paris begeben.

Es lag also nahe genug, daß ich mich mit meinem pol-

nischen Buche an Julius Campe, den Chef jener liberalen Buchhandlung in Hamburg, wendete. Im Salzbrunner Pfarrhause wartete ich die Antwort ab.

Ich schwebte schon wieder einmal zwischen mehreren Winden. Die Hauslehrerei, der Vorhof zur gottesgelehrten Wohnung, war wieder aufgegeben, und von ganz neuer Seite war ich wieder in das Zeltlagerleben der Schriftstellerei geraten. Wohin endlich?

Die Pastorfamilie, besonders das zahlreiche Töchterkontingent in derselben, hörte kopfschüttelnd zu und sichtlich mißvergnügt, wenn von solcher Schriftstellerbahn die Rede ging. Freie Künste! war das Schreckenswort, welches man dafür bereit hielt; unter diesen freien Künsten figurierte aber neben dem Schauspieler auch der Kunstreiter und der Kammerjäger. Kammerjäger war der wandernde Mann, welcher Ratten und Mäuse vertilgt in Haus und Hof.

Selbst der alte Pastor, ein recht lebhafter Kopf, warnte dringend vor abenteuerlichen Schritten und bestritt mir zuversichtlich, daß ich ungeeignet wäre für das Amt eines Pastors. Wenn er Sonntag mittags stark gespeist, da schickte er mich zur Nachmittagspredigt auf seine Kanzel; die ganze Familie hörte meine stereotype Predigt an und zeigte sich sehr erbaut von meiner Rednergabe, der Pastor selbst aber ging dann mit mir durch Wald und Feld und wies mich auf die Verehrung hin, welche ihm, dem Seelsorger, alle Begegnenden ausdrückten. Das sei doch eine Stellung im Leben, welche großes Genüge biete. „Und sie macht einen selbst" — setzte er hinzu — „von Tag zu Tag besser. Ganz von selbst trachtet man, jener Verehrung würdig zu werden, welche uns die Menschen entgegenbringen."

„Aber das Dogma," rief ich, „das Dogma! All diesen Leuten ist es unzweifelhaft, und ich, der Lehrer, glaube nicht daran — welch ein lügenhafter Beruf!"

„So ist es auch nicht, so wenigstens nicht. In der

Praxis lernen Sie bald, daß der schwache Mensch seinen Stab braucht. Diesen oder jenen. Der eine ist vorhanden, ist bereit für jedermann, hat das Zutrauen von jedermann. Binnen kurzem finden Sie, daß dies ein unschätzbarer Vorzug ist und daß der Stab auch Ihnen handlich und wertvoll wird. Was wissen Sie denn? Was besseres? Nein. Und das Bedürfnis haben Sie auch, wie jeder denkende Mensch. Sie bilden sich also selbst Vorstellungen von einem Jenseits, vom Verhältnisse zum Schöpfer. Diese Vorstellungen sind und bleiben vag und willkürlich. Sie wechseln mit ihnen. Ihr Verstand aber sagt Ihnen bald, daß man solche Willkür, solche Vagheit, solchen Wechsel nicht der großen Menge zumuten darf, denn diese würde dadurch nur beunruhigt, würde irre, würde wüst. Eine wüste Menge beschädigt sich und die anderen fortwährend, ja zerstört sich und die anderen; für eine solche ist kein Zusammenleben, kein Staatsleben möglich; der ewige Krieg, die Barbarei bricht dann über uns herein. Das Religionsleben ist ja in seiner wichtigeren Hälfte Moralleben; gerät dies ins Schwanken, ins Zweifeln, ins Streiten, dann hält kein Grundsatz mehr fest, und kein Verhältnis ist mehr sicher. Und wenn Ihr Verstand Ihnen dies alles gesagt hat, dann setzt er auch hinzu: Seien wir froh, daß ein durch Tradition geheiligtes Tempelhaus vorhanden und den Menschen ehrwürdig, ja tröstlich ist! Für dich selbst — setzen Sie hinzu — wird es von Tag zu Tag wertvoller, weil es hundertfachen Anlaß bietet zu guter Mahnung, zu heilsamer Folgerung. Nicht wahr?"

Ich schwieg.

„Mit einem Worte," schloß der alte Herr, „das Dogma wird Ihnen allmählich ein bloßer Rahmen, und an den Rahmen selbst gewöhnen Sie sich."

So bearbeitet, kam ich nach Breslau zurück, mietete mir ein kleines Zimmer und begann wieder einmal uneingeschränkt theologische Studien. Das Examen wenigstens wollte ich er-

ledigen. Des Morgens um fünf schon kam ein junger Israelit zu mir und lehrte mich die Propheten des Alten Testamentes verstehen, denn diese alten eifrigen Männer lagen mir am fernsten. Es ging mir aber wie in Halle, wo ich in früher Morgenstunde Logik erlernen wollte: ich lernte nichts. Mein junger Lehrer war vortrefflich und ist später eine Notabilität geworden in semitischer Sprachwissenschaft, des Namens Fürst; ich junger Schüler aber war geradezu unfähig. Das Thema interessierte mich nicht, und man lernt eben nur das, was einen interessiert.

Und nun kam obenein Antwort aus Hamburg von Hoffmann und Campe. Julius Campe schrieb, er werde mein Buch über Polen sogleich drucken. Das warf Feuer ins Dach, ein Feuer, welches die alten Propheten verzehren mußte. Jetzt zeigte sich's, wohin die Neigung drängte, und jetzt wurde ich auch gewahr, daß ich mein kleines Parterrezimmer in der Taschengasse gesucht hatte. Dort in der sogenannten „kalten Asche“ stand das Theater, dort verkehrten zu jeder Stunde des Tages Schauspieler und Dichter, dort war der ungünstigste Platz für das Alte Testament; also denn! schloß ich —

Da schob sich wiederum ein Balken vor meinen Schluß: ein Brief von einer Dame. Ich hatte diese Dame kennen gelernt, als ich draußen auf dem Dorfe Hauslehrer gewesen am linken Oderufer. Die Dame wohnte am rechten Ufer in einem schloßartigen Herrenhause. Dort war ich einige Male zum Besuch gewesen und dort hatte es mir sehr wohl gefallen. Die Dame selbst, die Herrin des Hauses, war literarisch gebildet, war eine Freundin Karl Schalls, sah öfters die Koryphäen Breslaus in Kunst und Wissenschaft bei sich und verfügte über eine ausgesuchte Bibliothek. Ein ganzes Zimmer war angefüllt mit guten, sogar schön eingebundenen Büchern, und so wie ich als Knabe einen schweigsamen Bäcker in Sprottau für den glücklichsten Menschen gehalten hatte, der jeden Nachmittag auf der warmen Ofenbank liegen und Romane

„schmöckern“ konnte, so hielt ich es jetzt für einen idealischen Zustand, sich täglich in ein solches Bibliothekzimmer setzen und gute Bücher lesen zu können. Ich hatte ein tiefes Bedürfnis, noch jahrelang lernen zu können, aber nur lernen, was mich anspräche, nicht den Zorn Ezechiels und Habakuks. Und nun schrieb jene Dame: Wollen Sie Hauslehrer für meine beiden Kinder werden, so kommen Sie zu uns heraus. Aber Sie müssen sich binnen drei Tagen entschließen!

So stand Herkules wieder am Scheidewege. Ach, Herkules ohne herkulische Eigenschaften!

13.

Julius Campe, der liberale Hamburger Verlagsbuchhändler, welcher mich Anno 31 durch sofortige Annahme meiner ersten historisch-politischen Schrift in neue Zweifel stürzte, war ein eigentümlicher Kauz. Man kennt ihn aus seiner unerquicklichen Korrespondenz mit Heine, deren Abdruck mancher redliche Leser verwünscht hat. In Leipzig und Hamburg habe ich ihn persönlich kennen gelernt, und ich muß immerhin sagen, daß er ein ziemlich merkwürdiger Mann war. Eine gedrungene Gestalt, ein reinlich norddeutsches Gesicht mit scharfen, lichten Augen. Er sprach sorgfältig und sauber, und was er sprach, war ein eigenes Gemisch von Tarif und Grundsätzen. Der Tarif betraf die Buchkäufer in den verschiedenen deutschen Ländern, welche er wie ein literarischer Geograph klassifizierte, und die Grundsätze beruhten auf hausbacken republikanischem Freisinne, welcher immer an die freie Stadt Hamburg anknüpfte. Er war in den Freiheitskriegen Kriegsmann gewesen, ich glaube Husar, und dies war die Grundlage all seiner historischen Folgerungen. Von dieser Grundlage aus dozierte er. Das politische Dozieren war ihm ein Bedürfnis; er hatte sich allmäh-

lich daran gewöhnt, eine politische Instanz in Europa zu sein, wenigstens in Deutschland. Wenn etwas vorging, was seinen Grundsätzen widersprach, da erhob er sich wie ein buchhändlerischer Staatsanwalt und sagte: Dagegen muß eingeschritten, dagegen muß eine Broschüre oder ein ganzes Buch verlegt werden. Er hatte auch völlige Rezepte für solche Broschüren und Bücher, und mir selbst hat er mehrmals diese Rezepte ausführlich entwickelt. „Vor allen Dingen Humor, junger Freund!“ — sagte er — „nie ohne Humor! Der ist heutzutage unerläßlich, er verdoppelt die Zahl der Käufer.“

Manuskripte gingen ihm zu wie einem Theaterdirektor, das heißt viel mehr, als er lesen mochte und konnte. Er besoldete denn auch Hilfsleser und sah nur an, was auserwählt worden war. Seine Haupttätigkeit verwendete er auf die Korrespondenz, welche er in schöner Handschrift schreibselig führte.

Sein Verlag wäre unmöglich gewesen ohne den deutschen Bund. Der Bund als politische Macht nämlich verbot zwar diesen Verlag und ächtete ihn, aber der Bund als ausführende Behörde sorgte dafür, daß er entstehen und bestehen konnte. Folgendermaßen: In neununddreißig Staaten gab es neununddreißig Regierungen, und das war recht schlimm für einheitliche Durchführung beschlossener Maßregeln, war aber recht vorteilhaft bei Durchführung von Maßregeln, die von zweifelhaftem Werte waren oder gar von schädlicher Beschaffenheit. Die schlechten Maßregeln waren ebenso schwer durchzuführen wie die guten; denn einige Regierungen blieben immer übrig, denen dies und jenes Gebot oder Verbot nicht dringlich erschien. Besonders wenn der angrenzende Staat heftig dafür ins Zeug ging, dann war dies schon Grund genug, sich die Sache zu überlegen. „Warum geht der Staat dafür so heftig ins Zeug?“ — fragte man mißtrauisch — „steckt dahinter nicht eine für uns bedenkliche Absicht? Und jedenfalls müssen wir zeigen, daß wir auch was bedeuten!“

Dieser mannigfaltigen Macht, welche man jetzt Partikularstaat nennt und welche grunddeutsch ist, germanisch, um das Kind beim Taufnamen zu nennen, dieser mannigfaltigen Persönlichkeit im Staatsganzen schreiben denn auch Historiker das Gelingen der kirchlichen Reformation in Deutschland zu. Die kirchlichen Rebellen fanden Zuflucht in Sachsen, in Hessen und da und dort, und der Kaiser scheiterte mit seinen Verboten. Auch in England schiebt man es der germanischen Grundlage zu, daß die kirchliche Reform sich durchsetzte, und die Schweiz war ja erst recht ein Herd für mannigfache Regierungen. Unter den romanischen Völkern dagegen war Frankreich in erster Linie, trotz mächtigen Hugenottentums, gerade durch seine Neigung zur einheitlichen Macht imstande, und nur dadurch imstande, die Reformation zu unterdrücken.

Ähnlich erging es von der Julirevolution an im deutschen Vaterlande. Was in Preußen verboten wurde, blieb in Baden erlaubt; wer hier ausgewiesen wurde, flüchtete zum Nachbar; eine völlige Vertilgung war nicht erreichbar, und unter lächelndem Schweigen des Hamburger Senats verlegte Julius Campe.

Es muß eben alles bezahlt werden: die deutschen Unitarier werden sich wundern, wenn sie ihr Ziel erreichen, sie werden sich wundern, daß es monoton wird in unserer Geisteswelt und daß die wichtigen Widersprüche verstummen.

Ich persönlich fand die Kraft, dem Sirenenrufe zu widerstehen, welcher aus Campes Annahme meiner Schrift durch meine Ohren säuselte; ich entschied mich für die Bibliothek in meiner neuen Hauslehrerei. Ob ich Theologe bliebe und würde oder ob sonst was? Ich sah es nicht am Horizonte, aber ich wußte ganz bestimmt, daß ich noch lernen müßte, lernen — und so wurde ich wieder „Hofmeister“, wie die alte wunderliche Bezeichnung lautete für solches Amt.

Jene Bibliothek war eigentlich zum Besuche da, sie gehörte einem leichtlebigen Edelmanne, der reisemäßig in der

Welt draußen lebte. Er galt für einen geistvollen Epikureer, der in origineller Weise das Leben genösse, sich aber vorsichtig einen literarischen Boden bewahrte. Er hieß Baron v. Baerst, und sein Name war sehr bekannt in Schlesien. Ich weiß nicht, ob er aus Schlesien selbst stammte, ich bezweifle es fast, aber die Mischung seiner Eigenschaften hatte etwas Schlesisches. Vielleicht die nahe Berührung mit dem glänzendsten Slawentume, mit dem polnischen, hat in manchem schlesischen Gutsbesitzer eine Neigung entwickelt zu epikureischer Weltanschauung. Genießen! Genießen! Die Rechtfertigung eines leichtsinnigen Systems legt man sich zurecht durch zupassendes Studium. Rechtfertigung gibt ein Ansehen, gibt einen schätzbaren Anhalt für Stunden trüber Laune, und wenn man von Athen herab bis London und Paris die Sprüche heiterer Menschen von Epikurus bis Rochefoucauld und Shaftesbury nachliest, so findet man eine Menge anmutiger Spazierstöckchen, auf die man sich zu stützen scheint. Ein Führer dieser Richtung war Baerst. Er kam nach meiner schlesischen Zeit auch wieder zurück ins schlesische Land, übernahm nach Schalls Tode dessen Zeitung und gab ein Buch heraus, welches Grundsätze heiterer Lebensphilosophie schmackhaft zu entwickeln suchte. Mancher Landjunker an der Oder und Spree hat's gelesen und würzt sein Gespräch mit den Spezereien dieses Buches.

Für seine Bibliothek bin ich ihm zeitlebens dankbar; sie hat mich ein Jahr lang ausgiebig genährt. Namentlich mit historischen Werken war sie gut versehen, und so wie mich Kirchengeschichte immer mehr interessiert hatte als Exegese, so entwickelte sich jetzt in mir die Neigung zu Geschichtsstudien ganz und gar. War es mangelhafter Sinn für Abstraktion und recht im Gegensatze davon Sinn für all das, das wirklich gewesen, wirklich vorhanden? Doch wohl. Gestalt, greifbare Gestalt brauchte ich, wenn ich Anteil hegen sollte.

Die laufende Zeit und das Leben im ländlichen Herren=

hause sorgten reichlich dafür; der polnische Krieg dauerte trotz Ostrolenka noch eine Zeitlang fort und nahte der Katastrophe. Flüchtlinge kamen schon jetzt und kehrten bei uns ein. Edelleute beim Edelmann. An diesem geselligen Verhältnisse erkannte ich erst recht deutlich, daß es eine aristokratische Bewegung war, welche da ostwärts einige Meilen von uns in blutigem Kriege stand. Als nun gar der letzte Kampf diesseits der Weichsel vor den Toren Warschaus ausgekämpft, als Warschau gefallen war, da kehrten die Fliehenden in ganzen Trupps bei uns ein, lauter Offiziere, darunter die stolzesten polnischen Namen. Sie strömten alle nach Frankreich, welches sie trotz steter Enttäuschung immer wieder als ihr Rettungsland betrachten. In abgerissenen Uniformen, aber in feiner Salonhaltung saßen sie bei uns zu Tische und sprachen wie vornehme Leute von den Begebenheiten in Polen, die kaum vor einer Woche sich ereignet hatten, wie von fernliegender historischer Angelegenheit. Sie waren nicht minder Patrioten als mein „oicisna“ seufzender Stubengenosse in Salzbrunn gewesen, aber sie waren vornehmer. Die gesellige Form stand voran, und sie verlangt Fassung, scheinbare Gleichgültigkeit auch bei den grimmigsten Vorfällen. Die ewige Hoffnung des Polen fehlte natürlich auch nicht — morgen, übermorgen kommen wir wieder! Im Tone der Salonsprache klang diese „ewige Hoffnung“ ungefähr wie eine Impertinenz.

Ich denke ganz gern zurück an das Jahr in jenem Herrenhause. Es lag in einem Teiche und bildete eine Insel. Reizlos dehnte sich die Erde ringsum, und auch die etwa zehn Minuten entfernte Oder war kahl; im Hause selbst aber und dicht neben demselben, wo man einige Büsche künstlich angelegt, war's behaglich. Da waltete eine lebhafte Edelfrau, welche sich für jegliche Kunst und Wissenschaft interessierte; da regierte ein Edelmann, welcher den militärischen Landjunker mit all seinen Nuancen vollständig darstellte; da waren zwei Kinder, ein Mägdlein und ein Knäblein, welche

meine Weisheit allerliebst verehrten, und da sprachen allwöchentlich Besuche ein aus Breslaus höheren Kreisen, welche Diskussion brachten über Staat und Literatur. Der Staat als solcher kam damals, bald nach der Julrievolution, täglich in Rede. „Unbegreiflicherweise!“ rief der Hausherr, welcher „die Linie und die Landwehr“, kurz den preußischen Staat als etwas betrachtete, was über aller Diskussion stünde, und welcher den ganzen Begriff einer sogenannten „neuen Zeit“ lächerlich fand. Sein „Unbegreiflicherweise!“ war historisch echt: vor dem Juli 1830 hatte man in Preußen den Staat wie eine unzweifelhafte Vollkommenheit betrachtet, wie ein Uhrwerk, an welchem nur ein Frevler rütteln könnte.

Alle Parteimeinungen waren bei Tische vertreten: Vater und Sohn waren konservativ und russisch, Mutter und Tochter liberal und polnisch, die Schweizer Gouvernante kosmopolitisch, und die Breslauer Gäste verstärkten bald diese, bald jene Seite — ich geriet zum ersten Male in meinem Leben in die tägliche politische Debatte und fand immerfort Veranlassung, Aufklärungen zu beschaffen aus den Büchern der Vaerstschen Bibliothek, ich machte eine politische Erziehung durch.

Jarkes „Politisches Wochenblatt“ begann damals in Berlin und stiftete die Anfänge einer künstlichen politischen Schule, welche später durch die Professoren Leo und Stahl für Preußen von Bedeutung wurde. Das Blatt ward in unserem Hause gehalten, und namentlich Karl Witte, ein Verwandter des Hauses, welcher oft von Breslau zu uns herauskam, erklärte uns die Grundsätze desselben. Es ist derselbe Witte, welcher in früher Jugend ein Wunderkind war und trotzdem ein gescheiter Mann geworden, ja als Dante-Forscher eine Autorität geworden ist, ein bildschöner Mann von reicher Bildung und feiner, flüssiger Rede. Die spitzen st und sp, welche ich mir in der Halleschen Burschenschaft ebenfalls von den Niederdeutschen angewöhnt und der Kanzel wegen mühsam wieder abgewöhnt hatte, gaben seiner Rede etwas Süßliches und

gefielen den Damen. Für den öffentlichen Vortrag ist diese buchstabenmäßig richtige Aussprache bekanntlich nicht zu gebrauchen, denn alle Welt ruft: sie widerspricht dem vollen Charakter der deutschen Sprache, sie bringt eine lispelnde Tönung hinein, welche unserem Wesen nicht zusagt. Und was alle Welt sagt, das wird Gesetz für die Öffentlichkeit. Das Theater ist hierin entscheidend. Selbst in Hannover und Hamburg, wo man st und sp buchstabenmäßig spitz ausspricht, schteht man und schpricht man auf der Bühne.

Von Jugend auf hab' ich immer lebhaft Partei genommen, ich bin bis in meine alten Tage dieser Neigung verfallen geblieben, und ich wurde denn auch in dieser mir neuen Welt der Politik sehr bald ein leidenschaftlicher Partisan des Liberalismus. Der Liberalismus wurde mir die angewendete Theologie. Meine Examenaufgabe „Über die Erbsünde" schrieb ich maschinenmäßig und ohne inneren Anteil, „Christi Bergpredigt" aber, den Kern des Christentums, meinte ich ins Werk gesetzt zu sehen in den liberalen Grundsätzen eines neuen Staatslebens; ich ergriff diese liberalen Grundsätze wie die Leitfäden einer neuen Religion. Nein, nicht wie einer neuen, sondern wie eine Herstellung der alten Religion, des alten, echten Christentums. Meine theologische Wissenschaft hat mir ja deutlich gemacht, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert die hohe Lehre des Heilands verfälscht und verdorben worden sei. Vom Monotheismus an, vom Glauben an einen Gott an, von dieser unserer Erbschaft aus dem Judentume an hatte mir die Dogmen- und Kirchengeschichte Verfall auf Verfall gezeigt: Vielgötterei, Abgötterei, Götzendienst in allen Formen, Zurückdrängen des hohen sittlichen Kernes, Vordrängen der Amtsleute und des Interesses dieser Amtsleute, Priestertum statt Christentum. Umsonst hatte Christus die eigennützigen Verwalter gestäupt und aus dem Tempel gejagt, umsonst hatte er gelehrt, daß Gott angebetet werden solle „im Geiste und in der Wahrheit" — der ganze

heidnische Kram des Römertums wurde wieder hervorgezogen, alle ersinnlichen Äußerlichkeiten wurden wieder zur Hauptsache gemacht, eine sogenannte Göttlichkeit nach der anderen wurde wieder in Persönlichkeiten eingeführt, der heidnische Pontifex maximus erschien wieder und in riesenmäßig vergrößerter Gestalt. Die heidnischen Römer hatten ihn doch sorgfältig beschränkt unter die Bedingungen des Staates; die christlichen Römer ließen ihn hoch über den Staat hinauswachsen, ließen ihn Götter ernennen und ließen ihn Vollmachten ausüben, welche Christus selbst nie in Anspruch genommen, mit einem Worte: die große, liebevolle Demokratie der christlichen Lehre wurde eingesargt in eine herrschsüchtige Aristokratie der Kirche, welche dem Worte und Wesen Christi schnurstracks widersprach.

Diesem Laufe eines Jahrtausends war in der Reformation Halt zugerufen worden. Dieser Halt hatte aber eben nur eine kurze Strecke weit gewirkt. Die Änderung war nicht allgemein geworden, war nicht durchgedrungen bis in die Tiefe. Der Bauernkrieg namentlich hatte Luther erschreckt, hatte ihn zurückgescheucht vom Prinzipe. Als ein praktischer Mann wollte er nicht alles aufs Spiel setzen für alles. So war eine Halbheit entstanden, und ich meinte: für diese Halbheit in theologischem Ursprunge komme jetzt die Erfüllung auf politischem Wege. Der Liberalismus war mir unbefriedigtem Theologen diese Erfüllung; er war mir die neue Bergpredigt, welche ihr Thema in alle Winkel des Unrechtes, wenigstens der Ungerechtigkeit hineinführen, welche alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit bloßlegen und abschaffen, wenigstens grundsätzlich töten sollte. Ist der Staat und die Gesellschaft auf die Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe zurückgeführt, dann — meinte ich — wird auch die religiöse Anstalt der Gesellschaft, dann wird auch die Kirche jene Wandlung finden nach dem Ideale hin, dessen Grundlinien uns das Urchristentum gezeichnet hat.

Das war eine tief ersprießliche neue Taufe, welche ich in jenem Herrenhause empfing. Ich hatte nun endlich einen Mittelpunkt, welcher mein Studium und meinen Beruf in sich faßte, einen moralischen Mittelpunkt. Was er für mein äußeres Leben bedeuten würde, das wußte ich freilich noch nicht. Daß Schriftstellerei daraus entstehen sollte, das lag mir noch fern. Viel näher lag es mir, diese moralische Welt praktisch zu betätigen. Ich meinte eigentlich, ein Privat-Apostel werden zu müssen, ein Mensch, der predigt und handelt. Das Land am linken Jordanufer lag vor meinen Augen, jene geheimnisvolle Wüste, wo die Vorgänger Christi, die keuschen Essäer ihren Glauben ausgebildet, wo Johannes der Täufer, wo Christus selbst sich gesammelt hatte, wenn ein Abschluß, wenn ein mächtiges Hervortreten geboten schien. Werden sie nicht herüberkommen aus der Wüste, die Stifter einer neuen Lehre? Ja wohl! sie erschienen, sie erschienen damals, wie ich meinte, wirklich; sie tauchten auf am Horizonte, die modernen Essäer. Ganz modern: nicht in der Wüste, sondern in Paris. Die Simonisten traten auf in Paris und verkündigten ein modernes Christentum, ein praktisch religiöses Leben ohne Pietismus und doch voll frommer Tätigkeit. Der Buchhändler Veit in Berlin, einer jener idealistischen Juden, welche wie Nikodemus und Mendelssohn dem stillen Opfer nachtrachten, brachte um jene Zeit ein Buch über den neuen Simonismus, ein ziemlich verworrenes, durch deutsches Philosophieren verworrenes Buch — das studierte ich mit Eifer und nicht ohne Pein. Die Zeitungsnachrichten aus Paris waren klarer; ich wurde irre — ziehe hin nach Paris, rief es in mir, sieh' und höre an der Quelle, ob Enfantin wirklich die Lehre verdirbt durch Ingenieurzwecke!

Wunderlich genug! Seit der Liberalismus wie eine höhere Aufgabe in Herz und Geist mir eingedrungen, war alles Schwanken in Betreff meiner theologischen Laufbahn zu Ende. Die Kanzel versank spurlos, und meine Examenarbeit über

die Erbsünde, in mittelmäßigem Latein vollständig geschrieben, rutschte gleichsam von selbst unter die alten Studienmanuskripte. Alt, veraltet! rief's in mir — such' und treibe Lebendiges!

Auch die materielle Sorge um Lebensunterhalt schwieg jetzt ganz und gar. „Denn wen der Herr erwählt, den will er ganz," heißt es in Ludwigs „Makkabäern". Geist und Herz waren ganz dabei, der Leib muß mit; das Wie ist gleichgültig. Solche Unbekümmertheit wird einem eben geschenkt, wenn der Idealismus voll in unsere Segel bläst. Ich rüstete mein kleines Schiff zur Abreise in hohe See. Man fragte mich erstaunt und besorgt: Ja, wovon wollen Sie denn eigentlich leben? Von Schriftstellerei? — und ich wußte nichts Deutliches darauf zu antworten. Schrifstellerei war's eigentlich nicht, was ich vorhatte, wenigstens nicht ganz, und ich fand es ganz richtig, als ein Freund rief: Ja, Menschenkind, wenn du auch ein Buch schreiben kannst und allenfalls noch ein zweites, was dann? Wo soll denn der Stoff herkommen und die Fähigkeit, immerfort neue Bücher zu schreiben?! — Ich fand das ganz richtig, ich wußte es auch nicht. Aber ein Dämon hatte mich am Schopfe; ich beharrte darauf, in die Welt zu gehen, über Leipzig nach Paris.

Campe hatte mein Buch über Polen noch immer nicht gebracht und gab keine Antwort auf meine Nachfragen. Unterdessen hatte ich aus den Mitteilungen unserer polnischen Flüchtlinge den Schluß des Krieges geschrieben. Beides wollte ich, sei's mit, sei's ohne Campe, in Leipzig drucken lassen, und so sollte das Reisegeld gewonnen werden für Paris. Ich packte meinen Koffer, ich nahm Abschied, ich bestellte einen Platz auf der Schnellpost — denn diese war damals noch das eiligste Mittel der Beförderung — ich war eigensinnig und hartnäckig wie ein Stier, und es verfing gar nicht bei mir, daß ich all meine Freunde die Köpfe schütteln sah.

Der Postillon blies, und fort ging's. Es war ungefähr so, wie wenn man in ein Boot steigt und sich vom Winde hinaustreiben läßt ins unermeßliche Meer, hoffend, man werde draußen auf hohem Meere wohl diesem oder jenem nützlichen Dinge begegnen. Es war ein Studentenstreich in größerem Stile.

Wie klein und still war damals — 1832 — Leipzig! Man stritt noch darüber, ob der Anschluß an den Zollverein was Gutes wäre. Eisenbahnen galten für schwindelhafte Neuerungen, und die beiden Pferdebahnen, welche im deutschen Bundesgebiete entstanden waren — zwischen Fürth und Nürnberg und zwischen Budweis und Linz — fanden nur etwa Gnade, weil die Zugkraft mit Pferden wohlfeil genug wäre.

Dennoch war Leipzig der literarische Mittelpunkt Deutschlands durch Buchhandel und belletristische Zeitschriften.

Nur dadurch, nur darin. Stuttgart machte Aufsehen durch große unternehmende Verlagsbuchhandlungen, welche ja auch dauernd dort Bestand gefunden, und man sprach von einer süddeutschen Büchermesse, welche in Stuttgart gehalten werden sollte. Man dachte an eine buchhändlerische Mainlinie.

Sie hatte ihr Bundeshaupt im Hause Cotta. Das „Morgenblatt", das „Ausland" und die europäische Allgemeine Zeitung waren die hoch respektierten Armeekontingente des literarischen Südbundes. Der sogenannte alte Cotta, der Freund Schillers und Goethes, lebte noch in Kraft und Fülle, ein Mann von wirklich großer buchhändlerischer Tätigkeit wie Fähigkeit, ein Buchhändler, welcher in der Tat literarisch spekulierte.

Wie er das tat, hatte ich selbst schon erfahren. Ich, ein namenloses, unreifes Skribentchen, hatte ihm aus jenem schlesischen Herrenhause mehrmals Pläne vorgelegt zu kulturgeschichtlichen Büchern, wie sie einem leidenschaftlichen jungen Kopfe beim Studium leicht und rasch in die Phantasie springen, und ich hatte immer von ihm selbst ausführliche, eingehende

Antworten erhalten, dergestalt eingehend, daß sie meinen Gedankenkreis weit überflogen. Wo nahm dieser Mann die Zeit her?! Und wie tief und solid waren die Grundsätze, auf denen all seine Pläne ruhten! Er war wirklich ein literarisch schaffender Staatsmann.

Von jenem Austausche mit dem würdigen alten Herrn datiert meine Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung und mein Bedürfnis, dieses Blatt jeden Tag zu lesen seit vierzig Jahren.

Zu Anfang der dreißiger Jahre war die Augsburger Allgemeine Zeitung die literarisch-politische Großmacht in Deutschland. Sie war es durch zwei Eigenschaften. Erstens durch ihre Korrespondenten, zweitens durch ihre Beilage. Unter ihren Korrespondenten befanden sich die wichtigsten Leute des Vaterlandes. Jeder Minister sorgte dafür, daß seine Nachrichten in diesem Blatte vorbereitet, daß sie gut dargestellt, gut verteidigt würden; jeder Publizist trachtete danach, daß seine Meinung in diesem Blatte ausgesprochen würde, denn er wußte, daß alle Machthaber dieses Blatt lasen. Das Blatt war also täglich von unmittelbarer Bedeutung. Für die Beilage aber sorgte der alte Cotta in großem Stile, er warb unermüdlich Kapazitäten. Jedermann von Bedeutung sollte daran teilnehmen. Jedermann von Bedeutung! Dies Prinzip hatte seinen Unterhandlungen mit Schiller zugrunde gelegen, und dies Prinzip ließ er nie aus den Augen. Der Ausführung desselben widmete er die größten Anstrengungen an Zeit und Geld.

So fühlte man sich denn stets in wichtigster Gesellschaft, wenn man das Blatt las, in der Gesellschaft, welche vor ganz Europa und darüber hinaus die deutsche Kultur vertrat. Denn der alte Herr hatte mit besonderer Aufmerksamkeit dafür gesorgt, daß auch da, wo die Allgemeine Zeitung nicht ihren eigentlichen Leserkreis fand, ihre Exemplare an den entscheidenden Stellen nicht fehlten und daß sein Blatt auch im

Auslande ein regelmäßig einkehrender Artikel war. In London und Konstantinopel, in Rom und Lissabon, in Petersburg und Madrid, ja in Alexandrien, am Kap der guten Hoffnung, in Nord- und Südamerika, in Ost- und Westindien, selbst in Australien, ohne Goldlager damals noch ein dunkler Nebelstern, war sie zu Hause. Man sprach in ihr zur ganzen Welt.

Das war zum Teil eine Folge ihres Charakters und kam nicht bloß daher, daß die Entstehung und Ausbildung einer großen Journalistik in Deutschland erst später eintrat. Es lag in ihrem Grundcharakter, welchen Goethe und Schiller wesentlich veranlaßt hatten und welchen der alte Cotta sorgfältig pflegte: entgegengesetzte politische Ansichten in dem Blatte vertreten zu lassen. Dies System der Objektivität — der geschichtlichen Dialektik möchte man sagen — welches alle Stimmen vernehmen läßt, wird jetzt, da die Parteien scharf geschieden und gegliedert sind, tapfer verspottet. Es hatte aber doch einen großen Wert, als die Teile sich erst aus dem Chaos sonderten, und — hat ihn immer. Überheben wir uns nicht! Unsere Weisheit ist Stückwerk und stets der Ergänzung bedürftig. Eine alles bringende, alles prüfende Zeitung wird für gebildete Menschen stets ein Bedürfnis, stets eine Wohltat sein, eine in diesem Sinne „allgemeine Zeitung" ist ein unschätzbarer Quell für Germanen, welche über die ganze Erde ziehen, welche auch in entferntester Einöde den Entwicklungsprozeß des Staatslebens in allen Stadien mit durchmachen wollen, welche zweifeln und prüfen bis zum letzten Atemzuge. Der schneller fertige Romane mag solchen Quell leichter entbehren, der Germane bedarf dieses Quelles.

Ohne dieses System der allgemeinen Vertretung war denn auch die Allgemeine Zeitung damals in Österreich absolut nicht zulässig, und in welche kymmerische Nacht wäre der österreichische Kaiserstaat versunken ohne die Allgemeine

Zeitung! Sie hat ihm den Eintritt in die heutige Welt ermöglicht; denn sie allein hat ihm moderne Bildung zugeführt, als dieser Bildung alle Türen verschlossen waren in Österreich.

Ohne dieses System war sie auch mit aller Hilfe Metternichs nicht zulässig in Österreich, wenn man zugibt, daß Metternichs Fürwort allein in den dreißiger Jahren sie vom Verbote errettete. Und ich glaube: man muß das zugeben. Der alte Cotta würde viel zu erzählen haben, wenn er von dieser seiner täglichen Sorge und von den tausend Briefen an die rechten und linken Hände Metternichs sprechen sollte.

Metternich war nicht ohne Eitelkeit auf seinen Geist; er war stolz darauf, sein System geistig bedeutend nennen zu hören. Je mehr sich die liberale Welt ausbreitete, desto eifriger gebärdete er sich als Staatsphilosoph. Er wurde in älteren Tagen geradezu ein — soll ich sagen Schwätzer? Man ist versucht, es zu sagen, und doch sagt man damit zu viel und zu wenig. Er sprach unaufhaltsam wie Alexander v. Humboldt. Es scheint, als ob die alten Menschengefäße, wenn sie ein langes Leben lang fortwährend angefüllt worden, am Ende überlaufen. Beide, Humboldt wie Metternich, hörten nicht mehr zu, sondern schütteten fortwährend aus. Metternich freilich hatte noch einen anderen Grund: er wurde im Alter schwerhörig. Schwerhörige, welche Inhalt besitzen, sind immer redselig.

Es ist mir übrigens noch nie gelungen, eine wirkliche Logik in das Wesen und Verhalten Metternichs zu bringen. Was man von seiner Persönlichkeit hört und was man von seiner Tätigkeit sieht — es hat keinen organischen Zusammenhang. Am einleuchtendsten ist mir noch immer gewesen, was seine näheren Freunde sagen: er habe auf das innere Staatsleben Österreichs durchaus nicht den Einfluß gehabt, welchen man ihm zuschreibe. Der Regent des Innern sei ganz und gar der Erzherzog Ludwig gewesen. Metternich habe auch

diesen Einfluß gar nicht erstrebt. Zu solchem Unternehmen sei er viel zu sehr Epikureer gewesen, viel zu bequem; denn ein solches Unternehmen hätte eine riesenhafte Anstrengung gekostet, hätte ein ausgebildetes System vorausgesetzt, welches er gar nicht besaß, und — es wäre ihm gar nicht gestattet worden. Er hatte nur für die große Politik des Auswärtigen Beruf und System, und wenn er diesen Beruf und dies System in seinen Reden und durch seine Schriftsteller auf das innere Staatswesen anwenden ließ, so war dies ein bloß abstraktes Treiben, ein Dilettantentreiben neben dem praktisch arbeitenden Mechanismus, welcher das Innere Österreichs regierte und welcher von den künstlichen Grundsätzen der Herren Metternich, Gentz, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Jarcke nicht die mindeste Notiz nahm.

Wenn die Allgemeine Zeitung durch ihn geschützt und um seinetwillen in Österreich zugelassen wurde, so war dies der größte und der folgenreichste Einfluß, welchen er auf das innere Staatswesen Österreichs ausübte. Es bleibt wahrscheinlich, daß dies vorzugsweise ihm zu verdanken war. Die inneren Machthaber hatten großen Respekt vor ihm, vor seiner noblen Persönlichkeit, vor seiner diplomatischen Bildung, und sie mochten ihn gewähren lassen, wenn er sagte: Wir müssen vor Europa in einem solchen Weltblatte wie die Allgemeine Zeitung vertreten sein! Sie glaubten wohl auch nicht daran, daß der Same solch einer Zeitung keimen und aufschießen könne in Österreich, und Cotta mochte sie beschwichtigen dadurch, daß er immer auch Artikel in ihrem Sinne brachte, daß er eben grundsätzlich entgegengesetzte politische Ansichten vertreten ließ. Ohne diese Beschwichtigung wäre auch Metternich nicht imstande gewesen, schützend einzutreten für diese Zeitung. Denn im Grunde war ja doch auch er nur ein eingewanderter Edelmann aus dem Reiche, welchem man am letzten Ende in der Burg keineswegs das Schicksal der Erblande überantworten mochte. Ein wenig zu philo-

sophisch erschien er ohnedies immer, und die nüchternen Thronhalter schüttelten in der Stille öfters den Kopf über ihn.

Mit Recht. Er war unklar; unklar nach rechts wie nach links. Das bloß Passende und das Kokette spielte eine zu große Rolle bei ihm. Varnhagen zum Beispiele hat mir ausführlich, hat mir geradezu wörtlich eine lange Unterredung mit ihm erzählt, welche er in den dreißiger Jahren zu Wien mit ihm gehabt. Da ist Fürst Metternich dem damals höflichen Liberalismus Varnhagens eine ganze Strecke weit zustimmend gefolgt und hat dann Varnhagen unterbrochen, um seinen, den konservativen Staat nun auch zu skizzieren und um zu zeigen, daß in diesem Staate alle wesentlichen Elemente des Liberalismus einheimisch wären. Zweimal hat Varnhagen die Frage eingeschoben: „Und der Fortschritt? Der Begriff des Fortschrittes findet Platz?“ — Beide Male hat Metternich diese Frage fallen lassen. „Der Begriff des Fortschrittes“ — schloß Varnhagen seine Erzählung — „fand keinen Platz bei ihm.“

Wie hohl, wie nichtig! Ein System mag noch so konservativ sein, es kann gut und lobenswert sein als solches, wenn es aber keine Entwicklung in sich birgt, also keinerlei Fortschritt, so ist es doch eben ein totgeboren Kind, so ist es ein Spiel des Dilettantismus. Und solch ein Spiel war allmählich die Herrschaft in der Friedensepoche vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1830 geworden. Die regierenden Potenzen waren völlig eingelullt in die Torheit: es sei ein dauernder Stillstand eine Wohltat und er lasse sich erzwingen.

Daß es aus diesem schlaftrunkenen Zustande doch Auswege gäbe, Auswege ohne blanke Revolution, Auswege durch geistige Hilfsmittel, dafür war in jener Zeit die Allgemeine Zeitung das wichtigste, das fast einzige Organ. Ungeschminkte politische Organe wurden unterdrückt; der Mannigfaltigkeit dieser Zeitung aber, die ja sogar in Österreich zugelassen wurde, konnte selbst der Bundestag nicht beikommen. Durch

sie, sowie durch das „Morgenblatt“ und „Ausland“ gab Süddeutschland damals den höheren Ton an in unserem Vaterlande. Dort war auch der konstitutionelle Staat in schüchterner Entwicklung, soweit dies der Bundestag zuließ.

Leipzig war nur der Hauptsitz belletristischer Journale, oder richtiger Zeitschriften. Diese Zeitschriften stammten aus der weimarschen Zeit, aus der Vorliebe für schöne Literatur, welche unsere große Dichterperiode geweckt hatte. Leute von sehr mäßiger Fähigkeit, aber von enzyklopädischer Betriebsamkeit hatten Wochenschriften gegründet, welche schöngeistige Unterhaltung und Kritik verbreiteten. Die „Zeitung für die elegante Welt“, kurzweg die „elegante Zeitung“ genannt, und „Der Freimütige“ waren die ältesten. Sie hatten mit dem Jahrhundert begonnen, die „Elegante“ in Leipzig von Spatzier, „Der Freimütige“ in Berlin von Kuhn gegründet. Dazu war später in Dresden die „Abendzeitung“ von Theodor Hell gekommen, welche mit romantischen Erzählungen von van der Velde und von Tromlitz die Familienunterhaltung besorgte, und neuerdings hatte der „Komet“ in Leipzig, von Herloßsohn redigiert, eine leicht kräuselnde Bewegung in diese sonst tief friedlichen Blätter gebracht. Herloßsohn aus Prag war der erste österreichische Auswanderer, welcher „hinaus“ gefahren war, um Dinge drucken zu lassen, über welche man sich in Prag und Wien entsetzte. Ihm folgte später eine ganze Schar, und es entstand allmählich jene österreichische Kolonie in Leipzig, unter welcher mannigfaltige Talente sich hervortaten, Kuranda zum Beispiele, Moritz Hartmann, Alfred Meißner.

Jene belletristischen Zeitschriften hatten einen gar bescheidenen Absatz, und die paar hundert Abonnenten, welche sie wirklich besaßen, nehmen sich neben der heutigen Journalistik recht dürftig aus. Man war anders eingerichtet: ein Exemplar befriedigte eine ganze Stadt. Dafür hatte man die Lesezirkel erfunden, aus denen die einzelne Nummer wochenlang

von Haus zu Haus wanderte. In Mitteldeutschland ist jetzt noch etwas zurückgeblieben von dieser wohlfeilen Verbreitung des Journals. Das Exemplar kommt auch verspätet zurecht und wird um so sorgfältiger, weil ohne Leidenschaft gelesen.

Ich hatte schon recht klar die Empfindung, als ich damals nach Leipzig kam, daß diese belletristischen Wochenblätter nicht das bedeuteten, was sie bedeuten wollten, und daß der Schwerpunkt des deutschen Lebens anderswo liegen müßte. Ich las sie kaum, und ich wollte ja eben auch nur ein Absteigequartier in Leipzig nehmen, um mich für Paris zu rüsten.

Das schien auch zu gelingen. Campe antwortete endlich und schickte ein kleines Honorar. Unter seinen Stößen von Manuskripten war mein polnisches Memoire versteckt geblieben, er stellte es wieder zu meiner Verfügung, und ich redigierte es mit den reichlich vorhandenen Zusätzen von neuem. Das konnte nirgends besser geschehen als in Leipzig, denn hier war wirklich der Stapelplatz für die letzte polnische Geschichte. Der Schriftsteller Spatzier, ein Sohn jenes Begründers der „Eleganten Zeitung“, war der Mittelpunkt geworden für das ganze polnische Material, und er schrieb ein ausführliches Buch über den polnischen Revolutionskrieg, ein dreibändiges Buch. Zahlreiche Polen waren hier durchpassiert und hatten ihm genaue Mitteilungen gemacht, wichtige Führer waren längere Zeit hier geblieben, um ihm genaue Auskunft zu geben, kurz es hatte hier eine Quelle gesprudelt, und sie sprudelte noch, eine unmittelbare und sehr reichhaltige Quelle für Geschichtschreibung. Das erlebt man selten. Wir verglichen unsere Erfahrungen, wir debattierten und stellten fest, wie dieser Charakter, wie jene Begebenheit wahrhaftig zu schildern wäre, und da das Spatziersche Buch das wichtigste geworden und geblieben ist in Deutschland über den polnischen Krieg, so haben wir damals im Schweizerhäuschen des Rosentales dauernde Steine geschichtet.

Junge Buchhändler hörten zu, und einer von ihnen,

Philipp Reclam, interessierte sich für mich Fremdling und für meine kürzere Form dieses Themas, er bot mir den Verlag an und brachte somit mein erstes Buch. „Das neue Jahrhundert“ ward es genannt. Unter geringerem Titel tat ich's nicht, der ich meinte, es müsse in der Geschwindigkeit alles unter einen Gesichtspunkt gebracht, es müsse im Handumkehren die Welt reformiert werden. „Polen“ war natürlich nur der erste Band dieses „Neuen Jahrhunderts“, ich schrieb flugs einen zweiten Band, „Politische Briefe“ geheißen, in welchem alles Mögliche und Unmögliche dem Maßstabe des Liberalismus angezwungen wurde. Reclam setzte auch diesen in die Welt und hatte Not, mein Ungestüm zu zügeln, denn ich war in einen Schreibefluß geraten, der ganz und gar nicht zu jener Besorgnis in Schlesien stimmte: Wo wird ein zweites Buch herkommen?

Er hatte recht, mich zu zügeln, ich geriet in die Gefahr der Schreibseligkeit, welche schwatzt.

So geschah es aber, daß sich mein Aufenthalt in Leipzig verlängerte. Der Spätherbst war da, und ich wollte nun ernstlich nach Paris, um die Simonisten näher kennen zu lernen — da ereignete sich etwas Unscheinbares, was mich aufhielt und was weite Folgen hatte.

Ich war einige Male in das Theater gegangen und hatte es mittelmäßig gefunden. Für meine hochfliegenden Pläne war das Theater damals ein untergeordnet Ding, ein Ding zum Spaße. Und so zum Spaße, zu humoristischer Übung schrieb ich eine Kritik. Reclam fand mich bei der Beschäftigung und nahm das Blatt mit beim Fortgehen. Tags darauf stand sie abgedruckt im „Tageblatte“ und machte Spektakel, und am Abende dieses Tages trat ein langer älterer Herr in mein Zimmer und fragte mich, ob ich, wie er gehört, Verfasser dieser Kritik wäre? — „Warum nicht?“ antwortete ich, eines beleidigten Theaterfreundes oder Schauspielers gewärtig.

Er war weder das eine noch das andere; ihn interessierte nur die schriftstellerische Form dieser Kritik. Er war der Buchhändler Leopold Voß, Verleger der „Zeitung für die elegante Welt“.

14.

Buchhändler Voß wünschte Beiträge von mir für seine „elegante Zeitung“, meine Schreibweise hatte ihm gefallen.

Das war allerdings von Bedeutung für mich, als ein Zeichen, daß ich schriftstellerische Fähigkeit haben könnte. Aber dies war gar nicht mein Gesichtspunkt. Weder Handwerk noch Kunst lag mir im Sinne, sondern ein tieferer Lebensinhalt, den ich politische Religion nannte. Diese belletristischen Zeitschriften interessierten mich auch kaum; ich hatte wohl eine Ahnung, daß ihre Uhr abgelaufen wäre — ich dankte also Herrn Voß für sein Anerbieten und lehnte ab.

Die jedermann innewohnende Eitelkeit tat indessen das Ihrige; ich schrieb flugs einen zweiten Theaterartikel, und des anderen Tages war Herr Voß wieder da, ganz wie der Genius im Zauberspiele.

Diesmal ging sein Angebot höher: ich sollte Mitredakteur werden. Der langjährige Redakteur hieß Methusalem Müller, und er hieß nicht bloß Methusalem, er war ein Methusalem. Das Blatt war altersschwach und von einer unverkennbaren altmodischen Langweile. Was gäbe das für ein Gespann?! sagte ich mit Recht, und Herr Voß, ein verständiger Mann, mußte dies zugeben. Er schied mit jener Königsphrase von mir, welche lautet: J'aviserai.

Spatzier, Herloßsohn und die Leipziger Schriftsteller meiner sonstigen neuen Bekanntschaft schalten meine Ablehnung aufs schärfste und fanden meine Simonismusgedanken phantastisch. Sie bekehrten mich nicht. Ich fand ihren Zirkel=

tanz „wie junge Katzen mit dem Schwanz“ aus der Hexenküche im „Faust“ schal und abgestanden und hielt den allwöchentlich wiederkehrenden journalistischen Brei von Notizen und Kritikastereien für eine Speise, welcher die Welt entwachsen und welche für mich eine breite Bettelsuppe wäre. Es wurde mir unbehaglich, besonders auch darum, weil die Körperfrische zu versagen anfing — in so jungen Jahren! Hypochondrie, dieser Geier, welcher an der Leber des Prometheus hackt, peinigte mich, und jenes alte Prometheusbild gemahnte mich an jedem Morgen als die Sorge und Verzweiflung, welche dem „Menschenpack“ beschieden wäre und welche der griechische Mythus als unvermeidliches menschliches Schicksal vorgezeichnet hätte. „Weg damit!“ rief man, „das ist blanke Einbildung, welche fester Wille verscheucht!“ Ich war anderer Meinung, war realistischer Meinung, welche den Byronschen Weltschmerz als am Körper haftend ansah, und ich verwendete meine letzten Taler zu einer Reise nach Karlsbad, wo der körperliche Weltschmerz seine Krisis und mit gutem Glück seine Genesung findet.

So kam ich zum ersten Male nach Süddeutschland, oder richtiger gesagt, unter Süddeutsche. Böhmen, insbesondere Nordböhmen, ist noch nicht eigentlich Süddeutschland, obwohl die Berglinie des Riesen- und des Isergebirges, der Sächsischen Schweiz, des Erzgebirges, des Fichtelgebirges und des Thüringerwaldes, welche sämtlich zusammenhängen, eine wirkliche Grenze bilden zwischen Mittel- und Süddeutschland, und also auch zwischen Nord- und Süddeutschland, da Mitteldeutschland im wesentlichen zu Norddeutschland gehört. Die gründliche Unterscheidung zwischen Nord- und Süddeutschen liegt eigentlich nicht in der geographischen Lage, sondern vielmehr in der verschiedenartigen Abstammung der jetzigen deutschen Völkerschaften. Die Stämme, welche einst den Kern des Deutschen Reiches bildeten, bilden heute noch den Grundstock dessen, was wir mit zu engem Ausdrucke süddeutsch nennen. Den Rhein

hinab, weit in den Norden hinein über Köln hinaus wohnen Abkömmlinge der Franken und herrscht süddeutsches Wesen. Von dort östlich und nordöstlich breitet sich weithin der große, starke Stamm der alten Sachsen, welche zur Kaiserzeit den nordischen Gegensatz bildeten zu den Kaiser liefernden Stämmen der Franken und Schwaben — ein Gegensatz, welcher im blutigen Streite Heinrichs des Löwen und Barbarossas seinen Höhepunkt hatte und seine Entscheidung fand bis in unser Jahrhundert herein. Denn es gab von da an keine Kaiserlinie mehr im Norden. Was wir aber jetzt, namentlich in der Politik, Nord- und Süddeutschland nennen, das entspricht diesem alten Streite keineswegs. Das jetzt herrschende Norddeutschland ist durchaus nicht das alte Sachsentum, das ist eine Neubildung, in welcher eine Zutat slawischen Blutes von Bedeutung ist. Heinrich der Löwe war ja auch Herzog in Bayern, und die Nachkommen der alten Sachsen, der Niedersachsen, haben heute noch urgermanische Eigenschaften, welche sie den Süddeutschen in vielen Punkten nahe bringen. Die Empfindungsweise einem Theaterstücke gegenüber ist zum Beispiele in Hamburg der Empfindungsweise in Wien viel ähnlicher als in Berlin oder Dresden. Die Westfalen ferner, dieser kernige Zweig der Niedersachsen mit ganz niederdeutschem Redeakzente, erinnern in solider Kraft der Erfindung, Unternehmung und Tätigkeit vielfach an die Schwaben. Sie sind wie diese mit Körperschönheit nicht eben gesegnet, aber begabt mit Energie des Sinnes. Kurz, die Unterscheidungsworte norddeutsch und süddeutsch bieten nicht so einfache Unterschiede, wie man glaubt; reichsdeutsch und neudeutsch wären bezeichnender, und wenn die begonnene politische Umgestaltung, welche das süße Wort Einigung auf ihre Fahne stickt, einen vollen Fortgang nimmt, dann werden andere Gegensätze ihren Ausgleich zu suchen haben, als die zwischen Norden und Süden. Strenge Preußen sagen auch in der Stille: Wer spricht denn noch anderswo als in künstlicher

Schriftsprache von Großbritannien? Man spricht von England. Wer wird von Deutschland sprechen — denken sie hinzu — wenn die Einigung fertig ist!

Das nördliche Böhmen ist wahrscheinlich von Franken bevölkert worden, welche über das Egerland, diesen alten deutschen Reichsbezirk, eingewandert sind und sich bis tief nach Schlesien hinein angesiedelt haben. Gustav Freytag meint behaupten zu können, daß auch Thüringer teilgenommen haben an dieser Einwanderung. Mich gemahnte es in Karlsbad auch vielfach wie schlesische Heimat; wie bei mir daheim trachten und schwatzen die Bürgersleute, und sitzen sie gern vor der Haustür und halten sich Buchfinken und Rotschwänzchen vor den Fenstern, und sind immer geneigt, Außerordentliches zu hoffen und das Leben fröhlich anzufassen. Leichter, durchwegs leichter wird alles angefangen, als nördlich drüben jenseits des Erzgebirges, und künstlerische Neigungen wie Fähigkeiten sind zahlreich verbreitet, selbst im Handwerke. Es gefiel mir außerordentlich in den ersten Tagen; auch die aristokratische Lebensweise der Kavaliere, welche ich hier zum ersten Male sah, gefiel mir. Denn dieser Badeort war eine Art Sommerresidenz für die Kavaliere; mit dem ganzen Train von Pferden, Wagen und Dienern kamen sie daher und rollten in Vierspännern durch das grüne Tal und veranstalteten Tänze und Belustigungen. Man sah es ihnen an: sie lebten zu ihrem Vergnügen.

Das war mir neu. Die Edelleute in Preußen, welche man später Junker nannte, zum Unterschiede von den Kavalieren, waren ganz anders. Sie waren dürftiger und sparsamer und den anderen Volksklassen gegenüber steifer und zugeknöpfter. Sie waren und sind auch weniger reich, und der kleine Adel ist unter ihnen durch den militärischen Zuschnitt des Staates zu einer Bedeutung gekommen, welche man im „Reiche" nicht kannte und nicht kennt. Friedrich der Große hat im wesentlichen diesen militärischen Adel her-

vorgehoben. Wenn man seine Geschichte in allen Einzelheiten studiert, so stößt man hundertmal auf diesen Punkt: daß einer seiner Offiziere, daß dieser oder jener Herr Von etwas begangen hat, was nach gemeinem Rechte hart bestraft wird, und daß er die Strafe einfach ausstreicht, weil sein Offizierkorps geschont werden müsse. Dieses Offizierkorps war der Degengriff seiner Kriegswaffe, der Kernesstamm seines Heeres, und sein Heer war ihm, der erobern wollte, die Hauptsache. Dies ist Tradition geworden und hat dem kleinen Adel die bevorzugte Stellung erworben.

Der große Adel dagegen in Deutschland stammt aus dem „Reiche", er stammt von großem Besitze, von einer Territorialmacht, welche auf Bänken der Reichstage Sitze besaß, und diese Caballeros, diese Kavaliere, welche ihren Beinamen von cavallo, vom Rosse, vom rittermäßigen Streitrosse erhalten haben, diese grand seigneurs, wie sie in Frankreich hießen, sah ich in Karlsbad zum erstenmal.

Das sind jetzt siebenunddreißig Jahre; wie rasch ist die Zeit gegangen in siebenunddreißig Jahren! Jetzt erkennt man die Kavaliere nicht mehr in Karlsbad. Die Vierspänner sind spurlos verschwunden, alles erscheint wie Mittelstand. Abgesehen von allem anderen, hat die Eisenbahn die Welt erstaunlich verändert. Wer nimmt noch Wagen und Pferde mit ins Bad, und wie kann der Adel noch an Geldkraft es dem Manne der Börse zuvortun?!

Der Eindruck, welchen ich damals vom Regierungswesen in Österreich erhielt, ist maßgebend für mein ganzes Leben geworden. Ich war zum ersten Male in diesem österreichischen Kaiserstaate und war erfüllt von der norddeutschen Ansicht, daß hier alles verrottet, reaktionär katholisch, illiberal und von grenzenloser despotischer Willkür sei. Das fand ich nur teilweise bestätigt. Den uneingeschränkten Despotismus witterte man allerdings überall, und alle Kundigen führten ihn auf die Person des Kaisers Franz zurück, obwohl sie

zugaben, daß dieser Regent doch verhältnismäßig populär wäre, weil er die behagliche Sprech- und Umgangsweise des Österreichers überall zur Schau trüge. Insbesondere waren selbst die Kavaliere sehr streng in ihren Urteilen über den Kaiser, weil er auch ihre Vorrechte lächelnd mißhandeln ließe und sie bei gelegentlichen Vorstellungen in persönlicher Audienz verspottete. In gemütlicher Weise stimme er ein in ihre Klagen und schelte tapfer mit auf die Regierung, als ob diese etwas außer ihm Liegendes und Unerreichbares wäre. Dabei gebärde er sich als großer Grundbesitzer, welcher ebenso leide, wie irgend ein anderer Herrschaftsbesitzer, und nachdem er sie weidlich ironisiert, entlasse er jeden einzelnen mit einem banalen Trostspruche, der kein Atom von wahrhaftem Marke in sich habe. „Er will auch unserem Stande“ — schlossen sie — „nicht die geringste Selbständigkeit einräumen, sondern nur seine Bureaukratie aufrechterhalten, weil er diese abhängigen Beamten stets in der Hand hält und durch jede ihm beliebige Verordnung wie gezügelte Rosse führen kann.“

Daneben fand ich alle Stände von dem Gedanken durchdrungen — doch nein! durchdrungen ist wohl zu viel, aber doch beteiligt an dem Gedanken, daß dieses Regierungswesen nicht das richtige wäre und daß besonders die strenge Abschließung gegen geistigen Fortschritt erheblichen Schaden brächte. Von der Zukunft, von einer möglichen oder gar wahrscheinlichen Änderung war im Jahre 1832 noch wenig die Rede.

Der geistliche Einfluß trat nicht bemerkenswert hervor. Der Kaiser gestattete auch diesen nur bis zu einem gewissen Grade. Die Untertanen erzogen und geführt zu sehen, so daß sie in religiöser Furcht und in jeglichem Respekte befangen blieben, das war ihm schon recht und nötig, aber höhere Übergriffe in weltliches Regiment von Seite der Geistlichkeit duldete er ebensowenig, wie Eigenmächtigkeit des Adels. Bullen, Breves und sonstige Erlässe von Rom durften ohne

seine Erlaubnis nicht bekannt gemacht oder, wie man in Österreich schreibt, nicht bekannt gegeben werden. Am placetum regium hielt er fest wie Kaiser Joseph. Die Mehrzahl der Geistlichen stammte auch noch aus der josephinischen Zeit, das heißt aus einer Erziehung, welche einen rationalistischen Hauch hatte, und der jesuitische Hauch war noch fern.

Ebenso fern waren noch die Streitigkeiten der Nationen innerhalb des Kaiserstaates. Kleine Pulsschläge literarischen Tschechentums in Prag fingen an sich zu regen und wurden brav ausgelacht. Es erregte Verwunderung, daß ein Thun (Mathias) bei aller Abweisung tschechischen Treibens doch darauf bestand, den Ausdruck „böhmisch" zu betonen, im Gegensatze zu den Deutschen. Die Mischung von Slawisch und Deutsch wollte er dadurch bezeichnet sehen. Sonst war damals noch jedermann der Meinung, das deutsche Reichsland Böhmen gehöre eben doch zu den deutschen Landen.

Die Ungarn, Kavaliere wie Bürgerliche, zeigten keine Spur von Widerwillen gegen das Deutsche. Sie sprachen alle fließend Deutsch, und die meisten waren nicht imstande, Magyarisch zu reden. Deutsche Kultur, soweit sie zugelassen wurde, herrschte ohne Widerspruch im Kaiserstaate, und kein Mensch hatte eine Ahnung, daß dies nach sechzehn Jahren angefochten, nach dreißig Jahren gründlich verändert sein könnte.

Und hier liegt die tiefe Schuld des damaligen Regierungswesens: mit der Absperrung von deutscher Kultur hat es sich das stärkste Bindemittel des Reiches zerstört.

Das ist eben der Fluch der kleinen Gesichtspunkte, daß sie Kupfermünze retten, Silber und Gold aber preisgeben.

Und doch war der weitere Gesichtspunkt schon dagewesen und brauchte bloß beachtet zu werden. Kaiser Joseph der Zweite hatte ihn deutlich genug gezeigt: er germanisierte in seinem ganzen Reiche, und nur ein Blinder konnte im Unklaren bleiben darüber, was er mit allgemeiner Förderung der deutschen Sprache wollte. Deutschen Geist, deutsche Kultur

wollte er verbreiten und geltend machen in seinem ganzen Reiche. Wurde das mild und konsequent fortgesetzt, so erschuf man ein in sich einiges Kaisertum und erreichte binnen einem frei gegebenen halben Jahrhundert einen unermeßlichen Vorsprung, eine ganze, deutsch gebildete Generation von Mehadia bis Laibach, von Fiume bis Gitschin. Aber statt sich der Hauptsache zu bemächtigen — und das ist der Geist, welcher sich in einer Sprache äußert — statt sanft und freundlich aufzunehmen, was Kaiser Joseph vielleicht zu harsch begonnen hatte, fürchtete man sich vor nichts so sehr als gerade vor diesem Geiste und erdrückte ihn mit allen ersinnlichen Mitteln, nicht im entferntesten ahnend, daß man den einigenden Lebensgeist des Reiches mit erdrückte. Schon Kaiser Leopold begann diese Dämpfung, und Kaiser Franz setzte sie hartnäckig fort in einer überlangen Regierungszeit, den unseligen Irrtum streng festhaltend und kurzsichtig immer eifriger ausbildend: es könne ein Staatswesen gedeihen, welchem man die geistige Lebensluft entziehe. Jede Pflanze in Schönbrunn hätte ihm dartun können, daß sie absterbe, wenn man ihr Luft und Licht versagt.

Dies war der Kapitalfehl, aus welchem Österreichs schwere Stockungen und Spaltungen sämtlich entsprungen sind bis zum heutigen Tage. Welch eine unabsehbare Ernte lag vor der Wiener Kaiserburg zu Anfang des Jahrhunderts! Nach Süden und nach Osten hin unabsehbar. Ein Deutsches Reich, welches sich auf natürliche Weise immer weiter ausbreiten konnte Welche deutsche Macht hätte daran denken mögen, diesen natürlichen Kaiser deutscher Zunge und Bildung von Deutschland abzuschließen! Daß dies möglich geworden, liegt lediglich in dieser bloß verneinenden Regierung eines halben Jahrhunderts. So ist die Erbschaft der Kinder und Enkel eine immer wiederkehrende Verneinung geworden, und glaube man doch ja nicht, daß die kleinen Nationalitäten, welche sich seit zwanzig Jahren absondern, irgend einen Segen davon

haben werden! Dies ist ja das Treiben von Kindern, welche mit den Fingern in brennende Lichter greifen. Unsere großen Geister, Goethe an der Spitze, sprechen von einer Weltliteratur, und in solcher Zeit wollen kleine Natiönchen ohne charakteristischen Bildungskern sich zur Selbständigkeit ablösen! Was kann ihnen denn diese Selbständigkeit einbringen? Streit ohne Ende unter immerwährenden Opfern, eine Hingabe der besten Lebenskräfte für die Bedürfnisse der bloßen Existenz, Verlust der höheren Bildungsgenüsse, welche nur einer großen, ausgebildeten Gemeinschaft erreichbar sind, und schließlich doch nur ein schmerzlicher Untergang durch irgend eine große gesammelte Macht, heiße sie so oder so. Welche Weisheit kann davon träumen, daß kleine Völkerschaften von geistiger Unfruchtbarkeit heutigentages selbständig bestehen könnten! Entweder sie lernen mühsam von den gebildeten Nachbarn, was sie leicht und wohlfeil haben könnten, und verlieren in dieser täglichen Schule ihre überschätzte Eigentümlichkeit, oder sie sträuben sich gegen dieses Lernen und diese Schule, und dann verkümmern sie und erliegen in ihrer Schwäche der neuen Eroberung. Eine Generation bezahlt mit mühevollem Dasein ihren Traum, und die nachfolgende Generation schilt die Vorfahren, daß sie ihr so viel Anstrengung nötig gemacht, um dem an Bildung überlegenen Staate nachzukommen. Dies ist die Zukunft des Nationalitätenspieles in Österreich.

Doch davon war, wie gesagt, damals noch gar nicht die Rede, wohl aber bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß die als zurückgeblieben verschrienen Österreicher ihre Allgemeine Zeitung sorgfältig gelesen hatten, daß sie äußerst wiß- und lernbegierig waren, daß sie eine hingebende Hochachtung hegten für Literatur und geistige Nahrung, besonders in Sachen der Politik, daß sie in großer Mehrzahl ungemein rasch auffassend und liebenswürdig und in allem, was Talent und Kunst betrifft, vorzugsweise begabt waren. Die Ausführung ferner all der despotischen Verordnungen, welche von Wien

ausgingen, erfolgte fast durchwegs in nachsichtiger und humaner Weise, sobald man nicht auf die ganz untergeordneten, von jeder Bildung entblößten Beamten stieß, auf die sogenannten „Böhmen“, welche bekanntlich das überwiegende Beamtenkontingent lieferten. Der höhere Beamte setzte seine Vorschrift achselzuckend ins Werk und gleichsam mit Entschuldigung den toten Buchstaben der Vorschrift freundlich erläuternd und mildernd. Welch ein Schicksal, dachte ich damals schon, daß gerade diese leichtlebigen und menschenfreundlichen Völkerschaften Österreichs in ein so enges Regiment gespannt sind! Wir haben kaum einen zweiten deutschen Stamm, der so wie der österreichische zu Schwung und Enthusiasmus geneigt ist. Warum gerade ihm, der im kirchlichen Dogmatismus so unbefangen, ein zweiter Ferdinand, warum gerade ihm, der jegliches Gesetz human deutet, ein erster Franz?!

Meiner bescheidenen Lebensstellung gemäß war damals in Karlsbad der Kavalier nicht mein natürlicher Umgang, und doch fand ich leichten Verkehr mit einigen dieses Standes. Das Temperament des österreichischen Kavaliers ist leutseliger als das des norddeutschen Edelmannes, und der abgesperrte Zustand des österreichischen Staates machte ihn neugieriger für Fremde, entgegenkommender für Personen, welche literarisch und öffentlich sprechen mochten. Zwei Bekanntschaften dieser Art sind mir unvergeßlich geblieben aus jener Zeit meiner ersten Berührung mit österreichischen Herren. Sie erschienen mir wie Typen. Der eine war der sogenannte Landsknecht Fürst Friedrich Schwarzenberg, der andere ein böhmischer Graf, Friedrich Deym.

Sie vertraten total verschiedene Richtungen: Fritz Schwarzenberg die konservativ-historische, Fritz Deym die frei suchende.

Es wird kaum außerhalb Österreichs ein so eigener politischer Charakter entstehen und sich entwickeln können, wie ihn Fritz Schwarzenberg darstellt. Vielleicht noch in einem der alten Reichsländer am Rhein, in Westfalen, in Ober=

schwaben, und auch da nicht ganz, weil der Mittelpunkt einer lebendigen, großen Monarchie und eines großen Heeres fehlt. Es ist, als ob sich von der Grafen- oder Ritterbank des deutschen Reichstages ein Sproß fortgepflanzt hätte in dem heutigen, so grundverschiedenen Boden. Rittertum, Standesfreiheit und am letzten Ende doch volle Menschlichkeit sind die Grundeigenschaften. Offizielle Politiker wissen mit solch einem Manne absolut nichts anzufangen, und das mildeste, was sie von ihm sagen können, lautet: Der ist aber kurios! In Wahrheit gibt es nichts Kurioseres, als seine Gespräche und Debatten mit Felix Schwarzenberg, dem Hauptminister in Österreich zu Anfang der fünfziger Jahre, dem Cousin Fritz Schwarzenbergs. Felix focht für nahe Ziele und kannte zur Erreichung derselben nur ein Mittel: das Fechten. Jeder Knoten, gordisch oder österreichisch, sollte durchhauen werden; Fritz aber sucht lauter organische Lösungen. So wurde der Weg des einen zu kurz, der Weg des anderen zu lang.

Felix war unbekümmert um sein „zu kurz", Fritz war immer bekümmert um sein „zu lang" und bezeichnete seufzend sich selbst als einen Politiker für den Poeten. Er empfindet und weiß gründlich, daß seine alte Welt untergeht und daß ein Verbindungsfaden nach dem anderen zerrissen wird, schonungslos zerrissen wird. „Was bleibt mir übrig, als sterben," sagt er seit Jahren wehmütig, und er sagt es wahrhaftig.

Man irrt sich übrigens ganz in diesem sterbenden Ritter, wenn man in ihm einen Gegensatz sieht zu liberalen Ideen. Er ist voll Liberalismus, voll Menschenfreundlichkeit, nur in den Bildungsformen weicht er ab von uns. Die Gliederung in Stände ist sein tiefes Bedürfnis, die Gliederung in Nationenkreise hat er als kaiserlicher Österreicher so tief in sich eingesogen, daß ihm sein zentralistischer Vetter Felix eine Ungeheuerlichkeit war. Und ebensowenig gefällt ihm doch auch die neuerliche gewaltsame Losreißung der österreichischen

Nationen vom Mittelpunkte. Der gedankenarme und sterile Übergang aus dem deutschen Kaisertume in ein österreichisches Kaisertum, der bloße Polizeistaat des Kaisers Franz ist ihm die Quelle aller Verschwemmung und Auflösung.

Weil er denn in die offizielle Politik seines Vaterlandes — die Schwarzenberg stammen aus Franken und sind seit Jahrhunderten in Österreich einheimisch, vorzugsweise in Böhmen — nirgends paßte, so begnügte er sich mit einer losen Stellung in der Armee, welche ihm immer Gelegenheit bot, Blut und Leben einzusetzen bei schwerer Zeit, und suchte sich übrigens in Europa die Landschaften aus, in welchen für historisches Recht gefochten wurde. Da ging er hin und focht mit den Völkerschaften, welche sich gegen das Neue wehrten. Er kam stets mit zerstörter Illusion zurück, aber nie ohne reichliche Ausbeute für Kenntnis, Verstand und tiefere Einsicht. Das schrieb er nieder auf Papierschnitzel, die er selbst „Fidibus“ nennt und die er an Freunde verteilt. Mitunter treffliche Gedanken gibt er da zum Verbrennen, und besonders über militärische Dinge ist er überaus lehrreich, da er gesund beobachtet und die historische Entwicklung des Krieges sorgfältig studiert hat. Für den Volkskrieg namentlich ist er eine Fundgrube an Hilfsmitteln, und wenn er seine Kriegsfahrten in Spanien unter den Karlisten beschreibt, da entwickelt er eine seltene Fähigkeit intimer Beobachtung und unverwüstlich guten Herzens. Dem Gegner versagt er nie ein Atom von Gerechtigkeit, und der Bauer, der Autochthone, ist immer Gegenstand seiner zärtlichen Teilnahme. Die Naturgeschichte ist ihm die allein wahre Geschichte; daß die politische Geschichte sie so vielfach verleugnet, das ist seine Pein.

Ein Mann von mittlerer Größe mit liebevollen blauen Augen, geht er durch unsere Welt wie ein fremder Zuschauer. Wie einer aus anderem Kirchspiele hört er unsere Predigten an und schüttelt dazu achselzuckend das Haupt. Was sagen Sie dazu? — „Nichts. Ich bin eben aus einem anderen

Kirchspiele!“ In jahrzehntelangem Verkehre miteinander haben wir denn oft unsere Glaubenssätze der verschiedenen Kirchspiele erörtert und sind dabei oft in den heftigsten Zank geraten. Nie hat ihm die Güte versagt, die heftigsten Äußerungen nicht übelzunehmen. „Verschiedene Kirchspiele, ja verschiedene Welten!“ rief er lächelnd, wenn wir uns nach solchen Szenen wiedersahen. Ein starkes Gerechtigkeitsgefühl nötigt ihn zur Nachsicht; er muß nämlich zugestehen, daß ein Staat seines Ideals jetzt unmöglich noch herzustellen ist. Alle Vorderglieder, alle Vorbedingungen sind verloren gegangen. Für den Dichter aber ist Fritz Schwarzenberg eine unerschöpfliche Quelle: er kennt alle Dinge bis an die fernste Wurzel und ist imstande, alles naiv anzusehen, wie ein unverdorbenes Kind.

Ein rührendes Kind ist er auch seinem Vater gegenüber, dem berühmten Feldmarschall der Alliierten, welcher die Kriegsvölker alle in der Schlacht bei Leipzig kommandierte. Jedes Wort, das über ihn gesprochen, jede Zeile, die über ihn geschrieben worden, sammelt er getreulich auf, und den kleinsten Tadel empfindet er bitterlich. Auch hierin zum Dulden bestimmt; denn das große Verdienst jenes kommandierenden Feldmarschalls ist nie genügend gewürdigt worden. Jeder Alliierte drängte seine Leute und seine Verdienste vor, und jeder sprach lauter und zuversichtlicher, als es dem österreichischen Naturell gegeben ist, von sich selbst zu sprechen. Ohne jenen kommandierenden Schwarzenberg wäre es vielleicht nie zu einer alliierten Schlacht bei Leipzig gekommen; für diesen Zusammenhalt bedurfte es eines so mild diplomatischen, so entsagend nachgiebigen, so friedlich guten Kriegsmannes. Hoffentlich hinterläßt sein Sohn Fritz einst eine Lebensgeschichte des Vaters, welche, unbekümmert um Widerspruch, in einfachen Worten diesen Führer und dessen Weg schildert, einen Führer von edler Gesinnung und schöner Bildung, einen Weg durch Dornen und peinliche Schluchten.

Neben diesem rückwärts blickenden Österreicher Fritz Schwarzenberg war Fritz Deym ein vorwärts blickender. Wie mich dieser Mann in dem damaligen Österreich überraschte! Es war gar nichts an ihm zu spüren von der Absperrung europäischer Gedanken. Deym schwamm mitten in ihnen herum und zuckte traurig die Achseln, daß man aus der bloßen Verhinderung ein System machen könnte. Er war ein spekulativ denkender Staatsmann, wie es nur irgend einer in der Schweiz, in England, in Amerika sein mochte. Die Verbreitung der Gedanken kann man mit unermeßlichen Unkosten eine Zeitlang verhindern, die Gedanken selbst nirgends. Und dann kommen sie gequetscht oder gar vergiftet zum Vorschein, und das Reich wird auch durch Gutes beschädigt.

Deym war ein Führer der kleinen Opposition im böhmischen Landtage, welche nur schüchtern die Augen aufschlagen und auf Fragen richten durfte, die nicht ganz nach Politik schmeckten. Wie ist dadurch speziell Böhmen für das Reich zerrüttet worden! Gerade hier ist ein sehr deutlicher Übergang zu norddeutscher Bildung, und Prag namentlich war eine lesende und gut lesende Stadt. Hätte dieser Lesesamen beizeiten aufgehen können, welch eine sänftigende Einwirkung deutscher Kultur auf die entstehende Geburt des Tschechentums wäre möglich gewesen! Jetzt ist ja nur Unheil davon zu erwarten, da man ein hoffnungsloses Wesen in dicke Halme hat aufschießen lassen.

Ich glaube, die Deyms sind echt geborene Tschechen. Fritz Deym hatte vollständig das Aussehen eines Lessingschen oder Czermakschen Hussiten; buschige Augenbrauen, einen seitwärts lugenden Blick, struppiges Haar, feine Gestalt. Und doch fühlte, dachte und sprach er völlig deutsch, war er einer der Besten unter uns, immer auf Gutes sinnend für arm und reich, immer unbefangen auf Abhilfe bedacht für jedes Bedürfnis eines jeden Menschen.

Daß ich solchen Leuten und solchen Eindrücken begegnen

konnte bei meiner ersten Saison in Österreich, das hat mich für immer geheilt von dem schablonenhaften norddeutschen Vorurteile über das zurückgebliebene katholische Reich der Phäaken.

15.

Ich selbst machte bei meinem ersten Besuche auf österreichischem Boden einen kummervollen Prozeß körperlicher Wiedergeburt durch. Der alte Medizinalrat Wendt in Breslau, ein medizinisches Talent von großer Energie, hatte des Morgens um fünf — um diese Zeit empfing er seine ersten, natürlich armen Patienten — in seinem lauten Tone zu mir gesagt: Ihre Brustschmerzen kommen nicht aus der Lunge, sondern aus dem Unterleibe, Sie müssen nach Karlsbad gehen! Darauf war ich nach Karlsbad gegangen, hatte meine Brustschmerzen durch den Karlsbader Brunnen immerfort erhöht gefunden und hatte von allen Praktikern vernommen: Wer einen Schaden in der Brust hat, der trinkt sich in Karlsbad den Tod. Da die Kur nun außerdem eine tief schwärzliche Hypochondrie zum Vorschein bringt — um sie zu heilen! sagt jeder Karlsbader, und er sagt es mit Recht — so war mein Zustand der eines zum Galgen Verurteilten.

Dieses Aug-in-Auge mit dem Tode, ein oft wiederkehrendes Gegenüber jedes phantasievollen Hypochondristen, hat außer der ihm innewohnenden Unannehmlichkeit mancherlei Gutes. Man lernt Testament machen, und dabei macht man sich vieles klar, was man bei gutem Mute hinten im Dunkeln liegen läßt. Zudem war in den ersten dreißiger Jahren die strengste Ordensregel Mode in Karlsbad. Diät und Lebensweise waren den Kartäusern abgelauscht. Ich sage Mode, denn das Studium der Karlsbader Geschichte hat mich später gelehrt, daß früher rosenrot gewesen ist, was einige Jahrzehnte später dunkelbraun erschien und was jetzt, Anno

1869, wenigstens wieder blaßrot geworden ist. In solch einem allerdings sehr ernsthaften, weil sehr tiefgreifenden Bade finden diejenigen ihre schönsten Beweise, welche die Arzneikunst geringschätzen. Die armen Ärzte! Heilkünstler sollen sie sein, und ihre Kunst ist so unsicher, weil der Atem ihrer Kunst, die Kenntnis der Natur, immerdar wechselt. Ja, die Natur selbst wechselt sogar. Und nun ist noch dazu eine Epoche der Chemie über uns gekommen, welche täglich Neues entdeckt in Stoffen und deren Gesetzen und dadurch uralte Regeln haufenweise umstößt — man wundert sich, daß man bei alledem noch immer lebt, denn jeder Tag bringt Beweise, daß man sich fehlerhaft ernähre, daß man gesetzwidrig existiere, daß die Polizei sich hineinlegen müsse in die allgemeine Dummheit. Man tröstet sich nur noch mit seinem Großvater, der vermöge solcher Dummheit achtzig Jahre alt geworden, und tröstet sich außerdem mit der leidigen Gewißheit, daß die Menschenkinder niemals alles ergründen werden und daß nach Jahrzehnten und ihren neuen Entdeckungen auch die jetzige Mode überlebt sein werde. So weiß ich denn auch jetzt nach siebenunddreißig Jahren Karlsbader Kur meinen gallichten Mitmenschen nichts Besseres zu empfehlen, als den Rat der eingebornen Karlsbader, also die Tradition der Erfahrung. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein Karlsbader Gemüt.

Die Welt und meine Zukunft hatten ein aschgraues Ansehen, als ich mich zur Abreise rüsten mußte, weil der Geldbeutel zu schlank wurde — damals gab's noch Silber in Österreich — und weil die Genesung doch unerreichbar schien. Paris und die Saint-Simonisten zerflossen wie Nebelbilder vor meinen nächsten Sorgen, und Leipzig erschien als einziger Anhaltspunkt. Sie wollen nach Leipzig? fragte eine kleine, etwas windschief gewachsene Frau, die am Kaffeehause neben mir saß. Sie hatte ein scharfes, kluges Angesicht und machte mir den Vorschlag, Extrapost mit ihr zu fahren. Zu

dreien! Ihr Sohn werde der dritte sein. Angenommen! Ich erhielt natürlich den Rücksitz neben unruhigen Schachteln, die gehütet sein wollten. Aber dies war der geringste Übelstand. Diese beredtsame Dame machte mir schon auf der ersten Station alles zunichte, was ich Günstiges eingesogen hatte über Österreich. Sie war die Gattin eines österreichischen Beamten, der in Leipzig stationiert war, und sie hatte den offiziellen Katechismus des österreichischen Despotismus vollständig auswendig gelernt. „Was würde aus der Welt, wenn Krethi und Plethi mitsprechen dürfte,“ schrie sie, „Jesus Maria! das wäre ja der Untergang aller anständigen Leute!“

Ich saß auf der Armensünderbank während dieses langen Postweges bis Leipzig, obwohl ich mich, als wir auf sächsischem Grund und Boden ankamen, zu einer höflichen Opposition ermannte. Sie verschlimmerte nur meine Lage neben den Schachteln, denn sie erweckte bei der windschiefen Dame etwas, was der Verachtung ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen. Es war ein schmerzliches Schlußkapitel der Karlsbader Kur, schmerzlich besonders darum, weil ich während der fünf Wochen in Karlsbad von gar keinem Österreicher so hatte sprechen hören und also der Meinung geworden war, die despotische Regierung werde im ganzen Lande verleugnet.

Kleinlaut mietete ich mir in Leipzig ein bescheidenes Zimmer und saß da in den ersten Tagen wie einer, der nichts Tröstliches von dieser Welt zu erwarten hat. Einsam, freudlos und nutzlos wirst du untergehen! dachte ich still vor mich hin.

Da näherte sich mir ein junger Mann, Julius Kistner, der Wirt im „Hôtel de Bavière“, wo ich zu Mittag speiste, ein junger, kräftiger Mensch mit der liebenswürdigsten sächsischen Höflichkeit und mit der anmutigsten Wißbegierde. Ich mußte neben ihm sitzen, erhielt die besten Bissen der Tafel und wurde festgehalten, wenn alle Gäste längst fort waren.

Weshalb? Er wollte lernen, und ich mochte wohl noch etwas vom Hauslehrer an mir haben. Geschichte namentlich interessierte ihn über die Maßen, und ich trug ihm allmählich einen völligen Kursus vor von den Babyloniern bis auf Ludwig Philipp. Er floß über von Dankbarkeit und pries mich in der Stille jedem Tischgaste bis über den grünen Klee. So kam ich zu wohlwollender Bekanntschaft, und mein Zutrauen in mich selbst wurde allmählich wieder gehoben. Unter diesen Tischgästen waren denn auch Leute, welche das geistige Zeug hatten, meiner Extrapostdame gerecht zu werden und mich wieder auf die mir natürlichen Fortschrittsbeine zu stellen. Namentlich ein dicker Schwabe, der mit so wunderbarer Vehemenz lachte, daß selbst meine Hypochondrie sich vernünftig besann und mir ein heiteres Schmunzeln gestattete. Und doch war gerade dieser so wohltätig lachende Schwabe zeitweise der schwärzeste Hypochondrist und ist in späteren Jahren den schwarzen Bildern seiner Galle meuchlings erlegen. Bis dahin hat er aber riesenhaft gearbeitet und geschaffen. Er war freier Gesinnung halber einst aus Württemberg hinaus bis nach Amerika hinüber gemaßregelt worden, um derselben Verfassung willen, welche Uhland als das „gute alte Recht" besungen. Von Amerika, wo er schaffen gelernt, war er jetzt zurückgekehrt und setzte unsere Wirtstafel mit seinen überschwenglich genannten Plänen in kopfschüttelnde Bewegung. „Projekte sind's," sagte man leise und laut, „überspannte Projekte, nicht Pläne!" Das Projekt, welches am lächerlichsten befunden wurde, war eine Eisenbahn, die von Leipzig nach Dresden gebaut werden sollte. Und selbst ich, der über dieses Eisenbahnprojekt nicht erschrak, sah doch auch bestürzt drein, wenn er beim Nachtische die prächtigen Laubwälder in den Leipziger Flußniederungen niedergeschlagen sehen wollte, weil Sachsen Kohlen genug habe und Kohle allein das richtige moderne Brennmaterial sei. Denn es liege unter der Erde, den Platz auf der Erde brauche

man nahe bei einer Stadt zu nötigeren Dingen als zu Wäldern. Er schalt mich, weil ich ihm darin widersprach, einen Poeten, und das war mir angenehm. Es regte sich in mir nach einigen Wochen ein leiser Drang, poetische Schriftstellerei zu versuchen; die Extrapostdame auf der einen Seite und dieses Schwaben ausgebreitete exakte Kenntnis auf der anderen Seite hatten mich eingeschüchtert in betreff politischer Schriftstellerei. Dazu muß man doch mehr wissen und länger beobachten, flüsterte es in mir, und wenn man Politik berührt, flüsterte es weiter, da muß man sie in menschliche Persönlichkeiten verlegen. Wenn man alsdann auch irrt, dann irrt man doch anregend. Mein Schwabe lachte zwar zu poetischer Politik, aber sein Spott störte mich nicht; er nützte mir sogar. Die erfinderische Fruchtbarkeit dieses Mannes war außerordentlich, er befruchtete auch auf Gebieten, die er von sich wies — es war Friedrich List, der berühmte Nationalökonom.

Ich hatte es gar nicht bemerkt, daß eine still fortschreitende Wirkung Karlsbads ihren besten Teil daran hatte, mich wieder an den Schreibtisch zu drängen. „Als Christgeschenk zur Weihnacht beschert Karlsbad seine beste Gabe!“ hatte man mir tröstend in Karlsbad gesagt, und ich hatte ungläubig dazu gelächelt, ja, ich hatte es vergessen. Auch jetzt, als der Schriftsteller in mir wieder die Flügel regte, dachte ich mit keiner Silbe an meine herbe Brunnenkur. Wie denn unsere wichtigsten Geschenke durchwegs mit gedankenloser Undankbarkeit von uns aufgenommen werden. Kaum, daß wir uns an den ursprünglichen Schenker erinnern, wenn die Gaben längst verzehrt sind.

Die Interessen der Zeit poetisch zu gestalten, die Interessen, welche mich und die mir verständliche Welt bewegten — das war der damalige Anfang, war der eigentliche Anfang meiner Schriftstellerei. Die verschiedenartigen Meinungen um mich her versinnlichten sich mir in verschiedenartigen Menschen, und alle diese Menschen bildete ich mir aus zu eigenen

Persönlichkeiten, zu Charakteren, wie man's nennt, und jeden ließ ich sprechen. Ganz anfänglich, in Briefen ließ ich sie sprechen, die Hippolyts und Konstantins und Valers und wie sie weiter hießen. Und nachdem jeder seine Meinung ausgedrückt und seine Wünsche wie seine Vorsätze, da suchte ich für jeden eine Begebenheit und verschränkte dann diese Begebenheiten untereinander, so daß ein Roman entstünde. Ich wußte kaum, daß ein Roman entstehen sollte, aber ich empfand das Bedürfnis, Vorgänge zu finden, welche eine Handlung bilden könnten. Diese Handlung schien mir das Suchenswerte, schien mir das Neue, welches, aus mir bekannten Faktoren entstehend, mich selbst überraschen und aufklären würde. Nicht bloß Raisonnements! dachte ich; das bloße Besprechen war mir in dem Tumult der Meinungen unerquicklich geworden. Nicht bloß Sparren und Balken und Ziegelsteine, nein, zusammenfügen, ein Haus aufbauen! Dann wollen wir sehen, ob man darin wohnen kann, und daran wollen wir sehen, wie und wodurch das nächste Haus wohnlicher gemacht werden kann. Mit einem Worte: erzählen muß man lernen — das war wohl damals mein Grundgedanke. Der Begriff des Erzählens erschien mir frühzeitig als das Hauptaugenmerk jedes Künstlers, und Künstler zu werden mochte wohl damals schon mein Zielpunkt geworden sein, da ich bemerkt hatte, es sei verzweifelt schwer, ein bloßer Lehrer zu sein. Diese Notwendigkeit des Erzählens ist mir auch bis heute eine Grundforderung geblieben, und zwar für alle Künste. Auch der Musiker, der Maler, der Bildhauer, der Baukünstler, der Schauspieler muß erzählen können, sonst wirkt er nicht. Mit anderen Worten: er muß naiv sein können, sein Werk muß aus naivem Anfange entstehen und sich aufbauen.

Ich weiß nicht mehr, wie klar oder wie dunkel das in mir lebte, als ich zu Leipzig in einer düsteren Stube der Nikolaigasse die Hippolyts und Konstantins ihre Briefe schreiben

ließ und in dieser schwatzhaften, uranfänglichen Form einen Roman zusammenstellte; ich weiß nur noch, daß in wenig Wochen diese Schrift eine Romanphysiognomie hatte und den übertriebenen Titel fand: „Das junge Europa“.

Die Folgen der argen Karlsbader Kur stellten sich unbemerkt ein, ich schrieb fröhlich Tag für Tag und war dem Schlusse nahe, als mein wißbegieriger Freund Julius, der Wirt im „Hôtel de Bavière“, eines Tages mitten unter den Assyriern zu mir sagte: „Nun müssen wir auch in Gesellschaft und auf Bälle gehen!“ und mich in ein Haus am Roßplatze zog, um mich da vorzustellen.

Ich hatte von Jugend auf gern und viel getanzt, ich hatte gar nichts einzuwenden gegen diesen munteren Weg zu einem jungen Professor, welcher eine schöne Frau besitzen sollte — eine Frau von Geist und Bildung. Beide sollten meine Wirte sein für den Ball am nächsten Abende.

Die Frau war nicht zu Hause, und es vergingen zwei Jahre, ehe ich sie zu sehen bekam. Der Mann war unwohl, lud mich aber ein zum Balle im „Hôtel de Pologne“. Einen Augenblick wenigstens würde er hinkommen. Er kam auch, war sehr freundlich und machte mir einen angenehmen Eindruck. Ich hab' ihn nicht wieder gesehen; er hatte sich tags darauf ins Krankenbett legen müssen und ist nicht wieder aufgestanden. Ein Steinwurf, welcher ihm bei einem Aufstande Anno 30 an die Brust geflogen, hatte ihm einen langsam tötenden Schaden verursacht. Julius berichtete mir nach einiger Zeit: Heute haben wir unseren guten Professor begraben! Ah! rief ich, ohne zu ahnen, welch' große Bedeutung das für mich haben sollte.

Im Jahre 34 wird es der Leser bemerken. Jetzt müssen wir auf den Ball zurückkehren, weil sich da — es war eben ein Schicksalsdrama — etwas unmittelbar Wichtiges für mich ereignete. Ein langer, magerer Mann klopfte mich auf die Schulter; jener Buchhändler Voß war es, der schon zweimal

bei mir gewesen und der mir mitten in einem Galopp zuraunte: Methusalem tritt zurück, und ich hoffe, Sie werden zu Neujahr die Redaktion der „eleganten Zeitung“ allein übernehmen.

Und die Saint-Simonisten? Sie fielen mir wohl auf der Stelle ein, aber ich war jetzt schon mehr auf Schriftstellerei gestellt als auf eine Religionsbahn.

So kam ich denn in das ausgefahrene Geleise eines Tagesschriftstellers. Die Zeitung erschien wöchentlich, und an jedem Tage sammelte ich, was am Samstag eine Nummer bilden sollte. Alles kam hinein, alles! Politik, Wissenschaft, Literatur. Dadurch meinte ich die abgestandenen Gewässer zu bewegen und zu beleben, und das schien auch zu gelingen, die Bewegung wenigstens, denn die rückkehrenden Wellen umspülten mich bald von allen Seiten.

So begann mir das Jahr 1833. Vom Standpunkte der Naivität redigierte ich diese „elegante Zeitung“. Ich setzte nichts voraus beim Leser; ich setzte bei mir selbst nichts voraus von erlernter Wissenschaft, ich wollte nur unbefangen erzählen, wie mir die Dinge vorkämen, die Ereignisse und die Schriften.

Da strotzte es denn natürlich von Ketzereien. Eine Besprechung Jean Pauls zum Beispiele erweckte einen Sturm gegen mich. Ohne Rücksicht auf den geweihten Namen, welcher damals für klassisch galt, sprach ich hart über die gezerrte und oft verzerrte Form seiner Bücher. Ich bekannte wohl die oft überraschenden Edelsteine seiner Gedanken und gestand, daß seine humoristischen Wendungen mich entzückt, ja, ich lobte mehr, als herkömmlich war, die ästhetische Weisheit in seiner „Vorschule der Ästhetik“. Aber ich behauptete, diese Weisheit komme seinem eigenen Talente nicht zugute, und er wisse viel mehr, als er könne. Ich wagte geradezu auszusprechen, daß er, im stets eng bleibenden Kreise seiner Manier verharrend, manieriert geworden sei und geschmacklos, wenn auch immer persönlich liebenswürdig.

Mit derselben Dreistigkeit wurde alles getadelt, was mir unwahr schien in unserer Schriftwelt, unwahr in unserer sozialen Welt, unfrei in unseren politischen Einrichtungen. Meine Jugend drängte sich dabei warmblütig hervor, und was als Bemerkung von Wert sein mochte, das machte den herausfordernden Anspruch auf ein System. Das Recht der Sinnlichkeit, in den Künsten von unbestreitbarer Wichtigkeit, wurde wohl übermäßig betont und auch als soziale Spekulation unverzagt behandelt, ein bedenklicher Übergriff für das ältere Geschlecht, ein verlockender Reiz für junge Leute. Die Saint-Simonisten in sozialer Frage, Heinse in literarischer Form hatten mir die Anregung erzeugt, und das Soziale wurde mir ziemlich unklar vermischt mit dem Künstlerischen. Andere junge Schriftsteller gingen weiter als ich, der ich hierbei im Grunde nur künstlerische Freiheit ertrachtete; sie legten das Schwergewicht auf den sozialen Gedanken und drängten die Frage um Ehe, die Frage um ein „freies Weib“ an die Spitze.

Letzteres geschah indessen erst in den nächsten Jahren; 1833 war von alledem nur die Knospe sichtbar, und die von politischem Leben durchdrungene Literatur war die Hauptsache; Kritik, welche sich schöpferisch gebärdete und in Wahrheit auch schöpferisch sein wollte, war die Parole.

Ludwig Wienbarg war der erste, welcher diesem lebhaften Trachten einer belletristischen Zeitschrift wie die „Elegante“ eine Stütze brachte: seine „Ästhetischen Feldzüge“ erschienen als Buch und machten einen bemerkenswerten Eindruck. Es fing an deutlich zu werden, daß eine junge Schriftstellerwelt entstünde, welche außerhalb der traditionellen Bahnen unserer Klassik und Romantik eine Existenz und eine Wirkung hatte.

Am deutlichsten trat der Gegensatz hervor gegen jene künstliche Romantik, welche dem Paradiesvogel verglichen wurde. Dieser Vogel, säuselten die Romantiker, hat keine

Füße und schwebt deshalb immerwährend in der Luft zwischen Himmel und Erde.

Die erkünstelte Situation, die geschraubte, krankhafte Empfindung wurden plötzlich verspottet, die Wahrheit wurde gesucht, die Wahrheit in den Ausgangspunkten und in den Zielen, im wesentlichen das, was man später Realismus genannt hat. Man nannte es damals „junges Deutschland“. Dieser Beiname war bald gefunden, da wir selbst die „jungen“ Triebe in Politik wie Literatur fortwährend betonten. Dieser Beiname, von Wienbarg zuerst quasi-offiziell ausgesprochen, entstand aber viel harmloser, als man jetzt glaubt, nachdem man ein „junges Italien“ und ähnliche politische Bezeichnungen vielfach erlebt hat. Diese politischen Bezeichnungen waren damals noch nicht vorhanden, und eine politische Verbindung „junges Deutschland“ hat nie existiert. Herr von Tzschoppe in Berlin hat jenen literarischen Beinamen benützt, um eine polizeiliche Handhabe zu gewinnen für seine Bannbulle gegen eine Anzahl junger Schriftsteller, welche der damaligen Reaktion unbequem waren.

16.

In Wahrheit bestand zwischen uns jungen Schriftstellern gar kein anderer Zusammenhang als der einer verwandten Tendenz, und zwar einer nur im allgemeinen verwandten Tendenz. Mit Wienbarg zum Beispiel war ich in gar keiner Verbindung, nicht einmal in einer oberflächlich brieflichen; ich habe diesen ernst und gedrungen schreibenden Holsteiner erst viele Jahre später einmal in Hamburg gesprochen. Sein Wesen hatte mit der freien Sinnlichkeit, welche dem „jungen Deutschland“ zum Vorwurfe gemacht wurde, nicht das mindeste zu schaffen. Ein Buch, „Holland“ betitelt, welches er noch in den ersten dreißiger Jahren brachte und welches

knappe, feste Schilderungen enthält, erinnert mit keinem Zuge an die künstlich gemachten Halluzinationen des Herrn v. Tzschoppe.

Mit Heine, der schon seit zwei Jahren nach Paris ausgewandert war, hatte ich mich wohl brieflich in Verbindung zu setzen gesucht, aber diese Verbindung war doch eine sehr lose. Sie ging nicht über den Austausch einiger freundlichen Worte hinaus. Erst sechs Jahre später, nachdem die Kriegsnot des „jungen Deutschland“ überstanden war, kam ich in näheren Verkehr mit ihm. Also auch der wichtigste Bösewicht hatte keinen persönlichen Teil an der jungdeutschen Verschwörung, welche Herr v. Tzschoppe vorspiegelte, um die Bannbulle gegen fünf Schriftsteller zu motivieren.

Karl Gutzkow und Theodor Mundt waren die zwei Berliner unter diesen Fünf. Theodor Mundt hatte im Jahre 1833 noch keinen Zug von dem schlimmen Jungdeutschtum, welches ihm zwei Jahre später zum Verbrechen gemacht wurde. Er war ein akademischer Schriftgelehrter, und nichts an ihm verriet irgend eine gefährliche Erfindungskraft. Wie eine ältere Jungfer geriet er kurz vor Verkündigung des Bannspruches in einen Preis der Sinnlichkeit, welchen seine „Madonna“ künstlich atmete. Künstlich; denn sie entsprang offenbar nur aus Theorie und Abstraktion, trug aber wahrscheinlich gerade deswegen in dem abstrakten Berlin dazu bei, diese ganze Richtung für systematisch auszugeben. Insbesondere weil Mundt Privatdozent war an der Berliner Universität. Wenn die Wissenschaft anfing, den Kultus des Fleisches zu predigen, dann mußte der Polizeistaat seine absperrende Schuldigkeit tun.

Karl Gutzkow war in der Sache selbst der viel wichtigere. Der Jüngste von uns, hatte er schon mit zweiundzwanzig Jahren zwei Bücher gebracht, welche voll Gärungsstoff waren: „Briefe eines Narren an eine Närrin“ und „Maha Guru, oder: Die Liebe eines Gottes“. Beide waren keine leichte

Lektüre und nicht fürs große Publikum angetan. Aber sie enthüllten stellenweise dreiste Wendungen und verrieten einen geschulten Kopf, dessen mögliche Entwicklung die Aufmerksamkeit spannte. Philosophisches Fundament in den „Närrischen Briefen“ und philosophischer Roman in „Maha Guru“ ließen den Leser fragen: Wohin gelangt das, wenn die auf und ab wallenden Schleier und Nebel fallen, welche jetzt noch die Umrisse unklar machen?

Mit ihm wurde ich am früheſten bekannt. Er bezeigte brieflich Teilnahme an dem Treiben der „eleganten Zeitung“, ohne jedoch Beiträge zu liefern, und schlug mir vor, eine gemeinschaftliche Reise mit ihm nach Oberitalien zu machen.

Die Sterne leuchteten dafür ganz günstig: Karlsbad hatte gründlich Wort gehalten, ich war frisch und rüstig, die literarische Tätigkeit war in ermunterndem Gange, die Teilnahme für „die Elegante“ stieg und verbreitete sich, und die Aussicht auf Leben und Welt erschien mir beinahe rosig. Wie sehr auch Reaktion oder wenigstens Niederhalten von den größeren deutschen Staaten drohte, die kleineren Staaten boten Luftlöcher in Fülle, und ich war so durchdrungen von der Wahrheit und Notwendigkeit liberaler Staatsformen, daß ich den Sieg derselben für unwiderstehlich hielt. Es ist nur eine Frage der Zeit! rief ich, wie man immer ruft bei gutem Gewissen, und „die Zeit“ ist für junge Leute stets kurz und nahe. Jungen Leuten geht's dabei, wie bei einer Reise im Gebirge: der große, schöne Berg erscheint so nahe, morgen schon werden wir dicht vor ihm stehen und ihn fröhlich ersteigen. Ach, und dann liegen so viele kleinere Berge und tiefe Täler zwischen uns und dem großen Berge, daß wir abgemattet und zum Tode ermüdet werden, ehe wir an den Fuß des Berges kommen, und höchst dankbar müssen wir sein, wenn wir's überhaupt soweit bringen, wenn wir's überhaupt erleben, das so nahe schimmernde Ziel unserer Überzeugung wie unserer Wünsche wirklich nahe vor uns zu sehen.

Unterdessen sind wir selbst anders, sind wir insbesondere anspruchsvoller geworden, und der endlich erreichte schöne Berg kommt uns gar nicht mehr so schön vor, und wir haben erstaunlich viel an ihm auszusetzen, wenn wir endlich an ihm selbst langsam emporklimmen. So ist das Leben, und es ist gut, daß es so ist: der abstrakte Gedanke muß einen Inhalt finden, den wir nicht ahnen, sonst wär's ein oberflächlich Ding um diese Welt und wir würden uns bald langweilen über die leichte Ware, die wir selber würden.

An meinem guten Mute hatte aber damals die literarische Kunst einen großen Anteil. Ich fühlte wohl beim Schreiben des „jungen Europa", daß ich ihrer noch lange nicht mächtig sei, aber ich schwelgte doch in ihren geahnten Reizen, es erschien mir doch wie ein sehr glückliches Leben, wenn man Gedanken, Eindrücke und Erfahrungen verbinden und klären und zu einem Ganzen ausbilden könnte, wenn man schaffen könnte. Mit unbeschreiblichem Gewinn und mit dem Genusse eines Studierenden las ich unsere Klassiker, besonders Goethe, obwohl mein geweckter kritischer Sinn beim „Wilhelm Meister" zum Beispiele nur an den Gedanken, Schilderungen und Absichten hohes Genüge fand, an der Komposition jedoch den vollen Fluß eines erfinderischen Talentes vermißte.

Ich war also sehr wohl gestimmt für eine Reise in fremde Länder. Am Gelde fehlte es nicht mehr: ein Buchhändler von enthusiastischer Teilnahme für neue Produktionen, Otto Wigand, hatte mir einen ganzen Haufen Goldstücke gezahlt für das „junge Europa", und ich hatte diesen Haufen in meinen Hut gestrichen, weil ich meinen solcher Last ungewohnten Taschen das kostbare Metall nicht anvertrauen mochte. Barhaupt hatte ich's nach Hause getragen. Es war der erste Goldhaufe, der in meinen Besitz gekommen, und er hatte etwas Fabelhaftes für mich, etwas wörtlich Fabelhaftes. Die schöne Fabel, meines Erachtens der Mittelpunkt literarischer Kunst, lag geöffnet vor mir wie ein Bergwerksschacht,

aus welchem Erzstufen und Edelsteine entgegenblitzten. Ganz sachgemäß, meinte ich, wird dieser Schatz sogleich in die Lüfte gestreut für eine Reise nach Süden, und ich stieg in den Postwagen, der mich nach München bringen sollte. Dort wohnte Gutzkow; ihn wollte ich abholen.

Die lange Postreise durch Bayern war sehr ernüchternd. Mir war's, als hinge ein grauer Schleier über diesem Lande, welches ja in seinem nordöstlichen und östlichen Teile, in der Oberpfalz und dem Regensburger Gebiete, nicht eben von landschaftlichem Reize ist. Aber nicht die Landschaft allein wob bei Wind und Regen den grauen Schleier, die politische Stimmung tat es. Das düstere Element eines polizeilichen Ministeriums — damals Wallerstein, später der klerikale Abel — lag über Bayern, und der später hochgepriesene König Ludwig galt damals ganz und gar nicht für lobenswert. Seinem Kunsttreiben sah man mißtrauisch zu, und man nannte es Mißbrauch, wie den Kammern Geld abgenötigt wurde für so forciertes Gebahren und wie die Kammern überhaupt bedeutungslos gemacht wurden. Das Hambacher Fest revolutionären Stiles im Jahre 1830 und neuerdings der verwegene Überfall der Konstablerwache in Frankfurt hatten vorzugsweise in Bayern strenge Maßregeln zur Folge gehabt, welche besonders dem Reisenden unheimlich entgegentraten. Ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat stieg mit in den Postwagen, und ehe man's gewohnt wurde, so transportiert zu werden, war man immer des Ärgsten gewärtig. Daß dies zum Schutze der Postpakete geschähe, glaubte man nicht.

So kam ich zum ersten Male nach München und eilte in Gutzkows Wohnung. Er war nicht daheim. Im Englischen Garten werde ein großes Konzert aufgeführt, dort werde er sein. Ich ging denn auch dahin und sah auf dem Wege mit Erstaunen die wüsten Plätze in reizloser Ebene, auf denen vereinsamte griechische Gebäude aufgebaut worden,

und sah kopfschüttelnd daneben die dicken Blasentürme der städtischen Hauptkirche und die stillosen kleinen Häuser der Vorstadt, welche ans neue sandige Griechenland grenzte. Erst im Hofgarten und im kühlen Englischen Garten fand ich Harmonie. Das bläuliche Seifenwasser der Isar, voll und ungestüm einhergehend, erschien mir wie die beste Gabe Münchens.

Die Leute kamen eben in Scharen zurück von dem Konzerte. Ich stellte mich am Wege auf, um sie zu mustern, mir einbildend, ich würde Gutzkow, den ich in meinem Leben nicht gesehen, wohl erkennen. Es kam aber niemand, den ich mit seinem Namen hätte anrufen mögen; es kamen lauter Gesichter und Gestalten, denen man normale Gesundheit und körperliche Kraft absah, denen man aber nicht gerade geistige Kraft und Feinheit zutrauen mochte. Der bayerische Stamm hat ja durchwegs einen so festen Körper, der an Eichenholz gemahnt und der auch in seiner Form harte Linien zeigt. Es ist ein wunderliches Studium, wenn man die Wurzeln der Begabung entdecken und wenn man sie typisch nachweisen will. Würde man in diesen harten Umrissen des bayerischen Stammes die künstlerische Begabung suchen? Und doch ist sie ihm eigen, und zwar in hohem Grade. Für alles, was Gestaltung heißt, haben die Bayern ein hervorragendes Talent; Maler, Bildner, Architekten sind zahlreich unter ihnen zu Hause.

Gutzkow, welchen ich am Abende fand, war eben kein Bayer, sondern ein Berliner, seinem Namen und wohl auch seiner körperlichen Struktur nach von halb slawischer Abstammung. Die Quitzows und Rochows und Bredows waren die slawischen Bodenherren in der Mark, denen die Hohenzollern die Macht abringen mußten. Kolonisten vom Westen her bis vom Rheine haben an der Spree ein Köln gebildet, wie die Wasserstadt von Berlin noch heute heißt, und haben den mutigen Bürgerstand gegründet, welcher die slawischen Volksteile mit sich verquickt hat. So ist der heutige Berliner

entstanden, welcher kräftiges Bürgertum und als Bodensatz einen wilden, ans Slawentum erinnernden Pöbel zeigt.

Es entstehen denn in einer solchen volkreichen Stadt mannigfaltige, ganz und gar nicht typische Individuen. Der Zufluß für solche Städte bildet sich nicht organisch von innen heraus, sondern er entsteht durch massenhafte Einwanderung von außen. So sind die großen Städte vorzugsweise Kolonistenstädte, und der Charakter ihrer Einwohner ist kein typischer, sondern ist eine Mosaik. Am stärksten da, wo die Urbewohner, wie in Berlin, einer anderen Nationalität angehört haben und schon von früh auf durch Kolonisten in den unteren Bereich gedrängt worden sind.

Solche Gedanken schwirrten mir durch den Kopf, als ich mit Gutzkow nach Tirol hinauffuhr und als ich im Verkehre mit ihm die Einheit nicht finden konnte, welcher er angehörte. Zahlreiche und reiche Bestandteile traten mir entgegen: Wissen, Schule, Geist nach allen Richtungen; aber eigentlich eine unfaßbare Persönlichkeit. Zuerst und zuletzt ist er ein Denker, sagte ich zu mir, als wir über den Brenner fuhren. Ein Denker! und alles Künstlerische ist angeeignet. Aber reichlich und sorgfältig angeeignet. Bis auf den Stil. Selbst über diesen zeigt er theoretische Studien, und er weist geläufig nach, wo, wann und wie die Rede durch eine Frage unterbrochen und belebt werden müsse, wo, wann und wie diese oder jene Redeform angewendet sein könne. Und dies belegt er mit wissenschaftlichem Nachweise aus den alten Sprachen, und wie Zumpt oder sonst ein Sprachgelehrter über diese und jene Nuance denke. Meine Stilgelehrsamkeit vom Glogauer Gymnasium erschien mir daneben recht dürftig, und Magister Röllers Regeln kamen mir vor wie bloße Hausmittel neben approbierten Rezepten der Fakultät.

Auch der schönen Natur gegenüber, welche da in Südtirol und am Gardasee uns farbenreich entgegentrat, war sein Verhalten ganz anders als das meinige. Oft schien es, als ob

er die Schönheit gar nicht bemerkte; in einer späteren Bemerkung zeigte sich's aber, daß er sie gar wohl bemerkt hatte, nur anders, gleichsam auf anderem Wege. Vielleicht weil er in großer Stadt aufgewachsen, welche ohne landschaftlichen Reiz. Für solche Großstädter wird auch der Naturreiz ein besonderer Akt der Bildung. Er war überhaupt viel schweigsamer, als ein Mann seines jungen Alters und seiner mannigfaltigen Wissenschaft zu sein pflegt. Seine mittelgroße Gestalt erhielt dadurch etwas Suchendes, daß Hals und Haupt immer ein wenig nach vorn gebeugt waren; eine scharfe Nase und das oft nur halb geöffnete, kurzsichtig scheinende Auge stimmten zu dieser suchenden Haltung. Das Organ, ein angenehm hoher Bariton, war auch musikalisch geschult; das kam gelegentlich im Zimmer überraschend zum Vorscheine. Im Freien hätte man nicht geahnt, daß er singen könnte.

Er machte durchwegs ganz andere Bemerkungen als ich, und als wir in Verona nach Romeo und Julia ausgegangen waren und die Arena betrachtet hatten, da kam ich zu dem Schlusse: wir sind zwei ganz voneinander verschiedene Menschen, und es wird gar nicht leicht sein, daß wir einander gegenseitig gerecht werden.

Wir reisten recht ungeschickt. Oder vielleicht traf dieser Vorwurf nur mich. Das Reisen will erlernt und geübt sein wie das Leben, und zu Anfang übereilt man beides. Der Hauptfehler liegt darin, daß man ausführliche, feste Pläne macht, und daß man so viel als nur irgend möglich mit einem Male sehen und haben will. Statt dessen sollte ein Reiseplan nur dahin lauten: Du willst diesen Monat jener Gegend widmen; wie weit du kommst, wie viel du davon siehst, das soll davon abhängen, wie viel dein Auffassungsvermögen ruhig verbrauchen und verwerten kann. Wer liest ein Buch ohne zupassende Stimmung, wer geht in Gesellschaft, ins Theater, wenn er sich nicht frei und geeignet dafür fühlt? Und doch reist man hastig und rastlos von einer

Merkwürdigkeit zur anderen und schlingt die verschiedenartigsten Speisen in sich hinein ohne Rücksicht auf seinen Magen.

Ich verschlang damals Ober-Italien ohne Rücksicht auf meine Verbrauchsfähigkeit, und als wir in Triest ans Land stiegen, erschien es mir als das Wichtigste, daß ich nun nicht mehr die kreideartige Polenta essen, den tintenartigen Wein trinken müßte. Ob ein fremdes Land und Volk fordern könne, der Reisende soll sich ihm fügen, das kam der jungen Unverschämtheit nicht zu Sinne.

Wirklich fanden wir auch deutsches Brot und Rheinwein in Triest, und wir wurden nicht in der Illusion gestört, daß wir auf deutschem Boden wären. Als ich dreißig Jahre später wieder einmal nach Triest kam, da mußte ich die deutschen Spuren sorgfältig suchen, da wurde die Stadt für eine italienische ausgegeben. Unser einziger Hafen im Süden! Wir verdienten unseren Untergang, wenn wir diesen Hafen jemals aufgäben.

Wie das Land aussieht von der adriatischen Küste bis Wien, das konnten wir damals absolut nicht entdecken. Wir wären so gern den Römerspuren gefolgt, die über Carnutum nach der Vindobona gezogen sind, umsonst! Ein Regenmantel hüllte alles ein; erst als wir vom Semmering herunterkamen, in Niederösterreich also, wurde die Welt wieder licht.

17.

Bei guter Beleuchtung sah ich Wien zum ersten Male, und es gefiel mir sehr.

Gutzkow war in Baden geblieben, und ich lief Tag und Nacht umher. Zum „Sperl" und nach Schönbrunn und auf den Wiener Wald hinauf; mir behagte alles. Jede Stadt hat ihre eigene Atmosphäre, und diese entscheidet über Behagen oder Nichtbehagen. Mich wehte sie an wie in Karls-

bad, das heißt wie heimatlich. Das schlesische Wesen dünkte mir eng verwandt mit dem österreichischen: leichter Sinn, lebhafte Phantasie, und zwar Phantasie, welche durchaus ins Rosenrote sehen will, rasche Wallung des Gefühls — das alles meinte ich an jedermann zu entdecken, wie daheim. Vor einem Jahrhunderte noch hat ja auch Schlesien hierher gehört, eine gebirgige Ecke von Schlesien gehörte noch hierher, und ein Jahrhunderte dauerndes gemeinschaftliches Staatswesen macht ähnlich, wie eine Ehe den Mann und die Frau einander ähnlich macht. Dazu der gemeinschaftliche süddeutsche Stammescharakter, der auch heute in Schlesien noch sichtbar, obwohl es seit hundert Jahren für Norddeutschland erobert worden ist. „Erobert, bloß erobert!“ ruft der ethnographische Politiker, „also jederzeit bereit, wieder zurückzukehren!“ — So ist es doch nicht. Religion und Staatsverfassung wirken tief ein. Nur der katholische Teil Schlesiens mag für Österreich teilweise geneigt geblieben sein, der große protestantische Teil hat sich dem Norden hingegeben, und allmählich ist Schlesien ein Ausgleichsland geworden für Nord- und Süddeutschland. Das intolerante katholische Staatswesen Österreichs hat nach dem Tode Kaiser Josephs das schlesische Volk Österreich entfremdet.

Das alles wußte ich, und dennoch behagte mir's in Wien. Mir war's, als ob ich zu alten Verwandten käme, von denen mir der Großvater erzählt, sie seien für uns verschollen und hätten sich fremdem Glauben hingegeben. Die Jugend meines Großvaters gehörte wirklich noch unter die österreichische Herrschaft in Schlesien, und er hat mir oft davon erzählt und mir die gelbseidene Fahne mit schwarzen Rändern gezeigt, welche beim Pfingstschießen erschien und von einem Kaiser unserer Schützengilde geschenkt sein sollte. „Aber Luther!“ — rief er — „Luther hat uns getrennt!“

Immer und immer wieder, wo man heutigen Tages das Interesse Österreichs berührt, da stößt man auf den Schick-

salsnamen Österreichs, auf den Namen Ferdinands des Zweiten. Sein fanatischer Kampf gegen die Reformation hat den Samen der Zwietracht und der Auflösung in die Furchen gelegt.

Wenn man billig urteilt, mag man sagen: Ein Widerstand gegen das Neue muß doch vorhanden sein, damit das Neue sich läutere; ein erhaltendes Prinzip also ist doch immerdar nötig, und dies erhaltende Prinzip vertrat Ferdinand. Reicht das zu für solche Lage und Frage, wie sie Ferdinand vorfand? Nein. Er fand die österreichischen Erblande reformiert vor; der Adel, die Städte, die gebildeten Klassen waren evangelisch geworden; er mußte eine so tiefgehende Bewegung rückläufig machen, und zwar gewaltsam. Er war nicht konservativ, er war reaktionär; er trieb Revolution nach rückwärts. Und zwar im Glaubensbekenntnisse. Das ist von unermeßlicher Gefahr; denn Religion und Glaube ist erstens das geheimnisvollste, eigenste und heiligste Gut jedes einzelnen — die Mißhandlung dieses Gutes beschädigt die Seelen und wird nie vergeben. Religion und Glaube hingen zweitens in der deutschen Reformationsfrage untrennbar zusammen mit der Frage um Wissenschaft und Bildung. Die katholische Hierarchie und vor allem die Jesuiten hatten der katholischen Lehre die Fortbildung abgeschnitten und hatten dadurch Wissenschaft und Bildung konfisziert. Die alte katholische Lehre hatte ihre freien Konzilien und konnte sich durch diese entwickeln; der päpstliche und jesuitische Katholizismus aber hatte dies Lebenselement der Kirche zerstört — ein weiser Regent mußte einsehen, daß er mit solchem Kirchengesetze seine Völker in den geistigen Stillstand hineinnötigte, daß er also auch seinem Staate die Weiterbildung vermauerte, daß er die Zukunft hingab.

Kein Strahl dieser Weisheit ist in Ferdinand dem Zweiten sichtbar geworden, die Jesuitenlehre, welche er in Ingolstadt eingesogen, hat seinen Kopf völlig gefangen gehalten, und so hat er mit energischer Charakterkraft seinen Völkern

die Bildung vermauert. Die Bildung ist aber die Zukunft eines Volkes.

Die schlesischen Kriege gingen im wesentlichen deshalb für Österreich verloren. Der preußische König, welcher sagte, es dürfte jedermann nach seiner Fasson selig werden, hatte dadurch die Sympathie des gebildeten Europa für sich. Er benützte natürlich auch diesen Vorteil und ließ durch seinen Marquis d'Argens in die Gazetten schreiben: der Krieg werde für die Protestanten geführt. Gleichgültig, ob er dazu lachte, gleichgültig, daß er die ganz protestantischen Leipziger aufs Äußerste brandschatzte — das ging unter im Kriegslärm, aber die freisinnige Parole flog über Europa.

Ist es schwer auszuführen, warum auch die Kriege dieses Jahrhunderts immer für Österreich verloren gingen? Der Keim aller Niederlagen Österreichs heißt immer Ferdinand der Zweite.

Solche Gedanken, von der schlesischen Verwandtschaft mit Österreich angeregt, beschäftigten mich in den Morgenstunden, wenn ich vom „weißen Roß“ in der Leopoldstadt auf die Taborstraße hinabsah. Ich schreibe sie erst jetzt auf. Damals hätte ich das für höchst gefährlich erachtet, denn die Wiener Polizei galt für unvermeidlich. Jeden Augenblick, hieß es, kann sie eintreten und deine Papiere in Beschlag nehmen! Papiere sind ihr das Allerwichtigste auf der Welt, beschriebene wie bedruckte.

Mein Gewissen war auch gar nicht ruhig, wie oft ich mir sagen mochte: Du bist ja noch ein ganz junger Autor, und von deinen Schriften wird noch gar nichts nach Österreich gedrungen sein. Ach was — stöhnte mein Gewissen — hier ist die Polizei literarischer als der Schriftsteller selbst und das Publikum; die Polizei nimmt genaue Notiz von allen neuen Schriften, und was kein Mensch auf der Welt liest, das liest die Wiener Polizei. An sie muß man sich wenden, wenn man eine vollständige Literaturgeschichte

schreiben will. Und wenn sie etwas übelnimmt, so ist man allem ausgesetzt, allem! Eine Wohnung auf dem Spielberge bei Brünn wird gemietet im Handumkehren, und kein Hahn kräht danach. Da ist von keinem Rechte, nicht einmal von einem Prozesse die Rede.

Es kommt selten oder gar nicht vor, denn bei alledem ist man human! sagte wohl ein liberaler Wiener, wenn dies Thema in Rede kam, aber im Grunde war doch diese Rechtlosigkeit der herrschende Zustand. Man lebte auf Diskretion.

Das Theater lag damals weit abwärts von meinen Interessen, und es überraschte mich selbst, daß ich fast jeden Abend ins Burgtheater gezogen wurde. Die einfache, natürliche Art des Spielens gefiel mir ungemein, und ein großer Teil des Repertoires war mir neu. Das verdankt man der strengen Zensur. Weil sie wirklich Neues nur in seltenen Fällen zuließ, nötigte sie zu einer Sparsamkeit und Sorgfalt, welche am Ende sogar der Schauspielkunst zugute kam. Alte „Schmarrn“, wie man in Wien sagt, wurden mit wohlvorbereiteter Hingebung gespielt und mit minutiöser Aufmerksamkeit angehört. Es hatte sich eine wahre Virtuosität der Nuancierung entwickelt, und die Kleinigkeiten kamen zu großen Ehren. Natürlich kam dies vorzugsweise dem Lustspiele zugunsten, und zwar dem harmlosen Lustspiele. Geist war ein Luxusartikel. Geist ist ein gefährlicher Patron, dem man nicht über den Weg trauen darf; er sagt leicht etwas und meint etwas anderes. Gemüt ist unverfänglicher — nach der gemütlichen Seite hin wurde also über die Maßen gearbeitet. Ich hatte in meinem Leben nicht im Theater so bei der kleinsten Gelegenheit auf Rührung und Weinen hinkitzeln gesehen und gehört. Raupachs „Müller und sein Kind“, welches heute noch in Wien seine Schuldigkeit verrichtet, war damals nagelneu. Es war durchgefallen, und ich sah es vor leerem Hause abspielen. Niemand ahnte, daß es fortleben und die Wiener alljährlich schütteln sollte. Dies ist das Verdienst jener stren-

gen Zensurperiode, welche aus wirtschaftlichen Gründen ein politisch harmloses Stück so lang als möglich konservierte. Ich persönlich war ein teilnehmender Zuschauer dieser Kirchhofsgeschichte, schon darum teilnehmend, weil die Begebenheit ganz in meiner Heimat spielt: der Gröditzberg liegt dicht hinter den Wäldern, welche meine Vaterstadt umgeben, und ich bin oft da gewesen. Im Frühjahre war ein Sammelpunkt für Leute, welche Wald und Ebene satt hatten und einmal in Hügel und Berge blicken wollten. Raupach ist in demselben Falle gewesen. Er stammte aus Liegnitz, welches ebenfalls nur einige Meilen vom Gröditzberge entfernt ist, und wird wohl auch im Frühjahre dahin gewandert sein. Der Volkston in dem Stücke ist ganz echt, und darin liegt immer ein gewisser Kern. Daß die Quälerei garstig und peinlich, wer möchte es leugnen! Und doch, eigentlich garstig ist sie nicht: es wird in der Liebe und Entsagung der jungen Leute vielfach ein erhebendes Moment gefunden. Jedenfalls ist es bei solch einem durchgefallenen Theaterstücke ganz interessant anzusehen gewesen, wie es wieder aufkommen, wie eine verunglückte Affäre sich allmählich ausbessern und am Ende zu einem dauernden Siege wachsen kann. Sehr lehrreich für Theaterdirektionen und Regierungen, daß man durch konsequenten Fortgang gar viel erreichen kann, wenn man eine Sache mit naturwüchsigem Kerne in der Hand hat. Papa Wilhelmi, schon 1833 der alte schwindsüchtige Müller, sprach damals abschmeckend über das Stück. Zwanzig Jahre später mußte ich ihn daran erinnern, daß das Publikum damals das Stück verworfen hatte. „Richtig!“ rief er, „so wechseln die Urteile!“ — Nein, die Urteile haben hiebei nicht gewechselt, aber die zuschauenden Menschen. Die nicht vorzugsweise ästhetisch gebildeten Menschen wurden allmählich inne, daß da in der Burg ein Stück gegeben würde, welches sich eingehend und rührend mit dem Tode beschäftigte, und bei dessen Anschauen man sich unter wohltuendem Weinen mit seinen

geliebten Toten beschäftigen könnte — ein Stück für den Tag, welcher den Toten gewidmet ist, ein Stück für den Allerseelentag. Dies entdeckte denn auch die Direktion, gab es alljährlich am Allerseelentage und gewann ein Volksstück. Wunderlich genug zu immerwährendem Ärger der Gebildeten und der Kritiker. Ich habe immer gemeint, es sei nicht zu unterschätzen, wenn das Theater in irgend einem intimen Zusammenhange bleibt mit den Gefühlsbedürfnissen des Volkes. Im Zusammenhange mit den religiösen Gefühlen des Volkes ist das Theater bei den Griechen und auch bei uns entstanden, und jeden solchen Zusammenhang muß man pflegen, wenn das Theater lebendig und mächtig bleiben soll. Künstliche Ästhetik vereinsamt es am tiefsten, und so ist es auch in denjenigen deutschen Städten am unwirksamsten, wo man das Naturell gering achtet und die Abstraktion überschätzt.

Neu war ferner damals im Burgtheater Bauernfelds „Helene", welche dem Publikum sehr wohl gefiel und auch wirklich sehr gut gespielt wurde. Mir war daran neu, daß ein Stück mit geringer Handlung und von nur leisem Interesse durch die darstellenden Personen bis zur Lebensfähigkeit gehoben werden könnte. Die starken Persönlichkeiten der Schauspieler traten ein für die nur mäßige Kraft der Rollen und ergänzten den Dichter hinreichend. Auf anderen deutschen Bühnen war dies kaum erreichbar, und solch ein Stück blieb auf Wien beschränkt. Dort herrschte für die guten Schauspieler auch jene geistige Sabbatstille — ein Ergebnis der Zensur — jene geheimnisvolle Stille, in welcher das bloße Flüstern eines geistigen Autors gehört, verstanden und überreich gedeutet wurde. Und Bauernfeld hatte damals in seinem Atem etwas von Goethe, den er sichtlich gut genossen hatte.

Fräulein Peche, ein schönes Mädchen mit sympathischer Stimme, spiel e die Helene, und selbst ich vergab ihr einen schlimmen böh nischen Dialekt, welcher die Doppelvokale ver-

unstaltete; der Klang des Organs war bestrickend. Karoline Müller spielte die muntere junge Dame und war reizend. Diese Schauspielerin, welche ich damals mit großem Vergnügen öfters sah, war eigentlich die einzige, welche Geist ausstrahlte. Alle anderen — es waren etwa fünf oder sechs, und hinter ihnen war das Nichts; die zweiten und dritten Rollen waren ungenügend, und das gepriesene Ensemble bezog sich nur auf jene ersten Schauspieler — alle anderen waren starke Persönlichkeiten und Talente, aber der Begriff „Geist" war nicht eben ihre Sache. Karoline Müller dagegen hatte nicht nur Esprit, sie verriet eine wirkliche geistige Kraft. Diese Kraft fand nicht viel Gelegenheit in jenem Repertoire, welches der damalige Direktor Deinhardstein zusammenstellte und welches ihr meist nur recht oberflächliche Salondamen zuteilte; aber man sah überall in ihren Rollen, daß sie für das höhere Lustspiel ein Schatz wäre. Es gehörte zum herkömmlichen Unglücke des deutschen Theaters, daß sie durch Verheiratung vorzeitig unserer Bühne entzogen wurde.

Ich dachte bei alledem nicht eigentlich ans deutsche Theater — das lag uns ganz fern, und noch ein Jahr später fand ich es barock und unzeitgemäß, als Gutzkow zu mir sagte: Wir sollten fürs Theater schreiben! Ich ging ins Burgtheater wie ein Liebhaber, und ahnte nicht, daß ich je mit dieser Kunst näher zu tun haben könnte. So liegen sie in uns verdeckt, die Lose, welche den Hauptinhalt unseres Lebens bringen sollen!

Auch in die Leopoldstadt ging ich, um die Wiener Komiker zu sehen und die sogenannten Volksstücke. „Lumpaci-Vagabundus" war neu, und Scholz als Schneider Zwirn entzückte mich. Ich fand ihn pudelnärrisch und lachte von Herzen über ihn. Ich lachte auch über das, was ich nicht verstand; ich lachte mit, weil das Publikum herzlich lachte, und erkundigte mich erst später, worüber ich gelacht hätte;

über die Dialektwendungen, welche mir noch fremd waren und welche ich mit Vergnügen lernte. Denn ich habe immer vollen Respekt gehabt für die Kernausdrücke jedes Volksdialektes. Sie sind Kernpunkte von Lebensanschauungen und sind eigene Punkte eigentümlichen Gedankenweges, nicht bloß eigentümlichen Ausdruckes.

Ich bin auch dreißig Jahre später, als ich offiziell in Wien mit dem höheren Schauspiele zu tun hatte und als die Volksstücke sehr vermischter und zweifelhafter Natur geworden waren, immer von Zeit zu Zeit in die Vorstadttheater gegangen, um mich wieder auf einige Zeit — von der höheren Deklamation zu kurieren. „Wo fass' ich dich, unendliche Natur?" ruft Faust — „wo fass' ich dich, einfaches, natürliches Wort, welches den Zuhörer unmittelbar trifft?" rief ich, wenn ich stumpf und wüst geworden war von dem leblosen künstlichen Sprechen im höheren Schauspiele. Und da wirkte es immer erfrischend auf mich, wenn ich talentvolle Komiker im Vorstadttheater geradeaus, unmittelbar verständlich und echt wirksam zum naiven Publikum sprechen hörte.

Nestroy, Schuster Knieriem, erschien damals erst halb am Horizonte des Theaterhimmels in der Vorstadt. Unschuldig war er auch da nicht mehr, aber das Gift, welches ihn später ätzend und für Wien bedeutend machte, war noch dünn. Die geistige Kraft der Gemeinheit wird uns immer viel zu schaffen machen, und sie ist wohl angetan, uns zu verwirren, wenn sie so oft und so richtig aus der Wahrheit schöpft, wie sie das bei Nestroy wirklich getan. Er ist dadurch für manchen unsichern Mann in Wien zum höchst respektablen Volksphilosophen geworden. Sein „'s ist alles nicht wahr!" und ähnliche tief gefundene und zynisch geformte Worte sind den Wienern unauslöschlich eingedrungen. Mit ihnen freilich auch eine Neigung des Ätzens und Vergiftens, welche tiefen Schaden verursacht hat. Das ist un-

vermeidlich, wenn der Schalksnarr der Vorstadt Mephisto heißt. Mit der Zeit verduften indes die giftigen Bestandteile, und die guten, wahren Worte bleiben.

Das damalige Wien war übrigens doch im Vergleiche mit dem jetzigen recht still und recht klein. Die innere Stadt bedeutete alles. Was man „draußen“ nannte, die Vorstadt auf drei Seiten, war weit entlegen, das breite, ziemlich wüste Glazis gähnte dazwischen. Denn auch die niedrigen Baumalleen auf demselben hatten ein Aussehen wie skrophulöse Kinder.

Der Boden gibt da nicht lange hinreichende Nahrung für Bäume, und sie gehen in einem gewissen Alter aus wie Lichtstümpfchen. Nachzuhelfen durch Verbesserung des Bodens war damals ein unbekannter Gedanke. Durch das Armmachen in der Gedankenwelt war die Regierung selbst armselig geworden im Denken. Wie viel hätte sich tun lassen in den Bereichen, welche nicht unmittelbar mit Politik zusammentrafen, und wie wenig geschah! Man fühlte sich sicher in der Stille, welche damals nach gewaltsamer Unterdrückung der Julistöße herrschte, und ans Schaffen irgendwelcher Art dachte niemand. Metternich sorgte nur für das Auswärtige, und die im Innern herrschenden Minister waren herzlich unbedeutende Männer. Einige von ihnen habe ich zehn Jahre später in je einer längeren Unterredung kennen gelernt, den Minister des Innern, Grafen Kolowrat, und den Minister der Polizei, Grafen Sedlnitzky, und es ist mir bei diesen Unterredungen nichts eingefallen, als das bekannte Wort des alten Schweden Oxenstierna, welches er seinem Sohne gesagt haben soll: „Du glaubst gar nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!“ Herr Gott waren die Köpfe dieser beiden Männer öde und leer!

Dazu war die innere Stadt vermauert durch die Wälle, Basteien genannt, und wie durch einen Schnürleib eingepreßt. Ein allerliebster Spaziergang allerdings war die

Bastei, und sie entwickelte kokett die schöne Lage Wiens, so nahe am Wienerwaldgebirge und an einem raschen Strome, und die Badener Berge in Sicht, ja den prächtigen Schneeberg, den Türsteher der Alpen, am Horizonte. Aber diese Reize wurden teuer bezahlt, das Leben in der Stadt entwickelte sich gar nicht zu irgend einer schöpferischen Tätigkeit. Der muntere Fiaker, das behende und elegante Lohnfuhrwerk für Aristokratie, war in Blüte, und was überhaupt in die Augen fiel, war aristokratischer Herkunft. Das ist recht schön, aber es darf nicht allein sein. Und das war es doch eigentlich. Die Verzweigung war und wurde nirgends angebahnt, und der Hinweis auf das aristokratische England hinkte deshalb auf einem Beine. In England hat man die Verzweigung in hundertfältige Äste frühzeitig, ja grundsätzlich gewähren lassen.

Nach einiger Zeit empfand ich denn auch, daß es mir an geistiger Nahrung fehlte in diesem Wien. Die Theater waren bald erschöpft, und das Burgtheater, welches seinem ursprünglichen Wesen nach geistige Nahrung hätte bieten können, versagte in diesem Betracht völlig. Die Zensur beherrschte die Stücke, und die Schauspieler hatten sich an diese Herrschaft gewöhnt; die geistigen Flügel waren allmählich in die Tasche gesteckt. „Darin sind wir Türken" — sagte eine böse Zunge — „wie bei diesen die Frauen, so werden bei uns die Geister behütet von Eunuchen — von Zensoren und Naderern, und das Bewußtsein der Schwäche steckt endlich auch die Gesunden an; man traut sich nichts mehr zu und wird dumm."

Die einzige politische Zeitung, der „Österreichische Beobachter", beschäftigte sich auch vorzugsweise mit der Türkei, die Wiener Zeitung mit gar nichts und Bäuerles Theaterzeitung mit den abfallenden Brosamen des Theaterklatsches. Nur Witthauers Wiener Zeitschrift trachtete nach Besserem. Aber es blieb beim Trachten, die Erlaubnis und die Kräfte

fehlten. Ich hatte das Lesen der Zeitungen bald aufgegeben und spürte, daß ich nach und nach auch dumm würde. Im Schrecken darüber packte ich meinen Koffer und reiste von dannen.

18.

Die Eilpost, in jener Zeit das schnellste Beförderungsmittel, rasselte binnen sechsunddreißig Stunden von Wien nach Prag auf geradem Wege durch Gegenden, welche jetzt wie pensioniert daliegen mit ihrem Mittelpunkte Iglau, weil die Eisenbahn einen weiten Umweg gen Osten macht. Es ging in der Tat sehr eilig, man hatte kaum Zeit, etwas zu essen, und die Postleute erschienen wie Helden der Promptheit und Geschwindigkeit. Ein anderes Beförderungsmittel wird erfunden, und jene Eile nimmt sich aus wie fast komische Ohnmacht! Wenn man jetzt zwölf Stunden von Wien nach Prag braucht, so klagt man über heillose Zeitverschwendung. Und wir sind dieselben Menschen. Ein erfinderischer Gedanke, welcher dazwischen liegt, ändert all unsere Gedanken.

Unsere Gedanken in der Eilpost suchten den Eindruck zu sammeln, welchen Wien im ganzen gemacht. Dieser Eindruck war doch eigentlich gering, war nicht der einer großen Stadt. Die geistige Welt fehlte gar zu sehr. Ein Abend im „blauen Stern“ schimmerte allein ein wenig. In jenem Wirtshause auf der Brandstätte fanden sich damals des Abends einige Literaten zusammen, und dort sahen und sprachen wir einmal Grillparzer und Bauernfeld. Aber Grillparzer war schweigsam, und Bauernfeld geriet mit Gutzkow in ein gelehrtes ästhetisches Gespräch, dessen Mittelpunkt Euripides war. Das Interessanteste daran war mir hie und da ein Wort, welches Grillparzer dazu gab und welches immer entschied. Man hörte stets heraus, daß seine ästhetische Regel

nicht trocken geblieben, sondern mit Lebensatem gefüllt war. Er war persönlich in Griechenland gewesen, das wußte ich, und was er über die Alten sagte, das war ersichtlich nicht bloße Schulweisheit, es war durchlebte Vergleichung. Aber er sprach sehr wenig aus dem Schattenwinkel hervor, in den er sich gesetzt, man konnte seiner nicht habhaft werden. Ich hatte schon auf dem Gymnasium in Glogau sein „Goldenes Vlies“ gelesen und hatte großen Respekt vor ihm. Beim Nachhausegehen wandelten wir noch eine Zeitlang in der Rotenturmstraße auf und nieder, und da sprach er etwas mehr; in der Dunkelheit schien der Poet lauter zu werden. Aber aphoristisch blieb er auch da, höflich, zurückhaltend.

In Prag war wieder Regenwetter gewesen, und die Luft färbte alles bleich und grau. Deshalb wohl machte mir die malerische Moldaustadt einen nicht so günstigen Effekt, wie sie mit ihren pittoresken Formen auf andere Leute zu machen pflegt. Ich vermißte den Reiz eines Horizontes. Auf der einen Seite kahle Hügel, auf der anderen ausdruckslose Fläche und im Innern arge Gegensätze, welche Disharmonie erzeugen. Interessante Gebäude, stattliche weite Plätze und Straßen neben gemeinen Häusern und winkeligen Gassen, nirgends ein volles reines Ensemble. Reinheit, das war's vielleicht durchwegs, was ich vermißte. Die gemischte Bevölkerung mag hiezu die Veranlassung gewesen sein, zum Mangel an Reinheit nämlich.

Das Tschechentum war übrigens damals noch nicht laut, es murmelte jedoch schon. Die ganze Frage um Deutschland schwieg noch, und es fiel niemandem ein, Österreich als nichtdeutsch anzusehen. Ich weiß noch deutlich, wie sehr es mich einige Jahre später in einer preußischen Zeitung überraschte — ich glaube, es war eine militärische — daß die österreichische Monarchie mit ihren Ungarn und Slawen nicht eigentlich als ein deutscher Staat zu betrachten wäre.

Als wir des Abends in unseren Gasthof heimkehrten,

meldete uns der Lohndiener nicht ohne Zeichen von Betroffenheit, daß er auf der Polizei unsere Pässe nicht erhalten, sondern daß man ihm angezeigt hätte, wir sollten selbst hinaufkommen.

Dies schien uns befremdlich und bedenklich. Die geheimnisvolle Atmosphäre der österreichischen Polizei fiel wie ein dichter Nebel auf uns. Was war da nicht alles möglich! In Wien hatte man unsere nähere Bekanntschaft nicht gesucht, unsere Pässe waren von dort visiert, und doch! — Ah, flüsterte man uns zu, Prag ist stets viel schlimmer als Wien; im zweiten Orte tut man stets mehr als nötig, um genug zu tun, und was der menschenfreundliche Charakter des spezifischen Österreichers auszugleichen sucht, das verschärft der buchstabenmäßige Charakter des böhmischen Beamten noch.

Wir wußten nicht, ob das begründet wäre. Aus späterer Zeit weiß ich allerdings aus eigener Erfahrung, daß Prag immer der schwierigste Durchgangspunkt war für den Reisenden mit Paß- und Zollfrage.

Unser Verlangen ging gar nicht dahin, volle Aufklärung zu erhalten: wir reisten in Nacht und Nebel der sächsischen Grenze zu und ließen unsere Pässe im Stiche.

Wahrscheinlich lag nur eine polizeiliche Überhebung zugrunde, welche mit Fremden willkürlich umsprang, uns aber doch zu guter Letzt das norddeutsche Grausen vor dem Polizeiregimente in Österreich bestätigte. Wer hätte gedacht, daß ich's erleben sollte, in Österreich die Pässe ganz abgeschafft zu sehen und von Sachsen aus kopfschüttelnde Mißbilligung zu erfahren über ein so leichtsinniges Wagstück. Der kürzlich verstorbene geistvolle Lewinsky, welcher Österreich in liberalen Einrichtungen viel wesentlicher genützt hat, als die liberale Phrase ihm nachzurühmen gewußt hat, erzählte mir bei Abschaffung der Pässe, daß und wo man in Norddeutschland dagegen warnenden Einspruch erhoben.

Heimkehrend saß ich nun ruhig in Leipzig, redigierte die „Elegante Zeitung“ und schrieb ein Buch über meine Reise. Ich nannte es „Reisenovellen“. In dieser Form, in diesem Titel bekundete sich schon ganz deutlich, daß der artistische Weg mein Weg sein würde. Nicht Theologe, nicht Politiker, nicht Sozialist, man wird eben nur, was man werden kann, gleichgültig ob man's im großen oder im kleinen Stile wird. Das Samenkorn in uns ist allein entscheidend. Wohl dem, welcher es zeitig erkennt und sich nicht die Natur einer Palme aufdisputieren läßt, während er nur das Korn einer Weide in sich trägt. Wehe dem, der sich künstlich zu etwas machen will oder machen läßt. Diese Verziehung findet bei denjenigen statt, welche zeitig die Naivität verlieren und sich selbst nicht mehr eingestehen können, was wahr und echt in ihnen sei. Nur wer diese Naivität behält und geltend macht, nur der wird seinen richtigen Weg gehen, wird sein richtiges Ziel erreichen. Sei es auch nur das kurz bemessene Ziel eines Handwerkers, es ist sein Glück und das Glück anderer, wenn es sein richtiges Ziel ist. Denn nur dann wird er tüchtig und bleibt er gesund.

Ich habe öfters gehört und gelesen, daß diese „Reisenovellen“ den Heineschen „Reisebildern“ nachgebildet seien. Heine ist gewiß in mir mächtig gewesen, aber durchaus nicht dergestalt, daß ich an eine Nachahmung gedacht hätte. Der Begriff „Novellen“ hatte ja von vornherein einen anderen, einen objektiven Kern vor Augen. Ich war auch in Wahrheit damals noch gar nicht besonders vertraut mit Heine, ich hatte die „Reisebilder“ seit Jahren nicht angesehen. In der Studentenzeit hatten sie für mich eine Rolle gespielt, eine ziemlich flüchtige, weil die Studenten poetische Blitze und Witze vorzugsweise daraus zitierten. Ein tiefes poetisches Etwas war von ihnen sicherlich bei mir eingedrungen, eine dreiste Naivität des Ausdrucks, eine dreiste Bezeichnung greller Kontraste; aber als Vorbild für ein Buch haben sie mir gar

nicht vorgeschwebt. Börne stand mir damals viel näher für die Schrift. Sein reales, unmittelbares Anfassen dessen, worüber er schrieb, entsprach ganz und gar meiner schriftstellerischen Neigung, und seine nackte politische Welt war mir verständlicher als die poetisch-politische Mischung in Heine. Die viel reichere Welt Heines ist mir erst später, ist mir erst allmählich aufgegangen.

Beide, Heine und Börne, waren übrigens von überwältigendem Einflusse auf die jungen Schriftsteller jener Zeit, und der Literarhistoriker muß sie als Führer einer Epoche hinstellen. Wenn auch Börne bald in den Hintergrund geraten ist, weil er keine schöpferische Fähigkeit hatte, sein Einfluß auf den Stil in unserer Schriftwelt ist von nachhaltiger Bedeutung geworden. Er hat den Schwulst verjagt und den bündigen, treffenden Ausdruck vorgezeichnet.

Beide lebten in jener Zeit fern vom Vaterland, beide lebten als Flüchtlinge in Paris. Als Flüchtlinge sozusagen. Die Polizei hatte noch nicht nach ihnen gegriffen, beide hatten aber gemeint, diesem wahrscheinlichen Griffe aus dem Wege gehen zu müssen. Börne von Frankfurt, Heine von Hamburg aus, beide aus sogenannten freien Städten, beide von jüdischer Abkunft. Der Spott unserer Gegner, daß diese junge schriftstellerische Sippe vom Judentume stammte, war gar nicht unberechtigt. Etwas von der fanatischen Sprechweise des Alten Testamentes ist damals eingedrungen in unsere Schrift.

Von dieser Sprechweise war ich allerdings bereits angesteckt, aber sie war's keineswegs, was mir vorzugsweise im Sinne lag, als ich diese „Reisenovellen" schrieb. Die Novelle war es; der Trieb nach Fabeln war es, welcher mich vorzugsweise stachelte. Fabeln erfinden, komponieren, dichterisch schaffen, das stand mir im Vordergrunde. Zum ersten Male, glaube ich, war ich produzierender Schriftsteller, und alle die politischen, sozialen und sonstigen Wege, welche mich dahin

geführt, waren mir nebensächlich geworden. Jene Monde gehören zu den glücklichsten meines Lebens, und ich denke immer mit stillem Behagen an das Zimmer in „Reichels Garten“ zurück, an welchem unten ein Arm der Pleiße langsam vorüberzog, und von welchem der Blick damals auf weite Gärten, auf Wiesen und den fernen Wald hinüberschweifte. Es war offenbar der Friede, welchen jede reine Kunst mit sich bringt, hier die Kunst des Erzählens: war sie auch unvollkommen in meiner Anfängerschaft, sie beglückte mich doch. Ich ahnte ein Vermögen in mir, welches ganz unabhängig wäre von der Gunst oder Ungunst des Tages.

Meine Ästhetik selbst war recht wunderlich. Sie hat mir als abstrakte Wissenschaft nie Dienste geleistet; ich habe ihre Regeln immer nur erkannt und verstanden, wenn ich sie bereits getroffen oder verletzt hatte. Für diese „Reisenovellen“ hatte ich mir das Prinzip zurechtgemacht: die Örtlichkeit, die Landessitte, der Menschenstamm müsse mir den besonderen Stoff und den besonderen Geist für eine Novelle bieten. Ein Freund, welcher sich mir damals anschloß, bestritt die Richtigkeit des Prinzips und nötigte mich zu ästhetischen Debatten und demgemäß zu Studien über ästhetische Regeln. Er stammte aus Dresden, wo in jener Zeit Ludwig Tieck lebte, und wo eine ästhetische Bildung viel von sich reden machte. Gustav Schlesier ist sein Name. Er hat sich später durch ein publizistisches Buch über „Oberdeutschland“ — so nannte er Süddeutschland — und durch Herausgabe Gentzscher Schriften bekannt gemacht. Aus diesen Debatten ist mir noch erinnerlich, daß ich zum ersten Male einen wahrhaften Respekt empfand für einen alten Schriftsteller. Das Preisen der „Alten“ war mir bis dahin meist wie angelernte Redensart erschienen. Dieser Alte, welcher mir tiefe Bewunderung einflößte, war Aristoteles. Seine Regeln machten mir den Eindruck vollendeter Weisheit, und ich fand, daß seine „poetische Kunst“ ein unvergänglicher Katechismus wäre. Über Formen,

welche die griechischen Schriftsteller gar nicht kannten, gibt er Richtsprüche wie ein Seher, weil sein wahres Gesetz hinausreichte in alle ersinnlichen Folgerungen.

An der Table d'hôte im „Hôtel de Bavière", für welche Freund Julius Kistner betriebsam eine wissenschaftlich disputierende Ecke zusammensetzte, wurden täglich Kunstgesetze aufs Reine gebracht. Wir hatten da einen deutschen Aristoteles, der viele Jahre lang in Rom gelebt und nun seit Jahren in einem Zimmer des Hotels ein großes Buch schrieb, welches Winkelmann und Carstens, Goethe und Angelica Kaufmann den Kopf zurechtsetzen sollte. Trotz Juli-Revolution, Hambacher Fest und Stürmung der Konstablerwache in Frankfurt, trotz Börnes Pariser Briefen und unserer ungestümen belletristisch-politischen Journalistik war das unterirdische literarische Gewässer, welches alles Bessere befruchtend hervorbringen sollte, in jenen ersten dreißiger Jahren immer noch das klassische Trachten aus Winkelmanns und Goethes römischem Leben. Unsere Renaissance nannten es die Kritiker mit Nachdruck, mit um so größerem Nachdrucke, je weniger eigentliche Schöpfungen daraus hervorgingen. Goethe war auch erst vor anderthalb Jahren drüben im nahen Weimar leiblich verstorben; man war der Briefwechsel gewärtig, welche angekündigt wurden und welche in den folgenden zwanzig Jahren so lange flossen, bis sie in jetzigen Tagen im Sandboden spurlos versickerten. Ihr Lebenslauf ist erschöpft, und die am längsten voraus angekündigten haben die Erwartung am stärksten getäuscht, weil sie zu spät kamen. Die Welt wird es immer satt, von bloßen Überbleibseln zu leben.

An dem Aristoteles unserer Table d'hôte machte ich in jener Zeit schon die Entdeckung, daß er kein Aristoteles wäre und daß eine historische Kritik und eine Ästhetik nichts fruchte, wenn in dem Kritiker und Ästhetiker nicht ein schöpferischer Atem auf und nieder steigt. Der Mann sprach wie ein Buch

und wußte alles, ja wußte alles besser; als aber das weise Buch selber zum Vorschein kam, da zeigte sich's, daß er kein Buch schreiben konnte und daß die tausend Notizen wirkungslos zersplittert niederfielen.

Dies ist mir eine dauernde Belehrung geworden über die meeresbreite Kritik in unserem Vaterlande. In keinem Lande der Welt bildet sie ein so breites Meer wie bei uns.

Ich gestand mir ein, daß ich wohl in mancher Beziehung selbst dazu gehörte und aufmerksamer werden müßte, vorsichtiger und milder im Urteile über Bücher, Menschen und Taten, denen nachzudichten und nachzutun ich keinen deutlichen Beruf in mir spürte. Diesem Eingeständnisse entsprang in meiner „Eleganten Zeitung" mancher überschwengliche Preis neuer Autoren, zum Beispiele Heinrich Königs, welcher mit seiner „Hohen Braut" auftrat. Ich habe dies nie bereut, und mancher Autor hat mir wie Heinrich König versichert, daß er die Überschwenglichkeit wohl erkannt, daß sie aber sein Streben und Schaffen doch günstig beflügelt habe.

Meine Zeitung wuchs in der öffentlichen Teilnahme, ich lebte und strebte fröhlich, und ich hatte keine Ahnung, daß ich in Lebensgefahr schwebte wie ein Mann, der an einem Pferdehaare in der Luft hängt. Die Scheere öffnete sich schon, um es durchzuschneiden und mich Gott weiß wohin stürzen zu machen.

Ein kleiner Mann in Berlin machte es sich zur Aufgabe, die naseweisen jungen Schriftsteller sorgfältig zu beseitigen. Zu ihnen gehörte ich, weil ich dreiste Reden drucken ließ und in liberalem Sinne eine ganze Zeitschrift leitete. Er nannte dies nicht bloß naseweis, er nannte es revolutionär und machte es seinem Chef begreiflich, daß mit diesen unruhigen Köpfen summarisch aufgeräumt werden müßte.

Dieser kleine Mann, von Aussehen ein rosiger Knabe mit lichtblondem Haare, war der in Berlin amtierende Geheimrat Tzschoppe, aus Görlitz gebürtig. Er war durch ein behendes,

arbeitsames und „findiges“ Wesen — wie man in Österreich sagt — dem Kanzler Hardenberg aufgefallen und war durch diesen befördert worden. Auch jetzt war er zu Händen des wichtigsten Ministers in Preußen, des Fürsten Wittgenstein, welcher nach außen gar keine Rolle spielte, in der Tat aber der mächtigste Minister war, der sogenannte Hausminister. Schon ein älterer, vielerfahrener Mann von stiller Weltklugheit, welcher des Abends seine Partie Whist behaglich spielte, war er dem ebenfalls schon bejahrten Könige Friedrich Wilhelm III. der bequemste und zuverlässigste Ratgeber. Die alten Herren wollten natürlich zuerst und zuletzt Ruhe und Frieden, und was diese Ruhe und Stille nur irgendwie störte, das erschien lästig, wohl gar gefährlich. Friedrich Wilhelm III. hatte im Freiheitskriege 1813 Verheißungen gemacht liberalen Inhalts, welcher eine konstitutionelle Verfassung in sich schloß. Nach dem Siege war die Periode eingetreten, in welcher man diesen Inhalt deutete. Die öffentliche Stimme war noch schwach vertreten gewesen, und man hatte sie bald beschränkt. Der Kanzler Fürst Hardenberg, ein nobler Charakter, wäre gar wohl bereit gewesen zu einer konstitutionellen Verfassung, aber er war ein Lebemann und in vorgerücktem Alter nicht mehr geneigt, hartes Holz zu bohren. Er hatte den ersten Augenblick nachgiebig versäumt, in welchem es noch möglich gewesen wäre, erfolgreichen Widerstand zu leisten, und so war er fortgeschleift und ohnmächtig gemacht worden, obwohl er noch erster Minister des Reiches war. Abgeschwächt in all seiner Wirksamkeit, war er zu Anfang der zwanziger Jahre gestorben, und nun hatten sich die rein bureaukratischen Fähigkeiten des Ruders bemächtigt, denen eine so tiefgehende Umgestaltung des Staates durchaus zuwider war.

Minister Boyen, Staatsrat Stägemann und noch einige gesinnungsvolle Männer aus der Zeit des Aufschwunges hatten sich in der Stille wohl lange gestemmt gegen die langsame Zerreibung jener liberalen Verheißungen, aber sie

hatten es umsonst getan — eine laute öffentliche Meinung kam ihnen nicht zu Hilfe, und Leute wie Stägemann waren nicht in so wichtiger Stellung, um erfolgreich sprechen zu können. Von dem letzteren und von Varnhagen ist mir später dieser Zerreibungsprozeß bis ins kleinste Detail geschildert worden. Die Form dieses politischen Familiendramas erkennt man in den „Denkwürdigkeiten" Varnhagens, welche Ludmilla Assing herausgegeben und welche so viele Leute geärgert haben. Es ist freilich keine belebende Form, aber die intime politische Geschichte solcher Zeit ist ja doch nur auf solche Privatquellen angewiesen, welche aus struppigem Sandboden sickern.

Stägemann selbst, welcher Vortrag beim Könige hatte, lebt in meinem Gedächtnisse als eine tragische Figur. Er war ein kleiner Mann mit lahmen Füßen und hatte sich bei den Freiheitskriegen hervorgetan durch patriotische Oden. Man hatte ihn den preußischen Tyrtäus genannt. Die Worte waren hart und streng, Sinn und Geist dem Erhabenen zustrebend. Dieser Sinn und Geist verblieb ihm bis ins Alter; aber wie kontrastierte er mit seiner Stellung! Er mußte im Alter lauter Verfügungen vorbereiten, welche seinen liberalen Sinn und Geist verneinten. Er weinte fast, als er mir einmal in einer längeren Unterredung diese seine tragische Lage, wenn auch nicht schilderte, aber doch deutlich genug andeutete.

Im Frühjahre 1834 erreichte mich in Leipzig der Schatten dieser in Berlin regierenden Welt. Geheimrat Tzschoppe war auf mich aufmerksam geworden, vielleicht weil er gehört hatte, daß unsere beiderseitige Heimat so nahe aneinander grenzte. Der Stadtwald seiner Vaterstadt und der meinigen nur liegt zwischen Görlitz und Sprottau. Da mochte er eines Morgens zum Fürsten Wittgenstein gesagt haben: „Es schreibt so ein junger Mensch, der unserem Staate angehört, in Leipzig Bücher und gibt eine Zeitschrift

heraus in ultra-liberalem, will sagen in revolutionärem Sinne. Das ist ja doch mit Leichtigkeit zu verhindern, Durchlaucht! Unser Gesandter in Dresden braucht nur zu verlangen, daß Sachsen diesem vorlauten preußischen Untertan den Aufenthalt in Leipzig nicht mehr gestatte. Da gerät der Patron in den sogenannten „Schub", und es wiederholt sich die Maßregel, wenn er in einem der kleinen liberalisierenden Staaten, in Baden etwa, sich wieder festsetzen will; er muß dann in die Schweiz oder nach Frankreich, wo er untergeht, und wir sind ihn los." Fürst Wittgenstein wird gleichgültig mit dem Kopfe genickt haben, und das Los war geworfen, damals ein fast allwöchentlich geworfenes Los.

Die Sicherheitsbehörde in Leipzig — das Wort „Polizei" war 1830 gestrichen worden — zitierte mich und zeigte mir an, daß mir der Aufenthalt in Leipzig nicht länger gestattet werden könnte. Sie tat dies achselzuckend und drückte bei meiner Nachfrage ihr Bedauern aus, indem sie mir offen erklärte, daß es durchaus nicht von ihr ausginge, sondern auf auswärtige Reklamation geschähe.

Da war denn mein ganzes literarisches Hauswesen, so jung und so angenehm, vernichtet. Die „Elegante Zeitung" war an Leipzig gebunden und konnte nicht füglich aus einem Nachbarlande redigiert werden. Es war mir auch klar, daß die Niederlassung in einem Nachbarlande keine Niederlassung, sondern eine Wanderung werden würde. Der sogenannte „Schub" war bereits herkömmlich. Und obwohl zu jener Zeit neununddreißig deutsche Staaten existierten, so gab's doch für uns junge, als unruhig verschriene Brut nur wenig Nester, welche für kurze Zeit Anhalt boten. Die ans Königreich Sachsen angrenzenden Herzogtümer hätten dem Winke aus Berlin nicht vierundzwanzig Stunden widerstanden; Bayern im Süden war brutal illiberal. Seine Fronfesten öffneten sich wie Dantes Hölle, und die Abbitte vor dem Bilde des Königs übergoß doch jeden gesunden Menschen

mit glühender Scham. Landvogt Geßler mit seinem Hute war ja daneben ein Dilettant in erniedrigender Zumutung. Das nächste Land im Westen war das originelle Kurfürstentum Hessen, wo das kurfürstliche Original kein Haus bauen ließ, wenn ihm die Lage nicht gefiel, und diese kleinen Staaten wie die anderen im Norden und Westen boten literarisch keinerlei fruchtbaren Boden; sie waren für den Schriftsteller tief abgelegene Provinz. Frankfurt etwa ausgenommen, wo aber der Bundestag seine bleiernen Fittiche ausbreitete und nichts Frisches aufkommen ließ.

Blieb Baden und Württemberg übrig. Vor Württemberg warnte Friedrich List, der neben mir speiste, und in Baden sah ich für mich keine eigentlich literarische Stätte. Eine solche brauchte ich aber, das wußte ich jetzt; die Simonisten waren in Frankreich, waren für mich untergegangen, und für bloße Politik traute ich mir nicht hinreichende Fachbildung zu.

Dazu kam, daß ich eine gründliche Scheu hatte vor dem gewissen „Schub“ aus einem kleinen Polizeistaate in den anderen, und daß ich in innerster Seele empfand, außerhalb des Vaterlandes magst und kannst du nicht bestehen. Jener „Schub“ hätte mich aber — so war die damalige Zeit — sicherlich über die deutsche Grenze hinaus gemaßregelt.

Ich entschloß mich deshalb kurzweg, nach Berlin selbst zu gehen und mein Schicksal zu erwarten. „Dieses Schicksal heißt Hausvogtei!“ riefen meine Leipziger Freunde. Nun denn, antwortete ich, lieber Gefängnis als das Leben eines Schüblings und Flüchtlings!

Und ich reiste im kühlen Frühlinge 1834 nach Berlin.

19.

Berlin war damals eine recht stille Stadt; in einem großen Teile seiner „Friedrichsstadt“ wuchs Gras hervor

zwischen den kleinen Pflastersteinen. Es ist ganz erstaunlich, wie in einer bureaukratischen Monarchie der Charakter und das Wesen des Monarchen maßgebend wird für das ganze Wesen des Staates. Der bejahrte König war mißtrauisch gegen jegliche Bewegung, gegen alles Neue, und mit verdrießlichen, kurz abgestoßenen Worten — das Zeitwort, welches sie zum Satze verbindet, wurde ausgelassen — äußerte er sich über sogenannte „Projekte". Dies war das Tadelswort für jedwede neue Unternehmung. Eigentlich war er viel weniger Militär, als die Hohenzollern zu sein pflegen, aber die streng militärische Form war ihm höchst wichtig. Es gab ein Aufsehen durch den ganzen Staat, als der bekannte Porträtmaler Krüger ihn einmal nach Tische am Fenster gesehen und dabei entdeckt hatte, daß der Uniformrock so weit vorschriftswidrig geöffnet war, um ein Stück von der weißen Weste sichtbar werden zu lassen. Der Maler hatte die geniale Dreistigkeit gehabt, ihn mit der sichtbaren weißen Weste zu porträtieren, und man hat sich vor dem Augenblicke gefürchtet, in welchem der König dieses dreisten Bildes ansichtig würde. Das Bild war übrigens sehr gut, und als der Augenblick überstanden war und das Bild sich über das Land verbreiten durfte, galt dieses sichtbare Stück Weste für ein günstiges Symptom milder Nachsicht.

Eine ähnliche Nachsicht wurde alljährlich gewissen Bällen im Konzertsaale des Schauspielhauses zuteil, für welche dem gebildeten Publikum der Zutritt gestattet wurde und auf denen der König im Zivilanzuge erschien, mit diesem und jenem kurze Worte wechselnd. Für ebenso wohltuend charakteristisch galt es, daß er nie das große, von Schlüter erbaute schöne Schloß bewohnte, sondern das kleine Palais auf dem Opernplatze, und daß er nie anders ausfuhr als zweispännig. Alljährlich reiste er zur Kur nach Teplitz, und die Zeitungen unterließen dann nie zu bemerken, daß er wieder in der unscheinbaren gelben Kutsche abgereist wäre. Als ein Zeichen

lieblichen Idylls wurde auch erzählt, daß er täglich Kartoffeln in der Schale verspeise wie ein geringer Bürgersmann. Eine große Einfachheit in seinem Privatleben, eine gegen jedermann, auch gegen sich selbst streng sittliche Gesinnung und streng ehrenhafte Denkweise waren von großem Einflusse auf seinen Staat und erhoben ihn bei so langer Regierung zu der Stelle eines hochgeehrten Monarchen. Die hohe stattliche Figur und das unwandelbar ernste Antlitz erhöhten den persönlichen Respekt, welchen er einflößte, wenn man ihn auf einem starken Rosse die Truppenfront abreiten oder in den Tiergarten fahren oder des Abends — jeden Abend — im Theater sah. In seiner kleinen Proszeniumsloge des Schauspielhauses — Lustspiel und kleines Ballett war seine Liebhaberei — war ein roter Vorhang so angebracht, daß er fast ganz verdeckt zuschauen konnte. Nur seine, ich glaube zur linken Hand angetraute Gattin, die Fürstin von Liegnitz, eine aus Böhmen stammende Gräfin Harrach, eine schöne, wohlwollende Dame, saß immer vorn im Angesichte des Publikums und erzählte ihm, wenn im Zuschauerraume etwas vorging. Dann erst schaute auch er hervor. Das geschah sehr selten, denn der kleine Zuschauerkreis — er war fast immer klein — war sehr artig.

Nach seinem Tode erschien in den vierziger Jahren ein Buch über ihn vom Bischof Eylert. Es ist dies ein protestantischer Bischof, ein allerdings in der evangelischen Kirche seltener Titel. Die hohe Stellung hatte diesen Geistlichen wohl auch darum in nahe Berührung mit dem Könige gebracht, weil der König eine Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, der lutherischen und der reformierten, zustande bringen wollte. Diese Vereinigung ward „Union“ genannt und spielt seit fünfzig Jahren in der norddeutschen Kirchenwelt eine Rolle. Beim dreihundertjährigen Reformationsfeste (1817) war sie begonnen und besonders in Preußen betrieben worden. Vollständig gelungen ist sie

nicht, und sie kann wohl auch in der protestantischen Welt nie vollständig gelingen. Darin haben ja die Katholiken recht, daß es keine einige protestantische Kirche geben könne, weil die protestantischen Grundsätze einer „allgemein" gläubigen Unterordnung widersprechen. Sobald man sich das Recht vorbehalte, nach seiner eigenen Überzeugung und nach seinem eigenen Glauben oder Unglauben protestieren zu dürfen, dann sei eine Allgemeinheit — und dies bedeutet das Wort „katholisch" — nicht erreichbar. Schon eine lutherische und eine calvinische Kirche habe nur ein Übergang sein können, und habe keinen Anspruch machen können auf volle Geltung und volle Dauer. Denn der protestantische Grundsatz verlange auch Luther und Calvin gegenüber volle Freiheit. Der Protestantismus trage nur Sekten in seinem Schoße.

Diese Ansicht, viel wichtiger und folgenreicher, als gläubige Katholiken und Protestanten glauben, sollte widerlegt werden durch die Union. Wenn Lutheraner und Calviner vereinigt wären, dann meinte man die evangelische Kirche begründet zu haben. Das Haus Hohenzollern gehört dem reformierten Glaubensbekenntnisse an, und es war vom Könige ein bedeutender Schritt, daß er ein Bekenntnis aufstellen ließ, welches die Lutherischen und die Reformierten unierte. Ein solcher Ausgleich wurde seit dem Gespräche in Marburg zwischen Luther und Zwingli, welches den Ausgleich nicht erreichte, von der Mehrzahl der Protestanten immer gewünscht. Von der Mehrzahl? So hieß es immer. Als nun die Union vom Throne aus eingesetzt wurde, da zeigte sich's, daß die Mehrzahl nicht so leicht zu haben wäre. Jeder einzelne fragte plötzlich, wie Luther und Zwingli in Marburg, nach seinen unterscheidenden Glaubenssätzen, und man schüttelte das Haupt darüber, daß diese unterscheidenden Glaubenssätze verschwunden sein sollten.

Das Wort „evangelisch" wurde damals in Preußen mit Nachdruck betont, und man betont es in diesem Sinne auch

jetzt noch. Man vermeidet sorgfältig das Wort „protestantisch“, weil es eine Verneinung bedeutet und dem Aufbaue einer Kirche widerspricht, chronisch, wie die Ärzte sagen, widerspricht. Wenn man auf dem Polizeiamte bei Ausfertigung des Signalements auf die Frage: „Welcher Religion?“ antwortete: „Protestantisch“ — da wurde man immer zurückgewiesen, und es wurde entweder „evangelisch“ geschrieben, oder man wurde neuerdings gefragt: „Lutherisch oder reformiert?“

Aber auch das schöne Wort „evangelisch“ reicht kaum zu für den Begriff eines Glaubensbekenntnisses. Es bedeutet wohl ein allgemeines Buch für religiöse Gesetze, aber die Gesetze sind noch nicht geordnet für ein Staatswesen, es finden sich sogar einander widersprechende Gesetze darin, und sie bedürfen noch ganz der Redaktion. Jeder will nun anders redigieren, und die theologische Wissenschaft zeigt eine tausendfältige Auslegung der Evangelien.

Darunter litt man damals seufzend in Berlin; darüber triumphierten und triumphieren höchlich die Katholiken. Solch ein Triumph ist freilich leicht, aber er ist über die Maßen kostspielig. Er kostet eben die Freiheit und die Wahrheit. Wenn man nachliest, was unter der päpstlichen Auslegung der Evangelien aus Christi Lehre geworden; wenn man entdeckt, wie unter mannigfachen Widersprüchen und Fälschungen das bunteste Heidentum teilweise wieder sanktioniert worden ist, dann findet man doch den Gewinn einer einheitlichen Kirche um diesen Preis zu teuer erkauft, und man zieht es vor, die Freiheit fortbestehen zu lassen mit all ihrer Zersplitterung. Am Ende ergeben sich doch unwandelbare Hauptpunkte, welche Mittelpunkt werden. Man muß nur darauf verzichten, daß alle Nebengänge gleichmäßig erscheinen sollen; man muß nicht verlangen, daß „allen Bäumen eine Rinde wachse“; man muß den Wald in seiner Mannigfaltigkeit willkommen heißen.

Der damalige König von Preußen mit seinen evangelischen Bischöfen, Konsistorialräten und Superintendenten war nun wohl mit dem Thema der „Union“ nicht so weit zum Urchristentume zurückgegangen, und Lessings Gedanken darüber waren nicht maßgebend gewesen. Man hatte eben nur einen billigen Ausgleich vor Augen zwischen den Scheidepunkten der lutherischen und der reformierten Kirche, also zwischen erhöhter und nüchterner Anschauung. Luther nahm bekanntlich manchen Glaubensschwung aus seiner Augustinerzeit mit herüber in sein Bekenntnis, und seine Abendmahlslehre zum Beispiel bewahrte das Mysterium der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Geist Christi, während die reformierte Erklärung eine Erklärung sein wollte, und nur eine Erklärung. „Das ist mein Leib und Blut“ heißt bei ihnen: „das bedeutet meinen Leib und mein Blut“.

Die Stifter der „Union“ meinten, bei den schwierigsten Rollen durch eine neutrale Fassung den Schwierigkeiten obsiegen zu können, und das schien durchführbar zu sein. Aber als man nun auch an die äußerliche Fassung ging und den kirchlichen Gottesdienst durch die sogenannte „Agende“ feststellte im Sinne dieser Union, da wurde die Frage den verschiedenartigen protestantischen Gemeinden gegenständlich, und da entwickelte sich leise und laut eine kirchliche Opposition. Während wir nur an politische Fragen dachten, gährten in Preußen diese kirchlichen Fragen, und in diesem Jahre (1834) fand ein öffentlicher Ausbruch statt. Die Regierung hatte nämlich endlich befohlen, daß die Agende auch in all den Gemeinden eingeführt werden müßte, welche der Union nicht beigetreten waren, und — diese Gemeinden widersetzten sich nun positiv. Die Regierung griff zu Zwangsmaßregeln, in Religionssachen ein gefährlich Ding, zumal bei germanischen Völkerschaften! Die germanischen Menschen sind in der Religionsfrage viel eigensinniger und freiheitsbedürftiger als in irgend einer politischen Frage. Nach heutiger Denkungs-

weise fragt man erstaunt: „Wie kommt eine Staatsregierung dazu, Religion zu machen, Religion zu erfinden und die erfundene Religion anzubefehlen?“

Das ist freilich auch in der protestantischen Welt ein geschichtliches Herkommen. Wenigstens ist es einst gewesen; heutigen Tages wird es wohl nicht mehr anerkannt, und damals schon fand es in Preußen energischen Widerspruch. Es schreibt sich dies geschichtliche Herkommen von Luther selber her. Die Autorität Roms hatte er zurückgewiesen, und doch brauchte er eine Autorität, um seine Lehre faktisch geschützt zu sehen gegen die Angriffe Roms. Da lag ihm der politische Herrscher, da lag ihm sein Kurfürst von Sachsen am nächsten. Dieser war der evangelischen Lehre vollständig zugetan und übernahm die ihm dargebotene Führerstelle. So entstand die Würde eines obersten Landesbischofs in der Person des regierenden Fürsten — eine Würde, welche auch die oberste Macht in sich schloß.

Das hat denn natürlich die wunderlichsten Folgen gehabt. Man braucht nicht an den argen achten Heinrich in England zu denken, welcher, von Luthers Wendung angeregt, in frivolster Weise englische Religion machte, man findet in Deutschland selbst die merkwürdigsten Folgen. In der Rheinpfalz namentlich. Fragt nur die Mannheimer und Heidelberger nach ihrer Kirchengeschichte, und ihr werdet erstaunliche Dinge hören. Jetzt hatten sie einen reformierten Fürsten, und da mußten sie, die Untertanen, sämtlich reformiert werden. Dann bekamen sie einen lutherischen Fürsten, und nun mußten sie alle lutherisch werden. Der Nachfolger aber war wieder reformiert, und sämtliche Untertanen mußten wieder zum reformierten Glaubensbekenntnisse übergehen. Das Stichwort lautete jahrhundertelang: „Cujus regio, ejus religio“, und das übersetzte man: „Die Religion des Landesherrn muß auch die des Landes sein“.

In dieser Tradition, wenn auch durch einigen geistlichen

Beistand gemildert, ging man damals in Preußen vor, um die Agende da einzuführen, wo ihr Widerstand begegnete; es wurde militärisch eingeschritten gegen widerstrebende Geistliche und Gemeinden.

Am stärksten war der Widerstand in Schlesien und von seiten der Lutheraner. Natürlich! Die Lutheraner hatten mehr Glaubenselemente als die rationalistischen Reformierten, und der Glaube ist viel hartnäckiger als die Vernunft. Aus jener Zeit schreibt sich die formelle Absonderung der sogenannten Alt-Lutheraner, die man nur eine Sekte nannte, und doch stehen sie dem Stifter des Glaubensbekenntnisses am nächsten.

Obwohl noch vor kurzem selbst Theologe, hatte ich ganz aus den Augen verloren, daß diese Bewegung in Preußen durch das Land zitterte. Ich erinnerte mich jetzt wohl, daß die mir bekannten Geistlichen in Schlesien oft in eifrigen Gesprächen für und wider gekämpft; ich erinnerte mich auch, daß ich selbst der Union zugeneigt gewesen, und daß ich dem Könige zugestimmt in dem Unternehmen, die protestantischen Glaubensbekenntnisse zu vereinigen. Ich habe eine Vorliebe für Konzentration und habe keine Vorliebe für Sekten. So wenig wie möglich Glaubensartikel! war immer mein Kredo, und übrigens Freiheit! Dann schart sich die Menschheit um eine hohe Fahne, und jeder Einzelne kann doch dem Drange seines Geistes und Herzens Genüge tun.

Dennoch machte es mir einen gar wunderlichen Effekt, jetzt die Leute damit beschäftigt zu finden, ob die neue Agende mit Waffengewalt eingeführt werden dürfe. Draußen pochte die Frage um politische Freiheit an die Herzen, ich selbst sah mich in die preußische Hauptstadt gesprengt, um die Pulsschläge dieses politischen Herzens, und in dieser Hauptstadt fand ich eigentlich ein sehr beschränktes Interesse für moderne Politik. Preußen war noch gründlich ein bureaukratischer Staat mit absolutem Herrscher.

Gleich in den ersten Tagen fand ich in Berlin einen Lehrmeister, welcher mir alle Adern, Sehnen und Muskeln dieser Hauptstadt und dieses Reiches deutete.

Ich war im „Hotel de Russie“ eingekehrt und hatte mit Leichtigkeit ein schönes Zimmer vornhinaus bekommen; der Fremdenverkehr war damals in Berlin recht gering. Ich wollte der Polizei, welche ich als Besuch zu erwarten hatte, in graziöser Attitude erscheinen, und ich wollte die paar Tage, welche mir noch zugedacht sein mochten, angenehm wohnen. Wie ein Abschiednehmender betrachtete ich das schöne Stadtbild vor meinen Fenstern: ein Arm der Spree mit mächtiger Brücke, das Schloß, der sogenannte Lustgarten daneben, der kein Garten ist und nichts Lustiges zeigt, denn der sogenannte Dom steht ohne besondere Größe im Hintergrunde, der Springbrunnen vor dem Museum, und das Museum selbst. „O Königin, das Leben ist doch schön!“ seufzte ich, nachdem ich diesen Anblick lange genug genossen, und ging aus, um mein wahrscheinliches nächstes Logis zu betrachten — das Gefängnis. Welches? Das war schwer zu sagen, da ich nicht genau wußte, in welche Kategorie meine Übeltaten gehörten, ob in die Kategorie der gewöhnlichen Spitzbuben oder in die der größeren Verbrecher, ob also Stadtvogtei oder Hausvogtei mir entgegenblühte. Ich wandelte zwischen beiden hin und her, zwischen der Königsstadt und Friedrichsstadt. Ferne Jugenderinnerungen wandelten mit mir, Vergleiche zwischen sonst und jetzt. Als fünfzehnjähriger Bursche — ich war Quartaner in Glogau — war ich zum ersten Male in Berlin gewesen, und zwar mitten im strengsten Winter unter den harmlosesten Umständen. Mein Vater hatte im Winter als Maurermeister, wenn die Risse und Bauanschläge fürs nächste Frühjahr angefertigt waren, wenig zu tun, und hatte plötzlich eine Spekulation ausgesonnen, welche uns in den Weihnachtsferien eine Unterhaltung gewähren sollte. Die Pferde standen müßig im Stalle. „Machen wir eine Verkaufsfuhre

zusammen," rief er, „und fahren wir die Ware die vierundzwanzig Meilen weit zum Verkaufe nach Berlin!" Was denn? Das Obst war gut geraten im Herbste, wir kauften getrocknete Pflaumen, Äpfel und Birnen und fuhren unter dem bedenklichen Kopfschütteln der Mutter von dannen. Wir waren die Phantasiemenschen, sie war die denkende Frau und fragte mit Recht, ob denn in der Mark die Pflaumen, Äpfel und Birnen dieses Jahr schlechter geraten wären, als bei uns in Schlesien? Das wußten wir gar nicht und sagten getrost: Dort im Sande gibt's gar kein Obst, wenigstens kein gutes. Und so fuhren wir getrost und begegneten einem grimmigen Winter, und auf den Berliner Märkten ebenso guten Pflaumen, Äpfeln und Birnen, als wir von weither zugefahren hatten. Die Geldfrage gestaltete sich also mißlich, aber wir verzichteten doch nicht auf unsere Unterhaltung und gingen fleißig ins Theater. Natürlich auf den allerletzten Platz. Gewöhnlich war Raum genug; aber eine Vorstellung der Gluckschen „Armida" an einem Sonntage — ich glaube, es war der Neujahrstag — kostete doch große Anstrengung. Da war's voll, und ich kleiner Bursche konnte über die großen Menschen vor mir nicht hinwegsehen. Es war da irgend ein Balken oder Haken hinter mir an der Wand, der war mein Helfer, wenn da unten auf der Szene etwas Besonderes vorging. Mit einem Satze erreichte ich ihn und hing mich an ihm auf und blieb an ihm hängen, so lange es die Kräfte erlaubten. Solchergestalt habe ich die Zaubergärten Armidas genossen und Frau Milder, die große Glucksängerin, angestaunt. Wer weiß, ob der romantische Zauber dieser Oper an jenem Abende auf einen anderen Zuschauer stärker gewirkt als auf mich, den baumelnden Quartaner! Ich könnte jetzt noch alles malen und erzählen; ein junger Mensch hat ja Organe des Aufnehmens, die nicht ein Atom unverzehrt vorüberlassen. Eine komische Oper wie das neue „Sonntagskind" mit den ausgelassensten Posseneffekten, die ich im Schauspielhause da-

mals gesehen, steht noch mit allen Einzelheiten vor mir und gibt mir einen festen Maßstab zum Vergleiche zwischen damals und heute. Unglaublich harmlos war man damals auf dem ersten Theater der Hauptstadt: eine Rakete platzte dem Komiker Rüthling auf der Spitze seiner Zipfelmütze in die Luft, und das erste Publikum der Residenz fand das allerliebst und erschütternd komisch.

Herumgelaufen war ich damals wie ein Wiesel, und ich hatte die Stadt abgesucht bis in die fernsten Gassen; jedes neue Gebäude von Bedeutung, welches seitdem in den dreizehn Jahren neu entstanden war, erkannte ich jetzt sofort als neu, und ich mußte sagen: Gar viel ist nicht neu entstanden. Dreizehn Jahre vor 1869 haben hundertmal mehr geschaffen in Berlin; denn im letzten Jahrzehnt ist Berlin ungemein gewachsen, hastiger als wohl irgend eine andere Stadt, und zwar durch den Zudrang von Fabriken. Es ist eine große Fabriksstadt geworden.

Von den beiden Logis, die ich mir zugedacht meinte, schien mir die Stadtvogtei drüben in der Königsstadt das interessantere. Die Hausvogtei am Schinkenplatze in der linealmäßigen, damals sehr stillen Friedrichsstadt zeigt gar keine Physiognomie. Eine einstöckige Hausfront, ganz alltäglich und nüchtern, erinnert sie nicht im mindesten an ein Gefängnis. Solche Verstellung beunruhigt; ich ziehe die schlimmen Leute vor, denen man die Bosheit ansieht. Die Höfe hinter der alltäglichen Front bestätigten später meinen Geschmack. Die Stadtvogtei dagegen in der belebten Königsstadt grenzt hinten romantisch an die Spree und hat von vorn ein zutraulicheres Angesicht. Alle Augenblicke wird jemand „eingeführt“, wie der technische Ausdruck lautet, ein Strolch, eine Dirne, ein Freigeist — das gewährt Unterhaltung und Gelegenheit zu Charakterstudien. Dahin — dachte ich — dahin möcht' ich im Notfall zieh'n! Das Schicksal hat diesen Wunsch gehört.

Mein Hausgenosse im „Hotel de Russie“ war derselben Meinung. Ich hatte da in der Geschwindigkeit einen jungen blonden Mann kennen gelernt, der eine eigentümliche Schriftstellerlaufbahn begann. Er photographierte, würde man jetzt sagen. Damals kannte man die Lichtbilder noch nicht, und es war auch literarisch ganz neu, daß der Schriftsteller auf der Straße stehen blieb und die Leute abzeichnete, welche an der Haus- oder Straßenecke standen. Er nannte sie denn auch „Eckensteher“ und trat auf mit kleinen dünnen Heftchen; es war wie eine Hausierliteratur, welche in Berlin großen Anklang fand. „Eckensteher Nante“, welchen Beckmann später auf die Königstädter Bühne brachte, war der Anfang einer demokratischen Schriftwelt, welche Glaßbrenner damals im „Hotel de Russie“ erfand. Dieser junge Glaßbrenner selbst, ein frisches, witziges Berliner Blut, war enragiert liberal. Alles im Himmel und auf der Erde ward mit dem Maßstabe des Liberalismus gemessen, und der liebe Herrgott konnte sich in acht nehmen vor diesem Maßstabe, wenn schlechtes Wetter eintrat oder die Gerechtigkeit in einem Bagatellprozesse auf sich warten ließ. Mir war der junge Raufbold in der „Eleganten Zeitung“ gefolgt, und er schloß sich mir an mit der Hingebung eines Glaubensgenossen, zu großer Erquickung für mich. Leute, die nicht aus der Schule, sondern aus dem Volksmarkte in die Schriftwelt treten, haben für mich immer etwas sehr Reizendes gehabt; sie tragen keinerlei Brille und sehen vielleicht weniger, aber sie sehen das, was sie sehen, besser als die Brillenträger. Die Rückkehr zum natürlichen Ausgangspunkte ist überall der Wahrheit dienlich, in der Schriftstellerei doppelt dienlich, denn nirgends so wie in der Schriftstellerei ist die überlieferte Schablone schädlich.

Glaßbrenner machte mir auf die liebenswürdigste Weise die Honneurs seiner Vaterstadt. Warum schlecht leben, rief er, wenn einen in jedem Augenblicke der Kuckuck holen und dem freien Leben ein Ende machen kann! So oft die Tür

aufging, meinte man, der Augenblick sei da. Deshalb waren wir so wenig als möglich zu Hause und fuhren besonders täglich in den Tiergarten, damit ich vorsorglich noch mit freier Luft versehen würde.

Damals begann hinter dem Brandenburger Tore wirklich freie Luft; außer den sogenannten Zelten rechts und dem Hofjäger links weit draußen gab's im Tiergarten keine Häuser. Und einsam war's. Wir genossen die Frühlingssonne im offenen Wagen und rauchten gute Havannazigarren, welche es damals für die Hälfte des jetzigen Preises gab. Damit waren wir schon im polizeilichen Unrechte. Nur auf der breiten Hauptstraße, welche nach Charlottenburg führt, war das Rauchen erlaubt; in den Seitenstraßen des Tiergartens, also auch im Freien, war es verboten. Verboten! dies war das Wort des Tages, wie Brutus sagt. Die Hauptsorge des Menschen und Staatsbürgers war die Polizei. Wenn man auf der Straße rauchte, verfiel man in eine Strafe von zwei Talern. Ein Bekannter von mir in Breslau führte stets in der Westentasche zwei Taler mit sich für diesen Notfall — „der Kürze halber", sagte er; „wenn man sie dem Gendarmen bar zahlt, so wird man nicht noch aufs Amt zitiert und wird nicht noch moralisch gestraft. Eigentlich ist auch diese Abkürzung polizeiwidrig, und der Gendarm braucht das Geld nicht zu nehmen, aber er nimmt's."

Diesen geschichtlichen Charakterzug hatte ich kaum auserzählt, da flüsterte Glaßbrenner heftig: „Zigarre weg, der König fährt hinter uns!" — Richtig! Im offenen Wagen fuhr er an uns vorüber und blickte verdrießlich auf unsern Gruß. „Wenn er's nur nicht gemerkt hat! Dann wehe uns, und wehe Ihnen! Weil Sie Tabak geraucht, werden Sie entdeckt und staatsrechtlich eingesperrt!" So sagte leise ein ironisierender Berliner, der auf dem Rücksitze uns gegenüber saß — der Typus jener gebildeten Berliner, welche jegliche Heiterkeit des Menschen in die gelbe Livre eines logischen

Neides kleideten. Ich sage „kleideten“, nicht „kleiden“, weil ich glaube, daß diese Neigung des Ironisierens damals ärger ausgebildet war in Berlin, als sie es jetzt ist. Der Mangel an Inhalt im öffentlichen Leben, das überall fühlbare Polizeiregiment und die damals in Mode stehende Hegelsche Philosophie, welche ein künstliches Spiel mit Gedanken, wenigstens mit Ausdrücken für Gedanken, in Gang gebracht, waren die Mutter jener spöttischen Denk- und Redeweise.

Unser Wagen hielt endlich in der Mauerstraße, und ich stieg aus, um vor meinem Untergange noch die Bekanntschaft des Mannes zu machen, jenes „Lehrmeisters, welcher mir alle Adern, Sehnen und Muskeln dieser Hauptstadt und dieses Reiches deuten“ sollte.

20.

Es war das stattlichste Haus der Mauerstraße und hatte, wie man in Wien sagt, etwas „Herrschaftliches“. Das ist selten in Berlin; die Denkmale einer reichen Aristokratie sind dort nicht vorhanden wie in Wien.

Ein Lohndiener, bescheiden bürgerlich angetan und, wie ich später erfuhr, bürgerlich „Baumann“ gerufen, öffnet das Vorzimmer, ein großes, viereckiges Gemach, an allen Wänden bis an die Decke hinauf mit Büchern angefüllt, also ein Bibliothekszimmer. „Ist der Herr Geheimrat zu sprechen?“ — „Ich werde nachsehen.“ Diese unverbrüchliche Floskel Baumanns habe ich zwanzig Jahre in unverändertem Tonfalle gehört — ein konservatives Zeichen in der Stille dieser Wohnung eines Gelehrten, welcher ein unzufriedener Staatsmann war und die revolutionärsten Reden wie ein theoretischer Weltweiser ruhig anhörte und trocken aussprach.

Wer war dieser Geheimrat? Aha! wird man rufen, wenn ich ihn ausspreche. Er war damals eine Art geheimen Konsuls für aufstrebende Schriftsteller jeglicher Richtung.

Wissenschaftliche, dichterische, politische Jünger wendeten sich von fern und nah an ihn und fanden wohlwollende Aufnahme, sachgemäßen Rat. Patronus hieß solch ein Mann bei den Römern. Mich hatte mein Leipziger Freund Gustav Schlesier an ihn empfohlen.

Geheimer Legationsrat war sein Titel, Varnhagen v. Ense war sein Name. Seine intimeren Freunde sprachen das V wie F aus, Farnhagen, an die holländische Aussprache des „van“ erinnernd, welche zum Beispiele Fandeyk lautet. Er stammte auch aus dem nordwestlichen Deutschland, und es ist mir nie recht klar geworden, was dies „von Ense“ eigentlich bedeutete, obwohl er mir selbst einmal Auskunft darüber gegeben. Vielleicht war es die holländische Bezeichnungsweise eines Heimatssitzes, wie man Heine nachsagte, seine aus Holland stammende Mutter des „van“ wegen, „von Geldern“ genannt zu haben. Vielleicht war es mehr, soweit es die Naturgeschichte der Adelspartikel betrifft. Ich weiß nur, daß adelige und demokratische Gegner Varnhagens dieses „von Ense“ oft zum Gegenstande ihrer Polemik machten. Zu seinem Charakter gehörte Adelseitelkeit gar nicht, und ich habe mich nie besonders um diesen Namenszusatz gekümmert. Er hatte in den Freiheitskriegen tapfer Partei genommen gegen Napoleon und war unter Hardenbergs Kanzlerschaft in die preußische Diplomatie aufgenommen worden. Vielleicht dieses Berufes halber, welchem ein Adelsname fast für unerläßlich galt, hat er einen ausführlichen Familiennamen hervorgesucht und legitimieren lassen; denn er führte ihn ganz legitim! In unsere literarische und politische Geschichte ist er als Varnhagen übergegangen, und auch in Berlin wurde er immer „Herr von Varnhagen“ genannt.

Bald nach den Freiheitskriegen war er als Minister-Resident nach Karlsruhe geschickt und war dadurch in die damalige Staatsentwicklung Badens verflochten worden, welche in Berlin Anstoß erregte. In Baden entstand das, was man

in Berlin nicht entstehen ließ, eine Repräsentativ-Verfassung, und Varnhagen war fördersam und tätig für diese Entstehung. Das nahm man in Berlin übel und rief ihn ab. Als ein zur Disposition gestellter, mißtrauisch angesehener Staatsmann lebte er nun seit etwa achtzehn Jahren in Berlin, getröstet durch den Besitz einer ausgezeichneten Frau, welche aus einer jüdischen Familie in Berlin stammte. Rahel Lewin war ihr Familienname; unter dem Namen „Rahel" ist sie aller Welt bekannt geworden. Sie war vor einem Jahre gestorben, und die Wunde des einsam gewordenen Gatten blutete noch frisch, als ich diese Wohnung zum ersten Male betrat, in welcher sie eine lange Reihe von Jahren mit ihm gelebt. In einem Bande hatte Varnhagen einen Teil ihrer Briefe und niedergeschriebenen Gedanken drucken lassen und diesen Band als ein Andenken für Freunde verschenkt. Das Buch war noch nicht im Buchhandel; erst später ist es unter demselben Titel „Rahel" und auf drei Bände erweitert öffentlich geworden und hat der geistvollen, fein fühlenden und fein denkenden Frau unzählige Freunde erworben.

Jener Band „für Freunde" war in Leipzig auch an mich gekommen; ich hatte ihn mit großem Anteil gelesen und hatte dadurch einen ersten warmen Berührungspunkt mit Varnhagen. Er ist warm geblieben eine Reihe von Jahren hindurch; ich glaube auch für ihn bis zu seinem Tode im Jahre 1858, obwohl uns politische Parteinahme in den Jahren 1848 und 1849 auseinandersprengte und eine Streitszene herbeiführte, welche ich später erzählen werde.

Jetzt stand ich zum ersten Male vor diesem Manne, welcher durch sein Verhalten 1848 und 1849 für viele ein Rätsel geworden ist. Er war immer kränklich und empfing die zahlreichen Besuche — Alexander v. Humboldt war allwöchentlich darunter — im grauleinenen Schlafrocke. Nur wenn ein offiziell vornehmer Name gemeldet wurde, mußte Baumann einen Tuchrock herbeitragen. Die Gestalt war von

kleiner Mittelgröße mit stark ausgearbeitetem Oberkörper, der schön geformt war; das „Gestell“, wie man in Süddeutschland sagt, erschien fast ein wenig zu kurz für den stattlichen Oberleib. Der Kopf war fein geschnitten und von feinem weißgrauen Haare spärlich bedeckt. Um den wohlgeformten Mund bewegten sich die Empfindungen lebhaft und ausdrucksvoll, warme Teilnahme wie lustiger Spott. Das Auge war verdeckt durch eine Brille und erschien matt, wenn die Brille auf kurze Zeit entfernt wurde, matt durch Kurzsichtigkeit, aber gutmütig in seiner Bläue. Die Stimme klang hoch und klar, angenehm, solange sie nicht erhoben wurde, scharf, wenn die Rede in Leidenschaft geriet. Die Rede selbst war von leichter Geläufigkeit, aller möglichen Wendungen fähig, sowohl in diplomatischem Rückhalte wie in wissenschaftlich fließendem Ausdrucke, und sogar der stärksten, unmittelbarsten Bezeichnungen mächtig, wenn der Eifer in irgend einer Schilderung stieg oder gar feindliche Parteinahme in Fluß kam. In letzterem Falle konnte er einen so heißen Strom ausgießen, so naturalistisch blutrünstige Worte hervorschleudern, wie man sie dem damaligen, immer sehr keusch auftretenden Schriftsteller nie zugetraut hätte. Denn er galt damals für einen sorgfältig zugeknöpften Mann, welcher immer nur mit Vorsicht sich äußerte. Insbesondere galt er für einen Goethianer peinlichster Sorte, welcher auch das kleinste Wort Goethes aus den letzten dreißig Jahren genau aufgehoben und im Schreine der Verehrung aufgestellt hätte.

Daran war viel Wahres. Sie sind wohl jetzt ausgestorben, diese merkwürdigen Priester Goethes, welche die Lebensanschauung des großen Dichters zu ihrem Kultus gemacht. Höchst verdienstliche Männer, verdienstlich um unsere Kultur. Was die Befangenheit der Orthodoxen, die Unfähigkeit der Beschränkten, die Roheit der Alltäglichen an Goethes freier und fröhlicher Lebensweisheit verketzert, mißverstanden und verdorben hatten, das ordneten die Goethe-

Priester in ein billiges System, und bei jeder Gelegenheit teilten sie davon aus und brachten es so in unser Bewußtsein. Ich selbst weiß eine ganze Reihe von Goetheparagraphen, welche ich nicht durch Lesung Goethes, sondern durch die Mitteilungen Schalls in Breslau und durch die Äußerungen Varnhagens in Berlin erfahren habe.

Ich weiß freilich auch, daß wir junges Volk oft ärgerlich gespottet haben über diese trockenen Wiederkäuer, welche selbst nichts schaffen könnten, und ich weiß ebenso, daß man jetzt ähnlich spricht von den Wiederkäuern Shakespeares. Denn auf den Kultus Goethes folgt der Kultus Shakespeares, und man muß zugestehen, daß dieser unklarer und verworrener ist als der Goethekultus.

Aber indem ich jetzt zurückblicke auf die Einwirkung jener Goethianer, muß ich doch zugestehen: sie haben dem Dichter und uns gute Dienste geleistet. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun", sagt das Sprichwort, und die Gebäude entstünden nicht ohne die Kärrner.

Der zweite Teil des „Faust" war damals neu, und Varnhagen setzte mir wohl auseinander, daß er den ersten Teil an Bedeutung überragte und daß dies in der Zukunft den Deutschen einleuchten würde.

Die Bedeutung eines Poems ist aber das Untergeordnete, die Macht des Poems ist die Hauptsache.

Die Unterhaltung mit Varnhagen hatte dadurch etwas sehr Interessantes, daß seine Bildung ungewöhnlich mannigfaltig war. Wohin immer das Gespräch sich verirrte, überall war er bis auf einen gewissen Grad zu Hause. Sogar Poet war er gewesen. In Halle hatte er mit Neumann zusammen einen Roman angefangen, und der erste Band desselben war gedruckt worden. „Lesen Sie ihn!" sagte er mit seinem halb fragenden, halb spottenden Lächeln, und holte aus dem Vorzimmer ein Buch herbei — „lesen Sie! Vielleicht werden Sie fertig damit, ehe die Polizei kommt."

„Versuche und Hindernisse“, hieß es, und von selbigem Neumann ist später eine Sammlung Schriften in drei Bänden erschienen, welche wohl unbekannt geblieben ist, obwohl sie hübsche Sachen enthält und vom Jugendfreunde Varnhagen in zahlreichen Zeitungen besprochen und empfohlen wurde. Wenn man Neumann heißt, muß man einen absonderlichen Vornamen führen, um bemerkt zu werden. Das wußte niemand so gut wie Varnhagen. Hundertmal hat er zu mir gesagt: „Wenn Sie ein Geheimnis recht sicher aufbewahren wollen, so lassen Sie es an einem bescheidenen Orte drucken. Dann gilt es für bekannt gemacht, und niemand kümmert sich mehr darum.“

Er selbst hatte erstaunlich viel Vereinzeltes an den verschiedensten Orten drucken lassen und strotzte in diesen Punkten von Erfahrung. So hatte er sich auch angewöhnt, jede Notiz, die man irgendwohin in den Druck gab, mit pedantischer Vorsicht und Umsicht zu behandeln und sie gegen alle möglichen Gefahren zu assekurieren. Diese Behandlung stammte nicht nur aus seiner diplomatischen Laufbahn, sie stammte wohl besonders aus der französischen Fremdherrschaft in Deutschland, welche so lange die peinlichste Vorsicht und Umsicht nötig machte für alles, was man schrieb oder gar drucken ließ. Und sie war in sein ganzes Wesen übergegangen. In mir persönlich hat immer das Gegenteil gewirtschaftet, die Unvorsichtigkeit, und Varnhagen war immer höchlichst erstaunt, wenn er mich auf dieses Gebrechen aufmerksam machte bei immer wiederkehrender Gelegenheit.

Sein Leben war in der ersten Hälfte unsicher und gefahrvoll bewegt gewesen. Das hatte sich eingegraben bei ihm, wie sich ja nur die Jugendeindrücke eingraben. Er war wie Heine, welchem er zeitlebens zugetan und verbündet geblieben, in Düsseldorf geboren, und war wie Heine von dort nach Hamburg übergesiedelt. Von dort war er nach Berlin gekommen, um — Medizin zu studieren. Der Sinn für schöne

Literatur hat die Medizin rasch überholt, und mit neunzehn Jahren schon hat er unter Beihilfe Chamissos einen „Musen-Almanach“ herausgegeben. Chamisso! Er lebte jetzt noch in Berlin, und Varnhagen lächelte immer freundlich, wenn auf ihn die Rede kam, oder wenn man den alten Herrn mit langem Haare und dem steinernen Antlitze im einfachen altdeutschen Rock vorüberschreiten sah, eine bewegliche Bildsäule aus früherer Zeit unter den modernen Menschen. Er wohnte weitab in großer Anspruchslosigkeit, und man wurde seiner äußerst selten gewahr in der weitläufigen Stadt. Varnhagen, überreich an kleinen charakteristischen Geschichten von berühmten Leuten, unterließ nie, mit großem Behagen einen Vorfall auszumalen, welcher Chamisso in Coppet bei Frau v. Staël begegnet war. Er betraf Chamissos Passion des Tabakrauchens aus langer Pfeife. Varnhagen rauchte natürlich nicht, und August Wilhelm Schlegel, der ebenfalls bei Frau v. Staël in Coppet wohnte, haßte als petit maître, wie man den Elegant früher nannte, das Tabakrauchen mit Ostentation. Im ganzen Hause zu Coppet durfte nicht geraucht werden. Das war denn für Chamisso eine große Pein. Wahrscheinlich ist schlechtes Wetter gewesen, und er hat nicht ausgehen können, um sich in freier Luft zu entschädigen, kurz, er hat sich den bedenklichsten Ort für den Genuß einer Pfeife ausgesucht, den Abtritt. Die Tür sorgfältig verriegelnd, hat er dort geschmaucht, ohne darauf zu achten, daß dieser Ort ein notwendiges Gemeingut sei für sämtliche Hausbewohner. Daß dieser notwendige Ort eine Stunde lang für sämtliche Hausbewohner verschlossen geblieben, hat denn natürlich große Bestürzung hervorgerufen, und der sonst so delikat sich äußernde Varnhagen schilderte die Bestürzung Schlegels und der Frau v. Staël unter schallendem Gelächter in der muntersten Weise. Das war überhaupt die Entwicklung eines Besuches bei ihm: wenn man eintrat, war er kläglich, fast verdrießlich, und alle die

kleinen oder großen Leiden des Körpers und infolge derselben die Leiden des Geistes fielen seufzend von seinem Munde und trippelten umher auf dem sich zusammenziehenden Antlitze, bis ein Ereignis, gewöhnlich ein Zeitungsartikel oder ein Buch, zur Sprache kam. Da entwickelte sich ein politisches oder literarisches Thema, und er wurde gesünder. Dann verzweigte sich das Thema und steigerte sich, und er wurde lebhaft und frisch. Endlich kamen die zugehörigen Persönlichkeiten an die Reihe, dann wurde er munter, ja ausgelassen, und man verließ einen kerngesunden, unternehmenden Mann.

Eine Persönlichkeit namentlich machte ihn stets redselig. Das war Fürst Metternich. Varnhagen hatte lange und nahe Verbindungen mit Österreich gehabt; er war im Jahre 1809 von Tübingen aus nach Österreich gewandert, um gegen Napoleon zu fechten. Dieser Krieg von 1809 war in ganz Deutschland populär, und aus jenem Jahre schreiben sich alle die Lobeserhebungen Österreichs in Liedern und Schriften von norddeutschen Autoren, welche sonst feindlich gegen Österreich sprechen. Von Arndt zum Beispiele, der in seinem Liede vom deutschen Vaterlande Österreich „an Siegen und an Ehren reich“ nannte. Varnhagen focht bei Aspern mit und wurde nach der Schlacht zum Offizier ernannt; auch an der Schlacht bei Wagram nahm er teil. Dort wurde er verwundet. Als er in Wien geheilt worden, folgte er seinem Regimente nach Ungarn und trat mit seinem Obersten, einem Prinzen von Bentheim, in näheren Verkehr als Adjutant desselben. Mit diesem Prinzen machte er 1810 auch eine Reise nach Paris und sah dort den Hof Napoleons. Bis zum Jahre 1812 blieb er österreichischer Offizier und machte als solcher in Prag Steins Bekanntschaft und Justus Gruners, des großen und des kleineren Rädelsführers gegen Napoleon in jener europäisch gewordenen Verschwörung gegen den modernen Cäsar, welcher damals kurzweg der Corse genannt

wurde. Solchergestalt kam der junge Varnhagen in all die Verbindungen, welche mit Wort und Tat Krieg führten für die Befreiung des Vaterlandes. Als Österreich das Schwarzenbergsche Korps stellen mußte zum Kriege gegen Rußland, verließ er den österreichischen Dienst, kehrte nach Berlin zurück und schloß sich als Hauptmann dem Tettenbornschen Korps an. Dieser Tettenborn war der Liebling seines Lebens, und von ihm, von dessen liebenswürdigem, tüchtigem Wesen erzählte er stets mit warmer Hingebung. Die Befreiung Hamburgs, der Zug nach Paris mit diesem Korps war seine Iliade. Unterwegs in den Kriegslagern schrieb er denn auch die „Geschichte der Hamburger Ereignisse“ und die „Geschichte der Kriegszüge Tettenborns“, die Feder immer bei sich führend und in jeder Pause benützend.

In Paris trat er in den diplomatischen Dienst Preußens und kam mit dem Staatskanzler Hardenberg zum Wiener Kongresse.

Unerschöpflich war er in den Schilderungen dieser Kongreßzeit, und die Frage um Metternich war immer der Mittelpunkt seiner Schilderungen. Metternich überlebte ja alle die Staatsmänner und stand noch jetzt in aller Fülle der Macht, als die Beweggründe jenes großen Krieges und jener großen politischen Veränderungen längst für überlebt und veraltet galten. Was Wunder, daß Varnhagens Rede immer wieder auf ihn zurückkam!

Der diplomatische Nimbus übte auch offenbar einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn, der so lange mit diplomatischen Fäden hatte arbeiten und spielen sehen, der zu Karlsruhe in diesen Fäden gefangen worden war. Unsere späteren Unterredungen haben sich wie oft! um diesen Begriff eines „Diplomaten“ bewegt, welchen ich, ein junger, liberaler Theoretiker, durchaus als einen Künstler der Täuschungen abfertigen wollte und welchen Varnhagen als den Künstler eines großen Inhaltes erhöhen wollte. Da brachte er denn immer Metter-

nich in Frage. Er versuchte es stets, ihm große Absichten unterzulegen, und gestand immer schließlich achselzuckend ein, daß dem Manne der letzte Ernst, die letzte Einsicht und die gründliche Charakterkraft gefehlt habe. Besonders eine Unterredung mit Metternich, die er kürzlich — anfangs der dreißiger Jahre — mit ihm gehabt hatte, spielte da eine große Rolle. Varnhagen hat mir diese Unterredung zu wiederholten Malen bis ins kleinste Detail erzählt, und es ist wahr: sie zeigte den österreichischen Staatskanzler in einem auffallenden Lichte Gutes wollender Bildung. Aber der Schluß blieb stets eine herbe Enttäuschung. Das Wort, den Begriff des „Fortschrittes“ hat Varnhagen in unerbittlich wiederkehrender Frage ihm abnötigen wollen, und das ist absolut nicht erreichbar gewesen. Was ist das für ein System, welches keine Zukunft kennt?! Ein nichtiges. — Leider! seufzte Varnhagen selber, und sprach doch nach einiger Zeit immer wieder von den glänzenden Eigenschaften Metternichs.

Daß ein Mann von so ausgebreiteter Lebenserfahrung, von so mannigfaltiger literarischer Übung mich, den jungen Lehrling, höchlich interessieren mußte, das war wohl natürlich. Er erschien mir wie ein unerschöpflicher Quell von all dem, was ich zu erfahren wünschte. Täglich ging ich zu ihm und war glücklich, daß er dies zuvorkommend gestattete und daß er mir lächelnd sagte: ich mutete ihn an wie ein junger Offizier, der sich nach Feldzügen sehnte. „Aber den Feldzug, welchen ich in Berlin erwartete,“ setzte er stirnrunzelnd und recht ernsthaft hinzu, „diesen Feldzug ins Gefängnis möchte ich doch eiligst abbrechen; ich möchte von dannen reisen.“ Mit einer Gefangennahme dürfe man nicht anfangen, und soweit er die Verhältnisse und Herrn v. Tzschoppe kenne, stünde mir eine solche sicherlich bevor. „Bei der Willkür in unserem Staatsleben,“ rief er mit hoher Stimme, „sind Sie da allem Ersinnlichen ausgesetzt. Fort! fort! Aus

den Augen, aus dem Sinn. Wenigstens vielleicht. Wird Order nach auswärts gegeben, dann kann sich solch eine Order verschleppen, wenn Sie nicht gleich zur Hand sind. Hier aber sind Sie unmittelbar zur Hand — also fort! Ein solcher Anfang mit Gefangennahme schleppt sich durchs ganze Leben, denn jedes Ereignis hat seine unabsehbaren Spinnfäden von Konsequenzen. Bei drohendem Sturme geht man nicht in See, sonst muß, wie Shakespeares Brutus sagt, „die ganze Reise des Lebens sich durch Not und Klippen winden."

Er hatte recht; er war der Vorsichtige und Umsichtige. Ich aber war, wie gesagt, der Unvorsichtige. Im Dünkel der Jugend hielt ich die älteren Herrn — zu denen er doch auch gehörte — für zaghaft geworden, und am nächsten Vormittage trat ich doch wieder bei ihm ein und verbeugte mich lächelnd bei seinem Gruße. „Leichtsinniger Mann! Sie sind noch immer in Berlin?" — „Wo soll ich hin?" — „Gleichgültig! Nur fort von hier, wo die Löwengrube Ihrer wartet!"

Nun denn, ich habe einen Winkel entdeckt, der für mich geeignet scheint. Das südwestliche Ende meiner Heimat Schlesien, wo die Ausläufer des Sudetengebirges in hohen Hügeln abfallen, da gibt's kaum Poststraßen, da wird auch die Polizei kurzsichtig, und da hat mein nächster Aufenthalt einen Zweck. Es ist da eine neue Kuranstalt entstanden für eine ganz neue Kur. Alle menschlichen Gebreste sollen da gründlich geheilt werden durch gemeines Wasser. Meine Hypochondrie fängt wieder an zu wühlen in mir, dort kann ich sie vielleicht ersäufen. — „In gemeinem Wasser?" — Ja, in gewöhnlichem Wasser. Man trinkt es in Masse, und so wirkt es innerlich, und man badet darin und wird auch sonst noch in unerhörter Weise damit behandelt, und so wirkt es auch von außen nach innen. Die Wasserkur nennt man's, und ein Landmann, des Namens Prießnitz, ist der Erfinder, welcher eigenhändig die Kur praktiziert; ein heilender Genius soll in dem einfachen Landmanne dort in abgelegener Gegend

eingekehrt sein und die aus der Mode gekommenen Wunder wieder verrichten.

„Da möcht' ich auch hin! Woher wissen Sie das?" — Im Winkel einer Zeitung hab' ich die Nachricht gefunden. — „Österreichisch- oder Preußisch-Schlesien?" — An der Grenze; ich weiß es nicht genau; österreichisch glaub' ich. — „Das ist in diesem Augenblicke besser für Sie." — Und Sedlnitzky? — „Er respektiert Kurorte; also fort nach Gräfenberg, und schreiben Sie mir unter dieser Adresse —"

Er setzte sich hin und schrieb sie auf. Ich nahm wieder einmal Abschied von ihm und meinte nun selbst, es sei kaum ratsam, frank und frei in mein Hotel zurückzukehren; die Polizei könnte schon auf mich warten. Ich war angesteckt von seiner Besorgnis und schlich durch eine Seitentür in Glaßbrenners Zimmer. Er lachte uns aus. Niemand sei dagewesen, die Geheimräte sähen Gespenster, und im schlimmsten Falle würde man mich verhören wegen meiner Schriften, nicht aber gefangen setzen. Er hätte erst gestern den Polizeirat Duncker gesprochen über dieses Thema, und dieser wichtigste Polizeimann, der Schrecken aller preußischen Übeltäter, hätte gelacht zu einer Verhaftung wegen „Reisenovellen". Kurz, wir steigerten uns zum Spott über das furchtsam gewordene alte Geschlecht, und ich gab meine Abreise wieder auf. Zwei Wochen war ich schon in Berlin, Zeit genug, wenn man mir an den Kragen gewollt hätte! So räsonnierten wir Grünschnäbel, gingen ruhig ins Opernhaus, wo Glucks „Iphigenie" vor leeren Bänken für den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm den Vierten, aufgeführt wurde, und legten uns dann tapferen Gemütes zu Bette, wie wenn die Welt nicht anders sein könnte, als sie in unsern jungen Hirnschädeln abgebildet war.

21.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, da erschien mir alles in anderem Lichte. Dieses Erwachen früh und wenn man noch eine Zeitlang im Bette verweilt, hat seine eigene Beleuchtung unserer Angelegenheiten, ich möchte sagen die klarste Beleuchtung. Freilich eine nüchterne. Für mich wenigstens. Und doch hat mir Gutzkow einmal gesagt, daß er des Morgens im Bette am ergiebigsten komponiere.

Ich komponierte plötzlich meine Abreise und Reise. Die Sonne schien hell auf die Spree, und der Springbrunnen vor dem Museum glitzerte in Regenbogenfarben — die freie Natur war mir auf einmal unter allen Umständen wünschenswerter als Stadtvogtei oder Hausvogtei. Ich packte in größter Eile meine Siebensachen und fuhr schleunigst auf die Post, jeden Augenblick fürchtend, ich könnte auf- und angehalten werden. Ich wurde es nicht.

Der reizlose Weg durch die Mark nach Schlesien kam mir diesmal hübsch vor, weil er einen Gefängnishof zum Gegenstück hatte; ja die Lage von Frankfurt an der Oder, dem einzigen anmutigen Punkte in diesem Landstriche, gefiel mir sehr. Die arme Oder! Sie erlebt so wenig Reize. Nur ihre früheste Jugend im Jablunkapasse sieht etwas von Bergen; dann geht ihr ganzes Leben durch flaches Land von Schlesien, der Mark und Pommern.

Einmal auf diesem Wege wollte ich doch nicht an der Vaterstadt vorübereilen; ich verließ die Poststraße, welche Sprottau nicht berührte, und fuhr in einem Extrapostwagen die zwei Meilen seitwärts hinüber. Der Extrapostwagen erschien mir wie peinliche Ironie: er galt in meiner kleinen Vaterstadt für das Fuhrwerk vornehmer Leute, und mir selbst war doch nicht im mindesten vornehm zumute. Je näher ich der heimischen Stätte kam, je deutlicher ich die für Schaf-

fütterung abgekuppten Bäume im steinigen Felde erkannte, die mir stets ein Greuel gewesen, desto grauer erschien mir Existenz und Zukunft. Ein sogenannter Schriftsteller bist du geworden, der kaum was kann und der schon ausgestoßen ist und auf der Flucht! Er weiß durchaus nicht wohin. Und da plagte den Postillion der Teufel, als wir aufs schlechte Pflaster der Vaterstadt kamen, mit seinem Posthorne loszublasen, als brächte er im Triumphe den Kaiser von Marokko. Die Leute stürzten vor die Haustüren. Ich schrie ihm zu, er sollte das Maul halten, aber seine Ohren waren voll gellender Posthorntöne, er verstand mich nicht; die Übung seiner zweifelhaften Musik mochte auch alle Gaben seines Verständnisses in Anspruch nehmen, er blies, als sollten die Mauern von Jericho einstürzen, und erst ein heftiger Schlag auf seine Schulter brachte das Posthorn mit einem ausgezeichneten Mißlaute zum Schweigen, die Pferde zum Stehen. Wir hielten mitten auf dem Markte, und die ganze Stadt wußte nun im Nu: Laube Heinrich ist mit Extrapost angekommen.

Ich war eine unmeßbare Gestalt für meine Heimat, auch für meine Eltern. Der junge Prediger, für den ich gegolten, kam als Weltmann wieder und hieß Doktor; ich hatte von Leipzig aus in Jena promoviert, weil in Leipzig jeder Schriftsteller Doktor genannt wurde und weil es unmöglich war, allen Leuten zu sagen, ich sei kein Doktor. Was ist er eigentlich? fragten sich die Sprottauer in der Stille. Er schreibt Bücher und Zeitungen, hieß es. Der Stand war ihnen ganz neu; aber da ich mit Extrapost gekommen und sauber gekleidet war, so respektierten sie den Stand. Geld, Gelderwerb ist in kleinen Städten der erste und der letzte Maßstab.

Am schwersten war es, meiner Mutter Ersatz zu bieten für den untergegangenen Prediger. Doppelt schwer, da ich nahe daran war, meine Schriftstellerlaufbahn für eine ver-

fehlte zu erachten, und ich ihr doch den Schmerz solch eines Bekenntnisses ersparen wollte. Die Umgebung wirkt ja auf uns wie Luft und Witterung, welche unser Wohl oder Übelsein hervorbringt, und die Umgebung in einer kleinen Ackerstadt brachte helle Verzweiflung für mich. Von dem, was mich geistig bewegte, war keine Spur vorhanden; es gab nicht einen Brocken geistiger Nahrung für mich, und nach einigen Tagen fand ich mich ausgehungert wie eine Kirchenmaus und kam mir leer und dumm vor zum Entsetzen.

Daran seh' ich jetzt, wie seit dreißig Jahren die Bildung fortgeschritten ist in unserem Vaterlande. Damals war das Städtchen ledig alles geistigen Verkehres, jetzt ist es eine Stadt, und Zeitungen mannigfacher Farbe kommen hin, und neue Bücher werden gelesen, und die Leute wissen ganz gut, was ein Schriftsteller bedeute.

Nur der Polizeiinspektor damaliger Zeit war ein Bücherleser. Vom Handwerker hatte er sich durch stille geistige Tätigkeit zu diesem hohen Posten aufgeschwungen, und ich erinnerte mich jetzt, daß er bei den Zunftversammlungen des Maurergewerks in unserem Hause Unterhaltungen geführt, welche meinem Großvater, dem Oberältesten des Gewerkes, böhmische Dörfer gewesen waren. Ich, als wohlbestallter Bürgerschüler, erklärte sie dem schwerhörigen Großpapa durch leises Schreien. Von Zeuxis, Parrhasius und Apelles, den griechischen Malern, hatte er, der Polizeirat, gesprochen, beim Bierkruge des sogenannten „Quartals“. Dieser Mann las in der Stille des Rathauses auch jetzt, wie ich bald verspürte, seine Zeitung und fragte mich höflichst nach meinem Paß. Dieser Mann konnte mit Herrn von Tzschoppe in Verbindung sein; er hatte so kurios gelächelt bei seiner höflichen Frage. Ich suchte mich damit zu trösten, daß unsere Polizei ein rein städtisches Institut wäre und in sehr geringer Verbindung stände mit der Regierung; aber der Gedanke hatte etwas Schauerliches, daß ich in meiner Vater-

stadt verhaftet werden könnte. Das wäre ein entsetzlicher Skandal gewesen für die Meinigen, denn bei Verhaftungen dachte man da nur an Spitzbuben oder Raubmörder.

Der Polizeiinspektor hatte eine sehr hübsche Tochter, welcher ich immer den Hof gemacht. Sie war noch da und war noch sehr hübsch — ich war nahe daran, sie zu bitten, daß sie den Vater ausfrage, und wenn sich mein Verdacht bestätigte, daß er mich auswärts in Empfang nehmen möchte. Kurz, es war ein kummervoller Aufenthalt, und ich machte ihm plötzlich des Morgens ein Ende, wie ich in Berlin ein Ende gemacht hatte. Mein Leben war eben bereits eine immerwährende Flucht geworden.

Wie von selbst geriet ich in die alte Schulstraße, die ich so oft als Gymnasiast gewandelt, und sah mich nach neun Jahren wieder einmal vor den Wällen Glogaus. Ich hatte nichts da zu suchen und fand auch nichts in meiner jetzigen trüben Stimmung. Die eingemauerte Stadt war wie einst — wann wird man die bewohnten Festungen los werden und wird zu befestigten Lagern übergehen, die nur von Soldaten bevölkert werden! — und die grauen Bilder der Schulzeit blieben grau. Lernen und lernen vom Erwachen bis zum Schlafengehen, und zwar unter immerwährendem klösterlichen Ernste ohne irgendwelchen Sonnenschein des Humors — das heißt doch die Jugend recht grundsätzlich verkümmern, und mit ihr den Körper, mit dem Körper aber auch Seele und Geist. Legt die Schulen in Feld und Wald und gebt dem Knaben so viel Freistunden wie Schulstunden, sie werden dann viel gescheitere Menschen werden, jedenfalls glücklichere.

Sogar die Spiele der jugendlichen Phantasie, die entzückenden Regungen des Herzens für irgend eine Blondine — blond mußte die Ersehnte absolut sein! — sie erschienen mir jetzt wie von grauem Moose überwachsen. Fort! fort! raunte es in mir, und auch in Breslau duldete es mich nicht, ich

atmete erst wieder ruhig auf, als ich in Gräfenberg untergebracht war.

Untergebracht. Der Ort war damals noch wie ein Indianerdorf, in welchem ein Weißer sich angesiedelt. Ein steinernes Haus gab's, in welchem Prießnitz die Aristokratie seiner Patienten wohnen ließ. Wenn es voll war, da wurden neue Ankömmlinge in die Bauernhäuser gesteckt. Ein solcher Ankömmling war ich, und mein Zimmer war die Ecke einer Bauernstube; dort sollte ich schwitzen und gedeihen. Die anderen Ecken und die Mitte der Stube verblieben der Bauernfamilie und dem Gesinde, verblieben der ganzen idyllischen Häuslichkeit einer Bauernwirtschaft. Ich wohnte in einem eingebildeten Winkel, der jedem Blicke offen stand. Ungemein aufmunternd für meine Stimmung. Das Leben ging mir in reißender Schnelle abwärts, und Goethes Vers: „Leb' mit dem Vieh als Vieh" klapperte mir von früh bis abends im Gehirne herum.

Dazu rauhes Frühjahrswetter, welches sich hier am Abhange des Gebirges um einen Monat verspätet hatte und zuweilen des Morgens mit sauberem Schnee aufwartete. Das war von Wichtigkeit für mich, denn mein kaltes Bad lag im sogenannten Garten beim Bauernhause, und wenn ich des Morgens unter einem Berge von Decken kurmäßig in strömenden Schweiß gelangt war, dann hatte ich, kärglich eingehüllt in einen dünnen Laken, hinauszuwandeln in jenen Garten und mich in das lockende Bad zu senken. Durch den Schnee hindurch war dies besonders biblisch, und zähneklappernd trabte ich dann mit der rebellischen Frage zurück: Ist dies der Teich Bethesda?

Prießnitz hatte wirklich etwas von einem Propheten. Nur sprach er fast gar nicht, was doch die biblischen Propheten sehr reichlich taten. Das ist modern, dachte ich mir. Denn übrigens fehlte mir nichts zur Illusion, daß ich mich unweit des Jordan im idumäischen Gebirge befände und daß die

Grundsätze der Essäer hier eingeführt wären. Namentlich was Essen und Trinken betraf. Zum Frühstück kaltes Wasser, so viel als möglich, dann kalte Milch mit schwarzem Brot, dann immerfort kaltes Wasser, so viel als möglich, dann kalte Douche oben im Walde, im freien Walde bei Wind und Regen und Schnee, dann endlich sogenannte Mahlzeit im steinernen Hause, die ursprünglichste Speise der Menschheit, einige Jahrhunderte vor Erfindung der Kochkunst, kaltes Wasser dazu nach Diskretion, das heißt wieder so viel als möglich.

Eine leise Frage an Prießnitz, ob diese Lebensweise im idumäischen Gebirge wirklich zu einem gedeihlichen Ziele führen könne, prallte ab von seinem unverbrüchlichen Stillschweigen. Wenn man Glück hatte, so entdeckte man den Anfang eines ganz kleinen Lächelns auf seinem sonst unbeweglichen Antlitze.

Er war von hoher Mittelgröße und entweder in einen wohlerfahrenen schwarzen Frack oder in einen napoleongrauen Rock gehüllt. Bei unserem lieblichen Frühlingsschnee trug er Wasserstiefel an den Füßen, und er sah überhaupt aus wie ein städtischer Bauer. Die Züge seines Antlitzes waren kräftig und hatten etwas Steinernes, da sie selten in Bewegung gerieten. Die Stimme war sanft. Eigentlich war er ganz Ohr; er hörte mit unerschütterlicher Gelassenheit zu. Das erweckt beim Patienten immer Zutrauen, denn der Leidende will zunächst all' seine Gedanken angebracht sehen. Aus der Summe dieser Gedanken, meint er, wachse die Pflanze der Genesung. Und wenn der Arzt so ausdauernd zuhöre, dann — meint der Kranke — sei dies auch ein gewissenhafter Arzt. Das war Prießnitz sicherlich. Die geheimnisvolle Bedeutung, welche von ihm ausstrahlte, entsprang aus seiner gewissenhaften Erwägung, und diese wurzelte wohl in seinem langsamen Denkprozesse. Er studierte fortwährend. Durch eigene Krankheit war er zum Nachdenken gebracht

worden über Heilmittel, und das Wasser hatte sich ihm als wirksamstes Heilmittel erwiesen. Von Fall zu Fall hatte er dann in seiner Umgebung weiter probiert mit seinem einfachen Wassermittel, zuerst an seinen Gräfenberger Nachbarn, dann an den Freiwaldauern, die unten im Städtchen wohnten und die von seinen glücklichen Kuren gehört hatten. Langsam hatte sich sein Ruf in den ersten dreißiger Jahren verbreitet, und er wurde jetzt — im Frühjahre 1834 — noch überall angezweifelt. Die Prießnitzsche Wasserkur galt noch für eine Marotte, der Mann selbst aber wurde niemals Scharlatan genannt. Ein alter Arzt aus Breslau, der sein Gicht jetzt eben hier heilen wollte, sagte von ihm: Er ist ein Genie, von der Natur zum Heilkünstler bestimmt.

Die ganze innere Beschaffenheit des menschlichen Körpers zu kennen, ist jedoch eine Vorbedingung für den Arzt, welche ein langes, genaues Studium voraussetzt. Wie kann man heilen ohne Beherrschung dieses weiten Umfanges von Kenntnissen? Diese Frage sprach ich direkt aus gegen Prießnitz. Er nickte langsam mit dem Kopfe, und noch langsamer gab er in abgerissenen Worten von sich, daß er die aufgeschnittenen Leiber der Tiere genau betrachtet habe. Und die Verantwortlichkeit — fragte ich weiter — welche Sie übernehmen bei schwer Kranken die hieher kommen? Da zuckte er leicht die Achseln und meinte: er rufe sie nicht her und weise auch viele zurück, denn seit einiger Zeit fänden sich Kranke ein, denen der Tod schon auf der Zunge sitze.

Sichtlich lag die Verantwortlichkeit wie eine schwere Last auf ihm, und sie wohl machte ihn so schweigsam.

Er ist später etwas freier in seinem Wesen geworden, aber ein stiller Geselle ist er immer geblieben.

Eines Tages trat er zu ungewöhnlicher Stunde in meine Bauernstube, um mir geheimnisvoll mitzuteilen, daß meine Existenz bedroht erscheine. Von der österreichischen Regierung sei ich, wie er kürzlich erfahren, unter spezielle polizeiliche Aufsicht gestellt, und gestern abends habe man ihm angezeigt,

daß in den preußischen Grenzorten Befehl eingegangen sei, mich festzunehmen, wenn ich die Grenze passierte. Soeben habe ihm aber ein kundiger Herr zugeflüstert, daß ich vor kurzem aus dem Königreiche Sachsen verbannt worden. Was um alles in der Welt, was für eine Gattung von Übeltätern ich denn sei? war mit ein wenig anderen Worten seine unsicher artikulierte Schlußfrage.

Dabei war er wenig ängstlich und mißtrauisch. Als denkender Österreicher wußte er, daß solche politische Verfolgung gewöhnlich ihre übertriebenen oder unnützen Gründe habe, und er riet mir gutmütig — das war er überhaupt — meine Kur in Gräfenberg unbekümmert fortzusetzen.

So war ich denn selbst hier im idumäischen Gebirge bereits wieder ein verdächtiges Mitglied der Menschheit, welches unter dem Hemde am Oberarme ein Brandzeichen verbarg. Denn bekannt wurde es auf der Stelle, daß ein geheimnisvolles Verbrechen auf mir lastete. Solcher Verdacht dringt wie die Luft durch die unscheinbarste Ritze, weil er jedermann willkommen ist. Warum willkommen? Jedermann braucht einen Reiz für sein langweiliges Leben, und benützt den kleinsten Anlaß zu großer Erfindung. Die Leute stecken dann die Köpfe zusammen, wenn man vorübergeht, und sprechen leise, verstohlene Blicke auf uns werfend; man ist geächtet.

Dazu kam die peinliche Wirkung der neuen Kur: sie erregte mir ununterbrochenen Zahnschmerz und König Lears Hypochondrie. Hinunter! hinunter! seufzte ich mit dem märchenhaften Könige, aber es half nichts. Es war ein abscheulicher Zustand.

Man erträgt ihn allenfalls in einem Kurorte, welcher sein historisches Examen abgelegt hat; in Karlsbad läßt man sich nachweisen, daß dies eine herkömmliche Entwicklung sei, und leidet getrost weiter, denn man hofft mit leidlicher Zuversicht, die Sonne werde doch einmal aufgehen. Aber die

Wasserkur war nagelneu, der Ort und der Arzt waren Novizen, und wie viel Teilnahme ich auch für Prießnitz persönlich hegte, ich mußte mir doch gestehen: der Mann sucht erst seine Wissenschaft. Der Himmel weiß, ob er sie findet, und bei der Suche gehst du leichtlich mit verloren.

Warten ferner, warten können ist eine Eigenschaft, welche ich in sehr geringem Grade besitze. Und nun warten gar ins Trübe hinein, ins Aussichtslose! O nein. Da bin ich für eine Veränderung der Lage, wenn diese Veränderung auch keine Verbesserung darbietet. Fort! fort! trieb's in mir, und ich mietete mir einen Bauernwagen. Wohin?

Ich wußte es kaum. Nach Österreich hinein? Es hatte keinen Sinn, in die geöffneten Arme Sedlnitzkys zu laufen. Die ganze übrige Grenze war aber Preußen, und auf dieser Grenze wurde ich erwartet. Nicht nur Prießnitz sagte mir das; Briefe aus Breslau berichteten mir, ich sei in Berlin nur zufällig übersehen worden, und jetzt sei wirklich Order gegeben, sich meiner Person zu versichern. Ich war aber nicht mehr in der Laune, mich verhaften zu lassen, um endlich zur Ruhe zu kommen; ich war abgehetzt und schwermütig. Durch Preußen hindurch nach Sachsen zurück wollte ich. Freilich war ich aus Sachsen bereits verbannt, aber es gab keinen anderen Weg für mich, um ins Freie zu kommen, als den über Sachsen. Durchreisen, dachte ich, läßt man dich gewiß in Sachsen, denn man hat dich nur ausgewiesen, weil Preußen es verlangt hat.

Die Fahrt auf jenem Bauernwagen — ein Bund Stroh war mein Sitz — war durchaus die eines armen Sünders; insbesondere wegen meiner trostlosen Gemütsstimmung, die durch eine unvollendete Kur rein körperlich erregt war.

Durch waldiges Hügelland führte der Weg und durch ein offenes Landstädtchen, Johannesberg geheißen. Es ist noch auf österreichischem Gebiete, und hier ist der Dichter

Zedlitz geboren. Beim Anblick dieses Städtchens hob sich meine Stimmung merklich. Durch den Genius eines Dichters, der hier noch in den Lüften waltete? Ach nein. Nicht so romantisch, sondern sehr materiell lautete die Erklärung und die Entdeckung, welche ich hier machte. Unter den neuesten Hilfsmitteln der Gräfenberger Wasserkur nämlich spielten feuchte Handtücher eine Rolle, welche man um die Weichen schlang. Ihre Feuchtigkeit erzeugte gesteigerte Wärme, und ihr schrieb man große Wirkungen zu. Diesen Wirkungen mißtraute ich für meine Person, und ich entledigte mich hier in Johannesberg dieser dampfenden Binde. Zu meinem Heile. Die peinigende Hypochondrie verdampfte auf der Stelle; sie war durch dieses Heilmittel hervorgebracht. Stolz auf diese Entdeckung teile ich dies nach sechsunddreißig Jahren allen zur Hypochondrie geneigten Leidensgenossen mit und bitte um Entschuldigung, daß ich's nicht früher getan.

Freier atmend, sah ich unten im ebeneren Lande das preußische Grenzstädtchen vor mir, Patschkau genannt. Diesem entscheidenden Punkte brachte ich doch wieder leidliche Entschlossenheit zu: ich kommandierte meinem Gräfenberger Kutscher „Halt!“ Er sollte ohne mich durch den Grenzposten fahren; eine Viertelstunde jenseits der Grenze würde ich auf der Landstraße seiner warten. Erstaunt sah er mich an. „Der Kur wegen, Freund, muß ich eine Strecke zu Fuß gehen,“ sagte ich ihm zur Aufklärung.

In weitem Bogen umkreiste ich das Städtchen und wartete dann auf einem Steinhaufen der Landstraße. Wieder warten! Meine Schwäche. Aber die Viertelstunde war längst vorüber, meine Ungeduld war natürlich. Eine halbe Stunde ging vorüber, der Wagen erschien nicht, drei Viertelstunden — er kam nicht.

Kein Zweifel mehr, es war etwas vorgegangen, und die Phantasie eines Verfolgten war in berechtigter Arbeit. Man hat meinen Koffer entdeckt im Stroh des Bauernwagens,

denn schon des Zolles wegen untersucht man auf der Grenze den Wagen; man hat gefragt nach dem Eigentümer, und der Gräfenberger Eigentümer hat mich beschrieben — sie werden kommen mit Spießen und Stangen, dich zu suchen, dich zu fahen. Vorwärts in einen Seitenweg, von dannen! Aber im Koffer ist ein angefangenes Manuskript, das kannst du nicht aufgeben, es bietet deinen einzigen nächsten Unterhalt, und dieses Ausreißen wie ein Dieb vor einer Gefahr, welche du vor fünf Wochen selbst aufgesucht, ist deiner Natur zuwider; geh hinein in den Rachen des Löwen, Patschkau genannt! So räsonnierte ich, offenbar weil ich des nassen Handtuches und seiner lähmenden Kraft ledig war, und marschierte resolut rückwärts nach dem Städtchen zu, auf das Ärgste gefaßt.

Die Sonne schien warm, die Landschaft und das Ackerstädtchen waren still und ganz menschenleer. In dieser Stille kam ich unangefochten ans Tor, in die erste Straße, da — kam mir langsam mein Wagen entgegen. Der Kutscher ging nebenher, niemand geleitete ihn, niemand saß auf dem Wagen. Warum so spät? Ein Pferd war unwohl geworden.

Jetzt war es wieder hergestellt, und wir trabten frisch unten am schlesischen Gebirge hin den Gegenden zu, welche mir aus der Schweidnitzer Schulzeit sehr wohl bekannt waren. Das wohlgeformte Eulengebirge, welches auf Frankenstein und Reichenbach herniedersieht, auf einen fruchtbaren Weizenboden Schlesiens, stand mir zur Linken ganz so wie einst, da ich als hoffnungsreicher, sorgloser Studiosus hinaufgeblickt. Ich nur war fast hoffnungslos und recht sorgenvoll geworden. Ich bedurfte einer Ansprache, und als wir jenseits Schweidnitz auf das Plateau von Salzbrunn hinaufkamen und ich die Kirche sah, in welcher ich oft nachmittags gepredigt, da hieß ich den Kutscher seitwärts in den Kirchenweg fahren und vor dem Pfarrhause halten. Richtig! mein alter Freund, der gutmütige Pastor, trat auch wie bestellt vor die Tür

und erkannte mich flugs. „Etwas angegriffen sehen Sie aus, Laube! Wo und was sind Sie denn jetzt?“

„Ein Vagabund!“ — „Warum nicht gar! Steigen Sie nur ab!“ — „Nein, ich muß weiter, ich habe Eile.“

In aller Eile hatte er mir als Wichtigstes mitzuteilen, daß er ganz zufrieden sei mit der Annahme der neuen Agende und sich wohlbefände in Einhaltung der rechten Mitte zwischen Rationalismus und Supranaturalismus, wie er mir immer angeraten.

„Jawohl!“ — erwiderte ich — „indem Sie mir stets die Worte des Horaz empfahlen, welcher die Männer der Mitte die glücklichen nennt, beati, beati! Ich selbst bin augenblicklich hier auf meinem Strohsitze recht weit von der Mitte entfernt.“ — „Wieso?“ — „Ich bin jung, lieber Herr Pastor, und ich meine, trotz des unbequemen Strohsitzes, die Jugend darf nicht in der Mitte anfangen, sonst gerät die Entwicklung der Welt in Stillstand. Die Jugend soll über das Vorhandene hinaustrachten, damit der Umkreis unserer Wünsche und Zustände erweitert werde. Man mag sie immer dafür strafen; sie wird von der Strafe lernen, und die Strafe wird auch denjenigen belehren, welcher straft. Horaz war kein junger Mann, als er seinen Vers von der glücklichen Mitte schrieb. Er war ein erfahrener Lebemann, der behaglich existieren wollte und sich mit dem neuen Kaisertume des Augustus friedfertig stellte. Die übergreifende Jugend kommt später auch zu einer ‚Mitte‘, aber es ist dann ihre Mitte, und nur als solche die richtige. Denn die erworbene Mitte hat sich neue Maßstäbe erworben.“

Der alte freundliche Pastor wiegte den Kopf hin und her, er merkte etwas von meiner Bedrängnis und gab mir seinen Segen. Ich sollte nur die Töchter abwarten und begrüßen, die sämtlich noch unverheiratet und drüben im Garten wären. „Nichts von schönen Mädchen, Papa, ich bin in einen Orden geraten, welcher Pastorstöchtern nicht

gefällt. Gruß und Handschlag, und wahrscheinlich Ade für diese Welt!"

Fort rasselte der Wagen über jenen buckeligen Landstrich, welcher die großen Waldenburger Kohlenlager bedeckt und der damals nicht ahnen ließ, daß ein „Strike" hier aufsteigen und soziale Probleme mit Hunger und Kummer in Rede und Tat bringen werde — Probleme, welche unserem damaligen Liberalismus noch ganz fremd waren. Solch ein allgemeiner Grundsatz wie der Liberalismus gleicht den großen Flüssen. Man nennt nur eine Quelle, aber zu dieser Hauptquelle gesellen sich unterwegs alle benachbarten Wasserläufe, und so entsteht nach Überwindung aller Terrainschwierigkeiten unten in der Ebene der breite mächtige Strom, welcher einer Geschichtsepoche den Namen gibt und den Charakter und die Bewegung.

22.

Die eigentliche Flucht schien mir beendigt, als ich nach Dresden kam. Ich wußte wohl, daß ich auch da nicht bleiben dürfte, und stieg deshalb außen in der Bautzener Vorstadt ab, ein Fuhrmannswirtshaus für mein Teil erachtend. Aber ich wußte auch, daß ich in Sachsen nur Achselzucken und eine fortweisende Pantomime finden würde, jedoch keine krallende Hand.

Vielleicht — dachte ich — ermannt sich auch ein Minister, dem befehlenden Wunsche von außen eine diplomatische Schwerhörigkeit entgegenzubringen. Ich wollte also aus meinem Fuhrmannswirtshause in ein Ministerhotel wandeln. Wie war das möglich zu machen? Gewöhnlichen Reisenden, die vom Strohbunde eines Flechtenwagens sich erheben, sind doch die Minister nicht ohne weiteres zugänglich. Ich suchte einen Mann auf, welcher meines Wissens

bei einem königlichen Archive angestellt war und welcher mir zu wiederholten Malen nach Leipzig geschrieben hatte. Er hatte immer Ermunterung und Zustimmung für die liberale Fassung der „Eleganten" ausgedrückt, und ich durfte hoffen, guten Rat bei ihm zu finden. Ich fand auch Rat und Tat. Er war ein langer, hagerer junger Mann, der später ungemein bekannt geworden ist, indem er seine archivalischen Studien in ein beißendes Buch zusammentrug. Dieses Buch war eine Sammlung pikanter Vorgänge an deutschen Höfen, und der Mann hieß und heißt Vehse. Er war von liebenswürdigster Bereitwilligkeit für meinen Zweck, und sein Liberalismus war so naiv, daß er meinte, es würde gar keine Schwierigkeit haben, meinen ferneren Aufenthalt in Sachsen zu erwirken. „Dafür haben wir Lindenau!" rief er zuversichtlich und führte mich ohne Verzug in das Hotel dieses Ministers.

Herr v. Lindenau war seit der Julirevolution, welche auch in Sachsen einen liberalen Systemwechsel hervorgebracht, der populäre Minister der freisinnigen Richtung, und er war wirklich ein allgemein beliebter Staatsmann, namentlich auch beliebt durch ein menschenfreundliches Wesen.

Vehse gelangte sofort in sein Kabinett wie ein täglicher Besucher, und ich wartete im Vorzimmer. Diese Leichtigkeit des Zutrittes machte mir die beste Hoffnung.

Sie wurde getäuscht. Vehse kam ganz bestürzt aus des Ministers Kabinett und verriet mir mehr, als er es eingestand, daß Herr v. Lindenau nichts mit mir zu schaffen haben wollte.

„Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf" — dieses Schillersche Wort schien für Vehse geschrieben; er schüttelte die Vorwürfe ab, welche ihm ersichtlich Lindenau gemacht hatte, daß er ihm einen kompromittierten Schriftsteller ins Haus geschleppt, und rief mit einer Art von Todesmut: „Gehen wir zu Herrn v. Carlowitz!"

Dieser Minister hatte keineswegs einen so liberalen Ruf wie Herr v. Lindenau, aber aus Vehses Äußerungen konnte ich schließen, daß dem Herrn v. Carlowitz ein stärkeres sächsisches Bewußtsein und ein stärkeres Knochengerüst des Charakters zuzutrauen wäre.

Das bestätigte sich auch. Ich wurde angenommen, und ein ältlicher Herr mittlerer Größe trat mir langsamen, nicht ganz leichten Schrittes entgegen. Das Antlitz, fast wie Pergament, verriet gar keine Wandlung, und auch das Auge setzte sich gar nicht in Unkosten; aber ich bemerkte doch, daß es ganz gut sehe. Noch besser schien der stille Herr zu hören, eine Kapitaleigenschaft für einen mächtigen Mann. Der ganze Kopf saß tief in einer dicken weißen Halsbinde und rührte sich nicht; eine leichte Handbewegung nur forderte mich auf, meinen Fall und mein Gesuch vorzutragen.

Dieser Vortrag schloß meinen ganzen literarischen Lebenslauf in sich, und demgemäß auch ein breites Stück Politik. Regungslos hörte Herr v. Carlowitz zu; ich hatte volle Gelegenheit, mich um den Hals zu reden in diesem weiten Salon, der sehr akustisch zu sein schien, und als ich endlich schwieg, erschrak ich fast über das Echo der Wände und über die Lautlosigkeit des neben mir sitzenden Mannes. Die weiße Halsbinde schien sich eher zu bewegen, als sein Antlitz. Eine unheimliche Pause trat ein. Dann streifte mich ein Viertelsblick seines Auges, welcher fragte: Sind Sie fertig?

Ich verneigte mich. Mein Gesuch ging dahin, in Leipzig bleiben zu dürfen als Redakteur der „Eleganten Zeitung“, unter dem Schutze Sachsens gegen das Ausweisungsverlangen Preußens.

Endlich öffnete sich der Mund, und ich hatte gegründete Aussicht, daß der übrigens sehr höfliche Herr auch sprechen könne. Stumm hatte er mich begrüßt und bis daher kein Jota gesagt. Langsam und anspruchslos fielen wie Perlen

vier Worte aus diesem Munde, nämlich: „Bleiben Sie in Dresden.“

In diesen Worten lag eine wohlbedachte, eine vollständige Politik. Es fehlte ihnen nur ein gescheiter Zuhörer. Ich war kein solcher, sondern war unglaublich dumm.

Denn ich hatte nichts Eiligeres und nichts Alberneres zu tun, als nochmals in langer Rede auseinanderzusetzen, daß Leipzig mir unerläßlich sei zur Redaktion der „Eleganten Zeitung“.

Als ich zum zweiten Male fertig war, folgte dieselbe Pause, folgten dieselben Worte: „Bleiben Sie in Dresden.“

Ich hörte aus diesen vier Worten nur das Nein heraus für mein Gesuch und beschränkte mich nun auf die geringere Bitte, wenigstens noch vierzehn Tage lang in Leipzig bleiben zu dürfen, damit ich meine Geschäftsangelegenheiten ordnen könnte. Ein leichtes Kopfnicken und eine breite Handbewegung drückten aus: Diese bescheidene Bitte ist Ihnen gestattet. Und hiermit war die Audienz beendigt; ein stummer Abschied erledigte sich durch mehr oder minder graziöse Verbeugungen.

Ich fuhr nach Leipzig und zeigte der über meine Ankunft betroffenen Sicherheitsbehörde an, daß mir der Herr Minister die Erlaubnis für vierzehn Tage gegeben habe. Es wurde mir nichts in den Weg gelegt; die bloß mimische Bewilligung des Herrn Ministers bewährte sich also vollkommen.

Was nun? Die Beratung mit meinen Freunden, welche allmittäglich im „Hôtel de Bavière“ stattfand, überhörte wie ich das weise Wort des Ministers: „Bleiben Sie in Dresden“, und so taumelte ich in ein Schicksal hinein, welches meinen nächsten sechs Lebensjahren eine Verbrechersignatur und mit ihr ein hohes Maß von Schmerzen und Entbehrungen aufprägte.

Ich selbst nämlich kam mit eingebornem Eigensinne wieder auf den Entschluß zurück, mit welchem ich vor sechs

Wochen Leipzig verlassen hatte, auf den Entschluß, mich selber in Berlin der Verhaftung darzubieten. Als mir unterwegs die Verhaftung auf die Schulter zu springen drohte, da war ich ihr entsprungen, und jetzt in der Ruhe eines vorläufigen Hafens meinte ich doch wieder, diesem Gehetztwerden müßte ein- für allemal ein Ende gemacht werden durch ein summarisches Opfer. Wie ging das zu? Die unmittelbare Empfindung ist eben was anderes, als die bloß verständige Berechnung. Verständig! nach Verlauf neuer vierzehn Tage sollte ich klar einsehen, daß sie unverständig gewesen war.

Ich reiste denn wirklich wieder nach Berlin und wartete dort auf meine Verhaftung.

Varnhagen mißbilligte mein Verfahren auf das heftigste, indem er namentlich mir klarmachte, daß unter den preußischen politischen Zuständen und Stimmungen auf eine rein juridische Behandlung gar nicht zu rechnen wäre. Man würde unglaubliche Vorwände erfinden, mich festzuhalten, und einer absoluten Regierung fehle es nie an Vorwänden, weil keine Behörde stark genug und willig genug sei, den täuschenden Mantel abzuziehen von diesen Vorwänden.

Ich weiß nicht mehr, ob er darauf kam oder ob endlich mein eigener Verstand entdeckte: was die Carlowitzschen Worte bedeutet hätten. Kurz, sie wurden mir plötzlich klar. „Wenn dieser junge Schriftsteller“ — hatte er gemeint — „in Dresden bleibt, so wird der wiederum reklamierenden preußischen Regierung geantwortet: er ist ja auf unsere Veranlassung nicht mehr in Leipzig, nicht mehr an der Quelle journalistischer Äußerungen, welche ihn lästig gemacht haben, er ist in dem journalistisch harmlosen Dresden unter unserer nahen Aufsicht, und es kann abgewartet werden, ob er auch hier Exzesse begeht.“

Solche wohlmotivierte Ablehnung war dem sächsischen Staatsminister eine angenehme Genugtuung für die auswärtige Forderung, und für mich brachte sie einen heilsamen

Stillstand zuwege. Zur Not konnte ich auch von Dresden die nur wöchentlich erscheinende belletristische Zeitung redigieren, bürgerlich aber hatte ich einen Anhalt gewonnen in dem selbständigen Verfahren des Staatsministers.

„Kehren Sie deshalb eiligst nach Dresden zurück!“ schloß eines Abends Varnhagen unser Gespräch, und ich ging in mein Quartier an der Behren- und Friedrichstraßenecke, mich mit dem Gedanken zu Bette legend: morgen könnte es geschehen!

Die Weisheit kam zu spät. Als ich am nächsten Morgen beim Frühstück saß, traten drei Männer in mein Zimmer, und einer von ihnen kündigte mir an, daß er den Auftrag habe, mich und meine Papiere in Haft zu nehmen.

Dieser eine Mann, wohlgenährt und von rosigem, freundlichem Angesichte, war eine polizeiliche Berühmtheit jener Tage. Wenn irgend ein gefährlicher Verbrecher eingefangen werden sollte, da hieß es immer: Dunker wird seiner schon habhaft werden, dem Polizeirat Dunker entgeht keiner! Daß ich ihm nicht entging, war nun freilich kein Kunststück. Als solches betrachtete es auch Dunker nicht; diese literarisch-politischen Verhaftungen waren überhaupt nicht nach seinem Geschmacke, er war eigentlich so liberal wie einer von uns und interessierte sich nur für Behandlung wirklicher Verbrecher.

So war denn auch unser Austausch von Reden bei einem so mißlichen Vorgange, wie eine Verhaftung ist, ganz milde und friedfertig. Er fragte mich, ob eine Droschke geholt werden sollte, oder ob ich den Weg zu Fuße vorzöge, da er in Zivilkleidern sei und somit neben mir nicht wie ein Transportierender auffallen werde. Es war ein schöner Frühsommermorgen; ich stimmte für die Fußwanderung. Luft und Bewegung zum letzten Male!

So gingen wir den ziemlich weiten Weg hinüber nach dem Molkenmarkte, also nach der Stadtvogtei, meiner früheren

Wahl gemäß. Ich war im Gemüte ziemlich ruhig, war mir aber doch des schweren, unabsehbaren Momentes recht bewußt. Unabsehbar! Das war der Begriff, welcher mir am meisten zu schaffen machte, und der Freiheitssinn in mir flüsterte: Schneide ab! Entspringe! — Der Polizeirat allein war neben mir, und wir wandelten auf schmalem Pfade durch Kartoffeln und Gemüse eines Marktes dahin unter Bauernweibern und einkaufenden Köchinnen. Das erinnerte mich alles an Feld und Flur und Natürlichkeit, es erschien mir wie das Natürlichste, daß ich mich der neuen Bekanntschaft des korpulenten Herrn Dunker entschlüge. Er sah so behäbig aus in seiner Korpulenz, daß ich annehmen konnte, er werde mich sicher nicht einholen, wenn's ans Laufen ginge. Ein albernes Anstandsgefühl hielt mich ein wenig zurück; er hatte mir so harmlos vertraut, indem er allein mit mir die Wanderung angetreten! — Die Anstandskonvenienzen spielen eine wunderliche Rolle in unserem Leben; sie bedeuten so wenig und bewirkten so viel. Wo die höhere Rücksicht sie mit dem Fuße fortstößt, da schreit die anständige Gesellschaft so laut, und es braucht einer Tragödie, um über die kleinen Maßstäbe dieser anständigen Gesellschaft hinwegzukommen. Wer sagt mir denn aber, ob ich nicht in der ersten Szene einer Tragödie dahinwandelte durch die Gertraudenstraße auf den Molkenmarkt zu?!

In den nächsten Monaten habe ich oft bedauert, daß ich die leichte Gelegenheit zum Entspringen nicht benützt hatte.

Ein schmales Zimmer mit einem Fenster, welches auf einen kleinen leeren Hof blicken ließ, wurde meine Wohnung. Die Tür wurde verschlossen, ich war allein, war gefangen. Es war eben nicht viel anders, als da ich vor Jahren zu Halle im Karzer eingesperrt wurde, damit ich Bekenntnisse über die Burschenschaft machen sollte. Und doch anders. Dort Universitätsgericht und Studentendinge, hier Staatsgericht und politische Dinge. Staat und Politik sind ver-

zweifelt weite Begriffe. Das ist ein Netz mit tausend Maschen, in denen man hängen bleiben kann als kleiner Fisch.

Und doch sollten mir jene Studentendinge viel gefährlicher werden, als alle die Staats- und politischen Dinge, um welche sich meine Verhöre bewegten!

Dunker verhörte mich auch. Er tat es allein und schrieb eigenhändig die Protokolle. Er machte das ganz artig ab, ja liebenswürdig, und die Physiognomie der Untersuchung gegen mich gewann einen recht harmlosen Ausdruck.

Diese Verhöre betrafen meine „Reisenovellen“ und einzelne Artikel der „Eleganten Zeitung“: Anklage auf allzu freisinnige Politik und Theologie lag zum Grunde. Dunker las die betreffenden Stellen vor und betonte das nachdrücklich, was strafwürdig erscheinen sollte. Aber die Betonung hatte etwas von einem lächelnden Fragezeichen in sich, und wenn ich einen Grund angab, so verstärkte er diesen Grund beim Niederschreiben durch irgend einen kleinen Zusatz. So wurden die Verhöre feine Lustspielszenen: Dunker sagte es nicht, daß er auf meiner Seite stünde, aber er handelte auf meiner Seite. Endlich kam das einmal zum Ausbruche bei einer Stelle in den „Reisenovellen“. Sie lautete: „Um die Kirchen ist immer viel Wind“. — „Wie können Sie das verantworten?“ fragte Dunker mit einer Strenge des Tones, welche seinem weichen Organe gar nicht natürlich war. Ich berief mich auf die örtliche Stellung der Kirchen, welche immer auf freien Plätzen stünden, und auf freien Plätzen herrsche immer Zugwind; ich hatte aber das Wort Zugwind noch nicht ganz ausgesprochen, da überraschte uns ein schallendes Gelächter. Hatte uns jemand zugehört? Nein, wir waren allein; wir beide hatten so unwillkürlich gelacht.

Trotzdem wurde der diskrete Lustspielton zwischen uns nicht geändert, es folgte keine platte Erklärung des Gelächters, sondern Dunker sagte, nachdem er sich die überfließenden Augen mit dem Taschentuche getrocknet: „Diese topographische

Begründung ist wertvoll, aber einseitig. Was meinen Sie zu dem Beisatze: Friedrich der Große hat dergleichen oft gesagt?" Ich entgegnete sehr ernsthaft, daß ich für alle ähnlichen inkriminierten Stellen zu Protokoll gäbe, sie stammten aus dem Studium der Schriften, welche der preußische König Friedrich der Zweite in Druck gegeben, und ich glaubte deshalb nicht, daß sie im Königreiche Preußen strafwürdig sein könnten.

Erst wenn das Verhör zu Ende, also der offizielle Vorhang gefallen war, gestattete sich Dunker kleine Äußerungen über Herrn v. Tzschoppe und dies ganze kleinliche System, welches die Meinung der gebildeten Preußen wohl nicht für sich habe. Das ist immer ein entscheidendes Symptom, wenn die Beamten eines Staates über die Regierung hinaussehen und ihre Befehle nur mit Achselzucken erfüllen.

Dunker meinte denn auch, ein juridischer Halt sei gar nicht vorhanden für meine Gefangenschaft, und sie sei auf die Länge nicht haltbar. „Wie lang ist die Länge?" fragte ich. Darauf schwieg er.

Woche auf Woche verging. Draußen war ewiger Sonnenschein; jener wunderbare Sommer des Jahres 1834 war im Gange; nur in meine gen Norden gelegene Zelle drang kein Sonnenstrahl. Ich ertrug indessen mein Los mit leidlicher Fassung, weil mich Dunkers Äußerungen trösteten. Künstlerische Bestrebung kam mir zu Hilfe; ich hatte eine Romananlage in mir, und es war mir ein Genüge, daß ich in meiner Gefängnisstille ganz und gar in den bewegten Fluß einer Erzählung hineingeriete. Die Tieckschen Novellen, damals fast die einzige epische Produktion, welche feineren Geist atmete, hatte die volle Romanform ziemlich verdrängt. Der Geist sprang immer vorlaut heraus aus der Form, er schwenkte die Solgersche Freiheit der Ironie, die burschikose Überhebung der Romantiker wie eine Fahne literarischer Freiheit. Nur einmal, in seinem „griechischen Kaiser", war Tieck jener künstlichen Novellenform untreu geworden und

hatte zu großer Überraschung einen kleinen Roman gebracht, statt einer großen Novelle. Die geschwätzige Untersuchung jener Zeit: „Worin unterscheidet sich die Novelle vom Roman“, hatte einen unerwarteten Stoß erlitten, denn der Novellenvater Tieck hatte auch diesen „griechischen Kaiser“ Novelle genannt. Mir aber hatte dieser kleine Roman Tiecks einen viel stärkeren Eindruck gemacht, als irgend eine seiner Novellen; mir erschien jetzt, was ich bisher Novellistisches geschrieben, zu unrein, zu flatterhaft in der Form, und ich meinte, einen guten Schritt vorwärts zu tun, wenn ich einfach *erzählte*. Das tat ich denn in den langen Stunden der Stadtvogtei.

Ich hüllte mich also selbst in Romantik, das Gefängnis half mir aber auch dabei. Es war das Polizeigefängnis einer großen Stadt und lieferte als solches ein großes Kontingent romantisch gearteter Figuren. Walter Scott hätte sich mit Vergnügen einige Wochen hier aufgehalten, um Modelle zu studieren, und wenn auch mein Vergnügen nicht so groß war, weil ich eben kein Walter Scott bin, so beschäftigte und unterhielt mich doch immerhin das polizeiliche Gesindel einigermaßen. Denn trotz meines verschlossenen Zimmers kam ich doch in einige Berührung mit demselben; ich hatte täglich eine sogenannte Freistunde und wurde während derselben in einen Hof geführt, wo ich unter dem Schutze einer Schildwache hin und her gehen konnte. Der Weg dahin führte durch Partien des weitläufigen Häuserkomplexes und durch andere Höfe, in welchen ich zuweilen zahlreicher Insassen meines Palastes ansichtig wurde. Außerdem hatte ich jeden Morgen Berührungspunkte mit meinen Hausgenossen. Mein einfaches Gemach wurde nämlich jeden Morgen gesäubert, und zu diesem Geschäfte wurden die Mädchen kommandiert, welche eben eingefangen worden waren. Selten unterließ eine, mir in der Geschwindigkeit mitzuteilen, aus welchem nichtigen Grunde sie dieses Schicksal erfahren hätte.

Oft, wenn die Säuberung meines Boudoirs recht sorgfältig, also langsam von statten ging, erhielt ich in gewählten Ausdrücken eine ganze Lebensgeschichte in den Kauf, und nie fehlte die beiläufige Frage: was ich denn eigentlich verbrochen hätte? Man zerbräche sich den Kopf darüber in den gesellschaftlichen Kreisen des unteren Stockwerkes, weil ich gar nicht zu passen schiene in die stadtläufigen Ursachen der Stadtvogtei. Es sei gewiß auch eine niederträchtige Verleumdung, welche mich daher gebracht. Ich sollte nur ja nicht nachgeben, denn die Polizei erlaubte sich gar zu viel.

Es waren sehr hübsche Mädchen darunter und meist sehr stattliche; die märkische Rasse machte mir einen vorteilhaften Eindruck. Sentimental war selten eine, es kam indessen auch vor. Vorzugsweise zeigten sie sich resolut.

Während dieses Säuberungsgeschäftes blieb meine Tür offen, und ich durfte hinaustreten auf einen weiten Korridor. Dort hatten, wie es schien, andere Gefangene eine Freiviertelstunde, und ich konnte die verschiedenartigsten Charaktere studieren. Eines Morgens zu meinem Schrecken. Ein schwarzhaariges und schwarzbärtiges Gesicht, sieben Achtel Haare bei einem Achtel Gesicht, grinste mich plötzlich an und stieß einen wilden Ton aus. Der Aufseher trieb ihn fort, ich aber meinte, einem Gespenste begegnet zu sein und die Romantik E. T. A. Hoffmanns, die ja in Berlin entstanden war, in aller Leibhaftigkeit auf den Schultern zu haben.

Während meiner wüstesten Studentenzeit in Breslau nämlich war mir an einem regnerischen Vormittage folgendes Unglück begegnet: Ich sekundierte bei einer Paukerei, welche heftig und blutig verlief. Die Paukanten bluteten schon beide, aber die Wunden waren nicht tief genug, um vorschriftsmäßig als Abschluß erklärt werden zu können. Da sprangen beiden die Klingen entzwei; es mußte eine Pause eintreten für Einziehung neuer Klingen, und um diese Pause auszufüllen, machte ich einen Gang auf Rapiere mit einem

fremden Studenten. Wir kannten ihn gar nicht, und ich wollte ergründen, ob er eine gute Klinge führte. Er hatte eine „steile Auslage“, welche die Spitze seines Rapiers immer meinem Auge entgegenstreckte. Das machte mich wild, weil er solche Ungehörigkeit auf meinen Zuruf nicht änderte, wohl nicht ändern konnte, und ich schlug mit großer Heftigkeit auf ihn los. In diesen „Erinnerungen“ hab' ich das Resultat dieser Heftigkeit schon erzählt, er erhielt einen vollen Hieb über den Kopf und stürzte zu Boden. Die Kopfhaut war durch einen negerartigen dichten Haarwuchs hindurch tief und lang durchgehauen, Blut überströmte das bleiche Gesicht, und dieses blutigbleiche Gesicht unter zottig krausem schwarzen Haare prägte sich mir tief ein, als man ihn aufhob und ins Nebenzimmer trug. Um so tiefer, als der Paukarzt erklärte, die Wunde sei lebensgefährlich oder doch gefährlich für das Hirn, will sagen den Verstand des Betroffenen.

Und dieser Kopf, diesmal ohne Blut, hatte mich jetzt, fünf Jahre später, in der Stadtvogtei angegrinst und angeschrien. War es derselbe Mensch? War ich vielleicht schuld, daß er so heruntergekommen war bis zu den gemeinen Gefangenen des Polizeikerkers? Ich wurde den quälenden Gedanken nicht mehr los und brütete darüber noch, als der ewige Sonnenschein draußen endlich untergegangen und Finsternis eingetreten war. Mein Wärter brachte mir Licht in die Zelle, welches bis zehn Uhr gestattet war, und eben wollte ich ihn nach jenem Menschen fragen — da fuhr derselbe schwarzhaarige Kopf durch die Türspalte herein, und derselbe Ton eines Wilden ließ sich hören, wie des Morgens.

Der Wärter sprang sogleich nach der Tür, der Kopf verschwand, der Wärter auch, die Tür ward zugeschlossen.

Ich hatte eine abscheuliche Nacht. Es war, als ob ein reißendes Tier mich voll Rachedurst verfolgte.

Am anderen Morgen hoffte ich Auskunft zu erhalten vom Wärter. Es kam ein anderer Wärter; ich habe nicht das mindeste erfahren können über jenen unheimlichen Gesellen. Ist dies nicht Gefängnisromantik trotz Walter Scott?

23.

Polizeirat Dunker blieb der Meinung, daß man binnen kurzem meine Haft werde aufheben müssen; sie war nicht übermäßig streng, und ich war mit dem Schreiben meiner „Krieger“ beschäftigt, also nicht ohne innere Unterhaltung — dennoch litt ich und dachte an nichts als Befreiung. Ich glaubte nicht recht Dunkers Versicherungen, daß man mich losgeben müsse; Varnhagens Worte klangen immer lauter in mir: „Man wird auch der Justiz Herr, wenn man die politische Frage über alles setzt und wenn man auch das für eine politische Frage erklärt, was Furcht und Absolutismus dazu gestempelt sehen wollen.“ Ich meinte unter einer Wolke zu sitzen, welche ihren Blitz überall hinschleudern könnte, die Weisheit des Naturforschers möge sagen, was sie wolle.

Ein Monat war schon verflossen, draußen war ungetrübter Hochsommer, und wenn meine Freistunde mich in den Hof hinunterbrachte, da lief ich zwischen den vier Mauern umher wie das gefangene Tier, welches nichts sucht, als einen Ausgang. Eine schmale Ritze wird für unsere fortwährend grabende Phantasie zum großen Loche, durch welches man getrost hindurchschlüpfen könne. Die Phantasie wird krank, wenn sie immerfort in denselben Kreis gebannt bleibt, und das Bedürfnis der Freiheit ist so stark wie das Bedürfnis der Nahrung. Der Mensch ist in diesem Punkte ganz wildes Tier, und ich glaube, er wird in diesem Punkte nie ganz gezähmt.

Mein Spazierhof grenzte an die Spree; eine große

Doppeltür öffnete sich unmittelbar auf den Fluß. Gewöhnlich war sie verschlossen, zuweilen aber machte sich ein Aufseher draußen am Wasser zu schaffen, und da stand die Türe eine Zeitlang offen; ich hatte dann „das nahe Rettungsufer im Gesicht". Besonders nahe war die Straße drüben nicht, aber für meinen Drang war es nahe. Du springst in das langsam fließende Wasser und schwimmst hinüber! Wenn der Wachtposten auch eine Kugel in seinem Gewehrlaufe hat, ehe er zum Schießen fertig wird, ehe er losdrückt, bist du inmitten des Flußes, er trifft dich nicht. Zuerst geht es ja schnell mit dem Schwimmen, langsamer wird es erst in der zweiten Hälfte, wenn die Kleider durchtränkt und namentlich die Stiefel voll Wasser sind. Wag es!

Zwei-, dreimal war ich nahe daran — da erhob sich unten auf den Stufen der Aufseher, kam herauf und schloß das Tor. Das Unternehmen war völliger Wahnsinn. Richtig war nur, daß keine Brücke in der Nähe und daß die Verfolgung von der Stadtvogtei aus nicht so zeitig drüben sein konnte wie ich. Aber wohin wäre ein von Wasser triefender Mensch am hellen Tage geraten?! Ich kannte gar keinen Zufluchtsort, und wie rasch wäre ich umringt gewesen von der gaffenden Menge, welche den pudelnassen Flüchtling als entsprungenen wahrscheinlichen Spitzbuben festgehalten hätte.

Alles das wußte ich, wenn ich wieder nüchtern war, aber das Fluchtbedürfnis des Gefangenen ist eben wie ein Rausch.

Und bald erwies sich's, daß mein Bedürfnis wohlbegründet gewesen; ich wurde ins Verhörzimmer zu Dunker gerufen, und er trat mir unter Zeichen der Trauer und des Beileids entgegen. „Unglücklicher!" rief er, „Sie sind in Halle Burschenschafter gewesen!" — „Nun?" — „Das hat man jetzt nach sechs Wochen entdeckt, und nun hat man hinreichenden Grund zu längerer Haft. Jetzt werden Ihre Schriften Nebensache, jetzt beginnt eine Kriminaluntersuchung

gegen Sie." — „Wegen einer Burschenschaft?" — „Jawohl! Wer der Teilnahme an der Burschenschaft überwiesen ist, wird zu sechs Jahren Festungsstrafe verurteilt." — „Mehr nicht?" — „Diese Gesetzesbestimmung existiert. Sie ist entstanden infolge der Ermordung Kotzebues durch Sand, infolge des Wartburgfestes, infolge der langen Mainzer Untersuchungskommission, infolge des Hambacher Festes, infolge des Sturmes auf die Konstablerwache in Frankfurt, infolge der politischen Tendenz in der Burschenschaft, welche seit der Julirevolution auf den Universitäten ausgebildet worden ist." — „Aber ich bin ja drei, vier Jahre vor der Julirevolution auf der Universität in Halle gewesen, und damals — es sind sieben Jahre her — hat kein Mensch, auch kein Burschenschafter an eine Revolution gedacht." — „Einerlei. Burschenschaft, sagt man, ist Burschenschaft. Dies Wort ist eine kriminelle Parole, und mit dieser bloßen Anklage sind Sie uns, der Polizei und der Stadtvogtei, entzogen, sind Sie der Hausvogtei verfallen; ich muß Sie hinüberbringen, der Wagen wartet unten schon."

Dies war Tells Geschoß — das Geschoß des Herrn von Tzschoppe.

„O Varnhagen," rief ich, „dein Wort wird Wahrheit!" Wie Buckingham in „Richard dem Dritten", als er zum Tode geführt wird, ruft: „O, Margarete, dein Fluch geht aus!"

Sechs Wochen hatte ich in der Stadtvogtei gesessen; sie sollten die Honigwochen meiner Gefangenschaft werden.

Es war Sonntag nachmittags, als ich neben dem Polizeirate Dunker hinüberfuhr in die Hausvogtei. Die Leute eilten geputzt vorüber, um sich irgendwo draußen zu erfrischen, es war strahlender Hochsommer; nur mir war tiefer Schatten beschieden. Tiefer Schatten. Kein Sonnenstrahl dieses Vierunddreißiger Weinsommers hat mich mehr beschienen; nach Monaten erst brachte mich die sogenannte Freistunde in einen

schmalen, gegen Norden gelegenen Hofraum, welcher sorgsam von der Sonne gemieden wurde. Und ich liebte von Jugend auf wie ein Perser die Sonne.

Mit einem warmen Händedrucke schied Dunker von mir im Vorraume der Hausvogtei, der so harmlos aussah wie das Vorzimmer zu einer Bürgerwohnung. Sofort aber änderte sich die Szene, ich wurde durch schmale Gänge in einen ganz kleinen dunklen Raum geführt, und dort wurde mir der Charakter eines Verbrechers aufgeprägt. Das heißt, ich wurde am ganzen Leibe visitiert, und alles was man bei mir fand, wurde weggenommen, in erster Linie mein Geld; Bücher und Zigarren, welche ich mitgebracht, desgleichen. Dann ließ man mich, den halb Entkleideten, stehen, ging fort und verschloß die Tür, vor welcher eine Schildwache auf und nieder ging. Daraus schloß ich mit Recht, daß der kleine dunkle Raum meine jetzige Wohnung wäre. Er war es mehrere Monate lang — die traurigsten meines Lebens.

Warum er so dunkel war? Er hatte nur oben unter der Decke ein kleines Fenster, und dies war von außen verfinstert durch eine Blechblende. Nur oben war eine Handbreit Raum frei gelassen in dieser Blende, so daß ich, wenn ich unten an die Wand trat, eine Handbreit blauen Himmel sehen konnte. Ein nackter Tisch von Fichtenholz stand da; aber auch wenn ich auf den Tisch stieg, reichte mein Kopf nicht bis zu der blauen Lichtspalte.

Außer dem Tische ein Schemel, eine Bettstatt, ein blechernes Waschbecken, ein Nachttopf — dies war mein ganzes Mobiliar. Kein Buch, kein Blatt Papier, ich war lediglich auf mich angewiesen in diesem düstern Raume, auf meine Gedanken. Eine fürchterliche Anweisung, wie ich bald erfuhr. Wenn die Gedanken gar keinen Abfluß, gar keinen Abschluß finden, so verwirren sie sich, so fallen sie einander gleichsam in die Haare, man faßt seinen Kopf in beide Hände, als

wollte und könnte man verhindern, daß er im Wahnsinn auseinanderspringe.

Wie oft während dieser ersten Monate bin ich mit dem Schädel ins Bett hineingefahren, um das Handgemenge meiner Gedanken zu betäuben, zu ersticken.

Wenn ich des Morgens aufwachte und des trüben Raumes, des absolut leeren Raumes wieder ansichtig wurde, da gähnten mich sechzehn Stunden an wie eine öde Wüste. Das Nichts, das gräßliche Nichts lag vor mir.

Ich Tor fand auch nicht das einzige aus, was retten konnte; erst später fiel mir's ein, daß einem in protestantischen Ländern ein Buch nicht verweigert werden kann — die Bibel! Sie wäre mir ja eine unerschöpfliche Fundgrube gewesen.

Ein Buch! ein Buch! Umsonst rief ich, umsonst schrie ich danach, und wenn ich schrie, so ward draußen der Gewehrkolben auf den gepflasterten Fußboden gestoßen, und in rauhem Tone wurde das Wort „Ruhig!“ hörbar, zum Zeichen, daß ich schweigend verzweifeln sollte.

In den ersten Tagen ließ man mich auch auf das erste Verhör warten. Endlich ward ich dazu abgeholt, und ich griff hastig nach meinem Hute. „Nichts da!“ rief mein mürrischer Gefangenwärter, ein robuster Pommer, welcher dreimal des Tages mit sehr reizlosen Nahrungsmitteln bei mir eintrat, „nichts da! Hier wird kein Hut getragen!“

Ich war indes zu jedem Widerstande entschlossen, stülpte meinen Hut auf den Kopf und spielte nach Kräften einen erbärmlichen Herrscher. Der Instinkt sagte mir: Wenn du, einmal draußen, irgendwie entspringen kannst, so brauchst du einen Hut. Eben deshalb verbot ihn wohl auch mein Pommer. Mein handelnder Widerspruch imponierte ihm aber doch: er ließ mich gewähren.

Ich kam in sonnige Zimmer hinauf, welche auf den Schinkenplatz, jetzt Hausvogteiplatz geheißen, blickten. Meine Augen, von der steten Dunkelheit des „Loches“ geblendet —

wie ich später erfuhr, trug meine Zelle diesen Beinamen — zitterten und zuckten, aber mein Herz schlug hoch auf, ich sah ja in der Ferne Menschen wandeln, sah, daß die Welt noch bestand, noch in Bewegung war.

Ein kleiner Mann in dunkler, dürftiger Kleidung trat ein, betrachtete mich schweigend und begann in ganz wohllautender, sanfter Stimme das Verhör. Das Gesicht, blaß, war ein wenig gelblich angehaucht, das dunkle Haar war kurz geschoren. Seinen Fragen war abzumerken, daß er sie schon tausendmal getan, daß er blasiert dafür war und sie geschäftsmäßig erledigte. Natürlich! Die ganze Hausvogtei saß voll von sogenannten Demagogen, und der Mann hatte schon Jahrzehnte vorher die Untersuchung gegen Demagogen geführt, er war schon in Mainz bei der Zentraluntersuchungskommission gewesen, mit einem Worte, es war Dambach. „Der preußische Reim auf Hambach," sagten die Gefangenen in der Hausvogtei.

Er war, wie ich später erfuhr, entsetzlich verhaßt bei den Gefangenen, und es wurden ihm grausame Malicen nachgesagt. Ich möchte das nicht nachsprechen. In solchem Gefangenhause herrscht immerwährender unterirdischer Krieg, und der Chef des Hauses, welcher abzuwehren und Geständnisse zu entlocken hat, wird von selbst Zielpunkt des Hasses. Hier doppelt, denn dieses Heer von Demagogen bestand aus lauter jüngeren Männern von Bildung, und der Inhalt des Verbrechens war so ganz und doch so vag politische Parteisache, daß diesen Männern jede Maßregel wie tyrannische Grausamkeit erscheinen mußte. Aus dieser Stimmung erwuchs Trotz, und weil kräftige Naturen unter ihnen waren, so entwickelte sich unter den Gefangenen auch rächende Bosheit, welche dem Chef des Hauses täglich zu schaffen machte. Am Ende war Dambach selbst ein Leidender. Er war es darum, weil er Verstand genug hatte, das Mißliche eines Staatswesens zu übersehen, welches so viele junge Leute um

vage Staatsbegriffe peinigte und erbitterte. „Diese jungen Leute werden alle deine persönlichen Feinde," sagte er im stillen; „tritt eine Änderung ein im Staatswesen, so wirst du die Zielscheibe von tausend Pfeilen."

Das sah ich ihm freilich beim ersten Verhöre nicht an, aber ich habe fast drei Vierteljahre mit ihm zu tun gehabt, und habe also seinen Charakter studieren können.

Bei den ersten Verhören, ja monatelang war er mir gegenüber ganz Kreatur Tzschoppes: Inquisitor eines heimlichen allmächtigen Gerichtes. Ein schwarzer Schleier lag auf der ganzen Welt; unter diesem Schleier gähnten Abgründe links und rechts, in welche man stürzt, wenn man nicht der Regierung ganz zu Willen ist. Man brach nicht gerade den Hals, wenn man hinunterstürzte, nein, vom Schafott sprach er nicht, er hatte moderne Inquisitionsallüren, aber ewiges Verweilen unten in einem dieser Abgründe, ewiges Gefängnis war die Losung, welche er nicht verschweigen zu dürfen glaubte. Aus Menschlichkeit wollte er nicht verschweigen, was ein armes Menschenkind treffen könnte, welches, wie ich, nicht schleunigst seinen Frieden besiegeln wollte mit der Regierung. Er senkte sein bleiches kleines Haupt auf die Brust, rieb sich die Hände und sprach halblaut vor sich hin: „Mein Gott, darin haben Sie ja recht, Herr Laube, bei dieser Anklage gegen Schriften wie die Ihrigen und gegen Teilnahme an einer alten Burschenschaft kommt nicht gar viel heraus an Festungsstrafe, etwas immerhin, aber nicht gar viel. Das weiß ja die Regierung! Und weil sie's weiß, muß sie zu ihrer eigenen Sicherheit dafür sorgen, daß ein ihr unbequemer Schriftsteller so lange wie möglich verhindert werde, wieder in die Freiheit zu kommen. So lange wie möglich. Was ist denn aber nicht möglich bei Untersuchungen! Es findet sich immer neuer Anlaß. Wer weiß, ob der Anlaß je für Sie endet; ich an Ihrer Stelle würde beizeiten meinen Frieden machen und besiegeln."

Als dies so hingesprochen war, daß es entweder unter den Tisch fiel oder auf dem Tische liegen blieb, der uns trennte, hörte plötzlich das Händereiben auf, und die Augenlider hoben sich, der Blick ruhte auf mir —

Ich schwieg. Die Wirkung auf mich war ungeheuer; ich hatte nichts gehört als dies völlige Nein der Freiheit. „An Anlaß zu immer neuer Untersuchung wird's nicht fehlen," das Gefängnis wird sich also nie wieder für dich öffnen!

Mein Schweigen dauerte ihm zu lange, sein Gesicht zog sich in kleinen Falten verdrießlich zusammen, er stand auf, öffnete die Nebentür und rief den Referendarius herbei, welcher das Protokoll niederzuschreiben hatte.

Dambach war ein Dienstmann. Hätte der Dienst liberale Grundsätze gebraucht, er hätte auch damit aufwarten können. Ich glaube sogar, das wäre ihm lieber gewesen. Aus einem kleinen Orte der Provinz Sachsen nach Berlin berufen — ich glaube, weil er damals in Mainz Protokoll geführt — wollte er sich der Auszeichnung und jeder Aufgabe würdig bezeigen. Unerbittliche Strenge gegen die liberalen Umtriebe, das war die Losung, und diese Losung prägte er sich gewissenhaft ein. Allmählich wurde er ihr wirklich untertan, denn die tägliche Speise, welche wir genießen, bestimmt ja die Beschaffenheit unseres Blutes.

In diesem Sinne hatte ich durch mein Schweigen sein Wohlwollen verscherzt; er behandelte mich mürrisch und streng, ganz so wie einen Verstockten, den man mürbe machen will.

Das Verhör ließ zunächst meine Schriftstellerei ganz beiseite, die Fragen nach meiner Burschenschaft bildeten den ganzen Inhalt. Kennen Sie den? Kennen Sie jenen? Kennen Sie diesen? Diese Fragen mit ganz richtigen Namen belehrten mich, daß ich es mit einem Sachverständigen zu tun hätte, welcher wahrscheinlich mehr wußte von jener halleschen Studentenzeit als ich selbst. Namen, welche ich lange vergessen, wurden mir abgefragt, und wenn ich zögerte

mit meinem Eingeständnisse, daß sie in unserem „Kränzchen“ gewesen, da lächelte Dambach unheimlich und gab dem Protokollführer einen Wink.

Viele Monate später erst hab' ich entdeckt, was dieses Lächeln bedeutete. Mein Zögern nämlich gab den voraus verkündeten „Anlaß“ zu neuer, zu längerer Untersuchung. Da war ein Kränzchenmitglied aus Hinterpommern, auf das ich mich nicht besinnen konnte, eines aus Oberschlesien, eines aus der Rheinprovinz — nun hatte das Gericht Auftrag zu geben nach Hinterpommern, nach Oberschlesien, nach der Rheinprovinz, Auftrag zu gerichtlicher Nachforschung, ob die genannten Kränzchenmitglieder den p. p. Laube gekannt hätten. Das kostete so und so viel Wochen, ja Monate, welche meine Untersuchungshaft verlängerten. Dazu lächelte er.

Es erscheint jetzt unbegreiflich, daß um solchen Krames willen eine Kriminaluntersuchung geführt werden konnte gegen einen jungen Menschen, und nicht gegen einen, gegen Hunderte. Im Jahre 1826 und 1827 bestand in Halle gar keine organisierte Burschenschaft, und in diesen Jahren war ich in Halle Student gewesen. Strenge Maßregeln der Regierung hatten zur Folge gehabt, daß die formelle burschenschaftliche Verbindung aufgelöst worden war von den Studenten selbst. Die Verbindung lag in Trümmern; wir hatten nur die Tradition der Verbindung und erhielten nur einen Übergang zu einer neuen, welche zu günstiger Zeit wieder errichtet werden sollte. Diesen Übergang bildeten sogenannte Kränzchen. Fünf bis zehn Studenten bildeten ein Kränzchen, kamen jeweilig zusammen und besprachen sich über burschenschaftliche Dinge und Grundsätze. In ganz harmloser, von praktischer Politik himmelweit entfernter Weise. Wenn überhaupt Politik in Rede kam, so war von den eben herrschenden Zuständen des Staates gar nicht die Rede — wir lasen gar keine Zeitungen — sondern nur von geschichtlichen, von idealen Zuständen des Vaterlandes. Der Hauptgedanke war,

daß alle deutschen Stämme zusammengehörten und ein Ganzes bilden sollten. Wie? Das kam gar nicht in Rede, wir hatten gar keine politischen Pläne. Das Hauptgespräch bildete die burschenschaftliche Literatur, welche unser Stolz war: die Bücher von Haupt und Herbst, aus denen Abschnitte vorgelesen wurden. An diese Vorlesungen knüpfte sich eine Besprechung der burschenschaftlichen Grundsätze, deren Charakter patriotisch und moralisch war. Sonst ging nichts vor in solchem „Kränzchen“. Und ein Kränzchen wußte nichts vom anderen, verkehrte nie als solches mit dem anderen.

Das alles wußte, wie ich später erfuhr, Dambach ganz genau, und dennoch behandelte er dieses unschuldige Kränzchenwesen wie eine staatsgefährliche Verschwörung und unterwarf sie kriminalistischer Strenge. Ist es glaublich? Nein. Künftige Geschichtsforscher werden es für einen Mythus erklären. Aber die Staatsleute, wenn sie sich bedroht glauben in ihrer Tendenz, werden durch die unbarmherzige Logik zu Konsequenzen fortgerissen, welche am Ende wie Witze erscheinen. Daß solche Witze schließlich wie Grausamkeiten wirken, das muß mit Achselzucken hingenommen werden. Dambach zuckte auch die Achseln und sagte: „Ja, lieber Herr, wenn Sie regieren und mit so prinzipiellen Gegnern zu tun haben, da werden auch Sie zu allgemeinen Maßregeln greifen, und es wird auf gutes Glück ankommen, ob Sie dabei nicht auch zu Grausamkeiten genötigt werden. Ein weiser Mann schließt in solcher Lage beizeiten seinen Frieden. Was bedeutet er denn? Die Staatsprinzipien wechseln ja doch wie die Jahreszeiten. Wer geht denn während des Sommers im Pelzrocke oder während des Winters in Nankinghosen?“

Hiemit wurde ich entlassen und wieder ins „Loch“ geführt. Von nun an war meine Existenz in demselben ein immerwährendes Sterben. „Man wird dir nie die Freiheit wiedergeben; du hast dein Testament zu machen“ — dies war das furchtbare Resultat jenes Verhörs.

Der Abschied vom Leben ist für einen alten Mann schwer genug, denn die Grundbedingung jeder Kreatur ist das ihr inwohnende Bedürfnis des Lebens — was bedeutet dieser Abschied einem jungen Manne!

Es blieb keine Hoffnung als die auf einen Wechsel in der Regierung, und wie fern lag die! Im preußischen Staate war die zweifellos überherrschende Stimmung eine gehorsame. Die große Mehrzahl auch der Gebildeten hegte wohl liberale Gesinnungen, aber man hielt sie für vereinbar mit einem absoluten bureaukratischen Regimente. Man beklagte es, wenn dies Regiment zu Verfolgungen griff, aber man meinte: Das wird vorübergehen; Vernunft und Billigkeit werden sich schon wieder geltend machen. Von einer Energie in Forderungen des Liberalismus wie in Baden war gar nicht die Rede. Der König ferner war bejahrt; an eine Änderung in seinen Ansichten war nicht zu denken. Er war hineingeärgert in strenge Maßregeln gegen neue Ideen und war von seiner Berechtigung überzeugt. Und wie seine Überzeugung, war auch seine Gesundheit fest — es stand gar kein Wechsel in naher Aussicht.

So schlichen denn die dunklen Tage in jenem „Loche“ über mich dahin, und die Tage wurden Wochen, die Wochen wurden Monde — es war nicht bloß Langeweile, es war die Langeweile der Verzweiflung. Die geistigen Fähigkeiten erschlafften, die Phantasie allein wirtschaftete, die Phantasie des Fiebers. Rand- und bandlos flog sie umher. Das Leben, auch das einfachste, ist ein Kunstwerk; es gibt aber kein Leben, es gibt kein Kunstwerk ohne feste Punkte, um welche die Bewegung ihre Linien zieht. Diese festen Punkte fehlen einem Menschen, der täglich vierundzwanzig Stunden im Dunkeln allein sitzt und nicht den kleinsten Anhalt hat zu irgend einer Beschäftigung. Ich will den Zustand hier nur andeuten, weil ich ihn schon einmal beschrieben habe, und zwar im letzten Buche des „Jungen Europa“, genannt

„Die Bürger“. Damals waren mir alle Einzelheiten dieses wüsten Leidens noch lebendig; ich saß noch im Gefängnisse, ich saß im sechsten Monate, und die Feder, welche ich endlich erhielt, konnte frisch alle peinlichen Eindrücke aufs Papier zeichnen. Jetzt liegt es verwischt hinter mir in schwarzgrauer Dämmerung.

Das abscheuliche Gespenst Hypochondrie setzte sich natürlich zu mir auf den harten Sessel und verließ mich auch im dürftigen Schlafe nicht. Natürlich, denn es fehlten dem Körper freie Luft und Bewegung. Auch die klägliche Freistunde im engen Hofraume fehlte in der ersten Zeit dem Gefangenen, welcher „mürbe gemacht“ werden sollte. Ich meinte oft: Wenn du Dante sprechen könntest, du hättest ihm vielleicht einige Geistesqualen mitzuteilen, welche in seiner „Hölle“ nicht vorkommen. Die Furcht vor wirklichem Eintritte und Ausbruche des Wahnsinnes namentlich. Diese Furcht war die schärfste Kralle, welche mich zerfleischte. Hinunter! hinunter, Hypochondrie! stöhnte ich mit dem alten König Lear, dessen berühmtes Wort: „Mein Geist beginnt zu schwärmen“ wie eine Bremse um meine Ohren summte.

In schweren Unglückstagen erkennt man die echten Dichter; sie bleiben uns, wenn uns alles verläßt. Wie oft hab' ich damals Goethesche Verse vor mir hingesprochen und eine Kräftigung in ihnen gefunden, wie oft den einfachen Vers hergesagt:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr ew'gen Mächte!

Sie machen die Tränen fließen und bringen doch eine Genugtuung, denn sie bringen den einsam Verlorenen in einen großen Zusammenhang.

Wochen vergingen, ehe ich wieder zu einem Verhör ge-

holt wurde; die kindischen Nachrichten aus Hinterpommern, Oberschlesien und der Rheinprovinz gingen so langsam ein! Zur Abwechslung, wenn sie gar zu lange zögerten, wurde eine Verhandlung eingeschoben über meine Schriften. Diesmal nicht über „Reisenovellen“, sondern über mein erstes Buch: „Das neue Jahrhundert. Polen“. Der Abriß polnischer Geschichte und die Erzählung des Revolutionskrieges von 1830 bot Anhaltspunkte zu Verbrechen. Umsonst berief ich mich auf das Recht der Geschichtschreibung, das hier noch dazu einen fremden Staat, ein fremdes Volk betreffe. Dambach lächelte mitleidig und sagte: Der Kaiser von Rußland ist Preußens Verbündeter, und er ist auch noch der Schwiegersohn unseres Königs. Was ihm Übles nachgesagt wird, das ist auch bei uns strafbar.

Und die Folge hat gezeigt, daß Dambach auch darin recht hatte, daß auch das Gericht in Preußen strafbar fand, was gegen den Kaiser von Rußland in Leipzig gedruckt worden war.

Ich hörte das beinahe gleichgültig an, ich war bereits abgestumpft. Etwas mehr oder weniger an Strafbarkeit, was bedeutete das in meiner Lage! Meine Aufmerksamkeit war nur auf das Fenster gerichtet; ich lebte nur noch von der fixen Idee einer Flucht. Jenes Fenster ging auf den sonnigen Hausvogteiplatz hinaus, es lag im ersten Stocke, und dieser Stock war nicht eben hoch. Unterhalb des Fensters draußen war ein Sims, zwei Hände breit; auf den konnte man treten, das war ein Fußbreit Gewinn nach unten; der Sprung aufs Pflaster hinab war kein übermäßiges Wagnis. Brach man kein Bein, so schritt man weiter, den Hut hatte ich ja; es war möglich, daß man ohne besonderes Aufsehen von dannen kam. Dambach wurde zuweilen abberufen, ich war dann mit dem protokollführenden Referendarius allein, und dieser litt ersichtlich unter seiner Aufgabe, er verhielt sich äußerst passiv. Er schenkte mir sogar ein freundliches

Wort, wenn Dambach hinaus war, er wendete nichts ein, daß ich aufstand und ans Fenster trat — er blickte nicht auf, als ich die Hand ans Fenster legte, um es aufzumachen.

24.

Dambach trat ein, ehe ich das Fenster öffnen konnte, und bewahrte mich vor einer wahrscheinlichen Torheit. Denn wenn ich auch glücklich hinunter und wenn ich auch glücklich weiter entkam, was wäre aus mir geworden, der ich nicht einen Groschen Geld besaß und eigentlich nur zwei Personen kannte, Varnhagen und Glaßbrenner? Glaßbrenner wohnte im Gasthofe, dort durfte sich ein entsprungener Sträfling nicht blicken lassen, und Varnhagen, einen Geheimrat, dem der Staat Gelder zahlte, durfte ich doch nicht kompromittieren.

Damit tröstete ich mich, als ich wieder einsam in meinem „Loche" saß und Woche auf Woche vorüberschlich wie eine graue Schnecke.

Nach ungefähr zwei Monaten trat eine kleine Verbesserung ein; die Novizenzeit war überstanden, weil Dambach offenbar gelangweilt war von meiner unergiebigen Prüfungsfolter. Denn „das Loch" wurde als Prüfungsfolter angesehen; ich wurde umquartiert. Die neue Wohnung war nicht viel besser, aber sie war besser. Das einfenstrige Stübchen war etwas länger, und das war von Wichtigkeit, da man den ganzen Tag nichts zu tun hatte, als auf und nieder zu laufen, und das Fenster war niedriger angebracht. Es hatte seine Blende wie im „Loche", aber weil es nicht mehr oben an der Decke war, so ließ es etwas mehr Licht herein, die Handbreit Himmel in der Spalte zwischen Fenster und Blende schien erreichbarer.

Noch mehr! Meine bitterste Klage, daß ich kein Buch bekäme, wurde gestillt: es wurden mir Bücher verabreicht.

O, das war ein Festtag! Ja wir Toren können viel Feste haben auf dieser Erde, wenn wir unsere Ansprüche sparsam einzurichten verstehen!

Die Enttäuschung folgte freilich auf dem Fuße, als ich über die Bücher herfiel und sie kennen lernte. Es waren eigentlich keine Bücher, es war der letzte „Einlauf“ von Neuigkeiten für den Redakteur der Eleganten Zeitung. Der Mann von Fach weiß, wie wenig das bedeutet. In Deutschland wird so unglaublich viel Unnützes, Oberflächliches, ja Nichtiges gedruckt, daß solch ein „Einlauf“ oft kaum ein Korn enthält in breiter Spreu. Dies leichte Gedrucktwerden ist nur bei uns zu Hause, so wie das dilettantische Dramenschreiben, welches Spektakel macht in den Zeitungen, leeren Spektakel über das leere Nichts.

Unter den unnützen Broschüren fand sich aber doch ein Lieferungsheft „wirtschaftlichen Lexikons“, dessen einzelne trockene Artikel Knochen gaben für meine zerflatternden Gedanken. Über einen „Pflug“ oder Küchengerät konnte ich nun nachdenken: das war doch eine Vorlage. Zuletzt, welch ein Fund zeigte sich, ein wirklicher Band, ein ganzer Band, ein vollständiges Buch, das war eine wahre Entzückung! Inhalt für Tage, ja für Wochen! So viel bedeutet ein Buch, wenn man völlig einsam und geistiger Nahrung bis zum Verhungern bedürftig ist. Meine Freude stieg bis zum Jubel, als ich sah, daß es ein Band von Rankes „Päpsten“ war, also eine tief gehaltvolle Nahrung. Alle Not war vergessen, es waren Festtage eingekehrt in meine erbärmliche Zelle, und sogleich ging es an den Genuß.

Bald aber erkannte ich mit Schrecken, daß dies mit großen Lettern gedruckte Buch zu schnell von mir verzehrt wurde, was dann? Ich hielt inne, ich las jede Seite zweimal, um langsamer ans Ende zu kommen. Ein Königreich für einen Bleistift und einige Blätter Papier, um Bemerkungen aufzuschreiben! Nichts da! Bleistift und Papier

blieb versagt — das Buch und die nichtigen Schriften waren bald durchgelesen, und die frühere Öde trat wieder ein. Tag auf Tag, Woche auf Woche kroch über mich hin; auch die Verhöre, welche doch eine Abwechslung waren, hatten aufgehört; ein Vierteljahr war längst vorüber; der Stumpfsinn hüllte mich in seinen wollenen Mantel.

Da kam ein Ereignis. Ich hörte Geräusch neben meiner Zelle, ich verstand die Worte nicht, aber ich hörte sprechen. Bis jetzt war es links und rechts neben mir totenstill, meine Nachbarzellen waren unbesetzt gewesen. Jetzt wurde die eine bezogen; ein Leidensgefährte wurde dort einquartiert. Das versprach Unerhörtes für die Leere meines Lebens. Wenn ich das Geräusch des Sprechens vernommen, wer weiß, ob man nicht den Punkt entdecken konnte, an welchem auch ein Wort verstanden werden konnte. Schon dies Probieren, diese Untersuchung war ja eine Tätigkeit.

Als der Abend kam, begann ich diese Tätigkeit. Sobald die auf und ab schreitende Schildwache vor unseren Türen abwärts ging, fing ich an zu klopfen. Keine Erwiderung. Ich versuchte es an anderer Stelle der Mauer. Nichts. An drei, an zehn anderen Stellen. Ich operierte mit meinem Schemel, den ich selbst aufs Bett setzte, bis zur Decke hinan — umsonst! Erschöpft legte ich mich nieder, erschöpft, weil der Körper matt war von der langen Verschlossenheit; aber doch belebt: ich hatte doch was zu tun! Hört es der Nachbar wirklich nicht, oder —? Jawohl, das wird's sein: er ist neu, er hat noch Gedanken, die Stille und Einsamkeit ist noch nicht still und einsam genug für ihn, die Außenwelt rumort noch in ihm; morgen, übermorgen wird es ruhig in ihm werden, und da wird er dich schon vernehmen. Beglückt schlief ich ein mit Schillers Worten:

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Damit er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.“

Das ermüdende Gleichmaß! — Am dritten Tage erwiderte der Nachbar mein Klopfen, und nach einer Woche hatten wir den Punkt entdeckt im Winkel der Mauer, wo anfangs einzelne Laute, später ganze Worte verstanden wurden. Es war eine außerordentlich langsame Verständigung, denn jedes einzelne Wort mußte zuweilen dreimal, fünfmal gesprochen werden, und die kleinen Verbindungsworte mußte man sich ergänzen. Aber es war doch eine Verständigung.

Mein Nachbar war ein Thüringer, war auch wegen einer Burschenschaft eingesperrt und war — das klingt wie erfunden! — in Schlesien ebenda Hauslehrer gewesen, wo ich ein Jahr lang gehauslehrert hatte. Und doch waren es bald nicht die leichten Anknüpfungen an Bekanntes, welche mich am meisten interessierten, es war sehr bald der neue Charakter eines Menschen, welcher mich am besten beschäftigte, der Charakter eines Menschen, den ich nur durch die kaum hörbare Stimme kennen lernte. Dies gab zu denken, gab zu folgern, dies allein war fruchtbar.

Es war ein guter Mensch von reichlicher, ehrlicher Bildung, sanft und human; es war keine Faser in ihm, welche Gefängnis verdient hätte. Aber Gefängnis war eben die Losung des Tages.

Eines Morgens gab's Geräusch in seiner Zelle, und dann wurde es ganz still. Mein Klopfen fand keine Erwiderung mehr, er war fort. Fortgebracht oder frei? Ich wußte es nicht, ich weiß es nicht, ich habe über zwanzig Jahre lang nichts wieder von ihm gehört. Jetzt erst, nach fünfundzwanzig Jahren, kommt mir aus der Schweiz ein Buch ins Zimmer, „Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne. Eine Reihe akademischer Vorträge von Dr. Karl Robert Pabst, Professor der deutschen Literatur an der Hochschule zu Bern“. Das Buch ist mir gewidmet, es ist ein gutes Buch, und sein Verfasser ist mein Zellennachbar

aus der Hausvogtei. So setzen wir unsere Unterhaltung fort, ohne uns zu sehen.

Nun war ich wieder trübselig, einsam; ich saß bereits im fünften Monate. „Das wird wohl nie mehr anders werden in diesem Leben!“ seufzte ich vor mich hin, der Dambachschen Worte eingedenk. Die Gewohnheit des Elends macht doppelt elend; denn man verliert die Kraft des gesunden Willens. Der krankhaft gewordene Wille arbeitet sich ab mit phantastischen Unmöglichkeiten; man kann nicht mehr schreiten und will deshalb fliegen. Gerade das Fliegen aber kann ja noch immer nicht erfunden werden für uns Menschenkinder, die wir Eisenbahnen und Telegraphen zuwege gebracht. Ein Mensch, der fliegen will, wird also zunächst wohl ein Schwachkopf. In ruhigen Augenblicken, des Morgens beim Erwachen vorzugsweise, gestand ich mir's öfters ein: „Du kommst dem Kretin immer näher.“

Da meldete sich der Roman wieder, der Roman im Leben, der mich fortwährend begleitet hat: die Zelle auf der anderen Seite wurde eines Tages besetzt, und der neue Nachbar war ein naher Bekannter. Die Wand, obwohl noch dicker auf dieser Seite, vermittelte auch diese Entdeckung. Es war ein Schlesier, mit welchem ich in Breslau studiert, mit dem ich zusammen gewohnt, den ich eingeschlagen, dem ich die Traditionen der Burschenschaft überliefert hatte. Mit diesen Traditionen hatte er in Breslau eine Burschenschaft gestiftet, und dieser Stiftung wegen war er jetzt mein Nachbar in der Hausvogtei. Er hatte Grund, mich zu verwünschen, und er tat es auch; er war ein energischer Mensch, der leicht in Grimm ausbrach. Es war ihm aber auch ergangen, daß er Grund hatte, grimmig zu werden. Die ganze Universitätsspielerei lag weit hinter ihm, selbst die studierte Wissenschaft; er war als kräftiger Naturmensch Landwirt geworden, baute sein Feld, pflegte seinen Forst und dachte mit keiner Silbe mehr an burschenschaftliche Träume. Da holt man ihn wegen

solcher vergessener Träume vom Pfluge weg und sperrt ihn ins Gefängnis. Er tobte wie ein Löwe im Käfig umher, der lange „Tannebaum“, wie er seiner hohen Gestalt wegen in Breslau genannt wurde, und in die Wandecke schrie er zuweilen so brüllend hinein, daß die Wache den Gewehrkolben aufstieß und grell Ruhe gebot.

Es hatte etwas Erfrischendes, in dieser öden Niedergeschlagenheit einen aufbäumenden Menschen zu entdecken, und diese Erfrischung wuchs, als der Hausinspektor eines Abends vor mir stehen blieb, um mir eine Mitteilung zu machen. Dieser schweigsame, übrigens höfliche Mann revidierte jeden Abend die Gefängnisse und hatte mich ersichtlich im Verdachte, daß ich entweichen, daß ich ausbrechen wollte. Zu wiederholten Malen wenigstens befühlte er die Eisenstäbe an meinem kleinen Blendenfenster.

Jetzt machte er mir die Mitteilung, daß ich einen Genossen in meine Zelle bekommen würde. Endlich! Das gab eine unruhige Nacht! Wer wird es sein?!

Es war der „Tannebaum“ selbst. Der Herr Inspektor hatte keine Ahnung, daß wir Bekannte wären; er stellte uns wie im Salon einander förmlich vor, und wir verbeugten uns gegeneinander stockernsthaft.

Nun folgten einige Tage, in denen die Gefängnisnot vergessen war. Nur Tage! Die enge Zelle quälte uns bald, es blieben nur ein paar Quadratfuß übrig, um zu schreiten, und der Charakter des „Tannebaum“ brachte mich in eine neue Pein, ja geradezu in Gefahr. Wer Oehlenschlägers Tragödien gelesen, der wird begreifen, was ich meine. Dieser dänische Dichter, der seine Stücke selbst in ein leidliches Deutsch übertrug und nur bei entscheidenden Wendungen das richtige Deutsch nicht treffen konnte, schildert mehrmals in seinen Helden die sogenannten „Berserker“. Diese Berserkerwut ist den nordischen Recken eigen wie eine Familieneigenschaft. Es ist nicht bloß Jähzorn, es ist ein andauernder Zustand höchsten

Grimmes, der nicht hört und sieht und auf alles losschlägt, was in der Nähe ist, auf Götter, Menschen und Tische. Mein „Tannebaum“ war nahe daran, ein solcher Berserker zu werden. Er fand es so über alle Maßen frivol und ungerecht, sich Lappalien halber aus dem Leben gerissen und ins Loch gesteckt zu sehen, daß er bei der kleinsten Veranlassung in ungemessene Wut geriet und in unserer Nußschale von Zelle alles in Trümmer zu schlagen drohte.

Nach langer Windstille also Sturm, ich war geradezu lebensgefährdet. Ein Schachspiel war uns gestattet worden — dies war ein Geschenk der Danaer. Nach einigen schrecklichen Erfahrungen mußte ich sorgfältig darauf bedacht sein, ihn gewinnen zu lassen. Eine verlorene Partie war für ihn Veranlassung zu einem Wutausbruche, welcher in diesem Falle direkt gegen mich gerichtet war. Und das in so engem, dreifach verschlossenem Lokale! Wir konnten uns morden, und nach sechs Stunden wurde es erst entdeckt. Ich durfte ihn aber auch durchaus nicht merken lassen, daß er mit meinem Willen gewann, das machte ihn noch toller. Ich mußte also mit Geschicklichkeit schlecht spielen.

Dennoch war dieser drohende Zustand besser als die frühere Öde. „Tannebaum“ war ein tüchtiger Mensch, brav und verständig, und allmählich wurden auch die Wutanfälle milder; es kamen Stunden, in denen wir ruhig philosophierten, und es wurde uns endlich auch die sogenannte Freistunde bewilligt, binnen welcher wir in einem kleinen, von hohen Mauern eingeschlossenen Hofe eine Stunde lang umhergehen durften bei jedem Wetter. Ich erfuhr dabei, daß der ewige Sommer vorüber und daß Winter in Berlin war. Ein halbes Jahr Gefängniszeit war vorüber. Wie leicht schreibt und spricht sich das, und welch eine schwere Last liegt darin!

Hiermit war aber auch der vierte Akt des Gefängnisdramas erreicht; nach sechs Monaten erhielt ich Tinte und Feder, ich konnte und durfte wieder schreiben. Mein Hand-

werkzeug war endlich da. Ich ergriff es mit einer Vehemenz, als ob das ganze Leben damit wiedergewonnen wäre.

Unser Hirn ist wie der Erdboden. Wenn dieser lange ruht, so entwickelt er eine gesteigerte Fruchtbarkeit, und wenn das Hirn lange nichts loswerden kann, so sammelt sich in ihm ein außerordentlicher Vorrat. Ich schrieb und schrieb nun und entdeckte des Vorrats kein Ende; es gab kein Gefängnis mehr für mich, und nur der ärgerliche „Tannebaum“ erinnerte mich daran. Er war ärgerlich, weil ihm, der nicht Schriftsteller, das Schreibegerät nicht soviel bedeutete wie mir, und weil ihn mein immerwährendes Schreiben vereinsamte. Und was schrieb ich nun in solcher Hast? Alle die schmerzlichen Eindrücke des verlorenen halben Jahres? Nein, ich schrieb plötzlich einen neuen Roman, an den ich meines Wissens während der Gefangenschaft in der Hausvogtei mit keiner Silbe gedacht hatte. Die Vorratskammern in unserem Haupte und die Triebfedern, welche selbst ohne unser Bewußtsein rastlos in unserem Haupte arbeiten, sind eben ein ewiges Geheimnis. Wir kommen ihm nicht bei mit all unserer gesteigerten Kenntnis der materiellen Punkte, auch wenn wir ihm täglich näher zu kommen meinen. Das Letzte des Geheimnisses bleibt immer übrig. Glücklicherweise ruht in ihm auch der Reiz, welcher unserem Leben die Spannkraft erhält. Denn was wir auswendig wissen, das ist uns auch erledigt

Ich schrieb die Fortsetzung des „Jungen Europa“ und ging entschlossen ab von der Art des ersten Buches: „Die Poeten“, welches in doktrinärer Absichtlichkeit befangen geblieben; ich meinte der vollen Romanform, der reinen Erzählung mich ganz hingeben zu können und in ihr einen Fortschritt für mich zu finden. „Die Krieger“ wurde der Titel, der letzte polnische Krieg, welchem ich so nahe gewesen, die Unterlage. Eine miterlebte, historische Aktion, deren Führer ich zum Teil persönlich gekannt, frei menschlich darzustellen, das schien mir gefangenem Menschen das leichteste. Selbst

untergegangen, hielt ich den Untergang einer Nation geeignet für meine Schriftstellerei. Das Nervengeflecht des Unglücks war mir so intim geworden in den langen, lichtlosen Tagen und schwarzen Nächten dieser sechs Monate!

Dieser bessere Zustand hielt einige Wochen an; dann sank die Flut wieder. Nichts einzunehmen und immerfort auszugeben im Schreiben, das konnte nicht von Dauer sein. Ich war kein Alexander v. Humboldt, von welchem Varnhagen stets ausrief: „Immerfort gibt er aus, und niemand sieht ihn einnehmen!“ — Man sah es übrigens nur nicht bei Humboldt, der allerdings immer sprach und nie hörte — wenn er allein daheim war, da sorgte er wie kaum ein anderer für Nahrung.

Ich wurde nach einigen Wochen wieder inne, daß wir auf unergiebiger kleiner Insel kläglich hausten, daß der eine sitzen bleiben mußte, wenn der andere die möglichen fünf Schritte hin und her machte, daß wir einander auswendig wußten und einander nichts Neues mehr zu sagen hatten, daß unsere philosophischen Betrachtungen der Langeweile entsprangen und öde, langweilig wurden, und daß wir uns innerlich für verlorene Geschöpfe hielten.

Da machte die träge Handlung unseres traurigen Dramas plötzlich einen neuen Schritt — wir wurden umquartiert, und, o Wonne! wir erhielten ein kleines Gemach, welches nur Eisengitter, aber keine Blende vor dem Fenster hatte und uns auf einen großen Hof des Gefängnisses blicken ließ. Wie geblendet vom Glücke standen wir da und starrten hinab. Wir sahen Menschen, sahen unsere Schicksalsbrüder, welche da unten ihre Freistunde abmarschierten. Wieder Menschen, und unter ihnen vielleicht sogar alte Bekannte! Richtig! Der Mann da im blauen Mantel ist „Klingssporn“, der zähe Burschenschafter aus Halle, mit welchem du Fuchs und junger Bursch gewesen bist, nach welchem Dambach dich so oft gefragt. Auch ihn haben sie also geholt. Ach, und wie sieht

er aus, der einst so frische Gesell! Krankheit hat ihm die Glieder schlotternd gemacht, er wankt wie ein Schatten in dem abgeschabten Mantel, er sieht herauf, er erkennt dich. Aber das große, blaue Auge, welches dich grüßt, zeigt die Feuchtigkeit des Abschiedes, des Abschiedes vom Leben, es treibt mir die Tränen ins eigene Auge.

Wie traurig das war, es enthielt doch wieder Lebenselemente; auch jener Todesblick aus blauem Auge hing doch mit dem Leben zusammen, um das gerungen wurde. In der nächsten Stunde kamen andere Bekannte; frischere Charakterstudien boten sich dar, die Hausvogtei war so voll! Der neue, zutraulichere Wärter erzählte uns, daß einige hundert Demagogen — das war unser Titel — die Zellen bevölkerten und dem Herrn Inspektor schrecklich viel zu schaffen machten. Sie wären so ungeduldig und so klug. Immer wieder würden Durchstechereien entdeckt, und ein weitläufiger innerer Zusammenhang unter diesen doch so sorgfältig abgesperrten Gefangenen. Es müßte Zauberei sein! Leise setzte er hinzu, er habe die Nachtstühle in Verdacht. Einer besonders, der lange Cornelius, sei der Schrecken aller Wärter und Dambachs selber, man fürchte sich vor ihm. — Vor einem Gefangenen! Wie überlegen mußte der Mensch sein! Wir kamen uns ganz klein vor und wurden außerdem inne, daß wir im abgelegensten Winkel Sibiriens gesteckt haben müßten. Jetzt erst entdeckten wir, daß wir einem Staate angehörten, und mit dieser Entdeckung kam uns ein großes, neues Interesse. Denn das Leben wird erst interessant, wenn der Mensch weitere Beziehungen gewinnt. Jetzt erst erwachten wir, indem wir bemerkten, es gäbe Mut auch in Fesseln, und dieser Mut bedeute auch da etwas. Nichts ist so ansteckend als Mut und Furchtsamkeit. „Wir sind Schächer gewesen, recken wir uns!“ rief Tannebaum, und reckte sich so, daß für mich kaum ein Winkel der kleinen Zelle übrig blieb, in welcher ich alle Schachpartien verlieren durfte.

Der Winter war überall im Abschiednehmen, auch draußen in der Luft, und die langentbehrte Sonne schien bisweilen geradezu in unsere Zelle herein; wir gehörten wieder zur Welt, obwohl wir eingesperrt waren, wir meinten ganz positiv, daß wir am Ende doch wieder Menschen werden könnten wie andere Menschen, ein Gedanke, welcher mir wenigstens solange gründlich vergangen war. Ja, der neue, freundliche Wärter schloß eines Tages zu ungewohnter Tageszeit unsere Tür auf und verkündigte mit auffallender Hast, ich sollte sogleich zum Verhöre gebracht werden. Ich? Zum Verhöre? Was gibt's für mich noch zu verhören?! Seit vielen Monaten ist davon nicht mehr die Rede gewesen.

„Er wird frei, Bennewitz?“ schrie Tannebaum, und Bennewitz antwortete nicht. Mir zuckte es elektrisch durch alle Glieder.

„Leb wohl! ich seh' dich nicht wieder; denn der Entlassene betritt die Gefängniszelle nicht mehr,“ sprach Tannebaum in leisem, tiefem Tone, welcher eine beim Tannebaum unerhörte Rührung atmete, und drückte mir die Hand, daß ich hätte schreien mögen vor Schmerz.

Es war so. Ein Spruch des Kammergerichtes endigte meine Haft; auf bloße Untersuchung war ich neun Monate gefangen gewesen, jetzt wurde ich entlassen gegen juratorische Kaution, daß ich mich dem Urteilsspruche nicht entziehen wollte.

Ich trat aus diesem Hause meiner Pein mit langem Atemzuge. Frei! Es regnete in Strömen, die Straßen waren ein Kotmeer; ich aber lief durch sie dahin, als ob sie paradiesisch wären. Ungenügend bekleidet, denn im heißen Sommer war ich verhaftet worden, ohne einen Pfennig Geld, denn meine ganze Barschaft war mir abgenommen und, wie es hieß, zur teilweisen Bestreitung meines Unterhaltes verwendet worden, dünkte ich mich doch ein Glückskind. Das ganze Leben hatte ja doch verloren geschienen, nun stand es mir wieder offen!

So glaubte ich wenigstens. Es war mir bei der Entlassung aufgegeben worden, mich sogleich beim Polizeipräsidenten von Berlin zu melden. Mein erster Weg durch Regen und Straßenkot ging also wieder zur Stadtvogtei hinüber, wo dieser Präsident residierte. Wie schön war jetzt dieser Weg trotz Regen und Kot im Vergleiche mit damals, als die Sonne herrlich schien, Polizeirat Dunker aber im Wagen neben mir saß, um mich in die dunkle Zelle zu führen!

Der Polizeipräsident schrie auf bei meinem Anblicke. Bleich und elend sah ich aus, und ich kannte mich selbst kaum wieder, als ich mich nach so vielen Monaten zum ersten Male wieder in einem Spiegel erblickte. Spiegel ist ein Luxusartikel im Gefängnisse. Besonders den Bart, welcher bis auf die Brust reichte, fand er entsetzlich, den sollte ich doch um des Himmels willen sogleich abschneiden lassen. Sogleich? Ich griff in meine leere Tasche und entschuldigte meine Vernachlässigung mit dem Mangel an jeglichem Toilettenhilfsmittel in der Gefängniszelle.

Es war ein höflicher, wohlwollender Mann, welchem die Demagogenverfolgung ersichtlich keine Freude machte, wie sie denn auch in der Tat ihren Ursprung nur in einem kleinen Kreise gebietender höherer Beamten hatte. Herr v. Tzschoppe war die Achse dieses Kreises, und Herr v. Rochow, der damalige Polizeiminister, ging des Weges mit, welcher von dem allmächtigen Hausministerium des Fürsten Wittgenstein aus durch Tzschoppe vorgezeichnet wurde.

Der Polizeipräsident mußte in dritter Linie diesen vorgezeichneten Weisungen nachkommen und teilte mir denn jetzt so schonend wie möglich mit, was mir jetzt weiter bevorstünde. „Weiter? Ich bin also nicht frei?“ — „Nicht frei, zu leben, wo Sie wollen. Sie müssen unmittelbar von hier in den Postwagen steigen und in Ihre Vaterstadt Sprottau heimkehren, wo Sie Ihren nächsten Aufenthalt zu nehmen haben.“

„Nach Sprottau? In diesem Zustande? Mittellos,

abgerissen, wie ein Verbrecher zum Entsetzen der Meinigen, welche in der kleinen Stadt nur den Kriminalmaßstab eines Sträflings für mich haben könnten? Nimmermehr! Lieber ins Gefängnis zurück."

Der Polizeipräsident zuckte schweigend die Achsel. Erst als ich erklärte, daß die Gendarmen mich in den Postwagen schleppen müßten, sprach er einige bedauernde Worte und setzte hinzu, daß eine Änderung dieses Befehles nur vom Polizeiminister ausgehen könnte.

„Von Herrn v. Rochow, der am strengsten gegen uns sogenannte Demagogen gesinnt ist?"

„Ja."

25.

Die damalige Männerwelt war nicht so bärtig wie die heutige, der Barbier gehörte zur polizeilichen Ordnung, und erst das Jahr 1848 ist den Barbieren gefährlich, der polizeilichen Ordnung abträglich geworden. Eine herkömmliche Erscheinung in der Weltgeschichte. Im „Coriolanus" dürfen unsere Römer auf der Bühne volle Bärte tragen, da ist das römische Staatswesen noch voller Freiheit; im „Julius Cäsar" dagegen erscheinen die Römer barbiert. Glätte und Sauberkeit und Beseitigung üppiger Auswüchse gehören zur strengen Staatsordnung.

Der Polizeipräsident kam immer wieder auf meinen langen Bart und dessen sofortige Beseitigung zurück. Übrigens erwies er sich jetzt wie damals, als ich im Sommer 1834 seiner Obhut und Herrschaft in der Stadtvogtei überliefert worden war, als ein milder, menschenfreundlicher Mann. Er übernahm die Verantwortung, daß ich so lange in Berlin bleiben dürfte, bis ich den Herrn Polizeiminister gesprochen und dessen Erlaubnis erworben hätte, nicht nach Sprottau transportiert zu werden. Einmal in der Woche, und zwar

des Abends, empfange Se. Exzellenz, und an solchem nächsten Abende solle ich mich ohne Bart im Hotel desselben auf der Wilhelmsstraße einfinden.

Dies geschah. Varnhagen hatte mich mit den notwendigen Geldmitteln versehen, mir ein Zimmerchen zu mieten, mich zu kleiden und zu nähren. Leider muß ich eingestehen, daß ich dies geliehene Geld sogleich mißbrauchte, um einem kleinen Laster zu frönen, welches mir die lange Gefangenschaft abgewöhnt haben sollte. So viele Monate hatte ich nicht rauchen dürfen, und ich hatte es nun in der Hand, von diesem Lasterchen für immer Abschied zu nehmen. In dem einen Punkte konnte ich nun doch gebessert sein. Nein! Ich hielt die Besserung bloß für einen Mangel an Freiheit, und meine erste Sorge war's, mir Zigarren zu kaufen. So schlecht ist der Mensch. Das wußten auch die Römer schon, denn ihr Sprichwort lautete: Treibe die Natur mit spitzem Eisen aus, sie kehrt doch immer wieder zurück.

Als ich ins Ministerhotel auf der Wilhelmsstraße kam, fand ich einen großen Vorsaal ganz angefüllt mit Leuten, welche Audienz suchten. Einer nach dem anderen wurde hineingerufen, zwanzig, dreißig, vierzig kamen an die Reihe, nur ich nicht.

Zwei Stunden waren vergangen, der letzte kam zurück, ich allein war noch übrig — da meldete der Diener: die Audienz sei geschlossen.

Mir kann's recht sein! dachte ich — aber der Polizeipräsident, welcher auf den Bescheid wartet und nicht das Recht zu haben glaubt, dich länger in Berlin zu dulden!? Richtig! Am anderen Morgen erfolgte polizeiliche Nachfrage und dringende Mahnung. Aber erst in acht Tagen war wieder Audienz; es blieb nichts übrig, als mich noch acht Tage in Berlin zu lassen.

Der Audienzabend war wieder da, der Vorsaal voll wie vor acht Tagen, alle kamen vor, nur ich blieb wieder übrig,

bis kein Mensch mehr vorhanden — Pause. „Sie mögen hineinkommen!“ hieß es heute.

Ich trat in ein großes Zimmer; es war ganz leer. Da erschien in der Seitentür, welche zu einem Kabinett führte, ein Mann von kleiner Mittelgröße und blieb auf der Schwelle dieser Seitentür stehen. Er betrachtete mich aus einer Entfernung von wenigstens zehn Schritten, betrachtete mich schweigend und schnupfte.

Es war Herr v. Rochow. Der Name war mir bekannt aus meiner frühesten Jugend durch ein Buch, welches wir als Kinder eifrig lasen. Das Buch hieß: „Der Kinderfreund“ und war in Preußen ungemein verbreitet. Ich glaube, der Großvater dieses mich jetzt betrachtenden Ministers hat es geschrieben, und durch meinen Kopf flog der Gedanke: Sollte der Enkel Rochow nicht auch eine literarische Ader haben, wenigstens eine Ader, welche für literarische Menschen einiges Wohlwollen hegt? Dieser Gedanke sollte bald gründlich verscheucht werden.

Ich erhielt kein Zeichen, daß ich nähertreten sollte, und er selbst blieb auf der fernen Schwelle stehen, fing aber an, laut zu reden, laut zu schelten. Eine Flut von Scheltworten gegen Liberalismus und gegen liberale Schriftsteller strömte mir von jener Schwelle entgegen. Und zwar in so heftigem Ton, daß dem Redner endlich die Stimme versagte.

Obwohl ich nun nach dreivierteljähriger Gefangenschaft in gebrochener körperlicher Verfassung und mit meinem nächsten Schicksale in der Hand dieses mächtigen Mannes war, konnte ich doch meiner Galle nicht gebieten bei so herausfordernd geringschätziger Behandlung. Das Äußerste, was ich mir abrang, war, nichts zu entgegnen. Ich verbeugte mich stumm und trat meinen Rückweg an.

Da hörte ich ihn rufen, was das heißen solle? und hörte ihn hinter mir herkommen.

Ich blieb dann stehen, wendete mich und sagte mit

möglichster Fassung, daß ich mich nicht verpflichtet hielte, solchem Ausbruche von Scheltworten in solcher Form — ich weiß nicht mehr, was ich für Worte gefunden habe. Aber sie müssen nicht unbescheiden und doch so gewesen sein, daß der Edelmann in dem mir jetzt ganz nahestehenden Herrn Minister von ihnen berührt wurde. Er schien zu empfinden, daß er sich in Haltung und Ausdruck übernommen hätte. Das war ein Gewinn für mich. Heftige Menschen von übrigens nobler Gesinnung vergüten ihre Heftigkeit nachträglich durch Zugeständnisse, welche sie vorher um keinen Preis gemacht hätten. Sie entschuldigen sich nicht persönlich, aber sachlich.

Es entstand nun doch eine Art von Unterredung, eine Art, denn viel Worte kamen auch jetzt nicht auf meinen Teil. Der Minister wiederholte in milderen Worten die Vorwürfe einzeln, welche er in seiner strömenden Scheltrede massenhaft ausgeschüttet, und erwartete auch jetzt nicht eigentlich eine Antwort von mir. Er verfügte über Axiome, und es handelte sich für ihn ganz und gar nicht um bestreitbare Sätze. Das war im Grunde natürlich. Er war Verwaltungsbeamter gewesen — Regierungsbeamter, wie man in Preußen sagt — zuletzt Präsident des Regierungsbezirkes Sachsen. Männern solchen Amtes, denen Befehlen und Gehorchen die entscheidenden Gegensätze werden in täglicher Aufgabe, war die neue politische Zeit ein bloß störendes Dilettantentum. Die stramme preußische Ordnung, aus den militärischen Formen von Friedrich Wilhelm I. her entsprungen, war ihnen das Rückgrat des Staates; in vielen Beziehungen ja auch mit Recht. Je länger nun ein Mann in diesem notwendigen Mechanismus mitgearbeitet hatte, desto störender war ihm die moderne Meinung, daß der Mechanismus nicht allein alles bedeuten dürfe. Widerwärtig, wenn nicht wildfremd ist ihm der Gedanke, daß alles in dieser Welt sich entwickeln, also verändern müsse, wenn es

vor Verknöcherung bewahrt sein wolle, vor Versteinerung, vor Erstarrung und Tod — jeder solche Gedanke gilt ihm am Ende für revolutionär. Aus diesem Gedankengange sind die bekannten Staatsdevisen entstanden, welche man früheren preußischen Staatsmännern so vielfach nachgesagt: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Der beschränkte Untertanenverstand hat nicht mitzureden“. Jene von der „Bürgerpflicht“ stammt übrigens aus der Zeit der Franzosenherrschaft, und Herr v. Kircheisen erfand sie, um Unruhen gegen die französische Vergewaltigung hintanzuhalten. Da sie einmal da war, diese Devise, so wurde sie auch nach Vertreibung der Franzosen als wertvolles Motto konserviert. Den „beschränkten Untertanenverstand“ hat man demselben Herrn v. Rochow zugeschrieben, welcher mir soeben ähnliche Grundsätze kategorisch vorhielt.

Er hatte bis gegen Abend ein Diner mitgemacht bei einem Prinzen des königlichen Hauses und warf mir unter anderem auch vor, daß wir sogenannten Liberalen auch diese Prinzen nicht mit derjenigen Untertänigkeit betrachteten, welche ihnen zukäme. Vergebens suchte ich einzuschalten, daß ich seit neun Monaten gar nicht in der Lage gewesen wäre, in solchem Punkte etwas zu beobachten oder zu versehen — der Strom rauschte weiter, und es verging wohl eine halbe Stunde, ehe die Frage meines ferneren Aufenthaltes in Rede kam. Endlich, um neben den großen Verhältnissen des Staates auch diese Kleinigkeit zu berühren, fragte er mich, wo ich denn hin wollte? — „Ich wünsche in Berlin zu bleiben.“ — Das wurde als unglaublich dreistes Gelüste abgewiesen; die Residenzstadt sollte frei erhalten werden von solchem — er sagte nicht ausdrücklich „Gelichter“, aber es fehlte nichts als das ausdrückliche Wort.

„Alsdann,“ sagte ich, „würde ich Naumburg an der Saale wählen.“

„Das glaub' ich," rief er, „in der Mitte von Leipzig, Halle und Jena, wo links und rechts nahe Gelegenheit wäre, mit Universitäten und Buchhändlern zu störender Schriftstellerei . . ."

„Aber, Exzellenz, ich bin nun doch Schriftsteller und muß von meiner Feder leben; ich muß also einen Ort wählen, wo mir literarische Hilfsmittel erreichbar sind."

„Nein!" schloß er. Und auf meine Bemerkung, daß der Herr Polizeipräsident darauf warte, ob — setzte er hinzu, indem er sich zum Abgehen ins Kabinett wendete: „Sie können noch einmal herkommen."

Das klang wie die Möglichkeit einer Nachsicht. Der ganze Mann hinterließ mir den Eindruck wunderlich gemischter Eigenschaften: hochfahrendes, sich übernehmendes Wesen, beschränkte, vorurteilsvolle Anschauung und dazwischen doch ein adeliges Feingefühl und die Fähigkeit einer gewissen Naivität.

Er war von kleiner Mittelgröße und hatte einen schön geformten Kopf, dessen Züge tief gefurcht waren, entweder von Leidenschaften oder von Schmerzen. Wahrscheinlich von beidem; er wurde bald darauf krank und hatte viel zu leiden. Diese zahlreichen Herren auf „ow" im märkischen und mecklenburgschen Lande sind slawischen Ursprunges, und namentlich dieser Herr von Rochow mit seinem scharf geschnittenen Antlitze erinnerte an die schöne Rasse der polnischen Aristokratie, welche sich so auffallend abhebt von ihrer Umgebung. Ich sehe immer beim Anblicke dieser sarmatischen Edelleute einen Reiterstamm aus Asien kommen und in den Wäldern zwischen Dniepr und Oder vom Pferde steigen, den Knechten und Dienern befehlend, sie sollten Bäume niederhauen und die Erde pflügen, damit die Herren sich niederlassen und bequem leben könnten. Nirgends sind die „Herren" so zahlreich wie in diesen slawischen oder ursprünglich slawischen Ländern; sie haben meist nur kleine

Güter, die nicht minder „Herrschaften“ genannt werden wie die großen Besitzungen im „Reiche“ (die polnischen Schlachtschitzen hatten am Ende gar kein Gut und blieben doch „Herren“), sie verhielten sich stets herrischer und despotischer gegen ihre Untergebenen als der eigentliche deutsche Reichsadel; und der Militäradel, welcher sich aus ihnen entwickelt hat, ist ein ganz organisches Gebilde. Ein ganz organisches und deshalb sehr wichtiges, einflußreiches Gebilde. König Friedrich der Große hat dies klar erkannt und hat dieser Erkenntnis gemäß diesen seinen Militäradel, sein Offizierskorps, stets grundsätzlich beschützt und bevorzugt.

Dies ist ein wichtiger Punkt in der Entwicklungsgeschichte Preußens. Der Österreicher nennt jeden gebildeten Mann „Herrn von“ und begreift kaum, daß das Wörtchen „von“ einen vollen Adel bezeichnen könne, denn er glaubt mit dem verstorbenen Fürsten Windischgrätz, „daß der Mensch,“ will sagen der Adel „erst beim Baron anfange“. Der Kavalier im Reiche ferner betrachtet die „Herren von“, welche auf keiner Bank des deutschen Reichstages einen Platz gehabt, kaum als Standesgenossen. Beide irren sich in der Bedeutung des sogenannten kleinen Adels in Preußen. Diese preußischen Edelleute, welche man neuerdings mit scharfem Akzente „Junker“ genannt, sind eine große Leibwache der preußischen Monarchie, wirkliche Fahnenjunker ihres Königs, und sie sind viel bequemer für ihren König, als die mächtigen Aristokraten anderswo. Die mächtigen Aristokraten machen auch große Ansprüche an die Herrschaft, sie wollen mitherrschen, ja oft wollen sie wenigstens mitherrschen. Der preußische Junker ist darin bescheidener und seinem Kriegs- und Dienstherrn zuträglicher.

Dies wichtige Element in Preußen ist außerdem sehr zahlreich; die sogenannten „Rittergüter“ sind durchschnittlich von sehr kleinem Umfange; jeder Kreis hat ihrer zu Dutzenden, und zur Stelle des „Landrats“, welcher den Kreis beherrscht

und welcher grundsätzlich ein solcher Rittergutsbesitzer ist, wird überall eine reichliche Auswahl geboten.

Die Führung des Heeres also und die Führung der Landesverwaltung ist in den Händen dieses Landadels, welcher ein ganz eigentümliches Verhältnis hat zu seinem Landesherrn, ein ganz intimes Verhältnis. Was der Landesherr an politischer Macht verliert, das verliert auch der Landesadel — ist es da nicht natürlich, daß eine große Zeitung entstehen konnte wie die Kreuzzeitung? Ist es da nicht natürlich, daß auch in heutiger Zeit, welche sich eine freiheitliche nennt, die Entwicklung in Preußen absolut nicht glatt und eben nach der Schablone des Jahrhunderts vor sich gehen will? Es ist ganz natürlich, ganz organisch. Jener Herr v. Rochow lebt fort, und der Militäradel mit seinen Vettern, den Landräten, bildet eine mazedonische Phalanx — man vergleicht ja Preußen oft mit Mazedonien — welche den losen und lockeren Schlachtreihen in Deutschland gar sehr überlegen ist. Der Ausgleich, der tiefere freiheitliche Ausgleich liegt wohl erst jenseits unserer Gräber.

Ich sah nicht so weit, als ich damals aus dem Ministerhotel in die Wilhelmsstraße trat; ich dachte nur: Der Polizeipräsident muß eben noch acht Tage warten, bis du zum zweiten Male da oben bei dem heftigen Minister gewesen bist. Gott weiß, wohin der dich zwingen, Gott weiß, was aus dir werden wird!

Sorgenvoll wandelte ich durch die stillen, zu jener Zeit schwach erleuchteten Straßen der Friedrichsstadt, dieses vornehmen Stadtteiles von Berlin, welcher rechts und links von den Linden in großer Breite recht einsame Straßen hatte. Mondschein und Regenschauer wechselten miteinander; ich schritt einher, ohne zu wissen wohin, und besann mich erst, als ich den „Schinkenplatz“ erkannte und das einstöckige, breite Haus vor mir sah, welches der Mond plötzlich mit vollem Lichte übergoß. Erschrocken stand ich still; diese

harmlos und friedlich aussehende Front hat die Gefängnisse der Hausvogtei hinter sich. War es dahinten schlimmer? seufzte ich. — Ja! antwortete der Lebensmut in mir, und ich kehrte um.

Jetzt erst fiel mir ein, daß ich einen kleinen Salon in der Charlottenstraße aufsuchen könnte, wo frische, gebildete Menschen zu finden wären, welche an meinem Schicksale teilnahmen und denen ich meine Audienz erzählen konnte. Varnhagen hatte mich dort eingeführt; er selbst war jeden Abend dort zu finden. Es war einer jener kleinen, täglich offenen Salons, welche Berlin immer besessen hat und welche ein Vorzug Berlins sind. Niemand macht Anspruch auf materielle Bewirtung, eine Tasse Tee und ein Butterbrot ist der äußere Anhalt; man will sich sehen und sprechen, man will hören, was der Tag gebracht hat, will seine Ansichten austauschen, die beste Geselligkeit, weil sie anspruchslos und täglich zu haben ist. Die Süddeutschen spotten gern über die Berliner Butterbrote und — gehen ins Wirtshaus. Dieser Spott ist nicht besonders glücklich.

Fräulein Solmar war die Herrin dieses Salons und die Erhalterin. In Wahrheit eine konstitutionelle Regentin, denn eine solche ist nötig, um einem Salon freies Leben zu verleihen. Man muß da regieren, ohne daß es aussieht, als ob man regierte, und das ist recht schwer. Man muß geistig vertraut sein mit allem möglichen, was aufs Tapet kommen kann, und doch nicht als Blaustrumpf erscheinen, sondern auch naiv fragen können, was dies und jenes bedeutet. Dadurch kommt der erzählende und erklärende Bestandteil in den Salon, und die bloß dürre Kritik wird in Schranken gewiesen, der Klatsch wird eingeengt. Letzteres freilich in noch höherem Grade dadurch, daß die Regentin gutmütigen, wohlwollenden Herzens ist und jeglichen Mißton sogleich zu dämpfen weiß. Fräulein Solmar besaß all diese Eigenschaften und war dabei heiter und anspruchslos.

Über dreißig Jahre habe ich sie so regieren sehen vom kleinen Sofa aus, und allerlei Notabilitäten habe ich da kennen gelernt — mein erster Gang des Abends war immer dahin, wenn ich einmal wieder nach Berlin kam, und immer fand ich sie unverändert freundlich, immer sicheren Trittes fortgeschritten mit der Zeit; sie alterte gar nicht. Wer ein fröhliches Naturell besitzt, immer gute Bücher liest und täglich mit gescheiten Menschen verkehrt, der schlägt auch dem Alter ein Schnippchen; denn das Alter nistet sich nur ein, wenn man ihm Platz macht.

Neben Varnhagen, dem Stammhalter des Solmarschen Salons, war in den dreißiger Jahren Eduard Gans ein Matador dieses Kreises. Er war Professor der Jurisprudenz, war aus Hegelscher Schule und war Politikus von Beruf. Ihm fehlte ein Parlament, er war ein Redner. Oft, wenn er eintrat, blieb er schon auf der Schwelle stehen und trug oratorisch vor, was sich zugetragen, was die Welt eben bewegte, welche Maßregel der verkommenden Regierung ihn in zornige Wallung versetzte. Er gehörte zur schneidenden Opposition gegen das Regiment der Herren v. Rochow und Tzschoppe, und soweit es anging, schrieb er demgemäß und sprach er auf dem Katheder der Universität unter mächtigem Zulaufe der Studentenschaft. Namentlich sein Kollegium über die französische Revolution brachte die Machthaber in Harnisch.

Gans ist von großem Einflusse gewesen auf die politische Bildung in Berlin. Die politische Geschichte Frankreichs und Englands war ihm systematisch geläufig, systematisch! Das Systematische ist in Norddeutschland von großer Wichtigkeit. Ebenso wichtig war es, daß er besonders die politische Entwicklung Englands klar zergliederte; denn der norddeutsche Sinn fühlt sich unter den Engländern auf soliderem Boden als unter den Franzosen, er fühlt sich auf verwandterem Boden. Die Aufsätze, welche Gans im philo-

sophischen Moniteur Berlins, in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Sozietät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin“ — man bemerke die feierliche Perücke des Titels! — veröffentlichte und diejenigen, welche er in kleinen Schriften herausgab, waren trefflich geschrieben, weil sie den Reiz historischer Genauigkeit mit der warmen Darstellung eines enthusiastischen Teilnehmers verbanden und doch bei aller enthusiastischen Teilnahme für einen Hampden die Zügel eines streng prüfenden wissenschaftlichen Mannes nie aus der Hand ließen.

Jenen höchst wissenschaftlich auftretenden „Jahrbüchern“ Berlins machte er übrigens viel zu schaffen. Damals hatte noch jede größere Universität ihre Zeitung, und auf die Hallische, Leipziger und Jenaische Literaturzeitung sahen die Berliner „Jahrbücher“ vornehm herab. Sie standen in diskreter Verbindung mit Altenstein, dem gründlich gebildeten Unterrichtsminister in Preußen, welchem als Ministerialrat Johannes Schulze, ein vortrefflicher, freier Wissenschaft wie freiem Staate zugetaner Mann, zur Seite eifrig arbeitete. Minister wie Ministerialrat waren durchaus nicht einverstanden mit der illiberalen Regierungsform; aber der Minister besonders mußte sich doch bis auf einen gewissen Grad dem herrschenden Systeme fügen, und die dunklen Ausdrücke der Hegelschen Philosophie, diese Taschenspielerei philosophischer Terminologie, waren die einzige Rettung. Mit ihnen konnte in den „Jahrbüchern“, welche von Hegelianern beherrscht wurden, manches gesagt werden, was dem Sinne nach verpönt war. Nur Gans durchbrach diese Hüllen, hinter denen man sich versteckte; er war am freiesten von der unpopulären Hegelschen Ausdrucksweise, obwohl auch er ein Schüler Hegels; seine Aufsätze gingen geradeaus ins Verständnis und dadurch ins Blut. Er war eben von Natur ein Politiker, und als solcher hatte er das Bedürfnis, allgemein verständlich zu sprechen. Der Stil ist aber immer

ein Resultat des Bedürfnisses, welches der Schreibende empfindet.

In den dreißiger Jahren war die Redaktion dieser „Jahrbücher“ eine ganz interessante Sache in Preußen; sie war eine Art philosophischer Kamarilla, nicht im reaktionären, sondern im fortschrittlichen Sinne. Sie hielt Sitzungen, an denen ein ganzer Kreis von Professoren teilnahm. Da wurde oft eine ganze Sitzung mit Diskussion über einen Artikel verbracht, der ein wenig zu deutlich sich äußere über einen philosophisch-politischen Grundsatz. Die Welt hätte nichts davon gemerkt, denn verklausuliert und verdunkelt war der Grundsatz immerhin vollständig, aber die Regierung konnte es merken, Herr v. Altenstein konnte erschrecken. Der ganze Zustand erinnerte an die Zeiten der katholischen Kirche, als Scholastiker über einen Dogmensplitter leise anfragten in vorsichtigem Latein. Die Resultate jener Diskussionen waren denn auch immer nichtig, weil es an Klarheit und an Courage fehlte. Sie waren gerade so, wie das Ergebnis einer neuen Wahl, als Hegel an der Cholera 1832 gestorben war. Himmel und Erde war in Frage gekommen bei dieser Wahl, und Professor Gabler war gewählt worden, dessen Namen heute kein Mensch mehr kennt. Kurz, Berlin war zu jener Zeit ultraphilosophisch, man lebte von Abstraktionen, und da man nichts Wirkliches in die Hand bekam, so war man stolz auf die Abstraktionen. Ein Mensch oder gar ein Schriftsteller ohne formell philosophischen Apparat wurde über die Achsel angesehen, wie bei den Römern ein barbarus. Die dreißiger Jahre waren unser philosophisches Jahrzehnt unter besonderer Aufsicht der Polizei.

Eduard Gans hatte Anlagen, aus diesen Eisenreifen herauszuspringen.

Aber doch auch nur Anlagen. Die Erziehung in Schulweisheit ließ ihn nicht immer los, und sein körperliches Naturell war nicht ohne schwammigen Einfluß. Er war

von feister Leibesfülle, welche Blutandrang nach dem Kopfe veranlaßte. Das Antlitz war stark gerötet, die Augen traten hervor. Apoplektisch! sagte der Kundige, welcher ihn feurig perorieren und gleich darauf klein beigeben hörte, sobald eine praktische Einwendung auf gefährliche Folgen seiner Rede hinwies. Leider tötete ihn auch wirklich ein Schlagfluß wenige Jahre nach den Tagen, welche ich hier schildere. Eines Morgens war die Stelle leer, an welcher ihn täglich der Berliner gesehen. Er arbeitete nämlich an einem Stehpulte bei offenem Fenster, und Fenster wie Stehpult befanden sich in einem hohen Erdgeschosse — Parterre sagt man in Norddeutschland — der Charlottenstraße. Da sah der vorübergehende Verehrer jeden Morgen den schwarzen Krauskopf und erzählte dann den still hoffenden Genossen: Das Parlament kann nicht lange mehr ausbleiben, denn Gans führte die Feder heute sehr resolut aussehend, und Tzschoppe huschte eilig wie ein Wiesel aus dem Hause zum Fürsten Wittgenstein hinüber; es ist eine Wandlung im Anzuge.

In demselben Hause nämlich — Ecke der Charlotten- und Behrenstraße — wohnte zu ebener Erde die Opposition in kleiner Wohnung, die Reaktion aber im breiten zweiten Stockwerke oben. Zwischen beiden, zwischen Gans und Tzschoppe, logierte — wie der Berliner hochdeutsch sagt — der gelähmte Tyrtäus Herr v. Stägemann, der auf Resignation angewiesene Liberalismus von Anno 1813, welcher amtieren mußte, wie der über ihm wohnende Herr v. Tzschoppe anordnete.

Auch mein Schicksal wurde in jenem zweiten Stocke entschieden, auch der Polizeiminister erhielt von daher die letzten Weisungen. Das kleine, lichtblonde Männchen Tzschoppe, geschäftig von frühmorgens bis in die späte Nacht, war die bestimmende Unruhe in der politischen preußischen Uhr. Er las alles und erzählte seinem nichts lesenden Chef von den

drohenden Gefahren und fragte dann: ob? — Der Chef nickte bloß mit dem Kopfe, und man nahm diesen oder jenen von der Rotte Korah beim Kragen. Einer von diesen oder jenen war ich, und Tzschoppe allein wußte, in welchen Winkel ich binnen acht Tagen mit gebundenen Händen geschleudert werden sollte.

26.

Meine nächste Audienz beim Polizeiminister fiel sehr kurz aus. Exzellenz hatten wichtigere Sorgen im Kopfe, als die Interessen eines Demagogen. Der Aufenthalt in Berlin wurde kurzweg verweigert, der Aufenthalt in Naumburg an der Saale gestattet unter zeitgemäßen Androhungen, wenn ich meine Feder wieder ungebührlich brauchen sollte. Der dortige Landrat werde mein Vormund sein, nötigenfalls meine strafende Nemesis.

Darin irrten sich nun Se. Exzellenz. Der Naumburger Landrat war ausnahmsweise ein Bürgerlicher und war ein liberaler Mann, der mich sehr wohlwollend und freundlich behandelte. Es war der Vater des berühmten Gelehrten Lepsius. Er empfahl mich der Fürsorge seines landrätlichen Sekretärs, und diesem war ich in manchen Punkten nicht liberal genug — ich kam in eine ganz andere Welt. Es rührte dies zum Teil daher, daß ein Oberlandesgericht in der Stadt war, bei welchem sich eine große Schar von Auskultatoren und Referendarien befand. Diese jungen Juristen gehörten fast sämtlich der neuen Zeitrichtung an. Sie waren zumeist aus der Provinz Sachsen, und Sachsen ist von der Reformation her ganz besonders geneigt zu nüchterner, rationeller Auffassung der religiösen wie bürgerlichen Verhältnisse. Es fehlte sogar nicht an selbständigen Denkern, an keimenden Reformatoren in dieser Juristenschar, und wenn wir nach-

mittags oben im Bürgergarten Kegel schoben, da gestaltete sich unter dem Poltern der Kugeln und Kegel die frische Gesellschaft zuweilen ganz so wie ein Vorparlament, welches Grundlinien entwarf für einen neuen Staat. Ein mittelgroßer Referendarius namentlich, mit großen, hervordrängenden Augen und einer weit in den Scheitel hinaufreichenden Stirn, hielt Reden voll originellen Inhalts, in denen Sozialismus pulsierte. Das Wort Sozialismus war damals noch unbekannt, man nannte die Richtung wohl saint-simonistisch und schenkte ihr keine sonderliche Beachtung. Der Name dieses Sozialisten war auch nicht gerade vielversprechend für notable Zukunft, er lautete „Schulze". Jetzt ist er längst ein notabler Mann, nachdem er seine sächsische Vaterstadt zur Unterscheidung von den tausend Schulze seinem Namen beigefügt. Wer kennt jetzt nicht den Schöpfer der Genossenschaften, „Schulze-Delitzsch"?

Er zeigte schon damals ein volles warmes Herz für alles, was Bedeutung hat in dieser Welt, und jede gedankenvolle Regung interessierte ihn. Dazu hatte ihm die Mutter ein fröhliches Naturell mitgegeben, welches ihn leutselig machte und gefällig für jedermann — er brauchte nur die Lücke zu finden in der heutigen Gesellschaft, um einzutreten und sie auszufüllen als ein schöpferischer Mann. Er hat sie gefunden und hat sie tüchtig ausgefüllt zum Gedeihen für zahlreiche Menschen. Das Institut der „Genossenschaften", welches er eingeführt hat für die Arbeiter, ist eine fruchtbare Pflanzung, welche reichliche Früchte trägt.

Er poetisierte in jener Zeit, wie es der gebildete Sachse fast handwerksmäßig früh und spät im Leben zu betreiben pflegt, und Gesellschaftsscherze komponierte er mit Virtuosität. Den Leuten Freude zu machen, war eben frühzeitig sein Beruf. Daneben war er, wie es glücklich gestimmten Menschenkindern eigen ist, ein Naturschwärmer, will sagen, ein empfängliches Kind für jeden angenehmen Eindruck, welchen die

äußeren Umrisse der Erde bieten. Er zog mich gerne seitwärts von der Kegelbahn des Bürgergartens auf eine Bank und schilderte mir die anmutige Landschaft da unten: im Vordergrunde hinter der Stadt Naumburg das baumreiche Saaltal, nach Kösen hin durch Hügelzüge begrenzt und geschlossen, im Mittelgrunde eine breite Öffnung, welche in das Unstruttal hinüberblicken läßt und auf das Städtchen Freiburg im Hintergrunde. Dort wohnte der alte Jahn, der Turner „im Ausgeding", ein überlebter Demagoge, der immer noch einherging, wie er vor dreißig Jahren einhergegangen war, im altdeutschen schwarzen Rocke, ohne Weste und Halstuch und in leinenen Hosen. Ich hatte ihn schon vor neun Jahren als Student von Halle aus dort in Freiburg besucht, und als ich ihn jetzt hier wiedersah — er kam zuweilen Sonntags nach Kösen — da erkannte ich, daß ich ihn auswendig wußte. Er hielt Haus mit zwei oder drei Gedanken, ein guter Wirt. Diese zwei oder drei Gedanken, Natürlichkeit und Einfachheit lehrend im Staatsleben, waren wertvoll, wertvoller als der Eigentümer derselben, welcher absolut außerstande schien, etwas dazu zu lernen, und welcher deshalb wie eine übergangene alte Jungfer keifte und schalt auf die Gedankenmischung in der neuesten Zeit. Sein kräftiges Bauerngesicht mit guten Augen und grauem Vollbart sah ärgerlich drein, daß auch Frankreich genannt werden könnte in betreff freier Staatsformen und geistreicher Schriftsteller; der „Franzmann" blieb bei ihm angeschrieben, wie er Anno 13 als Unterdrücker unseres Vaterlandes mit Recht angeschrieben gewesen war, und die jungen Schriftsteller, welche man „junges Deutschland" zu nennen anfing, waren ihm ein Greuel. Wir zankten uns einmal an der Kösener Wirtstafel zum Schrecken der Badegäste — vorzugsweise weiblichen Geschlechtes — daß die Splitter flogen, und sahen uns doch unter der Versicherung wieder: „Darum keine Feindschaft nicht!" Wir gehörten eben zu zwei aufeinanderfolgenden

und doch verschiedenen Zeitgeschlechtern. Da gibt es Verbindungsfäden, aber auch starke Abweichungen. Der Baum sieht eben anders aus, wenn er gewachsen ist und seine Zweige ausgebreitet hat, als da er eine Gerte war.

Man will dem alten Murrkopf, der unterdessen längst gestorben, ein Denkmal setzen in der Hasenheide bei Berlin, wo er die Turnerei in ihrer Entstehungszeit eingeübt. Man tut wohl daran. Die systematische Kräftigung des Körpers ist unserer Jugend zum Segen, und der standhafte Gründer des Systemes verdient ein Denkmal.

Die ganze Lage meiner Verbannung dort an der Pforte von Thüringen war gar nicht übel: Umgang mit gebildeten Menschen und eine für norddeutsche Ansprüche anmutige Landschaft. Thüringen, das grüne, baumreiche Thüringen, beginnt hier zwischen Naumburg und Kösen; ein kleiner Bach bildet die Grenze. Die Brücke über denselben heißt leider die „Saubrücke", und wir beklagten täglich, wenn wir nach Kösen hinauswanderten, daß der Übergang aus Sachsen in die Romantik Sachsens — denn also betrachtet man die sächsischen Herzogtümer, die thüringischen Länder der Ernestinischen Linie — nicht einen poetischeren Namen trüge. Die „Pforte" entschädigt dafür, die berühmte Schule „Schulpforte" nämlich, eine halbe Stunde jenseits der Saubrücke. An einem wohlbestandenen Waldhügel gelegen und seit Jahrhunderten eine würdige Stätte gelehrter Bildung, ein Stolz neben den stolzen Fürstenschulen Sachsens, weist sie auf ihren Namen hin und sagt: Ich bin die Pforte zu Thüringen.

Trotz all dieser äußeren Hilfsmittel hatte ich eine traurige Existenz, denn die Nachwehen der Hausvogtei brachen hervor und schienen mich vernichten zu wollen. Der Körper, so lange eingesperrt und gemartert, hatte alle Spannkraft verloren und neigte zu immerwährendem Schlafe. Bekanntlich starb Lessing auf solche Weise, daß steter Schlaf ihn einhüllte und ihm allmählich das Leben ganz erstickte. Dies Bild

stand mir täglich vor Augen und dabei die niederschlagende Einsicht, daß ich auch in gesundem Zustande nicht ein halber Lessing werden könnte, jetzt aber in so unfähigem Zustande gar kein Schriftsteller bleiben oder werden könnte, sondern in Dürftigkeit verkommen müßte. Ich sollte doch erwerben für den täglichen Lebensunterhalt und konnte es nicht; wenn ich eine Viertelstunde am Schreibtisch saß, da fiel mir die Feder aus der Hand, und ich schlief ein. Die Nerven waren durch die neun Monate Berliner Gefängnis völlig erschlafft.

Es war umsonst, daß ich nach Kösen hinauszog, um freie Landluft einzuatmen. Kösen war damals noch klein und leer, die Solbäder dort kamen erst in geringem Grade zu Ansehen, und nur eine kleine Anzahl von Frauen fand sich ein mit skrophulösen Kindern; die Eisenbahnen fehlten noch, und mit ihnen fehlte die sommerliche Völkerwanderung aus Berlin, welche jetzt alle sogenannten schönen Gegenden in Norddeutschland unsicher macht. Kösen bot noch reine Luft und Landleben, und ich hatte mich eingemietet oben am Heerwege bei Hammerling, dem berühmten Kuchenbäcker, an dessen Schwelle jeder des Weges Fahrende anhielt, um ein Stück Kuchen zu kaufen und zu verzehren. Denn Kuchen und saure Milch sind Nationalgenüsse hier, wo Sachsen und Thüringen sich die stammverwandten Hände reichen. Wie ein verkrüppelter Soldat saß ich da stundenlang im Fenster und hörte den trivialen Gesprächen zu, welche von den Kuchenessern geführt wurden, ich war auf dem geraden Wege, wie man in Österreich sagt, ein Trottel zu werden.

Mühsam stellte ich aus einzelnen Aufsätzen der „Eleganten Zeitung" einen Band zusammen und nannte ihn „Moderne Charakteristiken". Gutzkow, der mir behilflich war, Buchhändlerhonorare zu erwirken, hatte mir diesen Titel vorgeschlagen. Mir klang das garstige Wort „Charakteristiken", als ob mich spitze Nägel ins Ohr stächen. Aber richtig war es, und wir haben uns in den letzten Jahrzehnten an eine

Anzahl von Ausdrücken gewöhnt, welche aus modernen Begriffen stachlig hervorgewachsen sind. Darin sind wir viel robusteren Ohres geworden, als wir es früher waren. Der wohllautenden Dichterstimmung näher, welche die Verse Goethes, Schillers und der Romantiker in uns allen erzeugt, waren wir für den Wohlklang der Worte viel empfindlicher, und selbst Goethe, der aus gesundem Bedürfnis manch neues Wort eingeführt, hatte vielfachen Widerstand gefunden, namentlich in Norddeutschland. Als Heine zum Beispiele den Titel brachte: „Französische Zustände“, da schüttelte man den Kopf über den unbrauchbaren Pluralis „Zustände“, und als darauf hingewiesen wurde, daß Goethe diesen Pluralis eingeführt habe, da sagte man ärgerlich: Der hat gar oft Worte gebraucht, welche nicht hochdeutsch sind!

Die Schulmeister haben noch nie zugestanden, daß der Dichter die Sprache fortpflanzt; ihre Enkel schwören erst auf das, was die Großväter verworfen, und sie verwerfen zur Entschädigung dafür wieder das neueste Dichterwort.

Frische Luft, der Atem Gottes und für mich von Kindheit auf die Universalmedizin bei jeglicher Stockung des Leibes und Geistes, frische Luft stand mir aber doch ausgiebig zu Gebote, und ich suchte sie auf, soweit die dürftigen Kräfte Bewegung gestatteten. Das linke Saalufer bei Kösen erhebt sich steil und zieht sich in dieser Erhöhung eine lange Strecke dahin. Dort oben über den sogenannten „Saalhäusern“ war es menschenleer und ortsleer, dort strich thüringische Alpenluft über eine wüste Hochebene, dort hinauf schleppte ich mich täglich, um mein verdorbenes Blut anzufrischen. Ein kleines Häuschen stand hoch oben über den Saalhäusern, und dies war gemietet von Naumburger Referendarien, unter denen zahlreiche Naturschwelger. Heute fand ich den, morgen jenen, Schulze-Delitzsch am öftersten. Da saßen wir stundenlang auf der Bank und schauten wie Moses auf das gelobte Land hinunter, einander unter ent-

sagendem Lächeln fragend: Wird etwas Lobenswertes für uns entstehen in diesem Kanaan-Deutschland, welches überall die jungen Baumsprößlinge nur zu Ruten benützt? Die preußischen Referendarien waren wie die damaligen Schriftsteller auch ganz und gar auf Entsagung angewiesen. Ein Jahrzehnt unbesoldeten Dienstes hatten sie vor sich, um bei gutem Glücke endlich achthundert Taler Besoldung zu erringen, und jedermann sah nur im Staatsdienste sein Fortkommen; die Welt war eingeengt von einem Bretterzaune, welcher Amt hieß, kleines Amt. Schulze-Delitzsch zeigte wohl darüber hinaus, aber man fand das phantastisch, und ich dürftiges Schriftstellerlein war auch ein abschreckendes Beispiel für die sogenannte Freiheit vom Staatsdienste.

Weit drüben über Kösen hinaus, am rechten Saalufer, wo die Höhen sich sanfter erheben, winkte uns die Ruine der Rudelsburg herüber und sprach: Am Ende war's zu meiner Zeit, im Mittelalter, besser; da waren die einzelnen selbständig und bildeten sich frei und tapfer ihr Leben! — „Ja," rief Schulze dazwischen, „wenn sie zu der kleinen Anzahl von Herren gehörten, die als Herren geboren waren. Wer es mit der Geburt nicht getroffen, der war und blieb ein Nichts. Wir sind doch schon viel weiter, und wir werden auch durch die jetzige Enge der Staatshämorrhoidarien hindurchkommen."

Der Begriff des Staatshämorrhoidarius, welchen die „Fliegenden Blätter" später erfanden, war damals in der Bildung begriffen, will sagen: es wurde uns klar, daß solch ein Wesen ein dürftiger Homunkulus wäre.

Menschenfreundliche Ärzte in Naumburg und Kösen bewiesen mir übrigens, daß ich zur Herstellung meiner zerrütteten Unterleibsnerven entweder Karlsbad oder ein Pferd brauchte. Karlsbad war unerreichbar, denn ich durfte meine Bannmeile nicht verlassen, und zur Haltung eines Pferdes hatte ich kein Geld. Wann hätte aber je der bloße Mangel

an Geld einen phantastischen Menschen davon abgehalten, eine Torheit zu begehen oder etwas Großes zu unternehmen? Vom Vaterhause in Sprottau, das immer Pferde besaß, lag die Vorliebe für dies edle Tier in meinem Wesen, und ziemlich unbedacht fuhr ich eines Morgens ins nahe Weimarsche hinüber zu einem Pferdemarkte. Buttstädt heißt der Ort, welcher in dieser Landschaft als Roßmarkt den höchsten Ruhm besitzt. „Du willst nur schöne Tiere sehen,“ sagte ich mir, „du willst durchaus nicht kaufen!“ Da wurde am Eingange des Ortes ein goldbraunes, wohlgenährtes Roß an uns vorübergeritten, und mein Begleiter, ein gefälliger Ökonom, rief mir zu: „Wie wär's, Doktor, mit dieser Gradißer Stute?“ — „Gewiß nicht! Gerade diese Gattung ist nicht mein Geschmack. Ich liebe schlanke Tiere“ — und als wir nachmittags den Markt verließen, saß ich auf dieser Gradißer Stute; ich hatte sie gekauft.

Das Törichteste, was ich in meiner Lage tun konnte! Ich hatte kaum selbst zu essen und schaffte mir einen Fresser an, der täglich mehrmals Hafer brauchte und einen Wärter und einen Stall. Vielleicht stachelte aber doch nun das tägliche Bedürfnis meine Nerven an: es mußte etwas erworben, es mußte also geschrieben werden, und ich brachte einige Novellen zustande für mein Roß, „Liebesbriefe“ und die „Schauspielerin“ betitelt. Außerdem mußte das Roß benützt werden, ich mußte also täglich in den Sattel und hinaus ins Weite. Das weckt und verlockt. Bloße Gelegenheit ist oft die Mutter großer Unternehmungen. Meine Stute war stätisch, will sagen eigenwillig, und ich hatte weder Lust noch Kraft, sie zu erziehen. Zuweilen wollte sie links, wenn ich rechts wollte, und zuweilen ließ ich sie, um mich in keinen Streit einzulassen, ruhig gewähren. So kam ich in Gegenden, in welche ich gar nicht gewollt hatte, und so wurde die staatsrechtliche Frage angeregt: Wie weit darfst du denn überhaupt? Ist die Strecke zwischen Naumburg und Kösen die

unüberschreitbare Bannmeile? Sollst du ans Kammergericht in Berlin, wo dein Prozeß liegt, schreiben, wie weit links oder rechts deine Stute laufen dürfe? Fängt man aber nur einmal an, die staatsrechtlichen Begriffe zu dehnen, so werden sie bald wie Kautschuk. Einmal bei Sonnenuntergang sah ich mich im „Webicht“, dem anmutigen Gehölze vor Weimar, an die fünf Meilen von Kösen. Meine Stute hatte Neigung gehabt, den literarhistorischen Ort anzusehen und anzuwiehern. Dann lenkte sie links hinüber in die Hügel und brachte mich nach Jena. Dort konnte ich absteigen, dort war vertrautes Land. Von hier war deutsche Burschenschaft und Demagogie ausgegangen, hier lebten noch alte Hähne aus der Wartburgzeit. Oken war freilich fort, aber Luden, der zeitlebens deutsche Geschichte schrieb, lebte noch, und der taube Scheidler, ein kernfrischer Patriot, und eine Zeitschrift wurde hier herausgegeben: „Brans Miszellen“, ein stilles, solides Blatt, welches den Hafer meiner Stute lieferte für kleine Beiträge, die ich von Kösen hinübersendete; hier gab's bei meinem gutmütigen Gastfreunde O. L. B. Wolff, einst Improvisator, jetzt Professor, einen geselligen Abend mit jenen Notabilitäten; hier wurde Deutschland beklagt und neu aufgebaut. Herr v. Rochow hatte ganz recht gehabt, als er mir zuerst Naumburg abgeschlagen wegen gefährlicher Nachbarschaft; denn nun kam auch Leipzig an die Reihe, und das wurde für mich sehr wichtig. Alles nur darum, weil ich mir leichtsinnig ein Pferd angeschafft und nun Beschäftigung brauchte für dies Pferd.

Julius Kistner nämlich, der liebenswürdige Gastwirt aus dem „Hôtel de Bavière“, besuchte mich in Kösen und verlockte mich zu einer abenteuerlichen Expedition nach Leipzig. Von da war ich ja doch verbannt, ich durfte mich also dort nicht sehen lassen. „Trotzdem,“ rief Julius, „machen wir es möglich! Du reitest bis Lindenau, das letzte Dorf vor Leipzig, dort stellst du gegen Abend dein Pferd ein und dort findest

du meinen geschlossenen Wagen. Man kennt ihn, und am Tor fragt niemand — es gab zu jener Zeit noch neugierige Torwachen — so kommst du unerkannt bis in den dunklen Hof des Hotel, und ich führe dich ungesehen ins höchste Dachzimmer. Dort besuchen dich die Freunde während des Tages, und des Abends gehen wir vermummt aus. Was meinst du?"

Ich meinte, das hätte einen reizenden Hintergrund. Ich hatte Julius bereits ausgefragt über alle Persönlichkeiten, welche mich interessierten, und auch über eine Dame, welche ich bei meiner letzten, vom Minister Carlowitz bewilligten vierzehntägigen Anwesenheit flüchtig kennen gelernt. Sophie Schröder gastierte während dieser vierzehn Tage im Leipziger Stadttheater, und ich war mit Gustav Schlesier zur „Braut von Messina" ins Theater gegangen. Dort sah ich eine junge, schöne Dame dicht hinter uns im Sperrsitze. Schlesier kannte sie und hatte mir oft von ihren geistigen Fähigkeiten erzählt. Es war die Witwe jenes freundlichen Professors, dessen Gast ich zu einem Balle im „Hôtel de Pologne" gewesen und welcher bald darauf gestorben war. Ich hatte die junge Frau, welche an jenem Tage unwohl gewesen, nicht gesehen; ich sah sie hier im Theater zum ersten Male und wurde hier mit ihr bekannt. Nach der Vorstellung geleiteten wir sie nach Hause; nur bis an die Haustür, sie war zurückhaltenden Wesens. Ich hatte sie sehr anziehend gefunden, und als ich jetzt nach Naumburg gekommen, hatte ich mich angelegentlich nach ihr erkundigt. „Sie ist mit ihrem Bruder" — hatte ich erfahren — „schon seit langer Zeit auf Reisen und jetzt in Frankreich." Julius aber konnte mir nun berichten: Sie ist zurückgekehrt und lebt still in der Johannisgasse, gesellig fast nur im Brockhausschen Kreise verkehrend. Im Brockhausschen Kreise war ich eingeführt, dorthin konnte ich des Abends schleichen, und vielleicht konnte ich sie dort finden: die Expedition wurde also beschlossen.

So erwachte doch endlich das Leben wieder mit seinen kleinen und großen Reizen, will sagen mit seinen Träumen in die Zukunft hinaus. Wir leben ja fast alle so ungeschickt, daß wir das Glück nie in der Gegenwart finden, sondern immer in der Zukunft suchen.

Es war ein frischer Herbstmorgen, als ich von Naumburg nach Leipzig ritt, an der rötlichen Schönburg vorüber, über Hügelflächen und Talmulden nach Weißenfels hinab. Im Dreißigjährigen Kriege hieß dieser Weg ein „Paß“. Wallenstein wie Gustav Adolf wollten ihn haben; Gustav Adolf errang ihn rasch und drang vor bis Weißenfels. Von da nach Leipzig hinab wird das Land eben, wird Schlachtfeld-Terrain; und ich ritt jetzt, mit den meisten Lokal-Verhältnissen jener Schlacht vertraut, langsam wie ein Sachverständiger die Straße entlang auf Lützen zu, Gustav Adolfs gedenkend. Es gab eine Linie sächsischer Herzoge, welche Sachsen-Weißenfels hießen und sich ein Schloß in Weißenfels erbaut hatten. In diesem Schlosse, dessen graues Schieferdach grell absticht von den weißgelben Mauerflächen, übernachtete heute Colloredo, der kaiserliche General Friedlands, und morgen übernachtete da der Schwedenkönig, und übermorgen übernachtete da dieser Schwedenkönig noch einmal, aber als Leiche — die Schlacht bei Lützen lag dazwischen. Rasch, rasch waren die Dinge hier gegangen, und mich haben diese Dinge um Lützen persönlich immer mit betroffen; das erste Stück, welches von mir aufgeführt wurde, „Gustav Adolf“, schloß auf dem Schlachtfelde von Lützen; Anno zweiunddreißig ferner, als man den zweihundertjährigen Gedächtnistag der Lützener Schlacht feierte und den Schwedenstein errichtete, ein Denkmal des Schwedenkönigs, da war ich als junger Kiek-in-die-Welt eben nach Leipzig gekommen und hatte mir einen großen Fuchs gemietet, um die Feier am Schwedenstein kavaliermäßig mitzumachen. Das war auch gelungen, so weit dies bei rauhem Herbstwetter — das Wetter war ganz wie 1632 — möglich war; auf

dem Rückwege nach Leipzig aber war mein trabender Fuchs gestrauchelt und war kopfüber mit mir hinabgestürzt in einen klaftertiefen Chausseegraben. Die Aktion hatte alle Chancen des Halsbrechens für sich gehabt, Roß und Reiter betreffend, und ich betrachtete jetzt von meiner Graditzer Stute diesen bedenklichen Chausseegraben, welcher noch unverändert bestand, und schwelgte in der angenehmen Erinnerung, daß ich damals den Hals nicht gebrochen hatte. Ich ahnte nicht, daß dieser Weg von Lützen nach Leipzig noch mehrmals schicksalsschwer für mich werden, daß er diesmal schon ein Schicksalsweg für mich werden sollte; ich stellte meine Stute in Lindenau ein, ich stieg in die geschlossene Kutsche Julius Kistners, ich fuhr unerkannt durch das Ranstädter Tor — da, wo Napoleon unbekümmert um seine eigenen Truppen die Brücke sprengen ließ Anno 13, um die Verfolgung zu hemmen — ich kam unentdeckt ins Dachzimmer des Hotels und war also wieder mitten in verbotenem Terrain, mitten in politischer Freveltat, ein unverbesserlicher Bösewicht! Dabei blieb es nicht: vermummt stieg ich in die Gassen hinab bei mäßigem Laternenlichte und schlich nach der Querstraße hinaus ins Brockhaussche Hotel, um — Roman! Roman-Erfindung! ruft jeder wohlerzogene Mensch, wenn ich jetzt erzähle, daß jene Dame wirklich dort am Teetische saß und mir einen Hummernsalat präsentierte, als ich gerade neben ihr Platz gefunden — unwahrscheinlicher Roman!

Wobei soll ich schwören, daß ich nackte Wirklichkeit berichte? Sie ist eben mitunter auch romantisch.

Das war ein Abend, welcher die ganze Stadt- und Hausvogtei vergessen machte! Und Frau Brockhaus verstand die Wünsche eines in Liebe segelnden Staatsgefangenen; sie veranstaltete ein gemeinschaftliches Mittagessen zum nächsten Tage. Mittagessen! Ich mußte ja das Tageslicht sorgfältig scheuen in Leipzig, wie sollte ich Mittags —? Ah, Leidenschaft ist erfinderisch! Damals gab es in Dresden und in Leipzig

noch Portechaisen; eine solche ward an die Treppe des „Hôtel de Bavière“ bestellt, und mit verbundenem Antlitze stieg ich in dieselbe, ihre Vorhänge fest zuziehend. So wurde ich wie ein ehrwürdiges Wesen mitten durch die Stadt getragen, und als ich im Brockhausschen Hofe ausstieg aus meiner Kutsche, trat eben wieder meine Coeurdame durchs Hoftor ein, und ich konnte sie zu Tische führen — es waren Tage des märchenhaften Gelingens, wie sie glücklicherweise in jedem Menschenleben vorkommen. Die sächsische Polizei störte mich auch nicht, wohl aber machte wiederum eine preußische Polizeibehörde ein grelles Ende. Tzschoppe hieß wiederum diese Behörde. Am nächsten Morgen nämlich, als ich noch träumend im Bette lag, wird die Tür meiner Dachstube aufgerissen, und ein rosig gesund aussehender Mann stürmt herein und schwingt eine Zeitung wie eine Fahne. Eine Sturmfahne, eine Trauerfahne! Der Mann war Theodor Mundt, und aus der Zeitung las er mir vor, daß eine frevelhafte literarisch-politische Verschwörung entdeckt und unter dem Namen „Junges Deutschland“ mit Bann und Interdikt belegt worden sei. Was diese „jungen Deutschen“ je geschrieben und was sie je schreiben würden, das sei verboten und werde konfisziert. „Heine, Gutzkow, Wienbarg sind unsere Genossen“ — fuhr Mundt fort — „der vierte heißt Laube und liegt im Bette, der fünfte bin ich, der vor diesem Bette steht und Wehe! ruft über den Papst Tzschoppe. Denn Tzschoppe hat diese moderne Bannbulle, hat dies Interdikt, welches uns alle Buchhandlungen verschließt, erfunden und sogar beim Bundestage durchgesetzt. Wir müssen Handarbeiter werden, gedruckt wird von uns nichts mehr. Der Bettelstab ist unser Los, nicht einmal des Tannhäusers Stab, welcher ausschlagen und grünen konnte bei gründlicher Bekehrung. Können wir uns bekehren?!“

So flog mein neuer Liebes- und Lebenstraum in alle Lüfte, ich aber auch vom Lager auf mit dem festen Vorsatze,

alle polizeilichen Aufenthaltsverordnungen von mir zu stoßen und ihnen zum Trotze unmittelbar nach Berlin zu fahren und diesen kleinen blonden Papst, Ecke der Charlotten- und Behrenstraße, zwei Treppen hoch, zur Rede zu stellen wie einer, der zum Äußersten entschlossen ist. „Er läßt Sie wieder einsperren!“ rief Mundt. — „Einerlei! ich habe das Bedürfnis, mich zu wehren.“

Und so geschah es. Achtundvierzig Stunden später trat ich in jenes Haus, wo Gans unten schrieb, Herr v. Stägemann im ersten Stocke litt und im zweiten Stocke der kleine politische Papst jeden Abend zu sprechen war. Ich zog resolut die Glocke, es ward geöffnet — ich stand vor ihm.

27.

Ich meinte, er wollte an die Decke springen, der kleine Blondin, Herr v. Tzschoppe, als er meiner ansichtig wurde. Ein polizeiliches Gebot zu übertreten war damals kaum denkbar in Preußen. Die gute preußische Staatssitte, das Gesetz zu achten und zu halten, es koste was es wolle, ging und geht durch alle Schichten des Volkes in Preußen, und diese Sitte bildet das Rückgrat des Staates. Eine gute preußische Regierung muß sich aber hüten, ein Spiel zu treiben mit dieser guten Landessitte: sie muß nicht leichthin, nicht willkürlich Gebote und Verbote erlassen, sie muß die Gesetzgebung nicht in die Hände der Polizei legen. Die Polizei ist eine nützliche Anstalt der Aufsicht und Vorsicht; sie muß nicht mehr sein wollen, sonst verleidet sie den Menschen das Leben, vernichtet auch die notwendige, unter jeder Regierungsform notwendige Freiheit, die unschuldige Freiheit, und verrückt die Seele des Staates, verrückt die Gesetzgebung, welche einen höheren Standpunkt, weitere Umsicht, tiefere Vorbildung braucht, als die Polizei haben kann.

In Preußen besorgte damals die Polizei alles, und Tzschoppe war ihr Haupt. Der Hausminister Wittgenstein bevollmächtigte ihn und die Minister, der Polizeiminister selber, mußten mit einer Anzeige begnügt sein, daß diese oder jene Maßregel notwendig befunden worden, zum Beispiele der Bann, welcher fünf Schriftsteller aus der Reihe der Lebendigen strich.

Bei allem Respekt vor dem Gesetze, der auch mir in Preußen auferzogenem Menschenkinde innewohnte, hatte ich doch eine starke Empfindung davon, daß solch ein Bann unstatthaft wäre, und selbst von den strengsten Regierungsmännern nicht gebilligt werden könnte. Solch ein Bann wiedersprach dem protestantischen Wesen, welches in uns allen durch Erziehung und kirchliches Gewissen tiefe Wurzeln besaß. An diese Wurzeln klammerte sich auch jetzt unwillkürlich meine Rede, mit welcher ich dem vor Entrüstung über mein Erscheinen fast sprachlosen kleinen Polizeihaupte entgegentrat. Ich sprach von einem Papsttum, welches die Polizei in Preußen errichten zu wollen scheine. So etwas aber, wie das Verbot der Zukunft, habe selbst das Papsttum noch nicht dekretiert. Das zu verantworten sei unmöglich in einem protestantischen Staate.

Daß ich diese Saite anschlug, war mir offenbar von großem Vorteile. Die politische und polizeiliche Frage verschwand davor, und dieser Gesichtspunkt protestantischer Freiheit war auch einem Herrn v. Tzschoppe nicht gleichgültig. Er stimmte auf der Stelle seinen Ton herab und ging auf Diskussion ein.

Überhaupt — so ahnte mir damals schon, und so seh' ich es jetzt an — fühlte sich Tzschoppe durchaus nicht sicher in seinen Schuhen. Der König war alt, sein Haltpunkt, Fürst Wittgenstein, war alt, der Kronprinz — später Friedrich Wilhelm IV. — galt für einen Verächter des Polizeiwesens in der Politik, was stand zu erwarten, wenn ein Todesfall

eintrat? Inneren Halt einer tieferen Überzeugung besaß Herr v. Tzschoppe nicht, er war ein leichter Verstandesmensch mit geschickter Routine. Fürst Hardenberg hatte den kleinen, äußerst geschmeidigen Jüngling aus Görlitz — Görlitz war eben erst preußisch geworden — in sein Bureau genommen und hatte ihn seiner anschmiegenden Behendigkeit wegen gefördert. Bureaukratisch war er in die Höhe gekommen, und von eigenen politischen Gedanken war nichts in ihm; irgend einer schöpferischen Fähigkeit war er nicht mächtig, das eben gültige Handwerkszeug der Politik war sein alles — was konnte er in stillen Stunden von seiner Zukunft hoffen? Nicht gar viel Tröstliches. Es mußte ihn also recht unbequem anmuten, als Polizeipapst verschrien zu werden, und dem protestantischen Wesen, in welchem er selbst aufgewachsen, als ein Tetzel gekennzeichnet zu werden. Wahrscheinlich stammte die Formel von dem Verbote auch unserer „Zukunft" von ihm persönlich — kurz, es war ihm unbehaglich zumute bei dieser protestantischen Apostrophe, und er kam nicht mehr darauf zurück, daß ich augenblicklich nach Naumburg zurückkehren müßte, wie er mir anfangs schneidend angekündigt hatte. Ich wiederholte ebensowenig, daß ich in Berlin bleiben würde, um meine Schritte zu tun gegen die päpstliche Maßregel, und so schieden wir voneinander, ohne die Aufenthaltsfrage „bereinigt" zu haben, wie ein offizieller Ausdruck lautet. Er entließ mich mit jenem süß-sauren Lächeln, welches sein knabenhaftes, rosenrotes Gesicht in Falten kniff um Augen und Mund, und welches ebensogut zum „Gehorsamen Diener" paßte, wie zu dem Gedanken: „Ich werde dich schon noch fassen". Es war ein Köpfchen und ein spitzes Auge wie eines Marders oder eines Iltis.

Ich blieb in Berlin; dies Unerhörte ereignete sich: eine höhere Polizeiweisung blieb unbeachtet. Das Polizeiministerium hatte mich nach Naumburg verwiesen und fragte jetzt nicht nach mir, obwohl ich mich in der Kronenstraße zu Berlin

eingemietet hatte. Sicherlich hatte Herr v. Tzschoppe die Notiz ins Ministerium gegeben: Man lasse ihn!

Varnhagen und Gans sagten: „Das ist ein wichtiges Symptom, sie fürchten sich, weil sie mit dem Verbote der Zukunft zu weit gegangen sind.“

War dies damalige Berlin aber öde, uninteressant und langweilig! Ich ging zuweilen ins Theater, um nur irgend eine Unterhaltung zu haben, obwohl mich das Theater damals nicht besonders interessierte, und das Hofschauspiel von ganz geringer Bedeutung war. Kleine Lustspiele, kleine Ballette waren die Liebhaberei des alten Königs, der jeden Abend hinter dem roten Vorhange in der Proszeniumsloge saß, neben ihm die Fürstin von Liegnitz, eine wohlwollende, beliebte Dame. Die drastische Komik Gerns mußte den stillen friedfertigen Menschen für alles entschädigen, auch für den eintönigen täglichen Spaziergang nach Charlottenburg. Anregend war dabei nur, daß man als Raucher sich nicht vergessen, und nicht links oder rechts in den Tiergarten einbiegen durfte; denn alsdann wurde man von Gendarmes abgefaßt; nur auf der großen Landstraße durfte man rauchen. Der berühmte Philologe Böckh marschierte auch da alltäglich, und der hatte etwas Tröstliches für mich. Er stammte aus Baden und verleugnete seinen frischen süddeutschen Ursprung auch auf der Charlottenburger Chaussee nicht: er schimpfte wie ein Rohrsperling auf die unerträgliche Polizeiwirtschaft. Alle Jahre einmal in einer großen wissenschaftlichen Rede vor dem gebildeten Publikum entschädigten sich solche liberale Gelehrte für den ausgestandenen langweiligen Druck des Jahres. Da wurde ein geschichtliches Thema so behandelt, daß hinter geschickt drapierten Schleiern ein gefährlicher Freisinn vermutet werden konnte. Bei Böckh war dieser Schleier auffallend durchsichtig, und man sprach mehrere Tage von seinem Wagnis.

Ich selbst war ökonomisch in der bedrängtesten Lage.

Die Buchhändler zuckten die Achseln: was war ein Buch ohne Autornamen! Das Publikum interessierte sich für uns junge Autorenbrut, aber das Lesepublikum und noch mehr das Kaufpublikum ist schwerhörig und kurzsichtig: es hört und sieht nicht auf ein Buch, welches anonym erscheint. So gewichtige, geheimnisvolle Stoffe, welche an sich Aufsehen machen konnten, besaßen wir ja nicht, um bloß dadurch die Aufmerksamkeit aufzurütteln; wir waren mit dem Untergange bedroht in dem großen Ozean des deutschen Büchermarktes.

Ziemlich verstopft war ich außerdem noch in den feineren Gängen geistiger Produktion, denn die Nachwehen der drückenden Gefangenschaft lasteten immer noch auf meinen Organen! Dumm! dumm! dumm! ächzte ich fast jeden Morgen, wenn ich mich an den Schreibtisch setzte. Es war eine hoffnungsarme, trübselige Existenz dort in der Kronenstraße.

Und an aufmunterndem Umgange fehlte es auch. Den Berlinern mit der ewigen Versicherung „so kann's ja in Preußen nicht bleiben!“ glaubte ich kaum noch; was half mir auch noch ein Wechsel nach so und so viel Jahren! Unterdessen verdarb ich. Was half er mir persönlich überhaupt, wenn mein Hirn so vertrocknet blieb!

Und ein paar Nichtberliner, die mich öfters aufsuchten, erhoben meinen Mut auch nicht absonderlich. Der eine gewiß nicht, der schlug ihn systematisch nieder. Beide waren Juden, ans Leiden gewöhnt. Leidensgefährten erhöhen gewöhnlich unsere Melancholie. Jener eine, welcher mich systematisch niederdrückte, hieß Joel Jacoby. Ich hatte ihn in Leipzig kennen gelernt. Dort focht er anfangs unter der liberalen Fahne mit Aphorismen sentimentalen Geistes. Die sammelten sich zu einem Büchlein, „Klagen eines Juden“ betitelt, welches Teilnahme erweckte hie und da. Moderne Gedanken in Psalmenstil, versetzt mit alttestamentlichen Anschauungen. Augenaufschlagen zu Jehova, der sich um alles kümmern sollte, ums Herz, um die Geldtasche, um die Stellung in

der Gemeinde. Es hat etwas Familiäres, etwas Intimes, dies Verhältnis des gläubigen Monotheisten zu seinem Gott. Es ist ein Stab, welcher die Juden gestützt hat seit weiland Titus. Und der talmudische Essig im Munde, welcher die Gedankengase zersetzt, hat sie das Wandern durch Europa, welches für sie eine austrocknende Wüste, überdauern lassen. Aber für mich war jetzt in Berlin solch ein Autor in Sack und Asche keineswegs ermunternd. Am wenigsten dadurch, daß er seinen Frieden gemacht hatte mit der Regierung. Nach und nach erfuhr ich nämlich, daß sein Liberalismus, wie man sich ausdrückte, konservativ geworden, und daß er den Rochows und Tzschoppes diente. Auf meine Vorwürfe setzte er mir auseinander: er sei nur vom Südpole zum Nordpole gegangen, Pol sei Pol, sein Liberalismus bestehe nach wie vor, er sehe nur anders aus. Wir liberalisierten nur mit Haut und Knochen, er suche aufs Blut zu wirken, und er nütze dort der guten Sache wesentlich, während wir am Ende ganz zur Untätigkeit verdammt würden, wie Figura an mir bereits zeigte. Renegat! rief ich; er zuckte die Achseln, ging fort und blieb wochenlang aus. Dann kam er einmal wieder, versuchte zu lachen, und fragte, ob wir nicht das Thema ganz streichen könnten aus unsern Gesprächen? — Nein. — Nun dann werd' ich Ihnen beweisen, wie nützlich ich bin! — Und nun schilderte er wirklich Dinge im Staatsleben, welche uns seitab lagen, und für welche er wohltuend einwirken könnte. Auch wußte er wirklich Fragen des Liberalismus zu vertiefen — er war ein denkender Kopf, ein geistvoll spintisierender Mensch — und er wußte nachzuweisen, daß er darin förderlich wäre. Nicht bei Tzschoppe, welcher kurzen Gedärms, aber bei Rochow, welcher nicht viel gelernt, aber ein staatsmännisches Naturell habe.

Dieser Joel Jacoby aus Königsberg mit schwankendem, wie knochenlos schlotterndem Leibe, mit zigeunerartigem Teint und mohrenkrausem Haar, mit ersichtlicher Feindseligkeit gegen

das Waschen und sauber gehaltene Kleidung, hat wirklich eine intime Schriftstellerposition bewahrt in der preußischen Regierung bis in die parlamentarische Zeit hinein, und hat sie nur durch seinen Tod verloren. Ich bin ihm nach langen Zwischenräumen zuweilen wieder begegnet, in Karlsbad zum Beispiele, und muß sagen, daß er sich immer auf der Höhe seiner absonderlichen Stellung erhielt, die Oppositionswelt bekämpfend und für seine offizielle Welt immer eigentümliche Begründung suchend.

Mir hat er immer einen wärmeren Anteil bewahrt, und nie unterließ er, wenn wir uns oft nach Jahrzehnten einmal wiedersahen, lebhaft zu fragen: Nennen Sie mich noch Renegat? Verurteilen Sie noch immer meinen damaligen Übergang? Nichts lag ihm so am Herzen als die Antwort hierauf. Das Gedächtnis verläßt uns im Alter, nicht aber das Gewissen.

Der zweite Jude, der viel öfter als Jacoby zu mir auf die Kronenstraße kam, hat die ganz entgegengesetzte Laufbahn gemacht: er steht jetzt an der Spitze der strengsten liberalen Richtung in Berlin. Er war noch ganz unbekannt, und schrieb kleine Hilfsartikel für Journale, welche elendiglich honoriert wurden. Er war arm wie eine Kirchenmaus, und ich sogar, der auch nur wenig zu brechen und zu beißen hatte, erschien wohlhabend neben ihm. So kam er denn eine Zeitlang gewöhnlich um die Mittagszeit zu mir, und teilte mein dürftiges, geschmackloses Mittagsmahl mit mir, welches ich aus einem nahen wohlfeilen Speisehause auf mein Zimmer holen ließ. Er kam immer nur einen Tag um den andern, sicherlich aus Bescheidenheit; denn wahrscheinlich speiste er an dem dazwischenliegenden Tage gar nicht. Bescheidenheit, weiche Herzensgüte, tiefes Wohlwollen für die ganze Welt sprach aus all seinen Äußerungen, aus seinem ganzen Wesen. Er hatte die eigentümliche Vorbildung genossen, welche bei den Juden auch den ärmsten Kindern zuteil wird; die rabbinische Schulbildung in der hebräischen Sprache, die

Kenntnis der Religionsgeschichte und -gesetze, welche letztere bei den Juden fast naturgemäß in die dialektische Form des Talmud und der übrigen posthumen Bücher der Glaubenserörterung übergehen. Man sollte glauben, die jüdischen Knaben verlören darüber viel Zeit für Erlernung nützlicher Wissenschaft, und ihr Geist würde einseitig gedrillt in den Evolutionen spitzfindiger Denkformen. Einen Nutzen hat diese Erziehung aber darin doch, daß eine ruhelose Tätigkeit des Denkens in ihnen erweckt und ihnen eine gewisse Systematik mitgegeben wird zum Kampf ums Dasein. Haben diese Knaben wirklich Geist, so eignen sie sich dann als Jünglinge, wenn sie herauskommen in den Tumult der Welt, leichtlich die verschiedenartigsten Wissenschaften an mit dem früh erworbenen Handwerkszeuge des Geistes.

Deshalb stehen sie auch den Protestanten immer näher als den Katholiken. Dem jungen Katholiken wird der Kirchenglaube als etwas Unfragliches überliefert, dem jungen Protestanten wird die Entstehung desselben auseinandergesetzt. Diese Entstehung beruht auf Kämpfen. Da sind die Streitpunkte zu erörtern, da ist der geschichtliche Zusammenhang mit dem Anfange des Christentums nachzuweisen, da wird der Ursprung aus der jüdischen Glaubensgeschichte erklärt, da wird zuerst und zuletzt die innere Rechtfertigung gelehrt. Es wird ein Prozeß instruiert, welcher durchs ganze Leben gehen soll — und in alle dem besteht eine innere Verwandtschaft mit den Juden. Deshalb treten auch die meisten Juden, wenn sie den Übertritt zum Christentume organisch vollziehen, zum Protestantismus über.

Diese Vorbildung hatte meinen jungen jüdischen Gast zum Studium feinerer Naturwissenschaft geführt, und er erzählte mir davon, wenn der Austausch über biblische Fragen, die mir als verdorbenem Theologen immer noch nahe lagen, erschöpft war. Politik war eigentlich nicht seine Sache wenigstens nicht im Wege der Parteifragen. Er hatte etwas

von jenen semitischen Menschen der Bibel, denen es ein Bedürfnis war, sich in die Wüste, in die Einsamkeit zurückzuziehen, um große Grundregeln religiöser Wissenschaft in sich auszuarbeiten bis auf den Umfang weniger Sätze. Mit diesen wenigen Sätzen kehren sie dann unter die Menschen zurück und lehren sanft und milde. Gutes zu stiften, die Menschen glücklich zu machen ist ihre Lebenstendenz; sich selbst vergessen sie gern dabei. Ein Stück Brot findet sich immer und Wasser überall. Luxus brauchen sie nicht, und was heißt ihnen schon Luxus! Ich erschrak in meiner Anspruchsvölle, wenn ich das zufriedene Lächeln meines Gastes betrachtete. Obwohl ein junger Mann, sah er doch gar nicht jung aus: sein Haar war schon dünn, seine Gesichtszüge waren schon gefurcht, und wenn er sich erging in Ergießungen, wie Gerechtigkeit und Verträglichkeit einkehren werde bei den Menschen, da sagte ich wohl: Sie sind ein Schulmeister und werden einer bleiben!

Nun ja, er ist einer geworden, aber ein ganz anderer als ich damals dachte. Sein Drang nach Gerechtigkeit und Verträglichkeit hat sich fester und fester gestellt, und mit Konsequenz und Nachdruck ist er der wichtige, unerschrockene Redakteur der „Volkszeitung“ in Berlin geworden, welche einen so selbständigen und so tiefen Einfluß errungen hat in Preußen. Bernstein — dies ist sein Name — ist heute ein wichtiger, grundehrlicher Führer der unparteiischen Demokratie.

Ein recht stilles, kleinstädtisches Ansehen hatte Berlin damals in der Kronenstraße, und all diesen zahlreichen Parallelstraßen der „Linden“ in der Friedrichsstadt. Breite Räume, niedrige Häuser, ärmliche Bewohner, der Zukunft wartend, die damals niemand erwartete. Der Nachtwächter hatte die Hausschlüssel und öffnete dem Schwärmer, welcher erst nach zehn Uhr heimkehrte.

Ich setzte eine Broschüre zusammen, deren Titel den Autornamen entbehren könnte „Die französische Revolution

von 1789—1836." Es war dies eine stille Verwegenheit, die Revolution als unbeendigt hinzustellen, und Alexander Duncker verlegte sie, um mir ein kleines Honorar zuzuwenden. Dies Buchhandlungshaus der Duncker war ein Haltepunkt in Berlin: der Vater, ein patriotischer Preuße, über das Tzschoppesche Regiment verdrießlich die Achseln zuckend, brachte in würdiger Ausstattung die große Wissenschaft, Leopold Ranke an der Spitze; der älteste Sohn Max, ein profunder Historiker in jungen Jahren mit grauem Haar, setzte Beckers Weltgeschichte fort, und gehörte als Burschenschafter zu uns Demagogen; der zweite Sohn Alexander war besonnener Eklektiker; der dritte Sohn Franz war radikal und wurde denn auch wirklich, sobald Luftlöcher geöffnet wurden, Verleger jener Bernsteinschen Volkszeitung. Das ganze Preußen in seinen guten Bestandteilen war in jenem Eckhause der französischen Straße zu finden, und ich fand da einigen Trost.

Man riet mir dort unter anderem, die „Reisenovellen" fortzusetzen. Sie wären populär, und könnten allenfalls den Autornamen entbehren. Das tat ich mit meinen schwachen Kräften, bis ich mir seufzend eingestehen mußte: die Kräfte sind zu schwach, du wirst langweilig, und bedarfst absolut einer Blutverbesserung. Karlsbad! Aber hinaus ins Ausland durfte ich nicht, auch wenn mich, den „Gezeichneten", die damalige österreichische Regierung geduldet hätte. Sie hatte natürlich die Bulle gegen uns junges Deutschland, sie hatte den Bundesbeschluß gegen uns, welchen Preußen zuwege gebracht, mit heiligem Ernste für ihre Staaten bekannt gemacht. Was also? Ein Handwerk ergreifen? Es wohnte ein Schuster in meinem Hause, mit dem ich verkehrte. Auch in Glogau hatte ich längere Zeit in einer Schusterwerkstatt wohnen müssen, ich war vertraut mit diesem Handwerk, und der brave Meister unter mir war bereit, mich als Lehrling aufzunehmen und zu verköstigen. Aber das stete Sitzen in dumpfer Zelle! Besser noch Maurer. Als Sohn eines

Maurermeisters hatte ich das als Knabe mitgetrieben, und dabei lebte man in der Luft. Wenn nur die zerriebene körperliche Kraft zureicht!

Da kam eine gute Botschaft aus Mannheim. Mein junger Verleger dort, Heinrich Hoff, schickte Honorar für ein paar Bände Reisenovellen, welche ich allmählich schreiben könnte. Guter Hoff! Da am Oberrheine war unser Liberalismus in warmer Geltung. Jetzt rettete er mich; später aber stürzte er meinen sanguinischen „Hoff" ins Exil und in den Tod. Zwölf Jahre später nämlich trafen wir uns beim Vorparlamente in Frankfurt, und er hielt zur Fahne Hecker und Strube und geriet nach Amerika, wo ihn der Tod ereilte.

Ich schnürte jetzt mein Bündel, ohne die Polizei um Erlaubnis zu fragen, trug's in eine Droschke, und fuhr hinüber in die belebtere Königsstadt, wo die Post drei Uhr nachmittags abging nach Stettin in Pommern. Dorthin wollte ich, und durch das „Haff" hinaus nach Swinemünde ans Meer, wenn auch nur an die Ostsee. Ihr Atem und ihre Wellen sollten mich auffrischen. Man hatte mir gesagt, es sei dort wohlfeil, und ich wollte die „ordinäre" Post nehmen, die für ein paar Taler langsam nach Stettin rumpelte. Es schlug just zwei Uhr, als ich in den kleinen Nebenhof kam, in welchem das Bureau der Fahrpost war. Eine Stunde vor Abgang der Post mußte man sein Billett lösen.

Ich eilte hinein, kaum zwei Minuten nach dem Schlagen der Uhr im Posthofe trat ich ein und bat um das Billett. „Zu spät!" hieß es kurz, „es hat zwei geschlagen!" — Soeben erst. — „Es hat geschlagen!" — Basta! — Man gab mir wirklich kein Billett. Pünktlichkeit war die Devise; Zeitverlust bedeutete nichts. Kein Mensch war vorgemerkt für den Postwagen; der Kondukteur fuhr um drei Uhr allein ab. Der Staat verlor sein Fahrgeld; aber der Beamte hatte seine Schuldigkeit getan auf die Minute. „Ordnung muß sin."

Das hängt gewiß zusammen mit der pünktlichen Organisation, welche dem preußischen Heere die großen Siege ermöglicht hat. Aber die Verwandtschaft ist doch wohl weitläufig.

Man durfte damals auch nicht einen Lohnwagen mieten, ohne auf der Post einen Schein zu lösen. Polizei und Post teilten sich in die Beschränkungen des Verkehrs. Der Staat schien dafür erfunden zu sein, daß die Entwickelung niedergehalten würde.

28.

Da saß ich denn am Ausflusse der Oder, des Stromes, welcher meine Studienjugend in Glogau, in Breslau und bei den Landsitzen meiner Hauslehrerei begleitet hatte. Ich erkannte diese Oder nicht wieder in ihrer seeartigen Ausbreitung als Haff. Sie teilt sich in drei Mündungen nach dem Meere hinaus. Die mittlere ist bei Swinemünde, und sie ist ganz schmal. Steindämme schließen sie ein.

Auf diesem Steindamme saß ich alle Tage, und sah in die endlose Wasserfläche hinaus, melancholischen Sinnes. Man übernimmt zu viel, dachte ich täglich, wenn man in jungen Jahren Politik schreiben will. Dazu gehört ja doch eigentlich eine Kenntnis und Beherrschung aller Wissenschaften. Sie münden ja alle in den Staat, wie alle Wasser ins Meer. — Ich sehnte mich nach einer Kunstform, die man zu beherrschen vermöchte.

Ein älterer Mann setzte sich eines Tages neben mich. Ich wagte es nicht, ihn anzureden, obwohl ich wußte, wer er war. Sein Ruf schüchterte mich ein: er war als Nachfolger Hegels nach Berlin berufen worden. Nachfolger Hegels! Ein solcher Philosoph flößte mir grenzenlosen Respekt ein, wie man immer davor den größten Respekt empfindet, worin man selbst unfähig. Das abstrakte Philosophieren im aus-

gerechneten Sinne eines Systems war für mich immer reine Mathematik, und die reine Mathematik war schon auf der Schule meine unheilbare Schwäche.

Der Mann hatte ein kleines Gesicht mit kleinen Zügen, und ich hätte ihm nach seinem Äußeren nichts Großes zugetraut. Er hieß Gabler.

Allmählich ist die Welt meiner damaligen physiognomischen Meinung geworden. Sie kennt jetzt seinen Namen nicht mehr. Man hat die bloß mathematische Fähigkeit, Gedankenformeln zu ordnen, damals überschätzt; diese Fähigkeit hat nicht zugereicht für die Nachfolge Hegels.

In dieser Richtung ist überhaupt seit den dreißiger und vierziger Jahren eine tiefe Veränderung in Deutschland vorgegangen. Noch bis in die vierziger Jahre hinein beherrschte uns der philosophische Formalismus; er galt für die höchste Instanz, und alle sonstigen wissenschaftlichen Verdienste wurden nur nebenher beachtet, eigentlich nur herablassend. Die Kenntnis der Gottesmacht in der Welt wurde nur im philosophischen Systeme gesucht und gefunden, und nur da geschätzt, wo sie in systematischen Formeln geschlossen auftrat. Rechnung und Quittung war erforderlich wie in der Buchhaltung eines Bankhauses. Der alte Goethe sogar wurde in seinen letzten Lebensjahren immer angetrieben, zu solch einem Formalismus Stellung zu nehmen, obwohl seine Natur dafür gar nicht geeignet und gar nicht geneigt war. Man berief sich auf Schiller, der Kant ja in sich aufgenommen und philosophische Schulfähigkeit dargetan hatte. Was ein Dichter gekonnt, sollte auch jeder andere Dichter können. Man beurteilte auch den Dichter nur innerhalb der Kategorien, welche das philosophische System feststellte, sowie Gervinus einige Jahre später die Dichter nach politischen Kategorien abschätzte.

Demgemäß wurde damals in Halle ein großes Journal begründet, „Die Hallischen Jahrbücher“, von Ruge geleitet,

welches unsere ganze Literatur in diesen formal-philosophischen Bock spannte. Es dekretierte ganz wie der Jakobinerklub, und die Guillotine war in Permanenz. Nur der Nebenredakteur Echtermayer durfte in einer Nebensektion, dem Mittelhochdeutschtume, nach unphilosophischen Prinzipien schalten und guillotinieren. Jegliche freie Produktion in der Literatur war vogelfrei und wurde hingerichtet, wenn sie nicht einen Geleitschein systematischer Philosophie oder wenigstens mittelhochdeutschen Kompendiums aufweisen konnte.

Das war eine Folge unseres versperrten Staatslebens. Der Trieb zum geistigen Handeln preßte sich in dunkle Ecken — im philosophischen Jargon konnte man sagen, was man verständlich nicht sagen durfte — und trockene Einseitigkeiten gebärdeten sich als schöpferische Kräfte.

In meiner Wohnung zu Swinemünde hatte ich einen Berliner Juristen zum Nachbar, welcher Hegelianer war und mit Gabler verkehrte. Er setzte mir täglich beim Frühstück auseinander, daß die Welt gar nicht anders sein könnte, als sie eben war, und nie anders werden könnte. Denn nur so entspräche sie den Kategorien der Philosophie; diese seien die Proben der Richtigkeit. Wenn ich schüchtern einwarf, ob nicht am Ende diese Kategorien einer dürftigen Wirklichkeit angepaßt wären? Da lächelte er sehr geringschätzig zu meinen Verstandeskräften, und setzte mitleidig hinzu: Sie glauben immer noch an mögliche Überraschungen in der Geschichte. Die gibt es nicht. Wir wissen genau, wie die Dinge verlaufen müssen. — Ich erfuhr dabei auf mindestens ein halbes Jahrhundert hinaus, wie wir uns befinden würden in Preußen, in Deutschland, in der Welt.

Ich kam mir recht wie ein Betteljunge vor in dieser Welt, welche so trostlos für mich einstudiert war. Der Aufenthalt in Swinemünde ist auch nicht danach angetan, einen trübseligen Menschen aufzurichten. Wie mein Glück auf Sand gebaut erschien, so ist dieser Ort wirklich auf Sand

gebaut, auf lauter Dünensand. Eine sandige Zunge hat sich eingeschoben zwischen dem Haff und der Ostsee, und auf dieser Zunge ist die schmale Schifferstadt erbaut, mit dem Antlitze gegen Süden, gegen das Haff. Dort klappert und stöhnt den ganzen Tag über das Schifferleben. Es stöhnt; denn die Rufe der arbeitenden Schiffsleute sind von einer traurig heulenden Musik; es klingt immerfort, als ob ein Unglück geschähe. Jegliches Schiffleben braucht gar sehr des Preises, welchen die Beschreiber so reichlich spenden. Eigentlich ist es in seiner eintönigen Ordnung und in seiner Abgeschnittenheit von fruchtbarer Natur herzlich traurig. Die Größe des endlosen Meeres, wenn man wirklich draußen ist auf hoher See, ist allerdings von poetischer Macht; aber Tag für Tag dieselbe Macht, das erschöpft die menschliche Fähigkeit, und wird auf die Länge ein durchaus abstrakter Zustand, eine großartige Langeweile, großartig, ja, aber Langeweile.

Ich saß mit meinem juristischen Hegelianer vor der Tür im Sonnenscheine, welcher den Sandboden erhitzte, unter einem Leinwanddache, das Haff von Schiffen verdeckt vor uns, das schwermütige Ohi! der arbeitenden Matrosen in den Ohren, ein trübseliges Frühstück. Von der Ostsee hinter uns keine Spur; man hat eine Viertelstunde lang hinaus zu gehen über reizlosen Boden. Es war mir jämmerlich zumute.

Da kam Hilfe. Eine Studentenschar fand sich ein unter unserm Leinwanddache. Sie machte eine Vergnügungsreise und hatte aus der Badeliste erfahren, daß ein jungdeutscher Sünder bei der Frau Maschke wohnte. Sie forderte mich auf, mit ihr nach der Insel Rügen zu fahren. Sie hatte einen kleinen Schoner gemietet, und wollte sofort in See gehen. Frau Maschke warnte mich, denn das würde mitunter lebensgefährlich mit so kleinem Schoner. Sie hatte nur zu recht; aber ich war froh, meiner elenden Stimmung zu entrinnen, ich fuhr mit den Studenten durch den schmalen Hafeneingang hinaus in die offene See, links gen Westen an

Heringsdorf vorüber, welches Hügel und Bäume voraus hat vor Swinemünde, der berühmten Insel zu. Sie hat einen romantischen Klang in Norddeutschland, diese Insel Rügen, und gilt für schön. Altgermanische Erinnerungen weihen sie, ein Hain und Wasserspiegel der Göttin Freya nämlich oben im Nordosten, in der sogenannten Stubbenkammer, und tüchtige Männer sind dem deutschen Vaterlande von dort gekommen, der alte Arndt zum Beispiel. Das Geschlecht der Gagern stammt ebenfalls von Rügen.

Arndt hat auch sehr gut über Schweden geschrieben, und ich erinnerte mich mit Staunen, daß all dies Land bis an die Mark hinauf so lange schwedisch Land gewesen. Das fiel gar nicht auf vor zwei Jahrhunderten in Deutschland. Unser jetziger Vaterlandsbegriff war gar nicht vorhanden; in dem übermäßigen Titel „heilig römisch deutsches Reich" hatte sich ein kosmopolitischer Gedanke in Deutschland eingebürgert. Er hat seine Früchte getragen in unserm Bildungswesen und hat uns an den Bettelstab gebracht in politischer Macht. Die Studenten neben mir im Schoner, welche hier auf der See ihre auf dem Lande verbotenen schwarzrotgoldenen Bänder zum Vorschein brachten, jene Farben, für welche ich fortwährend büßte, und welche mir doch so teuer waren, sie erinnerten mich, daß unser jetziger Begriff des deutschen Vaterlandes doch von uns herrührt, von der Burschenschaft. Der alte Arndt mit seinem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?", das wir so inbrünstig gesungen, und das die Studenten hier auf offener See anstimmten, dieser Mann von der Insel Rügen ist unser moderner Barde geworden.

Dies deutsche Vaterland war gar nicht vorhanden vor Entstehung der Burschenschaft. Alle die hundert großen und kleinen Dynasten ließen es nicht entstehen; sie waren die Erben des untergegangenen heilig römisch deutschen Reiches, sie persönlich, und wir Burschenschafter galten ihnen für Räuber. Deshalb wurden wir so verfolgt.

Mit der Seeluft und mit solchen Gedanken wurde ich denn wieder frischer. Ich gedachte mit Vergnügen meines geschichtlichen preußischen Schulunterrichts und des Großen Kurfürsten, welcher als prächtige Reiterstatue Schlüters auf der Schloßbrücke in Berlin steht, und der Schlacht von Fehrbellin, in welcher er die schwedische Kriegsmacht in Deutschland endlich gebrochen, und diese Länder an der nördlichen Oder dem deutschen Vaterlande zugebracht. Hat man's auch damals ohne deutsches Vaterland nicht so angesehen, es ist doch so geworden.

Ich wanderte damals mehrere Tage auf der Insel Rügen umher und fand wohl ihre Romantik und Schönheit geringer, als wie sie in Norddeutschland angeschrieben steht, aber ich fand bei dieser Gelegenheit doch wieder besseres Blut fürs Leben, also besseren Lebensmut.

Der romantische Hauptpunkt auf Rügen ist die schon erwähnte „Stubbenkammer", die nordöstliche Seite der Insel. Da steigen mäßig hohe Kreidefelsen aus der See empor, und sie sind mit einem Buchenwalde bedeckt, und in diesem Buchenwalde ruht ein dunkler kleiner See, welchen die norddeutsche Göttin Herta bewohnt hat. Zur Miete bewohnt hat; denn sie ist für uns wenigstens so frühzeitig ausquartiert worden, daß wir keine rechte Vorstellung haben von ihrer eigentlichen Herrschaft. Unsere nordischen Götter sind doch nie zu rechtem Ansehen gekommen unter uns, sie leben nur in Schriften, sie sind nicht ins deutsche Volk gedrungen. Wenigstens nicht in gerader legitimer Linie. Als Gespenster spuken sie etwa hie und da in tief niederdeutschen Volksgebräuchen; die Gelehrten aber müssen erklären, von welcher Abstammung diese Gebräuche sind. Skandinavische Dichter, neuerdings Björnson, gebärden sich hartnäckig so, als ob die alten Sagen wirklich in Skandinavien lebten. Ich glaube selbst das kaum. Bei uns bedeuten sie wenig oder nichts und gehören nur ins Schrifttum.

Ich spürte also wenig oder nichts von geheimem Schauer bei diesem dunklen See, in welchem heilige Rosse gebadet worden sein sollen. Dazu bin ich auch kein Verehrer der nordischen Buchen, wie sie hier sind und wie ich sie später im berühmten Tiergarten bei Kopenhagen gesehen. Ihre Stämme sind bei weitem nicht so schön wie in unsern Buchenwäldern tiefer im deutschen Lande; sie gehen zu zeitig in starke Äste aus. Ebenso waren mir die Kreidefelsen nicht hoch genug, man kann allenfalls hinabkriechen bis an die See. Das beeinträchtigt die Romantik. Ich glaube, der südöstliche Teil der Insel, die sogenannte Granitz, die ganz und voll mit Wald bedeckt ist, würde mich am wärmsten angesprochen haben. Ein voller Wald ist immer mächtig. Dorthin kamen wir aber nicht; die Idee, den nördlichsten Punkt Deutschlands im Vorgebirge Arkona mit seinem Leuchtturme eine Nacht bewohnt zu haben, trieb uns nach Norden. Die Idee mußte auch hier das Beste tun; nicht einmal ein ungezogener Wind, der hier arg wirken soll, kam uns zu Hilfe. Das Interessanteste war „die Schabe". Dies ist ein Weg, der halb durchs Meer geht: ein Wagenrad rollt auf dem Ufersande, das andere Rad im seichten Meerwasser. Solchergestalt kamen wir in den Mittelpunkt der Insel zurück, wo ein Städtchen „Bergen" liegt, der höchste Punkt der Insel. Der höchste, aber kein hoher. Das Wirtshaus dort besaß einen Schatz, eine schöne Kellnerin. Wirklich eine erfreuliche Bildung der niederdeutschen Eigenschaften für Frauenschöne: hoher Wuchs, rosiges Fleisch, große Augen. Ich war froh, daß doch wieder einmal von Schönheit die Rede war in dieser bleichen Welt und überließ den Kultus derselben meinen Studenten. Ich selbst wanderte einsam nach Putbus hinab, dem kleinen Seebade, in dessen Hafen der Schoner lag, welcher mich nach Swinemünde zurückbringen sollte.

Es schien ihm nicht gelingen zu wollen, wie Frau

Maschke prophezeit hatte: ein Gewittersturm überfiel uns, und wir mußten zunächst bei einem Eilande anlegen.

Es liegen da gegenüber der westlichen Odermündung, Peene geheißen, einzelne kleine Landbrocken in der Ostsee. An einem solchen Brocken, Ruden ist sein Name, landeten wir eilig.

Man kann sich kaum was Melancholischeres denken als solch ein Inselchen. Es ist kaum so lang und breit als die Straße einer mittleren Stadt, und ist ein unfruchtbarer Sandhaufe. Vereinzelte blasse Grashalme sprossen nur hie und da; man denkt bei ihrem Anblick an den ausgerauften grauen Kinnbart eines uralten Mannes. Ein paar dürftige Häuschen stehen da, und man begreift nicht, wovon die paar Leute in ihnen leben; jedwedes Nahrungsmittel muß ja von der Küste drüben, aus Peenemünde, Greifswald oder Putbus geholt werden, und es wirkt immer entmutigend auf uns, wenn wir bei Wohnungen von Menschen die helfende Natur nicht entdecken können. Die paar Menschen hier hatten auch ein Aussehen, als ob sie vergessen worden seien von der Natur und von den Mitmenschen, und als ob dabei ihr eigenes Gedächtnis stumpf geworden. Unsere geistigen Kräfte leben nur, solange sie angeregt werden. Selbst mit den Tieren scheint es so zu gehen: ein alter Hund und eine alte Katze blickten mit öden Augen verkommen zu mir auf. Ein kleines erbärmliches Steindruckbild, Schill vorstellend, hing in dem leeren Zimmer, welches mich aufgenommen. Schill, die tragische Figur, war einmal flüchtig hier gewesen während seines Feldzugs. Und wahrlich, keine historische Figur in Norddeutschland macht einen so niederschlagenden Eindruck wie dieser tapfere Schill! Mit seinem Freikorps hier in Niederdeutschland und namentlich hier an den Küsten der Ostsee kämpfend 1809 mußte er von der preußischen Regierung, für die er kämpfte, verleugnet werden, weil die Franzosen die Herren waren über Preußen, und er fiel da drüben in Stralsund, angesichts von Rügen, in einem ver-

zweifelten Straßenkampfe. Umsonst! Alles umsonst, was man an vaterländische Ideen setzt! denkt man da, wenn man als schiffbrüchiger Burschenschafter auf dem öden, grauen Ruden liegt, umsonst alles! Mich überwältigte damals geradezu die Melancholie, und es schien mir Erlösung, in den hoch rollenden Wogen der vom Gewittersturm aufgewühlten Ostsee unterzugehen. Fort, fort von diesem verwünschten Eilande!

Die beiden Schiffer des Schoners erklärten, das ginge nicht so schnell; das kleine Fahrzeug könne die hohe See nicht halten, wenn sie so hoch ginge wie jetzt, und doch müßte man hinaus, denn hier von der pommerschen Küste her erstrecke sich eine lange Sandbank, der Peenemünder Haken, weit heraus in die See. Über ihn hinweg zu gehen sei lebensgefährlich, er biete nur dritthalb Schuh Wasser, der Schoner brauche aber mehr. Er fahre also auf, und fahre sich fest, und dann — „Und dann?" fragte ich. — Und dann schlagen ihn die Wellen in Stücke, und wir ersaufen!

Leidenschaften sind eben töricht oder gewaltig. Meine Leidenschaft war hier in Ruden beides: sie bewog die Schiffer, mit mir abzufahren. Nach kurzer Zeit war Schrecken und Reue da; wir fuhren auf, der Peenemünder Haken ergriff uns, der Schoner knurrte wie ein getroffenes Tier, das Seewasser färbte sich gelb von dem Sande, welchen er aufwühlte, jeden Augenblick konnte er festsitzen, und dann war's vorbei mit diesem Leben.

„Was tut's! 's ist ja elend genug." — So hätte ich ja doch denken sollen; aber die Lebenslust, uns eingeboren als Lebensseele, war fix bei der Hand, als um Sein oder Nichtsein mit einem Wurf gewürfelt wurde. Die Krankheit muß groß sein, wenn der Mensch dem Tode freiwillig die Hand reichen soll; er tut es nicht, solange nur noch ein einziger Tropfen Gesundheit in ihm pulsiert.

Ich rief eifrig den Wind zu Hilfe; er allein konnte uns retten, wenn er sich stark genug in unser Segel drängte, und

uns hinauswarf aus der Sandbank. Er hatte die Gefälligkeit für uns, er warf uns hinaus.

Homer sagt bei solcher Gelegenheit: dieser oder jener Gott hat uns zugesehen und sich für uns erklärt. Diese Anschauung ist immerhin unterhaltend, und ich stimmte ihr zu, weil ich in Swinemünde einen Brief fand, welcher diese Rettung fortsetzte. Irgend ein Gott Homers hatte sich offenbar meiner erbarmt: meine Stimmung, mein ganzes Leben wurde plötzlich anders. Hinweg war die Schwermut, und die Lebenshoffnung sprang auf wie ein frischer Bube. So sind wir, die sogenannten Herren der Erde, abhängig von einer Nervenzuckung unsers Leibes, abhängig von einem zufälligen Ereignisse, von der zufälligen Ankunft eines Briefes, den ein leichtsinniger Postbote hätte verlieren können.

Der Brief war von jener Dame, um derentwillen ich von Naumburg aus heimlich in Leipzig gewesen, um derentwillen ich mich am hellen Mittage in verhangener Portechaise durch die Leipziger Straßen hatte tragen lassen — sie schrieb mir jetzt, daß sie meiner eingedenk, und daß sie zu einer Sommersaison in Kösen angelangt sei.

In Kösen! Von da war ich, die ganze preußische Regierung herausfordernd, kürzlich entflohen, ich Tor! Meinem Glücke war ich entflohen.

Aber was hinderte mich denn, dahin zurückzukehren? Das Gebot der Konfinierung: ich sollte an einem bestimmten Orte festsitzen. Pah! Ich war ohne zu fragen nach Swinemünde gegangen unter der Firma „Gesundheit und Seebad“ für den Fall der Nachfrage, warum sollte ich nicht nach Kösen gehen unter der Firma „Salzsole“, in welcher man dort im einsamen Kämmerlein badet. Nur nicht fragen! Wer viel fragt, kriegt viel Bericht.

Ich ging nach Kösen und wurde ein neuer Mensch. Nicht gerade durch die „Salzsole“, welche ich andern Leuten überließ.

Es gibt eben ein Etwas im Menschen, welches in letzter Instanz aller bürgerlichen Hindernisse spottet. Man nennt es Poesie und weiß nicht wie. Alles hört plötzlich auf in uns, was Tag und Nacht unser Leben beherrscht hat; wir haben's geradezu vergessen, was uns Tag und Nacht unüberwindlich erschienen. Es ist etwas Höheres über uns gekommen, und wenn uns der Nachbar, welcher unsere Pein mit angesehen, nach Ankunft dieses Höheren mit verblüfften Augen betrachtet, weil wir auf einmal fröhlich und guter Dinge sind, und wenn er uns erstaunt fragt: Ja, sind denn die Hindernisse beseitigt? — so antworten wir lachend: „Nein! aber das Hindernis in der armen Seele ist in die Luft geflogen, die arme Seele ist reich geworden und fragt den Teufel nach euren bürgerlichen Schulden. Die Welt ist mehr als der preußische Staat und der Herr v. Tzschoppe und das verbotene junge Deutschland!"

Ich hatte niemand mehr in Berlin gefragt, ob und wie ich gehen und kommen dürfte. Erst im Herbste kam ich nach Berlin zurück und fragte niemand, obwohl ich die wichtigsten Dinge vorhatte.

Da sagt der Herausgeber der Heineschen Gesamtausgabe, es hätten Unterhandlungen stattgefunden, daß unsere Schriften mit unseren Namen wieder zugelassen werden möchten, und nennt da insbesondere meinen Namen. Daran ist kein wahres Wort. Vielleicht hat ihm Heine irgend einen Bären aufgebunden, oder — was wahrscheinlicher ist — Heine hat in irgend einer Notiz solch einen angebundenen Bären in seinen Papieren zurückgelassen, welcher den Herausgeber irregeführt. Darin war Heine stark, maliziöse Kombinationen zu erfinden, welche einen ganz anderen Zweck hatten, als sie an der Stirn trugen.

Der Spuk mit unserem Namensverbot ist meines Wissens allmählich wie jeder andere Spuk verblaßt und verschwunden, allmählich, aber ohne Rückfall. Ich erinnere mich keiner

ausdrücklichen Verordnung, welche in bezug auf diesen Bannstrahl erschienen wäre. Über das Unsinnige eines offiziellen Befehls geht selbst die offizielle Welt allmählich, wenn auch in der Stille, zur Tagesordnung über.

Ich persönlich war schon im Herbste 1836 nicht mehr sonderlich davon belästigt: ich schrieb in erwachter munterer Stimmung Reisenovellen. Das waren Fortsetzungen, welche, wie gesagt, allenfalls des beigedruckten Autorennamens entbehren konnten, und in Baden, wo sie gedruckt wurden, kümmerte man sich wenig oder gar nicht um die Bannstrahlen des Herrn von Tzschoppe.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin im Herbste sagte mir Joel Jacoby, der im literarischen Dienste des Polizeiministeriums stand, lächelnd mit erhobenem Finger: „Sie scheinen uns ganz zu vergessen, ei, ei! Man schweigt, weil man Sie in Liebe weiß. Liebe gilt auch bei der Polizei für eine Garantie. Verliebte sind nicht staatsgefährlich. Aber übertreiben Sie Ihre Sorglosigkeit nicht, denn das System ist unverändert dasselbe, und man will unerbittlich aufräumen mit der liberalen Koterie. Solange der König lebt, ist an keine Änderung zu denken, und der König befindet sich wohl. Seine Lebensweise ist musterhaft einfach und regelmäßig, sie verspricht ihm ein hohes Alter."

Einige Tage nach dieser Mahnung von einem eingeweihten Zöllner ereignete sich auch wirklich etwas Bedenkliches: ich erhielt eine Zitation zu Seiner Exzellenz dem Minister des Innern und der Polizei, Herrn v. Rochow. Was konnte das bedeuten? Gutes schwerlich.

Ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, ihn auf meine Person aufmerksam zu machen. Den Tag vor dieser Zitation war ich, zu Pferde aus dem Tiergarten kommend, durch die Wilhelmsstraße geritten, in welcher sein Ministerhotel lag. Vor diesem Hotel stand er in Unterredung mit einem General. War es dieser Kriegsmann, war es der Hafer, welcher mich

stach: ich grüßte quasi militärisch, indem ich mein Roß Front machen ließ vor den Herren, die in der einsamen Wilhelmsstraße deutlich auf mich, den Reiter, blickten. Hatte man dieses auffallende Grüßen wie ironische Herausforderung angesehen? Diese Möglichkeit stieg mir zu Kopfe, und ich ging nicht ohne einige Unruhe heut in die Wilhelmsstraße infolge der Zitation.

29.

Ich wurde in denselben Saal des Ministerhotels geführt, in welchem ich vor anderthalb Jahren so lange hatte warten müssen, in welchem mich endlich der Herr Minister so schnöde behandelt hatte. Heute brauchte ich gar nicht zu warten: Herr von Rochow stand schon in der offenen Tür seines anstoßenden Kabinetts und winkte mir schweigend, in dies Kabinett zu treten. Sein Gesicht mit der Adlernase war bleich wie damals, aber das Auge blickte ruhig. Er deutete auf einen Stuhl neben seinem Schreibtische. Es lagen Akten auf demselben. Sollte ich mich respektswidrig auf diese Akten setzen? Oder war es nur eine höfliche Pantomime, die keine Folge brauchte? Jedenfalls war es ein Symptom von Höflichkeit. Noch mehr: Seine Exzellenz ging selbst an den Stuhl und warf die Akten an die Erde und wiederholte die einladende Pantomime. Es fehlte nur, daß er, wie eine reinliche Hausfrau, das Taschentuch hervorgezogen und den Stuhl abgewischt hätte.

Was hieß das? War der preußische Staat im Begriff, ein neues System einzuführen?

Nun saß Exzellenz noch eine Weile schweigend in seinem Armsessel und schnupfte. Endlich fragte er mit halber Stimme: „Sie wollen sich verheiraten?"

Herr Gott, dachte ich, ist mir das vielleicht auch ver=

boten? — Ich faßte mich nach Kräften, und antwortete bündig: Ja!

„Dann wollen Sie eine Hochzeitsreise machen?"

„Wenn's sein kann, o ja!"

„Weil wir schon im Spätherbste sind? Das Wetter ist ja milde. Es wäre mir angenehm, wenn Sie an den Rhein reisten."

Stumme Verbeugung von meiner Seite. Mir war's wie im Märchen. Mein militärischer Gruß zu Pferde gaukelte vor meinen Augen umher. Verhöhnte mich der mächtige Mann? Aber so viel Umstände macht man ja nicht mit einem armen Schriftsteller, auch wenn man ihm einen Nasenstüber geben will! Wo zielte das hin? Der Minister fuhr lächelnd fort, er lächelte wirklich:

„Aber nicht bloß an den schönen Mittelrhein, sondern auch an den Oberrhein —"

Kurz und gut: Straßburg war das mir zugedachte Ziel. Dorthin sollte jemand geschickt werden zur Beobachtung. Dort hatte Louis Napoleon soeben seinen Putsch gemacht, und es war dem Minister um genaue Auskunft zu tun, ob der Napoleonide dort wirklich Chancen gehabt habe oder haben könne. Diese Beobachtung sollte aber ganz unscheinbar vor sich gehen. Bei der Hochzeitsreise eines sogenannten Demagogen werde sicherlich kein Mensch daran denken, daß die preußische Regierung beobachten lasse, und ich persönlich schien dem Minister geeignet dafür, weil ich als Verfasser von Reisenovellen Übung besäße in Betrachtung von Land und Leuten.

„Es ist also eine Aufgabe, welche mit dem Liberalismus oder Nichtliberalismus gar nichts zu schaffen hat?" fragte ich.

„Gar nichts!" antwortete er — „die französische Frage betrifft es lediglich. Sie sind ja doch ein Preuße und haben wohl noch in Ihrer frühen Jugend unsere entsetzliche Franzosenzeit erlebt, ermessen also, was die Frage bedeutet: ob

ein Napoleonidenregiment in Frankreich wieder möglich sei? Das bedeutete unter allen Umständen wieder Krieg. Zeitungsnachrichten genügen uns nicht, wir wollen von einem Augenzeugen erfahren, wie die eigentliche Stimmung in Straßburg beschaffen sei. Louis Napoleon hat ja doch diesen Ort zu seinem Auftreten erwählt, weil er dort den stärksten Anhang zu finden gehofft hat. Ist das ein Irrtum gewesen, oder nicht? Denn das beweist nichts, daß der Aufstand verunglückt ist. Zufälle können das Mißlingen herbeigeführt haben. Ein andermal kann's gelingen. Wir wollen klar sehen, ob die Napoleoniden dort im Elsaß noch wirklich eine entschlossene Partei haben. Jeder Napoleon auf dem Throne Frankreichs ist eine Gefahr für Preußen."

Nun, fünfunddreißig Jahre später — Rochow ist schon lange tot — hat sich dies Wort des Herrn v. Rochow bewährt.

Ich habe ihn selbst nicht wieder gesehen. Den Auftrag aber übernahm ich damals mit Vergnügen, denn die Berufung an mein Gedächtnis für den Franzosenkrieg von Anno 13 war richtig. Diese Franzosenzeit stand wie eine abscheuliche in meiner Erinnerung, ich liebte natürlich meine Heimat und mein Vaterland, und es war mir eine Freude, zu möglichem Nutzen desselben etwas verrichten zu können.

Ich reiste sofort zur Hochzeit und zwar nach Lützen. Leipzig, wo meine Braut wohnte, und wo die richtige Stätte gewesen wäre für die Trauung, war mir verschlossen, denn von dort war ich immer noch verbannt. Lützen war das nächste preußische Städtchen. Dort wurde denn die Ehe eingesegnet, welche mir die Lebensgefährtin schenkte.

Aus der Kirche stiegen wir in den Wagen und fuhren nach Straßburg. Dort war aber nicht eine einzige Stimme zu vernehmen für Louis Napoleon. Nichts als Spott und Spott war zu vernehmen. Eine neue napoleonische Herrschaft in Frankreich galt für eine Phantasterei. Heinrich Heine war damals der einzige Mensch, der an eine Auf-

erstehung der Napoleoniden glauben mochte. Ein Poet! Und nicht ohne Manieriertheit! rief man, wenn seiner Napoleonsgedichte erwähnt wurde. Er braucht einen glänzenden Mittelpunkt für dichterische Rede, was bedeutet das?!

Ich kannte Heine noch nicht persönlich. Drei Jahre später erst sprach ich ihn zum ersten Male, und war nicht wenig erstaunt, als ich ihn diese Frage viel ernsthafter und nüchterner vertreten hörte, als er andere politische Fragen vertrat. „Geh nur in die Provinz, verkehre nur mit den Bauern" — rief er — „und du wirst nicht mehr lachen über meine Träume. Ich träume mit aufgemachten Augen, und die Augen sehen. Es fehlt nur an den Posaunen. Sobald die Posaunen dröhnen, werden es Resurrektionsposaunen, und die Reste der großen Armee samt all ihren Kindern und Vettern stehen auf und schreien Vive l'empereur! Es werden Millionen sein, und die Menge tut's. Die Menge braucht eine greifbare Standarte. Die napoleonische Standarte aber allein ist greifbar. Nuancen der Charte sind spitzfindiger Kram für den Bauer; er glaubt nur an das, was er erlebt, er braucht einen sichtbaren Gott."

Von alledem wußte ich damals in Straßburg noch nichts, und ich hätte es auch nicht geglaubt. Ich steckte bis über die Ohren nur in den staatsrechtlichen Fragen bürgerlicher Freiheit, und es schien mir unmöglich, daß sich ein Volk beim möglichen Regierungswechsel um etwas anderes kümmern sollte. Ich war um kein Haar weiser als alle Welt, welche den Putsch des jungen Napoleon als einen Knabengedanken verhöhnte und ihm jegliche Bedeutung absprach.

Demgemäß berichtete ich an Herrn v. Rochow, der viel weiter und richtiger gesehen als ich. Denn zwölf Jahre später war ja dieser Knabe Louis Herrscher in Frankreich, und vierunddreißig Jahre später ließ er unter frevlem Vorwande seine Legionen gegen Preußen marschieren.

Ich selbst kam in keine weitere Berührung mehr mit

Herrn von Rochow, obwohl ich meinen Hausstand in Berlin einrichtete. Man fragte nicht weiter nach mir; es schien Waffenstillstand zu herrschen, und ich meinte wohl leichtsinnig, es sei nun alles vorbei, Gefangenschaft wie Konfinierung sei eine abgeschlossene Episode. So eingelullt lebte ich als ein geselliger junger Berliner, der mit seiner Frau geistvollen Umgang suchte und fand. Varnhagen, Gans, Fräulein Solmar führten uns ein und beschirmten uns liebenswürdig.

Unter anderem wurden wir mit der Frau Fürstin Pückler-Muskau bekannt, eine Bekanntschaft, welche für unser ganzes Leben von Wert und Segen geworden ist. Sie war die Tochter des verstorbenen Staatskanzlers von Hardenberg, welcher aus dem Hannöverischen stammte und alle die feineren Eigenschaften des besseren niederdeutschen Adels in sich vereinigte. Man schilt immer sehr ausgiebig auf einen großen Teil namentlich des hannöverschen Adels, der sich durch Junkerhochmut und sonstige üble Junkereigenschaften hervortue. Vielleicht mit Recht. Aber eine Gattung Adeliger im deutschen Niederlande an der Elbe hinunter bis ins Schleswigsche hinab hat es immer gegeben, welche wahrhaft adeligen Grundsätzen wacker nachgestrebt hat. Wer gedenkt nicht dankbar jenes holsteinischen Grafen Schimmelmann, der unserm Schiller ungebeten die große Geldunterstützung bot! Die vornehme Universität Göttingen, der geistige Mittelpunkt des niederdeutschen Adels, hat in diesem Betrachte treffliche Dienste geleistet. Durch große Gelehrte gab sie der Vornehmheit einen würdigen Inhalt und höhere innere Gesetze. Fürst Hardenberg — von Preußen gefürstet wie jetzt Bismarck — hat diesen Göttinger Duktus in Wissenschaft und Kunst bis an sein Lebensende bewahrt, und ein starker Hauch davon war auch auf seine Tochter, die Fürstin Pückler übergegangen. Sie hielt es für eine ihr zustehende Aufgabe, Leute von Geist und Talent mit entgegenkommender Freund-

lichkeit aufzusuchen und aufzunehmen, und gewisse liberale Traditionen ihres Vaters aufrecht zu erhalten. Es wurde da nicht eigentlich politisiert, aber diese liberalen Traditionen wurden vorausgesetzt und ruhig angedeutet im Gegensatze zu der eben herrschenden Regierungsweise. Ihr Gatte, Fürst Pückler-Muskau, war damals im Oriente, und Merkwürdigkeiten, welche er von dort sandte, wurden als Veranlassungen benützt, Gesellschaften von Notabilitäten am Pariser Platze zu versammeln. Dort, nahe am Brandenburger Tore, bewohnte sie ein reizend ausstaffiertes Parterre.

Unter diesen Notabilitäten war Alexander von Humboldt eine der wichtigsten. Er spielte in solchen Gesellschaften die eigentümlichste Rolle. Vom Momente seines Eintritts an schwieg nämlich jeder und jede, und er allein sprach. Auch wenn er nicht formelle Vorträge hielt, was zuweilen geschah, hatte und behielt er fortwährend das Wort. Ihm war dies ein Bedürfnis, und der Gesellschaft war es ein Bedürfnis, diesen außerordentlich unterrichteten Mann fortwährend zu hören. Es wäre auch nicht zu ändern gewesen, wenn die Gesellschaft dies Bedürfnis nicht empfunden hätte.

Ich erinnere mich genau eines solchen formellen Vortrages, zu welchem die Frau Fürstin eingeladen hatte. Humboldt erschien auf die angesetzte Minute, an der Tür schon wie ein großer Ambassadeur von der Wirtin empfangen. Eine mittelgroße, fast kleine Gestalt in verbrauchtem schwarzem Anzuge, schon damals mit silbergrauem Haupthaare, den Kopf ein wenig nach der Seite geneigt und mit den kleinen Augen im rötlichen Antlitze rasch und gleichsam im Vorübergehen aufschauend. Er schlürfte unscheinbar über den Fußboden hin, links und rechts eine leichte Verbeugung andeutend, dabei aber schon von der Tür an in ununterbrochenem Flusse zur Wirtin sprechend. Nicht gar laut, aber ganz verständlich, in regelmäßig gebauten Sätzen. Wenn es der Wirtin gelang, ein höfliches Wort nach einem seiner kleinen

Punkte zwischen den Sätzen einzuschieben, so wurde dies einzelne Wort auf der Stelle der Ausgangspunkt zu einem neuen Satze, zu einer neuen Gedankenreihe, welche sich links und rechts ausbreitete.

Man denkt sich gern einen Weisen als verhältnismäßig stillen Mann, welcher aufmerksam zusieht und zuhört, und nur bei Abschnitten und Wendungen der Dinge spricht. Zu dieser Gattung gehörte Humboldt eben nicht. Er gehörte zu den Arbeitern, die nicht ruhen. Wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte, da kam er mir immer vor wie der Verwalter einer immens großen Herrschaft, welcher in der Nacht alle Rechnungen und Bedürfnisse verglichen hatte, und am Tage von einem Punkte der Verwaltung zum andern eilte, überall die nächsten Linien der Tätigkeit vorschreibend, überall ein fernes Ziel angebend. Dazwischen spricht er mit allen Leuten, welche ihm begegnen, über alles mögliche, und für alles mögliche die höchsten Gesichtspunkte andeutend. Dazwischen macht er auch bei dem Gebieter der Herrschaft und bei dessen Umgebung pflichtschuldige Besuche, und hat sich dafür eine formelle Höflichkeit angeeignet, welche kein Nachdenken kostet, und welche ihm gestattet, Bemerkungen einzuschieben. Diese erweitern sich zu wissenschaftlichen Ausführungen; denn auch der Gebieter und die Gebietenden wissen es, daß er einen unermeßlichen Vorrat von Kenntnissen und Folgerungen besitzt. Sie lassen sich im Vorübergehen ein Quantum davon beibringen, und weil sie Gebieter sind, verstopfen sie den ewig sprudelnden Quell, sobald sie sich angefüllt fühlen. Er selbst geht weiter und macht seine regelmäßigen Visiten in der Nachbarschaft und schüttet eine Wissensschale rechts aus und eine Wissensschale links. Auf dem Gange von einem zum andern arbeitet er in stillen Monologen an den Themen weiter, welche eben seinem Geiste vorliegen, kehrt dann auf kurze Weile in sein Zimmer zurück, welches Wände von Büchern hat, und welches angefüllt ist mit Audienz

suchenden Leuten aus allen fünf Weltteilen. Er spricht sie alle und hört das Nötigste von ihnen an, nur das Nötigste, will sagen das was er etwa noch nicht wissen sollte aus ihrer Welt. Er ist durch langen Aufenthalt in Frankreich an die gute französische Lebensart gewöhnt, jedem Frager zu antworten, also auch die Hunderte von einlaufenden Briefen zu beantworten. Auf dem kleinsten Stückchen Papier tut er das, damit nicht zu viel leerer Raum die Anklage auf ungebührliche Kürze erheben möge. Die Schrift läuft schief, er sitzt nur mit halb zugewandtem Körper dabei, die andere Hälfte strebt schon weiter, oder er schreibt auch auf seinem Knie. Essen und Trinken ist völlige Nebensache; Hilfsbedürftigen wohlzutun ist dies keinesweges, und der alte Diener muß eine genaue Liste führen, und Erkundigungen nach der Würdigkeit der Hilfesuchenden sind fortwährend im Gange — ich habe mich oft gefragt: wie macht es der Schlaf, um ein kleines Plätzchen finden zu können bei Alexander von Humboldt? Er fand auch nur ein ganz bescheidenes, und wurde oft kurzweg im Stuhle abgefertigt.

Ferner fragte ich oft Varnhagen: wie kann es ein Mann von dieser Wissensfülle und Wissenskraft aushalten, so viel leeres Hofzeremoniell mitzumachen und mitten in einem Regierungssysteme zu leben, welches er doch nimmermehr billigen kann?

„Er billigt es auch nicht,“ lautete die Antwort, „und damit er ihm mitunter wenigstens entgegentreten kann, muß er sich Zutritt oben erhalten, und damit er diesen erhalte, muß er da sein und all das Zeremoniell mitmachen.“

Es ist mir damals und später zweifellos klar geworden, daß Humboldt mitten in all den großen wissenschaftlichen Fragen, welche ihn beschäftigten, mitten in all den äußerlichen Hofpflichten, welche ihn in Anspruch nahmen — ein liberales Regierungssystem unwandelbar festhielt in seinen Anforderungen. Man kann auch nicht sagen, daß er damit schüchtern zurück-

gehalten: bei Gelegenheit jeder illiberalen Maßregel äußerte er seine absprechende Meinung. Er tat es oft sarkastisch und witzig, und fragte nicht danach, ob und wie ungnädig seine Äußerungen aufgenommen wurden. Seine Stellung war gefeit durch sein wissenschaftliches Ansehen.

Sein Bruder Wilhelm, preußischer Minister in der liberal aufstrebenden preußischen Zeit nach dem Befreiungskriege, war damals schon tot. Unzufrieden mit dem Gange des Staates, hatte er sich zurückgezogen und war vor kurzem gestorben. Beide stammten aus Tegel, einem Familiengute unweit von Berlin. Beide sind mit Recht ein Stolz der Mark. Auch in Wilhelm waltete ein großes, freies Streben.

Und doch mußte ich diesen großen Alexander der Wissenschaft immer eine Zeitlang nicht gesehen haben, wenn ich den ihm gebührenden Respekt bewahren sollte. Der Respekt für seine Arbeit, für sein Wissen und wohl auch für seinen Charakter kann gar nicht groß genug sein. Der Respekt für sein persönliches Wesen schrumpfte mir immer zusammen, wenn ich in seiner Nähe gewesen war. Von reichem, oft hohem und feinem Inhalte zum Beispiele war das gewesen, was er an jenem Abende bei der Fürstin Pückler vorgetragen, wenn auch, künstlerisch angesehen, durchweg überladen, weil er von seinem Reichtume keine künstlerische Ökonomie zu beobachten wußte, und ich sah mit Bewunderung auf den kleinen Mann, der seinen Vortrag beendigt hatte und sich vom Sessel erhob. Aber nun sprach er fort im Abgehen von Zimmer zu Zimmer, auf jeder Schwelle ein Weilchen stehen bleibend, und der Diener erst, welcher die letzte Tür hinter ihm schloß, machte den letzten Punkt der unendlichen Rede. Dadurch entstand die Vorstellung: man habe ein überladenes Instrument vor sich gehabt, nicht einen Menschen, und dies Instrument werde auch draußen auf der Straße immer noch weiter ausgießen.

Ein einziges Mal habe ich ihn in seiner Wohnung gesprochen, vier Jahre später, und da war er ein wenig anders.

zu meinem Nachteile. Da fragte er, und ich wußte nichts. Ich war in Algier gewesen, und ich sollte schildern. Von meinem Standpunkte aus, freilich einem sehr beschränkten Standpunkte neben dem seinen, fing ich die Schilderung an. Aber das war ersichtlich banaler Kram für ihn, und er brach sofort sein seltenes, kurzes Schweigen, und fing an mich zu examinieren. Frage auf Frage quoll mir entgegen, nach Erdschicht und Gestein, nach Luft und Wasser, und es blieb mir kaum Platz, mich mit meiner Unwissenheit bloßzustellen. Am Ende lachte ich, und er lächelte mit, denn er antwortete für mich vortrefflich.

War er eitel? Ich sollte es nicht meinen. Er hatte wohl kaum Raum und Zeit dafür. Seine Ziele waren zu zahlreich für persönliche Nebenabsichten. Wenn Unverstand sich gar zu breit machte in der vornehmen Gesellschaft, da sprang er heraus aus seinen glatten, ausweichenden Formen, und äußerte sich zornig, positiv zornig. Zum Beispiele als das Tischrücken so gar viel Anwert fand. „Wenn man Vernunft gesprochen“ jahrzehntelang, solchen Plunder geglaubt sehen zu müssen! Das schien ihm zu arg, als daß er bloß witzig hätte stechen mögen, wie er es sonst tat bei dieser oder jener „Influenza“, welche gesunde Ansichten verdarb.

Er bleibt eine wunderbare Erscheinung unter uns Menschen. Zu viel! zu viel! ruft man immer bei ihm, auch bei seinem „Kosmos“, wenn man mit vorzugsweise künstlerischen Ansprüchen zu ihm tritt. Aber wie selten gibt es einen Menschen, der zu viel gibt und doch lauter Wertvolles gibt!

Daneben begegnete ich damals in Berlin einem Manne wieder, welcher ein langes, reichliches Leben immer künstlerisch zu verwerten suchte, und auch stellenweise zu verwerten wußte. In Breslau bei Karl Schall hatte ich ihn gesehen, als ich seine „Lenore“ schülerhaft dreist und unrichtig heruntergerissen hatte — Karl von Holtei, meinen schlesischen Landsmann, der damals in Berlin wohnte. Er warf mir immer vor, daß

ich mich des Schlesiertums ungebührlich entäußert hätte. Entäußert, denn innen bleibt man doch, was man von Jugend auf gewesen. „Du bleibst doch ewig, was du bist!“ ist nur zu gründlich wahr. Holtei hat es zu einer Lebensaufgabe gemacht, durchweg Schlesier zu bleiben, und das machte mir ihn stets anheimelnd. Er fesselt mich stets nach kurzer Unterredung vollständig: die ganze Natur des gemeinschaftlichen Volksstammes, meines Erachtens eines fränkischen Stammes, der sich fern vom Ursitze eigen entwickelt hat, kommt dann über mich wie eine behagliche Wohltat.

Holtei fühlte sich damals, wie es ihm periodisch immer ergangen ist, nicht am rechten Platze. Wozu bin ich überhaupt noch vorhanden? Ich bin ja schon lange fertig! pflegt er da zu rufen. Dann findet er wieder eine passende Aufgabe, und dann ist er gar noch nicht fertig und wird wieder ganz lebendig mit seinem unversiegbaren Sanguinismus eines echten Schlesiers.

Ich riet ihm damals, sein Leben zu schreiben, welches ja mannigfaltig interessant wäre. Was ist denn dran?! lachte er und schüttelte den Kopf. Ein paar Wochen darauf aber kam er abends zu uns und hatte ein dickes Manuskript. Das las er uns vor. Es war der Anfang der „Vierzig-Jahre“, welche er später herausgegeben.

Sein Vorlesen ist eine seiner besten Eigenschaften. Anspruchslos, natürlich, lebensvoll. Es ist eine ganz schlesische Eigenschaft. Sie entspringt aus der Fähigkeit, sich geistig ganz hinzugeben, und diese Hingebung mit einfacher Unmittelbarkeit wiederzugeben.

Für Holteis liebenswürdige Macht gibt es keinen stärkeren Beweis als seinen längeren Aufenthalt in Weimar und dort im Goetheschen Kreise. Wie ein Kind im Hause war er dort geworden, und der alte Herr hat ihn behandelt wie ein Papa. Eine Natur wie Holteis wird eben überall intim.

In der damaligen stillen Zeit — Goethe war erst vier Jahre tot — waren die Angelegenheiten unserer großen Dichter noch das höchste Interesse der Unterhaltung, und Holtei erfrischte uns höchlich mit seinen Schilderungen. Wie ist diese kleine Welt unserer großen Dichter jetzt in stillen Schatten gerückt, seit so viel vorgegangen ist in unserer politischen Welt!

Wo fände man jetzt nur die geringste Aufmerksamkeit für eine literarische Täuschung, welche ich mir damals in Berlin erlaubte, und welche unter Leuten wie Varnhagen, Gans, ja selbst Humboldt streitende Erörterung hervorrufen konnte. Die Unterredungen Eckermanns mit Goethe nämlich, oder richtiger die Reden Goethes, welche Eckermann mitteilt, hatten mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Ich fand den alten Herrn darin gerade so, wie ich mir ihn immer vorgestellt, so gesund und weise; die Lektüre war für mich ein wahres Entzücken gewesen. Als verschwiegener Dramatiker — mir selbst verschwiegen — schrieb ich neue Szenen zwischen Goethe und Eckermann und gab sie in einen Band der Reisenovellen so, als ob sie nagelneu aus Weimar kämen. Das erregte in unseren Kreisen einen allerliebsten Spektakel. Echt oder unecht? Das war die Frage.

Kurz, ich lebte den langen Winter hindurch und bis in den Frühsommer 1837 hinein mit meiner Frau, als ob der Himmel voller Geigen hinge. Wir dachten gar nicht daran, daß ein Schwert des Damokles über mir hinge.

Es hing aber wirklich, und jetzt fiel es mir auf den Hals. Die Untersuchung gegen mich in der Hausvogtei war ja doch in Gestalt von Verhörsprotokollen ans Kammergericht befördert worden zur Urteilssprechung. Dies Urteil war jetzt gesprochen worden, und lautete auf — sieben Jahre Festungsstrafe.

Man sah sich an und fragte sich gegenseitig: ob man träume? Ein Gerichtshof könne doch nur nach Gesetzesparagraphen ein Urteil fällen; wo gäbe es denn aber Gesetzes-

paragraphen für ein vages Demagogentum ohne Taten? Es gab solche Paragraphen; man träumte nicht.

Infolge der großen Mainzer Untersuchungskommission gegen die burschenschaftliche Demagogie war ein Gesetz erlassen worden, nach welchem jede Teilnahme an einer Burschenschaft mit sechs Jahren Festung bestraft wurde. Sechs Jahre Festungsstrafe für Teilnahme an einer Studentenverbindung, weil sie die Einigung Deutschlands vorbereiten wollte!

Wie nimmt sich das heute aus, wo der Reichstag des vereinigten Deutschland in Berlin tagt?!

Mir war nachgewiesen, daß ich Anno 26 und 27, also vor zehn Jahren, Teilnehmer an einer Studentenverbindung in Halle gewesen, welche zwar nicht alle Formen, aber doch die Ideen der Burschenschaft betrieben habe. Mir gebührten also sechs Jahre Festungsstrafe.

Für meine schriftstellerischen Bestrebungen war ein Jahr Festung als Entgelt ermittelt worden. Meine belletristischen Schriften hatten da nicht klar genug strafrechtlichen Anhalt gewährt, dieser schien aber geboten in dem ersten Buche, welches ich 1832 herausgegeben unter dem Titel: „Das neue Jahrhundert". Der erste Band dieses Buches enthielt eine Geschichte Polens bis zum großen Aufstande 1830 und 1831. In dieser Geschichte Polens sei der Kaiser von Rußland beleidigt worden. Dieser, ein Schwager des regierenden Königs von Preußen, sei ein Alliierter des Königs von Preußen, und weil dieser Alliierte beleidigt worden, sei ein Strafausmaß von einem Jahre gerechtfertigt. Summa sieben Jahre.

Also zur Sühne für das Ausland wurde ich als Preuße zu einem Jahre Festungsarrest verurteilt. Ist das kosmopolitisch genug?

Obige sechs Jahre für eine Burschenschaft hatten indessen allmählich, weil das Strafausmaß doch zu schreiend erschien für eine Studentenverbindung, den Charakter der Münzherabsetzung in Österreich erhalten. Man unterschied wie

zwischen Konventionsmünze und Wiener Währung. Was vor dem Jahre 1830 lag, also vor dem Ausbruche politischer Bewegungen, das wurde als Romantik, als eine Papierwährung erachtet. Burschenschaften vor dem Jahre 1830 waren also von sechs Jahren auf sechs Monat Strafzeit herabgesetzt. Burschenschaften nach 1830 galten für voll, für Konventionsmünze, wert sechs ganze Jahre. Mir gebührten also nach dem eingeführten Usus für mein Studententum nur sechs Monate. Von dem Strafjahre für Rußland wurde mir aber nicht ein Tag erlassen — ich hatte also anderthalb Jahre abzusitzen.

Meine arme Frau sah trostlos drein. An solchen Verbrecher war sie geraten!

30.

Der Reichtum an Demagogen, also an Festungskandidaten, war zu jener Zeit in Preußen so groß, daß die zahlreichen Festungen von Pillau bis Saarlouis nicht zureichten. Es fehlte an so viel Lokalen in den Festungen. Man hatte deshalb den Ausweg gut heißen müssen, die verurteilten Staatsverbrecher in gewöhnlichen Städten gefänglich unterzubringen. Auf diesem Nebenwege suchten wir denn nach einem schicklichen Orte, und beschäftigten uns zuerst mit Delitzsch, dem preußischen Grenzorte vor Leipzig. Schulze, jetzt Schulze-Delitzsch genannt, welcher als Referendarius in Berlin war, empfahl uns diesen seinen Heimatsort mit triftigen Gründen. Ich wollte eben um dieses Sanssouci beim Kammergerichte ansuchen, da kam eine Botschaft von der Fürstin Pückler: ich möchte sie besuchen.

Sie hatte die Freundlichkeit, mir Muskau anzubieten als wirkliches Sanssouci. Im alten Schlosse da, welches jetzt als Polizeihaus diene, sei der ganze erste Stock leer; der könne uns als Wohnung angewiesen und eingerichtet werden.

Mit meinem Danke sprach ich die Besorgnis aus: ob ich auch von der Behörde die Erlaubnis gewinnen würde für dieses aristokratisch schimmernde Schloßgefängnis. „Oh," erwiderte die Fürstin, „die besorgt uns Tzschoppe!"

„Herr v. Tzschoppe?!" schrie ich auf — „der gerade ist mein ärgster Gegner!"

„Wenn auch! Er verdankt meinem Vater alles. Dieser hat ihn als kleinen Burschen in seine Kanzlei aufgenommen, und ihn stetig gefördert. Den übernehm' ich, und seine jetzige Macht bringt die Erlaubnis zuwege."

Ich glaubte nicht recht daran. Wir saßen schon in einem Gasthofe, weil der Wohnungstermin eben abgelaufen, und der Antritt der Festungshaft vor der Türe war. Zaghaft fragten wir uns eines Morgens, wohin uns wohl das Schicksal verschlagen würde, da klopfte es — herein! — und herein trat im olivengrünen Röcklein ein kleiner, lichtblonder Mann — Herr v. Tzschoppe!

Ich hatte ihn nicht mehr gesehen seit jener Apostrophe über das junge Deutschland, und sein Besuch bei einem verurteilten Demagogen war eine Ungeheuerlichkeit. Die Tochter Hardenbergs hatte wunderbar gewirkt. War soviel Dankbarkeit in seiner Seele für den verstorbenen Staatskanzler, so war doch mehr Gemüt in diesem kleinen Torquemada, als man ihm zuzutrauen pflegte.

Die geselligen Formen sind ein glättendes Öl, dessen Kraft junge Leute und Doktrinäre unterschätzen. Er hatte zu meiner Frau und zu mir zu sprechen, und seine Rede gewann dadurch einen für mich ganz neuen Charakter. Kein Wort von unsern staatlichen Gegensätzen. Wohl aber die höfliche Anzeige, daß der Präsident des Kammergerichts bereits unterrichtet sei von meinem Wunsche, meine Strafzeit in Muskau zu überdauern. Er sei ein alter Bekannter von mir aus Schlesien, und werde meinen Wunsch befürworten, wir könnten uns also getrost zur Reise nach Muskau rüsten.

Jener Präsident war allerdings ein Bekannter für mich, er war öfters zum Besuch in das Haus der Gutsherrschaft gekommen, bei welcher ich Hauslehrer war, und wir hatten uns stets grundsätzlich widersprochen, sobald auf Politik die Rede kam, und er meine naseweisen Bemerkungen eines Widerspruchs gewürdigt hatte. Er war ein Tory reinsten Wassers, und der sollte jetzt mir nach Wunsche wirken! Gesellige Höflichkeit und persönliche Empfehlung bedeuten eben im Staatsleben viel mehr als ich bis jetzt geahnt.

Es konnte den Herrn allerdings ziemlich gleichgültig sein, ob ich in Delitzsch oder in Muskau eingesperrt würde. Man schickte mich nach Muskau.

Herrn v. Tzschoppe hab' ich nicht wiedergesehen. Sein Schatten beschränkte mich aber noch in Muskau. Dort wurde ich einem Justizrate überantwortet, welcher mich mit liebenswürdiger Nachsicht behandelte. Das alte Schloß, nur durch einen Weiher vom neuen Schlosse getrennt, lag am Eingange des Parks, und der Park wurde mir als Raum zum Spaziergange bewilligt. Das war erstaunlich viel, denn der Park war schon damals sehr groß. „Nur nicht zu weit gehen!" — sagte mein Justizrat. — „Nur nicht zu lang ausbleiben! Denn Herr v. Tzschoppe, ein Bekannter der Frau Fürstin, kann jeden Tag einmal hier eintreffen, er hat es angekündigt, und es könnte von üblen Folgen sein, wenn Sie dann gerade fehlten!"

Tzschoppes Schatten war mir also doch gefolgt. Ihm folgten dafür unsere Schatten, die Schatten der Verfolgten, der Eingekerkerten, der zugrunde Gerichteten. Als einige Jahre später der Thronwechsel eintrat in Preußen, und das Tzschoppesche Polizeisystem der Politik in Ungnade fiel, nahm er sich das so zu Herzen, daß er den Verstand verlor und sich von den Gespenstern seiner Demagogen gehetzt glaubte. Diese Gespenster haben ihn zu Tode gepeinigt.

Wenn's nicht bloß Ehrgeiz war, dessen Verzweiflung

ihn überfallen und verrückt gemacht, dann ist diese Lady Macbeth im letzten Akte eines preußischen Geheimrates doch immerhin ein bemerkenswertes Zeichen, ein Zeichen, daß dieser Mann Gemüt besessen, daß er mit Gemüt reaktionär amtiert hatte und gemütskrank werden konnte.

Mir ist das einleuchtend: er war ein Renegat. In liberaler Schule Hardenbergs war er aufgewachsen, und diese Schule verleugnete er später vor sich selbst, um Karriere zu machen. Als nun plötzlich die Posaunen dröhnten: Umsonst! Du hast umsonst gegen dich selbst gelogen und fällst in Unmacht und Verachtung! Da konnte wohl ein Nerv reißen, welcher den Verstand zusammenhält. Es ist also immerhin von einiger Höhe, daß er noch die tragische Figur eines bürgerlichen Trauerspiels werden konnte. Diejenigen sind niedriger, welche bei gleicher Lage achselzuckend und lächelnd mit Pension zurücktreten, um schadenfroh weiterzuleben.

Nun damals lebte er noch und ängstigte meinen Justizrat und mich, meinen braven Justizrat! Der hat es umgekehrt gemacht: als später die konstitutionell genannte Regierung in Preußen Mißbrauch trieb mit der Konstitution und die Steuerverweigerung auftrat, da trat mein ehrlich liberaler Justizrat zu den Steuerverweigerern und — wurde abgesetzt. Ein Held des bürgerlichen Dramas. Er ist mir lieber als obiger Held des bürgerlichen Trauerspiels, und wenn er noch lebt — Paschke ist sein Name — so drück' ich ihm die Hand, über Zeit und Raum hinweg.

Unsere Widersacher sorgen richtiger für uns als unsere Freunde. Das klingt wie künstlich gemacht; für mich ist es immer blanke Wahrheit geworden. Das, wozu mich die Widersacher genötigt, das ist mir immer gründlich gut bekommen. Die Nötigung brachte Arbeit von meiner Seite zuwege, also Ergänzung meiner Gebrechen, also Vorteil. So wurde richtig für mich gesorgt.

Was mir die Freunde verschafften, das verschaffte mir

allerdings bequemen Fortgang, und dafür ist man allerdings gern dankbar. Aber die Bequemlichkeit erschlafft und treibt keineswegs zum Fortschritte. Dadurch wird also nicht eben richtig für uns gesorgt.

Die Widersacher nötigten mich jetzt anderthalb Jahre in einen stillen Ort: sie nötigten mich zur Sammlung, zum Studium. Beides war mir äußerst heilsam.

Die Politik trat mir in den Hintergrund, die Literatur in den Vordergrund. Das war positive Hilfe für mich, der ich deutlich eingesehen hatte, daß man zum handelnden Politiker juridische Kenntnisse besitzen müßte, welche mir Theologen fehlten, und daß ich nur Befriedigung finden könnte in einer künstlerischen Tätigkeit. In einer literarisch künstlerischen, da ich weder malen, noch bildhauen, noch musizieren konnte.

Literarisches Studium also schien mir vorgeschrieben, wie eine lange Brunnen- und Badekur. Dies begann ich systematisch. Freilich stockte ich bald. Bloß in mich aufzunehmen, war meiner Natur nie angemessen und paßte jetzt gar nicht mehr für mich, nachdem ich schon jahrelang handelnd, will sagen schriftstellernd gelebt hatte.

Auch dafür fand sich Rat. Leopold Schefer gab ihn mir. Er war ein Muskauer und lebte in Muskau. Lange Jahre war er oberster Verwalter der Herrschaft Muskau gewesen; jetzt lebte er im Pensionsstande. Er hatte sich am Ende des Städtchens ein originelles Häuschen gebaut, welches man für eine Kapelle halten konnte, etwa für eine griechische. Es stand in einem kleinen Gemüsegarten, und er hauste da wie ein bescheidener Bürger mit seiner Familie, welche ganz kleinbürgerlich geartet war. Alles an ihm, Schrift wie Wesen, erinnerte an Jean Paul, an einen Brahminen, welcher geduldig Sonnenschein und Regen, Gedeihen und Vernichten hinnimmt, als Gaben der Weltseele. Sie sorgt am besten für alles; der Mensch hat zu danken für alles,

auch für das, was ihm nicht gefällt. Jedenfalls lernt er fortwährend, und wenn er der Weisheit zuschreitet, so kann er sich hochbeglückt nennen. Frau Schefer, die Gattin, war anderer Meinung und verlangte reellere Gaben zur Beglückung; er aber lächelte zu ihren begehrlichen Einwendungen, nahm eine Prise, und ging zur Tagesordnung über, zum Schreiben an einem großen Tische, welcher mit vollgeschriebenen Papierbogen bedeckt war.

Er war von kleiner Gestalt und sah sehr schlicht aus. Ein rötliches Antlitz, ein ziemlich kahles Haupt, eine ruhige, immer sinnige Sprechweise kennzeichneten ihn. Große Toleranz für alle Meinungen war ihm eigen. Er wußte aber auch jede Meinung so zu deuten und weiterzuführen, daß sie zum Guten gehören oder doch wenigstens zum Guten leiten konnte.

Mittelpunkt in seiner schriftstellerischen Welt war die Erinnerung an einen längeren Aufenthalt in Italien und Griechenland, welchen er sich in jungen Jahren verschafft hatte. An die antiken Denkmäler der Kunst knüpfte er immer mit Vorliebe an, und dort suchte er immer eine gewisse Weihe für seine künstlerischen Gedanken.

Hierin war er reich an originellen Wendungen. Originell, weil sein persönliches Wesen eigentlich gar nicht zu den ästhetischen Linien der Antike stimmte. Es stimmte viel besser zu den behaglichen Umrissen eines demokratischen Volksfreundes. Der klassische Stempel schien an den falschen Mann gekommen. Er hielt aber viel darauf und brachte Anwendungen zum Vorscheine, welche frappant erschienen.

Solch eine Art von Disharmonie beunruhigt viele seiner Darstellungen. An Erfindung reich, wurde er in der Ausführung leicht überladen und durch Jean Paulsche Überschwenglichkeit schwer genießbar. Vergaß er zuweilen die großen ästhetischen Absichten, dann gelang ihm manche Erzählung ungemein, insbesondere durch psychologische Zer-

gliederung. In dieser war er unermüdlich wie ein Maulwurf, und da geriet er nur oft in Gefahr einer gesuchten Subtilität, welche den Eindruck der Wahrheit verdarb. Seine „Künstlerehe", das Leben Dürers mit seiner Frau schildernd, ist in ihrer Art ein kleines psychologisches Meisterwerk. Zugrunde lag Schefers eigene Ehe mit einer sparsamen Hausfrau, einer übrigens sehr braven Frau, welche seine künstlerischen Arbeiten vom Standpunkte der Hausfrau würdigte.

Sein Grundton war ein immerwährend reges Verhältnis zur Gottheit; er war ein Religionslehrer. Nicht Lehrer von Dogmen, sondern von freien Gedanken und Empfindungen. Die standen ihm stets bereit, und da Milde alles in ihm sänftigte — wenn auch nicht eben klärte — so gemahnte er mich immer an die Weisen des Morgenlandes, welche umherziehen, wenig Essen und Trinken brauchen, und mit bedeutungsvollem Spruche jedermann zu trösten suchen. So zog er, wie oft! mit mir durch den weiten Park und erklärte, verklärte mir alles.

Darum begann auch seine Popularität im Lesepublikum erst mit Herausgabe seines „Laienbreviers". Da, in diesen lehrsamen Sprüchen trat sein Bestes hervor, unverstellt durch irgendwelche ästhetische Gelehrsamkeit. Die ästhetische Schwäche darin, schlaffe, unschöne Verse, störte den richtigen Leser nicht. Und seine richtigen Leser waren alle die besseren Menschen, welche ihr Verhältnis zu Gott nicht befriedigt finden in enger Dogmatik, welche am stillen Abende oder Sonntagsnachmittage eine freie Erbauung suchen für ihren Geist. Umsonst warnte die Geistlichkeit vor Schefers pantheistischen Neigungen, auch fromme Leser befreundeten sich damit, daß man Gott nicht zu verlieren brauchte, wenn man ihn auch überall fände.

Moritz Veit und Lehfeld, die Berliner Verleger des „Laienbreviers", waren beide philosophisch gebildete, gute

Männer; sie haben dem Muskauer Leopold den Lebensabend liebevoll verschönt.

Nun, dieser freundliche Leopold Schefer sprach zu mir bald nach meiner Ankunft in Muskau, als ich meine literarhistorischen Studien begonnen, wie folgt: „Sie können nicht mehr bloß studieren; für uns Kriegsleute genügt das nicht. Sie müssen aufschreiben, was Sie da lernen, und daraus wird von selbst ein Buch. Sie sagen: das ginge nur von Lessing an, in der altdeutschen Literatur seien Sie zu sehr Laie. Was heißt Laie? Mangel an Quellenstudium? Das besorgen Leute, welche nicht produzieren. Die benützen wir in Kürze. Eine Einleitung bis zu Lessing brauchen wir; benützen Sie die Quellenstudenten zu einer bloßen Übersicht, und von Lessing an erst schreiben Sie selbst mit eigenen Gedanken und Anschauungen. Sela!“

Pläne! Pläne! Solange wir Pläne machen, leben wir. Gründen wir sie darauf — und das tun wir gewöhnlich — unsere Schwächen zu verbergen, so beglücken sie uns zunächst am stärksten und führen ganz sicher zu Enttäuschung und Leid. Gründen wir sie auf schwere Opfer von unserer Seite, so leiden wir zunächst und wachsen und gedeihen allmählich von selbst ins Glück hinein.

Aber sei der Plan gut oder schlecht, wir brauchen ihn zum Leben. Wir wollen wenigstens kleine Götter sein und uns das Schicksal selbst bereiten. Wir fühlen uns der Menschenhöhe entrückt, wenn wir keinen Lebensplan vor uns haben, wenn wir uns ganz dem Zufalle preisgegeben sehen.

Ich war ganz zufrieden mit meiner Situation, da ich ein weites Feld literarischer Tätigkeit vor mir sah und der Aufenthalt in diesem alten Schlosse mir freundlich zunickte von dem Wasserspiegel herauf, von den alten, prächtigen Bäumen, den grünen Wiesen, den fernen Hügellehnen des Parks herüber. Schönheit und Friede lächelten mir in die Fenster eines alten Saales mit vielen Fenstern und wenig

Möbeln, in welchem ich sitzen, schreiben, herumlaufen und weithin auf hölzernen Bänken Bücher ohne Zahl ausbreiten konnte. Der Polizeimeister im unteren Stocke, ein dicker, asthmatischer Mann, hatte mich versichert, daß er nichts von Politik verstehe, daß ihm also auch mein Verbrechen unverständlich wäre. „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß", schloß er; ich dürfte also seiner Unaufmerksamkeit sicher sein und spazieren gehn, so viel ich wollte.

Das tat ich denn redlich. Der Park empfing mich wie eine Kirche, obwohl oder weil ein Menschengeist ihn durchwehte. Ein solcher Park ist eine künstlerisch geschaffene Natur, und der beruhigende Hauch eines Kunstwerkes strömt von ihm aus. Er wirkte also auf mich so günstig, weil ein künstlerischer Menschengeist ihn durchwehte. Dies ist durchaus nicht Phrase; hundert und hundertmal hab' ich's empfunden. Wie der Maler mit Figur und Farbe, der Dichter mit Begebenheit, Charakteren und Handlung wirkt und günstig wirkt, sobald er Harmonie erreicht, so wirkt Pückler in seiner Landschaftskunst mit Strauch, Baum, Rasen, Wasser, Höhe und Tiefe, Aussicht und Verhüllung in seinem landschaftlichen Kunstwerke. Ich wußte damals noch nicht, nach welchen Gesetzen, aber ich empfand die Wohltat dieser Gesetze sogleich.

Es war Sommer, die Natur stand in Fülle, die Frau Fürstin wohnte im Schlosse und die Abende boten Geselligkeit. Die Gefangenschaft hatte das Aussehen eines Geschenkes.

Aber des Menschen Sinn wechselt wie die Jahreszeit. Als die Tage kürzer wurden, empfand ich doch bereits die geringe Verkürzung meiner Freiheit. Der Park war groß, fast eine Meile im Umfange zu beiden Seiten des Flusses Neisse, zu beiden Seiten des Städtchens; aber er war meine Grenze. Gebt dem Menschen ein ganzes Land zum Aufenthalt, aber sagt ihm: die Grenze dieses Landes darfst du

durchaus nicht überschreiten — und er wird sich eingeschränkt fühlen. Wir wollen absolut das Verbotene, sagten die Römer.

Die Fürstin, eine kluge, zum Humor geneigte Frau, sah mir's an und sagte eines Tages: Wohlan denn Doktor, riskieren wir die mögliche Ankunft Tzschoppes, schieben wir die Schuld auf mich, wenn Ungelegenheit entsteht, kurz: gehen Sie auf die Jagd! Das bloße Spazierengehen versagt seine Kraft, die Jagd bringt einen Zweck hinzu und dieser Zweck füllt bald den ganzen Menschen an. Denken wir dabei an mögliche Steigerung, begnügen Sie sich also zunächst mit der Jagd im Parke. Da gibt es Hasen, da gibt es Fasanen, da gibt es sogar Rehe und an den Feldrändern auch Rebhühner, der Raubvögel nicht zu gedenken, die überall ihre Beute suchen, und deren Abschuß eine Wohltat ist für den Wildstand. — Ein Jäger wurde mir zugeteilt, sowie ein Gewehr und Schießbedarf.

Konnte man gütiger sein?! Aber die Güte bedeutete leider nicht viel für mich — ich war kein Jäger, und die Jagd ist ein Nichts für den, welcher sie nicht zu üben und also auch nicht zu genießen versteht. Was nützt der Kuh Muskat!

Ich war wohl als junger Bursch in meinem heimatlichen Landstädtchen, wo man zu allen ländlichen Beschäftigungen gelangt, auch zum Verkehr mit einer Schießwaffe gekommen, ich hatte beim Pfingstschießen auch nach der Scheibe geschossen, aber das Jagdschießen war mir fremd geblieben. Es entwickelt sich nur mit der Neigung zur Jagd, und die war für mich ausgeblieben, vielleicht weil ich in eine Festungsstadt aufs Gymnasium geraten war. Einmal — ich war zu den Ferien daheim — war mir die Versuchung nahe getreten, aber der kundige Verführer hatte gefehlt, der mir die Versuchung zu deuten gewußt. Wir werden ja meist zu Leidenschaften verführt durch kundige Praktiker. Ich war mit des

Vaters Flinte ins nahe Wäldchen gegangen, und da war ein Hase vor mir aufgesprungen. Statt rasch zu schießen, war ich ihm rasch nachgelaufen aufs Feld hinaus. Jung und behend, nahm ich's eben auch mit einem Läufer auf, wie der Hase einer ist. Dieser Hase hatte denn das seltene Geschick erlebt, daß ein Mensch immer wieder bei ihm erschien, wenn er sich niedergesetzt, und daß dieser Mensch dies anstrengende Geschäft für Jagd hielt. Immerhin lag in diesem komischen Beginnen doch jener Trieb des Erlangens, des Kriegens, welcher die Grundlage jeder Passion ist, auch der Jagdpassion. Aber es war niemand da, der mich auslachte und der eine Anleitung gegeben hätte: wie man den Hasen kriegen könnte. Der Trieb war untergesunken. — In der Hauslehrerei auf dem Lande hatte ich dann die beste Gelegenheit gehabt, Jagd zu üben. Ich war auch mitgegangen, aber ich hatte nichts getroffen, und niemand hatte mich unterrichtet: wie man treffen könnte. So war mir's langweilig geworden, und ich war der Jagd ferngeblieben. Ich hatte weder damals gewußt, noch wußte ich's jetzt, daß die Lust an der Jagd dann erst entsteht, wenn man eine Wirkung von sich ausgehen sieht, wenn man trifft und kriegt.

So ging ich denn auch jetzt ganz hoffnungslos mit meinem Jäger hinaus auf die Jagd. Da ereignete sich's gleich beim ersten Male, daß ich einen Hasen traf. Er flog zusammen wie vom besten Schützen. Das machte mir einen außerordentlichen Effekt. Von dem Momente an war ich denn auch für meinen Jäger eine respektable Standesperson, und wir waren beide sehr erstaunt, als ich später nichts mehr traf. Es war eben nur ein Freischuß gewesen. Die Wirkung aber, die er in mir gemacht, war unauslöschlich, die Passion war erweckt. Ich wollte und mußte nun die erforderliche Fertigkeit gewinnen. Ich entdeckte dem Jäger meine Schwäche und bat um Unterricht und Belehrung. Die erfolgten denn. Ich exerzierte wie ein Rekrut, allmählich er-

rang ich eine ziemliche Fähigkeit, und die Jagdpassion loderte auf wie ein unlöschbares Feuer.

Sie ist mir treu geblieben, jetzt mehr denn dreißig Jahre, und hat mein Leben sehr bereichert. Wie alle Passionen, ist sie argen Fehlern ausgesetzt und wird von all denen verurteilt, welche sie nicht kennen. Wie kann ein trockenes Herz Romeo und Julie verstehen! Was weiß ein Stubenhocker von den Reizen in Wald und Feld! Wie mag ein Blinder über Farbe absprechen!

Arger Fehler entsteht eben immer, wenn Leidenschaft gebietet. Man muß sie zu mäßigen suchen und wird froh sein, ihres mächtigen Dranges teilhaftig und fähig zu bleiben. Wer ohne mächtige Triebe lebt und leben muß, der vegetiert eben nur; wer aus Furcht vor Übertreibung alles vermeidet, der verliert eben auch alles. Nichts auf dieser Erde ist ohne Gefahr zu haben, und das Reizendste ist das Gefährlichste.

Mir sind die Reize der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit erst aufgegangen, seit ich Jäger geworden. Da entdeckt man Zusammenhänge zwischen dem, was lebt, und dem, was für tot gilt und doch Leben bietet, da findet man Zutritt in geheime Werkstätten der Natur, an welche man gar nicht denkt innerhalb der Städte.

Und all das verdankte ich dem Herrn v. Tzschoppe, der mich zum Demagogen gestempelt! Jetzt freilich im ersten Überdrang der Passion war er wieder sehr hinderlich. Seinetwegen durfte ich nicht hinaus in die Wälder, welche Muskau in meilenweitem Kreise völlig umsäumen und voller Jagdgetiere sind. Hirsche, Wildschweine, Auerhähne, Birkhähne, Füchse — ach, der mir zugeteilte Jäger fand kein Ende in seiner verführerischen Schilderung. Neun Quadratmeilen, fast lauter Wald, hat die Herrschaft Muskau im Umfange, und streckenweise meilenweit wohnt außer dem einsamen Förster kein Mensch darin, nur das Wild ist hier zu Hause. Ich aber hatte von der Frau Fürstin die Erlaubnis, sämt-

liche neun Quadratmeilen als mein Revier zu betrachten — wenn Herr v. Tzschoppe es zuließe.

Da lag das Paradies — von den Höhen des Parks sah man ringsum den dunklen Waldsaum — und ich durfte nicht hinein. Was war natürlicher, als daß ich mit meinem Jäger Entweichungspläne schmiedete. Die Nebel stellten sich ein, der Herbst war da, die Fürstin übersiedelte nach Berlin — jetzt bei unfreundlichem Wetter wird niemand hergereist kommen, um einem Gefangenen nachzufragen, jetzt wird die Entweichung gewagt! Ehe der Tag graut, wandern wir beide, mit Gewehr und Schießbedarf und Mundvorrat versehen, über den Feldstreifen hinüber in den Wald und da hinein, wo auch kein Holzweg einen wendischen Bauer herbeiführen kann. Der Morgennebel war dicht, und bald meinte ich, wirklich im Urwalde zu sein. Ein breiter Graben voll schwarzbraunen Wassers war unser Wegweiser. Er sprach freilich gegen den Begriff eines Urwaldes, aber er sicherte uns den möglichen Rückweg aus dem bahnlosen Forste. „Hier am schwarzen Graben“ — sagte mein Jäger — „wechseln immer starke Hirsche!“ Der Boden war feucht, wir gingen lautlos dahin, „schleichen“ nennt's der Hirschjäger. Da lag ein umgefallener Baum quer über den Graben, eine natürliche Brücke. Wir wollten hinüber; drüben sollten die Hirsche noch lieber sich aufhalten; aber es ging nicht: der runde Baum war von Nebelnässe glatt wie Eis. Vorwärts! lautlos auf dieser Seite! Gespensterhaft sahen die hohen Kiefern- und Fichtenbäume uns zu in ihren Nebelmänteln, kein Laut regte sich — halt! Niemand rief halt, aber wir standen beide wie die Mauern, denn wir hatten jenseits des Grabens, und gar nicht weit von ihm einen Hirsch entdeckt. Die Büchse lag am Backen, mein Schuß krachte in die Waldesstille hinaus, der überraschte Hirsch floh auf uns zu und verschwand im Dickicht. Im Nu waren wir zurück beim eisglatten Baumstamm, im Nu waren wir über ihn hinweg, was eine

Minute vorher unmöglich schien, ein paar Sekunden später standen wir vor dem erlegten Hirsch, der bereits verendet war — welche Aufregung, welche Genugtuung! man hat nur zerstört, man hat getötet; aber man ist erfüllt davon, mit respektabelster Geschicklichkeit etwas Außerordentliches vollbracht zu haben. Die Tat, die Handlung, das glückliche Vollbringen belebt und erhöht uns. Das Handeln, das rasche, treffende Handeln ist der Charakterzug, welcher zum Jäger stempelt. Das Wild wird sichtbar, oft nur einen Augenblick sichtbar, und in diesem Augenblicke muß der Entschluß gefaßt, muß die Handlung ausgeführt werden mit dem Aufgebote aller erreichten Fertigkeit. Das spannt, das stählt. Träumerisches Hinwandeln gibt's da nicht, man vergißt die ganze Welt, nur der nächsten Schußmöglichkeit ist man gewärtig, und nur für sie hält man alle Kräfte in Bereitschaft. Das ist eben etwas ganz anderes als das gewöhnliche Leben, und deshalb spannt es und stählt es und bildet in uns eine neue Seite der Lebensfähigkeit aus.

Der Hirsch wurde mit Pulver bestreut, damit der Fuchs nicht an ihn käme. Denn Pulver ist Menschenfabrikat. Hinter ihm wittert Reinecke Menschenlist.

Der Hirsch blieb liegen; dem nächsten Förster sollte zur Nacht sein Platz gemeldet werden; wir pirschten weiter. Der Tag wurde nun auch licht, und wir kamen auf niedrige Hügel, die nur von Unterwuchs bestanden waren und Aussicht gewährten. Da ziehen Rehe! Der Bock sieht uns und schreckt. Das heißt, er stößt eine Art Stoßbellen aus. Dort wird ein altes Tier, das Leittier — eine alte Hirschkuh, welche den ganzen Trupp anführt — aufmerksam durch den „schreckenden“ Rehbock; und so weiter, und so weiter! den ganzen Tag hindurch. Mühsam fanden wir im Abenddämmer das dürftige Försterhäuschen an einsamer Wiese, wo unsere Beute angemeldet und auf hölzerner Bank die Nacht verbracht wurde. Am anderen Morgen weiter. Heut gegen

Osten, wie gestern gen Westen. Das Jagdhaus, ein altes verfallenes Schlößchen im ältesten, dichtest bestandenen Teile des Forstes, war das Ziel für den Abend.

Ehe der Abend kam, kam mein Gewissen auf: wenn drin im Amthause gefragt wird nach dem Staatsgefangenen! Ich kann's nicht erfahren hier auf Jagdwegen, die das Wild vorschreibt. Und richtig! Als wir beim Förster im Jagdhause eintraten, erfuhren wir: ein Bote ist dagewesen nach dem fremden Herrn. Selbiger sollte eiligst nach Muskau kommen!

O Tzschoppe! rief ich. Der Jäger hatte ein Pferd und einen Leiterwagen. Auf einem Bunde Stroh sitzend, fuhr ich nächtlings durch den finstern Wald heimwärts meinem Verhängnisse zu. Was ist's für eins? Die Phantasie malt ein ganzes Höllenbild aus Dante.

31.

Es war richtig wieder Tzschoppe, welcher am Horizonte aufgetaucht war und mich ins Amthaus zurückgesprengt hatte. Mein Gefängnispate Justizrat Paschke hatte die Nachricht erhalten: der kleine Großinquisitor sei in Görlitz und kehre über Muskau nach Berlin zurück.

Noch war er freilich nicht da, und — er kam auch nicht. Aber er wirkte peinigend auch wo er nicht war und nicht hinkam.

Ich wurde bei dieser Gelegenheit ermahnt, bescheidener zu sein und meinen wohlwollenden Paten nicht bloßzustellen. Ich sollte lieber fein häuslich an meiner Literaturgeschichte arbeiten!

Das tat ich denn. Ich tat's immer in dem Gedanken, daß ich mehr für mich arbeitete als für andere Leute. Gewiß nicht für die gelehrte Kritik. Am wenigsten für die

„Hallischen Jahrbücher“. Just die gelehrten Literaturgeschichten hatten mir von früh auf die schönsten Dichtungen verleidet.

Mein Buch erwuchs also allerdings nicht aus den schätzenswerten Speichern der mittelhochdeutschen Gelehrsamkeit. Die hatte mich nie interessiert. Ich machte mir für meinen vorliegenden Zweck nicht aus den Quellen, sondern nur aus modernen Berichterstattern, namentlich aus Rosenkranz, eine summarische Übersicht zu eigen, welche für mich und meine mittelhochdeutsch-naiven Leser genügen möchte. Mein Buch entstand aus dem Drange nach Orientierung und Bildung. Zunächst für mich, vielleicht auch für manchen andern Laien, soweit es uralte Literatur anging. Erst von Lessing an machte ich Anspruch auf selbständiges Urteil.

Auf Schefers Rat hatte ich solchergestalt im ersten Vierteile des Buches auch die älteste und alte Literatur in äußerlichen Linien zusammengestellt, um anzudeuten, wie wir zu literarischer Tat des letzten Jahrhunderts gelangt seien. Dies ward denn, wie ich Schefer vorausgesagt, der Schopf, an welchem ein Couthon später in den Hallischen Jahrbüchern mich packte, um mich unter das Fallbeil zu bringen. Die andern drei Vierteile des Buches wurden nicht angehört. Um was es mir zu tun gewesen: Anschauung und Kritik der jungen Welt, wurde mit keiner Silbe erwähnt.

Niemand hat mich so angenehm dafür entschädigt, ja weit über Verdienst entschädigt wie Heine. Er pries solche Form einer Literargeschichte und erwählte sie selbst in späteren Tagen und führte sie aus. Allerdings viel glänzender und erfolgreicher, weil er es mit viel größerem Talente tat. Es war ihm so einleuchtend wie mir, daß es doch recht wünschenswert sei, die Welt der Dichtungen nicht immer bloß von Gelehrten schildern zu lassen, sondern auch von Dichtern, seien diese Dichter groß oder klein. Auch die kleinen atmeten doch mit dichterischen Lungen oder hätten doch wenigstens dichterische Bestandteile in ihrem Blute, stünden also in ver-

wandtschaftlichem Verhältnisse zu den Dichtungen und hätten also wohl auch ein leichteres und tieferes Verständnis für die Dichtungen als bloß gelehrte Leute. Ein schreiendes Beispiel lag ja vor uns: Die Literaturgeschichte von Gervinus, eingeführt und begleitet von Posaunenstößen, welche aus der gelehrten Welt heraus widerhallten durch alle Kreise. Und ich armer Schlucker konnte sie eigentlich gar nicht lesen, diese außerordentliche Literaturgeschichte. Mir widerstrebte dieser völlig unplastische Stil dermaßen, daß ich immer nach einer halben Stunde das Buch weglegen mußte. Ich mußte mir alles erst übersetzen, was ich gelesen. Solch ein Stil formlosester Abstraktion, der sich über Kunst verbreitet und doch jedes künstlerische Behagen im Leser vernichtet, ist er denn nicht wirklich schon allein ein Zeichen, daß der Schreiber an falscher Stelle schreibe? Und sind die wichtigsten Urteile nicht ganz entsprechend dieser falschen Stelle? Goethe schmählich heruntergesetzt, weil völlig unverstanden! Solche gelehrte Literaturgeschichte mag für äußerliche Daten und Dinge, welche ein fleißiger Forscher aufgesucht und zusammengestellt hat, von löblichem Werte sein, für die Seele der Literatur ist sie es gewiß nicht. Ja, sie ist gar oft schädlich. Was hat Gervinus zum Beispiele über Shakespeare zusammengeschraubt und Verworrenes wie Irrtümliches heraufbeschworen! Da spricht er denn auch über Theater und Theaterwirkungen, und das dritte Wort ist falsch. Kurz, Erfahrung und Geschmack können ja doch nicht entbehrt werden, wenn über Dichtungen geurteilt werden soll, und deshalb werden immer wieder Literargeschichten nötig sein von berufenen Schriftstellern, damit die Literaturgeschichten von bloßen Gelehrten in die äußerlichen Schranken verwiesen werden.

Meine literargeschichtliche Beschäftigung wurde übrigens eine Zeitlang unterbrochen durch ein politisches Ereignis, welches selbst die gefangenen Demagogen verblüffte: der Erzbischof von Köln wurde durch die preußische Regierung verhaftet!

Solch ein Kollege für uns! Und von dieser Regierung! Ja, der katholische Prälat hatte den einsamen Punkt getroffen, an welchem auch diese Regierung eine freiheitliche Erinnerung tief verborgen im geheimsten Inneren trug.

Friedrich Wilhelm III. war in betreff der protestantischen Kirche — Verzeihung! so durfte man nicht sagen, das war bloße Verneinung, „evangelisch“ mußte es heißen — der nur auf Ruhe bedachte alte König war für die evangelische Kirche aufmerksamen Sinnes und sogar zum Handeln geneigt. Luther hatte seinen sächsischen Kurfürsten an die Spitze der neuen evangelischen Kirche gestellt, und das war für den König von Preußen ein historisches Recht, welches er streng in Anspruch nahm. Sonst allen Neuerungen abhold, und das sogenannte Konstituieren ärgerlich zur Seite schiebend, hatte er doch die evangelische Kirche neu konstituieren gewollt. Das lutherische und calvinische Glaubensbekenntnis hatte er vereinigen gewollt. Man nannte dies eben — wie schon erwähnt — „die Union“. In dieser lobenswerten Richtung zeigte er einen stetigen Eifer. Es erhoben sich gegen die Union immer und immer wieder Schwierigkeiten, wie dies unvermeidlich ist bei Glaubensangelegenheiten, denn da will jedes Individuum seine Gedanken und seine Grillen zur Geltung bringen, und die Herren Pastoren alle unter einen Hut bringen zu wollen, heißt die Sterne am Himmel zählen wollen. Das gab ein ununterbrochenes Gemurmel, und aus diesem murmelnden Gewirre heraus erhebt sich plötzlich laut und dreist die Stimme eines katholischen Prälaten. Der König hat mir nichts zu befehlen! ruft diese Stimme. Man traut seinen Ohren nicht. Es ist aber so: der katholische Prälat behauptet rundweg: der weltliche Landesherr habe in Dinge der Kirche gar nichts dreinzureden, sondern das sei lediglich Sache des Papstes, des heiligen Vaters in Rom.

Unerhört! Welch kontrastierender Mißton, während in

der evangelischen Kirche der Landesherr sogar Glaubensartikel anordnete. Da war eine Bewegung unerläßlich für den König: der also sprechende Prälat, wie hoch er auch stand als Erzbischof, wurde ins Gefängnis geführt.

Die Gedanken in Staat und Kirche haben eben ihre unvermeidlichen Konsequenzen. Sogar der Ruhe befehlende Friedrich Wilhelm III. konnte einer Konsequenz nicht entgehen, welche Handlung befahl und große Unruhe. Wundert man sich nun, daß einige dreißig Jahre später Wilhelm I. Bismarck gestattet, die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche nachdrücklich aufzunehmen?

So war's denn auch nicht zu verwundern, daß die im Gefängnis liegenden preußischen Demagogen mit einem Male die Fahne derselben Regierung ergriffen, welche sie ins Gefängnis geworfen. Aus allen Winkeln kamen Broschüren zum Vorschein gegen die römische Anmaßung. Gutzkow schrieb eine, und ich warf sogleich meine Literargeschichte zur Seite und schrieb auch eine. Meist waren sie gegen den alten Fanatiker Görres gerichtet, welcher nach den Befreiungskriegen — man hatte sie vorgreifend Freiheitskriege genannt — ultradeutsch aufgetreten war mit großem Talente zündender Rede. Dadurch hatte er auch beim liberalen Publikum einen großen Stein im Brette, und die Verwirrung war einen Augenblick pikant genug, als er jetzt ultrarömisch auftrat, ganz wie ein Kapuziner. „Athanasius" hieß seine Broschüre für die päpstliche Allmächtigkeit. „Görres und Athanasius" war meine Broschüre betitelt. Ich bemerkte zum ersten Male wieder, daß ich Theologie studiert hätte, und daß die Welt am Ende doch noch einen Ausweg finden könnte zur vernünftigen Freiheit.

Im inneren Verhältnisse zwischen uns sogenannten Demagogen und der preußischen Regierung wurde übrigens gar nichts geändert durch diese Vorgänge. Die Regierung ließ sich unsere Parteinahme gegen den gemeinschaftlichen Feind

schweigend gefallen. Er wurde wie ein auswärtiger Feind angesehen, was er denn auch im Grunde war und ist, damals wie heute.

Aufgeregt durch diesen lauten Streit um Freiheit des Staates gegenüber der fremden Kirche, empfand ich den Verlust meiner persönlichen Freiheit von Tag zu Tage immer peinlicher. Meine Beschränkung war nicht groß, aber es war doch eine Beschränkung. Sei es ein Seidenfaden, welcher den Vogel festhält, er hält ihn doch fest. Es wurde mir doch immer wieder eingeschärft, daß ich nicht über den Park hinaus spazieren dürfe, und anderthalb Jahre sind doch achtzehn Monate, sind doch achtundsiebenzig Wochen, sind doch, oh! fünfhundertsechsundvierzig Tage! Und es fielen zwei Winter in diese anderthalb Jahre. Da war die Fürstin in Berlin, und wir saßen allein in den öden Räumen des alten Amthauses. Die Abende wurden so lang, wenn die Knaben schliefen. Meine Frau hatte mir einen dreijährigen aus ihrer ersten Ehe zugebracht, der jetzt im deutschen Reichstage bei der Fortschrittspartei unsere Erziehung betätigt, und hatte mir einen in diesem Amthause geboren. Da flüchteten wir denn bisweilen zu den Hilfsmitteln, welche auf dem Lande und in kleinen Städten still angewendet werden gegen den träge rückenden Zeiger der Uhr: wir spielten Karten mit einem Muskauer Bürgersmann und lernten Schach spielen.

Schach ist in der Tat ein Spiel aus dem Oriente, wo die Zeit keinen Wert hat, und l'hombre oder Whist hat auch sonst keinen Zweck als, wie man geistreich sagt, „die Zeit zu vertreiben". Vertreiben! Wie dankbar gegen den Schöpfer, wie dankbar für die Gaben, mit denen er uns ausgerüstet!

Ich hatte als Student alle Kartenspiele erlernt und geübt, auch dafür studierte man! Jetzt nahm ich endlich Abschied von diesem kostspieligen Zeitvertreib, und wie es scheint für immer, denn — denn endlich, endlich kam der Kalender an den letzten Tag des Jahres 1838, der Neujahrstag 1839

war der Tag der Freiheit, und mit Aufgang der Wintersonne fuhren wir von dannen. Ich hatte mir vier Postpferde dazu bestellt.

Wohin? In die weite Welt. Jedenfalls aus einem Staate hinaus, welcher die Demagogen erfunden hatte und so sorgfältig bewahrte. Frankreich war damals die Zuflucht aller Ungeduldigen, Paris war das Lager der unzufriedenen Deutschen. Börnes „Briefe aus Paris“ waren so lange die Kriegsrufe gewesen für uns alle, und Heine ließ seine prächtigen Feuerwerke von da aufsteigen. Börne war in dieser schlimmen Zeit gestorben, Heine aber lebte in Fülle der Gesundheit und des poetischen Witzes. Dahin, dahin, laß uns Verworfne fliehn!

Der Sankt-Simonismus, welcher mich vor sieben Jahren gelockt hatte, war zwar verschwunden; es war keine neue Religion aus ihm entstanden. Seine Männer, Enfantin an der Spitze, hatten neue Bahnen realistischen Charakters eingeschlagen, und wir wußten damals noch nicht, daß im Realismus eine neue Phase der Entwickelung aufkeime. Die Freiheitsfrage hatte auch keine Lösung in Paris gefunden, welche der jungen Überschwenglichkeit genügt hätte: es herrschte ein Orleans mit gemäßigtem Konstitutionalismus. Aber ich selbst war als eingesargter Jungdeutscher kein Jüngling verblieben, meine Ansprüche waren mannigfaltiger und dadurch mäßiger geworden, ich erwartete doch, hinreichende Nahrung im fremden Lande zu finden. Was weiter mit uns geschehen würde, wir wußten es nicht. Wir sorgten auch nicht. Zunächst waren wir frei und waren frisch genug, in fremdes Leben hinauszuschreiten und alles Mögliche zu hoffen.

Das letzte neue Buch, welches damals erschienen war, erheiterte mich unterwegs vortrefflich: es waren „Die Pickwickier“ von Dickens, der damals Boz geschrieben wurde. Es gibt also noch heitere Talente starker Kraft, rief ich, die Welt ist nicht versauert, wie's hinter uns aussah.

So ging's dahin, nachdem die Knaben in Pflege gegeben waren, durch die deutschen Reichsländer nach dem Rheine. Mein gutmütiger Kerkermeister, der Polizeiinspektor im Amthause, welcher die Politik summarisch verachtete, hatte mir einen Paß ausgestellt. Der brave dicke Mann fragte aus Grundsatz nicht, ob er das dürfte. „Wer viel fragt, kriegt viel Bericht" war seine Parole, und so schrieb er denn tapfer in den Paß hinein „nach Dresden und Leipzig". Just weil er die Politik verachtete, brauchte er ja nicht zu wissen, daß ich immer noch aus Sachsen verbannt war. Nur als ich noch den Zusatz wünschte „nach Paris", da stutzte er doch. Das sei zu weit für ein bloßes Polizeiamt. Aber lächelnd setzte er hinzu: „die Polizei weiß sich zu helfen", und schrieb hinter „Dresden und Leipzig" ein p. p. Triumphierend wies er mir dies p. p. und sprach: dies hilft bis nach Amerika.

Das war für damalige Zeit eine unglaubliche Kühnheit, und die Folge wird zeigen, daß damals keine Kühnheit ohne Ahndung blieb. Aber ich mußte froh sein, so viel zu haben. An höherer Stelle hätte ich wahrscheinlich gar keinen Reisepaß erhalten. Demagogen, auch wenn sie durch Gericht und Gefängnis absolviert schienen, waren tatsächlich dadurch keineswegs absolviert und brauchten jedenfalls nicht auf Reisen zu gehen. Man mußte sie im Auge behalten.

Wir rasteten ein paar Wochen in Kissingen. Dieser Gesundbrunnen war damals im ersten Aufblühen. Ein erfindungsreicher Pächter namens Bolzano betrieb die Propaganda des jungen Kissinger Ruhmes in bewundernswerter und in verdienstlichster Weise, und König Ludwig, welcher Gelegenheiten suchte für monumentale Bauten, hatte soeben eine Kolonnade in der Nähe des Rakoczy errichtet. Es war hier nur von heiterer Zukunft die Rede, für uns ganz was Neues und Erquickendes. Dazu ein Arzt von großer Bildung, der mich aufklärte über Geist und Stimmung des

Frankenlandes. Es sähe der preußischen wie bayerischen Politik mißbilligend zu, ein Trost für unsereinen, daß man nicht allein stehe und nicht fasele. Die Kundigen waren schon damals keinen Augenblick in Zweifel über den Wert oder Unwert des Königs Ludwig. Seine künstlerischenSchöpfungen wurden dankbar anerkannt, seine politischen Taten verurteilt, trotz einzelner liberaler Velleitäten. Die Fronfesten, in denen edle Männer, wie Behr und Eisenstein, schmachteten, galten für Zeichen eines harten absolutistischen Sinnes.

Dann ging's den Rhein hinab. Wir wollten über Holland und Belgien nach Frankreich, und unser p. p. hatte bis jetzt genügt. Zuletzt rasteten wir in Düsseldorf, um Immermann aufzusuchen. Bei Gelegenheit seines Romans „die Epigonen“, welcher ihn zuerst ans große Publikum brachte, war ich mit ihm in Verbindung gekommen. Er gehörte, ein preußischer Justizbeamter, nicht eigentlich zur jungen literarischen Welt, aber er bildete einen Übergang von uns zur gesetzteren Klasse. Er sollte der letzte Deutsche sein, welchem ich die Hand drücken wollte.

In einer Schwurgerichtssitzung fand ich ihn. Das war für mich ganz was Neues. Die preußischen Rheinprovinzen hatten im Rechtsleben mancherlei aus dem Code Napoléon behalten aus der Zeit französischer Herrschaft und galten für nicht gut preußisch. „Der Prüß“ war ihnen ein fremdes, unsympathisches Wesen. Düsseldorf war davon ausgenommen, es war älter und besser preußisch. Schon durch seine Malerakademie war es in wärmerem Verkehre mit dem Osten. „Zu blau, zu blau!“ hieß es zwar immer von den Düsseldorfer Bildern, aber sie bildeten doch damals in Berlin einen künstlerischen Mittelpunkt. Die Namen Lessing, Bendemann und Hübner waren berühmte Namen. Von den Münchnern wußte und sah man zu jener Zeit in Berlin wenig oder gar nichts. Lessing galt für besonders interessant und poetisch. Bei aller Gemeinsamkeit unterschied er sich aber doch sehr

von den Romanzen- und Balladenmalern des damaligen Düsseldorf, welche so standhaft nach Dichtungen Bilder komponierten. Er tat das wohl auch, aber er tat es doch anders. Sein „trauerndes Königspaar“ nach Uhland und seine „Lenore“ nach Bürger hatten doch einen eignen Prozeß in ihm durchgemacht, ehe sie Bilder geworden. Und vor allem unterschied er sich durch seine Landschaften. Stille und Einsamkeit in der Natur aufsuchend, atmeten sie einen poetischen Zauber aus. Er hatte das poetische Publikum für sich. Und das große Publikum hatte er gewonnen durch seine Hussitenpredigt. Der schlesische Protestant wurde ersichtlich, und der ist auch lebendig geblieben in ihm. Die späteren Huß- und Lutherbilder haben seine Popularität aufrecht erhalten, und es ist auch charakteristisch, daß eine Bürgerstadt wie Frankfurt am Main diese protestantischen Bilder für sich, für ihr wertvolles Städelsches Museum angekauft hat.

Ich meinte, den schlesischen Landsmann — er stammt aus reizloser schlesischer Gegend — aufsuchen und begrüßen zu dürfen, obwohl man mir sagte, daß er nicht leicht jemand empfange. Er liebe die Einsamkeit seiner Landschaften und sei fast menschenscheu. Trotzdem gelang mir's, und ich fand einen ruhigen, allerdings ziemlich verschlossenen Mann, der von außen nichts wollte und ganz in der Sammlung für seine Kunst lebte.

Immermann hatte mich im Gerichtssaale ähnlich angemutet in seiner richterlichen Amtstracht. Er trug einen langen schwarzen Talar und sah aus wie ein evangelischer Pastor. Sein Gesichtsausdruck war sehr ernst, fast trübe. Das wurde aber ganz anders, als er das schwarze Kleid ausgezogen. Es kam nun ein stattlicher, wohlgenährter und lebenslustiger Herr zum Vorschein, welcher lächelnd von den Freuden der Welt sprach, uns zur Tafel einlud nach einem benachbarten Städtchen, wo eine erfahrene Gastwirtin den besten Rheinfisch auf das schmackhafteste zu bereiten verstehe, und zu der er uns führen werde.

Das tat er denn auch und erzählte uns des Breiteren und sehr verständig von seiner Theaterleitung in Düsseldorf und vom Münchhausen, welchen er unter der Feder habe. Den werde er mir und Heine nach Paris schicken. Politik konnte nicht ausbleiben in unseren Gesprächen, und da zeigte sich denn wohl, daß er sich ganz anders zu unserm Liberalismus verhielte als die uns im stillen zustimmende öffentliche Meinung. Er war zwar Romantiker in literarischen Dingen, aber in bürgerlichen Dingen war er Jurist, war er preußischer Beamter und tat sich auf pragmatische Ausführung der freien Ideen viel zugute. Nicht mit Unrecht. Es war alles reifer und beschränkender in ihm als in mir, und manches hatte wohl auch einen stark doktrinären Beigeschmack. Aber alles trat sehr ernsthaft und nachdrücklich auf die Szene, und ich war meinerseits sehr geneigt, mich unterrichten und verbessern zu lassen. Der ganze Eindruck war für mich ein wohltätiger. Sterbliche Menschen! Wer mir gesagt hätte, daß diesem kräftigen Manne nur noch wenige Jahre zugemessen wären in diesem Leben! Wie herzhaft schüttelte er mir die Hand beim Abschiede! und er trug mir viel Grüße auf an Heine.

Er war recht verschieden von Heine. Aber als junge Dichter, welche ihre ersten Produkte in obskuren Zeitungen abdrucken ließen, hatten sie einander gelobt und verteidigt und waren so in literarische Freundschaft geraten. Beide waren darin sehr treu, auch Heine war das. Und was noch wichtiger: sie hatten einen gemeinschaftlichen Feind gefunden, den auf klassische Schrift pochenden Grafen Platen von Hallermünde. Ein gemeinschaftlicher Feind ist ein Freundschaftsband. Ade! Wir stiegen aufs Schiff und — haben ihn nie wiedergesehen. Er starb gar bald im schönsten Mannesalter.

Den Rhein hinab ging's auf breiter und tiefer Wasserfläche über die deutsche Grenze hinaus nach Holland. Der

Rhein ist hier eine imposante Wassermasse. Um so empfindlicher war mir's, von den Schiffsleuten hören zu müssen, daß dies gar nicht mehr der Rhein wäre. Vielleicht zur Erleichterung für Zollverhandlungen hat man hier dem Hauptarme einen neuen Namen gegeben, und einem Seitenarme, welcher zu schlechter Seemündung führt, den Namen Rhein verliehen. Ob das einst die Holländer mit klarer Absicht getan?

Jetzt kümmerten sich diese Holländer herzlich wenig um Deutschland. Es war nicht zu fürchten als deutscher Bund voll Demagogenhorden, welche die Kraft des Bundes untergraben sollten. Man hielt alle Aufmerksamkeit auf Belgien gerichtet, welches sich kürzlich vom Königreich der Niederlande losgerissen und diesen Begriff vereinigter Niederlande zerrissen hatte. Das war eine Losreißung, welche nur den Franzosen und Ultramontanen zugute gekommen ist. Die braven Vlamingen, der Norden Belgiens, welche urdeutschen Stammes sind und intime Beziehungen zu uns hegen, sind solchergestalt von uns abgeschnitten und ins französische Sprachgebiet eingespannt worden. Die Holländer selbst aber sind uns dadurch ferner gerückt worden, weil sie schwächer geworden sind. Abzweigungen einer großen Nationalität fürchten immer Unterjochungen unter den großen Stamm und fürchten sie doppelt, wenn ihre Wehrkraft geschwächt wird. Als vereinigte Niederlande waren sie weniger besorgt und wären mit geringerem Mißtrauen in näheren Verkehr mit uns getreten, ein Vorteil für beide Teile. Nur für die Franzosen und den Papst wäre das kein Vorteil gewesen.

So sah man es damals bei uns nicht an. Man nahm in Deutschland überall Partei für Belgien, im Grunde gar für ein französisches Belgien. Einmal weil die Holländer uns immer geärgert hatten mit kleinlicher Kaufmannspolitik in der Rheinfrage, insbesondere aber, weil damals die Freiheitsfrage alle andern Fragen beherrschte. Da sollten zwei

verschiedene Völkerschaften, die holländische und die belgische, nicht zusammengeschmiedet werden. Als ob die vlämische Bevölkerung in diesem Sinne nicht zu Holland gehört hätte! Der wallonisch-französische Teil Belgiens, lange nicht der dritte Teil des Königreichs der Niederlande, wurde also zur gesetzgebenden Majorität gestempelt. Alles im Namen der Freiheit und aus Haß gegen den Wiener Kongreß, welcher das Königreich der Niederlande geschaffen.

Auch ich wußte damals den tiefen Zorn der Holländer nicht zu würdigen, ich steckte auch noch in den Schlingen der liberalen Stichworte. Wir verkennen die Holländer überhaupt leicht, indem wir nur von ihrem Phlegma sprechen und nur ihr Phlegma sehen wollen. Sie sind nicht nur überaus eigensinnig, sie sind auch sehr leidenschaftlich. Nicht nur in ihrem Eigensinn, sondern in allem, was sie für ihr Recht und ihre Bestimmung erachten. Das sind alle kleinen Nationalitäten, welche Bruchstücke größerer sind. Mit den Dänen ist's ebenso.

Leidenschaftlich? Die phlegmatischen Holländer? ruft man lachend. Jawohl. Die Holländer sind sehr feste Leute und, wo sie ihre Eigenart angegriffen fühlen, sehr leidenschaftliche Leute. Ich habe damals in Amsterdam ein Trauerspiel aufführen sehen im Theater und bin höchlichst erstaunt gewesen über das leidenschaftliche Feuer der Schauspieler und über die stürmische Teilnahme der Zuschauer. Erstaunt, ja geradezu verblüfft, da ich im Laufe des Abends oft gelacht hatte über die Sprache. Unsere edelsten Ausdrücke, deren deutscher Ursprung gar nicht zu verkennen war, klangen in der niederländischen Breite und Ausgerecktheit geradezu komisch für mich. Für das holländische Publikum natürlich nicht, und als ich bemerkte, wie echt und stark das Publikum den Sinn auffaßte und ihm huldigte, da stockte mein Lachen und verschwand bald völlig.

Mit der holländischen Sprache ging's uns überhaupt

wie in einem Vexierspiele: weil sie halb deutsch klang, meinten wir sie auch halb zu verstehen und entdeckten endlich, daß wir sie gar nicht verstanden. Weiter drinnen im Lande verstand man auch sehr selten unser Deutsch.

Nach einigen Wochen kamen wir uns wie ausgewechselt vor. Die deutschen Sorgen waren zurückgedrängt, und ein neuer Inhalt blieb aus. Stadt auf Stadt hatten wir gesehen, eine wie die andere! Landschaft auf Landschaft, eine wie die andere mit Kanal, Pappelallee, Wiese und Windmühle, Gemäldesammlung auf Gemäldesammlung, eine wie die andere! Wir stritten uns jeden Augenblick miteinander, wo wir dies, wo wir jenes gesehen oder erfahren, ob in Leyden oder in Harlem, oder in Utrecht, oder in Amsterdam — alles hatte dieselbe Physiognomie, das Haus, die Stadt, die Gegend.

Nur der Haag sonderte sich uns ab, die Residenzstadt des Königs. Da ist es stiller, da ist ein Busch vor dem Tore mit Damwild, da war die preußische Gesandtschaft, auf welcher unser Paß visiert werden mußte. Da gab's eine ängstliche Mahnung an die Heimat.

Der Gesandte, ein herber Graf, fand den Paß mit seinem p. p. unglaublich. Ach was, unglaublich?! Lächerlich, frech fand er ihn. Dies gemeine p. p. sollte auch „nach Frankreich" bedeuten können?! Solch eine reglementswidrige Philologie sei noch gar nicht dagewesen! Wird nicht visiert. Inhaber zurückverweisen an den Heimatsort. Punktum.

Mit diesem vernichtenden Bescheide ging der geradezu beleidigte Graf von dannen, mich im Fortgehen von oben bis unten messend.

Da stand ich wie das Milchmädchen, dem der Topf zerschlagen worden. In dem Topfe hatte das ersehnte Frankreich gesteckt mit all seiner freien Herrlichkeit. Da stand ich, der süßen, ewig polizeilichen Heimat gedenkend, welche ich leichtsinnig ein paar Wochen vergessen hatte. „Kann man das Vaterland an den Fußsohlen mit sich nehmen?!" hat

Danton ausgerufen. In mir rief es: Ja! im Passe kann man es mitnehmen.

Ich stand unbeweglich, mit gläsernem Auge den Sekretär anschauend und nicht sehend; denn ich erwog bloß, ob und wie ich auch ohne Visum durch Belgien nach Frankreich kommen könnte. Unter den damaligen Verhältnissen kaum möglich.

Der Sekretär war jung; das hatte ich nicht bemerkt in meiner Bestürzung. Er fragte mich endlich nach einem neuen Buche, welches in Leipzig erschienen wäre. Ich verstand ihn gar nicht. Dabei streckte er seinen Arm aus nach dem Passe, welchen ich in der Hand hielt. Ich wollte ihn nicht fahren lassen, denn am Ende war's doch ein Paß und einer mit p. p. Der junge Sekretär lächelte aber, nickte mit dem Kopfe und sagte halblaut: „Es wird schon gehen!“ — Kurz, er visierte ihn rundweg, gab mir ihn wieder und wünschte mir glückliche Reise.

Ich war dem jungen Deutschland in Holland begegnet. Das Tzschoppesche Regiment hatte gar keinen Boden in der neuen Generation.

Nun ging's nach Belgien. Ein breiter, öder Strich Heideland trennt die beiden Staaten Holland und Belgien. Man fragt sich, ob die Natur die Trennung dieser beiden Staaten vorhergesehen und dazu die Heide hergelegt habe? Oder hat man sie zur Grenze gemacht, weil sie einmal da war?

Nun kommen wieder Städte auf Städte in so großer Anzahl und in so kurzen Zwischenräumen immer wieder große Städte, eine neue Auflage Hollands. Die Leute hier an der Nordsee haben sich offenbar aufs angrenzende Meer verlassen. Von da würden alle Nahrungsmittel zugeführt werden, und man brauchte deshalb weniger Ackerland, man brauchte nur Geld und Schiffe. Und was für Städte hier in Belgien! Alle mit zahlreichen historischen Erinnerungen, mit großen Bildwerken — unter ihnen in der Kirche zu Antwerpen die Kreuzesabnahme von Rubens — und mit

großen Baudenkmälern, namentlich in Stadthäusern. Man wird wiederum überhäuft mit einer gewissen Gleichförmigkeit wie in Holland. Nur sind hier die Gegenstände noch stattlicher. Dem deutschen Besitze ist das alles entwendet worden bis auf die Namen. Wir kennen Antwerpen, Mecheln, Gent, Brügge, Löwen, Lüttich; an Ort und Stelle sagt man aber Anvers, Malines, Gand, Bruge, Louvain, Liège. Ja, auch das uns so nahe liegende Lüttich wird nur Liège genannt. Und doch hat, wie in Aachen, der Stifter des deutschen Reiches Karl der Große auch in Lüttich gern residiert. Ja so! Die Franzosen nennen ja auch Charle magne als ihren Stifter. Soviel historische Erinnerung gibt's hier wie historische Verwirrung. Julius Cäsar war schon hier und nennt zuerst den belgischen Stamm, von da hat man jetzt mit Stolz den Namen geholt. Diese Länder hier haben große Anfänge gesehen, große Übergänge und ersichtlich auch große Wechsel der Bevölkerungen. Was sind für die jetzige Politik Orte wie Lüttich, Trier und die südlich und westlich davon liegenden Landschaften! Einst waren sie Ausgangspunkte großer Reiche. Jetzt sind's Wallonenbezirke. Wallonen, die wir nur aus Schillers Wallenstein kennen, wo sie rauhe Soldatenkontingente bilden. Auch Tilly war ein Wallone. Und in Wien sind noch Wallonenfamilien übrig aus der Zeit, da die habsburgischen Kaiser auch in Brüssel herrschten. Diese Wallonen sprechen eine Sprache, welche uns anmutete wie das Holländische. Will sagen: Wallonisch klingt geradeso französisch wie das Holländische deutsch klingt. Man versteht mit seinem Deutsch den Holländer nicht, und man versteht mit seinem Französisch den Wallonen nicht.

Eine rechte Sammlung all dieser anheimelnden und doch fremdartigen Eindrücke ist die Hauptstadt Brüssel. Ich mußte mich immer besinnen: wo bist du denn eigentlich? Ist es die erste größere französische Stadt? So scheint es, wenn man ins Theater kommt oder in den Gerichtssaal.

Es gab gerade einen großen politischen Prozeß, zu welchem ich natürlich eilte. Solch öffentliches Widerspiel zu den geheimen Prozessen Tzschoppes und Dambachs war ja für mich eine erwünschte Speise. Nun, da meinte ich eben, mitten in Frankreich zu sein. Kam ich aber aus dem Gerichtshause und wandelte ich durch die untere Stadt aufwärts in mein Hotel, welches in der oberen Stadt lag, da paßte das Volkswesen, aus belgischer Mannigfaltigkeit zusammengesetzt, wieder gar nicht zum Franzosentume. In der obern Stadt wieder, die neu und regelmäßig gebaut, still und vornehm ist, war's ganz anders als unten. Die zahlreichen Schildwachen vor den offiziellen Gebäuden, welche ich französisch um den Weg fragte, antworteten mir immer: „tout droit!“ Es klang, als ob sie damit ihr französisches Lexikon erschöpft hätten.

Was Cäsar „Belgien“ nennt, das war ein fester, einiger Stamm. Wie viel oder wie wenig mag davon übrig geblieben sein unter dem Zudrange der Germanen, welche schon zu Cäsars Zeit überall und besonders hier nach Westen hinüberdrängten? Jedenfalls wußte ich hier in meinem Hôtel des Flandres immer nicht recht, wo ich mich historisch und politisch befände, und ich glaube heute, fünfunddreißig Jahre später, immer noch nicht, daß diese zersplitterten, buntfarbigen Niederlande ihre dauernde Staatsform gefunden haben. Die Priesterherrschaft, welche sich in Belgien übermäßig ausgebildet hat, wird wohl über kurz oder lang den Anlaß bieten zu neuer Bildung und Gestaltung.

Wir machten natürlich eine Partie nach dem Schlachtfelde von Waterloo, wie die Franzosen und Engländer es nennen. Wir in Preußen nannten es Belleallliance von dem Pachthofe, bei welchem sich Blücher und Wellington begegneten. Ein so bezeichnender Name für den Moment, welcher über eine Weltherrschaft entschied! Durch die glücklich gelungene Vereinigung zweier einzeln geschlagener Kriegsheere wird der Kriegsfürst jener Zeit besiegt und vernichtet. Besiegt durch

Blüchers rechtzeitiges Eintreffen. Dieses Mecklenburgers ganze Energie war nötig, mit seiner bei Ligny geworfenen Armee herbeizueilen und noch rechtzeitig anzukommen, um die erschöpften Engländer zu erretten. Belle alliance! Und nicht einmal diesen glücklichen Namen der Schlacht haben wir wenigstens in Deutschland durchgesetzt, weil auch unsere deutschen Schriftsteller vorherrschend zum Namen Waterloo übergehen.

Von den Gegensätzen aus jenem Kriege war jetzt, 1839, nichts mehr zu spüren in Belgien. Ludwig Philipp hatte eine französische Armee in Bewegung gesetzt, um diese südlichen Niederlande gegen die nördlichen zu beschützen, was nach den belgischen Niederlagen bei Hasselt und Löwen sehr nötig war, und es war sogar sein Sohn Némours zum Könige der Belgier vorgeschlagen worden, kurz, es beherrschte jetzt eine große französische Partei das mannigfaltig zusammengeschweißte neue, kleine Königreich. Wie bis zum Rhein gegen uns, so wollte und sollte Frankreich bis an den öden Grenzstrich im Norden Belgiens seine Herrschaft ausdehnen. Das war so Zeitgeist in damaliger Zeit. Lediglich weil Frankreich eine neue Freiheit besaß oder besäße, Deutschland aber nur den Bundestag und Herrn von Tzschoppe. Und das hat sich seitdem in Wahrheit nur darum zu unserm deutschen Vorteil geändert, weil die damals hart bestraften Gedanken der Demagogen Dauer und Weiterbildung gefunden haben in den deutschen Köpfen und Gemütern. Die Wege des Schicksals sind eben die Wege des Geistes, nicht die Wege der Polizei.

Auch das reisende Demagogenpaar, meine Frau und ich, sah damals nicht so weit, sondern war im Franzosentume befangen. Nach Paris! riefen wir, fort aus der bloßen Vorstadt von Paris!

Nur ein Brief war noch abzugeben, ein geheimnisvoller. Er war auf der Reise meiner Frau aufgedrängt worden und sollte an den politischen Flüchtling Skrynecki abgegeben werden, den Generalissimus der polnischen Revolutionsarmee bis zur

Schlacht bei Ostrolenka. Er wohnte jetzt in Brüssel, in der stillen oberen Stadt, wie wir vorsichtig erkundet hatten, und war kürzlich wieder von politischer Bedeutung geworden. In dem Hin und Her zwischen Belgien und Holland, welches die Konferenz der Großmächte in London zu beschwichtigen und auszugleichen trachtete, war neuerdings ein Ausbruch des Krieges nahe gewesen zwischen Belgien und Holland, und für diesen Krieg hatte die belgische Regierung den General Skrzynecki zum Generalissimus der belgischen Armee erwählt. Dagegen und ganz besonders gegen diese Wahl eines polnischen Feldherrn hatte die Londoner Konferenz energisch protestiert. Belgien hatte nachgeben und auch seinen erwählten Feldherrn aufgeben müssen. Er weilte aber noch in Brüssel.

Bei einbrechender Dunkelheit gingen wir in seine Wohnung, welche da oben am großen Platze gelegen war. Wir fanden ihn nicht zu Hause. Persönlich aber sollte der Brief abgegeben werden. Unschlüssig verließen wir das Haus. Alles, was mit politischen Personen zusammenhing, erschien damals gefährlich und wurde ins Geheimnis eingehüllt. Am Ende stand in dem Briefe, daß Skrzynecki doch kommandieren, und — was wußten wir! Warten wollten wir jedenfalls, denn es sollte unser letzter Abend in Brüssel sein, und der Diener hatte gesagt, sein Herr werde bald kommen. Da hallten Schritte über den menschenleeren Platz, ein langer Mann kam näher — das ist er! flüsterte ich. In Karlsbad hatte ich ihn 1832 gesehen. Wir redeten ihn an. Als wir das Wort „Brief" ausgesprochen, winkte er mit der Hand zum Stillschweigen und führte uns ins Haus.

Sein gehaltenes, vornehmes Wesen, das ich wochenlang in Karlsbad täglich beobachtet, paßte ganz zu der Atmosphäre, welche 1839 noch so dick und schwer war, daß man überall vor Verdächtigung und Polizei zitterte. Er trug den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, als wollte er recht vorsichtig hören, und sprach mit nicht gar lauter, wohltuender Stimme

ein blanker Gegensatz zu dem strammen älteren Chlopicki, welcher in Karlsbad neben ihm frei und unbefangen einherging. Auch galt Skrzynecki schon zur Kriegszeit in Polen für fromm, und achselzuckend erzählten sich die dreisteren Offiziere, daß er von den französischen Blättern vorzugsweise den „Avenir“ läse, das geistlich räsonnierende Blatt des Abbé Lamennais. Geistlich! während sie die feurigen Reden des Generals Lamarque und des Advokaten Mauguin aufsuchten in den französischen Zeitungen. Geistlich und fromm! Das paßte zum klerikalen Belgien. Deshalb mochte man ihn hier gewählt haben. Dachte ich nicht auch daran, als ich ihn jetzt wieder in so ergebener Haltung vor mir sah? Nein. Es war damals durchaus nicht bekannt, daß die Pfaffen allmächtige Führer in Belgien wären. Auch ich wußte nichts davon. Die kirchliche Teilnahme an dem System der vor neun Jahren gestürzten älteren Bourbonen war ziemlich vergessen, und von den unterirdischen klerikalen Gewässern in Belgien mochten nur die Eingeweihten wissen. Skrzynecki wußte sicher davon. Er war übrigens im Zimmer mit seinem angenehmen Antlitze, seinen treuherzigen Augen und seinem sanft verbindlichen Wesen derselbe sinnige, fast tiefsinnige Mann, wie ich ihn früher kennen gelernt. Die Unterhaltung mit uns beschränkte sich auf höfliche Redensarten; der Brief blieb unbesprochen.

Nach Paris! wiederholten wir, als wir ihn verlassen hatten, und am andern Morgen ging's mit dem großen Postwagen hinab in die Ebenen des alten Artois, durch reizloses Land, Tag und Nacht dahin, bis bei Tagesanbruch der Kondukteur rief: Voilà le Panthéon! — Der dicke Turm des Pantheon, der Kirche Géneviève stieg am Horizonte auf, Paris lag vor uns, das damalige Mekka der gläubigen Liberalen.

32.

Ich kann nicht sagen, daß mich etwas in Paris überrascht hätte. Alles Dortige war fortwährend in Deutschland so gepriesen worden, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn ich irgend etwas noch herrlicher gefunden hätte.

Im Gegenteile: ich fand vieles geringer. Vor allen Dingen fand ich die Schilderungen französischer Romanschreiber in ihren Pariser Romanen arg übertrieben. Sie verfügen über ein luxuriöses Material an Wohnungen, Wagen, Dienern und vielen äußerlichen Dingen, welche mir sämtlich hier in der Wirklichkeit dürftiger vorkamen. Die Wohnungen zum Beispiele enttäuschen arg. Der Pariser muß sich durchschnittlich in kleinen Räumen einrichten. Er tut das geschickt, aber von breitem Komfort nach unsern Begriffen ist da wenig oder nichts zu finden. Die Romanschreiber sehen da alles durch ein Vergrößerungsglas.

Dazu kam, daß mich die Sprache sehr im Stiche ließ. Wenn man sie nicht von Jugend auf praktisch gelernt hat, das heißt, wenn man nicht von Jugend auf ins Sprechen der fremden Sprache eingeführt worden ist, dann wird man die Hemmnisse des theoretisch Erlernten nie wieder los, und ihr Gebrauch bleibt immer eine Anstrengung. Ich hatte sie schulmäßig gelernt, will sagen auf dem Wege der Grammatik. Auf dem Gymnasium wurde sie gar nicht gelehrt, ich hatte also Privatunterricht genommen. Auf der Universität dachte kein Mensch ans Französischsprechen, wir waren als Burschenschafter ja prinzipiell deutsch und insbesondere antifranzösisch. Lateinisch sprechen konnten wir geläufig, aber eine moderne fremde Sprache kam nie in Rede. Erst in der Hauslehrerzeit kam für mich das Französische wieder an die Reihe. In Wahrheit lernte ich da von meinen Schülern und Schülerinnen, wenigstens was den Wortschatz betraf. Ich

erinnere an den coq d'Inde, den „indischen Hahn", welcher sich als „Truthahn" entpuppte. Ich konnte mein Ansehen nur behaupten in der Grammatik, und die Bonnen und Gouvernanten waren mir unschätzbare Kunden. Mit ihnen mußte man französisch sprechen, es mochte gehen, wie es wollte. Es ging auch darnach, aber am Ende ging es. Worte, wie „l'homme", brachten nur zuweilen bedenkliche Mißverständnisse zuwege. Für mich war l'homme „der Mensch", für die Gouvernante bedeutete er „der Mann", und da hörte sie oft Liebeserklärungen, wo ich philosophische Betrachtungen entwickelt zu haben glaubte. — Stete französische Lektüre dazu, Umgang mit Polen, welche nicht Deutsch konnten, häufiges Vorlesen hatten mich denn allmählich so weit gebracht, daß ich meinte, unter Franzosen bestehen zu können. Ich bestand aber nicht. Die Schildwacht in Brüssel schon bewies mir das mit ihrem „tout droit", als ich sie nach dem Wege fragte. Auf den ersten Eindruck bedeutete mir tout droit „ganz rechts", und dann erst erinnerte ich mich, daß es „geradeaus" heiße. Wenn man aber beispielsweise im Theater sitzt und sich immer erst erinnern muß an die gebräuchlichen Bedeutungen, da wird das ein heilloser Zustand. Der Schauspieler da oben auf der Szene wartet nicht, sondern spricht weiter, und nach der ersten Vorstellung muß man sich ärgerlich eingestehen, daß man das Stück kaum in seinen Umrissen verstanden habe. Erst nach Wochen, ja erst nach Monaten wird es licht in unserm Verständnisse.

So ging es mir in Paris während der ersten Wochen, und das allein schon dämpfte meinen Enthusiasmus. Ich mußte mich entschließen, auch mit meiner Frau französisch zu sprechen, denn nichts hält den Fortschritt in fremder Sprache so auf, als wenn man dazwischen die Muttersprache braucht. Wer eine Krücke haben kann, der lernt nicht laufen. Erst als ich allein weite Touren ins Land hinein, namentlich eine längere nach der Normandie gemacht, kam ich mit so ge-

löster französischer Zunge nach Paris zurück, daß meine Frau vor mir erschrak.

Um diese Zeit schon kam ich aber auf den Gedanken, und nach einem halben Jahre kam ich zu der klaren Einsicht, daß mir das fließende Französischsprechen gefährlich würde. Die Lektüre neuer Schriften von Heine bestätigte mir diese Einsicht. Man wird unsicher über kleine Wendungen der Muttersprache, man vermischt französische und deutsche Wendungen. Heines Schriften aus Paris strotzen davon. Das ist doch am Ende für einen deutschen Schriftsteller ein gefährlicher Übelstand. Seine Macht, wenn er eine besitzt, ruht doch in der Sicherheit, welche er dem Leser einflößt, daß er die echte heimatliche Seele ausatme in jeder Kleinigkeit der Rede. Überrascht er mit fremden Wendungen — nicht mit Ausdrücken, die verzeiht man — welche der Muttersprache widerstreben, dann verliert er das Zutrauen. Verlieren schon Übersetzungen die Hälfte der Originalmacht, weil man die innere Steife der Übertragung merkt, so verliert der Originalschriftsteller noch mehr, wenn er „mantscht". Dies von Tieck eingeführte Wort ist das bezeichnende. Ein solcher „Mantscher" erscheint wie ein Renegat, der seinen Glauben abgeschworen, und dem man deswegen auch keinen Glauben mehr schenkt.

Ich blieb also auf der Hut vor fließendem Französisch, und meine Frau hat mir oft lachend versichert, daß mir das gelungen sei.

Heine war verreist. Weitere Anknüpfung suchte ich nicht gleich, ich wollte mich allein und selbständig orientieren, ich wollte keine Übersetzung lesen. Bald merkte ich indes, daß ein bloßes Anschauen der Merkwürdigkeiten mich ermüdete, weil es mir nicht genügte. Dies ewige Anschauen und Aufnehmen ist für Menschen, die nicht selber sprechen, die nicht aus sich selber sprechen wollen, es ist aber nicht für einen Menschen, der etwas Eigenes hervorbringen will.

Ich fing an zu addieren. Das heißt, ich suchte zusammenzurechnen, was Notre-Dame, Louvre, Hôtel de Ville, Place de la Concorde, la Sainte-Chapelle und so weiter für eine Summe ausmachten, und warum? Auf die Rechnung folgte der Reim: ich suchte zusammenzureimen, ich suchte Geschichte aufzubauen. Geschichte hat für mich einen großen Reiz, und ich empfand sofort das Bedürfnis, die französische Geschichte gründlich kennen zu lernen, an Ort und Stelle kennen zu lernen, und zu dem Ende — —

Da kam eine dramatische Unterbrechung, ein politischer Prozeß auf Leben und Tod. Barbès und Konsorten — Blanqui und Martin Bernard in erster Linie — hatten einen Sturz des Juli-Königtums versucht, um die Republik einzuführen. Der Aufstand war niedergeschlagen, die Führer waren verhaftet worden und standen jetzt oder, richtiger, saßen jetzt vor dem Gerichte des Pairshofes. Man erwartete Todesurteile und auch Vollziehung dieser Todesurteile. Da wollte ich zuschauen. Drüben am linken Seine-Ufer, im Palais Luxemburg, wurde der Prozeß öffentlich verhandelt, und es hatte keine Schwierigkeit, als Zuschauer eingelassen zu werden, der Zudrang war gering, ein Zeichen, daß die Saison noch nicht gekommen war für republikanische Aufstände. Das Juli-Königtum galt für ganz fest. Die Herrschaften in Frankreich haben einen Miettermin für ihre Herrlichkeit. Der dauert eine gewisse Anzahl von Jahren. Fünfzehn bis zwanzig im Durchschnitt. Jetzt nach neun Jahren dachte man noch nicht ernstlich an die Kündigung der Juli-Monarchie.

Das konnte man auch den Pairs ansehen, welche hier in einem kleinen Saale des Luxemburgpalastes als Richter saßen. Ältere Herren sind sonst leicht ängstlich über die Sicherheit ihrer Existenz, diese Pairs hier aber, alle in gestickter Uniform, sahen recht ruhig aus, sogar gleichgültig, ja wohl gar gelangweilt. Mancher las sein Journal und blickte

nur zuweilen auf, wenn der Präsident Pasquier einmal scharf sprach oder wenn ein Angeklagter ungewöhnlich laut wurde. Die Angeklagten saßen erhöht, in einer breiten Nische, an ihrer Spitze links Barbès, ein bildschöner junger Mann mit dunklem Vollbarte. Er war ein Südfranzose, von der spanischen Grenze her, und ich dachte an Barbaroux aus der ersten Revolution. Er verteidigte sich eigentlich nicht, er klagte an. Die bestehende Regierung sei illegitim, die Republik sei legitim. Präsident Pasquier, ein kleiner hagerer Mann, in wunderlicher Amtstracht, mit farbigem Mäntelchen und mit einer aufgestülpten Haartour, welche sich leicht verschob, fuhr bei solchen Äußerungen schwertscharf dazwischen mit schneidenden Worten. Keiner machte auf den Gegner irgendwelchen Eindruck, Barbès nicht auf Pasquier, Pasquier nicht auf Barbès. Nur wenn auf die Ermordung eines Leutnants die Rede kam, da erhitzte sich Barbès, welchem persönlich diese Ermordung schuldgegeben wurde. Barbès war ersichtlich ein zweifelloser Fanatiker, und der alte Pasquier war ersichtlich ebenso außer Zweifel, daß er samt der ganzen Pairskammer guillotiniert würde, wenn solche Republikaner einen Fuß breit Leben behielten.

Neben Barbès saß ein schmächtiges, blasses, blondbraunes Menschenkind — ich weiß nicht mehr, ob es Blanqui oder Martin Bernard war, der Name Martin ist mir im Gedächtnisse haften geblieben — das unterschied sich gründlich von Barbès. Barbès war der herzliche Fanatismus, Martin der raffinierte. Er lächelte eigentlich zu diesem Gericht um Leben und Tod und sprach nachlässig, so wie er aussah. Nur so beiläufig sprach er und antwortete er, weil dies hergebracht sei vor Gericht. Es verstünde sich von selbst, hörte man aus den Reden heraus, daß die Republik die einzig gesetzliche und richtige Staatsform und der Pairsplunder da unten im Saale ein usurpierter Kram sei, welchen man gelegentlich in die Seine hinabkehren müsse mit einem ordinären

Besen. Wozu ihn diese erschwindelte Pairsgesellschaft verurteilen werde, das schien ihm äußerst gleichgültig zu sein. Dieser salopppe junge Mensch gehörte zu den Verschwörern von Profession, wie sie Frankreich seit den Julitagen bis zum Kaiserreich in ziemlicher Anzahl besessen. Sie werden deportiert und kommen wieder, um ins Gefängnis zu wandern. Sie haben nur auf kürzeste Zeit eine Privatwohnung.

Barbès wurde zum Tode verurteilt, und es hieß: er weigere sich, ein Gnadengesuch zu stellen. Nun schien es doch in Paris einigen Eindruck zu machen, daß am nächsten Morgen eine politische Hinrichtung stattfinden sollte. Sie paßte nicht in die Stimmung der Zeit. Aber die Minister, sagte man des Abends, verlangten sie, und der König werde ihnen nachgeben. Am andern Morgen erfuhr man, daß Verwandte des Barbès doch in der Nacht ein Gnadengesuch in die Tuilerien gebracht, und daß der Kronprinz, der Herzog von Orleans und dessen Frau, die mecklenburgische Prinzessin Helene, es dringend befürwortet hätten. Der König habe es bewilligt, und Barbès sei zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt. Als dies frühmorgens statt des Befehls, sich für die Guillotine anzukleiden, Barbès verkündet worden, da habe er mit tiefem Atemzuge gesagt: C'était une rude leçon.

Die Februarrevolution 1848 hat ihn befreit. Aber im Mai 1848 war er schon wieder tätig in dem Aufstande gegen die republikanische Nationalversammlung, und die Deportation wurde sein Los.

Welche Gedanken mußte dieser Barbèssche Prozeß einem deutschen Burschenschafter erwecken! Hier in Paris ein blutiger Aufstand und Begnadigung, daheim aber für manchen Kameraden, welcher nur poetische Träume gehegt für ein deutsches Reich, lebenslängliche Gefangenschaft ohne Gnade.

Louis Philipp war 1839 auf der Höhe seiner Stellung. Die Sorge um Popularität mit dem Regenschirme in der Hand war vorüber, er war König und war es mehr, als

die konstitutionellen Führer wollten, weil er ein überlegener Kopf war, welcher die konstitutionellen Formen mit Gewandtheit handhabte. „Der König herrscht, aber regiert nicht!" wurde ihm zugerufen, und er lächelte dazu. Ein erfahrungsreiches Leben, ein geübter Verstand machte es ihm möglich, wie es dem Höchstgestellten unter jeder Staatsform möglich ist, überall die Entscheidung herbeizuführen und zu treffen. Mit seiner Menschenkenntnis wählte er dazu seine Minister. Er hatte sich eine Auswahl derselben zurechtgelegt für das verschiedenartige Wetter: der brave Bankier Lafitte war nur brauchbar gewesen bei den heißen Juliwinden, welche Popularität erforderten bis in den abkühlenden Winter hinein; der zweite, strengere Bankier Casimir Périer für strenge, kalte Tage, welche Vorrat an wärmenden Monarchiegesetzen anhäufen müssen; dann wurde für milde Zeit der noble Gentleman Molé erwählt; und als wieder Regenzeit kam und man sich gründlicher schützen mußte in den Tuilerien, da kam der Professor, der starr dogmatische Protestant Guizot an die Reihe mit den steinernen Zügen und dem felsenfesten Glauben an sich und seine Weisheitsdoktrin. Erst als solch Ministerium drohendes Wetter veranlaßte, fand der König die erleichternde Abwechslung nötig mit dem kleinen behenden Manne, welcher Thiers heißt, und welcher erfinderisch ist, neue Hoffnungen in den Franzosen aufzuwecken. Der König liebte diesen kleinen Mann, den Geschichtschreiber der großen Revolution, gar nicht, und dieser stets auf neue Taten bedachte Thiers liebte auch den König nicht, wie das zu gehen pflegt, wenn zwei starke Fähigkeiten nebeneinander gehen sollen und doch nach verschiedenen Zielen hin trachten wollen. Es war ein immerwährendes Duell zwischen ihnen, und zwar ein sehr ernsthaftes. Ludwig Philipp hatte die Königsmacht voraus und somit den Sieg in der Hand. So warf er ihn beiseite, nachdem Thiers im nächsten Jahre — 1840 — durch kriegerische Fanfaren gegen Deutschland die Stimmung in Frankreich wieder belebt

hatte für das Haus Orleans. Der Kleine hat seine Schuldigkeit getan, der Kleine kann gehen. Thiers knirschte über diese Ungleichheit der Waffen dergestalt, daß er sich immer nach solchem Sturze hinreißen ließ zu den rücksichtslosesten Äußerungen über den König. Ich habe dies später selbst einmal angehört, als ich einmal die Ehre hatte, bei Thiers zu speisen und an der Tafel neben ihm zu sitzen. An einen unbedeutenden Fremden, wie ich einer war, richtete er, die Suppe schlürfend, die schlimmsten Bezeichnungen des Königs, Falschheit und Treulosigkeit in erster Linie.

Daß sich Ludwig Philipp 1848 einmal im Wetter irrte und Guizot behielt, wo Thiers nötig gewesen wäre, das brachte ihn um den Thron. Er war alt geworden und eigensinnig und bei Ausbruch des Kampfes unentschlossen. General Bugeaud machte ihm die richtigen militärischen Vorschläge — er zögerte. Das ist in Frankreich, wo man Abwechslung braucht, immer entscheidend. Ein Gelingen beim Beginn einer Unternehmung bringt sogleich Vergrößerung, bringt die Vergrößerung lawinenartig.

Seine Regierung war die glücklichste und fruchtbarste, welche Frankreich besessen. Alles, Literatur, Kunst, Handel und Industrie, blühte damals und war in fortschreitender Bewegung. Der König war 1839 wohl nicht mehr absonderlich populär, und die Karikaturen, welche später seinen Kopf als Birne darstellten — Philippon erfand die Birne — wurden nicht als respektwidrig abgelehnt, aber er war auch nicht unpopulär. Ich sah ihn zum ersten Male im Tuilerienhofe, wo er eine kleine Revue abhielt. Er ritt im Schulgalopp an der Front entlang und grüßte dankend den mäßig zahlreichen Hochrufen der Zuschauer. Ein ziemlich großer, fleischiger Körper, ein Kopf mit starken Formen, ganz ein Bourbonenkopf. Er brachte einem ins Gedächtnis, daß die Orleans ja doch auch Bourbonen sind. Störend war mir das lichtbraune Haar, welchem man ansah, daß es eine Perücke

war. Er grüßte nicht militärisch wie bei uns, sondern als Bürgerkönig mit Hutabnehmen, und ich hatte dabei immer Sorge um die Perücke. Der Gesichtsausdruck hatte für mich nichts Vertrauenerweckendes, denn diese Freundlichkeit, wohl in langer Erziehung eingeübt, erschien mir gemacht. Wie lange hat auch dieser Mann an sich erziehen müssen! Im herben Exile mußte er seinen Lebensunterhalt erwerben, und nach der Rückkehr der Bourbonen 1815 mußte er, neben dem Louvre im Palais Royal wohnend, fünfzehn Jahre warten und vorbereiten, bis die fallende Krone des Vetters Charles rasch aufgefangen werden konnte. Das kostet Übung im Gesichtsausdrucke. Rasch mußte die Krone aufgefangen werden. und nicht ohne demütigende Bücklinge vor der Volksmasse. Diese schmeichelnden Bücklinge und das feixende Lächeln, welches sie begleitete, sind ihm nie vergessen worden. Man sah sie ihm auch jetzt noch an. Das ist ein Kaufpreis wie kein anderer! Ja doch, aber es gibt höhere Kaufpreise, welche doch günstiger für den Charakter sprechen, und diese Bemerkung ist Ludwig Philipp bei ruhigen Beobachtern, nicht bloß bei Gegnern, nie erspart worden. Seinem Ahnherrn Heinrich IV. muß die Bonhomie ehrlicher zu Gesicht gestanden sein. Er hatte noch mehr zu leisten als Bücklinge, da er ausrief: „Paris ist eine Messe wert," aber er leistete es mit besserem Erfolge. Vielleicht, ja wahrscheinlich ist Ludwig Philipp ebenso klug gewesen als der verschmitzte Bearner, aber er war weniger „ingénu". Der Bearner hatte bei seiner Klugheit ein freieres Naturell, und dies gibt den Ausschlag, wenn es sich um dauernde Popularität handelt.

Über die Klugheit Ludwig Philipps wurde 1839 viel gestritten und geforscht. Sehr viele wollten sie mehr oder minder seiner Schwester Adelaide zuschreiben. Sie sei ihm überlegen, sie berate ihn, und er folge stets ihrem Rate. Bemerkenswert bleibt es, daß nach ihrem Tode viele Schritte des Königs unweiser erschienen.

Das Familienleben dieser Orleans war übrigens an sich bemerkenswert. Für unsereinen wenigstens, und es war mir auffallend, daß außer dem passiven Kleinbürger die Pariser so wenig daraus machten, obwohl sie ganz gut wußten, wie patriarchalisch es da oben in den Tuilerien herging mit einer so großen Anzahl von Söhnen und Töchtern, welche alle höchst sorgfältig erzogen wurden, und unter denen so begabte Menschen waren. Eine Tochter, die Bildhauerin, war ein schönes Kunsttalent; der Kronprinz war ein schöner, junger Mann, dessen ruhige Fassung, dessen edles Wesen das Allerbeste versprach. Ich hab ihn im Spätherbst 1839 einmal in der Nähe gesehen und ihn beobachten können, und ich muß sagen: er hat mir den günstigsten Eindruck eines Prinzen gemacht, den ich je erfahren. Daß er so hundsföttisch zugrunde gehen und, aus dem durchgehenden Wagen springend, sein Leben verlieren mußte, das war wohl das größte Unglück, welches die Familie Orleans, vielleicht auch Frankreich treffen konnte. Wenn er 1848 dagewesen wäre, die Katastrophe hätte wohl nicht stattgefunden oder doch eine andere Wendung genommen, denn alle Welt traute ihm Gutes zu. — Daß Némours, sein nächster Bruder, legitimistisch gesinnt wurde und seinen Vater als einen Usurpator ansah, ist doch auch achtungswert, insofern es Opferbereitwilligkeit darstellt für die innere Überzeugung. Der folgende Bruder Joinville, eine kräftige Natur, wurde ein tüchtiger Seemann und vielleicht nur durch seine Schwerhörigkeit an weiterer Entwickelung gehindert. Der nächstfolgende, Aumale, hat sich in neuerer Zeit als eine unzweifelhafte Kapazität, nicht bloß im Prozesse Bazaine, hervorgetan — ist das nicht ein seltener Reichtum in einer Familie?! Sie ist auch von der nahe liegenden Schwäche der Bourbonen, von der Ergebenheit an die Klerisei, eigentlich ganz frei geblieben, heutigentags eine sehr wichtige Freiheit. Wie kommt es, daß solche Familie dennoch nicht populär bleiben konnte? Man sagt: des Geizes wegen. Allerdings

spotteten 1839 schon die Pariser über schmutzige Sparsamkeit der Prinzen. Sie ließen ihre Handschuhe putzen und trügen sie als frische! war eine höhnische Notiz, welche man achselzuckend herumtrug. Es kam nicht dagegen auf, daß Ludwig Philipp Bauten auf Bauten aufführte aus eigenen Mitteln und dafür kein Geld sparte. Er ist doch zu ökonomisch! hieß es. Die Franzosen verlangen Luxus, von oben erst recht. Zum Teil darum hat das Kaisertum so viel Anhang, weil es großen Stil mit sich bringt, sei's in Eroberung, sei's in Verschwendung, sei's selbst in Lastern und in Erfindung derselben. Es erfindet doch! rufen die liederlichen Genies wie die liederlichen Nichtigkeiten, und diese Leute rufen laut und werden weit gehört, und wenden sich an die Phantasie, ein mächtig Ding bei der Modenation. Einer oder der andere nennt's sogar Poesie, was im Kaisertume pulsiere. Sie sind eben Gallier, bei denen Cäsar seine Studien gemacht hat zum Cäsarismus.

Den Geiz wirft man auch heute noch den Prinzen von Orleans vor. Wahrscheinlich ist's nur Sparsamkeit. Aber auffallend ist es, daß sich diesem notorischen Vorwurfe gegenüber nicht ein einziger ermannt zu einer erfreulichen Luxustat, welche den Argwohn widerlegte. Auch Aumale nicht, der reiche Erbe der Condés!

Ich persönlich war auch wunderlich genug: die Freiheitsfrage hatte mich nach Paris getrieben, und schon in der ersten Woche meines Aufenthaltes trat mir diese Frage in den Hintergrund. Oder vielmehr es trat mir in den Vordergrund, zu erfahren: wie ist dies Frankreich zu der Rolle gekommen, uns in Europa die Freiheitsmusik vorzuspielen, während doch England in der Staatsfreiheit zu viel sichererm Resultate gelangt ist? Der Hinweis auf England kam damals selten vor, und er kam nur vor bei stockernsthaften Leuten, welche kein aufmerksames, kein verbreitetes Gehör fanden. Wie ist diese so populäre französische Musik entstanden? Mit einem Worte: ich empfand allem übrigen voraus das Bedürfnis,

die französische Geschichte näher kennen zu lernen, sie da kennen zu lernen, wo man sie am echtesten finden könnte, in Frankreich selbst.

Ich ging in die große Bibliothek der Rue Richelieu, wo man ohne irgend einen Ausweis Zutritt findet und Bücher. Es ist überaus lobenswert, wie man da aufgenommen und behandelt wird; ich glaube, mancher unserer heimischen Bibliotheksherren könnte da vorteilhafte Studien machen. Ein älterer Beamter hörte mich aufmerksam an, als ich ihm auseinandersetzte, zu welchem Zwecke ich Lektüre suchte. Er war gar nicht verwundert, daß ich ihm nicht die Bücher nannte, welche ich zu haben wünschte, sondern daß ich ihn bat, sie mir anzugeben. Er ging bereitwilligst auf meine Wünsche ein und machte mir Vorschläge, indem er dabei immer genau meinen Zweck in Rede zog. Ich fand dies idealisch. Und dies Entgegenkommen hat der treffliche Mann wochenlang, monatelang mit mir eingehalten, immer freundlich, immer lehrsam. Das Buch, welches er mir vorschlug, mochte noch so hoch in einem Winkel stehen, er stieg die Leiter hinauf und brachte mir's. Und ich konnte alles mit nach Hause nehmen, ich, ein Wildfremder, ohne irgend eine Kaution.

So schleppte ich denn Woche um Woche alte und neue Bücher in meine Höhle. Unsere Wohnung hatte solch ein Ansehen; sie lag in einer sogenannten Cité. Dies ist zumeist ein Schlupf zwischen andern Häusern. Ein Gitter am Boulevard St. Denis schloß einen nach dem Boulevard hin offenen Hofraum ab von der Straße, und weit hinten, dem Straßenlärme fern, lag die Wohnung, in der wir uns häuslich eingerichtet hatten. Wir hielten uns wie ruhige, gebildete Einwohner von Paris unser Journal und lebten betrachtsam. Ich hatte das Journal des Débats gewählt, für welches ich immer eine Vorliebe gehabt. Le National wäre eigentlich entsprechend gewesen für einen Demagogen. Er vertrat unter dem tüchtigen Armand Carrel, welchen später

Emil Girardin, der Projektenmacher, im Duell tötete, die besonnene Republik. Aber mein Demagogentum hatte nicht auf Republik gesteuert, meine politische Neigung ging auf freisinnige Formen im Allgemeinen, ging auf reifliche Bildung im Besonderen. Die „Débats“ vertraten das gebildete, gemäßigte Frankreich und hatten unter den Gebrüdern Bertin einen großen Aufschwung genommen. Nicht gerade in der Abonnentenzahl — dazu waren sie nie populär genug — aber in der Mitarbeiterschaft ausgezeichneter Schriftsteller. Auch die letzten Reste der St. Simonisten, meist Nationalökonomen, waren dort eingekehrt. Auffallend war mir nur immer das unwandelbare Festhalten der Bertins an dem Montags-Feuilletonisten Jules Janin. Er schwatzte doch gar zu breit, und ich habe nie einstimmen können in das besondere Lob, welches ihm auch von vielen meiner Landsleute gespendet wurde. Später hab' ich ihn persönlich kennen gelernt, und ihn allerdings auch liebenswürdig gefunden, diesen Repräsentanten literarischer Bonhomie in Frankreich, aber seine Breite und Quabblichkeit — ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck als diesen nicht schriftfähigen — ist mir doch nie schmackhaft geworden.

Damals schrieb er hübsch über das Verschwinden der „feuillage“ in Paris. Die Bäume verschwänden zum Erschrecken vor den vielen neuen Häusern. Und doch war Paris damals noch reich an Bäumen, besonders am linken Ufer, „drüben hinter den aristokratischen Hotels entre cour et jardin“. An Hausmann, den Häusermann unter dem dritten Napoleon, war noch nicht zu denken, und doch wurde schon bitterlich geklagt. Jede Zeit hat eben andere Maßstäbe, und sie wechseln wie hier binnen einigen Jahrzehnten.

Dies lesend, saß ich eines Vormittags und wollte eben zu meinen Schätzen der Rue Richelieu übergehen, da trat ein kleiner Mann in unser Zimmer. Er war einfach, aber sehr sauber angezogen und neigte den Kopf seitwärts ein

wenig vornüber. Mit halblauter Stimme fragte er, ob ich ich wäre? — Jawohl. — Dann sprach er deutsch. Es war Meyerbeer, Giacomo Meyerbeer auf dem Operntheaterzettel. Giacomo! Gewiß aus mehreren Gründen. Er war lange in Italien gewesen und hatte italienische Opern geschrieben, die wir nicht kennen. Nur von dem „Crociati“ haben wir läuten gehört. Auf die Bühne hat er sie weder bei uns noch in Paris gebracht, weil er sehr streng gegen sich war und nur das aufführen ließ, was den wahrscheinlichen Erfolg deutlich auf der Stirne trug. Aus Italien war er nach Paris gekommen, um sich hier als Opernkomponist dauernd aufzutun, nicht in Berlin, seiner Vaterstadt. Er hatte in Berlin eine reiche, angesehene Familie, und die großen Mittel waren ihm erreichbar, einen Opernerfolg zu sichern, aber er spekulierte in großem Stile. Ein Berliner Opernerfolg, auch der größte, blieb auf Deutschland beschränkt, Paris folgte nicht nach. Die Große Oper in Paris verlangte den Vortritt und, soweit es irgend möglich, französische Originalarbeit. Berlin hingegen folgte nach, wenn die Oper in Paris gefallen hatte. So wählte er mit Bedacht einen kosmopolitischen Standpunkt mit italienischem Vornamen, mit französischem Texte und deutschem Zunamen.

Ein Böhme, des Namens Lauska, war in Berlin sein Klavierlehrer gewesen, Zelter sein Kompositionslehrer. Dann hatte er in Darmstadt beim Abt Vogler weiter studiert neben Karl Maria von Weber, und war zuerst als Klavierspieler in die Öffentlichkeit getreten. Mit großem Erfolge. Man stellte ihn sofort dem damaligen Klavierhelden Hummel an die Seite. Aber das genügte ihm nicht, er wollte Opern komponieren. Er tat's und brachte in München einen „Jephtha“, in Stuttgart und Wien sogar eine komische Oper „Die beiden Khalifen“ zur Aufführung. Ziemlich erfolglos. Da eilte er nach Italien, wo Rossini die Welt entzückte und auch ihn. In dessen Bahnen einlenkend, schrieb er sieben

Jahre lang sechs Opern, von denen nur der „Crociato“ einigen Erfolg hatte, und ging dann nach Paris. Hier, nach jahrelanger reiflichster Vorbereitung, war er 1830 mit „Robert der Teufel“ aufgetreten und hatte glänzend gesiegt. Wiederum erst sechs Jahre später hatte er „Die Hugenotten“ gebracht und den zweiten großen Sieg erfochten, der auch Deutschland eroberte, welches seinen vielleicht genialeren Robert nicht so hoch geschätzt hatte, und jetzt wartete alle Welt, was er Neues bringen werde. Ich fragte ihn natürlich auch. Er schüttelte lächelnd das Haupt. So naiv war er nicht, seine Pläne auf den Markt zu bringen, solange sie nicht Hand und Fuß hatten.

Er war ein sehr kluger Mann. Und er war von unglaublichem Fleiße, von unglaublicher Sorgfalt in seiner Kunst und in Veröffentlichung derselben. Das Wort Sorgfalt ist wie für ihn erfunden.

Künstlerisch war er ganz im klaren darüber, daß eine Oper als dramatischer Vorgang interessieren müsse — also kein „Japhet“ mehr! — und daß die Unbekümmertheit deutscher Opernkomponisten um die theatralische Wirkung des Textbuches tödliche Folgen habe. Er hatte das Theater studiert wie ein dramatischer Dichter und suchte sich den begabtesten Franzosen aus für seine Texte, Eugen Scribe. Wieviel mochte das gekostet haben! Denn Scribes Zeit war sehr teuer, und der Komponist eines „Crociato“ bot keine Gewähr. Sorgfältig arbeitete er nun mit Scribe am Textbuche. Selbst ein so alter Praktiker wie Scribe mußte sich die minuziöse Sorgfalt gefallen lassen, welche der Musiker für jede Szene verlangte. Scribe hat später kläglich versichert, daß ihm niemand so zugesetzt habe mit Vorschlägen und Änderungen wie Meyerbeer, und, was noch mehr sagen will, daß Meyerbeer all seine Vorschläge und Änderungen durchgesetzt habe.

Meyerbeer war reich und benützte seinen Reichtum

wiederum sorgfältig für das Gelingen seiner künstlerischen wie seiner praktischen Absichten; er sparte da niemals. Auch die Zeit sparte er nicht. Die künstlerische Form mußte ganz ausgetragen, ganz ausgearbeitet sein, wenn auch noch so viel umgeändert oder neu komponiert werden mußte. Sorgfältig! sorgfältig auch in der eigentlichen Kunst. Und erst recht sorgfältig, wenn's an die Praktik geht, wenn die Aufführung nahe rückt, wenn sie wirklich erfolgt, und gar erst, wenn sie vorüber ist. Da darf niemand unbeachtet bleiben, welcher dem Erfolge schaden oder nützen könnte, niemand, auch nicht der kleinste Skribent. Was wußte er von mir! Wenig oder nichts. Heine hätte ihm von meiner Ankunft gesagt und hätte uns miteinander bekannt machen wollen, aber es dauere doch gar zu lange bis zu Heines Rückkehr, und so belästige er den notabeln Landsmann mit seiner Visite. Überschwengliche Sorgfalt der Höflichkeit. Und dabei hatte er augenblicklich nicht einmal die Einführung einer neuen Oper vor und hatte auch nicht die Heimkehr vor ins Vaterland. Es war nur Sorgfalt für eine doch mögliche Zukunft. Erst als im nächsten Jahre Friedrich Wilhelm III. starb und ein romantischer Herr, Friedrich Wilhelm IV., zur Regierung kam, welcher einen berühmten Künstler zu würdigen wußte, erst da ging er nach Berlin zurück, um sein „Feldlager“ zu schreiben und Generalmusikdirektor zu werden.

Meyerbeer hatte geradezu eine Kanzlei zur regelmäßigen Besorgung der öffentlichen Stimmen. Leise wurde in Paris, in London, in Berlin, in Leipzig präludiert, wenn etwas von ihm kommen sollte, auch wenn's nur eine Wiederaufnahme seiner Oper war, und von Woche zu Woche wuchs das Präludium zu stärkerem Tone, und die Zahl der Städte und ihrer Zeitungen wurde immer größer, und die Fragen und Notizen erhoben sich zum Forte, ja zum Fortissimo, bis der Paukenschlag eintrat mit der wirklichen Aufführung. Es war ein wohlgeleitetes Preßbureau, ein Vorbild für Bis=

marck. — Da der Gegenstand künstlerisch wichtig und tüchtig, da seine Opern in der Tat von großer Macht waren, so wirkte das alles wie ein Naturereignis, und niemand ahnte, daß es ein Ergebnis der Sorgfalt war. Sorgen und Falten war sein Leben. Das Sorgen betrieb sein Verstand, das Falten sein Talent. Auch die Widersacher konnten nicht in Abrede stellen, daß er seine Opern mit großem Talente faltete.

Er ist der Höhepunkt der Opernrichtung geworden, welche französisch-dramatische Oper heißt. Richard Wagner, welcher um jene Zeit ebenfalls in Paris war und in völliger Dürftigkeit lebte, erkannte diese erfüllte Form sehr genau und ging damals mit seinem „Rienzi" in diesen Spuren. Ich kannte ihn von Leipzig aus, wo ich ihm einen Operntext „Kosciusko" angelegt hatte, und hörte hier schon aus seinen Reden, daß er über das Beiwort „französisch" hinaus und eine deutsch-dramatische Oper erfinden möchte. Es war ein merkwürdiger Kontrast, als ich von der langen Unterredung mit Meyerbeer hinüber ging in die ärmliche Wohnung Wagners und nun diesen rhapsodieren hörte über die Zukunft der Opernmusik. Dort wohlausgeglichene Glätte des melodischen Meeres, hier Sturm und Ungewitter in den Wogen; dort mühsam erworbene Ruhe, hier Unruhe; dort Reichtum der äußerlichen Mittel, hier gänzliche Armut.

Meyerbeer war ein so feiner Weltmann, daß er's nicht mit einer Silbe berührte: ich könnte einmal über ihn schreiben. Wohl aber sagte er lächelnd: Sie werden mir vielleicht auch noch einen Operntext verfassen! Daran glaubte er nicht im geringsten. Er lächelte so schlau! Und sprach so rücksichtsvoll wie ein Diplomat. Von Nebenbuhlern besonders mit bestrickender Hingebung. Er war wie ein Regent, welcher die gewöhnlichen Lebensfreuden fraglos hinopfert, um seiner Regentschaft zu dienen.

Was er vom Leben hielt und von dem seinigen voller Sorgen bei allem Reichtume? Das ist schwer zu sagen. Er

war ein denkender Mensch, er hatte seine ausgebildeten Gedanken über alles. Am letzten Ende war er Jude, welcher als Jude mißtrauisch blieb, ob die Emanzipation wirklich halten werde, und welcher sich schon deshalb den Franzosen hingab. Ihnen ist der Jude unverdächtig, ihnen ist ein Mensch wie der andere, meinte er. So nahm er immer Anteil an allen großen und kleinen Fragen des Liberalismus, hielt sich aber vorsichtig wie ein Dachs in seinem Bau und fragte viel lieber, als daß er geredet hätte.

Was er im Grunde war? Ein Künstler, und zwar mit großen Fähigkeiten. Welchen Wesens? Welchen Ursprungs? Seine Abstammung, seine Erziehung, der Gottesdienst seiner Väter sind in den Herzpunkten seiner Opern deutlich sichtbar. Die Synagoge mit ihren ins Mark dringenden Gesängen ist klar zu hören, sobald es sich um tiefere Dinge handelt. Die Orchesterbegleitung des bösen Bertrand im „Robert", der Marcel und der vierte Act der „Hugenotten", der Gesang der Wiedertäufer im „Propheten", sie stammen alle aus der Synagoge. Was man protestantisch nennt im Marcel, das widerspricht dem nicht; denn das lutherische Wesen klammert sich an die Bibel, und die Bibel ist ja jüdischen Ursprungs. Im übrigen, im Nebensächlichen hatte er sich die musikalischen Formen jeglicher Richtung künstlerisch angeeignet bis auf die Ballettmusik, welche er selbst bei trivialen Themen geschmackvoll zu veredeln wußte. Kurzum, er war ein musikalisches Talent höherer Gattung, der mit vollendetster Systematik der literarischen Industrie seine Werke einzuführen und aufrecht zu erhalten verstand.

Wie außerordentlich er das industrielle Geschäft in der Literatur verstand, hab' ich einige Jahre später an mir selbst erfahren, und zwar in Berlin, wohin er, wie gesagt, zurückgekehrt war. Ich hatte ein Drama „Struensee" geschrieben und es Herrn von Küstner, dem Intendanten des königlichen Hoftheaters in Berlin, eingereicht. Dieser nahm es an und schrieb mir: die Aufführung wird vorbereitet. Ich wartete

geduldig; endlich dauerte mir die Vorbereitung doch zu lange, und ich fragte nach der Ursache solcher Verzögerung. Da erfuhr ich denn, daß der Name Struensee Tote erweckt habe. Meyerbeers Bruder, Michael Beer, hatte früher auch ein Drama Struensee geschrieben, und das sei jetzt aus der Vergessenheit hervorgezogen und mit einer begleitenden Musik des Bruders dringend zur Aufführung empfohlen. Nicht nur dringend, nein, auf das dringendste von hundert Seiten. Der in Berlin mächtige Meyerbeer betreibe das, die Musik von ihm sei nicht bloß eine begleitende, es sei eine große Musik, gegen welche mein mageres Stück ohne Musik nicht werde aufkommen können. Es helfe nichts, daß mein Stück an mehreren Bühnen starken Erfolg gehabt, das Michael Beersche aber nicht, es helfe nichts, daß Küstner für mein Stück sei, daß er es früher angenommen, daß wichtige Personen ihm beistimmten — es sei alles umsonst, denn Meyerbeer entwickle eine force majeure, welcher auch der Intendant des Hoftheaters nicht zu widerstehen vermöge. Und so geschah es denn auch: das Beersche Stück wurde aufgeführt, und die öffentlichen Stimmen flossen über von Lob, zum Teil dieselben Stimmen, welche früher, als es nur Michael gehörte, kurzen Prozeß mit demselben gemacht hatten. Ich mußte mich in Gesellschaft des Intendanten ergeben und bat nur noch, das meinige hinterher auch aufzuführen. Küstner stimmte zu. Aber auch das fand unermeßliche Schwierigkeiten, obwohl der Intendant es wollte, obwohl einige Leute in der Nähe des Königs es wollten, ja, obwohl am Ende der König selbst es wollte. Es fand sich, daß der Hauptschauspieler für den Beerschen gewonnen war und die Achseln zuckte zur Erlernung eines neuen Struensee. Küstner war außer sich über die unterirdische Macht, welcher er unmächtig gegenüber stand. Das war die Pariser Schule, welche ich oben angedeutet. Erst nach langer, langer Not zwang er jenen Schauspieler. Mein Stück wurde gegeben und hatte den glücklichsten Erfolg. Nach einigen Vorstellungen aber erkrankte jener Schauspieler,

und wurde erst wieder gesund, als er den Beerschen Struensee wieder spielen durfte.

Jetzt in Paris ahnten wir beide nichts von dieser Zukunft, in welcher er mich so vollständig besiegen sollte. Er lud mich zum Diner ein ins Hôtel de Paris, wo er in der Rue Richelieu wohnte, sobald Heine zurückgekehrt wäre, und blieb in der Tür noch einmal stehen unter den verbindlichsten Redensarten — er war über die Maßen höflich — und um mich zu fragen: ob ich den neuen Stern in der Tragédie, ob ich die Rachel schon gesehen? — Nein. — Nun schilderte er diesen Stern mit den besten Kennerworten, und bot uns zwei „stalles“ an für ihr nächstes Auftreten, weil Plätze schwer zu haben wären.

Dieser neue Stern war ein Stolz Israels, denn die Rachel, welche mit dem Bänkelsängertume hatte anfangen müssen wie ein armer Jude mit dem Wanderkrame, war von jüdischer Herkunft. Ricourt, der Direktor des Odeon-Theaters, hatte sie entdeckt und unterrichten lassen. Und sie war ein Stolz Jules Janins, denn er hatte sie empfohlen.

Ich sah sie nicht sogleich, weil mein historisches Studium mich drängte, hinauszufahren nach Versailles und Fontainebleau, um an Ort und Stelle der französischen Königsgeschichte nachzugehen. Frankreichs Geschichte war ja bis zur großen Revolution eine Königsgeschichte, und es hatte sich die Idee in mir ausgebildet, ganz Frankreich zu bereisen, und an die königlichen Lustschlösser anzuknüpfen in der Schilderung des Franzosentums, welche ich schreiben wollte.

Das Theater interessierte mich in geringem Maße. Nur in ein Boulevardtheater waren wir einige Male geraten, weil es an unserem Wege lag — das Vaudevilletheater war zu jener Zeit dort — und weil uns ein Komiker, des Namens Arnal, ungemein erheiterte. Er wurde auch bald ein berühmter Komiker. Damals spielte er allabendlich in einer kurzen Posse „Passé minuit“, und spielte vortrefflich. Ich fragte die Logenschließerin, ob das Stückchen schon gedruckt sei? — Nein, es ist ganz neu. — Nach einigen

Tagen überreichte sie mir's aber, und zum Spott meiner Frau übersetzte ich's in unserer „Cité d'Orleans“, obwohl ich mit dem deutschen Theater gar nichts zu tun hatte. „Für Beckmann, für meinen lustigen Landsmann!“ sagte ich zu meiner Entschuldigung; und ihm habe ich's denn auch geschickt. Unter dem Titel „Mitten in der Nacht“ hat es lange gelebt, und Beckmann hat mir's zehn Jahre später noch im Burgtheater vorgespielt.

In der dramatischen Literatur Frankreichs herrschte zu jener Zeit ein flauer Stillstand. Der Kampf der Romantiker unter ihrem Heerführer Viktor Hugo war ziemlich ausgekämpft. Die Romantik hatte gesiegt über die Klassik. Die Franzosen verstanden unter Romantik ungezügelte Erfindung phantastischer Vorgänge und Personen unter freier Behandlung der geheiligten drei Einheiten des Aristoteles, der Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung. Shakespeare, hieß es, habe den Anstoß gegeben zu dieser Revolution, Shakespeare, welchen trotzdem die Franzosen nicht schmecken können, auch heute noch nicht. Was die Einheiten anbelangt, so waren die Romantiker auch darin nicht just revolutionär, sondern nur bescheiden reformierend. Meines Erachtens mit gutem Grunde. Sie hielten sich nicht mehr an die äußerliche Einheit; die innere bewahrten sie. Im Grunde war's von der klassischen Seite nur ein Kampf der Kritik gewesen, denn die Klassiker hatten keine hinreichenden Vertreter in der Produktion. Kasimir Delavigne, welcher einer sein sollte und es auch nur halb war, blieb unter allen Gesichtspunkten nur ein verständiges und recht mattes Talent. Die Schauspielerin Rachel war viel wichtiger, insoferne sie die alte klassische Form wieder zu Macht und Ehre brachte auf der Bühne. Sie enthusiasmierte mit den alten Stücken von Corneille und Racine; alle Welt sprach von Polyeukte, von Andromaque, von Bajazet, und die epigrammatischen Schlagworte — jetzt nennt man sie geflügelte Worte — der klassischen Dramen, ähnlich dem bekannten „qu'il mourut“, spielten wieder eine Rolle.

Erst einige Zeit nach der Unterredung mit Meyerbeer sah ich die Rachel einige Male spielen. Später hab' ich sie öfters gesehen. Sie hat mich nie so enthusiasmiert wie die Franzosen. Wahrscheinlich weil ihre Vorzüge speziell französische waren: eine Auswahl französischer Nachdrucksphrasen, welche sie vortrefflich sprach und mit dem ganzen Einsatze einer konzentrierten Persönlichkeit ausrüstete. Alles übrige der Rolle behandelte sie mit vornehmer Nachlässigkeit, welcher eine geistige Kenntnis des Zweckes nicht abzusprechen war, des Zweckes der Charakterisierung. Aber ihr Zweck hatte immer nur die Stufenleiter vor Augen, welche zum Gipfel obiger Nachdrucksphrase führt, er hatte nicht vor Augen: ein volles Menschentum zu entwickeln. Der Witz des Pathos war ihr höchstes Ziel. Das hat für mich etwas Dürres und Unvollständiges.

Die magere Erscheinung mit dem glühenden Auge, welches am Zielpunkte brennend sticht, war dieser Kunstleistung ganz entsprechend, und so entstand ein Ganzes, welches imponierte.

Demgemäß entfaltete sie ihr Bestes denn auch nur in einer Rollengattung, welche das Scharfe zur Hauptsache macht, und war am wirksamsten, wenn sie das Böse darstellte. Ihre Athalie, die böse Hebräerfürstin Racines, war das Vollendetste, was ich von ihr gesehen.

Freundlich und wohlwollend konnte sie wohl auch nebenher sein, aber nur nebenher. Gütig, aber nicht gut. Wenn sie gut sein sollte, dann merkte man die Absicht, man empfand, daß es der Verstand war, welcher den guten Ausdruck anordnete.

Sie brachte es auch bis zur Liebenswürdigkeit, aber sie b r a c h t e es dahin; man spürte, daß ihr ein warmer Teil des menschlichen Wesens fehlte. Ich will nicht sagen: des germanischen Wesens, weil ich später in Paris eine andere Künstlerin ersten Ranges gesehen, welche auch keine Germanin war, sondern ebenfalls aus dem Süden stammte, und doch diesen warmen Teil in reizender Fülle besaß. Aber das Wort „germanisch" wird es für manchen klarmachen, was ich meine.

Jene andere erste Künstlerin war eine Italienerin, Frau

Ristori. In viel späterer Zeit sah ich auch sie zuerst in Paris, und was ich bei Fräulein Rachel nicht getan hätte, bei Frau Ristori tat ich's sogleich: ich schrieb an die oberste Hoftheaterdirektion in Wien, sie möge diese große Schauspielerin zu einem Gastspiele in Wien einladen.

Bei Fräulein Rachel entstand die Kunst im Kopfe, bei Frau Ristori im Herzen, und der Kopf leitete nur.

Frau Ristori ist eine vollere Natur und dadurch eine vollere Künstlerin. Da ist ein reicheres, ein ganzes, ein vollständiges Menschenwesen. In dem schönen Körper wohnt und wallt eine Seele, welche nach allen Richtungen, nach dem Guten wie nach dem Bösen ausgiebige Akzente verleiht. Nach dem Guten vielleicht stärkere, und das lassen wir uns gern gefallen. Aber der schlimme Dämon fehlt nicht, er ist nur von etwas edlerer Herkunft. Von ihr habe ich die schönsten Leistungen der Schauspielkunst genossen.

Damals indes war uns die Schauspielkunst ein fernliegendes Gebiet, und wir sprachen über die vorsichtigen Manieren Meyerbeers, da brachte der Garçon ein kleines Brieflein von — Heine. Er war da; wir konnten uns endlich sehen.

33.

Wunderlich! Jude auf Jude kam uns in Paris entgegen: Meyerbeer, die Jüdin Rachel, Heine —

Ist er nicht auch Jude? fragte meine Frau. — „Ich weiß es nicht genau, wie weit er's ist," lautete meine Antwort. „Seine Mutter könnte eine Christin gewesen sein, er nennt sie, gewiß mit Absicht, von Geldern. Seine Familie, an deren Spitze der reiche und als vortrefflich geschilderte Salomon Heine in Hamburg steht, ist eine jüdische."

Seit wann sind denn die Juden in Europa so wichtig geworden, daß man ihnen bei allen Fragen und Tätigkeiten begegnet? Seit der französischen Revolution? — „Den Spinoza hatten sie schon früher!"

Eine überraschende Auskunft gibt Theodor Mommsen, dieser deutsche Gelehrte mit der stupenden Gelehrsamkeit, welche er doch ganz anders zu verwerten weiß, als es bei den andern Gelehrten Mode ist. Er weiß nicht nur alles und noch etwas mehr, er weiß es auch mit überlegenem Geiste anzuwenden und an richtige Punkte zu stellen im Staate, ja er hat sogar poetischen Geschmack. Und doch weiß das Publikum von seiner „Römischen Geschichte“ so wenig, weil man sie nicht zur Unterhaltung lesen kann, sondern zur Bildung lesen muß, und in diesem außerordentlichen Werke bringt er bei der Geschichte Cäsars auch folgende Auskunft über die Juden:

„In gewissem Sinne könnte man allerdings neben Römern und Griechen noch eine dritte Nationalität nennen, die mit denselben in der damaligen Welt an Ubiquität (Überallsein) wetteiferte und auch in dem neuen Staate Cäsars eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen bestimmt war. Es sind dies die Juden. Das merkwürdige, nachgiebig zähe Volk war in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimisch und überall und nirgends mächtig. Die Diadochen Davids und Salomos bedeuteten für die Juden jener Zeit kaum mehr, als heutzutage Jerusalem für sie bedeutet; die Nation fand wohl für ihre religiöse und geistige Einheit einen sichtbaren Anhalt im Königreiche Jerusalem, aber sie selbst bestand keineswegs in der Untertanenschaft der Hasmonäer, sondern in der unermeßlichen, durch das ganze parthische und römische Reich zerstreuten Judenwelt. In Alexandria namentlich und in Kyrene bildeten die Juden innerhalb dieser Städte eigene administrativ und selbst lokal abgegrenzte Gemeinwesen, den Judenvierteln unserer Städte nicht ungleich, aber freier gestellt und von einem „Volksherrn“ als oberstem Richter und Verwalter geleitet. Wie zahlreich selbst in Rom die jüdische Bevölkerung bereits vor Cäsar war und zugleich wie landsmannschaftlich die Juden auch damals zusammenhielten, beweist die Bemerkung eines Schriftstellers dieser Zeit, daß es für den Statthalter be-

denklich sei, den Juden seiner Provinz zu nahe zu treten, weil er dann sicher darauf zählen dürfe, nach seiner Rückkehr von dem jüdischen Pöbel (in Rom) ausgepfiffen zu werden. Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geschäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römischen Kaufmann zog damals der jüdische Händler ebenso überallhin wie später mit dem genuesischen und venetianischen, und neben dem römischen strömte das Kapital allerorts bei der jüdischen Kaufmannschaft zusammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigentümlichen Antipathie der Okzidentalen gegen diese so gründlich orientalische Rasse und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judentum, obwohl nicht der erfreulichste Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichtsdestoweniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge sich entwickelndes geschichtliches Moment, das der Staatsmann weder sich ableugnen noch bekämpfen durfte, und dem Cäsar vielmehr, eben wie sein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse möglichst Vorschub tat. Wenn Alexander, der Stifter des alexandrinischen Judentums, damit nicht viel weniger tat wie ihr eigener David durch die Gründung von Jerusalem, so förderte auch Cäsar die Juden in Alexandria wie in Rom durch besondere Begünstigungen und Vorrechte, und schützte namentlich ihren eigentümlichen Kult gegen die römischen wie gegen die griechischen Lokalpfaffen. Die beiden großen Männer dachten natürlich nicht daran, der hellenischen oder italisch-hellenischen Nationalität die jüdische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht wie der Okzidentale die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleichgültig verhält; der ferner ebenso schwer den Kern seiner nationalen Eigentümlichkeit aufgibt als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt und bis zu einem gewissen Grade die fremde Nationalität sich aneignet — der Jude war eben darum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von

hundert Politien erbaut und mit einer gewissermaßen abstrakten und von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judentum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition und insofern ein vorzugsweise berechtigtes Mitglied in dem cäsarischen Staate, dessen Politik doch eigentlich nichts als Weltbürgertum, dessen Volkstümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war.“ —

Ist das nicht neu?! Also lange bevor, ungefähr hundert Jahre bevor Kaiser Titus Jerusalem zerstörte, wanderten die Juden schon. Sie hatten daheim noch einen Staat und die heilige Hauptstadt, und dennoch wanderten sie wie heute! Es liegt also wohl in ihrem Blute? Das kann man doch kaum sagen, denn sie sind ja separatistisch-national wie kaum ein anderer Volksstamm, sie bestehen auf ihrem nationalen Judentume jetzt noch nach fast zweitausend Jahren der Verfolgung und Pein. Aber vielleicht nicht auf ihrem nationalen, sondern auf ihrem religiösen Judentume. Das mag es sein, was sie erhält und doch ewig teilt. Sie haben keinen Heimatssinn, und es ist doch ein kosmopolitisches Element in ihnen, in ihrem G e i s t e.

Dieser Geist ist von unermeßlicher Regsamkeit, er treibt sie ins Weite, er treibt sie zu Spekulationen aller Art. Die Philosophie, in welcher sie sich immer hervorgetan bis zu dem Höhepunkte Spinozas, ist ja auch eine Spekulation, wie der Handel mit alten Kleidern und den Wechselbriefen auf Millionen. Es würde gar nichts ändern, wenn man ihnen Jerusalem und Palästina wiedergäbe zu eigener Staatlichkeit — ihr spekulativer Geist würde die neue Schale sofort wieder sprengen, denn sie würde ihnen zu eng werden. Sie würden nicht bloß als Juden unter Juden leben wollen und leben können.

Sie sind eben ein Sauerteig in der neueren Weltgeschichte. Das heißt: seit die heidnischen Götter ins Aussterben geraten sind und seit das Christentum aus ihrer Mitte hervorgegangen ist.

Dies Christentum, vielleicht eben weil es von ihnen stammt, hat die schwerste Zeit über sie gebracht. Ihre eigentliche Verfolgung beginnt mit der Herrschaft des Christentums und erreicht ihre Höhe mit der Höhe des Christentums. Diese wurde im Mittelalter erreicht. „Liebet eure Feinde“, predigte man und peinigte die Feinde bis aufs Blut. Schopenhauer, glaub' ich, sagt einmal, daß von allen Religionen das Christentum am meisten Blut vergossen habe.

Erst seit das Christentum durch moderne Denker in Zweifel gestellt, will sagen diskutiert worden ist, erst seit dieser Epoche ist die Zeit Cäsars für sie wiedergekehrt und sind sie wieder geduldet worden.

Die französische Revolution bedeutet den völligen Untergang des Mittelalters und bedeutete für sie Erlösung. So haben sie sich in Frankreich einbürgern können. Dergestalt, daß man unter den Franzosen selten oder gar nicht fragen hört: ob der oder jener ein Jude sei? Sie sind bürgerlich verschmolzen. Allerdings nur bis zu einem gewissen Grade. Die vornehmeren Stände fragen auch dort heute noch nach der Herkunft und Abstammung, und man fragt auch sonstwo danach, wenn es sich um eine Heirat handelt. Aber im geselligen Alltagsleben sind sie verschmolzen.

Infolge der Revolutionsgrundsätze ist denn auch bei uns — langsam genug! — die Emanzipation der Juden entstanden, und der Sauerteig, als welcher sie wirken, ist immer wirksamer geworden, weil er viel mehr Platz zur Wirksamkeit gewonnen hat, und so ist's ganz begreiflich, daß man an ausgezeichneter Stelle immer fragt: der ist also auch ein Jude? Starke geistige Potenz macht sich überall geltend, und kein ruhiger Beobachter kann den Juden absprechen, daß sie eine starke geistige Potenz, die wir Sauerteig nennen, in sich tragen.

Mir war's immer ziemlich gleichgültig, ob ein hervorragender Mensch Christ oder Jude, oder Moslem oder Heide wäre. Ich meinte nur immer, gewisse Aufgaben der Kunst erforderten gewisse nationale Eigenschaften, um unserem

Kunstsinne zu genügen. Deshalb werde uns der Jude ein Schillersches Drama nicht schaffen, und er werde im althebräischen Widerwillen gegen Gottesbilder nicht leicht ein besonderer Bildhauer werden. Lyrik und Musik stehe ihnen vorzugsweise nahe. Aber auch dieses Vorurteil erlebt jetzt manche Überraschung, und wer mag wissen, in welchen Fällen allen der historische Sauerteig noch Neues und Brauchbares hervorbringt!

Heine selbst reicht in seinen Taten nicht weit über das hinaus, was man den Juden immer zugetraut hat. Geist und speziell Witz ist die Haupteigenschaft in ihm. Und doch hab' ich stutzen müssen, als ich erfuhr, daß Männer wie Metternich großes Vergnügen fänden an Heines Schriften.

In der Gesinnung ein barer Gegensatz des Dichters, was konnte er Fesselndes finden in den Ketzereien Heines? Da muß doch wohl ein Etwas in Heine sein, was ganz neu war. Vielleicht nur eine Mischung, welche ein neues Talent poetisch zuwege gebracht hat.

Über seine bürgerliche Beziehung zu Juden- oder Christentum hat Heine nie zu mir gesprochen. Auch nicht in vertrautestem Gespräche. Er liebte dafür einen romantischen Schleier. So hat er mir nie erzählt, daß er sich in Langensalza habe taufen lassen. Und dabei sprach er doch hundertmal über Eigentümlichkeiten der Juden und Christen. Das tat er immer wie ein Neutraler, als ob es ihn persönlich gar nicht anginge. Er pries plötzlich einen Vorzug des jüdischen Wesens und er verspottete ebenso plötzlich einen Fehler desselben. Ebenso lobte und verspottete er nach verschiedenen Seiten das Wesen des Christentumes. Man konnte allenfalls daraus entnehmen, daß er weder dem Judentume, noch dem Christentume angehören wollte. Dabei konnte man nicht einmal an seinen Jugenderinnerungen merken, daß sie jüdische wären und daß sie wärmer atmeten.

Wir hatten seit meinem Eintritt in die Schriftstellerwelt, seit 1832, also seit sieben Jahren, miteinander Briefe

gewechselt und waren uns freundschaftlich nahe gekommen. Ich hatte kaum daran gedacht, daß er vom Judentume abstammte, das war mir, wie gesagt, gleichgültig. Jetzt erst in Paris durch Meyerbeer und die Rachel wurde mir die Frage beachtenswert.

Sein Äußeres hatte gar nichts vom jüdischen Nationaltypus. Er war jetzt vierzig Jahre alt und stand in voller Kraft der Entwickelung, körperlich wie geistig. Ganz wie ein französischer Abbé mutete er uns an. Eine Mittelfigur, fleischig und von feiner rosig angehauchter Haut. Sehr wohl geschnittenes Antlitz mit zierlicher Nase, mit nicht großen, schalkhaften Augen, mit graziösem, sehr ausdrucksvollem Munde und braunem Haare, welches er halblang trug. Er sprach rasch, meist in kurzen, vielfach witzigen Wendungen, welche ein sarkastisches Lächeln, zuweilen auch ein kurzes, helles Lachen begleitete. Der Stimmton war Tenor, ein fast hoher Tenor, wenn er in längeren Reden etwas beweisen oder verteidigen wollte und dabei steigernd die Stimme anstrengte. Sie wurde indes nie zu hoch, nie zu dünn, wenn auch in ärgerlichem Affekte etwas scharf. Gewöhnlich zwang er sie dann selbst nach der Tiefe, weil er auch in erhöhter Stimmung gern abtönend mit einem unerwarteten Sarkasmus schloß. Seine schöne Hand — er war überhaupt sauber — spielte dabei immer mit, und gerade in seinen geselligen Manieren hatte er etwas von einem französischen Weltgeistlichen, welcher sich mitten in der Lebhaftigkeit zurückhielt, innerlich aber zu lachen schien über seine Zurückhaltung.

Er war ganz Epikuräer aus der ersten Kaiserzeit Roms, den Stoizismus höhnend durch sehr menschliche Bemerkungen, und doch augenblicklich bereit, den schlimm lächelnden Mund ernsthaft festzuhalten, sobald eine Weltfrage berührt wurde, welche poetisch aufgefaßt werden konnte. Augenblicklich war dann der jüdische Denker in ihm erweckt, und bei allem Epikuräismus sprach er dann wie ein Geistlicher über die Geistesfreuden peinlicher Enthaltsamkeit. Die Opferlust mit

ihren geistigen Reizen erschien dann wie eine raffinierte Erweiterung epikuräischer Grundsätze. Diese Opferlust hielt sich nur nicht lange auf in seiner Seele, das lebenslustige Naturell vertrieb sie rasch. Beim Disputieren und beim Schreiben wußte er sie jedoch anzubringen als einen magischen Hintergrund.

So steht er mir in der Erinnerung, halb Jude, halb Heide zur Zeit Cäsars, als keine Religion mehr Stich hielt und man sich doch sehnte nach dem geheimnisvollen Reize irgend eines Kultus, stammte dieser auch von den wilden Parthern jenseits des Euphrat.

Bei einem solchen Manne war es durchaus irreführend, wenn man ihn nach politischen Grundsätzen beurteilte. In der Politik lag sein Schwerpunkt gar nicht. Wie sein Napoleonkultus zeigt, welcher ganz unzeitgemäß war, hätte ihm wohl ein geniales Kaisertum à la Cäsar am besten zugesagt, unter welchem alle Tage ein Geniestreich ins Leben treten könnte, ohne von Kammern und Grundgesetzen behindert zu werden. Er stimmte freilich dem herrschenden Liberalismus bei in allen wesentlichen Punkten, aber den Konsequenzen dieser Punkte entzog er sich vielfach. Teils aus Schwäche, teils aus Stärke. Aus Schwäche, weil er eben ein Epikuräer war, welcher sich vom Genusse nicht abhalten ließ durch ein Gesetz. Das Gesetz hab' ich selbst gemacht, rief er dann lachend, ich kann's auch abändern, oder wie er im französischen Jargon zu sagen pflegte: ich kann's suspendieren, suspendieren! — Aus Stärke, weil er eine poetische Potenz war, welche über alle Schranken hinausdrängte, um Eigenes, um Neues, um Unerhörtes zu veranlassen.

Ich hielt es deshalb immer für ein Irreführen, daß man stets Börne und Heine nebeneinander nannte, als gehörten sie eng zueinander. Das war gar nicht der Fall; sie waren grundverschiedene Leute. Für Börne war die Politik wirklich die Lebensfrage, das Ein und Alles, und der weiterschweifende Heine mußte ihm bei näherer Bekannt-

schaft gründlich mißfallen. Das war denn auch eingetreten, nachdem sie eine Zeitlang nebeneinander gelebt hatten in Paris. Der redliche Parteimann Börne hatte sich entsetzt über den leichtfliegenden Heine, und der poetisch trachtende Heine hatte sich gelangweilt und geärgert über den eng einherschreitenden Börne. Der Verkehr zwischen ihnen hatte völlig aufgehört, und mit Groll über Heine war Börne gestorben.

Jetzt, 1839, wollte nun Heine ein Buch schreiben über Börne. Davon sprach er mir. Ich fand das falsch, und riet ihm dringend davon ab. Der liberalen Sache konnte das nur schaden, und Heines Schilderung des Börneschen Wesens kam der Welt zurecht, wenn sie in späteren Jahren erschien. Sie würde dann auch reifer und gerechter auftreten. Das war denn bald ein Gegenstand täglichen Streites zwischen uns.

Heine war in solchem Streite niemals gröblich, niemals unangenehm. Er erfand immer große Gesichtspunkte. Riß man sie ihm nieder unter der Bemerkung, daß er ja selbst nicht an sie glaube, da lachte er wohl, beharrte aber doch zäh auf seiner Ansicht, auf seinem Willen. Er hatte sich das Thema einmal aufgebaut, und an vielen Stellen geistreiche Wendungen hineingezeichnet, sogar gute Witze — wie kannst du verlangen, schrie er, daß ich das alles aufgeben soll vor deiner Parteiweisheit! Ich gehöre zu keiner Partei, oder doch nur — schloß er lachend — zu meiner Partei.

Im Laufe des Jahres schrieb er bekanntlich das Buch dennoch und brachte mir triumphierend das Manuskript mit den Worten: Lies, und bleibe deiner Sinne Meister! Es ist außerordentlich.

Ich blieb meiner Sinne Meister und nannte das Buch leer und bloß ärgerlich. Leer?! sagte er erstaunt. Ja, leer und ärgerlich, weil es sich in bloßer Polemik herumtummelt und keine eigentlich Heinesche Welt aufrichtet. In der Mitte wenigstens, schloß ich, müßte ein Berg stehen Heinescher Weltanschauung, welcher die Börnesche Welt überragt.

Zu dieser Kritik schwieg er verdrießlich und ging fort.

Wir sahen uns dann lange nicht mehr, weil ich Paris verließ. Ich ging auf die Reise durch Frankreich, um die Lustschlösser aufzusuchen, von denen aus die Könige Frankreichs Geschichte diktiert hatten seit Franz dem Ersten. Die Reise dauerte ein halbes Jahr und hat den Inhalt geliefert zu meinem Buche „Französische Lustschlösser“.

Erst im Winter kam ich nach Paris zurück, und das erste Wort, welches mir Heine entgegenrief, war: „der Berg ist errichtet!“

Er hatte die Dithyrambe von Helgoland in die Mitte hineingeschrieben.

Mir genügte das nicht. Er aber machte sich nichts aus meiner Ungenügsamkeit und war heiter und guter Dinge. Diesen ganzen Winter 39 und 40 war er's, wie ich ihn nie wieder gesehen. Verliebtheit spielte dabei eine Rolle. Verliebtheit ist immer bei ihm daheim gewesen, und jetzt hatte er eine junge feiste Französin von der belgischen Grenze her in den Sinnen, sogar im Herzen, wie es schien. Die beschäftigte und belustigte ihn vollauf. Sie besaß den großen Vorzug einer gleichmäßigen, angenehmen Heiterkeit, für jeden Liebhaber ein Schatz, für Heine ein doppelter; denn Kopfschmerz und arge Empfindlichkeit des Gemütes verstimmten ihn nur zu oft. — Eines Tages kam er strahlend und sagte: ich habe das große Frauenzimmer in eine Mädchenpension gegeben draußen in der Vorstadt; heute ist dort Ball, Ihr müßt mitkommen und meine Mathilde tanzen sehen! — Das geschah denn, und es war wirklich unterhaltend, das kindliche Vergnügen Heines zu beobachten. Ganz der Dichter eines Märchens, trippelte er umher. Wie ein ausgelassener Knabe, der fröhlich Witze reißt über sich selbst, erklärte er uns stets im Vorüberhuschen den Grund seines Wohlbehagens.

Bezeichnend für ihn ist es immerhin, daß er dieser Mathilde über fünfzehn Jahre lang ergeben und treu geblieben ist bis an sein Ende. Sie war, wie es mit der

Heiterkeit verbunden zu sein pflegt, ein gutmütiges Naturell, welches kaum ein paar Worte deutsch erlernte, von seinen Poesien nichts verstand und ganz naiv bemerkte: die Leute sagen, daß mein Henri ein großer Poet sei; ist es nicht schnurrig, daß ich gar nichts davon verstehe? — Und gerade das fand Heine reizend, denn sie liebe ihn also nur um seiner Person willen, nicht um seiner Talente, seines Ruhmes halber. „So triumphiert trotz der deutschen Philister meine persönlichste Liebenswürdigkeit, die unwiderstehlich ist!" rief er lachend.

Als später seine Krankheit ihn ergriff, hat er sich auch vor dem Maire mit ihr trauen lassen, um ihre Zukunft nach seinem Tode zu sichern. Er war mit ihr der sorgfältigste Familienvater, auch ohne Kinder. Denn Kinder hatten sie nicht.

Mir schmeichelte er in diesem Winter gröblich mit meiner Literaturgeschichte, deren Form und Tendenz ihm zusagte. „Ich werde nächstens auch literarische Charakteristiken schreiben," sagte er, und er hat's ja auch getan. Mein Buch wollte er durchaus ins Französische übersetzt haben. Er warb denn auch wirklich einen armen Franzosen, welcher zur Not Deutsch verstand, und brachte mir ihn mit dem ersten übersetzten Bogen, der mit Lessing begann. Ich fand indes das Unternehmen gar nicht ratsam, weil die Ausdehnung auf drei Bände doch eine zu große Zumutung wäre für die Franzosen, und ich suchte es ihm auszureden. Es dauerte lange, ehe ich ihn davon abbringen konnte; denn er war in seinen Vorsätzen überaus hartnäckig. Die literarische Vermittelung mit den Franzosen war ihm ans Herz gewachsen, seit die Übersetzung seiner Gedichte so überraschend günstigen Eingang gefunden hatte in Paris.

Es war auch in der Tat erstaunlich, welche geachtete Stellung er dadurch bei den französischen Schriftstellern erworben hatte. Der witzig-poetische Reiz seiner Schreibweise fesselte sie in hohem Grade. Sie respektierten ihn höchlich,

ja sie fürchteten ihn sogar, wie sie jedermann fürchteten, der mit Geist lächerlich machen kann.

Ich konnte das genau beobachten, weil er in diesem Winter eine wahre Passion hatte, mich mit allen literarischen Notabilitäten in persönliche Bekanntschaft zu bringen. Alle, auch die sonst verschlossensten Türen öffneten sich ihm, und die George Sand, Balzac, de Vigny, Viktor Hugo, Janin und wie sie weiter hießen, behandelten ihn wie einen Pair.

Eines Abends kam er in seiner braunroten Samtweste, auf welche er stolz war, und weißer Krawatte, und schleppte mich zu einem Marquis de Custine, der eine große Soiree gab. Da würde ich, lachte er, den ganzen „Krempel“ von Berühmtheiten finden. Denn der Marquis, welcher ein Buch über Rußland geschrieben, sei nur ein halber Literat, müsse also für vollen Besuch sorgen, um selber voll auszusehen.

Ich sah da auch wirklich Balzac, Lamartine, Herr und Frau von Girardin und tutti quanti, und mit allen scherzte er wie ein eingeborener Franzos. Namentlich mit Balzac, der etwas Behagliches, um Eleganz Unbekümmertes, also auch nicht einmal eine so schöne braunrote Weste hatte. Ich glaube, er trug sogar einen blauen Schlips statt der weißen Krawatte, und es war ihm deutlich abzumerken, daß dieser geputzte Plunder von Geselligkeit ihn gar nicht interessierte. Er war eine untersetzte Gestalt, ein dicker Kopf — tête carrée — aus welchem feste Augen schauten, und dessen Mund gutmütig lächeln konnte. Ich sah ihn erstaunt an, hörte ihm erstaunt zu, wie er im bequemsten Geschwätz mit Heine tändelte, dieser unerschöpfliche Beobachter der Menschen, welcher so unerbittlich alle Hüllen wegzieht vom Menschenschimmer, welcher so unermeßlich viel zu schreiben versteht und immer mit überlegenem Geiste schreibt. — Auch Frau von Girardin hatte ich mir anders gedacht: nicht so hoch gewachsen und stattlich. Neben ihr saß der ebenfalls hoch gewachsene, vornehm wie ein englischer Lord aussehende Lamartine, und sie sprachen — offenbar Literatur! — mit

einer Ausdauer, als ob sie allein wären. Sie saßen auch im letzten einsamen Zimmer, sich um die große Gesellschaft gar nicht kümmernd.

Unvergleichlich war Heine in seinen Schilderungen der gesehenen Personen, wenn wir aus solchen Gesellschaften nach Hause fuhren. Er sah die Leute durch und durch, wenn er sich auch gewöhnlich nur mit einer Seite derselben beschäftigte. Allerdings meist, um sie zu geißeln. Mitunter jedoch auch, um sie zu preisen. Im Gespräch war er billiger als in der Schrift.

Mich förderte er in allem wie ein Bruder. Er war Gefälligkeit und Güte durchweg. — Man traut ihm wohl die Güte nicht zu? Ganz irrtümlich! Er hatte sogar einen weichen, wohltätigen Sinn. Oft entschuldigte er ihn vor sich selbst, indem er sich selber deshalb schalt und sich „ein albernes altes Weib" nannte. Aber mit dem Munde schalt er, mit der Hand gab er.

So wie er der treueste Feind war, so war er auch der treueste Freund. Wodurch unsere Freundschaft so fest hielt? Das mag schwer zu sagen sein. Sie hat über zwanzig Jahre bis zu seinem Tode unverbrüchlich gehalten, und fast möcht ich sagen: sein Verdienst an dieser Dauer war größer als das meine. Ich hab ihm manches Leid angetan, er mir nie das geringste. Es trennten uns doch eigentlich so verschiedene Eigenschaften. Zuerst und zuletzt unser Verhältnis zum Vaterlande. Er war kein Patriot, wie exaltiert er auch mitunter schrieb über Deutschland. Das war lediglich Erinnerung an Jugendeindrücke. Im Grunde hatte er kein Vaterland. Ich aber hatte eins, und der Streit darüber hätte uns ja entzweien können, da ich ihm die Vorwürfe nicht ersparte. Durchaus nicht! Vielleicht blieb er mir just deshalb zugetan, weil ich ihm nicht schmeichelte und er doch wußte, wie wert ich ihn hielt. Er hielt mich für ehrlich. Das gelang ihm bei herzlich wenig Menschen. Durch seine Schuld. Bei mir glaubte er sagen zu dürfen:

auf dich verlaß ich mich in Not und Tod. Das sagte er auch manchmal ohne eine hinten angehängte humoristische Beschränkung. Solche Beschränkung zu unterlassen, wurde ihm sehr schwer. Der Geist war eben alleinherrschend in ihm und ließ dem Herzen nicht leicht das letzte Wort.

Das Wort Laune spielte eine Hauptrolle in ihm. Er war nicht nur launig, er war auch sehr launisch, ein wahres Aprilwetter in seiner Stimmung, und schob das — wie wir alle tun — auf körperliches Befinden. In der Tat war er viel geplagt von Kopfschmerz. Wenn er körperlich ganz frei war, da konnte er auch in Gesellschaft — sonst nicht seine Vorliebe! — souverän mächtig erscheinen. Ich hab dies eines Mittags erfahren, als er mich zu George Sand führte.

Sie war eben erst aufgestanden, damals körperlich eine noch üppige Dame mittlerer Größe mit vollem Munde und vollen Augen, und sie lud uns ein zu ihrer Schokolade. Heine war sie sehr zugetan. Obwohl selbst nicht witzig, hat sie doch ein leichtes Verständnis für graziös heitere Wendungen des Gedankens. Im Grunde war sie ganz anders als Heine. Sie war und ist konstitutiv, deutsch gesagt erbauend; sie wollte gründen, die Gesellschaft auf neuen Grundlagen aufrichten und war in diesem Sinne fromm. Die Gottheit und die Menschengüte sollten gleichmäßig helfen bei dem neuen Schöpfungswerke. Da störten sie eigentlich Heines Sarkasmen. Dennoch respektierte sie diese Sarkasmen als eine eigentümliche Kraft, welche ihr abging. — Chopin, der Klavierspieler, eine schmächtige, liebenswürdig sentimental erscheinende Figur, war damals ihr Liebhaber, und er fand sich ein zu ihrem Lever in Begleitung eines noch schmächtigeren, bejahrten Männchens. Dies war der damalige katholische Reformer, war der berühmte Lamennais. Bis in sein Mannesalter war dieser Bretone ein Vorfechter des allmächtigen Papsttums gewesen, und Leo XII. hatte ihm den Kardinalshut angeboten. Erst seit der Julirevolution war er zur Volkspartei übergetreten und hatte in seinem

Journale "L'Avenir" den Staat und die Kirche gleichzeitig herausgefordert, „Gott und Freiheit“ zum Motto wählend. Der Papst verdammte ausdrücklich diese Lehren Lamennais', und dieser schien 1832 reuig in sich zu gehen, ja, er schrieb eine Erklärung, daß er fernerhin die orthodoxen Lehren der katholischen Kirche streng befolgen werde. Es war ihm nicht möglich geworden, und zwei Jahre später gab er eine Schrift heraus, welche ganz Europa in Bewegung setzte. In alle Sprachen wurde sie übersetzt — Börne selbst übersetzte sie für uns — und hundert Auflagen wurden von ihr gemacht. Sie hieß „Paroles d'un croyant“. Man nannte sie das hohe Lied der Revolution, weil sie auch im edelsten Französisch, im Stile Bossuets geschrieben war. Und als sie wiederum vom Papste verdammt wurde, gab er „Affaires de Rome“ heraus, worin die Tendenzen des Papsttums dargestellt wurden als widerstreitend jedem natürlichen und christlichen Rechte.

Auf diesem Standpunkte des theologischen und politischen Radikalismus befand er sich damals, als er bei der Sand eintrat, und sich mit leisen Bewegungen und Äußerungen unter uns niederließ. Es herrschte eine Seelenfreundschaft zwischen ihm und George Sand, und niemand paßte ungeschickter zu diesem Verhältnisse als Henri Heine, welcher gerade heute von ausgelassener Stimmung und Geistesfrische war. Die Hauswirtin erkannte auch sogleich die Gefahr und suchte das Gespräch zu vereinzeln. Heine aber ließ nicht ab, sich an den sanft und wohlwollend ausweichenden Priester zu wenden und dem Gespräche allgemeine Grundsätze zuzuführen. Es war nicht zu verkennen: er hatte die freche Neigung, Lamennais aufzuziehen, was die Franzosen „railler“ nennen. Der Begriff „Pfaff“ war ihm stets antipathisch. Um mein Vergnügen zu erhöhen, flüsterte er mir ins Ohr: „Dieser sentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papst zu werden; hör zu!“ Und nun rückte er hervor mit immer schärferen Fragen, Behauptungen und

so witzigen Wendungen, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte. Die Gesellschaft war nämlich noch zahlreicher geworden: ein literarischer Rochefoucauld und der geistreiche Schauspieler Bocage hatten sich eingefunden und stimmten Heine lustig zu. Die Sand war in größter Verlegenheit, wenn sie auch süßsauer lächelte zu den spitzkomischen Worten, und bat ihn immer wieder mit den Augen, er möchte doch aufhören! Lamennais selbst lächelte ebenso und ließ sich alles gefallen von dem unbequemen Weltkinde.

Nie habe ich Heine so mächtig gesehen in gesellschaftlichem Verkehre. Oft sprach er sein Französisch — das er übrigens fein kultivierte — zähe und stockend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu suchen, die schlagendsten Ausdrücke wie ein überlegener Franzose; er herrschte bei diesem Lever wie ein Imperator des Geistes.

Ach, ich sollte ihn nie wieder so erblicken! Wir gingen im Frühjahre nach Deutschland zurück, und erst sieben Jahre später, 1847, kam ich wieder nach Paris und fand Heine — zerstört! Durch eine unheimliche Krankheit zerstört, die wohl im Rückenmarke nistete. Ein schmerzlicher Anblick, wie er tastend am Stabe einherging, weil ihm die Augenlider von selbst zufielen und er sie mit den Fingern aufheben mußte, um sehen zu können. Futter für Pulver! ob wir Geist haben oder nicht.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

